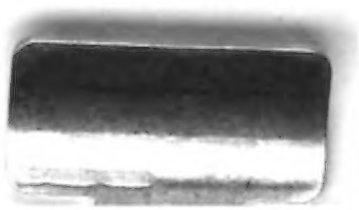
Digitized by Google

4° Σ. 312.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Erster Jahrgang,

1810.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Anzeige des ersten Jahrgangs

des

Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Nummer 1. Große Thaten und die Historie. — Über die geographische Literatur, ihren gegenwärtigen Umfang, und ihre noch auszufüllenden Lücken. — Die Feldherrn alter und neuer Zeit.

Nr. 2. Über die geographische Literatur ꝛc. (Beschluß.) — Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit. Carl V. — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Land und zur See, der alten, mittlern und neuern Zeit. a) Zeitraum der alten Geschichte. — Miscellen. Die Jugend der Großen. — Schmähschriften.

Nr. 3. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.) — Über die Flüsse und Gebirge als natürliche Gränzen. — Miscellen. Solimann II.

Nr. 4 und 5. Über den poetischen Gebrauch des historischen Stoffes. — Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol. (Ballade.) — Über die Flüsse und Gebirge ꝛc. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht ꝛc. b) Zeitraum des Mittelalters. (Fortsetzung.) — Miscellen. Seltsamkeiten. — Die Michaelisgänse, Bürgen des Sieges.

Nr. 6. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.)

Nr. 7. Die Österreicher in Festungen. — Chronologische Übersicht ꝛc. c) Zeitraum der neueren Geschichte. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 8. Herzog Leopold von Solothurn. (Ballade.) — Beyträge zur Kriegs-Casuistik.

Nr. 9. Über die Kriegsgefangenschaft. — Die Zeiten Augusts. — Über den Rahmen Napoleon.

Nr. 10 und 11. Schatten der Vorzeit. — Über den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs. — Tagesneuigkeiten. — Miscellen.

Nr. 12 und 13. Die Zusammenkünfte hoher Häupter. — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. (Fortsetzung) — Über den Genainge Wasendet ꝛc. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 14. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. (Fortsetzung.) — Übersicht der preußischen Monarchie, von ihrer Entstehung bis zum Frieden von Tilsit im Jahre 1807. — Jetziger Bestand der preußischen Monarchie. — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 15 und 16. Die Zusammenkünfte hoher Häupter. (Beschluß.) — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. Die Parlementärs. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 17 und 18. Geschichte des Hauses Österreich, von Coxe. — Über den Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europens. — Friedrich Schlegels Vorlesungen. — Der österreichische Beobachter.

Nr. 19 und 20. Biographische Züge. Johann von Müller. — Beyträge zur Kriegs-Casuistik. (Fortsetzung.) — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 21 und 22. Biographische Züge. Johann von Müller. (Beschluß.) — Literarische Notizen. — Fors Geschichte des Hauses Stuart insonderheit Jacobs II. — D'Ivernois, Effets du blocus continental. — Miscellen. Etwas aus dem Hausreglement des brittischen Königs Heinrichs VIII.

Nr. 23 und 24. Schatten der Vorwelt. Cajus Marius. Marbod. Attila. — Erklärung des Hofraths Freyherrn von Hormayr, über einige gegen ihn gerichtete Ausfälle bayerscher Zeitungen.

Nr. 25 und 26. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. (Fortsetzung.) — Über die Ausführbarkeit einer englischen Expedition gegen Kronstadt und St. Petersburg. — Miscellen.

Nr. 27 und 28. Der Graf von Habsburg. (Ballade von Schiller.) — Zeitgeschichte. Historische Reflexionen über das große Ereigniß des Tages, die Vermählung Napoleons und Louisens. — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 29 und 30. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. (Fortsetzung.) — Miscellen. — Beylage zu Nr. 30. Kaunitzens Blick in die Zukunft.

Nr. 31 und 32. Biographische Züge. August Ludwig von Schlözer. — Zeitgeschichte. Finanzpatent vom 20. Febr. 1809 verglichen mit jenem vom 20. August 1806. — Miscellen.

Nr. 33 und 34. Kaiser Ferdinand II. (Legende von Caroline Pichler, gebornen von Greiner.) Biographische Züge. General John Moore. — Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. Der Städte Aufruhr in Castilien. — Miscellen.

Nr. 35. Carl V. — Der Städte Aufruhr in Castilien. (Fortsetzung.) — Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa verhindert? — Über die mimischen Tänze der Alten. — Miscellen.

Nr. 36 und 37. Zeitgeschichte. Die Zusammenkünfte hoher Häupter und die Wechselheirath zu Wien im July 1515. Beschreibung aller Vermählungs-Feyerlichkeiten im März 1810. — Chronologisches Verzeichniß der Land- und Seereisen. (Fortsetzung.)

Nr. 38 und 39. Biographische Züge. Heinrich Pestalozzi. — Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Carl V. Der Städte Aufruhr in Castilien. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.)

Nr. 40 und 41. Charakterzüge und Anecdoten ꝛc. Maximilians I. Tagebuch über seinen Heerzug gegen Ungarn, nach dem Tode des Königs Mathias Hunniady Corvin 1490. — Tarragona. — Die geheiligten Thiere der neuern Zeit. — Auch ein Beytrag zur Titelsucht. — Livius als Friedensstifter und als Reliquie. — Sully. — Miscellen.

Nr. 42 und 43. Schatten der Vorwelt. Ludwig XI. und Carl der Kühne. — Wie Carl vor Nancy umkam, und das Haus Burgund beschloß. — Statistische Notizen. — Miscellen.

Nr. 44 und 45. Schatten der Vorwelt. Der Bruder Claus von der Flüe. — Der Ostracismus gegen Thiere. — Literarische Notizen. Über die nach dem letzten Kriege aus Österreich ausgewanderten Schriftsteller. Blicke auf den Ton und die Haltung mehrerer Gelegenheitsschriften und neuesten Werke. — Stimmen des Auslandes über das österreichische Finanzpatent vom 20. Februar 1810. — Miscellen.

Nr. 46 und 47. Anecdoten aus Loudons Leben. — Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa befördert? — Über die Mittel sich unverbrennbar zu machen. — Miscellen. (Fortsetzung des geschätzten Journals: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat.)

Nr. 48 und 49. Über Montesquieu. (Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.) — Erzherzog Carl und seine Grenadiers bey Stockach. — Don Carlos und die Prinzessinn Eboli. — Erasmus, Bekämpfer des Gespensterglaubens. — Ludwig XIV. über die deutsche Kaiserwürde. — Mannigfaltigkeiten. — Volksgesang u. Volksgeist.

Nr. 50 und 51. Historische Notizen von der Erziehung. — Die Ahnherrn Marien Louisens, Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien, Erzherzoginn von Österreich. (Zu diesem Aufsatz gehören 20 genealogische Beylagen. Die erste, dieser Nummer beyliegende Tabelle, stellt die gemeinschaftliche Abkunft der Häuser Habsburg und Lothringen dar.) — Über die Zeit, in Bezug auf die Staatswissenschaft. — Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staat, und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht. — Über das Chaos, und die Art es darzustellen. — Actenstück zur Geschichte der Deportirung der königlich bayrischen Civilbeamten nach Ungarn. — Miscellen.

Nr. 52. Friedrich II. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Über-

Digitized by Google

sicht der Staatsgeschichte Europens im Mittelalter. Die Zeiten der Anarchie.) — Pädagogische Reformatoren des 17ten Jahrhunderts. — Historische Notizen von der Erziehung. (Beschluß.) — Statistische Notizen. — Miscellen.

Nr. 53 und 54. Collins Rudolphiade. — Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Die Mnemonik. — Xaver Bettinelli. — Miscellen.

Nr. 55 und 56. Schatten der Vorwelt. Der Böhmenkönig Ottokar. — Aus Collins Rudolphiade. — Literarische Notizen. Über die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. — Miscellen.

Nr. 57 und 58. Aus Collins Rudolphiade. — Jean de Mascarenhas. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 59 und 60. Aus Collins Rudolphiade. — Jean de Mascarenhas. (Beschluß.) — Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit.

Nr. 61 und 62. Aus Collins Rudolphiade. — Die Normannen. — Biographische Züge. Joseph Graf von Odonel. — Decret Sr. Excellenz des Oberstkämmerers, Rudolph Grafen von Wrbna, an den k. k. Herrn Hof-Statuar, dann Director der Akademie der bildenden Künste, Franz Edler von Zauner, über die Jos. Statue. — Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht. (Fortsetzung.) — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 63 — 65. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Biographische Züge. Fourcroy. — Attila und die Azimunter. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Statistische Miscellen.

Nr. 66 und 67. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken. — Beytrag zur Geschichte der pohlnischen Constitution vom Jahre 1776. — Über die alten Kirchenschätze in Frankreich. — Wunsch zur Bereicherung der gothischen Sprachkunde aus Spanien. — Miscellen.

Nr. 68 und 69. Historische Versuche durch Johannes Müller. (Fortsetzung.) — Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt. — Biographische Züge. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 70 und 71. Historische Versuche durch Johannes Müller. Gemählde von Europa mit Anfang der neuern Geschichte. (Beschluß.) — Entdeckung amerikanischer Alterthümer. — Die Luftreise. — Die Ehen und Ehescheidungen französischer Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 72 und 73. Aus Collins Rudolphiade. — Schatten der Vorwelt. Johann von Luxemburg, König in Böhmen. — Sonderbare Gebräuche einiger Völker bey der Erbfolge. — Der Handel. — Miscellen.

Nr. 74 und 75. Bredow's historischer Frauenspiegel.

Nr. 76 — 78. Historischer Frauenspiegel. (Fortsetzung.) Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. — Joseph von Hammer. — Chronologische Übersicht ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 79 und 80. Kremsmünster, (Legende von Caroline Pichler, geborne von Greiner.) — Über den Einfluß der Bevölkerung auf das Glück der Menschheit. — Literarische Notizen. Franz Kurz. — Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, durch Johann von Müller. — Miscellen.

Nr. 81 und 82. Über Fox als Schriftsteller. — Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen? Eine Parallele. 1. Erfindungen der Deutschen. 2. Erfindungen der Engländer. — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen ꝛc. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 83 und 84. Vorschläge zur Erleichterung und Erweiterung der inländischen Schifffahrt und des Handels in dem Erbkaiserthum Österreich. — Über Fox als Schriftsteller. (Beschluß.) — Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit. (Beschluß.)

Nr. 85 — 87. Rückerinnerung an österreichische Helden. Von J. W. Ridler. — Biographische Züge. Christoph Meiners. — Georg Friedrich Brandes. — Der alte und neue Kalender. — Don Carlos. — Miscellen.

Nr. 88 — 90. Aus Collins Rudolphiade. — Philipp II., König von Spanien. — Bonneval. — Biographische Züge. Johann Gottfried Seume. — Miscellen.

Nr. 91. Philipp II., König von Spanien. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 92. Rückerinnerung an österreichische Helden. Von J. W. Ridler. (Fortsetzung.)

Nr. 93 und 94. Züge der Sittengeschichte Frankreichs während der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. — Recht der Blutrache im 15ten Jahrhunderte. — Clement Marot. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 95 und 96. Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien.

Nr. 97 — 99. Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien. (Beschluß.) — Die eiserne Maske.

Nr. 100 und 101. Gustav III. in Italien. — Der Engländer erste Landung in Irland. — Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 102 und 103. Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von Joseph Rohrer. — Der Engländer erste Landung in Irland. (Beschluß.) — Große Geister sind oft Propheten.

Nr. 104 und 105. Über die ersten Fortschritte der Literatur in England, bis zu Anfange des 14ten Jahrhunderts. — Über die Umschaffung der Geographie. — Der Römer Verkehr mit Indien. — Armenanstalten Italiens. — Miscellen.

Nr. 106 und 107. Schatten der Vorwelt. Czar Peter. Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft. Von Joseph Rohrer. — Biographische Züge. Lalande. — Miscellen.

Nr. 108 und 109. Holland. — Biographische Züge. Lalande. (Beschluß.)

Nr. 110 und 111. Die Smitmerisch-Löschnerische Sphragitodek in Wien. — Beyträge zur Geschichte der Reformation in Österreich. — Miscellen.

Nr. 112 und 113. Adelstolz der Alten. — Friedrich und Katt. — Die heiligen Berge. — Miscellen.

Nr. 114 und 115. Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Über den Tod. — Miscellen.

Nr. 116 und 117. Carls V. Aufenthalt und Reisen. Nach dem Tagebuche seines Cabinets-Secretairs Vandenesse. — Zustand der Wissenschaften im Kloster St. Gallen, im 19ten Jahrhundert. (Probe aus Ildephons von Arx Geschichte des Cantons St. Gallen.) — Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 118 und 119. Carls V. Itinerär, durch seinen Cabinets-Secretär Vandenesse. (Fortsetzung.) — Friedrich und Katt. (Beschluß.) — Die Hunde als Hülfstruppen.

Nr. 120 und 121. Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. (Aus einer akademischen Rede, von Friedrich Jacobs.) — Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft. Von Joseph Rohrer. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 122 und 123. Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von J. Rohrer. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 124 — 126. Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik. Von J. Rohrer. (Beschluß.) — Neu-Idria. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Ein Beytrag zur Geschichte des Ritterwesens in Spanien.) — Miscellen.

Nr. 127 und 128. Die Belagerung von Syrakus. — Biographische Züge. Franz Jacob Le Fort. — Das Kampfspiel des Suero de Quinones. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 129 und 130. Die Belagerung von Syrakus. (Fortsetzung.) — Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Prachtliebe, Erbstück einer Familie, (der Madruzze in Tyrol.) — Miscellen.

Nr. 131. Weßhalb verfielen die bildenden Künste zugleich mit der Einführung des Christenthums? — Salvatori's Reise nach Persien.

Digitized by Google

Nr. 132 und 133. Carls v. Itinerär. (Fortsetzung.) — Denkmahle der Vorzeit. Vier Briefe Mathias Huniady Corvins, Königs von Ungarn, an Gotthard von Starhemberg 1480. (Aus dem Original zu Riedeck.) — Die Belagerung von Syrakus. (Fortsetzung.) — Biographische Züge. Mazarin. Mons de la Croix. — Miscellen.

Nr. 134 und 135. Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache. — Heereszüge über die Alpen. — Riesenmäßige Unternehmungen einiger alten Völker. — Island. — Miscellen.

Nr. 136 und 137. Carl Gustav, König von Schweden. Von Heinrich von Bülow. — Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preußen. Von Adam Müller. — Emanuel von Portugall. — Miscellen.

Nr. 138 und 139. Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbsfleiß. Von Georgius. — Carl Gustav, König von Schweden. (Beschluß.) — Miscellen.

Nr. 140 und 141. Die Riegersburg. Ode von Joseph von Hammer. — Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbsfleiß. (Beschluß.) — Kazianers Tod. (Brief des Christoph von Knillenberg, an Christoph von Madruz, Bischofen von Trient.) — Über den Kriegsgebrauch in den Seekriegen, zwischen den Staaten am mittelländischen Meere, während des Mittelalters. — Miscellen.

Nr. 142 und 143. Die Belagerung von Diu 1538. — Ludwig Morus Sforza. — Miscellen.

Nr. 144. Über die Wohlthätigkeit des Einflußes der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien. (Eine akademische Rede, gehalten den 3. Nov. 1810 im k. k. Bibliothek-Saale zu Lemberg. Von J. Rohrer.) Denkmahle der Vorzeit in Briefen. König Carl der Neunte von Schweden, an König Christian den Vierten von Dänemark 1611. — Christian der Vierte an Carl den Neunten. Zwey Briefe König Jacobs des Zweyten von England an den Staatsrath. — Miscellen.

Nr. 145 — 147. Denkmahle aus der vaterländischen Vorzeit. Instruction Kaiser Maximilian I. an Erzherzog Philipp seinen Sohn, durch den Cardinal d'Amboise. Linz den 21. Nov. 1502. — Ludwig Morus Sforza. (Beschluß.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Von Lichtenstein.) — Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker. (Von Heeren.)

Nr. 148 und 149. Biographische Züge. Lord Wellesley. — Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker. (Beschluß.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Nr. 150 und 151. Carls V. Itinerär. (Fortsetzung.) — Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. (Beschluß.) — Moden vergangner Zeiten. — Bemerkungen über den letzten Absatz in den Miscellen von Nr. 122 und 123 des Archivs, rücksichtlich der Entdeckung der Kuhpocken. (Von J. de Carro.) — Miscellen.

Nr. 152 und 153. Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landesleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit. Carl V. 1. Note über die Pensionen, welche der Kaiser nach England bezahlte. 2. Abschied der Erzherzoginn Margarethe, verwitweten Herzoginn von Savoyen, Statthalterinn der Niederlande, von Ihrem Neffen, Kaiser Carl. dd. Mecheln, 30. Nov. 1530. 3. Grabschriften zweyer großen Minister Carls zu Innsbruck. — Erik XIV. König von Schweden. — Einnahme des Fürstenthums Mörs durch die Preußen 1712. — Miscellen.

Nr. 154 und 155. Biographische Züge. Sir Thomas More. — Des Schwedenkönigs Carls XI. Traumgesicht. — Die Kaiserinn Eudoxia. — Miscellen.

Nr. 156 und 157. Die Kaiserinn Eudoxia. (Beschluß.) — Merkwürdiger Aufschluß über die Hinrichtung Carls I. — Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow. — Miscellen. — Fortsetzung dieses Archivs im Jahre 1811.

Beylagen.

A) Genealogische Herleitungen Ihrer Majestät der Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien, kaiserlichen Prinzessinn und Erzherzoginn von Österreich, Maria Ludovica, von den berühmtesten Regenten-Häusern Europa's.

I. II. Gemeinschaftliche Abkunft der Häuser Habsburg und Lothringen. — III — VIII. Von den Merowingern und Carl dem Großen, von den Sächsischen, Salischen und Schwäbischen Kaisern, dann von den alten Königen Castiliens. — IX. Von den alten und neuern Welfen und vom herzoglichen Hause Braunschweig. — X. Von den eingebornen Königen Böhmens der Przemyslischen Dynastie. — XI. XII. Vom Luxemburgischen Kaiserhause und von den Jagellonen. — XIII. Von den Königen von England aus dem Hause der Herzoge von Normandie und Anjou (genannt Plantagenets.) — XIV. XV. Vom alten Hause Burgund und von den Königen von Portugall. — XVI. XVII. Von den alten Westgothischen und eingebornen Königen Spaniens. — XIX. Von den Königen und Herzogen in Pohlen aus Piastischem Stamme. — XX. Von den eingebornen Königen Ungarns Arpadischen Stammes. — XXI. XXII. XXIII. Von den drey verschiedenen Linien des Hauses Hugo Capet's, den ältern Capetingern, den Valois und Bourbons.

B) Öffentliche Staatsacten.

I. 1) Waffenstillstand zwischen ihren Majestäten, dem Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinischen und Vermittler des Schweizerischen Bundes, am 12. July 1809, im Lager vor Znaym abgeschlossen. — 2) Friedensschluß zwischen JJ. MM. dem Kaiser von Österreich und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, unterhandelt zu Ungarisch-Altenburg und Wien, geschlossen zu Wien am 14., ratificirt zu Wien und Dotis am 15. und 17., und ausgewechselt am ersten Orte, am 20. Oct. 1809. 3) Militär-Convention in Ergänzung des 12. Artikels des Wiener Friedens, geschlossen ebenfalls zu Wien, am 26. Oct. 1809. — 4) Das Königreich Illyrien.

II. Vom Frieden zu Preßburg bis zu jenem von Wien. — 5) Waffenstillstand dd. Austerlitz, 6. Dec. 1805. — 6) Friedensschluß zwischen Österreich und Frankreich, dd. Preßburg 26. Dec. 1805. — 7) Übereinkunft wegen Vollzug der Verfügungen des 25. Preßburger Friedensartikels, dd. Wien am 3. Jänner 1806. — 8) Rheinische Bundesacte, dd. Paris 12. July 1806. — 9) Abdications-Urkunde Sr. kaiserl. Maj. Franz II., dd. Wien den 6. August 1806. — 10) Nicht ratificirter Frieden zwischen Rußland und

Digitized by Google

Frankreich, dd. Paris 20. July 1806. — 11) Friedensschluß zwischen Frankreich und Rußland, dd. Tilsit 7. July (25. Jun.) 1807. — 12) Friedensschluß zwischen Frankreich und Preußen, dd. Tilsit 9. July 1807. — 13) Convention zwischen dem österreichischen und französischen kaiserl. Hofe, dd. Fontainebleau 10. Oct. 1807.

III. 13) Waffenstillstands- und Evacuations-Tractat nach der Schlacht von Marengo, dd. Alessandria 16. Juny 1800. — 14) Supplementär-Convention, dd. Verona 31. July 1800. — 15) Waffenstillstand in Deutschland, Tyrol und Graubünden, dd. Parsdorf, 15. July 1800. — 16) Nicht ratificirte Friedens-Präliminarien zwischen Österreich und Frankreich, dd. Paris 28. July 1800. — 17) Verlängerung des Waffenstillstandes in Deutschland, dd. Hohenlinden 20. Sept. 1800. — 18) Verlängerung des Waffenstillstandes in Italien, dd. Castiglione 29. Sept. 1800. — 19) Waffenstillstandsvertrag nach der Schlacht bey Hohenlinden, dd. Steyer 25. Dec. 1800. — 20) Waffenstillstand für Italien, dd. Treviso 16. Jänner 1801. — 21) Convention zu Luneville über die Räumung der Festungen auf dem rechten Etschufer, dd. 26. Jänner 1801. — 22) Friedens-Tractat zwischen Österreich und der französischen Republik, dd. Luneville 9. Febr. 1801. — 23) Convention zwischen Sr. Maj. dem König von Ungarn und Böhmen und der französischen Republik, mit angehängter Acte, die Accession Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen und deren Acceptation betreffend, dd. Paris 26. Dec. 1802. — 24) Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation im deutschen Entschädigungs-Geschäfte. dd. Regensburg, 25. Februar 1803. — 25) Reichsoberhauptliche Ratification des Indemnisations Werkes, dd. Regensburg 28. April 1803. — 26) Franz II. erklärt sich zum Erbkaiser von Österreich, dd. Wien den 12. August 1804. — 27) Präliminar-Friedensartikel zwischen der französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät, unterzeichnet zu London den 9. Vendemaire im 10. Jahre der französischen Republik (1. Oct. 1801.) — 28) Definitiv-Friedens-Tractat zwischen Sr. Maj. dem Könige von Großbrittanien und Irrland auf einer, und der französischen Republik, Sr. Maj. dem Könige von Spanien und beyden Indien, und der batavischen Republik auf der andern Seite. (25. März 1802.)

IV. 29) Waffenstillstand zwischen Sr. Maj. dem Kaiser und König, und der fränkischen Republik, dd. Judenburg den 7. April 1797. — 30) Waffenstillstand für Tyrol und Italien, dd. Verona den 18. April 1797. — 31) Bothschaft des fränkischen Vollziehungs-Directoriums an den Rath der Fünfhundert und an den Rath der Alten, vom 20. April 1797; die mit Österreich zu Leoben abgeschlossenen Friedens-Präliminarien betreffend. — 32) Friedens-Tractat zwischen Österreich und Frankreich, dd. Campo-Formio bey Udine, 17. Oct. 1797. — 33) Geheime Artikel und Additional-Convention zu dem Tractat von Campo-Formio, den 17. October 1797. — 34) Militär-Convention zwischen den Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers und der fränkischen Republik, zu Rastadt, 1798 den 1. December.

V. Österreichs Freyzügigkeits-Verträge. 1 und 2. Mit dem Großherzogthum Baden. — 3 und 4. Mit dem Königreiche Bayern. — 5. Mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. — 6. Mit der Krone Frankreich. — 7. Mit Chur-Cöln. — 8. Mit Münster. — 9. Mit Osnabrück. — 10 und 11. Mit dem Großherzogthum Würzburg.

IV. Friede zwischen Österreich und der Pforte, geschlossen zu Sistowe am 4. August 1791. Erklärung der vermittelnden Minister. Separat-Vertrag. — Handlungsvertrag oder Senet zwischen Österreich und der hohen Pforte, vom 24. Febr. 1784. — Ferman in Vollziehung dessen an die türkischen Behörden und an den Woiwoden der Wallachey, Michael. (May 1784.)

Digitized by Google

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag, den 1. Januar 1810.

Kein Gemeinwesen vermag zu bestehen ohne Tugend. — Und was für eine Tugend? Ich meine jenes lebendige, thätige Gefühl, daß jeder nicht für Sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorüberfliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl auch der Zukunft lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverläugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Lebensglück, Freundschaft und Liebe, Bewußtseyn, Unbefangenheit.

Johann von Müller.

(1.)

Große Thaten und die Historie.

Die Vollbringer großer Thaten hielten immer die Historie über alles werth. An ihr erzogen sie zum Theil ihre Größe, und nur durch sie fanden sie einen Umgang, der ihrer ganz würdig war, denn selten stellt derselbe Moment der Zeit an Einem Platz mehrere große Männer zusammen. In der Bewunderung, welche Ihresgleichen Jahrhunderte zollten, genießen sie ihre Nachwelt.

Aber es ist nicht nur diese persönliche Rücksicht, warum ihnen die Historie über alles werth geworden, sondern sie haben es auch auf den Blättern derselben gelesen, und fühlen es an ihrer eigenen Entwicklung, daß der historische Sinn, welchen sie schafft und bildet, schlechterdings zur höchsten Gabe gehört, welche dem Menschen verliehen werden mag.

Er besteht darin, eine gegebene Individualität fassen zu können; der poetische begreift die erschaffne, welche der letzte Maßstab für alle gegebene bleibet. Nach diesem doppelten Sinn muß unsre ganze Bildung sich hinlenken. Alles übrige Geschäft des Geistes, nähmlich des Gedächtnisses, und das philosophische, spielt nur eine untergeordnete Rolle, und bereitet den Boden, auf welchem die Historie und Poesie wandeln.

Der Sinn für diese beyde bewirkt zuletzt Alles, was Religion und Moral haben bewirken sollen. Man mag in die Individualität der Tugend und des Lasters nicht eindringen, ohne Liebe und Haß für eignes Handeln zu empfinden. Es fliehn Unduldsamkeit und Verläumdung, wo der Mensch und seine That begriffen wird, und der Zorn wird daselbst in sanfte Klarheit übergehn, die Furcht sich schnell fassen. Der historische Sinn gibt dem, welcher ihn hegt, Selbstständigkeit, und begreift die fremde genug, um ihr nicht Eintrag zu thun. Damit ist das Räthsel eines guten Verkehrs der Menschen gelöset. Auch weiß er am besten, wo der Zwang gegen die Thierheit zu Hülfe gerufen werden muß, und sorgt für die Sicherheit der sterblichen Geschlechter, indeß der poetische Sinn die ideale Individualität begreift, und mit heiliger Inbrunst die Himmel umfaßt.

Männer, die mit einem großen Leben wirkten, hielten die Historie über alles werth, für sich und die Welt.

Neben solchen Männern steht als ein guter Genius der Historiker, welcher den historischen Sinn weckt und bewacht, und in seinem Auffassen beschreibt. Der hochherzige John Milton, berufen unter die Wächter der idealen Individualität, nennt den Beschreiber großer Thaten so erhaben, als den Vollbringer.

Im Grunde vollbringen Historiker und Poeten durch ihr Werk immer das Höchste, und durch die Eminenz im historischen und poetischen Sinn entsteht alle Größe; aber es werden noch tausend besondere Fertigkeiten und Kräfte für den erfodert, welcher den Stoff des Lebens, anstatt ihn bloß zu erkennen und darzustellen, durch unmittelbares Angreifen mit gestalten will. So wäre eine Frage, die über das Urtheil des Britten entstünde, nur die: ist die Masse von diesen besondern Fertigkeiten und Kräften, der Vollbringer großer Thaten, oder ist die Kunst des Historikers und ihre Ausübung bewundernswerther?

Über die geographische Literatur, ihren gegenwärtigen Umfang, und ihre noch auszufüllenden Lücken.

So wie eine allgemeinnützliche Wissenschaft — besonders wenn sie, wie dies bey der Geographie der Fall ist, zur Lieblingswissenschaft ganzer Nationen wird — schnell und hoch aufblüht, von allen Seiten begünstigt, auf die oberste Stufe erhoben; von zahlreichen Verehrern genährt, gepflegt und bereichert, von philosophischen Köpfen aufgehellt, von fleißigen Gelehrten sorgsam angebaut, von den aufgeklärtesten Völkern wetteifernd ausgeschmückt und vervollkommnet, und selbst von den Regierungen großer Staaten befördert, unterstützt und reichlich belohnt wird — so entwickeln sich ihre Vorzüge immer mehr, so erhebt sie sich im schönsten Glanze, und ihr Gebieth erweitert sich bis ins Unübersehbare, so daß keines einzelnen Menschen Kraft es mehr allein zu umspannen vermag!

So jetzt die Geographie! — Sie, erst die schwankende, unvollständige, unbestimmte Kunde eines unbedeutenden Fleckchens Erde — Kenntniß des Wohnorts aufkeimender Völkerschaften, die oft ihre nächsten Nachbaren nicht kannten —; dann die Mährchenerzählerinn der abenteuerlichen Mirabilia mundi — für den Neuling ist alles neu und wunderbar — weiterhin die unsichere Wegweiserinn golddurstiger Abenteurer und die Aufbewahrerinn der Handwerksburschen-Erzählungen, ununterrichteter Wagehälse; ist endlich nun zur Wissenschaft erhoben, im herrlichsten Glanze ihrer hochaufgeblühten Schönheit — die Lehrerinn der Jugend aller Stände; die Rathgeberinn des Regenten und Staatsmannes; die Führerinn des Speculanten, des Seefahrers, des Kriegers, des Eroberers; die Vertraute des tiefdenkenden Forschers; die trauliche Gefährtinn des pilgernden Weltbürgers; die unterhaltende Gesellschafterinn des Geschäftsmannes, der am kühlen Lebensabende ausruht; die Gespielinn aller Musen; eine Wohlthäterinn der Menschheit! —

Ihre Geschichte, wie sie zum Theil schon von Herders und Sprengels Meisterhand skizzirt wurde, entwickelt den Gang ihrer allmählichen Fortschritte, und zeigt, wie sie nach und nach durch Kriege und Völkerwanderungen, durch Speculations- und Entdeckungsreisen, Wallfahrerspilgerschaften und Wanderschaften von Glaubensbothen, mit Hülfe erfahrner Gelehrten das wurde, was sie jetzt ist.

Mit dem sorgfältigern Anbaue und der immer höher getriebenen Aufhellung der Geographie hat sich auch das Gebieth dieser Wissenschaft sehr erweitert, und es erweitert sich noch täglich mehr!

Der Geograph unsrer Tage muß hinreichend astronomische, und ein ziemliches Quantum mathematischer Kenntnisse besitzen, um mit den Verhältnissen unsers Erdballs zu den übrigen Himmelskörpern, mit dessen Gestalt, Größe, Ausmessung, Abtheilung u. s. w. genau bekannt zu seyn; Er muß sich von der Physik in die Geheimnisse der Natur einweihen lassen, um die innere und äußere natürliche Beschaffenheit der Erde, des sie umgebenden Dunstkreises und ihrer einzelnen Theile gehörig kennen zu lernen. — Die Naturhistorie muß ihm bey der Untersuchung der Producte der ganzen Erde, so wie der einzelnen Länder hilfreiche Hand biethen, um ihn mit den Erzeugnissen des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs näher bekannt zu machen. — Geschichte, Linguistik und Philosophie müssen ihm bey der nähern Betrachtung der menschlichen Erdbewohner mit ihren Fackeln vorleuchten, und Anthropologie muß ihm als Wegweiserinn zur Seite gehen. — Mehrere andere Hülfswissenschaften werden ferner dazu erfordert, um den Geographen in die nähere Kenntniß sowohl der Erde überhaupt, als ihrer einzelnen Länder und topographischen Merkwürdigkeiten einzuleiten; ja hier treten alle Wissenschaften und Künste zusammen, um jede ihren Beytrag zur Vervollkommnung der Geographie abzuliefern. Die Theologie beleuchtet den Religionszustand der Länder; die Arzneywissenschaft untersucht die in einem Lande endemischen Krankheiten und ihre Ursachen; auch entwirft sie medicinische Chorographien und Topographien; die Jurisprudenz entwickelt das Staatsrecht, das Privatrecht, die Justizverfassung u. s. w. jedes Landes; die Ökonomie zeigt die Anwendung der natürlichen Staatskräfte, und die Erzeugung und Benutzung der Naturproducte; die Technologie lehrt die künstliche Veredelung derselben; die Handelswissenschaft belehrt uns über den Absatz und Umtausch der in einem Lande erzeigten Handelswaaren; die Alterthumskunde leitet zur Kenntniß der aus den Vorzeiten übrig gebliebenen Denkmähler; die Baukunst führt uns zur richtigen Beurtheilung der Gebäude, so wie die Mahlerey und andere schöne Künste zur richtigen Kenntniß anderer topographischer Merkwürdigkeiten, u. s. w. Kurz, der Geograph bedarf mehr oder weniger der Beyhülfe aller Künste und Wissenschaften, und selbst dem Geographiefreunde sind zum Verständnisse geographischer Schriften, besonders der Reisebeschreibungen, tausenderley verschiedene Kenntnisse unentbehrlich; dahin gehört denn auch Bekanntschaft mit der nautischen Terminologie.

Von der Statistik ist hier absichtlich nicht die Rede, da sie jetzt, als ein ehemahliger Hauptheil der Geographie unter dem Nahmen der politischen Geographie, eine eigene Wissenschaft geworden, die zwar als Staatenkunde mit der Länder- und Völkerkunde noch innig verschwistert ist; aber nun zu Gunsten der Staatsgelehrten eine besondere Doctrin bildet, die des beständigen Beystandes einer Menge von Hülfswissenschaften bedarf. —

Zu den immer wachsenden Schwierigkeiten, die der hier nur kurz angedeutete Umfang des Gebieths der Geographie nothwendig hervorbringen muß, gehört vorzüglich auch die jetzt schon beynahe unübersehbare und täglich an innerer und äußerer Ausdehnung zunehmende geographische Literatur, deren Überblick der Gegenstand dieses Aufsatzes ist. —

(Der Beschluß folgt.)

Die Feldherrn alter und neuer Zeit.

Ein großer Monarch und Feldherr unsrer Tage, soll einen berühmten Schriftsteller die Frage vorgelegt haben: ob den Feldherrn der alten oder der neuen Zeit der Vorrang gebühre? Vermuthlich hätte man hier die Antwort am liebsten von dem gehört, der die Frage that; kann der Gelehrte sie geben, ohne sich dem Vorwurf der Anmaßung auszusetzen? Eher möchte wenigstens mancher Feldherr über Gelehrte competenter Richter seyn, als der Gelehrte über Feldherrn. Auch wir wollen uns also wohl hüthen, kühn zu entscheiden; nur zu sagen, was uns dünkt, wird uns frey stehen.

Die Stimme aller Völker und Zeiten ist kaum in etwas Anderm sich so gleich geblieben, als in den Lobpreisungen großer Heerführer. Die Größe und der Erfolg ihrer Thaten mag daran einen großen Antheil haben; er gibt aber doch den Maßstab nicht allein. Hannibal und Daun glänzen neben Scipio und Friedrich, wenn sie gleich unterlagen; und Luxemburgs Siege haben den Ruhm von Wilhelm dem Oranier nicht verdunkeln können. Daß, unabhängig von dem Erfolg einzelner Schlachten, nur der sehr überlegene Mensch der würdige Führer eines Heers seyn könne, fühlt jeder; und wie schwer auch der kriegerische Ruhm zu erringen seyn mag, so hat der Feldherr doch nicht wenig dadurch voraus, daß er schon durch seine Stelle so weit über Tausende hervorragt.

Sollten wir auf jene Frage eine Antwort ertheilen, so würden wir weder unbedingt den Feldherrn des Alterthums noch der neuern Zeit den Vorrang einräumen; aber wir würden sagen: die erstern bedurften mehr des Genies und

des persönlichen Muths, die andern mehr der Kenntnisse und der Geistesstärke.

Die Feldherrn des Alterthums bedurften zuerst mehr des Genies, weil sie als Menschen und Bürger ihren Kriegern um vieles näher blieben. Sie bildeten sich meist in Republiken; die des neuern Europas, mit Ausnahme der Söhne der Revolution, in Monarchien. In den Staaten Griechenlands und Roms, hatte der Rang nicht, ehe sie zum Commando gelangten, zwischen ihnen und ihren Mitsoldaten eine Kluft befestigt. Sie waren Bürger gewesen so gut wie jene, sie hatten mit ihnen gedient, sie traten nach niedergelegtem Commando wieder in die Classe der bloßen Bürger zurück. Dieß mußte, wie groß auch ihre Macht als Feldherrn, ja, wie unumschränkt sie auch seyn mochte, doch ein ganz anderes Verhältniß gründen, als da wo die Geburt und der Stand schon lange vorher eine Scheidewand gezogen hatten. Das Commilitones des Bürger-Consuls war bedeutungsvoller, als das Kameraden des fürstlichen Feldherrn der neuern Zeit; jenes floß aus der Natur, dieses aus der Herablassung des Augenblicks. Wenn die römischen Legionen ihren siegenden Heerführer mit dem Zuruf Imperator begrüßten, so gaben sie ihm einen Titel, den die neuern Zeiten nicht gestatten, weil in ihnen kein Titel von unten auf kommen darf. Der Feldherr blieb also moralisch gewisser Maßen immer mehr in der Abhängigkeit von seinem Heer, wie sehr er auch militärisch über alle hervorragte. Wer das römische Alterthum kennt, weiß, wie keck und laut die Urtheile der Soldaten über ihre Feldherrn waren; ja wie selbst ein Cäsar an seinem Ehrentage es sich mußte gefallen lassen, daß seine Legionen neben den Siegesliedern des Triumphes ihre Spottlieder sangen.

In dem Verhältniß des Befehlshabers zu dem Heer lag also etwas von Gleichheit bey der Ungleichheit, das in den neuern Zeiten daraus verschwand; und eben daraus mußte das Bedürfniß hervorgehen, nicht bloß auf die Masse als solche, sondern auf die Individuen zu wirken, die die Masse bildeten. Jenes mag durch Befehle geschehen, dieses vermag kein Commando; es kann nur die Folge der Überlegenheit, und nicht etwa bloß der des Muths, sondern vielmehr der des Geistes seyn.

Die Feldherrn des Alterthums bedurften daher besonders einer Fertigkeit, um welche die der neuern Zeit sich wenig bekümmert haben, sie mußten sprechen können. Die Kunst zu fluchen, die zwar auch eine Art von Genie erfordern, und sogar auch eine Art von Enthusiasmus hervorbringen soll, kann doch nur augenblickliche Wirkungen erzeugen, und scheint im Alterthume wenig cultivirt worden zu seyn. Ein stummer Feldherr wäre dort so gut wie gar kein Feldherr gewesen. Wir verstehen hier aber unter Sprechen nicht bloß eigentliche Beredsamkeit. Allerdings durfte zwar auch diese nicht fehlen; der Heerführer, der vor dem Anfang einer Schlacht oder bey andern Gelegenheiten seine Truppen zu haranguiren hatte, mußte auch in einem gewissen Grade Redner seyn. Aber die Kunst gut zu sprechen schließt unstreitig noch viel mehr in sich, als die Kunst zu haranguiren. Diese mochte dem Imperator Achtung und Gehorsam bey der Masse verschaffen; jene verschaffte ihm das Zutrauen der Einzelnen.

Ob die alte oder die neue Taktik mehr Genie erfordere? ist eine vielleicht schwierigere Frage. Verstehen wir unter Taktik die Anordnung der jedesmahligen Stellung und Bewegung des Heers, in sofern sie durch die Umstände und das Lokal bestimmt werden, so behauptet das Genie, unabhängig von der Zeit, ohne Zweifel jedes Mahl seine Rechte. Soll aber die Theorie dieser Wissenschaft, in sofern sie allgemeine Vorschriften geben kann, darunter gedacht werden; so scheint es, hat das Alterthum der neuern Zeit hier wenig zu erfinden übrig gelassen. Die Eine große Aufgabe der Taktik: eine Truppenlinie zugleich möglichst fest und auch möglichst beweglich zu machen, ist im Alterthume auf so vielfache Art zu lösen versucht worden, daß man alle Mittelstufen von den Extremen der tiefsten bis zu denen der leichtesten Schlachtordnung durchgegangen zu seyn scheint. Während die macedonische Phalanx die möglichst tiefste Stellung nach Maßgabe der damahligen Bewaffnung bildete, ward bey der römischen Legion so lange experimentirt, bis das Genie des ältern Scipio Africanus jenes Problem befriedigend aufgelöst zu haben schien. Die zweyte Hauptaufgabe aber, durch die geschickte Stellung und Bewegung den Mangel der Zahl zu ersetzen, mußte im Alterthum um so viel fühlbarer werden, da die griechischen und römischen Feldherrn fast immer mit sehr mäßigen Heeren einer weit überlegenen Macht sich widersetzen mußten. Das war es wohl hauptsächlich, was sie so groß machte, indem es sie nöthigte, ihr Genie zu entwickeln und Erfinder zu werden. So lernte Miltiades bey Marathon die Flügel vor der persischen Reuterey zu decken. So wurde Epaminondas, der dreyfach stärkern Macht Sparta's gegenüber gestellt, aus Noth der Erfinder jener schiefen Schlachtordnung, durch welche zweytausend Jahre nach ihm noch Friedrich auf den Feldern von Leuthen neunzig Tausend mit dreyßig Tausend schlug. So sieht man nicht ohne Verwunderung, wie die Römer schon in ihrer zweyten Seeschlacht, unter dem Consul Lutatius gegen die karthagische Übermacht, durch die Durchbrechung der feindlichen Flotte an einem Punct, statt Linie gegen Linie zu stellen, dieselbe Taktik gebrauchten, welche die Britten erst seit Rodney anwenden. In der Tiefe ihres Genies mußten jene Männer ihre Hülfsmittel suchen; waren aber die großen Erfindungen nicht immer desto schwerer zu machen, je einfacher sie sind?

Die furchtbaren Wirkungen des Pulvers, welche dem Geiste des Kriegers eine neue Bahn eröffneten, scheinen unserer Geschützkunst einen großen Vorrang vor der alten Welt zu geben, und allerdings steht nicht zu erwarten, daß wir wieder zu dem Gebrauch der Ballisten und Katapulten zurück kehren werden. Aber sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß die Erfindung des Pulvers, indem sie die ganze Geschützkunst auf den Gebrauch eines Mittels zurück geführt hat, zugleich dem Genie seine Bahn äußerst beschränke? Fällt es nicht in die Augen, daß die alte Geschützkunst der mechanischen Erfindungskraft einen viel größern Spielraum ließ? Man bedarf nur einiger Kenntniß ihrer Werkzeuge, um sich zu überzeugen, daß die bewegenden Kräfte bey derselben von sehr verschiedener Art waren, und daraus eine Mannigfaltigkeit des Geschützes theils wirklich hervorging, theils hervorgehen konnte, welche die neuere Kriegskunst nicht zuläßt. Die Beweise davon liegen besonders in den berühmten Belagerungen des Alterthums. Nur der Kenner des Fachs mag hier eine genaue und ausführliche Vergleichung anstellen. Aber welche neuere Belagerungsgeschichte, die von Antwerpen im 16ten, und die von Gibraltar im 17.

Jahrhundert nicht ausgenommen, konnte wohl die Vergleichung mit der des alten Syrakus aushalten, das das Genie des unsterblichen Archimedes zwey Jahre lang gegen die römischen Mauerbrecher und Wurfmaschinen vertheidigte?

Behauptete so in der alten Kriegskunst das Genie vor der neuern den Vorzug, so bedurften die Feldherrn jener Zeit auch des persönlichen Muthes mehr als die der neuern. Gehen wir in die frühern Perioden zurück, etwa in die der Homerischen Helden, so fällt es in die Augen, daß es hier gerade der Vorzug des persönlichen Muths und der persönlichen Stärke war, welcher den Anführer machte. Allerdings ward eben dadurch noch das Zeitalter der Barbarey bezeichnet, und die Zeiten sollten kommen, wo der hinkende Agesilaus, der neben einem Achill und Agamemnon eine schlechte Figur gemacht hätte, der erste Heerführer der Griechen heißen konnte. Allein auch in dieser Periode der gebildeten Kriegskunst blieb der persönliche Muth doch für den Feldherrn unentbehrlicher als in den neuern Jahrhunderten. Mußte dieß nicht schon daraus hervorgehen, daß jener, wie wir oben zeigten, dem gemeinen Krieger immer näher blieb? Es lag aber auch in dem Zustande der Kriegskunst. Wo die Gefechte nie in der Ferne, nur in der Nähe entschieden wurden, wo Mann gegen Mann focht, wo es also immer zum Handgemenge kam; stand es nicht so in der Macht des Befehlshabers sich den Gefahren der Schlacht zu entziehen. Er mußte oft Theil nehmen, anders hätte Er auf einmahl sein Ansehen verloren. Daher konnten auch im Alterthum noch in den Zeiten der sehr gebildeten Kriegskunst einzelne Feldherrn so gewaltig durch ihren Heldenmuth wirkten. Von dieser Art war König Pyrrhus von Epirus. Er hieß der erste Krieger seiner Zeit, und darum hing sein Heer an ihm, wenn auch sein Ruf als Feldherr, und noch mehr als Herrscher sehr zweydeutig war. So konnten allerdings damahls oft die Fälle vorkommen, wo der Befehlshaber, sich vergessend, als gemeiner Krieger auftrat, und, von seinem Muth fortgerissen, wie Pelopidas im Handgemenge seinen Tod fand; oder es konnte sich auch ereignen, daß er nach langer vergeblicher Anstrengung endlich, wenn das Genie des Feldherrn alles erschöpft hatte, zuletzt noch versuchen konnte, was der persönliche Angriff vermochte. So fiel ein Epaminondas, an der Spitze der heiligen Schaar, durch seinen Tod den Sieg bey Mantinea erringend.

Wenn wir Genie und persönlichen Muth als die ersten Erfordernisse der Feldherrn des Alterthums schildern, so wird man uns darum nicht die Behauptung beylegen, sie seyen den neuern Zeit entbehrlich. Es ist nur von dem größern oder geringern Bedürfniß die Rede. Sollten aber die obigen Bemerkungen noch einen Zweifel hieran übrig lassen, so bleibt noch eine andere Betrachtung zurück, die ihn heben würde. Der Feldherr des Alterthums mußte sich überhaupt unendlich mehr auf sich selbst verlassen, ward in der Ausübung seiner hohen Pflichten weit weniger von andern unterstützt, als der der neuern Zeit. Griechen so wenig als Römer kannten das was wir einen Generalstab nennen. Eine Ahnung davon scheint Alexanders Genie gehabt zu haben; bey seinem Heere zeigen sich einige Einrichtungen, die einen Anfang davon zu verrathen scheinen; aber auch nicht mehr als dies. Was in der neuern, vor allem aber in der neuesten Kriegskunst der Generalstab sey, wie seine Ausbildung als einer der größten Gegenstände betrachtet ward, ist niemand unbekannt. Kenner mögen es beurtheilen, ob diese hohe Vervollkommnung eines Instituts, das ganz darauf berechnet ist, dem Feldherrn seine Geschäfte zu erleichtern, nicht endlich wieder das Sinken der Kriegskunst herbeyführen kann; wenn es dahin kommen sollte, daß der Befehlshaber von seinen nächsten Umgebungen abhängend und auf sie sich verlassend, nichts weiter als der Routine bedarf. Wie ganz anders war es im Alterthum! Hier ruhte alles auf dem Oberfeldherrn. Nicht nur die Entwerfung der Pläne, sondern auch weit mehr, die Ausführung war seine Sache. Von dieser Seite betrachtet, scheint es uns, daß Cäsar einzig in der Geschichte ist. Kein anderer Feldherr hat so mittelmäßige und schlechte Unterfeldherrn gehabt. Wie tief stehen selbst die ersten derselben, ein Antonius und Lepidus unter ihm! Auch mißlang gewöhnlich alles, wo er nicht selber zugegen war. Sein Curio ward mit den Legionen in Afrika niedergehauen; sein Labienus ging zum Pompejus über; es war immer Cäsar selber der kam, sah, und siegte.

Bedurfte aber der Feldherr des Alterthums auch dieser Vorzüge in einem höhern Grade, wer wird es läugnen, daß dagegen andere dem der neuern Zeit unentbehrlich sind?

Bedarf er vielleicht weniger des Genies, so bedarf er dagegen desto mehr der Kenntnisse. Zwar behält der richtige Blick, der auf der Stelle sieht, was zu thun ist, dies Geschenk der Natur, nicht des Studiums, in allen Zeitaltern seinen Werth; aber wenn der Feldherr des Alterthums damit ausreichen konnte, so muß er bey dem der neuern Zeit durch viele und vielfache Einsichten unterstützt werden. Welche Kenntnisse erfordert nicht die Aufnahme des Terrains, so wie der zweckmäßige Gebrauch des groben Geschützes? Welche die neuere Befestigungskunst der Läger und Städte, und welche wiederum der auf sie gerichtete Angriff? Es mag seyn, daß der Befehlshaber für alle diese Geschäfte seine Leute hat, aber muß er nicht ihre Arbeiten beurtheilen können?

Ist endlich dem Feldherrn der neuern Zeit der Muth des gemeinen Kriegers entbehrlicher, so bedarf er dagegen desto mehr einer andern ungleich größern und seltnern Eigenschaft, jener Ruhe und Unerschütterlichkeit des Geistes, die durch den Anblick furchtbarer Scenen, ja selbst des herannahenden Verderbens nicht aus ihrem Gleichgewicht gebracht wird. Die Bewegungen des Heeres während der Schlacht zu leiten, mußte in eben dem Maße eine höhere Forderung werden, als die Kriegskunst mehr zur Kunst wurde. In den Schlachten der alten Welt konnte, war das Handgemenge einmahl begonnen, das Commando wahrscheinlich viel weniger ausrichten. Von dem Feldherrn der neuern Zeit fordert man, daß er die Bewegungen aller einzelnen Theile des Heers bis zur Entscheidung leiten solle. Er allein soll kalt und besonnen bleiben, wenn die Tausende um ihn sich ihrem Muthe überlassen. Er allein soll nicht erschüttert werden, wenn der Freund, der Bruder, der Sohn an seiner Seite fällt; er allein soll selbst über das Glück sich erheben, und wenn dieses ihm untreu wird, gerade die schwerste seiner Pflichten ausüben, durch die Anordnung des Rückzugs die Flucht zu vermeiden. Diese tiefe innere Ruhe des Gemüths während der gewaltigsten Stürme von außen, kann nur das Eigenthum großer Menschen seyn; und könnte der Feldherr der neuern Zeit ungestraft an Genie hinter dem des Alterthums zurück bleiben, so würde er sich durch diesen Vorzug allein schon wieder über ihn erheben.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 3. Januar 1810.

Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so daß sein Bild ganz echt in seinem Licht und Schatten und an dem Platz eingefügt erscheine, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll. — — — Besonders spätere Zeiten hat Schmeicheley oder Haß entstellt. Die Unerfahrenheit im Zusammenhang der Geschäfte, die Häucheley philosophischer Strenge oder orthodoxe Partensucht, und in entnervten Zeitaltern der Unglauben an größere Naturen, und bey der Unfähigkeit sich gleich hoch zu erheben, die niedrige Bemühung jene herunter zu setzen: alle diese Ursachen trugen bey, daß sich sogar der Sinn verlor für die Haupteigenschaften der Biographie: Einfalt und Gerechtigkeit!

Johann von Müller.

(2.)

Über die geographische Literatur, ihren gegenwärtigen Umfang, und ihre noch auszufüllenden Lücken.

(Beschluß.)

Der Geograph und Geographiefreund können die Kenntnisse, welche zusammen genommen, gesichtet, geordnet und erläutert, die Geographie als Wissenschaft bilden, nicht aus eigenem Nachdenken und Forschen, nicht aus eigenen Erfahrungen und Ansichten schöpfen; denn die Geographie ist eine Gedächtnißwissenschaft, eine Schwester der Geschichtskunde, die, so wie diese, erst durch die Fackel der Philosophie ihren schönsten Glanz erhält, und so wie bey dieser sind ihre Quellen die Erzählungen und Berichte Anderer, die sie kritisch prüft, vergleicht, zusammenstellt, das Beste herauszieht, und es systematisch zusammenreiht.

Die Berichte und Erzählungen, welche die Quellen der Geographie bilden, sind in Betracht ihrer Form und Ausdehnung von verschiedener Art, als nähmlich Land-, Reise-, Bezirks- und Ortsbeschreibungen, Staatsschriften und Memoiren, Actenstücke, und andere unter öffentlicher Autorität erschienene Schriften, welche nebenbey geographische Erläuterungen enthalten, mancherley vermischte Aufsätze und Beyträge zur Länder-, Völker- und Staatenkunde, kurze Notizen in Zeitschriften, oft auch in Werken verborgen, die nicht eigentlich geographischen Inhalts sind. Correspondenz- und andere Nachrichten, mündliche Mittheilungen u. s. w., die sich theils auf eigene Ansichten und Erfahrungen, theils auf authentische, handschriftliche oder mündliche Erzählungen von Augenzeugen gründen, u. s. w. Solche Berichte, als Quellen der Länder-, Völker- und Staatenkunde, sie mögen gedruckt, oder noch ungedruckt seyn, machen, in sofern sie noch brauchbar und zugänglich sind, die geographische Literatur aus.

Hier aber stehen wir nun auf einer steilen Anhöhe und überblicken ein unabsehbares Feld, das vor unsern Augen sich immer mehr erweitert, ein wahres Labyrinth, durch welches kein Wegweiser den Irrenden leitet. Dieß ist das weite, bald unermeßliche Feld unsrer geographischen Literatur. —

Diese geographische Literatur ist, einzelne Lücken ausgenommen, überschwenglich reich, ja so reich, daß ihr ganzer Überblick nur mit vieler Mühe von einem Einzelnen umfaßt werden kann; und doch, wie nöthig, wie unentbehrlich ist dieser Gesammtüberblick jedem wahren Geographen! Wie unumgänglich nothwendig ist ihm die genaue und kritische Kenntniß aller Quellen, aus welchen er die Angaben, Notizen und Nachrichten schöpfen soll, welche das systematische Gebäude der Länder-, Völker-, und Staatenkunde bilden!

Gewiß ist wohl in unsern Zeiten, in schriftstellerischer Hinsicht keine Wissenschaft so sehr herabgewürdigt worden, als die gute Geographie! — Mußte sie ja sogar einem Taurinius oder Damberger und Compagnie ihren deckenden Schleyer borgen!

Zwar ist von solchen Erzeugnissen des Hungers und einer diebischen Habsucht hier nicht eigentlich die Rede, sondern nur von wirklichen Quellen und Hülfsmitteln; da aber solche und andere Früchte der Schreibseligkeit unserer Zeiten, doch den Troß der geographischen Literatur und die Zahl der Büchertitel vermehren; auch unter dem Schilde von diesen nicht selten für echte Quellen und brauchbare Hülfsmittel angesehen werden wollen, so mußten wir doch im Vorbeygehen, auch von diesem Unkraute im Felde der geographischen Literatur ein Paar Worte sprechen.

Im Ganzen genommen ist die Zahl der geographischen Schriften und Schriftchen jeder Art, wie schon bemerkt, zu einer ungeheuern Größe angewachsen, und nimmt noch täglich zu, wie ein Schneeball, der sich über das beschneyte Alpengebirg herabwälzt! — Zahllos ist die Schaar der Reise-, Land-, Bezirks- und Ortsbeschreibungen und einzelnen dahin einschlagenden Aufsätze und Nachrichten! — Wer kennt alle die einzelnen topographischen Werke und Werkchen, die oft nicht

über die Gränze ihres Geburtsorts hinauskommen! — Wer kennt alle die Gelegenheitsschriften, welche zuweilen interessante geographische und statistische Notizen enthalten! — Wie viele wichtige geographische Schriften schlummern oder vermodern unbenutzt in Bibliotheken, Archiven und Trödelbuden! — Wie viele treffliche geographische Beyträge sind nicht in ganz fremdartigen, vergessenen Werken, in bestäubten Folianten und ephemerischen Flugblättern zerstreut! — Wie manche wichtige Notiz entgeht dem Geographen bey dem ungeheuern literarischen Reichthume seiner Wissenschaft, weil dieser noch nicht gehörig registrirt ist! —

Die vorhandenen geographischen Hülfsquellen lassen sich wohl in Rücksicht ihres innern Werths am schicklichsten auf folgende Weise eintheilen.

Nähmlich in Urkundenwerke, Originalwerke, Halb-Originalwerke und Compilationen.

1) Urkundenwerke sind solche geographische Werke, oder Schriften, welche wenigstens zur Geographie dienliche Nachrichten enthalten, die unter öffentlicher Autorität und mit der Sanction der Regierung erschienen sind.

In so weit solche Schriften Actenstücke enthalten oder auf authentische Documente gebaut sind, verdienen sie immer den höchsten Grad des Zutrauens und gelten in der Regel für ganz zuverläßig. Wenn es aber Ouvrages de commande, bestellte Schriften, oder Arbeiten von Männern sind, welche auf diese oder jene Weise nicht die wahre Lage des Gegenstandes ausschließend im Auge gehabt, sondern auf bestimmte Zwecke hingearbeitet haben, auf ein selbstgefälliges oder schmeichlerisches Compte rendu, auf Entschädigungen, wobey dann die statistischen Größen des Verlustes möglichst hinaufgetrieben, das Object des Ersatzes aber so gering als möglich geschildert wird u. s. w. da sind scharfsinnige Unterscheidungskraft und geläuterte Kritik immer noch sehr an ihrer Stelle.

2) Originalwerke nennen wir solche geographische Schriften oder Beyträge zur Geographie, Reise-, Land- und Ortsbeschreibungen, die von Augenzeugen herrühren, welche Glauben verdienen.

In wiefern die Glaubwürdigkeit der Berichtgeber, sowohl von ihrer individuellen Lage, ihren Talenten und Eigenschaften, als auch von äußeren Umständen abhängt, lehrt die geographische Kritik.

3) Halb-Originalwerke sind solche in die Geographie einschlagende Werke, die von Männern geschrieben sind, welche zwar nicht, oder doch nicht immer als Augenzeugen sprechen, aber Anderen unzugängliche oder minder zugängliche Urquellen zu benutzen Gelegenheit hatten, oder Originalschriften Anderer sammelten oder verarbeiteten, oder in eigene Schilderungen verwebten.

Bey solchen Werken lehrt die geographische Kritik die Zuverläßigkeit ihrer Verfasser erst genau prüfen, ehe man ihr Zutrauen schenkt.

4) Compilationen — geographische Schriften, die aus Quellen zusammen getragen sind, welche für Andre eben nicht ganz unzugänglich sind. Ihr Werth hängt sowohl von der Qualität und Quantität der dazu benutzten Quellen, als auch von der Art ihrer Benutzung ab.

Als Quellen können und dürfen Compilationen nur dann von dem Geographen angenommen und müssen immer mit Vorsicht benutzt werden, wenn sie zum Theile wenigstens aus Schriften gezogen sind, die nicht Jedem so leicht zu Geboth stehen, und besonders wenn der Verfasser seine Gewissenhaftigkeit erprobt hat. In der Regel aber können sie nicht für Quellen gelten; doch ist es immer nöthig, daß der geographische Schriftsteller die besseren derselben wenigstens zur Vergleichung gebraucht.

Von Sammlungen, welche theils zu den Urkundenwerken, theils zu den Originalwerken gehören, kann hier nicht insbesondere gesprochen werden; auch gedenken wir der geographischen Ausarbeitungen nicht, die, ohne eigentliche Quellen zu seyn, doch nicht in die Classe der Stoppelwerke verstoßen werden dürfen, wenn sie das schöpferische Genie der Darstellungskunst und den philosophisch-kritischen Blick ihres Verfassers beurkunden.

Wir übergehen auch die Werke und Werkchen, welche die Vorbereitungskenntnisse und die Hülfswissenschaften der Geographie vortragen. Ihre Zahl ist beträchtlich genug, und doch vermißt unsere Literatur noch ein vollständiges und ausführliches Handbuch aller geographischen Vorkenntnisse, wozu dann auch ein detaillirteres Wörterbuch derselben nöthig wäre.

Die Hauptheile der allgemeinen Geographie und ihrer Hülfswissenschaften haben auch noch einige bedeutende Lücken. Dahin gehört vorzüglich der Mangel eines allgemeinen Grundrisses der Völkerkunde und eines systematischen Handbuchs der Productenkunde. — Ein Mangel, den jeder geographische Schriftsteller lebhaft fühlen muß! —

Was hingegen die Geographie im engern Verstande oder die eigentliche Länder- und Völkerkunde betrifft, da ist unsere Literatur schon weit reichlicher gesegnet; denn hier geht der Vorrath von Berichten bereits bis ins Unübersehbare; und doch herrscht bey diesem übergroßen Reichthume eine sehr auffallende und ärgerliche Ungleichheit; auf der einen Seite außerordentlicher Überfluß, und auf der andern äußerste Dürftigkeit. Von dem einen Lande oder Volke besitzen wir eine zahlreiche Menge der zuverläßigsten, genauesten, befriedigendsten, reichhaltigsten, trefflichsten Schilderungen und Nachrichten, und von dem andern kaum einige magere, unzulängliche Notizen, welche noch obendrein oft mühsam aus alten, oder wenig bekannten Werken zusammen geklaubt werden müssen.

Darum ist es auch Pflicht des Geographen, sich mit dem Studium der älteren Hülfsquellen der Erdkunde zu beschäftigen. Denn wenn schon bey vielen, ja beynahe bey den meisten Ländern neue, vermöge des Zeitalters, in welchem sie verfaßt worden sind, vorzüglichere und befriedigendere Beschreibungen und Nachrichten in beträchtlicher Zahl vorhanden sind, so werden doch dadurch ältere Hauptwerke über denselben Gegenstand nicht entbehrlich.

Noch unentbehrlicher ist ihm aber dieselbe bey Ländern, von welchen wir in neueren Zeiten keine ganz befriedigende Nachrichten haben, besonders von fernen Erdstrichen, die in früheren Zeiten näher erforscht worden sind, als in den unsrigen.

Hier zeigt sich nun eine Hauptschwierigkeit des geographischen Studiums. Denn wenn es dem Geographen schon

schwer wird, alle neueren Hülfsquellen seiner Wissenschaft zusammen zu bringen, die doch noch häufiger vorhanden sind und wenigstens für Geld herbeygeschafft werden können, so wird es ihm noch schwerer, sich ältere geographische Werke zu verschaffen, die nicht mehr im Buchhandel, sondern oft nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, in öffentlichen und Privatbibliotheken zerstreut und bloß Wenigen zugänglich sind, wenn diese Wenige auch den Ort, wo der Schatz verborgen liegt, auszuwittern im Stande waren.

Es bedarf nicht mehrerer Gründe, um zu beweisen, wie unentbehrlich dem Geographen die Kenntniß der älteren Hülfsquellen seiner Wissenschaft ist; auch haben wir schon gesehen, wie schwierig dieselbe ist; es bleibt jetzt nur noch zu untersuchen übrig, wie, sowohl diese Schwierigkeit, als die, welche aus dem bereits allzugroßen Umfange der geographischen Literatur entspringt, zu heben, und dem Geographen, so wie dem Geographiefreunde, die nähere Bekanntschaft, sowohl mit den älteren, als mit den neueren geographischen Schriften und Quellen, zu erleichtern sey?

Die Antwort ist keiner Schwierigkeit unterworfen. Durch ein geographisch-literarisches Werk, das zu diesem Zwecke ausgearbeitet ist, kann allein dem Übel abgeholfen werden.

Wir haben noch kein solches Werk, und dieses gereicht unserer Literatur wahrlich nicht zur Ehre. —

Wir besitzen zwar Stuck's sehr schätzbares Verzeichniß von Land- und Reisebeschreibungen — aber dieses könnte, wenn es auch vollständig wäre, die große Lücke nicht ausfüllen; denn es ist blos alphabetischer Katalog mit einigen Nachweisungen auf Recensionen; aber ohne kritische Anmerkungen, ohne Anzeige des Inhalts der Werke, ohne Fingerzeige über ihre noch jetzt gültige Brauchbarkeit. — Die zu Prag erschienene Literatur der Reisen ist keiner Erwähnung werth.

Meusel's, des verdienstvollen Nestors unserer Literatoren, vortreffliche Bibliotheca historica enthält zwar hieher gehörige Notizen mit schätzbaren kritischen Anmerkungen; aber sie ist eben so wenig zu diesem Zwecke geschrieben, als dessen nicht minder brauchbare Literatur der Statistik; beyde Werke leisten hier dem Hülfesuchenden treffliche Dienste, aber sie können doch die große Lücke nicht ausfüllen, zu deren Ausfüllung sie auch von dem Verfasser gar nicht bestimmt sind.

Neuerlich hat ein französischer Gelehrter Boucher de la Richarderie unter dem vielversprechenden Titel: Bibliothèque universelle des Voyages in sechs Großoctavbänden ein Werk herausgegeben, das zum Theil den Plan hat, jene große Lücke auszufüllen; aber sehr wenig sind hierin die Bedürfnisse des deutschen Geographen befriedigt.

Die Lücke ist also noch unausgefüllt! — Wir haben kritische Werke genug, in welchen hieher gehörige Materialien aufgestapelt, aber freylich nicht gehörig benutzt liegen; wir haben kritisch-räsonnirende geographische Quellenverzeichnisse in mehreren Werken, besonders auch in neueren Reisesammlungen; wir haben für die neuere geographische Literatur das reichhaltige Allgemeine Repertorium der Literatur seit 1785, und seit 1798 die A. G. E. Zu der ältern Literatur der Reisen liefert Hofrath Beckmann, überzeugt von der Wahrheit, daß man in alten Reisebeschreibungen noch manchen verborgenen Juwel findet, wichtige Beyträge, und über die in Zeitschriften zerstreuten Beyträge zur Geographie hat uns der verdienstvolle Literator Ersch mit einer Registratur beschenkt, die jetzt in dem Repertorium zum Theil fortgesetzt wird; auch fehlt es uns nicht an einzelnen literarisch-kritischen Notizen, die in vielen und vielerley Werken zerstreut sind; aber alle diese meist trefflichen Materialien sind (wenn sie auch gehörig gesammelt und geordnet wären) noch nicht hinreichend zu dem Baue eines systematischen Gebäudes der allgemeinen geographischen Literatur, so sehr sie auch diesen nöthigen Bau zu erleichtern und zu beschleunigen dienen.

Denn eine vollständige kritische Literatur der Geographie muß nicht nur das möglichst complete Verzeichniß aller vorhandenen und bekannten Reise-, Land- und Ortsbeschreibungen, einzelnen geographischen Nachrichten, Abhandlungen und Notizen zuerst geographisch (nach den Erdtheilen, Ländern, Provinzen und Völkern), dann chronologisch geordnet enthalten, sondern auch den Werth und Inhalt eines jeden Werks oder Beytrags, bey neueren mit Nachweisung auf vollgültige Recensionen, angeben, und dem Geographen genau anzeigen, ob er Etwas, das ihm nützen kann, und was er in dem Buche oder Aufsatze zu suchen hat. Solche Anzeigen müßten sich nach dem Maße der Seltenheit und des innern Werths eines jeden Werks richten, und in erforderlichen Fällen dürften auch ganz kurze Auszüge Statt finden.

Ein solches Werk würde dem Geographen ein unentbehrliches Repertorium seyn, und ihm den Mangel einer großen Bibliothek ersetzen! —

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit *).

Einzelne, schnelle Reden oder Handlungen zeigen des Mannes innerste Art. Was ohne Überlegung entstehen, ohne Beystand bestehen muß, das ist Eines Stoffes mit dem Inwendigsten: von außen kann es nicht kommen. Solche einzelne Züge in einzelnen, wichtigen Momenten sind es daher, die die Meinung von gepriesenen, oder von verkannten Völkerführern bis zur Wahrheit herabsetzen oder erhöhen. Nach ihnen wird solcher Männer Verstand und Willen, somit ihr Gehalt viel tiefer ergründet, als durch die breitesten, theoretischen Entfaltungen des Charakters, deren Ende gewöhnlich ist: alle großen Könige, alle weisen Feldherrn einander gleich zu machen — und die ein Rahmhaftes geleistet zu haben wäh-

*) Im Epilog zum österreichischen Plutarch, gedachte der Verfasser desselben seines Vorhabens, mit der großen Idee, welche er von der Biographie hege, sich auszusöhnen durch ein Leben Maximilians I. und Carls V. zu welchem er seit geraumer Zeit, die interessantesten und größtentheils bisher noch ganz unbekannte Materialien gesammelt habe. In den vaterländischen Blättern, einem in so vieler Rücksicht gemeinnützigen, und als Repertoire der österreichischen Statistik unschätzbaren Journale, standen die ersten Proben davon aus der Geschichte Carls V. Hier werden sie fortgesetzt, und durch die bereits in jenen Blättern enthaltenen Skizzen vervollständiget.

nen, wenn sie Friedrich II. den Salomon des Norden, Daun den Cunctator genannt haben.

Anders die Alten und das Älteste, die Bibel. Da werden mit wenigen starken, tief einschneidenden Strichen die Bilder mehr geschnitzt als gemahlt: darum stehen sie auch so handgreiflich und unvergänglich vor Uns, jedes in seiner eigenthümlichen Tracht, ganz und gar von dem andern verschieden, nur Ein Moses, nur Ein Simson, nur Ein Nestor, und Ein Achill, als eben so viele einzelne Basreliefsbilder der Gesetzgebung, der Kraft, der betagten Weisheit, des jugendlichen Feuergeistes.

Für die Biographie sind diese Züge eben so unentbehrlich, wie die Biographie für die Historie, „deren Urstoff und „Würze sie ist, denn von dem Menschen geht die Geschichte „aus, und um die großen Männer dreht sich ihre Zeit."

Wie manchen, sonst großen Geschichtschreiber hat nicht eine neu gefundene Anecdote, einige vorher ungelesene Zeilen unwillkürlicher Täuschung oder selbstgefälliger Dramatisirung des ganz anders Geschehenen, gesuchter Erklärung colossaler Erfolge aus ungeheuern Anlässen oder witzelnder Herleitung großer Wirkungen aus winzigen Ursachen überführt? — Darum dürfen wir solche Züge das Mark und die Seele der Biographie nennen, denn was hülfe Alles zu wissen, was von der Wiege bis zum Sarge aus irgend einem Helden hervor geflammt ist, wenn man der Esse Bau nicht kennte, in der das Alles so und nicht anders erglühte?

Durchaus aus noch unbenützten Papieren, meistens aus vertrauten Briefen ist, was wir hier liefern. An Treu und Glauben wird es ihm darum so wenig mangeln, als an Genauigkeit. Einem künftigen, großen Geschichtschreiber weihen wir diese Züge, welche frey dastehen von den mancherley Zwecklein einer Flug- oder Gelegenheitsschrift, die nur das nimmt, was sie eben braucht, und nur wie sie es braucht. Wir aber werden eben so der alten Größe, wo wir sie finden, stolz seyn, wie wir jenes ungescheut angeben wollen, was die Schuld trägt, daß das Große nicht noch größer geworden ist. Denn wäre der nicht ein Hochverräther an der guten Sache, der Alles ohne Ausnahme und ohne Beschränkung belobt, und begangene Fehler eben darum nie verbessert wissen wollte, weil er sie nicht einmahl zugeben will? Solche Knechte des ehernen Geschickes oder des osmannischen Fatums mögen auch, statt in der Würde freyer Männer, — thatenlos, mit ewig beweglicher Zunge und krummem Rücken, das Einmahleins im Herzen neben der Rennbahn stehen, und wenn hier und dort Verfassungen und Reiche, nicht weil sie gestürzt, sondern weil sie verwahrlost wurden, endlich fallen, sich begnügen, gleich ihren älteren Brüdern bey Cicero achselzuckend und kopfwiegend zu sagen: „quis putarat?"

Carl V.

möge vor andern auftreten, wie dieses großen Habsburgers tiefes, inwendiges, verschlossenes Wesen auch vor andern verkannt und verkleinert worden ist. An ihm, wie an seinem herrlichen Großvater Maximilian wollen wir zuerst sehen, welche einseitige, unrichtige, und (ohne ihrem längst anerkannten Verdienst zu nahe zu treten) mehrmahls ganz ungereimte Urtheile selbst Robertson und Roscoe gefällt haben.

1.

Bey seinem langsamen schweren Blute, seinem von Mutter und Großmutter ererbten düsteren Tiefsinne, seinen entschiedenen Anlagen zum Mysticismus kann es nicht befremden, daß Carl nicht frey war von Ahndungen und von andern Arten des Aberglaubens. So hatte sich ihm die Überzeugung fest eingedrückt: nach seinem vierzigsten Jahre werde ihm nichts mehr gelingen. Vor Algier, nach der Schlacht von Cerisoles, nach seiner Flucht vor den schmalkaldischen Bundesverwandten, nach der fruchtlosen Belagerung von Metz, nach dem Waffenstillstande von Vaucelles, der seiner Abdication und der sonderbaren Feyer seines eigenen Leichbegängnisses zu St. Just, (wo der große Kaiser endete fast wie König Lear), nur so kurz vorherging, da hörte man ihn diesen dumpfen Wiederhall einer innern Stimme laut wiederhohlen. Gleichwohl hatte er in den vorangegangenen Kämpfen mit alle der alten unbeugsamen Kraft seines Willens gestritten. Wie seine Mutter Johanna starb, horchte er oft Tag und Nacht ihrer Stimme, die, wie er meinte, ihn ihr nach ins Grab riefe.

Als er 1536 in dem dritten, durch den Tod des letzten Sforza zunächst veranlaßten, und durch den Frieden von Nizza beschlossenen französischen Kriege, in die Provence auf Marseille drang, leuchteten seinem Heerzuge zur Rechten und Linken Wälder, die der Zufall oder die übergroße Sommerhitze angezündet hatte. Leyva meinte, „das wäre des Sieges hochzeitliche Fackel!" — aber scheu und warnend weissagte Carl auf den ersten Blick den unglücklichen Ausgang des Zuges und den Verlust des ganzen Heergeräthes.

Am 31. May 1550 (schon hatte Carl in den Niederlanden seinem Sohn und Thronfolger Philipp huldigen lassen) schied er von seiner besonders lieben Stadt Brüssel, um auf den Augsburger Reichstag zu ziehen. Nachdem er sich von seinen beyden Schwestern, den Königs-Witwen von Frankreich und Hungarn, Eleonora und Maria, in dumpfer Wehmuth getrennt, stieg er zu Pferde. Eine Anzahl Volkes füllte den Platz und die Straße gen Löwen. Mit wenigen, durch Thränen erstickten Worten, nahm er Urlaub für immer! von seinen guten Niederländern und neigte sich in stummer Rührung gegen die betroffene Menge.

2.

So oft Carl seine Rüstung anzog, erblaßte er, ein leichter Schauder schien ihn zu überziehen, aber wie er gerüstet war, änderten sich Blick, Haltung und Ton. In der frühesten Jugend, im fürchterlichsten Donner des schweren Geschützes hat man ihn nie ein Auge zublinzen, oder einen Fuß bewegen sehen.

Natürlich! Jene Löwenkühnheit, jene unbeugsame Beharrlichkeit, die er vor Tunis, Marseille, Venlo und Mühlberg bewies, und vor Algier, als alle Elemente wider ihn aufrührten, war keine Aufwallung seines schweren Blutes, seines phlegmatisch-melancholischen Temperamentes, sondern bloß ein Werk seines Verstandes und festen Willens.

Am Tage der Schlacht vor Tunis (20. Jul. 1535.) wollte

Carl an der Spitze des Vortrabes den Angriff thun, auf Barbaroſſas Heer. An dem Marquis del Baſto ſtand an dieſem Tage der Oberbefehl. Er ſprach zum Kaiſer: „Herr der halben Welt, lernt doch auch Euch ſelber bezwingen. So gehabet dann dem, welchen Ihr ſelbſt, Eurer Hoheit Euch beugend, an dieſem Tage zum Führer eines ſolchen Heeres gemacht habt. Macht mich gleich die unverdiente Ehre ſchamroth, ſo will ich mich doch meines Rechtes gebrauchen, und befehle Euch daher, Euch ſogleich von hier weg, und nach dem Mittelreffen zu den Fahnen zu begeben, damit nicht etwa ein unvorgeſehener Pfeilſchuß, oder ein anderer blinder Zufall das ganze große Werk unſerer Anſtrengungen vereitle." Carl lächelte, und folgte dem Befehle mit den Worten: „Iſt doch noch nie ein Kaiſer erſchoſſen worden!"

Während (1536) Don Fernando Gonzaga vergeblich bis vor die Thore von Arles ſtreifte, im Wahne, den König Franz und ſeinen Connetable Annas von Montmorency zur Schlacht zu reitzen, recognoſcirte der Kaiſer Marſeille bis hart an den Hauptwall und an eines der Stadtthore. Eine feindliche Streifpartey fiel heraus; ihn geleiteten nur der Herr von Andelot und der Hauptmann Millort. Ohne ſich eine Secunde zu bedenken, ſprengte er ſie mit verhängtem Zügel an, ſie floh, und Carl und ſeine Zwey nahmen noch drey Feinde gefangen.

Daß er der Schlacht von Pavia nicht ſelbſt beygewohnt, haben viele getadelt, alle Freunde erhabener Scenen haben es bedauert.

Schon am 5. Sept. 1524 ſchrieb der Kaiſer aus Valladolid an den Herzog von Bourbon: „Seit wenigen Tagen hat mich ein bösartiges, viertägiges Fieber befallen, das mich in allem hindert, was nur Geſchäft heißt. In dieſem Augenblicke fühle ich mich zwar etwas erleichtert."

Am 3. Febr. 1525 zu Madrid (am 25. Febr. wurde vor Pavia geſchlagen) ſchloß Carl ſeine Antwort auf einen Bericht Lannoys: „Il faut avant tout oeuvre, nous faire quitte de cette diable de fievre, la quelle a esté grande cause des retardes de beaucoup des despeches en nos affaires."

Jach Vandeneſſe, des Kaiſers Secretär, erwähnt in ſeinem Journale dieſer fünfmonathlichen Krankheit ſeines Herrn.

3.

Wie der Herr ſey, iſt faſt immer aus der Behandlung der Diener abzunehmen. Carls Briefwechſel mit den ſeinigen iſt faſt mehr der eines Bruders oder väterlichen Freundes, ohne der Majeſtät deſſen etwas zu vergeben, in deſſen Reichen die Sonne niemahls unterging.

Des Kaiſers Sieg bey Pavia, an ſeinem ſechs und zwanzigſten Geburtstage (25. Febr. 1525) *), welchem zur unübertroffenen Glorie nichts anders fehlte, als daß Carl des Nebenbuhlers Degen nicht zur eignen Hand empfing, machte den Cardinal-Legaten, Erzbiſchof von York, Thomas Wolſey und ſeinen tyranniſchen Herrn anfangs völlig verwirrt. Erſt gaben Heinrich und ſein Miniſter ſich die Miene, hoch erfreut zu ſeyn über das Glück des Verwandten und Bundsgenoſſen. „Nun könne Carl wahrhaft (non pas en papier ou par escript, mais reallement) Kaiſer und Weltherrſcher ſeyn" (ſprach Wolſey zum Präſidenten Lauwerens *). Er dürfe dazu nichts weiters thun, als ſeinen Sitz zu Rom aufſchlagen, und ſich dort die Krone aufſetzen. Lauwerens antwortete: „Sa Majesté est bien loin de contendre à la Monarchie du monde. Il luy souffira de recevoir le sien." — (Burgund, Navarra, Mayland). — Bald obſiegten aber öffentlich Eiferſucht, Mißgunſt und Argwohn. Carls Geſandter de Praet zerfiel (wie konnte er bey dieſer Stimmung anders?) mit Heinrichen und Wolſey. Der Kanzler, Thomas Morus, hatte de Praets Couriere durch den Oberpoſtmeiſter Brian Tuch anhalten, und ihrer Depeſchen berauben laſſen. Darin fanden ſich Heinrich und ſein Miniſterium geſchildert, wie ſie es verdienten. Sie drangen auf de Praets ſchleunige Abberufung und Beſtrafung. De Praet ſchrieb an ſeinen Herrn und bath um Unterſuchung, Tod oder Herſtellung ſeiner Ehre. Carl antwortete: (8. April 1525) „Es war ſehr unnöthig, daß ihr ſo viele Sorge und Zweifel hattet, als würden wir euch nach dem Urtheile derer Jenſeits behandeln, ohne euch in eurem guten Recht als unſeren treuen Vaſallen und Diener zu unterſtützen. Seit wann iſt es unſere Gewohnheit, diejenigen alſo zu verlaſſen, die uns gut dienen, wie ihr gethan habt? Vielmehr glauben wir feſtiglich, daß ihr uns nichts geſchrieben habt, als die Wahrheit. Dafür und um eure Ehre zu ſichern, die mit unſerm Anſehen ſo nahe zuſammen hängt, das dabey vorzüglich beleidiget worden iſt, werden wir euch, wie die That ſelbſt am beſten bewähren wird, unſeren Beyſtand und unſere vorzügliche Gnade auf jede Weiſe zuwenden." — De Praet erhielt ſogleich eine, ſeiner würdige Stelle in den Niederlanden, obgleich der König und Wolſey ihm nicht einmahl verſtattet hatten, von ihnen Abſchied zu nehmen, und es ſogar Schwierigkeiten fand, ihm ſicheres Geleit zur Rückkehr zu erwirken.

Die wechſelſeitigen Verhältniſſe waren vielfältig und dringend, darum wollte die Erzherzoginn Margarethe dieſe Miſſion eiligſt wieder beſetzen. Der Kaiſer antwortete ihr: (Toledo den 16. Juny 1525) „Er wollte vorerſt den Erfolg eines eigenhändigen Briefes abwarten, den er an den König und an Wolſey wegen Genugthuung für de Praet geſchrieben, denn je veulx le soubstenir léalement, comme yl m'a servi léalement en Angleterre." In der Folge erſetzten ihn Jonglet und delle Sancke.

Der Belgiſche geheime Rath Hanns Hannart hatte des Kaiſers Willen ſelbſt gegen ſeinen Bruder den Erzherzog Ferdinand unerſchrocken durchgeſetzt, und war darüber hart verklagt worden. In ſeinem Rechtfertigungsſchreiben an Carln (Mecheln den 22. Oct. 1524) bezog er ſich auf eine ähnliche Äußerung des Monarchen: „Bey meiner Abſchiedsaudienz hat es Eurer Majeſtät beliebt, mich mit den Worten zu entlaſſen: Es ſey nicht Eure Gewohnheit, diejenigen, welche Ihr in Eurem Dienſt hinausſchickt, zu vergeſſen, oder übel behandeln zu laſſen."

4.

Trotziger Übermuth und Härte im Glück iſt einer der gewöhnlichen Vorwürfe, der Carln unter vielen andern von den

*) Die Nachricht davon kam am 9. März in London an. Schreiben der Belgiſchen Statthalterinn, Erzherzoginn Margarethe, (vom 5. April, 1525.)

*) Bericht deſſelben an die Erzherzoginn Margarethe vom 1. April, 1525.

proteſtantiſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern gemacht wurde. Einem geradezu ganz unwahren Zuge dieſer Art haben Häberlein und Gaillard Eingang zu verſchaffen geſucht. Nach ihnen war eine Miturſache der Kälte zwiſchen Carln und Heinrich die auffallende Verminderung, welche der überaus eitle Wolſey ſeit dem Siege von Pavia in den Liebkoſungen und Freundſchaftsverſicherungen Carls entdeckt haben wollte. Heinrich ſelbſt ſey darüber mit Recht empfindlich geweſen, daß der Kaiſer ſeit jenem Glückstage ſeine Briefe an ihn nicht mehr eigenhändig ſchrieb, ſondern ſie dictirte, auch ſich nur ſchlechtweg Carl unterzeichnete, anſtatt daß er ſich vorher: Euer ergebener Sohn und Vetter genannt hatte. Und doch hat man nach dieſer Zeit mehr als zehn eigenhändige Briefe Carls an beyde, worin er ſich gegen Wolſey; wie immer unterfertigt. Auch gegen Heinrich bediente er ſich einer Courtoiſie, die nur der engen Verwandtſchaft und perſönlichen Freundſchaft, keineswegs aber der Etiquette des erſten Fürſten der Chriſtenheit gegen einen König entſprach (der hiernach damahls aus der kaiſerlichen Kanzley ſo wenig als ein anderer den Majeſtätstitel erhielt) nähmlich: „Monseigneur, mon bon Pere votre bon fils, frere et Neveu." — Das heißt doch die Lehre von den grands effets par des petites causes etwas gar zu weit und gar zu arg im Geiſte ſeiner Partey ausüben!

5.

Als der junge König Ludwig (29. Auguſt 1526) unbeſonnen und unbedauert bey Mohacz fiel, war zwiſchen Carls V. Bruder, Ferdinand, dem Gemahl der jagelloniſchen Erbtochter Anna, und zwiſchen dem unternehmenden Haupte des niedern Adels, dem Rebellen, Johann von Zapolya, um Ungarns heilige Krone ein blutiger Streit, hoch willkommen Suleymann dem Glücklichen, Überwinder Perſien, Syrien, Ägyptens und Rhodis.

Ferdinand rüſtete ſich, ſein Recht durch die Waffen zu behaupten, und forderte zu wiederhohlten Mahlen den brüderlichen Rath. Vier Mahl (6. März, 26. April, 25. July aus Valladolid und 18. September 1527 aus Palencia) rieth Carl, wo immer möglich, keinen weit ausſehenden Krieg (guerre guerroyable) anzufangen, ſondern vor allem die feſten Plätze mit Mund- und Kriegsvorrath und mit getreuen Völkern wohl beſetzt zu halten, und ſich mit dem Woywoden (Zapolya) durch eine Statthalterſchaft, durch Geld oder Güter abzufinden. Denn (dieſe Stelle iſt in allen vier Briefen wiederhohlt) „beaucoup de bonnes choses se peuvent fayre par de bons moyens, avec le temps, sans soi submettre au benefice de la fortune!"

Das iſt nun wieder ein Zug von dem vielverkannten Fürſten, den uns manche Hiſtoriker als unerſättlich, unverſöhnlich, voll heimlicher Anſchläge wider die Freyheit der Staaten und der Einzelnen ſchildern, mit deſſen Schatten noch in dieſem Augenblicke mancher Knipperdolling der Schriftſteller-Welt uns, gleich Kindern, gern erſchrecken möchte, damit wir über der erträumten, alten Gefahr, die der Gegenwart deſto leichter vergeſſen.

6.

Eine von Carls V. vorzüglichen Eigenſchaften war, daß er nie einen Feind verachtete. Vor ſeiner ſo berühmten Reiſe nach Deutſchland zum Reichstage von Worms (im April 1521) ſpotteten viele Spanier und verſchiedene Niederländer ſeines Hofſtaates, der durch Martin Luther verurſachten Bewegungen, etwa wie hundert Jahre ſpäter die Höflinge Ferdinands II. Guſtav Adolphs, des Schneekönigs, der, wie er ſich dem Süden nähere, gar bald ſchmelzen müſſe.

Eine Weile hörte Carl ihrer Großprahlerey ſtillſchweigend zu, in der ſie das Mönchlein und den Schmiedeſohn (Luthers Vater war eigentlich Bergknappe zu Freyberg) als einen gar zu unwürdigen Gegner höhnten, dann ſprach er aus tiefem Nachſinnen erwachend: „Lachet immerhin, das Mönchlein wird in kurzer Zeit in Kirche und Staat mehr Lärm machen, als ſein Vater Jahre hindurch auf ſeinem Ambos gemacht hat."

7.

Als der Infant Don Philipp zu ſeinem Vater nach den belgiſchen Provinzen gekommen war, die ihm zuerſt von der großen väterlichen Monarchie abgetreten werden ſollten, überließ er ſich ſeiner natürlichen Neigung, öffentlichen ritterlichen Spielen und Freuden. Eines Tages kämpfte er mit dem vertrauten Don Ludwig Zuniga Requeſens. Ihre Roſſe waren wild, ihre Waffen ſchwer. Der Infant bekam einen ſolchen Schlag über den Helm, daß er betäubt eine Strecke vom Roß weggetragen wurde, und dann mit der ganzen Laſt ſeines Harniſches hinab und auf den Kopf ſtürzte. Man trug ihn kaum athmend hinweg. Carl, mehr durch Arbeit, Sorge und Krankheit, als durch das Alter gebeugt, eilte bekümmert an des Sohnes Lager. — Glaubſt du denn, Philipp, ſagte er, daß man hier mit leicht zerbrechlichen Lanzen kämpft, wie in Spanien? ſchonſt du auch deiner ſelbſt wegen dich nicht: ſo bedenke, daß ich zu ſehr gealtert bin, um noch einen Sohn erzeugen zu können, und wie wenig Hoffnung ſey, daß ich noch Enkeln ſterbend das Reich übergeben könnte.

Zitternd und von dem heftigſten Schmerz ergriffen, trat Ludwig Zuniga hinzu, und der gütige Kaiſer tröſtete ihn. Du haſt uns erſchreckt, ſprach er zu ihm; aber noch mehr biſt du ſelbſt erſchrocken; und lebte hier dein Vater, noch weit mehr hätteſt du ihn erſchreckt.

Chronologiſche Überſicht der denkwürdigſten Entdeckungsreiſen zu Land und zur See, der alten, mittlern und neuern Zeit.

Eine Erdkunde konnte erſt dann entſtehen, als die erſten Menſchenfamilien ſich nach und nach weiter über die Erde verbreiteten, und ſo allmählich mehrere Theile derſelben kennen lernten. — Ein roher Anfang, ſo wie derjenige aller menſchlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, deren Lehrerinnen, Nachdenken und Erfahrung, immer mit einander verbunden ſind.

Völker, die im Stande der Kindheit, oder in verwilderter Rohheit leben, haben keine Erdkunde; sie kennen nur den Fleck, auf welchem sie ihr gedankenloses Leben führen.

Erdkunde blüht nur mit der Cultur auf, und wächst allmählich durch Wanderungen, Schifffahrten, Kriege und Handelsverbindungen empor, wodurch die Völker mit anderen, näheren und ferneren, in Bekanntschaft kommen. Umstände mancherley Art sind hier vielwirkende Ursachen. Aber nur langsam konnte der Gang der Erdkunde in den frühesten Zeiten seyn, da sich ihm so viele Hindernisse entgegen thürmten, und erst spät ward sie bey hohem Grade verfeinerter Cultur und erhöhter Ausbildung zur Wissenschaft.

Durch Erfahrungen konnte die Erdkunde allein dieß werden, und diese Erfahrungen — Völkerwanderungen, Land- und Seereisen, Heereszüge und Handelsunternehmungen — die in einem Zeitraume von mehreren Jahrtausenden die Erdkunde, von der Fackel der Philosophie erleuchtet, zu ihrem jetzigen Glanze erhoben haben — mit einigen Blicken zu überschauen, muß dem menschlichen Forschungsgeiste wohl thun! —

Zeitraum der alten Geschichte *).

(Von dem Ursprunge des Menschengeschlechts bis zum Jahre 500 unsrer jetzigen Zeitrechnung, oder dem Untergange des Römischen Reichs.)

Die Urgeschichte des Menschengeschlechts ist noch in düstres Dunkel gehüllt, das vielleicht nie mehr entschleyert werden wird. Die ältesten, doch nur fragmentarischen historischen Urkunden, die wir noch besitzen, sind die Geschichtssammlungen des jüdischen Gesetzgebers Moses, welcher, so viel man weiß, um das Jahr der Welt 2450 gelebt hat. — Die historischen Denkmähler aus der grauen Vorzeit, welche man bey asiatischen Urvölkern, besonders den Hinduern findet, sind in noch unentrathselte Fabeln gehüllt.

Aus den Mosaischen Erzählungen und anderen alten Geschichtsbüchern gehört Folgendes, so weit es chronologisch bestimmt werden kann, zur Geschichte der Erdkunde und ihrer Erweiterungen und Fortschritte, hieher.

Jahr der Welt 1757. Zerstreuung der noch beysammen wohnenden Menschenfamilien über mehrere Gegenden der Erde. Erste Völkerwanderung. — Erster Vorschritt der Erdkunde.

J. d. W. 1800. Erste Bildung einiger Staaten unter Nimrod und Assur.

J. d. W. 1816. Stiftung des ägyptischen Staates durch Mizraim.

Um diese Zeit soll Fohi das Chinesische Reich gegründet haben.

(Wir sehen hier die wohlthätigen Folgen der ersten Völkerwanderungen — Verbreitung der Menschenfamilien über die Erde, vorzüglich über einen großen Theil von Asien, und Entstehung mehrerer geordneter Staaten.)

J. d. W. 2000. Die Phönizier fangen an, beträchtlichen Handel und Schifffahrt zu treiben.

(Von ihren Unternehmungen, besonders den früheren Seereisen, ist uns nur sehr wenig bekannt.)

J. d. W. 2017. Abraham, Schech einer nomadisirenden Horde, angeblicher Stammvater der Juden, macht einige Reisen, besonders nach Ägypten.

J. d. W. 2100. Erste Bildung eines Staates in Griechenland.

J. d. W. 2200. Joseph, Urenkel Abraham's, ist Großwessir des ägyptischen Pharao und läßt seinen Vater Jacob mit seiner ganzen Horde nach Ägypten kommen.

(In Josephs Jugendgeschichte finden wir die erste Spur von dem Karawanenhandel, einem damahls wichtigen Beförderungsmittel der Erdkunde.)

J. d. W. 2453. Auswanderung der zu einem Volke angewachsenen Nachkommen Jacob's aus Ägypten unter Anführung des Moses.

J. d. W. 2470. Die Cultur blüht in Griechenland immer höher auf, wodurch auch die Fortschritte der Erdkunde begünstigt werden.

J. d. W. 2509. Danaus unterrichtet die Griechen in der Schifffahrtskunst.

J. d. W. 2620. K. Sethos (Sesostris) regiert über Ägypten und unternimmt Heereszüge in ferne Länder, doch ohne besondern Vortheil für die Erdkunde. Seine Geschichte ist noch nicht ganz enthüllt.

J. d. W. 2721. Abenteuerlicher Seezug der Argonauten über das schwarze Meer nach Mingrelien.

J. d. W. 2740. Griechische Cultur wird durch Evander nach Italien verpflanzt.

J. d. W. 2750. Minos, König der Insel Creta, unterhält eine für jene Zeiten bedeutende Seemacht.

J. d. W. 2752. Erbauung von Tyrus, der Hauptstadt Phöniziens.

J. d. W. 2913. Gründung griechischer Pflanzstädte in Klein-Asien.

J. d. W. 3000. Erste, etwas bestimmtere Nachricht von den Seefahrten der Phönizier. Der Juden-König Salomo läßt für seine Rechnung phönizische Handelsschiffe nach Ophir (vermuthlich Sofala) segeln.

J. d. W. 3098. Gründung der phönizischen Pflanzstadt Karthago auf der Nordküste von Afrika.

J. d. W. 3100. Schifffahrten der Phönizier nach Norden, vorzüglich nach Britannien (Brä-Tän, d. h. Zinnland), von woher sie hauptsächlich Zinn und Bley brachten.

(Von des phönizischen Seemanns Himilko Beschreibung seiner Fahrt nach Norden sind noch Bruchstücke vorhanden; es läßt sich aber nicht genau bestimmen, in welchem Zeitpuncte dieselbe unternommen wurde.)

J. d. W. 3108. Entstehung phönizischer Colonien in Spanien. Darunter auch die Stadt Gades (Cadiz.)

J. d. W. 3200. Korinth hat eine Seemacht und treibt beträchtlichen Seehandel.

J. d. W. 3230. Erbauung Rom's. Eine auch für die Geschichte der Cultur wichtige Epoche.

*) Da wir hier die allmählige Entstehung und Erweiterung der Erdkunde anzudeuten haben, so müssen in diesem Zeitraume auch, außer den wirklichen Wanderungen, Heereszügen und Reisen, welche die Fortschritte der Erdkunde begünstigten, die wichtigsten Begebenheite angeführt werden.

J. d. W. 3400. Der ägyptische König Necho läßt ganz Afrika durch phönizische Schiffer umsegeln.

(Diese Thatsache wird von Herodot auf eine Art erzählt, welche Zutrauen erweckt; doch wird sie noch häufig bestritten.)

J. d. W. 3404. Griechen (Phokäer) legen auf der Küste von Gallien die Pflanzstadt Massilia (Marseille) an.

(Die Massilier trieben schon in jenen Zeiten beträchtlichen Handel und ausgebreitete Schifffahrt; auch schickten sie Seefahrer auf Entdeckungen aus, wie z. B. den Pytheas, der die Gewässer von Nord-Europa beschiffte, und von dessen Tagebüchern noch Fragmente vorhanden sind.)

J. d. W. 3432. Alt-Tyrus (Hauptstadt der Phönizier) wird zerstört, und sodann Neu-Tyrus auf einer Insel erbaut.

J. d. W. 3500. Karthago ist schon aufgeblüht und mächtig geworden; ihre Schifffahrt und Handel haben sich weit ausgebreitet. — Der Karthagische Seefahrer Hanno beschifft die Nordwestküste von Afrika bis zum weissen Vorgebirge.

(Von dieser Seereise ist noch ein ganz kurzes Tagebuch vorhanden, aber der Zeitpunct, in welchem sie unternommen wurde, läßt sich nicht genau bestimmen.)

J. d. W. 3524. Die von dem Persischen Könige Xerxes mit Hülfe der Phönizier veranstaltete Umschiffung Afrika's mißlingt.

J. d. W. 3636. Eudoxus bringt eine Himmelskugel nach Griechenland.

J. d. W. 3650. Alexander der Große, König von Macedonien, beginnt seine Heereszüge und Eroberungen.

J. d. W. 3652. Er erobert Neu-Tyrus und zertrümmert den Handel der Phönizier.

J. d. W. 3653. Er erbaut Alexandrien in Ägypten.

J. d. W. 3659. Er unternimmt, nach vollendeter Bezwingung von Persien, einen Heereszug nach Indien, durch welchen die Erdkunde der Griechen ansehnlich erweitert worden ist. — Nearch beschiffte mit der griechischen Flotte die Küsten des Indischen Meeres.

J. d. W. 3660. Er stirbt jung; sein großes Reich wird zerstückelt und unter seine Generale vertheilt.

J. d. W. 3683. Seleukus Nikator, König von Syrien, unternimmt auch einen Heereszug nach Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Jugend der Großen.

Fast alle ausgezeichneten großen Männer, besonders Regenten, die den Beynahmen der Große empfangen haben, hatten eine traurige, mühselige, stürmische Jugend. Unglück und Gefahr mußten ihr Genie entwickeln, ihnen die Geistesgegenwart, den Muth, den Unternehmungsgeist, die Beharrlichkeit geben, wodurch sie nachher groß wurden. Die Bemerkung gäbe ein interessantes Kapitel zur Lehre von der Fürstenerziehung.

Moses, der erste Gründer des israelitischen Reichs, mußte als Flüchtling in die Wüsten ziehn, wo er nomadisch mit andern Hirtenfamilien umherzog vierzig Jahre lang. — Muhammed, Stifter einer neuen Religion, verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und bey Karavanenzügen, bis ihn die reiche Witwe Kadidschah heirathete. — Alexander der Große ging schon als Jüngling von zwanzig Jahren in den Krieg, und endete die Kriege nur mit seinem Leben. — Cyrus wurde auf Befehl seines Großvaters Astyages in die Wildnisse ausgesetzt, von Hirten gerettet, und nur heimlich in dürftigen Verhältnissen erzogen. — Pompejus der Große lebte schon als Knabe in den Gefahren der Kriege, und im drey und zwanzigsten Jahre übernahm er schon selbst ein militärisches Commando. — Julius Cäsar war von Sylla zur Hinrichtung bestimmt, und begnadigt, fiel den Seeräubern in die Hände, mußte sich ranzioniren, und fing damit an, auf eigene Kosten den Seeräubern den Krieg zu machen. — Constantin der Große seufzte unter den heimtückischen Verfolgungen des Galerius, flüchtete zu seinem Vater, und blieb von dieser Zeit an in Kriegen verwickelt. — Theodosius der Große wurde, wie sein Vater, vom Valens mißhandelt; der Vater ward endlich sogar enthauptet, Theodosius flüchtete in die Einsamkeit nach Spanien, bis ihn Gratian an seinen Hof nahm. — Die Jugendgeschichte Carls des Großen ist nicht bekannt; die freundlichste mag sie wohl nicht gewesen seyn, wenn man an die Barbarey damahliger Zeiten und an die wilden Scenen denkt, die in der Geschichte seines Hofes und spätern Lebens erschienen sind. — Peter der Große lebte während seiner Minorennität in den unangenehmsten und gefährlichsten Verhältnissen; sein Leben schwebte in den Factionen der Curansky und Galliczin oft in Gefahr. Seine eigene Schwester Sophie war gegen ihn verschworen. Vor dem mörderischen Anschlage der Strelitzen mußte er verschiedene Mahl in Klöster flüchten. Er war unter Noth, Verfolgung und Nachstellungen zum großen Mann gereift. — Heinrich der Vierte wurde hart erzogen; seine Nahrung waren grobe Speisen, seine Kleider schlecht; er ging immer in bloßem Kopfe, kletterte mit seinen Kameraden und Gespielen an Felsen und Bergen umher, nach Sitte des Landes und der Zeit. Bey Rochelle war er in Gefahr zu ertrinken; bey der gräßlichen Bluthochzeit in Gefahr, ermordet zu werden. Schon im sechszehnten Jahre war er in der Schlacht von Jarnac. — Mit welcher Strenge Friedrich der Große erzogen ward, wie unangenehme Jugendjahre er verlebte, die Streitigkeiten mit seinem Vater, seine projectirte Flucht nach England, Katts Tod u. s. w. ist jedem bekannt.

Schmähschriften.

Friedrich der II. ließ die gegen ihn geschriebenen Pasquille, wenn sie an den Mauern zu hoch angeschlagen waren, tiefer hängen, damit die kleinen Leute sie bequemer lesen könnten. — Joseph der Zweyte ließ die Schmähschriften zum Besten der Armen verkaufen. Mazarin machte es noch anders. Man ließ abscheuliche Sachen gegen ihn drucken. Er that sehr aufgebracht darüber; gab aber zugleich Befehl, man solle alle Exemplare, soviel man deren nur von den ärgerlichen Schandschriften habhaft werden könne, auftreiben und einbringen. Verbrennen wollte er sie, sagte er. Man bekam einen ziemlichen Vorrath. Als er sie hatte, ließ er sie — verkaufen; das brachte ihm an zehntausend Thaler ein, und gab ihm viel zu lachen. „Die Franzosen," pflegte er oft zu sagen, „sind herrliche Menschen; ich lasse sie singen und schreiben, und sie lassen mich machen was ich will."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag, den 5. Januar 1810.

In dem regen Leben des immer neuen Welt-Schauspiels, ist Stillestehen und Zurückbleiben, einerley! — Da muß das Vorbild jener Wachsamkeit und Erfindungen, wodurch Heer und Regierung musterhaft werden, den Geist unaufhörlich emporhalten, um bey jedem Aufrufe des Vergangenen würdig und der Gegenwart gewachsen zu seyn. Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, nur in fortgehender Bewegung herrlich; wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Nur wo Licht und Wärme, da ist Leben.

Johann von Müller.

(3.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

8.
Einige merkwürdige Jahre aus Carls V. Leben *).

1538 und 1539.

Am 1. Jänner 1538 kam der Kaiser nach Barcellona, und machte im Februar eine Reise in die Grafschaft Roußillon. — Sein erstes Nachtlager war zu Ragno, sein zweytes zu Esterlit, wo von der Ankunft des Infanten Don Loys von Portugal zu Valadolit Nachricht anlangte. K. Carl kam über Girona und Figueras nach Perpignan, wo er sich 10 Tage aufhielt. Die Rückreise erfolgte über Eluo, Coliber und Gerona nach Barcellona. Zur nähmlichen Zeit traf der Infant allda ein, und hielt sich gegen 6 Wochen auf; auch erschien der Cardinal Jacobasso, die Abreise des Kaisers zu betreiben. Am 25. April bestieg der Kaiser die von Doria herbey geführte Flotte von 22 Galeeren, um nach Villa franca zu segeln, und kam an einem Sonntage in der Frühe in die Gegend von Marseille, wohin am vorigen Abend 12 Galeeren um frisches Wasser abgefahren waren.

Als der Kaiser die Meerenge, Noisette genannt, erreichte, wurden 12 Segeln entdeckt, welche von der Türkey her schifften, und den Mondschein führten.

Es kam sogleich zu einem Gefechte, in welchem einige dieser Schiffe genommen wurden; allein es zeigte sich hernach, daß die eroberten Galeeren eben die waren, die der König von Frankreich in die Türkey geschickt hatte. Sie wurden demnach frey gelassen, und ihnen ein Schadenersatz von 1000 Thalern ausbezahlt. Der Kaiser setzte sodann seinen Lauf nach Villa franca fort, und fertigte am Tage seiner Ankunft daselbst seinen Obriststallmeister Herrn von Bossu *) mit mehreren Edelleuten zu dem Papst nach Savona, welcher am andern Tage den Herzog von Castro zu dem Kaiser schickte, um die Einleitung wegen des zu den Conferenzen Sr. Heiligkeit versprochenen Schlosses von Nizza zu treffen, wobey sich jedoch wegen des Mißtrauens des Herzogs von Savoyen Umstände ereigneten, worauf der Papst sein Quartier bey den Franciskanern vor der Stadt nahm. Indessen war auch der König und die Königinn von Frankreich zu Villa nova angekommen.

Der Kaiser besuchte im Gefolge seines ganzen Hofstaates den Papst in seiner Wohnung vor Nizza, und am folgenden Tage stattete auch der König seinen Besuch daselbst ab, worauf von Seiten des Kaisers der Herr von Granvella und der Commendator Major, von Seiten des Königs aber der Cardinal von Lothringen und der Connetable von Frankreich die Vollmacht erhielten, die Unterhandlungen vor Sr. Heiligkeit zu beginnen.

Eines Tags kam die Königinn mit dem Cardinalen von Lothringen und Chatillon, dem Connetable, dem Herzog von Vendome, und mehreren französischen Herren, auch den Prinzessinnen Töchtern des Königs, den Herzoginnen von Longeville und Estampes, und anderen auf den französischen Galeeren den Kaiser zu besuchen, welcher seine ganze Flotte entgegen schickte, und sie am Ufer erwartete. Hier war eine Brücke

*) Sie sind aus dem, von 1519 bis 1552 fortgesetzten Reisejournal von Vandenesse, Geheimschreiber und unzertrennlichen Begleiter Carls V. — Philipp II. in dessen Kabinet er, nach des Kaisers Abdication übertrat, behandelte ihn als Staatsgefangenen.

Der überaus große, kritische Werth dieses Itinerärs bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Ausgewählt wurden fürs erste die merkwürdigen Jahre der Zusammenkunft der höchsten Häupter zu Nizza, des Todes der Kaiserinn, der vertrauensvollen Reise Carls mitten durch Frankreich zur Stillung der Genter Rebellion, der beyden Heerzüge nach Tunis und Algier, der Niederlage des schmalkaldischen Bundes bey Mühlberg.

*) Des Kaisers Liebe zu diesem Jugendgespielen und wie er ihm einst auf der Jagd, das Gift selbst aus der Wunde sog, ist bekannt. Historisch erwahrte sich in diesen beyden, des unsterblichen Schillers erhabenes Bild des Bundes zwischen Carlos und Posa. — In der Weibe der Kraft sind die Charaktere Carls und Bossus, in die Wette zu tollhäuserischen Zerrbildern erniedriget.

in eine Strecke des Meeres hinein errichtet, um deſto bequemer an das Land zu kommen. Als ſich die Königinn mit ihren Damen, und der Kaiſer, die Herzoge von Savoyen, Mantua, Camerino, Abra Vogera, Nagera, Albergnos, die Prinzen von Beſignano, Salerno und Sulmone auf dieſer Brücke befanden, borſt ſie unter der Laſt, und alle fielen ins Meer, ohne jedoch einigen Schaden genommen zu haben.

Der Kaiſer hatte mit dem Papſte mehrere Unterredungen in einem zwiſchen Nizza und Villa franca gelegenen Sommergebäude eines Weingartens.

In dieſer Zeit kam auch ein Rußiſcher Geſandter, welchen die Türkiſchen Corſaren gefangen und ausgeraubt, ſodann aber nach Marſeille als ein Geſchenk für den König in Frankreich geführet hatten. Der Graf von Tenda, Gouverneur von Marſeille, brachte ihn nach Villa franca zum Kaiſer.

Endlich kam ein Waffenſtillſtand auf 10 Jahre zum Schluße, welchen der Kaiſer am Fronleichnams-Abend beſtättigte, wo die Königinn unter einer zahlreichen Begleitung nach Villa franca kam, bey dem Kaiſer auf Mittag verblieb, und am andern Tag nach dem Mittagſpeiſen nach Villa nova zurückkehrte. Gegen 4 Uhr Abends beſtieg der Kaiſer ſein Schiff, und ließ die Segel aufſpannen. In dem nähmlichen Zeitpuncte erſchien die Königinn an dem Eingang des Hafens von Villa franca, von wo ſie mit einander nach Genua ſegelten. Der Papſt landete am Molo, und wurde in die Domkirche getragen. Sein Nachtlager nahm er im Pallaſte des Fiesco; der Kaiſer bewohnte den Pallaſt des Doria, und wurde vom Podagra befallen; der Papſt beſuchte ihn daſelbſt und ſie blieben 4 Stunden hindurch beyſammen.

Am folgenden Sonnabend kam der Kaiſer zu Sr. Heiligkeit Abſchied zu nehmen, und verweilte von 3 Uhr bis 9 Uhr Abends, wobey die Vermählung des Octavio Farneſe, eines Sohns des Peter Ludwigs, und Päpſtlichen Enkels, und der verwittibten Herzoginn von Florenz, Margarethe, einer natürlichen Tochter K. Carls *) geſchloſſen ward. Am Sonntag ſchiffte ſich der Papſt auf den Kaiſerlichen Galeeren unter Gianettino Doria ein, welcher am Montag nach Genua zurück kam. Am Dinſtage beſtieg der Kaiſer die Flotte zur Rückreiſe, und begegnete auf der Höhe von Nizza zwey franzöſiſchen Galeeren mit dem Herrn von Velly und dem Kaiſerlichen Geſandten Chapouis, die an das Schiff des Kaiſers kamen, worauf der Herr von Velly mit ſeinen zwey Galeeren zurück ſegelte, Se. Majeſtät aber die Reiſe bis in die Gegend von Toulon fortſetzte, wo ihn eine Unpäßlichkeit befiel. Hier verblieb er unter einem Gezelte zwey Nächte hindurch auf dem Lande, und begab ſich am 30ten wieder auf die Reiſe. In der Gegend von Marſeille bey Nötre Dame de la garde kamen ihm 21 franzöſiſche Galeeren entgegen, welche die Kaiſerliche Flotte nach wechſelſeitiger Begrüßung begleiteten.

Als es dunkel zu werden anfing, ſegelten ſie in Gemeinſchaft von Marſeille gegen Aigues mortes, allein es überfiel die vereinigte Flotte ein ſolcher Nebel, daß die Galeeren Gefahr liefen, aneinander zu ſtoßen, welches auch jener des Kaiſers widerfuhr. Man kam ihr aber ſogleich zu Hülfe. Hingegen wurde die Galeere des Herrn von Granvella beſchädiget. Dieſer Nebel dauerte bis 9 Uhr Vormittags, und gegen 10 Uhr langte die ganze Flotte zu Aigues mortes an; nur das Granvelliſche Fahrzeug folgte erſt zur Mittagszeit. Sogleich erſchien der Cardinal von Lothringen und der Connetable den Kaiſer zu bewillkommen.

Nach dem Mittagſpeiſen fand ſich auch der König von Frankreich, von wenigen begleitet, in kleinen tapezierten Fahrzeugen beym Kaiſer ein, und begab ſich nach einer Stunde wieder zurück.

Am andern Tage führte der Kaiſer (seulement en petites botines) mit den vornehmſten Herren ſeines Gefolges den Connetable nach Aigues mortes, wo ihn der König mit allem ſeinem Hofſtaate am Stadtthor, die Königinn mit den Königlichen Prinzeſſinnen und denen Damen aber in ihrem Quartiere erwartete, und zur nähmlichen Zeit traf auch der Dauphin, der Herzog von Orleans, und der Herr von Albret aus Avignon daſelbſt ein. Der Kaiſer verblieb dieſen Tag und auch den folgenden bis auf den Abend zu Aigues mortes, und beurlaubte ſich ſodann bey der Königinn und den Damen. Der König aber mit dem Dauphin, Herzog von Orleans, Herrn von Albret und anderen begleitete ihn bis auf die Galeere, wo ſie ſich eine Stunde beyſammen aufhielten, und ſodann Abſchied nahmen.

Gegen Mitternacht wurden die Anker gelichtet, allein der Kaiſer war wegen eines Sturmes gezwungen, in den Port zurück zu kommen, worauf der König und die Königinn, nur von fünf Damen begleitet, nach dem Mittagſpeiſen den Kaiſer auf ſeiner Galeere noch ein Mahl beſuchten, und ſich ſodann am Abend beurlaubten. In der Nacht ſetzte auch der Kaiſer ſeine Reiſe fort, und landete am 18. July zu Barcellona.

Am 26. July 1538 begab ſich der Kaiſer nach Valadolit, wo ſich die Kaiſerinn befand, und verblieb daſelbſt bis auf den 21. September, an welchem Tage er ſich nach Toledo verfügte, allwo ſelber bis auf den 12. May 1539 meiſt reſidirte, und die Cortes von Caſtilien wegen eines Beytrages zu einem neuen Krieg wider die Türken fruchtlos verſammlet hatte. In dieſer Zeit ſtattete auch der Pfalzgraf Friederich mit ſeiner Gemahlinn, der Prinzeſſinn von Dänemark, einen Beſuch ab.

1539.

Am 1. May verſchied die Kaiſerinn, nachdem ſie im 8ten Monath ihrer Schwangerſchaft mit einem Prinzen entbunden wurde, der auch ſogleich ſtarb. Sie wurde bis auf den Abend mit unbedecktem Geſichte im Bette gelaſſen, und nicht geöffnet, wie ſie es ausdrücklich verlanget hatte.

Der Kaiſer, der die ganze Zeit bis an ihr Ende nicht von ihr gewichen war, begab ſich zu den Hieronymitanern außer Toledo *), wo er ſich bis auf den 27. Juny aufhielt, und nach abgehaltenen prächtigen Exequien am obigen Tage zu Ilinſca, am folgenden aber in einem Hauſe bey Madrit übernachtete, und in dieſem bis auf den 13. July verblieb, wo er ſich ſodann in die Stadt verfügte. Zu Madrit erhielt der Kaiſer die Nachricht von dem Aufſtande zu Gent, worauf der Prinz von Oranien, der Graf von Reux, der Herr Doſtam und de Praet eilfertigſt abgeſchickt wurden. Der Kaiſer ſelbſt faßte auf Anſinnen des Königs von Frankreich das Vertrauen auf der Poſt mitten durch ganz Frankreich zu reiſen, und ſchickte in dieſer Abſicht den Herrn von Pelour zum König, den Don Loys d'Avila

*) Statthalterinn der Niederlande, trefflich und hiſtoriſch treu geſchildert in Göthe's Egmont.

*) Hier — alſo ſchon im 30. Lebensjahre ein zwar wieder aufgegebner Entſchluß zur Abdication und klöſterlichen Ruhe.

ön an den Papſt. Nach allen in Spanien getroffenen Einrichtungen fertigte der Kaiſer am 1. November den Herrn von Granvella nach Loche zum König von Frankreich ab, um ihn alldort zu erwarten, und folgte am 12. ſelbſt nach. Am 20. November kam ſelber nach Valadolit, wo er die Poſt enden.

In ſeinem Gefolge war der Herzog von Alba, der Herr von Boſſu, Don Pedro della Cueſta (Obriſthofmeiſter), der Herr von Ryn (Sommelier du Corps), der Graf von Egmont, Don Enriquez de Toledo, der Herr de la Chaux, de Flagy, und Derbay, Kammerherren, zwey Staatsſecretäre, ein Leibarzt und Barbierer, zwey Kammerdiener, zwey Köche und zwey Someliere, und der Poſtmeiſter. Se. Majeſtät hatte ſchon aus Madrit den Stallmeiſter Dandelot mit 25 ſchönen ſpaniſchen Pferden, welche für den König Franz zum Geſchenke beſtimmt waren, voraus geſchickt. Sein übriger Hofſtaat folgte unter dem Baron de Montſaucon, oberſten Hofmeiſter, nach.

Den 21. November übernachtete der Kaiſer zu Doigna, am 22. zu Burgos, am 24. zu Vittoria, am 25. zu Caluſetta, und ſpeiſte am 26. zu Mittag zu St. Sebaſtian, wo der Herr von Vincent, Kaiſerl. Geſandter am Franzöſiſchen Hofe, Sr. Majeſtät aufwartete. Bey Fontarabien kam auch der Herzog von Orleans dem Kaiſer auf der Poſt entgegen, worauf ſie mit einander das Nachtlager nahmen. Am 27. November übernachteten ſie zu Bayonne, wo auch der Dauphin, der Cardinal von Chatillon, der Connetable, und mehrere Prinzen und Herren eintrafen. Sie kamen am 28. mit einander auf Mittag nach St. Vincent, auf die Nacht nach Aix, am 29. auf Mittag nach Cartres, auf die Nacht auf Mont de Marſin, welches dem Herrn von Albret gehörig iſt, am 30. November auf Mittag nach Caſſefoie, auf die Nacht nach Baſſan, den 1. December nach Langon, von wo ſie auf dem Waſſer nach Bordeaux fuhren. Am 3. auf Mittag nach Charbon blanc, auf die Nacht nach Adrien. Am 4. auf Mittag nach Camignan, auf die Nacht nach Montluc. Am 5. auf Mittag nach Barbeſiene, auf die Nacht nach Chatau neuf in Angulemois. Am 6. auf Mittag nach Sourville, auf die Nacht nach Verteur. Am 7. auf Mittag nach Chaulme, auf die Nacht nach Connet; am 8. auf Buſignan, am 10. auf La Roche auf Mittag, auf die Nacht nach Loches, wo die Cardinäle von Bourbon, und Lothringen, Liſieux, Tournon, Bologne, Masconne, Paris, Sevry, Chatillon und Gardy mit den Prinzen und franzöſiſchen Herren dem Kaiſer entgegen kamen.

Der König, welcher damahls nicht reiten konnte, erwartete ſelben mit dem Herrn von Albret, dem Herzog Chriſtoph von Würtemberg und andern am Eingange des Schloſſes von Loches, und an der Treppe des Saals wurde der Kaiſer von der Königinn, der Madame d'Albret, der Dauphine, und Tochter des Königs, der Herzoginn von Vendome, von Montpenſier, Nevers und Eſtampes, und anderen Damen empfangen, welche ſich insgeſammt nach abgelegten Willkomm über die Treppe hinauf in den Saal verfügten, und ſodann in ihre Zimmer begaben.

Den 13. December kam der Kaiſer in eben jener Geſellſchaft, in der er angelanget war, der König aber in einem Wagen, und die Königinn in einer Sänfte auf Mittag in ein Haus: Pavillon genannt, auf die Nacht nach Senechaur; am 14. auf die Nacht nach Amboiſe, wo in dem Pallaſte des Königs eine Schneckentreppe angebracht iſt, auf welcher man zu Pferd von unten bis zu höchſt hinauf kommen kann. In dem ganz hohlrunden Kerne dieſer Schnecke war eine Maſchine angebracht, welche nach und nach hätte abgebrannt werden ſollen, um den Auf- und Abſteigenden zur Beleuchtung zu dienen.

Als ſich der Kaiſer ungefähr auf der Mitte der Treppe befand, gerieth die ganze Maſſe in Brand, wodurch eine ſolche mit Rauch vermiſchte Hitze entſtand, weil in der Höhe keine Öffnung war, daß der Kaiſer, und alle Gegenwärtige zu erſticken Gefahr liefen, da wegen Menge der auf der Treppe befindlichen Perſonen nicht möglich war, den Rückweg in erforderlicher Eile zu nehmen. Indeſſen hat gleichwohl niemand hiebey das Leben verloren. Der König war jedoch ſo ſehr über dieſe Ungeſchicklichkeit aufgebracht, daß er jenen, der das Feuer angezündet hatte, aufhängen laſſen wollte, welches jedoch der Kaiſer vermittelte. (Zu vergleichen Gaillard histoire de Franco tom. IV.)

Den 17. war das Nachtlager zu Blois. Am 18. wurde zu Mittag auf der Jagd, und auf die Nacht zu Chamburg geſpeiſet. Am 20. war das Nachtlager zu Orleans, am 24. zu Fontainebleau, am 30. zu Corbere, und am 31. ging die Fahrt zu Waſſer nach dem Vincenner Gehölze.

Über die Flüſſe und Gebirge als natürliche Gränzen.

Zu den Meinungen, welche ununterſucht von Mund zu Mund gehen, gehört in der phyſikaliſchen Geographie auch die, daß die Flüſſe eine eben ſo natürliche und noch beſtimmtere Gränze der Landſtrecken des feſten Landes angeben könnten, als die Gebirge. So lange dieſe Behauptung bloß der Politik dient, um natürliche Gränzen willkührlich zu erweitern, wird der Naturforſcher dagegen keine Einwendungen wagen, indem die Macht eines Eroberers auch eine Furche, im Sande gezogen, als Gränze bezeichnen kann, welcher allerdings ein Fluß vorzuziehen iſt; wenn aber auch die wiſſenſchaftliche Geographie in den Flüſſen vorzugsweiſe ihre Gränzen ſucht, wenn ſelbſt Botaniker ihre Floren, Zoologen ihre Faunen mit Flüſſen einhegen, und ſogar Geognoſten ihre Reviere mit Flüſſen abſtecken, ſo verdient dieſe weit verbreitete Meinung Aufmerkſamkeit, damit nicht der Unerfahrene ſeine Beobachtungen ſich unnöthig erſchwere. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt, zu zeigen, daß Flüſſe an und für ſich ſchon aus geognoſtiſchen Gründen keine Gränzen ſeyn können, und dieſes zu beſtätigen durch Erfahrungen, wie wirklich überall nur Gebirge und keine Flüſſe die Erdoberfläche mit ihren belebten und unbelebten Producten natürlich abtheilen.

Wenn bey einer Gränze das Tiefere der Erdmaſſe in Anſpruch käme, ſo würden die Flüſſe, als die tiefſte Sohle der Thäler zwiſchen den Hauptgebirgen auch die älteſten Gebirgsarten trennen, ja auch die Bäche den Lauf verſchiedener Gebirgsjoche und Arme bezeichnen können; da aber die Gränze ſich nur auf die Oberfläche und das zunächſt unter derſelben Ruhende bezieht, ſo kann nicht der Fuß und das Innere der Gebirge, ſondern nur die Decke hier entſcheiden. Dieſe jüngern Gebirgsarten, welche die Beſchaffenheit der Erdoberfläche

bestimmen, werden keinesweges in der Regel durch Flüsse abgeschnitten, sondern lagern sich vielmehr auf beyden Seiten derselben, zumahl die aufgeschwemmten Gebirgsarten, welche gleichsam als Schutt der Flüsse an beyden Ufern weit umher aufgethürmt liegen, und ganze Thalgebiethe in ununterbrochenen Lagern ausfüllen, bis sie durch ein Gebirge abgeschnitten werden. Auch selbst die Urgebirge werden nicht immer durch Flüsse begränzt, sondern oft von diesen durchbrochen, wenn ein kleinerer Gebirgszug in seiner Richtung dem größern entgegen läuft. So durchbricht, um nur die nächsten Beyspiele anzuführen, die Elbe den Lauf des Erzgebirges, nachdem sie sich lange dem Riesengebirge parallel schlängelte; die Donau durchschneidet bey ihrem Eintritt in Österreich den vom Böhmer Wald herab sich erstreckenden Arm, und bey ihren Austritt die Karpathen; die Weser sprengt in Westphalen sich eine Pforte durch die Lippische Gebirgskette, und die schlesische Neiße eröffnet sich bey ihrem Herabströmen aus dem Glätzischen Hochlande das Wartther Thor durch die große Sudetenmauer.

Ein Strom deutet überhaupt nur das Tiefste einer Niederung an, und ihn zur Gränze erheben heißt das Innere zum Bande, das Centrum zur Peripherie machen, da in das Bette dieses Stroms von allen Seiten herab die Gewässer sich vereinigen. Es entstehen dadurch Stromgebiethe, von Gebirgen oder wenigstens von Höhen umkränzt und in kleinere Flußgebiethe, und diese wieder in Bachreviere getheilt, die ein zusammenhängendes, von außen geschlossenes, und von innen eng vereintes System von Thalvertiefungen, von Kesseln, Mulden und Niederungen bilden. Könnten wir von oben herab diese Länderabtheilungen, wie in einem Panorama, überschauen, so würden uns vor der Größe und Sicherheit jener Berggränzen die unbedeutenden Wasserstreifen entschwinden; doch überzeugt hiervon schon der Blick von einer beträchtlichen Berghöhe. Besonders klar war mir dieß, als ich einst von dem Zobten in Schlesien, der als hoher steiler Kegel mitten im flachen Lande einen senkrechten Blick weit umher verstattet, die Abtheilungen der wellenförmigen von kleinen Höhen durchzogenen Ebene überblickte. Überall sah ich Dörfer in den Vertiefungen zu beyden Seiten der Bäche; Städte und ganze Fürstenthümer an beyden Ufern der Flüsse; nirgends diente der Fluß oder Bach zur Scheidewand, sondern schien nur die Verbindung zu befördern. Zu beyden Seiten der Oder fand ich bey meinen botanischen Wanderungen denselben Boden, dieselbe Flora; wer möchte Schlesien der Länge nach durch die Oder durchschneiden wollen? Allein jenseits des Gebirgskammes der Sudeten überraschte mich eine fremde Vegetation, bey dem steilern Abfall ganz andere Formationen, und als ich nach Böhmen hinabstieg, traten mir fremde Physiognomien slavischer Menschen entgegen, von deren Sprache ich keinen Laut verstand. Und wie neu erschien mir wieder Sachsen, als ich über das Erzgebirge, aus dem Kessel von Böhmen wieder heraus trat! So behauptet ein Land, eingeschlossen von den natürlichsten Gränzen und in der Mitte von Fremden, seine Eigenthümlichkeit. Selbst in dem geselligen Verhältnisse zu den Fremden drückt sich die Bestimmtheit der Naturgränzen aus. Keine Eifersucht erbittert den Böhmen gegen den Schlesier oder gegen den Sachsen, da die Natur jedem seine bestimmte Schranke angewiesen hat, während sonst überall, wo die Scheidewand weniger markirt ist, die nachbarlichsten Völker, um sich in ihren Collisionen zu behaupten, durch den bittersten Hader entzweyt sind. Ferner: die ganze deutsche Donau herab bis nach Wien fand ich an beyden Ufern, so weit sie auch der oft seeähnliche Strom trennt, bey dem Botanisiren dieselben Pflanzen, dieselbe Thierwelt wieder; auch als ich über das kleine Gränzflüßchen in Mähren einging, bemerkte ich nicht eher eine Verschiedenheit, als bis zu Brünn mich der Kranz der Mährischen Gebirge umgab; und in Oberschlesien, jenseits der Mährischen Gebirge, traf ich wieder innerhalb weniger Stunden den Charakter des pohlnischen Sumpflandes, bis die von dem Glätzischen herab sich erstreckende Kette mir wieder das deutsche Schlesien eröffnete. So findet man auch im ganzen nördlichen Deutschland, von Preußen bis nach Holland, dieselbe Natur, und die Barrieren großer Ströme können keinen so großen Unterschied hervorbringen, als einzelne Dünenreihen der Elbgegend und im Münsterschen, oder als die kleine Gebirgskette, welche Paderborn, Hildesheim, das Lippische und Hannoversche trennt; sobald man aber über den Harz südlich hinab- oder vielmehr hinauf steigt, so kündigt sich plötzlich Süddeutschland schon dem Laien in der Geographie durch das Verschwinden der plattdeutschen Sprache an. Wenn man ferner von Osten nach Westen Sachsen verläßt, so bemerkt man hinter der langen thüringischen Bergkette nach dem Sattelpaß, alsbald das ganz veränderte Franken; und wie verschieden ist dieß Stromgebieth des Mayns wieder von dem Gebiethe der Donau, von Schwaben und Bayern, welche Provinzen auch nur da bestimmte Verschiedenheiten unter sich zeigen, wo der Inn, der Lech und der Neckar eine ganz andere Natur schaffen. Auch der Rhein bestätigt dasselbe. Jenseits des Rheins fand ich den Deutschen so unverändert als den Himmel und die Erde; erst jenseits der Vogesen, des Donnersberges und der Ardennen verräth sich der Franzose durch Sprache und Sitten und Liebe zu einem Vaterlande.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Soliman II.

Ein Araber klagte bey Soliman II. in später Nacht über Gewaltthätigkeiten, die er von zwey Unbekannten in seiner Wohnung erleiden müsse. Der Sultan eilte hin, ließ alle Lichter auslöschen, die Schuldigen ergreifen, Mantel über ihr Haupt werfen, und befahl sie niederzudolchen. Als sein Geboth vollzogen, und das Zimmer wieder beleuchtet war, sah er den Todten ins Antlitz, kniete, hub die Hände gen Himmel, und dankte dem Ewigen. „Welcher Gnade wurdest du von oben gewürdigt?" fragte sein Günstling. — „Vezier!" antwortete Soliman, „ich mußte glauben, nur meine Söhne könnten Urheber so schreyender Gewaltthaten seyn; darum befahl ich, die Lichter auszulöschen. Ich fürchtete die väterliche Zärtlichkeit möchte mir im Wege stehen, daß ich vielleicht die Gerechtigkeit auszuüben unterließe, die ich allen meinen Unterthanen ohne Ansehen der Person schuldig bin. Urtheile nun, ob ich dem Himmel nicht danken mußte, als ich fand, ich war gerecht, ohne meine Kinder geopfert zu haben.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 8. und Mittwoch den 10. Januar 1810.

O ihr, ihr hohen, gotterfüllten Lieder,
In die das Herz sein Höchstes eingeprägt,
In die es seine Kraft und Demuth nieder,
Und der Gefühle Ruh' und Sturm gelegt,

Aus eurem Dunkel kehret warnend wieder,
Wenn eitler Wahn des Menschen Sinn bewegt,
Und tröstend, wenn er, müde fortzuschreiten,
Sich rettet — ins Asyl vergangner Zeiten.

Schreiber.

(4 und 5.)

Über den poetischen Gebrauch des historischen Stoffes.

Weil der Historiker als solcher nicht poetisch seyn darf, wiewohl er, um Historiker zu seyn, auch das dichtende Vermögen besitzen muß: so scheint eine Untersuchung über den poetischen Gebrauch eines historischen Stoffes gänzlich in das Gebieth der Kritik über die schöne Kunst zu gehören. Wenigstens kann die historische Wahrheit dabey in keinen Betracht kommen, und weder Tugenden, noch Fehler der poetischen Behandlung eines geschichtlichen Stoffes können auf ihre Rechnung geschrieben werden. Allein die Würdigung des Eindruckes, welchen die historische Materie in verschiedenen poetischen Formen verschiedenartig auf das gebildete Gemüth machet, verbreitet auch Licht über die Natur der Historie, und darf deßhalb auf Blättern, die ihr geweiht sind, versucht werden.

Die epische Poesie hat unbezweifelt Einen Ursprung mit der Historie, und durch die frühern Zeiten der Cultur fließen sie so nahe zusammen, daß die ältesten epischen Gedichte zugleich als historische Werke gelten. Auch hat die Historie sich schwer von der epischen Form losgerissen, und die Gesetze derselben trägt alle Geschichtschreibung auf ewig in sich, indem sie die Bedingungen entfernt, welche die dichtende Kunst hinzuthat.

Deßhalb scheint von allen Gattungen der Poesie keine so wie das Epos, zur Aufnahme der Geschichte in sich geeignet zu seyn, und wir brauchen hier nicht zu erwähnen, daß alle berühmte epische Gedichte sich auf eine gegebene Wirklichkeit stützen. Aber auf der andern Seite haben diejenigen, worin diese letzte eine große Rolle spielt, doch wenig Glück gemacht. Davon könnte der Grund zufällig in den Eigenschaften ihrer Urheber liegen; allein er ist tiefer mit Sicherheit aufzufinden. Auch das Epos ist ein Product jener Kunst, welche mit der Wirklichkeit oder Wahrheit ein Spiel treibt, und auch seine Formen zeigen an, daß das Ergötzen seine Bestimmung sey. Sobald nun die gegebene Wahrheit in ihm vorherrscht, werden wir empört, daß sie einem Spiele preisgegeben worden. Eben dadurch werden dann auch alle die Täuschungen zerstört, welche das Element der schönen Kunst sind, und daher entspringen zugleich die Beleidigungen, welche ihr widerfahren, und in dem Unglück eines solchen Epos ihre Rache finden, uns aber hier nichts bedeuten, weil wir blos für die Ehre der Historie sprechen.

Das historische Interesse darf also durch das Epos nicht zu stark erregt werden, weil es weder die Historie noch die Poesie verschmerzen werden, und eine durch die andere sich in jenem Fall gemißhandelt glauben muß. Wenn ein geschichtlicher Stoff uns noch so nahe liegt, oder eine solche genaue Kunde über ihn vorhanden ist, daß die in ihm gegebene Wirklichkeit nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit von uns durchschaut werden kann: so darf sich das Epos seiner nicht bemächtigen wollen; denn wir werden uns schlechterdings der Historie gegen das Gedicht annehmen. Ist dagegen eine geschichtliche Materie ihrem inneren Wesen nach solcher Art, daß sie von der Historie nie ganz begriffen werden soll, nach der Ansicht, die einmahl von ihr Bedürfniß der Welt geworden, wie es sich wohl mit dem historischen Ursprung der Religionen und der Begebenheiten verhält, die mit ihrem Geist wesentlich zusammenhangen; oder liegt sie in so entfernten Zeiten und Ländern, daß sie schon durch die Entfernung etwas Wunderbares gewinnt und sich dem historischen Blick entzieht; oder waltet überhaupt nur über ihrer Entwicklung eine neblichte Unkunde: so hat das Epos ein Recht an sie, und das historische Interesse, welches wir an ihm nehmen, kann selbst dazu gebraucht werden, den poetischen Reitz zu verstärken.

Man hat vorzüglich in den neuesten Zeiten den wesentlichen Unterschied zwischen der epischen und der dramatischen Poesie in den Meisterwerken derselben aufsuchen, oder auch neu begründen wollen. Uns scheint er in der Verschiedenheit der Formen zu liegen, daß die epische die erdichteten Thatsachen doch immer durch Vermittlung eines Dritten, die dramatische aber unmittelbar, ohne daß wir einen Bericht wahrnehmen, vor die Augen bringet. Aus diesem Puncte fließen nothwendig andre Verschiedenheiten zwischen Epos und Drama, z. B. daß in Jenem selbst der todten Natur, der bloßen Materie viel eingeräumt, und der sinnlichen Anschauung ein vollkommen befriedigender, ruhiger Genuß verliehen werden kann, wenn nur die Beschreibung ergotzend genug ist, um die Handlung sich gemächlich entwickeln lassen zu dürfen; daß dagegen in Diesem Charakter und Schicksal dichtgedrängt neben oder

wider einander ſtehen, und uns durch das Schauſpiel, welches ſie geben, fortreiſſen oder doch gewaltiger bewegen, als die Eindrücke des Epos. Indem nähmlich nicht die Kunſt eines Dritten uns die Thatſachen und ihre Figuren vorführt, ſondern dieſe ſich unmittelbar zeigen, iſt es uns ſchlechterdings unmöglich, ſie aus den Augen zu laſſen, und uns bey weniger weſentlichen Dingen zu verweilen.

Da wir als die höchſte Forderung an den Hiſtoriker aufgeſtellt haben, daß er ſelbſt in der Hiſtorie untergehe, damit er nicht unter den Thatſachen, welche er darſtellt, bemerkt werde: ſo ſollte man nach dieſen Begriffen von der dramatiſchen Form vermuthen, daß ſie es eben ſey, welche für die hiſtoriſche Darſtellung gebraucht werden müſſe. Allein bey ſolcher Vermuthung vergäße man, daß in der Hiſtorie nur die gegebene Wahrheit herrſcht, und ihr alles Eintrag thut, was den Argwohn erregen könnte, daß dieſe verletzt worden. Wo aber hat es ſich jemahls ſo gefügt, daß Perſonen ihr Inneres und ihr Schickſal in Rede und Handlung ununterbrochen ausſprachen, und fortlaufende Kunde darüber aufgenommen werden konnte? Oder, da ſie größtentheils ſich ſelbſt nicht verſtanden, und doch als ein Gegebenes von der Hiſtorie begriffen werden ſollen; da ſie von manchen Begebenheiten, keine Ahndung hatten, mit welchen die Nachwelt ſie doch in einem weſentlichen Zuſammenhang erblickt, den die hiſtoriſche Wahrheit entſchleyern muß; wie wollten ſie ſich unmittelbar darſtellen, und doch als Gebilde gelten, die einzig aus Notizen und Thatſachen beſtehn?

Nach dieſem beſtimmt ſich leicht, in wiefern eine dramatiſche Form in der hiſtoriſchen Darſtellung allenfalls erſcheinen dürfe? nähmlich nur da, wo kein Zweifel obwalten kann, daß die Thatſachen wirklich ein dieſer Form Gegebenes ſind. Dieß fodert die hiſtoriſche Wahrheit, aber die Geſchichtſchreibung würde, wenn auch die Wahrheit den häufigen und länger anhaltenden Gebrauch der dramatiſchen Form zugeben könnte, ſich dennoch dagegen erklären, weil dadurch die ihr eigenthümliche Geſtalt belaſtet werden möchte. Aus dieſem doppelten Geſichtspuncte ſpricht ſich auch das Urtheil über die vielen und langen Reden in den alten Geſchichtſchreibern von ſelbſt aus, löſet ſich leicht die oft erneuerte Fehde über die Zweckmäßigkeit derſelben.

Auf der andern Seite fließt aus den obigen Bemerkungen auch eine Regel für den dramatiſchen Dichter. Indem er einen hiſtoriſchen Stoff wählt, iſt er freylich in Behandlung deſſelben nur nach den Geſetzen ſeiner Muſe zu richten; aber durch die Täuſchung, daß er etwas hiſtoriſch Wahres darſtelle, verſtärkt er mächtig den Eindruck ſeiner Dichtung. Er wähle daher nie einen Stoff, welcher dieſe Täuſchung unmöglich macht, indem es deutlich vor uns liegt, daß derſelbe in dieſer dramatiſchen Form nicht vom Verhängniß gegeben wurde.

Beyläufig dürfen wir hier noch bemerken, daß in dem Weſen einer Begebenheit und einer hiſtoriſchen Perſon der einſichtsvolle dramatiſche Dichter mit dem Geſchichtſchreiber unfehlbar zuſammentreffe. Jener kann nähmlich in ſeiner Darſtellung derſelben die Umgebung und Bedingungen, unter welchen ſie wurden und handelten, doch nicht aufheben, wenn er nicht bloß Rahmen und einzelne zufällige Erſcheinungen aus der Geſchichte borgen will, wodurch er keinen hiſtoriſchen Stoff als eine zuſammenhängende Maſſe ſich aneignet. Sobald er nun jenes nicht vermag, kann er auch die Nothwendigkeit nicht umgehen, welche bey ſolchen Bedingungen, ſolcher Umgebung in der Wirklichkeit obwaltete, und deßhalb trifft die poetiſche Nothwendigkeit auf Einen Punct mit der hiſtoriſchen. Preis dem Dichter, welcher dieſe nur ganz erreicht! Bis jetzt hat noch kein Poet in ſeiner Darſtellung eines hiſtoriſchen Charakters, d. h. eines ſolchen, welchen die Geſchichtſchreibung wirklich als ihr Eigenthum betrachten kann, ſo viel nothwendige Individualität geliefert, als ihm in der Wirklichkeit oder in der Hiſtorie angehöret.

Zwiſchen dem Epos und dem lyriſchen Gedicht bewegt ſich die Romanze. Sie erſchien früh bey ſolchen Völkern, welchen nicht die ruhige poetiſche Entwicklung, durch die ein Nationalepos entſtehen konnte, zu Theil wurde. Doch iſt ſie gleich demſelben einigermaßen eine hiſtoriſche Quelle und der Anfang der Geſchichtſchreibung, obgleich der Übergang von ihrem Geſange zu dieſer ſchwieriger war, als von dem epiſchen, deſſen Fülle und Geräumigkeit leichter zur Proſe umgeſtaltet werden konnte. Darin liegt mit die Urſache, daß der Zuſammenhang zwiſchen der Romanze und der Hiſtorie nie ſo bedeutend und ſichtbar geworden iſt, als die Verbindung der letzten und des Epos.

In Hinſicht auf die Hiſtorie iſt bey Dichtung der Romanze wenig Acht zu haben. Wenn jene ihren Stoff von dieſer aufgenommen ſieht, ſo vernimmt ſie zugleich Geſang, und dadurch iſt genug angedeutet, daß ein Spiel der Dichtkunſt getrieben, und keine hiſtoriſche Wahrheit dargebothen werden ſolle, mag die Romanze epiſch durch Vermittlung die Thatſachen aufführen, oder dieſelben ſich dramatiſch ſelbſt darſtellen laſſen.

Eben dieſes gilt noch in einem höheren Grade von dem Liede, welches, wenn es mit einem hiſtoriſchen Stoffe ſpielen will, faſt zur Romanze wird, und noch weniger von demſelben aufnehmen, ihn nur andeuten kann, um ſeinen eigenthümlichen ätheriſchen Hauch nicht zu beſchweren. Nie kann daher die Hiſtorie auf das Lied zürnen, denn es wird niemand bereden, daß es eine hiſtoriſche Darſtellung ſey, und durch ſolche Überredung eine gegebene Wahrheit verfälſchen. Aber Romanze und Lied mögen ſich ihrer ſelbſt wegen hüthen, einen hiſtoriſchen Stoff zu wählen, an welchem das hiſtoriſche Intereſſe ſo hängt, daß man auf ihr Spiel keine Aufmerkſamkeit richtet.

Die Romanze erinnert an den Roman, diejenige poetiſche Gattung, welche der Form nach dem hiſtoriſchen Product am ähnlichſten iſt, und für welche dennoch der hiſtoriſche Stoff am wenigſten gebraucht werden mag.

Weil unter den Nationen der neueren Welt das alte hiſtoriſche Lied immer nur Romanze blieb, und ſich nicht wie bey den Griechen, zur Fülle des Nationalepos ausbildete, fehlte ihnen der griechiſche Übergang von der Poeſie zur Geſchichtſchreibung. In den leeren Raum zwiſchen beyden, trat der Roman. Er hatte ſo wenig als das Epos um die eigentliche hiſtoriſche Wahrheit Sorge zu tragen, und gehörte eben ſo gut in das Reich der Dichtungen; aber gleichwohl fehlte ihm die beſtimmte poetiſche Form, welche durch den Vers entſteht. Was ihm davon anhangen mochte, war ſo unvollkommen, daß er ſich dieſer Bürde bald gänzlich entledigen mußte.

Auf welche Art ſich nachher der Roman unter verſchiedenen Nationen ausgebildet haben mag: ſo gewann er doch durch dieſen Umſtand ſeinen allgemeinen Charakter. Von der feyerlichen poetiſchen Form befreyet, durfte er ſich überhaupt lockere Geſetze als das Epos auferlegen, und manches aus dem Leben

erfahmen, was jenem versagt bleibt. Persönlichkeit und Schicksal leben und wider einander thätig, zeigen sich mit Strenge im Drama, und heischen dort für dieses Schauspiel allen Raum und alle Aufmerksamkeit; sie sind auch das waltende im Epos, doch gönnen sie hier fremdartigeren Erscheinungen und selbst der todten Materie beträchtlichen Raum; auch dem Roman kann nur ihr gegenseitiges Verhältniß ästhetischen Zusammenhang geben, aber in ihm scheint es mehr der übrigen Massen wegen da zu seyn, als daß es die Begebenheiten nach seiner Regel herbeyführte und lenkte.

Da der Roman, wie das Epos und die Historie, die Thatsache durch Vermittelung eines Dritten zur Anschauung bringt, da er nicht wie jenes durch seine äußere Form sogleich verräth, daß er ein poetisches Spiel treibe, sondern in ihr der letzten gleichet: woher dann die Erscheinung, daß in Romanen durchaus nicht so wie in dramatischer und epischer Dichtung Gebrauch vom historischen Stoff gemacht ist, und es unser Gefühl empören würde, wenn es geschähe?

Diese Erscheinung erklärt sich eben daher, weil der Roman und die Historie sich in ihrer äußern Form so ähnlich sind, und ihrem Wesen nach so verschiedenartige Bestimmung haben. Ein historischer Stoff, d. h. nicht bloß historische Winke, im Roman, würde uns ganz für Geschichte gelten, und die historische Kenntniß verderben, zugleich aber auch die Dichtung und ihre Wirkungen, welche doch eigentlich erwartet werden, zu Grunde richten. Darum schreyen Historie und Poesie wehe über das zwitterartige Machwerk, den historischen Roman. Er betrügt um die historische Wahrheit und die poetische Täuschung, wenn dagegen Epos und Drama redlich zu erkennen geben, daß sie den historischen Stoff als Dichtung nehmen, und durch ihre Formen uns verrathen, daß sie spielen, wenn gleich ihr hinreißender Zauber uns während des Genusses von der deutlichen Bemerkung entfernt, daß uns hier keine gegebene Wahrheit anspreche.

Kaiser Max,

auf der Martinswand in Tyrol *).

1493.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
„Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar;
„Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das ist der Ort, wo die Majestät
„Sich herrlich den Herrscherthron erhöht;
„Die steile Bahn
„Hinan, hinan!
„Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
„Nachsetzt der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer sehet mir nach? 'S war ein Kaisersprung!
„Klimm Gemse nur auf die Felsenwand!
„In die luftige Höh, an des Abgrunds Rand
„Mach ich mit Eisen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, nur muthig hinan!
„Jetzt ohne Rast
„Den Strauch erfaßt!
„Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
„So halt mich im Fall die Klippe noch fest."

Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwey Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sey's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er stehn,
Und taumelt sich aus; da mußt' er nun sehn:
Hier half kein Sprung
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher.
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut,
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ey doch wie hat mich die Gemse verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt;
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Da stehet des Kaisers Majestät
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
„Das ist bey Gott eine Menschengestalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbey,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zieh!
„Gott sey mit ihm!"
„Ist's eine Stimm?
„Der stehet dort oben in großer Noth,
„Muß erg wohl erleiden den Hungertod."

*) Solche Dichtungen gehören in dies Archiv! Wo könnten die Sagen einer kräftigern Vorzeit, der Nachhall großen und guten Thuns, der unauslöschliche und unberechenbare Keim schöner Nacheiferung, besser niedergelegt werden? — Vergönnte doch Ihm ein den ganzen Mann fodernder Beruf, zugleich vaterländischer Troubadour zu seyn, und wie er schon gethan, noch forthin: Magnum loqui, nitique cothurno! — Möchte er doch denken, daß Habsburg noch außer Max und Leupold Fürsten hatte, von eben dem Sinn, wodurch dieser: die Blume des Rittertums, jener: der letzte Ritter hieß.

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
„Hoch auf den Alpen klömm er empor,
„Daß ihn des Jägers Blick verlor.“.
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!“

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor.
„Herr Kaiser seyd ihr's, der steht in der Blend,
„So werft herab einen Stein behend!“
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein;
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul'
Auf eine Meil
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?“
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus ohn Murren und Klag
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand,
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach; —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein
Gewiß zu seyn
Eh' die Besinnung ihm verflieht,
Ob Hülfe bey Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Säften auf Pergament
Die Frag' ans Volk, und wickelt behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Granitstein,
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab; —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr!
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herrn ein Bothe des Todes zu seyn.

Der Kaiser wie hart
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergeblich seyn.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir.
„So harr' ich nun sichrer des Tod's allhier.“
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entkammet das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt;

Wegstoßt die Welt,
Zum Ew'gen hält!
Jetzt wieder ein Täflein nimmt er zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ,
Was sollt's ihm? — Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz,
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
„So heißt der Brief:
„Viel Dank Tyrol für deine Lieb,
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott versucht ich mit Übermuth,
„Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
„Bey Menschen ist keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
„Will büßen die Schuld,
„Mit Muth und Geduld.
„Mit einem wohl könnt ihr mein Herz erfreun,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt
„Nun unverweilt
„Ein Both' um das heilige Sacrament,
„Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
„Und wenn der Priester steht am Fluß,
„So kündets mir Schützen durch einen Schuß.
„Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
„So deut' es ein zweyter mir wieder an.
„Sehr bitt' ich euch,
„Zieht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich stärk' in dem Hungertod.“

Der Bothe steugt,
Der Priester keucht
Nun schon herbey, nun steht er am Fluß.
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schauet hinab, erblickt die Monstranz,
Denn blitzend ergänzt ihr Demantkranz.
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und o wie flieht
Sein heißes Gebeth:
„O Gott, du Vater allmächtig am Himmelsthron
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeist,
„Der beyde vereint, das Heil uns weist;
„O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O tauchte sich schnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält."

„Vor meinem Tod,
„Dein Himmelsbrot
„Wünsch ich Unwürdiger, o wie sehr!
„O sieh auf mich erbarmend her!
„O Christus Lieb' tritt bey mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' so feurig beseelt,
„Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt:
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn.
Da kündet ein zweyter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott,
„In deiner Noth,
„Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist,
„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preißt."

Nun allzumahl
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knien harrt im Gebeth,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's. Der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knien im Gebeth,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland,
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend nun vor ihm stund,
Und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folget mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt' um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fraget das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„„Ein Bothe, gesandt um zu retten dich.""
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?"
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt.""
Drauf es sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß geblickt,
Der Kaiser sich drückt;
Sieh da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt.
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall.
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht,
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor;
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt:
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzendem Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bey Fackelglanz
Stehn, unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knien,
Und heiß im Gebethe für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 'S war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herren und seine Macht!
„Seht, mich hat sein Engel zurück gebracht."

Pesth, den 15. Aug. 1809.

Heinrich von Collin.

Über die Flüsse und Gebirge als natürliche Gränzen.

(Beschluß.)

Auf solche Weise zeigt sich die Bedeutung der Gebirge als Naturgränze, im Gegensatz zu den Strömen, schon in Deutschland, worin die Gebirgszüge als im Mittelpuncte von Europa so verwickelt zusammentreffen. Noch hervorspringender ist dieß in andern Ländern mit regelmäßigern Gebirgssystemen, und schon der Bewohner Eigenthümlichkeit, die der Geograph für physisches Product des Landes ansehen muß, kündigt dieß unwiderleglich an. Die naturgemäße Schranke zwischen Frankreich und Spanien würde gesprengt seyn, wenn man statt der Pyrenäen den parallel strömenden Ebro zur Gränze setzen wollte. Portugal, von Gebirgen umschlossen, wird stets von Spanien getrennt bleiben, obgleich die größten Flüsse Spaniens diese Gebirgsgränze in engen Pässen durchbrechen. Von England ist das kleine Wales so bestimmt durch Gebirge geschieden, als das schottische Hochland, indeß die großen Ströme nicht einmahl Grafschaften einschließen. Italien zerfiel von den ältesten Zeiten zu beyden Küsten hinab deshalb in so verschiedene kleine Staaten, weil die Apenninen fast die ganze Länge theilen; dieß geschah nirgends durch die querströmenden Flüße, wie die vergleichende Geographie der Alten und Neuern beweiset. Zwar hat die erobernde Politik, die oft keine natürliche Begränzung will, sondern vielmehr ihren Einfluß über die Gränzen hinaus auszudehnen sucht, auch hier sich einst Flüsse zum Ziele gesetzt; aber der Rhein mit seinen künstlichen Befestigungen hielt das Eindringen der Germanen in Gallien eben so wenig ab, als die überall besetzte Donau dem Einfall verheerenden Slaven Schranken setzte, indeß ein Hannibal den glücklichen Übergang über die Alpen nur der übermüthigen Sicherheit der Römer verdankte. Auch die Eider sollte die Gränze Deutschlands gegen Dänemark seyn, und doch gleichen sich die Bewohner beyder Ufer mehr, als die Anwohner beyder dänischen Küsten, obgleich nur eine sumpfige Heideerhöhung als ein Bergrücken die Halbinsel längs durchschneidet. Norwegen schließt sich eher an das durch ein Meer getrennte Dänemark an, als an das nachbarliche Schweden, da hier eine Gebirgskette die ewige Schranke bildet. Schweden ist dagegen durch die weite Ostsee mit den russischen Küstenländern vertrauter, als diese nördlichen Russen mit den südlichen Landsleuten jenseits der Wolgahöhen. Pohlen wird durch Heiden und Hügel jenseits der Weichsel nur unvollkommen von Preußen getrennt; allein Ungarn ist so bestimmt rings umher geschlossen, auch gegen Pohlen und die turkischen Reiche, als die uralische Kette den Sibirier vom Europäer scheidet.

Es würde zu weit führen, wenn hier noch in andern Welttheilen diese Vergleichung durchgeführt werden sollte, auch würde dieß schwierig seyn, da dort der Lauf der Gebirgszüge weniger bekannt ist. Doch stellen sich die großen Gebirgsländer von Mittelasien, die chinesischen und indischen Reiche als natürliche Stromgebiethe dar; Ägypten erstreckt sich zu beyden Ufern des Nils; Palästina am Jordan wird von Gebirgen umkränzt; Peru behauptet seinen Contraß gegen Mexiko, und dieses wieder gegen Brasilien nur durch umgebende Gebirge. Diese Übereinstimmung im Großen erregt keine Verwunderung; mehr aber die Erfahrung, daß auch im kleinen Raume bey regelmäßigen Gebirgszügen deren Gewalt deutlich ist. Ein merkwürdiges Beyspiel liefern in der modernen Geographie die Schweizer-Cantone, und in der ältern die Republiken Griechenlands.

Jeder Schweizer-Canton ist nur eine Reihe von zusammenhängenden Thalvertiefungen, deren Ineinanderlaufen durch Flüsse bezeichnet ist, und welche größer und kleiner sich ausdehnen nach den verschiedenen Flußgebiethen, so daß man aus dem Zusammenströmen der Gewässer schon die Gränzen fast ohne Chartenzeichen auf einer orographischen Charte erkennen kann, sobald die ohngefähre Lage nicht ganz fremd ist. Das Walliser Land ist das herrliche Thal des Ursprungs der Rhone zwischen Eisbergen, und in den Thälern von Graubündten sammelt sich der Rhein. Der große Canton Bern wird von der Aar mit ihren vielen Nebenflüssen beherrscht. Freyburg könnte man das Gebieth der Sana nennen; Uri das Gebieth der Reuß im Ursprunge. Glarus und Thurgau erhalten von ihren Flüßchen selbst den Nahmen; Unterwalden liegt rings um den Vierwaldstädter See, Zug und Lucern um ihre Seen, Zürich um seinen See und die Limmat. Das hohe Schwyz dehnt sich herab um die Ufer der Biber, Appenzell um die Sitter. So breiten sich alle Cantone um die Tiefen der Flüsse und Seen aus, und sind, eingeschlossen von hohen Gebirgen, vor Störung des innern Friedens gesichert. Würden Flüsse zur Gränze gesetzt, sogleich wären alle Cantone zerrissen. Nach außen ist die Gränze gegen Tyrol einiger Maßen bestimmt, gegen Deutschland ladet übrigens der begränzende Rhein zu näherer Verbindung ein, und gegen Frankreich ist die Gränzmauer des Jura aufgehoben.

Auch Griechenland mußte einst in zahlreiche Landschaften natürlich zerfallen, weil die Ankömmlinge sich zu beyden Seiten der Flüsse ansiedelten. Der große Hämus schützte das ganze Land gegen die nordischen Scythen; die Thracier, am Hebrus wohnend, überschritten nicht die westliche Kette des Pangäus. Der Axius mit seinen Nebenflüssen bestimmte das Gebieth Macedoniens, welches im Olymp und in den Cambunischen Bergen seine Gränze gegen das eigentliche Griechenland fand. Illyrien war durch die Cerauischen Gebirge von Epirus, und dieses durch den Pindus von Thessalien getrennt. Die Thessalier bewohnten das Thalgebieth des Peneus, welcher im Thale Tempe seine vielen Nebenflüsse sammelte, und sie waren durch den Oeta von den Phociern am Cephissus geschieden. Die trotzigen Ätolier, am Evenus wohnend, wurden durch den Pindus und Corax vor den übrigen Griechen geschützt, und sie unterjochten dagegen bald die Cureten Acarnaniens, welche nur jenseits des Gränzflusses Achelous wohnten. Die Böotier in den Tiefen um den See Copais behaupteten durch das Gränzgebirge Cithäron, den Arm des Helikon, ihren grellen Contraß gegen den Attiker, den Anwohner des Ilyssus.

Sogar auf dem kleinen Peloponnes, auf einem Flächenraum von wenig hundert Quadratmeilen, konnten sich sechs völlig verschiedene Landschaften mit den sichersten Gränzen nur durch Bergketten erhalten. Die Bewohner der Arcadischen Thäler, in der Mitte und rings umgeben, hatten stäts unverrückte Gränzen, gegen Achaja durch die Erymantischen und Lampeischen Gebirge, gegen Elis durch den Elaos und Saurus, gegen Argolis durch die Alesische Kette, gegen Messenien durch das Gerausion, und durch das Akakesion gegen die Laconier. Diese letztere charaktervollen Bewohner der Ufer des Eurotas

waren wieder durch die Höhen des Taygetos und des Parnon von den Messeniern und Argoliern getrennt.

So bestätigt die Geographie der nach freyen Naturgesetzen gebildeten Staaten auch in kleinen Räumen eine allgemeine Ordnung, welche die künstliche Politik vergebens zu vernichten sucht. Hieraus schon erkennt der Statistiker und Geograph, daß er die Geognosie nicht vernachläßigen dürfe, wenn er das Aggregat seiner Kenntnisse auf wissenschaftlichen Boden begründen will; noch bestimmter aber fordert dieß den Naturkundigen auf, bey Beschreibung der Erdoberfläche die wahren Naturgränzen zu beachten. Der Botaniker wird seine Untersuchungen auf ganze Flußgebiethe ausdehnen, und wenn er dann die eine Seite des Flusses kennt, so kennt er fast auch die andere; wenn er aber über die Gränzgebirge hinaus bis zum nächsten Flusse seine Pflanzen sucht, so wagt er einen Eingriff in eine fremde Flora und wird nie eine charakteristische Flora erhalten. Der Zoolog wird bey der Aufstellung einer Fauna erwägen, daß die freye, nicht cultivirte Thierwelt sich nach der geognostischen und climatischen Beschaffenheit und Vegetation eines Landes richte, und wird daher, wie der Mineralog und Botaniker, auf einem geschlossenen Gebiethe seine Untersuchungen anstellen. Auch da, wo ungeheure Ebenen, fast gränzenlos, wie im Nordöstlichen Europa, die Annahme eines Flusses als Scheidewand zu gebiethen scheinen, erheben sich doch hohe Strecken mit Abfällen, schon durch das Herabströmen der Gewässer angedeutet, welche zur Begränzung dienen können. Denn nur die Höhen trennen, die Flüsse hingegen verbinden die Länder.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. d. W. 3700. Die ersten griechischen Könige (die Ptolemäer) von Ägypten, nach Alexander's Tode, machten diesen Staat blühend, besonders durch die wichtige Handelsverbindung mit Indien. — Alexandrien wird die Hauptniederlage des orientalischen Handels.

(Um diese Zeit reiseten auch mehrere Griechen nach Indien, durch welche die Kunde dieses Landes sehr bereichert wurde. Der König Ptolemäus Philadelphus schickte den Dionysius dahin, um dasselbe näher zu erforschen. Auch Eratosthenes erweiterte in diesen Zeiten die Erdkunde.)

J. d. W. 3720. Erster punischer Krieg. Das aufblühende Rom bekriegt aus politischer Eifersucht Karthago.

J. d. W. 3747. Die Karthager erobern einen Theil von Spanien.

J. d. W. 3765. Darüber entstand der zweyte sogenannte punische Krieg zwischen Rom und Karthago.

J. d. W. 3814. Erste Unternehmung der immer mächtiger werdenden eroberungssüchtigen Römer gegen Asien.

(So wenig auch die Römer unmittelbar, besonders in den ersten Zeiten, für die Erdkunde thaten; so trugen doch ihre Kriegszüge mittelbar gar Vieles zu ihrer Erweiterung bey.)

J. d. W. 3835. Ausbruch des dritten und letzten punischen Krieg.

J. d. W. 3838. Die Karthager werden gänzlich besiegt, und ihre Hauptstadt zerstört, womit zugleich die Karthagische Herrschaft ein Ende nahm. — In demselben Jahre wurde auch das reiche Korinth von den Römern zerstört, und Griechenland zu einer Römischen Provinz gemacht. — Die Herrschaft der Römer breitete sich nun immer weiter aus.

J. d. W. 3929. Jul. Cäsar's Feldzüge in Gallien und gegen die Deutschen.

J. d. W. 3953. Cäsar Octavianus Augustus macht sich zum Alleinherrscher des hochaufgeblühten Römischen Reichs.

J. d. W. 3954. Ägypten wird eine Römische Provinz.

J. d. W. 3976. Die Römer dringen in Deutschland vor.

Jahr nach christl. Zeitrechnung 9. Die Römer, die ihre Kriege gegen die Deutschen fortsetzen, werden von denselben geschlagen.

J. n. Chr. G. 43. Die Römer erobern einen Theil von Britannien.

J. n. Chr. G. 54. Kaiser Nero schickt den Ritter Julian zu Lande nach Preußen, um von dessen, damahls noch unerforschten, Küsten Bernstein zu hohlen.

J. n. Chr. G. 70. Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung der Juden.

J. n. Chr. G. 78. Agricola schifft nach Britannien und unterwirft sich den südlichen Theil dieses Landes.

J. n. Chr. G. 117. Der Euphrat wird die östliche Gränze des Römischen Reichs.

J. n. Chr. G. 138. Der Kosmograph Ptolemäus lebt unter der Regierung des K. Antoninus Pius.

J. n. Chr. G. 161. Antonin, der Philosoph, besteigt den Römischen Kaiserthron. — Er schickt über Indien Gesandte nach China. Von dem Erfolge dieser Gesandtschaft wissen wir nichts Bestimmtes.

J. n. Chr. G. 170. Die Christen fangen an, sich auf die Wissenschaften zu legen, und nach und nach zeichnen sich mehrere Gelehrte als Schriftsteller unter ihnen aus.

J. n. Chr. G. 268. Das Römische Reich sinkt immer tiefer.

J. n. Chr. G. 286. Die Sachsen fangen an, die Römer durch Seeräuberey zu beunruhigen.

J. n. Chr. G. 306. Constantin, beygenannt der Große, wird Mit- und nachmahls Alleinherrscher des Römischen Reichs, und war sodann der erste christliche Kaiser; aber unter seiner Regierung fangen die Wissenschaften an, zu verblühen.

J. n. Chr. G. 330. Erbauung von Constantinopel.

J. n. Chr. G. 337. Zertheilung des Römischen Reichs nach K. Constantin's Tode unter seine drey Söhne.

J. n. Chr. G. 376. Einfall der Hunnen in Europa.

J. n. Chr. G. 384. Die Longobarden dringen vor.

J. n. Chr. G. 395. Kaiser Theodosius theilt aufs neue das Römische Reich unter seine zwey Söhne Honorius und Arkadius, in das abendländische und in das morgenländische oder griechische Kaiserthum. — Anfang der großen Völkerwanderung nach dem Tode des Kaisers Theodosius. — West-

gothen, Alanen, Sueven, Wandalen, Burgunder und Franken fallen das abendländische Römische Reich an, und reißen nach und nach mehrere Provinzen desselben ab.

(Im vierten Jahrhunderte unternahmen die Franken, welche Kaiser Probus besiegt, und an das schwarze Meer versetzt hatte, von da aus einen merkwürdigen Raubzug in das mittelländische Meer, von wo aus sie dann die Meerenge von Gibraltar durchschifften, und dann mit Beute beladen, glücklich bey den Ihrigen zwischen dem Rheine und der Weser anlangten.)

J. n. Chr. G. 409. Alarich, König der Westgothen erobert Rom.

J. n. Chr. G. 412. Die Juden fangen an, sich durch ihren Handelsgeist auszuzeichnen.

J. n. Chr. G. 445. Heereszug des Hunnenkönigs Attila.

J. n. Chr. G. 449. Angeln und Sachsen kommen nach Britannien.

J. n. Chr. G. 455. Genserich, König der Wandalen, plündert Rom.

J. n. Chr. G. 476. Der letzte Kaiser des abendländischen Römischen Reichs, Romulus Augustulus, wird von dem deutschen Heerführer Odoaker entthront, und so erreichte dieses Kaiserthum sein Ende. — Die Unruhen in den verschiedenen Römischen Provinzen dauerten fort. — Erstes Aufkeimen von Venedig.

II. Zeitraum des Mittelalters.

(Vom Untergange des abendländischen Römischen Reichs, oder eigentlich vom Jahre 500 unserer Zeitrechnung bis zu dem Zeitpunkte des Wiederaufblühens der Künste und Wissenschaften zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, oder eigentlich um die Mitte desselben.

J. n. Chr. G. 527. Kaiser Justinian, beygenannt der Große, besteigt den morgenländischen Kaiserthron, erobert Nordafrika, Rom u. s. w. durch seinen Feldherrn Belisar.

J. n. Chr. G. 556. Die Slaven dringen aus Asien in Europa vor und erobern Pohlen.

J. n. Chr. G. 568. Entstehung des Longobardischen Reichs in Italien.

J. n. Chr. G. 571. Muhammed wird geboren.

J. n. Chr. G. 622. Muhammed's Flucht von Mekka nach Medina. Anfang der muhammedanischen Zeitrechnung. (Hegira, richtiger Hidschret.)

J. n. Chr. G. 640. Eroberungskriege der Saracenen oder Araber. — Diese Fanatiker dringen in Afrika ein, erobern Ägypten und ganz Nordafrika, von wo aus sie sich noch weiter verbreiteten.

J. n. Chr. G. 703. Venedig blüht auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Seltsamkeiten.

Julius Cäsar hatte die fallende Sucht; Muhammed desgleichen; doch waren beyde sehr genialische Menschen. Luther scharmuzirte mit Dintenfässern gegen den Teufel, und Newton, den Voltaire das größeste Genie nannte, welches je auf Erden lebte, schrieb einen Commentar über die Apokalypse. Der Cardinal Richelieu, trotz alles seines Geistes, bildete sich bisweilen ein, er sey ein Pferd. Dann galoppirte Er um den Billardtisch herum, schlug links und rechts mit den Beinen aus gegen die Domestiken, wieherte und machte oft Stunden lang einen fürchterlichen Lärmen. Darauf brachten ihn seine Leute ins Bette, deckten ihn warm zu, er schlief ein und gerieth in starken Schweiß. Wenn er aufwachte, wußte er kein Wort von seinen Galoppaden und Courbetten, und nichts von allem, was vorgefallen war.

So auch der große Chatam, Pitts Vater. Zuweilen wenn sein Geist nicht mit Europa beschäftigt war, wüthete seine unaussprechliche Thätigkeit wider ihn selbst, er gerieth in eine übernatürliche Begeisterung, ja, er ist einige Mahl gefesselt worden. Der König wollte ihn zum Pair und Herzog machen, wenn er neben dem Lord Germain hätte dienen wollen, der bey Minden die Ehre verloren hatte. Chatam wollte aufstehen und für die Würde seiner Nation reden, aber der Unwillen übernahm ihn. Er sank sterbend in die Arme des Lord Portland.

Solche Erscheinungen sind nichts Unerhörtes; — sah doch auch Pascal, oft mitten in seinen tiefsten Speculationen einen furchtbaren Abgrund neben seinem Schreibepult; — der nichtsglaubende Hobbes zitterte im Finstern vor Gespenstern und Hexen, — Lord Napeir, der scharfsinnige Erfinder der Logarithmen rechnete aus der Apokalypse den jüngsten Tag ganz bestimmt aus, sah ihn mit Todesangst ankommen und überlebte ihn, um verlacht zu werden.

Der sonst kenntnißreiche und überaus angenehme Prinz Louis Jules de Bourbon empfand oftmahls einen unwiderstehlichen Trieb zu bellen. Niemand konnte dabey seine Stimme von der eines kleinen Hundes unterscheiden. Einmahl überfiel ihn dieser Drang im Thronzimmer des Königs, während einer feyerlichen Audienz. Nicht ohne Zuckungen rannte er an ein Fenster des Saales und bellte, den Mund mit dem Schnupftuch verhaltend, so leise als möglich in das Freye hinaus.

Die Jugend.

Ein junger Officier von Adel kam nach Versailles als Courier mit einer Siegesnachricht, zu der er selbst mit der entschiedensten Auszeichnung mitgewirkt hatte. Er bath um das Ludwigskreuz. Der König, ihn mit väterlicher Freundlichkeit am unbärtigen Kinn streichelnd, antwortete: „Mein Lieber, Sie sind aber noch sehr jung!" — Rasch erwiederte der Officier: „Eure Majestät: wer so dient, dient nicht lange."

„Was haben Sie denn da für einen jungen Menschen bey sich?" fragte einst Stanhope den großen Feldmarschall Grafen Guido von Starhemberg über dessen ihm zur Seite stehenden Adiutanten, den (nachhin in den Böhmischen- und Rhein-Campagnen so berühmten) Grafen Otto Ferdinand von Traun.

Mit einem halben Lächeln, in seinem gewohnten Phlegma, antwortete der Feldmarschall: „Hattet Ihr bey Almanza doch diesen jungen Menschen an Eurer Spitze gehabt! Ich sage Ihnen, der junge Mensch wird bald Armeen commandiren!"

Die Michaelisgänse, Herolde des Sieges.

Elisabeth, Königinn von England, speiste den 29. September 1588 auf dem Schlosse des Sir Neville Umfreville, in der Nähe von Tilbury. Die gebratenen Gänse schmeckten der Königinn unter allen Gerichten am besten. Hierauf forderte sie Burgunder, und trank auf die Zerstörung der unüberwindlichen Spanischen Flotte. Kaum hatte sie das Glas wieder hingesetzt, als die erwünschte Nachricht ankam, daß ein schrecklicher Orkan der Königinn Wunsch schon erfüllt habe. „Ey," sagte sie hierauf, „so gebt mir noch ein Glas Burgunder, um so gute Gänse und so gute Nachrichten verdauen zu helfen." Ein Jahr hernach erinnerte sich Elisabeth jenes frohen Tages, und befahl zu ihrem Mittagsmahle Gänsebraten zu liefern. Der Hof folgte der Königinn, und das Volk dem Hofe, in dieser angenehmen Sitte nach; seit dieser Zeit ist es nun in England ein eben so unverbrüchliches Gewohnheitsgesetz, am St. Michaelistage Gänse zu essen, als am St. Martinstage in vielen Gegenden Deutschlands.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag, den 12. Januar 1810.

Alles bloß Mechaniſche iſt der Veralterung unterworfen, alles Phyſiſche muß der Übermacht weichen: aber Männer von reger Lebendigkeit und unerſchütterlicher Faſſung ſind einer Exaltation fähig, die ſich einen unerſchöpflichen Reichthum von Hülfsmitteln ſtäts gegenwärtig macht. — Solche Männer, unerſchrocken, immer voll Hoffnung, geneigt zur Freudigkeit, eben weil ſie dieſe unverſiegbare Quelle von Mitteln in ſich tragen, vergeſſen ihre Unfälle bald. In Kurzem ſieht man ihren Geiſt die alte Thätigkeit wieder annehmen und ihre Seele entflammt vom vormahligen Feuer. So ſieht man auch in Großgriechenland, Tempel und Städte, bedeckt von der Aſche der Vulkanen, wieder dargeſtellt in der antiken Schönheit.

Johann von Müller.

(6.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben öſterreichiſcher Fürſten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Die Helden Carls V.

9.

Der Connetable von Bourbon.

Carl V. erhielt die erſte Nachricht von dem Wunſche Bourbons, zu ihm überzutreten, zu Valladolit, in den letzten Tagen des Auguſts 1522, durch ſeinen Kämmerer und Ritter des Ordens, Adrian von Beaurain*), aus dem Hauſe Croy,

*) Carls große Tante, Margaretha, Erzherzoginn, Statthalterinn der Niederlande, fand in ihren Briefen an den Kaiſer nicht Ausdrücke genug über den glücklichen Ausſchlag dieſer Unterhandlung. Sie wunderte ſie ſich, wie Bourbon „qui est sage et à bon Conseil.“ ſich einem ſo jungen Menſchen habe vertrauen können! Freylich wäre das einem:

Dilator †), spe lentus, iners, pavidusque, futuri
Difficilis, querulus, laudatur temporis acti,

ſchwerlich gelungen. Eben der Beaurain rettete auf dem unſeligen Zuge aus der Provence, durch Muth, Geiſtesgegenwart und Erfindung, Geſchütz und Heer. — Seine Sprache gegen den Kaiſer bezeichnet in jeder Zeile ſeiner Briefe, leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, freyen Sinn, und unerſchütterliche Freudigkeit. So ſchrieb er von dem mühſeligen Zug über das Gebirg: „Ich „habe ſonſt immer nach einem Mittel geſucht, meiner Wohlbeleibtheit endlich Schranken zu ſetzen, aber nun kann ich es redlich beſchwören, daß ich das wahre Geheimniß einer ſolchen Cur auf dieſem Zuge entdeckt habe.“

Beaurain hatte mit eben dem unermüdbarem Feuergeiſte auch die Seerüſtung in Genua zu dieſer Invaſion der Provence betrieben, und den Dogen, der zwiſchen Frankreich und Öſterreich am letzten keinem, ſondern nur ſeinem Freyſtaate dienen wollte, unfreundlich und bitter behandelt. Da ſchickte der Kaiſer den Herrn von Montfort in Bourbon's Hauptquartier (Burgos 10. Jul. 1524.) und gab ihm einen verbindlichen Brief an den Dogen und an Beaurain mit. Letzterem ſollte er gleichwohl mündlich zu verſtehen geben: „qu'il vaut mieux faire les choses par douceur que par „Aygreur.“ Auch dieſer Zug hat, wie unzählige andere, ein ganz anderes Teint, als das, in welchen man uns Carln gewöhnlich darſtellt.

†) Horazens Bild des Greiſen.

zugleich auch daß er eine von des Kaiſers Schweſtern zur Ehe wünſchte, und verſprach, ihm gegen Franz I. mit 500 Reitern und 10,000 Mann Fußvolk zu dienen. Carl befahl ſogleich mit der größten Eile und in möglichſter Kürze mit Bourbon zu unterhandeln und abzuſchließen, indem er wohl die Vortheile dieſes Übertrittes einſah. Der Herr von Croy erhielt daher vom Kaiſer nicht nur die „Vollmacht zu einer Heirath zwiſchen Bourbon und Eleonoren, verwitwete Königinn von Portugal, oder im Falle, daß dieſe entſchloſſen wäre, nicht mehr zu heirathen, mit Katharina; ſondern auch um eine ſichere und feſte Verbindung, Freundſchaft und Allianz zwiſchen ihm und dem Prinzen zu unterhandeln, und die Bezahlung ſeiner Truppen zu beſtimmen. Er ſoll ihm auch die Beleidigungen, die er von Franz erlitt, wieder in ſein Gedächtniß zurückrufen.“ In einer ſpätern Inſtruction erlaubt Carl dem Herrn von Croy, Bourbon zu ſagen, daß der Kaiſer ihn zum König von Bourbonnais machen wollte; er ſollte darüber ſeine Geſinnungen erforſchen. Er hatte auch Befehl, dem Herzoge zu verſprechen, daß wenn er ſich einmahl für den Kaiſer erklärt hätte, dieſer mit dem König von Frankreich keinen Frieden ſchließen, auch ſonſt keinen Vergleich oder Waffenſtillſtand eingehen würde, ohne ihn und ſeine Länder mit einzubegreifen.

Herr von Croy erhielt zu dem nähmlichen Zwecke auch eine Inſtruction vom Könige Heinrich von England; dieſer wollte: „daß er auf die Unterhaltung der Truppen nach Möglichkeit dringen, daß Bourbon erſt beym wirklichen Einfalle ſich öffentlich als ſeines Königs Feind erklären ſollte, daß Er ferners den brittiſchen König als ſeinen wahren Herrn und als König von Frankreich erkenne, daß der Herzog den König von Frankreich in Maconnois oder auf einer Jagd, wo er ohne Gefolge wäre, gefangen zu nehmen trachten ſollte.

Herr von Croy ſtattete dem Kaiſer in einem Schreiben von Genua den 22. July 1523 folgenden Bericht über den Erfolg ſeiner Unterhandlungen ab:

„Sire! Am 3. July war ich bey dem Herzog von Bourbon zu Montbriſon, welches 3 Tagereiſen im Innern Frankreichs iſt. Bourbon erklärte ſich als Frankreichs Feind, doch wollte er mit dem Könige von England nicht unterhandeln, da Heinrichs Bedingungen, welche er mir auftrug, einmahl zu unbillig wären, wie ich es jenem auch bereits vor meiner Abreiſe vorherſagte. Doch verſprach mir der Herzog, daß er für den König von England dasjenige thun wird, was Euere Majeſtät ausſprechen werden. Ich verſprach ihm, die kaiſerliche Armee werde bis 26. Auguſt oder höchſtens bis letzten, in Frankreich einzufallen bereit ſeyn. Gedachter Herzog glaubt und wünſcht, daß Ihr Eure Armee über Narbonne einrücken laſſet; er verlangt 10,000 Lanzknechte, welche ich ihm auch verſprach. Bourbon wird ſich auch, wenn es ihm möglich iſt, den Sohn Albret's zum Freunde machen, da er mit ſeiner Partey höchſt unzufrieden iſt. Ich habe Loquinghen zum Erzherzog (Ferdinand) geſendet, um die beſagten Deutſchen auszuheben; ich ſchicke meinen Secretär zum König von England, um ihm dasjenige zu berichten, was ich für gut hielt, und ihn zu bitten, er möchte den Marſch ſeiner Truppen nach der Meinung Bourbons gleichfalls beſchleunigen. Bourbon hat ſich viele reiche Leute zu Freunden gemacht, welche ihm wohl 2 bis 300000 Thaler leihen werden, damit er ſeine Schulden bezahlen kann, was mich ſehr freuet. Ich habe mit ihm nach der mir mitgegebenen geheimen Inſtruction unterhandelt; er will die Königinn Eleonore oder Erzherzoginn Katharina heirathen, doch wäre ihm erſtere viel lieber.

Der Geſandte Herr von Praet in England gab dem Kaiſer folgende Nachricht über die Unterhandlungen mit Bourbon in einem Schreiben vom 9. Auguſt:

Erſtens ſchwor beſagter Bourbon Eurer Majeſtät gegen und wider alle ohne Ausnahme zu dienen, und nahm von dieſer Stunde Eure Verbindung zur Vertheidigung und zum Angriffe an. In Betreff des Königs von England fügt er ſich ganz in Euren Willen in Rückſicht des guten Einverſtändniſſes der Freundſchaft und Allianz, welche zwiſchen Euch beſteht; und dieß alles, damit Ihr ihm die Königinn von Portugal Eure Schweſter zur Ehe gebet; wenn ſich aber dieſe nicht mehr vereheligen wollte, Katharina, und ſelbe ihm bis Ende dieſes Monaths zu Perpignan übergebet oder übergeben laſſet, um dort die Ehe wirklich zu vollziehen. Ihr werdet Selber 200,000 Thaler zur Ausſteuer geben, wovon das eine Drittheil in zehn Tagen nach vollzogener Ehe, das andere ein Jahr darauf, und das letzte endlich noch ein Jahr ſpäter, zu bezahlen; von Seite des Herzogs erhält eben genannte Frau Eleonore oder Katharina als Witwengehalt jährlich 15,000 Thaler angewieſen und verſichert auf Beaujumois und andere Güter und Herrſchaften des genannten Bourbon.

Aus Sorge, daß die Sache nicht bekannt werde, und auch wegen der nöthigen Eile unterließ man einen Rechtsgelehrten beyzuziehen, welcher den Vertrag dieſer Ligue nach den vorgeſchriebenen und gewöhnlichen Formen hätte abfaſſen können; man kam daher überein, daß es indeſſen durch beyde contrahirende Theile unterzeichnet werde *).

*) Das beweiſet zur Genüge Gaillards Irrthum, die ganze Unterhandlung ſey nur mündlich gepflogen werden.

Wie kurze Zeit hindurch dieſer Vertrag mit Bourbon ein Geheimniß blieb, erſieht man aus einem Briefe des Geſandten de Praet vom 1. Juny 1523.

„In Wahrheit, Sire! blieb dieſes Geſchäft, ich weiß nicht warum, nicht lange ein Geheimniß, und es wird nicht fehlen, bald ganz allgemein bekannt zu werden; denn ſelbſt an dieſem Hofe ſind mehr als zehen Perſonen, die es wiſſen. Ja ſelbſt als vorgeſtern der Cardinal mit mir in Betreff des Krieges zuſammen kam, begann er gleich mit dem Übertritte des Bourbon, und zwar in Gegenwart des Herzogs von Suffolk, der Herren Talbot, Wingfeld, dreyer Biſchöfe des Landes und des Schatzmeiſters Marnie, und erzählte den ganzen Hergang der Sache. Herr von Badajoz und ich wußten es ſeit dem Anfange des verfloſſenen Monaths Jänner; obgleich mir es dem König von England und dem Cardinal ſo lange hartnäckig läugneten, bis Euere Majeſtät uns befahlen, darüber offen zu ſeyn."

In einem Briefe vom 6. October 1523 berichtet Praet in Betreff Bourbon's folgendes:

„Sire! Wir haben nun Nachricht erhalten, daß Bourbon gleich nach dem mit Rouſſet gefaßten Entſchluß eiligſt zu Euer Majeſtät durch Auvergne gereiſet iſt. Ich fragte einen Edelmann, was für ein Gefolge und was für einen Weg beſagter Bourbon ſeit Entdeckung der Unterhandlung genommen, und wo er ſo lange war, ehe er ſich mit ſeinen Deutſchen vereinte; worauf er mir nur zu ſagen wußte, daß der Herzog zwey Mahl bis zur Gränze von Saulce gekommen mit dem Vorhaben, ſich zu Eurer Majeſtät zu begeben; da er aber ſah, daß er nicht ohne die größte Gefahr für ſeine Perſon über die Gränze kommen könne, ſo begab er ſich wieder zurück, und nachdem er 3 oder 4 Meilen von Lyon entfernt war, wo damahls ſich König Franz befand, ſo kam er in St. Claude in Eurer Grafſchaft Bourgoigne an, wo ihm der Biſchof von Genf mit Leuten und Kleidung beyſtand, und ihn bis Beſancon begleitete *).

*) Gaillard hat einen umſtändlichern Bericht über dieſe Reiſe Bourbons gegeben.

Der Connetable war von Chantelle mit ſeinem ganzen Hauſe abgereiſt, und begab ſich anfangs nach Hement, einer kleinen Stadt in Auvergne; da aber ſeine Reiſe fernerer nicht mehr hätte geheim gehalten werden können, ſo mußte er ſein glänzendes Gefolge, welches ihn verrathen hätte, zurück laſſen. Der Connetable verkleidete ſich daher, und reiſte in der Nacht von Hement nur von 4 oder 5 Perſonen begleitet ab; auch dieſe Begleiter trennten ſich in der Folge noch von ihm, und Bourbon blieb allein mit Pomperant als deſſen Reitknecht er ſich ausgab. S. 222.

Bayle überlieferte uns folgende Anecdote:

Arnauld, der Stallmeiſter des Connetable Bourbon, erwies ſeinem Herrn einen ſehr groſſen Dienſt, indem er ſeinen Pferden die Hufeiſen umgekehrt beſchlagen ließ, als ihm Franz I., der ihn als Rebellen behandelte, um ihn gefangen zu nehmen, nachſchickte. Dieſe Leute nun, da ſie aus den Spuren der Pferde urtheilten, daß er von dem Orte abgereiſet, wo er gerade ihnen zu entgehen ſuchte, verfolgten ihn immer wo er nicht war. Man ſieht in den: Galanteries de Rois de France, daß das Haus des Arnauld dieſer Liſt halber geplündert wurde. — Damit Bourbons Flucht deſto geſicherter ſey, führte ein edler Jüngling, Montagnac de Lauſannes, am Morgen nach der Nacht, vor deren Dunkel begünſtigt, der Connetable, nur von Pomperant allein geleitet, voraus an die ſpaniſche Gränze fort, mit geſchloſſenem Helm und in Bourbons Rüſtung, ſein Gefolge durch Auvergne und Langue-

Schreiben des Kaisers an den Herzog von Bourbon aus Legrano den 3. October 1523.

„Mein Bruder! Den 16. September kam Gracian zu mir, und brachte mir von Euch Neuigkeiten, welche mich sehr erfreuten. Ich fertigte ihn gleich wieder ab, um Euch von mir Nachrichten zu hinterbringen, und zu zeigen, was in dieser Angelegenheit zu thun. Allein er kam bald wieder zu mir zurück, und sagte mir, daß er nicht über die Gränze kommen konnte. Vor drey Tagen kam Monbardon an, durch ihn erfuhr ich die Mühseligkeiten, die Ihr zu überstehen hattet, und daß unser Feind Euch verhaften wollte, und wirklich einige von Euren Freunden gefangen nahm, was mich tief bekümmerte. Ich wünsche nichts sehnlicher, als gute Nachrichten von Euch; denn Ihr könnt gewiß seyn, daß der König von England und Ich, Euch nach allen Kräften beystehen werden, so wie es Euch verheissen ward, und Ihr werdet in mir immer einen aufrichtigen Fürsten, Euren guten Bruder, Vetter und wahren Freund erkennen. Ich werde Euch nie verlassen, so widrig Euch auch das Glück seyn mag, und zweifle nicht, daß Ihr ein Gleiches thun werdet.

Ich vernahm nun auch, daß Ihr Euch mit den 10,000 Deutschen vereinigen wollt, was ich sehr wünsche, denn ihre Bezahlung von 100,000 Thalern ist schon durch Wechselbriefe überschicket. Ich bitte Euch, wenn es möglich, Eure Armee mit meiner hiesigen zu vereinigen, oder wenigstens mit der italienischen, und um baldige und genaue Nachricht durch den Überbringer dieses Schreibens.

Carl."

Die erste Unternehmung Bourbons als kaiserlichen Oberfeldherrn, der Heerzug in die Provence (1524), hatte böse Augurien zur Seite. — Sie mißlang vorzüglich deßhalb, weil das brittische Cabinet weder die versprochenen Subsidien auszahlte *), noch auch die verheissene Flotte im Mittelmeere erschien, noch weniger die versprochene Landung bewerkstelligt wurde. — Die Landung unterblieb ganz, eben so auch die Diversion aus Spanien gegen Perpignan. Von den stipulirten 100 Millionen Thalern schickten die Engländer über Genua 89 Millionen erst, als die Armee schon im vollen Rückzuge war.

Robertson, um einen neuen Versuch in der Lieblingsmanier zu machen, große Wirkungen aus kleinen Ursachen zu erklären, mißt die Schuld dieser Unthätigkeit seiner Landsleute, dem Herzog von Bourbon bey, welcher in einem Anfalle von Delicatesse — den man bey der Rolle, die er einmahl spielte, wohl nicht hätte erwarten sollen — sich geweigert habe, Heinrichs VIII. Rechte auf die französische Krone bedungenermaßen anzuerkennen. Heinrich habe sich hierdurch im Gegentheile jeder Verbindlichkeit los und ledig geglaubt *).

Wie ganz falsch dieß sey, mögen die beyden folgenden, urkundlichen Spuren zeigen:

(Auszug des Berichtes des kaiserlichen Gesandten in England, de Praet. London den 21. July 1524.)

Ich habe Briefe des Vicekönigs von Neapel aus Sevilla vom 25. Juny erhalten. Eure Majestät werden daraus ersehen, wie Bourbon im Begriffe stehe, auf das feindliche Gebieth vorzurücken, nachdem er dem König von England den Eid der Treue vollkommen also geleistet, wie er von jenem gefordert wurde. Auch der Herr Legat hat ganz die gleiche Nachricht von Messire Pace, des Königs Bothschafter bey jener Armee, erhalten."

In einem Berichte der niederländischen Commissarien de Bourgogne, Lauwereys, und delle Sanche (London 27. May 1525) an die Erzherzoginn Statthalterinn wird gesagt: „Jedermann weiß, daß der Herzog von Bourbon dem Könige von England, wie er es verlangt, gehuldigt, den Eid der Treue geschworen, und seine Besitzungen von ihm zu Lehen genommen habe."

Was Bourbon dieser Schritt gekostet haben müsse, empfindet Jeder, der den seltsamen Contrast in allen seinen Äusserungen verfolgt, wie glühend der Connetable den König Franz, der ihn beraubte und entehrte, gehaßt, und seine Mutter Louise von Savoyen, die ihm, den jungen Witwer, eine eckle Liebe aufjochen wollen, verabscheuet, und doch im Herzen seines Vaterlandes Ruhm und Wohlfahrt über Alles erhoben hat.

Denkt man sich vollends diesen furchtbaren Contrast in den erhabenen Augenblicken, wie der sterbende Bayard von seinem Überwinder Bourbon Abschied nahm **), wie bey Pavia der gefangene König Franz „eher den Tod will, als sich an Bourbon ergeben," — wie Er sogar noch als Gefangener ihm sein königliches Antlitz zu sehen verweigert, und „keinen Herzog von Bourbon, als sich selbst" erkennt, — wie sich der spanische Nationalstolz, sogar an dem künftigen Schwager seines Königs verklärte ***), wie sich Bour-

bot an dasselbe Reiseziel. Erst dort enthüllte sich der schöne Betrug der Treue, erst dort gab sich Lausannes zu erkennen, und offenbarte seinen Gefährten, ihr Herr sey glücklich allen Nachstellungen entgangen. — Bourbons Beichtvater, der Dominikaner Michael Fortin hat die Abenteuer dieser Reise aufgezeichnet.

*) Der Vicekönig Lannoy eilte nach Genua, und scheute selbst keinen, vom Pestübel befallenen Ort, um nur, wenigstens den Sold der bereits schwierigen Truppen aufzutreiben, die aus 14000 Büchsenschützen, 800 Gensd'armes, 1500 leichten Reitern bestanden, und ohne die erst erwartete neapolitanische Cavallerie, monatlich 104000 Ducaten kosteten. Selbst Heinrichs VIII. Gesandter bey Bourbons Heer, der berühmte Richard Pace schrieb (14. Sept. 1524) aus dem Lager von Marseille voll Ärger an Wolsey, wie viele Zeit Bourbon, der sonst schon Meister der ganzen Provence seyn würde, aus Mangel an Geld im Lager von St. Laurent unthätig habe verlieren, wie er sogar den Rest seiner Armee aus eben der Ursache jenseits der Alpen habe zurück lassen müssen, und Beaurain schrieb an den Kaiser: „Si j'avois dix mille ecus contant, je vous ferois le plus „grand Service, que jamais gentil homme vous a faist, car „je ferois ce port (Toulon) de sorte, que j'y oserois bien „garde votre honneur.

*) Darin hat Häberlin ihm wieder nachgeschrieben.

**) Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, fiel (14. April 1524.) bey Romagnano an der Sessia. Bourbon eilte, die Thränen in den Augen, zu dem Sterbenden. „Nicht mich bedauert, (sprach Bayard) Gott schenkt mir ja den Tod, den ich mein Leben lang gewünscht habe. Ich bedaure euch Bourbon, der ihr das Schwert ins Herz des eignen Vaterlandes bohren wollt. Ihr werdet mir bald folgen."

***) Carl ersuchte dem Marquis von Villena, seinen Pallast in Toledo, Bourbon auf einige Wochen, so lange nähmlich sich der Hof daselbst befände, einzuraumen. Der stolze Castilianer antwortete: „Alles, was er habe, stehe dem Kaiser zu Befehl, aber er müsse es ihm nicht ungnädig nehmen, wenn er sein Haus, sobald der Connetable ausgezogen seyn würde, auf den Grund niederbrenne, denn

von selbst in düsterer Schwermuth, des Preises seines Übertrittes, der Vermählung mit Carls Schwester, der Königinn Witwe von Portugal Eleonore *), begab, endlich wie er beym Sturm auf Rom (6. May 1527) tödtlich verwundet, unten an der Sturmleiter liegend, wie ein den Rachegöttern Geweihter, das Haupt verhüllt und den einander bestürzt zurufenden Stürmern, unerkannt und lebensfatt, die in ihrer Art einzige Aufmunterung antwortet: „Nur nach, nur nach, Bourbon ist schon voraus!"

Dem alle diese denkwürdigen Züge mit einander vergleichenden drängt sich gewiß jene Stelle auf, welche der Österreichische Plutarch auf einen andern tragischen Helden anwendet.

„Wenn die Größe der Strafe, wenn die Allgemeinheit des Verwerfungsurtheils die Stufe des Vergehens bestimmen, so ist Untreue am eigenen Vaterlande, wohl bey weitem das größte. Ihm lebt ein Rächer in jeder Brust, dem Verräther verläugnen sich die sanftesten Gefühle."

„Ueins mit sich selbst, blieb Themistokles nur mehr die Wahl zwischen Vatermord an seinem schönsten Werke, (der durch seine Siege und sein Blut gegründeten vaterländischen Freyheit) und dem Giftbecher. — Des Pausanias Mutter trägt den ersten Stein hinzu, den verrätherischen Sohn lebendig einzumauern. — Von Rom verabscheut, undankbar in seiner neuen Freunde, der Volsker Augen, fällt Coriolan der Volkswuth zum Opfer. — Der bloße Verdacht solch' einen untreuen Anschlag, auch nur auf Augenblicke im Herzen getragen zu haben, warf auf Peskaras scheidende Lichtgestalt, einen Schatten, den selbst urkundlicher Wahrheit siegende Kraft kaum zu bleichen vermag. — Nach Jahrhunderten wird noch der Leiche des Connetable von Bourbon, bey denen, die Er zum Siege wider sein eigenes Vaterland führte, kein ehrbares Grab. — Wallenstein richtete sein eigenes Heer.

Der innere Feind ist, wie im Staate, so in der eigenen Brust der Gefährlichste. Wo im Epos des Lebensplanes keine Einheit mehr seyn kann, wird auch wahre Größe vergeblich gesucht. Geist und Kraft sind Mittel, der Zweck und seine Beziehung zu Recht und Wahrheit sind es, was sie heiligt oder schändet, — ihn verflucht oder segnet die Nachwelt!"

10.

Pescara.

In dem heroischen Gemählde der vom Glücke reich umgürteten Jugend Carls V. ist eine der Hauptfiguren, Ferdinand von Avalos, Marchese von Pescara. Ein Abkömmling von altenglischem Königsblut, durch Navarra, Andalusien und Neapel geflossen, Muscophilos Zögling, Gemahl der schönen und geistreichen Vittoria Colonna, Petrarkas würdiger Nebenbuhlerinn, beyRavenna, wo Gaston von Foix, wie Pelopidas fiel, nach heldenmüthigem Widerstand gefangen, berechtigte er zu den größten Erwartungen. Der argwöhnische, menschenfeindliche Ferdinand von Arragon, genannt der Katholische, sah ihn nur beym Tanze und weissagte da: er würde als ein König hervorragen unter seines Gleichen.

Pescara, einer von den Wenigen, welche die Theorie der Kriege und der Länder, statt jener der bloßen Schlachten und Schlachtfelder verstanden, bedarf zur gerechten Würdigung bloß des Wortes, das er im Jänner 1525 zu Carls Günstling Lannoy, Vicekönig von Neapel, gesprochen. Franz I. sandte, nachdem er die Lombardey überschwemmt, den Papst, Florenz und Venedig zugleich auf seine Partey gezogen, Pavia und Mayland belagert hatte, den Herzog von Albanien mit einem mächtigen Armeekorps ab, Neapel und Sicilien zu gewinnen. Lannoy zur Unzeit ängstlich für seine Provinz, wollte sich vom Heere trennen, und ihm nach. Durch Bitten und Drohen hielt ihn Pescara zurück, ihm vorstellend: „Wann es möglich sey, im Kriege Alles zu erhalten? — Der Hauptzweck, das mindeste Übel sey des Feldherrn einziges Augenmerk. Hier in der Lombardey, mit dem, durch zahlreiche Detachirungen geschwächten Heere des Königs müsse man mit ungetheilter Kraft streiten. Würde hier entscheidend gesiegt, so seyen ja beyde Sicilien ohnehin gerettet, und wenn auch der Kaiser nur mehr einen einzigen Thurm darin besäße."

Wie alle großen Generale hielt d'Avalos alles auf eine wohl organisirte Spionage. Man hat berechnet, daß er in vier Feldzügen 140,000 Goldgulden dafür ausgegeben, aber auch das kaiserliche Heer mehr als ein Mahl aus den größten Verlegenheiten durch seine trefflichen Kundschafter gerettet hat. „Herr! lasset den Leyva immerhin knicken, (schrieb er an den Kaiser) mich aber meines Weges gehen, und ich verwette den Kopf, daß keine Auslage Euch sicherer und reichlicher wuchern soll."

Bey so vielen Vorzügen darf es uns nicht wundern, daß sich die Wogen des Factionsgeistes nicht minder an Pescara, als an seinem Herrn gebrochen haben.

Ungleich mehr, als jenes seines Kaisers ward sein Gedächtniß durch Geschichtschreiber verunglimpft, die keinen höheren Beruf fühlten, als das Sprachrohr ihrer Partey zu seyn.

Gaillard, der feindseligen Ausfälle wider den Herzog von Bourbon nimmer müde, behauptet keck, auch Carl habe von Anbeginn Mißtrauen in ihn gesetzt, er habe ihm im Oberbefehle des Heeres Pescara, dessen Eifersucht er wohl kannte, an die Seite gesetzt, nur um ihn desto besser zu beobachten.

Wie falsch! Bourbon, Carls Lieutenant général, représentant la propre personne de l'Empereur erbath sich den Marchese wiederhohlt und ausdrücklich zum Zuge in die Provence und zur Belagerung von Marseille (1524), welche übrigens nicht, wie mehrere Schriftsteller wollen, gegen Bourbons Meinung, sondern nach seinem eigenhändigen Briefwechsel mit Carln vielmehr auf sein Verlangen unternommen wurde. Bourbon und Beaurain hatten genug zu thun, Carls heimliche Abneigung gegen Pescara zu besiegen.

Der Herzog bath (24. May 1524) aus dem Hauptquartier Chivazzo den Kaiser inständig, an Pescara zu schreiben, und ihn eigends zu ersuchen, diesen Zug mitzumachen. Inzwischen sind er ihn selbst dazu ein „luy offrant l'estat de capitaine gé-

ein Mann von Ehre könne nicht länger an der Stelle hausen, die eines Verräthers Gegenwart entweihet habe."

*) Da Eleonorens Hand bestimmt ward, Carln und Franz zu versöhnen, in dem sie der Letztere zur Gemahlinn erhielt, antwortete Bourbon sehr resignirt: „Ich würde nicht werth seyn, daß mir der erste Fürst der Christenheit eine vielgeliebte Schwester verlobt hat, wenn ich nicht, um zwey große Monarchen zu vereinigen, und der Welt den Frieden wieder zu geben, dieser Ehre und meiner Liebe zu entsagen wüßte."

ciral de l'Armée sous moy," denn ſchloß er ſeinen Brief: „C'est ung personnage, qui merite bien ung tel estat."

Auch der Vicekönig von Neapel, Lannoy, Pescaran abgeneigt, vereinigte ſeine Bitten mit jenen Bourbons. „Sire! (ſchrieb er zwey Tage darauf durch denſelben Courier) Monsieur de Bourbon n'a point tort de le desirer, car le marquis est bon serviteur, et vaut plus, que l'on peult dire." Zwar beſtätigte der Kaiſer den Marcheſe, als Bourbons Unterführern, und ſchrieb ihm eigenhändig, aber noch immer mit einer Kälte, über die der leicht erregbare ſtolze Mann ſich ſehr empfindlich zeigte. Da ſchickte Beaurain (31. Auguſt 1524) aus Toulon wieder einen Courier an Carln und ſchrieb: „Le marquis de pescaire ne se contente nullement de mandement, que vous luy avez envoyé, et depuis qu'il est venu, n'a plus servy de si bon coeur, qu'il vouloit faire, je vous supplie sire! le contenter car il fait des Espagnols ce qu'il veut."

Noch viel weiter weichen die Meinungen über Pescara von einander ab an der Mündung als an der Quelle und im Laufe des Stromes ſeines thatenreichen Lebens.

Der entſcheidende Schlag, welchen Pescara bey Pavia mit hatte führen helfen, mußte nothwendig die Aufmerkſamkeit, die Erwartungen, die Beſorgniſſe der italieniſchen Fürſten und Freyſtaaten aufwecken, vor allen des Papſtes, der ſeine heimlichen Anſchläge von dieſem Siege nun vor dem Kaiſer entdeckt ſah, und des jungen Herzogs von Mayland, Franz Sforza, dem ſein väterliches Erbe noch immer nicht wieder gegeben war. Dieſe Furcht mußte nothwendig alle Künſte jener Politik in Bewegung ſetzen, deren Muſter und Opfer Franzens Oheim, Ludwig Morus Sforza, und deren Lehrer (man weiß noch immer nicht, ob im Ernſt oder im Hohn?) der Florentiner Niccolo Machiavelli geweſen iſt. Der mayländiſche Kanzler, Hieronymus Morone, übernahm von Ludwigs Morus Käſicht unbelehrt, die gefährliche Rolle wider den Kaiſer, welche Morus bald für, bald wider Ludwig XII. geſpielt hatte.

Pescara machte kein Geheimniß daraus, daß er jene großen Dienſte bey Weitem nicht genug erkannt und belohnt glaube, welche er ſeit zwey Jahren in Italien und nahmentlich vor Pavia geleiſtet habe. Insbeſondere äußerte er ſeinen Unwillen darüber laut, daß Lannoy in der ſtäten Furcht, Liſt oder Meuterey möchten ihm den gefangenen franzöſiſchen König doch noch entreißen, denſelben (im Juny 1525) ohne dem Marcheſe ein Wort davon zu vertrauen, nach Genua, und über's Meer nach Barcellona und Madrit geführt hatte.

Es war daran, daß Carln in Pescara eben ſo ein Coriolan aufgeſtanden wäre, wie Franzen in Bourbon.

Daß Morus auf dieſe, wie gefundenen Umſtände, auf dieſe günſtige Stimmung Pescaras gebaut, ihn zum Oberfeldherrn einer italieniſchen Lige an die Spitze der vereinigten Kräfte Venedigs, Maylands, des Papſtes und der kleineren Staaten auserſehen, daß er ihm die Krone von Neapel angebothen habe, wenn er mit den, ihm ergebenen Truppen zu ihm überträte, die übrigen unter dem alten Leyva aber überfiele und niederhiebe, ſo viel iſt gewiß; ſehr ungewiß aber, wie Pescara dieſe Anträge aufgenommen? Einige ſagen, er ſey allezeit ein getreuer Unterthan geweſen und habe dem Complot der neuen Lige nur darum verſtellter Weiſe Gehör geſchenkt, um ſelbes mit allen ſeinen Zweigen zu durchſchauen und ſeinen Herrn zu entdecken. — Dagegen verſichern die meiſten, das Anerbiethen der neapolitaniſchen Krone habe ihn geblendet, darum ſey er in Morones Vorſchläge eingegangen, habe aber nachher am Erfolge gezweifelt, da er wußte, daß Anton von Leyva, und der Armee-Commiſſär Marino, Abt von Nogera die Verſchwörung entdeckt und den Kaiſer davon benachrichtiget hätte. Somit habe ſich Pescara aus ſeinem Verbrechen noch ein Verdienſt machen, und es mit Entſtellung der eigentlichen Triebfedern nur ſo bekennen wollen, wie es eben angezeigt war. Aus Ehrgeiz habe er Andere verführt, um ſie zu verrathen, und ſie verrathen, ſobald es ſein perſönliches Intereſſe geboth, ſomit die ſchändlichſte aller Rollen geſpielt.

Folgende Actenſtücke und urkundliche Thatſachen mögen entſcheiden über das vorbefangene Urtheil der Franzoſen, die Pescara'n ſeine Siege, und der Italiäner, die ihm die Treue an ſeinem Herrn nimmermehr vergeben können, womit er das ſchlangengeſponnene Netz all ihrer Ränke zerriß.

Am 12. Juny 1525 kam das Gerücht von der heimlichen Abreiſe Lannoy's mit ſeinem hohen Gefangenen nach Spanien, in Mayland an. So offen und unbändig Pescara zuvor ſein Schwert geführt, eben ſo gebrauchte er ſich nun ſeiner Zunge. Das Datum des Beſuches, den Morone in der obgedachten Abſicht bey ihm machte, läßt ſich zwar nicht genau angeben, allein bis zum zwanzigſten Juny hatte er bereits mehrere Unterredungen mit ihm gepflogen. Bourbon, welchen Pescara zuerſt ins Geheimniß zog, deutete ſchon darauf in einer geheimen Depeſche an den Kaiſer vom letzterwähnten Tage. Pescara ſelbſt erſtattete den 30. July 1525 folgenden ausführlichen Bericht an den Kaiſer, der das Duplicat und die Fortſetzung jener Anzeigen war, die er bereits zwey Courieren mitgegeben hatte. (Das Original iſt ſpaniſch.)

„Ich bitte Euer Majeſtät, dieſen Brief aufmerkſam zu leſen, der, weil ich muß, ein wenig weitläufig ſeyn wird, und mir die Mühe, ſich mit meiner ſchlechten Schrift zu beſchäftigen, um des Nutzens Willen zu verzeihen, der daraus entſtehen kann.

„Jeder unbefangene Beobachter des Vergangenen hat geglaubt, ich ſey unzufrieden, hauptſächlich nach und wegen der Abreiſe des Vicekönigs. Auf dieſe meine Unzufriedenheit haben die Gewalthaber in Italien die Hoffnung gegründet, ich würde fähig und bereit ſeyn, alles zu unternehmen. Nach einigen Tagen kam Girolamo Morone, und ſagte mir nach großen Umſchweifen endlich, daß er mir Dinge von der größten Wichtigkeit entdecken wolle, wenn ich ihm auf mein Ehrenwort volle Verſchwiegenheit zuſicherte. Ich ſagte ihm, daß ich ſie geheim halten wollte, und gab mein Wort.

„Hierauf fing er eifrig an zu ſprechen von dem äußerſten Unwillen des geſammten Italiens, das nicht nur bereit, ſondern auch entſchloſſen ſey, aus ſeiner ſchimpflichen Abhängigkeit zu treten, dann von der unaufhörlichen Anhetzung der Franzoſen. Er machte mich unaufmerkſam auf die Ränke meiner Gegner, die mich empfinden laſſen wollten, daß ich ein Italiener von Geburt ſey, und auf den hohen Ruhm, den ich mir dadurch erwerben könnte, daß ich der Befreyer meines eigenen Vaterlandes würde, und dieſes zu werden ſtehe in meiner Hand. Er ſchlug mir vor, dem ganzen Bund als Feldherr und Haupt vorzuſtehen, und als Belohnung das Königreich Neapolis, und bewies mir zugleich die Leichtigkeit, das alles auszuführen.

„Meiner erſten Aufwallung nach, wollte ich ihn, der es wagte, alſo mit mir zu reden, zum Fenſter hinauswerfen; ich faßte mich aber augenblicklich, und bedachte die Wichtigkeit des Gegenſtandes, und wie gut, ja nothwendig es wäre, alle Verwicklungen dieſer Sache gewiß und genau zu ergründen. Ich antwortete: Was er mir eben vertraut habe, ſey etwas Großes — nicht kleiner ſey es mir vertraut zu haben, ich wollte darüber nachdenken.

„Es ſchien mir, ich könne mich wohl auf mich ſelbſt verlaſſen, daß ich nichts Unrechtes beginnen werde, ſo groß auch immer das Anerbiethen ſeyn möge, daß Eure Majeſtät meine Treue kennen, und kennen werden, daß es von unzuberechnendem Vortheile ſey, wenn ich, ohne mich mit zu verwickeln, das Wahre aus dieſen Umtrieben ergründen könnte, und daß mir hierzu durchaus kein anderes Mittel bleibe. Könne ich vermitteln, ohne Eurer Majeſtät einigen Nachtheil zuzufügen, ſo wolle ich es thun; wo nicht, Eurer Majeſtät die Wahrheit ſagen, wenn es an der Zeit ſey. — Als ich das Alles bey mir überlegt hatte, antwortete ich dem Morone: die Wahrheit zu geſtehen, ſey ich wirklich wenig zufrieden, und hätte Eure Majeſtät gebethen, mich zu entlaſſen. Doch werde die höchſte Unzufriedenheit nie im Stande ſeyn, mich zu unerlaubten Dingen zu bewegen. Ich ſchloß damit, daß wann ich unbeſchadet meiner Ehre, und indem ich thue, was der beſte Ritter in der Welt nicht beſſer thun kann, ſie zu bewahren, mich aus Eurer Majeſtät Dienſten los machen könnte, ſo würde ich es thun, um zu zeigen, wer ich bin, und daß ich mehr bin, als einige, welche Euer Majeſtät mir vorziehen *).

„Dieſes war, was ich zu ihm geſprochen. Ich habe nicht für dienlich erachtet, mich weiter einzulaſſen, um nicht an etwas anders gebunden zu ſeyn, als ich wollte.

„Alsdann entdeckte mir Morone Alles, und ich ſprach ſogleich mit dem Herzog von Bourbon, mit Anton von Leyva und dem Abte von Nagera, was den Handel ſelbſt betrifft, doch ohne zu ſagen, von wem und wie ich es erfahren habe.

„Hierauf haben wir nach Neapolis um Geld geſchickt, und nach Innsbruck zum Herrn Erzherzog, um zu wiſſen, auf welche Hülfe man im Falle der Noth zählen könnte, und alles dieſes geſchah mit der Einwilligung des Herzogs und mit dem Rathe der übrigen **).

„Von allem dieſen hab' ich Eurer Majeſtät bereits auf drey Wegen Nachricht gegeben, nähmlich durch Giambattiſta Caſtaldo, Eurer Majeſtät Hauptmann, auf welchen ich beſonderes Vertrauen ſetze ***), durch den Courier, den ich am 20. des verfloſſenen Monaths Juny an Eure Majeſtät abſchickte, und durch einen andern Eilbothen, Nahmens Franceſco Ruyz über Meer."

„Dieſe Berichte enthalten ferners das Ganze jener engen und geheimen Unterhandlungen, in welche der Payſt, die Venetianer und Frankreich getreten ſind, und wie ſie es für eine ſo leichte Sache halten, unſer Heer zu verjagen. Dieſes zu verhüthen iſt alles gethan worden, was gethan werden konnte, und ſomit ꝛc."

Auch Leyva, der eigenſinnige, unduldſame Spanier und Nebenbuhler des Italieners Peſcara, eignet in zwey Schreiben an den Kaiſer (aus Vercelli vom 20. Auguſt und 27. October) das ganze Verdienſt der Entdeckung und der gemachten Gegenanſtalten dem Märcheſe zu *).

Wie reimen ſich damit Robertſons Ausfälle zuſammen, der dem Leyva und dem Armeecommiſſär Nagera die Entdeckung zuſpricht, von langem Stillſchweigen Peſcaras redet, das in Madrit nothwendig habe befremden müſſen; der behauptet: nach einigen Augenblicken der Unentſchloſſenheit habe der Ehrgeiz die Ehre überwunden, und der ſchändlichere Entſchluß in ihm die Oberhand behalten, wie faſt immer, wenn man ſich zwiſchen dem Nützlichen und Nothwendigen bedenkt, — er habe gedacht, es ſey klüger, vom Kaiſer das Herzogthum Mayland zur Belohnung des entdeckten Geheimniſſes zu erwarten, als durch Verbrechen ſich Neapels zu bemächtigen. — Er hätte das gedacht, der aus Pavia (25. Oct. 1525) an den Kaiſer (der zwiſchen Entſchlüſſen über Maylands Loos, über des jüngeren Sforza und ſeinen eigenen Anſpruch, über die Nothwendigkeit Frankreichs Abſichten auf die Lombardey einen Damm entgegen zu ſetzen, hin und her ſchwankte) eifrig ſchrieb: „da die Sachen nun einmahl in der eben beſchriebenen Lage ſind, ſo denken Eure Majeſtät ja nicht anders, als dieſen Staat (Mayland) für ſich zu behalten, wie Gott und die Welt und die geſunde Vernunft es verlangen."

Bewegend iſt noch der letzte, ſo gewiſſenhafte Brief des edlen Peſcara vom 26. Oct., als er ſchon das ſchleichende Gift ſeiner rachſüchtigen Landsleute in allen Adern fühlte, als Morone ſeiner verderblichen Anſchläge vor dem, in der Citadelle von Pavia über ihn gehaltenen Kriegsgericht geſtändig, und in Gefahr war, den Lohn der Verräther zu erhalten: „Eure kaiſerliche und katholiſche Majeſtät! Ich habe mit Girolamo Morone die bewußte Angelegenheit betrieben, wie Eurer Majeſtät wohl bekannt iſt, und habe ihm Verſchwiegenheit gelobt, dann iſt aber gleichwohl geſchehen, was Eurer Majeſtät Dienſt gebietheriſch erforderte. Ich wollte nicht um das Größte, daß er um meines Wortes Willen zu leiden hätte. Ich ſtehe zu Eurer Majeſtät, wenn meine Dienſte ſo viel verdient haben, dieſem Manne zu vergeben, damit er auf keine Weiſe darum leide, weil er ſich mir anvertraute. Ich verſichere Eure Majeſtät, daß, wenn Sie ſich ſeiner bedienen wollen, er ein Mann iſt, der in vielen Dingen große Dienſte leiſten könnte **). Wollten ihn aber Eure Majeſtät nicht gebrauchen, ſo wieder-

*) Wieder eine Spur des noch immer in Italien herrſchenden Condottierengeiſtes, nach welchem, ſobald die Verbindlichkeit, der Mieth- oder Soldvertrag ablief, alles erlaubt war.

**) Worunter auch Kraft eines Briefes Peſcaras, vom 3. September aus Novara, Don Lopez Hurtado, Mendoza und der Marquis del Baſto geweſen ſind.

***) In der Folge Ferdinands Feldherr wider die Türken, wider Johann von Zapolya und deſſen Sohn, Johann Sigismund, derſelbe, der (17. Dec. 1551.) den zweydeutigen Cardinalbiſchof von Wardein, und Statthalter Siebenbürgens Martinuzzi aus dem Wege räumte.

*) In jenem vom 20. Auguſt ſchreibt er: Der Marcheſe Peſcara hat Eure Majeſtät durch den Capitain Caſtaldo und andere von den Händeln und Bewegungen in Italien und von den Grundurſachen derſelben unterrichtet. Ich ſage Eurer Majeſtät, daß alles wahr iſt, und daß, wäre nicht das Verſtändniß geweſen, welches der Marcheſe in dieſer Sache unterhalten, der größte Theil der Armee verloren geweſen wäre, ohne daß wir ihr Vorhaben errathen hätten. Der Marcheſe thut mehr als das Mögliche, um dieſes Heer zu unterhalten, und für Eurer Majeſtät Dienſte verpfändet und verkauft er ſein eigenes Beſitzthum.

**) Morone wurde auch wirklich kaiſerl. Kriegszahlmeiſter.

gbte ich die dringende Bitte, mir sein Leben, sein Vermögen und seine Freyheit zu schenken. Durch nichts könnte mir eine ausgezeichnetere Gnade widerfahren, und nur so werden Alle sehen, daß, wenn ich darin gefehlt habe, worin ich fehlen mußte, Eure Majestät mich auch in den Stand setzen, es durch das wieder gut zu machen, was ich verlangen muß."

Vier Wochen nach diesem Schreiben (29. Nov. 1525) starb Pescara im sechs und dreyßigsten Jahre seines thatenvollen, romantischen Lebens.

11.

Alba.

In der kurzen Zeit zweyer Jahre hatte Carl nach einander seine trefflichsten Feldherrn, Pescara, Freundsberg, Bourbon, Lannoy, bald darauf auch Leyva verloren. Der Marquis del Vasto schien, im Besitze der höchsten kaiserlichen Gunst nimmer der zu seyn, der er als Zögling unter seinem Oheim Pescara gewesen. Nur einer blieb dem durch fortgesetzte körperliche und geistige Leiden zusehends abnehmenden Kaiser, Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba.

Sein Bild haben viele Schriftsteller bis zur Karrikatur entstellt, sie haben es nur nach einer seiner Verfahrungsweisen in einer Epoche seines Lebens (seiner niederländischen Statthalterschaft) entworfen, und auch dieses herausgerissene Bruchstück des ganzen Mannes und seines Lebens ward nicht sowohl ruhig beurtheilt, als nach leidenschaftlichem Abscheu dargestellt.

Wer das ewig denkwürdige Leben Carls V. und seiner Helden würdig schildern will, der muß stark genug seyn, sich ganz hinein zu denken und zu versetzen, in die Meinungen und Ansichten — nicht der unsrigen, sondern jener Zeit. Er muß, des Beyfalls jedweder Partey unbekümmert, das Herz haben, aus den lautersten Quellen zu schöpfen.

Allzu vernachläßigt ist in dieser Hinsicht: Histoire de Ferdinand Alvarez de Tolede, premier du nom. duc d'Albe, Paris 1698. Das noch ungleich seltenere Original ist lateinisch, das Ganze aus Familienschriften, aus seinen hinterlassenen Papieren, Briefen, Instructionen, gezogen.

Der Verfasser, in so ferne er selbst redet, ist seinem Helden allerdings günstig, aber kein Lobredner — sein Buch überaus treu und reichhaltig an wichtigen, bisher ganz unbekannten, und authentischen Nachrichten über jene Zeit.

Man muß in Alba's, fast achtzigjährigem Lebenslauf drey sehr verschiedene Epochen wohl unterscheiden. — Die erste ist die seiner Jugend. Wie er Carln nach Deutschland begleitete, über das kurz zuvor belagerte Wien hinaus nach Ungarn, den fürchterlichen Mihal Oglu schlagen, und Suleymann den Glücklichen in die erste, übereilte Flucht treiben half, darauf aber, als die großen Schläge geschehen waren, eine höchst romantische Rückreise that zu seiner jungen, mit allem Feuer der ersten Neigung geliebten Gemahlinn. Binnen acht Tagen und Nächten hatte er die Reise aus Ungarn bis Barcellona, einen unaufhörlichen Trab postreitend zurückgelegt, anderthalb Tage dort verweilt, und war darauf in der nähmlichen Zeit, und auf gleiche Weise an seinen Posten vor den Feind wieder zurückgekehrt.

Mit der glühendsten Vaterlandsliebe die unbedingteste Ergebenheit gegen seinen König vereinigend, den künftigen Feldherrn und Staatsmann in jedem Zuge laut ankündend, ganz erfüllt von der, seiner Nation so eigenen, schwärmerischen Liebe für Frauen, Gesang und Dichtkunst, galt er seinen Zeitgenossen wirklich und mit Recht für den Spiegel und die Blume der spanischen Ritterschaft. So Alba, der Jüngling!

Alba, der Mann, erscheint im hellsten Sonnenglanze kriegerischen Ruhmes in Carls afrikanischen und deutschen Kriegen. Der Sieg von Mühlberg ist ein, fast eben so sehr über die bedächtliche Weisheit seines Kaisers, als über den verwirrten, uneinigen Feind erstrittenes Pekulium seines Löwenmuthes. Auch da noch ist der Rittersinn in ihm unverkennbar. — Seine Streitbegier ging echt national, aus schwärmerischer Liebe des Vaterlandes und der Religion hervor. Der Krieg gegen Ungläubige (Mauren, Muhamedaner) und gegen Irrgläubige (die Protestanten) schien ihm unfehlbar ein heiliger Krieg und Gottes Sache. — Auch nicht der leiseste Zweifel läßt sich gegen seine innere Redlichkeit und Rechtlichkeit erheben, aber eben so wenig kann man die fast allen starken, heißen Seelen angeborne Einseitigkeit seiner Gesinnungen in Abrede stellen.

Die dritte Epoche ist endlich die leider allzubekannte, seiner niederländischen Statthalterschaft. Sein Zug dahin über Barcellona, Genua, Besancon und Thionville durch tausenderley Mühseligkeiten und Gefahren ist das Ideal der strengsten Mannszucht und der höchsten, außerdienstlichen Freyheit, der kühnsten Zuversicht auf die Fehler seiner Feinde und einer tausendäugigen Umsicht. — In dieser Epoche begehrt wohl niemand Alba freyzusprechen vom Vorwurfe der Härte und Grausamkeit.

Daß Er die Niederländer für Rebellen halten mußte, wird jeder Unbefangene zugeben, daß der Kampf mit ungleichen Waffen (wie denn der Kampf mit der Begeisterung für Religion und vaterländische Freyheit allzeit ein ungleicher Kampf ist) leicht zur Grausamkeit verleite, liegt in der Natur des Angriffs und der Gegenwehre. Weder in Spanien, als Philipp V. und Carl VI. um die Krone stritten, noch im Zwist Hannovers und Stuarts um den brittischen Thron, noch in der Vendee, noch auch mehr als ein Mahl, unter verschiedenen Klimaten, in unserm kosmopolitischen Jahrzehend hat man es unerhört gefunden, daß man Insurrectionen durch Schrecken bezwingen wollte.

Gleichwohl wird man jenes merkwürdige, bey uns ganz unbekannte Buch, mit dem traurigen Gefühl aus der Hand legen, wie ein halbes, in Kriegs- und Staatskunst verlebtes Jahrhundert endlich auch eine romantische Seele, einen an sich edeln Mann zu solchem blutigen Thun verhärten könne. Aber eben diese Memoires liefern auch die, bisher unbekannte Thatsache, daß Philipp, welcher die niederländischen Abgeordneten in Aranjuez prunkvoll empfing, und mit Kanzleytrost entließ, insgeheim immer schärfere Befehle gab, Albas Gegenvorstellungen unbeantwortet ließ, und am Ende dennoch den ganzen Haß auf ihn überwälzte.

Wer es sich selbst, wenn auch nur in Augenblicken insgeheim gestehen muß, daß mit den Grundsätzen der Religion und Politik, die er befolgte, sich auch Absichten des Eigennutzes, und Ehrgeizes vermischen, der wird selten die unerschütterliche, immer (auch bey der unverdienten Ungnade des Königs) sich selbst gleiche Festigkeit zeigen, die wir an Alba wahrnehmen. Auch da, auch noch als Greis blieb er ein froher und geistrei-

cher Gesellschafter, heiter in Stimmung und Gespräch. Doch hat ihm die Erinnerung an die Blutscenen in den Niederlanden manchen, selbst auf dem Todbette noch einen trüben Augenblick gekostet; aber auch die Äußerung dieses Rückblickes haben Manche sehr übertrieben.

Die katholische Religion Spanien, das Haus Österreich waren die Triebfedern all seines Thuns, die Gegenstände seiner Aufopferung. Freylich diente er ihnen nach den Grundsätzen und Ansichten seiner Zeit, nicht der Unsrigen; aber ohne Rücksicht auf diese so wesentliche Verschiedenheit, könnte gar keine historische Beurtheilung irgend eines starken Charakters statt finden. *)

*) Nicht leicht kann irgend ein noch so interessantes Actenstück aus jenen denkwürdigen Zeiten, Alba's tiefen Sinn, Erfahrungsweisheit, Kenntniß des Soldaten und des Krieges, endlich seine zarte Anhänglichkeit an den großen Kaiser deutlicher aussprechen, als nachstehendes vertrauliches Schreiben (1570) an Don Juan d'Austria, welcher eben auszog zur großen Schlacht von Lepanto gegen die, Nordafrica's Küsten und selbst Italien bedrohende Macht der Osmanen. (Gleichzeitige, offizielle Übersetzung aus dem Spanischen).

„Ich habe die Tage meines Lebens nichts so hoch empfunden, als das Ich mich in der Zeit, da Ich Ewer Excellenz, In diesem Zug dienen, Vnd meiner obligation ein genügen thun solte, occupirt finde, sage E. E. zu, das Sie Kheinen Soldaten mit sich führet, Der so gern mit Ire gezogen, wie Ich. Vnnd da Ich in Ispanien were, so solte mich weder mein Vier vnd Sechzig Jähriges Alter, noch meine schwachheiten, wann gleich deren Viel wehren, nit abhalten noch hindern, Dann Kein Roß so Alt, das nit noch ein Carrera verbringt, wannes gleich mit müde, sonderlich wann es mit so guetten Willen geschicht,—Will auch solliches E.E. nit darumben sagen; das sie vermainen sollen, das es etwas anders gelten solle, als allein Diß, das Ichs von Irem Vatter erlehrnet, Vnnd eben darumben schätze Ichs hoch. Man hat mich bericht, das E. E. mit sich werden nehmen den Commendator Maior de Castilla, den Marggrafen von Pescara, Den Graffen von S. Flor, Joan Andrea vnnd die andere Generall vber die Galleren, Auch den Ascanio de la Cornia, In der warheit, herr, es ist ein guette gesellschafft, vnd E. E. solle es hoch halten. Das Ire Mtt. Ire solche gesucht, welche E. E. in allen fursallenheiten gar guetten Rath werden zugeben wissen, bitte, das E. E. sie mit grosser Lieb tractiren, Vnnd also das Sie Keinen mit dem andern verwunden. Dann diß orts sein die Soldaten also beschaffen, das Sie weder Iren brüedern, noch eigenem Kindt, eines fingers breitt nachgeben, Sondern Inen alles gutt appliciren, vnnd weil es ein Materi ist, so die Ehre betrifft, so khan man diese böse Conditien wol verzeichen.

Ehe vnnd Zuuor E. E. Die Materien im Rath proponirt, Das Sie vertreulichen, oder familiariter, mit jedem absonderlich, mit Einpindung der geheim von derselben sachen rede, Vnd Jedes mainung Vernehme, vnd wiste, Dann daraus volgt großer Nutz, Dann der so durch E. E. also gefragt, wirdts dafür halten, Er seye in sondern gnaden, Vnd Dero hoch danckhen, Das Sie das Vertrauen in Ine setzen, Vnd der wirdt E. E. frey sagen, was Er verstehet, Dann es begibt sich offt, das die Soldaten In Rathen Je einer vber den andern Ehr gewinnen will. Aber weil Er schon verbunden ist, Vnd E. E. sein mainung Zuuor gesagt, so werden Sie in diese verlegenheit nit fallen, noch deme widersprechen, deme Sie vbl wöllen.

Im Rath sollen E. E. nit zugeben, das man Zancke, doch das woll, daß man die Matteri wohl erwege, Aber in khein weg, particular gestatten, dann es were eine sondere Verkleinerung Irer Person, E. E. khan mit Vndertassen, ist auch Nutze sache, das Sie bisweilen ein großen Rath halten, mit denen Veltmarschalch, Obristen vnd Hauptleuten, Vnnd man Sie mit offnen vnnd gemeinen sachen speise, Diß wird viel, so vmb ein Grad weniger als diese sein, wohl contentiren. E. E. wirdt sich beuleißen, das Sie allezeit den Soldaten ein frölliches angesicht weise, dann weil es ein communitet oder gemein, so speisen sie sich stedts damit, vnnd mit etlichen Worttes, Die E. E. Jetzt zu dieser nation sauer, einen andern Tag in einer andern, aus Irem Munde werden hören lassen, oder reden. Es ist noch vonnöthen, das Sie wissen das E. E. sondere Zuforge tregt, umb Ire Bezallung, und das mans Inen gebe, wann man khan, und wan nit, das E. E. suche und producire nach außresten Iren Vermögen — das die profiant gutt seye, und das die Soldaten wissen, daß es auf E. E. Verordnung und durch Ihren vleiß geschicht, — da die Hauptmannschaft vacziret und der Zendrich der Mann were, das Er darzu tauget, so solle manns Ime vor einem andern geben, besonders gemeinen Soldaten, denen gebe E. E Vortei nach Verdiensten und nit nach gunst. Wann sie dies alles neben einem großen riger In straffen sehen, werden sie E. E. lieben und respectiren. Und lassen Ire E. E. nit sagen, das das straffen so übl gebliet werde machen, dan durch das nit straffen, gerathet man viel eher dahin. Es ist hoch vonnöthen, das die Soldaten Ire beveichsleut hoch respectiren, und wann sie es nit thun, das Sie wissen das sie durchaus kein ruckhen bey E. E. finden.

Die Vestung beschützen, noch Vertaidigen, die Mauern nit, sondern die leut, dan es seye ein Vestung so schlecht als Sie wolle, wann nur Viel leute darinnen seien, dann dieselben haltens auf, wenn man Zeit hatt, Sie zu entsetzen. Wie ich oben gesagt, die Zeit schwecht den Mechtigen sein Macht und macht sie gleich dem Schwechern, und wan gleich ein Vestung viel und starke mauren und nit die Notturfft, Ja gar übriges Volth hat, so volgt das widerspiel. — — E. E. wisse, das der erste streit wider Ire eigenen Soldaten, die Ire zu unrechter Zeit zum schlagen rathen, wird sein müßen, Und werden murren warumben es E. E. nit thuet, werden sagen, Sie verlieren die occasion, Derowegen bitte das Sie dergleichen Anläuffen, starken widerstandt thun, und E. E. sich erinere, das sie eines solchen Vatters Sohn sein, der in der Welt ein Soldat geboren.

Der Moren geschrey ist für die Alten Soldaten ein Neue sache, Was wird es dan nit für die Neuen sein, und weil E. E. kein Reutterey haben, so mueße man ein Weyse suchen, das man den Soldaten neme, das sie den Feindt nit fürchten, Da E. E. heer nit vortrucken mueste, so khinden sie sich dessen mit dem Verschantzen versichern. Ich bin allezeit den Inventionen abholt gewesen, auch nit gebraucht, Allein eine hab ich den verschienen Zug mit mit gehabt, wider diese Rebellen, dann sie sein mit Reutterey überlegen gewesen, schicke E. E. ein model, weil es so ring und leicht auf das Land und fortzubringen. E. E. glauben mir und haltens für gewiß, das der Soldat durch ein Jedes Kinderwerk sich trügt, und nur ein strohdalm so Inen ein Hauptmann zum schutz stellt, das Herz erwarmet, und beständig machet.

Die scharmützl sollen E. E. gar in khein Weg gedulden, Dann dahero entstehen alle unordnung, und daraus khombt alles Unheil und unglückh, so sich in Barbaria zugetragen.

Da aller enden Im hauffen Beveichsleut sein, khinden sie aller Unordnung so sich zutragen khan, remediren, Also hab Ichs gehalten, In der Nacht wie Ich von Colonna nach Rom gerukt, und damit Ich diese Ordnung also erhalten khinde, so bin Ich Fünfzehn Meylln weitter gerukt, und nie aufgehalten, noch einiges glidt gebrochen, Der Graff de S. Flor, und Ascanio de la Cornia, so bey mir gewesen, werden E. wol sagen kinnen, was ich dieselbe Nacht für Ordnung gehalten. Die Lieb mit welcher ich E. E. diß schreibe, verdient, das Sie mir verzeihen, das Ich etwa lang, und Unnottwendige Ding meide, und das Ich so schlecht und gerecht etliche gar kleine Ding gemeldet, werden erweisen, das Ichs E. E. allein angedeut, Dann da es andern zu Iren Vortheil hätte sollen fürgebracht werden, so hätte Ichs viel kürzer, und in den Form der Profession gemacht, Damit die so derselben sein, mich nicht hetten khinden tadeln, wie sie thun khinden, da sie dieß sehen.

Ich will E. E. mit bemühen, mit Bitten, wie sie der Päbstl. Heil. und den Venediger General tractiren und halten sollen, dann Ich weis, wie sie sich hierinnen befleißen, und wie fein sie es werden thun und verrichten, Erindere aber E. E. das Sie Ir Päbstl. Heil. In sonderer Acht haben, Derselben schön thun und große Lieb eines Sohns erweisen, gleichfalls die welschen Potentaten in gueter Acht haben, Inen schreiben, damit Sie E. E. großen Vleiß in der Correspondenz und gueten Verstandts mit Inen spüren — — Also auch mit Irer Maitt. ꝛc. ministris, und das Inen E. E. so viel auctoritet als immer müglich gebe, damit man kan Inen die geben, wann man Inen das, was Irer Matt. ꝛc. Dienst erfordert, also befihlet, das sie Lust haben, dasselbe zu thun ꝛc.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag, den 15. Januar 1810.

Das iſt das Geheimniß des Sieges: die Überzeugung von der Nothwendigkeit, Alles zu vergeſſen, um Eines zu wollen, Eines zu ſeyn, mit aller Kraft nur Eines zu ſuchen! — Ich fodre ja nur, daß man dem Inſtinkte folge, den die Natur ſelbſt in die Thiere gelegt hat, welche während des Sturmes, ſich nicht in zwey Heerden theilen, ſondern zuſammen ſtehen, um den Führer der Heerde ſich ſchließen, und von allen Seiten Fronte machen.

Johann von Müller.

(7.)

Die Öſterreicher in Feſtungen.

Eine Stelle der bekannten Zeitſchrift: Minerva, — daß man von den deutſchen Truppen nur ein einziges Beyſpiel muthvoller Vertheidigung in Feſtungen erlebt habe, nähmlich jene von Mantua durch Wurmſer, — veranlaßte eine höchſt intereſſante Berichtigung durch den k. k. Major im Genie-Corps Max de Traux, die wir uns unmöglich enthalten können, hier aufzunehmen.

„Im Jahre 1794 wurde die Feſtung Quesnoy durch die Franzoſen unter dem General Scherer belagert. Nach 28 Tagen offener Tranchee waren ſie kaum zur dritten Paralell gekommen, als der Commandant durch einen Spion den Befehl vom Armee-Commando erhielt, ſich zu ergeben, und eine gute Capitulation zu erzielen. Aber es war zu ſpät, dieß zu erhalten; während des Waffenſtillſtandes des Capitulirens kamen ſich die Franzoſen, gegen alle Gebräuche, auf dem Glacis. Das Schickſal der Beſatzung iſt bekannt. Daß dieſe Feſtung, ein höchſt mittelmäßiges Achteck, mit einem elenden Hornwerk, ſich gut vertheidigte, erhellt aus folgender Paralelle. Als die Öſterreicher unter dem General Clairfait ſelbige das Jahr vorher belagerten, war ihre Belagerungs-Armee nur 1800 Mann, die Beſatzung 7800 Mann, ſtark, und wurde in 13 Tagen offener Tranchee genommen. Bey obiger Belagerung durch die Franzoſen war die Belagerungs-Armee 25,000 Mann ſtark, die Beſatzung hatte nur 1800 Feuergewehre; von der vorigen Belagerung war der Platz noch in ſehr ſchlechtem Zuſtande, und dennoch vertheidigte ſie ſich 28 Tage. Folglich iſt der Unterſchied in der Paralelle zum großen Vortheil der Öſterreicher. Der Commandant war der General Salis.

Daß Valenciennes und Conde im nähmlichen Jahre ſich gar nicht vertheidigten, kam aus zwey guten Urſachen: Erſtens hatte der Oberbefehlshaber der Armee beyden Feſtungen, den wiederhohlten Befehl durch Spione geſchickt, ſich bey den erſten Anſtalten zu ihren Belagerungen zu ergeben, und die Beſatzungen zu retten ſuchen, wie auch geſchah, da ſie nicht nach Frankreich abgeführt wurden. Zweytens hatte Valenciennes nur 1900 Feuergewehre, wo ſie doch deren 10,000 brauchte. — Die nähmliche verhältnißmäßige Anzahl war auch Conde.

1793 vertheidigte ſich der General Moitelle mit dem jetzigen F. M. L. Chaſteler durch 14 Tage in dem elenden Schloß von Namur, welches mehrere Jahre vorher gänzlich geſchleift worden war. Man hatte nur die Breſchen mit Faſchinen hergeſtellt. Nach dem Anſehen zu urtheilen, hätte man ſolche gleich räumen müſſen, welches aber obbenannte brave Männer nicht thun wollten. Ich ſah ſelbige 8 Tage nach der bald darauf erfolgten Räumung der Franzoſen, und kann davon urtheilen.

Im Jahre 1796 hielten der F. M. L. Canto d'Yrles und der ruhmbedeckte Greis, F. M. Graf Wurmſer, Mantua durch 215 Tage. Während 4 Monathen bekam man nichts als Pferdefleiſch zu eſſen, welches in den letzten Zeiten ſogar nur geſalzen war, und ſtatt aller und jeder Medikamente mußte man ſich in dieſer Epoche mit Pfeffer und Branntwein behelfen.

Vom Juny 1796 bis Anfangs Februar 1797 wurde Buonaparte vor Mantua feſtgebannt, und von allen weitern Invaſionen in's Herz der Monarchie abgehalten.

1796 und 1797 wurde die Chur-Trier'ſche Feſtung Ehrenbreitſtein muthvoll vertheidiget, und drey Mahl nacheinander mit Heftigkeit belagert. Nur durch eine nicht gehaltene Convention, da ſie ſolche alle 10 Tage mit Lebensmitteln bis zum Frieden, oder den Wiederanfang der Feindſeligkeiten, hätten verſehen ſollen, konnten die Franzoſen ſelbige erobern. Auch dort hätten die Commandanten, der k. k. Obriſt Sechtern und der trieriſche Obriſt Faber (nun k. k. G. M. und Director der Neuſtädter Cadetten-Academie), ſo raiſonniren können, wie die preußiſchen Commandanten, da die öſterreichiſche Armee geſchlagen war, und bis in Öſterreich und Böhmen ſich zurück gezogen hatte. Aber ein Feſtungs-Commandant muß auf Kriegsereigniſſe keine Rückſicht nehmen, und ſich auf alle Fälle ſo lange halten, als er kann. Dann wird

die Geschichte, die auch keine Rücksichten kennt, seinen Nahmen ehrenvoll benennen, so wie man jetzt die Nahmen der Gneisenau, Courbiere, Neumanns, Steensen ꝛc. ꝛc. mit Ehrfurcht nennt.

1799 wurde Philippsburg vom Rheingrafen von Salm, wie bekannt, sehr standhaft vertheidiget. So wie aber der Herzog von Braunschweig bey der Schlacht von Jena nicht mehr der nähmliche Herzog von Braunschweig aus dem 7jährigen Kriege war, so hatte auch Philippsburg nur den Nahmen seiner ehemahligen Stärke; denn sie war theils eingegangen, theils geschleift worden, und nur ihre Lage machte sie fest. Der General Bernadotte, der vermuthlich nicht wußte, daß 10 Schuhe Wasser in den Gräben dieser Festung war, hatte sie aufgefordert, sich auf der Stelle zu ergeben, da er sonst die Besatzung nach gegebenem Sturm würde über die Klinge springen lassen würde. (Welche Aufforderung für ehrliebende Krieger!) Da aber seine Leute nicht wie die Gänse schwimmen konnten, noch so groß waren, als St. Christoph, so begnügte er sich damit, alle Häuser in der Festung durch Bomben anzuzünden, so daß beym Entsatz nicht ein einziges Zimmer bewohnbar war. Die Festung hatte damahls nur Erdwerke.

1799 hatten die bewaffneten Bauern sich der von einigen hundert Franzosen besetzten, halbzerstörten Piemontesischen Bergfestung Ceva bemächtigt. Zwey Compagnien Österreicher unter dem Hauptmann (nun General) Schmelzer schlichen sich hinter die ganze französische Armee, und erreichten glücklich die Festung, die er auch gegen alle Angriffe und auch gegen die Bestechungen des Divisionsgenerals Emanuel Grouchy so lange vertheidigte, bis die österreichische Armee selbe entsetzte. Der Commandant Schmelzer hatte nur 300 Mann Besatzung, 12 Kanonen, worunter die größte, ein Sechszehnpfünder, während der achttägigen Belagerung demontirt wurde, und 8 wirkliche Kanoniere.

1800 vertheidigte sich das Piemontesische Bergschloß Bardo, welches das Jahr vorher durch bewaffnete Bauern, einer Besatzung von etlichen 100 Franzosen, mit Sturm war entrissen worden, gegen Buonaparte in Person, so hartnäckig, bis die Bresche gänzlich gangbar war. Buonaparte, der gewiß militärisches Verdienst zu schätzen weiß, lobte den Muth des Commandanten, Hauptmann Bärnkopp, ungemein, da sich dieser bloß mit zwey Compagnien in einem erbärmlichen, durch die nebenstehenden Berge bis auf die Fußsohle auf Pistolenschußweite beherrschten Platze, so hartnäckig wehrte, und einen Theil der französischen Armee, weil das Geschütz nicht durch den Paß geführt werden konnte, eine beträchtliche Zeit aufhielt.

1800 wurde das Castell St. Felice von ganz Verona unter dem F. M. L. Riese und Obrist Nobili 13 Tage sehr standhaft vertheidiget. Dieß Castell ist, wie die Welt weiß, ein elendes Nest, von den nahen Anhöhen beherrscht, und war nicht mit dem Nöthigen versehen; denn bloß wegen Mangel an Pulver mußte sich die Besatzung ergeben, da selbige bey der Übergabe nicht mehr als 3 Schuß für jede Kanone hatte. Die Franzosen hatten diese Belagerung machen wollen, wie die Österreicher die ihrige im vorigen Jahre in Italien, nähmlich so, daß sie meistens die erste Paralelle so nahe anfingen, als man es sonst mit der zweyten machte. Aber die wohlbediente Artillerie der Festung zwang die Belagerer, seine schon errichteten Batterien weiter rückwärts anzulegen, weil das concentrirte Feuer der Festung sie jedes Mahl zerstörte.

1805 nach der Schlacht bey Austerlitz wurde die Festung Ollmütz durch ein Piquet Chasseurs à Cheval etwas ungebührlich aufgefordert. Hätte der Commandant, F. M. L. Baron Fröhlich, und der Vice-Commandant und Genie-Director G. M. Baron Cerrini, so gedacht, wie die Commandanten von Magdeburg, Cüstrin, Stettin, Glogau, Czenstochow, Schweidnitz, Hammeln und Nienburg, so hätten sie die Festung übergeben müssen, denn es war gewiß kein Entsatz zu hoffen, und die Festung hatte damahls nur wenig Besatzung; die russische Epidemie raffte die Soldaten zu Hunderten weg, es waren wenig Lebensmittel vorhanden, und die Festung war nicht im allerbesten Stande. Aber man lachte nur zu einer solchen Aufforderung, die einer Windbeuteley glich, wenn man ohne Belagerungs-Armee eine große Festung auffordert, und Ollmütz hätte 1805 gewiß den 1758 erworbenen Ruhm vermehrt.

Dieß sind Thatsachen, welche in der Geschichte laut sprechen. Daß die besten Festungen vermöge politischer Tractaten durch einen Federzug sich ergeben, ist eine andere Sache.

.....

In dem verhängnißvollen Jahre 1809 hat sich der österreichische Soldat unvergängliche Denkmahle des Heldenruhmes bey Aspern, bey Sacile, in Bayreuth, Sachsen, Tyrol, und selbst an den Unglückstagen von Regensburg und Wagram errichtet; ubi adeo varia belli fortuna, anceps que Mars fuit, ut propius periculo fuerint, qui vicere *). — Dieses in offener Feldschlacht: nicht geringer war die Gegenwehre in dem, kaum zu befestigen angefangenen Raab, unter Oberstlieut. Pechy, und in den, wesentlichen Gebrechen unterliegenden Blockhäusern und Bergschanzen von Malborget und Predil, die im Sturm erstiegen und in denen die Befehlshaber (die Hauptleute Herrmann und Hensel) und die Besatzung auf eine, selbst in der rauhen Vorzeit nur sehr selten befolgte, grausame Weise niedergemetzelt wurden.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 711. Die Saracenen erobern Spanien.

J. n. Chr. G. 753. Die Dänen beginnen ihre Raubzüge zur See in dem nördlichen Europa.

J. n. Chr. G. 768. Carl, der Große.

J. n. Chr. G. 770. Eroberungszüge dieses Königs von Frankreich und (im Jahre 800) ersten Römisch-Deutschen Kaisers.

J. n. Chr. G. 774. Ende des Longobardischen Reichs in Italien.

J. n. Chr. G. 814. Kaiser Carl der Große stirbt, und sein Reich wird getheilt.

J. n. Chr. G. 820. Die Normänner fangen an, sich

*) Livius.

durch ihre Seefahrten berühmt und durch ihre Raubzüge und Eroberungen furchtbar zu machen. Sie schifften nicht nur in den nordischen Meeren umher, sondern verbreiteten auch im Mittelmeere das Schrecken ihrer Waffen.

J. n. Chr. G. 833. Der Kalife Mamun läßt in der Wüste Sandschar einen Grad des Meridians messen, um hiemach die Größe der Erde bestimmen zu können.

J. n. Chr. G. 859. Die Normänner ziehen nach Gyhland, welches sie sich unterwerfen, und setzen sich auch drey Jahre später in Nowgorod fest.

J. n. Chr. G. 861. Der Normann Naddodd wird durch einen Sturm an eine unbekannte Insel verschlagen, die er Schneeland nannte.

In diesem Jahre sollen die Normänner auch die Färöer-Inseln entdeckt haben.

J. n. Chr. G. 864. Der Schwede Gardar Suafarsson schifft nach der Insel Schneeland und nennt sie: Gardarsholm, (d. h. Gardars-Insel.)

Flocke, ein anderer Schwede, der hierauf diese Insel besuchte, und daselbst überwinterte, nannte sie wegen des Treibeises Isßland.

J. n. Chr. G. 874. Ingulf und Leif ziehen nach Isßland und siedeln sich daselbst an.

J. n. Chr. G. 883. K. Alfred von England schickt Länderentdecker aus (Ohther und Wulfstan), und bemüht sich die Kunde der Nordländer aufzuklären.

J. n. Chr. G. 933. Araber erscheinen auf der Kafferküste von Afrika.

(Aus dem neunten Jahrhunderte — von den Jahren 851 und 877 — haben wir auch noch Berichte von den Reisen zweyer Araber, Nahmens Wahab und Abu-Said, nach Indien und China.)

J. n. Chr. G. 964. Die Normänner entdecken die Schetländischen Inseln.

J. n. Chr. G. 983. Erik Raude entdeckt (von Isßland aus) Grönland.

J. n. Chr. G. 1006. Leif (Sohn des Erik Raude) entdeckt einen Theil von Nordamerika, den er Winland nannte, weil ein Deutscher, Nahmens Tyrker, der unter der Reisegesellschaft war, daselbst eine Art Weintrauben gefunden hatte.

J. n. Chr. G. 1007. Thorwald und Thorstein (Leif's Brüder) unternehmen nach einander Fahrten nach der Küste von Nordamerika, und knüpfen mit den Einwohnern einen vortheilhaften Pelzhandel an; darin folgen ihnen andre Normänner aus Grönland und Isßland nach.

J. n. Chr. G. 1095. Anfang der Kreuzzüge in das Heilige Land.

J. n. Chr. G. 1118. Die Türken, die das morgenländisch-römische oder griechische Reich immer näher bedrohen, machen große Eroberungen in Klein-Asien.

J. n. Chr. G. 1157. Bremer Kaufleute vollenden die Entdeckungen in der Ostsee.

J. n. Chr. G. 1160. Der Rabbi Benjamin von Tudela schreibt einen Bericht über Reisen durch Südeuropa, Westasien und Nordafrika, die er nicht, wenigstens nicht alle, selbst gethan hat.

J. n. Chr. G. 1170. Madok, Prinz von Nordwallis (in England) entflieht wegen der innerlichen Unruhen aus seinem Vaterlande, und soll (was jedoch nicht historisch gewiß ist), nach Amerika gelangt seyn.

J. n. Chr. G. 1213. Die Mungalen in Asien fangen an, gegen Westen vorzudringen, und fallen

J. n. Chr. G. 1216. in Rußland ein.

J. n. Chr. G. 1241. Die Mungalen dringen in Schlesien ein.

J. n. Chr. G. 1246. Der Mönch Plan-Carpin reiset nebst anderen Mönchen zu den Mungalen, von dem Papste abgeschickt, um diese furchtbaren Eroberer zu besänftigen, zu gewinnen und wo möglich zum Christenthume zu bekehren. — (Durch diese Missionsreise wurde die Kunde des innern Asiens erweitert. — Zu demselben Zwecke ward bald nachher der Mönch Andreas Lucimel in die Mungaley abgeschickt.)

J. n. Chr. G. 1253. Der König Ludwig IX. von Frankreich schickt den Mönch Wilhelm von Ruisbroek (gewöhnlich Rubruquis genannt) an den Kaiser oder Groß-Khan der Mungalen ab.

J. n. Chr. G. 1254. Der Papst schickt den Mönch Asselin an die Mungln.

J. n. Chr. G. 1258. Die Mungalen zerstören das Kalifat von Bagdad.

J. n. Chr. G. 1261. Die Genueser breiten ihr Ansehen und ihren Handel in der Levante besonders auf dem schwarzen Meere aus. — Um dieselbe Zeit schließen die Venezianer Handelsverträge mit den Sultanen von Ägypten, und Alexandrien wurde wieder die Niederlage des Indischen Handels.

J. n. Chr. G. 1270. Der Venezianer Marco Polo tritt seine damahls für die Erdkunde wichtige sechs und zwanzigjährige Reise durch Asien an.

J. n. Chr. G. 1276. Unter Kublaj-Khan erobern die Mungalen das Reich China.

J. n. Chr. G. 1290. Die Genueser senden Schiffe nach der Westküste von Afrika auf Entdeckungen aus; aber sie kehrten nicht zurück.

J. n. Chr. G. 1291. Muthmaßliche Wieder-Entdeckung der Kanarien-Inseln.

J. n. Chr. G. 1300. Osman gründet das otmanische Reich.

(In dem dreyzehnten Jahrhunderte wurde zuerst der Gebrauch des Kompasses in Europa bekannt.)

J. n. Chr. G. 1305. Haithon, armenischer Fürst, schreibt um diese Zeit sein historisches Werk, welches auch Bemerkungen und Beobachtungen über einige Theile des innern Asiens enthält.

J. n. Chr. G. 1327. Der englische Ritter Johann von Mandeville unternimmt Reisen nach Asien.

(Sein Reisebericht ist nicht von großem Werthe, und nicht überall glaubwürdig.)

J. n. Chr. G. 1335. Der Florentiner Balducci Pegoletti durchreiset das innere Asien.

(Wir haben noch von ihm die kurze Anzeige des Handelsweges von Asof nach China.)

J. n. Chr. G. 1344. Verschenkung der Kanarien-Inseln und angebliche Entdeckung der Insel Madeira.

J. n. Chr. G. 1361. Die Osmanli oder Türken dringen nach Europa vor.

J. n. Chr. G. 1364. Kaufleute aus der Normandie sollen schon um diese Zeit die Küsten von Guinea besucht, und Niederlassungen daselbst gehabt haben, die sie im Jahre 1410 wieder aufgaben. (Diese Angabe wird bestritten.)

J. n. Chr. G. 1368. Die Chinesen befreyen sich wieder von der Herrschaft der Mungolen.

J. n. Chr. G. 1369. Timur-Leng (Tamerlan) stiftet ein neues Reich in Asien.

J. n. Chr. G. 1380. Der edle Venezianer Nicolo Zeni segelt ins Nordmeer.

J. n. Chr. G. 1385. Die Kanarien-Inseln werden von den Spaniern angefallen.

J. n. Chr. G. 1390. Um diese Zeit sollen Deutsche die Küste von Amerika entdeckt haben. (Diese Angabe ist unerwiesen.)

J. n. Chr. G. 1394. Johann Schiltberger aus München kommt als Kriegsgefangener nach Asien, und kehrt 31 Jahre nachher in sein Vaterland zurück.

(Sein Reisebericht hat wenig Werth für die Erdkunde.)

J. n. Chr. G. 1403. Ruy Gonzalez Clavijo reiset als Gesandter von Heinrich III. König von Castilien zu Timur-Leng.

III. Zeitraum der neueren Geschichte.

(Von dem Anfange der Portugiesischen Entdeckungs-Reisen im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, bis auf gegenwärtige Zeiten.)

J. n. Chr. G. 1415. Anfang der Portugiesischen Entdeckungsfahrten nach Afrika, unter Begünstigung des Prinzen Heinrich von Portugal.

J. n. Chr. G. 1418. Juan Gonzalez Zarco und Tristan Vaz Tereira, von gedachtem Prinz Heinrich ausgeschickt, entdecken zufällig die Insel Portosanto, und

J. n. Chr. G. 1419. die Insel Madera. — Die Fahrten nach der Westküste von Afrika werden nun mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt.

J. n. Chr. G. 1420. Reise der Gesandten des Schah-Rok durch Mittel-Asien.

(Die Beschreibung dieser Reise, welche noch vorhanden ist, gehört zu den merkwürdigsten Actenstücken der Erdkunde dieses Zeitalters.)

J. n. Chr. G. 1431. Der Venezianer Pietro Quirini macht eine Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1432. Die Portugiesen setzen ihre Entdeckungsfahrten weiter fort. — Cabral entdeckt die Azorischen Inseln und Gilianez umschifft das Vorgebirge Bojador, die Gränze der bisherigen Schifffahrten der Europäer längs der Westküste von Afrika.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Während der preußischen Regierung in Pohlen vermehrte sich im Herzogthum Warschau, der Viehstand um das sechsfache und der Getreidegewinn um das doppelte. Es gibt wohl nicht leicht ein untrüglicheres Merkmahl einer milden Regierung.

.....

Als erfüllte Prophezeihung wiederhohlten mehrere Zeitschriften die bekannte Äußerung Johann Jacob Rosseau's: „Mir ahnet, die kleine Insel Corsica werde eines Tages Europa in Erstaunen setzen." Aber mit eben dem Rechte könnte man sagen: Genua habe Europa in Erstaunen gesetzt, als Columbus, sein Mitbürger, die neue Welt entdeckte.

.....

Durch die schaamlose Bekanntmachung von Dingen, die ewig verschwiegen bleiben sollten, und durch die ungescheute Verläumdung rechtschaffner und beherzter Manner, scheinen einige Schriftsteller es jetzo recht darauf angelegt zu haben, die Deutschen mit Gewalt auch um das noch übrige Restchen von Preßfreyheit zu bringen. Wer nicht Maß und Ziel zu halten wußte, den betrachtete man sonst in den guten alten Zeiten, als einen Unsinnigen und Verschwender, und setzte ihm einen Vormund.

.....

Über des berühmten Philologen Wolf treffliche Abhandlung über die Alterthumswissenschaft, hatte einst jemand geurtheilt: Haec studia annonam non reduut viliorem. (Diese Wissenschaften machen das Korn nicht wohlfeiler.) Wahrlich, dieser sinnreiche Ehrenmann hat eine überaus zahlreiche Bruderschaft.

.....

Was hilft es? Dieß ist die Stimme vieler Zeitgenossen, wenn es gilt, seine Pflicht ganz und strenge zu erfüllen. Damit soll das an den beschwornen Gehorsam mächtig mahnende Gewissen bestochen und abgefertigt werden. Durch dieses unselige und unmoralische: „Was hilft es? ging die Schlacht bey Auerstädt verloren, capitulirten Erfurt, Magdeburg, Spandau, Stettin, Glogau, Breslau, Schweidnitz u. s. w. Selbst ein Massenbach glaubt sich durch die Frage einiger Maßen zu entschuldigen: Was hätte es denn geholfen, wenn wir bey Prenzlow nicht capitulirt hätten? aber Pflichtversäumniß findet keine Entschuldigung. Was die Pflicht einmahl gebiethet, muß in seinem ganzen Umfange erfüllt werden, es ist verächtliche Klügeley und nicht Weisheit, wenn ein Staatsdiener in bedeutenden Reisen erst noch fragt, was seines Amtes sey? Freylich geschieht nichts, wo so gefragt wird, aber sobald alle das Ihrige thun, wird der Zweck unfehlbar erreicht.

.....

Als im Jahr 1714 zu Petersburg ein neues Schiff vom Strand gelassen wurde, hielt Peter der Große an die anwesenden vornehmen Russen eine Anrede, in der auch folgende merkwürdige Worte vorkommen: „Ich vergleiche den Zirkelgang der Wissenschaften mit dem Blutsumlauf im menschlichen Körper, und es ahnet mir, daß sie einst ihren Wohnsitz in England, Frankreich und Deutschland verlassen, sich einige Zeit bey uns aufhalten, und alsdann wieder zurück kehren werden nach ihrer wahren alten Heimath, nach Griechenland."

.....

Kolbe, Verfasser des sinnvollen Werkes: Über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache sagt: „Wer eine fremde Sprache ausschließend spricht, der wird bald denken und empfinden, wie das Volk, dem sie angehöret, und dessen Geistesformen sich darin wiederspiegeln und in eben dem Maße, in welchem er fremde Eigenheiten gleichsam anzieht, wird er die seinigen gleichsam ausziehen. Wie oft hört man die Worte: „Wenn ich Französisch spreche, so muß ich wohl auch Französisch denken. Sie haben einen tiefen Sinn für den, der weiß, wie eng Gedanken und Sprache in einander fließen, und wie Eines auf das Andere wechselseitig wirkt.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 17. Januar 1810.

Die Bedürfnisse, (deren Befriedigung die menschliche Trägheit sich möglichst zu erleichtern sucht,) vornähmlich aber die Leidenschaften, deren Mannigfaltigkeit und Unersättlichkeit die menschliche von allen bloß thierischen Naturen unterscheidet, veranlaßten Kriege, wie Ungewitter, wohlthätig und schrecklich, außer dem Fall der Vertilgung allezeit ungerecht und meistens Folgen fehlerhafter Gesetze, aber Aufregungsmittel der in Weichlichkeit erschlaffenden Kraft, wodurch neue Ordnungen der Dinge bereitet werden. Sie sind die schrecklichen Lehrer der ewigen Wahrheit: daß Reichthum, Wissenschaft, Kultur, daß alle Geschenke der Geburt oder des Glücks eitel sind, sobald in stolzer oder wollüstiger Selbstvernachlässigung der Mensch vergißt, Mann zu seyn. Alsdann wurden gesittete Völker die Beute wilder Barbaren, wenn sie die Geistesanstrengung unterließen, welcher, wo sie hervorleuchtet, alles dient. Wo das meiste Leben, dort ist der Sieg. Dadurch wurde von Fingals Halle bis Babylon die Welt einer Stadt unterthan; dadurch innert achtzig Jahren vom Ganges an den Ebro, der Islam Gesetz und Glaube der Völker; und dadurch gründeten Insulaner, mit einem Arm gute Hindus drückend, mit dem andern Peru bedrohend, auf das unbeständigste Element ein nur durch sich selbst zerstörbares Reich — Das thut nicht Süd, nicht Nord, nicht Land oder Meer; alles gibt und nimmt Geist und Muth. Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten, und wer verliert, niemand anzuklagen, als sich selbst. Das unachtbare Europa bewegt nur hierdurch — die Welt!

Johann von Müller.

(8.)

Herzog Leupold vor Solothurn *).

1318.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entschlossen, die Wälle zu stürmen,
„Und sollt ihr zum Himmel sie thürmen!"

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort:
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Hast
Entscharen sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.

Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle
Auf zu den Waffen, hin zu dem Walle.

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Sehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, rastlos, nimmer müde
Schleudert den Fels die wuthende Blyde *).

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen;
Wer's wagt auf dem Wall sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch steht der Bürger, hält noch aus.
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und stürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf;
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrey, Geheul, an dem Wall in den Straßen —
Daß auch die Tapfersten selbst erblaßen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.

*) M. s. im österr. Plutarch II. Bd. 28. S. die Zeiten der streitigen Kaiserwahl zwischen Ludwig dem Bayer und Leopolds Bruder, Friedrich dem Schönen von Österreich.

Wir werden im Archiv, alle Gedichte liefern, welche irgend einen großen, vaterländischen, historischen Stoff feyern oder besungen haben; — zuverlässig machen Wir damit unsern Lesern ein hochwillkommenes Geschenk.

*) Wurfmaschine.

„Du Gott, ſo ruft er, beugſt uns ſehr;
„Uns kleine Schaar umbrauſ't ein Meer.
„Hier würden ſich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — als Männer zu ſterben."

„Ein Freyer, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieſer Stahl mich retten:
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greiſe, Weiber Loos,
„Das leg' ich, Herr, in deinen Schooß!
„Willſt unſerem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muß endlich der Stelze ſich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß jeder ſich kreuzt, daß jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub;
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub,
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in's Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es ſich verſieht:
Da wanken die Thürme; — ſie ſinken, ſie fallen
Zertrümmert, zerſplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens iſt Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrſchers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So ſteh'n ſie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit ſauſendem Falle,
Brauſ't ab mit reiſſendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunſt erliſcht dem Waſſerfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter ſelbſt auf hohen Roſſen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schickſal, zürnt Leupold, du trifft mich hart!
„Trotz bieth' ich dir doch, die Stadt zu befreyen;
„Laut will ich einſt der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laß' ich mir kürzen Haar und Bart,
„Bis die Verfluchten ich hingeſtreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Neſt gelegt!
„Tod und Verderben ſoll ſie ereilen,
„Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!"

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie ſie ringt, die Dämme zu ſprengen,
Wie die Wogen auf Wogen ſich drängen,
Und der Schaum zerſtäubt in die Luft! —
Die neue, dringende, höchſte Gefahr
Nimmt Leupold mit Entſetzen wahr:
Denn Bäume, Laſten, Felſenſtücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber mit klugem Feldherrnſinn
Läßt ſchnell ſie mit Steinen beſchweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher ſchwillt der Fluß,
Und pfeilſchnell fährt des Waſſers Guß,
Jetzt, jetzt zerberſtet die Brück' in Trümmer —
Aufſchallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abſtürzt ſich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab ſtracks will er ſpringen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da ſtarrt er hinaus mit grauſem Schmerz,
Und ſchlägt verzweifelnd an Stirn und Herz:
Fleht: „Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen;
„Mich ſtrafe, mich! Nur rette die Armen!"

Und ſieh aus der Stadt ſchon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel ſich wagen,
Mit Wogen und Scheitern ſich ſchlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er ſchwanket her, er ſchwanket hin;
Ihm glückts, den Erſten empor zu ziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindesſorgen
Sind alle gerettet, ſind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeſchrey! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt an: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bey.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Iſt ſchon der Löſung er bedacht:
Knechtſchaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern ſenden.

Befiehlt: „Wenn ſich röthend der Tag erneut,
„Magſt du am Thor als Herold erſcheinen,
„Und fordern ſogleich vom Feinde die Meinen,
„Die ſpäter doch ſonſt mein Arm befreyt.
„Er ſelbſt beſtimme das Löſegeld;
„Wie hoch es kommt, wie ſchwer mir's fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen
„Will ich es gern' und redlich bezahlen."

„Nur, daß ſich die Stadt nicht etwan vermißt,
„Will Freyheit für Freyheit bedingen;
„Ha, dazu ließe ſich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geſchworener Rache vergißt!
„Wenn ſie mit Unſrer Tode dräu'n,
„Sag' dann, ich könnt' auch grauſam ſeyn.
„Für der Gefangenen Leben und Leider
„Bürgen mir Greiſe, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da horch von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug' auf's Pferd ſich ſchwinget;
Und alles erwacht, und eilet, und ſchaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die ſtürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir ſehen uns wieder!"

Feſt ſpricht der Graf den Herzog an:
„Ich ſegne die heilige Stunde!
„Wir ſtehn nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrloſe feſſelt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoß ich das Glück;
„Drum nehmt auch frey ſie alle zurück.
„Was zwiſchen uns bleibet zu rechten,
„Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten."

Und mit den Worten wandt' er ſich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn raſch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — ſtumm.

Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und spornt sein Roß, und jagt ihm nach:
„Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch sprechen;
„Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen."

„Du wagst mir zu trotzen in Übermuth,
„Willst mich durch Großmuth bezwingen?
„Das soll dir, bey Gott, nicht gelingen:
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut!
„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und schon gewonnen ist der Sieg!
„Ich ziehe nach Hause mit all' den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freyheit den Deinen."

Wien, im Juny 1807. H. J. v. Collin.

Beyträge zur Kriegs-Casuistik.

1.

Über Kriegsgefangenschaft.

Im frühesten Alterthum war jede wilde Horde die Feindinn der andern. Waffenstillstand wurde nur von Zeit zu Zeit als Ausnahme von der Regel geschlossen. Der ewige Krieg ohne vernünftigen Zweck wurde geführt mit einer Wuth ohne vernünftigen Zweck. Noch bis auf unsre Zeiten sind Wilde außer Europa in dieser Rohheit geblieben.

Die Cultur vereinigte die Menschen zu gegenseitigem Verkehr. Da führte der Eigennutz selbst sie zur Menschlichkeit. Je weiter die Künste fortschritten, welche das Leben verschönern, desto mehr bedurfte eine Nation der andern, desto mehr Privatverbindungen knüpften sich unter ihnen. Keine Nation konnte mehr den Wohlstand der andern zerstören, ohne ihre Schuldner, ohne ihre Kunden zu Grunde zu richten, oder ihren Freunden wehe zu thun. Der Friede wurde die Regel, Krieg die Ausnahme, und nicht nur die Wuth der Krieger, sondern selbst die Strenge des Kriegsrechts wurde gemildert.

An sich läßt sich keine Regel des Rechts aufstellen, wie weit ein Beleidigter seinen Feind bestrafen möge. Regeln der Moral beschränken freylich das Recht der Rache, ja sie heben es ganz auf; aber keine Regel des äußern Rechts setzt ihm Gränzen. Nun können auf Staaten, so heilig die Gesetze des Rechts sie binden, doch nicht Gesetze der Moral angewendet werden. Denn die Gesetze des Rechts bestimmen nur äußere Handlungen, also unstreitig auch Handlungen der Staaten. Aber die Gesetze der Moral wollen nicht die äußere Handlungen bestimmen, sondern die Gesinnung selbst. Und wie könnte diese Staaten und Völkern beygelegt werden? Dazu kömmt, daß der Souverain gegen seine Nation im Verhältnisse des Vormundes zum Mündel steht. Nun ist ein Vormund allerdings verpflichtet, für seinen Mündel Pflichten der äußeren Gerechtigkeit zu erfüllen und gesetzliche Schulden für ihn zu bezahlen; aber niemahls berechtigt, Pflichten der Moral für ihn zu üben und Wohlthaten zu spenden auf Kosten des Mündels. Ein Souverain hat also als Repräsentant seiner Nation allerdings Pflichten des äußern Rechts, aber nicht Pflichten der Moral.

Doch die Politik selbst vertritt bey Völkern die Stelle der Moral. Das ist eine so kurzsichtige, als abscheuliche, Politik, welche den Haß gebildeter Nationen geringachtend Besiegte mit Barbarey niederdrückt. Nur das Edle erwirbt Ruhm, nicht das Lob der Journale. Der stille Haß rechtlicher Menschen ist desto gefährlicher, je mehr ihm verwehrt wird, sich laut zu äußern. Nur mit diesen Waffen war es möglich, daß Carl des Fünften vereinigte Macht Österreichs und Spaniens, der alten und der neuen Welt, in Einem glücklichen Augenblick gebrochen wurde. Hingegen der Edelmuth Heinrich des Vierten hob Frankreich aus der Tiefe des Elends auf den Gipfes des Ruhms und der Macht. Eine weisere Politik ahmte also den Gesetzen der Moral nach, milderte die Wuth der Kriege und führte im Kriege Vorschriften der Menschlichkeit als Gesetze des Rechts ein.

Zunächst ist es die Behandlung der Kriegsgefangenen was die Barbarey oder den veredelten Geist der Völker im Kriege ausspricht. Wildheit mordet mit kaltem Blute zu gräßlichem Schauspiele die, deren Leben die Schlacht verschont hat. Die heilige Geschichte hat uns Nahmen von Königen überliefert, welche die gefangenen Fürsten überwundener Völker zu barbarischen Ergötzungen verstümmelten. Moses wurde der Vater eines menschlichern Völkerrechts, indem er befahl derer zu schonen, welche sich ergäben, und sie nur zu Sclaven zu machen. Dieß befolgten auch alle Völker des gesitteten Alterthums. Der Kriegsgefangene blieb Sclave mit seinem Nachkommen, wenn nicht ein Friede oder Vertrag Auswechselung bewirkte, oder seine Freunde ihn in Freyheit löseten.

Die Völker des neuen Europa gingen aus den Wäldern Deutschlandes hervor, wo in dem rauhen Klima die Wildheit ihrer Väter einen mildern Charakter hatte, als irgendwo. Auch sie nahmen die Kriegsgefangenen in eine Art von Sclaverey; aber milder als andre Völker ließen sie ihre Leibeignen als Hausväter eignen Herd, eignen Hof regieren, banden sie nur an das Gut des Herrn, und nahmen nur Frohndienste und Abgaben von ihnen. Doch auch diese mildere Sclaverey fiel hinweg, als sie gesitteter wurden, auch noch ehe ihre Cultur der der Griechen und Römer gleich kam.

Als sie in den eroberten Provinzen Roms die jetzigen Reiche gegründet hatten: so nahmen sie die Religion der Christen an und verbreiteten sie unter ihren östlichen Nachbarn. Ganz Europa wurde so vereint durch ein Band gleichen Glaubens, gleicher Liebe, gleicher Hoffnungen. Roms Cultur, Wissenschaften und Künste verbreitete gleiche Sitten über alle Europäer. Auch nahm die geistliche Monarchie des Papstes sie alle in Eine väterliche Gewalt. Der ganze Occident wurde jetzt Eine Familie. Die Völker waren sich nicht mehr fremd, ihre Kriege schienen nur bürgerliche Kriege, doch ohne die Erbitterung bürgerlicher Factionen; und in solchen Kriegen hatte nie ein Volk gefangene Bürger zu Sclaven gemacht.

Dazu kommen noch die Kreuzzüge, welche die Europäer mit dem Morgenlande bekannt machten. Die Cultur der Saracenen war ein seltsames Gemische von Wissenschaft und Aberglauben, von Barbarey und Poesie einer sanften Einbildungskraft. Diese Poesie mischte sich in die Sitten der Europäer, in ihren Ernst und ihre Rechtlichkeit. So bildete sich der romantische Geist der Ritterschaft, dem Tapferkeit und Galanterie gleich heilig waren. Religion, für die sie dort kämpften, verbunden mit dieser Tapferkeit, mit dieser Galanterie, konnte nicht anders, als dem Geist der Ritterschaft den Charakter des Edelmuthes geben.

Die Ritterschaft übertrug ihre Sitten um so leichter in

die Politik, da die Könige die ersten Ritter ihrer Reiche waren. Der Krieg nahm darum, wie der Zweykampf, bestimmtere und edlere Formen an, und das Völkerrecht des Krieges bildete sich zu folgenden Grundsätzen aus:

Völker führen nicht Kriege aus blindem Haß, sondern weil Streitigkeiten zwischen ihnen entstanden sind, über die Gränzen ihrer Rechte. Nun ist zwischen ihnen kein Richter als das Schicksal, und der Krieg ist daher nichts, als der Prozeß, welchen sie vor dessen Tribunal führen. Daher soll kein Volk dem andern im Kriege mehr Übel zufügen, als nöthig ist, zum Zweck des Kriegs, das ist, des Sieges, welcher den Feind zwingt, unser Recht anzuerkennen. Alles muß vermieden werden, was das Unglück des Krieges vermehrt, ohne zu jenem Zwecke zu wirken. Nur die Selbsterhaltung kann eine Ausnahme machen von jener Regel der Kriegsmanier. Diese ist aber verpönt nicht nur durch Vergeltung, sondern auch durch den Abscheu aller rechtlichen Parteylosen, und durch ewige Schmach in der Geschichte, welche keine abhängige oder besoldete Zeitung ist, und deren Stimme kein Despotismus unterdrücken kann. — — —

Wenn kriegführende Mächte als streitende Parteyen zu betrachten sind, so müssen auch während des Kriegs und ehe das Schicksal sein Urtheil gefällt hat, ihre Rechte als zweifelhaft angesehen werden. Der treue Unterthan mag mit Eifer die Rechte seines Souverains behaupten; aber die Mächte selbst können sich gegenseitig nie als absolut ungerecht im Kriege behandeln. Sonst müßte in Consequenz damit jeder feindliche Soldat als Helfer absoluter Ungerechtigkeit angesehen werden, und man müßte ihn gleich einem Räuber behandeln. Der Feind würde dann dieß erwiedern, und die Barbarey würde bald die wilde Grausamkeit zurückführen, welche eines Kampfes zwischen Tiegern würdiger ist, als eines Krieges zwischen Menschen.

Darum achtet das Völkerrecht der Europäer den feindlichen Krieger, als einen Mann, welcher rechtlich-getreu dem Befehl seines Souverains die Rechte seines Vaterlandes vertheidigt. Wir fordern zwar das Recht, den Feind anzugreifen, ihn zu verwunden, ihn zu tödten; aber wir gestehen ihm auch eben dieß Recht zu gegen uns. Wenn er also verwundet fällt, unfähig die Waffen weiter zu führen, oder besiegt sie niederlegt und sich ergibt: so schließen wir mit ihm einen Vertrag, welchen Menschlichkeit und Cultur heiligen.

I. Zuerst ist es unter allen europäischen Völkern zugestandene Pflicht, die Annahme zum Gefangenen nicht zu verweigern, und des Verwundeten zu schonen, der nicht mehr die Waffen führen kann. Der Sieg ist dann über ihn errungen; und Sieg war ja der Zweck des Gefechts, nicht wilde Sättigung des Hasses oder der Rache. Selten ist auch in Europa die Beschuldigung des Gegentheils, und selbst die Wuth stürmender Soldaten ist keine Entschuldigung der Grausamkeit; weil ja eben Mäßigung der Wuth Cultur und Größe ist. Nicht mit Unrecht halten es Krieger für Ehrenkränkung, wenn von ihnen verbreitet wird, daß sie keine Gefangene machten. Nur selten kann es Fälle geben, wo die Selbsterhaltung bey raschem Fortschritt einer Unternehmung es unmöglich macht, des Besiegten zu schonen. Nur wird es noch immer für erlaubt gehalten, die Grausamkeit zu vergelten, und das bisherige Völkerrecht verstattet Repressalien, welche die Politik zu rathen scheint.

Aber wenn der obige Grundsatz einer edlern Politik, eines mildern Völkerrechts, aufgestellt würde: so würde man selbst solche Repressalien sich nicht erlauben. Zufrieden des Feindes Soldaten in die Unmöglichkeit gesetzt zu haben, uns zu schaden, würde man verschmähen, Grausamkeit zu erwiedern und durch Edelmuth sich selbst den schönsten Ruhm erwerben. Erwiedert man sie, so theilt man die Schande der Grausamkeit mit dem Feinde; vergilt man aber Böses mit Gutem, so häufet man doppelten Schmach auf den Feind. Der Tapfere bedarf keiner Grausamkeit zu seinem Schutze, und der Edle besiegt auch die Herzen.

II. Kriegsgefangene können bey ihrer Ergebung besondere Bedingungen gemacht haben. Sind diese vom Sieger zugestanden worden: so ist die genaueste Erfüllung heilige Pflicht. Auch kann ein grober Wortbruch, die List gemeiner Betrüger, unmöglich als Politik angesehen werden.

Wenn aber der feindliche Krieger auf Discretion sich ergibt, das ist, ohne alle Bedingung: so ist es nach dem Rechte der europäischen Völker doch absolute Pflicht seines Lebens zu schonen. Man hält es nur für erlaubt, ihn nicht nur seiner Waffen zu berauben, sondern auch alles Eigenthums, was er mit sich führt, selbst seiner Kleider, allein die ausgenommen, welche die Ehrbarkeit fordert. Freylich alles, was er nachher erhält, oder während seiner Gefangenschaft von seinem Eigenthume kommen läßt, bleibt ihm, und es ist unerlaubt, ihn auch dessen zu berauben.

In der That ist es natürlich, daß man dem Gefangenen seine Waffen nimmt. Aber welch ein Ruhm, wenn ein Monarch, im Laufe seiner Siege den Schritt zur edleren Humanität wagte, jede Art von Plünderung, auch die des Gefangenen, schlechthin zu verhüthen! Auch dem Kriegsgefangenen sein Eigenthum zu lassen, den tapfern Mann, welcher schon so unglücklich ist, die Bahn seiner Ehre unterbrochen zu sehen, nicht noch dessen zu berauben, was zu seiner Erquickung gehört, oder woran vielleicht ein theures Andenken haftet, das wäre doch ein Gewinn für das menschliche Geschlecht, und also unsterblicher Ruhm für den Monarchen, welcher dieß mit Kraft bewirkte, nicht bloß in glänzenden Worten der Edicte erklärte. Die Geschichte schöpft doch ihre Überlieferungen nicht aus Zeitungen und Manifesten. Auch glaube man nicht, den Muth des Kriegers durch Hoffnung der Beute zu spornen. Der Muth des Räubers ist ein andrer, als der Muth des Kriegers. Beute macht nicht bessere Soldaten, sondern verdirbt vielmehr bald den kriegerischen Geist. Carls des Zwölften Soldaten werden allen Jahrhunderten das Muster der Tapferkeit seyn, und noch preiset die Überlieferung des sächsischen Volks das Lager der feindlichen Schweden, in welches die Bauern, wie in friedliche Städte, zu Markte zogen.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag, den 19. Januar 1810.

Ein Schrecken — stellte man Herzog Carln dem Kühnen von Burgund vor, werde alle Städte und Schlösser der Schweiz öffnen. „Der Krieg ohne Schonung sey der schnellste und siegreichste." Dieser Grundsatz ist nach des Feindes Gemüthsart, unnütz, oder höchst gefährlich. Jenes bey Nichtswürdigen, die ohnehin Alles gleich niederwirft, letzteres bey Männern, die er unüberwindbar macht, selbst bey Mittelmäßigen, die er zu Entschlüssen der Verzweiflung anfeuert.

Johann von Müller.

Über Kriegsgefangenschaft.

(Beschluß.)

III. Es ist anerkannte Pflicht des Siegers, auch für die Bedürfnisse des Kriegsgefangenen zu sorgen. Der Verwundete und Kranke muß geheilt und verpflegt werden, wie der eigene Soldat des Siegers. Auch für den Unterhalt der Gefangenen muß gesorgt werden. So lange er in der unmittelbaren Gewalt des Siegers ist, und in dessen Lande, oder in Orten, welche von dessen Truppen besetzt sind: so lange muß auch nach dem bisherigen Gebrauche aller europäischen Völker, der Sold ihm gereicht werden, den sein Souverain ihm gab. Die feindlichen Souveraine pflegten gegenseitig ihren Gefangenen den Sold selbst zu zahlen, und berechneten sich durch gegenseitige Bevollmächtigte während des Krieges, oder nach dem Frieden; wo sie dann die Überschüsse sich auszahlten. Nur, erhielt der Gefangene auf sein Ehrenwort die Erlaubniß aus des Siegers Gebieth in neutrale oder die Länder seines Herrn zu gehen: so fiel natürlich sein Anspruch auf diese Vorschüsse weg.

Es ist kein Grund von diesem Gebrauche abzugehen, welcher der Menschlichkeit und gegenseitigen Vortheilen so gemäß ist. Die Gefangenen im Elende verschmachten lassen, wäre ein Rückschritt zur Barbarey. Die endlich Erlöseten brächten nur todtlichen Haß gegen den barbarischen Feind aus der Gefangenschaft mit zurück. Der unedle Sieger mindert selbst die Achtung vor seiner Tapferkeit, wenn der Besiegte fühlen muß, daß er ihn in einer edlern Eigenschaft, der Großmuth und Menschlichkeit, übertreffe. Wer Ruhm will, muß ihn nie allein in Einem Zweige des Ehrenvollen suchen, sondern auch in allen übrigen andern nicht nachstehen; sonst glückt es dem Neide durch die unrühmlichen auch die glänzendsten Eigenschaften zu verschatten.

Das bedarf keiner Bemerkung, daß dem Kriegsgefangenen unverkürzt das bleiben müsse, was ihm die Seinigen, oder sein Souverain selbst etwa in die Gefangenschaft sendet.

IV. Es ist natürlich, daß der Sieger Anstalt treffe, den Gefangenen zu verwahren. Aber der Zweck dieser Verwahrung ist kein anderer, als ihn zu hindern, sein Wort zu brechen, und von neuem gegen den Sieger zu fechten. Es ist also unerlaubt, diese Verwahrung enger zu machen, als der Zweck sie nothwendig macht. Nie muß sie in ein Strafgefängniß ausarten; nie der Gesundheit schädlich werden. Freylich wenn der Gefangene Verbrechen begeht, oder Versuche wagt zu entfliehen: so würde engere und bestrafende Verwahrung gerecht seyn.

Man hält es auch bis jetzt erlaubt, gegen die Gefangenen die Härten zu erwiedern, welche unsere Landesleute in des Feindes Gefangenschaft dulden müssen. Aber sollte man diese Repressalien nicht endlich aus dem Völkerrechte verbannen? Wenn der feindliche Souverain die Unsrigen unmenschlich behandelt: befreyet das uns von dem Worte, welches wir unsern Gefangenen gaben? Bestrafen wir durch diesen Wortbruch den feindlichen Souverain selbst, den doch unsre Strafe eigentlich treffen sollte: oder trifft sie nicht Unschuldige? und wird der grausame Feind dadurch menschlicher, daß wir eben so grausam sind, als er; daß er also unsre Beschuldigungen uns zurück geben kann?

Es ist wahr, daß die Beobachtungen der Pflichten des Edelmuths und der Menschlichkeit oft sehr schwer seyn werden. Aber wenn sie so leicht wären, was hätten sie dann auch Großes und Edles?

V. Der Kriegsgefangene ist von dem Augenblicke seiner Ergebung an verpflichtet, jede Art von Feindseligkeit zu unterlassen. Und wenn er auch nicht offenbar die Waffen wieder ergreift, so ist doch jede Art von Feindseligkeit unerlaubt, unerlaubt im Lager oder Lande seines Siegers Aufruhr zu veranstalten, oder seinem Souverain Nachrichten zu geben zum Schaden des Siegers. Wenn freylich der Sieger die Bedingungen der Gefangenschaft bricht: so ist nach der Strenge des Rechts der Gefangene auch seines Worts entbunden. Aber diese Befreyung kann ihn doch nie berechtigen, Aufruhr zu stiften, oder Spionerey im Gebiethe des Feindes zu treiben; sie kann ihn nur berechtigen, seine Freyheit sich zu schaffen, und in offener Schlacht wider einen treubrüchigen Feind wieder zu streiten. Hiernächst aber würde doch nicht jede kleine Vernachläßi-

gung in der Erfüllung der Bedingung den Gefangenen dazu berechtigen. Nur wenn der Wortbruch Leben und Ehre bedroht, nur wenn er mit offenbarer Ungerechtigkeit handelt, mag der Gefangene sich seines Wortes frey betrachten.

Wenn hingegen der Gefangene sein Wort treulos bricht, so ist hinwieder der Sieger seines Wortes ledig, und mag den Wortbrüchigen strafen. Diese Strafe ist der Tod, wenn er ein Todeswürdiges Verbrechen begangen hat, wenn er Meuterey anstiftete oder Spionerey trieb. Auch wenn er wieder getroffen wird, mit den Waffen in der Hand, hält man es für erlaubt, ihn mit dem Tode zu bestrafen.

Obgleich aber bis jetzt alle europäische Nationen das Letztere für erlaubt halten: so sollte doch ein edlers Völkerrecht auch dieß abschaffen. Und nicht einmahl ein edleres, bloß ein gerechtes. Denn ungerecht ist jenes offenbar. Es ist wahr, wer einmahl aus der Gefangenschaft treulos entweicht, der hat das Recht verwirkt, sich nochmahls zum Gefangenen zu ergeben. Es ist also ganz recht, ihm die zweyte Annahme zum Gefangenen abzuschlagen, und ihn im Gefechte zu tödten. Aber hat er sich von neuem ergeben, hat man ihn zum Gefangenen von neuem angenommen: so ist es doch ein Wortbruch dieser neuen Annehmung der Ergebung, wenn man jetzt mit kaltem Blute ihn tödtet. Als man zum zweyten Mahle ihn nahm, da gab man ihm zum zweyten Mahle die Rechte eines Kriegsgefangenen. In der That erkennt man dieß schon bey dem gemeinen Soldaten, an denen man es nicht straft, wenn sie zu ihrem Souverain entfliehen, und die Waffen wieder ergreifen. Denn da die Härte der Gefangenschaft vornähmlich sie trifft, so verdienen sie wirklich größere Nachsicht, als der Officier in diesem Falle; und allgemeinere.

VI. Die Kriegsgefangenschaft dauert so lange, bis sie rechtmäßig aufhört. Sie kann aber rechtmäßig aufhören, theils wider den Willen des Siegers, theils mit seinem Willen.

Wider Willen des Siegers, welcher den Gefangenen genommen hat, hört die Gefangenschaft auf, so bald die Truppen des Souverains, dem der Gefangene dient, wieder Meister des Ortes werden, wo er sich befindet, und ihn nöthigen können, ihnen zu folgen. Dieß ist zuerst der Fall bey Eroberung des Orts, wo er sich aufhält; dann aber auch im freyen Felde, wenn die Bedeckung der Gefangenen überwältigt wird. Allerdings ist es aber Rechtens, daß bey diesen Gefechten die Kriegsgefangenen selbst sich parteylos halten, daß sie ihren Befreyern nicht selbst Hülfe leisten.

Aber von dieser Befreyung sind oft ausgenommen, die Krieger, welche der Sieger auf ihr Ehrenwort entlassen hat. Es ist viel über die Fälle gestritten worden, in welcher diese Ausnahme eintrete oder nicht; aber es scheint, daß der Grundsatz dafür leicht gefunden werden könne. Dem gefangenen Officier wird oft sein Ehrenwort abgenommen, nicht zu dienen wider den Sieger, und er wird dennoch in der Gewalt desselben zurück gehalten, entweder in das Land des Siegers selbst gesandt, oder in Orte, welche von den Truppen des Siegers besetzt sind. In diesem Falle ist das gegebene Ehrenwort nichts als eine Bestätigung dessen, was der Gefangene schon in seiner Ergebung selbst gab. Es wird auch dann nur von ihm gefordert, wenn man ihn nicht in eigentlichem Gefängniß halten will, sondern die Erlaubniß ihm gibt, an dem Orte seines Aufenthalts umher zu gehen. Enthält dieß Ehrenwort etwas neues, so ist es bloß das, daß er nicht die Erlaubniß des Umhergehens an diesem Orte mißbrauchen wolle, um aus demselben zu entfliehen. Wenn also in diesem Falle seine Kriegsgefährten diesen Ort erobern, so ist der Gefangene unstreitig frey, und darf auf Befehl seines Souverains die Waffen wieder ergreifen.

Oft aber wird der Gefangene gegen sein Ehrenwort ganz entlassen, so daß er selbst den Ort seines Aufenthalts wählen mag. Wohin er dann geht, in das feindliche Gebieth, in neutrale Länder, in sein Vaterland, so bindet ihn sein Ehrenwort schlechthin nicht zu dienen. Dies Ehrenwort gegen die Erlaubniß sich aufzuhalten, wo er will, enthält mehr, als das, was er gibt, wenn man ihm gleichwohl den Ort seines Aufenthaltes vorschreibt. Es ist nicht bloße Versicherung, nicht zu entfliehen, sondern schlechthin nicht zu dienen. Wenn er in diesem Falle, auch im feindlichen Gebiethe, sich an einem Orte befindet, den seine Gefährten erobern, so wird er doch nicht seines Wortes befreyt; denn sein Aufenthalt dort war freywillig. Darum ist auch gebräuchlich, dies Ehrenwort schriftlich mit der Clausel zu bekräftigen: daß der Gefangene stets auf Aufforderung dem Sieger sich stellen wolle.

Also der Officier, welcher sein Ehrenwort gab, wird frey, wenn der Ort in seiner Landesleute Gewalt kömmt, in welchem er sich nicht freywillig aufhält, sondern auf Befehl seines Siegers. Nicht frey wird er, wenn der Ort seines selbstgewählten Aufenthalts von ihnen genommen wird.

Mit Willen des Siegers hört die Gefangenschaft auf, entweder durch Entlassung oder durch Auswechslung.

Es sind oft Beyspiele, daß ein einzelner Mann der Gefangenschaft entlassen wird, entweder aus Achtung für seine Person, oder weil er ehemahls sich ein Recht auf die Dankbarkeit des Siegers erworben hatte, oder um ihm Aufträge an seinen Souverain zu geben. Es war unter der Bedingung zurück zu kehren, wenn er diese Aufträge nicht ausrichten könnte, daß Regulus nach Rom ging. Er gab durch seine Rückkehr jenes edle Beyspiel gerechter Treue, wenn auch sein Tod eine Verläumdung der Carthaginienser seyn mag.

Auswechselungen geschehen oft im Kriege selbst, allgemein aber nach dem Frieden. Im Kriege geschehen die Auswechslungen einzeln oder allgemein in mancher Art. Die Auswechslung einzelner Personen geschieht durch einzelne besondere Verträge. Aber für die allgemeinen Auswechslungen werden sogenannte Cartels geschlossen, welche die Art derselben bestimmen. In langwierigen Kriegen werden beyde Theile leicht zu solchen Cartels genöthigt durch Verlust ihrer Krieger. Gewöhnlich ist jetzt die Auswechslung von Person gegen Person gleichen Ranges geworden; oder man hat auch mehrere niederen Ranges für Einen höhern Ranges ausgewechselt. Seltener sind die Auswechslungen gegen Geld in neuern Zeiten geworden. Doch die Willkührlichkeit der Verträge leidet keine Regel; alles kommt auf die Vereinigung der Contrahenten an.

Bey Friedensschlüssen ist es wohl ehemahls geschehen, daß bey der Auswechslung der Gefangenen, für die Überzähligen an Einer Seite baares Lösegeld bedungen wurde. Aber dieß gränzte zu nahe an die alte Barbarey, welche Gefangene zu Sclaven machte, als daß nicht die cultivirteren Sitten der Völker den schimpflichen Gewinn einer Loslassung, wie aus Sclaverey, verschmäht hätten. Darum wird jetzt in den Frieden

die Freygebung der Gefangenen in Masse bedungen, das ist, daß jeder die seinigen geradehin loslassen solle. — — —

Aber dennoch kann man nicht sagen, daß der Friede an sich die Kriegsgefangenschaft und das Ehrenwort der Gefangenen löse. Denn das eigenmächtige Weggehen derselben würde zügellose Unordnungen verursachen. Der siegende Souverain also ist berechtigt, die Zeit der Befreyung zu bestimmen, um Ordnung in ihren Rückmarsch zu bringen. Aber es ist auch unrecht, diese Unglücklichen länger von Familie, Vaterland und den Freuden des Lebens zurück zu halten, als diese Ordnung schlechthin erfordert. Hat indessen einer der Gefangenen Schulden im Lande des Siegers gemacht, so mögen seine Gläubiger nach bürgerlichem Recht gegen den Einzelnen verfahren und seine Abreise bis zur Bezahlung hindern; der Schuldenfreye kann nicht länger zurück gehalten werden.

Es versteht sich, daß jeder Gefangene entlassen werden muß, daß es empörend seyn würde, auch nur Einen mit Gewalt zurück zu halten, oder zum Dienste des bisherigen Feindes seines Vaterlandes zu zwingen. Wer freywillig den Dienst seines Vaterlandes verlassen will, der mag bleiben. Er wird bey der nächsten Gelegenheit so treulos handeln gegen seinen neuen Herrn, wie gegen den alten.

Die versöhnten Mächte mögen jetzt ihre Berechnungen gegen einander aufstellen über die Vorschüsse, welche sie einander geleistet haben zum Unterhalt der Gefangenen. Oft werden sie im Frieden gegen einander aufgehoben. Aber die Nichtbezahlung des Überschusses kann nicht ein Grund seyn, die Gefangenen zurück zu halten. Denn versöhnten Mächten geziemt es, in Freundschaft und Edelmuth zu wetteifern, um das Andenken der Feindschaft zu tilgen, wenn sie anders die Welt, und ihre eignen Unterthanen wollen glauben machen an die Versicherung ihrer Friedensliebe. Vier Jahre nach dem Frieden von 1763 zahlte erst Frankreich an England solche Gelder; England hatte die Gefangenen sogleich nach dem Frieden entlassen.

Es ist billig, daß der Rückmarsch der Gefangenen auf Kosten des Souverains geschehe, welchem sie dienen.

Möge doch jede große Macht Europa's den Ehrgeiz haben, auch an Edelmuth andre zu übertreffen; möge jede durch jede Art der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit die andre vergessen machen, daß je Krieg zwischen ihnen war. Dann sohnten nicht nur die Monarchen, sondern auch die Nationen sich aus. Die Kriege werden selten, wo die Völker selbst nichts zu rächen haben, oder durch Edelmuth des Feindes ihre Rachsucht ausgelöscht wird.

Die Zeiten Augusts *).

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unserer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freyen Völker. Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Colchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt über die Türken erobert würden, sondern in vollkommenstem Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bey allen Überbleibseln der frühern großen Zeit, und dabey Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwicklung. Diese Welt gehorchte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden, als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, aber ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen, und alle großen Talente mit Literatur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren, und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Friede so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Lust habe. Indeß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freymüthig schrieb, auf daß niemand glaube, er scheue sie. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine fünfzigjährige Arbeit.

Wie aber daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern ein Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen aussog, und wie, daß nachmahls, bey der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäsarn, beym Wanken des Throns, bey geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreyung unternommen ward? Ein Heer, bey weitem nicht zwey Mahl so groß wie das Preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen, die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkührlichen Beherrschung den Unruhen der Freyheit vorzuziehen gewesen seyn?

Aber, die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampf zwischen vielen Parteyen und Staaten entwickelt: Volksmenge, Reichthum, Literatur, Künste, waren nie glänzender als während dem Wetteifer der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Überbleibsel. Als alles Vorzügliche zusammen gedrängt wurde in Eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Erödung unzähliger berühmten Städte, das Hinsterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen. Zweyhundert Jahre noch; da verfielen die unter August aufgeblüheten Städte, lange vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab, und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Dictator einen zehnjährigen Krieg, und vielleicht das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings (Chlodowig) von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist das das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freye Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freylich war er, und blieb es, aber nicht

*) Aus Müllers Rede: über den Untergang der Freyheit der alten Völker. 1806.

aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seyns. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Als durch die asiatischen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonischen Helden, wichen die Spartanischen Sitten, der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterland zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienstbar gemacht, und seine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbniß kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freyheit für alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lang verborgen, daß, was jeder und was jede Stadt einbüßte, für alle verloren war. Hierauf war die Macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volksverführung nichtswürdigere Hofcabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morsche Bau durfte angerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er so bald genommen als gesehen. Hin war, erloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle liberale Umfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, ihren Sinn von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, auf augenblicklichen Genuß zurück gezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz, hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschaft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein, zu spät faßte der große Mithridat einen solchen Gedanken. Daher von vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Über den Nahmen Napoleon.

Untersuchungen über berühmte Nahmen, wenn sie von der Weitläufigkeit und Unfruchtbarkeit eines Ferrera und anderer sich entfernen, sind mehr als Gegenstände der bloßen Neugier, und gewähren oftmahls ein dauerndes Interesse.

In den blutigen Kriegen von Chiozza, welche Venedig im vierzehnten Jahrhunderte mit seinen italienischen Nachbarn, und vorzüglich ihrer Nebenbuhlerinn, Genua, führte, finden wir einen berühmten genuesischen Feldherrn, Napoleon Grimaldi, dem nach dem Tode der Dorias, die in diesem Kriege als Oberanführer an der Spitze der Kriegsmacht Genua's standen, das Commando derselben zufiel, der es mit Ruhm bekleidete, und im Jahre 1374 in einem blutigen Gefechte sein Leben verlor.

Der zweyte uns bekannte, berühmte Napoleon ist ein Prinz aus der Familie der Ursinis im 15ten Jahrhunderte, einer der vornehmsten Condottieris seiner Zeit; er trat, nachdem er lange und glücklich die Truppen Venedigs angeführt hatte, in die Dienste Pius II., und zeichnete sich auch hier aus.

Außer diesen beyden Napoleons liefert die Geschichte Italiens uns noch verschiedene Männer, die diesen sehr seltenen Nahmen führten, aber auf einem weniger gefahrvollen Wege ihre Lorbeern pflückten; Napoleon Aluisi, ein Veroneser von Geburt, Edelknabe am Hofe Alfonsens von Ferrara, hatte sich die Liebe und Freundschaft Torquato Tasso's erworben, und war der Vertraute des Dichters bey seinem Briefwechsel mit den Leonoren.

Napoleon Attotti, aus einem Flecken bey Siena, war von den Jahren 1626 bis 1631 ein Gefährte Wallensteins; es befinden sich in dem Archive zu Halberstadt noch verschiedene Briefe Attotti's an den Generalissimus.

Es wäre leicht, den Catalog der Napoleon's zu vergrößern; wir bemerken aber hier nur noch, wie die Meinung derjenigen, welche diesen Nahmen aus den beyden Nahmen Napus und Leo (der Löwe des Thales, oder auch: die Löwenhöhle, von Νᾶπος, εος und Λεων) zusammensetzen, schwerlich einen hinreichenden Grund haben kann, zumahl der Nahme Napoleon in der italienischen Geschichte sich früher, als Napus findet, welcher letztere verschiedene Jahrhunderte hindurch, das Eigenthum einer Heldenfamilie, der Malatesta, Herrn von Rimini war.

Wahrscheinlicher ist wohl unstreitig die Meinung, der Nahme Napoleon sey einerley mit dem griechischen Neptolemus (nach etymologischer Spitzfindigkeit: der neue Krieg, von νεος und Πολεμος oder Πτολεμος). Ohne uns hierüber noch weiter in derley minutiöse Auslegungen vertiefen zu wollen, bemerken wir nur, wie in den ersten Zeiten, da Napoleon seine große Laufbahn eröffnete, sein Nahme oft Neptolemus geschrieben wurde, und solcher selbst sich in den Unterschriften verschiedener aufgefangener Briefe findet, welche die Engländer in Kupfer stechen ließen, auch schien der Nahme Achilles, der dem erstgebornen Sohn des jetzigen Königs Joachim von Neapel, vom Kaiser ertheilt wurde, auf den Nahmen Neptolemus gewissermaßen hinzudeuten.

Bey den alten Griechen pflegte nähmlich der Sohn gemeiniglich den Nahmen des Großvaters zu führen, oder auch desjenigen Verwandten, der nach Absterben des Großvaters dem Neugebornen der nächste war. In der christlichen Kirche ist an die Stelle dieser Sitte die Gevatterschaft getreten. Stephanopolis, in seinen Reisen, führt so manche Sitte Griechenlands und besonders des Peloponneses an, die in ihrer ganzen originären Gestalt nach Corsika übergegangen ist.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 22. und Mittwoch den 24. Januar 1810.

So lange die Welt einem Einzigen diente, war Freyheit nur da, wo Cato sie fand. So lange das Ansehn des Papstthums bestand, war eine Freystätte wider den Zorn der Potentaten, der Altar, — so wie eine Freystätte war wider den Misbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron, und in diesem Gleichgewichte lag das öffentliche Wohl. — Leiten läßt zwar sich auch der Militär-Despotismus, aber nur durch die, welchen er aus eigener Wahl sich nähert; alle Mittelmacht hat er gebrochen; daher sorgen jene für ihn selbst, und für sich; die Landesrechte sind ihnen fremd. Alleinherrschaft kann schrecken auch in der Hierarchie; darum eben dachte das XV. Jahrhundert auf Milderung derselben durch periodische Kirchenversammlungen. — Alles heutige Licht, welches nicht (wie wenn wir den Schinesern gleich wären) allein Uns wohlthätig, sondern durch den Europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem, daß beym Fall des Kaiserthums eine leitende Hierarchie war, und daß sie trotz aller Fehler doch nie ganz fiel; etwa wie bey den Schülern Mahomeds der Emir-el Emunim, in eben denselben Jahren zum bloßen Caplan des Ägyptischen Sultans ward, bis es dem Türkischen Kaiser zuletzt gefiel, die Oberwürde im Geistlichen und Weltlichen vollends zu vereinigen. — Wenn Philipp der Schöne (welcher besser: der Freche, geheißen hätte, weil sich keiner seiner Vorfahren so viel erlaubte) seinen Geist und sein Reich auf Enkel gebracht hätte, so konnte geschehen, daß der Papst ein Großalmosenier von Frankreich wurde, den keine unfranzösisch gesinnte Nation würde erkennt haben!

Johann von Müller.

(10 und 11.)

Schatten der Vorzeit.

Carl der Große.

Seine Geburt und Jugend.

(742—768.)

Wie lieben Städte um Homer, den Vater des Gesanges, gebuhlt, also wollten nicht wenigere Carl den Großen, den ersten deutschen Kaiser, in ihren Mauern geboren haben. Seine frühen Lebensjahre sind ein Geheimniß, wie des Großen und Schönen Ursprung oft, und Ort und Stunde seiner Geburt sind bestritten: wo aber Denkmähler schweigen, mag man das Wahrscheinlichste annehmen.

Der Sohn Pipins und Berthas, welcher drey Ahnherrn aufzuweisen hat, wie kein König, kein Held, weder vor, noch nach ihm, ward im Jahre Christi 742 am 2. April zu Achen geboren. Anders überliefert's „eine köstliche Historie," welche erzählt, wie er unter der Sterne glücklichen Conjunction in edler, aber heimlicher Liebe gezeugt, auf der Reißmühl bey Weihenstephan geboren, und als des Müllers Knabe ohne Zucht aufgewachsen; wie er im achten Jahre unter seines Gleichen, den Roßbuben auf der Weide, ein Urtheil ganz nach seiner Weise gesprochen, daß man den Dieb des Pferdezaums auf offener Straße an einen Baum anhänge; wie es also geschehen, wie leichtsinnig er mit seinen wilden Gesellen davon, und einem weißen Hasen nachgelaufen, und der angebundene Knabe indessen wider Verhoffen gestorben; wie klug sich der kleine Carl vor des Gehenkten bösem Vater in die Dienste des Ritters zu Päl geflüchtet, und, ein zehnjähriger Knabe, mit Witz das Recht gewonnen, an welchem die Weisheit grauer Richter zur Thörinn geworden war; wie er endlich, vom königlichen Vater erkannt, den glänzenden Hof um die stille Heimath getauscht, wie er der Brüder Neid mit Huld und Liebe, der Welt Hoffnungen mit Thaten reichlich vergolten. — Ein kühner Roman, der, wie alle, die seltne Größe noch vergrößert, und den gerade, seine hohe Eigenthümlichkeit eines viel spätern Ursprungs zeiht. Carl mochte wie andre junge Franken aufwachsen, und in ritterlichem Werk weidlich geübt werden: des Krieges Bild und Vorspiel, die Jagd, war seine Lust, Roß und Waffen seine Freude, als in welchen Dingen kaum ein Volk der Erde den Franken gleich kam. Von Wissenschaften machte man keine Profession, und die vom Papst Paul übersendeten Bücher verstand man wohl damahls bey Hofe nicht, um sie beym Unterrichte der königlichen Söhne zweckmäßig zu benutzen. Die Geschichte bewährt's, wie wahre Zucht und Unterricht erst in Carls männlichem Alter unter den Franken begonnen. Sein Leben ist Zeuge, wie er aus roher Jugend, des Geistes ganze Kraft und Fülle als Mann entwickelt, wie der Natur sich selber abgewonnen. Als Jüngling hatte er nichts vor sich, als das Vorbild tapferer und kluger Ahnen, und es war genug: sie waren der Kern seines Heldensinnes, Spiegel seiner Ritterschaft, ein Licht seiner Zukunft. Doch des Geistes stille Bildung blieb dahinten, und Könige brauchten nicht zu lernen, was Mönche trieben.

Im 11ten Jahre empfing er feyerlich den heil. Vater, im 12ten ward er zum einstigen Könige gesalbt, und im 13ten zog er mit zu Felde; hier mag er trefflich zugeschlagen haben, wie sich vom Jünglinge denken läßt, dessen reiferes Alter in

heißen Schlachten sich gefiel. Da mochte er schon des Regimentes hohe Gabe blicken lassen, weil er in demselben Jahre das Kloster des heil. Karilesus zu Anisola in Neustrien unter seine Mundbürde (Sainm, Vogtei) bekam, und zwey Jahre darauf würdig war, einige Gaue unter seine Rechtspflege zu nehmen, die ihm sein Vater auf der Versammlung zu Wormbs übertrug. Im sechs und zwanzigsten seines Lebens bestieg er den Thron, auf welchem er, nach seines Enkels Worten, an jeglicher Weisheit und menschlicher Tugend jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig erschien.

Carl und Italien.

Wir wenden uns nach Italien, das ganz vergessen scheint, in dieser Zeit aber Schauplatz wichtiger Begebenheiten war.

Nach Arigbis Absterben war auf Bitte der beneventischen Großen, Hadrians Gegenvorstellungen ungeachtet, Grimwald zu ihrem Herrn eingesetzt worden, unter der Bedingung, daß die Lombarden die Bärte abscheeren, auf Grimwalds Urkunden und Münzen König Carls Nahmenszug mitgesetzt, und die Mauern von Conza und Salerno geschleift werden sollten. Grimwald ward jauchzend empfangen, ließ Münzen und Urkunden fertigen wie gebothen: vom Übrigen that er nichts, und begann die Feindseligkeiten bald von neuem. Die Franken waren eben nicht glücklich gegen sie, und so lange König Pipin in Italien saß, ward nicht Friede zwischen beyden. Denn beyde waren noch jung und der Krieg ihre Lust. Pipin trotzte auf seine Krieger; Grimwald auf seine Edlen, seine Mauern. Pipin ließ ihm sagen: „er solle und müsse ihm unterworfen seyn, wie es Arigbis dem Desider gewesen." Grimwald dagegen: „von freyen Ältern frey geboren, wolle er auch frey leben und sterben." Erst sein Nachfolger, Grimwald II. ein milder, sanfter Herr schloß wie mit allen Nachbarn, so mit den Franken Friede.

Eben so wenig gelangte Papst Hadrian zum völlig ruhigen Besitz der geschenkten Orte, und die Furcht vor Adalgis und den Griechen hörte nicht auf, wiewohl sie 788 vom Grafen Winigis geschlagen worden waren. Endlich starb er, der heilige Vater, (im December 795) in ihm des Königs liebster Freund; denn Carl vergoß so viele Thränen bey seinem Tode, als ob ihm ein Bruder oder lieber Sohn gestorben wäre; echter Freundschaft war sein frommes Herz leicht aufgeschlossen und beharrte in Treue. Des Papstes Briefe an den König aber sind mit ihrer väterlichen Milde ein bleibendes Denkmahl dieser erhabenen Liebe, also, daß sich schwer sagen läßt, ob das verminderte Übergewicht des Papstes über den fränkischen König (denn in Hadrians Briefen hat es, mit denen seiner Vorgänger verglichen, einen ungemein leisen Anstrich,) bloß diesem Verhältnisse, oder der überhandnehmenden Gewalt des Königs zuzuschreiben sey. Liebevoll ließ ihm Karl eine goldne Grabschrift auf Marmor, wie sie von ihm selbst abgefaßt, setzen, die noch jetzt im Vatikan unweit der Kirchthüre gesehen werden soll. Er ließ im ganzen Reiche Messen für ihn lesen, und Almosen austheilen, und dem ehrwürdigen und geliebten Bruder, Offa, ließ er wissen, daß er zur Seelenmesse für den Verblichenen ein gut Theil Meß- und andere Gewänder an die Bischöfe seines Reichs gesandt, nicht, als ob er zweifle, daß Hadrians Seele in der Seligen Ruhestadt wohne, sondern damit er seine Treue und Liebe gegen einen geliebten Freund beweise.

Nach Hadrians Tode ward Leo III. einmüthig gewählt, fromm, keusch, schnell zum Erbarmen, langsam zum Zorn, nur zu gelinde, wie Anastasius lobrednerisch schreibt. Dieser sandte unter reichen Geschenken die Schlüssel von Sanct Peters Grabe und das Panner von Rom an den König, mit der Bitte, einige Herren von Adel nach Rom zu beordern, daß sie dem Volke den Eid der Treue, so es dem Papste schuldig, abnähmen. Carl gab seinem Vertrauten und Liebling, Engelbert, hiezu den Auftrag.

Leo saß zwey Jahre ruhig auf dem päpstlichen Stuhle. Am Tage St. Georgen des siebenhundert und neun und neunzigsten Jahres aber, als er, auf stolzem Pferde prangend, nach alter Art, mit allem Volke Buß- und Bethfahrt hielt aus dem Lateran nach St. Lorenzenkirche: und Paschalis und Campulus, zwey vornehme Geistliche aus Hadrians Verwandschaft mit erheuchelter Freundlichkeit zu ihm traten: brach unversehens beym Kloster St. Stephani und Sylvester ihr bewaffneter Anhang mit Geschrey hervor. Entsetzt über den Anblick der Waffen, floh alles Volk, das unbewehrt, zum Dienste Gottes nur gerüstet. Ihn, den heiligen Vater, warfen wüthende Männer vom Pferde, zerrissen ihm die Kleider, mißhandelten ihn unerhört; Paschalis war zu seinem Haupte, Campulus zu den Füßen geschäftig. Diese schleppen ihn auch, da sich alles verlaufen, ins Kloster, verletzen ihm Augen und Zunge vor dem heiligen Hochaltar, schlagen ihn abermahls mit Prügeln und Fäusten, und lassen ihn, nah dem Tode, im Blute liegen. Drauf in der Nacht sperren sie ihn, fest und eng, in St. Erasmi Kloster: da gibt ihm Gott wunderbarlich der Zunge und Augen Gebrauch wieder. Albin, sein treuer Kämmerling, rettet ihn glücklich in den Vatikan: voll Bosheit plündern und schleifen die Eidgesellen Albin's Haus, den Papst kann ihre Wuth und Rache nicht mehr treffen. Da kommt endlich Winigis, fränkischer Graf von Spoleto, und führt den Papst unter starker Bedeckung fort. Dort strömen aus allen Enden fromme Christen hinzu: das Oberhaupt der Kirche, dem niemand zu widersprechen, keiner anzutasten wagt, den heiligen Vater der ganzen Christenheit sehen sie flüchtig, gemißhandelt; noch schreyen die offnen Wunden um Rache. Alles macht sich auf den Weg, ihn zu begleiten. Zu König Carl, dem Richter und Rächer, nach Paderborn geht die Reise. Der fromme König sendet ihm Erzbischof Hildebald und Graf Anschar entgegen: weiterhin empfängt ihn der junge Pipin, mit der Edlen Gefolge: drauf zieht ihm der König selbst entgegen. Mit Hymnen und geistlichen Liedern wird er begrüßt, mit Küssen und Thränen umarmen sich König und Papst: „Ehre sey Gott in der Höhe!" intonirt der heilige Vater und tausend Stimmen fallen andächtig ein: drauf gibt er seinen Segen. Nun schildert Leo dem Könige seinen grausamen Unfall, seine Narben sind Zeuge, wie kein Papst je größere Schmach erlitten. Zu Paderborn, wo man eben aus Mitternacht, Abend und Morgen, Siegeszeichen zu des Königs Füßen legte, selbst ein Mönch aus Jerusalem theure Reliquien vom heiligen Grabe überbrachte, lebte man nun in Pracht und Fülle: man schmauste, jubelte, jagte, die schönen Prinzessinnen reich geschmückt und mitten im Getümmel der lustigen Jagd, also daß ein jun-

ger Dichter der Zeit solche Herrlichkeit in üppigen Worten besungen. Nach so ehrenvoller und prächtiger Bewirthung zog Leo in großer Begleitung nach Italien zurück. Überall empfing und geleitete man ihn mit Ehren. So bis Rom. An der Ponte Molle aber wartete seiner die Geistlichkeit, der Adel, Senat, Miliz, das ganze Volk, alle edle und geistliche Frauen, und alle Schulen der Franken, Sachsen, Friesen und Lombarden; drauf führten sie ihn unter Kreuz und Fahnen, und unter geistlichen Liedern in Sanct Peters Kirche, wo feyerliches Hochamt gehalten und das Nachtmahl genossen wurde. Einige Tage drauf begann die Untersuchung seines Unfalles vor Bischöfen und Grafen, so Carl aus Franken gesendet.

Von Achen, wo Carl den Winter (799—800) hingebracht, reiste er an die Küsten des abendländischen Meeres, ließ kleine Flotten gegen die Nordmänner streifen, und empfahl muntre Obhut. Drauf ging er an der Küste hinab bis Rouens, über die Seine zum heiligen Martin nach Tours, Andacht zu haben mit Gott, und freundliche Zwiesprach mit Alcuin. Da erkrankt Luitgard, stirbt und wird da begraben: er aber kehrt über Orleans und Paris nach Achen zurück. Bald drauf war er in Mainz, auf dem Wege nach Italien; er hatte Alcuinen eingeladen, mit zu reisen: aber dieser schrieb zurück: „Ich „soll die goldnen Paläste der Römer den berauchten Dächern „von Tours vorziehen? Nein, ich weiß, daß Eure Weisheit „gelesen: „Es ist besser, im Winkel unterm Dache zu wohnen, „als mit einem zänkischen Weibe in einem öffentlichen Hause. „Und daß ichs mit Gunst sage: das Eisen schadet den Augen „mehr, als der Rauch. Denn Tours, zufrieden mit seinen be„räucherten Hütten, wird, so Gott will! durch Eurer Güte „Vorsicht in Frieden bleiben; Rom aber, eingeweiht durch der „Brüder Zwietracht, trägt bis auf den heutigen Tag das an„geborne Gift des Unfriedens bey sich!" Bald war Carl zu Ravenna. Da trug er Pipinen einen Feldzug gegen Benevent auf, er selbst ging nach Rom. Aus der Stadt zog ihm Leo mit edlen Römern bis Lamentana entgegen und empfing ihn mit Ehren und Demuth. Da hielten sie ein Gastmahl. Am folgenden Tage aber stand der Papst auf den Stufen der Peterskirche, stellte an die Plätze, wo der königliche Zug vorüberging, Haufen von Einheimischen und Fremdlingen, daß sie ihm Heil zurufsten, empfing den König mit allen Bischöfen, und führte ihn unter Lobgesängen in die Kirche.

Nach sieben Tagen versammelte der König alle in der Peterskirche, Leo's Sache zu untersuchen. Da setzten sich der Papst, der König, die Erzbischöfe und Äbte: der übrige Clerus, Franken und Römer von Adel standen umher. Die Untersuchung begann, aber einmüthig sprach die Geistlichkeit: „Den apostolischen Stuhl, der Kirche Haupt wagen wir nicht „zu richten. Denn von ihm und seinem Verweser werden wir „alle, er selbst aber von niemanden gerichtet. So hats von „Alters her gegolten: doch wie der heilige Vater gebeut, also „werden wir geziemend gehorchen." — Da sprach der Papst, er werde sich reinigen nach Art seiner Vorgänger, hob das Evangelium vor allem Volke auf, umfaßte es, bestieg den Stuhl Sanct Petri — wie mans von Raphaels unsterblichem Pinsel noch heut zu Tage im Vatikane geschildert sieht — und schwur mit lauter Stimme:

„Ich Leo, Papst der heiligen römischen Kirche, von nie„manden verurtheilt, von niemanden gezwungen, reinige mich „freywillig, und in eurem Beyseyn, vor Gott dem Allwissen„den und seinen heiligen Engeln, und vor Sanct Peter, dem „Erzapostel, in dessen Angesicht wir versammelt sind, von „allem Vergehen, dessen man mich beschuldigt, daß ich's ge„than oder thun lassen: so wahr mir Gott helfe! der Allgegenwär„tige, der da zu Gericht sitzt am jüngsten Tage!" Darauf sagen alle Lob und Preis Gott und der heiligen Jungfrau und allen Heiligen.

Am Weihnachtsfest aber, als bey Sanct Peter abermahls alles versammelt war, Christi Geburt zu begehen, als der König nach der Messe vom Beichtstuhl aufgestanden, setzte Leo, als wie durch göttliche Eingebung die Krone auf sein Haupt und salbte ihn mit dem heiligen Öhle. Die Kirche aber hallte wieder vom freudigen Zurufe des Volks: Carolo Augusto, von Gott gekröntem, frommen, großen und friedebringenden Kaiser von Rom, Leben und Sieg! Also wurde vom Papste im dreyhundert und vier und zwanzigsten Jahre nach Romuli Augustuli Untergang, das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt.

Nach der Messe, berichtet Anastasius, machte der Kaiser prächtige Geschenke an die Kirchen, darunter ein Tisch mit vielen Gefäßen aus lauterm Golde, eine goldne Krone mit großen Edelsteinen, Schalen von Gold und Silber, mit köstlichen Steinen, alles schwer an Gewicht, und ein Kruzifix mit Hyazinthen, vorzutragen nach des Kaisers Bitte bey heiliger Bußfahrt. So scheint die Überraschung geahndet worden zu seyn, wiewohl er, nach Eginhart, dem Kaisertitel abgeneigt, (?) geäußert: „wenn er gewußt, was der Papst im Sinne gehabt, so wäre er an selbigem Tage, des hohen Festes ungeachtet, nicht zur Kirche gegangen." Berathung darüber war, wenn sie vorher geschehen, gewiß so allgemein, als jene vor Childerichs Entthronung, und geheim dazu: mit Carls redlicher Demuth und wahrer stiller Größe aber ist die Äußerung wohl zu reimen.

Wenig Tage drauf ließ König Carl nach zehnmahliger peinlicher Frage römischen Gesetzes dem Campulus und Paschalis das Leben absprechen: doch auf des Papstes hüldreiche Verwendung wurden sie nur des Landes verwiesen. Hierauf wurden alle übrigen Angelegenheiten geordnet, König Pipin abermahls gegen Benevent gesandt, Kaiser Carl aber ging nach Spoleto.

Carl, Römischer Kaiser.

So saß er im drey und dreyßigsten Jahre auf dem Kaiserthron; Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Bayern und Avaren huldigten und zinseten ihm als ihrem Herrn, vom Ausfluß der Elbe bis zum goldführenden Ebro und mittelländischen Meer, vom abendländischen bis hinter an die Raab und die Theiß, und über die beschneyten Alpen bis gen Benevent hinab wehten seine Panner, und dieß mächtig große Land, das in aufgeklärter Zeit von den Vielen, so es theilten, bey mühsamer Eintracht mit andern und sich selbst erhalten ward, bannte Er, allein, in dunkeln Zeiten, unter rohen Völkern, mit Allgewalt, weil er nur Eines, daß aber unausgesetzt wollte. Er setzte sein Leben dran, und darum gewann er's.

Sein großer Geist war noch ungeschwächt, eben so wa-

nig sein Körper. Noch stand er, eine ehrwürdige Gestalt, im acht und fünfzigsten Jahre seines Alters. Sieben seiner Füße lang, dabey stark, daß sein kaiserlicher Ornat einen Mann unsrer Tage zu Boden drücken würde, ist's also wenig übertrieben, wenn er nach der Alten dichterischen Ausschmückung einen Sarazenen auf einen Hieb gespalten, oder Hufeisen zerbrochen. Heitern Angesichts, mit rundem Hinterkopf, schönem Silberhaar, einer etwas großen Nase und so großen, lichten Löwenaugen, daß wen er erzürnt damit ansah, alsbald erschrack. Den kurzen fetten Nacken und den Bauch glich der übrigen Glieder Ebenmaß aus. Festen Ganges und männlich vom Scheitel bis zur Sohle, war er voll Würde, wo er ging und saß. Nur die helle Stimme war dem Körper nicht angemessen. Gar gesunder Natur, daß er acht und sechzig Jahre lang nichts von Krankheit gewußt, hielt er Maß in Speise und Trank. Im letzten besonders, wie er denn die Völlerey an jedem verabscheute, nachdrücklich verboth, und dem Besoffenen Wasser nachzutrinken geboth, bis er nüchtern ward; Fasten ward ihm schwer, weil's sein Körper nicht vertrug. Er schmauste selten: nur an großen Festen und dann nur mit Vielen; täglich trug man vier Schüsseln auf, den Braten, den die Jäger an Spießen brachten, aß er lieber als alles. Während der Mahlzeit gab es manche Ergötzlichkeit; auch ließ er sich die Geschichten der Vorzeit oder die Bücher des heiligen Augustin verlesen. Im Sommer ruhte er des Nachmittags ein wenig, aber immer stand er des Nachts auf, aus Sorgfalt, oder aus Frömmigkeit, oder nach den Sternen zu schauen. Also war auch in des häuslichen Lebens einfacher Weise und mäßigem Genusse Er Muster seinem Volke, der ihm die Regel des öffentlichen im Felde und auf dem Wahlberg gab, und übertraf auch hierin seine Großen, die ein üppiges Leben für ihr und der Könige Vorrecht halten.

Er stand jetzt in seines Lebens höchster Glorie: was er war, war er durch sich. Nur zwey herrschten auf Erden: der Kaiser und der Papst, jeder auf wunderbar große Weise, nicht nach Gesetzbuch und Herkommen, denn sie selbst waren das lebendige Gesetz: am meisten der große Carl, wie jeder Regent, der, wie Er, über sein Volk ragt. Da fragt keiner bey seinem Thun, ob's hergebracht, ob's erlaubt, ob's gewöhnlich, sein Wille ist Gesetz, doch nur, weil er eben das Gesetz will, während der Geistesarme seinen Willen und sich immer dem Gesetze unterwerfen muß. Übrigens war es ein unsicherer Grund, auf welchem des Papstes und des Kaisers wechselseitiges Verhältniß beruhte, den Carl durch Klugheit fest machte, aber nur für sich, auf Lebenszeit. Mit den Griechen ward durch die Erneuerung des Kaiserthums völlig gebrochen, die fränkischen Kaiser bekamen ein Recht, die Päpste zu bestätigen, wie die Folge bewiesen, und ihre Oberherrschaft über Rom ward von den Päpsten dadurch anerkannt, daß sie Carls und seiner Nachfolger Nahmen auf ihre Münzen setzten. Doch war sie so an des Einzelnen Geist und Klugheit gebunden, daß man sie bald als Mitherrschaft, bald als Unterwürfigkeit erscheinen sieht, wie denn endlich in jener einfachen Zeit wenig klare Bestimmungen nöthig waren, von denen aber, die allein sie geben konnten, grade nicht für dienlich erachtet wurden.

Über den Genainge Wasendei, oder die Finanzen des türkischen Reichs *).

Wenn die Finanzen der Staaten überhaupt ein Gegenstand sind, der dem Auge des Beobachters aus mancher Rücksicht entzogen worden, so dürfte es beynahe nicht befremden, daß es mit der größten Schwierigkeit verknüpft ist, die des türkischen Reiches zu entziffern.

Trotz der genauesten Erkundigungen, die in der Defterdarie, oder in dem Schatzamte, angestellt werden, ist man doch nicht fähig, bestimmte und zureichende Nachrichten einzuziehen. Die Unwissenheit und Beschränktheit der bey dem Schatze angestellten Beamten ist so groß, daß sie nur dunkele und verwirrte Begriffe vom Kreise ihrer Thätigkeit haben, und selbst die Geschäfte, welche ihnen durch die Hände gehen, nicht näher zu berücksichtigen versuchen; obgleich sie übrigens ihre Ämter mit vieler Ordnung und Strenge verstehen, und maschinenmäßig den ihnen vorgeschriebenen Geschäftsgang verfolgen.

Die Staatseinkünfte der Pforte kann man füglich in zwey Classen, in zufällige und bestimmte, eintheilen. Die ersten fließen in den Schatz, der Hasne genannt wird; die andern aber in den öffentlichen Schatz, der Beit-el-Mali-Muslimim, oder gewöhnlich Miri, heißt.

Die Einkünfte des Hasne bestehen in dem Ertrage von fiscalischen Geldstrafen, von Confiscationen des Vermögens des Paschas oder anderer, wegen Verbrechen der beleidigten Majestät schuldig geachteter Personen. Zweytens aus dem Ertrage von Erbschaften. Der Großherr ist eigentlich, wenn man die natürlichen Erben ausnimmt, der Haupterbe aller Großen seines Reiches. Das Militär und der Uhlemah machen jedoch von diesem allgemeinen Gesetze eine Ausnahme. Drittens aus den Geschenken, welche der Großherr von fremden Höfen und von seinen eigenen Staatsdienern vielfältig zu erhalten pflegt.

Der Hasne zerfällt wieder in zwey Departements.

Das erste bildet die Privat-Schatzkammer des regierenden Großherrn, und die zu seinem Gebrauche bestimmten und erforderlichen Juwelen und Gefäße von großem Werthe. Der Hasnodar Aga, ein schwarzer Verschnittener vom zweyten Range, steht an der Spitze dieses Departements; seine Untergeordneten sind der Haß-oda-Bassa, der ein weißer Verschnittener ist, und dem das Siegel des Großherrn, mit dem dieser Schatz versiegelt wird, anvertraut ist; der Myftah-Aga, oder Anactar-Agassi, der die Schlüs-

*) Obgleich uns Eton und Muradje d'Ohsson in ihren Abrissen vom türkischen Reiche, und Olivier und Pouqueville in ihren Reisen durch dasselbe, manche bedeutende Aufklärung über die Organisation und den Ertrag des Finanzwesens des türkischen Reichs gegeben, so liegt dieser Gegenstand doch noch zu sehr im Dunkeln, als daß nicht die Winke, die andere Reisende uns darüber geben können, mit Dank angenommen werden sollten. Es verdienen daher gewiß die folgenden Bemerkungen über die türkischen Finanzen, die zum wenigsten sich aus eben der Periode, als Eton die seinigen niederschrieb, herdatiren, um so mehr einer Berücksichtigung, da sie vom Hrn. Abt Sestini, einem der größten jetzt lebenden Numismatiker und rühmlich bekannten Archeologen, als auch scharfblickenden Reisebeobachter herrühren, der sie in einer der letzten Sitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften hatte vorlesen lassen.

sal bewahrt, und endlich vierzig Haß-Oda-Agalar, welche die Vorsteher der Haß-Oda der großherrlichen Kammer sind, und so viel als unsere Kammerherren zu bedeuten haben.

Das zweyte Departement, welches Enderoun Hassinessi heißt, enthält: Erstens, den Vorrath von Juwelen und kostbaren Sachen an Gold und Silber, was von den vorhergehenden Sultanen sich aufgesammelt hat, und das der regierende Sultan als nicht zu seinem Gebrauche gehörig achtet. Eigentlich nennt man diese aufgesammelten Effecten Mahfur, d. h. das anzurühren verbothen ist. Die Zahl der Juwelen und Präziosen übertrifft alle Erwartung, und die Anzahl der Uhren bloß soll übertrieben seyn. Den großten Zufluß erhielt dieser Schatz unter der Regierung des Sultans Mahmud. Er war habsüchtig und zugleich ein Freund der Pracht, und man will daher behaupten, daß durch ihn der Schatz an verarbeiteten Juwelen und Gold und Silber mit einem Werthe von achtzig Millionen Piaster vergrößert worden.

Zweytens besteht er in einem Vorrath von baarem Gelde, der nach und nach von den Sultanen gesammelt worden. Der Schatz, den jeder Sultan häuft, wird nach seinem Absterben in ein eigenes dazu verfertigtes Gewölbe besonders gebracht und mit seinem Siegel belegt, wodurch es von dem Schatze seiner Vorgänger und Nachfolger unterschieden wird. Dieser Schatz ist sehr reich, und man behauptet, daß er beym Tode des Sultans Mahmud schon 300,000 Beutel, also 150,000,000 Piaster betrug. Man könnte diesen Schatz die Sparbüchse des ganzen Reichs nennen. Denn bey dringenden Zeitumständen werden dem Miri nöthigenfalls aus dem Schatze, freylich unter der Bedingung der Wiedererstattung, Vorschüsse gemacht.

Dieß zweyte Departement, oder der Enderoun Hassinessi, steht unter der Leitung der Hasne-Kiayhasi; aber der Visir und der Defterdar haben darüber die Aufsicht. Der Ghiun-Baschi ist der Lieutenant des Hasne-Kiayhasi. Unter ihnen stehen funfzig Hassinelli, die diesen Tresor bewachen. Man öffnet ihn nie ohne eine Art von Feyerlichkeit oder verschiedene Formalitäten, und wenn man ihn wieder verschließt, so wird er mit dem Siegel des Sultans Selims des Ersten, das man zu dieser Absicht aufbewahrt, wieder versiegelt.

Der Miri, oder der öffentliche Schatz, muß alle Staatsausgaben, alles, was zur Erhaltung der Land- und Seemacht, der Festungen, erforderlich ist, den Taim (die Besoldung der Officiere), die Pensionen und selbst die Ausgaben des Hofstaates, bestreiten. Es steht dem Großherrn keineswegs frey, die Einkünfte desselben auf etwas anders zu verwenden. Der Miri sieht dem Hasne in Ansehung des Reichthums nicht allein nach, sondern befindet sich oft sogar sehr verschuldet, während der Hasne täglich Glücksgüter gleichsam verschlingt und reicher wird. Für ein so reiches und großes Reich, als die Türkey, sind die Einkünfte, die man fest und bestimmt nennt, nur sehr mittelmäßig; sie belaufen sich nicht über funfzehn bis sechszehn Millionen Piaster jährlich.

Diese Summe wird vom Kopfgelde, von den Abgaben, welche die tributären Provinzen, Ägypten, ehemahls auch die Moldau, Wallachey und die Republik Ragusa zu erlegen hatten; von Lehngefällen, Grundsteuern, Zöllen, Bergwerken und andern kleinen Einnahmen zusammengebracht. — Alle diese Zweige sind verpachtet.

Die Verpachtung der Staatseinnahmen erleichtert zwar sehr die Verwaltung derselben, und beugt vielen Unterschleifen der Finanzverwalter vor. Indeß ist noch die Frage: ob sie in der Türkey durch die Habsucht der Pachter nicht eben so verderblich, wie in andern Ländern seyn mag? Man kann nun nicht leugnen, daß sie es in gewisser Hinsicht ist; allein wenn man den Charakter der Türken in Erwägung zieht, so dürfte das Volk nicht weniger gedrückt werden, wenn die Regierung durch ihre Diener die Staatseinkünfte einziehen ließe.

Von den steuerpflichtigen Provinzen ist Ägypten die reichste, und diejenige, welche das größte Einkommen gewährt. Außer der Besoldung des Pascha, den Kosten, welche die Truppen, die Festungen, die Civil- und Militärverwaltung der Regierung verursacht, versteht es das Serail mit den nöthigen Bedürfnissen an Zucker, Reiß, Scherbet, Gebackenem u. s. w. und zahlt noch in verschiedenen Abgaben die baare Summe von 2,706,744 Piaster.

Nach Herrn von Maillets Angabe zahlte Ägypten zu seiner Zeit dem Großherrn nicht mehr als 600,000 Thaler, und 100,000 Thaler an Damas zur Unterhaltung der Karavane, welche von dieser Stadt sich alljährlich nach Mekka begibt. Außerdem muß Ägypten noch zu dem kostbaren Zelte beysteuern, welches der Sultan alljährlich nach Mekka sendet.

In den Jahren, wo die Überschwemmung des Nils entweder die Höhe von fünf und zwanzig Fuß übersteigt, oder nicht die gewöhnliche Höhe erreicht, zahlen die kaiserlichen Pachter keine Rente, weil man voraussetzt, daß die Ernte durch Überschwemmung oder durch Dürre leidet.

Um die Höhe des Nils zu ermessen, begibt sich der Pascha in Begleitung der vier und zwanzig Beys oder Gouverneurs der verschiedenen Provinzen Ägyptens in dem Zeitpunct, wann der Nil am höchsten steigt, in den Mikias, ein am Nil gelegenes Gebäude, dessen Boden sehr gut gepflastert und nivellirt ist, und mit dem Bette des Flusses gleiche Höhe hat. Von dem Boden des Gebäudes erhebt sich eine marmorne Säule, an welcher die verschiedenen Höhen des Wasserstandes durch eiserne Reife angezeigt werden.

Außer der gewöhnlichen Abgabe zahlt Ägypten noch, wenn eine Unruhe in den Provinzen ausbricht, oder wenn, wie oft zu geschehen pflegt, ein Mord an einem der Staatsdiener verübt wird, eine Strafe von 575,000 Piaster. Aber da diese Strafe nur zufällig eingeht, so kommt sie dem Hasne zu gut.

Die Abgabe der Moldau beläuft sich auf 600,000 und die der Wallachey auf 500,000 Piaster. Hierzu muß noch die bedeutende Lieferung an Wachs, Seife und andern Producten, wovon man bey Ricault schon die Angaben findet, die noch bis jetzt keine Änderung leiden, gerechnet werden.

Die kleine Republik Ragusa an der Küste von Dalmatien, welche seit Orkans Zeiten, der seinen Sitz noch zu Brusa in Natolien hatte, sich unter den Schutz der Türkey begeben, zahlte der Pforte alle drey Jahre für den Schutz und die Grundsteuer 28,125, also jährlich 9375 Piaster. Für diesen Tribut ist den Ragusanern zureichende Unterstützung von der Pforte gegen die Venezianer geleistet worden, welche es mehr als ein Mahl versuchten, sie nicht allein zu zwingen, die Oberherrschaft ihrer Republik anzuerkennen, sondern sie auch in ihrer Schifffahrt zu stören, um sie dadurch zu einer Art von Abhängigkeit in Hinsicht ihrer Übermacht in dem

adriatischen Meere zu zwingen. Durch Vermittelung der Pforte sind die Venezianer veranlaßt worden, von ihren Forderungen abzustehen, und sich mit einem Silberbarren von neun Mark zu genügen, den die Republik Ragusa sich verbindlich machte, alle Jahre dem Hauptmann, welcher auf Befehl der Regierung den Meerbusen bereiset, einzuhändigen.

Die Ragusaner genießen überhaupt große Handelsfreyheiten durch das ganze türkische Reich. Sie bezahlen nur den sehr mäßigen Zoll von zwey Prozent für ragusanische Producte. Ihre Flagge wird im mittelländischen Meere sehr geachtet, und war sehr zahlreich. Sie hatten an zweyhundert Schiffe, welche die Küstenfahrt an den levantischen Handelsplätzen und selbst bis nach Italien trieben.

Das Kopfgeld, dem ein jeder Rajah, oder Unterthan der kein Muselmann ist, unterworfen war, bringt dem Staat, trotz dem, daß jeder nur eine sehr mäßige Abgabe erlegt, die bedeutende Summe von 4,150,000 Piaster, wobey sich auch gewiß ein Fünftel der Steuerpflichtigen der Abgabe zu entziehen weiß. Diese Personensteuer, welche man Haratsch nennt, ist vom Koran auf dreyzehn Drachmen fein Silber festgesetzt; aber sie ist bald wegen der Bedürfnisse des Staats, bald durch den Geiz der Sultane erhöht worden. Vorzüglich haben aber die Veränderungen, welche der innere Werth der Münzen und die Preise der Lebensmittel erlitten, Veranlassung gegeben, die Vorschrift des Korans zu überschreiten.

Der Canungi, oder der Gesetzgeber, welcher verschiedene Mißbräuche abschaffte und mehrere Verordnungen abfaßte, die unter dem Nahmen Canun Name, oder die Regeln Solimans, einen Theil des bürgerlichen Gesetzbuches bilden und auch sehr geachtet sind, erzählt, daß Soliman der Große, um diese Abgaben jeder Willkühr zu entziehen, und sie fest zu bestimmen, damit jeder nach seinem Vermögen beysteure, alle Steuerpflichtige in drey Classen unter dem Nahmen Alaëusat theilte.

Zur ersten Classe gehören die Reichen, von welchen der Kopf zehn Piaster zahlt; zur zweyten Leute von mäßigem Vermögen, die fünf Piaster zahlen; zur dritten Leute von gemeinem Stande, Handwerker u. a., diese zahlen drey Piaster. — Indeß hat man mehreremahl diesen Tribut erhöht. Der Großvizir Kiuperli, der noch sehr verehrt wird, erneuerte diese Verordnungen Solimans. Beyde haben jedoch der Habsucht der Sultane keine Gränzen zu setzen vermocht, oder vielmehr den Mißbräuchen vorkommen können, welche diejenigen, die diese Abgabe in Pacht haben, veranlassen, und daher wechselt diese Steuer sehr oft.

Unter der Regierung des Sultans Osman gab die erste Classe eilf Piaster, die zweyte sechs Piaster und die dritte viertehalb Piaster; aber unter Habd-al-Hamid wurde diese Steuer nach den von Soliman verordneten Gesetzen erhoben.

Das gewöhnliche Mittel, dessen man sich bedient, den Haratsch zu erhöhen, bestehet darin, daß man um den zehnten, oftmahls um den neunten Monath, je nachdem sich der Miri in Geldverlegenheit befindet, die Abgabe einzieht. Indem man die Zahlungszeit des Haratsch vor Ablauf des zwölften Monaths ansetzt, erhöht man denselben, ob man ihn gleich auf demselben Fuße läßt.

Die Pacht von den Domänen und Lehen bringen dem Miri 5,625,000 Piaster, und der Grundzins der Ziamers und Timars, welches militärische Lehen sind, 213,463 Piaster.

Die Zölle sind die dritte Hauptquelle der Einnahme des Miri. Sie sind in allen Handelsplätzen von den Hauptzolleinnehmern, von denen einer zu Konstantinopel, einer in Syrien und einer in Ägypten residirt, den Unterpachtern übergeben. Es gibt unter diesen Pachtern auch einige, welche unabhängig von den Hauptzolleinnehmern sind, als z. B. der zu Salonich, der ein Mali-Kiane, ein besonderes Zollamt, bildet.

Zur Behörde des Hauptzollamts zu Konstantinopel gehören die Zollämter von Smyrna und Adrianopel, unter denen wieder die benachbarten Handelsplätze, als Gallipoli, Radosto, die Dardanellen u. s. w. stehen. Der Zollpachter zahlt dem Miri jährlich 500,000 Piaster. Was der Ertrag der übrigen Zollämter ist, habe ich trotz aller Mühe nicht erfahren können.

Die Franken, so nennt man alle Fremden, welche zu den Nationen gehören, mit denen die Pforte Handelsverträge hat, zahlen nur einen Zoll von drey Procent, die Unterthanen des Großherrn hingegen acht Procent. Hingegen werden die Waaren der Letztern so niedrig abgeschätzt, daß der Zoll eigentlich nur die Hälfte beträgt. Die Contrebandiers und die Defraudenten werden übrigens nicht sehr strenge bestraft. Sie kommen gewöhnlich mit der Strafe, den doppelten Werth des Zolles zu erlegen, frey. Verbothene Waaren gibt es übrigens in der Türkey nicht, ausgenommen fremden Schnupftabak, welcher unter der Regierung Habd-al-Hamid verbothen war.

Eingebracht können alle Arten Waaren werden; doch ist es verbothen, verschiedene auszuführen, als Eisen, Waffen, Kriegsmunition, und Getränke aller Art.

Die Auflagen auf die Häuser oder den Avariz und den Zehnten erhebt jeder Pascha in seiner Provinz, und gibt eine angemessene Summe davon dem Miri. Ich bin nicht im Stande, den Ertrag dieser Einkünfte, noch den der Abgaben von mehrern Consumtionsartikeln, von dem Tarap-Chane oder der Münze, von dem Beit-ul-Magi, oder derjenigen, welche ohne Erben sterben, und endlich der Bergwerke, deren an Bley und Eisen sehr reiche in Griechenland und Anatolien vorhanden sind, anzugeben.

Der Defterdar hat die Direction über die Einnahme des Miri. Er ist Chef der Defterdarie oder der Kammer der Finanzen, die in sechszig Calms oder Bureaux abgetheilt ist, wovon ich hier eine genauere Liste, als der Prinz Kantemir, geben will, welcher die Stellen bey der Defterdarie mit denen der Pforte des Vizirs, die eigentlich die große Kanzley oder das Departement aller Staatsangelegenheiten ist, verwechselt.

Der Posten des Defterdars ist einer der wichtigsten im Reiche. Er hat den Rang über den Reis-Effendi, und steht nur dem Pascha von drey Roßschweifen nach. Oft erhält er vom Großherrn diesen Orden, wodurch sein Departement unabhängig von den des Großveziers wird.

Nach dem Prinzen von Kantemir zieht der Defterdar den zwanzigsten Theil von dem, was er einnimmt, für sich ab; aber dieß ist nicht ganz richtig. Es kommen ihm nur fünfzehn Procent von den Ersparnissen zu gut, welche er in

den gewöhnlichen Ausgaben des Staats zu machen weiß, und von den Überschüssen, die er dem Schatz zukommen läßt.

Der Defterdar steht an der Spitze des ersten Bureau, in welchem die allgemeine Taxe der Abgaben und Auflagen, und die Verträge über alle Pachtungen und Lehen im ganzen Reiche abgeschlossen werden. In eben diesen Bureau werden auch die Verordnungen für die ihm untergeordneten Bureaux ausgefertigt.

Es gibt außerdem noch einen zweyten und dritten Defterdar, welche Stellvertreter und Gehülfen des ersten abgeben. Sie wohnen ebenfalls dem Divan bey, haben aber keine Stimme darin. Gemeinhin verehrt der Großherr den Titel eines zweyten Defterdars den Gesandten, welche er an fremde Höfe sendet.

Der Sergi-Nazir ist der Chef des zweyten Bureau oder der sogenannten Rechnungskammer.

Der Defter-Emini steht dem Defter-Kane oder dem Archiv der Defterdarie vor. Er ist der Oberaufseher aller Rechnungen und Bücher.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesneuigkeiten.

Unter den neuern Flugschriften zeichnet sich durch Tendenz, Klarheit und Gründlichkeit aus: Schreiben eines Handelsmannes von Wien an einen Freund in ***, über das neue Silberdarleihen. Wien, bey Anton Strauß. Die zur Rechtfertigung dieser Finanzoperation darin enthaltenen Ansichten und Grundsätze sind im Kurzen folgende:

Der Verfasser geht von der Nothwendigkeit einer Maßregel aus, wodurch die tractatmäßig übernommene Contributionssumme pünctlich abgeführt werden könne, um den bis zur Erschöpfung führenden Druck, welchen die längere Gegenwart einer fremden Armee nach sich zieht, von den occupirten Provinzen abzuwenden, — und er schätzt Wien glücklich, daß es so vermögliche Handelshäuser hat, die, vermöge ihrer ausgebreiteten Handelsverbindungen, im Vertrauen auf die Regierung, diese Zahlungen zu verbürgen wagen konnten. Der Staat hat zur Bezahlung der Contribution bereits seine klingenden Geldkräfte aufgewandt, und muß, zur Tilgung des Restes, zum Privatvermögen seine Zuflucht nehmen. Er thut besser daran, das todt erliegende Vermögen hierzu zu bestimmen, so weit es reicht, als dem ohnehin stockenden Umlaufe um so viel mehr klingende Münze zu entziehen, als jenes Silber beträgt. Es wurde jenes Mittel erwählt, welches am einfachsten und schnellsten wirkte; andere hingegen, welche länger Vorbereitung und vielseitiges Zusammenwirken erfordern, bleiben der Verbesserung der Finanzen vorbehalten, an welche doch erst dann wirksam und sicher geschritten werden kann, wenn jede Besorgniß von Außen durch strenge Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten abgewendet seyn wird.

Die Silberablieferung ist allerdings ein Opfer, welches der Staat von seinen Bürgern verlangt; allein das Lottodarleihen, auf eine reiche, über alle Veränderungen des Zeitlaufes erhabene Hypothek begründet, bietet dafür eine billige Entschädigung, und die Hoffnung bedeutender Gewinnste dar. Auch läßt sich mit Grund erwarten, daß die betreffenden Lotto-Obligationen, bey herannahenden Ziehungen, nur mit beträchtlichem Aufgelde zu erhalten seyn werden.

Die allgemeinste Klage ist, „daß das Silberdarleihen zur „Contribution bestimmt ist. Man hätte das wenigstens nicht „sagen sollen. Jeder hätte sich die Abgabe gefallen lassen, „wenn er geglaubt hätte, sie diene zur Verbesserung der Curse." Würden sich die Klagen, und zwar mit größerem Rechte, nicht vermehrt haben, würde das Vertrauen, von welchem jede Maßregel erst Wirksamkeit und Leben erhält, nicht gesunken seyn, wenn die Täuschung sich geoffenbart, das Papiergeld sich nicht sogleich verbessert hätte, Lebensmittel und Waaren nicht wohlfeiler geworden wären. Vertrauen und Offenheit ist die schönste Eigenschaft eines Regenten gegen seine Kinder. Wenn er dafür wacht und sorgt, den Zeitpunct der Ruhe und des Friedens zur gründlichen Herstellung der Finanzen zu verwenden, — und wer kann daran zweifeln, — dann gibt es für ihn keinen Beweggrund der Verheimlichung. Vielmehr darf man mit Zuversicht erwarten, daß er sobald möglich, seinen Unterthanen die reifgewordenen Anstalten erklären lassen werde, welche von seinem Herzen, eben sowohl als von ihrem, die Last der drückenden Sorge nehmen sollen.

Das Gold ist nicht mit in das Darleihen gezogen worden, vermuthlich, weil die Staatsverwaltung, welcher von der Punzirung die Menge des verarbeiteten Goldes und Silbers nothwendig bekannt seyn muß, die Quantität zu unbedeutend gefunden habe, und nicht zwecklos auch dieses Opfer habe verlangen wollen. Die meisten Goldarbeiten bestehen in Zierrathen und Kleinigkeiten, und die goldenen Geräthe werden größten Theils sehr geringhältig verarbeitet.

Die Gefahr der Verschleppung nach Ungarn und in das Ausland, und der Veräußerung des Silbers, in den von französischen Truppen occupirten Provinzen, wovon der größere Theil zudem nicht unter die reichsten gehört, denkt sich der Verfasser keineswegs so groß, als sie dargestellt wird, weil die Mehrzahl der Staatsbürger, von der Nothwendigkeit und Pflicht des verlangten Opfers überzeugt, einen kleinen, zweifelhaften, und mit einem bedenklichen Wagnisse verbundenen Vortheil, weniger als ihr Vaterland lieben wird.

Die Klage, „daß Ungarn von diesem Darleihen ausge„schlossen bleibe," trifft nicht die Silberabgabe als solche, sondern würde bey jeder anderen Abgabe eintreten. Sie ist so allgemein und laut und so evident gerecht, daß hierdurch wohl die Edlen dieses Reichs sich aufgefordert fühlen dürften, mit ihren Beyträgen nicht zu säumen, sondern wo ein gleiches Interesse ein gleiches Opfer von ihnen fordert, dasselbe mit hochherziger großmüthiger Eile darzubringen. Weiß man denn auch, was der Kaiser auf den verfassungsmäßigen Wegen vielleicht schon eingeleitet hat? Man sollte denken, daß eine Betrachtung, die sich Jedem aufdringt, wohl auch von dem Herrscher nicht unbeachtet geblieben sey.

Ohne die Maßregel, daß von jenen, die einen Theil ihres Silbers aus besonderer Vorliebe zu erhalten wünschen, die Erlegung seines Werthes in klingender Münze, ohne Vergütung, gefordert wird — wäre nicht nur der größte Theil des todten Silbers zurückgeblieben, welches, zur Sicherung der klingenden Geldkräfte, soviel möglich zu den Contributions-Zahlungen verwendet werden mußte, sondern die Bancozettel wären auch, durch den verstärkten Ankauf der zur Auslösung der Silbergeräthe erforderlichen Conventions-Münze,

noch mehr im Werthe gesunken. Nicht also, um Münze zu gewinnen, um Münze dem Umlaufe zu erhalten, wurde diese Maßregel getroffen.

Der Vorwurf, — daß die Einlagen zu hoch angenommen wurden, und jener, der keine Conventions-Münze zur Ergänzung der erforderlichen Summe sich zu verschaffen weiß, durch die Bezahlung seines Silberwerthes in Bancozetteln, nach dem Curse von 300 berechnet, von den Vortheilen des Darlehens sich ausgeschloßen finde, — wird damit beantwortet: Wer größere Silberbeträge abgibt, hat gewöhnlich auch die Kraft, die zur Daraufgabe nothwendige Conventions-Münze sich zu verschaffen. Ist der Betrag gering, so fällt auch der Verlust unbedeutend aus; aber selbst in diesem Falle können mehrere Parteyen zusammenstehen, und eine gemeinschaftliche Obligation erwerben.

Dem Einwurfe, — daß die Staatsverwaltung die Bancozettel selbst herabsetze, indem sie dieselben bey der Silbereinlösung nach dem Curse von 300 berechne, — wird damit begegnet: Wenn auch die Staatsverwaltung hoffen darf, daß sich der Curs, wenn jenes Zuströmen aufhört, bald wieder bessern würde, so konnte sie doch nicht hoffen, daß er vor Ende Aprils sich unter 300 setzen werde, weil sie mehr als menschliche Kraft haben müsse, um bis dahin ein solides, nicht gewaltsames Finanzsystem, nicht nur nach allen seinen Theilen vollständig ausgearbeitet, sondern auch zur Kenntniß des Publicums, und so weit zur Ausführung gebracht zu haben, daß hierdurch die Ängstlichkeit desselben gehoben würde.

Schließlich glaubt der Verfasser, aus dem Vorgange bey der Silberablieferung, die Absichten der Staatsverwaltung, und den Weg, auf welchem sie die Begründung der Finanzen suchen, und finden wird, wahrgenommen zu haben. Schon in der zu Preßburg erlassenen Proclamation, deutete der Kaiser auf den großen Reichthum unbelasteter, freyer Hypotheken in der österreichischen Monarchie. Ihre gehörige Anwendung auf verschiedenen Wegen dürfte die zureichenden und sicheren Mittel zur Verbeßerung und Wiederherstellung der Finanzen darbiethen.

Seit der Zeit, als dieser Aufsatz erschienen ist, hat sich der Curs der edeln Valuten, welcher sich während der Anwesenheit der fremden Truppen zu einer fürchterlichen Höhe gehoben hatte, nach deren Abzug, beynahe eben so plötzlich wieder gesetzt, und somit einen evidenten Erfahrungsbeweis geliefert, daß das Silberpatent, welches durch die pünctliche Abführung und Sicherstellung der stipulirten Contributions-Raten, den frühern Abzug und die Schonung der Provinzen bezweckte, auch unmittelbar auf die Verbeßerung des Curses eingewirket hat.

Miscellen.

Wie König Codrus im Bauernkittel starb, um seinem Volk die Siegespalme zu sichern, wie statt Heinrichs des Stolzen, Herzogs zu Bayern und Sachsen ein andrer Edler fiel, dessen Nahmen die S. Emmeraner Chronik nicht einmahl nennet, wie der heroische Jüngling Montagnac de Tausannes die Flucht seines Wohlthäters, des Connetable von Bourbon schützt, mit dessen prächtiger Rüstung angethan, — wie dem Rächerarm der Tyroler 1703 Graf Arco, statt seines dicht neben ihm reitenden Herrn fiel, statt des Churfürsten Maximilian Emmanuel — also auch Emmanuel Froben.

Als Stallmeister Friedrich Wilhelms von Brandenburg, des großen Churfürsten, war er an seiner Seite im blutigen Treffen bey Fehrbellin, wo sich an den sieggewöhnten Schweden und an ihrem, durch dreyßig Kriegesjahre erprobten Wrangel erwahrte, was auch mit verhältnißmäßig geringer militärischer Macht, ein Fürst vermag, unter seinem Volk und mit seinem Volke. Jeder feindliche Artillerist kannte des großen Churfürsten hohen muthigen Schimmel. Wie um eine Zielscheibe sausten je mehr und mehr die feindlichen Kugeln um ihn. Da bath und flehte, und zwang endlich der treue Froben seinen Herrn, mit ihm Pferde zu wechseln, und kaum war Friedrich Wilhelm an eine andere Stelle hingesprengt, wo die Seinigen wankten, so zerschmetterten unzählige Kugeln den Schimmel, und das treue Opfer seiner Fürsten-Liebe, den wackern Froben. So hat dieser einzige Mann und seine That das Schicksal Brandenburgs entschieden.

Einen ähnlichen Heldenkranz flocht sich Bastian von Ribisch, ein 18jähriger Jüngling, Moritzens von Sachsen bis in den Tod getreuer Leibpage.

Als sein Herr auf einer Recognoscirung vor Pesth von einem überlegenen Schwarm Spahis umzingelt wurde und außer grausamen Tod oder schmählicher Gefangenschaft keine Wahl mehr übrig schien, Moritzens Pferd bereits erstochen, Er selbst heruntergehauen war, und auch noch den schützenden Helm verloren hatte, sprang Ribisch vom Pferde, warf sich, wie bey Sempach, Martin Malterer, auf seinen Herrn, deckte ihn mit seinem eigenen Leibe, und ließ so lange auf sich hauen und stechen, bis eine Reuterschaar aus dem Lager die Türken in eilige Flucht jagte. Ribisch wurde halbtodt ins Lager zurück getragen, wo er in wenigen Stunden, an seinen vielen Wunden, beweint von allen Edlen und zuvörderst von seinem trostlosen Herrn und Herzog, Todes verblich.

.....

In dem Herzoglich Gothaischen Dorfe Schönau an der Hörsel hielt sich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges ein schwedischer Officier, Nahmens Enderß, einige Zeit auf, der den dasigen Schulmeister, Justus Büchner, gern um sich hatte, und sich viel mit ihm abgab. In der Folge seines Aufenthalts entdeckte er ihm, daß er seinen König, den großen Gustav Adolph, hinterwärts meuchelmörderisch erschossen habe; worüber er denn auch oft tiefsinnig wurde, und sich durch den Schulmeister zureden ließ. Büchner hat dieß kurz vor seinem Ende erzählt; und so hat es sich, vermöge Tradition, in dem Dorfe fortgepflanzt.

.....

Nie gab es wohl einen brennendern Nationalhaß, als zwischen den Römern und Longobarden. Als Carl die Tochter des longobardischen Königs Desiderius heirathen wollte, schrieb ihm der Papst Stephan: „Wie? Du wolltest Deinen edlen Stamm herabwürdigen, „durch eine Verbindung mit der treulosesten und stinkendsten Nation, von der die Aussätzigen her kommen?" — Die Longobarden hingegen sagten: „wenn wir einen schimpfen wollen, so nennen wir ihn Römer, darunter verstehen wir Alles, was niederträchtig, furchtsam, geitzig, unkeusch und verlogen ist."

.....

Aus dem Luitprand (bey Muratori) lernen wir, daß, kurz vor den Zeiten Carls des Großen, wegen den häufigen Veränderungen in der Thronfolge, kein Titel den griechischen Kaisern schmeichelhafter war, als der eines: im Purpur gebornen Sohnes des im Purpur gebornen Vaters.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 26. und Montag den 29. Januar 1810.

Gott will, daß der Mensch seiner selbst eingedenk sey: nicht leicht verließ das Glück die Entschlossenen, die Vorangehenden. Was man ernstlich will, das geschieht, das ist das Fatum, das ist prädestinirt. Degradation der Menschen durch Verweichlichung, durch Sophisterey und Egoismus, das war, das ist das Übel. — Viele Staatsmänner und Verfassungen haben jenen Großen des alten Roms geglichen, die beym Einbruche der Gallier in aller senatorischen Dignität unbeweglich auf ihren Staatsstühlen saßen; unangetastet, so lange bis einer sich nicht wollte den Bart raufen lassen; da dann sofort alle hülflos und ungerächt fielen. Sie hätten besser gethan, früher mit etwas weniger Gravität und mit mehr Geist und Leben, die gehörigen Maßregeln zu ergreifen, daß die Gefahr nicht unabwendbar geworden wäre. — Es gibt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung, welche nicht Schlummer und Weichlichkeit, sondern Anstrengung und Entwickelung der Menschheit zum Ziel gesetzt hat, durch eine drohende Noth es gleichsam auffruft, aufzutreten, und darzustellen: ob Etwas in ihm sey, ob es noch ferner unter den Nationen einen Rang verdiene, und was für einen? — Der Erfolg alles Großen und Edlen, was ein Staat, was ein einzelner Mensch irgend unternehmen mag, beruht auf dem, daß er wisse was er will, und daß er jederzeit aus allen Kräften wolle.

Johann von Müller.

(12 und 13.)

Die Zusammenkünfte hoher Häupter.

Es liegt etwas Großes in dem Gedanken; zwey mächtige Fürsten, einander gegenüber zu sehen, die sich selbstständig über ihre Willensmeinung vereinen oder zu neuen Planen sich die Hand biethen wollen. Der Charakter der Personen, die Stufe ihrer Bildung, der Geist, die Crisis der Zeit, müssen die Wichtigkeit einer solchen Begebenheit noch erhöhen. Es haben daher zu allen Zeiten, von der Unterredung Hannibals und Scipio's vor der Schlacht bey Zama an bis auf die hohen Zusammenkünfte in unsern Tagen, dergleichen persönliche Unterredungen hoher Personen großes Interesse gehabt: Erhabenheit des Geistes, wie Kleinmuth und Schwäche, beydes ist oft dabey sichtbar gewesen; oft waren aber auch an dieselben, an die Erreichung oder Scheiterung ihrer Absichten die bedeutsamsten Folgen geknüpft. Es dürfte daher jetzt nicht unwichtig seyn, bey dieser historischen Erscheinung noch etwas aufmerksamer zu verweilen.

Es wurde so eben der Unterredung Hannibals und Scipio's vor der Schlacht bey Zama gedacht, und betrachten wir immer einen Augenblick diese Catastrophe, die merkwürdigste vielleicht, welche das Alterthum, welche die ganze Weltgeschichte aufzuweisen hat. Wer kennt nicht die Thaten Hannibals? und wer nicht den furchtbaren Wechsel seines Glücks? Nicht besiegt von den römischen Legionen, sondern vom karthaginensischen Senate, mußte er in sein Vaterland zurück, wo Scipio theils durch Raschheit und Genialität, theils durch unrömische List, die Feinde geschlagen und sich den Thoren der Hauptstadt genähert hatte. Bey Zama standen beyde Heere, angeführt von den größten Feldherren, einander gegenüber; Hannibal läßt den Römer um eine Unterredung ersuchen, und bittet ihn in derselben um Frieden. Sicilien, Sardinien, Hispanien, alle Inseln des Meers zwischen Afrika und Italien sollen abgetreten werden; die Carthaginenser wollen sich auf ihre afrikanischen Küsten beschränken. Hannibal erscheint in dieser ganzen Rede noch größer, als der Sieger am Thrasymen und bey Cannä. Dort erzwingt er Bewunderung; hier fühlt man freywillig Ehrfurcht. „Nur Übermuth kann," so spricht er unter andern, — „den Sieg lieber wollen, als den Frieden. Ich kenne dieses Streben, mehr nach dem Großen, als nach dem Nützlichen, und auch mir hat ehedem ein solches Glück gelächelt. Wenn die Götter uns auch im Glück Bedachtsamkeit verliehen, wir würden nicht blos das, was sich zugetragen, sondern auch das, was sich noch zutragen könnte, bedenken. Um aller anderer zu vergessen, bin ich selbst für alle Fälle Beyspiels genug. Den du so eben noch in seinem Lager zwischen dem Anio und eurer Stadt, den du schon beynahe Roma's Mauern ersteigen sahst, den erblickst du hier, nach dem Verlust zweyer der tapfersten Feldherrn, seiner Brüder, vor den Mauern der fast eroberten Vaterstadt, um Abwendung dessen bittend, womit ich eure Stadt in Schrecken versetzte." — Welche Folgen für die Menschheit könnte, würde vielleicht ein Friede bey Zama gehabt haben! Die Römer hätten Europa beherrscht, die Griechen Asien bis Ägypten, die Carthager Afrika. Die Cultur stand auf einer hohen Stufe; die Vernunft hätte mit dem schönen Gefolge ihrer Tugenden nach und nach ihre Rechte behauptet; Gerechtigkeit und Freyheit hätten gesiegt. Die Eifersucht in billigen Gränzen, hätte die herrschenden Nationen gegenseitig in Furcht gehalten. Die

Römer hätten die Wohlthat der Aufklärung nordwärts getragen, die Griechen nach Osten, die Carthager nach Süden, im kurzem würden keine Barbaren mehr gewesen seyn, und am Senegal wäre ein neues Tyrus entstanden. Die Despotie hätte ihr Medusenhaupt nicht emporgehoben. Noch nie ist in der Geschichte ein so großer Zeitpunct wieder erschienen, und erscheint vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder. Scipio war zu groß als Römer, und nicht groß genug als Mensch, um die Vorschläge des Carthagers in diesem Lichte zu sehen.

Die neuere Geschichte biethet mehrere Beyspiele von Unterredungen fürstlicher Personen dar. Wenn wir der Chronologie folgen, so zeigt sich uns Ludwig XI. von Frankreich zuerst als ein höchst merkwürdiges Beyspiel in dieser Art zu unterhandeln. Ludwig gehört unter die bösartigsten Menschen. Seine Regentenmaxime war: Qui neseit dissimulare, neseit regnare. Eine schauderhafte Kälte des Gemüths und gänzliche Leidenschaftslosigkeit sind die Grundzüge seines Charakters. Verwirrung zu stiften und im Trüben zu fischen, war sein Element. Die Königsmacht hatte durch seine Vorgänger über alle Großen des damahls noch nicht in ein Ganzes vereinigten Reiches eine entschiedene Überlegenheit gewonnen, und wurde nur noch von Burgund gehemmt, welcher Herzog stark genug war, um das Haupt eines Fürstenbundes zu werden, in dem neben andern, besonders Franz von Bretagne, und selbst der Bruder des Königs, der Herzog von Berry, mit eingetreten waren. Wäre Burgund geblieben, so hätte sich vielleicht ein System des Gleichgewichtes in Frankreich, wie bis 1802 in Deutschland gebildet, und große Kriege, sowohl in Italien, als zwischen Deutschland und Frankreich, würden unterblieben seyn. Aber Burgund mißkannte seine Lage; und eben deßhalb schien sich Ludwig, den kühnen, unbesonnenen Carl recht eigentlich zum höchsten Ziel seiner treulosen Politik ausersehen zu haben.

Die Lütticher hatten wider den Herzog, der Schutzherr des Stifts seyn wollte, die Waffen ergriffen. Carl hatte sie geschlagen, und in ihre Stadt einen stolzen Einzug gehalten. (17. Nov. 1467.) Jetzt entflammte Ludwig die Lütticher im Stillen zur Rache gegen den Herzog, und schickte ihnen sogar Geld, während er durch das freundschaftlichste Betragen den Herzog selbst zu hintergehen und für sich zu gewinnen suchte. — Voll Vertrauen auf seine siegreiche Schlauheit bey persönlichen Unterredungen, both er sogar dem wilden Carl einen nachbarlichen Besuch an. — Die Stadt Peronne ward dazu ausersehen. Ludwig erschien in sehr schwacher Begleitung, um dem Herzog zu zeigen, wie sehr er dessen Geradsinn traue. Carl reitet ihm entgegen und empfängt ihn mit der einem solchen Charakter eigenen Offenheit. Sie steigen im Schloße ab. Indem der König am Fenster steht, sieht er des Herzogs Truppen vorbeyziehen, unter lauter Anführern, die ehmahls in französischen Diensten von ihm beleidigt worden waren. Der tückische Ludwig glaubt sich entlarvt, er zittert; Carl beruhigt ihn, und stellt es ihm frey, in der Stadt zu bleiben, oder die Citadelle außerhalb der Mauer zu beziehen. Der König wählt das Letztere, allein hier wartete seiner neue Angst, die Frucht seiner Treulosigkeit. — Kaum waren sie 3 oder 4 Tage beysammen gewesen, als Carl die Nachricht empfing, daß die Lütticher, aufgewiegelt von den französischen Gesandten, die Ludwigs Gegenbefehle zu spät erhalten hatten, aufs Neue zu den Waffen gegriffen hätten. Carl schäumte vor Wuth, die selbst Ludwigs Leben gefährlich ward. Drey Tage eingesperrt in einem Zimmer, vor sich den Thurm, in welchem Carl IV. gefangen saß, durch Nachrichten von der unaufhaltbaren Wuth des Herzogs geängstiget und durch die wilde Erscheinung desselben geschreckt, willigte der König gern in den schmählichsten Vertrag (1468. 14. October) und entschloß sich, die Bestrafung der verführten Lütticher mit anzusehen. Er besaß nicht Unverschämtheit genug, um mit dreuster Stirne in Paris sogleich zu erscheinen! Man hatte daselbst allen Papageyen, Älstern und Staaren, das Wort Peronne eingelehrt. Bey seiner Ankunft in Paris wurde er von diesem Gesange so unangenehm überrascht, daß er im ersten Ärger einen Befehl an die Bürger ergehen ließ, alle gezähmte Hausthiere, auch Hirsche, Rehe und Kraniche, (um den Grund des Gebothes ein wenig zu verstecken) nach Amboise auszuliefern.

Ludwig hatte zu Peronne versprechen müssen, seinem Bruder, Carl von Berry, statt der Normandie, die Grafschaften Champagne und Brie einzuräumen, was ihm beschwerlich seyn mußte, da beyde Provinzen den Burgundischen Staaten so nahe lagen. Er wußte sich zu helfen. Er erregte das Mißtrauen des schwachen Bruders gegen den Herzog, öffnete ihm glänzende, aber trügerische Aussichten, und ließ ihm Guienne anbiethen. Der Prinz läßt sich alles gefallen, und wünscht nur einmahl seinen Bruder zu sprechen. Die Zusammenkunft war beyder würdig. Ludwigs Despotensucht verrieth sich deutlich in den unwürdigen Anstalten, die er dazu traf. Es ward eine Brücke über den Fluß Bron bey dem Schloße Charon gebaut, die in der Mitte eine bretterne Scheidewand hatte. In dieser Wand war ein Fenster, das mit zwölf eisernen Stäben dicht vergittert war. Ludwig kam von der einen Seite, von zwölf Edelleuten begleitet; eine viertel Stunde aber davon hielten zu aller Sicherheit gegen 4000 Reiter. Der Prinz kam von der andern Seite an das Gitter, gleichfalls nur in schwacher Begleitung, zog seinen Hut ab, und verneigte sich drey Mahl gegen seinen Bruder. Dieser dankte ihm sehr freundlich, und versicherte ihm, er habe nach Nichts so großes Verlangen getragen, als ihn zu sehen. Knieend versicherte ihm der Prinz das Nähmliche. Der König ersuchte ihn, aufzustehen, und besprach sich hierauf lange mit ihm. Der schüchterne Prinz, dem in dieser entscheidenden Stunde alle die kummervollen Schicksale vorschwebten, welche seines Bruders Mißtrauen ihm nun schon seit 8 Jahren verursacht hatte, zerfloß vor Wehmuth, und bath unaufhörlich um Gnade und Vertrauen. Der König versicherte ihm dagegen, daß alles vergessen sey, und daß er ihn herzlich liebe. Dennoch wollte er ihm durchaus die Bitte nicht bewilligen, auf die andere Seite herüber kommen zu dürfen. Die anwesenden Herren auf beyden Seiten konnten die ganze Unterredung abwechselnd nicht ohne Thränen und Knirschen anhören. Am folgenden Tage endlich erlaubte der König dem Herzoge, ihn zu besuchen. Dieser kam, fast allein, warf sich seinem Bruder mehr als dreyßig Mahl zu Füßen, und ging dann völlig ausgesöhnt in sein neues Guienne ab. (Sept. 1469.)

Noch einer Zusammenkunft Ludwigs mit dem Könige von England muß hier gedacht werden. Carl der Kühne hatte ein neues, gewaltiges Bündniß mit allen Feinden Ludwigs zu Stande gebracht, und auch den König von England, Eduard IV. mit in dasselbe zu ziehen gewußt. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als auf eine gänzliche Eroberung des feindlichen Landes, und schon verkaufte man die Haut des Bären, noch bevor man sie hatte. Der Operationsplan war entworfen. Eduard landete mit einem ansehnlichen Heere bey Calais, und erstaunte nicht wenig, als er keinen seiner Bundsgenossen, die sich mit ihm hatten vereinigen wollen, vorfand. In dieser Verlegenheit, in welche ihn Ludwigs List und Carls Unbesonnenheit versetzt hatten, kam ein Herold des Königs, der ihm einen billigen Frieden antragen mußte, ihm sehr erwünscht. Im englischen Lager bey Amiens wurde bald nachher ein 7jähriger Stillstand unterzeichnet. Beyde Könige kamen hierauf, dem Wunsche Eduards gemäß, zu Pequigny persönlich zusammen, um den Vertrag zu beschwören. Es mußte natürlich wieder auf einer Gitterbrücke geschehen. Man näherte sich von beyden Seiten dem Gitter, küßte einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferte in Freundschaftsversicherungen. „Es ist kein Mensch auf der Welt, rief Ludwig, den ich so sehr zu sehen gewünscht habe, als Euch, und Gott sey gelobt, daß wir hier in so guter Absicht beysammen sind." Er wurde sogar witzig und scherzhaft, und der offene lebhafte Eduard mußte über seine muntere Laune herzlich lachen. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, ein Franzose, sonst ein ziemlich rechtlicher Mann, erzählt bey dieser Gelegenheit, daß an der einen Seite des Flusses (Somme), von welcher Eduard an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sey, über welchen ein gemachter Weg geführet habe, und nun setzt er als ein kluger Staatsmann hinzu: „wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dieß nicht einmahl, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein sind als wir." (1475. Aug.)

Von ähnlicher Feinheit hatte Ludwig schon das Jahr vorher ein Probchen abgelegt bey einer, für ihn freylich höchst bedeutenden Zusammenkunft des deutschen Kaisers Friedrich III. und des genannten Herzogs von Burgund, Carl's des Kühnen, zu Trier. (Sept. und Oct. 1474.) Der hochstrebende Carl hatte den Plan gefaßt, sich von Friedrich III. zum römischen König machen zu lassen, um ihm einst als Kaiser folgen zu können. Friedrichs Sohn, Erzherzog Maximilian, sollte die schöne Tochter Carls des Kühnen, Maria, heirathen, und nach Carln die Kaiserwürde erhalten. Der Herzog erschien bey der Zusammenkunft mit einer Pracht, die alles übertraf, was man in Deutschland bis dahin gesehen hatte. Seiner Königswürde gewiß, hatte er schon alle Insignien mit nach Trier gebracht, ja sogar in der Cathedralkirche schon Anstalten zur Krönungsfeyer treffen lassen. Doch plötzlich, eh' man sich's versah, reiste der Kaiser wieder ab, ohne von Carln Abschied zu nehmen, oder sonst eine Erklärung zurückzulassen; höchstwahrscheinlich veranlaßt durch ein Schreiben Ludwigs, worin dieser den Samen des Mißtrauens in die Brust des Kaisers geworfen hatte. So zeigt der Genius des Bösen seine nie ruhende Thätigkeit.

Es ist überflüßig, darauf aufmerksam zu machen, welchen Charakter Ludwigs persönliche Unterhandlungen an sich tragen. Welchen andern, als den der Schlauheit und Hinterlist? Das Große suchet man hier vergebens.

Wenden wir uns lieber zum folgenden Jahrhundert, wo ein höchst merkwürdiges Triumvirat die Blicke des Weltbeobachters auf sich ziehet. Carl V., Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, stehen zugleich auf der Bühne, und streben einander den Siegeskranz zu entreissen. Carl und Franz waren beyde als Candidaten der deutschen Kaiserwürde auf den Kampfplatz getreten, anfangs mit vieler gegenseitiger Achtung. Allein der Vorzug, der Carln geworden war, hatte Franzen gedemüthiget und die persönliche Eifersucht erzeugt, die zwischen beyden die ganze Zeit ihrer langen Regierungen die Flammen der verheerendsten Zwietracht nährte. Von der Freundschaft Heinrichs, eines der reichsten und glänzendsten Fürsten des damahligen Europa, versprachen sich beyde den kräftigsten Beystand. Franz schmeichelte daher dem Könige, so wie dessen Minister, mit der größten Sorgfalt; er schämte sich nicht, den Cardinal Wolsey, seinen Vormund, Lehrer und Vater zu nennen, und brachte es durch denselben dahin, daß Heinrich in eine persönliche Zusammenkunft mit ihm willigte. Carl bemerkte den Fortgang dieser Einigkeit mit der größten Eifersucht und Unruhe; nicht mehr vermögend, die Zusammenkunft zu hintertreiben, bemühte er sich wenigstens, ihren Wirkungen vorzubeugen. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland richtete er daher seine Fahrt gerade nach England, und im vollen Vertrauen auf Heinrichs Großmuth landet er in Dover. Carl, dem die Zeit kostbar war, hielt sich nur vier Tage in England auf, aber er verstand, seine Zeit zu benutzen. Den Cardinalerzbischof von York, Thomas Wolsey, Heinrichs allgewaltigen Minister, gewann er vollends, indem er die Hoffnung in ihm nährte, einst die päpstliche Krone zu erlangen. Beyde verließ er, von seiner Artigkeit und Klugheit gänzlich bezaubert.

Bald darauf (7. Juny 1520) erfolgte die Zusammenkunft der beyden Könige, im offenen Felde zwischen Guisnes und Ardres, unweit Calais. Nachdem beyde Könige einander aufs freundschaftlichste bewillkommt hatten, begaben sie sich in ein zu dem Ende aufgeschlagenes Zelt, wo Heinrich die Bedingungen ihres zu schließenden Bündnisses ablas. Nach den Anfangsworten: Ich Heinrich, König, hielt er einen Augenblick inne, und setzte dann bloß hinzu: von England — ohne noch den gewöhnlichen Titel der englischen Könige von Frankreich hinzuzusetzen. Franz bemerkte diese schonende Aufmerksamkeit und bezeugte lächelnd seinen Beyfall. Der Aufwand, den beyde Könige, besonders aber die französischen Höflinge, zeigten, war unsinnig. Die Sparsamkeit eines ganzen Lebens reichte kaum hin, um die Ausschweifungen eines einzigen Tages zu ersetzen. Viele Edelleute, sagt ein Augenzeuge, trugen ihre Mühlen, Wälder und Wiesen auf dem Leibe, um dießmahl zu glänzen; so daß diese Gegend den Nahmen: le Camp du Drap d'or erhielt. Achtzehn Tage dauerten die Feyerlichkeiten; von Staatssachen wurde nichts von Bedeutung ausgemacht. — Anfangs zeigte sich etwas Niedriges und Unedles in dem gegenseitigen Mißtrauen. Beyde Könige kamen niemahls zusammen, daß sie nicht eine zahlreiche Leibwache gehabt hätten, die auf beyden Seiten abgezählt war. Jeder Schritt ward sorgfältig abgemessen. Besuchten sie ihre gegen-

seitigen Gemahlinnen, so begegneten beyde einander gerade in der Mitte zwischen beyden Städten. In dem Augenblick, wo Heinrich in Ardres einging, wurde Franz von den Engländern in Guisnes empfangen. Doch Franz machte dieser unedlen Art des Umganges ein Ende. Er nahm eines Tags zwey Edelleute und einen Edelknaben mit sich, ritt geradeswegs nach Guisnes, erklärte sich bey der englischen Wache zu Gefangenen, und verlangte, vor ihrem Könige geführt zu werden. Heinrich war überrascht. Er umarmte Franzen und sagte: „mein Bruder, Ihr habt mich hier auf die angenehmste Art überfallen; Ihr habt mir gezeigt, daß ich völliges Vertrauen auf Euch setzen darf: ich ergebe mich von dem Augenblick an zu Eurem Gefangenen." Darauf nahm er sich ein kostbares Perlenhalsband vom Halse, hing es Franzen um, und bath ihn, es seinem Gefangenen zulieb zu tragen; Franz schenkte gegenseitig ein Armband von doppeltem Werthe.

Als so das Vertrauen zwischen ihnen hinlänglich befestigt war, verwandten sie die übrige Zeit auf Gastmahle und Ritterspiele. Schon einige Monathe vorher hatten beyde Könige an verschiedene Höfe Boten abgefertiget, die alle Edelleute einladen sollten, gegen sie und ihre Ritter, im Ringrennen oder Turnieren auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Demnach ritten beyde Könige im prächtigen Aufzuge in die Schranken, Franz von Heinrichs, Heinrich von Franzens Leibwache umgeben. Beyde galten für die schönsten Personen ihrer Zeit und waren stolz auf ihre ritterlichen Fertigkeiten. Ein Umstand aber, der von einem Augenzeugen erzählt wird, scheint das schöne Verständniß der beyden Monarchen gestört zu haben. Nach den Turnieren erschienen die französischen und englischen Ringer, und rangen miteinander in Gegenwart der Könige und Damen, und da nach der Versicherung unseres Gewehrmannes unter den Kämpfern manche riesenähnlich waren, so gab dieß ein vortreffliches Schauspiel. Als beyde Könige sich hierauf in ein Zelt begeben hatten, um miteinander zu trinken, kam dem eitlen Heinrich die Lust an, auch einmahl mit Franzen zu ringen. Franz, geübt in solchen Dingen, nahm nicht nur den Antrag an, sondern schlang sich auch um Heinrichs Leib, und warf ihn nach den ersten Wendungen im Angesicht aller Franzosen sehr unsanft zu Boden. Beschämungen dieser Art haften bekanntlich tief und schmerzlich, und so mußte ein ein einziger unedler Scherz vielleicht dem Gange der damahligen Begebenheiten eine ganz entgegengesetzte Wendung geben. Heinrich schied jetzt mit sichtbarer Kälte von Franzen. Zwey Wochen darauf legte er seinen Gegenbesuch bey dem Kaiser ab. Er kam zu ihm nach Grevelingen, und beredete ihn, sich mit ihm nach Calais zu begeben. Carl schmeichelte hierbey dem Stolze Heinrichs auf alle Weise, und übertrug ihm, auf den Fall eines Zwistes mit Franz, das Recht der Entscheidung.

(Der Beschluß folgt.)

Beyträge zur Kriegs-Casuistik.

(Fortsetzung.)

2.

Die Parlementärs.

In öffentlichen Blättern fanden sich über die Sendung des Herrn von Montesquiou am 13. October ins preußische Hauptquartier mehrere Anzeigen, welche die Tendenz hatten, die Verspätung der Briefe, welche derselbe bey sich trug, als einen Hauptverstoß zu betrachten, und diese Sache in ein solches Licht zu stellen, als ob ohne diese Verspätung nicht allein die Schlachten am 14., sondern wohl gar der ganze Krieg abgewendet worden wäre. Die nordischen Miscellen enthalten hierüber einen interessanten Aufsatz, der hier auszugsweise folgt.

„Sehr häufig haben gerade die Umstände und Ursachen, die bey einer flüchtigen Betrachtung als höchst geringfügig erscheinen, den bedeutendsten Einfluß geäußert. Ohne daran zu erinnern, daß ein Paar Handschuhe und ein von Lady Marlbourough auf das Kleid ihrer Freundinn gegossenes Geschirr, Europa eine andere Gestalt gaben, und Ludwig XIV. retteten, wie einst die Gänse das Capitol, so warf im Kriegsrathe zu Erfurt am 5. October, die einzige wohl accentuirte Bemerkung Lucchesini's: „daß es der Kaiser nicht wagen werde, durch eine offensive Operation in dem nachtheiligen Lichte eines Aggressors zu erscheinen," alle Gründe, alle Vorschläge über den Haufen, die man an diesem Tage, und an so vielen frühern verschwendet hatte, anschaulich zu machen, daß das Heil Preußens, in einer thätigen Offensive, und in dem raschen Vordringen über die feindliche Gränze bestehe. — So soll 1799 die einzige Bemerkung Lombards, der seinen König (über die vorläufige Einwilligung, welche er auf die dringenden Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig und Grafen Haugwitz zum Beytritt einer damahls im Entstehen begriffenen Coalition gegen Frankreich, gegeben hatte) eines Abends sehr nachdenkend antraf: „Aber Ew. Majestät sind ja Herr und Meister zu thun und zu lassen, was Ihnen beliebt," — eine Coalition und einen Krieg gehindert haben, der vielleicht glücklicher gewesen wäre, als der von 1806.

Einige Husaren, welche am 13. Nachmittags nach Dornburg hineingesprengt waren, erfuhren von den dasigen Einwohnern, daß ein französischer Officier ohnlängst in der Stadt gewesen sey, der sich noch in der Nähe befinden müsse. In der Erwartung eine gute Beute zu machen, begaben sie sich heraus ins Saalthal, und fanden in der Nähe von Porstendorf, in einer der daselbst nahe gelegenen Schluchten den Herrn von Montesquiou, der zu Fuß, mit Schreibtafel und Bleystift in der Hand beschäftigt schien, die Gegend aufzuzeichnen. Er ward ergriffen; der Husar nahm ihm Uhr und Säbel und nöthigte ihn, ihn als Gefangener nach Dornburg zu begleiten. Herr von Montesquiou, in Dresden erzogen, der deutschen Sprache völlig mächtig, verschwendete seine ganze Beredtsamkeit, sich loszuwinden, und unterstützte seinen Antrag mit einigen Goldstücken. Der Husar steckte die Goldstücke gleichmüthig ein, ermangelte indessen nichts desto weniger seinen Gefangenen, den er nach der, unter dieser Classe von Leuten gewöhnlichen, Vorstellungsart, unmittelbar für einen französischen Spion hielt, vor den Fürsten Hohenlohe zu führen, der sich mit seiner Suite auf der Anhöhe von Zimmern befand.

Der Herr von Montesquiou, der das Mißliche und Verdachterweckende seiner Lage in vollem Gewicht empfand, sagte auf die etwas barschen Fragen des Fürsten: „Wer er sey, und was er hier treibe," einige Complimente, wie glücklich er sey, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten

Feldherrn zu machen, aber wie unglücklich zugleich, sich in dieser wilden Gegend verirrt zu haben u. s. w. Der Fürst wiederhohlte seine Fragen, der Herr von Montesquiou seine Complimente. „O, sagte der Husar, welcher ihn eingebracht hatte, Ew. Durchlaucht, der Kerl ist ein Spion; er hat sich hier schon den ganzen Nachmittag herumgetrieben, und ich habe ihn da unten auf einem Seitenwege angetroffen, wie er sich das aufgeschrieben hat. Er spricht Deutsch wie wir, und hier ist das Geld, was er mir gegeben hat, um mich zu bestechen, daß ich ihn mochte laufen lassen; aber ich habe mich wohl gehütet." Herr von Montesquiou konnte die Thatsache nicht läugnen; er gab sich aber jetzt als einen Kammerherrn der Kaiserinn, und Capitaine des Ordonnances permanentes, zu erkennen.

„Wo ist der Kaiser?" fragte der Fürst. Nach einigen Winkelzügen kam es heraus, daß er in Gera sey, und jetzt wurden eine Menge Fragen und Antworten gewechselt, über Dinge, die auf die Stellung und Märsche der französischen Armee und dergleichen Bezug hatten. Der Herr von Montesquiou, der mittlerweile wieder einige Fassung gewonnen hatte, lag den Fürsten inständigst an, ihn auf freyen Fuß zu setzen, und da man dieß seltsam fand, berief er sich auf das schützende Völkerrecht der Gesandten, und versicherte, daß er Aufträge und Briefe vom Kaiser an den König von Preußen habe. Er mußte sie vorzeigen. Es waren drey. Einer vom Kaiser an den König; der zweyte vom Fürsten von Benevent, Talleyrand, an den Minister Grafen v. Haugwitz, und der dritte vom französischen General-Quartiermeister an den General-Quartiermeister der preußischen Armee. Der Fürst erbrach den letztern, der mehrere Vorschläge über die gegenseitige Behandlung der Gefangenen und Verwundeten enthielt. Der Brief war aber nicht aus Gera, sondern aus irgend einem andern, weit entlegeneren Orte datirt. Dieser Umstand fiel auf, und es begann ein neues Examen. Hierin wiederhohlte der Herr von Montesquiou die Behauptung, er sey mit den Briefen, die, so viel er wisse, eine Antwort auf die preußischer Seits wegen Auslieferung des Leichnams des Prinzen Louis eingelaufene Bitte enthalten, aus Gera abgefertiget worden. Er habe hier nicht erwartet, auf preußische Patrouillen zu stoßen; des Weges unkundig, habe er den Marschall Lannes verfehlt, der ihn mit einem Trompeter versehen sollen; er bitte inständigst, so schnell als möglich, zum Könige gebracht zu werden, denn seine ganze Carriere hange von der Ausrichtung seines Auftrages ab, und er würde die Gnade des Kaisers unausbleiblich und für immer verscherzen, wenn man ihn länger aufhalten wolle.

So geneigt man auch seyn mochte, der Erzählung des Herrn von Montesquiou Glauben beyzumessen, und eine Menge kleiner Umstände, die sich vereinigten, seine Person und sein ganzes Geschäft im höchsten Grade verdächtig zu machen, auf Rechnung eines unglücklichen Ungefährs und einer sehr begreiflichen Bestürzung zu schieben, so hatte dennoch die Art und Weise, wie er sich bisher benommen, und sich hatte ergreifen lassen, zu viel wider sich, um nicht gerechte Zweifel zu hegen. An und für sich war es sonderbar genug, daß man einen Officier mit kaiserlichen Aufträgen, ohne Bothen, ohne Trompeter oder Bedeckung von Gera fortgeschickt hätte. Aber wie kam denn dieser Officier, welcher der Sprache und selbst des Landes so kundig schien, hieher nach Dornburg? Ging hier etwa die Straße nach Weimar? Oder war dort in der Nähe der Marschall Lannes? Wenn sein eigentliches Geschäft war, Briefe zu überbringen, warum wollte er denn die preußischen Vorposten umgehen, warum kam er erst so spät, und gleichsam wie nach einer ihm während der Verlegenheit noch zur rechten Zeit in das Gedächtniß zurückgerufenen Idee dahin, dieses Auftrags zu erwähnen? Warum, wenn sein Geschäft eilig war, hatte er sich in Dornburg verweilt, und allerley, dem Geschäft fremdartige Erkundigungen eingezogen, und im Saalthale gezeichnet? woher der früher datirte Brief? Weshalb das wiederhohlte Hinweisen auf die Verschlimmerung seines Privatschicksals? Erst später, nachdem er mehr Contenance gewonnen hatte, und merkte, daß der Fürst gesonnen sey, ihn als einen Gefangenen zu behandeln, der die Vorposten recognoscirt habe, versicherte er im Vertrauen, daß die unerbrochenen Briefe von der äußersten Wichtigkeit seyen, daß darin vielleicht Vorschläge enthalten seyen, die den entscheidendsten Einfluß auf Krieg und Frieden haben könnten, und dergleichen mehr. Hatte jetzt nicht die Sache ganz den Anschein, als ob die vorgebliche Sendung bloß ein Vehikel sey, auf eine geschickte Manier sich in der Nähe der Vorposten und im Rücken der Armee aufhalten zu dürfen, ohne große Gefahr zu laufen? Denn wurde man im schlimmsten Fall ertappt, nun so erzählte man, im Vertrauen auf die oft erprobte deutsche Gutmüthigkeit, irgend eine Fabel, zeigte endlich die Briefe vor, sah und hörte eine Menge wissenswerther Dinge, und kehrte endlich unter sicherer und höflicher Begleitung ins kaiserliche Hauptquartier zurück. Ist nicht der General Bauer im siebenjährigen Kriege unzählige Mahl auf ähnliche Weise in die Gefangenschaft gerathen? Hatten die Franzosen nicht Officiere ihres Generalstabes mitten durch Uns als Couriere an den Gesandten beym sächsischen Hofe bis nach Dresden geschickt? Waren nicht Andere im Hauptquartier zu Naumburg gewesen? Hatte man nicht in Gera 25,000 Livres gebothen, wenn sich jemand von den Landeseingebornen verstehen wolle, die Stellung der preußischen Armee genau auszukundschaften? War nicht das ganze Betragen des Herrn von Montesquiou, das seltsame Zurückhalten mit dem eigentlichen Zwecke seines Geschäfts u. s. w. ganz dazu geeignet, den Verdacht zu bestärken? Hatte der Herr von Montesquiou wirklich den Weg und den Marschall Lannes verfehlt, und war sein Geschäft in der That so wichtig und dringend, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich von Dornburg aus, durch einen sichern Bothen ohne Verzug nach Jena führen zu lassen, das, wie ihm nicht unbekannt seyn konnte, wenn er am Morgen den Kaiser verlassen hatte, von den Franzosen besetzt war, und woselbst der Kaiser bereits persönlich eingetroffen war. Gesetzt aber auch, er hätte dieß Alles nicht gewußt, und ein unglückliches Geschick, wie es die schuldlosesten Menschen oft am leichtesten und ärgerlichsten neckt und berückt, hätte ihn in die Gefangenschaft geführt, so konnte nur ein offnes und freymüthiges Betragen ihn frey sprechen, und ihm Zutrauen erwecken. So aber blieb dem Fürsten fast kein anderes Urtheil, als dieses: Dieser französische Officier ist entweder bloß gesendet, um zu recognosciren, und man hat ihm zu seiner Sicherheit einige gleichgültige Briefe mitgegeben, die er schon seit einigen Tagen bey sich in der Tasche herumträgt; oder aber die Recog-

noscirung ist Nebensache, ein beyläufig aus eignem Antriebe übernommenes Geschäft, Folge einer verführerischen Gelegenheit, aber alsdann sind die Briefe, welche er überbringen sollte, auch von keiner besondern Erheblichkeit, weil sonst sein saumseliges Betragen unerklärlich wäre. Das Geständniß, welches ihm gleich Anfangs die Verlegenheit entlockte, gibt den wahren Aufschluß über ihren Inhalt, und das spätere Vorgeben einer größern Wichtigkeit ward ihm bloß durch die Besorgniß eingegeben, daß ihm seine Ungewandtheit und Unvorsichtigkeit, Verweise, und die Ungnade des Kaisers zuziehen müsse. Ob der König (konnte der Fürst ferner argumentiren) den Bescheid über die Leiche des Prinzen Louis einen Tag früher oder später erfährt, ist unwichtig, aber es ist nicht gleichgültig, wie früh die Franzosen von dem Marsche des Königs nach Auerstädt und von der isolirten Lage der Armee des linken Flügels benachrichtigt werden, und zu gleicher Zeit ist es höchst wichtig für mich, im Laufe eines längern Gesprächs dem jungen Manne, der täglich um die Person des Kaisers ist, diese oder jene interessante Äußerung zu entlocken, theils ihm diese und jene Ansicht einzuflößen, die er nicht ermangeln wird, gehörigen Orts wieder ausströmen zu lassen. —

Der Herr von Montesquiou, der zu gleicher Zeit von einer andern Seite, durch sein liebenswürdiges Äußere, seine feine Bildung und seinen Rang einen günstigen Eindruck auf mehrere der Anwesenden gemacht hatte, erhielt seine Uhr, seinen Säbel und sein Geld zurück, man behandelte ihn von nun an sehr artig und zuvorkommend; der Fürst ließ ihm ein Pferd geben, und lud ihn, da es schon spät sey, und er zu fatigirt seyn werde, um sogleich seine Reise fortzusetzen, zur Abend- (oder eigentlich verspäteten Mittags-) Tafel nach Kapellendorf. Herr von Montesquiou, wiewohl etwas ungern, und obschon er nicht unterließ, sich von Zeit zu Zeit über sein Unglück zu beklagen, und zu bitten, daß man doch auf seine peinliche Lage Rücksicht nehmen, und seine Weiterbeförderung möglichst beschleunigen möge, ließ sich indessen den Vorschlag gefallen, und bestärkte dadurch den Fürsten und seine Umgebungen immer mehr und mehr in ihren Vermuthungen. So geschah es dann, daß erst am folgenden Morgen, nachdem der Fürst seinen Rapport an den König über die Vorfälle vom 13. beendiget hatte, in der Begleitung des Hauptmanns von Gneisenau, zum Könige abgeführt wurde. Durch das Zusammentreffen mit dem General Rüchel, der den Herrn von Gneisenau mit einem andern Officier vertauschte, ward die Reise des Herrn von Montesquiou nochmahls um einige Stunden verspätet, und es scheint fast, daß der General Rüchel die ganze Angelegenheit aus demselben Gesichtspuncte betrachtet hat, wie der Fürst Hohenlohe. Sieht man indessen auch ganz davon ab, in wiefern das Benehmen des Fürsten bey dieser Gelegenheit unrichtig gewesen sey oder nicht, so läßt sich nach wahrscheinlichen Gründen berechnen, daß die Verzögerung des Herrn von Montesquiou auf die Ereignisse des 14. Octobers wenig oder gar keinen Einfluß gehabt hat.

Hätte die Sendung des Herrn von Montesquiou wirklich Einfluß haben sollen, so hätte mit den Operationen bis zu seiner Rückkehr gewartet werden müssen, die aber vor Mitternacht nicht füglich erfolgen konnte, da er am Nachmittage erst in Dornburg war, und eine so wichtige Angelegenheit zweifelsohne den König und seine Rathgeber einige Stunden beschäftigt haben würde. Diese Vermuthung gewinnt um so mehr an Wahrscheinlichkeit, da man aus den französischen officiellen Berichten weiß, daß selbst noch am 14. der Kaiser das Gefecht gern noch um einige Stunden verspätet hätte, wenn ihm nicht die Gelegenheit allzu günstig erschienen wäre. Eben so würde der Herzog von Braunschweig in dem Fall, daß der König die Vorschläge des Kaisers genehmigt hätte, nicht ermangelt haben, den unter jeden Umständen nöthigen und wichtigen Marsch nach Freyburg fortzusetzen. Die Avantgarde der Hauptarmee wäre sodann, wie nun, mit dem Marschall Davouſt zusammengestoßen, der auf keine Weise unterrichtet seyn konnte, und auch zu viel Gründe für sich hatte, um diesen Marsch gutwillig zuzulassen. Das Gefecht hätte dort begonnen, und der Kanonendonner von Auerstädt wäre das Signal zur Schlacht von Jena geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Über den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs.

(Beschluß.)

Der Bash-Muhasebedgi ist der Chef des vierten Bureau, wo die Rechnungen der Ausgaben und Einnahmen des ganzen Staats angefertigt werden. Er ist einer der ersten Beamten der Defterdarie, und führt auch die Rechnungen von den Ausgaben der Admiralität, der Artillerie, der Munition, des Kriegsgeräths, der Kanonen, Lavetten u. s. w.

Der Kus-Namedgi führt die Register über die täglichen Ausgaben und Einnahmen, auch über die Besoldungen, welche die Staatsdiener im ganzen Reiche erhalten.

Der Rumelieh-Muhasebedgisi führt die Register über die Einkünfte von den europäischen Provinzen.

Der Anatolieh-Muhasebedgisi führt Rechnung über die Einkünfte in Asien.

Der Haremein-Muhasebedgisi besorgt die Einkünfte der Vakufs oder Lehen der Moskeen, welche sehr beträchtlich sind. Er steht unmittelbar unter dem Kislar-Aga (Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen), dem die Aufsicht über diese Güter zusteht, und der in seinem Divan mit Hülfe der Mutavellis (sogenannte Vorsteher der Moskeen) in letzter Instanz über die Angelegenheiten, welche Beziehung auf die Vakufs haben, entscheidet.

Sultan Mustafa der Dritte entzog dem Kislar-Aga, um ihn in seinem Einflusse zu beschränken, dieses Departement, und vertraute es dem Großvezier. Deßfalls ist der Kislar-Aga in Hinsicht der Stelle, die er bekleidet, immer als Muteveli, oder Oberaufseher über alle kaiserliche Moskeen von Mekka und allen heiligen Orten, als auch von allen Lehen, Einkünften und Domainen, welche zu den Moskeen gehören, und unter dem Gesammtnahmen Haremein begriffen werden, zu betrachten. Zu ihnen gehören Turkomanien, Volo, Lariſſa, ein Theil von Morea, und eine Anzahl Lehen in Griechenland, welche von dem Vekil, einem Agenten des Kislar-Aga, der zu Athen residirt, verwaltet werden.

Die Vortheile, die der Kislar-Aga vormahls vom Haremein hatte, und welche sehr ansehnlich waren, fließen jetzt auf Verlangen des Großherrn dem Miri zu.

Den Gizieh-Muhasebedgisi, oder Chef der Kopfsteuereinnahme, nennt der Prinz Kantemir Muhasebedgi.

Der Mew-Kuffat ist das Haupt der Stelle, wo die Verzeichnisse über den Grundzins oder den sogenannten Avariz, den die Hauseigenthümer auf dem platten Lande und in den Städten erlegen müssen, geführt werden.

Der Mukabeledgi hält eine genaue Rechnung von allen Truppen, und sieht darauf, daß der Sold ihrer Zahl entspreche, so daß er für einen sogenannten General-Commissär geachtet werden kann.

Der Jaya-Mukabeledgi führt die Liste über die Infanterie.

Der Pigade-Mukabeledgi ist der Chef von dem Bureau der Kanoniere und Bombardiere.

Der Souvary oder Atli-Mukabeledgi ist der Chef der General-Bureaux, wo die Rechnungen über den Sold der ganzen Kavallerie geführt werden.

Der Kutschuk-Rus-Nametgi ist Chef der Rechnungskammer über den Sold, welchen die Kapidgi-Baschi oder Kammerherrn, die Itsch-Agas oder Pagen, die Tschans oder Thürsteher, die Mutiferikas oder Garde du Corps, welche alle zur Kavallerie vorzüglich zum Haushalt des Sultans gehören.

Der Bujuk-Kala-Effendi führt die Rechnung über die Ausgaben, welche die Festungen und die Truppen verursachen.

Der Kutschuk-Kala-Effendi hält Rechnung über die Kasten der Festungen und Truppen in Asien.

Der Seligane-Havadgesi-Effendi ist der Chef der Kammer der Auszahlung, welche die Beys zur Unterhaltung und Bemannung der Galeeren erhalten, die am Archipel stationirt sind.

Der Kasler-Effendi ist der Chef des Caß oder der Kammer der großherrlichen Lehen, welche der Großherr den obern Beamten des Reichs verleihet, und beym Absterben der Lehnsherren immer für Rechnung des Miri verkauft werden.

Der Episcopas-Kalemi ist die Kammer der Gefälle, welche die griechischen und armenischen Geistlichen zahlen müssen.

Kutschiuk-Ew-Haff, Kammer der Vakuf, welche unter der Aufsicht des Vezirs, des Mufti und des Stambul-Effendi stehen.

Basch-Mukatadgi, Chef der Zollkammer von Rumelien und Uskiup.

Keffe-Mukatadgi hat die Verwaltung der Zölle, welche in der Gegend von Kaffa statt finden.

Aulonia-Mukatadgi ist Chef der Zollkammer von Albanien.

Brusia-Mukatadgi ist Chef der Kammer von den Zöllen, welche zu Brusa, in Bithynien, und in Anatolien oder Kleinasien erhoben werden.

Istambul-Mukatadgi heißt der Director der Zölle zu Constantinopel.

Haremein-Mukatadgi ist der Vorsteher der Zölle, die in den Ländern und Provinzen erhoben werden, welche Haremein sind, und sieht auf die Abgaben, welche der Miri von den den Moskeen gehörigen Ländern erhebt.

Enderin-Kiaghid-Eminy ist Chef im Bureau, welches Rechnung von dem Belauf führt, der dem Miri aus der Pacht der Lehen, Zölle und andern Mukatas eingeht.

Maligeh-Teskieredgi ist Chef der Kammer der liegenden Gründe, welcher Rechnung über den Ertrag der Pacht führt, die beym Miri von den Malikianes eingeht.

Es ist hier der Ort, den Unterschied zwischen Mukata und Malikiane, von welchem der Prinz Kantemir keine deutliche Erklärung gegeben, einzuschalten. — Mukata ist ein Lehen, welches der Miri dem Meistbiethenden auf eine gewisse Zeit verpachtet; Malikiane aber ist ein Lehen, welches auf Lebenszeit weggegeben wird, und dem Miri erst nach dem Tode des Feudatarius zufällt. Während seines Lebens behält der Pachter, gegen Erlegung gewisser bestimmter Abgaben, welche ihm auch nicht erhöht werden können, den Ertrag der Lehen. So ist es nicht bey dem Mukata, wo der Miri oft die Pacht erhöht, oder den Pachter vor Ablauf der Pacht absetzt.

Der Defterdar-Muktabedgisi ist Chef der Kammer, wo die Berats oder Lehen-Diplome angefertigt und die Vorstellungen ausgefertigt werden, welche der Defterdar dem Vizir, die Angelegenheiten der Defterdarie betreffend, zu machen hat.

Tarik-gi-Havadgesi-Effendi, Chef des Bureau, wo die Berats und die Befehle der Defterdarie datirt werden.

Maden-Mukatadgi, Chef der Zoll-Abgaben und der Ausfuhr, welche den Unterthanen des Großherrn bewilligt werden.

Der Vemedar-Bachi ist der Kassirer, welcher alles Geld, das in den Tresor eingeht, ein- und ausgibt.

Der Basch-Baki-Kali ist der Executions-Beamte, welcher durch Gefängnißstrafe die Schuldner des Miri zwingt, ihre Schuld demselben abzutragen.

Dieß ist nun eine genaue Aufzählung von den verschiedenen Bedienungen und Departements, welche Beziehung auf die Finanzen haben; doch gehören hierher noch einige Bemerkungen über den Geschäftsgang in diesen Verwaltungszweigen.

Von dem, was man Bilanz und Defizit heißt, ist nie bey denen, welche die Finanzen des türkischen Reichs verwalten, die Rede. Die Rechnungen müssen mit Klarheit und Kürze geführt werden, um sie auf Verlangen dem Sultan oder Großvezir vorlegen zu können; und man will sogar bestimmt wissen, daß Einnahme und Ausgabe jedes Jahr dem Großherrn in der besten Ordnung auf wenigen Blättern Papier überreicht wird.

Die Türken haben eine eigene Gewandtheit in ihrer Rechnungsführung. Die weitläufigsten und verwickeltsten Berechnungen, zu welchen man sonst mehrere Bogen Papier braucht, werden bey ihnen auf kleine Streifen Papier in wenige Linien zusammengedrängt, wo zugleich alle Winke und Erörterungen, und das mit der größten Bestimmtheit, vorgefunden werden. Man hat eine eigene Schrift für die Rechnungsführung, welche nicht bekannt ist, und in Abkürzungen und conventionellen Zeichen besteht, die sehr nett und einfach sind. In der größten und weitläufigsten Rechnung findet man nicht mehr Raum auf dem Papier leer gelassen, als nöthig ist, die Buchstaben zu unterscheiden.

Die ersten Stellen des Staats werden in diesen Rechnun-

gen nach einer alten Norm in verschiedenen Artikeln und Benennungen, und zwar mit Einwilligung des Großherrn, aufgeführt. Man kann ohne seinen Befehl und ohne die nöthigen Formalitäten keine neuen Stellen der Art schaffen, und es wird in der Hinsicht so viel darüber gestritten und gesprochen, daß es sehr schwer wird, eine neue Ausgabe in den Etat aufzubringen, um so mehr, da es der Vortheil des Defterdars ist, sie sofort zu streichen.

Der Schatzmeister des Reichs kann nicht einen Asper, ohne die dermahlige Unterschrift des Visirs und die gehörigen Formalitäten verwenden.

So kann auch der Großvezir, trotz aller seiner Macht, nicht über die kleinste Summe disponiren, wenn nicht selbst sein Befehl mit allen Formalitäten ausgefertigt wird, welche zur Auszahlung verpflichten. Daher ist es auch selten oder gar nicht der Fall, daß der Vezir nach eigenem Gefallen und noch weniger zum eigenen Vortheil die öffentlichen Gelder verwendet.

In dem Schatzmeisteramt werden die Rechnungen und die Befehle zur Auszahlung, und zwar auf kleine Zettel und in der Form, wie es die jüngern Verordnungen vorschreiben ausgestellt und eingetragen, durch welche die Auszahlung einer Summe bewerkstelligt wird. Dieser Zettel wird dem Defterdar vorgelegt, welcher seine Bemerkungen darüber macht, und ihn dem ihm untergeordneten Bureau zusendet, um sie zu verificiren und zu controliren.

Nach allen diesen Formalitäten und Bewilligungen des Defterdars überreicht man den Zettel dem Vezir, welcher mit einem ihm eigenen Federzug sein „Sah" oder seine Unterschrift darin setzt. Vor der Zahlung muß der Vezir noch einmahl unterzeichnen, und alsdann fügt der Defterdar noch ein Zeichen hinzu, wodurch die Zahlung anbefohlen wird. Wenn der Defterdar schikaniren will, so können seine Bemerkungen ins Unendliche gehen, und es geht keine Rechnung durch, die er nicht, so gut wie der Vezir, wenigstens zwey Mahl zeichnet.

Miscellen.

Aus der Schweiz. Herr Prof. Georg Müller zu Schaffhausen kündigt die nahe Erscheinung der nachgelassenen Werke seines unsterblichen Bruders, des Fürsten unter Deutschlands Historikern, an. Da nur das Erlesenste aus seinem Nachlasse herausgegeben werden soll, und seine Geschichte der Schweiz wohl nicht in der Sammlung aufgenommen werden dürfte: so wird sie schwerlich achtzehn Bände stark werden, wie die Ankündigung verheißt. Es wird die erste Lieferung schon zu Ostern 1810 erscheinen, und Müllers „Vier und zwanzig Bücher allgemeine Geschichten, besonders der europäischen Menschheit" enthalten. Zur Grundlage dieses Werkes dienten Excerpte aus 1833 historischen Schriften alter und neuer Zeit. Die vertrauten Briefe an seinen Bruder Georg werden schon zu Michaelis 1810 erscheinen, und gewiß mit nicht geringerm Interesse, als einst seine Briefe an Bonstetten gelesen werden. Der Deutschen und der Schweizer Nationalstolz wird sich ohne Zweifel in der glänzendsten Reihe von Subscribenten den Zeitgenossen, dem Auslande und der Nachwelt offenbaren. Selten öffnete sich dafür würdigere Gelegenheit. — Möchten die ehemahligen Correspondenten des deutschen Geschichtschreibers durch Mittheilung seiner an sie gerichteten Briefe, um welche Georg Müller schon in verschiedenen Journalen, wie es scheint, nicht mit ganz glücklichem Erfolg bath, die Sammlung dieses merkwürdigen Nachlasses aufs möglichste vervollständigen wollen!

.....

Unter den Generalen, welche den Kaiser Napoleon auf seinem Feldzug nach Ägypten begleiteten, befand sich auch der General Friant. Er commandirte eine Division der Armee, welcher unter andern auch eine Anzahl Gelehrter zugetheilt war, und wurde auf dem Marsch von einem großen Haufen Araber bedroht. Seine Ordre war schnell gegeben: La division formera un quarré; les ânes et les savans au milieu! Ein allgemeines Gelächter erschallt. Die Araber, die eben angreifen wollen, glauben sich auf irgend eine Weise bedroht, weil sie ein allgemeines Lachen aus Jovialität in einem solchen Zeitpunct nicht begreifen, kehrten eiligst um, und die Division setzt ungehindert ihren Marsch fort.

.....

Der König von England reiste im Jahr 1778, zu Besichtigung des Sommerlagers auf der Küste, durch Winchester, und wollte dort zugleich das Collegium sehen. Für diesen kurzen Aufenthalt des Königs hatte Doctor Warton, neben andern ausgezeichneten Männern, auch Garrik zu sich berufen. Garrik bekam Lust, die Musterung mit anzusehen. Er reitet ins Lager. Beym Absteigen reißt sein Pferd aus und läuft davon. Garrik in der Verlegenheit, seines Pferds wieder habhaft zu werden, wirft sich in die Stellung seiner Rolle in Richard III. und ruft mit allem Zauber, der jene Darstellung zierte, den staunenden Soldaten die so berühmten Worte des sterbenden Tyrannen zu:

A horse! a horse! My kingdom for a horse!

(Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!)

Der König hört ihn. „Das kann nur Garrik gesprochen haben, sagte er, man sehe, ob er vom Pferde gefallen ist." Er wird gesucht und zum König geführt, der ihm sagt: „Unmöglich, Garrik, können Sie eine Stelle aus Shakespeare aussprechen, ohne im Augenblick erkannt zu seyn."

.....

Carl der Große besiegelte manchmahl seine Schreiben mit dem Degenknopfe. „Hier sind meine Befehle," sagte er, „und hier (indem er auf das Schwert deutete) ist das, was ihnen Gehorsam schaffen wird."

.....

Dem Herzog von Bourbon, der Gute mit Recht zubenannt, überreichte ein Angeber eine lange Liste, von Vergehungen seiner Beamten. „Hast du," sagte der Herzog, „auch eine Liste der Dienste gehalten, die sie mir erzeigt haben?" — In manchen Fällen hätte der Angeber antworten können: Nein, denn die Großen fragen nur nach jenen.

.....

Die Franzosen haben doch von jeher eben so gut, als die Deutschen schlecht verstanden, sich selbst zu rühmen. In der Vorrede zum salischen Gesetz sprachen sie folgender Gestalt von sich: „Die vortreffliche Nation der Franken, deren Urheber Gott selbst ist, im Felde tapfer, daheim durch Bündnisse gesichert, tief in ihren Rathschlägen, am Leibe edel, gesund, schön, keck, schnell, abgehärtet" Ein einziger, schwer zu deutender Ausdruck steht in dieser Vorrede, nähmlich: candore egregia. Es kann sich etwa auf ihre Haut beziehen; vielleicht haben sie aber auch einen alten Vorwurf dadurch ablehnen wollen; daß sie nähmlich treulos, und meineidig waren. Schon Vopiscus sagte von den Franken, daß sie gewöhnlich mit lachendem Munde Eid und Treue gebrochen hätten. Der Bischof von Marseille, Salvian, führt es als einen unterscheidenden Charakterzug dieser Nation an; und freylich bekräftiget solches ihre Geschichte nach der Einruckung in Gallien, denn in keinem Zeitbuche findet man so viele Meineide und Treulosigkeiten, als in dem noch dazu partheyischen Gregor von Tours, der vom Meineid, als von einer ganz gewöhnlichen Sache zu reden pflegte. „Gunthram" (sagte er unter andern) „sonst ein ehrlicher Mann, nur sehr zum Meineid geneigt, indem er seinem Freunde etwas eidlich zusagte, ohne es sogleich wieder zu brechen."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 31. Januar 1810.

Bey aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee, welche als Commentar und Schlüssel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens jene Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte, sich denken läßt.

Johann von Müller.

(14.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

(Fortsetzung.)

12.

Man glaubt gewöhnlich, der Seeheld Andreas Doria sey, um sich auf des Kaisers Seite zu wenden, von Frankreich und vom Papst widerrechtlich oder treulos abgefallen. Auch dieses ist einer der unzähligen geschichtlichen Irrthümer, welche die Einsicht gleichzeitiger Urkunden augenblicklich ertödtet. Doria war kein Verbündeter, wie konnte er es auch seyn? Er war ja kein Landesherr, nicht einmahl Meister in Genua, und wollte es nicht seyn. Losmachen wollte er seine Vaterstadt von den bösen Händeln der Fregosi und Adorni, mit ihrer Freyheit unter des Kaisers Schutz stellen, ihr Gebieth durch Savona sichern, als Frankreich seine Dienste mit Undank belohnte. Er war bestimmte Jahre in Diensten, zuerst des Papstes, dann Frankreichs, um nach dem Condottierengeiste jener Zeiten frey zu heißen, wem er wollte, so lange kein anderer Vertrag ihn band. Es band ihn aber kein solcher mehr, als er mit dem Kaiser abschloß. In seiner Capitulation mit demselben verlangte er ausdrücklich: „Più domanda à sua cesarea Maestà, che l'obligo di questo Servizio cominci al primo di giuglio, al qual tempò ha presa licenzia del Re cristianissimo," dem er sich nicht länger, als à duoi Anoi verdingt habe.

Der Marquis del Vasto, Pescaras Neffe, gilt gewöhnlich für denjenigen, der, als er auf Moncadas Flotte von Doria geschlagen und gefangen war, diesen für den Kaiser gewonnen habe, etwa wie Tallard, in London glücklicher als bey Blindheim, den Utrechter-Frieden vorbereitete. — Aber dieses Verdienst gebührt (obwohl der Marquis ungezweifelt thätig beywirkte) vielmehr dem Großkanzler Gattinara, welcher auf einer Wallfahrt nach Montserrat durch den, ihm schon lange bekannten Einsiedler aus der, „hermitage de nostre dame de grace, assise sur le port de Palamos" Doria erforschen, und alsdann die Unterhandlung durch den Kammerherrn Franz von Rupt, Herrn von Baury und Dorias vertrautesten Diener Erasmo fortsetzen ließ. Sie hatte im May 1527 begonnen. Der Sieger bey Aversa, Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, Lannoys Nachfolger als Vicekönig von Neapel schloß die Capitulation im July 1528. Carl ratifizirte sie zu Madrit am 11. August 1528. Don Juan Manuel, einst des Kaisers Gesandter in London und Rom, der ältere Granvella, Baury, der Marquis del Vasto, Ascanius Colonna ꝛc. waren Zeugen.

13.

Ob Carl verstanden habe, sein Heer durch Aug und Ton, altrömisch zu begeistern?

Bey der Mühlberger Schlacht, hatte Alba die Furth durch die Elbe durch zwölf Spanier erforscht, die unter dem heftigen feindlichen Feuer, den Degen zwischen den Zähnen, schwimmend das jenseitige Ufer erreichten, und drang darauf mit der ganzen Reiterey ungestümm nach, den Feind zum Stehen zu bringen. Carl vom Podagra gequält, an Füßen und Hals theilweise gelähmt, ließ sich gleichwohl aufs Pferd schnallen, wie er den Donner des Geschützes hörte, und sprengte dem Feuer zu. Da sah er am Wege ein, durch den seevelhaften Muthwillen einiger feindlichen Kriegsleute verstümmeltes Crucifix. Rasch hielt er an, und rief nach einem glühenden Blicke auf die ihn umgebenden spanischen Gensd'armes von Adel, mit lauter Stimme die Worte des Psalms: „Exurge domine et judica causam tuam!"

14.

Der von Carl's Urgroßvater, Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, im Jahre 1430 gestiftete erhabene Orden des goldenen Vliesses hatte neben andern hehren Vorrechten auch das der wechselseitigen Sitten-Censur der Mitglieder, selbst gegen den Souverain des Ordens und des Landes. So sagten beym Kapitel 1468 die versammelten Ritter, dem Großvater Carl's V., Herzog Carl dem Kühnen: „Er fahre seine Diener zuweilen allzu rauh an, und vergr

„sich manchmahl, selbst wenn er von Fürsten rede. Auch bäthen „sie ihn ganz gehorsamst, seine Versprechen künftighin genauer „zu halten und seine Völker in keine unüberlegten Kriege zu „verwickeln." — Beym Generalkapitel von 1531 tadelte der Ordenskanzler, Carln V. nach einem schmeichelhaften Prolog über seine großen Eigenschaften: „daß er in Vollziehung „der Geschäfte öfters zu langsam seye, sich allzuviel um die „Details bekümmere und darüber manchmahl die großen Ge„schäfte nicht genugsam wahrnehme. Er besetze die Gerichts„höfe nicht immer mit den tüchtigsten Subjecten und bezahle „Heer und Beamte schlecht."

15.

Wie Alexander, Homers Ilias, so hatte Carl Thuzydides unsterbliche Historie stäts unter seinem Kopfkissen. — Wie Alexander nur von Apelles so wollte Carl nur von Tizian gemahlt seyn. Einmahl entfiel dem Künstler der Pinsel während dieser Arbeit. Carl hob ihn auf und reichte ihm denselben wieder dar, mit den Worten: „Ihr seyd es werth, daß euch der Kaiser bediene."

Lucas Müller, insgemein von seinem Geburtsorte Cranach im Bambergischen Lucas Cranach genannt, kursächsischer Hofmahler und Rathsherr zu Wittenberg, der Begleiter Friedrichs des Weisen, ins gelobte Land, kam mit Kaiser Maximilian, dem erhabenen Freunde deutscher Kunst und deutschen Sinnes nach den Niederlanden. Den Infanten Carl (so nannten ihn die Spanier) den jungen Herzog von Luxemburg (so nannten ihn die Niederländer) zu mahlen, war sein einziges Geschäft, aber zu des Künstlers großen Verdruß hielt der junge Prinz nicht einen Augenblick stille. Da gerieth sein Lehrer Hadrian Florent von Utrecht (nach Leo X. Papst unter dem Nahmen Adrian VI). auf den Gedanken, gegenüber ein Bildniß des französischen Königs an die Wand zu hängen. Dieses nun fixirte Carl so scharf und unabgewendet, daß Cranach jetzt in einer halben Stunde weiter kam, als zuvor in ganzen Tagen.

Nach der Zersprengung des Schmalkaldischen Bundes in der Schlacht bey Mühlberg und der gleichzeitigen Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich, rückten die Brüder Carl und Ferdinand vor Wittenberg und der Kurfürst wurde wegen Landfriedensbruch zum Tode verurtheilt. — Unter den vielen, welche nach geschlossener Capitulation hinaus zogen in das Lager des gewaltigen Kaisers, war auch der alte Mahler. Traulich drückte Carl ihm die Hand und erlaubte ihm eine Gnade zu erbitten. Da fiel der fast 80jährige Cranach auf die Knie und mahnte Carln an die Zeit seiner Kindheit und jenes ersten Bildes und jenes, zu großen Erwartungen berechtigenden Hasses wider einen treubrüchigen Nebenbuhler und bath zitternd und um Gottes willen um das Leben und um die Freyheit seines Herrn, des Kurfürsten. Carl hob ihn auf und gab ihm gütig die Versicherung, es werde Johann Friedrichen kein Leid geschehen.

16.

Von Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, Ritter des Vliesses und obersten Hofmeister ist bekannt, daß er von den zwey Hauptnationen, über welche Carl herrschen sollte, nur die Schattenseiten in sich vereinigte: den absprechenden Ernst des stolzesten Castilianers und der Niederländer übermüthigen Kaufmannstroz. — So wendete er Anfangs die Herzen der spanischen Großen von Carln ab, den er bis dahin unbedingt despotisirt hatte. Der große Ximenes unterlag dem Gram, sich verkannt und aufgeopfert zu sehen.

Einsmahls lobte Chievres mit gierigen Augen ein überaus schönes Maulthier und der Eigenthümer eilte, dem gefürchteten Günstling damit ein Geschenk zu machen. Chievres ritt das schöne Thier fast alle Tage. Einst wurde er in Gegenwart des vorigen Eigenthümers gefragt: wo er es denn gekauft habe? und er antwortete, er könne sich nicht mehr besinnen, das gehe höchstens seinen Stallmeister an. — Darüber erboßt ging der Ritter, welcher Chievres damit beschenkt, mit einer Beschreibung des schönen Maulthiers stracks zum berühmtesten Prediger in ganz Valadolid, mit der dringenden Bitte, auf allen Kanzeln verkünden zu lassen, daß ihm das schöne Thier gestohlen worden sey, und daß er dem Wiederbringer desselben den dreyfachen Werth als Belohnung zusichere. Alles suchte und gar bald fand sich, daß der Maulesel kein anderer sey, als der, auf dem Chievres täglich herum stolziere. Wüthend, daß allenthalben auf seine Kosten gelacht wurde, wendete sich der rachgierige Günstling an seinen Herrn. Carl erwiederte: „Ich möchte nicht gerne an der Pflichten erste, an Dankbarkeit mich mahnen lassen."

17.

Carl geizte nach dem Besitz der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Eifrig buhlte er darum, mit Frankreich und England, mit Florenz und Rom, wohlwissend:

Ein Feldherr ohne Heer sey jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

So besuchte er eines Tages den seines Scharfsinnes, seines Muthes und seiner Sonderbarkeiten wegen, gleich berühmten Augustin Niphus von Sessa im Neapolitanischen, als dieser nicht minder keck wie Diogenes vor Alexander, sich geweigert hatte, zum Kaiser zu gehen.

In Niphus Studierstube war ein einziger Stuhl. Auf diesem blieb der Gelehrte selbst fest sitzen und war so dreust, zum Kaiser zu sagen: „Ihr seyd mächtig genug, Euch einen Stuhl zu mir hieher bringen zu lassen. Ich bin Kaiser auf dem Parnaß, wie Ihr im Lager und in der hohen Audienz."

18.

Die Fugger von Augsburg, vor kurzem noch Leinweber, aber (als die ersten Deutschen, welche die Entdeckung der neuen Welt planmäßig benützten, zugleich mit den spanischen Abenteurern, Commissionärs ausschickten, und wo diese einmahl ihr Schwert und das Kreuz in den Boden gepflanzt, gleich daneben Factoreyen errichteten) bald Freyherrn und Grafen des heiligen römischen Reichs, waren schon unter Erzherzog Sigmund von Tyrol, dem münzreichen, unter Maximilian und Carl V. Wechsler*), Hoffactore und Meister aller Finanzgeschäfte des Hofes. Sie waren mit zwey andern Patricier-Geschlechtern von Augsburg, den Hochstetter und Welser.

*) Das eigentliche Alter und der Ursprung der Wechselbriefe sind zwar, wie der allererste Anfang fast jeder Sache im Dunkeln. Die

Pächter verschiedener tyrolischer Regalien und vorzüglich der überreichen Bergwerke von Schwaz und Kitzbühel. Nahmentlich gegen sie wird in den Artikeln der rebellischen Bauerschaft 1526 Klage geführt.

Als Kaiser Carl auf dem großen Reichstage im Hause Jakob Fuggers einen Besuch machte, unterhielt derselbe das starke Kaminfeuer mit Zimmetholz und andern indischen Holzgattungen. Als die Flamme schon wieder allmählig im Verlöschen war, nahm er aus seinem Schranke die Schuldverschreibung des Kaisers über eine äußerst beträchtliche Summe, und zündete damit in Carls Gegenwart das Feuer zum zweyten Mahle an.

19.

Über Herostratus, welcher nur im Brande des Dianen-Tempels zu Ephesus ein Mittel wußte, seinen Nahmen auf die spätesten Enkel zu bringen, entspann sich einst eine gefährliche Zwiesprache. Es stand nähmlich Carl, in Rom, hoch oben auf der Zinne des Pantheons, daneben ganz allein ein römischer Ritter. Der sprach zum Kaiser: „Allergnädigster Herr, mehr als ein Mahl hat auch mich jetzt gelüstet, mir dadurch einen ewigen Nahmen zu machen, daß ich euch mit festem Arm umschlinge und euch mit mir hinab stürze." — Carl, unveränderten Blickes und Ton's, mit seiner ewigen, ernsthaften Gelassenheit antwortete bloß: „Damit euch dieser Gelust nicht wieder komme, so entfernt euch, und kommet nie wieder in meine Nähe."

Meisten eignen diese Erfindung der Noth, — vertriebenen Juden zu, und deren Verfolgung bald dem Könige Dagobert, bald Philipp August und Philipp dem Langen, andere den vor den Gibellinen nach Lyon geflüchteten, welfischgesinnten Florentinern, andere den nach Amsterdam gebannten Gibellinen. Die erste urkundliche Spur von förmlichen Wechselbriefen findet sich in einer Ordonanz des französischen Königs Ludwigs XI. vom 15. März 1462.

Desto auffallender ist, daß Wilhelm Roscoe, der achtungswürdige Biograph des großen Lorenz von Medicis und seines prunkvollen Sohnes Leo X. bey Gelegenheit der überaus lebhaften Bewerbung um die Kaiserkrone nach dem Tode Maximilians I. schreiben konnte: Franzens I. Wahlbotschafter seyen mit einem Zuge mit Geldsäcken beladener Pferde nach Frankfurt gekommen, weil die leichtere Art der Versendung und die anständigere Weise der Bestechung durch Wechsel statt des Geldes damahls noch nicht bekannt gewesen sey.

Dagegen versichern Mathäus, Cardinal von Gurk, nachmahliger Erzbischof von Salzburg, Maximilian von Bergen, Johann Marnix, burgundischer Schatzmeister und andere, königlicher Majestät von Hispanien Commissari und Gewalthaber (d. d. Augsburg 17. März 1519.) „Demnach unser gnädiger Herr Khönig Carl Vermaint, dieweil der Khönig von Frangkreich so strengklich vnd mit hohen Anschlägen in dieser Handlung sey, endlich gantz not zu seyn, nit allein das Gelt, daz sein Khöniglich Genad vormals bey weiland kayserlicher Majestät Leben sich bewilligt hab auf disi Handlung die Romisch Cron zu erlangen, sondern ein vil merer summa vnd Vnkosten darauf gehn zu lassen, vnd zu legen, daran dann sein Khöniglich Genad etwe vil hundert tausent Gulden schon aus Hispanien in teutsche Lannd zu vnnsern Handen in Wechsel gemacht vnd ist in stetter Vbung noch mehr herauszuwechseln."

Lannoy erhielt von Carln aus Brüssel unterm 23. Aprill 1522 den Befehl: „de prendre à change en Augsbourg de Fuggers (Fugger) ou Velzers (Welser) ou Hochsterter (Hochstetter) ou aultres marchans la meilleure somme de deniers, qu'il pourra fixer pour lever promptement tel nombre de pietons, que trouvera estre necessaire."

Übersicht der preußischen Monarchie, von ihrer Entstehung bis zum Frieden von Tilsit im Jahre 1807.

	Erwerbung eines jeden Regenten. Q. Meilen.	Bestand des Staats beym Tode eines jeden Regenten. Q. Meilen.
1415/1417 Kurfürst Friedrich I. kauft die Kurmark, und wird damit belehnt	355	
" besitzt die fränkischen Fürstenthümer oder die Burggrafschaft Nürnberg, etwa	108	
1440 hinterläßt	463	463
1443 Kurfürst Friedrich II. erkauft die Herrschaft Kottbus u. 1448 " " " " " Peitz "	$17\frac{2}{3}$	
1449 " Hoheit über Wernigerode	5	
1443, 1455 und endlich 1618 die Neumark	$160\frac{1}{2}$	
1451 " Herrschaft Derenburg	3	
1462 " Teupitz und Beerwalde	$6\frac{1}{2}$	
erwarb	$192\frac{2}{5}$	
cedirte aber die fränkischen Fürstenthümer	18	
eigentlicher Erwerb	$84\frac{2}{3}$	
1470 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	$547\frac{2}{3}$
Kurfürst Albrecht Achilles besitzt seit		
1473 die fränkischen Fürstenthümer	108	
1479 das Amt Lockniz	$1\frac{1}{2}$	
1482 und in der Folge 1538 das Herzogthum Crossen	28	
erwarb	$137\frac{1}{2}$	
1486 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	$685\frac{1}{6}$
" " Kurfürst Johann Cicero cedirt die fränkischen Fürstenthümer	108	
1490, 1493 " erkauft Zossen	$7\frac{1}{2}$	
verliert	$100\frac{1}{2}$	
1499 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	$584\frac{2}{3}$
Kurfürst Joachim I.		
1524 erwirbt die Herrschaft oder Grafschaft Ruppin durch Heimfall	33	
1535 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	$617\frac{2}{3}$
Kurfürst Joachim II.		
1535 tritt die Neumark an seinen Bruder ab	$160\frac{1}{2}$	
1571 hinterläßt also nur	— —	$457\frac{1}{6}$

	Erwerbung eines jeden Regenten	Bestand des Staats beym Tode eines jeden Regenten
	Q. Meilen.	Q. Meilen.
Kurfürst Johann Georg:		
1571 die Neumark fällt heim und	160½	
1571 = 1575 die Herrschaften Beeskow und Storkow . . .	24⅝	
1598 hat also den Staat vermehrt um	185⅛	
1598 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	642 5/12
Kurfürst Joachim Friedrich erwirbt nichts, indem die fränkischen Fürstenthümer den Brüdern überlassen werden .	— —	
1608 hinterläßt also den Staat im vorigen Bestande	— —	642 5/12
Kurfürst Joh. Siegmund		
1609 erwirbt Schwedt und Vierraden	4	
1614, 1617 = = Cleve, Mark und Ravensberg	102½	
1618 = = Herzogthum Preußen	699	
1619 hat also erworben . . .	805½	
1619 hinterläßt nebst vorigem Bestande	— —	1447 11/12
Kurfürst Georg Wilhelm erwirbt nichts	— —	
1640 hinterläßt den Staat im vorigen Bestande mit . . .	— —	1447 11/12
Kurfürst Friedr. Wilhelm		
1648 erwirbt Hinterpommern .	384	
= = = Halberstadt . . =	26	
= = = Hohenstein . . .	8½	
= = = Minden	32	
= = = Kamin	2	
1658 = Lauenburg und Bütow	35	
1657 und 1668 Draheim, schon unter Pommern mitgerechnet .	— —	
1670 = Grafschaft Reinstein .	1	
1680 = Magdeburg . . .	95	
1686 = den Schwiebuser Kreis	10	
1687 = Amt Burg	1 3/16	
1688 ganzer Erwerb . . . ,	594 11/16	
1688 hinterläßt nebst dem vorigen Bestande	— —	2042 2/32
Kurfürst Friedrich III. als König I. erwirbt:		
1697 das Amt Petersberg . .	2	
= = Erbvogtei u. s. w. über Quedlinburg	¼	
1702 Fürstenthum Moers . .	6	
= = Grafschaft Lingen . . .	15	
Erwerb . . .	25	

	Erwerbung eines jeden Regenten	Bestand des Staats beym Tode eines jeden Regenten
	Q. Meilen.	Q. Meilen.
Transport: Erwerb . .	25	
1707 Solmsischen Theil an Tecklenburg . . = ...	4	
= = Neufchatel und Vallengin	16½	
Erwerb	45½	
1695 tritt ab den Schwiebuser Kreis	10	
1713 hat also erworben . . .	35½	
1713 Bestand der Monarchie .	— —	2078 5/12
König Friedr. Wilhelm I.		
1713 erwirbt durch den Utrechter Frieden Geldern ꝛc. ꝛc. .	24	
= = durch Heimfall die Grafschaft Limpurg in Franken . .	6⅝	
1720 durch den Frieden zu Stockholm Vorpommern ꝛc. ꝛc. .	87	
1729 den Bentheimischen Antheil an Tecklenburg	1½	
1740 = Ganzer Erwerb . .	119⅞	
1740 = Ganzer Bestand . .	— —	2197 17/48
König Friedrich II.		
1742 erobert Schlesien und Glatz	689	
1744 erhält Ostfriesland durch kaiserliche Anwartschaft . . .	56	
1772, 1773 = = Westpreußen (einschließlich der 1793 dazu gekommenen Stücke)	606	
1779 = = Grafschaft Mannsfeld	8	
Erwerb	1359	
1742 cedirt die Grafschaft Limpurg	6¾	
1786 = Ganzer Erwerb . .	1352¼	
1786 = Ganzer Bestand . .	— —	3549 23/48
König Friedr. Wilhelm. II.		
1792 erwirbt Ansbach und Bayreuth durch Heimfall	108	
1793 = = Südpreußen (ohne Danzig ꝛc., dessen Fläche schon unter Westpreußen steht) .	760½	
1795 = = Reste von Pohlen, und zwar zu Südpreußen	200	
= = = = = = Neuostpreußen	860	
= = = = = = Neuschlesien	41	
1792 = 1796 = = durch die Occupation in Franken	7	
1796 Ganzer Zuwachs . . .	1976½	
1796 Ganzer Bestand	— —	5526 5/48

	Erwerbung eines jeden Regenten	Bestand des Staats beym Tode eines jeden Regenten
	Q. Meilen.	Q. Meilen.
König Friedrich Wilhelm III.		
1801 erwirbt durch Frankreichs und Rußlands Vertheilungsplan von Deutschland:		
" " den östlichen Theil von Münster	60	
" " Hildesheim	46	
" " Paderborn	60	
" " Eichsfeld	34	
" " Treffurt	1	
" " Vogtey Dorla	1	
" " Erfurt	12	
" " Untergleichen und Blankenhain	3½	
" " Goslar	1	
" " Mühlhausen	4	
" " Nordhausen	1	
" " Essen, Werden und Elten	10	
1803, 1804 " " durch Vertrag mit Bayern in Franken .	8	
1806 " " die kurbraunschweigischen Staaten durch Ueberlassung von Frankreich . . .	570	
Erwerb . . .	801½	
Dagegen		
1802 cedirt an Frankreich die überrheinischen Lande . . 60 Q. M.		
1806 " " Ansbach, Cleve und Neufchatel . . . 96 —		
Cession . . . . . 146 ab .	146	
Mithin Erwerb . . .	655½	
1806 Vor dem Ausbruche des Kriegs mit Frankreich war der ganze Stand		618 22/48

Übersicht des Steigens der Volksmenge in der Preußischen Monarchie.

		Seelen
1688	Kurfürst Friedrich Wilhelm hinterläßt	1,500,000
1713	König Friedrich I.	1,620,000
1714	König Friedrich Wilhelm I.	2,200,000
1786	König Friedrich II.	5,800,000
1797	König Friedrich Wilhelm II.	8,700,000
1806	König Friedrich Wilhelm III. beherrscht kurz vor dem Ausbruche des Kriegs	10,500,000

Übersicht der Landmacht.

		Mann
1627	hatte Kurfürst Georg Wilhelm mehr nicht als	4,000
1688	— Kurfürst Friedrich Wilhelm	30,000
1740	— König Friedrich Wilhelm I.	75,000
1786	— König Friedrich II.	200,000
1797	— König Friedrich Wilhelm II.	220,000
1806	— König Friedrich Wilhelm III. höchstens .	240,000

Jetziger Bestand der Preußischen Monarchie.

	Quadrat-Meilen.	Volks-Menge.
1) Vom Herzogthum Magdeburg, was rechts der Elbe liegt .	45	54,000
2) Von der Kurmark	375	639,000
3) Von der Neumark	189	285,000
4) Ganz Schlesien mit Neuschlesien	730	2,000,000
5) Herzogthum Pommern nebst Zubehörde	506	510,000
6) Vom Westpreußen und dem Netzdistrikte	410	530,000
7) Ganz Altostpreußen . . .	699	960,000
1807 Ganzer Bestand der Monarchie	2954	4,978,000
— Ganzer Verlust . . .	3227	5,522,000
— Gleich dem vorigen Bestande von 1806	6181	10,500,000

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1434 u. 1435. Gillanez setzt seine Entdeckungsfahrten in Gesellschaft des Alonso Gonzalez Baldaya weiter fort, und gelangt in die Bai Angra de Rupvos, wo eine Menge Robben erschlagen wurden.

J. n. Chr. G. 1436. Josaphat Barbaro reiset als Venezianischer Gesandter nach Tana (Asof.)

(Derselbe reiste nachmahls auch nach Persien und hielt sich sechszehn Jahre unter den Tataren auf.)

J. n. Chr. G. 1440. Erfindung der Buchdruckerkunst, eines vortrefflichen Vehikels zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, das auch für die Erdkunde sehr wohlthätig ward.

J. n. Chr. G. 1440. Antonio Gonzalez und Nunno Tristan beschiffen die Westküste von Afrika, südwärts vom Kap Bojador. Ersterer begeht hier den ersten Menschenraub der Europäer in Afrika. Letzterer entdeckt das weiße Vorgebirge.

J. n. Chr. G. 1442. Antonio Gonzalez beschifft nochmahls die Westküste von Afrika, erhandelt die ersten Negersclaven, auch Goldstaub, weswegen er einem Küstenflusse den Nahmen Rio del Oro (Goldfluß) gab, und entdeckt die Insel Arguin. —

J. n. Chr. G. 1442. Abd-ul-Rizak reist (von 1442 bis 1444) als Gesandter des Schah-Rokh nach Indien.

(Der Bericht von dieser Reise ist noch vorhanden.)

J. n. Chr. G. 1444. Eine Gesellschaft von Portugie-

sen, gereizt durch den zu hoffenden Gewinn, schickt sechs Karavellen nach der Küste von Afrika.

J. n. Chr. G. 1445. Fortsetzung der Portugiesischen Raubzüge.

J. n. Chr. G. 1447. Lanzarot entdeckt den Fluß Senegal. — Denis Fernandez entdeckt das grüne Vorgebirg.

J. n. Chr. G. 1453. Die Türken erobern Constantinopel und veranlassen dadurch eine große Revolution in der höhern Cultur der Europäer, die auch für die Erdkunde wohlthätig wurde.

J. n. Chr. G. 1455. Aloys da Cadamosto, ein Venezianer, unternimmt seine erste Reise, auf einem Portugiesischen Schiffe, nach Westafrika.

J. n. Chr. G. 1456. Desselben zweyte Reise dahin, und Entdeckung der Inseln des grünen Vorgebirgs.

J. n. Chr. G. 1460. Prinz Heinrich von Portugal stirbt. Antonio Nolli, ein Genueser, macht mit den Portugiesen eine Entdeckungsfahrt nach Westafrika, und erforscht die Inseln des grünen Vorgebirgs näher.

J. n. Chr. G. 1462. Der Portugiese Pedro de Cintra erreicht zuerst die Küste von Guinea.

J. n. Chr. G. 1469. Der Portugiesische Handel nach Westafrika wird verpachtet.

J. n. Chr. G. 1471. Juan de Santaren und Pedro de Escobar entdecken die Küste von Guinea bis zum Vorgebirge St. Catharina und geben der Goldküste ihren glänzenden Nahmen.

J. n. Chr. G. 1472. Fernando Po entdeckt die nach ihm benannte nördlichste der guineischen Linien-Inseln.

J. n. Chr. G. 1481. Die Portugiesen legen das Fort St. Georg della Mina an, das diesen Beynahmen erhielt, weil sie hier zum ersten Mahle Goldstufen eingehandelt hatten; denn vorher hatten sie auf der Küste von Afrika nur Goldsand erhalten.

J. n. Chr. G. 1484. Diego Cam, in dessen Gesellschaft der nürnbergische Kosmograph Martin Behaim reisete, entdeckt die Küste von Kongo.

J. n. Chr. G. 1486. Bartolomeo Diaz entdeckt die südlichste Spitze von Afrika, welche er aber wegen eines heftigen Sturms nicht zu umschiffen wagt, und ihr daher auch den Nahmen des stürmischen Vorgebirgs (Cabo tormentoso) beylegte, den aber der König von Portugal, nach seiner Rückkunft, in Vorgebirg der guten Hoffnung verwandelte, weil er nun hoffte, daß man auch den Weg zu Wasser nach Indien finden würde.

J. n. Chr. G. 1487. Derselbe König (Johann II. von Portugal) schickt hierauf, nach einem bereits mißlungenen Versuche derselben Art, zwey Kundschafter, Alfons von Paiva und Peter von Covilhao (Covillan) zu Lande aus, um das Reich des, damahls durch mährchenhafte Sagen so berühmten, Priester Johannes aufzusuchen. Diese Kundschafter gingen nach Ägypten, wo Alfons von Paiva blieb, und nachher starb; Peter von Covilhao aber gelangte nach Indien, von wo er nach Ägypten zurückkehrte, und sodann nach Habessinien reiste, wo er auch nachmahls sein Leben beschloß. Ihm hat man in Europa die erste Nachricht von der Mond's-Insel (Madagaskar) und die Gewißheit, daß man um Afrika herum nach Indien schiffen könne, zu danken.

J. n. Chr. G. 1492. Christoph Colon, ein Genueser, gelangt auf seiner ersten, für spanische Rechnung unternommenen Entdeckungsfahrt nach Westen zu den Antillen oder dem heutigen Westindien, und legt dadurch den Grund zur weitern Entdeckung von ganz Amerika.

J. n. Chr. G. 1493. Chr. Colon's zweyte Fahrt und Entdeckung mehrerer Inseln.

J. n. Chr. G. 1497. Johann Cabot (ein Engländer) entdeckt die Insel Terreneuve und die Küste von Labrador.

J. n. Chr. G. 1497. Vasco de Gama (ein Portugiese) segelt gegen Süden, entdeckt die Heleneubay, und umschifft (am 20. November 1497) das Vorgebirg der guten Hoffnung; er fährt längs der afrikanischen Ostküste hin, und langt (den 13. April 1498) zu Melinde an, wo er einen geschickten Piloten erhält, der ihn in 23 Tagen glücklich nach Calicut auf der Malabarschen Küste bringt.

J. n. Chr. G. 1498. Chr. Colon's dritte Entdeckungsreise, auf welcher er die Mündung des Orinoko und das feste Land von Amerika entdeckte.

J. n. Chr. G. 1499. Vincent Yanez Pinzon, der mit seinen zwey Brüdern den Christoph Colon auf seiner ersten Entdeckungsfahrt begleitet hatte, unternimmt eine Entdeckungsreise nach Südamerika, und ist der erste Spanier, der unter der Linie hindurch schifft.

J. n. Chr. G. 1499. Amerigo Vespuzzi, ein reicher Florentiner, fährt mit Alfons Ojeda und Johann de la Cosa auf Entdeckungen nach Westen aus, und maßt sich dann widerrechtlich den Ruhm an, zuerst das feste Land des neuen Erdtheils entdeckt zu haben, der sodann auch, ganz unverdienter Weise, nach ihm Amerika benannt wurde.

J. n. Chr. G. 1500. Der Portugiese Peter Alvarez Cabral schifft auf dem von seinem Vorgänger Gama gefundenen Wege nach Ostindien, kömmt auf dieser Fahrt durch Zufall auf die Ostküste von Südamerika, entdeckt Brasilien, segelt dann weiter um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum, beschifft die Ostküste von Südafrika, und kömmt zuerst nach Quiloa.

J. n. Chr. G. 1500. Caspar von Cortereal (ein Portugiese) schifft nach Nordamerika, besucht die Insel Terreneuve und macht einige Entdeckungen in dieser Gegend.

J. n. Chr. G. 1501. (Portug.) Juan de Nueva's Fahrt nach Indien. Entdeckung der Insel Ascension.

J. n. Chr. G. 1501. (Portug.) Sancho de Toar kömmt zuerst nach Sofala.

J. n. Chr. G. 1501. Vespucci unternimmt auf Befehl des spanischen Hofes eine Entdeckungsreise nach Südamerika.

J. n. Chr. G. 1502. Vasco de Gama's zweyte Reise nach Indien.

J. n. Chr. G. 1502. Christoph Colon's vierte Entdeckungsreise nach Westindien.

J. n. Chr. G. 1503. Die Portugiesen setzen sich auf der westlichen indischen Halbinsel fest. — Mombassa und Brava auf der afrikanischen Ostküste werden den Portugiesen zinsbar. — Albuquerque entdeckt die Insel Zanzibar.

J. n. Chr. G. 1503. Vespucci's dritte Reise nach Südamerika.

J. n. Chr. G. 1504. Französische Schiffe gehen auf den Stockfischfang an den Küsten von Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1504. Der französische Schiffscapitän Binot Haulmier von Honneville entdeckt auf einer nach Indien unternommenen Fahrt ein Südland (nähmlich die große Insel Madagaskar.)

J. n. Chr. G. 1506. (Portug.) Trisan d'Acunha untersucht die kurz vorher aufgefundene Insel Madagaskar näher.

J. n. Chr. G. 1506. Peter d'Annaya erforscht die Küste und das Land von Sofala und legt daselbst ein Fort an.

J. n. Chr. G. 1506. Franz von Almeyda legt ein Fort auf den Anchediven-Inseln an, und entdeckt die Insel Ceilan. — Auch Sumatra ward in diesem Jahre entdeckt.

J. n. Chr. G. 1506. (Franz.) Jean Denis und sein Steuermann Gomert schiffen nach Terreneuve, und nehmen eine Charte von der Küste auf.

J. n. Chr. G. 1507. Die Portugiesen setzen ihre Niederlassungen und Eroberungen in Afrika und Indien fort.

J. n. Chr. G. 1507. Die Spanier Diaz de Solis und Danez Pinzon entdecken Yukatan.

J. n. Chr. G. 1508. Thomas Aubert, aus Dieppe, schifft nach Kanada und bringt von da den ersten Wilden mit zurück.

J. n. Chr. G. 1508. Die Portugiesen erobern die Insel Sokotora. — Sie führen Krieg in Indien und siegen. —

J. n. Chr. G. 1508. (Span.) D'Ocampo umschifft die Insel Cuba.

J. n Chr. G. 1508. — Johann Ponce's Reise nach Portorico.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einige Tage nach dem Siege von Lissa (oder Leuthen) wo Friedrich mit 30.000 fast 80.000 schlug, schrieb ihm einer seiner Vertrauten: „Sire, ich glaube, die Feinde werden nun nicht mehr so prahlerisch reden, wie vor 14 Tagen." Der König antwortete: „Ich verzeihe ihnen die Sottisen, die Sie gesagt, um deretwillen, die Sie gethan haben!"

.....

Der als Soldat und als Schriftsteller gleich rühmlich bekannte Herr von Turpin, wurde unter dem sehr unrühmlich bekannten Marschall Herzog von Soubise von den Preußen gefangen, und verlebte aus diesem unangenehmen Anlaß einige Zeit in Berlin. Da setzte ihm der große König eines Tages, die etwas sonderbare Frage: Ob ihm Paris oder Berlin besser gefiele? und wo, wenn seine Verhältnisse und ein angemessener Reichthum es erlaubten, er lieber seine Tage zubringen würde? Turpin wich einige Mahle mit verbindlichen Wendungen aus, aber der König, nach seiner Art, kam immer wieder auf dasselbe Thema, endlich erwiederte ihm der Obrist: „weil Eure Majestät es denn durchaus wissen wollen, so bekenne ich, daß Ich an Ihrer Stelle, ohne weiters Berlin verkaufen und den Kaufspreis in Paris verzehren würde!" Der König scharf betroffen, wendete Turpin den Rücken, und sprach seit der Zeit kein Wort mehr mit ihm, aber oft und mit großer Bitterkeit, deren Ursache er sich jedoch niemahls abmerken ließ, von ihm.

.....

Es ist bekannt, wie Friederich in Religionssachen dachte, wie sehr verschieden von seinem Vater Friedrich Wilhelm, von Gustav Adolph, und andern gekrönten Helden seiner Kirche. Aber wie diese beyden, sah er es gern, wenn seine Truppen sich vor der Schlacht, so wie einst die alten Eidgenossen und wie die Sieger von Leipzig und Lützen, durch geistliche Lieder zum Siege begeisterten. Wunderbar ist der hier und dort verbreitete Volksglaube, Friedrich selbst habe vor dieser oder jener seiner großen Schlachten, kniend und in Thränen mit voller Innbrunst höhern Beystand angerufen. Es zeugt von großer Gläubigkeit der Menge gegen Männer, welche ihr Zeitalter erschütterten, daß man Friedrichen solche Frömmigkeit beymaß.

.....

Ein Muster für manche ähnliche Fälle ist der nachfolgende, wenn auch sehr unortographische Brief des Königs an den (1759 im Treffen bey Kay wieder die Russen gebliebenen) General-Major von Wobernow, einst seinen Generaladjutanten. — „Ich habe Euren Bericht unter den 16. d. wohl erhalten, nur muß ich Euch darauf in Antwort vermelden, daß Ich dem General-Lieutenant Grafen von Dohna auf sein Schreiben unter dem 17. d. in Antwort ertheilet habe, daß da die Polen nichts zur Armee gebracht hätten, daß von denen zur Bezahlung der Naturalien in Polen assignirten 200.000 Reichsthaler nichts, bis auf meine weitere Ordre ausgegeben werden sollte. Ich könnte übrigens unmöglich alle die Sottisen approbiren, die Ihr gethan hättet, indem ein médiocrer General, der betrunken, eine Armee nicht toller commandiren könnte. Ihr hattet weder Vorsorge für Euer Brod getragen, noch weniger für die Feld-Apotheke, so Euch nachgeschickt worden, alles, was Ihr zu thun gehabt, habt Ihr zu spät gethan. — Aus Euern Relationen sehe ich, daß Ihr Euch in Polen herumtreibt, und weiter nichts. — Ein vernünftiger General muß ein Dessein haben, und solches mit Vigeur und Habilité ausführen, allein bey allen Euern Märschen, bey allen Euern Vernehmen, da sehe ich nichts wie Querzüge; — Ihr seyd ja nicht d'accord mit Euch selbst, was Ihr wolltet und nicht wolltet! dieses werde Ich leider aus allen Euren Sottisen sattsam gewahr, die Ihr begangen hättet und noch begehen würdet. — Ich würde, wo Ihr so fortführet, durch Eure üble Conduite in Unglück kommen, und wäre es gewiß Schade, daß bey einer so schönen Armee, solche unverständige Generals wären; — Ihr hättet Husaren und alles so erfordert würde, und wüßtet es nicht zu gebrauchen; — Ihr ließet Euch abschneiden und ginget bey Posen über die Wartha, und schnittet den Feind nicht ab, vielmehr ließet Ihr alles vom Feinde hinmarschiren, wo es nur immer wollte. In Summa, Ich sagte Euch nur den geringsten Theil der Fehler, so Ihr begangen hättet, und davon ein Buch zu schreiben wäre, und Ich könnte mir von Eurer üblen Conduite nichts versprechen, als daß, entweder durch Eure Irresolution und unvernünftige Handlungen Ihr über Hals über Kopf würdet zurückgejagt werden, oder, daß Ich erfahren würde, daß Ihr diesseits der Oder Euch unter die Kanonen von Glogau würdet versteckt haben. Ein habiler General, so die Armee kommandirte, würde den Feind erst glatt von Thorn abgeschnitten haben, auch alle Mesures genommen haben, daß ihm weder Lebensmittel noch Succurs hätte zukommen müssen. Wenn sich der Feind von Posen gerückt hatte, so würde er ihm die Stadt und die Magazine darin weggenommen haben, und wäre ihm nachher in Rücken marschirt, und hätte eine Affaire d'arrière garde mit ihm engagirt, da er gewiß bey gewinnen müssen, und hätte der Feind also mit vielem Vortheil und guter Disposition attaquirt werden können, ehe er an die schlesische Grenze gekommen wäre. An Eure Seen und vortreffliche Kanonaden wäre mir gar nichts gelegen — Ich könnte hier nicht fort, sonst hätte ich schon vorlängst bey Euch seyn würden, so aber müßte ich mir genügen lassen, meine Armee den glücklichen Hazard zu überlassen, denn es müsse solches mehr dabey ausrichten, als die Weisheit des Generals, so sie kommandirten. So viel konnte Ich Euch nur dabey schreiben, daß wir hier den General Laudon, so nach Crossen marschiren wollen, mit ein Paar Mouvements wieder zur

Oesterreichischen Armee zurückgetrieben hätten. Ich bin Euer wohl affectionirter König. Im Lager bey Schmotseyffen den 19. July 1759.

Eigenhändiger Nachsatz.

Ihre polnische Campagne meritirt gedruckt zu werden, als ein ewiges Exempel, das von keinem vernünftigen Offizier muß gefolget werden. Alle Sottisen, die man im Krieg thun kann, haben Sie gethan, und nicht das geringste, was ein vernünftiger Mensch approbiren kann; Ich mache dahero die Briefe, die von Ihnen kommen, allezeit mit Zittern auf. Friedrich.

.....

Der Probst Bastiani, treuer Freund des Weltweisen Garve, war viele Jahre hindurch Friedrichs Liebling. Bey einer ihrer Zusammenkünfte in Bastianis Garten auf der Dom-Insel, sprach dieser mit Garve, von Berlin, vom Hofe, und wie in der famösen Streitsache des Müllers Arnold, Friedrich doch offenbar Unrecht gehabt habe.

„Das ist wohl möglich, erwiederte Garve; des Königs Eifer für die Gerechtigkeit ist doch dabey nicht zu verkennen, und seine Handlung ist lobenswürdig."

Sehr wahr. Man kann aber auch des Guten zu viel thun.

„Zu viel? Wie zu viel?"

Ich habe eine Fabel von einem Bären gelesen, der die Fliege auf dem Scheitel seines schlafenden Freundes, eines Einsiedlers, glaube ich, mit einem Steine, und zugleich den Schlafenden todt schlug.

„Die Absicht rechtfertigt unsere Handlungen, nicht der Erfolg."

Muß aber nicht die Weisheit die besten Mittel zu ihrem Zwecke wählen?

„Die menschliche Weisheit hat viele Mängel, und nur die, welche die wenigsten hat, ist die vollkommenste."

Aber Friedrich muß doch einsehen, daß er gefehlt habe?

„Ich zweifle nicht, daß er es weiß."

Dann sollte er es auch gestehen. Mich dünkt, dadurch würde er sich von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigen.

„Gestehn? Wem? dem Publicum? Wie viele denken so von ihm wie Sie und ich? In gewissem Sinne muß der Unterthan an die Untrüglichkeit seines Vorgesetzten glauben.

Sie reden meiner Religion das Wort. (Bastiani war bekanntlich katholisch).

„Unsere innern Überzeugungen mögen wohl hier übereinstimmen, wenn wir auch in den äußern Formen verschieden seyn sollten."

In den Augen der Vernünftigen hätte der König beym Geständniß seines Fehlers gewiß nichts verloren.

„Wie viele gibt es der Menschen von dieser Art?"

Freylich sehr wenige.

„Und diese wenige wissen, was er selbst weiß; — gegen die andern, glaube ich, hätte dieß Geständniß geschadet.

.....

Nach verschiedenen Debatten über diese Tagesgeschichte, fing Garve an:

„Es ist doch unbegreiflich, wie der König auf Ihre Unterhaltungen Verzicht thun kann?"

Mir nicht, antwortete Bastiani: denn — (er aß eben Obst, und zeigte die leere Schale) wer wird noch lust haben, diese Schale zu genießen?

„Diese Vergleichung ist nicht passend, erwiederte Garve: mich dünkt, eine heilsame mineralische Quelle würde sich hier besser schicken, da sie immer den Brunnen mit ihm trauken."

Nein, nein! ich kann es dem Könige nicht verdenken, denn in der That bin ich doch nichts anders mehr als eine saftlose Schale. Es ist meine, nicht seine Schuld, daß ihm mein Umgang nicht mehr gefallt.

.....

Bastiani kam kurz darauf wieder in Gnaden beym Könige, und Garve erzählte, es sey auf folgende Art geschehen.

Als der König zur Musterung nach Breslau gekommen sey, habe sich Bastiani gleich den andern Honoratioren der Stadt auf die Treppe der königlichen Wohnung gestellt; um ihn zu empfangen. Da bemerkte ihn der König, und fragte den Probst, der seit einiger Zeit hartherig war: Etes-vous encore sourd? Bastiani zuckte die Schultern und sagte: Sire! je ne l'ai jamais été pour vos ordres Friedrich erwiederte Vous dinerez aujourd'hui avec moi. — Seit der Zeit speiste Bastiani wieder alle Jahre an des Königs Tafel, wenn er nach Breslau kam.)

.....

Daß Kleider Leute machen, (wie unser kleiderreiches und geldarmes Zeitalter meint) scheint Wallenstein nicht geglaubt zu haben. Sein Zeitgenosse, Dr. Schupp, meldet von ihm: „Dieser Wallenstein hat sich für seine Person nicht prächtig in Kleidern gehalten. Er hat getragen ein Paar rothe Hosen, einen Koller, und darin etwa ein Paar weiße Ärmel von Cannefas. Wer weiß nicht, daß ihm ein Fürst könne ein gut Kleid machen lassen? Aber seine Diener hat er sauber in Kleidung gehalten." Wallensteins Rüstung, bey welcher der Helm, der sich am Kinn abwärts öffnet, etwas seltenes ist, kam von Eger nach Nürnberg, und von da in die durch den Herrn Grafen Franz von Erbach angelegte, in dem Rittersaale des Erbachischen Schlosses im Odenwald aufgestellte Sammlung von Rüstungen und Waffen.

Der Mann, vor welchem in seinem Leben Hunderttausende zitterten, hat auch noch vom Grabe aus geängstigt und erschreckt. Eine in der Centralbibliothek zu München aufbewahrte handschriftliche Nachricht von 1674 gibt folgende Anecdote: „Wallensteins Leichnam war, nachdem er zwey Jahre und vier Monathe zu Strzibro in Böhmen gestanden hatte, in das von ihm gestiftete Kloster Waldiz abgeführt und dort beygesetzt worden. Geraume Zeit hernach, als Böhmen mit Kriegsvölkern angefüllt war, kam ein Trupp Soldaten ins Kloster, das damahls verlassen stand, und sich von einem auf dem Felde angetroffenen Landmanne Wallensteins Grab zeigen. Sie hofften, da große Schätze anzutreffen, und der Bauer, der auch auf einen Theil rechnete, war ihr bereitwilliger Diener. Der Stein von der Gruft wird mit Hebeln weggeschoben, alles wird durchsucht, der Sarg aufgebrochen. Aber da war nur der bloße Leichnam, nichts von Gold und Silber zu finden. Betroffen, voll Scham und Ärger, steigen sie aus dem Gewölbe, wälzen den Stein wieder vor den Eingang und schließen so ihren Führer, der sich langsam hinter ihnen her bewegte, in die Todtenhalle ein. Lebendig begraben, laut jammernd und hülfeflehend, sah der Arme seinem letzten Stündlein entgegen, indeß die Soldaten mit schadenfrohem Lachen davon jagten. Zum Glück für ihn stoßen sie bald auf einen andern Trupp Reiter, deren erste Frage war: wie's gehe? ob sie nichts vom Feinde gesehen? auf was sie ausgewesen? „Hab'n halt, antwortete der Anführer, dem Wallensteiner 'nen Besuch abstatten, und die Schätz' in seiner Gruft (sie machen groß Wesen davon!) holen woll'n. Was hilfts dem Todten? Unser einem thät's wohl. Aber o weh — kaum sind wir an der Arbeit, so heißt's, der Feind sey in der Nähe, stärker als wir, und nun war's Zeit zum Rückzug. 'S Herz that uns weh, daß wir fort mußten. Desto besser, daß ihr kommt, Euer sind mehr. Frisch auf, Kameraden, über'n Feind her, und hebt dann (wir dürfen nicht länger ausbleiben) den Schatz beym Friedländer!" Nicht zwey Mahl ließen sich's die Reiter sagen. Sie fliegen auf's Kloster zu, sehen weit und breit keinen Feind, und machen sich mit desto leichterem Herzen an ihr Werk. Der Stein wird weggewälzt; eben wollen sie ins Todtengewölbe hinunter. Indessen schlägt der eingeschlossene Bauer, leichenblaß, ein leibhaftes Todtenbild, die halbverstorbenen Augen auf, erhebt sich allmählig vom Boden, und macht Anstalt herauf zu steigen. Die Reiter glauben Wallensteins Geist zu sehen, im Nu sind sie wieder auf den Pferden, und sprengen davon.

.....

Andreas Argoli, Prof. zu Padua, war bekanntlich Wallensteins Lehrer in der Astrologie. Als Wallenstein nach dem venetianischen Krieg im Friaul, seinem alten Freund und Lehrer einen kurzen Besuch abstattete, bestättigte dieser des Feldherrn hohe Meinung von ihm und von seiner Kunst durch die sieben M., wodurch er ihm den Tod des Kaisers Mathias vorher sagte (Magnus Monarcha Mundi Mathias Moriatur Mense Martio). — So sollen auch fünf F., die man in Argolis kabalistischem Nachlasse fand und auf Wallenstein bezog, diesen, nach langen Wanken und Zweifeln entschieden haben, mit dem Kaiser seinem Herrn zu brechen und mit den Schweden zu halten: Fidat Fortunae Friedlandus! Fata Favebunt. (Friedland, traue kühn deinem Glück, die Sterne sind günstig.)

I.

Öffentliche Staatsacten *).

1.

Waffenstillstand zwischen Ihren Majestäten, dem Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinischen und Vermittler des Schweizerischen Bundes, am 12. July 1809, im Lager vor Znaym abgeschlossen.

Artikel 1. Zwischen den Armeen Se. Maj. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, und zwischen jenen Sr. Maj. des Kaisers von Österreich, soll ein Waffenstillstand Statt haben.

Art. 2. Die Demarcationslinie wird für Österreich ob der Enns die Gränze zwischen Österreich und Böhmen seyn, sodann der Znaymer Kreis, der Brünner Kreis und eine Linie, welche von der Gränze von Mähren bis nach Raab gezogen wird. Diese Linie wird von dem Puncte, wo die Gränze des Brünner Kreises an die March stößt, ihren Anfang nehmen, und längs der March bis zur Mündung der Taya herunter laufen; von da geht sie über St. Johann auf der Straße bis Preßburg, begreift Preßburg und einen Kreis um die Stadt von einer halben Stunde, läuft längs dem Raabfluß bis an die Gränze von Steyermark hin, begreift Steyermark, Krain, Istrien und Fiume, (mit Vorbehalt der Genehmigung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl, in Bezug auf Fiume.)

Art. 3. Die Citadellen von Brünn und von Grätz werden gleich unmittelbar nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Waffenstillstandes geräumt.

Art. 4. Die Abtheilungen von österreichischen Truppen, die sich in Tyrol und im Vor-Arlbergischen befinden, werden diese Provinzen räumen. Das Fort von Sachsenburg wird den französischen Truppen übergeben werden.

Art. 5. Die Vorrathshäuser von Lebensmitteln und Kleidungsstücken, die sich in den Provinzen befinden, welche von der österreichischen Armee geräumt werden müssen und die ihr angehören, können ausgeleert werden.

Art. 6. In Hinsicht auf Galizien werden die beyden Armeen die Linien behalten, die sie am heutigen Tage inne haben.

Art. 7. Der gegenwärtige Waffenstillstand wird Einen Monath dauern; vor Wiederanfangung der Feindseligkeiten wird man sich 14 Tage vorher benachrichtigen.

Art. 8. Es werden gegenseitig Commissäre zur Vollziehung der gegenwärtigen Verfügungen ernannt werden.

Art. 9. Von Morgen den 13. an zu rechnen werden die österreichischen Truppen die Länder räumen, welche in gegenwärtigem Waffenstillstand benannt sind und sich in Etappen-Märschen zurückziehen. Das Fort von Brunn wird den 14. und jenes von Grätz den 16. July der französischen Armee übergeben werden.

So gegeben im Lager vor Znaym den 12. July 1809.

Unterzeichnet:

Der Major-General, Fürst Alexander. — Baron von Wimpfen, Chef vom Generalstabe.

2.

Friedensschluß zwischen J. J. M. M. dem Kaiser von Österreich und dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, unterhandelt zu Ungarisch-Altenburg und Wien, geschlossen zu Wien am 14., ratificirt zu Wien und Dotis am 15. und 17., und ausgewechselt am ersteren Orte, am 20. October 1809.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und Seine Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen und Vermittler des schweizerischen Bundes, gleich beseelt von dem Wunsche, den zwischen ihnen ausgebrochenen Krieg zu beendigen, haben beschlossen, ohne Verzug zu dem Abschluß eines Definitiv-Friedens-Tractats zu schreiten, und haben zu dem Ende zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Se. Maj. der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, den Herrn Fürsten Johann von Liechtenstein, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des militärischen Marien-Theresien-Ordens, Feldmarschall der Armeen Sr. besagten Majestät des Kaisers von Österreich, und Inhaber eines österreichischen Husaren-Regiments;

Und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, den Herrn Johann Baptist Nompere, Grafen von Champagny, Herzog von Cadore, Großkreuz der Ehrenlegion, Commandeur des Ordens der eisernen Krone, Ritter des russischen St. Andreas-Ordens, Groß-Würdenträger des Ordens beyder Sicilien, Großkreuz des preußischen schwarzen und rothen Adler-Ordens, des Würzburgischen St. Josephs-Ordens, des Badenschen Ordens der Treue, des Hessendarmstädtischen Ordens, Ihren Minister der auswärtigen Verhältnisse.

Welche nach Auswechslung ihrer Vollmachten über nachstehende Artikel übereingekommen sind:

Artikel I. Es soll von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats an, für immer Friede und Freundschaft zwischen Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, ihren Erben und Nachfolgern, deren Staaten und respectiven Unterthanen bestehen.

Artikel II. Gegenwärtiger Friede wird gemeinschaftlich erklärt für Se. Maj. den König von Spanien, Se. Maj. den König von Holland, Se. Maj. den König von Neapel, Se. Maj. den König von Bayern, Se. Maj. den König von Würtemberg, Se. Maj. den König von Sachsen, Se. Maj. den König von Westphalen, Se. Hoheit den Fürsten Primas, für Ihre königl. Hoheiten den Großherzog von Baden, den Großherzog von Berg, den Großherzog von Hessendarmstadt, und Se. kaiserl. Hoheit den Großherzog von Würzburg, so wie für alle Fürsten und Glieder des rheinischen Bundes, welche mit Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, in dem gegenwärtigen Kriege alliirt sind.

Artikel III. Se. Maj. der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, entsagen sowohl für sich, Ihre Erben und Nachfolger, als für die Fürsten Ihres Hauses und deren respective Erben und Nachfolger, nachbenannten Fürstenthümern, Herrschaften, Domainen und Territorien, so wie allen und jeden Titeln die aus deren Besitz ent-

*) Diese Rubrik des Archives, soll nach der Absicht der Redaction, einen doppelten Endzweck erreichen: sie soll zuvörderst getreu und vollständig jene öffentlichen Staatsacten enthalten, welche der dermahligen Gestalt Europa's eine andere Ausdehnung oder Eintheilung geben, oder ihr ein anderes Gepräge aufdrücken. Der Rückblick auf die verschwundenen oder veränderten Gränzmarken und Formen, auf deren Beschaffenheit, Ursprung, Raum und Ende, ist hiebey natürlich. — Dann aber soll sie in besonderer Hinsicht auf den Österreichischen Kaiserstaat die Folgereihe jener Tractaten liefern, die seine Grundmacht, seinen Länder- und Völkerbestand successiv gebildet haben. Um der Erleichterung des Gedächtnisses durch Anreihung des Neuesten an das Vergangene und Alte willen, und zur desto allgemeinern Brauchbarkeit für ein gemischtes Publicum aller Stände, wird man hiebey die inverse Zeitordnung vom Wiener Frieden aufwärts beobachten. — Was hierin geliefert wird, ist aus den mehrjährigen Sammlungen eines Litterators und Geschäftsmannes, von dem man vielleicht ein Gegenstück zu Flassans: Histoire générale et raisonnée de la diplomatie francaise erwarten darf.

springen könnten, den Domainen, und dem von Ihnen als Privatgut besessenen Eigenthume, welches diese Länder in sich begreifen.

1. Sie treten nähmlich ab, und überlassen Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, um künftig einen Theil des rheinischen Bundes auszumachen, und um darüber zu Gunsten der Fürsten dieses Bundes zu disponiren:

Die Lande Salzburg und Berchtoldsgaden, denjenigen Theil von Österreich ob der Enns, der jenseits einer Linie liegt, die von der Donau nächst dem Dorfe Strasi ausgeht, und in sich begreift Weizenkirch, Widersdorf, Michelbach, Greiß, Muckenhofen, Helft, Geding, von dort die Strasie bis Schwanstadt, nebst der Stadt Schwanstadt an der Atter, dann dem Laufe dieses Flusses und des Sees gleiches Nahmens, aufwärts folgt, und bis zu dem Puncte hinläuft, wo dieser See die salzburgische Gränze berührt.

Sr. Maj. der Kaiser von Österreich behalten bloß das Eigenthum der Waldungen, die von dem Salzkammergute abhängen, und einen Theil der Herrschaft Mondsee ausmachen, nebst der Befugniß, das gefällte Holz auszuführen, ohne über dieses Gebieth irgend ein Souveränitätsrecht ausüben zu können.

2. Sie treten gleichfalls an Se. Maj. den Kaiser der Franzosen, König von Italien ab, die Grafschaft Görz, das Gebieth von Montefalcone, das Gouvernement und die Stadt Triest, Krain mit seinen Enclaven in dem Meerbusen von Triest, den Villacher Kreis in Kärnthen, und alle auf dem rechten Ufer der Sau gelegenen Länder, von dem Puncte angefangen, wo dieser Fluß aus Krain tritt, längs dessen Laufe, bis an die Gränze von Bosnien, nähmlich: einen Theil des Provinzialgebiethes von Croatien, sechs Militärdistricte von Croatien, Fiume und das ungarische Littorale, Österreichisch-Istrien, oder den District von Castua, die von den abgetretenen Ländern abhängenden Inseln, und alle andern unter was immer für einem Nahmen begriffenen Länder auf dem rechten Ufer der Sau; der Thalweg dieses Flusses soll die Gränzscheidung zwischen den beyden Staaten bilden.

Endlich die in Graubündten enclavirte Herrschaft Razüns.

3. Sie treten ab, und überlassen Sr. Maj. dem Könige von Sachsen die von Böhmen abhangenden, in dem Gebiethe des Königreichs Sachsen liegenden Enclaven, nähmlich: die Pfarreyen und Dorfschaften Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Lenkersdorf, Schirgiswalde, Winkel u. s. w.

4. Sie treten ab und überlassen Sr. Maj. dem König von Sachsen, um mit dem Herzogthume Warschau vereinigt zu werden, ganz West- oder Neu-Galizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau auf dem rechten Ufer der Weichsel, welcher auf nachstehende Art bestimmt werden wird, dann den Zamoster-Kreis in Ostgalizien.

Der Bezirk um die Stadt Krakau auf dem rechten Ufer der Weichsel vorwärts von Podgorze soll überall zum Rayon die Entfernung zwischen Podgorze und Wieliczka haben; die Demarcations-Linie soll durch Wieliczka gehen, und sich westlich an die Stawina, östlich an den Bach stützen, der sich bey Brzegy in die Weichsel ergießt.

Wieliczka und das ganze Gebieth der Salzbergwerke soll dem Kaiser von Österreich und dem König von Sachsen gemeinschaftlich zugehören; die Justiz soll im Nahmen der Municipal-Behörde verwaltet werden. Die Truppen, welche man daselbst halten wird, sollen nur zur Polizey bestimmt, und von Seite beyder Mächte in gleicher Anzahl seyn.

Das österreichische Salz von Wieliczka kann durch das Herzogthum Warschau auf der Weichsel verführt werden, ohne zu irgend einer Zollentrichtung verbunden zu seyn. Das aus Österreichisch-Galizien kommende Getreide kann auf der Weichsel ausgeführt werden.

Zwischen Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich, und Sr. Maj. dem König von Sachsen kann eine Gränzbestimmung Statt haben, so zwar, daß der Sanfluß, von dem Puncte an, wo er den Zamoster Kreis berührt, bis zu seinem Ausfluß in die Weichsel, den beyden Staaten zur Gränze diene.

5. Sie treten ab und überlassen Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland in dem östlichsten Theile von Alt-Galizien einen Strich Landes mit einer Bevölkerung von vier Mahl hundert Tausend Seelen; die Stadt Brody soll jedoch darin nicht begriffen seyn. Dieser Strich Landes soll zwischen den Commissären der beyden Mächte auf freundschaftlichem Wege bestimmt werden.

Artikel IV. Da der deutsche Orden in den Staaten des rheinischen Bundes aufgehoben worden ist, so entsagen Se. Maj. der Kaiser von Österreich für Se. Kaiserl. Hoheit den Erzherzog Anton dem Großmeisterthum dieses Ordens in diesen Provinzen, und erkennen die in Ansehung der außer dem österreichischen Gebiethe gelegenen Ordensgüter gemachte Anordnung. Die Beamten des Ordens sollen Pensionen erhalten.

Artikel V. Die Schulden, welche auf den Grund und Boden der abgetretenen Provinzen hypothecirt sind, und zu denen die Stände dieser Provinzen ihre Einwilligung gegeben haben, oder die von Ausgaben herrühren, welche für deren wirkliche Verwaltung gemacht worden sind, sollen allein dem Schicksale dieser Provinzen folgen.

Art. VI. Die Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich zurückgestellten Provinzen sollen von dem Tage der Ratifications-Auswechslung des gegenwärtigen Tractats, und die Kaiserl. Domainen, wo sie immer gelegen seyen, vom 1sten des nächstkommenden Novembers an, für Ihre Rechnung durch die österreichischen Behörden verwaltet werden. Jedoch ist dabey zu bemerken, daß die französische Armee dasjenige, was ihre Magazine zur Nahrung der Truppen oder zum Unterhalt der Spitäler nicht werden liefern können, so wie das zur Wegbringung ihrer Kranken und Magazine Nöthige, vom Lande erhalten wird.

Es soll durch die hohen contrahirenden Theile eine Übereinkunft in Betreff aller und jeder Kriegs-Contributionen, die den von den französischen und allurten Armeen besetzten österreichischen Provinzen bereits früher auferlegt worden sind, getroffen werden; in Folge dieser Übereinkunft soll die Erhebung der besagten Contributionen, von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen an, gänzlich aufhören.

Artikel VII. Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, verpflichten sich dem österreichischen Ein- und Ausfuhrhandel durch den Hafen von Fiume keine Hinderniß in den Weg zu legen, ohne daß dieß jedoch auf die englischen Waaren, oder den englischen Handel ausgedehnt werden könne.

Die Transito-Zölle sollen für die auf solche Art ein- und ausgeführten Waaren geringer seyn, als für jene aller andern Nationen, die italiänische ausgenommen. Man wird in Überlegung nehmen, ob dem österreichischen Handel in den übrigen, durch den gegenwärtigen Tractat abgetretenen Häfen, einige Vortheile zugestanden werden können.

Artikel VIII. Die Domanial-Urkunden und Archive, die Pläne und Charten der abgetretenen Länder, Städte und Festungen, sollen in Zeit von zwey Monathen nach Auswechslung der Ratificationen ausgeliefert werden.

Artikel IX. Se. Maj. der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen verpflichten sich, die laufenden und rückständigen Interessen jener Capitalien zu berichtigen, welche durch die Unterthanen, Gemeinden und Corporationen von Frankreich, dem Königreiche Italien und dem Großherzogthume Berg, entweder bey der österreichischen Regierung oder bey den Ständen, in der Bank, in der Lotterie und andern öffentlichen Etablissements angelegt worden sind.

Auch sollen Maßregeln getroffen werden, um die Forderungen des Monte di S. Theresa, gegenwärtig Monte Napoleon in Mayland, zu berichtigen.

Artikel X. Se. Maj. der Kaiser der Franzosen verpflichten sich den Bewohnern von Tyrol und Vorarlberg, die an der Insurrection Theil genommen haben, eine volle und gänzliche Verzeihung auszuwirken, so, daß sie weder in Rücksicht ihrer Person, noch ihres Vermögens irgend einer Untersuchung unterliegen können.

Se. Maj. der Kaiser von Österreich verpflichten sich gleichfalls in dem Theile Galiziens, zu dessen Besitz Sie wieder gelangen, jenen Einwohnern, sie mögen vom Militär- oder Civilstande, öffentliche Beamte oder Privatleute seyn, welche an den Truppenaushebungen oder an der Organisation der Gerichts- und administrativen Stellen, oder an was immer für einer in dem Laufe des Krieges getroffenen Verfügung Theil genommen hätten, eine volle und gänzlicht Verzeihung zu gewähren, so zwar, daß diese Einwohner weder in Rücksicht ihrer Person, noch ihres Vermögens irgend einer Untersuchung unterliegen.

Sie sollen durch sechs Jahre die Freyheit haben, mit ihrem Eigenthum, von welcher Art es sey, zu schalten und zu walten, ihre Ländereyen zu veräußern, selbst jene, welche sonst für unveräußerlich gehalten

werden, als: Fideicommisse und Majorate, aus dem Lande auszuwandern, und den Ertrag dieser Veräußerungen oder sonstigen Verfügungen in baarem Gelde oder in Fonds anderer Art mit sich zu nehmen, ohne bey ihrem Austritte irgend eine Steuer zu zahlen, und ohne daß ihnen fest Hindernisse oder Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Dieselbe Befugniß ist gegenseitig, und für die nahmliche Zeitfrist den Einwohnern und Grundeigenthümern der durch den gegenwärtigen Tractat abgetretenen Provinzen vorbehalten.

Die Einwohner des Herzogthums Warschau, welche in dem österreichischen Galizien begütert sind, sie mögen öffentliche Beamte oder Privatleute seyn, sollen ihre Einkünfte von dort beziehen können, ohne zu einer Mauthgebühr verbunden zu seyn, und ohne sonstiges Hinderniß.

Artikel XI. In den nächsten sechs Wochen nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, sollen Pfähle ausgesteckt werden, um den Bezirk um die Stadt Krakau auf dem rechten Ufer der Weichsel zu bezeichnen; es sollen zu diesem Ende österreichische, französische und sächsische Commissarien benannt werden.

In einem gleichen Zeitraume sollen an der Gränze von Österreich ob der Ens, auf jener von Salzburg, von Villach, und von Krain, bis an die Sau, Pfähle ausgesteckt werden. Der Thalweg der Sau wird die Inseln bestimmen, deren Besitz der einen oder andern Macht in diesem Flusse zustehen solle.

Es werden zu diesem Ende österreichische und französische Commissarien benannt werden.

Artikel XII. Es soll unverzüglich eine Militär-Convention abgeschlossen werden, um die respectiven Termine zur Räumung der verschiedenen Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich zurückgestellten Provinzen festzusetzen.

Die besagte Convention soll so berechnet seyn, daß Mähren in vierzehn Tagen; Ungarn, der Theil von Galizien, den Österreich behält, und die Stadt Wien mit ihren Umgebungen in einem Monathe, Unter-Österreich in zwey Monathen; und der Überrest der durch den gegenwärtigen Tractat nicht abgetretenen Provinzen und Bezirke in dritthalb Monathen, von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen an, und wo möglich noch eher, sowohl durch die französischen Truppen, als durch jene der Alliirten Frankreichs geraumt werde.

Dieselbe Convention soll alles bestimmen, was auf die Räumung der Spitäler und Magazine der französischen Armee, und auf den Einmarsch der österreichischen Truppen in das von den französischen und alliirten Truppen geräumte Gebieth, so wie auf die Räumung des durch den gegenwärtigen Tractat an Se. Maj. den Kaiser der Franzosen abgetretenen Theils von Croatien Bezug hat.

Artikel XIII. Die Kriegsgefangenen, welche Frankreich und dessen Alliirte von Österreich, und welche Österreich von Frankreich und dessen Alliirten gemacht hat, und die noch nicht zurückgegeben worden sind, sollen binnen vierzig Tagen nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, ausgeliefert werden.

Artikel XIV. Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes garantiren die Integrität der Besitzungen Sr. Maj. des Kaisers von Österreich, Königs von Ungarn und Böhmen in dem Zustande, in welchem sie sich zufolge des gegenwärtigen Tractats befinden.

Artikel XV. Se. Maj. der Kaiser von Österreich erkennen alle Veränderungen, die in Spanien, in Portugall und in Italien Statt gehabt haben, oder Statt haben könnten.

Artikel XVI. Da Se. Maj. der Kaiser von Österreich Ihrerseits zu Herbeyführung des Seefriedens mitwirken wollen, so treten Sie dem, von Frankreich und Rußland gegen England angenommenen Ausschließungs-System, für die Dauer des gegenwärtigen Seekrieges bey.

Se. kaiserl. Maj. werden alle Verhältnisse mit Großbrittannien unterbrechen, und sich gegen die englische Regierung in die Lage setzen, in der Sie vor dem jetzigen Kriege waren.

Artikel XVII. Se. Maj. der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, behalten in Ansehung des Ranges und der übrigen Etiquette, dasselbe Ceremoniel unter sich bey, welches vor dem gegenwärtigen Kriege beobachtet worden.

Artikel XVIII. Die Ratificationen des gegenwärtigen Tractats sollen binnen sechs Tagen, oder wo möglich noch eher, ausgewechselt werden.

So geschehen und unterzeichnet zu Wien den 14. October 1809.

Unterzeichnet:

J. B. Nompere de Champagny. (L. S.)

Johann Fürst von Liechtenstein. (L. S.)

3.

Militärconvention in Ergänzung des 12. Artikels des Wiener Friedens, geschlossen ebenfalls zu Wien, am 26. October 1809.

Artikel 1. Da die erste Räumung, nähmlich die von Mähren, innerhalb 15 Tagen nach Auswechslung der Ratificationen Statt haben soll, so wird diese Provinz am 4. Nov. ganz geräumt seyn.

Art. 2. Der Brünner Kreis wird am 2. Nov. geräumt werden, und die Übergabe durch einen Officier, den der Oberbefehlshaber des dritten Corps ernennt, an den österreichischen Officier geschehen, der zur Übernahme bevollmächtigt ist.

Art. 3. Der Znaymer Kreis wird am 2. Nov. geräumt werden, und die Übergabe durch einen Officier, den der Oberbefehlshaber des vierten Corps ernennt, an den österreichischen Officier geschehen, der zur Übernahme bevollmächtigt ist.

Art. 4. Die Militärgebäude, die sich in den Städten Brünn und Znaym befinden, werden erhalten und übergeben werden.

Art. 5. Während des ersten Monaths nach der Räumung dieser beyden Kreise wird die Stärke der Besatzung der beyden Städte, Brünn und Znaym sich nicht höher erstrecken dürfen, als in Brünn auf ein Bataillon und ein Detaschement von hundert Pferden, und in Znaym auf ein Bataillon, welches ungefähr die Besatzung dieser beyden Städte in Friedenszeiten ist.

Art. 6. Da die zweyte Räumung, nähmlich die von Ungarn, von der Stadt Wien und ihrer Gegend, und von dem Theile Galiziens, welchen Österreich behält, innerhalb eines Monaths nach Auswechslung der Ratificationen Statt haben soll, so werden am 20. Nov. die französischen und verbündeten Truppen die Festungen, Posten und Cantonnirungen, welche sie zu der Zeit auf ungarischem Gebieth noch besetzt halten, verlassen, und sich im Marsch setzen, um die im nachfolgenden achten Artikel bestimmte Demarcations-Linie zu besetzen.

Art. 7. Wenn die Bedingungen des Tractats wegen Bezahlung der theils in Geld, theils in Wechselbriefen stipulirten Summen erfüllt sind, so werden die Schlüssel der Stadt Wien durch den dermahligen Herrn Gouverneur dem Officier übergeben werden, welchen Se. Majestät der Kaiser von Österreich dazu wählen wird. Die Polizey wird daselbst fortwährend durch die Bürgergarde versehen werden. Den 20. Nov. werden die österreichischen Truppen, deren Zahl sich nicht über drey bis vier Bataillons und ein Kavallerie-Regiment erstrecken darf, in die Stadt Wien einrücken.

Art. 8. Am 20. Nov. wird die Stadt Wien mit ihrer Gegend, das heißt der Theil des Kreises Unter-Wienerwald, der im Osten der ersten Demarcationslinie liegt, von den französischen Truppen ganz geräumt werden. Diese Linie wird durch Tuln laufen; von Tuln nach Straßhof, nach Baumgarten, Sieghartskirchen, Rappolden, Kraling, Heinrichsberg, nach dem Wirthshause von Preßbaum, nach dem Schlosse zu Breitenfurt, nach Striegau über Hochleiten und Försterhaus, nach Sittendorf über Fulsfranzenberg, nach Rohrberg, Gaden, Siegenfeld, Baden, nach dem Krankenhause zu Neustadt beym Thore und vorwärts Günselsdorf, und von da nach Ebenfurt. Hierbey wird ausgemacht, daß die Stadt Baden mit keiner Cantonnirung belegt, sondern nur durch eine Polizeywache von jeder Armee und von gleicher Stärke besetzt werden soll, ihrer Bäder halber, deren sich die Verwundeten und Kranken von beyden Armeen in gleicher Art bedienen können.

Art. 9. Da der Kreis Unter-Mannhartsberg zu Niederösterreich gehört, und daher nicht vor dem 20. Dec. ganz geräumt werden darf, so

werden die Vorposten der französischen Armee bis zu diesem Zeitpunct eine Linie besetzt halten, welche der Znaymer Hauptstraße von Stokerau bis an die mährische Gränze folgt. Dabey versteht sich, daß bis zum 20. Dec. kein österreichisches Militär in dem Theile des besagten Kreises sich einquartieren kann, der von den französischen Truppen nicht besetzt ist. Übrigens wird auf der Znaymer Straße für jede Art von Communication, Transporten und Reisen volle Freyheit gestattet werden, nur Truppen und Artillerie ausgenommen.

Art. 10. Am nähmlichen Tage, den 20. Nov., wird der ganze Theil von Galizien, welchen Österreich behalten soll, völlig geräumt werden. Wenn es in diesem Theile Kreise gibt, die von den pohlnischen Truppen besetzt sind, so sollen sie durch einen, von dem Oberbefehlshaber der pohlnischen Armee zu ernennenden, Officier übergeben werden. Die von den Russen besetzten, sollen durch einen, von dem Oberbefehlshaber der russischen Armee zu ernennenden Officier übergeben werden. Um die Vollziehung dieses Artikels zu sichern, soll gegenwärtige Convention durch Stabs-Officiere von den französischen und österreichischen Armeen zur russischen und pohlnischen Armee geschickt werden.

Art. 11. Da die dritte Räumung, nähmlich die von Unteröesterreich, zwey Monathe nach Auswechslung der Ratificationen erfolgen soll, so werden die zu dieser Provinz gehörigen Districte am 20. Dec. geräumt werden. Während dieser Räumung, wie bey allen übrigen, dürfen die von den französischen Truppen verlassenen Posten von den österreichischen Truppen nicht eher als 24 Stunden nach dem Aufbruch jener besetzt werden, und während der ersten 15 Tage nach der Räumung von Niederösterreich darf kein beträchtliches Truppencorps nach der Seite von St. Pölten hin marschiren.

Art. 12. Da die vierte und letzte Räumung, nähmlich die der übrigen, durch den Tractat nicht abgetretenen, Provinzen und Districte dritthalb Monathe nach Auswechslung der Ratificationen erfolgen soll, so werden besagte Provinzen und Districte am 4. Jan. 1810 ganz geräumt werden.

Art. 13. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee und der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee werden Jeder Commissarien zu Vollziehung der gegenwärtigen Convention ernennen; diese Commissarien werden sich provisorisch über ein Gebieth in Ostgalizien an der russischen Gränze einigen, dessen Bevölkerung 400,000 Seelen, als soviel von Österreich an Rußland abgetreten werden sollen, beträgt, bis die Höfe von Rußland und Österreich über definitive Gränzen übereingekommen sind.

Art. 14. Das Littorale und der Theil von Kroatien, die an den Kaiser der Franzosen und König von Italien abgetreten sind, werden nachstehender Maßen besetzt werden: Am 14. Nov. wird die Stadt Fiume und das ungarische Littorale den französischen Truppen übergeben. Hierauf wird die Besitzübergabe des ganzen Littorals bis Dalmatien, und des ganzen Theils von Kroatien, der dem Kaiser der Franzosen und König von Italien bis zum Thalweg der Save abgetreten ist, unmittelbar folgen, so daß die österreichischen Truppen keine Stadt, keinen Posten, keinen Hafen verlassen, als bis sie durch die französischen Truppen darin abgelöst werden, welche letztere, um sich auf diese verschiedene Puncte zu begeben, den gewöhnlichen Etappen- oder Truppenmärschen folgen werden. Da also in Gemäßheit des obenstehenden 12. Artikels die österreichischen Truppen, welche sowohl zu Fiume als in den Posten des ungarischen Littorals abgelöst werden, bey Verfolgung ihres Marsches nach Etappen erst am 27. Nov. zu Carlstadt ankommen können, so werden auch die französischen Truppen diese Stadt nicht eher, als am 28. Nov. besetzen.

Art. 15. Nach der Besetzung des ganzen Landes bis an die Save durch die französischen Truppen, soll die Passage auf den verschiedenen Straßen, und selbst in den von den französischen Truppen besetzten Orten freygelassen werden, zum Transport aller Militäreffecten und Bagage, und für alles Eigenthum der österreichischen Regierung sowohl, als der Privatpersonen, bis zum 4. Jan. 1810, dem letzten Räumungstermin.

Art. 16. Während der Räumung des Littorals werden die französischen Truppen die zu dem besagten Littorale gehörigen Inseln, die in der Gewalt der österreichischen Truppen sind, und in denen diese Garnison halten, Besitz nehmen. Zur Vollziehung des gegenwärtigen Artikels werden die von JJ. MM. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und dem Kaiser von Österreich ernannten Commissäre nach den Umständen, die Art und die Zeitpuncte der endlichen Räumung und Besetzung der verschiedenen, zu dem besagten Littorale gehörigen Inseln bestimmen.

Art. 17. Alle Magazine, Artillerie- und Marinegeräthschaften, so wie alles entweder Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich oder Particuliers gehörige Eigenthum irgend einer Art, die innerhalb der Räumungszeit nicht weggeschaft oder verkauft werden konnten, sollen unter Verwahrung und Aufsicht österreichischer Commissare seyn.

Art. 18. Die französischen Spitäler, die in dem durch den Tractat und die gegenwärtige Convention zur successiven Räumung bestimmten Zeitraum nicht werden völlig geräumt werden können, bleiben unter der Aufsicht eines französischen Commandanten und eines Verwalters. In jedem Hospital sollen 1 Sergant und 6 Mann für die innere Polizey gelassen werden.

Art. 19. Alle Magazine von Lebensmitteln, von Artillerie, und jeder andre Gegenstand, die in dem Augenblick der Übergabe der Stadt Wien nicht sollten weggeschafft oder verkauft werden können, bleiben in Verwahrung französischer Commissäre als französisches Eigenthum. Eben so soll es mit den Salz-, Holz-, Tabak- und andern Magazinen seyn, die Österreich zu kaufen sich vorbehalten würde.

Geschehen zu Wien, den 20. Oct. 1809.

Unterzeichnet:

Der Divisions-General, Graf Dumas.

Baron von Strauch, Feldmarschall-Lieutenant.

Mayer von Heldenfeld, General-Lieutenant.

4.

Das Königreich Illyrien.

Napoleon von Gottes Gnade, und durch die Constitution Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Protector des rheinischen Bundes, haben verordnet, und verordnen Folgendes:

Der Villacher Kreis, das Land Krain, das österreichische Istrien, Fiume, Triest und die unter dem Nahmen Littorale bekannten Ortschaften, derjenige Theil von Kroatien, und alles, was rechts des Saustromes liegt, Dalmatien, sämmt den dazu gehörigen Inseln wird künftig die Illyrische Provinz genannt werden.

Der Staatsrath Dauchy ist zum General-Intendanten der Finanzen für die Illyrische Provinz, die bereits vermög des Wiener Tractats abgetreten worden ist, ernannt werden.

Gegeben aus dem Hauptquartier Schönbrunn den 14. Oct. 1809.

Napoleon.

Auf kaiserlichen Befehl:

Hugo B. Maret, Minister Staats-Secretär.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 2. und Montag den 5. Februar. 1810.

Jede Zeit, jede Nation hat ihren eigenen Kampf. — Jene großen Naturen, wie sie aus dem Mittelalter hervortraten, hob Übermuth. Als ein europäisches Gemeinwesen befestiget schien, ließ man sich in Gleichgültigkeit wiegen. Im Schlummer wurden Gott und Vaterland von Vielen vergessen; bis der Donnerschlag, welchen Wir gehört, alle Welt geweckt. Plötzlich ansprechender Schrecken offenbart, was in jedem ist. Dieser beugt sich, flieht, gibt auf. Jener, in der Vergangenheit unerfahren, von der Gegenwart betäubt, lebt blindlings der Zukunft entgegen. Andere, zurückgerufen auf ihre Altvordern und auf Sich selbst, halten sich mit Klugheit, nicht ohne Muth, gefaßt, sich selbst bewußt und gleich, so wie der große Feldherr sein Heer, wie ein freyes Volk seine Burger wünscht.

Johann von Müller.

(15 und 16.)

Die Zusammenkünfte hoher Häupter.

(Beschluß.)

Man kennt die Folgen der Eifersucht der beyden Fürsten, Carls und Franzens. Die unglückliche Schlacht bey Pavia gab Franzen gefangen in die Hände des Kaisers, der ihn auf eine strenge Art behandelte. Zwar hatte der Madrider Friede seine Lösung bewirkt, und beyde Fürsten augenscheinlich ausgesöhnt; aber die Bedingungen waren so, daß ihre Härte, den König von Frankreich nach dem Urtheile seiner Partey aber nicht der Ehre, von der Erfüllung seiner Verpflichtungen freysprechen mußte. Die Feindseligkeiten begannen aufs neue; es erfolgten sogar Herausforderungen zum Zweykampf, der jedoch unterblieb; Franz wurde abermahls geschlagen. Zum Glück war der Sieger erschöpfter, als der Besiegte; und ganz Europa wünschte sehnlich den Frieden. Da mischten sich weibliche Hände in den Streit, und dieß Mahl wirklich zufolge des gepriesenen Berufs der Frauen, zu

„löschen die Zwietracht, die tobend entglüht."

Margaretha von Österreich, verwitwete Herzoginn von Savoyen, des Kaisers Tante, und Louise von Savoyen, Franzens Mutter, verglichen sich beyde, nach Cambray zu gehen. Daselbst bezogen sie zwey Nachbarshäuser, in welchen ein Durchgang geöffnet war, hielten unbemerkt und ohne Etiquette täglich Zusammenkünfte, zu welchen schlechterdings niemand zugelassen wurde. Da beyde große Erfahrungen in Staatssachen besaßen und gegenseitig vollkommenes Vertrauen auf einander hatten, so brachten sie in Kurzem wirklich einen Frieden zu Stande. (5. Aug. 1529.) Man hat ihn den Damenfrieden genannt; wir glaubten aber dieses wohlthätige Wirken der Frauen nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Seit dem Frieden zu Cambray verflossen 3 Jahre, eh' ein neuer Krieg zwischen beyden Nebenbuhlern ausbrach. Aber er brach aus, (1536—38) da Mailand, der ewige Zankapfel, durch den Tod des Herzogs Franz Sforza, Gelegenheit zu einem Successionskriege darboth, indem Carl das Herzogthum als eröffnetes Reichslehen einzog. — Carl that einen fruchtlosen Einfall in Frankreich. Schnelle Entkräftung beyder Parteyen, welche bey der damahligen Verwirrung der Finanzen in allen Staaten unvermeidlich war, machte beyden Fürsten die Vermittelung Pauls III., der sie gern zu einem Bunde gegen die Türken vereinigen wollte, sehr willkommen. Er lud beyde Monarchen zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft ein, nach Nizza. Obgleich beyde erschienen, so machte dennoch der Rangstreit, oder besser, das Mißtrauen von beyden Seiten so viele Schwierigkeiten, daß beyde sich durchaus nicht sehen wollten, und der Papst von einem zum andern gehen mußte. Nur mit äußerster Mühe bewog er sie zu einem zehnjährigen Stillstande, vermöge dessen alles im gegenwärtigen Zustande blieb (18. Juny 1538.)

Von Nizza begleitete Carl den Papst nach Genua. Dahin schickte Franz einen Gesandten ab, und ließ ihn ersuchen, auf der Rückreise nach Spanien irgend wo ans Land zu kommen, damit beyde sich herzlicher unterreden könnten, als dieß in Nizza bey der Zwischenträgerey des Papstes habe geschehen können. Zu diesem unerwarteten Antrage hatte sich Franz vornehmlich durch die Bitten seiner Gemahlinn Eleonore, der Schwester des Kaisers, bewegen lassen. Carl nahm die Einladung an, und man bestimmte Aigues-Mortes, an der Küste von Nieder-Languedoc, zum Orte der Zusammenkunft. Sobald Carl auf der Rhede Anker geworfen hatte, besuchte ihn Franz sogleich am Bord seiner Galeere. Carl reichte ihm die Hand, und beyde umarmten sich aufs freundschaftlichste. „Ich bin gekommen," sagte Franz, „die alten Zwistigkeiten ganz zu tilgen, und den zehnjährigen Stillstand in einen bleibenden Frieden zu verwandeln." Als darauf auch Carl seinem Gegner gleiche edle Gesinnung zeigte, lud ihn Franz zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande. Der Kaiser überlegte es mit seinen Getreuesten; alle, bis auf einen einzigen, wiederriethen ihm die Sache als bedenklich; aber gerade vielleicht,

weil sie das schien, auch, um Franzen nicht durch Mißtrauen zu beleidigen, nahm er die Einladung an. Er fuhr mit Franzen hinüber, und wurde in Aigues-Mortes königlich bewirthet. Nach der Tafel ward ein glänzender Ball veranstaltet, dem beyde Fürsten bis in die Nacht beywohnten.

Carl schlief darauf im königlichen Schlosse, und am folgenden Morgen reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sey seines Sohnes Schuldigkeit; ein so großer Monarch, als er, sey würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. In solche Extreme gingen sie über, nach zwanzigjährigen Feindseligkeiten und dem tiefsten Hasse zu solcher Offenherzigkeit und so freyen Sitten, vom Mißtrauen und Argwohn zu dem zuversichtlichsten Vertrauen und Wohlwollen! Sie blieben noch einen Tag beysammen, und Franz versprach, sein Bündniß mit den Türken aufzuheben, und in allen billigen Dingen Carln willfährig zu seyn. Beym Abschied schenkte ihm Franz noch einen kostbaren Brillantring, zum Unterpfande beständiger Freundschaft, in dessen innere Seite die Worte: dilectionis testis et Exemplum gegraben waren. Darauf begab sich Carl nach seinem Schiffe zurück und ging am folgenden Tage unter Segel nach Barcelona. „Wer möchte sagen," bemerkt hierbey ein zu früh verstorbener Geschichtsforscher, „daß diese Großmuthsscene Verstellung gewesen sey? Es ist ein unaussprechlich erhabner Anblick, zwey mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen einander nähern zu sehen, daß es der Eitelkeit des menschlichen Herzens sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen. Schon zu Homeros Zeiten gehörte es zum Ehrenpuncte der Helden, von sich sagen zu lassen:

Seht, sie kämpfen den Kampf der geistverzehrenden Zwietracht,
Und dann schieden sie beyd' in Freundschaft wieder versöhnt.

Auf die Nachricht von der Rebellion des reichen und mächtigen Gent, lud Franz den Kaiser, da seine Gegenwart in Flandern erforderlich war ein, seinen Weg mitten durch Frankreich zu nehmen. Carl, obgleich besorgt über Franzens Foderungen, schrieb ihm zurück, daß er sein Erbiethen mit Dank annehme, und davon Gebrauch machen werde. Franzens Hofnarr Tribaulet hielt dieß für Unbesonnenheit und schrieb in seine Schreibtafel: Carl sey ein größerer Narr als er selbst. „Aber, sagte der König, wenn ich ihn in Sicherheit durch mein Land reisen lasse?" „In diesem Falle, erwiederte Tribaulet, werde ich den Nahmen des Kaisers auslöschen und an dessen Stelle den Eurigen setzen." — Carl trat die Reise mit einem eben so geringen Gefolge, aber mit ganz anderm Erfolge an, als 1808 Ferdinand VII. und fand schon zu Fuentarabia den zweyten Prinzen des Königs und den Connetable vor sich, um ihn zu begleiten. In allen Städten, durch welche er ging, wurde er mit aller nur möglichen Pracht empfangen; die Obrigkeiten brachten ihm die Schlüssel der Thore, die Thüren der Gefängnisse wurden geöffnet, man ehrte ihn, als wäre er der Oberherr des Landes. Der König selbst kam ihm mit seiner Gemahlinn bis nach Chatelherault entgegen, und begleitete ihn nach Fontainebleau. Hier hielt er sich mit der ganzen königlichen Familie 15 Tage auf. Der Einzug zu Paris war außerordentlich prächtig und gab den Einwohnern dieser Stadt das außerordentliche Schauspiel zweyer gegen einander eifersüchtigen Monarchen, die nach so langer Feindschaft sich mit allen Beweisen des Zutrauens und der Freundschaft beehrten, als ob sie alle ehmahligen Beleidigungen auf ewig vergessen hätten. Doch scheint man nicht unterlassen zu haben, den König auf die schöne, wenn auch schändliche Gelegenheit, sich wegen der Madrider Gefangenschaft zu rächen, aufmerksam gemacht zu haben. Besonders wird das der Maitresse des Königs, der Gräfinn von Estampes beygemessen; doch Franz einer so unedlen Handlung nicht fähig, gab dem Kaiser selbst davon Nachricht. Als Carl sich am folgenden Tage die Hände wusch, und die Gräfinn ihm das Handtuch hielt, ließ er einen kostbaren Diamantring fallen. Die Herzoginn hob ihn auf, um ihm denselben wieder zu geben. „Nein, sagte der Kaiser, er ist in schönen Händen, behalten sie ihn, mir zu liebe."

Wir machen uns keineswegs anheischig, alle Zusammenkünfte und Besuche gekrönter Häupter hier aufzählen zu wollen, welche die Geschichte uns darbiethet; dennoch verdienen einige des unlängst verflossenen Jahrhunderts immer noch unsere Aufmerksamkeit. An der Schwelle dieses Seculums steht der russische Koloß, der Carl, der Alfred seiner Nation, Peter der Große, werth, den Heroen der Vorzeit beygezählt zu werden. Solche persönliche Selbstständigkeit, so viel Majestät ist in keinem Fürsten je gefunden worden. Um seine Nation vermenschlichen zu können, mußte er selbst erst Menschen sehen, die Künste der Civilisation selbst erst kennen lernen. Daraus sind seine Reisen durch Europa entstanden, auf denen er zugleich sich mit den vorzüglichsten Häuptern Europa's bekannt machte. In Königsberg (1697) ward er von dem prachtliebenden Kurfürsten von Brandenburg in Person und mit königlichem Aufwande empfangen und bewirthet; doch sagte er hier noch die merkwürdigen Worte, als er in der Trunkenheit beynahe eine Mordschuld auf sich lud: Ich will mein Volk gesitteter machen, und noch vermag ichs nicht, mich selber zu zähmen. — „In dem Zellischen Flecken Koppenbrügge, vier Meilen von Hannover, traf er mit der verwitibten Kurfürstinn Sophia und ihrer Tochter, dem Herzog von Zelle, dem Kurprinzen (nachherigen König von England) Georg Ludwig u. a. zusammen, und erregte durch die Lebhaftigkeit seines Geistes hohes Interesse. Nur mit dem Kurprinzen schien er nicht zufrieden zu seyn; den Mangel an Achtung, welchen Peter von ihm erfahren zu haben glaubte, vergaß er auch nicht dem nachherigen Könige. Späterhin besuchte er auch den König Wilhelm in England (1698), den er als Regenten und Krieger gleich hochschätzte, und auf seiner Rückreise, unter andern, auch den Kaiser Leopold zu Wien, wo sein Nahmenstag durch das sogenannte Wirthschaftsfest gefeyert wurde, das man ihm zu Ehren erneuerte. Peter war eben im Begriff, Wien zu verlassen, und Italien zu durchreisen, als die unangenehme Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn in sein Reich zurück rief. Er wählte den kürzesten Weg durch Pohlen. Im Städtchen Rawa in Roth-Reußen sprach er den Kurfürsten von Sachsen (Aug. 1698) welcher das Jahr zuvor unter dem Nahmen August II. die pohlnische Krone erlangt hatte. Da bey seiner Wahl ein großer Theil der Pohlen der französischen Partey geneigt gewesen war, die einem Prinzen Conti die Krone zuwenden wollte, so fehlte es dem neuen Könige nicht an Feinden, und um so wichtiger

konnte des jungen Czaaren Freundschaft für ihn werden. Beyde, die ein gleiches Interesse vereinigte, verbanden sich zu gegenseitiger Hülfe, und ihre Unterredung hatte für die Zukunft die entscheidendsten Folgen. Hier war es auch, wo Peter Augusts Löwenstärke zu bewundern Gelegenheit fand. Als der König einst in seiner Gegenwart einem pohlnischen Ochsen den Kopf abschlug, erbath der Czaar sich den Säbel, womit der König die That verrichtet hatte. „Er ist mir nöthig, sagte er, um das Haupt des Empörungs-Drachen, der in mein Reich mich zurückruft, vom Rumpfe zu trennen." Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tartarn! Leben und Gnade den Unterthanen!" Übrigens suchte schon damahls Peter den König für seinen Plan zu gewinnen, einen Hafen an der Ostsee zu erhalten, der erste Schritt zur Erreichung des hohen Zwecks, seinen Staat zu einer europäischen Macht zu erheben, wofür denselben späterhin seine große Nachfolgerinn nochmahls erklärte, und wir meinen, daß wir oft Gelegenheit gehabt haben, uns zu erinnern, daß sie das geworden sey.

Der schwedische Löwe war gereizt worden; mit dem seiner Nation eigenthümlichen Heldenmuthe, mit dem Feuergeiste seines großen Vorbildes, Alexanders von Macedonien, war er über seine Feinde hergestürzt, hatte noch ein Knabe die russischen Heere geschlagen, war in das Herz von Sachsen eingedrungen, und August II. sah sich zu dem schimpflichsten Frieden gezwungen. Die Bedingungen waren hart, die Carl dictirte, und August eilte nach Sachsen, in der eitlen Hoffnung, ihm durch persönliches Zureden mildere Gesinnungen abzugewinnen (17ten December 1706) Beyde Fürsten sahen sich zum ersten Mahl in Güntersdorf bey Altranstädt, betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit, und unterhielten sich besonders über Carls große Stiefeln, die er seit sechs Jahren nie vom Fuß gebracht, als wenn er sich zu Bette gelegt hatte. Beyde Könige speisten mehrmahls zusammen; Carl vergaß nie, dem Könige August die rechte Hand zu geben; aber weit entfernt, seine Bedingungen zu mildern, setzte er nur noch härtere hinzu. — — Carl nöthigte seinen pohlnischen König, Stanislaw, Augusten seine Thronbesteigung kund zu thun, und Augusten, den er entthronte, jenem dazu Glück zu wünschen. Stanislaw kam selbst nach Leipzig, wohin sich die Könige von Güntersdorf begeben hatten. Er begegnete hier eines Tages dem Könige August; beyde Monarchen machten sich eine Verbeugung, aber ohne etwas dabey zu sagen.

Carl XII. zufrieden mit der Demüthigung dieses Feindes, dachte an den Aufbruch, um seinem größern entgegen zu gehen. Der Rückmarsch ging über Grimma und Meißen. Carl ritt, wie er pflegte, 2 bis 300 Schritte voraus. Mit einem Mahl verliert er sich aus den Augen. Da der König die Thürme von Dresden erblickt hatte, war ihm der Gedanke beygekommen, den König August zu besuchen. Er war sogleich am Schlosse abgestiegen, und kam bis vor des Kurfürsten Zimmer, ehe seine Ankunft in der Stadt ruchbar geworden. Der Graf Flemming hatte ihn erkannt; alles, was bey solcher Gelegenheit gethan werden konnte, stand vor der Seele des Ministers; aber Carl stand schon im Zimmer, ehe August von seiner Überraschung zurückgekommen war. Er war damahls krank und im Schlafrock; schnell warf er sich in die Kleider, Carl frühstückte mit ihm und wollte hierauf die Festungswerke sehen. Nach einigen Stunden umarmte er den König und ritt zu seinen Begleitern zurück, die nicht wenig um ihn besorgt gewesen waren. Der F. M. Renschöld versicherte, er habe Dresden belagern wollen, im Fall man den König darin gefangen behalten hätte. „O, sprach dieser, die hätten's auch gewagt!" Des andern Tags hörte man, daß August ein außerordentliches Conseil in Dresden hielt. „Heute, sagte Carl, werden sie überlegen, was sie gestern hätten thun sollen!" — Was würdest du gesagt haben, abenteuerlicher Held, hättest du — — später gelebt?

Carl war seinem bösen Geschick entgegen gegangen; die Schlacht bey Pultawa hatte seine Heere vernichtet, ihn selbst vom Dnieper bis an die Ufer des Bog vertrieben, in der Türkey hatte er sich einen Zufluchtsort suchen müssen. Peter selbst ging mit festem Blicke seinem Ziele sicher entgegen, und richtete nun zuerst sein Augenmerk wieder auf Pohlen. Stanislaw und die mit ihm verbundenen Schweden wurden zurückgedrängt, und die unmittelbare Folge war die Rückkehr des Königs August nach Pohlen. Der Altranstädter-Friede wurde für erzwungen, mithin für nichtig erklärt; doch in der Ungewißheit über Peters Gesinnung, der wegen des einseitigen Friedens mit Recht aufgebracht seyn mußte, harrte August seiner Ankunft in der Stadt Thorn, wohin er ihn eingeladen hatte. Peter folgte der Einladung. Eine Meile vor der Stadt kam August dem Czaar auf der Weichsel entgegen. Der edle Peter fiel schnell versöhnt seinem alten Freunde gerührt in die Arme, und verscheuchte die Unruhe, die der König nicht zu verbergen vermochte, durch freundliches Zureden, alles Vergangene zu vergessen. Willig wurden von August alle Ansprüche auf die Eroberungen in Liefland an Petern abgetreten, und nach diesen Voraussetzungen ward das neue Bündniß wider Schweden leicht geschlossen. (7. October 1709). Von Thorn ging Peter nach Marienwerder zum König von Preußen Friedrich I., der ihn mit großer Pracht empfing. Dieser Regent, der damahls eine noch ziemlich leichte Krone zu hüthen hatte, und bisher der schlaue Schildhalter des allgefürchteten Schwedenkönigs gewesen war, sprang jetzt mit derselben Schlauheit zu der Partey über, die nun die herrschende war, nicht bloß um ihrer Rache zu entgehen, sondern, wo möglich, bey der wahrscheinlich bevorstehenden Zerstückelung von Schweden, das längst gewünschte Pommern abzubekommen. (20. October.) So ist der Lauf der Welt, und so unveränderlich sind die Gesetze des Handelns sinnlicher Wesen, daß des alten Äsopus Fabeln noch täglich, nur mit verändertem Rahmen aufgeführt werden. *)

Rußlands weit um sich greifende Fortschritte, die es nach Peters Schöpfungen, besonders unter der großen Regentinn Katharina II. gewann, mußten gerechte Besorgnisse erre-

*) Wenigstens in einer Note verdient auch die Zusammenkunft Peter des Großen und des Königs von Dännemark, bey Hamburg in den Gärten zu Hamm und Horn erwähnt zu werden. (1716. 28. May, 3. Juny.) Der König wohnte auf Wildens Garten, der Czaar anfangs auf Battgens Garten, nachher zu Ottensee. Der Gegenstand ihrer Unterredung war eine Landung in Schonen. Der König drang um so mehr darauf, daß dieser schon im verwichenen Jahre entworfene Angriff jetzt zur Ausführung gebracht werde, da Carl in Norwegen eingefallen, und bis Christiania vorgedrungen war. Peter reiste von hier aus nach Pyrmont.

gen. Sie waren Friedrichs Adlersblicken nicht entgangen. Ein Gegengewicht schien nöthig und dieß fand sich in Östreich und Preußen. Joseph II., Theresiens Sohn, seit 1765 deutscher Kaiser, hatte längst gewünscht, Friedrich II. einmahl von Angesicht zu sehen. Es ward daher zwischen Beyden eine Zusammenkunft zu Neiße festgesetzt. (25. August 1770.) Beyde Monarchen begegneten einander mit der größten Hochachtung; der König äußerte, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweyer Häuser ausmachen, deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beyzustehen, als aufzureiben. Welche unglückselige Politik hat doch diesen Grundsatz wieder entrückt! Unter Verbürgung ihres Ehrenworts unterzeichneten beyde einen geheimen Vertrag, daß, wenn der Krieg zwischen Frankreich und England ausbräche, sie mit aller Treue den zwischen Östreich und Preußen glücklich hergestellten Frieden erhalten, und auch bey nicht vorzusehenden Unruhen die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen beobachten wollten. Der Vertrag war des deutschen Sinnes der beyden Fürsten würdig; die Abweichung von demselben, wer da wolle, hat Deutschland aufgelöst. Friedrich erwiederte dem jungen Kaiser, seinen Besuch in dem Lustlager bey Neustadt in Mähren. (1770 3. September.) Er trieb die Höflichkeit dabey so weit, daß er in österreichischer Uniform erschien, und, was dem Kaiser noch weit mehr schmeicheln mußte, er gab ihm vollständige Rechenschaft von allem, was er mit dem Minister Kaunitz verhandelt hatte, eine Aufmerksamkeit, deren Joseph selbst zu Wien, von seiner großen Mutter, nicht immer gewohnt war.

Ein Jahr nach Friedrichs des Großen Hinscheiden hatte Katharina II., (deren Herrschbegier und Ruhmsucht sich auf Kosten der Türken nach Eroberungen sehnte.) in dem durch ihre Schöpferkraft hervorgerufenen Cherson eine zweyte Zusammenkunft mit Kaiser Joseph. (Im May 1787.) Die Folge davon war ein furchtbarer und weit verbreiteter Krieg, in welchem Dinge geschahen, die alle Erwartungen täuschten. Joseph, als Katharinen's Bundsgenosse, nahm daran Antheil, ohne Veranlassung von Seiten der Türken. Er starb aber ohne einen seiner Hauptwünsche in Erfüllung gesehen zu haben.

Wir sind hiermit unsern Zeiten näher gekommen, und der Gegenstand erhebt sich zur furchtbarsten Wichtigkeit. Noch liegt die Welt im Kreisen, niemand weiß, was nach den herbesten Wehen sie gebären werde, und kaum ist es uns vergönnt, über die Begebenheiten der letzten Tage ein Wort des Urtheils nach Überzeugung zu sprechen. Man weiß, von wo die Revolution, die dem Ganzen eine andere Gestalt zu geben trachtet, ausgegangen ist. Die Ausbrüche derselben lagen im Charakter jener Nation, wie ihn die Geschichte fortlaufend zeichnet.

Von regem Eifer für das Gute und Wahre beseelt, traten daher der edle Leopold II. und Friedrich Wilhelm II., die kaum noch an der Gränzscheide Böhmens und Schlesiens in der drohendsten Stellung sich im Feldlager gegenüber gestanden hatten, nach beygelegter Fehde, nach selbst bis auf den Argwohn vernichteter Feindschaft, nicht nur in ein Bündniß zusammen, sondern veranstalteten auch, um sich persönlich näher kennen zu lernen, selbst mit dem Kurfürsten von Sachsen eine Zusammenkunft in Pillnitz, dem Lustschlosse des letztern. (25. Aug. 1791.) Sie erklärten des unglücklichen Ludwigs Sache für die gemeinsame Sache aller Könige; sie versprachen, im Fall der Noth, ihn mit ihrer ganzen Waffenmacht zu unterstützen. Leopold starb plötzlich. Ihm folgte Franz II. der Zögling seines Oheims Joseph. Krieg gegen Frankreich war unvermeidlich, trotzig erklärte ihn der National-Convent. Die Zusammenkunft des neuen Kaisers mit dem Könige von Preußen und einigen deutschen Fürsten zu Mainz, (19 — 22. Jul. 1792.) wo der Operationsplan verabredet wurde, schien hoffen zu lassen, daß man mit treu vereinigter Kraft an's Werk gehen würde. Das Signal war das berüchtigte Manifest, an dem, wie man jetzt weiß, der vielbesprochene Herzog von Braunschweig nur negativen Antheil gehabt hat. Was darauf erfolgte? Wozu unaussprechlichen Gram erneuern? — Verschiedenartiges Interesse, Mangel an Einheit, Lähmung der Kraft und Abspannung trugen die Ehre des deutschen Vaterlandes zu Grabe. Die lockern Fugen, in denen noch der deutsche Staatskörper hing, gaben sich vollends aus einander. Wie hätten es die Ausländer nicht bemerken, wie nicht benutzen sollen? Der Held unsers Jahrhunderts, griff mit kühner Hand in die Maschine, und zerbrach die lockern Bande. Deutschland ist nicht mehr.

Wer sich selber nicht schützt, ist der, der Freyheit werth? —

Ach! die Pfeile des Bündels,
Einzeln, bricht auch der Knabe leicht.

Man kennt ja wohl noch die Zeit, wo Österreich zum dritten Mahl große Kraft angestrengt und selbst durch die Tage bey Ulm nicht den Muth verloren hatte. Es wurden Unterhandlungen gepflogen, die große Dinge erwarten ließen. Kaiser Alexander, Czaar und Selbstherrscher aller Reußen, kam in Berlin an (25. October 1805.) und ward vom Hofe und von den Einwohnern der Stadt mit vielen Beweisen wahrer Zuneigung und Verehrung empfangen. Auch der Erzherzog Anton von Österreich traf in Berlin ein, und es ward zu Potsdam eine Convention zwischen Österreich, Preußen und Rußland geschlossen, die, obgleich ihr Inhalt nicht bekannt wurde, dennoch den Vaterlandsfreund mit Hoffnung erfüllte. In der Nacht vom 4. auf dem 5. November verließ Alexander Potsdam, nachdem er vorher noch in der Mitternachtsstunde mit dem Könige und der Königinn die Gruft Friedrichs II. besucht hatte. Überwältigt von seinen Empfindungen, so erzählt man, küßte Alexander den Sarg, der die Asche des großen Königs umschließt; und voll erhabner Vorsätze reichte er an dieser feyerlichen Stätte dem Könige von Preußen seine Hand, als Unterpfand treuer Freundschaft zum Abschiede.

Alexander reiste über Leipzig nach Weimar, Dresden und Ollmütz. Es erfolgte die Schlacht bey Austerlitz (2. Dec. 1805.) und nach dieser Schlacht sahen sich die beyden Kaiser, Franz und Napoleon in der Mühle bey Czeitsch. Die Unterhandlungen nahmen zu Nikolsburg und Brünn ihren Anfang. In Preßburg gediehen sie zum Schlusse (26. Dec.) Tages darauf sahen sich Napoleon und der Erzherzog Generalissimus Carl zu Stammersdorf, zwey Posten von Wien. Vierthalb Jahre später wurden in der Nähe dieses Ortes die Riesenschlachten von Aspern und Wagram zwischen diesen bey-

den Fürſten geſchlagen. 531 Jahre früher hatte ſich eben auch im Marchfelde der Sieg Rudolphs über Ottocar und die Größe des Hauſes Habsburg entſchieden.

Auf die Schlacht bey Friedland folgte die Zuſammenkunft der beyden Kaiſer auf dem Niemen (25. Juny 1807.) und jene der Kaiſer Alexander und Napoleon und des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. in Tilſit.

Das verhängnißvolle Jahr 1808 zeichnete ſich durch die Zuſammenkünfte in Bayonne (im May) und zu Erfurt (Sept., Oct.) aus. Dort fanden ſich alle Zweige der ſpaniſchen Linie des Hauſes Bourbon ein, um den Kronen Spaniens, Indiens und Hetruriens zu entſagen, (für welches Letztere ein, nicht zur Wirklichkeit gelangter Theilungsvertrag ſchon am 27. October 1807, einige Provinzen Portugals als Entſchädigung beſtimmt hatte.)

Nur ein ſpaniſcher Infant Don Pedro hatte ſich, mit dem portugieſiſchen Königshauſe Braganza, von Liſſabon über's Meer nach Rio Janeiro in Braſilien begeben, und Ferdinand IV., (Bruder Carls IV., jüngerer Sohn Carls III., und Enkel Philipps V., welcher Spanien dem Hauſe Öſterreich entriß und der erſte Franzoſe, die ſpaniſche Krone auf ſein Haupt ſetzte) reſidirt annoch mit ſeiner geſammten Familie zu Palermo in Sicilien.

Zu Bayonne wurde ferners der König von Neapel, Joſeph Bonaparte, als König von Spanien und Indien proclamirt, und Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, zum König von Neapel ernannt.

In Erfurt kamen die beyden Kaiſer, Alexander und Napoleon am 28. Sept. zuſammen. Der Großfürſt Conſtantin, die Könige von Weſtphalen, Sachſen, Bayern, Würtemberg, der Prinz Wilhelm von Preußen, der Großherzog von Würzburg, der Erbgroßherzog von Baden, die Herzoge und Prinzen der ſächſiſchen Häuſer, von Mecklenburg, Reuß, Schwarzburg, Taxis u. ſ. w. wohnten dieſer Entrevue bey. Am 14. October um 1 Uhr Mittags trennten ſich beyde Kaiſer mit dem großen Ceremoniel, auf dem halben Wege von Erfurt nach Weimar.

Im December des noch ungleich thatenreichern Jahres 1809, vereinigte der franzöſiſche Kaiſer zu Paris um ſich die Könige von Holland, Weſtphalen, Neapel, Sachſen, Bayern, Würtemberg, den Vice-König von Italien ꝛc.

Der bey dieſer hohen Zuſammenkunft vorgekommene öffentliche Act, war die Eheſcheidung des Kaiſers Napoleon von ſeiner Gemahlinn, der Kaiſerinn Königinn Joſephine. Ihr Sohn Eugen Napoleon, Vicekönig von Italien und Erzkanzler des franzöſiſchen Reichs, fungirte zugleich in letzterer Würde zum erſten Mahl im kaiſerlichen Staatsrathe, indem er die Entſagungsacte ſeiner Mutter vortrug.

Beyträge zur Kriegs-Caſuiſtik.

(Fortſetzung.)

3.

Die Parlementärs.

(Beſchluß.)

Die in Nro. 12 und 13 dieſer Blätter erwähnte Fall mit dem Herren von Montesquiou am Tage vor der großen Entſcheidungsſchlacht bey Jena, iſt zwar, einer der wichtigſten und für den Vorpoſtendienſt lehrreichſten über die Sitte der wechſelſeitigen Beſchickung durch Parlementärs. Aber auch die beyden hier nachfolgenden Fälle, haben unſtreitig ein ganz beſonderes hiſtoriſches Intereſſe.

.....

In den vor kurzem erſchienenen Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des preußiſchen Staates ſeit 1799, nebſt ſeinem Tagebuche über den Feldzug von 1806, von dem Generalquartiermeiſter-Lieutenant Oberſten von Maſſenbach, findet man folgende Aufklärung des bisher dunkel gebliebenen Vorfalls bey dem Rückzug der preußiſchen Armee nach der Schlacht von Jena, wo es dem General Blücher gelang, ein bedeutendes Corps zu retten, indem er bey dem Franzöſiſchen General-Klein vorgab, es ſey ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen.

„Es war Tag (15. Oct.) als ich in Sömerda ankam. In dieſem Städtchen befanden ſich der König, die Generale von Zaſtrow, von Köckritz, von Blücher und von Tauentzien."

„Ich bewunderte die Faſſung, in welcher ich den König antraf. Er ſprach mit großer Ruhe über das große Unglück."

„Hier, in der Predigerwohnung zu Sömerda beantwortete der König den Brief des Kaiſers Napoleon, welchen Montesquiou überbracht hatte. Der Kaiſer hatte, wie man weiß, in dieſem, vor den gewonnenen Schlachten bey Jena und Auerſtät, geſchriebenen Briefe, dem Könige vorgeſchlagen, die Feindſeligkeiten nicht anzufangen, und wenn ſie angefangen wären, ſie wieder einzuſtellen. Der König nahm das Anerbiethen des Kaiſers an, und ſchlug einen Waffenſtillſtand vor. Aber der ſiegende Napoleon erfüllte dieſen Wunſch des Königs nicht."

„Der König gab keine Veranlaſſung, ihm die Urſachen des Verluſtes der Schlacht bey Vierzehnheiligen anzugeben; ich beobachtete alſo über dieſes Ereigniß ein tiefes Stillſchweigen. Den erſten Ankläger wollte ich nicht machen. Es war mir ſehr lieb, daß weder der König noch einer ſeiner Umgebenden, ſich nach den nähern Umſtänden erkundigte."

„Die Armee bey Sömerda zu ſammeln, war deswegen nicht rathſam, weil der Feind auf dem Wege, der von Naumburg über Weißenſee nach Erfurt gehet, uns vom Harzgebirge abſchneiden konnte. Ich glaubte hinter Sondershauſen, oder doch hinter Nordhauſen, müſſe man ſich ſammeln, und Officiere vorausſchicken, welche die Spitze der Flüchtlinge ereilten, und ſie ſtopften. Es war auch wirklich ein Officier, ich glaube, der Major von Knefebeck, vorausgeſchickt worden, den vorderſten Truppen den Befehl zu bringen, bey Nordhauſen ſtehen zu bleiben, und die Arriergarde zu erwarten."

„Das war eine ſehr zweckmäßige, Maßregel, die, wurde ſie befolgt, von großem Nutzen geweſen ſeyn würde."

„Indeſſen iſt es gewiß, daß die Gegend von Sondershauſen ſchon in der größtmöglichſten Entfernung lag, in welcher der Sammelplatz einer geſchlagenen Armee liegen muß. Die Entfernung von Nordhauſen überſtieg dieſes Maximum."

„Sammelte man ſich bey Sondershauſen, oder auch nur bey Nordhauſen; ſo marſchierte man mit Ordnung nach Magdeburg: und dann war viel gewonnen. Ordnung erweckt Selbſtvertrauen, Selbſtvertrauen Muth."

„Bey Magdeburg glaubte ich, müsse die Armee halten, und eine zweyte Schlacht liefern."

„Nach der Tafel ertheilte mir der König den Auftrag, gegen Neumark zu reiten, und dem ersten feindlichen General auf den ich träfe, zu sagen: „Der König sey im Begriff, mit dem Französischen Kaiser einen Waffenstillstand abzuschließen." Ich machte den Ritt, fand aber keinen feindlichen Vorposten, und kam in der Nacht nach Sömerda zurück."

„Der König war indessen abgegangen, und nach Sondershausen geritten."

„In der Ebene von Sömerda hatten sich an diesem Nachmittage, es war der 15. October, einige Cavallerie gesammelt. Die Infanterie zog in einzelnen Trupps von zwey, drey, vier, . . . Mann durch die Stadt. Eine Art von Instinct trieb einige nach dem Harz und nach Magdeburg; andre waren nach Erfurt, wieder andre nach Langensalza gezogen. Die Armee war aus einander gesprengt, keines der Bataillone, welche ich diesen Nachmittag sah, war in Ordnung. Bey allen Bataillonen und Regimentern fehlten viele Leute."

„Es war keine Retraite; es war eine gänzliche Flucht. In Traineurs und Marodeurs war der größte Theil der Armee aufgelöset. Gegen Abend kamen jedoch in Sömerda drey Bataillons Garde, ein kleiner Theil des Garde-Grenadier-Bataillons, die Grenadier-Bataillons Prinz August und Rabiel, die Südpreußischen Füßelierbataillons, ein Theil der Carabiniers und des Regiments Beeren, und endlich auch einige Eskadrons von Blücher, und einige Batterien an, deren Nahmen ich nicht weiß."

„Über diese Truppen übernahm der Graf von Kalkreuth am 16. October den Oberbefehl."

„Unsere Marschdirection ging von Sömerda über Weißensee nach Sondershausen. Wir traten diesen Marsch mit Tagesanbruch an. Als wir auf die Höhe von Weißensee kamen, begegneten wir dem General Tauentzien, der mit einem Trompeter vorgeritten war."

„Dieses Mittels hatte man sich bereits einige Mahl bedient zu sehen, ohne gesehen zu werden."

„Traf man nähmlich auf einen Trupp, so gab man sich für Parlamentairs aus. Unter dem plausiblen Vorwande des Waffenstillstandes, welchen der König abzuschließen im Begriff stehe, hatte General Tauentzien dem feindlichen General Klein gesprochen, der mit einem beträchtlichen Cavalleriecorps in Weißensee stand. Der General Klein hatte der Nachricht des Waffenstillstandes Glauben beygemessen, und wollte wegen unseres Marsches, der durch das Städtchen Weißensee ging, sich mit unserm commandirenden General verständigen."

„Dieß war die Nachricht, welche General Tauentzien dem Grafen Kalkreuth brachte. Letzterer beschloß, den Generallieutenant von Blücher, den Generalmajor von Tauentzien und mich, zum General Klein nach Weißensee zu schicken, mit dem Auftrage, ihm zu sagen, daß ein Waffenstillstand in Weimar bereits abgeschlossen war, und wir vermöge desselben unsern Weg fortsetzten."

„Wir zweifelten an dem glücklichen Erfolge unserer Negotiation, doch wurden wir ohne Umstände in die Stadt eingelassen."

„Mehrere hundert Schritte waren wir gegangen als ein Französischer Offizier raschen Schrittes auf uns zukam, und uns die Augen verbinden wollte. Dagegen protestirten wir. „Nur die Hand des Todes könne uns die Augen verbinden! sagte General Blücher. Er sollte sofort umkehren." Diese Keckheit wirkte. Wir wurden mit unverbundenen Augen zum General Klein geführt. Dieser nahm uns sehr höflich auf. Der Dollmetscher des General von Blücher sagte ihm: der König habe von dem Französischen Kaiser einen Brief erhalten, der voll der freundschaftlichsten Versicherungen sey, und den Wunsch enthalte, einen Waffenstillstand zu schließen. Der König habe diesen Waffenstillstand angenommen; wir hätten Befehl, nicht mehr zu schießen."

„Diesen Befehl hatte der König mir selbst gegeben, und durch den General Zastrow wiederhohlen lassen; ich sollte ihn dem ersten französischen General, auf den ich träfe, bekannt machen, und wir sagten also dem General Klein keine Unwahrheit. Diesem war solche Nachricht sehr angenehm. Er erklärte: auch er würde nicht zuerst schießen. Mehr wollten wir nicht; wir wollten nur fortkommen, uns in kein Gefecht verwickeln, dessen Resultat ungewiß war, weil wir nicht wußten, ob wir nicht auch eine von Erfurt kommende Colonne zu fürchten hatten. Es fielen nähmlich linker Hand Schüße; und wer konnte das anderst seyn als der Feind?"

„Alle verwunderte es, daß uns General Klein so hatte durchschlüpfen lassen, besonders da wir auf den Gesichtern anderer Generale deutlich die Mißbilligung der Humanität lasen, mit welcher General Klein uns behandelte. Er war nicht schwach; er mochte wohl 20 bis 40 Escadrons in Weißensee haben; auch bemerkte ich viele reitende Artillerie."

„Beym Herunterreiten nach Weißensee hatte ich wahrgenommen, daß unsere Colonne auf dem Zusammenhange der Höhen stand, die erst durch das Defilee bey Creußen durchschnitten werden."

„Die Ernestische Karte hatte ich in diesem Augenblicke nicht bey der Hand; man kann aus ihr diesen Zusammenhang der Höhen ersehen. Wir hatten also nicht nöthig, durch Weißensee zu marschieren, welches der General Klein nicht zugeben konnte, und wobey wir vielleicht auch schlecht gefahren seyn würden! Denn, wenn wir einmahl im Defilee waren, konnte Klein auf wiederhohlte Vorstellungen seiner Generale, sein Wort zurück nehmen. Dann wären wir alle sammt und sonders verloren gewesen."

„Kaum waren die Abgesandten auf die Höhe zurückgekommen, und hatten dem General Kalkreuth das Resultat ihrer Unterredung gemeldet, so marschierten wir auch sofort links ab, zogen das Grenadierbataillon Gaudin, welches schon jenseits Weißensee stand, und von dessen Existenz wir gar nichts gewußt hatten, an uns, und erreichten glücklich Creußen."

„Es war eine Französische Colonne von Erfurt aus in Anmarsch; man sah schon ihre Tete. Ohne unsere Verabredung mit dem General Klein wären wir also zwischen zwey Feuer gekommen, und wahrscheinlich schon am 16. October gefangen worden! Hier sollten wir diesem Unglück entgehen. Der General Klein hatte uns einen Obristen seines Generalquartiermeisterstabs mitgegeben, und dieser Obrist wies die Avantgarde der aus der Gegend von Erfurt kommenden Colonne zurück, so, daß wir unsern Marsch, mitten zwischen feindlichen Cavallerie-Trupps, unangefochten bis Creußen fortsetzten."

„Ohne die große Gewißheit, mit welcher wir von der Abschließung des Waffenstillstandes sprachen, und ohne die

Kühnheit des Generals Blücher, wären wir nicht so gut davon gekommen."

4.

Daß diese Vorfälle mit den Parlamentairs und mit Nachrichten, die vom Feinde her kommen, von Seite der kriegführenden Parteyen überhaupt, genauere Umsicht und strengere Prüfung mancher solchen Erscheinung nach sich zogen, ist leicht begreiflich, und schon der französisch-russische Krieg liefert mehrere derley Beyspiele. — Ein merkwürdiger Fall dieser Art ereignete sich auch im Kriege von 1809, rücksichtlich der Räumung Tyrols und Vorarlbergs und der Übergabe der oberkärnthnerischen Bergfeste Sachsenburg, welche die vierte Bedingung des am 12. July zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstandes ausgemacht hatten.

Die erste Nachricht davon kam dem Corps-Commandanten General-Major Baron von Buol auf die sonderbare Weise zu, daß während eines Gefechtes am 18. Juny, welches nach vorhergegangener Erstürmung des Kochelberges, vorwärts Wallersee, auf der Münchnerstrasse statt hatte, ein Bauer mit der Extrabeylage der Münchner-Zeitung, welches diesen Waffenstillstand enthielt, an den diesseitigen Vorpostens-Commandanten, geschickt wurde. — Auf eine fast gleiche Weise erhielt diese Nachricht der, die Blokade von Kufstein befehligende Hauptmann Graf d'Esquille von Lusignan und der Reihe nach, alle Platz-Commandanten in Achenthal, Scharnitz, Ehrwald, Reitti und Bregenz. Man maß aber dieser ganz unmilitairischen Eröffnung um so minder Glauben bey, und leistete ihr um so weniger Folge, als die mittlerweile aus Wien, Neustadt und Preßburg rückeingetroffenen Kundschafter, nur von der Schlacht am 5. July, wo alle feindlichen Angriffe auf unsere Position abgeschlagen wurden, und von der nicht minder glücklichen Offensive des rechten Flügels am 6. July Morgens unterrichtet waren, nicht aber von dem Rückzuge des linken Flügels, der für's Ganze entscheidend war. Eben so wußte man, daß die Generale Kienmayer und Radivojevics, den Herzog von Abrantes geschlagen hatten.

Der Reihe nach wendeten sich der Marschall Lefebre Herzog von Danzig, der Divisionsgeneral Dutaillis aus München, der Kriegsminister Caffarelli und General Castella aus Vicenza, General Bertoletti aus Klagenfurt, und der nach einer Schlappe bey Leoben, der gänzlichen Aufreibung über das höchste Gebirg nach Salzburg, Radstadt und Gemund entkommene Gouverneur von Kärnthen Rusca, endlich auch sogar der General Colonel und Gouverneur von Krain, Baraguay d'Hilliers an den k. k. General Major und Corps-Commandanten Freyherrn von Buol, wegen unverzüglicher Erfüllung des Waffenstillstandes.

Hier zeigte sich aber allenthalben die Folge mannhaften Ausharrens und strenger Kriegszucht, die sich durchaus kein einseitiges Klügeln und keine eigenmächtigen Consequenzen erlaubt. Die offizielle Nachricht vom Waffenstillstande und dessen Stipulationen blieb außerordentlich lange aus, obwohl man durch Briefe von mehreren Armee-Corps von der unbezweifelten Gewißheit desselben und von der in dessen Folge geschehenen Übergabe des Gratzerschloßberges durch den F. M. L. und Bannus Grafen Giulay ganz überzeugt war, welcher Ende Juny, die Steyermark, so wie das Streifcorps des Majors Baron Dumontet, Krain befreyt, und mit welchen, das seit 29. April im Norden, seit 17. May aber, ringsum ganz eingeschlossene und abgeschnittene Corps in Tyrol, von Lienz aus, über das Salzburgische und Steyrische Gebirg bis Judenburg, sich die Verbindung durch ein Commando unter dem Rittmeister Hillmer von Hohenzollern eröffnet hatte.

Der Feind, welchem natürlich daran liegen mußte, Tirol ehestens unterworfen und beruhigt und seine dort verwendeten Streitkräfte, baldmöglichst wieder für den Hauptzweck des Krieges disponibl zu haben, drängte mit aller Macht. Aber General Buol blieb unbeweglich, „den Waffenstillstand pünctlich und alsogleich zu erfüllen, sobald er ihm von seiner eigenen Behörde offiziel zukäme, von allem andern aber durchaus keine Notiz zu nehmen und auch keine Handbreit Erde früher zu räumen." Man berief sich hiebey insbesondere auf den Vorfall bey der Taborbrücke in Wien und auf den eigenen Tagsbefehl des Kaisers Napoleon über den unmittelbar vorher geschilderten Vorfall mit dem Divisionsgeneral Klein nach der Schlacht bey Jena. Den feindlichen Parlementärs wurden ihre Depeschen an den Gränzpässen abgenommen, ins Hauptquartier befördert und von dort aus unverzüglich beantwortet. Um endlich dem Feind durchaus keinen Anlaß zur Beschwerde zu geben, wurde der Jäger-Oberlieutenant Schutterer als Courier an den Generalissimus über München abgeschickt, den Vorfall zu melden und Befehle zu erbitten. — Auf jene gegründete Verweigerung einer frühern Evacuation, sah man nun auf allen Seiten feindlich vorrücken, den Herzog von Danzig mit der gesammten bayrischen Armee, mit den herzoglich sächsischen Contingenten und der Division Rouyer über Strub und St. Johann; den General Beaumont und bayrische Detaschements unter dem Grafen Max Arco und Oberdorf, über Achenthal und Scharnitz. — Die Generals Lagrange und Lacoste bedrohten Reitti, General Castella das südliche Tyrol, Rusca und Baraguay d'Hilliers das Pusterthal.

An zwey Orten kam es sogar zu unbedeutenden Thätigkeiten. Eine Division von De Baux wurde bey Innsbruk von der weit überlegenen bayrischen Cavallerie gesprengt, Hauptmann Immer und Fähndrich Queer mit 60 Mann gefangen, aber gleich wieder frey gegeben. Der Major Bannitza, (damahls Rittmeister von Hohenzollern), warf den General Castella von Padola über die Piave zurück.

Am 29. July mit dem frühesten Morgen, traf der Jägerhauptmann Wolf aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann in Szent-Groth, im Hauptquartier des General Buol in Brixen, mit der ersten officiellen Nachricht vom Waffenstillstande und mit dem Befehl zur Räumung ein. Darauf wurde diese mit jener Beschleunigung ins Werk gesetzt, welche der weite Umkreis von Roveredo bis auf die Scharnitz und von Kufstein bis Bregenz erforderten. Am 1. August wurde Sachsenburg vom Commandanten Major Krapf, dem General Rusca übergeben, am 3. August brach die erste Colonne unter dem Generalmajor Baron von Schmidt auf, am 9. August verließ die letzte unter dem General Buol den tyrolischen Boden. — (Das Detachement in Vorarlberg unter dem Hauptmann Baron Juritsch von Lusignan, zog gerade durch Schwaben und Bayern zur Hauptarmee.) Am 18. August traf das ganze Corps über Villach, Klagenfurt und Marburg, in Tschakathurn zusammen.

Miscellen.

Keines europäischen Reiches Geschichte beschreibt so viele Thronrevolutionen, wie die des schwedischen Reiches; denn allenthalben spricht sie von Enthauptungen, Ermordungen, Vertreibungen, Entsetzungen und Entsagungen der Könige. Man könnte behaupten, daß die verschiedenen Dynastien, welche in Schweden vom eilften Jahrhundert an regiert haben, nur darin gewetteifert hätten, die größere Zahl von verunglückten Regenten darzustellen. — Unter den Königen aus dem Hause Stenkill bemerkt man zwey Ermordete, Erich VII. und Erich VIII.; beyde in einem und demselben Jahre. Unter den Königen aus dem Hause Suerker zählt man drey Getödtete, nähmlich Suerker I., Karl VIII. und Suerker II. Unter den Königen aus dem Hause Bonde wurde Erich IX., dessen Regierung zwischen der des Königes Suerker I. und der des Königes Carls VIII. fällt, im Jahre 1161 enthauptet und im Jahre 1264 kanonisirt. Unter den Folkungischen Königen wurden die Entsetzungen üblich, und solche trafen Waldemar I. (im J. 1275), Birger (im J. 1321), Magnus II. (im J. 1363), Hako II. (in demselben Jahre), Albert von Mekkenburg (im J. 1389). Unter den Königen der vereinten drey nordischen Königreiche wurde Erich, der Schwester-Enkel der Königinn Margarethe, welche die Union von Calmar gestiftet hatte, im J. 1439 entsetzt; Christian I. aus dem Hause Oldenburg im J. 1464 verjagt; und dasselbe Schicksal hatten Johann I. im J. 1501, und Christian II. im J. 1521. Unter den Königen aus dem Hause Wasa wurde Wasa's nächster Nachfolger entsetzt und verhaftet, Sigismund entsetzt, und, um von Gustav Adolphs des Großen Tode gar nicht zu reden, die Königinn Christine zur Entsagung vermogt. Unter den Königen aus dem Hause Pfalz-Zweybrücken starben Carl Gustav und Carl XII. eines sehr zweydeutigen Todes. Endlich unter den Königen aus dem Hause Oldenburg oder Holstein-Gottorp hatten Gustav III. und Gustav Adolph IV. die Schicksale, deren Augenzeugen wir gewesen sind.

.....

Der englische Prätendent wohnte unter dem Nahmen eines Grafen von Albanien in Florenz. Er hat nur 55.000 Livres Einkünfte, wovon er jedoch anständig lebt, und eine zahlreiche Dienerschaft unterhält. Diese Einkünfte bestehen in Renten auf die Stadt Paris. Sie beliefen sich auf 80.000 Livres, ehe der Abbe Terray (General-Controlleur unter Ludwig XV.) sie herunterseßte.

Als der König von Schweden durch Florenz reiste, besuchte er diesen Prinzen, und nahm großen Antheil an seinem Schicksale. Die kraftvollen Züge, womit er sein Unglück schilderte, sein Schmerz über die harten Behandlungen, die er in Frankreich erfahren hatte, der Mangel, den er litt, alle Umstände seiner Lage, rührten Gustav's Seele. Der Prätendent erzählte ihm, daß sein Bruder, der Kardinal von York, ihm keine Hülfe zufließen lasse, und ihm sogar Diamanten vorenthalte, die ihm zugehörten, und die man dem Kardinal blos in der Absicht anvertraut hatte, daß er sie seinem Bruder zustellen sollte. Der König von Schweden, der nach Rom reiste, nahm sich vor, sich für ihn zu verwenden. Er ließ mit dem Kardinal von York sprechen, der zur Antwort gab: die Diamanten gehörten der Krone England und nicht dem Prätendenten. Der Graf von Haga bemerkte ihm hierauf, daß, wenn er seinen Bruder als König von England betrachtete, er ihm die Diamanten der Krone zustellen müsse; wenn er ihn aber nicht dafür ansehe, so könne er sie unter keinem Vorwande behalten. Als er sah, daß der Kardinal diesen triftigen Gründen nicht nachgab, wandte er sich, über dieses schändliche Verfahren entrüstet, an den Papst. Er schilderte ihm das abscheuliche Betragen des Kardinals von York, und machte ihm am Ende die Bemerkung, es sey doch sehr sonderbar, daß er, König von Schweden, als das Oberhaupt des Lutherthums und Enkel-Schwiegersohn Georg des Zweyten, aus dem äußersten Norden nach Italien komme, um sich bey dem Oberhaupte der katholischen Religion für einen Prinzen zu verwenden, der durch seine Anhänglichkeit für eben diesen katholischen Glauben drey Kronen verloren hat, und gegen einen Priester, gegen einen Kardinal, der seinen unglücklichen Bruder bestohlen, die Rache der Gesetze anrufen müsse. Was für einen Begriff, setzte er hinzu, soll ich nach Schweden von der Religion mit nehmen, deren hoher Priester Sie sind, da ihre Prälaten ungestraft dergleichen Ungerechtigkeiten begehen? Was soll ich von Ihrer Billigkeit und von der Rechtlichkeit Ihres Hofes denken? Der Papst antwortete: Es sey für ihn sehr schwer, sich in diese Sache zu mengen, weil er, im Falle einer abschlägigen Antwort von Seiten des Kardinals, sich genöthigt sehen würde, ihn auf die Engelsburg setzen zu lassen. Der König von Schweden erwiederte, er wisse nicht, wie man die Kardinäle strafen müsse, daß aber jede gute Polizey ihre Bestrafung fordere, wenn sie dergleichen Schandthaten begehen. Er schlug ihm vor, mit des Kardinals Beichtvater sprechen zu lassen. Der Papst nahm diesen schwachen Nothbehelf begierig an, und er that seine Wirkung. Die Steine wurden zurückgegeben, einen einzigen Rubin ausgenommen, den der Kardinal für sich behielt.

Wenn man alle Umstände dieser seltsamen aber wahren Anecdote erwägt, so muß man sie in jeder Rücksicht außerordentlich finden.

Der König von Schweden versicherte, daß der Prätendent, seitdem seine Gemahlinn ihn verlassen hat, keinesweges durch die Trunkenheit, wie die Sage ging, um seinen Verstand gekommen sey. Einige kleine Abwesenheiten ausgenommen, ist er vollkommen bey sich, und geräth in Feuer, wenn er auf die Unfälle seines Lebens zu sprechen kommt. Er behält von seiner anmaßlichen Königswürde nichts, als eine Krone über seiner Hausthüre, mit der Aufschrift: Carolus tertius Angliae, Scotiae, Hiberniae et Franciae Rex. Um aller Verlegenheit der Formulare und Etiquette auszuweichen, schreibt er dem Könige von Schweden nie anders, als unter dem Nahmen des Grafen von Haga, und der König von Schweden antwortet ihm als dem Grafen von Albanien.

.....

In des berühmten Pariser Advocaten Mejean: Sammlung auserlesener Rechtsfälle, liest man unter andern den merkwürdigen Proceß der Mörder Gustavs III., dabey wurde einer in der That merkwürdigen Prophezeihung erwähnt. Es befand sich nähmlich in Stockholm eine Demoiselle Arvidson, deren Talent, aus dem Rückstand einer Tasse Kaffeh die Zukunft zu erspähen, bey Hofe und in der Stadt Aufsehen erregte. Gustav befragte sie eines Tages, und sie erklärte, bey dem ersten Blick in seine Tasse, mit Entsetzen, daß sein Schicksal zu schrecklich sey, als daß sie es sagen dürfte. Der unerschrockene König redete ihr zu, und endlich erklärte sie: Er werde einst von dem Menschen ermordet werden, der ihm beym Herausgehen aus ihrem Hause zuerst auf der Norder-Brücke begegnen würde. Der König ging ungeduldig weg, und der Erste, welcher ihn anstößt, ist der junge Graf Ribbing. Diesem theilte er scherzend die Äußerung mit, und beyde machten sich über die Sybille lustig. Als lange nachher der König auf der Redoute von Ankerström erschossen ward, war es eben dieser Ribbing, der ihn dem Mörder nach vorher getroffener Abrede dadurch kenntlich machte, daß er ihm die Hand auf die Schulter legte.

.....

Eine andere Prophezeihung beunruhigt schon seit langer Zeit die Muselmänner. Bekanntlich hat der Aberglaube unter ihnen Vorzugsweise seinen Thron aufgeschlagen, und sie tragen immer einen aus verschiedenen Versen des Korans bestehenden Talisman bey sich, der sie gegen jede Gefahr und gegen alle Unglücksfalle, die ihnen zustoßen könnten, beschützen soll. Diesem Hange der ganzen Nation zum Aberglauben ist es nun auch zuzuschreiben, daß sie einer Prophezeihung, die man vor uralten Zeiten auf den Gräbern der Santoras oder der Heiligen ihrer Religion gefunden haben will, allgemeinen Glauben beymißt. Es existirt vielleicht kein Türke, der diese Prophezeihung nicht von seiner frühesten Kindheit an kennt, und der nicht fest überzeugt ist, daß sie früher oder später zuverlässig in Erfüllung gehen werde. Nach dieser Prophezeihung nähmlich soll die Pforte durch die Russen gesprengt, und durch diese das türkische Reich in Europa zu Grunde gerichtet werden. Wenn dieser Zeitpunct herannaht, so sollen die türkischen Armeen zwey Mahl von den Russen gänzlich geschlagen werden; das erste Mahl an den Ufern des Dniesters, und das andre Mahl in der Nähe von Constantinopel. Die letztere Schlacht werde über das Schicksal der Hauptstadt und des ganzen Reiches entscheiden, und die Groß-Sultane würden alsdann genöthigt seyn, den Siz des Reiches und ihre Residenz nach Damascus zu verlegen.

Man kann sich denken, wie sehr die Türken durch den Glauben an diese Prophezeihung in ihrem Hasse gegen die Russen bestärkt werden müssen! —

.....

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 7. und Freytag den 9. Februar 1810.

Unsere Augen sahen die niederwerfende Kraft aufgeregter Begeisterung in fast ungeübten Heeren, unter Feldherrn, welche ohne gelernte Krieger zu seyn, Siege improvisirten. Dasselbe Schauspiel ward vor mehr als tausend Jahren in der mohammedischen Revolution angestaunt. In Zeiten, wo die altrömische Kriegskunst nicht ausgestorben war, sondern durch die Anwendung mathematischer Berechnungen und Erfindungen scheinbar vervollkommt wurde und Kaiser Heraclius im Glanz grosser Siege die vornehmste Macht in drey Welttheilen besaß, gab Ein Mann, Mohammed, einem stillen, kaum durch kleine Fehden beunruhigten Volke, den Arabern, Einen Gedanken, der sie aller Welt unüberwindlich, die halbe Welt ihnen unterwürfig, und ein Drittheil der Menschen an ihn gläubig machte bis auf diesen Tag. Das ist das Geheimniß des Propheten Mohammed: „Wer niemand scheut als den Einzigen, Gott, und wer nicht will die tausendfachen Begierden des Eigennutzes, noch die tausenderley Aussichte der Trägheit, sondern Eins, das Größte, das Nöthigste, dem wird es gelingen!" — Er sprachs; es geschah. Nur zwey Arten von Menschen zählte er: etwa 15 Personen, die mit ihm waren, und die Millionen, deren Macht und Vorurtheile er bekämpfen wollte. Die Übermacht scheute er nicht. Er hatte, was Archimedes gewünscht, den Ort gefunden außer der Welt, nöthig zur Erschütterung aller Welt. Im Herzen ist er: die Allmacht ist es, welche der Glaube gibt!

Johann von Müller.

(17 und 18.)

Geschichte des Hauses Österreich, von der Stiftung der Monarchie durch Rudolph von Habsburg bis zu Leopolds II. Tode. — Von Wilhelm Coxe. — 3 Bde in 4. 1807. (Mit Kupfern.) Bey Cadell und Davies.

Coxe selbst gibt die veranlassenden Umstände zur Unternehmung dieses Werkes auf folgende Art an:

„Seit langer Zeit, sagt er, war das Haus Österreich ein Gegenstand meiner Beschäftigung und meines Nachdenkens. In meinen Briefen über die Schweiz habe ich von Rudolph von Habsburg gesprochen; ich habe seinen Charakter, seine und seiner unmittelbaren Nachkommen Thaten geschildert. Während meines Aufenthaltes in Wien hat mich diese Materie ganz vorzüglich beschäftigt. Der Reichthum der kaiserlichen Bibliothek, und andere Quellen haben mir Stoff im Überfluß geliefert, um das Leben des grosen Stifters dieses erlauchten Hauses zu beschreiben. Andere Reisen, und andere literärische Arbeiten hatten die Ausführung meines Vorsatzes aufgeschoben. Später nahm ich mir vor, ein historisches politisches Gemählde von Europa zu entwerfen, worin Österreich einen vorzüglichen Platz behaupten sollte. Ich gab diesen Gedanken auf, aus den Gründen, die ich in der Vorrede zu Sir Robert Walpole's Memoiren darüber angeführt habe. Inzwischen wurden die Materialien, welche ich besaß, während eines zwey Mahl wiederhohlten Aufenthaltes in Wien, beträchtlich vermehrt. Andere literärische Beschäftigungen verzögerten dennoch wieder meine Arbeit, ohne sie mir aus dem Gesichte zu rücken, und meine Nachforschungen in Bezug auf Ritter Walpole's Memoiren setzten mich in Kenntniß von Thatsachen, die ein neues Licht auf Österreichs letztere Zeitgeschichte warfen. Endlich konnte ich mich ganz einem wissenschaftlichen Unternehmen hingeben, das ich mich unfähig fühle der Vollendung zuzuführen, das ich aber nicht hintansetzen wollte."

„Es wäre überflüßig, die zahlreichen Werke aufzuzählen, die ich zu Rath gezogen, und verglichen habe. Sie sind übrigens zu Ende jedes Kapitels, und beynahe auf jeder Seite angeführt. Man findet sie gleichfalls am Ende jeder von mir beschriebenen Regierung wiederhohlt."

„Die Manuscripte haben mir seit Kaiser Carl VI. Thronbesteigung zum Leitfaden gedient. Deren bloßes Verzeichniß würde mehrere Blätter anfüllen, und ich werde daher nur die vorzüglicheren angeben. Ich habe das besondere Glück gehabt, in den Familien-Archiven der meisten, von 1714 bis 1792 am Wiener Hof gestandenen englischen Minister Zutritt zu finden. Ich habe darin zu Rathe gezogen, 1. Die Briefe des Generalen Stanhope, des Lord Cobham, des Generalen Cadogan, und des Sir Lucas Schaub, aus den Papieren der Walpolischen Familie. 2. Die Manuscripte St. Saphorin's, eines gebornen Schweizers und englischen Agenten in Wien von 1720 bis 1728, aus den Papieren der Familien Walpole, Townshend, Hardwicke und Waldegrave. 3. Die Briefe des Lord Waldgrave, während seiner Bothschafts-Mission von 1728 bis 1730. 4. Die diplomatische Correspondenz des Sir Thomas Robinson (Lord Grandham), während seines langen Aufenthalts in Wien von 1730 bis 1738, und am Achner-Congresse, wo er bevollmächtigter Unterhändler war, aus dem Archive der Familie Grantham. 5. Die Depeschen des Mr. Keith, als

Minister in Wien, von 1747 bis 1758. Er sah die Auflösung jenes Bundes mit England, welchen die Natur der Sache, die Erkenntlichkeit (??) *), und das politische Interesse um so viel enger geknüpft hatten, und jene unglückliche Vereinigung mit Frankreich, die anfangs so hoch erhoben wurde, und Österreich Vortheile zu versprechen schien, aber eigentlich das verderblichste Erbstück war, das ein Fürst jemahls seinem Nachfolger hinterlassen hat, und eine vorzügliche Ursache von Österreichs Unfällen, und Frankreichs Vergrößerung geworden ist (? ? ?).

„Die wichtigsten Documente, jene ohne welche ich den letzten Theil meines Werkes nicht hätte vollenden können, habe

*) Wir können uns unmöglich enthalten, diesen Machtspruch Coxes durch eine gewiß nicht weniger urkundliche Stelle zu commentiren, welche sich im Leben des Fürsten von Kaunitz, XXII. Bändchen des österreichischen Plutarch über eben diesen Übertritt Österreichs zur französischen Allianz, von jener mit den Seemächten vorfindet. „Auch Kaunitz eilte nach Aachen, gleich als hätte er geahndet, der Ort, wo er seine Gesundheit und seine Gleichmuth wieder finden wollte, würde die Wiege des Ruhmes werden, mit welchem er ein halbes Jahrhundert erfüllt hat. Von Aachen rief ihn Theresia nach Wien, im December 1747 sendete sie ihn nach London, um, bevor auf den ungewissen Glückswurf des kommenden Feldzugs das Äußerste und Letzte gewagt würde, die Gesinnungen eines Alliirten näher zu durchforschen, auf den das Vertrauen des Wiener Hofes, durch so manches zweydeutige Ereigniß erschüttert worden war.

„Wir haben nähmlich bereits im Leben Carls VI. und Theresiens dessen gedacht, daß man schon zu des Ersteren Zeit, und hauptsächlich aus Anlaß der Sinnes- und Betragens-Änderung, welche der Tod Josephs I. bey den Seemächten, England und Holland, plötzlich hervorgebracht, auf die Vermuthung gerieth, daß nicht nur die Unterstützung, die sie dem Erzhause so oft anbothen, und leisteten, einzig nur dahin zielten, Frankreich durch einen furchtbaren Gegner in Schranken zu halten, sondern daß ihre dermahligen Ministerien auch die stille Absicht hätten, Österreich zu schwächen, und seinen Einfluß zu verringern. Sie gedächten sodann, glaubte man, Frankreich durch andere Mittel zu beschränken, welche zwar kleiner, aber zahlreicher, und deßwegen lenksamer wären, als das auf sich selbst stehende, und für sich selbst handelnde Österreich. Was dieses bisher gegen Frankreich von Osten her, im deutschen Reiche und in Italien gewirkt hatte — das sollte nachdem es geschwächt seyn würde, künftighin durch die nordischen Höfe, durch Preußen, durch Sardinien geschehen — zu welchem Ende die Höfe von Turin und Berlin, und zwar auf Österreichs Kosten zuerst zu vergrößern und zu verstärken wären.

Und wenn man das Benehmen der Brittischen und Batavischen Minister vor, und bey den Unterhandlungen zu Utrecht, Bormio, Breßlau, Berlin und Aachen genau betrachtete, so bothen sich die Thatsachen als Belege dazu von selbst an.

Der ausgezeichnete Schutz, der Sardinien zu Theil geworden ist, — und die stille Vermittlung oder offene Kraft, oder saumselige Feindschaft, die — nur auf verschiedenen Wegen, aber in einerley Richtung von brittischer Seite zu Gunsten Friedrichs II. gewirkt haben, endlich die zweydeutige Vertheidigung der Niederlande, die Frankreich zwar nicht, aber Österreich auch nicht mit freyen Händen besitzen sollte, das Alles bestärkte diese widrigen Vermuthungen.

Hatte der spanische Successionskrieg hievon eine Zeitlang, nähmlich bis zum Tode Josephs I. eine Ausnahme gemacht, so entsprang diese nicht aus der unveränderlichen Natur der Dinge, nicht aus dem guten Willen der Ministerien, — sondern einzig und allein aus der seltenen Zusammenwirkung und beyspiellosen Eintracht dreyer großen Männer, Eugens, Marlboroughs und Heinsius, und diese wieder aus dem tiefen Gefühl dieser drey Männer, daß Sie vereint fast Alles vermöchten, und sich selbst Verhaltungsbefehle geben könnten — und aus ihrem eingewurzelten eigenen, nicht fremden, und etwa nur für die Kriegszeit aufgetragenen Hasse gegen das Kabinet von Versailles.

Zu jener Vermuthung, oder vielmehr zu dem Übel, das sie begründete, kam noch die in allen Staaten, wo republikanische Verfassungen oder Grundsätze sind, (wie in England und bey den Generalstaaten) hergebrachte Unbeständigkeit, die es einem Rathe, oder einem Ministerium oft zur Unmöglichkeit macht, seine Verheißungen zu erfüllen, den Krieg zu kriegen, oder den Frieden zu erwarten.

Einfacher und leichter schien es nun Kaunitzen, sich mit Frankreich zu verbinden, wodurch man erstens den furchtbarsten, ältesten Widersacher versöhnte, und mit ihm, (selbst wenn er auch nicht hälfe, sondern nur nicht feindlich entgegen wirkte,) — keinen andern mehr so sehr zu fürchten hatte. War demnach Frankreich versöhnt und verbündet, so bedurfte es zum Schirm der, vom Hauptkörper der Monarchie abgerissenen, entlegenen Lombardey und der Niederlande, nicht mehr des allzutheuren Beystandes der Seemächte, welcher Carln VI. die ganze spanische Monarchie und beyde Sizilien, Theresien ein schönes Stück der Lombardey und Schlesien gekostet, und Österreich bey jedem Friedensschlusse in die Gefahr gesetzt hatte, seinen Feinden und Freunden zugleich aufgeopfert zu werden; — wie denn 1745 nach den glücklichen Fortschritten der französischen Waffen, Sardinien sich mit Frankreich dahin vereinigte, Österreich ganz aus Italien zu verdrängen, und für immer davon auszuschließen. Nur Philipps V. Tod hinderte diese wichtige Folge der bourbonischen Familien-Union von Fontainebleau. Eben so unfreundlich drang der brittische Gesandte zu Wien, Robinson, darauf, noch über die im Wurmser Tractate eventuell, und bedingt an Sardinien gemachten Cessionen, ein eigenes Etablissement für den Infanten, Don Philipp in Italien, und zwar bloß auf Österreichs Unkosten zu stiften.

Kurze Zeit vor dem Aachner Frieden hatte Kaunitz den Generalstaaten die Bezahlung der 500.000 Patacons (welche sie unter dem Titel des Unterhaltes für ihre Truppen in den Barrierplätzen bezogen) unter dem vollwichtigen Grunde verweigert, daß die seit dem Treffen von Fontenay und Rocour fast ganz vom Feinde besetzten Niederlande, Theresien keine Einkünfte mehr brächten, also sie auch unmöglich gehalten seyn könnte, Auslagen für dieselben zu tragen. Aber auch nach wieder hergestelltem Frieden wollte er nichts mehr davon hören, daß Österreich die doppelseitige Gunst, fremde Truppen in seinen Festungen zu haben, noch bezahlen sollte. Annäherung an Frankreich sollte die Barrieren zuerst unnütz machen, dann würde man wohl auch der Besatzungen, und somit der Vormundschaft der Seemächte über die Niederlande los werden. Diese Idee erfüllte Kaunitzen schon damahls, er sah sie jedoch bey der Dazwischenkunft der preußischen Kriege und der Unruhen in Pohlen, erst 1782 gänzlich ausgeführt.

Der Verlust, welchen Österreich durch den Aachner Frieden erlitt, und den es nicht ohne Grund den Seemächten beymaß, bestärkte Kaunitzen in dem Gedanken an jene Annäherung. Was durch die Friedensunterhandlungen auf der einen Seite verloren geben mußte, das beschloß er auf einer andern Seite, und durch andere Unterhandlungen reichlich zu ersetzen. Nach Art großer Geister entspann er das Größere aus dem Kleineren, überzeugt, daß jenes dieses von selbst und zur Genüge verbessern würde. Ihm lag viel weniger daran, daß der Aachner Friede der Beste, als daß er der Letzte mit Frankreich sey.

Er ließ mehrmahls, wie zufällig, dem französischen Bevollmächtigten Saint Severin merken, daß die Kabinette von Schönbrunn und Versailles sich leicht vereinigen, und dadurch in den Angelegenheiten Europa's entscheiden könnten.

Nur die Instruction, welche die Pompadour dem Herrn von Saint Severin mit auf den Weg gegeben, konnte diesen vermögen, jenen Anträgen vor der Hand noch auszuweichen, aber nur, weil sie einen neuen Krieg erfordert hätten, den diese Dame eben jetzt um jeden Preiß vermieden wissen wollte.

ich in den Papieren des Sir Robert Murray Keith gefunden. Sie begreifen den Zeitraum von 1772 bis 1792 nähmlich das Ende von Marie Thereſiens Regierung, Joſephs und Leopolds Zeiten. . . . . Außer den Manuſcripten, die ich in Wien zu meiner Arbeit benützte, habe ich den Briefwechſel der engliſchen Staats-Miniſter, und Geſandten an verſchiedenen europäiſchen Höfen eingeſehen; die Sammlungen, woraus ich geſchöpft habe, ſind in der Vorrede der Memoiren des Ritters Walpole angezeigt."

„Ich habe endlich noch andere, aus verſchiedenen neueren Schriften gezogene Hülfsmittel zur Seite gehabt, die mir das Zartgefühl nicht anzugeben erlaubt."

Kaunitz — auch darin wieder groß — ließ ſich nicht irre machen. Ihn hatte einmahl ein gewaltiger Gedanke ergriffen, er hatte deſſen Ausführbarkeit erkannt, warum ſollte er ihn aufgeben? Er kam als Bothſchafter nach Paris. Dort bemühte er ſich vor Allem den Haß und die Entfernung zu mindern, die ſeit den Zeiten, als die burgundiſche Erbſchaft an Habsburg gelangt war, beyde Völker getrennt hatte. Er zeigte, wie Preußen Frankreich nur benütze, nicht unterſtütze; wie übel ausgedacht es ſey, ſich zu trennen, und zu ſchlagen, anſtatt ſich zu vereinigen, und zu herrſchen; wie die Kleinen nur frohlockten über dieſen Zwiſt der Großen, denen ſie ſonſt unbedingt gehorchen müßten; wie es endlich eine Gewohnheit, nicht aber eine Nothwendigkeit für beyde Höfe ſey, einander beſtändig entgegen zu wirken.

Dieſe Gründe wiederhohlte Kaunitz ſo oft und ſo gewandt, er empfahl ſie durch ſo viele größere und kleinere Handlungen und Aufmerkſamkeiten, ja ſelbſt durch ſeine Sitten und Lebensweiſe ſo vielfältig, daß ſie nach und nach Eindruck machten. Dem franzöſiſchen Hofe ward eine Annäherung an den Wiener Hof von Tag zu Tag weniger fremd — und rückte man dem Ziele langſam, ſo rückte man ihm deſto ſicherer näher. Endlich bemerkte Kaunitz, daß ſeine Bemühungen, Öſterreich als Freund, Preußen als Feind — wenigſtens als anmaßlichen Vormund darzuſtellen, ſchon wirklich einige Kalte zwiſchen den Höfen von Verſailles und Berlin hervorgebracht hatten. Er nahm dieſes noch nicht für einen Sieg, — aber für eine Vorbedeutung des Sieges — und er irrte nicht. Friedrich ſelbſt leiſtet ihm in ſeinen hinterlaſſenen Schriften darüber das unverdächtigſte Zeugniß.

So gelang dieſem Bothſchafter in Frankreich, was noch Keinem gelungen war. Sinzendorf, nach dem Ryswicker Frieden, war kaum ſo lange in Paris, die Rüſtungen bequem zu ſehen, die Ludwig XIV. während und nach dieſem Frieden machte, um ſobald Carl II. von Spanien die Augen ſchlöſſe, für ſein, durch den franzöſiſchen Geſandten Harcourt erlüftetes Teſtament, aufs Neue die Waffen wider Öſterreich zu ergreifen. — Graf Königseck und Fürſt Lichtenſtein ſchienen nach dem Badner und Wiener Frieden, nur nach Paris gekommen zu ſeyn, um durch die Pracht feyerlicher Einzüge zu glänzen, von denen man noch ſprach, als ſie ſchon längſt wieder zurück gekehrt waren. Der ſcharfſinnige, kecke, Reichshof- und niederländiſche Rath, Chriſtoph Pentenrieder, Freyherr v. Adelshauſen, war, als ein bekannter Feind des franzöſiſchen Nahmens, und als ein Mann, der mit Äſops Verſtand auch ſeine Figur verband, wohl nicht gemacht, bey einer Nation Vertrauen und Freundſchaft zu wecken, die von jeher ſo ſehr an dem Äußeren hing. Dem Geſchäftsträger Marechal folgte im September 1750 Kaunitz. Was er weiſe begonnen, vollführte, als er 1753 ins Miniſterium trat, Georg Adam, Graf, nachhin Fürſt von Starhemberg, und 1769—1791 der Graf von Mercy d'Argenteau.

Was Kaunitz als Bothſchafter in Aachen ſo leiſe und ſchonend vorbereitet, was er in Paris ſo klug und ſicher eingeleitet hatte, das ſollte er jetzt als Miniſter zu Wien vollenden. Nach Sinzendorfs Tode (1742) hatte der von Conſtantinopel zurückgekehrte Internuntius Corſitz Graf von Ulefeld, mehr Hofmann als Geſchäftsmann, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, unter, oder vielmehr neben ihm der Hofrath und Staatsſecretär, Johann Chriſtoph von Bartenſtein, ſo ſehr dankbarer Protegé und Verehrer Sinzendorfs, daß zwiſchen ihm und Ulefeld, Sinzendorfs Nebenbuhler, eine immer zunehmende Spannung waltete, die es im Verlaufe der Zeit ſogar zum Bedürfniſſe machte, einer Miniſterial-Veränderung Raum zu geben, da Einheit der Geſchäfte ohne Einheit der Männer, welche ſie lenken, nicht denkbar iſt.

Es wird noch an einem andern Orte von den Verdienſten dieſer Männer, und insbeſondere von den Verdienſten Bartenſteins, als Patriot, Gelehrter, und vorzüglich von ſeinem durchdachten Syſteme in den ungariſchen, und illyriſchen Angelegenheiten die Rede ſeyn — aber ſo viel iſt gewiß, dieſe Männer hatten ſich ſelbſt überlebt, und ſahen noch immer nur die vorübergegangene Zeit und deren Bedürfniſſe. Der Umſchwung der Verhältniſſe, die neueſte Lage der Dinge war ihnen entgangen: ſie ſuchten noch jetzt unter ganz anderen Umſtänden und Verwickelungen Freunde, Feinde, und Bundesgenoſſen immer dort, wo ſie ehedem zu ſuchen geweſen waren.

Nicht ohne ein beſtimmtes Vorgefühl ſeiner hohen Brauchbarkeit für jenen Fall einer Veränderung im Miniſterium, rief Thereſe Kaunitzen zu außerordentlichen Berathſchlagungen nach Wien, und er kehrte nicht wieder nach Paris zurück. In einem Staatsrathe, in Gegenwart der Monarchinn, wurden die Vorzüge ſeines Syſtemes gegen das ältere ſchriftlich und mündlich erwogen — Kaunitzen, als den jüngſten, traf die Rede zuletzt. Während nun Ulefeld, Königseck, Harrach, Bartenſtein für die Fortſetzung des alten Bundes mit den Seemächten ſtimmten, und ihre Meinung mit Gründen und mit Lebhaftigkeit unterſtützten, ſchien Kaunitz an ſeinem ihrer Worte auch nur den fernſten Antheil zu nehmen, und beſchäftigte ſich indeſſen damit, Federn zu ſchneiden, ſeine Uhr repetiren zu laſſen, und kleine Derangements in ſeinem Anzuge mit ächt franzöſiſcher Sorgfalt zu verbeſſern, ſo daß die lebhafte Kaiſerinn darüber in mühſam unterdrückten Unwillen gerieth. Aber als der letzte vor ihm geredet hatte, ergriff der, bis dahin lebloſe Kaunitz das Wort mit einer Beſtimmtheit, wiederhohlte und widerlegte die Gründe der Anderen aus ſeinen neueſten Erfahrungen, mit einer ſolchen, wenn ſchon immer kaltblütigen, dennoch ſiegenden Beredtſamkeit, daß auf der Stelle für ſeine Meinung entſchieden, und wenige Wochen darauf Ulefeld Oberſthofmeiſter, Bartenſtein böhmiſch-öſterreichiſcher Vicekanzler, Kaunitz aber Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, bald darauf geheimer Haus- Hof- und Staatskanzler wurde.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte bis 1743 nur eine wenig bedeutende Abtheilung der öſterreichiſchen Hofkanzley ausgemacht — vielfältig waren ſie durch Reichshofräthe geführet worden, da ſie bey den franzöſiſchen Kriegen, und der wider die Türken nöthigen Hülfe der deutſchen Fürſten, mehrfältigen, wenn ſchon bloß zufälligen Zuſammenhang mit den Reichsgeſchäften hatten. 1743 wurden ſie zwar getrennt, aber dieſer Zweig der Verwaltung genoß noch bey Weitem jener hohen Achtung nicht, die ihm unſtreitig zukommt. Seit die Pforte nicht mehr ſo furchtbar war, wie noch unter den letzten Kiuprilis, und Frankreich nicht mehr das, was es in der glänzenden Epoche Ludwigs XIV. geweſen, ſeit in Preußen ein Genie herrſchte, das alle gewöhnliche Berechnungen täuſchte, ſeit alles dieſes neue Grundſätze nöthig machte ſchien es wohl nicht mehr an der Zeit, ſich bloß in Prioribus Raths zu erhohlen, und Geſchäfte, die ihrer Weſenheit nach die ſtrengſte Einheit, Geheimniß, zeitgewinnende Kürze, genaue Kenntniß der auswärtigen Intereſſen ſowohl, als der inneren Hülfsquellen forderten, durch collegialiſche Formen zu lähmen. In dieſer Anſicht gründete Kaunitz 1753 auf Thereſiens Befehl die geheime Haus- Hof- und Staatskanzley ſammt dem geheimen Archive. Er übernahm zugleich die niederländiſchen und lombardiſchen Geſchäfte aus den Händen des Grafen Tarrouca, und der Giunta, weil die Verwaltung dieſer entlegenen Provinzen bey ihren ungemein zuſammengeſetzten Verhältniſſen gegen Frankreich, Holland, Sardinien, Genua, Modena, Parma, Venedig, den Kirchenſtaat, ihre Hauptimpulſionen mehr von politiſchen als von adminiſtrativen Rückſichten empfing, weil ihre Erhaltung eine Hauptquelle ſeines neuen Syſtemes geweſen war.

„Ich habe Vieleß durch den Umgang mit fremden Gesandten und mit den Staats-Ministern jener Höfe, welche ich besucht hatte, in Erfahrung gebracht. Ich kann den preußischen Minister, Grafen Herzberg, und einige vertraute Freunde des Fürsten Kaunitz anführen. Ich habe auch in England und anderswo Personen genau gekannt, die hohe Stellen bekleidet, und an Deutschlands Angelegenheiten, unter Maria Theresia, und ihren zwey unmittelbaren Nachfolgern sehr entscheidenden Antheil genommen hatten."

Leider kannten wir dieses Werk bey uns in Österreich, bis vor wenigen Wochen noch, nur aus Auszügen, insbesondere aus der Bibliotheque britannique.

Der gehemmte directe Verkehr mit England und die eingetretenen, den Künsten des Friedens so mißgünstigen kriegerischen Verhältnisse tragen die Schuld dieser Zögerung. — Was ein so bedeutender Mann über einen so bedeutenden Gegenstand schrieb, verdient immerhin große Aufmerksamkeit. Auf das Werk selbst muß man um so begieriger werden, je weniger die bisher bekannten Auszüge hinreichen, ein statthaftes Urtheil über das Ganze auszusprechen, wornach wir uns vorbehalten, es in einzelnen Theilen zu durchgehen, und wo es nöthig, zu berichtigen und zu ergänzen.

Inzwischen dürfte man sich darin schwerlich irren, daß diese Historie des Hauses Österreich erst von der Zeit des Utrechter Friedens an, ein wahrhaft großes Interesse der Pragmaticität und der Neuheit gewinne, daß alles Ältere sich nicht über das Gewöhnliche erhebe und ohne besondere Energie oder Originalität im historischen Bau oder Styl, auch in jenem Clairobscure gehalten sey, das man in einzelnen Parthien, fast bey allen brittischen Historikern antrifft, wenn nicht das Alterthum oder ihr eigenes Vaterland, der Stoff ihrer Darstellung sind.

Über den jetzigen Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europa's.

Die Geschichte von den Schicksalen der Anhänger des mosaischen Gesetzes wird nur dereinst ein Menschenfeind gehörig schreiben können. Denn welcher Mann von Gefühl könnte sein ganzes Leben den Untersuchungen und Darstellungen einer Geschichte weihn, die einen Zeitraum von mehr denn vier Jahrtausenden, die Schicksale von hundert noch vorhandenen oder längst verschwundenen Nationen dreyer Welttheile, und alles Ekelhafte und Grausenvolle umfaßt, was menschlicher Aberglaube, Vorurtheil und Fanatismus jemahls von Verbrechen übten?

Die mosaische Religion ist vielleicht die älteste des Menschengeschlechts, und zugleich die verfolgteste von allen. Christen und Türken schöpften aus ihren Quellen, und haßten deren Freunde mit der beyspiellosesten Unversöhnlichkeit.

Und was war das Verbrechen dieser Unglücklichen? — Daß sie der ältesten Religion des Menschengeschlechts, dem Glauben ihrer Väter, getreu blieben, ohne andere zwingen zu wollen, diesen Glauben anzunehmen; — daß in ihrer Hauptstadt einst, durch den Richterspruch eines Fremden, eines Römers, der göttliche Stifter des Christenthums zum Tode verurtheilt ward, eine That, an der das ganze jüdische Volk, damahls aus etwa sechs Millionen Seelen bestehend, weder Theil nahm, noch Theil nehmen konnte; — daß sich dies Volk nicht unter Roms Universalmonarchie sclavisch beugen wollte, sondern für seine Freyheit so lange mit heldenmüthiger Verzweifelung kämpfte, bis seine meisten Städte und das ewige Jerusalem selbst in Schutthaufen verwandelt, und die Einwohner derselben auf den Marktplätzen von Terebinth und Gaza um den Preis, wie die Pferde, in alle Welt verkauft waren. Überwinden ließ sich dieß kleine, energische Volk nicht von den damahligen Welteroberern, den barbarischen Römern; — es mußte zerstreut, es mußte aus seinem vaterländischen Boden gerissen und in alle Welttheile aus einander geworfen werden. Und doch ward es nicht vernichtet. Es blieb ein Volk, ohne Vaterland, ohne Oberhaupt und Staatsgesetz; lebte Jahrtausende als Fremdling unter den verschiedensten Nationen, ohne sein Blut mit denselben, ohne Sitte, Sprache und Glauben mit ihnen zu vermengen, selbstständig, standhaft. Alle Schandflecke der europäischen Völkergeschichte, alle Greuel der Religions- und Bürgerkriege, Bluthochzeiten, Dragonaden, sizilianische Vespern, Füsilladen, Noyaden, Guillotinaden, Militär-Special-Commissionen findet man in der Geschichte des wehrlosen jüdischen Volks unter andern Nahmen wieder beysammen. Und doch bestand dies Volk, einzig in seiner Art, bis auf den heutigen Tag. Die ganze Weltgeschichte kennt kein ähnliches Beyspiel, diesem politischen Wunder gleich.

In jenem Zeitpuncte, da das jüdische Volk im Orient den Gipfel seiner Größe erreicht hatte, unter David und Salomo; in jener Zeit, da es erobernde Heere bis in Ägypten sandte, Depositär aller Kenntniß der uns bekannten ältesten Welt war, also, wie Schlözer es hieß, ein mächtiges, ein kultivirtes, ein Hauptvolk der Welt war, bestand es aus nicht mehr dann etwa fünf Millionen Seelen. Die jetzt unter mancherley Druck in vier Welttheilen zerstreuten Juden, machen gewiß zusammen eine Population von beynahe acht Millionen Seelen aus.

Und von dem Augenblick ihrer Zerstreuung an, wurden diese beklagenswürdigen Fremdlinge, wohin sie auch kamen, von allen Nationen als unverbesserliche Andersglaubige gehaßt, wie Sclaven verachtet, und zurückgestoßen, was sie umfaßten, schien den fanatischen Völkern glanzlos und entheiligt zu seyn. Bald mußten sie, um sogleich erkannt zu werden, gelbe Hüte tragen; bald einen gelben Ring von Tuch an dem Obertheil des Kleides, bald ein Horn an ihrer Mütze, bald ein anderes entehrendes Kennzeichen.

Der Stand einer zweytausendjährigen Erniedrigung und Verworfenheit konnte endlich seine Wirkung nicht verfehlen. Die zur Sclaverey Herabgewürdigten mußten endlich wohl Sclavendenkart annehmen, und auch für den menschlich Denkenden Gegenstände der Verachtung werden. Erst nachdem dies Volk wirklich moralisch verkrüppelt war, zweifelte man an der Möglichkeit von dessen Regeneration und Veredlung, und betrachtete es als eine Abart des Menschengeschlechts. Selbst Voltaire, der so gern mit seiner Toleranz prunkte, und sich auf seine philosophische Paraderie so viel zu gut that, versank hier in die Vorurtheile des Pöbels und seines Jahrhunderts. Die Päpste waren weit toleranter als er.

Als Ferdinand der Katholische im März 1492 durch einen einzigen Federzug 70,000 jüdische Familien und einen Reichthum von dreyßig Millionen Ducaten aus Spanien vertrieb, öffnete Papst Alexander der VI. ihnen seine Staaten. Klemens der VI. machte Avignon zu ihrem Asyl, als sie in allen Gegenden Europa's mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Viele andere Päpste mahnten die Regenten und Völker von den Grausamkeiten gegen die Juden ab, und manche nannten sich öffentlich Schutzherrn der Israeliten in der christlichen Welt.

Freylich war dieser Edelsinn nicht das allgemeine Erbtheil. Als Philipp der III., König von Spanien, so erzählt man, einem Auto da Fe beywohnen mußte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, da er eine junge Jüdinn und einen mauriſchen Knaben, fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, zum Scheiterhaufen wanken sah. Der Großinquisitor aber machte die schöne Thräne des Mitleids auf der Wange eines Königes zum Verbrechen, das nur mit dem königlichen Blute auszusöhnen wäre. Dem Monarchen mußte zur Ader gelassen werden, und dann ward das Blut — verbrannt.

Selbst der Reformator Martin Luther war mit unaussprechlichem Haß gegen die Juden erfüllt, wiegelte die Fürsten gegen sie auf, predigte, daß der Christ nächst dem Teufel keinen erboßtern Feind habe, als den rechten Juden, und gab sogar den fanatischen Rath, „daß man ihre Synagogen mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen will, mit Erden überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacken davon sehe ewiglich."

Die Verfolgungen der Juden dauerten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da sie im Jahre 1744 aus Böhmen vertrieben wurden. Die Regierung begnadigte sie inzwischen schon im folgenden Jahre wieder, da der ihnen gemachte Vorwurf heimlicher Einverständnisse mit dem Feind sich wenigstens bey der Mehrzahl nicht erwiesen zeigte.

Erst unser Zeitalter, wahrhaftig sonst nicht als das menschlichste zu preisen, begann menschlicher gegen das unglückliche Volk zu denken und zu handeln. England gab hier den übrigen zivilisirten Nationen das erste Beyspiel. Eine Parlamentsacte vom Jahre 1753 gewährte den Juden das Bürgerrecht, doch nicht damit schon das Recht zu allen Staatsämtern. Sie gestattete ihnen freyen Handel und das Recht Ländereyen zu kaufen.

Frankreich folgte. Ludwig XVI. befreyte im Jahre 1784 die Juden von der Entrichtung des schändlichen Leibzolls, welcher die Juden mit dem Vieh in eine Classe setzt, und die Menschheit erniedrigt. Napoleon aber that mehr. Am 28. July 1806 versammelte sich zu Paris auf sein Geheiß der große Sanhedrin, unter dem Vorsitz des ehrwürdigen portugiesischen Juden Furtado von Bordeaux. Seitdem genießen die Juden des französischen Reiches die völligen Bürgerrechte, und es ist in dieser Hinsicht kein Unterschied mehr zwischen Juden und Christen. Viele Juden bekleiden in verschiedenen Fächern öffentliche Ämter; sie dienen als Soldaten und Officiere bey der Armee, und werden ohne Rücksicht auf ihre Religion zu höhern Stellen im Heere befördert, wenn Talente und Tapferkeit sie dazu eignen.

Früher noch, als Ludwig XVI. und Napoleon in Frankreich, verbesserte der edelmüthige Kaiser Joseph II. das Schicksal des jüdischen Volks in den österreichischen Staaten. Ohne Rücksicht auf ihre Religion nationalisirte er die Verehrer des mosaischen Gesetzes zu Bürgern seines Reichs durch Dekrete vom J. 1781. Er befreyte sie von allen besondern Abgaben, die sie auf eine herabwürdigende Weise von andern christlichen Insassen unterschied; nahm ihnen ihre besondere Jurisdiction, gab ihnen Normalschulen unter Aufsicht der christlichen Schuldirection; gestattete ihnen eigene Buchdruckereyen; öffnete ihnen alle inländische Universitäten zum Studium jedes Zweiges der Gelehrsamkeit; gab ihnen frey alle Künste und Handwerke, alle Arten des Handels und der Fabriken, eben so auch den Ackerbau zu treiben; doch müssen sie sich überall jüdischer Glaubensgenossen zu Arbeiten bedienen, so viel als möglich.

Durch dieses Dekret traten drittehalbhunderttausend Seelen in die bürgerliche Freyheit über. Freylich, der Geist, welchen ein mehrtausendjähriges Joch tief niedergebeugt hatte, konnte sich nicht eben so schnell zur Veredlung erheben, als dieses Joch durch die Hand des philosophischen Kaisers geschmettert war. In mehrern Gegenden der österreichischen Monarchie zeichneten sich aber doch jüdische Bürger vortheilhaft aus. Die Leinwand- Cotton- und Zitz-Manufacturen der Juden in Böhmen gehörten bald zu den ausgezeichnetsten des Landes, und die ersten Fabrikarbeiter, als Koloristen, Modelstecher u. s. w. sind Juden. Alle diese Manufacturen aber sind erst seit acht oder zehn Jahren, also lange nach Josephs Dekreten, entstanden. Die Juden wurden seitdem beym Militär, wie im Zivilwesen, angestellt, und können ohne Ausnahme alle bürgerliche Gewerbe treiben.

Österreich hat also unter den polizirten Staaten Europens den Ruhm, der erste gewesen zu seyn, welcher in Rücksicht der jüdischen Religionsgenossen richtige Grundsätze, wie Vernunft, Menschlichkeit und Klugheit sie dictiren, aufgestellt und geübt hat. Joseph hatte zu seiner Zeit noch mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, und handelte, vielleicht gerade aus dieser Ursache, geräuschloser als Napoleon, aber darum nicht minder durchgreifend und wohlthätig.

Im nördlichen Deutschland, wo man von jeher gewohnt war, mehr zu schreiben und zu philosophiren, als zu handeln, oder vielmehr wo die Arbeiten großer Schriftsteller den wenigsten Einfluß auf den Geist ihres Kabinets hatten, fand sich kein einziger Fürst, der Josephs Beyspiel nachgeahmt hätte. Und doch war in der neuern Weltgeschichte kein Land, welches einen so seltenen Reichthum ausgezeichneter Gelehrten und Künstler jüdischer Religion aufzuweisen hatte. Nicht England, nicht Frankreich, nicht Österreich prangte mit so berühmten Nahmen, als Preußen. Dort lebte kein Mendelssohn, kein Bendavid, kein Marcus Herz, kein Salomon Maymon u. s. w. Umsonst erhoben ein Schlözer, ein Dohm, ein Herder und zahllose andere der vortrefflichsten Geister, ihre Stimmen für die Freyheit der mosaischen Religionsgenossen. Das höchste, so erreicht ward, war die Aufhebung des schändlichen Leibzolls, den Preußen, Braunschweig, Meklenburg, Hannover, Anhalt, Baden, Würtenberg, Salzburg, u. a. m. vernichteten.

Sogar heutiges Tages noch streiten die norddeut-

schen Schriftsteller für und wider die bürgerliche Freyheit der Juden, nachdem Joseph der II. schon die großen Ideen realisirt hat, an deren Ausführbarkeit die Engherzigkeit jener Menschen noch zweifelt.

In den preußischen Ländern ist das Loos der Unterthanen mosaischer Religion zwar einigermassen gemildert worden, aber noch immer sind sie verachtete, unterdrückte Stiefkinder des Staates. Weit entfernt, in bürgerlichen Rechten andern Einwohnern des Landes gleich gestellt zu seyn, müssen sie, eben weil sie mosaischer Religion sind, zum Theil besondere, zum Theil schwerere Abgaben zahlen, als die Christen, können weder sich niederlassen, wo sie wollen, noch Geschäfte und Handwerke aller Art treiben, oder sich in Zivil- und Militärämtern erheben. Es schien eine Zeit lang, als sey Friedrich Wilhelms des III. Humanität geneigt, die bürgerliche Verbesserung der jüdischen Colonien seines Reiches zu unternehmen; aber der Ruin seines Königreichs durch den Krieg mit Frankreich hemmte die Ausführung der angekündeten edeln Entwürfe.

Noch betrübter ist der Zustand der Juden im Königreiche Sachsen. Hier sind sie in mancher Hinsicht noch Leibeigenen ähnlich, von allen bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, und im entehrendsten Druck. Sie müssen die schwersten Abgaben zahlen, und dürfen sich ohne kostbare Pässe von keiner Stadt des Landes zur andern bewegen. Ausländische Juden, die außer den Meßzeiten Sachsen zu durchreisen genöthigt sind, müssen jeden Tag die Luft verzinsen, die sie einathmen. Sachsen ist wahrscheinlich noch das einzige Land in Europa, wo der für die Bekenner der mosaischen Religion lästige, für den Staat schimpfliche Leibzoll entrichtet werden muß! — Denn selbst Spanien hatte eine solche Abgabe nie eingeführt. Nur erst seit kurzem, auf Verwendung des Kaßler Hofes, sind westphälische Unterthanen jüdischer Religion, wenn sie die Leipziger oder Naumburger Messen bereisen, aber auch nur diese, von Entrichtung des Leibzolles frey.

Die jüdischen Unterthanen des Königreichs Bayern, bereitete ein kurfürstliches Edict vom 26. Jänner 1802 auf die Verbesserung ihres Schicksals vor.

Der Großherzog von Baden hat schon durch ein Rescript vom 20. Jänner 1804 alle einheimische und fremde Juden von Leibzoll, Judengeleit, Passiergeleit und ähnlichen Erfindungen ehmahliger christlich-fanatischer Finanzmänner befreyt; und durch die Verordnung vom 4. July 1808 sind die badenschen Unterthanen mosaischer Religion zu erbfreyen Staatsbürgern erklärt. Jeder Jude, welcher sich ausweisen kann, daß er eine mit den Christen gleichförmige Nahrungsart treibe, erhält das Ortsbürgerrecht; so lange ist er nur Schutzbürger.

Daß in den Staaten des Fürst Primas der Judenleibzoll verschwunden sey, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er vernichtete dieß Überbleibsel des Zeitgeistes schon im Jahre 1804, und gab seitdem auch der Judenschaft von Frankfurt am Main, die sich daselbst im Jahre 1807, mit Einschluß fremder Mägde und Bediente, auf 4270 Seelen belief, eine edlere Organisation, die zum Theil Ähnlichkeit mit den Napoleonischen Verfügungen hat, aber durch Lokalverhältnisse eigene Beschränkungen empfing. In Frankfurt können nicht mehr als 500 jüdische Familien ansäßig seyn, die das Stadtrecht oder wenigstens den Schutz erlangt haben. Wer in die jüdische Gemeinde eintritt, muß als Inländer fünfzehn Gulden, als Ausländer fünf Prozent von seinem Vermögen bey der Aufnahme zahlen. Um Befreyung vom Nationalwachtdienst zu haben, entrichtet die gesammte Judenschaft jährlich 22,000 Gulden. Jeder Jude kann Handwerke erlernen und treiben, Fabriken und Manufacturen anlegen, wie jeder andere Bürger; nur der Handel mit Münzen, Waffen, neuen auswärts gemachten Mobilien, Kleidungsstücken, mit Wein, Getreide, Fourage, Brennholz, mit Material- und Spezereywaaren ist den christlichen Bürgern der Stadt Frankfurt ausschließlich vorbehalten.

Es ist immer unendlich leichter und gefahrloser für den Regenten, große Reformen, die allen bisherigen Ideen und Übungen widersprachen, in einem Reich auszuführen, welches aus irgend einer gewaltsamen Revolution oder betäubenden Krisis erst hervorgegangen ist, als bey einem Volke, welches in friedlicher Stille nach gewohnten Formen glücklich dahin lebt. Hier sind auch die kleinsten Neuerungen anstößig, und die zartesten Wunden schmerzen, während sie dort nach der allgemeinen Ermattung kaum empfunden und als Folgen der schmerzlichen Verwandlung willig mit in den Kauf genommen werden.

Alle Länder Europens vom atlantischen Ozean bis zum Rhein und der Elbe sind als revolutionirt anzusehen. Alle würden die Verbürgerung des Israeliten, die Verbrüderung mit ihnen, als eines der geringsten von den erduldeten Übeln betrachten, und nach fünfzig oder hundert Jahren diejenigen europäischen Völker Barbaren schelten, welche nicht die Grundsätze der Duldung üben, wie sie.

„Es ist mein und der Constitution meines Landes Wille," sagte zu den Deputirten der Judenschaft Hieronymus König von Westphalen, „keinen Unterschied zu machen unter allen meinen Unterthanen, sie seyen von welcher Religion sie wollen."

Durch ein Dekret vom 27. Jänner 1808 gab er den jüdischen Bewohnern seines Reichs alle Rechte und Freyheiten, deren die christlichen Unterthanen genießen, ohne Bedingung, ohne Einschränkung. Einer der achtungswürdigsten Israeliten Deutschlands, Hr. Jacobson von Braunschweig, geheimer Finanzrath, ward Präsident des westphälischen Consistoriums mosaischer Religion.

Seitdem sind die Juden Bürger des westphälischen Königreichs, und tragen als Bürger willig alle Lasten, wie sie zugleich auf alle öffentliche Ämter Anspruch machen können. Beym Einschreiben der jungen Leute in die Conscriptionsliste fand sich die sämmtliche waffenfähige Mannschaft der Juden pünctlich ein. Viele andere erlernen Handwerke und Künste bey christlichen Meistern. Ein jüdischer Einwohner von Minden, Hr. Isaak Levi Lindenheim, ward zum Kriminalrath ernannt; der bisherige Oberhofagent Hr. Moses Joseph Büding von Kassel, wurde Mitglied des Munizipalraths, ja der Oberst der königlichen Gardes du Corps selbst ist ein Jude. Er heißt Wolf, und war schon als französisch-kaiserlicher Officier rühmlich ausgezeichnet durch Tapferkeit; dafür redet sein Ritterkreuz der Ehrenlegion. Eben so ist der Regimentsquartiermeister der westphälischen Garde jüdischer Confession.

Selbst im nördlichen Europa gehört der Israelit nun nicht mehr, wie einst, zu der tief verachteten Menschenclasse. Schwe-

ten begünstigt schon seit geraumer Zeit die Juden, fordert ihnen keinen Leibzoll mehr ab, und räumt ihnen große Freyheiten ein. In Dänemark ist dieß der gleiche Fall, und am 16. Sept. 1803 wurde auch in den deutschen Staaten des Königs von Dänemark der Leibzoll für ewige Zeiten abgeschafft. Sie haben hier nicht nur die Erlaubniß, alle bürgerliche Handlung und Gewerbe zu treiben, sondern um sie vollkommen zu nationalisiren, bildete sich schon seit mehrern Jahren zu Kopenhagen eine Prämiengesellschaft zur Unterbringung der jüdischen Jugend bey Handwerkern und Künstlern. Bey ihrer Generalversammlung am 21. Dec. 1807 bestand ihr Kapital in 6894 Thalern 48 Schillingen. — Mit nicht geringerm Edelmuth nahm sich der Kaiser Alexander von Rußland der israelitischen Familien seines Reiches an. Ohne Rücksicht auf ihre Religion gewährte er ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers. Nicht mehr als Verstoßene, sondern als freye Theilnehmer an der öffentlichen Glückseligkeit, tragen sie nun zur Vermehrung des Wohlstandes in diesem unermeßlichen Reiche bey.

Ich habe vergessen, der Schweiz zu erwähnen. Die Juden leben hier nur in geringer Anzahl, und zwar bloß in den beyden Gemeinden Endingen und Lengnau des Kantons Aargau. Ehmahls, das heißt im dreyzehnten Jahrhundert, fand man sie noch in allen Hauptstädten der Schweiz, in Bern, Zürich, Schafhausen, Basel u. s. w.; eben so waren sie in den Municipalstädten Winterthur, Zofingen u. s. w. ansäßig, bis sie unter den gräßlichsten Verfolgungen der Pöbelwuth, überall verschwanden. In jenen Gemeinden nur blieb ein kleiner Überrest, der in allem gegenwärtig 600 — 700 Seelen betragen mag.

Schon im Jahre 1798 trugen einige aufgeklärte und menschenfreundliche Mitglieder der gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik darauf an, ihnen das schweizerische Bürgerrecht einzuräumen; aber das Vorurtheil der Menge siegte, und sie blieben nur wie Fremdlinge im Schutze des Staates. Ihr Loos war niemahls hart; selbst vor der Revolution der Schweiz schon hatten sie weit geringere Abgaben, als andere Landleute ihrer Nachbarschaft, damahls Unterthanen der Stände Zürich, Bern und Glarus. Für die Erneuerung eines Schutzbriefes zahlten sie alle sechszehn Jahre vierhundert Gulden, und von jedem Hause jährlich zehn Gulden Abgabe, die den Ärmsten sogar noch immer erlassen ward. In allem waren sie den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, so daß auch ihre Rechnungen, Anleihen u. dgl. vor christlichen Beamten gefertiget werden mußten. Man kann leicht glauben, ihr Zustand verschlimmerte sich seitdem nicht, wiewohl sie immer noch nicht als Schweizerbürger angesehen und als solche behandelt werden.

Doch eben daß ihnen die Rechte des Staatsbürgers nicht gewährt sind, daß sie sich, im Verhältniß ihrer Anzahl auf einen so engen Wirkungskreis ohne Handwerke, Künste und Landbau, nur mit Handel und Schacherey, beschränken müssen, zwingt sie, in ihrer sittlichen Verwilderung zu bleiben, und alle Untugenden der Armuth und Noth zu treiben, zum Nachtheil der benachbarten durch jüdischen Wucher oft ruinirten Landleute. Es ist überall grausam, wenn der Gesetzgeber sich begnügt, Strafen für ein Übel zu erfinden, wenn er es schon in den Quellen zu vernichten Macht besitzt.

Alle Verbrechen, alle Laster, welche man, oft nicht mit Unrecht, der Mehrheit des jüdischen Volkes anrechnete, Meineid, Betrug, Diebery, Wucher, Vorurtheil, Unfläthigkeit, Christenhaß, waren Wirkungen der vernunftlosen, barbarischen Behandlung dieser Unglücklichen. Ich zweifele keinen Augenblick daran, daß alle diese Laster auch die Mehrheit des Christenvolkes charakterisiren würden, wenn es zerstreut und unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie bisher die Israeliten, unter herrschenden Nationen seit zwey Jahrtausenden hätte das Sclavenleben führen müssen.

Wahr ist es, daß plötzliches, unvorbereitetes Freymachen eines in langer Sclaverey entarteten und verderbten Volkshaufens und unbedingte Nationalisirung desselben, für manchen Staat nachtheilige Wirkungen haben könnte. Aber fast überall bemerkten wir, daß die Weisheit der Gesetzgeber den Gefahren glücklich wehrte, indem sie, wie nach schweigender Verabredung, fast überall die gleichen Maßregeln wählte.

Es ist lehrreich, die vorzüglichsten derselben kennen zu lernen.

1. Jeder jüdische Familienvater muß, wie z. E. im Königreich Westphalen, in den primatischen Ländern u. s. f. dem Nahmen, unter welchem er bekannt ist, einen andern Nahmen beyfügen, der, wie bey den Christen, der unterscheidende Familiennahme wird. Die Taufnahmen der Juden dienen künftig, wie bey Christen, nur zur Bezeichnung der Individuen der Familie. Doch dürfen sie in Westphalen keinen Nahmen von einer Stadt, oder einer schon bekannten Familie wählen. Mit diesen Geschlechtsnahmen werden sie öffentlich behandelt; sie müssen ihn bey Unterschriften gebrauchen, er erbt auf ihre Kinder u. s. w.

2. Die Juden sind künftig ohne alle eigene Gerichtsbarkeit, sondern stehen mit den Christen unter gleichem Gesetz, vor gleichem Tribunal. Sie können ihren religiösen Glauben für sich haben, aber dürfen kein besonderes Volk, kein Staat im Staate seyn. Ihr Rabbi hat keine richterliche Fragen mehr zu entscheiden; ihr Gesetz, ihr Talmud, ihre Traditionen und Gebräuche haben keinen bürgerlichen Rechtswerth. Ohne Vorzeigung eines Copulationsscheins darf kein Rabbi irgend eine Ehe einsegnen. Ohne vorherige Anzeige bey der christlichen obrigkeitlichen Behörde darf keine Beschneidung vorgenommen werden. Es darf niemand beschneiden, ohne vom Kreisphysikus geprüft, und nachher beeidigt zu seyn. Alle Contracte, Handlungsbücher und Schriften, die jemahls vor Obrigkeiten in Prozessen u. s. w. erscheinen können, müssen deutsch oder in Landessprache geschrieben seyn; das Hebräische oder Jüdisch-Deutsche hat vor Gerichten keine Rechtsgültigkeit. In Frankfurt hat die jüdische Gemeinde einen Verwaltungsrath für ihre äußern und innern Angelegenheiten. Sie wählt denselben aus zwölf ihrer achtbarsten Familienväter; und der Landesherr fügt zu diesem einen Kommissarius und einen Gemeindsschreiber, beyde christlicher Religion. Der letztere ist zugleich einziger Notarius der jüdischen Gemeinde und führt in den Versammlungen das Protokoll.

3. Die Schulen stehen unter der Aufsicht des christlichen Schulraths; sie werden in Rücksicht der Methode und Einrichtungen den besten christlichen Schulen gleich gemacht. In Östreich sind sie vollkommen wie die dortigen Normalschulen eingerichtet. Alle Schulbücher müssen, wie bey den Christen;

deutsch abgefaßt seyn. Nur in Religionsbüchern, so wie in den Synagogen, ist das Hebräische geduldet. Doch selbst religiöse Bücher der Juden stehen insofern unter Censur, daß darin nichts Aberglaubiges und den Forderungen der gesunden Vernunft Widerstrebendes enthalten seyn darf.

4. Alle bürgerliche Gewerbe, Handwerke, Künste stehen den Juden frey zu treiben; christliche Meister sind gehalten sie in die Lehre zu nehmen. Sie sind dabey im Österreichischen keinen andern Gebräuchen unterworfen, als die Christen. Nach überstandener Lehrzeit erhält der Ausgelernte einen ordentlichen Lehrbrief vom Handwerk. In Dänemark wird diese Ausdehnung des Gewerbfleißes der Juden durch die schon erwähnte Prämiengesellschaft befördert. Wer Lust hat, Landbau zu treiben, darf es, aber er muß sich überall jüdischer Arbeiter bedienen, keiner christlichen. In Österreich hat er jedoch das Recht, in den ersten Paar Jahren zum Unlehren der jüdischen Arbeiter christliche in Dienst zu nehmen. — Kein Jude ist vom Militärdienst ausgeschlossen; Talent und Tapferkeit befördert ihn, wie den Christen.

5. Alle entehrende Gebräuche und Anordnungen für die Juden sind abgeschafft. Der Jude, welcher höhere Militärstellen bekleidet, oder eine Manufactur, eine Fabrik, oder auf eigene Rechnung, ein besonderes Handwerk, eine Kunst betreibt, hat unverweigerliche Ansprüche auf Orts- und Staatsbürgerrecht; er stehet den Christen dann in allem gleich. Nur wer den gewöhnlichen jüdischen Kleinhandel und das Hausiren treibt, ist in einigen Ländern vom Bürgerrecht ausgeschlossen; ist bloß Schutzjude, einem Fremden gleich gehalten.

Miscellen.

Alle Freunde der vaterländischen Geschichte und ihrer wichtigen Nebenzweige, überhaupt Jeder, welcher auf höhere Bildung und auf ernstes, gemeinnütziges Wissen Anspruch macht, las gewiß mit wahrem Vergnügen, die hier folgende Ankündigung eines Mannes, welchem manche frühere Arbeiten, vorzüglich aber sein neuestes, in Deutschland und Frankreich, nach seinem ganzen Werth anerkanntes Werk: Über die Sprache und Weisheit der Indier, eine so ehrenvolle Stelle unter den Historikern unserer Zeit gesichert hat. — Für den Gelehrten werden diese Vorlesungen das Interesse neuer und vielseitiger Ansichten dieser oder jener Begebenheit haben, worüber der Partengeist dahingegangener Zeiten bisher ein undurchdringliches Dunkel verbreitete. Der Officier, der seinem, unstreitig die vielseitigste Bildung aus allen fordernden Berufe nacheifert, der Geschäftsmann, der gebildete Beobachter, und selbst die Dame, die nicht fremd bleiben will im Vaterland und im großen Kreise der folgenreichsten Weltereignisse, dürften sich schwerlich in der Erwartung getäuscht finden, hier in wenigen Vorträgen geistvoll zusammengestellt, und kräftig ausgesprochen zu finden, was sie sonst in hundert Büchern, einzeln und manchmahl doch vergebens zusammensuchen, prüfen und vergleichen müßten. Daher dürfte sich wahrscheinlich derselbe Geist rühmlicher Wißbegierde offenbaren, welcher vor zwey Jahren die Bemühungen August Wilhelm Schlegels gekrönt hat."

„Nachdem mir die Allerhöchste Erlaubniß, Vorlesungen über die neuere Geschichte insonderheit der letzten drey Jahrhunderte halten zu dürfen, gnädigst ertheilt worden, habe ich mir die Ehre, die Freunde der Geschichte zu diesen Vorlesungen einzuladen."

„Der Ursprung und der Charakter der deutschen Nation, wie dieselbe nach dem Zerfalle des römischen Reichs das neuere Europa gegründet, und während eines Jahrtausends fast ausschließend geleitet; der Einfluß der Völkerwanderung und der Kreuzzüge, überhaupt der Geist des Mittelalters; das ist die natürliche Einleitung zu dem großen Gemählde der neuen Zeit, wie sich dieselbe seit der Entdeckung, der beyden Indien unaufhaltsam entwickelte, und noch jetzt vor unsern Augen gestaltet. Die Thaten Maximilians I. und Carls V., die wichtige Stelle, welche Österreich überhaupt in der Entwicklung der großen Europäischen Weltbegebenheiten einnahm, werden eine vorzügliche Rücksicht dieser allgemeinen Darstellung seyn. Den Beschluß macht die Regierung der glorreichen Maria Theresia und Joseph II. Die Beziehung auf die Sittengeschichte und Entwicklung des menschlichen Geistes, so wie auf die allgemeine Europäische Bildung, und was sich noch ferner für diese erwarten läßt, das wird überall der herrschende Gesichtspunct seyn."

„Diese Vorlesungen werden am 13. Februar ihren Anfang nehmen, und wöchentlich zwey Mahl, Dinstags und Sonnabends von 12 bis 1 Uhr gehalten; mit dem Eintreten der Fastenzeit wöchentlich drey Mahl. In Rücksicht des Locale (wahrscheinlich im Redouten-Gebäude) wird man für alle erforderlichen Bequemlichkeiten Sorge tragen. Die zum Eintritt erforderlichen Einlaßcharten können in der Wohnung des Unterzeichneten (Untere Breunerstraße Nro. 1196 im dritten Stock) gegen Erlegung des Subscriptions-Preises von 30 fl. abgehohlt werden, wobey man alles Nöthige erinnern wird."

Friedrich Schlegel.

.....

Mit Theilnahme gewahrte man auch in einer weitern Anzeige, die vorzüglich von eben diesem Gelehrten herrührende Fortsetzung und Erweiterung der, während des Krieges erschienenen Österreichischen Zeitung, unter dem Titel des Österreichischen Beobachters, der vom kommenden 1. März an, wochentlich drey Mahl erscheinen, und zur Hälfte politischen, zur Hälfte literarischen Inhaltes seyn wird.

„In Rücksicht der Zeit- und Weltbegebenheiten wird man sich eine möglichst genaue, durchaus getreue und vollständige Erzählung aller wichtigen Ereignisse und Thatsachen ohne Nebenrücksicht und Vorurtheil zum ersten Gesetz machen. Außer den vorzüglichsten ausländischen Zeitungen wird man dazu auch eine ausgebreitete und zuverläßige Correspondenz benutzen."

„Die allerhöchsten Verordnungen, so wie auch Verzeichnisse von Beförderungen, Verträgen u. s. w., als die ohnehin in der privil. Wiener-Zeitung kund gemacht werden, bleiben von diesen Blättern ausgeschlossen; nur etwa einzelne ganz besondere Fälle ausgenommen."

„Aber nicht bloß die politischen Ereignisse, sondern auch solche Thatsachen und Züge, welche mehr in Beziehung auf die Cultur- und Sitten-Geschichte des Zeitalters merkwürdig sind, wird man unter der Rubrik der vermischten Nachrichten zu sammeln bemüht seyn."

„Für den literarischen Theil dieser Blätter hat sich eine Gesellschaft von Gelehrten vereinigt, deren Streben vorzüglich dahin gehen wird, alles wahrhaft Ausgezeichnete und Allgemeinnützliche im Fache der Literatur bekannter zu machen und nach Kräften zu befördern. Was bloß die Neugier zu reitzen oder die Modesucht zu beschäftigen bestimmt ist, zwecklose Streitigkeiten und Äußerungen eines leidenschaftlichen Sectengeistes, so es von welcher Partey es wolle, verdienen keine Erwähnung vor einem ausgesuchten und achtungswerthen Publicum. Nur auf dasjenige, was einen dauernden Werth hat, wodurch Geschichte, Moral, Kunst und Bildung wahrhaft befördert werden können, was der Monarchie und dem Vaterlande Ehre macht, wird man die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken suchen. — Auszüge, Beurtheilungen und kurze Aufsätze werden abwechseln."

„Auch auf das Theater wird man Rücksicht nehmen, wenigstens auf alle solche neue Erscheinungen der Bühne, welche geeignet sind, dieselbe auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 12. und Mittwoch den 14. Februar. 1810.

Ich will für die europäische Freyheit leben, und für die Völker denken. Dieser Enthusiasm wird kühn scheinen aber welchen Samen haben nicht die Griechen und Römer ausgestreut und wer weiß aus welcher Idee Cicero's oder Tacit, im Geiste des Mylord Halifax oder wessen immer, die englische Verfassung hervorgekeimt ist? Wer zählt die heroischen Tugenden, welche diese ehrwürdigen Genies hervorbrachten? Und war es nicht Homer, der den großen Alexander entflammte? War es nicht Curtius (nur ein Curtius) der durch Carln XII. den ganzen Norden erschütterte? nicht Davila, der Carin II. faß unumschränkt macht? Wenn Wir verschwinden, so wollen Wir dennoch memoriam nominis nostri, quam maxime longam efficere.

Johann von Müller.

(19 und 20.)

Biographische Züge.

Johann von Müller.

Johannes Müller (oder nach Leopolds II. Beehrung, Johann von Müller) wurde am 3. Jänner 1752 in der schweizerischen Stadt Schafhausen geboren. Diese, gelegen in einem angenehmen Thal am Rhein, unfern seines größten Falles, war durch der Vorsteher treuen Fleiß und guten Bürgersinn, das Haupt einer Landschaft geworden; aber ihr größtes Kleinod war seit mehr als dritthalbhundert Jahren der ewige Bund mit gemeinen Eidgenossen im Schweizerland. Kurz nach der Entstehung des reformirten Glaubens war, aus Liebe sowohl desselben als der Freyheit, Michael Müller aus dem Städtchen Rheinau nach Schafhausen gezogen, und hatte als ein damahls reicher Mann eine adeliche Tochter, Elisabeth Stockar, geheirathet. Von diesen sproß ein zahlreiches Geschlecht, bald nicht mehr so reich, doch auch nicht arm, nie vornehm, sondern bürgerlich, so daß allezeit einer oder mehrere bey Räthen und Gerichten in obrigkeitlicher Würde saßen. Johann Georg Müller, Vater dessen von dem geschrieben wird, war ein in der Jugend fleissiger, in seiner Amtsverwaltung treuer, im Hauswesen eher zu sorgsamer, überhaupt biederer Mann, Prediger einer Filialkirche, und lehrte nach alter Art auch die Stadtjugend sowohl in der lateinischen Schule, als auf dem der hebräischen Sprache gewidmeten Katheder. Anna Maria Schoop war seine Gattinn, welche nicht nur durch ihren aufgeweckten Geist und ihre vortreffliche Denkungsart auf den Sohn das Meiste und Beste gewirket, sondern wegen ihres Vaters besondere Erwähnung verdient. Dieser, auch Prediger, durch alte Tugend und eigenthümliche Heiterkeit und Herzlichkeit ein ausgezeichneter Mann, gab dem Knaben, sobald er begriffsfähig war, eine sehr große Liebe der Geschichte, worüber besonders die schweizerische, er viele große Sammlungen und Chroniken zusammen geschrieben hatte: so schön machte Johannes Schoop seinem Enkel den Eintritt in das Leben, daß keine böse Erfahrung späterer Jahre den Frohsinn und das Wohlwollen, womit so ein Großvater das kindliche Herz erfüllt, je ganz auszutilgen vermochte. Diese holden Erinnerungen, Müller's Kindheit, und des Greisen Tod, sind schon anderswo beschrieben.

Gut genug verfloß jene in dem Hauptorte des obern Klekgaues, zu Neukirch; trüber die aufblühende Jugend, unter einem verdrießlichen Schulrector, der den heidelbergischen Katechismus, des Cellarius lateinisches Wörterbuch, und Baumeisters Definitionen der wolfischen Philosophie, die niemand erklärte, auswendig zu lernen mit großter Strenge nöthigte, und von des Knaben Ungelehrigkeit hierin äußerst nachtheilige Berichte gab. Letzterer, seit er selbst sich bewußt ist, hing mit ausschließlicher Leidenschaft an der Geschichte, zuerst seiner Vaterstadt, deren Schicksale und Bürgermeister er in dem neunten Jahr seines Alters zu beschreiben suchte; hierauf lernte er nach Hübner's deutlich und angenehm geschriebener Historie die vier Hauptmonarchieen der gesitteten Welt, und hat ihm zu danken, daß er im eilften Jahre die Epoche und Periode jeder einzelnen Regierung auswendig wußte. Eine sehr mühsame Vergleichung und Prüfung des calvisischen, usher'schen und petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte ward hierauf sein erster Versuch historischer Kritik. Aber in der peinlichsten Zeit seines Schullebens, in seinem dreyzehnten Jahr, fing er an, die römischen Klassiker näher kennen zu lernen. Diese, welche er in erstohlenen Stunden an den sonderbarsten Orten zu lesen pflegte und alsbald verstand, waren wie ein electrischer Funke der in seine Seele fuhr, und eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freyheit in ihr entzündete. Bald darauf kam er in eine Vorbereitungsanstalt für die Universität, Collegium Humanitatis genannt, und es traf sich, daß er zwey Jahre den Unterricht von sieben oder acht Professoren allein genoß. Vier derselben besuchte er mit einem Vergnügen, worüber ihm nichts ging. Die Stunden verflossen unter den angenehmsten, ma-

nigfaltigſten Geſprächen ungemein lehrreicher als wo Vorleſungen gehalten wurden, bey denen er ſich des Schlafs nicht immer erwehren konnte. Wer fühlt wie ſüß es iſt, dankbar zu ſeyn, wird nicht verargen die Herren Melchior Habit, Johann Georg Deggeler, Johann Georg Schwarz und Thomas Spleiß, von denen der erſte allein noch lebt, genannt zu ſehen, Männer von vielen und ſchönen Kenntniſſen, beſonders von Verſtand, welcher mehr iſt als Wiſſen, und von der liebenswürdigſten Güte und Tugend. Übrigens hatte die Fürſorge des Vaters den Sohn zu der Theologie beſtimmt, welcher Weg der wahrſcheinlichſte war, in der Vaterſtadt neben den ihm nicht abgehenden Nothwendigkeiten auch die Bequemlichkeiten des Lebens beſoldungsweiſe zu erhalten. Der Jüngling ließ es ſich nicht ungern gefallen: theils war die Ehre des Standes nicht geſunken; noch erfüllte Wilhelm Meyer die vaterländiſche Kirche, deren Antiſtes er war, mit der Ehrfurcht ſeiner Gelehrtheit und Wohlredenheit und ſeines heiligen Alters; theils reihte ihn die Hohheit und Herzlichkeit der Quellen, der Reichthum von Gelehrſamkeit, welchen ihre Auslegung und Behauptung erfordert, die großen Nahmen der Kirchengeſchichte, zuletzt das Beyſpiel Johann Lorenzen von Mosheim, welchen großen Gelehrten und guten Mann er ſich gewiſſermaßen zum Vorbild gewählt.

In dieſen Geſinnungen begab er ſich in ſeinem achtzehnten Jahr nach Göttingen, zu dem liebenswürdigen Doctor Johann Peter Miller, weiland Mosheims Hausgenoſſen, und deſſen hiſtoriſch-moraliſche Schilderungen auch ſeinem kindlichen Herzen einſt wohlgethan. Ihn liebte er, und war gern und oft bey dem gelehrten Geſchichtforſcher Walch, welcher ihm ſehr gefällig beyſtand; der theologiſchen Laufbahn wurde er abgeneigt. Es war die Zeit eines Überganges von den Illuſionen der wolfiſchen Demonſtrirmethode zu einer neuen Anſicht und Begründung der theologiſchen Sätze. Hiebey brauchte man dazumahl noch einige Umſicht. Es iſt aber nicht ermunternd für den jungen Genieoffizier, wenn er zur Kenntniß vieler Breſchen gelangt, welche die Haltbarkeit der Feſtung zweifelhaft machen, und er von andern hört, man dürfte wohl eher die Feſtungen überhaupt eingehen laſſen. Hiezu kam, daß Johann David Michaelis, ein gründlich gelehrter, ſonſt ſehr einſichtsvoller Mann, durch einen poſſenhaften Vortrag dem Jüngling die Poeſie der hebräiſchen Weiſen und Seher auf einige Zeit wirklich ungenießbar machte. Endlich brachte Schlözer ihn der Muſe, die über ſeine Geburt gewacht und die er zuerſt geliebt, für immer zurück; dadurch erſtlich, daß er Länder, Völker, Sitten, welche der Jüngling nicht viel gekannt, nähmlich Nord und Orient, eine unerſchöpfliche Quelle, ſeinem Forſchungsgeiſt öffnete; zweytens, daß er letztern vortrefflich übte und führte, als Müller auf ſeinen Rath eine kritiſche Unterſuchung des cimbriſchen Kriegs unternahm; endlich, daß er in traulichen Abendgeſprächen durch eine große Menge Notizen und Anſichten ihn wie neu belebte. Hierzu kam die Bekanntſchaft einiger Männer in deren altadelichen Nahmen der junge Geſchichtforſcher die Helden, ihre Väter, ehrte, eine Freundſchaft mit Gleim, der ſein Jugendgefühl für Friedrich weckte: ſeine vertrauter werdende Kenntniß der franzöſiſchen Literatur, für unerfahrne Jugend einſchmeichelnd; zuletzt Johann Peter Miller's, dem dieſes Alles nicht entging, weiſer Gedanke eines würdigen Lebensgeſchäftes, daß der Jüngling die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft beſchreiben ſollte. Gleichwie ein braver Kriegsmann, der von Capitulation hört, einen derben Fluch darauf ſetzt, und dann unwillig vom Corps ſich losreißt, faſt ſo ſchrieb der Jüngling eine Diſſertation: „die Kirche möchte doch ja nichts fürchten;" (Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Göttingen 1770. 4.) er ſelbſt aber wollte vors erſte nichts mehr mit ihren Sachen zu thun haben.

Dieſer Meinung, als er nach zwey Jahren wieder nach Schafhauſen kam, war keinesweges der gute bedächtliche Vater; der Sohn ſelbſt fand eine Begünſtigung durch äußere Umſtände nothwendig. Er vollendete die Arbeit über den cimbriſchen Krieg, (Bellum Cimbricum. Zürch 1772. 8.) fing an über die Geſchichte der Schweiz zu ſammeln, und war thätiger Mitarbeiter an der zu Berlin herauskommenden allgemeinen deutſchen Bibliothek. (Über Leſſings Berengarius war ſeine erſte Recenſion). Seinen Eifer lohnte die vaterländiſche Regierung dadurch, daß ſie ihn im zwanzigſten Jahr zum Profeſſor des Griechiſchen machte. Sobald ſein Vorſatz, die Schweizergeſchichte von Grund aus zu bearbeiten, kund wurde, erfuhr er mehrere Jahre hindurch, die ſich gleich bleibende, nie genug zu erkennende Güte der vaterländiſchen Beſitzer von Quellen und gelehrten Ausführungen. Wie könnte er ungerührt erwähnen, wie zuvorkommend Bodmer und Breitinger, die verdienſtvollen Greiſe, wie ganz von ſelbſt der gelehrte Schinz, welcher die zürichſche Handelsgeſchichte geſchrieben, ihre Gedanken und Entdeckungen, wie brüderlich Hanns Heinrich Füßli. Alles was er dazumahl ſelbſt bekam und ſchrieb, wie beyſpiellos Gottlieb Emanuel von Haller eine mit unſäglicher Mühe und vielen Koſten von ihm zuſammengebrachte Urkundenſammlung von fünf und vierzig geſchriebenen Folianten und vier und zwanzig Quartbänden ihm zu Gebrauch mittheilten? Und viele ehrwürdige Nahmen, viele Güte der Städte und Klöſter bleibt ungenannt, der Kürze wegen.

Über dieſe Unterſuchungen verfloſſen acht oder neun Jahre, deren kaum anderthalb im väterlichen Hauſe zugebracht worden. Je mehr der junge Forſcher durch erneuerte, viel weiter getriebene Betrachtung der großen Geſchichtſchreiber des Alterthums, und vermehrte Kenntniß ſeiner eigenen Zeit, zu größern Vorſtellungen von dem Amt und von den Eigenſchaften eines Geſchichtſchreibers erhoben wurde, deſto lebhafter wurde ſein Gefühl der Unzulänglichkeit des Bücherſtudiums und bloß gelehrten Umgangs. Zu ſelbiger Zeit (am 9. May 1773) lernte er in der patriotiſchen Geſellſchaft, welche jährlich aus einem großen Theil der Schweiz in Schinznach unter Habsburg zuſammen kam, den Freyherrn Carl Victor von Bonſtetten kennen, damahls einen um ſieben Jahre ältern Jüngling, der mit einer ſehr lebhaften Einbildungskraft und einem unerſättlichen Durſt nach Wiſſenſchaft eine ausgeſuchte Blüthe der ſchönſten Kenntniſſe und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung, ein edles gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entſtand gleich dem Blitz der eine ſchnell durchfahrende, alles umfaſſende Flamme urplötzlich entzündet, jene Freundſchaft, deren Urkund Friederika Brun, die däniſche Muſe, derſelben Empfindung würdig, vor die Augen des Publicums gebracht hat, (Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund. Tübingen 1802). eine Freundſchaft von der ſtrengſten, reinſten Tugend, in allem an-

dern denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben; eine Verbindung, die, nachdem sie über zwölf Jahre beyden das wahre Kleinod, der Geist ihres Lebens gewesen, als lange und große Entfernung in weitverschiedenen Laufbahnen auch die moralische Berührung seltener machte, die fröhlichste Erinnerung des tadelfreyesten, fruchtbarsten und edelsten Verhältnisses zurück ließ.

Müller, eben damahls durch Beschränkung auf einen zu kleinen Zirkel etwas herabgestimmt, im Begriff zu heirathen, und auf dem Wege eines gewöhnlichen Schriftstellerlebens, erwachte plötzlich mit neuer Hoffnung zu jenem obgedachten Ideal einer der Geschichtschreibung und wohl auch politischer Wirksamkeit gewidmeten Laufbahn. Die thätige Liebe seiner Mutter, die den Zustand seiner Seele faßte, und am Glück einer guten Absicht nie verzweifelte, erwirkte endlich für seine Entfernung auch des Vaters Bewilligung. So viele Theilnahme fand sein Plan, den er Bürgermeister und Räthen seiner Vaterstadt in einer kurzen Rede vorlegte, daß die Professorstelle, welche er versehen ließ, sehr viele Jahre ihm aufbehalten blieb. (Am 4. Februar 1774.)

Er begab sich damahls nach Genf, wo er einen sehr geistreichen und liebenswürdigen Manne, dem gewesenen Staatsrath Jacob Tronchin, zur Erziehung seiner beyden Söhne empfohlen war: — etwa wie vor hundert Jahren Bayle dem Grafen von Dhona in dem benachbarten Copet — für augenblickliche Unterkunft, mehr als nach seinem Geschick, welches für die Erziehung unerwachsener Jugend nie groß war. Wie er dann in jenem Jahr bey fortgehender Urkundenforschung übrigens Plutarch und Machiavelli nicht excerpirt, sondern für sich commentirt, und, ohne gänzliche Vernachlässigung der zwey Knaben, die weit interessanteren Stunden, oft bis spät nach Mitternacht, mit ihrem Vater zugebracht, welcher für diese Studien ungemein viel Sinn, einen durch Erfahrung der großen Welt aufgeklärten Verstand, und für alles Sittliche eine jugendliche Wärme besaß.

Indeß lernte Müller bey Carl Bonnet, für den und dessen Gemahlinn er die zärtliche Anhänglichkeit eines Sohnes faßte, und von welchen er ganz wie ein solcher behandelt wurde, einen Jüngling aus Süd-Carolina, Francis Kinloch, kennen. Dieser hatte eine ungemeine Wißbegier, viel Feuer, viele Güte und sehr angenehme Sitten. Es entstand ein Plan des Beysammenlebens; täglich sollten in ein paar Morgenstunden Tacitus und Montesquieu, und wenn etwa noch einer würdig erfunden würde neben diesen zu stehen, in den übrigen von dem einen Freunde Blakstone und andere englische oder amerikanische Bücher, von dem andern die schweizerischen Urkunden studiert, und hierauf zwischen Bonnet's und anderer Gesellschaft, und Durchlesung römischer, französischer und englischer Classiker abgewechselt werden. Zu sehr war Tronchin Müllers Freund, um ihn hiervon abzuhalten, und noch mehr freute sich Kinloch's Vormund, Thomas Boone, gewesener Gouverneur von Süd-Carolina, noch jetzt Director des großen Londner Custom-house's, ein Mann, an welchem in dreyßigjährigem Verhältniß Müller nie einen Fehler, wohl aber vortreflichen Verstand, Festigkeit und Edelmuth immer gleich gefunden hat. Auf dem Hügel von Ghambesy in einem bescheidenen Landhause, dem aber die höchsten Gebirge der alten Welt, die Pracht des lemanischen Sees, die unvergleichliche Cultur der Ufer entgegenlagen, im Genuß der Meisterstücke des menschlichen Geistes, im täglichen Umgange Bonnets, auch mit Voltaire, und eine Zeitlang vereiniget mit Herrn Alleyne Fitzherbert, welcher die Talente schon entwickelte durch welche er nach diesem als Lord S. Helens in den größten Geschäften glänzt, so lebten die Freunde bey anderthalb Jahre. (Von Ostern 1775 bis auf den Winter 1776.) Hierauf rissen die Stürme der nordamerikanischen Revolution sie aus einander.

Sehnsuchtsvoll nach dem scheidenden, doch nicht verlassen, stand der Sohn der Freundschaft und Musen. Den Winter lebte er bey Carl Bonnet; gleich vergnügt, in den urkundlichen Arbeiten weiter zu kommen, unterbrochen zu werden durch naturhistorische Versuche und Erfahrungen, durch seine hohen Theorien, die Poesie seiner Aussichten, oder wenn über allerley Büchern und Unterhaltungen die langen Abende schnell verflossen. Die Sommermonathe brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in dem Alpgebirge zu, in unerforschten Landschaften und unbekannten Thälern, höchst lehrreich über die Grundzüge des schweizerischen Volks, fruchtbar selbst für dessen alte Geschichte. Zu Genf hatte Müller sich mehr und mehr dem gewesenen Generalprocurator Robert'en Tronchin, Jacob's älterm Bruder angeschlossen, einem Manne, den Alten (vielleicht Perikles in einigem) vergleichbar; dieselbe olympische Gravität, vorzügliche Beredsamkeit, welche auch donnern konnte, tiefe Kenntniß der Verfassungen, Geist und Geschmack, wie jene Männer in des großen Ludewigs Zeit hochgesinnt, und so trocken, ja stolz er scheinen mochte, innerlich sehr gut. Mit ihm hat in verschiedenen Zeiten Johannes Müller mehrere Jahre zugebracht; so, und nicht anders als wie römische Jünglinge bey großen Senatoren, den Orakeln des Rechts, die Geheimnisse der Geschäftsführung, die Grundfesten des gemeinen Wesens zu ergründen bemühet waren.

Doch, sintemahl der Mensch nicht bloß von Ideen lebt, war für viele Dinge eine etwas einträgliche Maßregel nöthig. Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte, nicht für Kinder, sondern für Jünglinge und Männer, schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. (Einer derselben, Charles Abbot, ist jetzt Sprecher des Unterhauses in dem Großbritannischen Parlament). Eine nicht leichte Aufgabe, da Müller von Jugend auf zwar viel gelesen, seine Sammlungen aber auf die Schweiz beschränkt hatte, so daß er zwar das Resultat wußte, das Eigentliche der Begebenheiten aber, um treu zu referiren, erst überall wieder aufsuchen mußte. Diese gewaltige Mühe, (da er sich nie erlaubte, irgend etwas obenhin aus dem Gedächtniß beyzubringen, und täglich viele Stunden lang sich der Gesellschaft nicht wohl entziehen konnte) wurde ihm durch die Begeisterung erleichtert, welche der laute Beyfall und die lebendige Theilnahme seiner Zuhörer ihm gab. Also hat er diese Vorlesungen vier Mahl, so oft er zu Genf dieselben hielt, ganz oder größerntheils neu bearbeitet; oft nicht sowohl um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Zeitumständen ist.

Nähmlich damahls, bang vor den Ereignissen, welche die Welt betrauert oder welche sie erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bey sich ausgemacht: Verehrung der Demo-

kratie zu Unterwalden, der Ariſtokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; in der Religion des Reinſten, Innigſten, Höchſten; eine unerſchütterliche Feſtigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe iſt; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichſte, aber geordnete Freyheit, durch eine weiſe Stimmung der öffentlichen Meinung, und eine wohlvorbereitete Verbeſſerung der Geſetze und Anſtalten; drey haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, welche die Auflöſung der Ordnung iſt, und nicht beſtehen kann; die Deſpotie, welche die Untertretung der Geſetze iſt, und der man zu entweichen ſucht; am allermeiſten die ungemeſſene Prepotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerſtörung aller Freyſtätte, der Tod aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts iſt, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erſtummung aller Männer von Geiſt und Muth, und ohne doppelte Verrätherey der Räthe an den Fürſten, der Fürſten an ihren Häuſern und an ſich ſelbſt, gar nicht ſollte aufkommen können.

Nach dem zweyten Curſe dieſer Vorleſungen wurde ein erſter Theil der Geſchichte der Schweiz gedruckt. (Boſton [Bern] 1780.) Da durch die tägliche Übung ſo vieler Jahre das Zuſammenziehen weitſchweifiger Erzählungen und Urkunden, Müller'n zur Natur geworden, wurde ſeine Kürze mit Unrecht für Nachahmung gehalten. Seinerſeits that er nicht wohl, die Anführung der Quellen zu unterlaſſen; dieſe für die Einbildungskraft des Geſchichtſchreibers heilſame Feſſel war nie nothwendiger, als in einem ſyſtemſüchtigen Zeitalter, wo jeder den Ton, die Zwecke und Leidenſchaften ſeiner Partey in die Geſchichte bringen will. Aber der Verfaſſer war für die Würde und Freyheit ſeines Vaterlandes und für die Wiederhinausſtimmung verweichlichter Sitten und fader Sophiſterey zu alter Kraft in That und Wort; dieſes gefiel. Noch nicht wurde Gleichgültigkeit über den Preis des Bluts der Väter und (die Frucht ſorgſamer Weisheit vieler Jahrhunderte) über die Selbſtſtändigkeit der Staaten für Politik gehalten.

Der Verfaſſer begab ſich hierauf nach Berlin, (auf den Winter 1780.) um die Monarchie zu ſehen, welche der Geiſt Friedrichs über ſich ſelbſt erhoben hatte, und leicht beredete ihn Gleim, daſelbſt Anſtellung zu ſuchen, da er zu Fortſetzung der Schweizergeſchichte nun hinreichenden Vorrath guter Materialien zu haben glaubte, hingegen die genauere Kenntniß der Mittel wünſchte, durch welche Friedrich und Joſeph zur ſelbigen Zeit ihrer Macht vorherrſchenden Einfluß gaben. Er ſah den großen König in ſeiner liebenswürdigſten Majeſtät; von Friedrich Wilhelm wurde er ſehr begünſtiget. Vergeblich. Der Gedanke einer außerordentlichen Anſtellung durfte, Minerven gleich, nur aus Jupiters Haupte hervorgehen: in dieſem wurde er, im entſcheidenden Augenblick durch Neid und Liſt unterdrückt. Im übrigen lernte Müller nicht nur die materiellen Grundfeſten der preußiſchen Macht, ſondern vorzüglich den vom König und ſeinen Voräldern über alle Departements, Heer und Volk ergoſſenen Geiſt, die Thätigkeit und Ordnung, das nationelle Ehrgefühl und den freyen Muth bewundern, wodurch ſo lang dieſes rege Leben bleibt, der oberſten Willenskraft ſo leicht wird, rettend oder gebiethend aufzutreten.

Die Unruhen von Genf (dieſe Funken einer Flamme, welche, indem ſie den ſchönſten Theil Europens mit Schutt und Gräuel bedeckt, endlich auch die glückſelige Freyheit dieſer Stadt ſchnell verſchlungen) bewogen Müller, zu ſeinen Freunden zurück zu eilen. Er ſelbſt (gleich ungünſtig den unſichern Luftgebilden willkührlich geſetzter Metapolitik wie jeder andern Laune des Deſpotismus) war immer für die Sache der beſtehenden Obrigkeit, obſchon er ſelten mit der Wahl und dem Nachdruck ihrer Maßregeln zufrieden ſeyn konnte. Zu Caſſel in Heſſen vernahm er eine ungünſtige Wendung dieſer Sachen. Er hatte vor kurzem etwas für die ſiegende Partey unliebliches darüber geſchrieben; (in den Essais historiques, Berlin 1780) ſelbſt ſeinen Freunden ſchien dieſer Augenblick des Wiederkommens nicht der beſte. Da erhielt er durch die Verwendung des damahligen Staatsminiſters und Generallieutenants Freyherrn von Schlieffen zu Caſſel eine kleine Anſtellung. (Rede bey dem Antritt einer Profeſſorſtelle bey dem Carolinum zu Caſſel. 1781. 4.) Der gutwillige Fürſt unterließ nichts, mit dem urſprünglichen Ruhm der heſſiſchen Waffen einen mildern Glanz der Literatur und Künſte zu vereinigen; der Herr von Schlieffen, voll militäriſcher und diplomatiſcher Auszeichnungen, war durch ſeine edle Denkungsart und vielfältige Einſicht, Freund und Muſter von Gelehrten, deren er an Fleiß und Genie die meiſten übertraf. Mit welchem Urtheil, mit wie viel Theilnahme las er, zugleich wie Müller, die alten poetiſchen Denkmahle deutſcher Art und Kunſt, und begleitete ihn auf der lehrreichen Reiſe durch das griechiſche und römiſche Alterthum, als er die Univerſalhiſtorie einmahl ganz aus den Quellen und in allen Quellen zu ſtudieren unternahm! Auch beſtätigte die rühmliche Aufmerkſamkeit vieler heſſiſchen Officiers, bey jenen Vorleſungen Müller's, die Vorliebe des letztern für das Militär: bey tapferen Männern wohnt am meiſten gerader Sinn des Wahren und Edlen.

Als die benachbarten Mächte der Stadt Genf mit vieler Mäßigung Friede gebothen, folgte er noch einmahl dem Drang ſeines Herzens, nach dem verehrten Tronchin, nach dem Freunde ſeiner Jugend, neuen Reiſen im Vaterland, neuen Entdeckungen in ſeiner Geſchichte. (Entfernung von Caſſel im Frühling 1783). Er hatte ihre Umarbeitung beſchloſſen. In der That, nach frohem Genuß der alten Freundſchaft und geiſtvollen Umgebungen, warf er ſich zu Valeires, auf einem Gute ſeines Freundes von Bonſtetten in die ſtrengſte Einſamkeit, nur hiefür. (im Winter 1784). Nachdem er bey ſechzig Bogen ausgearbeitet, erneuerte er ſich das Bild des Landes. Er erlebte hierauf ein Vergnügen; wohl ſein größtes; deſſen Erinnerung aber die wehmüthigſte iſt. (Im Winter 1785). Es war der Anblick der Begeiſterung der Edelſten von Bern, welchen er die Geſchichte der alten Welt mit Anwendung auf unſere Zeit vorlas. Vornähmlich brannte die Heldenſeele jenes Generals von Erlach, der nachmahls an dem letzten Tage des alten freyen großen Berns und in Wahrheit aller Eidgenoſſenſchaft, von dem betrogenen Volke grauſamen Tod unſchuldig erlitten.

Hier wollte das Schickſal, daß als durch einen ſehr zufälligen Brief eine, durch niemand unterſtützte Unterhandlung mit dem Kurfürſten von Mainz über das erledigte Bibliothecariat bey der Univerſität angefangen worden, der Kurfürſt eben zu der Zeit Müller'n zu einer perſönlichen Unterredung berief, da dieſer mit ſeinen Freunden zu Bern am glücklichſten arbeitete. Der Abend nach der Abſchiedsrede, der ſchönſte den er je im Vaterlande hatte, iſt anderswo berührt worden. (Den 20. Jänner 1786. Vorrede des erſten Theils der Schweizergeſchichte

Leipzig 1786) S. XXXIII ff). Da die Nothwendigkeit für sich zu sorgen ihn allein bewog, Bern aber diesen Grund leicht heben konnte, tröstete die Erwartung, daß dieses vor der Annahme des auswärtigen Dienstes geschehen würde. In der That bekam er eine befriedigende Nachricht von einem Entschluß der vornehmsten Geschlechter, aber am Ende eben der Stunde, bey deren Anfang überraschende Großmuth und Offenheit des Kurfürsten das Jawort für desselben Dienst unaufschiebbar gemacht hatte. (Am 12. Februar 1786). Der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten was er wünschen soll.

Der Kurfürst von Mainz, Friedrich Carl Joseph (um von dem Todten ohne persönliche Rücksicht zu sprechen) hatte weit mehr Fürstensinn als viele zu Thronen geborne. Im Gefühl der Würde seines Amtes und der Selbstständigkeit seines Charakters, bestimmte er sich nie nach Vorurtheilen eines Standes oder veralteten Beyspielen, sondern hatte den Muth, für des Vaterlandes Gesetze und Gleichgewicht gegen die Übermacht aufzutreten, sobald er die nöthige Stütze fand. So hat er mit andern Erzbischöfen dem Papst, und als Erzkanzler den Unternehmungen des Kaisers durch das Ansehen des Fürstenbundes begegnet, letztern für große Reichsreformen thätig machen wollen, und den Augenblick, da man diese Maßregel zu verschmähen anfing, mit Bedauern bald erkannt. Eben derselbe, bey herannahendem Unglück der letztern Zeit, frug nur zu wenig nach der Macht, sah nur auf die Grundsätze. In der größten Noth litt er ohne sich zu erniedrigen; leicht war's, den waffenlosen Greis niederzuwerfen; gebeugt haben sie ihn nicht. Im Innern folgte er wohlmeinend und eifrig den Vorschlägen, welche ihm die besten schienen. Seine Person umgab er anfangs mit einem sehr glänzenden Hof, nicht nur weil es fürstlicher Hoheit anständig, sondern in der That von mannigfaltigem Nutzen ist. Er machte überhaupt so viele Ausgaben, als nach seinen Einkünften, bey der großen Ordnung, die er hielt (ohne viel davon zu sprechen), wohl geschehen konnte. Die Erfahrung, und die römischen Klassiker, welche er im achtzigsten Jahr noch nicht aus der Hand legte, hatten seinen natürlich lebhaften Geist ausgebildet. Er war in der That viel aufgeklärter und auch viel besser als er scheinen wollte (er wollte nicht mißbraucht werden). Johannes Müller'n behandelte er, da er ihn bald ganz kennen lernte und Jahre lang täglich vielmahl um sich hatte, weniger mit Gnade als mit einer väterlichen Freundlichkeit. Wie war es zu nennen, wenn alle Züge seiner strengen Hoheit sich wie verklärten, weil er ein Bedürfniß desselben zugleich errieth und zuvorkommend befriedigte; wenn er den Tod seiner Mutter durch Aufhaltung der Briefe ihm so lang verbarg, bis er ihn auf drey Tage allein und seinem Schmerz überlassen konnte; wenn er in Müller's langer Krankheit täglich nicht wenige Zeit an seinem Lager zubrachte, da über Gesprächen vom Reich und Staat und Wissenschaften Alles vergessen wurde, indeß durchaus verbothen war, seine Denkungsart über die Religion zu beunruhigen.

In diesen Jahren überaus großer Thätigkeit in auswärtigen und innern Geschäften, erschienen auch drittehalb Theile der umgearbeiteten Schweizergeschichte, welche zeigten, wie der Verfasser das Vaterland auch bey Hofe im Herzen trug, und weil die Äußerungen und Rastlosigkeit Josephs des II. seine ungeschwächte Macht damahls zu der furchtbarsten machten, eine Darstellung des durch Natur, Politik und Beyspiele gerechtfertigten Fürstenbundes, über dessen Gegenstand er schon früher etwas geschrieben; (Zweyerley Freyheit 1785,) und, gleichwie er in frühern Zeiten dem übertriebenen Jubel über die Herabwürdigung des römischen Stuhls eingeredet, (Reisen der Päpste 1782) so gab er in einem andern Aufsatze zu erkennen, durch welchen Geist der deutsche Adel in den Hochstiften eine Zier und Stütze der Verfassung seyn könnte; (Briefe zweyer Domherren. Frankf. und Leipzig 1787.) endlich war er der erste, welcher das Leid vieler edlen deutschen Männer darüber nachdrücklich und öffentlich aussprach, daß der Fürstenbund, anstatt höchstnöthige Verbesserungen der Reichsverfassung zu bewirken, zu einer gemeinen Maßregel heruntersank, wodurch die Hoffnung der Besten getäuscht wurde. (Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde. 1788.) Der patriotische Traum, einen neuen und Einerley Geist, ein kraftvolleres neues Band und Nationalgefühl den deutschen Völkern mitzutheilen, erschien durch die Erfahrungen im Lüttichergeschäft, in dem Zwischenreiche nach Joseph, bey der Wahlcapitulation Leopolds, und sonst immer mehr in seiner Haltungslosigkeit: aber es hat sich nachmahls genugsam erwiesen, daß den größten Fürsten und dem gemeinen Wesen von ganz Europa wohl gerathen gewesen wäre, wenn man jene Gedanken über die Gemeinheiten trügerischer Alltagspolitik nicht verschmähet, sondern Friedrich Carl Josephs guten Willen benutzt und Deutschland mit einem Nationalgeist belebt hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Beyträge zur Kriegs-Casuistik.

(Fortsetzung.)

5.

In der Schlacht bey Trafalgar hatten die spanischen Linienschiffe Santa Anna und Neptuno die Flaggen gestrichen, das heißt, sich erklärt: sie ergeben sich der Gewalt der Engländer. Wegen der hochgehenden, stürmischen See konnten die Sieger ihre Beute nicht im Besitz nehmen: beyde Schiffe flüchteten sich, letzteres erst am 23. Oct. nach Cadix.

In dem stillschweigenden Ergebungsvertrag lag offenbar das feyerliche Gelübde, während der Dauer des Kriegs nichts zum Nachtheil des Siegers zu thun oder zu versuchen. Es dringt sich also die Frage auf: besteht ein Verhalten, wie das der Spanier, mit den Gesetzen der Ehre und den Gewohnheiten des so genannten Völkerrechts?

Zu ihrer Rechtfertigung könnten die Spanier anführen: „Nicht nur wir, auch andere Völker befolgen in Seekriegen „den alten Grundsatz des römischen Rechts, nach welchem der „Feind erst dann Eigenthümer seiner rechtmäßigen Beute wird, „wenn er sie in Sicherheit gebracht. Wir waren von den Brit„ten noch nicht unter ihre wirkliche Gewalt ge„bracht. Wir wurden von Freundes Macht gerettet, und „wir hätten uns ohne das unsers natürlichen Selbstbefreyungs„rechts bedienen dürfen."

Gewinnen diese Gründe nicht Eingang, wenn man ferner den Umstand erwägt, daß der brittische Oberbefehlshaber jene entschlüpften Schiffe keineswegs zurück verlangte? Collingwood schrieb bloß dem spanischen Admiral Alava, der die

Santa Anna anführte, nach Cadix: „Sie werden ſich, wie „ich hoffe, als meinen Gefangenen betrachten und betragen. „Zum Beweiſe, daß Sie dieſes ſind, brauche ich Ihnen nur „anzuführen, daß mir Ihr Degen von Ihrem Flaggen-Capi„tain übergeben worden iſt."

Dagegen läßt ſich bemerken und mit Fug behaupten:

1) Collingwood's Mäßigung in dieſem Falle beweiſt hier nichts. Konnte er auf die Perſon des ſpaniſchen Admirals, ſo konnte er auch auf deſſen Schiff mit Mannſchaft und Kanonen Anſpruch machen, denn Alava hatte ſich nicht für ſich allein, er hatte ſich ſammt der Santa Anna und allem Volke darauf als gefangen erklärt.

2) Ein Schiff, das ſich ergibt, entgeht dadurch ſeinem Untergang oder doch der augenſcheinlichen Gefahr, in den Grund gebohrt zu werden. Hat aber dagegen ſein Befehlshaber nicht auch die Verpflichtung, wenigſtens nicht wortbrüchig zu handeln? Das Streichen der Flagge, obgleich ſcheinbar nur Zeichen, kann auch als ein gegebenes Ehrenwort betrachtet werden.

3) Würde der Grundſatz, den die Spanier hier aufſtellten, allgemein befolgt, ſo müßten unſre, ohnehin barbariſche, Kriege noch barbariſcher werden. Könnten ſich nähmlich nicht hundert Fälle ereignen, wo ein Sieger zur See glauben und ſagen könnte: es iſt beſſer, daß ich meinen Gegner gänzlich in den Abgrund verſenke, als daß ich Inhaber einer ungewiſſen Beute werde?

Doch, abgezogene Unterſuchungen und Erörterungen der Frage: welche Gränzen hat das Selbſtbefreyungsrecht eines Gefangenen? gehören nicht hieher. Man will vielmehr wiſſen: was iſt in ſolchen Fällen wirklicher Kriegsgebrauch, was die hergebrachte Gewohnheit? — Aber auch dieſer Punct läßt ſich nicht ſo leicht beſtimmen: die Frage iſt gar nicht ausgemacht.

In den berühmten Seetreffen zwiſchen Belleisle und la Hogue (20. Nov. 1759) hatten die franzöſiſchen Linienſchiffe le Soleil royal und le Heros die Flaggen geſtrichen. Unter Begünſtigung der Nacht und ſtürmiſcher Winde entfernten ſie ſich aber und liefen, damit die Engländer ſie nicht wegführen könnten, vorſetzlich an ihrer eignen Küſte auf den Strand, und die Schiffsmannſchaft rettete ſich an das Ufer. Was that bey dieſen Umſtänden der brittiſche Admiral Hawke? Er ſchickte einen Officier, den nachher ſo berühmten Howe, an den Gouverneur von Bretagne, den Duc d'Aiguillon, und verlangte die Auslieferung aller Officiere und Mannſchaft jener Schiffe.

D'Aiguillon läugnete die Rechtmäßigkeit dieſer Forderung nicht. Er behauptete bloß: die Sache gehöre nicht vor ſeinen Richterſtuhl, ſie gehöre vor den Hof. Hawke ſchrieb auf das neue in einem etwas ſeemänniſchen Tone. Unter andern ſagt er: „ich verſichere nur noch Ew. Excellenz: hätte der Ca„pitain eines brittiſchen Schiffes unter meinem Befehle ſich ei„nem franzöſiſchen ergeben, und wäre hernach, mit offenbarer „Übertretung der Kriegsrechtsgeſetze, mit ſeinem Fahrzeuge wie„der davon geſegelt, ſo würde ich das Schiff, ſammt ſeinem Be„fehlshaber, unverzüglich ausgeliefert haben, um ſie ſo zu be„ſtrafen, wie es eine ſolche Beſudelung ihrer Ehre verdient. „Das gleiche hätte ich von dem Duc d'Aiguillon erwar„ten ſollen, wenn ich ihn nicht als den Unterthan eines Staa„tes anſehen müßte, in welchem Recht und Unrecht von der „Willkühr des Monarchen beſtimmt wird."

Noch ein anderer Vorgang ſtimmt ganz für Hawke's Anſicht des Streitpuncts, ein Vorgang, der unter die ſchönſten Züge in der neuern Geſchichte gehört.

In dem Gefechte bey dem Vorgebirge San-Vincenzo (16. Jan. 1780) ſtrich nach einer tapfern Gegenwehr, Langara's ſpaniſches Admiralſchiff, der Phoenix, gegen den brittiſchen Capitain Macbride. Auf Macbride's Schiffe Bienfaisant herrſchte eine Art bösartiger Blattern, und der edle Befehlshaber, der vielleicht den beſondern Abſcheu der Spanier vor dieſer Krankheit kannte, wollte ſogar auch die Feinde mit jener Krankheit nicht anſtecken oder in Schrecken ſetzen. Er machte alſo den überwundenen Admiral folgenden Vorſchlag. Um die unvermeidliche Gefahr und die Übel, die aus der Verſetzung der Gefangenen auf den Bienfaisant entſtehen könnten, zu vermindern, wolle er nur einen Officier mit hundert Mann an Bord des Phoenix ſchicken. Dagegen verlaſſe er ſich auf Langara's Ehre, daß deſſen Officiere und Soldaten (es waren ihrer gegen 700) in keinem Falle der Trennung der Schiffe oder bey andern beſondern Ereigniſſen den brittiſchen Seeleuten, es ſey nun bey Führung oder bey Vertheidigung des Phoenix gegen einen Feind, hinderlich ſeyn würden. Der Antrag wurde mit vielem Dank angenommen, und jede Bedingung auf das pünctlichſte erfüllt. Obgleich kein anderes brittiſches Fahrzeug als der Bienfaisant im Geſicht, und die See und die Witterung überaus ungeſtüm waren, ſo leiſteten doch die Spanier bey der Ausbeſſerung des Phoenix und deſſen Fortbringung in die Bay von Gibraltar alle mögliche Hülfe.

Chronologiſche Überſicht der denkwürdigſten Entdeckungsreiſen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortſetzung.)

J. n. Chr. G. 1508. (Port.) Don Lorenzo von Almeyda, Sohn des Vicekönigs Franz von Almeyda in Indien, beſchifft und vertheidigt die Malabarküſte, und kömmt dabey ums Leben.

J. n. Chr. G. 1509. (Span.) Don Diego nimmt die Inſel Jamaiko in Beſitz.

J. n. Chr. G. 1509. Der Portugieſe Lopez Segueira kömmt nach Malakka, wo ſich die Portugieſen feſtſetzen, und von wo aus ſie weitere Fahrten nach Oſten machen und die Sunda- und Molukken-Inſeln nach und nach entdecken.

J. n. Chr. G. 1510. Albuquerque erobert Goa (in Indien.)

J. n. Chr. G. 1510. (Span.) Alfonſo Ojeda und Nicueſſa entdecken die Landſchaft Darien u. ſ. w. in Mittel-Amerika. — Nunez Balboa macht Entdeckungen, welche den Spaniern den Weg nach Peru bahnen. — In dieſe Zeit fallen Joh. Leo's, des Afrikaners, Reiſen in Nordafrika.

J. n. Chr. G. 1511. Der Portugieſe Anton Abreu entdeckt mehrere von den Molucken.

J. n. Chr. G. 1512. Der Portugiese Simon von Andrade wird nach den Malediven verschlagen.

J. n. Chr. G. 1512. Der Spanier Ponce de Leon entdeckt Florida und die Küste von Neu-England. Bald nach ihm wurde Lucas Vasquez von Ayllon durch einen Sturm auf diese Küste verschlagen.

J. n. Chr. G. 1513. Nunez Balboa entdeckt das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1513. Durch die Eroberung von Aden öffnet Albuquerque den Portugiesen das rothe Meer.

J. n. Chr. G. 1515. Der Spanier Joh. Diaz de Solis untersucht die Ostküste von Südamerika, entdeckt den Rio Janeiro und den La Platafluß, und wird an dem letztern von den Wilden erschlagen und aufgefressen.

J. n. Chr. G. 1516. Der Portugiese Ferdinand Perez schifft von Malakka nach China.

J. n. Chr. G. 1516. Höchstes Aufblühen der portugiesischen Macht in Indien.

J. n. Chr. G. 1517. (Span.) Hernandez von Cordova macht eine Entdeckungsreise nach Yukatan.

J. n. Chr. G. 1518. — Joh. Grijalva entdeckt Mexico, worauf bald nachher Ferdinand Cortez seinen Eroberungszug in dieses Land unternimmt.

J. n. Chr. G. 1518. Der Portugiese Johann von Silveira kömmt zuerst nach Bengalen.

J. n. Chr. G. 1519. Ferdinand Magalhaens, ein Portugiese, unternimmt eine Erdumschiffung, welche zwar von seinem Schiffe glücklich vollbracht wurde, er selbst aber kam auf einer Philippinischen Insel ums Leben. Nach ihm ist die Magellanische Meerenge benannt.

J. n. Chr. G. 1520. Bartholomäus de las Casas reiset nach Cumana.

J. n. Chr. G. 1521. Die Portugiesen suchen, sich auf den Molukken festzusetzen, bey welchen die ersten Weltumsegler um diese Zeit anlangten.

J. n. Chr. G. 1522. Der Spanier Gil Gonzalez Avila untersucht die Küsten nord- und südwärts der Bay von Panama.

J. n. Chr. G. 1522. Ferd. Cortez schickt Schiffe aus, um durch das Südmeer nach den Molukken zu segeln, und andere um zu erforschen, ob die Landenge von Panama nicht von einer Meerenge durchschnitten sey.

J. n. Chr. G. 1524. Joh. Verazzani (ein Florentiner in französischen Diensten) unternimmt eine Entdeckungsreise nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1524. Der Spanier Estevan Gomez schifft nach Nordamerika, um eine Durchfahrt nach Indien zu suchen.

J. n. Chr. G. 1525. Der Portugiese Garzia Henriquez kömmt nach der Insel Celebes.

J. n. Chr. G. 1525. (Span.) Rodrigo Bastidas nimmt einen Theil der Nordküste von Südamerika in Besitz.

J. n. Chr. G. 1525. Verazzani's zweyte Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1525. (Span.) Marcel von Villalobos bevölkert die von Christoph Colon (1498) entdeckte Margarethen-Insel.

J. n. Chr. G. 1525. Garcia Jofre de Loyasa's Fahrt durch die Magellanische Meerenge nach den Molukken.

J. n. Chr. G. 1526. Franz Pizarro kömmt nach Peru.

J. n. Chr. G. 1526. Sebastian Cabot's Reise nach Paraguay.

J. n. Chr. G. 1526. Der Portugiese Vasco Laurenz kömmt auf die Insel Borneo.

J. n. Chr. G. 1527. (Span.) Alvaro de Saavedra schifft von Neu-Spanien aus nach den Molukken und entdeckt Papuasland.

J. n. Chr. G. 1527. Villegagnon (französischer Kaufmann zu Rio Janeiro in Brasilien) schifft durch das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1529. Die Kaufleute Welser in Augsburg nehmen die ihnen von Kaiser Carl V. abgetretene Landschaft Venezuela, im nördlichen Theile von Südamerika in Besitz. Ihre Abgeordneten erforschen das innere Land aus Golddurst.

J. n. Chr. G. 1531. Franz Pizarro erobert Peru.

J. n. Chr. G. 1533. Bezerra und Grijalva, von Ferd. Cortez ausgesandt, entdecken Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1534. Jacob Cartier unternimmt auf Befehl des Königs von Frankreich eine Entdeckungsreise nach Nordamerika und umschifft die Insel Terreneuve.

J. n. Chr. G. 1534. Simon d'Alcazova, ein Portugiese in spanischen Diensten, unternimmt eine Fahrt durch die Magellanische Meerenge in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1534. Sebastian de Belalcazar erobert Quito, und erforscht die Gegend umher.

J. n. Chr. G. 1534. Huldreich Schmiedel's Reise nach Südamerika.

(Ungefähr um dieselbe Zeit war auch ein Deutscher Nahmens Hans von Stade nach Südamerika gekommen.)

J. n. Chr. G. 1535. Don Diego von Almagro entdeckt Chili.

J. n. Chr. G. 1535. Peter von Mendoza schifft nach Südamerika und untersucht die Länder am La Platafluſſe.

J. n. Chr. G. 1535. Jacob Cartier's zweyte Entdeckungsreise nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1536. Des Spaniers Del Valle's Entdeckungsfahrt nach Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1536. — Juan d'Ayolas untersucht einige Theile des Innern von Südamerika.

J. n. Chr. G. 1537. Der Spanier Ferd. von Grijalva beschifft das Südmeer und kömmt an das Land der Papuas.

J. n. Chr. G. 1537. Ferdinand Mendez Pinto, ein Portugiese, unternimmt eine Reise nach Indien, China, Japan u. s. w., welche sich erst im Jahre 1558 endigte.

J. n. Chr. G. 1537. Der Spanier Ferd. von Soto ziehet nach Florida und erobert dieses Land.

J. n. Chr. G. 1538. (Portug.) Franz von Castro entdeckt die Insel Mindanao.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Jüngling Schiller lebte und webte so ganz in der Schauspielwelt, daß ihn die Lust anwandelte, sich auch einmahl als wirklicher Schauspieler zu versuchen. Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauspiels begehen wollten. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung des Rollenfachs und andre Anordnungen wurden Schillern überlassen. Er wählte Göthe's Clavigo und für sich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Übertreibung darf man sagen — abscheulich. Was rührend und feyerlich seyn sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus. Kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungebundenheit, bald zurückstoßend bald lachenerregend.

Wen dieß an Schillern befremden sollte, der lasse sich erinnern, daß etwas Ähnliches von Otway, Jonson, ja selbst von Shakespeare bemerkt wird. Alle diese Dichter sollen mittelmäßige, wo nicht ganz schlechte Schauspieler gewesen seyn. Auch Voltaire, der sich ebenfalls in dieser Kunst, und meistens in seinen eigenen Trauerspielen, versuchte, war nichts weniger als glücklich darin.

.....

Während seines Aufenthalts zu Gotha im Jahre 1752 fragte Voltaire den Hofrath Schmidt von Aarau: „Welchem von meinen Werken geben sie den Vorzug?" Dieser erwiederte auf der Stelle: „Alzire und Mahomet." Der Dichter klopfte ihm auf die Achsel, und rief: „Ah, Sie haben ganz meinen Geschmack." — Als man bey der Tafel von der Henriade sprach, sagte er: „Lebt das arme Kind noch? Der Vater hat es längst verstoßen." — Er fragte bey der Herzoginn, ob niemand aus der Gesellschaft den Ariost gelesen hätte? Schmidt antwortete, er habe ihn gelesen. „O, so bin ich in dieser Gesellschaft doch nicht der einzige Glückliche!" rief Voltaire, und bald nachher beym Kaffeh ebenfalls außerordentlich: „ich weiß es wohl, auch sogar in dem hat er mich geplündert!" (Il m'a volé jusqu'à celà.)

.....

Der Mainzische Dombert von Breitenbach nahm im Jahr 1496 auf seine Reise nach Palästina einen eignen Zeichner mit, den Mahler Rewich von Utrecht, um merkwürdige Gegenstände an Ort und Stelle abzubilden.

Hat man frühere Beyspiele von Reisenden, es seyen Italiener, Franzosen, Engländer oder Deutsche, die eben dieses gethan haben?

.....

Das Leihhaus zu London erhielt folgenden Brief: „Zwölf Söhne eines verarmten und beynahe hundertjährigen Schneiders, alle in Kriegsdiensten Seiner Königlichen Majestät, bitten um ein Darleben von fünfzig Pfund. Sie versprechen binnen Jahresfrist Zahlung und Interessen, und geben ihre Ehre zum Pfand." Nun folgten die Unterschriften. — Das Leihhaus gab ihnen die Summe, und zerriß das Papier. Die Geschichte wurde kund, der Greis von Hohen und Geringen beschenkt, und seinen rechtschaffenen Söhnen vom König eine Zulage festgesetzt.

.....

König Ludwig XI. von Frankreich lag sehr krank darnieder, und ließ ein Kirchengebeth aufsetzen, worin man Gott um Wiederherstellung seiner Gesundheit anrief. Der Verfasser gedachte zugleich des Heils der Seele. „Streicht das weg!" sagte der König, „wir müssen nicht so viel auf einmahl bitten."

.....

Die Königinn Christina von Schweden lobte eine Bildsäule des Bernini, die Wahrheit, mit einer Art von Entzücken. „Gott sey gedankt, rief ein Kardinal, daß Eure Majestät die Wahrheit lieben." Aber, versetzte die Königinn, nicht alle Wahrheiten sind von Marmor.

.....

Was für ein Mann auch einst den Posten eines Finanz-Ministers bekleiden möge, sagte Villeroy, der Gouverneur Ludwigs XV., so erkläre ich zum Voraus, daß ich sein Freund und selbst ein wenig von seiner Verwandtschaft bin.

Mahler Aspertini, der im Jahre 1552 starb, mahlte zugleich mit zwey Pinseln.

.....

An den Wänden in la Trape stehen biblische Sprüche. Daher die Sage: Dort reden die Mauern, aber die Menschen nicht.

.....

Racine soll die Schwäche gehabt haben, gern für einen Hofmann gelten zu wollen. Ludwig XIV. sah ihn oft mit Herrn de Savoie spatzieren gehen. Ich errathe, sagte dieser König einst, warum diese beyden so oft beysammen sind. Savoie hält sich dadurch für einen schönen Geist, und Racine für einen Mann vom Hofe.

.....

Die Literatur unserer Tage kennt den Grafen d'Antraigues als einen geistvollen Schriftsteller. So wie in seinen Schriften, so ergoß sich auch im Umgange sein lebhafter Witz. Ein junger Dichterling legte ihm ein Gedicht vor, das er so eben verfertiget hatte, mit der Bitte um sein Urtheil.

D'Antraigues las es durch, und die Antwort war: Je viens de lire votre ouvrage, c'est franchement de la prose pourrie, les vers s'y mettent. Welche Sprache ist aber auch mehr für solche Wortspiele gemacht, als die so fein nüancirte Französische.

.....

Voltaire speiste mit dem Chevalier d'Orleans bey Sülly. Als der Mitgast über Voltaire's Nahmen spottete, rief ihm dieser Flechiers Antwort an Clermont-Tonnere, Bischof von Noyon, in's Gedächtniß: Je suis le prémier de mon nom; vous serez le dernier du vôtre".... Hierdurch fanden sich der Getroffene und Sülly beleidigt. Voltaire, über diese Ungerechtigkeit erbost, strich aus der Henriade, worin Sülly eine große Rolle spielte, dessen Nahmen aus, und setzte Mornay's dafür.

.....

Der Cardinal Fleury äß einmahl bey dem Dauphin, und bemühte sich, ihm gute Lehren zu geben, was er gerne zu thun pflegte. Er zeigte auf das Silbergeschirr, auf die Speisen, auf die Getränke, auf Alles rings umher, und wiederhohlte immer: „das gehört dem König! das kömmt vom König!" Der Dauphin ward ungeduldig, und fuhr heraus: „Ey! wenn auch Alles dem König gehört, mein Herz und mein Kopf gehören mir!" —

.....

Als der Schiffspatron Jenkins vor dem Unterhaus seine aufgeschlitzte Nase und abgeschnittenen Ohren zeigte, und dabey erzählte wie ihn die Spanier mißhandelt hätten, schrieb der John Bull von London an die Parlementsthür: „Freye Schifffahrt oder Tod!" Jetzt ist das Symbol des Londner Cabinets „Freye Schifffahrt, unser Tod!"

.....

Bey dem Erdbeben im Jr 1783 saß in Casoletta, unweit Oppido, der Prinz, als eben die Verwüstung einbrach, mit seiner Familie an der Tafel. In dem Moment, wo die Erde zu erbeben anfing, sprang der Bruder der Gemahlinn des Prinzen auf, sah eine der Wände sich öffnen, und sogleich war sein Entschluß gefaßt: durch einen plötzlichen Sprung durch die Öffnung entrann er dem Tode, und verlor nichts als einen Schuh, indeß die ganze Familie unter den Ruinen begraben, und nur ein Sohn lebend hervorgezogen wurde.

Ein Engländer speiste einst in einer großen Gesellschaft. Ein Gewitter zog auf, ein Blitzstrahl schlug ins Zimmer, warf den Bedienten des Engländers, der hinter dem Stuhle stand, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erschreckte die ganze Gesellschaft aufs Äußerste. Jener wandte sich darauf ganz ruhig um, und sagte zu dem Bedienten: Erinnere mich doch, daß ich morgen einen Blitzableiter auf mein Haus setzen lasse!

Man denke nun noch an die bekannte Geschichte des Fabricius im Lager des Pyrrhus. Vereinigte nicht der Römer das Große von jenen beyden in sich? —

.....

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 16. und Montag den 19. Februar 1810.

Eins leuchtet aus allen Geschichten hervor: daß keine Massen von Macht und keine Künste des Kriegs etwas vermögen, gegen ein allgemein lebendiges Gefühl, Anstrengung und Aufopferung für das Beste, Größte, Umfassendste (Religion, Freyheit, Recht), und daß das in der Brust eines jeden für sein Lebenlang vorherrschender Grundsatz zu seyn habe.

Johann von Müller.

(21 und 22.)

Johann von Müller.

(Beschluß.)

Bald nach dem Anfang des Revolutionskrieges, ohngefähr sechs Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Güstine, als Müller, dazumahl Geheimer Staatsrath und Staatsreferendär, in gehäuften Geschäften und nicht geringen Sorgen zu Aschaffenburg bey dem Kurfürsten war, und eben von dem verewigten Herder einen erfreulichen Besuch hatte, wurde er ganz unerwartet eingeladen, sich nach Wien zu begeben. (28. August 1792.) Viele Jahre nach diesem ist ihm glaubwürdig erzählt worden, daß ein sehr verehrungswürdiger, redlicher, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann, (der Reichshofraths-Vizepräsident und geheime Rath Baron Bartenstein) der Müller'n schätzte und liebte, dessen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung von der Brauchbarkeit gewisser Anstalten und seine von dem herrschenden Leichtsinn sehr verschiedene Religionsweise für eine Neigung zu einem Schritte gehalten, woran er nicht gedacht, und hiedurch zu diesem Beruf wesentlich beygetragen habe. Damahls kannte Müller weder diesen Umstand noch das bestimmte Vorhaben, und begab sich mit Bewilligung des Kurfürsten als zu einer Berathung über eine politische Maßregel nach Wien. Allda bemerkte er, bey der besten Aufnahme, einen gewissen ihm nicht erklärbaren Mißverstand. Bald zerstreuten ihn größere Dinge, das Mißgeschick der coalisirten Waffen, die Gefahr der Stadt Mainz, die Entfernung des Kurfürsten, Verwirrung, Noth in allen vorderen Kreisen; worüber, ohne über seine Sachen Erklärung abzuwarten, er hinauseilte. Er vernahm zu Straubingen die Übergabe von Mainz, wo alle Früchte seiner Lebensmühe, zwanzigjährige Sammlungen, Briefe und die Acten seiner Geschäftsführung waren. Er wurde doch hineingelassen, er sah den grauenvollen Jammer, sah den Freyheitsrausch, hörte den Trotz, und eilte, Zudringlichkeiten sich entreissend, hin wo im treuen Eichsfelde der Kurfürst weniger seinen Verlust, als das Ganze betrauerte. Da wurde gut befunden, daß er noch ein Mahl sich nach Wien begebe. Der Kaiser gab den Wunsch, ihn als Hofrath bey der geheimen Hof- und Staatskanzley anzustellen, dem Kurfürsten und ihm selbst zu erkennen.

Schmerzlich und länger als zwey Monathe war der Kampf. Müller fühlte, was gegen den Kurfürsten das Herz, was selbst Klugheit geboth, daß bey jener Nähe des Herrn, und so eines Herrn, sein Verhältniß wahrlich kaum ein Dienst zu nennen war, daß an Höfen, deren Größe den Fürsten fern hält, bösen Künsten viel möglich ist, was ein offener Mann kaum ahnt. Dann schien aber auch möglich, wie die Sachen damahls waren, an einem der ersten weitestwirkenden Höfe durch das Glück Eines Gedankens dem Kurfürsten und auch den schon wankenden Sachen des alten Vaterlandes wesentlicher zu dienen, als in vieljähriger Gegenwart ohne größern Einfluß.

Der Kurfürst, in ganz ähnlicher Bewegung, schrieb Müller'n so, daß sein edler väterlicher Sinn die Unentschlossenheit nur verlängern mußte. (Am 22. December 1792.) An dem nähmlichen Tag, wo Müller vor sieben Jahren durch das Schicksal für Mainz entschieden wurde, endigte zuletzt seine größere Verlegenheit ein anderes Schreiben, durch welches der Kurfürst ihn dem Kaiser überließ. (Am 12. Februar 1793. das Schreiben war vom 4.) Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen; was geschehen seyn würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen.

Um dieselbige Zeit wurde durch den tollesten Mißbrauch des Nahmens der Freyheit, auch die Vertheidigung der gesetzmäßigen, die tadellose Unternehmung jener alten Eidgenossen, die Lehre, wodurch Luther einen Theil Europens von Aberglauben und Unglauben zurück zog, und durch die Verirrungen und Leidenschaften talentvoller Männer die Geisteskultur selbst in ungünstigen Schatten gestellt. Nachdem persönliche Interessen den Mißverstand zur Maxime erhoben, konnte der, welcher nicht bereute, die Geschichte seines Volks wie sie ist, und des Fürstenbundes wie er seyn konnte, geschrieben zu haben, und über dieses in der angestammten Kirche blieb, nicht viele Wirksamkeit oder Auszeichnung erwarten. Er also gab die Zeit, welche seine unbedeutenden Berufsarbeiten ihm ließen, der nähern Erforschung des Mittelalters, und da er in den sieben Mainzer Jahren etwa hundert und zwanzig historische Quellen ana-

liſirt, vermochte er in dem zwölfjährigen Aufenthalte zu Wien derſelben ſiebenhundert auf gleiche Weiſe zu behandeln. Übrigens blieb er ſich ſelbſt gleich; wie da er die Nachtheile einer Maßregel zu zeigen hatte, wozu ein von ihm allezeit verehrter Hof durch die traurigſte Nothwendigkeit ſich gezwungen geglaubt; (1795) viel mehr aber, (mit vollem Herzen dieſes) da er zu Vertheidigung der Ehre des deutſchen Nahmens, der Selbſtſtändigkeit einer großen Monarchie und eines Gleichgewichtes in Europa deutſchen Muth gegen ausländiſche Prepotenz aufrufen ſollte. (Gefahren der Zeit; Mantua; Ausbeute von Borgoforte 1796. Die Poſaune des heiligen Kriegs 1806.) Jene Schweiz, die noch im ehrenvollen Genuß ihrer Freyheit und Glückſeligkeit, ihrer Unſchuld getroſt, in Beſcheidenheit und Sicherheit unter den Völkern ruhete; den letzten jener großen Schultheiße von Bern, vor und nach dem Unglück an Weisheit und Feſtigkeit denſelbigen; die Freunde ſeiner Jugend, ſeine wohlwollende Vaterſtadt, ſeines tugendhaften Bruders glückliches Haus, und ſchon die Vorzeichen des Sturms ſah er noch wenige Tage vor der Umkehrung. Die Nachricht von dem Tag im Grauholz überfiel ihn, als er den bey St. Jacob an der Birs beſchrieb, wo ein ganzes eidgenöſſiſches Heer rühmlicher geſtorben, als man in Europa jetzt lebt.

Müller wurde, bald nach dieſem (Sept. 1800), erſter Cuſtos der Kaiſerlichen, das iſt, der prächtigſten und einer der reichſten Bibliotheken in der Welt, und es verfloſſen einige Monathe über ein Jahr bis er die Rubriken ihrer Schätze ergründet hatte. Den biedern Charakter der öſterreichiſchen Völker, denn weder zur Zeit der großen Thereſia, noch unter Eugen oder Laudon, Kraft und Beharrlichkeit gefehlt, hatte er ehren und lieben gelernt; er kannte des oberſten Regenten Wohlmeinung. Einer der vortrefflichſten Fürſten, die der Stamm von Habsburg und Lothringen je erzeugt, hatte für ihn eine Güte, zu deren Bezeichnung Gnade nicht das erſchöpfende Wort iſt. Im gewöhnlichen Leben genoß er von den Edelſten und Beſten, Geſinnungen, wie er ſie nur wünſchen konnte; in einem wunderbaren Unfall, da er um eine ſehr beträchtliche Geldſumme betrogen worden, und in der ganz letzten Zeit, erfuhr er Theilnahme und Gunſt auch ſolcher, welche der verleumderiſche Neid, mancherley Mißverſtand, oder auch Zufall, von ihm entfernt gehalten, ſelbſt eines berühmten Mannes, deſſen Geiſt und Kraft gegen den Unſtern lange ſtandhaft gekämpft. Müller wäre gebliebeu, wenn nicht eben dazumahl zahlreiche Verordnungen über das Bücherweſen erſchienen wären, welche gar viele Verbothe, und auch das zur Folge hatten, daß Müller die Fortſetzung ſeiner (gewiß nie revolutionären) Schweizergeſchichte, ſelbſt auswärts, nicht herausgeben durfte. — Zugleich wurde ihm bey der Hofbibliothek eine Stelle nicht zu Theil, für die wohl niemand in oder außer Wien ihn unqualificirt geglaubt hätte. Auf dieſe Weiſe wurde er einem Hauſe, einer Monarchie, einer Nation, die er wahrhaft liebte, und einer Lage, welche für ihn ſonſt ſehr ſchicklich war, entriſſen.

Der Zufall einer Reiſe brachte ihn nach Berlin, zurück in die Erinnerung jenes großen, und der vielen Gnade eines guten, zu oft verkannten Königs, und in den Genuß jener grundſatzmäßigen Freyheit literäriſcher Mittheilung. Es wachte in ihm auf, was dieſe Organiſation und Macht in der gefahrvollſten Kriſe dem Reich, was ſie Europa war und ſeyn müſſe; er erkannte die Monarchie, welcher eine gewiſſe Erhabenheit in den Ideen, eine gewiſſe Kühnheit in den Entſchlüſſen, eine rege Thätigkeit in Allem, und eine öftere Erneuerung voriger Großthaten zu ihrer Erhaltung nothwendig ſind. Er glaubte, alles wohl zu faſſen, und opferte andere perſönliche Vortheile einem freyen Wirkungskreiſe auf. Von dem an iſt, was er von Jugend auf wollte, alle ſeine Kraft dem Ruhm und Glück des preußiſchen Staats und ſeiner großen Zwecke, ſeine Ruhe, ſein lebenslängliches Forſchen in der Erfahrung der Jahrhunderte, dem Emporbringen des beſten Geiſtes in öffentlichen Geſchäften, guter Lehre überhaupt gewidmet geweſen."

Seit der Zeit als dieſs wahrhaft einzige Selbſtbiographie an's Licht kam, und beſonders ſeit den Tagen, als „Friedrich des Großen Reich vor unſern Augen unterging" hat der große Geſchichtſchreiber, ſeine Schickſale und die Urtheile über ihn, manche, durch die Eindrücke des Augenblicks verſchiedenartige Änderung befahren. Wichtige Aufſchlüſſe darüber werden Zweifelsohne ſeine „vertrauten Briefe" enthalten, obgleich jene, welche ihm mit ihren Blicken gefolgt ſind, ſolcher Aufſchlüſſe kaum nöthig haben dürften. Kein ganz verwerflicher Beytrag hiezu ſind vielleicht die nachſtehenden Auszüge aus Briefen Müllers an einen ſeiner beſten Freunde in Wien, in welchem Müller zwölf Jahre lang gelebt und gearbeitet und welches er mit Recht immerfort als ſein zweytes Vaterland geliebt hat. — (Berlin am 3. Februar 1807).

„Ohngeachtet erwähnter Umſtände, die in den Zeiten und in meinen Gefühlen lagen, kann ich das Benehmen der Überwinder Preußens gegen mich nicht anders als dankbar erwähnen. Sie werden geleſen haben, daß der Kaiſer mich mit einer langen Unterredung beehrte. Sie war in der That höchſt intereſſant, und gemacht von ſeinen umfaſſenden Kenntniſſen und ſeinen tiefen Blicken mir einen hohen Begriff beyzubringen; dabey kann ich das Natürliche, ich möchte ſagen Trauliche, der Art und des Tones nicht unbemerkt laſſen. Ich wurde auch von der Einquartierungslaſt befreyt, und erhielt vor wie nach meinen Gehalt. Im Übrigen iſt freylich für mich die Zukunft ſo ungewiß wie für alle Welt, und, faſt in jeder Vorausſetzung eben nicht wahrſcheinlich, daß der hieſige Platz haltbar bleiben dürfte." *)

„Dieſes laſſe ich ruhig ſo kommen (ruhig ſage ich nicht ohne einige Ausnahme von Augenblicken, wo man von menſchlichen Schwächen eine Anwandlung fühlt, wie St. Peter auf ſeinem Spaziergang über die Wellen des Meers.) Dieſes, theuerſter Freund, wollte ich Ihnen ſagen, um Ihre freundſchaftliche Neugier über den Stand meiner Sachen zu befriedigen."

„Meinerſeits arbeite ich, trotz aller widrigen Umſtände faſt mehr als je, und habe erkämpft, daß ich nun Abends faſt immer zu Hauſe bleiben kann, und alsdann auch nicht leicht Je-

*) Es verdiente bekannter zu ſeyn, wie Müller ſeiner Seits nichts verabſäumte, um im preußiſchen Dienſte zu bleiben, wie ſehr ſich der geiſtvolle Miniſter von Stein dafür intereſſirte, wie Müllers Wunſch war, als beſtändiger Secretär der Akademie, oder als Curator ſämmtlicher Studien-Anſtalten in Berlin zu ſterben. Dennoch erhielt er lediglich ſeine Dimiſſion auf die Anzeige des Rufes, den er von Würtemberg an die Tübinger Univerſität erhalten hatte.

mand mich besucht. Das ist wirklich nothwendig, wenn man die Quellen, die großen Muster und die neuesten Schriften ohne Abbruch der einen durch die andern fortstudieren will. Sie sind gegenwärtig in einer Laufbahn, wo diese Beschäftigungen Nebensache sind. Es ist besser, zu thun als zu erzählen was Andere thaten und wir bedürfen mehr Geschäftsmänner von Ihrem Fleiß, Ihren Einsichten und Ihrem regem Gefühl für Vaterland und Fürsten, für Ehre und Größe des Staats als Geschichtsschreiber der Vergangenheit. In sehr jungen Jahren erwarben Sie Ruhm und gutes Glück. Reichlich liegt in Ihnen, was in beyden Fächern, welche sie lieben, dem Staat und Ihnen vom gedeihlichsten Nutzen seyn kann. Aber das Feuer in Ihnen verzehrt Sie, zu wenig sind Sie mit der Welt und mit sich selbst zufrieden, und wer hätte mehr Ursache es ganz zu seyn? Liefern Sie Sich mehr den sanften Gefühlen, welche Balsam in das Blut gießen; es wird doch alles nur durch Beharrlichkeit ersiegt. Lassen Sie mich hören, daß Sie in völliger Gesundheit blühen, und arbeiten Sie, wie Sie pflegen, glücklich!" — (Berlin am 14. May 1807).

„In Ansehung der großen Fragen von Freyheit, Nationalität, Universalmonarchie sind meine Ansichten und Grundsätze genau die, wie immer. Geändert habe ich und mußte es wohl, nur Eine Ansicht, nähmlich die bessere Idee, welche ich von unserer Nation hatte. Die letztern Jahre 1805 und 1806 mußten, das letztere vorzüglich, sie sehr herabstimmen. Wechselweise trugen die politischen und militärischen Fehler dazu bey. Seither kann ich allerdings nicht mehr hoffen wie vorher und glaube mich beschränken zu müssen auf solche Vorstellungen, wodurch doch noch einiger Muth, ein Bereitseyn auf eine bessere Zukunft, etwas Gemeinsinn und wenn auch entfernte doch einige Hoffnungen emporgehalten werden. Die unvernünftigen Menschen, die Augen hatten und nicht sahen, Ohren, und nicht hörten, finden es freylich sehr unpatriotisch, sich die gemachten Erfahrungen zur Lehre dienen zu lassen und anstatt sich selbst zu ermiren, möchten sie nur schimpfen und fluchen hören. Diese Classe betrachte ich mit Verachtung und rechne auf die Vernunft der Nachwelt, welche den unverrückt nähmlichen Inhalt meiner vorigen und künftigen Schriften unparteyisch richten wird. Ich werde nie aufhören zu arbeiten, aber ich bin stark versucht, Nichts mehr heraus zu geben, ja nicht einmahl Recensionen. Es kann gespart werden bis nach meinem Tod, oder bis zu irgend einer nähern Entwickelung der großen Crise. Es ist unangenehm, zu einem Zeitalter zu reden, das einen nie verstehen will. Sie und meine unvergeßlichen Wienerfreunde wieder zu sehen, verlangte ich längst. Aber zu Lustreisen fehlt manches Unentbehrliche, zur Erfüllung meines herzlichen Wunsches, den Rest meiner Tage allda zu beschließen, sahe ich keine Möglichkeit, seit jene einzige Stelle, die für mich seyn konnte, wie ich aus der Hamburger-Zeitung sehe, wiederum vergeben ist. Erst nun entwöhne ich mich der genährten lieben Hoffnung und beschränke mich auf das dankbare Andenken vieler guten Stunden, vieler Männer von gründlicher Einsicht und kräftiger Tugend. Es ist noch nicht ganz ausgemacht, ob ich hier bleibe oder welchem von verschiedenen Anträgen ich folge? Da die oben erwähnte verschwunden scheint, so zieht mich freylich die stillste Lage und am nächsten beym Vaterland vernähmlich an. Weit entfernt politische Wirksamkeit zu suchen (da offenbar jetzt Nichts zu thun ist) oder zu einer Partey über zu treten, da ich nie von einer war, sondern für Wahrheit und Recht, wo ich's erkannte, suche ich nur Muse zur Vollendung meiner Schriften, zu welchem Ende ich mich seit 5 — 6 Monathen immer mehr zurückziehe. Nicht gebeugt; wie könnte das Bewußtseyn das erlauben? Aber öfters etwas traurig über die Menschen, welche seit 30 Jahren einen immer gleich reden und schreiben gesehen, und im ersten Augenblicke, wo die Zeitumstände nicht erlauben, das Glaubensbekenntniß ganz vollständig drucken zu lassen, einem den unmotivirtesten Leichtsinn andichten. Genug hievon warten Sie auf die Vorrede des fünften Theils der Schweizer-Geschichte, auf den im ganzen Buch athmenden Geist, und zeigen Sie mir die Stellen, wo ich mich verläugne."

„Als Commentar der letzten Zeiten über „Friedrichs Ruhm" (über Müllers letzte Rede von 1807 — la gloire de Frederic) kann ich eine Anecdote, die mir eben einfällt und nicht allgemein bekannt ist, nicht übergehen. Als der französische Kaiser in das runde Cabinetchen kam, das ich auch erwähne, wo Friedrich unter seinen Büchern arbeitete, rief er unter die ihn begleitenden Generale und Officiers: „Messieurs! je vous avertis, que nous sommes dans un endroit, qui mérite notre Respect!" Damit nahm er den Hut ab, und alle verbeugten sich gegen den Ort, wo der große König zu sitzen pflegte. War es nun sehr unanständig, daß Friedrichs Redner ein Gegencompliment machte?"

Fast zu gleicher Zeit, schrieb er aus Berlin an einen andern Ort hin: „Bald hielt Ohnmacht den guten Willen auf, bald hemmte finsteres Vorurtheil den Aufschwung der Talente, bald machte superfeine egoistische Politik, taub gegen den Menschenverstand. Über alle diese Erfahrungen erschien endlich das Ende. Dieses mitanzusehen, mitanzubethen, vermag ich nicht. Mir bleibt nichts übrig, als wo möglich, in unerreichbaren Gegenden, für den Rest meiner Tage Muße zu suchen, um die Protestation der Guten und Edlen für die Nachwelt aufzuzeichnen, und den Aufruf zur Herstellung für bessere Geschlechter, mit flammender Schrift in daurende Denkmahle zu graben."

Der letzte Brief an seinen oben erwähnten Freund in Wien war aus Cassel vom 2. März 1808. Da schrieb er: „Mit welchem Gefühl ich euren letzten Brief gelesen, ille ego qui quondam, davon geliebtester Freund, könntet Ihr besser urtheilen, wenn Ihr aus Erfahrung wüßtet, was ein laut herzlicher, treuer Freundschaft einem durch sie verwöhnten Gemüth, besonders an Höfen, unter lauter fremden Umgebungen ist. An mir wird mancher wohl irre seyn, es war aber alles ein unbegreifliches unwiderstehliches Spiel des Schicksals: Ich wollte in der Tübingischen Einsamkeit (nur die und die Nachbarschaft des Vaterlandes wollte ich) 5, 6, Jahre stiller Ausarbeitung meiner Werke widmen. Die öffentlichen Begebenheiten, obschon ich durch des Siegers Gnade, persönlich nicht gelitten, hatten mich sehr angegriffen. Ich fühlte zunehmendes Alter und gedachte mit Ausführung meiner Plane zu eilen. Ich wurde überrascht, und folgte mit Erstaunen. Doch fühlte ich mich bald wieder, und sehnte mich sehr in die gewünschte Ruhe. Vergeblich; ich mußte hieher kommen, wo ich bald in eine ungewohnte Abspannung und Nervenzufälle verfiel, die mich vermochten, abzudanken. Der König, statt mich zu entlassen, suchte sonst zu helfen. Ich blieb als Staatsrath

und wurde General-Director des öffentlichen Unterrichts. Das bin ich noch wirklich, aber aus vielen Ursachen entsetzlich überladen, so daß ich erst seit 14 Tagen, gegen 8 Uhr Abends wieder ein wenig zum Studieren kommen, und gestern Abends 261 zu beantwortende Briefe zählte. — — — — Der 5. Theil meiner Schweizergeschichte ist bis 416 S. bereits gedruckt, und da die letzte Hälfte aus Zeitmangel wohl nicht sobald fertig werden dürfte, so bin ich in der Versuchung, jenes Stück auf Ostern allein in die Welt zu schicken. Zu weitern Ausarbeitungen, läßt sich so wenig als zu andern Lebensgeschäften etwas bestimmt voraussagen. Nur der Wille, der Fleiß, die Übung müssen bleiben, und in den mancherley Lagen des Lebens benutzt werden. — — — — Ist Collins Zenobia erschienen? Seine antique jetzt meist' nur Großgesinnten, einst der Nachwelt heilige Muse hat sich in dem Getümmel der Waffen und Reisen, leider meinem folgenden Blicke entzogen. Was sind denn, seit Regulus und Coriolan alle die Werke eures Corneille?"

„Bekannt ist mir (schrieb er schon aus Berlin am 18. Nov. 1806) daß viele Schritte meines Lebens falsch beurtheilt worden. Meine Zeitgenossen, anstatt die Lehren zu benutzen, die ich schon vor 26 Jahren warnend gab, haben lieber an mir Ärgerniß fassen wollen. Es ist ein verkehrtes Geschlecht, gleich den Kindlein am Markte, von denen Christus redet. Ich habe den Ruf nach Mainz angenommen, (1786) weil ich einer Stelle bedurfte, und keine andere sich darboth. Ich habe nie eine bekommen, die ich gesucht hätte; besondere Fügungen der Vorsehung haben mich gleichsam darauf hingestoßen. Und änderte ich meine Grundsätze? Sind im Fürstenbund andere als in der Geschichte der Schweiz? oder schrieb ich zu Wien wider die letztern? Es war immer ein Geist in meinen Schriften: für Preußen, als Friedrich Recht hatte, dawider als sein Nachfolger Unrecht that.' Auch sollte billig der Verdacht heimlicher Verständnisse verschwinden, wenn man sieht, was nach 20 Jahren mein Gewinn war. Ich war immer alles öffentlich und alle meine Schriften sind Zeugen. Wahr ist freylich, daß ich mich betrog, so — hatte ich mir mein Zeitalter doch nicht gedacht, in sieben Tagen und in sieben Wochen, große Mächte verschwinden zu sehen. Wer dieses so ganz voraus wußte, der hebe den ersten Stein auf mich. Nun gedenke ich oft der großen Seher aller Zeit, die aus den Zeichen erkannten, Gott wolle etwas Neues machen. Die Augen hat Jeremias sich ausgeweint; aber als er sah, daß ganz Asien und auch sein Volk dem babylonischen König übergeben war, rieth er, sich darein zu schicken. Darüber vergaß er dennoch sein Volk und seine Grundgefühle nicht!" — —

Unmöglich war es, Müllers kindlichem äußerst weichem Sinn, selbst nachzuahmen, was er vor 30 Jahren einem Freunde geschrieben: „Als Carthago einen schändlichen Frieden machen mußte, und der ganze Senat in Trauer versank, lachte Hannibal, weil ihm ungereimt schien, daß Alles dieses nicht schon längst erwartet worden.

Müller starb am 29. May 1809 zu Cassel, nach unermüdeten wahrhaft väterlichen Arbeiten für den durch die Bedrängnisse der Zeit schwer daniederr gebeugten öffentlichen Unterricht im Königreiche Westphalen und für die Erhaltung der Überreste deutschen Sinnes. Seine Leiche wurde mit großer Feyerlichkeit zur Erde bestattet. Der Minister des Innern, Simeon hielt am Sarg, an die zahlreiche Versammlung der ersten Staatsbeamten vom Civil- und Militärstande, eine Rede über diesen großen Verlust. — Folgendes war des Verstorbenen letzter Wille: „Im Nahmen Gottes! Unterzeichneter, in einem gewissen Gefühl annähernder Auflösung, nicht ohne Leid über die Vereitlung schöner und großer Plane, für die er sein Lebenlang täglich gearbeitet hatte, noch mehr durch die Lage seines Vermögens gebeugt, welches durch einen bekannten Unfall in Wien und vornähmlich seit November 1807 durch außerordentliche Ausgaben beträchtlich belastet und ganz erschöpft wurde, findet nothwendig für die Ruhe seiner Seele in den letzten Augenblicken seines Lebens über diese traurigen Gegenstände seinen letzten Willen zu ordnen. — Arbeitvoll waren seine Tage und Mühe seine Lust; seine Stellen verwaltete er uneigennützig; vielen that er wohl, mögen die Menschen seine letzte Bitte nicht verschmähen. Bey meinem Tode wird hoffentlich so viele Baarschaft vorhanden seyn, um das Begräbniß zu bestreiten, meinem treuen Michel Fuchs, bis meine Sachen verkauft oder transportiet werden, den Unterhalt in meinem Hause zu sichern, und jedem meiner übrigen Diener einen Monath Sold zu bezahlen. — Da die Schulden mein Vermögen übersteigen, so habe ich eigentlich keinen Erben zu ernennen. Doch in so fern die Auseinandersetzung den Erben zukommt, ernenne ich dazu meinen Bruder Johann Georg Müller, Professor und Mitglied des kleinen Raths der Stadt Schaffhausen in der Schweiz, und zum Executor testamenti obgedachten Michel Fuchs, der alle meine Sachen und Verhältnisse am besten kennt und weiß. — Hätte ich vier Jahre mit meinem gegenwärtigen Gehalt leben, oder sieben Jahre meinen literarischen Arbeiten widmen können, so hätte ich den Trost gehabt, meine Schulden zu bezahlen. — Jetzt besteht mein Vermögen in etwa 5000 Büchern, meinen Schriften und Briefen. Unter jenen sind viele wichtige, einige seltene Werke, überhaupt sind sie gut. Wer eins ja das andere mit einem Gulden bezahlte, würde nicht zu viel geben. Bey meinen Schriften liegt das Manuscript meiner 1784 zuletzt gehaltenen Universalhistorischen Vorlesungen, deren ein guter Theil fragmentweise aufbewahrt werden dürfte: mein Bruder treffe die Auswahl. — Die übrigen Schriften sind meist unleserliche Auszüge, Materialien des von mir beabsichtigten Werks über die Welthistorie. Dennoch ließe sich eine Sammlung vermischter Schriften von vielleicht 10 bis 12 Theilen machen; einzelne zum Theil für die Akademien bestimmte Abhandlungen; die gedruckten kleinen Schriften; eine Auswahl meiner Recensionen; eine Auswahl meiner sehr beträchtlichen Briefsammlung; Geschäftspapiere, Tagebücher von psychologischem, literarischem, politischem Interesse; merkwürdige Urkunden und Aufsätze, die ich gesammelt. — Alle meine Manuscripte sollen meinem Bruder geschickt werden, sie zu ordnen, mit Absonderung dessen, was jemand unangenehm seyn oder niemand interessiren könnte, herauszugeben, und aus dem Ertrage die Schulden pro rata zu entledigen. Die Bücher werden, wie man es gut findet, und wo man will, zusammen oder einzeln verkauft. Alles dieses verordne ich ungern, aus Noth." — Wie hat mir das Herz gebrannt, in dieser letzten Bekümmernißs an die mich zu wenden, für die ich vornähmlich gelebt, welche mir die liebsten immer gewesen, an Euch meine Eidgenossen von Städten und Ländern; Euch zu meinen Erben einzusetzen, und auf die alte

Wohlthätigkeit Eurer edlen Regierungen und auf die Gemüther des aufblühenden Geschlechts die Hoffnung zu fassen, daß Ihr für den Nachlaß Eures Geschichtschreibers und Freundes die Befriedigung seiner letzten Wünsche übernehmen würdet. Allein was etwa das reiche Großbritannien thut, wie könnte ichs dem erschöpften Vaterlande anſinnen! Aber dein Bild, verehrtes Bern, gutes und weises Zürich, geliebte Waldstette im Gebirge, und wo auf Höhen und in Gründen eidgenossischer Sinn von mir erkannt und gepriesen ward; diese Bilder wandeln mit mir hinunter ins Schattenreich, und wenn für die Zierden der Vorwelt ein Platz dort ist, so werde ich den Vätern sagen, daß ihre Erinnerung in den Enkeln selbst jetzt noch lebt. — Mein Mobiliarvermögen ist unbedeutend. Mögen Bruder und Schwester mit Fuchs übereinkommen, daß die nun 20 Jahre von ihm aufgezogene Uhr und eben so lange von ihm besorgten übrigen Dinge ihm bleiben. Diesen treuen Diener, einen Mann von der herzlichsten Güte, der reinsten Sittlichkeit und unaussprechlicher Treue und Liebe, den ich, nachdem er in meinem Dienste sein Leben verzehrt, unbelohnt lassen muß, ihn empfehle ich meinen Erben, Freunden und wer in und außer dem Vaterlande mich liebt. — Sollte nach Umständen in diesem Aufsatze etwas zu ändern seyn, so wird ein dabey liegender Codicill es ausdrücken. — Gehabt euch wohl! Bruder und Schwester! Vaterland, meines Herzens Freude und Stolz, der Gott unserer Väter gebe die Freyheit und Friede! Von Anfang bis auf uns wollte ich die Zeiten der Menschheit beschreiben; mein Leben verfloß darüber. Gönnet, Freunde, meiner Seele die Ruhe, zu hoffen, ihr letzter Wunsch werde erfüllt. Kassel den 7. July 1808.

Joh. v. Müller.

Schon haben Heeren und Zimmermann das Grab des deutschen Tazitus bekränzt; mit Ungeduld erwarten wir einen würdigen Biographen. Männlich und wahr schließt Heeren: „Also Johannes Müller; in vielfachem Sinn, ein Muster der Historie! Er schrieb einen Theil der deutschen Geschichte, in deutscher Zunge, mit deutschem Gemüth. Reiner Wahrheitssinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes Gefühl für alles Große — lauter Grundzüge des deutschen Charakters, sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinn. Laut und dankbar nahm es (selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend) die Mitwelt auf. Daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!"

Literarische Notizen.

Eines der interessantesten historischen Fragmente: die Geschichte des Hauses Stuart, insbesondere der Regierung Jacobs II. von dem brittischen Minister Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Johann Carl Fox, ist (bey William Miller, Albemarle Street, in groß Quart, in einer Prachtausgabe) wirklich ans Licht getreten. Des Verfassers Büste ziert den Titel. Es wird bereits an einer Übersetzung dieses ausgezeichneten Werkes in's Deutsche gearbeitet. Lally Tolendal hat es bereits ins Französische übertragen. Ein öffentliches Blatt enthielt darüber folgende Bemerkung: „Ich habe den verehrungswürdigen Übersetzer selbst die Abschnitte über Sidney's und Russels Tod vorlesen hören, und diese Proben haben mir ganz eines großen Staatsmannes und warmen Menschenfreundes würdig geschienen. Überall blicken der practische Geist und die richtige Charakterschätzung eines Geschäftsmannes hervor, der die Menschen nicht bloß aus Büchern kennt, sondern sie in den mannigfaltigsten Verbindungen selbst handeln gesehen und zum Handeln angeführt hat. Gegen die Manier ließe sich vieles erinnern; sie ist mehr polemisch als historisch, und verräth zu sehr den Parlementsredner; ich glaube zuweilen Fox selbst im Unterhause wieder sprechen zu hören: allein für einige gewichtige Zeilen eines so einsichtsvollen Staatsmannes gäbe man gern Tausende von elegant gedrechselten Phrasen und mit Bücherhülfe gemachten Büchern hin. Gegründeter sind vielleicht die Klagen über die Härte, mit welcher er den unglücklichen Carl I. behandelt, und über die beynahe revolutionäre Tendenz des ganzen Werkes. Sichtbar schrieb der Verfasser unter dem Reitze seiner Fehde mit Burke und seines politischen Kampfs gegen die torysirenden Whigs von seines großen Antagonisten Partey. Einen entschiedenen Werth geben dem Werke die Beylagen, die Fox der Liberalität verdankt, mit welcher der Prinz von Benevent im Sommer 1802 ihm das Archiv der auswärtigen Geschäfte mit Genehmigung des ersten Consuls öffnen ließ. Übrigens spricht unverkennbar aus jeder Zeile der aufgeklärte Volksfreund und hochsinnige, beredte Vertheidiger der Rechte der Menschheit, und kaum wird mans ihm verdenken, wenn er über der Sorge für die Erhaltung der brittischen Freyheit nur zu oft die Rolle des Geschichtschreibers vergißt. Wer könnte kalt bleiben, wenn er verkündet, daß an dem Tage, an welchem Sidney's und Russels Mitbürger von ihrem Märtyrertode nicht mehr mit dem hohen, religiösen, vaterländischen Gefühle sprechen werden, mit dem sie jetzt noch davon sprechen, die Verfassung ihre Garanterie verlieren, der Gemeinsinn, der so große Dinge ausführte, erlöschen, und die politische Energie dahinsterben werde. Man macht jetzt, bey Gelegenheit dieses nachgelassenen Werkes von Fox, die nicht uninteressante Bemerkung, daß Pitt, ein ehemahliger feuriger, beynahe republikanischer, Whig, während seiner ganzen politischen Laufbahn die Verstärkung des monarchischen Einflusses in der brittischen Organisation; Fox hingegen, ein ursprünglicher Tory, sein ganzes Leben durch die Empfehlung und Vertheidigung des populären Theils dieser Verfassung zu ihrer Hauptbeschäftigung machten.

.....

Mit großem Aufsehen wird gegenwärtig im nördlichen Deutschland, vorzüglich aber in Rußland und selbst in Frankreich gelesen:

Effets du blocus continental sur le Commerce, les finances, le credit et la prosperité des Isles britaniques, par Sir Francis d'Ivernois. Londres, Août 1809. pag. 303. 8.

Wenn die Häupter der Staaten die Trüglichkeit der Geld-Balance über den Vortheil oder Nachtheil des Handels einsähen, wenn sie nur nach gegenseitigem Verwenden

und Ersparen der Arbeitskräfte balancirten; so würden sie begreifen, daß der Handel zweyen Nationen gleichzeitig nützen könne und müsse. Aus dieser Hauptansicht leitet der Verfasser die Schädlichkeit und Unzweckmäßigkeit des Blockade-Systems her. Näher in sein Raisonnement einzugehen, ziehen wir bloß die Zahlen aus, welche die Folgen jenes Systemes für Großbritannien nachweisen sollen.

Großbritannien führte im Durchschnitt der Jahre 1804—7 aus (valeur officielle)

— — — — — — — — 25,378,558 Pfund.
Im Jahre 1808 — — — 26,692,208 —

Mehr während der Blokade 1,513,660 —

Die Einfuhr ist gefallen im Verhältniß von 250 zu 237. Der unermeßliche Handel nach Südamerika, und das unglaublich rasche Steigen des Wohlstands von Irrland, ersetzte den Verlust in Europa.

Die Brutto-Einnahme war:

	Zölle.	Accise.	Stempel.	Summa dieser und aller Einkünfte.
Vor der Blockade 1806	12,769,243	25,518,710	4,618,691	56,902,099
Nach der Blockade 1808	12,537,114	26,940,988	5,000,508	60,354,782

Die Zinsen der Anleihen betrugen: in den Jahren

1777	4 Pf.	5 ß 2 d. p. Ct.		1804	5 Pf.	9 ß 2½ d.
1778	4 —	18 = 7		1805	5 —	3 = 2½
1779	5 —	18 = 10		1806	4 —	19 = 7
1796	4 —	12 = 2		1807	4 —	14 = 7
1797	5 —	14 = 1		1808	4 —	14 = 6½
1798	6 —	6 = 10		1809	4 —	12 = 10

Die Einkommensteuer trug 1808 — 11,175,595 Pfund Sterling.

Frankreich kaufte sonst von England für 1,250,000 Pfund.

Amerika nahm 1808 — — — 10,461,564 Pfund.

England verkauft weniger Zucker, und kauft weniger Getreide; jener wird zu Rum destillirt, die Consumtion der Flotte an Rum, statt der französischen und Kornbranntweine, stieg seit der Blockade von 250,000 auf 1,563,000 Gallonen.

Irrlands Exportationen betrugen:

1806 — 9,314,854 Pfund.
1807 — 10,110,385 —
1808 — 12,577,101 — (valeur réelle.)

Das Durchschnitts-Quantum der Exportationen Irrlands betrug für

1797—9 — 5,650,853 Pfund.

Die Brutto-Einnahme von Irrland betrug.

	1806.	1808.	Mehr nach der Blockade.
Douanen	1,920,359 Pf.	2,823,919.	903,560 Pf. Sterling.
Accise	1,980,623 —	3,000,110.	1,019,498 — —
Stempel	696,480 —	769,333.	72,851 — —
Post	164,023 —	195,175.	31,158 — —

Die Einnahme aller Douanen von ganz Frankreich betrug:

1806 — 58 Millionen Franken.
1807 — 60 — —

Mehr . . . . . 2 Mill. Franken.

Die Netto-Einnahme von Irrland betrug im Durchschnitt für:

1797—9 — 1,678,271
1807 — 5,604,153
1808 — 6,174,561 —

Die Zinsen für die inländische Anleihe betrugen:

Vor der Union 1799 — 6 Pf. 4 ß. 9 d.
Nach der Union 1809 — 4 — 13 = 1½ =

Sehr interessant sind die Nachrichten über die nothgedrungene Linderung der französischen Gesetze für die Ausfuhr mehrerer Gegenstände, so wie die Entwickelung alle der Nachtheile, welche Rußland an seinem Handel empfinde. Dem letztern Reiche addressirt der Verfasser das Motto: haud facile emergunt quorum virtutibus obstat res angusta domi.

Am Schlusse folgt ein kleiner Aufsatz über die Schrift Hauterives: De l'Etat de la France à la fin de l'an VIII., durch welches bereits der Vorschlag gemacht worden seyn soll, die Britten von ihren Verhältnissen mit Rußland abzuschneiden, und welches daher vom Verfasser eine bloße Paraphrase der Addresse des Directoriums vom November 1797: „il est clair, que le cabinet de Londres doit desirer la guerre, puisque la guerre l'enrichit genannt wird."

Hauterive gehe auf zwey, wiewohl einander entgegengesetzte Zwecke los, nahmlich zu beweisen, daß England durch die Größe seiner Nationalschuld, durch das Übermaß seiner Auflagen und der, zur Fortsetzung des Krieges gemachten Anstrengungen, seinem gänzlichen Verfall nahe sey, zweytens, daß England nur durch den Krieg gewinne und ohne Freunde oder Bundsgenossen nöthig zu haben, in den allgemeinen Calamitäten seine eigne Erhebung finde.

Auf der letzten Seite kündigt d'Ivernois noch eine umständliche Auseinandersetzung der neun Hauptursachen des Wachsthumes Großbritanniens seit 1688 — und der Ursachen der steigenden Verarmung des französischen Volkes seit dem Consulat an. Besonders diese Zeilen tragen ganz das Gepräge nicht einer pragmatischen, sondern einer polemischen Schrift. Mit Hauterives Vorwürfen gegen England, werden die „Recettes extericures au budget du meilleur des peuples" S. 159 in die schneidendste Antithese gestellt. S. 132 ist wieder aufgenommen, was schon in einer eigenen englischen Broschüre über die angebliche Verfälschung der Rede des Königs Georg, durch den Moniteur vom 10. July 1809 vorkam. — Das Motto des ganzen Werkes lautet:

Votre blocus ne bloque point,
Et grâce à votre heureuse adresse,
Ceux que vous affamez sans cesse
Ne périront, que d'embonpoint.

Miscellen.

Der berühmte englische Parlements-Redner und zuletzt Minister-Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Carl Fox kam 1774 nach Oxford, um dort den Jahrestag der Stiftung dieser Stadt zu feyern. Im Gespräche bezeigten ihn einige Herren vom Stande ihre Verwunderung, daß er nicht, gleich mehrern adeligen und andern Personen, bey dieser festlichen Gelegenheit den ehrenvollen Grad eines Doctors der Rechte angenommen hätte. Ich bin, antwortete Fox, nach der gesetzlichen Vorschrift, und zur gehörigen Zeit Meister der freyen Künste geworden. Nähm' ich dazu noch die Doctorwürde an, so wär's, als wenn sich ein Arzt zum Charlatan ernennen ließe.

.....

Als Fox eines Tages Herrn J. Dyson, einer dünnen und magern Figur, begegnete, und während eines kaum begonnenen Gespräches dieser auf einmahl ein wenig barsch wegeilte, weil ihn nothwendige Geschäfte auf das Bureau der Marine riefen, sprach Fox mit großem Ernste: „Ich stellte mir vor, Sie hätten nothwendige Geschäfte auf der Verproviantirungskammer."

.....

Lord Sidney sagte während einer Sitzung: Fox ist heute immer auf seinen Beinen. „Ja wohl, entgegnete dieser, denn die Juden haben mir nicht einmahl einen Stuhl zum Sitzen übrig gelassen."

.....

Als Hare einmahl bey Fox ein Frühstück einnahm, sammelte sich eine Menge von Gläubigern im Hofe. „Meine Herren! rief ihnen Fox aus dem Fenster zu, gehen Sie heut' auf die Fuchs- oder Hasenjagd?" — Hare bedeutet im Englischen Hase, und Fox Fuchs: Auch Hare steckte in Schulden.

.....

Nachdem Fox 1783 das Ministerium verlassen, und sich wieder mit allem Feuer seiner Beredsamkeit, und der ganzen hinreissenden Heftigkeit seines Charakters in die Oppositionspartey geworfen hatte, so sah sich der König genöthigt, das Parlament aufzulösen. Als nun dasselbe im folgenden Jahre wieder zusammen berufen wurde, so veranlaßte die Wahl von Fox zum Mitgliede desselben in ganz London eine außerordentliche Gährung, und seine Anhänger, so wie seine Gegner suchten durch alle mögliche Mittel ihre Partey zu verstärken. Es kam dadurch zu wiederhohlten Mahlen in den Straßen von London zu Aufläufen des Volkes und zu Schlägereyen zwischen beyden Parteyen. Die beyden Gegner von Fox, Lord Hood und der Ritter Cecil Wrai, machten auch wirklich die Wahl sehr streitig, und über den letztern trug Fox nur mit wenigen Stimmen den Sieg davon. Man erzählt bey dieser Gelegenheit von einem Arzte, der zur Ministerial-Partey gehörte, folgende Anecdote, aus welcher man sieht, daß von beyden Seiten kein Mittel unversucht gelassen wurde, um seinen Zweck zu erreichen.

Dieser Arzt hatte einen Kranken, einen ehrlichen Zimmermann, dessen Frau eine leidenschaftliche Anhängerinn von Fox war. Sie hatte mehrmahls gegen den Arzt geäußert, wie sehr sie es bedaure, daß ihr Mann zu krank wäre, um der Parlamentswahl beyzuwohnen, um diesem Volksfreunde seine Stimme geben zu können. An dem letzten Tage nun, wo noch gestimmt werden konnte, und der bey dieser Angelegenheit immer der entscheidendste ist, weil am folgenden Tage die Zählung der Stimmen vor sich geht, fand der Arzt seinen Patienten völlig angezogen, und im Begriffe auszugehen. „Was soll dies bedeuten?" rief er ihm zu: „Sie verlassen ohne meine Erlaubniß das Bette?" — Lieber Herr Doctor, gab ihm der Kranke mit schwacher Stimme zur Antwort, ich habe die Zeit benutzt, da meine Frau ausgegangen war, um mich durch meinen Wärter ankleiden zu lassen; ich brenne vor Ungeduld, meine Stimme zur Parlamentswahl abzulegen. — „Nein, mein Freund! ich kann Ihnen unmöglich erlauben auszugehen; ich darf es nicht erlauben, es ist schlechterdings unmöglich." — Ich will auch nicht zu Fuße gehen, Herr Doctor! ich habe mir einen Wagen bestellt. — „Es ist unmöglich, sage ich Ihnen, Sie bringen sich muthwillig ums Leben. Legen Sie sich sogleich wieder in's Bett, damit Sie sich nicht erkalten." — Es thut mir wirklich außerordentlich leid; ich hätte doch so gerne den braven Ritter Wrai meine Stimme gegeben. — „Wie? Was sagen Sie da? Lassen Sie mich doch einmahl Ihren Puls fühlen — Warte Er einen Augenblick, ziehe er ihm den Rock noch nicht aus, bis ich die Sache überlegt habe — Hat er gestern Abend seine Pillen genommen?" — Ja, Herr Doctor! aber sie haben ihn außerordentlich angegriffen. — „Dieß ist ein gutes Zeichen; es ist ein Beweis, daß sie gehörig gewirkt haben. — Der Puls geht in der That nicht schlecht. — Wie hat er diese Nacht geschlafen?" — Gegen Morgen hat er ohngefähr zwey Stunden geschlummert. — „Recht schön; recht gut! Wenn Ihnen die Wahl Unruhe verursacht, so thun Sie doch wohl besser, Sie befriedigen Ihren Wunsch. Dergleichen Dinge schlagen manchmahl zum Besten aus. Das Wetter ist ziemlich gut. Wissen Sie was? Ich will Sie selbst in meinem Wagen hinfahren!" — Der arme Mann fuhr wirklich mit, legte seine Stimme für den Ritter Wrai ab, und starb in zwey Stunden, nachdem ihn der Arzt wieder nach Hause gebracht hatte.

.....

Fox hatte längst einen Baronet, welchem die Spieler den Spitznahmen Sir John Jehea gaben, eine alte Spielschuld zu entrichten, und veranstaltete endlich, als ihm wieder Geld zufloß, eine Zusammenkunft mit seinem Gläubiger, um seiner Anmahnung los zu werden. Während Fox die Summe hinzählte, rief Sir John nach Feder und Dinte. Fox wollte wissen warum? — „Um die Zinse zu berechnen." — „Aha!" sagte Fox, und schob das Aufgezählte plötzlich ein; „ich glaubt', es wäre von einer Ehrenschuld die Frage. Ich muß Ihnen eröffnen, daß es mein Grundsatz ist, die Juden zuletzt zu bezahlen. Sie müssen also gefälligst noch ein wenig zuwarten. Sie werden befriedigt, sobald die Reihe an meine Freunde vom Volk Israel kommt."

.....

Die Portugiesen haben auf ihren Seereisen im XV. Jahrhundert eine Klippe ungeheuern Umfanges, mitten im Meer entdeckt, ihre Lage genau verzeichnet, und ihr den Nahmen Abrolhos (das ist: Mach die Augen auf, oder: Sieh dich vor) gegeben. Die immer schlagfertige Biene meint, es habe auch auf dem festen Lande, seit eben so langer Zeit, Abrolhos genug gegeben, aber sie hätten hier nicht die gleichen Dienste gethan, wie in der Seekarte.

.....

Der große Marleborough, dessen lange und ungetrübte Eintracht mit Eugen dem Nebenbuhler seines Ruhmes, noch weit bewundernswürdiger ist, als alle seine Schlachten, hatte neben allen seinen vorragenden Eigenschaften, auch den Fehler, überaus geizig zu seyn. Es ist bekannt, daß Eugen und Er, in der Nacht vor ihrem herrlichsten Morgen, in der Nacht vor dem Siege bey Blindheim, eine geheime Conferenz hatten, und erst in selber, den eigentlichen Schlachtplan entwarfen, ganz verschieden von demjenigen, welcher Nachmittags vorher im Kriegsrath abgeschlossen werden. Nur so glaubten sie sich, bey ihrer aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee vor jedem Verrathe gesichert. Den übrigen Theil der Nacht vor dem Morgen, der so ungeheure Anstrengungen von ihm forderte, brachte Marleborough schlaflos, und im heftigsten Zorne zu, und warum? Weil sein Kammerdiener während der gedachten Conferenz mit Eugen, ihm zwey Wachslichter auf den Tisch gestellt hatte, da es doch an einem genug gewesen wäre.

Als der aufs Haupt geschlagene und gefangene Tallard dem Herzog von Marleborough vorgeführt wurde, sagte er, obgleich gebeugt durch die ungeheure Niederlage und durch den Tod seines Sohnes: „Eure Herrlichkeit haben heute die ersten Truppen der Welt besiegt." Marleborough antwortete: „Gewiß, nur müssen Sie mir erlauben, daß „ich ihnen diejenigen noch vorziehe, von denen sie besiegt worden sind."

Öffentliche Blätter unseres Jahrzehends haben das gleichwohl viel besser approfondirt, da sie neben andern Zeitwundern, als da ist: Die Wiederauferstehung mehrmahls Vernichteter, die Wiedereinnahme niemahls verlorner Plätze ꝛc., auch versichern, daß Jene, durch deren Zuthun ihre Partey hier oder dort, diese oder jene empfindliche Niederlage oder Verlust erlitt, gleichwohl lauter Memmen und Dummköpfe gewesen seyen. Marleborougben und seiner Zeit, war solches unbekannt, obgleich wegen Luzzara und Caffano, in Wien und in Paris, Todten

angestimmt wurden, und der Himmel sich durch die Schlacht bey Hogland in Stockholm einen lutherischen und in Petersburg einen griechischen Lobgesang zu verdienen wußte.

.....

Es ist ein auffallender Zug, mit welcher Hartnäckigkeit die Spanier oft ihre Städte vertheidigen. Im Alterthum gingen drey Städte lieber durchaus zu Grunde, um sich nicht zu ergeben; Saguntum aus Anhänglichkeit gegen die Römer; Astapa aus Neigung zu den Carthaginensern und Numantium aus Liebe zur Freyheit. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts aber gaben Girona und Barcellona das Beyspiel, welches erstere Stadt und Saragossa zu Anfange des 19. wieder befolgten.

.....

Den 7. July des vorigen Jahres starb in Paris ein Herr Louis François Claude Marin, welcher ein Mitglied mehrerer Akademien, General-Lieutenant bey der Marine, General-Secretär des Buchhandels und königlicher Censor war. In dieser letzteren Qualität soll er ungemein ängstlich gehandelt haben, so wirft ihm der Mercur de France vor, daß er einmahl in einem Lustspiele den Ausdruck ma foi gestrichen und mit morbleu vertauscht habe, weil er der Meinung gewesen sey, daß die Religion durch jenes Wort mehr, als durch das andere beleidigt würde. — Die Familie dieser Marins ist übrigens auf Ehre, mit ihm nicht ausgestorben!

.....

Von dem ersten Herzog von Würtemberg, Eberhard I., pflegten seine Unterthanen zu sagen: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott seyn, als unser Herr von Würtemberg?" — Auf dem Reichstage 1495, auf welchem ihm Kaiser Max I. die herzogliche Würde ertheilt hatte, ward er nebst andern Reichsfürsten vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen zur Tafel gebethen, wo jeder anwesende Fürst den Vorzug und Reichthum seiner Länder anführte. Dieß Alles hörte Eberhard schweigend an, bis Herzog Albrecht von Sachsen zuletzt erinnerte, man sollte nun auch des neuen Herzogs Meinung von dieser Sache vernehmen, worauf derselbe folgender Maßen begann: „Liebe Herren! ich „gönne euch gern, was euch Gott gönnt; ihr seyd mir in vielen Dingen „weit überlegen; aber eins kann ich mit Wahrheit rühmen: ich darf ganz „allein in meinem Lande im heißesten Sommer über Feld, oder durch „einen wüsten und dicken Wald gehen, und wenn mir einer von meinen „Unterthanen begegnet, kann ich ihn heißen niedersitzen, und sicher in „seinem Schooße ausschlafen."

.....

Als der russische Kaiser Paul I., kurze Zeit vor seinem Tode eine Herausforderung zum Zweykampf erließ, um den ewigen Kriegen in Europa ein Ende zu machen, hielt man dieses für etwas ganz unerhörtes, doch waren solche Ausforderungen zwischen gekrönten Häuptern schon oft geschehen. Kaiser Carl V. forderte den französischen König Franz I., Heinrich I. von Frankreich Kaiser Heinrich III. und Ludwig VI. Herzog der Normandie den König Eduard von England zum Zweykampfe, auch der edelmüthige Pfalzgraf Carl Ludwig, den Marschall Turenne, in Schmerz und Wuth über die Mordbrennereyen der Franzosen in der Rheinpfalz. Dieser war unedel genug zu antworten: „Er schlüge sich nur auf Kanonen." Früher hat sich auch schon ein Barbar eben so der gerechten Rache entzogen, wie jener feine Franzose, der für einen zweyten Bayard gelten wollte. Es hatte sich nähmlich ein byzantinischer Kaiser aus Schonung gegen seine Unterthanen, entschlossen, seine Streitigkeiten mit einem bulgarischen Fürsten durch einen Zweykampf auszumachen; allein dieser gab zur Antwort: „Ein Schmidt, der Zangen (Unterthanen) hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit bloßen Händen herauslangen."

.....

Am 17. Dec. v. J. gerieth der Kutscher von Sir Sidney Smith zu London in einem öffentlichen Hause mit einem andern Menschen in Streit, und verlor ein Bein darüber. Die Streitfrage, worüber es zum Handgemenge kam, war: „Warum der Herr des Kutschers, Sir Sidney, nicht die Rückkehr von Bonaparte aus Ägypten verhindert habe?"

.....

Das letzte Papier, welches Gustav IV. Adolph, der nunmehr am 6. Dec. 1809 von Gripsholm mit seiner Familie nach der Schweiz abgereiß ist, als König unterschrieb, war, ein Paß für einen Courier, den der englische Gesandte zu Stockholm, Herr Merry, expedirte. Die Unterschrift des Königs erfolgte am 13. März des Morgens um 8 Uhr, und um 9 Uhr war der unglückliche Monarch ein Staatsgefangener. Herr Merry hatte ihn Abends vorher dringend gebethen, in einer Proclamation zu erklären, daß er die Reichsstände zusammen berufen, und den Frieden des Reichs herstellen wolle — aber vergebens.

.....

Ein Bürger aus St. Idevil in Frankreich kehrte bey Nacht zu Pferd nach Hause zurück, und stieß sich in der Finsterniß einen Baumzweig ins Auge. Von diesem Augenblick sieht er mit dem getroffenen Auge bey Nacht alles so genau, als mit dem andern gesunden bey Tage. Cammius in seinen Miscellanea curiosa. Lips. 1648. erzählt eine ähnliche Geschichte.

.....

Carl VI. schrieb unter einen Vorschlag, welcher ihm in Handlungssachen gemacht worden war, den 10. März 1725 folgendes: „Ich billige diesen Vorschlag, und will, daß er ohne allen Verzug in Ausübung gebracht werde." Es vergingen 6 Monathe, ehe dieser Vorschlag mit kaiserlicher Billigung zum Senat überging. Hier blieb er 4 Monathe, bis ihn der Stadtmagistrat erhalten hatte, um ihn der Handelskammer vorzulegen, und eben so viele Zeit verging, bis der Magistrat dem Senat referirte, daß der Vorschlag in den Händen der genannten Kammer sey. Dieß dauerte aber wieder fünf Monathe, und die Regierung mahnte den Senat. Der Senat antwortete, daß er das Gutachten des Magistrats erwarte. Solches erfolgte auch nach einem Monathe, und eben so viele Zeit brauchte der Fiskus. Den 24. Februar 1725 — also beynah' zwey Jahre nach dem kaiserlichen: „ich will daß ohne allen Verzug" — nahm der Senat die Sache vor. Wie es weiter ging, weiß man nicht, nur ist bekannt, daß die Regierung den 10. July 1731 den Senat wegen dieser Sache wieder mahnte, und sie dennoch zum zweyten Mahl in Vergessenheit kam.

.....

Diogenes verglich die Großen mit dem Feuer, dem man weder zu nahe kommen, noch sich zu weit davon entfernen darf. — In Kriegszeiten könnte man sie Eichbäumen vergleichen, unter die man nicht treten muß, wenn das Gewitter nahe ist.

.....

Phocion sprach bittere Wahrheiten zu den Athenaensern, der Redner Demades hingegen schmeichelte ihnen. „Das Volk wird dich umbringen," sagte der letztere zu Phocion, „wenn es in Wuth geräth." „Und dich," erwiederte Phocion, „wird es umbringen, wenn es vernünftig wird."

.....

Etwas aus dem Häusreglement Heinrichs VIII., Königs von England.

„Das Mittagessen wird um zehn Uhr, das Abendessen um vier Uhr aufgetragen."

„Die Kammerdiener des Königs sollen einträchtig unter einander leben, und nicht von der Vergangenheit sprechen, in so fern sie auf das Leben des Königs Bezug hat."

„Sie sollen nicht auf den Treppen schön thun mit den Mädchen, weil auf diese Weise schon sehr viel Tischgeschirr zerbrochen worden ist. Sie sollen die größte Sorgfalt den hölzernen Schüsseln und den zinnernen Löffeln widmen."

„Dem Barbier des Königs wird anbefohlen: sich immer reinlich zu halten, und nicht zu Frauenspersonen zu gehen, die eine zweydeutige Lebensart führen."

„Der Koch soll keine zerlumpten Küchenjungen halten, die sich des Nachts am Feuer zu Boden strecken und schlafen."

„Derjenige Page, der ein Mädchen aus dem Hause des Königs schwängert, soll eine Geldstrafe von zwey Mark in den Fiscus zahlen, und einen ganzen Monath lang kein Bier bekommen."

„Die Stalljungen sollen das Stroh des Königs nicht stehlen, um es in ihre Betten zu thun, da ihnen so viel, als sie brauchen, abgereicht werden wird."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 21. und Freytag den 23. Februar. 1810.

Viele siegreiche und erobernde Helden, deren Scharfsinn die Feinde zu verderblichen Fehltritten verführte oder zwang, oder welche mit schneller Klugheit fremde Unvorsichtigkeit benutzten, oder den Sieg über die Waffen durch den über die Moralität ihrer Gegner sich erleichterten, erwarben einen Ruhm, für eigene Hoheit nützlicher, als erfreulich für die Welt, glänzend mehr als unzweydeutig. Denn bey der ungleichen Weisheit, bey dem ungleichen Fortrücken der Cultur, bey so vielen Zufällen, und da selten ein festes Band die Gesammtheit der Staaten sichernd umschließt, ist eine Eroberung nicht so schwer, wie die der Versuchung widerstehende Vernunft, die auf das Zunehmen des innern Werthes mehr hält, als auf Ausbreitung der Oberfläche, und zwischen Präpotenz und Nullität die edle Mitte sucht, vertrauensvolle Achtung.

Johann von Müller.

(23 und 24.)

Schatten der Vorwelt.

Cajus Marius.

Es ist, zumahl in Republiken eine traurige Vorbedeutung, wenn nicht einmahl der menschlichen Leidenschaften gewaltigste und verzeihlichste, die Herrschsucht mehr vermag, die, so die Vordersten sind, durch Geisteskraft, durch Ansehen, Reichthum oder durch Geburt (denn nicht gering ist der Anspruch, daß die gemeine Freyheit und Verfassung durch Gut und Blut seiner Ahnherrn gegründet worden) anzutreiben, daß sie mit ungetheiltem Streben um die Last der öffentlichen Ämter buhlen. Als die Nachricht von der durch Manlius und Cäpio verlornen Schlacht in Rom kund wurde, bewarb sich Niemand um das Consulat. — In diesen Tagen banger Erwartung wurde dem niedergeschlagenen Volke die frohe Überraschung eines Triumphs. Durch große Tapferkeit, arge List und schändlichen Undank hatte der Feldherr und Consul des vorigen Jahrs, Cajus Marius, Roms gefährlichsten Feind in Afrika, den numidischen König Jugurtha, überwunden. Daß Sylla, der Legat, durch Zufall und die grausame Treulosigkeit seiner nächsten Blutsverwandten, ihn gefangen bekam und so des Sieges Ehre mit dem Consul theilte, war der erste Anlaß des unauslöschlichen Hasses Beyder und des grausamsten aller bürgerlichen Kriege.

Marius, in dem allein zu dieser unglückschwangern Zeit Roms alter Ruhm noch unverdunkelt glänzte, wurde zum zweyten Mahle Consul. Er war von Natur nicht groß, aber starken Baues und nervigt, seine Bewegungen lebhaft und kurz, seine Stimme schrecklich, das ganze Gesicht wild zusammengezogen, in jeder Muskel zuckte ein unruhiges Feuer, durchdringend und streng schossen unter der gefurchten Stirne zwischen dichten Augenbraunen seine Blicke hervor. Als er geächtet, und von seinen treuesten Dienern verlassen, im Elend herumirrte, hat ein solcher Blick einen kecken Meuchelmörder in die Flucht getrieben. In diesem eisernen Körper wohnte eine Seele von Stahl, nur durch Ehrgeiz und Ruhmsucht zu entglühen. Einen König, der schlau und verwegen, und dem kein Verbrechen zu groß war, hat Marius in seinem eigenen Lande bezwungen, — die wilden Scharen, so vier auserlesene Heere niedergehauen, halbe Welttheile überschwemmt, und Gorgonen ähnlich, Herz und Leben dem versuchtesten Krieger genommen haben, hat er mit festem Plane, sicherer Anordnung und kaltem allgegenwärtigen Blicke vertilgt, aber diese schreckliche Begierde konnte er nimmer bezähmen. Ob ihm aus Überzeugung und Liebe gehorcht, oder sein Wille mit rachedurstendem Knirschen furchtsam gethan wurde, galt ihm gleichviel. Eben so rauh beherrschte er sich selbst, der wüthendste Schmerz durfte seine Miene nicht ändern, einen Reitz zum Lächeln würde er, gleich einer Schwachheit, unwillig bemerkt haben. Er haßte häusliche Gefühle, die dem düstersten Menschenhasser manchen Augenblick inniger Rührung entlocken, und die Künste, weil ihre Wiege Griechenland nicht herrschte, sondern diente, und Demosthen, der die Athenienser von der Rednerbühne mit der heißesten Vaterlandsliebe und den heldenmüthigsten Entschlüssen wider Philipp den Feind ihrer Freyheit erfüllte, bey Chäronea der erste seinen Schild im Stiche gelassen. Er glaubte, was späterhin auch die spanischen Philippe, redlicher Muth und biederer Sinn könnten nur neben Rohheit und Unwissenheit gedeihen. Den Krieg allein (nirgend gelangt man schneller dazu, Vielen zu befehlen, und zu keiner Beschäftigung hatte ihn die Natur so trefflich wie zu dieser ausgestattet) trieb er als Wissenschaft. Mit diesen Voraussetzungen dürfen wir nicht zweifeln, der Aberglaube habe in seinem starren Sinn festen Sitz gehabt, und die kühne Zuversicht des Sieges in der cimbrischen Schlacht, als zwey Adler den ausrückenden Cohorten immerdar voranflatterten, und des Opferthieres Eingeweide günstig lagen, sey sein voller Ernst gewesen. In ihm war eine nie ruhende Thätigkeit, ein unaufhörliches Bestreben, nicht

so fast Zeit zu gewinnen (die einzige Zuflucht schwacher Köpfe), als jeden Augenblick auf das Beste anzuwenden — und in dem, was auszuführen war, eine Geschwindigkeit, wodurch die meisten seiner Unternehmungen alle Vortheile plötzlicher Überfälle erhielten. Also empfängt von zwey zusammenstoßenden Körpern, wenn sie auch gleich elastisch sind, immer der langsamere von dem schnelleren die Gesetze seiner Bewegung, und von zwey Reiterhaufen, die einander anfallen, ist der Sieg immer dessen, der geschwinder und darum gewaltiger auf den andern anprellt. Von den wenigen Vortheilen jener, die alles nur durch sich selbst sind, besaß Marius auch den, daß er, wie durch seinen lebhaften Verstand mit den großen Erfodernissen, wichtige Unternehmungen schnell zu rüsten, unaufgehalten zu führen und ruhmvoll zu endigen, also durch mühsame Erfahrung mit dem Mechanischen derselben in gleichem Grade vertraut war. Viele Feldzüge sind nur deshalb unglücklich abgelaufen, weil die Befehlshaber bloß durch den Ordnungsgeist, der an den Hauptleuten eine lobenswürdige untergeordnete Eigenschaft zu einem höhern Ganzen ist, den Sieg zu fesseln wähnten, und andere, eben so unrecht nur mit der Übersicht der großen Maschine beschäftigt, ihrer einzelnen Räder und nothwendigen Triebwerke vergassen. Den gewaltigen Stoß der cimbrischen Rotten brach er, indem die getheilte Stärke des Heers in nachdrücklichere Massen konzentirt wurde, — der abhängige schlüpfrige Boden, die kluge Benützung des Lichtes und Windes, und daß an den langen Wurfspießen des Vordertreffens, statt eines eisernen, ein hölzerner Nagel eingeschlagen wurde, entschied die letzte Schlacht der Barbaren für Rom. Ein Heer, keines Ungemachs gewohnt, desto vertrauter mit dem Müßiggang und allen seinen Folgen, bereitete er weislich, wie der Sieger über Numantia, durch große Arbeiten, zu den Beschwerden eines Krieges, der, weil er wider leicht ersetzliche rastlose Horden geführt wurde, weder an eine Jahrs- noch Tagszeit, noch an die sonst üblichen Vermuthungen der Kriegskunst gebunden war. Unter ihm gab es keine Parteyen, sein Richterspruch verschonte weder Alter, Stand noch Würde, er fand sich dadurch geschmeichelt, da, wo jeder andere verziehen oder nachgegeben hätte, der Gerechtigkeit ihr Opfer mit verdoppelter Schärfe zu bringen. Die Soldaten lehrte er zuerst, vom festen Lagerwalle der Feinde schreckliche Gestalten ohne Beben anzusehen, und durch kleinere Gefechte, die er mit überlegener Macht anfing, der Cimbern wildem Anfalle zu widerstehen. Er arbeitete, duldete, hungerte, und setzte sein Leben mehr als der letzte Krieger aus. Thaten wirken mehr als Worte, Beyspiele mehr als Belohnungen, wo die Pflicht unentschlossen läßt, hat sich nacheifernder Ehrgeiz längst in die Mitte der Gefahr gestürzt. So weit Marius als Feldherr.

Immer glücklich, Roms Retter aus einer der größten Gefahren, suchte er, unbekümmert um Bürgerwohl und Bürgerblut, starren Blickes auf Lorbern und Triumphe, neue Kriege und Gefahren zu wecken, damit der Krieger und Retter nie entbehrlich werde. Sieben Mahl, wie keiner vor ihm, Consul, oft mit Abbruch der Gesetze, trachtete er sehr begreiflich darnach, einer Gewalt nie mehr entsagen zu dürfen, die ihn verewiget hatte. In seiner letzten Krankheit, sinnlos, in schmerzlicher Fiebergluth, waren seine letzten Bewegungen eben die kriegerischen Gebärden, worin die Soldaten im Treffen seine feurige Wachsamkeit und die Hoffnung des Sieges erkannten, und seine letzten Worte Befehle zur Schlacht wider Mithridat!

Anders als Staatsmann und Partey-Haupt. Von Ältern geboren, die sich durch Handarbeit nährten, ohne Reichthum, erzeugte die feile Gunst des Volkes eine unersättliche Habsucht in ihm. Seine Beredsamkeit war, wie sein Geist, natürlich, schnell, leidenschaftlich, eindringlich fragend, zankend, wenn er widersprach, absprechend, so oft von fremdem Verdienst die Rede war, voll prahlerischer Hinweisungen auf seine Thaten.

Den Feldherrn und Richter konnt' er nie ganz vergessen, einst kam er im Triumphkleid auf das Capitol, und wenn er seine Krieger durch gesetzwidrige Begünstigungen aufmunterte, entschuldigte er sich frech damit, im Waffengetümmel könne die Stimme des Rechtes leicht überhört werden. Nicht geschmeidig genug, um auszuweichen, und ohne Unehre, Schritte zurück zu nehmen, glücklicher falsche Angriffe und Hinterhalte als die Künste seiner Feinde auszuspähen, nicht geduldig genug, um die Künstler zu ermüden, den Augenblick zu treffen, oder der Gegner Aufmerksamkeit anderswohin zu leiten, verlor er auf dem Forum allen Ruhm seiner Siege. Ihn, dem des Krieges größte Schrecken nie die Gegenwart des Geistes rauben konnten, brachte die mindeste widrige Bewegung im Volke, und jeder parteyische oder gedungene Tadel seines öffentlichen Lebens — (als Privatmann war er tadellos) auffer aller Fassung. Er zitterte vor seinen eigenen Kreaturen, wenn sie des Haufens Gunst zu haben schienen, falscher als nöthig war und zu sichtbar, hielt er zugleich mit entgegengesetzten Parteyen, betrog, um sich allein zu heben, beyde, und beging jede Niederträchtigkeit um die alte Gewalt und ihre Zeichen. Wüthend fühlte er mit dem Alter auch die Gebrechen desselben herannahen. Gewohnt, daß seine Winke für Gesetze galten, dünkte ihm jeder Widerspruch schändlicher Undank; bey dem festen Glauben, daß die Herrschaft Roms in keinen bessern Händen stehen könne, jeder Widerstand Hochverrath, und selbst die ruhige Entfernung vom Schauplatz der Parteywuth strafbare Gleichgültigkeit am gemeinen Wesen; grausam raf'te er wider alle, die nicht mit ihm ihr Schwerdt im Herzen des Vaterlandes umkehrten.

So war Marius. — Kein großer Mann, — obgleich ein großer General, als solcher zu fürchten; — in mancher Rücksicht wohl zu beobachten, — in sehr wenigen zu schätzen, — in gar keiner zu lieben.

In der Historie wird ein wahrhaft berühmter Nahme (einen Nahmen hat auch Herostratus) auf zweyerley Weise erworben, durch große Talente und große Gefühle. Es ist unendlich schwer, in höherm Grade beyde zu erringen. Ein hochwallendes Herz handelt, eh es berechnet, ein durchdringender Geist geräth nicht so leicht in Flammen. Vom Strom der Empfindung werden oft ehrwürdige Formen und das strenge Recht (niemahls die Billigkeit) mit fortgerissen; der Gang scharfsinniger Plane ist leiser, schonender, sicherer. Das Werk einer richtigen Überlegung und trefflichen Anordnung kann nur an widrigen Zufällen scheitern, aber die Kraftäußerungen einer feurigen Seele erliegen oft schon in ihrem Anbeginne, aus

Unkunde der Mittel und Wege zum Ziel. Wenigen ist es gegeben, bedächtlich und mit kaltem Blute zu thun, was sonst nur Ehrgeiz, Selbsterhaltungstrieb und des Gefechts besinnungsloser Eifer vereint bewirken können, und auf dieser dornigten Bahn Halbgötter zu werden, wie Epaminondas, Timoleon, Curtius, Scävola und Decius und Regulus!

Große Talente allein sind oft der Menschheit schrecklichste Geisel gewesen, große Empfindungen allein haben wohl das angesetzte Ziel manchmahl verfehlt, aber wir gedenken ihrer mit einer ehrenden Wehmuth, oft haben sie fruchtbar gleiche Gefühle erregt, und durch warnendes Beyspiel sehr natürliche Fehler glücklich vermeiden geholfen. Lysander hat durch alle seine denkwürdigen Thaten weder bey den Zeitgenossen, noch bey der Nachwelt einige Achtung erworben, des Marius Gebeine wurden ausgegraben und ins Wasser geworfen. — Um wie viel herrlicher und näher unserm Herzen erscheinen Agis und Cleomenes und beyde Gracchen, (obgleich ihr Ende nicht so reitzend ist, als der ersteren Ehrenstellen und ungeheure Schätze?) Daß Cäsar mit den mannigfaltigsten Einsichten und unerschöpflicher Kraft eines der wärmsten Herzen verband, und die Menschen lieber gewinnen als unterwerfen wollte, hat ihn der Oberherrschaft würdig, und weder Cato noch Brutus hätten die Welt glücklicher gemacht.

Aus diesen hehren Beyspielen geht für jeden, der mit edlem Bürgersinn nach gemeinnütziger Thätigkeit und einem großen Wirkungskreise strebt, die Lehre und die Pflicht hervor; alle seine Kräfte rastlos anzustrengen, damit er nicht durch Wallungen überrascht, verständig wägen lerne, wozu ihn eine innere Stimme treibt, und für Wahrheit und Recht allezeit eben so feurig empfinde, als deutlich er beyde erkennt. Dies ist der rühmlichste Ausgang des ewigen Widerstreites der Sinne und Einbildungskraft gegen die Vernunft, — mehr fodern von uns Menschen weder die Menschen, noch Gott selbst!

Marwod.

Marwod ist einer der ältesten deutschen Fürsten, der über ein freygebornes, der ersten Rohheit kaum entwundenes Volk eine durch Geburt und Talente erworbene Macht zu begründen versuchte. Aber indem er zu einer Zeit, wo Jagd und Führung der Waffen noch starke Körper und gesunde Seelen unter den Germanen erhalten hatte, seine Herrschaft zu einer Despotie erheben wollte, unterlag er dem Kampf mit dem Schicksal, und bestätigte die Lehre, daß plötzliche Unterjochung eines freyen, noch unverdorbenen Volkes ein Druck auf eine Feder ist, welche mit verdoppelter Kraft zurückspringt.

Marwod, mehr seiner Nation als seinen Talenten nach ein Barbar, war ein edler Markomanne, der seine Jugend in Rom verlebt hatte, wo August germanische Geisel freygebig, aber arglistig zu unterhalten pflegte. In Rom hatte Marbod bald römische Cultur angenommen, ohne durch römische Wollüste entnervt zu werden, und hier war es, wo sein zu großen Planen schon frühzeitig reifer Geist den Entschluß faßte, dem August einst ähnlich zu werden, und in seinem Vaterlande ein zweytes Rom zu bilden. Auf den ehrenvollen Ruf seiner Landsleute verließ er die Hauptstadt der damahligen Welt, und kam in das Land der Markomannen, um da ein fürstliches Ansehn geltend zu machen, welches sich eben so sehr auf Talente, als auf übertragene Macht gründete.

In kurzer Zeit waren Residenz, Hofstaat, Leibwache und ein stehendes Heer erschaffen; benachbarte Nationen, wie die Luzier, Lemobier, Burgunder, Quaden und Gothonen, unterworfen; und zur Beförderung der Industrie und des Handels römische Kaufleute aufgenommen, welche sich in der neugeschaffenen Residenz Bojoheim zahlreich niederließen. Das Glück begünstigte ihn jetzt selbst gegen der Römer furchtbare Macht. Denn als August, welcher Marwods steigende Größe mit Unwillen bemerkte und zu demüthigen beschloß, seinen Stiefsohn Tiber nach Illyrien schickte, um von da aus einen Feldzug gegen das neugeschaffene Markomannen-Reich zu unternehmen, stand plötzlich ein Theil von Dalmatien und ganz Pannonien gegen die Römer auf. Marwod war gerettet, und ein ehrenvoller Friede mit dem römischen Imperator hub sein Ansehn zu einer in Germanien ungewöhnlichen Höhe.

Um Marwods Größe und seiner Despotie den ersten Stoß zu geben, war eben der deutsche Held vom Schicksal bestimmt, welcher Germaniens Freyheit gegen den Übermuth der Römer auf ewige Zeiten gerettet hatte.

Schon zur Zeit der Teutoburger Schlacht, in welcher Varus und dessen Legionen Germaniens Kriegsgöttern geopfert wurden, hatte sich Marwod Herrmanns Haß zugezogen, weil er, aller deutschen Denkart entfremdet, das ihm von den Cheruskern zugesandte Haupt des Varus nicht angenommen, sondern dem August zugeschickt hatte.

Als aber nach Augusts Tode Herrmanns und des Germanicus Kriege ganz Deutschland in Bewegung letzten, und Marwod bey diesem Vaterlandskriege nichts unternahm, viele tapfere Germanen fielen, Germanicus über die Nationen zwischen dem Rhein und der Elbe triumphirte, und Marwod immer ruhig blieb; da ergrimmte Herrmann gegen den Unterdrücker deutscher Freyheit, und wandte die mit Römerblut benetzten Waffen gegen Marwod.

Vereinigt mit den Sweifischen Stämmen der Langbarden und Semnonen, welche von den Markomannen zu den Cheruskern jetzt übergingen, rückte er heran, stolz auf seinen Ruhm, Germaniens Freyheit gerettet zu haben, und mit Recht erbittert, daß ein Deutscher Roms Beyspiel nachahmen, und germanische Völker unterjochen wollte.

Es kam zu einer Schlacht. Beyde Heere fochten gleich tapfer, auf beyden Seiten wurde der rechte Flügel geschlagen, aber der Eifer für die Sache der germanischen Freyheit trieb immer mehr Truppen des Markomannischen Heeres zu Herrmanns Fahnen, und Marwod war bald genöthigt, sich in die Gebürge und Wälder zurück zu ziehn.

So entkam er zwar für jetzt dem Heer der Cherusker, aber nur, um einem desto gewissern Untergang entgegen zu gehn.

Schon längst hatte Tiber auf eine Gelegenheit gewartet, Marwoden zu Grunde zu richten. Jetzt schlug er ihm nicht nur die gebethenen Hülfstruppen ab, sondern schickte auch unter dem Vorwande, die Gränzen des römischen Reichs zu sichern, den in römische Künste wohl eingeweihten Drusus nach Illyrien. Und dieser reitzte höchst wahrscheinlich den Gothonenfürsten Gottwald (Catualda) zum Abfall, der, einst

von Marwod besiegt, jetzt die Gelegenheit ergriff, um sich an dem Despoten zu rächen.

Gottwald drang in das Gebieth der Markomannen, eroberte, unterstützt durch die Großen der Hauptstadt, Bojoheim (Boheim, Böhmen) die Residenz und das dabey gelegene Schloß, nahm die den Sweisen einst durch Marwod abgenommene alte Beute weg, plünderte die Kaufleute und Krämer, welche sich aus den römischen Provinzen nach Bojoheim gezogen hatten, und nöthigte den von allen Seiten verlassenen, von seinem eigenen Volke verstoßenen Marwod, über die Donau zu fliehen.

Jetzt erkannte Marwod die rächende Hand der Nemesis. Für ihn war Krone und Scepter verloren, und das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, war — die Großmuth des römischen Kaisers. Er schrieb an den Tiber, und erbath sich Wohnung und Aufenthalt im römischen Reich. Tiber ertheilte ihm die Erlaubniß nach Italien zu kommen, und voll heimlicher Freude über die Catastrophe des mächtigen Germanen, der, wenn er nicht durch übertriebene Herrschsucht die Gemüther der Deutschen erbittert hätte, auf Deutschlands mächtigste Völker gestützt, leicht einen gefährlichen und großen Kampf gegen das römische Reich hätte unternehmen können, sagte er laut im Senat, daß nicht Philipp den Athenern, nicht Pyrrhus und Antiochus den Römern so fürchtbar gewesen seyen, als dieser Marwod.

Achtzehn Jahre noch lebte Marwod zu Ravenna in einer Art von Gefangenschaft, gestraft für den Hochverrath an germanischer Freyheit, aber auch nicht ungerochen an seinem Feinde Gottwald. Denn dieser hatte kaum Marwoden aus dem Reiche der Markomannen vertrieben, als er, von dem benachbarten Volke der Hermunduren angegriffen und verjagt, ebenfalls seine Zuflucht zu den Römern nehmen mußte, welche ihn mit seinem Gefolge nach Gallien verwiesen.

Attila.

Also schildern wörtlich den furchtbaren Helden des V. Jahrhunderts, der Gothe Jornandes Bischof zu Ravenna, und der Byzantiner Priscus, Gesandter zu Attila:

„Attila bahnte sich durch fluchwürdige Mittel den Weg zu seiner verderblichen Größe, nachdem er Mehrere, die seinen herrschsüchtigen Absichten hinderlich waren, ermordet, und vorzüglich seinen Bruder Bleda, der einen großen Theil der Hunnen beherrschte, durch Ränke aus dem Wege geräumt hatte, unterwarf er sich dies ganze Volk; versammelte noch andere zahlreiche Nationen, die seinem Scepter dienten, und suchte die ersten Völker der Welt, die Römer und Westgothen zu unterjochen. Sein Heer zählte fünf Mahl hundert tausend Krieger, nicht weniger durch ihren Geist, als ihre Zahl furchtbar. Denn die Hunnen, zwar klein von Gestalt, waren ein schlaues Volk, leicht in Bewegung; hurtig bey Unternehmungen; jeden Begriff von Wildheit übertreffend; grausam bis zur Unmenschlichkeit; wie ein Wirbelwind einherstürmend zum Verderben, und durch Ränke und Raubsucht verwirrend alle Völker, die das Unglück hatten, ihre Nachbarn zu seyn. Ungehindert waren sie in Europa eingedrungen; niemand hatte gewagt, ihnen zu widerstehen; die Fürsten mit ihren Völkern waren geflohen, oder hatten ihrer Willkühr sich unterworfen; wie Ältern es machen, um das Wohl ihres Theuersten zu berathen; sie wollen lieber, daß es Ehre verliere, denn Leben; daß es verkauft werde zu mitleidiger Ernährung, denn gerettet durch Todesgefahr.

Attila, der alleinige Beherrscher aller Hunnen und Scythen auf Erden, war ein würdiger Anführer eines solchen Heers, — ein Mann, zur Erschütterung der Welt geboren; die Furcht aller Länder; der Gebiether der Könige, der auf wunderbare Weise unter allen Völkern berühmt war, und alles durch die furchtbare Meinung, die er von sich verbreitet hatte, mit Schrecken erfüllte. Sein Gemüth war immer voll kühnen Vertrauens, auf Verheerung des Erdbodens gerichtet, um so mehr, weil er durch das verhängnißvolle Schwert des Mars, das für ihn aufgefunden war, sich zum Herrn der ganzen Welt und zu mächtiger Kriegführung berufen glaubte. Klein von Person, ging er stolz einher; warf hier- und dorthin sein Auge, daß die Macht des Hochmüthigen schon in der Bewegung des Körpers sichtbar war. Er liebte den Krieg, wiewohl er selbst nicht focht; war stark in Entwürfen; erbittlich gegen Flehende; gnädig gegen Schutzergebene; schlau und fast unfehlbar im Ausspüren geheimer Feinde. Mit seiner Kunst wußte er zu fechten, ehe er Kriege begann; wußte hier durch Drohung, dort durch Waffenbewegung seine Zwecke zu verfolgen, und sparte nicht Höflichkeitsbezeugungen noch Schmeicheleyen, um seinen trugvollen Vorstellungen Glauben zu verschaffen.

An der Spitze seines furchtbaren Heers stürmte er im Jahr 450 gegen das westliche Europa heran, zunächst gegen die Westgothen in Gallien, von welchem sein Verbündeter, der Vandalenkönig Genserich, mit Recht feindlichen Angriff besorgte. Um indessen Zwist zu erregen zwischen Gothen und Römern, und durch innern Haß zu verderben, die er durch Kampf nicht erschüttern konnte, schickte er Gesandten an Valentinian, und versicherte, er würde an niemand die Freundschaft der Römer verletzen, nur gegen Theoderich, der Westgothen König führe er Krieg, weshalb er bitte, diesen auszunehmen. Auf gleiche Weise suchte er den Letztern, durch Erinnerung an frühere Fehden, vom Bunde mit den Römern abzuziehen; allein vergebens! Der Kaiser vereitelte diese Versuche durch folgendes Schreiben an Theoderich:

„Eurer Klugheit gebührt, tapferer König, Euch zu verbünden gegen den Tyrannen, welcher der Welt allgemeine Knechtschaft sucht; welcher nach Ursachen des Kriegs nicht fragt, sondern, was er vollbringe, für rechtmäßig hält. Mit dem Arm mißt er sich seinen Kreis; mit Übermuth sättigt er die Ungebundenheit. Recht und Gesetz verhöhnend, feindet er das Wesen Aller an; fürwahr aber, Haß verdient, wer durchaus gegen Alle feindselig sich beweis't. Erinnert Euch, was nicht vergessen werden kann, — Verfall ist von den Hunnen verbreitet; da, wo er Schweres unternimmt, betreibt er durch Ränke sein Gelüst. Könnt Ihr aber (unser nicht zu erwähnen) ungerecht diesen Übermuth dulden? Mächtige in Waffen, folgt Eurem eignen Schmerz; reicht uns die verbündete Hand; helft dem Reiche, dessen Glied Ihr seyd; wie gern und freudig wir Euer Bündniß ergreifen, mögen die Anschläge des Feindes Euch lehren."

Theoderich antwortete;

„Wir thun Euren Willen, Römer; Attila iſt unſer Feind, wie der Eure. Wohin er uns rufe — wir folgen! Wie ſtolz er des Siegs über mächtige Völker ſich überhebe — auch mit Stolzen weiß der Gothe zu kämpfen! Keinen Krieg achten wir lässig, als der ſchwach iſt an Gründen, und nichts Widriges fürchtet, wer der Herrſchaft ſich freuen mag."

Laut rufen ſeine Großen ihm Beyfall; die Menge folgt mit freudigem Jubel; alle begehren den Kampf, verlangen den Feind; glücklich und ſchnell geht die Rüſtung; man freut ſich des Mitſtreitenden, tröſtet ſich deß, der gemeinſchaftlich die Gefahr beſtehen will. Vorzüglich waltet (bey den Römern) mit geſchäftiger Sorge Aëtius, die Stütze des abendländiſchen Reichs; von tapferm Stamm entſproſſen; in Kriegsbeſchwerden erhärtet, und ganz beſonders dem römiſchen Reiche geboren, da er ſchon früher durch ſchreckliche Niederlagen den Stolz der Sueven und die Wildheit der Franken gebrochen hatte. Mit weiſer Vorſicht verſammelt er Krieger, und ſorgt, daß man der zahlloſen, trotzigen Menge nicht ungleich begegne. Wohlgerüſtet zieht man ins Feld.

Die große Catalauniſche Ebene wird der Kampfplatz der unzählbaren Völker. Die tapferſten Heere ſtoßen hier auf einander. Nichts geſchieht durch Hinterliſt, alles durch offene Fehde. — Welcher würdige Grund mag gefunden werden zu ſo großer Bewegung? oder welcher Haß entflammt alle, ſich zu bewaffnen gegen einander? Offenbar iſt's, daß das Menſchengeſchlecht nur für die Könige lebe, da durch Eines Geiſtes ſinnloſe Wuth ganze Völker niedergeſtreckt, und durch die Willkühr Eines übermüthigen Herrſchers im Augenblick zertrümmert wird, was die Natur in ſo vielen Jahrhunderten hervorbrachte. — Attila's Heer verſtärkten die vielfachen Schaaren der Bezwungenen, vornähmlich Oſtgothen und Gepiden, von Walamir und Ardarich geführt. Der übrige Haufen der Könige, wenn ſo zu ſagen erlaubt iſt; und die Führer der verſchiedenen Völker warteten, gleich Trabanten, auf Attila's Wink, und ſobald er gegeben, ſtand ein jeder ohne Murren mit Furcht und Zittern, oder vollzog wenigſtens, was ihm befohlen war. Er allein, der Gebiether der Könige, war über alle, und für alle beſorgt, und ſchärfte beym Anfang des Treffens durch folgende Anrede der Seinigen Muth.

„Nach der Beſiegung ſo großer Völkerſchaften, ihr Krieger, und nach des Erdballs Überwindung, wenn ihr ſtandhaft ſeyd, würd' ichs für thöricht halten, euch mit Worten zu ermuntern, als wären Thaten euch unbekannt. Mag dieß ein neuer Feldherr wollen, oder ein unerfahrnes Heer. Mir ziemt nicht, Gemeines zu reden; euch nicht, es zu hören. Woran, denn an Kriegführung, ſeyd ihr gewöhnt? und was iſt dem Tapfern ſüßer, als ſich Rache zu verſchaffen durch eigene Hand? Mit Rache das Gemüth ſättigen, iſt ein großes Geſchenk der Natur! Muthig daher gegen den Feind! Die Kühneren ſind immer, welche angreifen im Krieg. Verachtet die zuſammengebrachten, mißhelligen Völker. Furcht verräth, wer durch Bündniß ſich ſchützen will. Seht, wie ſchon vor dem Angriff ſie der Schrecken ergreift; die Höhen ſuchen, die Hügel beſetzen ſie, und verlangen (zu ſpät bereuend!) im Felde Vertheidigungswerke. Wir kennen die Römer, und ihre Waffen, wie leicht ſie ſind! Nicht durch Wunden, ſchon durch Staub werden ſie beſchwert. Indem ſie unordentlich zuſammenlaufen und ihre Reihe ſchließen, kämpft ihr mit gewohntem, tapferem Muth! Verachtet ihre Schaaren; werft euch auf Alanen und Weſtgothen; denn da müſſen wir ſchnellen Sieg ſuchen, wo der Krieg ſich hält. Sind die Nerven zerſchnitten, ſo fallen die Glieder; iſt das Gebein entzogen, ſo vermag nicht der Körper zu ſtehen. Entrüſtet, entflammt euch mit gewöhnlicher Wuth. Nehmt Anſchläge, Hunnen, nehmt Waffen zur Hand! Der Verwundete fordere des Gegners Tod; der Unverletzte die Niederlage der Feinde! Wem zu ſiegen beſtimmt iſt, den trifft kein Pfeil; wer ſterben ſoll, den ereilt auch in Ruhe ſein Geſchick. Warum hätte das Glück uns ſo viele Völker überwinden laſſen, wenn nicht, um uns vorzubereiten auf die Freuden dieſes Kampfs? Und wer hätte durch die See uns den Weg gezeigt, der ſo lange unſern Vorfahren verſchloſſen blieb? Wer gemacht, daß vor Unbewaffneten Wehrhafte flohen? — Der verſammelte Haufen wird nicht der Hunnen Antlitz ertragen. Zuverläſſig, ihr Krieger, dies iſt das Feld, welches unſer bisheriges Glück uns verſprach. Ich ſelbſt werfe auf die Feinde den erſten Pfeil. Hat, wenn Attila focht, jemand müßig bleiben können, ſo liegt er begraben!"

Alle ſtürzen hierauf zur Schlacht; wild wird ſie gefochten, vielfach, grauſam, hartnäckig, wie nichts Ähnliches das Alterthum erzählt. Thaten geſchehen — wundervolle, wie niemand ſie vortrefflicher ſehen mag, dem nicht vergönnt war, Zeuge davon zu ſeyn. Ströme rinnen von Blut und ſchwellen den nahe fließenden Bach; Leichen bedecken das Feld. Theoderich bleibt. Attila zieht ſich in ſein Lager zurück, entſchloſſen, wenn die Feinde ihn zur Verzweiflung bringen, ſich durch Tod ihnen zu entziehen. Aber auch ſo bleibt er ihnen furchtbar, (wie der Löwe aus ſeinem Schlupfwinkel dem Verfolger droht,) ſie begnügen ſich, in ſeinen Verſchanzungen ihn zu belagern. Thorismund, auf dem Schlachtfelde von den Weſtgothen zum König ernannt, brennt vor Wuth, den Tod ſeines Vaters zu rächen; aber Aëtius zögert, fürchtend, es möchten nach gänzlicher Vernichtung der Hunnen die Weſtgothen dem Reiche Gefahr bringen. Er räth dem jungen König, in ſein Reich zurück zu kehren, damit er den Streitigkeiten vorbeuge, die von ſeinen Brüdern der Thronfolge wegen ihm erregt werden könnten. Der argloſe Jüngling thuts, nicht die Zweydeutigkeit, die darunter verborgen lag, ſondern nur ſein Beſtes wahrnehmend in dem Rath des erfahrnen weiſen Mannes. So hat die menſchliche Gebrechlichkeit, dem Mißtrauen und Argwohn Raum gebend, ſich immer um die Gelegenheit gebracht zur Ausführung großer Dinge!

Attila, nach dem Abzuge der Weſtgothen ſeines Wunſches theilhaftig, die Feinde getrennt zu ſehen, und durch die lange Ruhe, die man ihm ließ, ſicher gemacht, ſchickte ſich an zur Unterdrückung des römiſchen Reichs. Er brach 452 in Italien ein, zerſtörte Aquileja, eroberte Mayland, plünderte, raubte, der Bürger Eigenthum, wie des Staates öffentliche Schätze, und verheerte Alles aufs grauſamſte. Rom ward durch Leo des Großen wunderbare Geſandtſchaft gerettet. Durch ſie bewogen ging Attila hinter die Donau zurück, ſtarb aber bald nachher, mitten unter den Freuden ſeiner Vermählung mit Ildico. Sein Tod wurde den Himmliſchen als große Wohlthat angerechnet; und auf andere Weiſe konnte auch kein Scythiſches Volk von der Herrſchaft der Hunnen wieder losgeriſſen werden, als durch dieſen für alle Nationen, vorzüglich für die

Römer so erwünschten Tod des Attila, der so nützlich war, als sein Leben bewunderungswürdig.

Attila's Reich zerfiel bald durch die Streitigkeiten seiner Söhne, die, weil sie alle herrschen wollten, insgesammt die Herrschaft verloren. Sie glaubten nähmlich die schlechthin von ihrer Willkühr abhängigen Länder durchs Loos unter sich theilen zu können — streitbare Könige mit ihren Völkern wie eine Dienerschaft! — aber Ardarich, der Gepidenkönig, den es verdroß, daß so viele Nationen nach Art der gemeinsten Sclaven behandelt werden sollten, lehnte sich auf gegen sie; tilgte mit glücklichem Erfolg die Schande der Knechtschaft und befreyte nicht nur sein Volk, sondern löste durch seinen Abfall auch die Bande der Übrigen, die auf gleiche Weise gedrückt waren, weil leicht Alle begehren, was für Aller Wohlfahrt gewagt wird. So trennten sich nun die Reiche; es wurden aus Einem Körper verschiedene Glieder, nicht, die bey Eines Leiden gemeinschaftlich litten, sondern die nach Abtrennung ihres Hauptes gegen einander wütheten; und die, welche nie ihres Gleichen gegen sich gefunden, zerrissen und zerstörten sich selbst, die tapfersten Nationen durch gegenseitige Wunden. Nach einem harten, schweren Kampfe blieb den Gepiden der Sieg; es wichen die Hunnen, vor denen Alles bisher weichen zu müssen schien. Solch eine verderbliche Sache ist Uneinigkeit, daß getrennt nun fielen, die vereint an Kräften Schrecken verbreiteten.

So Jornandes, der Römer! Will man Attila kennen lernen in seinen Verhältnissen gegen die Byzantiner, so lese man, was Priscus als Zeuge davon ausführlich erzählt.

Attila, schrieb er, verwüstete das östliche Reich, und erpreßte so unermeßliche Summen, daß aller Wohlstand durchaus zu Grunde ging, daß die Reichsten in Byzanz den Schmuck ihrer Frauen sammt ihrem Hausgeräth öffentlich feil bieten mußten, ja aus Verzweiflung sich das Leben nahmen. Es wurden zwar Verträge mit ihm geschlossen, wobey man sich anheischig machte, gewisse Summen jährlich ihm zu bezahlen, allein der Unbegnügte erneuerte seine Forderungen und steigerte die Summen, so oft es ihm gefiel, und nöthigte die Erschöpften durch Androhung des Kriegs immer härtere Verpflichtungen einzugehen. Die Römer stellten sich freylich, als schlössen sie willig diese Verträge, sagt Priscus, allein es zwang sie die Noth, denn so übermäßig war die Furcht ihrer Regenten, daß sie jedes Geboth, wie hart es war, sich gefallen ließen, um nur des Friedens theilhaftig zu werden. Attila, mit Verachtung sehend ihre Fügsamkeit und den Eifer, den sie bewiesen, aus Furcht, daß die Verträge von ihm gebrochen würden, schickte, wem er von seinen Freunden Gutes erzeigen wollte, zu ihnen, Ursachen und Vorwände nichtig ersinnend. Sie aber gehorchten jedem Geboth, und betrachteten als den Befehl ihres Gebiethers, was er auch vorschreiben mochte. Denn sie scheueten nicht nur, den Krieg zu erneuern mit ihm, sondern fürchteten auch die Parther, die in Rüstungen eben begriffen waren. Demüthig daher sich erniedrigend, verehrten sie den Attila, und bewogen ihn dadurch, nur desto übermüthiger sich zu beweisen. Stolz in Gang und Blick, mit unveränderlicher, nie verzogener Miene, und nichts sagend oder thuend, wobey das geringste Lächeln sich verrathen hätte, lieh er doch gern der Schmeicheley sein Ohr, auch wenn sie auf die niedrigste Weise sich in Ausdrücken ihrer leeren Huldigung erschöpfte. So rettete ein Scythischer König, da Alles um ihn her von Attila unterjocht wurde, sein Land und seine Herrschaft, indem er mit gehäuchelter Ehrfurcht sich weigerte, vor ihm zu erscheinen. „Schon die Scheibe der Sonne, sprach er, darf niemand ohne Schmerzen ansehen, wie viel weniger das Angesicht des größten Gottes!" Verdiente aber nicht eine solche Verehrung mit göttlicher Gnade von ihm erwiedert zu werden? — Mit stolzer Eitelkeit befahl Attila den Römern, ihm Gesandte zur Ausgleichung der Mißhelligkeiten zu schicken, aber nicht Männer, wie sie gerade vorkommen möchten, sondern die vornehmsten der mit Consulwürde bekleideten. — Welche Stadt rühmte er sich den Byzantinern ins Angesicht, oder welche Burg möchte von ihnen erhalten werden, deren Eroberung er beschlossen habe! — Krieg oder Leistung des Geforderten habe man zu wählen, war gewöhnlich die schnöde Antwort, womit er die Gesandten beyder Reiche zurückkehren ließ. — Als Priscus einst mit seinen Gefährten sich wunderte über die sinnlose Frechheit des Mannes, erwiederte Romulus, ein weiser, vielerfahrner Römer: Sein außerordentliches Glück, und die durch dieses Glück erlangte Macht hätten ihn so überhoben, daß er nicht mehr Rücksicht nehme auf Vorstellungen der Gerechtigkeit, wenn er nicht glaube seinen Vortheil darin zu finden. Noch nie sey von irgend einem Beherrscher Scythiens oder eines andern Landes so Großes in so kurzer Zeit vollbracht, aber dennoch strebe er mit rastloser Seele nach Zuwachs des Gegenwärtigen, und suche immer mehr seine Herrschaft zu vergrößern. Es würde ihm wenig Mühe kosten, noch andere Nationen sich zu unterwerfen und zinsbar zu machen, da er eine streitbare Macht besitze, der kein Volk widerstehen möge; aber es sey zu fürchten, wenn man es zulasse, daß er nicht als Freund, sondern als Unterdrücker zurückkehren, und auch der Römer sich nicht enthalten werde, die seine Herrschaft begränzten; das er vielmehr in seinem Stolz als Dienende sie betrachtend, noch Schwereres, ja völlig Unerträgliches ihnen auflegen werde."

Bitter klagt über den damahligen Zustand der Römer, im Gespräch mit Priscus, ein Grieche, der aus Unmuth über den Verfall seines Vaterlandes unter den Hunnen selbst sich angesiedelt hatte. So leicht, sagt er unter andern, werde man bey den Römern im Kriege gefangen genommen, da man auf Andere die Hoffnung seines Heils setzen müsse; da wegen der Strenge der Gebiether nicht allen erlaubt sey, die Waffen zu führen, und denen, welche sie führten, die Schnelligkeit ihrer Feldherrn zum Verderben gereiche, als welche unfähig wären, den Krieg zu ertragen. Noch schmerzlicher, als diese Übel des Kriegs, sey, was im Frieden einem widerfahre; daß nähmlich nicht für Alle Ein Gesetz gelte; daß so verschiedene Anwendung davon gemacht werde; daß der Reiche, Vornehme oder Klügere sich so leicht ihm entziehen könne und dergleichen. Priscus rechtfertigt die Verfassung und zeigt ihm, wie weise und rechtschaffene Männer die Erfinder derselben gewesen, wie aber keinesweges die Mißbräuche ihnen angerechnet werden dürften, die in schlimmeren Zeiten sich eingeschlichen. Jener, überzeugt dadurch, antwortet mit Thränen: „Wohl sind die Gesetze schön und ist die Verfassung der Römer gut, aber die Fürsten, nicht denen vor Alters gleichgesinnt, verderben sie."

Erklärung.

Meine ämtliche Bestimmung als Intendant des achten Armeecorps, in Tyrol und Vorarlberg, hat mir eine Reihe der gehässigsten Schmähungen zugezogen, die ich während des Krieges, als eine gewöhnliche Folge desselben, meines damahligen schwierigen Standpunctes und dessen ansah, was dort, trotz vieler Hindernisse und geringer Mittel dennoch geleistet worden ist.

In solchen Aufträgen darf einem treuen Diener, auch der Muth nicht versagen, seine Brust den giftigen Pfeilen der Verläumdung bloß zu stellen! — Nach dem Kriege haben bestimmte und allbekannte Befehle, dem Geschäftsmann, wie dem Schriftsteller untersagt, innerhalb der Gränzen des Friedens, Federkriege noch fortzusetzen. Dennoch gewahrt man in einigen bayerischen Zeitungen (aber auch nur in diesen und stäts unter dem schmählichen Mantel der Anonymität) noch immer wiederhohlte Zuckungen einer unglücklichen Rache, die in eben so niedrigen als lächerlichen Erdichtungen, einen verachtungswerthen Nothbehelf sucht.

Die Zeit der Feindseligkeiten ist vorüber. Trotz solcher einzelnen Convulsionen des Parteygeistes, wird auch der Krieg von 1809 mit allen seinen Episoden, bald der Geschichte angehören, die ohne Rücksicht auf zufälliges Gelingen oder Mißlingen, — Willen, Kraft und Ausdauer würdiget. Dem Krieg im Tyrol und den innern Ursachen und Personen, die ihn herbey führten, ja gerade so erzwangen, wird eben so wenig eine pragmatische Geschichtsbeschreibung ausbleiben, als der Kampf der ersten Eidgenossen, der Geusen, und der Schritt der Häuser Wasa und Braganza zum Thron, ihren Müller und Schiller, Celsius und Vertot gefunden haben. — Dieser Augenblick ist nicht mehr so ferne, um ihn nicht mit Ruhe und Bewußtseyn zu erwarten.

Wien, am 8. Februar 1810.

Joseph Freyherr von Hormayr,
k. k. Hofrath, Director des geheimen Archivs, Ritter des Leopoldsordens.

Miscellen.

In Nro. 15 und 16 dieser Blätter wurde einer für die Muselmänner sehr ängstigenden Prophezeihung erwähnt, welche ihnen den baldigen Untergang ihres Reiches durch die Russen (ein Volk aus Norden) weissaget. Merkwürdig ist dabey, daß sich jene niederschlagende Prophezeihung so lange erhalten konnte, und selbst während einer Zeit, da der halbe Mond noch siegreich um alle Ufer des schwarzen Meeres ging, die Moskowiten in ihre schwarzen Wälder zurückschreckte, und furchtbar selbst bis unter den Mauern von Wien glänzte, zum Grausen gesammter europäischer Christenheit.

Aber diese prophetische Sage ist nun beynahe ein Jahrtausend alt; sie ist älter, als das türkische Reich selbst. Die Muselmänner haben sie von den Griechen nur geerbt, welche sie einst unterjochten.

Schon im Jahre 865 zogen nähmlich die Russen unter Anführung eines Fürsten von Kiow, mit einer Flotte kleiner, elender Fahrzeuge, aus den Mündungen des Borysthenes gegen Constantinopel, um die Reichthümer dieser weitgebiethenden Hauptstadt zu plündern, und in einem Zeitraum von hundert und neunzig Jahren wiederhohlten Ruriks Enkel drey Mahl die gleichen freybeuterischen Heerzüge mit verschiedenem Glück.

Der Muth, die Wildheit, die grausame Raubsucht der Russen, damahls noch Heiden, erfüllte das christliche Constantinopel jedes Mahl mit tödtlichem Schrecken. Auch der griechische Kaiserhof, an welchem nur Eunuchen, Beyschläferinnen und Mönche herrschten, wagte es selten durch Waffen, desto öfter durch Unterhandlungen und freygebige Anerbiethungen von Gold, Silber und Seide die Barbaren zurück zu weisen.

Das Andenken dieser theuer erkauften Schande, und des Schreckens, welchen die zügellosen Horden der mitternächtlichen Wüsten in der Brust der weiblichen, entnervten Griechen zurück gelassen hatte, begünstigte nun die Verbreitung einer um diese Zeit entstandenen Pöbelsage. Man erzählte sich nähmlich, auf dem Markte zu Taurus stehe eine eherne Bildsäule, welche einen unbekannten Helden zu Pferde sitzend vorstelle. Am Fusse dieser Bildsäule sollen in dunkeler Schrift die Worte gestanden haben: daß die Nationen vom Borysthenes, die Russen, in den letzten Tagen Herrn von Constantinopel werden würden.

Daß eine solche ritterliche Bildsäule dort vorhanden gewesen sey, von der man aber nicht wußte, ob sie einen Josua oder einen Bellerophon vorstelle, ist aus den Schriftstellern damahliger Zeiten bekannt. Sie wurde nachmahls von den Lateinern niedergerissen und eingeschmolzen. Eben so bezeugen jene Schriftsteller des eilften und zwölften Jahrhunderts den Glauben des griechischen Volks an die mit dieser Statue verknüpfte Weissagung.

Ob nun gleich nicht die Russen, sondern eine aus dem Innersten Asiens hervorströmende Nation, die Türken, das griechische Reich zerstörten, und die Ehre der Prophezeihung retteten, blieb doch die Sage ungeschwächt, ging aus dem Munde der Überwundenen in den Mund der Sieger über, und erhielt sich bis auf den heutigen Tag.

Hätte auch wirklich diese Weissagung, als Weissagung, für uns nicht den mindesten Werth: so bleibt doch ihr Alterthum, die Geschichte ihres Ursprungs und ihrer Fortpflanzung, für den philosophischen Beobachter des Menschengeschlechts anziehend.

Als die ersten Spanier in das neuentdeckte Amerika eindrangen, begegneten sie ähnlichen prophetischen Volkssagen über ihre Erscheinung.

Der genialische Bülow hat dieser düstern Sage sogar einen förmlichen Operations-Plan unterlegt, und ihr Farbe und Leben gegeben. In den kurz vor seiner Arretirung herausgegebenen „Blicken auf zukünftige Begebenheiten, auf keine Prophezeihung" sagt er in der Vorrede: „Rußland hat nie verstanden, den Krieg gegen die Türken zu führen. Ich würde Constantinopel von Kleinasien her erobern. Ich würde von Terek mit einer Armee von 60,000 Mann, wenn es eine solche in Rußland gibt, abziehen, zuerst den Kaukasus unterwerfen oder die Zirkassier. Dieß wäre die halbe Arbeit. Durch sie würde ich mich mit einer vortrefflichen Reiterey verstärken. Dann ginge der Zug nach Anapa. Man erobert diese Festung. Dann längs dem schwarzen Meere, wo die Flotte cooperirt, nach Constantinopel. Man erscheint auf der Seite von Kleinasien, das man sich unterwirft, bey dieser Stadt. Man schickt vom Kaukasus eine Colonne durch Armenien an den Euphrat. Diese unterwirft Syrien und Palästina. Constantinopel erobert, fällt das Reich aus einander, weil es an einem Mittelpunct fehlt. Dieß ist eine strategische Umgehung der rechten Flanke der Türken."

.....

Man bewunderte so oft das Urtheil des weisen Königs Salomo, wodurch er die echte Mutter des lebendig gebliebenen Kindes auf dem psychologischen Wege, da ihn der juridische verließ, zu entdecken wußte. Er traute der natürlichen Anregung des Muttergefühls. — Kaiser Claudius, dessen Unfähigkeit oft zum Gespötte seiner Zeitgenossen geworden war, tritt Salomo in einem ähnlichen Urtheil an die Seite. Eine Frau wollte einen Jüngling nicht als Sohn anerkennen. Die Beweisgründe waren auf beyden Seiten zweifelhaft. Claudius, rechnend auf die geheime Wirkung des Abscheu's vor anerkanntem Incest, befiehlt, daß die Frau den Jüngling heirathen soll, und diese bekennt sich als Mutter. (Sueton. Claud. c. 15.)

Vigneul de Marville erzählt, (in seinen Mélanges d'histoire et de literature) von Gefangenen, die sich über den Verlust ihrer Freyheit mit den Musen trösteten, vergißt aber die auffallendsten Beyspiele. Er sagt nichts vom Jüngling Juba, der im Triumphe nach Rom geführt, alle Römer an Weisheit und Tugend übertraf, und — so schätzen ihn seine Feinde — ein Schwiegersohn ward von Antonius und Cleopatra, diesem Spielballe des Glücks. Er sagt nicht, wie dieses liebenswürdige Paar, verstoßen vom numidischen und ägyptischen Throne, doch seine Tage durch Studium der Wissenschaften und Prüfung der Schönheiten der Natur zu verschönern wußte. Er gedenkt nicht der schönen Königinn von Palmira, Zenobie, die, nachdem sie der Welt das vollkommenste Modell der Tugenden, der Grazien, des Heroismus in sich aufgestellt hatte, und vom stolzen Aurelian besiegt und gefangen worden war, auch in der Gefangenschaft ihren Hochsinn, ihre Sanftmuth, ihre Liebe für die Wissenschaften beybehielt, und in den Augen ihrer Widersacher bis an ihren Tod ein Gegenstand der Bewunderung blieb. Nicht des großherzigen Königs erwähnt er, der im Kerker den in seiner religiösen Einfachheit so energischen Hymnus sang: Vexilla regis prodeunt.

Die Beschränkung des Körpers erweitert den Geist des Edeln, und begabt ihn mit einer Kraft, die er im Schoße des Glücks, in den Genüssen der Freyheit kaum ahnt. Ludwig XII. zeichnete sich in seiner Jugend keineswegs durch Geistesgaben aus. Er ward am Tage von St. Aubin geschlagen, zu Bourges in einen Thurm verschlossen, und aller Vergnügungen beraubt. Er fand Bücher; es sagte in seiner Seele; ein ihm bisher ganz fremdes Interesse bemächtigte sich sein; die besten Schriftsteller klärten ihn auf, sein Geist und Charakter bildeten sich, und der Vater des Volks ward auch ein Freund der Weisen.

Der älteste Sohn des Connetable Anne de Montmorency bath, als Gefangener des tapfern Philibert Emanuel von Savoyen, um einige Bücher zu Vertreibung der Langenweile. Er wußte nicht eigentlich, was er bath; denn sein unwissender Vater hatte ihn kaum im Lesen unterrichten lassen. Der junge Krieger, durch Noth gezwungen, vervollkommte sich allein, zog aus den Büchern großen Nutzen, und sein Geschmack am Wissenschaftlichen wuchs in der Freyheit immer mehr.

Der Großvater des großen Turenne schmückte sich, als Gefangener des Herzogs von Parma, Alexander Farneſe, seinen Kerker mit vortrefflichen Werken aus, schrieb eine gründliche Abhandlung über die Kriegskunst, und hinterließ lobenswerthe Denkwürdigkeiten.

Der berühmte Marquis von Pescara, einer der Feldherren Carl des V., durch seine Heldenthaten und Galanterie gleich bekannt, wurde von den Franzosen nach der Bataille von Ravenna gefangen, und weihte in seiner Verhaftung ein erotisches Werk der Muse, die ihn begeisterte — seiner Gattinn Victoria Colonna.

Die Königinn Margaretha, erste Gemahlinn Heinrichs IV., ergab sich in ihren Zimmern des Louvre, die sie nicht verlassen durfte, der Lectüre, und verfaßte nachher in ihrer Abgeschiedenheit auf dem Schloße Carlat, in Auvergne, ihre Memoires, die feinste Apologie ihrer weiblichen Verirrungen.

Carl I. schrieb im Gefängnisse von Holmby sein Leben mit politischen Reflexionen, welche er seinem Sohne zueignete, und deren Scharfsinnigkeit man mit jenen des Tacitus vergleichen will.

In der Bastille setzte Marschall Bassompierre seine Memoires auf, deren Interesse und Eleganz unverkennbar ist.

In seiner Gefangenschaft, und in seiner Eingezogenheit zu Commercy brachte Cardinal von Retz seine im Geiste Sallusts geschriebene Geschichte zu Stande.

Boetius, eine der größten Zierden des sechsten Jahrhunderts, ward vom grausamen Theoderich zu Pavia eingekerkert. Eh' er das Blutgerüste bestieg, hinterließ er der Welt seinen Trost der Philosophie, ein Werk, was noch die Leiden mancher unglücklichen Dulder versüßt.

Grotius schrieb seine schönsten Bücher in Fesseln, und Buchanan seine Paraphrase der Psalmen Davids im Thurm eines Klosters in Portugall. Pelisson lernte während seiner fünfjährigen Gefangenschaft Theologie, Philosophie und Griechisch. Hieronymus Magius schrieb, als türkischer Gefangner, ohne Buch, aus dem Gedächtnisse zwey gelehrte Abhandlungen: de Tintinnabulis und de Equuleo. Man behauptet auch, Cervantes habe auf einer algierischen Galeere seinen Don Quixote geschrieben.

.....

„Ein Weinstock gilt in meinen Augen mehr, als eine Säule," sagt der Chev. de St. Pierre, „ich würde stolzer darauf seyn, mein Vaterland mit einer einzigen nahrhaften Pflanze, als mit Scipio's Silber-Schild bereichert zu haben."

Die Erfindung des Compasses und der Buchdruckerey, die Entdeckung der Erdäpfel und der Schutzblattern sind das Wichtigste, was die neuere Geschichte, von Sterblichen gethan, erzählt — alles andere ist daneben ephemerer Tand, und die Wirkung der größten Kriegs- und Friedensthaten wird durch die Thaten späterer Tage immer wieder vernichtet, oder kaum bemerkbar. Die Rennbahn zur Unsterblichkeit ist zu stark besucht; die Fußstapfen der Vorfahren in dem olympischen Staub (Horat. Od. I.) werden von der wenigen Menge der Nachfahren bald zertreten.

Ohne die Entdeckung der Erdäpfel wäre die Entdeckung von Amerika wenig werth gewesen; denn außerdem hat letztere dem menschlichen Geschlecht eben so viel Unheil, als Heil gebracht. Nur sie sind das sichere Bollwerk Europens gegen Hungersnoth, gegen Pestilenz und Entvölkerung.

Der Apotheker Parmentier bey den Invaliden in Paris gab zu Ehren der Erdäpfel einen Erdäpfelschmaus, wie man noch keinen gesehn. Bey diesem Diner trug man zwey Potagen, zehn verschiedene Schüsseln, und zwey Platten zum Desert auf — alles von Erdäpfeln, aber alles anders zugerichtet. Auch zwey Sorten Brod von Erdäpfeln waren dabey. Nach Tische servirte man Erdäpfel-Kaffeh, und Liquer aus Erdäpfeln gebrannt.

.....

Manchem Freunde der Statistik, der Lieblingswissenschaft unserer Tage, ist es vielleicht eine eben so unerwartete, als angenehme Erscheinung, an der Spitze der Statistiker, Roms ersten Kaiser zu finden. Tacitus (Annal. I. II.) zeigt ihn uns von dieser Seite, indem er erzählt: „proferri libellum recitarique iussit (Tiberius). Opes publicae continebantur: quantum ciuium, sociorumque in armis: quot classes, regna, prouinciae, tributa, aut vectigalia, et necessitates ac largitiones: quae cuncta sua manu perscripserat Augustus." Sueton nennt diese Statistik Rationarium imperii und Breuiarium imperii, und gibt damit die echt römischen Nahmen für die Bezeichnung dieser Wissenschaft an. — In der Barbarey des Mittelalters, erscheint als die allererste Spur, Statistik und Staatsgelehrheit practisch zu verbreiten, der von Baco dem brittischen König Heinrich vorgelegte, aber nicht ausgeführte Plan: die der Stiftung angehörigen so genannten Königsstudenten (Pensionairs, Stipendisten) die theoretische und praktische Rechtswissenschaft, Latein und Französisch lernen, die auswärtigen Angelegenheiten bey den englischen Gesandten studieren, und zugleich von ihnen die Historie bloß in Beziehung auf Staatshändel schreiben zu lassen.

Zwar trat nach dem 30jährigen Kriege in den deutschen Unterrichts-Anstalten überhaupt eine heilbringende Revolution ein, aber seit 1727 Preußens Friedrich Wilhelm I. zu Halle und Frankfurt an der Oder ökonomische Lehrstühle stiftete, wurde durch das damahls viel umfassende Wort: Ökonomie: der ganzen practischen Politik der Zugang zum Universitäts-Unterrichte geöffnet. Es sammelte sich ein beträchtlicher Vorrath brauchbarer Schriften in allen Fächern der gesammten Staatsgelehrsamkeit und nach der Hälfte des XVIII. Jahrhunderts brachen Achenwall in Göttingen, und der Hamburger Bielefeld, als Lehrer des Prinzen Ferdinand vom großen Friedrich barenisirt, das Eis in der Wissenschaft, welche schon Cicero und Tacitus wenigstens in so ferne kannten, als sie die Übersicht der äußeren Macht des Staates im Verhältniß gegen andere ist. Conring hielt zu Helmstädt die ersten Vorlesungen darüber.

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 26. und Mittwoch den 28. Februar 1810.

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeineren Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Mann sich zu nahern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe ertragt freye Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die satyrischen Soldatenlieder: und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt, Freude und Leben.

Johann von Müller.

(25 und 26.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

(Fortsetzung.)

20.

Als ein wichtiger Beytrag zur Geschichte des 1529 zu Cambray geschlossenen, in Nro. 15 und 16 dieser Blätter bereits erwähnten Damen-Friedens, und des damahls noch immer herrschenden Geistes des Ritterthums, müssen ganz vorzüglich die Ursachen angesehen werden, welche die Herzoginn von Savoyen, Margarethe Statthalterinn der Niederlande in einer dem Herrn von Rosambés des Barres gegebenen Instruction d. d. Mecheln am 3. Jänner 1529 an den Kaiser anführt, warum nur von Damen ein dem beyderseitigem Interesse angemeßner Friede unter den damahligen Verhältnissen und Umständen geschlossen werden könne?

„Der Frieden kann aus mehreren Ursachen, nur allein von Damen geschlossen werden:"

1) „Sagte und schrieb man sich solche Bitterkeiten, und Vorwürfe, und schimpfte von beyden Seiten so sehr, daß Groll und Haß unvermeidlich waren. Man schlug sich deshalb auch mit solcher Erbitterung, daß keiner von den beyden Souverains mit Anstand der erste seyn kann, der von Aussöhnung und Beylegung spricht, zumahl der Kaiser den französischen König sogar zum Zweykampfe gefordert hat. Wie leicht hingegen ist dies für Frauen? wie ungesucht und natürlich zugleich, daß sie aus eigenem, freyen Herzens Antriebe dem allgemeinen Ruin der Christenheit vorzubauen suchen, und daher eilen den ersten Schritt zu einer solchen Vermittlung zu thun?"

2) „Der Friede läßt sich nur denken, wenn man sich gegenseitig alle Unbilden verzeiht, und selbe auch vergißt, wenn man den ganzen Kampf, und die deswegen erschienenen Schriften als vernichtet betrachtet. Das kann von den beyden Fürsten nicht geschehen ohne ihr Kostbarstes, die Ehre, zu verletzen. Die Damen hingegen können sehr wohl das allgemeine Beste der Völker dem gegenseitigen Hasse, den gespielten Ränken, und der Privatrache vorziehen."

3) Unterhandelt der König von Frankreich selbst mit dem Kaiser, so muß er für seine Alliirten und Theilnehmer die Venezianer, Florentiner, und den Herzog von Bar weit mehr Rücksicht nehmen, und er könnte sich über diese Puncte nie ohne seine Ehre dabey einzubüßen mit dem Kaiser vereinigen. Führt hingegen die Dame von Angoulesme seine Mutter die Sachen, so kann er sich immer entschuldigen. Den nähmlichen Vortheil hat der Kaiser bey jenen, welchen dieser Friede nicht nach ihrem Verlangen ist.

4) „Wenn man den Papst, England, oder wen immer sonst außer den gedachten Damen zu Vermittlern wählte, so ist es wahrscheinlich, daß sie nur ihren eigenen Vortheil dabey suchen würden, ja vom König von Frankreich und vielleicht sogar vom Kaiser ein Stückchen Landes für ihr Vermittlungswerk begehren, welches zum Theile schon die großen Anerbiethungen zeigen, gegen die der Kaiser bereits früher dem König von England, und den Cardinälen den Antrag gemacht hat, die Mediation zu übernehmen, da hingegen die gedachten Damen nur das gemeinschaftliche Interesse, und die Vereinigung der Fürsten zum Zwecke haben können, die Herzoginn von Angoulesme, die leibliche Mutter des Königs und die Statthalterinn der Niederlande die Tante des Kaisers, den sie als Sohn und Erben betrachtet und liebt."

Ein ähnlicher Zug der Chevallerie und des Hochgefühles der Unverletzlichkeit von Fürstenehre und Fürstenwort, liegt in folgender Stelle des Vertrages von Brüssel, 3. Dec. 1516.

Item et combien que les venissiens pretendent les places de Rif et Rouuret, estre du dit veronnois, Neantmoins le dit Sr. Roy tres chretien praut à sa charge de faire

condescendre ceux de la dite seignerie a ce quil's demeurent au dit empereur en semble ce quil tient a present au Friol retenant aussi par eulx ce quils y tiennent. *)

Um das Ansehen des K. Maximilian zu schonen, hatte nähmlich selber Verona seinem Enkel dem katholischen Könige Carl zu überlassen, dieser aber das Veronische an den König Franz von Frankreich abzutreten, welcher selbes sodann erst den Venezianern zurück stellte.

K. Franz hatte dem Kaiser hiefür 200,000 Sonnen Kronen in Gold zu entrichten. Maximilian wollte nähmlich mit einem Gouvernement durchaus nichts mehr unmittelbar zu thun haben, das einst den Rebellen von Brügge, die ihn gefangen hielten, geantwortet: „Uomo mortuo non fa più guerra" und das in einer geheimen Versammlung des Zehnerrathes (in secretis secretissimis consilii decem) seine Vergiftung durch den Minoriten, Bruder Johann von Ragusa abgeschloßen hatte.

Aus dem Schreiben Carl V. an Max. vom 6. December 1516 ist zu ersehen, daß der Kaiser auch die Abtretung von Peutelstein und Kosel (zweyen Gränzfesten des Cadober- und Brenta-Thales gegen Tyrol) dem Vertrage eingeschlossen wissen wollten, die französischen Bevollmächtigten entschuldigten sich aber mit dem Mangel an Vollmacht, und man traf das Einverständniß, daß diese zwey Vesten in dem allgemeinen Ausdruck, daß jeder Theil im übrigen das Eroberte behalten könne, begriffen seyn sollen: Considere quant aut dites deux places, que par le traicte ainsi qu'il est couchie vous les deux retenir veu que vous les tenez.

Übrigens ist dieser Vertrag von Brüssel in keiner Sammlung; jedoch wird selber im Vertrage von Cambray vom 11. März 1516 — 1517 im Allgemeinen angeführet.

*) Wirklich condescendirte Venedig auch durch nachfolgende Erklärung: Leonardus Lauredanus Dei gratia Dux Venetiarum etc. etc. Cum in Capitulis et Articulis Tractatus pacis, et Confoederationis nuper in Civitate Bruscellarum tractatis, conclusae, firmatae, ratificatae, inter Caesaream Majestatem serenissimi et excellentissimi Dni Dni Maximiliani, Divina favente Clementia Imperatoris semper Augusti etc. etc. serenissimum Principem Dnum Franciscum Dei Gratia Francorum Regem Christianissimum etc. etc. Medio et Interventu serenissimi Principis Dni Caroli eadem Gratia Castellae, Legionis etc. etc. Regis Catholici. Ad ea, quae de Consignatione Veronae et Veronensis Conventa fuere, praefatus Christianissimus Rex promiserit, et quamquam nos praetendamus terras et loca Ripparum (Riva am Gardsee) et Rovereti (Roveredo) esse territori Veronensis, nihil ominus terrae et loca praedicta ex Consensu nostro remanebunt praelibate Imperiali Cesareae Majestatis (als Bestandtheile Tyrols) et ea similiter, quae praefata Majestas tenet in foro Julii et nos pariformiter tenemus quidquid in ipso foro Julii tenemus. Nos quamvis praedictas terras et loca per Centum et amplius annos possedimus, attamen in honorem praefatae christianissimae Majestatis, quae ad id Consensum nostrum ita promisit, nec non in Gratificationem praefati serenissimi Catholici Regis, cue capimus gratificari, quam maxime autem in Reverentiam praelitatae Caesareae Majestatis, quam summa semper observantia et mivotione pro sequuti sumus, praecenasatam Christianissimi Regis Promissionem ut supra factam cum senatu nostro acceptavimus, laudavimus, approbavimus et ratificavimus; ac Tenore praesentium acceptamus, laudamus, approbamus, et ratificamus, promittentes hunc nostrum Senatusque nostri Consensum Approbationem et Confirmationem inviolabiliter observare.

In quorum omnium fidem et Evidentiam pleniorem praesentes patentes litteras nostras fieri jussimus et Bulla nostra plumbea pendente muniri. Datum in nostro Duculi Palatio die VI. Januarii Indictione quinta MDXVI.

21.

Philipp II. wird uns gewöhnlich als ein Wüthrich geschildert, welcher die Verfolgung der Ketzer mit einer düstern Leidenschaft trieb: sein Vater, Kaiser Carl, vergoß nach dem gemeinen Urtheil nur bisweilen, aus politischer Rücksicht, evangelisches Blut. Beyde handelten nach fester, innerer Überzeugung, Carl jedoch mit großer Mäßigung. Der österreichische Plutarch enthält manches Belege dazu. Überhaupt haben sich spanische Könige in der Religionsangelegenheit nie schwankend und trügerisch bewiesen, wie die Französischen und andere; sie haben nie in ihrem Erblande sich mit einer Larve gezeigt, um den Evangelischen auswärts Hoffnung zu einer Verbindung mit ihnen zu lügen.

Hätte Carl länger regiert: so würde er nicht weniger grausam, als sein Sohn Philipp, wider die Ketzer gehandelt haben. In ihm waltete der Haß wider dieselben darum noch lebendiger, weil am Ende seiner Herrscherbahn ihm klar werden mußte, wie eben die neue Lehre zur Vernichtung seiner besten Plane das meiste beygetragen hatte. Den Verdruß, welchen ihm die deutschen Protestanten in so großem Maaß, und bis zur äußersten Fülle in den letzten Jahren, verursacht hatten, vergaß er auch in der klösterlichen Einsamkeit nicht, wohin er sich von der Weltherrschaft zurück gezogen hatte. Ihn suchte er den Glaubensbrüdern in seinen Erblanden zu vergelten, da er Jene nicht mehr mit seiner Rache erreichen konnte. Doch ist wahrscheinlich, daß er dabey rein politisch zu handeln glaubte.

Wenige Monathe, ehe Carl von Genuß und Arbeit erschöpft, sein Leben endigte, ward es ruchbar, wie der Lutherische Glaube auch in Spanien Beyfall finde. Zwey Dominikaner, aus alten Geschlechtern entsprungen, verbreiteten denselben mit einem kühnen und schwärmerischen Gefühl, und die Weiber gaben ihnen besonders Gehör. Als der Kaiser dieß vernahm, ermahnte er die Inquisitoren und alle Obrigkeit zur Wachsamkeit und unerbittlichsten Strenge gegen die einreissende Glaubenspest. Ehe indeß die Untersuchung zum Ziel geführt werden konnte, übermannte ihn gänzlich die tödtliche Schwäche, und sterbend fügte er zu seinem Testament noch diesen Anhang:

Es ist kundbar, wie ich zur Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen Betrug und Laster der Ketzer vielfache und große Arbeit mit Gefahr meiner ganzen Wohlfahrt bestanden: Schwere Krankheiten haben mich deshalb überfallen, und da ich ihnen jetzt erliege, will ich noch einmahl, wie ich schon, im Testament gethan, mit meinem geliebten Sohn Philipp, der es weiß, was katholischer Glaube ist, über diesen Gegenstand reden. Ich ermahne, ich warne, ich beschwöre ihn, ja ich befehle ihm nach meinem väterlichen Rechte, daß er, wovon Spaniens ganzes Heil abhängt, mit der äußersten Strenge, ohne Ansehn der Person, das Verbrechen der Ketzerey bestrafe, daß er keinem Gnade angedeihen lasse, daß er den Behörden, den Gerichten, einen festen und freyen Gang deshalb unge-

kränkt erhalte. So wird er gegen Gott und den katholischen Glauben seine Pflicht leisten, und Gott wird ihn segnen. Mir aber, seinem Vater, hat er noch eine angenehme, die liebste Wohlthat erwiesen.

Eine der unzähligen Folgen dessen, daß die Geschichte der Österreichischen Fürsten fast immer nur von ihren politischen oder religiösen Widersachern geschrieben wurde, war auch der Irrwahn, kraft dessen man so vieler entgegenstehender Thatsachen ohngeachtet, Carln V., seinen Bruder Ferdinand, ganz vorzüglich aber Maximilian II. und mehrere ihrer vorzüglichsten Minister und Feldherrn, zu eifrigen, wiewohl heimlichen Lutheranern machen wollte. — Wie insbesondere der übrigens so sanftmüthige und überaus duldsame Ferdinand, für Sich und die Seinigen von der neuen Lehre dachte, mögen insbesondere die zwey nachfolgenden Actenstücke bezeugen:

König Ferdinand an seine Schwester Marie, Königinn von Hungarn. Ollmütz am 19. Aprill 1527.

„Ich habe (Madame ma bonne seur) den Brief erhalten, durch den Sie so gefällig waren, meine Zuschrift zu beantworten, mit welcher ich Ihnen das Buch Luthers zuschickte. Ich kann mir wohl denken, daß es weder in Ihrer, noch in meiner Macht stehe, Luthern zu verbiethen, zu schreiben was ihm gelüstet, aber dessen bin ich doch gewiß, daß er mir nie ein Buch voll Lobesergiessungen darüber zuzuschreiben wagen wird, als wäre ich der Freund und Schützer jener Lehre; die Er das Evangelium nennt. Indessen zweifle ich nicht, daß Sie als eine weise und christliche Prinzessinn die Gesinnung auch ins Werk zu setzen, wissen werden, welche Sie mir ausdrücken. Ich erspare mir daher alle Wiederhohlungen, nur bitte ich Sie brüderlich Sich in Acht zu nehmen wegen der beyden andern Artikel, worüber Sie mir nicht geantwortet haben; nähmlich, ob Sie denn wirklich seine neuerdings zu Antwerpen gedruckten Bücher lesen und ob Sie wohl auch darüber fest halten, daß ihre Umgebungen sich nicht so aufführen, daß man Sie, geliebte Frau Schwester, auch für gut lutherisch (bonne Lutherienne) halten muß, wie manche anfangen zu reden und zu fürchten. Vergeben Sie meiner Bruderliebe und meinem herzlich gemeinten Eifer und Wir leben ja wahrhaftig in einer Zeit, wo Jeder dazu thun muß, sein Gewissen makellos zu erhalten *). — Damit bitte ich Gott ꝛc. ꝛc.

*) Im nähmlichen Jahre erging ein scharfes Gericht über mehrere lutherische Prädicanten zu Korneuburg, Neustadt, Linz und Wells, und in den Jahren 1525 und 1526 über die evangelischen und wiedertäuferischen Prediger in Tyrol. So wird auch jener ehrwürdige Riese der Vorwelt, die echttyrolische Heldenfigur Georgs von Freundsberg für einen Schüler Luthers ausgeschrieen und (was noch weit sonderbarer ist) das zügellose Betragen der deutschen Lanzknechte bey der Erstürmung Rom's im May 1527 diesem vermeintlichen Hasse ihres Oberanführers Freundsbergs wider das Papstthum zugeschrieben. Auch lassen sie Freundsbergen ganz getrost die Eroberung Roms mit commandiren, da er doch seit der Hälfte März, wo ihn beym Aufstande seines unbezahlten Heeres der Schlag berührt hatte, zu Ferrara krank darnieder lag.

In den beyden vorhergegangenen Jahren war er als „Feldobrister der löblichen gefürsteten Grafschaft Tyrol" der Vollstrecker mehrerer scharfen Decrete wider die Anhänger der neuen Lehre gewesen. Zu Ferrara, nachdem ihm der Schlagfluß auf einige Zeit Sprache und Bewegung genommen und zu Mindelheim, wenige Tage vor seinem Hinscheiden, empfing er die Sacramente nach katholischer Weise, auch machte er sterbend Messenstiftungen in die Pfarrkirche seiner Herrschaft Sterzing.

Freylich hatte er mit seiner freudigen Zutraulichkeit im Saale der hohen Versammlung zu Worms, zu Luther, wie dieser vor den Kaiser und den römischen König, vor alle Kurfürsten des Reichs, vor so viele Herzoge, Fürsten und Bischöfe in die Schranken trat, gesprochen: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzo einen Gang, den ich und mancher redliche Kriegsgesell in unserer schärfsten Mannsschlacht nicht gehabt. Bist du auf rechtem Wege, und bist du deiner selbst gewiß, so fahr' nur fort, Gott wird dich nicht verlassen!" — Aber wie sollte auch jener feyerliche, über Jahrhunderte das Loos werfende Augenblick — und Luther einer Welt Trotz biethend, — nicht Feuer werfen in die leicht entglühende Seele unsers deutschen Guesclin und Bayard, auch da er kein Freund der neuen Lehre und sogar, wenn er Luthers bitterster persönlicher Feind gewesen wäre. -

Derselbe an Dieselbe. — Schweidnitz am 21. May 1527.

„Unter einem erhielt ich auch durch den obgenannten Überbringer (l'Eaque de Laboch) Ihre Antwort. Mit Ihrer Sinnesart Madame! längst bekannt, bin ich über diesen Brief um so ruhiger und lebe der vollen unzweifelhaften Zuversicht, Sie würden sich wirklich so benehmen, wie Sie Sich äußern. Dagegen bitte ich Sie zu glauben, daß die ganze Welt nicht vermögen würde, mir Mißtrauen oder Unwillen gegen Ihre Person einzuflößen und ich halte mich überzeugt, daß bey Ihnen ganz der gleiche Fall sey. — Zwischen Bruder und Schwester darf kein Geheimniß und keine falsche Schonung eine Scheidewand ziehen. — Das Weitere spare ich auf unser Wiedersehen, — — mit Gottes Hülfe hoffe ich bald bey Ihnen zurück zu seyn. — —

22.

Carl liebte den Ruhm, aber nur jenen, welchen ihm fest und laut sein Selbstgefühl zusprach. Ihm war schlechterdings zuwider, was etwa eine bloße eitle Sage zu seinem Lobe geredet hatte. Er liebte die Historie; weil er auf die Nachwelt zu kommen wünschte; aber der Gedanke war ihm unerträglich, daß die Schmeicheley durch Unwahrheit zu seinem Lobe seine Geschichte entstellen möchte.

Er hatte daher seinem Geschichtschreiber Sepulveda befohlen, bey jeder That und Begebenheit seines Lebens, worüber irgend ein Zweifel obwalten könnte, ihn selbst zu befragen, und immer hat er mit einer solchen Religion der Wahrheitsliebe geantwortet, als ob er der Gottheit zur Beichte säße. Der Geschichtschreiber erfuhr einst von einem jungen glaubwürdigen Mann, welcher das Vertrauen Carls in einem hohen Grade besaß, ein Ereigniß, wodurch der Kaiser im schönsten Lichte erschien. Er forschte bey diesem selbst nach, weil ihm die einzige Quelle nicht genügte, und Carl antwortete, daß er von jener Begebenheit gar nichts wisse. Durch langes Nachsinnen kam er auf einige Umstände, wodurch das Mährchen veranlaßt seyn könnte. Nun glaubte Sepulveda, bey des Kaisers vertrautesten Räthen, die um alle Handlungen seines Lebens wußten, weiter nachfragen zu müssen. Aber Carl, welcher fürchtete, diese möchten aus Schmeicheley die Unwahrheit bekräftigen, entgegnete ihm: Hör auf, weiter zu forschen; hier ist gewiß Erdichtung.

Mit gleichem Haß gegen die Verfälschung der Geschichte verwarf er Sepulveda's Gesuch, daß er ihm seine historische Arbeit vorlegen dürfte, um dann wahrzunehmen, was der Kaiser als unrichtig verwerfen möchte; sonst würde er ihn mit Fragen ermüden müssen. „Nimmermehr! war die Antwort; ich will nicht lesen, nicht hören, was über mich geschrieben wird; andere mögen es lesen, wann ich diese Welt verlassen habe." Der große Herrscher kannte das menschliche Gemüth, dessen Urtheil über fremde Handlung und Sinnesart sich leicht durch Furcht und Hoffnung bestimmet. Über ihn sollte die Geschichte ein Todtengericht halten, wann von ihm nichts mehr zu fürchten und zu hoffen war.

Eben diese männliche Denkart über eigenen Werth und seine Würde bewies Carl in seiner Behandlung des berühmten Paul Jovius. Dieser schrieb mit beredtem Geist eine allgemeine Geschichte seiner Zeit. Weil der Kaiser die Hauptrolle in derselben spielte, glaubte er, sich ihm wichtig gemacht zu haben, und eilte nach Bologna während dessen Anwesenheit daselbst. Er kam im Gefolge des kaiserlichen Eidams, Alexanders von Medices: wegen seines geistvollen Gesprächs war er bey der ganzen Mediceischen Familie sehr beliebt. Allein trotz der Bitten seines Eidams weigerte sich Carl, dem Geschichtschreiber ein Geschenk zu verwilligen. Paul Jovius ertrug dies sehr übel. Indem er öffentlich behauptete, die Sparsamkeit sey des Kaisers höchste Tugend, gab er in vertrauteren Zirkeln Aufschluß über dieses Lob, weil er klagte, daß er den Beherrscher von Welten nicht dahin habe bringen können, ihm auch nur einen lahmen Maulesel zu schenken. Dem Kaiser wurde wohl dergleichen hinterbracht. Sonderbar, äußerte er sich, daß Jovius, weil er die Geschichte seiner Zeit schreibet, sich Geschenke von mir glaubt versprechen zu dürfen. Der Leichtsinnige! Eben darin liegt ja der Grund, warum er keine Gunst von mir hoffen darf.

Alles dieses erzählt uns Sepulveda, welcher die Geschichte des Weltenbeherrschers mit einer Liebe für Wahrheit, einem so strengen Gericht über die Fürsten geschrieben hat, daß wir seinem Charakter gänzlich vertrauen können. Überhaupt ist in den spanischen Geschichtschreibern und besonders in den königlichen Historiographen eine so trockene Gerechtigkeit, daß sie dadurch andere Nationen beschämen. Sie begreifen wenig von der Welt, wie überhaupt die spanische Nation keine Kunde von andern Völkern verlangt; aber ihnen ist nie eingefallen, selbst anders zu erscheinen, als sie wirklich sind.

Christian Masseus von Cambray, Lehrer zu Gent, hatte die Geschichten seiner Zeit bis 1540 beschrieben und darin als Niederländer, als Anhänger der Partey seines Souverains, vielleicht auch noch mehr als Hofschmeichler, Carls hartnäckigsten Gegner, den französischen König, mit den härtesten Farben geschildert. König Franz, eben so empfindlich als leichtsinnig, führte darüber bey Carln bittere Beschwerde. Das Werk wurde unterdrückt. Carl ließ den Masseus vor sich kommen. „Warum (so redete er ihn an) seyd ihr denn, ihr guten Litteraten so unverschämt, daß ihr uns Fürsten die Wiederhacken des Hasses und der Eifersucht immer tiefer in's Herz drücket? So wartet doch bis wir todt sind und dann schreibt; wie's euch gefällt, dann werden aber auch Habsucht, Parteywuth, oder andere eigene oder fremde Leidenschaften eure Augen nicht mehr umnebeln, und nur also geläutert, und also niedergeschrieben, kann eine Geschichte ewig leben!"

Über die Ausführbarkeit einer englischen Expedition gegen Kronstadt und St. Petersburg.

Als im Jahre 1807 die russische Politik in der Folge des Tilsiter Friedens plötzlich aus der Allianz mit England zu der mit Frankreich übersprang, und England sich zum Feinde schuf, entwarf das stets mit Plänen fertige Publicum auch sogleich den folgenden Plan:

„England werde und müsse durch Erscheinung einer star-
„ken Flotte in der Ost-See vor Kronstadt und St.
„Petersburg, und durch ein beyde Plätze bedrohendes
„oder wirklich auszuführendes Bombardement, dem russi-
„schen Kabinet andere Gesinnungen aufdringen."

Als vors erste diese Prophezeihung nicht in Erfüllung ging, schloß man daraus auf ein fortdauerndes geheimes Einverständniß des russischen und englischen Kabinets, und als späterhin alle Erwartungen vereitelt wurden, und durch zu viele Thatsachen, dieses geheime Einverständniß widerlegt wurde, nahm man zu einer andern Supposition und zwar zu der seine Zuflucht: England wolle aus Großmuth und aus Staatsklugheit eine mit ihr nur interimistisch entzweyte, aber auch zu mancherley gemeinschaftlichem Handels-Interesse zu enge verbundene Nation, durch ein so übel gemeintes Verfahren nicht aufs Äußerste bringen, vielmehr die gute Stimmung der russischen Nation für die englische Allianz zu erhalten, und für die Folge nach vorkommenden Umständen zu benutzen suchen.

In wie fern das Publicum dieses Mahl sein Raisonnement auf geographische und andere Local-Umstände begründet, wird sich nach einer kurzen Untersuchung derselben, so wie der gegen die Festung und den Hafen von Kronstadt und St. Petersburg von Seiten der englischen Seemacht möglichen Offensive am besten entscheiden lassen, und diese Untersuchung um so mehr an Interesse gewinnen, da durch die theils gelungenen, theils mißlungenen Expeditionen der Engländer gegen Konstantinopel, Bornholm, Seeland, Vließingen, Helgoland ꝛc. ꝛc. es erwiesen scheint, daß selbige in das Gebieth ihrer Seeherrschaft alle diejenigen Inseln rechnen, in deren Besitz sie hoffen sich setzen und behaupten zu können.

Gegen das östliche Ende des Finnischen Meerbusens, ungefähr 6 Meilen (oder 39 Werst) vom Ende desselben oder von St. Petersburg liegt in der Mitte dieses Meerbusens, in der Richtung von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West, die ehemahls von den Finnen Retusari, von den Russen Kotloi-Ostrow genannte (Kessel-Insel) jetzt unter dem Nahmen Kronstadt, bekannte Insel, welche über 1 Meile in der Länge und 1—2 Werst in der Breite trägt. Peter der Große bewies auch hier, wie bey vielen seiner übrigen großen Anlagen, daß sein genialischer Geist mit Scharfblick und großem Glück die Kardinal-Puncte aufzufinden wußte, auf die es bey seiner neuen Schöpfung aus dem Chaos, worin er Alles vorfand, hauptsächlich ankam.

Er fand, daß die Ufer und die Tiefe der Newa und

ihrer Mündung, weder für die Aufnahme der künftigen Kriegsflotte, noch für die großen Kauffartey-Schiffe sich eigneten, er fand es nothwendig, seiner neu geschaffenen Residenz St. Petersburg eine Vormauer und sichere Schutzwehr von der Seeseite zu verschaffen, und alles dieses bestimmte ihn 1710 auf dieser Insel eine Stadt und einen Kriegs- und Kauffartey-Hafen nebst den nöthigen Befestigungen zum Schutz derselben anzulegen, welches dann alles von seinen Nachfolgern noch mehr erweitert und zu größerer Vollkommenheit gebracht worden ist.

Diese Insel, auf deren östlichem Ende sich die befestigte Stadt mit ihren Häven befindet, theilt den Finnischen Meerbusen in zwey Hälften. Die Sandbänke und Felsen, welche vor und um Kronstadt herum liegen und sich gegen das Ende dieses Meerbusens noch mehr vermehren, machen die Fahrt auf selbigen für große Schiffe sehr gefährlich und nur auf einzelnen Strichen und Flecken bey Kronstadt möglich.

Die nördliche Hälfte desselben, das heißt der Theil, welcher zwischen der Insel Kronstadt und dem Finnländischen Ufer fließt, ist ungefähr ein und eine halbe Meile breit; und von so geringer Tiefe, daß große Schiffe und besonders Kriegs-Schiffe solchen durchaus nicht befahren können. Um jedoch auch Fahrzeugen, die mit weniger Wassertiefe ausreichen können, diesen Weg völlig zu versperren, hat man zu mehrerer Sicherheit schon früher, besonders aber im Jahr 1808 eine beträchtliche Menge von alten, mit Steinen beladenen Schiffen daselbst versenkt, dieses Wasser auf alle mögliche Art und Weise unfahrbar zu machen gesucht, und noch außerdem hinter diesen Hindernissen eine Menge alter, zu Blokschiffen und Seebatterien umgeschaffene Kriegsschiffe mit einer bedeutenden Anzahl von Kanonier-Schaluppen untermischt, stationirt, diesen Meerstrom völlig zu vertheidigen und zu sperren.

Was die südliche, zwischen Kronstadt und der russischen Kaste durchlaufende Hälfte anbetrifft, so befindet sich, obgleich solche 1 Meile breit ist, für Kriegsschiffe und überhaupt große Schiffe, nur noch die schmale Durchfahrt zwischen Kronstadt und Kronslot practikabel, indem der Meeres-Grund und die Meeres-Tiefe zwischen Kronslot und dem Landufer eben so beschaffen, und auf einzelnen tieferen Stellen eben so unpractikabel gemacht worden ist, als der eben beschriebene nördliche Strom.

Dieser südliche Meerstrom aber ist außerdem noch vertheidigt, 1) durch mehrere Batterien, welche auf den südwestlichen Theil der Insel (Kotlay, Kotlyn oder) Kronstadt angelegt, die rechte Flanke der Zitadelle decken, und so bis zur stark verschanzten Nordwest-Spitze der Insel mit verhältnißmäßigen Zwischenräumen fortlaufen, und zusammen genommen, den auf Kronstadt und Kronslot zusegelnden Feind in die linke Flanke und Rücken nehmen.

2) Durch die im Meere gelegene Zitadelle.

3) Durch den Theil der Festung Kronstadt, welcher nach Westen eine lange schmale, ins Meerwasser gebaute Fronte darbiethet, die mit mehrern 100 Kanonen und Mörsern bespickt ist, und dieses Geschütz zum Theil in doppelter Etage an einigen Puncten hat.

4) Kronslot, ein anfänglich von Holz, nunmehro ganz von Stein aufgeführtes, regulär befestigtes Fünfeck.

5) Risbank, ein von Kaiser Paul im Jahr 1801, als man von den Engländern einem feindlichen Besuch entgegen sah, von Holz aufgeführtes, nicht viel über die Meeresfläche sich erhebendes, aus einer Frontlinie mit zurückgezogenen Flanken bestehendes Werk, welches in seiner Front 64 Kanonen und 12 Mörser aufnimmt.

6) Neu-Risbank, ein im Jahr 1808 vom jetzigen Kaiser von Holz aufgeführtes, geschlossenes Werk, zu einer ähnlichen Anzahl von Geschütz eingerichtet.

7) Mehrere Blockschiffe von Kanonier-Schaluppen, welche zwischen Kronslot und Risbank, zwischen Risbank und Neu-Risbank und dem Landufer, theils festgestellt sind, theils in jedem Augenblicke stationirt werden können.

8) Mehrere Hindernisse, welche durch versenkte Schiffe, durch ins Meer nicht über den Wasserspiegel hervorragende eingerammete Pfähle, welche wiederum mit Ketten verbunden ꝛc. ꝛc. so angelegt sind, daß durch diese Linie nur schmale, allein den russischen Seeleuten bekannte Durchfahrten übrig geblieben sind.

9) Die im Jahr 1808 mit dem größten Eifer betriebenen Bemühungen, nicht nur alle diese Vertheidigungs-Anstalten mit der größten Genauigkeit zu untersuchen und zu verbessern, sondern auch mit dem nöthigen, größtentheils ganz neuen Geschütz und allem, was zur Vertheidigung gehört, hinreichend und dermaßen zu versehn, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes in dem damahligen Momente erforderte.

Offensive Pläne der Engländer gegen Kronstadt und St. Petersburg ꝛc. ꝛc.

Die Engländer könnten deren folgende entwerfen: Entweder

1) Zwischen Kronstadt und Kronslot mit einer Flotte, unter Begünstigung eines guten Windes schnell durchzusegeln und so vor St. Petersburg zu erscheinen, oder

2) Bloß Kronstadt und die darin gelegenen russischen Flotten, Arsenäle, Schiffswerfte ꝛc. durch Bombardement zu zerstören; oder

3) Kronstadt und die ganze Insel mit Hülfe der auf der Flotte befindlichen Landtruppen zu erobern, sich daselbst festsetzen, und die weiteren Operationen gegen St. Petersburg einleiten zu wollen.

Was den ersten Plan anbelangt, zwischen Kronstadt und Kronslot durchzusegeln und so vor St. Petersburg zu erscheinen, und gewissermaßen die Expedition der englischen Flotte gegen Konstantinopel mittelst Durchseglung zwischen den Dardanellen hin, nachahmen zu wollen, so gehört solches Unterfangen zu den völligen Unmöglichkeiten, denn auch angenommen, daß die englische Flotte so glücklich wäre, den schmalen Meeresstrich zwischen Kronstadt und Kronslot, durch den man durchaus gezwungen ist mit einzelnen Schiffen zu defiliren, ohne bedeutende und ihre fernere Operationen hindernde Beschädigung zu passiren, welcher Fall jedoch an sich schon nicht denkbar ist, da ein so fürchterliches Feuer von so vielen Seiten und während der langen Zeit, die das Defilement erfordert, gewiß eine beynahe gänzliche Zerstörung der Flotte selbst bewirken müßte, so würde, wenn solche dieses Defilée passirt hätte, die fernere Operation der feindlichen Flotte gegen St. Petersburg, wegen oben bereits angemerkter Beschaffenheit des Meers-Grundes zwischen Kronstadt und St. Petersburg schon ohnehin wegfal-

len, indem der Finnische Meerbusen hier an seinem östlichen Ende keinen großen Schiffen die Fahrt erlaubt. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Kauffahrtey-Schiffe, bevor sie in die Newa einlaufen, in Kronstadt löschen und sich erleichtern müssen; daß alle in der Admiralität von Petersburg erbaute Kriegs-Schiffe, nachdem sie vom Stappel gelassen, selbst in dem Zustande, wie sie von dem Schiffswerfte kommen, ohne Mast, Taue und Segel, ohne Ballast und ohne Geschütz und ohne die mindeste Ladung nicht im Stande sind, selbst in diesem leichten Zustande über den Finnischen Meerbusen von der Newa bis nach Kronstadt zu gelangen, und daß man sich, um sie nach Kronstadt zu bringen, woselbst sie ihre endliche und völlige Ausrüstung an Masten, Tauen, Segeln u. s. w. erhalten, des eben so sehr kostspieligen, als sinnreichen Transports mittelst der sogenannten Kamehle bedient, die aus zwey großen Kasten bestehen, in welchen das Schiff auf dem Wasser ganz wie am Lande auf dem Stapel liegt, und mit einer großen Menge von Balken und Stützen an den Seitenwänden der beyden zusammengefügten Kamehle festgemacht ist.

Auf diese Art gehen die Kamehle mit der großen Last, die sie an dem Schiffe zu tragen haben, nur 8 Fuß tief, ob gleich das ledige Schiff, so wie es von Stapel gelaufen ist, für sich allein 14 Fuß Tiefe erfordern würde. Nur mittelst dieser Kamehle vermag man das Schiff nach Kronstadt zu bringen; ohne diese Anstalt würde es unmöglich seyn, da bis Kronstadt mehrere Stellen zu passiren sind, die nur 9 bis 10 Fuß Wassertiefe haben *).

In Hinsicht des zweyten Planes: Kronstadt und die im Hafen liegenden, Flotten, Schiffswerfte, Arsenäle u. s. w. durch Bombardement zu zerstören, ist zu bemerken, daß dieses Bombardement nach dem bereits angezeigten Lokale, welches wegen der erwähnten natürlichen und künstlichen Hindernisse von keiner andern als der westlichen Seite eine Annäherung erlaubt, nur von dieser Seite her geschehen könnte, wo gerade die wirksamsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen sind. Die englische Flotte könnte demnach bey dem vorzunehmenden Bombardement nur auf zweyerley Weise verfahren; entweder solches aus so weiter Entfernung von den Festungswerken versuchen, daß die russischen Flotten u. s. w. von dem Feuer derselben keinen bedeutenden Nachtheil zu besorgen hätten; oder sich den Vertheidigungsanstalten unter einer wirksamen Schußweite nahend, solche suchen zum Schweigen zu bringen, und während und nach dieser Zeit das Bombardement der Stadt und des Hafens mit mehrerem Nachdrucke zu beginnen.

Die Wahl der ersten Verfahrungsweise würde völlig zwecklos seyn, denn die Vertheidigungsanstalten, die Batterien u. s. w. liegen so weit vorwärts der Stadt Kronstadt, daß ein solches Bombardement aus so weiter Entfernung, um so weniger zum Zweck führen würde, als die Stadt, im Verhältniß ihrer Häuserzahl, einen sehr großen Raum einnimmt, die Kriegsgebäude nicht nur in dem rückwärts gelegenen Theile der Stadt in großen Zwischenräumen liegend, sondern überhaupt alle Gebäude weit aus einander gerückt, durch breite Straßen und große Plätze geschieden, sich überall in der Nähe des Wassers befinden, und ein durch einzelne Bomben bewirkter Brand daher sehr bald zu löschen seyn, und keinen großen Schaden anrichten würde. Vom Hafen und besonders dem Kriegshafen läßt sich dasselbe sagen. Sie sind ebenfalls auf der entfernteren Seite gelegen. Auch läßt sich leicht erwarten, daß lange vor dem Eintritt einer solchen Gefahr das russische Gouvernement wohl die Vorsicht gebrauchen werde, nicht nur alle im Hafen gelegenen Schiffe weiter rückwärts gegen Petersburg zu bringen, wo sie vor aller Gefahr gedeckt sind, sondern auch alle leicht Feuer fangende Materialien überhaupt aus Kronstadt möglichst wegzuschaffen.

Wollte aber die englische Flotte, eines einigermaßen wirksamen Bombardements wegen, sich dem Feuer der Vertheidigungsanstalten bloß geben, so möchte dies ein, wenn auch nicht völlig unmögliches, doch auf jeden Fall ein höchst gefährliches Unternehmen seyn, das leicht den Untergang der ganzen Flotte, oder doch eines großen Theils derselben zur Folge haben könnte. Sie müßte sich nähmlich innerhalb des einspringenden Winkels aufstellen, den die russischen Vertheidigungsanstalten bilden; durch die beschriebenen Verkehrungen aber würde sie nicht allein in ihrer freyen Bewegung, sondern selbst in der Aufstellung en ligne behindert, und außerdem von allen Seiten durch Batterien begrüßt, die sie in der Fronte, in den Flanken, ja selbst im Rücken angreifen würden. Wie groß demnach auch die Anzahl des Geschützes seyn mag, welches eine Krjegsflotte mit sich führt, so würde es ihr sehr schwer, wo nicht unmöglich fallen, den Landbatterien und den dazwischen stationirten Blockschiffen und Kanonenböten ein überlegnes Feuer entgegen zu stellen. Und wäre selbst die Überlegenheit der Zahl auf Seiten der angreifenden Flotte, so würde sie dennoch auf keine Weise die Überlegenheit der Wirkung zu erreichen im Stande seyn. Das auf der Insel, auf der Festung und in den übrigen Werken befindliche Geschütz ist auf einem wenigstens drey Mahl größeren Raume vertheilt, als der Flotte zu ihrer Aufstellung vergönnt ist; zudem erheben sich die sämmtlichen Werke größtentheils nur sehr wenig über die Meeresfläche, wodurch die Wirkung des feindlichen Feuers gleichfalls sehr vermindert wird, während den Landbatterien u. s. w. durch die conzentrirte Flotte mit ihren weit übers Meer hervorragenden Schiffskörpern, Masten, Tauen und Segelwerk eine so große stetige Fläche dargebothen wird, daß es kaum möglich seyn würde, sie zu verfehlen. Erwägt man diese Gefahr, worein sich zu dem erwähnten Vorhaben, eine feindliche Flotte begeben müßte, und rechnet man sodann noch die sich bey weiterem Verfolge des ganzen Unternehmens vorfin-

*) Um die durch solchen Transport, vermittelst der Kamehle verursachten großen Unkosten zu vermeiden, hatte schon Peter der Große die Absicht, einen breiten und tiefen, dreyßig Werst langen, Canal von der Petersburger Admiralität durch den Garten von Streina bis nach Petershof graben und auf demselben die Kriegsschiffe zu ihrer Bestimmung nach Kronstadt transportiren zu lassen. Dieser Canal sollte auch den Fahrzeugen, welche mit den Waaren des Landes würden beladen werden, zu einer sichern Passage dienen. Weil indessen der Entwurf sehr schwer auszuführen war, und es doch immer für große und sehr schwer beladene Fahrzeuge gefährlich gewesen seyn würde, von Peterhoff nach Kronstadt überzusetzen; so ist die Ausführung dieses Projects bis jetzt unterblieben. Vielleicht aber hat es Kaiser Peter auch aus der Ursache aufgegeben, weil er sodann seine Seeleute, die nunmehr im Sommer beständig damit beschäftigt sind, bedeckte Schiffe mit Kaufmannswaaren nach Kronstadt, oder von dort nach Petersburg zu führen, nicht hätte ziehen und abrichten können.

denden Schwierigkeiten hinzu, von denen sogleich die Rede seyn wird, so sieht man leicht, daß zwischen der zu bestehenden Gefahr und dem anzurichtenden Schaden durchaus kein, für den Angreifer günstiges Verhältniß Statt findet, und es nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Offensiv-Plan vom Feinde gewählt werden dürfte. Gehen wir daher zur Betrachtung des dritten Falles über, oder zu der Annahme:

Kronstadt und die ganze Insel mit Hülfe der mitgebrachten Landtruppen zu erobern, sich daselbst festzusetzen, und die Operation gegen Petersburg von da aus fortzusetzen.

Daß die Operation zu Wasser von Kronstadt nach St. Petersburg wegen der Beschaffenheit des Meeresgrundes wegfalle, da nicht einmahl Kauffarteyschiffe, viel weniger noch alle Kriegsschiffe die Untiefen passiren können, ist schon früher dargethan. Aber annehmen zu wollen, daß England eine so starke Landmacht im Finnischen Meerbusen erscheinen lassen könne, um mit der gehörigen Kraft Petersburg auf dem Landwege anzugreifen, ohne andre, jetzt nicht existirende Umstände mit in die Berechnung zu ziehen, würde doch wohl eine völlige Unkunde der russischen und englischen Streitkräfte verrathen. Demnach wäre eine, von Kronstadt gegen Petersburg fortgesetzte, Expedition unter die völlig unthunlichen Dinge zu zählen, und es bliebe den Engländern bloß übrig, sich auf den Besitz von Kronstadt zu beschränken. Hier tritt aber der wichtige Umstand ein, daß sich der finnische Meerbusen alljährlich während der Strenge des Winters in eine unübersehbare Eisfläche verwandelt, so daß in dieser Zeit zwischen Kronstadt und Petersburg und zwischen Kronstadt und den beyden Landufern, welche es umgeben, die schwersten Frachtfuhren hin und wieder gehen. Da nun aber die Festungswerke, welche die Einfahrt in die Newa vertheidigen, nur auf das offne Meer und die wärmere Jahrszeit berechnet und dem gemäß construirt sind, so fällt deren Behauptung bey gefrornem Meere eben so weg, als im Jahre 1795 die berühmten Vertheidigungsmittel von Holland fruchtlos wurden, als damahls durch einen ungewöhnlich harten Winter alle Gewässer und Moräste gefroren waren, und die Stellen, welche zu gewöhnlicher Zeit die Eingänge beschützten, so zugänglich wurden, daß den Franzosen unter Pichegrü die Eroberung erspart ward, da sie nur geradewegs hineinmarschieren durften. Daß die ganze Seefahrt in der Ostsee und vollends im finnischen Meerbusen nur die Hälfte des Jahres möglich sey, ist eine zu bekannte Sache, um es noch umständlicher nachzuweisen, daß eine englische Garnison in Kronstadt, von aller Zufuhr und jeglicher Communication abgeschnitten, sich während des Winters auf keine Weise behaupten könne, wie stark man sie auch immerhin anzunehmen geneigt seyn möchte.

Nach Erwägung aller dieser Umstände, würde sich also das Resultat der ganzen Expedition darauf beschränken: Kronstadt während der fünf Sommermonathe zu erobern, sich eine kurze Zeit darin zu behaupten, es gleich darauf aber, selbst ohne angegriffen worden zu seyn, wieder aus eignen Antrieb zu verlassen und nach England zurückzukehren. Durch die glücklichste Erreichung dieses sich möglicherweise vorzusetzenden Ziels, wäre demnach nichts gewonnen, das England bedeutenden Nutzen, oder Rußland großen Schaden zuzufügen vermochte. *) Freylich wenn durch einen permanenten Besitz, Kronstadt in ein zweytes Gibraltar verwandelt werden könnte, so wäre dem freyen Verkehr der Russen auf der Ostsee und den Meerbusen derselben auf ein Mahl und für immer ein Ziel gesteckt; so aber kann der prekäre Besitz dieser Festung kaum den Wunsch der Engländer rege machen. Das was durch diese gefahrvolle Expedition gewonnen werden könnte, ist ja ohnehin durch viel leichtere Mittel längst erreicht. Der russische Handel, durch den Krieg mit England allein schon fast vernichtet und zu Nichts herabgesunken, da der anderweitige Verkehr von geringer Erheblichkeit ist, wurde nächstdem noch durch die bloße Stationirung einer kleinen Flotte in der Ostsee, während der jetzt verflossenen beyden Kriegsjahre ganz nach Belieben eingeschränkt, oder wenn es der Vortheil der Engländer so mit sich brachte, die Communication bis auf einen gewissen Grad gestattet. Wozu also Kronstadt erobern? — Allen Einwürfen indeß im Voraus zu begegnen, wollen wir uns noch zur vollständigen Auseinandersetzung der anderweitigen Schwierigkeiten verstehen, die sich den Engländern bey einer Offensivoperation gegen die Russen von dieser Seite her, in den Weg stellen.

England hat, wie jedermann weiß, keine bedeutend große Landmacht. Was aber von derselben zu auswärtigem Gebrauche disponibel bleibt, ein Corps von 30,000 Mann, kann auf vielen andern Puncten des Continents mit bey weitem größerem und sicherern Succeße verwendet werden, und Kronstadt verdient vielleicht von allen die geringste Berücksichtigung. An eine Überrumpelung ist wohl schwerlich zu denken, da durch die Länge und die Beschaffenheit des Weges, — durch die Nordsee, durch den Sund, durch die Ostsee an den russischen Küsten entlang — gar keine Verheimlichung der Operation möglich ist, und das Russische Gouvernement, wie schon erwähnt, ein unaufhörlich thätiges Augenmerk in Hinsicht auf Kronstadt beobachtet. Außer den genannten und beschriebenen Vertheidigungsanstalten, wird in Kronstadt während des Sommers eine über 6000 Mann starke Garnison erhalten, die ganze Küste des finnischen Meerbusens aber noch außerdem so stark mit Truppen besetzt, daß auf Kronstadt jeden Augenblick eine Masse von 24,000 Mann regulärer Truppen zusammengebracht werden kann, die nicht unbedeutende Verstärkung ungerechnet, welche in dem Augenblicke der Crisis an Freywilligen aus Petersburg und der umliegenden Gegend herbeyströmen würden, da die Communication von dort aus nach Kronstadt nicht verhindert werden kann. Auf solche Weise würde England die ganze Masse seiner disponiblen Landmacht zu dieser Expedition verwenden müssen, wenn sie nicht ohne alle Hoffnung mißlingen sollte. Welche Anstalten aber, um eine zahlreiche Armee so weit zu versenden! Wie groß müßte allein die Transportflotte seyn, und welchen Zufluchtsort würde sie finden, wenn die Unternehmung scheiterte, die sie bedeckende Kriegsflotte vor Kronstadt ganz oder zum größeren Theile zu Grunde ginge, oder doch so zugerichtet würde, daß sie auf eine Zeit lang außer Vertheidigungsstand gesetzt wäre? Fielen indessen früher manche Bedenklichkeiten dieser Art weg, wie sehr sind sie jetzt gehäuft, nachdem die Russen im

*) Doch würde es den Engländern unbenommen seyn, in diesem Fall alle Festungswerke zu vernichten.

Besitz des schwedischen Finnlands sind, nachdem sie schon im Frühjahre 1808 so glücklich waren, bevor die Jahrszeit die Schifffahrt in den Gewässern der Ostsee erlaubte,*) die Festung Sweaborg zu nehmen. Jetzt müßte die beschädigte englische Flotte ihren Rückzug durch die ganze Länge des finnischen Meerbusens bis nach Stockholm oder Gothland fortsetzen, verfolgt durch die in den Häfen von Kronstadt, Reval und Sweaborg sicher stationirten Russischen Flottillen.

Auch in dieser Hinsicht bewährt sich demnach die Wichtigkeit der Eroberung des schwedischen Finnlandes für Rußland, indem dadurch alle Pläne vereitelt werden, welche früher den Engländern durch Schwedens Mitwirkung gegen Petersburg und Kronstadt zu Gebothe standen. Nicht genug, daß eine schwedische Landarmee aus Finnland gerade gegen die russische Hauptstadt agiren, und die daselbst versammelten Streitkräfte, so in Aufmerksamkeit und Beschäftigung erhalten konnte, daß Kronstadt seiner eignen Garnison einzig überlassen blieb, sondern die von Sweaborg und den übrigen Buchten Finnlands auslaufende Scheerenflotte, geeignet über die seichtesten Stellen des Meeres fortzugehen, konnte obendrein die von Truppen oder Vertheidigungsanstalten entblößten Stellen mit dem gefährlichsten Rückenangriffe bedrohen und verletzen. — Alles dieß fällt nunmehr weg, und nach dem, was wir über die zur Vertheidigung und Sicherstellung Kronstadt's getroffenen Vorkehrungen gesagt haben, wird es Niemand mehr befremden, warum die Engländer nicht eine Eroberung versuchen, welche ihnen scheinbar so große Vortheile zu gewähren verspricht.

*) Wegen des starken Eisganges und der mit demselben gleichzeitigen Stürme kann dieses Meer während der Äquinoctien nicht befahren werden.

Miscellen.

Schon vor unserm Doctor Gall, gab es Kraniologen. In des italiänischen Dichters L. Dolce (gest. 1563) Dialog über die Mittel, das Gedächtniß zu verstärken und zu erhalten (Venedig, 1562 und 1586) kommt Bl. 8. ein Kopf vor, an welchem der Schädel nach dem Gall'schen System dargestellt ist (nur daß Gall es mit neuen Ideen bereicherte), und unter dieser in Holz geschnittenen Figur steht: „In questa tu vedi, ove è il senso commune, ove la fantasia, la cogitativa, la imaginativa, la stimulativa, la memorativa: ed anco l'odorato e il gusto." — Der 1699 verstorbene dänische Großkanzler, Peter Schuhmacher, Graf von Griffenfeld, soll, wie Dr. Wedel-Simonsen in einer am 17. März 1803 in der königl. medicinischen Gesellschaft zu Kopenhagen vorgelesenen Abhandlung über denselben bemerkt, die Kraniosкopie mit Erfolge ausgeübt haben. Er hatte auf der Universität unter andern Wissenschaften sich auch mit der Arzneykunde beschäftigt, und 1650, unter Bartholin's Vorsitze, de nervis disputirt. — Frenais erzählt in der seiner französischen Übersetzung des Tristram Shandy vorgesetzten Biographie Lorenz Sterne's (gestorben 1768): „On a dit, qu'un célèbre chirurgien avait dissequé le cerveau de L. Sterne dans l'idée, qu'il trouverait quelque chose d'extraordinaire dans sa configuration." — Swedenborg (gest. 1774) lehrte, daß gute oder schlimme Eigenschaften Einfluß auf die Form des Schädels hätten. — Der Hauptsatz von Gall's Lehre, daß nähmlich das Gehirn den Schädel nach sich formire, findet sich schon in Lavater's physiognomischen Fragmenten (Leipzig 1775 — 1778) unter andern in Th. 2. S. 161.

.....

Im Anbeginne des vorletzten Jahres glaubte man, wir seyen der Wiederentdeckung des griechischen Feuers näher gekommen. Die Entdeckung des Engländers, Herrn Davy, daß Kali und Soda keine einfachen Substanzen sind, sondern sich durch die galvanische Procedur zersetzen lassen, hat bekanntlich die beyden Franzosen, die Herren Gay Lussac und Tenard auf den Gedanken gebracht, dieselbe Zersetzung mit dem gewöhnlichen chemischen Zersetzungsmittel, nähmlich dem Feuer, zu versuchen, und vermittelst einer Mischung von Kohle und Eisen ist es ihnen gelungen, dasselbe Resultat, und zwar im Großen zu erhalten. Da das durch diesen neuen chemischen Proceß sich ergebende Halbmetall oder Metall, das den Grundstoff der Kalis und Soden ausmacht, in Flamme geräth, sobald man es ins Wasser wirft, und nun (unauslöschlich?) fortbrennt, so hat die Menschheit Hoffnung zu neuen Feuerbränden gegen die Alleinherrschaft zur See, aber leider hat sie dabey auch die Aussicht zu einem neuen Zerstörungsmittel.

.....

Nach den meisten Kirchenvätern soll der Papst Sabinus, um das Jahr 605, zuerst den Gebrauch der Glocken eingeführt haben, um dadurch das Volk zu den Messen Lerbey zu rufen. Im Jahr 610 setzte der Bischof von Orleans, Wolfi zu Sens, das Heer Klothars, das diese Stadt belagerte, durch das Läuten der Glocken auf dem Thurm der Kirche des heiligen Stephan, so sehr in Schrecken, daß es die Flucht ergriff.

Man hält allgemein dafür, daß die Chinesen den Gebrauch der Glocken schon weit früher gekannt haben, als die Europäer. In China dienen sie hauptsächlich dazu, während der Nacht die Stunden anzuzeigen, wie ungeheuer groß solche Glocken seyn müssen, erhellet daraus, daß man behauptet, daß in Peking eine 23400 Pfund wiegen soll. Der Schlägel in dieser Glocke soll von einem sehr harten Holze seyn, das man Eisenholz nennt; dadurch wird der Ton minder stark, dagegen aber angenehmer und harmonischer als der unsrer Glocken, wo der Schlägel ebenfalls von Metall ist.

.....

In den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. kam ein Mann mit Frau und Kindern aus einem kleinen Ort in der Champagne nach Paris, und brachte dort die erste Drehorgel hin.

Diese neue Erscheinung machte in Paris viel Aufsehn, und trug dem Neuangekommenen, sowohl bey Hofe als in der Stadt, viel Geld ein.

Der reiche Gewinnst veranlaßte den Besitzer der Drehorgel, eine neue anfertigen zu lassen, die noch vier Mahl so groß war, als die erste.

Er ließ sich mit diesem neuen Instrument öffentlich hören, und machte durch Anschlagzettel und öffentliche Blätter bekannt, daß die innere Construction dieser Orgel so künstlich sey, daß er darauf mehrere Stücke, die man ihm vorlegen würde, hinter einander spielen wolle; und wirklich trug er auch einige Lieder und Märsche, nach dem Verlangen der Zuhörer, zu ihrem großen Erstaunen ziemlich richtig vor.

Dieß Kunststück machte noch weit mehr Sensation, als die erste Drehorgel. Es wurde das allgemeine Stadtgespräch. Endlich hörte auch der König davon, und ließ den Künstler zu sich kommen. Er übertraf die Erwartung des Monarchen und des Hofes. Zuletzt verlangte der König, daß das Instrument geöffnet würde, um den innern Bau davon zu sehen. Der Künstler weigerte sich anfänglich, aber der König bestand darauf, und es fand sich darin der Sohn des Orgeldrehers.

Ludwig XIV. lachte, und entließ den Mann, ohne den Betrug weiter zu rügen.

Sein Geheimniß war nun verrathen, aber dessen ungeachtet, trat er in Paris nach wie vor mit seinem Instrument auf, und ließ sich mit demselben vor den Publicum hören.

Jedermann wußte nun zwar, wie die Sache zusammen hing, aber die Neugier zog doch so viele Menschen hin, daß der Besitzer der Drehorgel nach Verlauf eines Jahres ein Vermögen von 60000 Franken erspart hatte. Er erhielt nun die Erlaubniß, ein Schauspiel zu errichten, das auf dem Platz St. Germain etablirt wurde.

II.

Öffentliche Staatsacten.

5.

Waffenstillstand zwischen Ihren Majestäten den Kaisern Franz und Napoleon, zugleich giltig für die verbündete russische Armee, d. d. Austerlitz 6. December 1805.

Seine Majestät der Kaiser von Frankreich, und Se. Majestät der Kaiser von Deutschland, wollen endliche Unterhandlungen anknüpfen, um einen Krieg zu beschliessen, der Ihre beyderseitigen Staaten niederbeugt. Daher sind sie vorläufig über einen Waffenstillstand eins geworden, der bis zum Abschluß des Friedens, oder bis zur Unterbrechung der Unterhandlungen dauern wird. In letzterm Falle darf der Waffenstillstand erst 10 Tage nach dem Bruch aufgekündet werden. Die Aufkündung wird, sowohl den Bevollmächtigten der beyden Monarchen, als auch in den Hauptquartieren der beyden Armeen bekannt gemacht werden.

Die Bedingnisse dieses Waffenstillstandes sind folgende:

Artikel 1. Die Scheidungslinie der beyden Armeen bildet in Mähren der Iglauer, der Znaimer, der Brünner, und ein Theil des Ollmützerkreises auf der rechten Seite des kleinen Flüßchens Trebowka, vor Prossnitz, bis an seine Mündung in die March; ferner das rechte Ufer der March, bis an die Mündung dieses Flusses in die Donau, Preßburg mit einbegriffen. Es werden ferner, weder französische, noch österreichische Truppen, sich in einem Umkreise von 5 bis 6 Lieues Hollitsch nähern, was an dem linken Ufer der March liegt. Zufolge dieser Linie zwischen den beyden Armeen, wird zu dem von der französischen Armee besetzt gehaltenen Territorium gerechnet: ganz Österreich ob und unter der Ens, Tyrol, das Gebieth von Venedig, Kärnthen, Steyermark, Krain, die Grafschaft Görz und Istrien; endlich von Böhmen der Taborerkreis, und alles, was der Straße von Tabor nach Linz in Osten liegt.

Art. 2. Die russische Armee wird die österreichischen Staaten und österreichisch Pohlen räumen, und zwar Mähren und Ungarn innerhalb 14 Tagen, und Gallizien innerhalb eines Monaths. Die Marschroute der russischen Armee wird genau vorgezeichnet werden, damit man sowohl immer weiß, wo sie sich befindet, als auch, um jedes Mißverständniß zu vermeiden.

Art. 3. In Ungarn wird keine Art Aufgeboth oder Insurrection, und eben so in Böhmen keine Art außerordentlicher Bewaffnung Statt finden; keine fremde Armee kann in die Länder des Hauses Österreich einrucken.

Von Seiten beyder Mächte werden sich Unterhändler in Nikolsburg einfinden, und unmittelbar zur Eröffnung der Friedensunterhandlungen schreiten, um, sobald als möglich, den Frieden und das gute Einverständniß zwischen den beyden Kaiserhöfen herzustellen.

Über vorstehende Puncte wurde zwischen Uns Unterzeichneten zwey gleichlautende Urkunden errichtet, als des Marschall Berthier ꝛc. Bevollmächtigter Sr. Maj. des Kaisers von Frankreich und Königs von Italien, und dem Fürsten Joh. v. Liechtenstein ꝛc. Bevollmächtigten des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn.

Austerlitz, den 15. Frimaire J. 14. (6. December 1805.)

Unterzeichnet:

Marschall Berthier. Joh. Fürst v. Liechtenstein.

Für die Richtigkeit der Abschrift,
der Generalgouverneur von Österreich, Clarke.

6.

Friedensschluß zwischen Österreich und Frankreich und dessen Verbündeten, d. d. Preßburg 26. December, beyderseits ratificirt zu Hollitsch und Schönbrunn, am 27. und 30. December 1805, und ausgewechselt zu Wien, am 1. Januar 1806.

Da Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich, und Seine Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien, auf gleiche Art von dem Wunsche beseelet sind, den Drangsalen des Krieges ein Ende zu machen, so haben sie beschlossen, ohne Verzug zu dem Abschluß eines Definitiv-Friedens-Tractats zu schreiten, und haben zu dem Ende zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, den Herrn Fürsten Johann von Liechtenstein, Fürsten des heil. röm. Reichs, Großkreuz des milit. Maria-Theresien-Ordens, Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant der Armeen Sr. besagten Maj. des Kaisers von Deutschland und Österreich, und Inhaber eines Husaren-Regiments; Und den Herrn Grafen Ignatz von Gyulai, Commandeur des militar. Maria-Theresien-Ordens, Kämmerer Sr. besagten Maj. des Kaisers von Deutschland und Österreich, Feldmarschall-Lieutenant Ihrer Armeen, und Inhaber eines Infanterie-Regiments;

Und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen und König von Italien, den Herrn Carl Moritz Talleyrand-Perigord, Oberst-Kämmerer, Minister der auswärtigen Verhältnisse Sr. besagten Maj. des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, Großkreuz der Ehrenlegion, und Ritter des preußischen rothen und schwarzen Adler-Ordens;

Welche nach Auswechslung ihrer Vollmachten über nachstehende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Es soll von diesem Tage an auf immer Frieden und Freundschaft zwischen Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und Österreich, und Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, ihren Erben und Nachfolgern, deren Staaten und respectiven Unterthanen bestehen.

Art. 2. Frankreich soll fortdauernd als völliges Eigenthum und mit aller Souverainität die Herzogthümer, Fürstenthümer, Herrschaften und Territorien jenseits der Alpen besitzen, welche vor gegenwärtigem Tractat mit dem französischen Reiche vereinigt und incorporirt waren, oder durch französische Gesetze und Administrationen regieret wurden.

Art. 3. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich erkennen für sich, Ihre Erben und Nachfolger die Dispositionen, welche von Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, in Betreff der Fürstenthümer Lucca und Piombino getroffen worden.

Art. 4. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich entsagen für sich und ihre Erben und Nachfolger demjenigen Theile der Staaten der Republik Venedig, welcher ihnen durch die Tractaten von Campo Formio und von Lüneville abgetreten worden. Gedachter Staatentheil soll auf immer mit dem Königreiche Italien vereinigt werden.

Art. 5. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich erkennen Se. Maj. den Kaiser der Franzosen als König von Italien. Man ist aber übereingekommen, daß zufolge der Declaration, welche Se. Maj. der Kaiser der Franzosen in dem Augenblick erließen, wo Sie die Krone von Italien übernahmen, die Kronen Frankreichs und Italiens — sobald die in jener Declaration genannten Mächte die darin erwähnten Bedingungen erfüllt haben werden — auf immer von einander getrennt werden sollen, und in keinem Falle auf demselben Haupte wieder vereinigt werden können. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich verpflichten sich, zur Zeit der Trennung denjenigen Nachfolger anzuerkennen, den sich Se. Maj. der Kaiser der Franzosen als König von Italien werden gegeben haben.

Art. 6. Gegenwärtiger Friedens-Tractat wird gemeinschaftlich erklärt für Ihre Durchlauchten, die Kurfürsten von Bayern, von Würtemberg und Baden und für die batavische Republik, welche mit Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen und Könige von Italien in dem gegenwärtigen Kriege alliirt sind.

Art. 7. Da die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg den Königstitel angenommen haben, wobey sie jedoch ferner zu dem deutschen Reichsverbande gehören, so werden sie von Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und Österreich in dieser Eigenschaft anerkannt.

Art. 8. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, entsagen, sowohl für sich, Ihre Erben und Nachfolger, als für die Fürsten Ihres Hauses und deren respective Erben und Nachfolger, nachbenannten Fürstenthümern, Herrschaften, Domainen und Territorien.

Sie treten nähmlich ab, und überlassen Sr. Maj. dem Könige von Bayern: Die Markgrafschaft Burgau und deren Zubehörungen, das Für-

stenthum Eichstädt, denjenigen Theil des Gebieths von Passau, der Sr. k. Hoheit dem Kurfürsten von Salzburg gehört, und zwischen Böhmen, Österreich, der Donau und dem Inn gelegen ist; ferner die Grafschaft Tyrol, mit Einschluß der Fürstenthümer Brixen und Trient, die sieben Herrschaften von Vorarlberg mit den eingeschlossenen Gebiethen, die Grafschaft Hohenems, die Grafschaft Königsegg-Rothenfels, die Herrschaften Tettnang und Argen, und die Stadt und das Gebieth von Lindau.

Sr. Maj. dem Könige von Würtemberg: Die fünf sogenannten Donaustädte, nähmlich: Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Sulgau, mit den Zubehörungen, die obere und niedere Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg und die Landvogtey Altorf mit deren Zubehörung, (die Stadt Constanz ausgenommen); ferner denjenigen Theil des Breisgaus, der in den Würtembergischen Besitzungen eingeschlossen ist, und in Osten in einer von dem Schlegelberg bis nach der Molbach gezogenen Linie liegt, und die Städte und Territorien von Villingen und Breunlingen.

Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten von Baden: das Breisgau, (mit Ausnahme des eingeschlossenen Gebieths und der getrennten, oben angegebenen Landabtheilungen); ferner die Ortenau und deren Zubehörungen, die Stadt Constanz und die Komthurey Meinau.

Obige besagte Fürstenthümer, Herrschaften, Domainen und Territorien sollen respective von JJ. MM., den Königen von Bayern und von Würtemberg, und von Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten von Baden, sey es als Oberlehnsherrlichkeit, oder als völlig souveraines Eigenthum, auf dieselbe Art, mit denselben Titeln, Rechten und Prärogativen besessen werden, wie sie Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, oder die Prinzen Ihres Hauses besaßen, und nicht anders.

Art. 9. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich erkennen die Schulden, welche von dem Hause Österreich zum Vortheil der Particuliers und der öffentlichen Etablissements des Landes contrahirt worden, das jetzt einen integrirenden Theil des französischen Reichs ausmacht; und man ist übereingekommen, daß Sr. besagte Maj. von aller Verpflichtung, in Betreff aller und jeder Schulden, frey sind, welche das Haus Österreich in Rücksicht des Besitzstandes contrahirt, und auf den Boden derjenigen Länder hypothecirt hätte, denen es durch den gegenwärtigen Tractat entsagt.

Art. 10. Die Lande Salzburg und Berchtoldsgaden, die Sr. königl. Hoheit dem Kurfürsten Erzherzog Ferdinand gehören, sollen dem österreichischen Kaiserstaat einverleibt werden, und Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich sollen sie als völlig souveraines Eigenthum, jedoch nur mit dem Titel eines Herzogthumes besitzen.

Art. 11. Se. Maj. der Kaiser der Franzosen und König von Italien verpflichten sich, zu Gunsten Sr. k. H. des Erzherzogs Ferdinands, Kurfürsten von Salzburg, die Abtretung des Fürstenthums Würzburg von Sr. Maj. dem Könige von Bayern zu bewirken, so wie dasselbe Sr. besagten Maj. durch den Reichsdeputationsrezeß vom 25. Febr. 1803 (6 Ventosa des Jahres 11) war zugetheilt worden. Der kurfürstliche Titel Sr. k. H. soll auf dieses Fürstenthum übertragen werden, welches Se. k. H. als völlig souveraines Eigenthum auf dieselbe Art und unter denselben Bedingungen besitzen sollen, wie sie das Kurfürstenthum Salzburg besaßen.

Und was die Schulden betrifft, so ist man übereingekommen, daß nur diejenigen Schulden dem neuen Besitzer zur Last fallen sollen, welche von Anleihen, zu denen die Landstände ihre förmliche Einwilligung gegeben, oder von Ausgaben herrühren, welche für die wirkliche Verwaltung des besagten Landes gemacht worden.

Art. 12. Die Würde eines Großmeisters des deutschen Ordens, die Rechte, Domainen und Revenüen, welche vor dem gegenwärtigen Kriege von Mergentheim, dem Hauptsitze des Ordens, dependirten, die andern Rechte, Domainen und Einkünfte, die zur Zeit der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats mit dem Großmeisterthum verbunden sind, so wie die Domainen und Einkünfte, die besagter Orden zu der nähmlichen Zeit besitzen wird, sollen nach der Ordnung der Erstgeburt in der Person und der directen und männlichen Descendenz desjenigen Prinzen des kaiserlichen Hauses erblich werden, der von Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und Österreich dazu bestimmt werden wird.

Se. Maj. der Kaiser Napoleon versprechen ihre Verwendung, um Sr. k. H. dem Erzherzog Ferdinand, sobald als möglich, eine völlige und gänzliche Entschädigung in Deutschland zu verschaffen.

Art. 13. Se. Maj. der König von Bayern können die Stadt Augsburg und deren Gebieth besetzen, sie mit Ihren Staaten vereinigen, und als souveraines Eigenthum besitzen. Ebenfalls können Se. Maj. der König von Würtemberg die Grafschaft Bonderf besetzen, mit Ihren Staaten vereinigen, und als souveraines Eigenthum besitzen, und Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich verpflichten sich, kein Hinderniß dabey in den Weg zu legen.

Art. 14. Ihre Majestäten die Könige von Bayern und von Würtemberg und Se. Durchlaucht der Kurfürst von Baden sollen in den Ihnen abgetretenen Territorien, so wie in Ihren alten Staaten, die völlige Souverainität und alle daraus fließende Rechte genießen, die Ihnen von Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen und Könige von Italien garantirt worden, also und gleichergestalt, wie Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, und Se. Maj. der König von Preußen sie in Ihren deutschen Staaten genießen. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich verpflichten sich, sowohl als Reichsoberhaupt, wie auch als Mitstand, der Ausführung der Acten kein Hinderniß in den Weg zu legen, die Sie demnach erlassen haben, oder erlassen werden.

Art. 15. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich entsagen, sowohl für sich, ihre Erben und Nachfolger, als für die Fürsten Ihres Hauses, deren Erben und Nachfolger, allen, sowohl Souverainitäts- als Oberherrlichkeitsrechten, allen und jeden gegenwärtigen oder eventuellen Ansprüchen auf alle Staaten ohne Ausnahme von Ihren Majestäten den Königen von Bayern und von Würtemberg, und von Sr. kurfürstl. Durchlaucht dem Kurfürsten von Baden, und überhaupt auf alle Staaten, Domainen und Territorien, die in den bayrischen, fränkischen und schwäbischen Kreis eingeschlossen sind, so wie auf jeden von besagten Domainen und Territorien hergenommenen Titel. Gegenseitig sind und bleiben auch alle gegenwärtige oder eventuelle Ansprüche der besagten Staaten zu Lasten des Hauses Österreich oder dessen Prinzen auf immer erloschen; inzwischen betreffen die im gegenwärtigen Artikel enthaltenen Entsagungen nicht die Besitzungen, welche durch den obigen 11. und 12. Artikel Ihren k. Hoheiten den in erwähnten Artikeln benannten Erzherzogen zugestanden sind, oder noch werden zugestanden werden.

Art. 16. Die Domanial-Urkunden und Archive, die Plane und Karten der verschiedenen Länder, Städte und Festungen, die durch den gegenwärtigen Tractat abgetreten worden, sollen in Zeit von drey Monathen, von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen an, denjenigen Mächten ausgeliefert werden, deren Eigenthum sie geworden sind.

Art. 17. Se. Maj. der Kaiser Napoleon garantiren die Integrität des österreichischen Kaiserthumes in dem Zustande, in welchem es zufolge des gegenwärtigen Friedens-Tractats seyn wird, so wie die Integrität der Besitzungen der Fürsten des Hauses Österreich, die in dem 11. und 12. Artikel angegeben worden.

Art. 18. Die hohen contrahirenden Theile erkennen die Unabhängigkeit der durch die Mediationsacte regierten helvetischen Republik, so wie die Unabhängigkeit der batavischen Republik.

Art. 19. Alle Kriegsgefangenen, welche Frankreich und dessen Alliirten von Österreich, und welche Österreich von Frankreich und dessen Alliirten gemacht hat, und die nicht zurück gegeben worden, sollen binnen vierzig Tagen, nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, ausgeliefert werden.

Art. 20. Alle Handelsverbindungen und Handelsverhältnisse sollen zwischen den beyden Ländern auf den Fuß wieder hergestellt werden, wie sie vor dem Kriege waren.

Art. 21. Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen und König von Italien behalten in Ansehung des Ranges und der übrigen Etiquette, dasselbe Ceremoniel unter sich bey, welches vor dem gegenwärtigen Kriege beobachtet worden.

Art. 22. Fünf Tage nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats sollen die Stadt Pressburg und dessen Umgebungen in einer Entfernung von sechs Stunden geräumt werden.

Zehn Tage nach besagter Auswechslung werden die französischen Truppen und deren Alliirte Mähren, Böhmen, das Viertel Unter-Wienerwald, das Viertel Unter-Manhartsberg, Ungarn und ganz Stevermark geräumt haben.

In den zehn folgenden Tagen räumen sie das Viertel Ober-Wienerwald und das Viertel Ober-Manhartsberg.

Endlich binnen zwey Monathen, nach Auswechslung der Ratificationen, räumen die franz. Truppen und die Alliirten Frankreichs sämmtliche Erbstaaten Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland und Österreich, mit Ausnahme der Stadt Braunau, welche als Depot für die Kranken und für der Artillerie noch einen Monath länger zur Disposition des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien bleibt.

Während des besagten Monaths soll von den Einwohnern keine Requisition irgend einer Art gemacht werden.

Man ist aber übereingekommen, daß bis nach Ablauf des besagten Monaths kein Corps österreichischer Truppen in einem Umfang von sechs Stunden bey Braunau gebracht, oder stationirt werden könne.

Auch ist man übereingekommen, daß keiner von den Orten, die in den oberwähnten Fristen nach und nach von den französischen Truppen geräumt werden, von den österreichischen Truppen eher, als acht und vierzig Stunden nach der Räumung besetzt werden könne.

Ferner ist man übereingekommen, daß die Magazine, welche die franz. Armee in denjenigen Orten läßt, die sie nach einander räumen muß, zu ihrer Disposition bleiben, und daß von den hohen contrahirenden Theilen ein Arrangement wegen aller Kriegs-Contributionen getroffen werden soll, die vorher den verschiedenen, von der franz. Armee besetzten Erbstaaten auferlegt worden; Arrangement, zufolge dessen die Erhebung besagter Contributionen vom Tage der Auswechslung der Ratificationen gänzlich aufhören soll.

Die franz. Armee wird ihren Unterhalt und ihre Lebensmittel aus ihren eigenen Magazinen beziehen, die an den Wegen errichtet sind, auf welchen sie zurück marschirt.

Art. 23. Gleich nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats sollen von beyden Seiten Commissarien ernannt werden, um im Nahmen ihrer respectiven Souverains alle diejenigen Theile des venetianischen Gebiethes zu überliefern, und in Empfang zu nehmen, die von den Truppen Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien nicht besetzt sind.

Die Stadt Venedig, die Lagunen und die Besitzungen der Terra ferma, sollen binnen funfzehn Tagen überliefert werden; das venetianische Istrien und Dalmatien, die Mündungen des Cattaro, die venetianischen Inseln im Adriatischen Meere und alle Plätze und Forts auf denselben binnen sechs Wochen, nach Auswechslung der Ratificationen.

Die respectiven Commissairs sollen dahin sehen, daß die Artillerie, die ehemahls der Republik Venedig gehört hat, und die österreichische Artillerie genau getrennt werden. Erstere Artillerie fällt ganz dem Königreiche Italien anheim. Sie werden gemeinschaftlich die Art und Beschaffenheit der Gegenstände bestimmen, die Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und Österreich gehören, und ihm folglich verbleiben müssen. Sie werden entweder über den Verkauf der kais. Artillerie und der oben erwähnten Gegenstände an das Königreich Italien, oder über deren Austausch gegen eine Artillerie von gleichem Werth, oder Gegenstände von derselben oder anderer Art übereinkommen, die von der französischen Armee in den Erbstaaten zurückgeblieben seyn möchten.

Den österreichischen Truppen und den Civil- und Militär-Administrationen sollen alle mögliche Erleichterungen und aller Beystand gegeben werden, um auf den gelegensten und sichersten Wegen nach den österreichischen Staaten zurück zu kehren, so wie auch für den Transport der kaiserl. Artillerie, der Land- und Seemagazine und anderer Gegenstände, welche in den etwaigen Ankaufs- oder Austausch-Stipulationen nicht begriffen seyn möchten.

Art. 24. Die Ratificationen des gegenwärtigen Tractats sollen binnen acht Tagen, oder wo möglich noch eher, ausgewechselt werden.

So geschehen und unterzeichnet zu Preßburg, den 26. December 1805. (5ten Nivose des Jahrs 14.)

Unterzeichnet:

Joh. Fürst v. Liechtenstein. (L. S.)

Carl Moritz Talleyrand. (L. S.)

Ignaz Graf v. Gyulai. (L. S.)

7.

Übereinkunft wegen Vollzug der Verfügungen des 23. Preßburger-Friedensartikels.

Da Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich, und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, in Gemäßheit des 23. Friedensartikels, durch ein gemeinschaftliches Übereinkommen, die Gattung und Natur der Gegenstände bestimmen wollen, die Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und Österreich im Venetianischen zugehören, welche daher dessen Verfügung überlassen sind, als Geschütz, Kriegs- und Marine-Vorräthe, und die an den italienischen Königsstaat verkauft, oder gegen Geschütz, Kriegsvorräthe und andere Effecten umgetauscht werden können, welche von der franz. Armee in den Erbstaaten zurückgelassen werden, so haben Sie, in Folge dessen, zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Österreich den Herrn F. M. L. Fürsten von Liechtenstein ꝛc.

Und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, den Herrn Marschall Berthier ꝛc.

Welche über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Dem 23. Artikel des Friedensschlusses gemäß, wird, vom heutigen Tag an, der Stand des österreichischen Geschützes und jener österreichischen Kriegsvorräthe aufgenommen werden, welche die französ. Armee, theils in Brünn, theils in Wien, in Besitz genommen hat.

Zu diesem Ende werden der Herr F. M. L. Graf v. Kollowrath, und der Herr General Andreossy, als Bevollmächtigte Ihrer beyderseitigen Souveraine, ein Verzeichniß über besagte Gegenstände verfertigen lassen.

Art. 2. Der Herr F. M. L. Graf von Bellegarde, des Kaisers von Österreich Bevollmächtigter zur Übergabe der an die franz. Armee überlassenen Länder, Festungen und festen Plätze der venetianischen Staaten, und der Herr Divisions-General Lauriston, Bevollmächtigter Sr. Maj. des Kaisers und Königs Napoleon zur Besitznahme genannter Länder,

Werden Sorge tragen, daß das österreichische Geschütz von jenem, welches der Republik Venedig zugehörig war, genau abgesondert werde, da dieses ganz dem Königreich Italien zu verbleiben hat, und sie werden, durch ein gemeinschaftliches Übereinkommen, die Gattung und Natur der Gegenstände bestimmen, welche dem Kaiser von Deutschland und Österreich zugehören, und daher seiner Verfügung überlassen sind.

Art. 3. Nach Verfertigung obiger Verzeichnisse, sind der Herr General Graf von Kollowrath, und der Herr General Andreossy ermächtiget, nach Maßgabe des aufgenommenen Standes, und Stück für Stück, die Auswechslung des österreichischen Artillerie-Eigenthumes vorzunehmen, welches dem Kaiser von Österreich in den venetianischen Staaten zugehörig ist, gegen ein Äquivalent desjenigen Geschützes, und gleichartiger Gegenstände, die von der französischen Armee in den Erbstaaten zurück gelassen werden.

Art. 4. Da in dem Arsenale von Venedig mehrere Marine-Vorräthe sich befinden, so sind besagte Commissäre ermächtiget, sie gegen Geschütz und Kriegsvorräthe, welche von der franz. Armee in den Erbstaaten zurückgelassen werden, umzutauschen, und sie werden den Werth der Gegenstände unter sich bestimmen, um die Auswechslung hiernach vorzunehmen.

Art. 5. Der nicht ausgewechselte Überrest des österreichischen Geschützes, der österr. Kriegsvorräthe und anderer Effecten in den venetianischen Staaten, kann nach den Preisen, worüber die Herren von Bellegarde und Lauriston übereingekommen sind, für das Königreich Italien angekauft werden.

Art. 6. Von Morgen, 4. Jänner 1806, angefangen, wird die Abführung des österr. Geschützes und der österr. Kriegsvorräthe, die, theils in Brünn, theils in Wien, in Händen der franz. Armee sind, aufhören, und die darüber abgefaßten Verzeichnisse, zur Vollziehung des Austausches, den beyderseitigen Commissären übergeben werden.

Wien, am 3. Jänner 1806.

Unterzeichnet:

Marschall Berthier. Joh. Fürst v. Liechtenstein.

8.

Die rheinische Bundes-Acte d. d. Paris, 12. July 1806.

Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien einerseits, andererseits Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Würtemberg, und Ihre Durchlauchten die Kurfürsten Erzkanzler und von Baden, der Herzog von Berg und Kleve, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Ysenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Liechtenstein, der Graf von Leyen, des Willens: durch eine besondere Übereinkunft den inneren und äußeren Frieden des mittägigen Deutschlands, dessen Sicherung nach langjähriger und der neuesten Erfahrung, die deutsche Reichsverfassung auf keine Weise mehr vermochte, aufrecht zu erhalten, — haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt, und zwar: Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien: Ch. M. Talleyrand, Fürsten von Benevent, Ihren Großkammerherrn und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Großkreuz der Ehrenlegion ꝛc. — Se. Majestät, der König von Bayern: Seinen wirklichen Staatsrath und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bey Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, H. v. Cetto. — Sr. Majestät der König von Würtemberg — Sr. kurfürstl. Gnaden der Erzkanzler des deutschen Reichs: H. Grafen Beust, außerordentlichen Gesandten und Minister bey Sr. Majestät dem Kaiser von Frankreich ꝛc. — Sr. Durchlaucht der Kurfürst von Baden: C. J. Baron von Reitzenstein, Cabinetsminister. — Sr. Durchlaucht der Fürst Joachim, Herzog von Cleve und Berg: H. Baron v. Schell. — Sr. Durchlaucht der Landgraf von Hessen-Darmstadt: M. A. Baron Pappenheim, bevollmächtigten Minister bey Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen ꝛc. — Ihre Durchlauchten von Nassau-Usingen und Weilburg: H. J. E. Baron v. Gagern, Ihren Minister. — Ihre Durchlauchten die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen: H. R. T. Fischler. — Ihre Durchlauchten die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg: Ihren Minister Hrn. von Fischler. — Ihre Durchlaucht der Fürst von Ysenburg-Birstein: Hr. v. Grehm, Seinen Präsidenten ꝛc. — Sr. Durchlaucht der Herzog von Aremberg: H. Durand de St. Andre. — Der Graf von Leyen: H. Durand de St. Andre. Welche, nachdem sie ihre Vollmachten wechselseitig einander mitgetheilt haben, über nachstehende Artikel übereingekommen sind:

Artikel 1. Die Staaten Ihrer Majestäten der Könige von Bayern und von Würtemberg, Ihrer Durchlauchten der Kurfürsten Reichserzkanzler und von Baden, des Herzogs von Berg und Cleve, des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, des Fürsten von Ysenburg-Birstein, des Herzogs von Aremberg und Fürsten von Liechtenstein und des Grafen von Leyen, werden aus dem deutschen Reichsgebiethe auf immer abgesondert, und unter sich, durch einen eigenen Bund, unter dem Nahmen, der conföderirten Staaten des Rheins, vereiniget.

Art. 2. Jedes deutsche Reichsgesetz, welches Ihre Majestäten und Durchlauchten die Könige, Fürsten und Grafen, so in dem vorhergehenden Titel benannt sind, ihre Unterthanen, Staaten oder Theile derselben bis jetzt betraf oder verband, soll künftig in Hinsicht Ihrer Majestäten und Durchlauchten und der gedachten Grafen, ihren Unterthanen und respective Staaten null und nichtig und von keiner Wirkung seyn; hievon sind jedoch ausgenommen: die Rechte, welche die Gläubiger und Pensionisten durch den Rezeß von 1803 erlangt haben, desgleichen die Verfügungen des 39. Artikels dieses Rezesses, in Betreff der Rheinschiffahrts-Octroi, welche noch ferner nach ihrem Inhalte sollen in Vollzug gesetzt werden.

Art. 3. Jeder der verbündeten Könige und Fürsten verzichtet auf die Titel, welche irgend einen Bezug auf das deutsche Reich haben, und den 1., nächsten Monaths August, wird dem Reichstage seine Trennung vom deutschen Reiche angezeigt.

Art. 4. Sr. kurfürstliche Gnaden der Kurfürst Erzkanzler, nimmt den Titel eines Fürsten Primas und Altesse Eminentissime an. Der Titel eines Fürsten Primas führt kein Vorrecht mit sich, so der vollen Souverainetät, deren jeder der Conföderirten genießen soll, entgegen wäre.

Art. 5. Ihre Durchlauchten der Kurfürst von Baden, der Herzog v. Berg und der Landgraf von Hessen-Darmstadt, nehmen den Großherzogs Titel an; sie genießen die der königlichen Würde anklebenden Rechte, Ehren und Vorzüge. Ihr Rang und ihr Vorgangsrecht unter sich ist und bleibt nach der Ordnung bestimmt, nach welchen sie im gegenwärtigen Artikel benannt sind. Das Haupt des Hauses Nassau nimmt den Titel eines Herzoges, und der Graf von Leyen den Titel eines Fürsten an.

Art. 6. Die gemeinschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten werden in einer Reichs-Versammlung verhandelt, deren Sitz Frankfurt ist, und die sich in zwey Collegien theilt, nähmlich in das Collegium der Könige, und das Collegium der Fürsten.

Art. 7. Die Fürsten müssen nothwendig von jeder, der Conföderation fremden Macht unabhängig seyn, und können daher keinen Dienst irgend einer Art anderswo annehmen, als in den verbündeten oder mit der Conföderation alliirten Staaten. Diejenigen, welche bereits in den Diensten einer andern Macht sich befinden, und darin verbleiben möchten, sind verpflichtet, ihr Fürstenthum einem ihrer Kinder zu überlassen.

Art. 8. Wenn es geschähe, daß einer der genannten Fürsten seine Souverainetät im Ganzen oder theilweise veräußern wollte, kann er es nur zu Gunsten eines der föderirten Staaten thun.

Art. 9. Alle Streitigkeiten, welche sich unter den verbündeten Staaten ergeben, werden von der Reichsversammlung zu Frankfurt entschieden.

Art. 10. Präsident der Reichsversammlung ist Sr. Hoheit der Fürst Primas, und wenn über eine Angelegenheit, eines von den zwey Collegien alleine sich zu berathschlagen hat, so präsidirt Sr. Hoheit bey dem königlichen, und der Herzog von Nassau bey dem fürstlichen Collegium.

Art. 11. Die Zeiten, zu welchen sich entweder die Reichsversammlung oder ein Collegium insbesondere zu versammeln hat, die Zusammenberufungsart, die Gegenstände, welche ihren Berathschlagungen zu unterwerfen, die Art und Weise, wie die Beschlüsse zu fassen, und zum Vollzuge zu bringen sind, werden durch ein Fundamentalgesetz bestimmt, welches Sr. H. der Fürst Primas, binnen Einem Monathe, nach der zu Regensburg geschehenen Notification in Vorschlag bringen wird, und welches von den föderirten Staaten zu genehmigen ist. Eben dieses Statut wird den Rang der Mitglieder des fürstlichen Collegii unabweichlich festsetzen.

Art. 12. Sr. Majestät der Kaiser der Franzosen, wird zum Protector der Conföderation proclamirt, und ernennt in dieser Eigenschaft beym Absterben eines Fürsten Primas, dessen Nachfolger.

Art. 13. Sr. Majestät der König von Bayern tritt an Sr. Maj. den König von Würtemberg die Herrschaft Wiesensteig ab, und verzichtet auf den Anspruch, welchen derselbe auf die Abtey Wiblingen von Seite des Markgrafthums Burgau machen könnte.

Art. 14. Sr. Maj. der König von Würtemberg überläßt Sr. Durchlaucht dem Großherzog von Baden die Grafschaft Bondorf, die Städte Breunlingen und Villingen mit demjenigen Theile des Bezirks des letztern, welcher auf der rechten Seite der Brigach liegt, desgleichen die Stadt Tuttlingen, mit den auf dem rechten Donau-Ufer liegenden Zugehörden des Amtes dieses Nahmens.

Art. 15. Der Großherzog von Baden, tritt an Se. Majestät dem König von Würtemberg, die Stadt und den Bezirk von Biberach mit ihren Zugehörden ab.

Art. 16. Der Herzog von Nassau überläßt an den Großherzog von Berg und Kleve die Stadt Deuz mit ihrem Bezirke, die Stadt und das Amt Königswinter, das Amt Villich.

Art. 17. Sr. Majestät der König von Bayern verbindet mit seinen Staaten die Stadt Nürnberg und deren Gebiethe, so wie die Kommenden des deutschen Ordens: Rohr und Waldstetten, und besitzt sie mit ganzer Souverainetät.

Art. 18. Der König von Würtemberg vereinigt mit seinen Staaten, als Souverain und eigenthümlich, die Herrschaft Wiesensteig, die

Stadt Biberach, ihr Gebieth und Dependenzen, in Folge der Ihm von Sr. Maj. dem Könige von Bayern und Sr. Durchlaucht dem Großherzog von Baden geschehenen Abtretungen, die Stadt Waldsee, die Grafschaft Schelklingen und die Kommenden Kapfenburg oder Lauchheim und Alschhausen, mit Ausnahme der Herrschaften Achberg und Hohenfels, endlich die Abtey Wiblingen.

Art. 19. Der Großherzog von Baden verbindet mit seinen Staaten und nimmt in Besitz mit voller Souverainetät und Eigenthum: die Grafschaft Bondorf, die Städte Villingen, Breunlingen und Lattlingen, die Bezirkstheile und Dependenzen derselben, wie sie im 4. Artikel nahmhaft gemacht, und von Sr. Majestät dem Könige von Würtemberg abgetreten worden sind. Er nimmt als Eigenthum in Besitz: das Fürstenthum Heitersheim und alle dessen Zugehörden, welche, gegenwärtigem Vertrage gemäß, in Sr. Durchlaucht Besitzungen liegen. Deßgleichen gehören ihm eigenthümlich die deutschen Ordenskommenden Beuggen und Freyburg.

Art. 20. Der Großherzog von Berg soll, mit vollem Eigenthum und Souverainetat, in Besitz nehmen: die Stadt Deuz mit ihrem Gebiethe, die Stadt und das Amt Königswinter, das Amt Billich, gemäß der von Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Nassau gemachten Abtretung.

Art. 21. Der Großherzog von Hessen vereinigt mit seinen Staaten die Burggrafschaft Friedberg, so lange, als der gegenwärtige Burggraf lebt, als Souverain, nach dem Absterben des Burggrafen aber eigenthümlich.

Art. 22. Se. H. der Fürst Primas verbindet mit seinen Staaten, und nimmt mit voller Souverainetät und Eigenthum die Stadt Frankfurt und ihr Gebieth in Besitz.

Art. 23. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen erhält mit voller Souverainetät und Eigenthum die Herrschaften Achberg und Hohenfels, welche zur Kommende Alschhausen gehörten, und die Klöster Klosterwald und Habstthal zum Besitz; desgleichen als Souverain die ritterschaftlichen Besitzungen, welche innerhalb seiner gegenwärtigen Staaten und den Bezirken nördwärts der Donau liegen, über welche sich, in Folge dieses Tractats, seine Souverainetät erstrecken soll, nahmentlich die Herrschaften Gammerdingen und Hettingen.

Art. 24. Ihre Majestäten, die Könige von Bayern und von Würtemberg, Ihre Durchlauchten, die Großherzoge von Baden, Berg und Darmstadt, Ihre Durchlaucht der Fürst Primas und Ihre Durchlauchten der Herzog und die Fürsten von Nassau, Hohenzollern, Sigmaringen und Salm-Kyrburg, der Fürst von Ysenburg-Birstein, der Herzog von Arenberg, haben alle Souverainetätsrechte auszuüben, und zwar: der König von Bayern über das Fürstenthum Schwarzenberg; die Grafschaften Castell, die Herrschaften Speckfeld und Wiesentheid, die Dependenzen des Fürstenthums Hohenlohe, welche im Markgrafthum Ansbach und im Gebiethe von Rothenburg liegen, nahmentlich das Oberamt Schillingsfürst und Kirchberg, die Grafschaften Sternstein, die Fürsten von Öttingen, die Besitzungen des Fürsten von Thurn und Taxis, nördlich des Fürstenthums Neuburg, die Grafschaft Edelstetten, die Besitzungen der Fürsten und Grafen Fugger, die Burggrafschaft Winterrieden, und endlich die Herrschaften Burheim und Tannhausen, so wie über alles, was auf der Hauptstraße von Memmingen nach Lindau liegt. Sr. Maj. der König von Würtemberg über die Besitzungen der Fursten und Grafen von Truchseß-Waldburg, über die Grafschaften Egloffs, Baindt, Guttenzell, Hegbach, Isny, Königseck-Aulendorf, Ochsenhausen, Roth, Schussenried und Weissenau, über die Herrschaften Sulmingen und Mietingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthausen und Weingarten (die Herrschaft Hagnau ausgenommen), über die fürstlich Thurn und Taxischen Besitzungen (mit Ausnahme der, nördlich des Fürstenthums Neuburg gelegenen, der Herrschaft Straßberg und des Amtes Osterach, über die Herrschaft Gundelfingen und Neufra, über den noch nicht besessenen Theil der Grafschaft Limburg-Gaildorf, über alle fürstlich hohenlohischen Besitzungen, mit der im vorhergehenden §. ausgedruckten Ausnahme, endlich über den auf dem linken Ufer der Jart gelegenen Theil des ehemahls churmainzischen Amtes Krautheim. — Der Großherzog von Baden über die fürstlich fürstenbergischen Besitzungen (mit Ausnahme der Herrschaften Gundelfingen, Neufra, Trochtelfingen, Jungnau, und das zur linken der Donau gelegenen Theiles des Amtes Möskirch), über die Herrschaft Hagenau, die Grafschaft Thengen, die Landgrafschaft Klettgau, das Amt Neidenau, Billigheim, das Fürstenthum Leiningen, über die zur linken des Mayns gelegenen Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, mit Ausnahme der Grafschaft Löwenstein, des gräflich löwensteinischen Antheils an Limburg-Gaildorf und über die Herrschaften Haybach, Breiberg und Habitzheim, endlich über die, nordwärts der Jart gelegenen Besitzungen des Fürsten von Salm-Reifferscheid Krautheim. — Se. kais. Hoheit der Großherzog von Berg, über die Herrschaften Limburg-Styrum, Bruch, Hardenberg, Gimborn Neustadt, Wildenburg, die Grafschaften Homburg, Bentheim, Steinfurt und Horstmar, die Besitzungen des Fürsten von Loos, über die Grafschaften Siegen und Dillenburg (mit Ausnahme der Ämter Wehrheim und Burbach) und Hademar, die Herrschaften Westerburg, Schadeck und Beilstein, den auf dem rechten Lahn-Ufer gelegenen, eigentlich also genannten Theil der Herrschaft Runkel. Ferners wird seine Hoheit die Dienstbarkeit einer Herrstraße durch die fürstlich Salmischen Besitzungen haben, um zwischen dem Herzogthum Cleve und den eben genannten, nordwärts desselben gelegenen Besitzungen eine Communication herzustellen. — Der Großherzog von Darmstadt: über die Herrschaften Breiberg und Heybach, Habitzheim, die Grafschaft Erbach, die Herrschaft Ilbenstadt, den von dem Fürsten Stollberg-Gedern besessenen Theil der Grafschaft Königstein, die in den Staaten Sr. Durchlaucht eingeschlossenen und daran stoßenden Besitzungen des Freyherrn von Riedesel, nahmentlich, die Gerichte Lauterbach, Stockhausen, Moos und Fraucnstein, die Besitzungen der Fürsten und Grafen Solms in der Wetterau, mit Ausnahme der Ämter Hohensolms, Braunfels und Grifenstein; über die Grafschaft Wittgenstein und Berleburg, endlich über die Ämter von Hessen-Homburg, welches von einer darmstädtischen Linie dieses Nahmens besessen wurde. — Der Fürst Primas: über die Besitzungen der Fürsten und Grafen Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mayns liegen, und über die Grafschaft Rheineck. — Der Herzog von Usingen und Fürst von Nassau-Weilburg: über das Amt Diersdorf, Altenwied, Neuenburg, den Theil der Grafschaft Nieder-Ysenburg, dem Fürsten von Wiedrunkel zugehörig: die Grafschaften Wied, Neuwied, Holzapfel, die Herrschaft Schaumburg, die Grafschaft Diez und ihre Dependenz; den Theil des Dorfes Münzfeld, dem Fürsten von Nassau-Fuld zugehörig; das Amt Werheim und Buebach; den Theil der Herrschaft Runkel auf der linken Seite der Lahn gelegen, die Rittergüter Grünsberg, und endlich das Amt Hohensolms, Braunfels und Greifenstein. — Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen über die Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, Straßberg; über das Amt Osrach und den Theil der Herrschaft Möskirch am linken-Ufer der Donau. — Der Fürst von Salm-Kyrburg über die Herrschaft Gehmen. — Der Furst von Ysenburg: über die Besitzungen der Grafen Ysenburg, Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, ohne daß die appanagirten Prinzen seiner Linie deßhalb einige fernere Ansprüche an ihn machen könnten. — Der Herzog von Abremberg: über die Grafschaft Dülmen.

Art. 25. Ein jeder der conföderirten Könige und Fürsten, die ganze Souverainetät über die in ihren Besitzungen gelegenen Rittergüter. Die zwischen zwey conföderirten Staaten gelegenen Rittergüter sollen in Absicht auf die Souverainetät zwischen diesen Staaten, so viel als thunlich ist, getheilt werden, jedoch dergestalt, weder eine Zerstückelung noch Vermischung der Länderey daraus entstehe.

Art. 26. Die Rechte der Souverainetat bestehen in der Gesetzgebung, in der hohen Jurisdiction, der hohen Polizey, in der militärischen Conscription oder Rekrutirung, und in dem Besteurungsrechte.

Art. 27. Ein jeder der jetzt regierenden Fürsten und Grafen behält als Patrimonial- und besonderes Eigenthum, alle Domainen, die er dermahl besitzt, ohne Ausnahme; eben so alle Herrschafts- und

Feudalrechte, welche nicht wesentlich mit der Souverainetät verknüpft sind, nahmentlich das Recht der niedern Jurisdiction in Civil- und Criminalsachen; die Forstjurisdiction und Polizey, Jagd, den Fischfang, die Minen, das Hammerwerk; den Zehnten, die Feudalgefälle, das Patronatrecht, und andere ähnliche, so wie die aus diesen Domainen und Gerechtsamen entspringenden Einkünfte. In Betreff der Auflagen sollen ihre Domainen und Güter mit den Gütern und Domainen derjenigen Fürsten gleichgestellt werden, unter deren Oberherrschaft sie, zufolge gegenwärtigen Tractats, kommen. Falls aber ein solcher Fürst Immobilien, Domainen oder Güter, aus der privilegirtesten Classe besitzt, so können solche Domainen und Rechte nicht an einen, der Conföderation fremden, Souverain verkauft, oder anderer Art veräußert werden, wenn sie nicht zuvörderst dem Fürsten, unter dessen Oberherrschaft sie stehen, zu Kauf angetragen worden sind.

Art. 28. In Criminalsachen genießen die jetzt regierenden Fürsten und Grafen und ihre Nachfolger das Austrägalrecht, das ist, von ihren Ebenbürtigen gerichtet zu werden, und in keinem Falle soll die Confiscation ihrer Güter Statt haben, noch ein Ausspruch deßhalb geschehen, sondern es kann dagegen der Sequester auf die Einkünfte des Verurtheilten lebenslänglich gelegt werden.

Art. 29. Die conföderirten Staaten tragen zur Bezahlung der jetzigen Kreisschulden, nicht allein in Hinsicht ihrer vorigen Besitzungen bey, sondern auch wegen jener Ländereyen, die ihrer Oberherrschaft unterworfen worden sind. Die Schulden des schwäbischen Kreises fallen Ihro Majestäten den Königen von Bayern und Würtemberg zur Last, dann dem Großherzog von Baden, und denen Fürsten von Hohenzollern Hechingen und Sigmaringen, von Lichtenstein und von Leyen, welche nach Maßgabe ihrer Besitzungen in Schwaben unter sich zu theilen sind.

Art. 30. Die jedem unter die Oberherrschaft eines conföderirten Standes tretenden Fürsten, Grafen und Herren eigenthümlichen Schulden, sind unter genannten Ständen, und denen jetzt regierenden Fürsten oder Grafen, nach Verhältniß der Revenüen, zu theilen, welche gedachter Stand erwirbt, und unter jenen, welche die Fürsten und Grafen nach obigen Stipulationen zu behalten haben.

Art. 31. Es bleibt denen jetzt regierenden Fürsten und Grafen und ihren Erben unbenommen, ihren Wohnort zu wählen, wo sie wollen, wenn es nur in einem Staate, der Mitglied oder Alliirter des rheinischen Bundes ist, geschieht, oder in einer ihrer souverainen Besitzungen außer dem District der genannten Conföderation, wo sie ihre Einkünfte oder Capitalien ziehen können, ohne deßhalb irgend einem Auflagrechte unterworfen zu seyn.

Art. 32. Die bey der öffentlichen Verwaltung der Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften angestellten Individuen, welche, zufolge gegenwärtigen Tractats, unter die Souverainetät eines der conföderirten Staaten kommen, und welche der Souverain in ihrem Dienste zu behalten nicht für dienlich hält, sollen eine Gehalts-Pensien genießen, die derjenigen gleicht, welche die Gesetze oder Verordnungen des Staats, denen Staatsdienern vom gleichen Range bestimmt.

Art. 33. Die Mitglieder der militärischen und religiösen Orden, welche, zufolge gegenwärtigen Tractats, depossedirt oder säcularisirt werden können, erhalten eine ihrem Alter, ihrer Würde und den genossenen Einkünften angemessene jährliche Pension aus den Gütern, wovon sie die Nutznießung hatten, weßhalb solche als Hypothek dienen.

Art. 34. Die Könige, Großherzoge, Herzoge und conföderirte Fürsten entsagen, jeder für sich, seine Erben und Nachfolger, jedem Recht, welches sie haben oder nach gegenwärtigen Tractat in Anspruch nehmen könnten, über die Besitzungen anderer conföderirten Mitstände, so wie sie sind, und, zufolge dieses Tractats, seyn sollen. Die eventuellen Rechte der Nachfolge bleiben allein vorbehalten, doch nur für den Fall, wenn ein Haus oder Branche, welches dermahlen die Souverainetät der Ländereyen, Domainen und Güter besitzt oder nach gegenwärtigen Vertrag besitzen soll, erlischt, über welche obgedachte Rechte sich erstrecken können.

Art. 35. Zwischen dem französischen Kaiser und den Staaten des rheinischen Bundes soll eine gemeinschaftliche und besondere Allianz Statt haben, in Folge dessen jeder Landkrieg, den ein contrahirender Theil zu führen hätte, für alle Andere eine gemeinsame Sache wird.

Art. 36. Im Falle eine, dieser Allianz fremde, aber benachbarte Macht sich bewaffnet, sollen die hohen contrahirenden Mächte sich ebenfalls auf geschehene Anforderung eines ihrer Minister zu Frankfurt bewaffnen, um nicht überfallen, beraubt oder überrascht zu werden. Das Contingent, welches ein jeder von den Alliirten zu stellen hat, ist in vier Viertel zu theilen, der Reichstag wird bestimmen, wie viele Viertel mobil zu machen sind, allein die Bewaffnung soll erst dann Statt haben, wenn eine dießfallige Einladung von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige an jede der verbündeten Mächte erfolgt.

Art. 37. Sr. Maj. der König von Bayern macht sich verbindlich, die Städte Augsburg und Lindau zu befestigen, und im ersten Platze ein Artillerie-Etablissement zu errichten, und beständig zu unterhalten; am zweyten Orte aber einen hinlänglichen Vorrath an Früchten und Munition zu haben, der als Reserve dienen soll. Dann in Augsburg eine Bäckerey anzulegen, um einen Vorrath Zwieback backen zu lassen, damit im Falle eines Kriegs der Marsch der Armeen keinen Aufenthalt leide.

Art. 38. Das herbeyzuschaffende Contingent für jeden Bundesgenossen, sobald der Krieg bestimmt ist, besteht folgendermaßen: Frankreich 200.000 Mann von jeder Bewaffnung; der König von Bayern 30.000 von jeder Bewaffnung; der König von Würtemberg 12.000; der Großherzog von Baden 8.000; der Großherzog von Berg 5.000; der Großherzog von Darmstadt 4.000; der Herzog und die Fürsten von Nassau stellen mit den andern verbündeten Fürsten ein Contingent von 4.000.

Art. 39. Die hohen contrahirenden Theile behalten sich vor, in Zukunft auch andere Fürsten deutscher Staaten zu dieser neuen Conföderation zuzulassen, wenn es das gemeinschaftliche Interesse gestattet.

Art. 40. Die Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags werden zu München den 21. July gegenwärtigen Jahrs ausgewechselt.

Geschehen zu Paris, den 12. July 1806.

Unterzeichnet:

Christ. Moritz Talleyrand, Fürst v. Benevent, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und oberster Kämmerer Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien.

Anton von Cetto, für den König von Bayern.

Levin, Graf v. Winzingerode, für den König von Würtemberg.

Carl, Graf von Beust, für den Kurerzkanzler.

Ch. J. Sigismund, Freyherr v. Reitzenstein, für den Kurfürsten v. Baden.

Maximilian, Freyherr v. Schell, für den Großherzog v. Cleve und Berg.

August Wilhelm v. Pappenheim, für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Johann Ernst, Freyherr v. Gagern, für die Fürsten von Nassau.

Franz Xaver v. Fischler, für die Häuser Hohenzollern und Salm.

Ludwig von Greuhm, für den Fürsten von Ysenburg-Birstein.

Durant St. André, für Se. Durchlaucht den Herzog von Ahremberg und den Grafen von der Leyen.

9.

Abdications-Urkunde Sr. kaiserl. Maj. Franz II., worin derselbe auf die deutsche Reichskrone verzichtet, die bisher geführte Reichsregierung niederlegt, und seine deutschen Erbstaaten von dem deutschen Reichskörper für getrennt erklärt, d. d. Wien, den 6. August 1806.

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, Erbkaiser von Österreich ꝛc., König in Germanien, zu Hungarn, Böheim, Croatien, Dalmatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Jerusalem, Erzherzog zu Österreich ꝛc. Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens war Un-

ſen ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt dahin gerichtet, allen Verpflichtungen, die Wir dadurch eingegangen hatten, mit gewohnter Treue und Gewiſſenhaftigkeit das vollkommenſte Genüge zu leiſten, und die Segnungen des Friedens Unſern Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergeſtellten friedlichen Verhältniſſe allenthalben zu befeſtigen, und zu erwarten, ob die durch dieſen Frieden herbeygeführten weſentlichen Veränderungen im deutſchen Reiche es Uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiſerl. Wahl-Capitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden ſchweren Pflichten genug zu thun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach deſſen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereigniſſe, welche darauf im deutſchen Reiche Statt hatten, haben Uns aber die Überzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umſtänden unmöglich ſeyn werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verbindungen ferner zu erfüllen: und wenn noch der Fall übrig blieb, daß ſich nach förderſamer Beſeitigung eingetretener politiſchen Verwickelungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, ſo hat gleichwohl die am 12. July zu Paris unterzeichnete, und ſeitdem von den betreffenden Theilen begnehmigte Übereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer Vereinigung zu einer beſondern Conföderation, die gehegte Erwartung vollends vernichtet. Bey der hierdurch vollendeten Überzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unſers kaiſerl. Amtes länger zu erfüllen, ſind Wir es Unſern Grundſätzen und Unſerer Würde ſchuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur ſo lange Werth in Unſern Augen haben konnte, als Wir dem, von Kurfürſten, Fürſten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutſchen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entſprechen, und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leiſten im Stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutſchen Reichs gebunden hat, als gelöſt anſehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderirten rheiniſchen Stände als erloſchen, und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutſche Reich los gezählt betrachten, und die von wegen deſſelben bis jetzt getragene Kaiſerkrone und geführte kaiſerl. Regierung, wie hiermit geſchieht, niederlegen. Wir entbinden zugleich Kurfürſten, Fürſten und Stände und alle Reichsangehörigen, inſonderheit auch die Mitglieder der höchſten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerſchaft, von ihren Pflichten, womit ſie an Uns, als das geſetzliche Oberhaupt des Reichs, durch die Conſtitution gebunden waren. Unſere ſämmtlichen deutſchen Provinzen und Reichsländer zählen Wir dagegen wechſelſeitig von allen Verpflichtungen, die ſie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das deutſche Reich getragen haben, los, und Wir werden ſelbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen öſterreichiſchen Staatskörper, als Kaiſer von Öſterreich, unter den wieder hergeſtellten und beſtehenden friedlichen Verhältniſſen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlſtandes zu bringen beſtiſſen ſeyn, welche das Ziel aller Unſerer Wünſche, der Zweck Unſerer angelegenſten Sorgfalt ſtets ſeyn wird.

Gegeben in Unſerer Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, den 6. Auguſt, im eintauſend achthundert ſechsten Unſerer Reiche des Römiſchen, und der Erblichen im funfzehnten Jahre.

(L. S.) Franz.

Johann Philipp Graf v. Stadion.

Ad Mandatum Sacrae Caesareae ac caes. regiae apost. Maj. proprium.

Joſeph v. Hudeliſt.

10.

Nicht ratificirter Frieden zwiſchen Rußland und Frankreich, d. d. Paris, 20. July 1806, und ruſſiſch-kaiſerliche Erklärung über die Verweigerung der Ratification.

Der Staatsrath Peter Oubril, welcher in den erſten Tagen des verwichenen Maymonaths nach Paris abgefertigt wurde, um den ruſſiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich behilflich zu ſeyn, erhielt zu gleicher Zeit auch Vorſchriften auf den Fall, wenn ſich eine bequeme Gelegenheit darbiethen ſollte, eine Annäherung zwiſchen Rußland und Frankreich einzuleiten. Er iſt mit der größten Eile hieher zurück gekehrt, und hat einen Friedens-Tractat mitgebracht, der am 8. (20.) July von ihm, und dem von Seiten der franzöſ. Regierung dazu bevollmächtigten General Clark unterzeichnet worden iſt. So angenehm für Se. kaiſerl. Majeſtät eine ſolche Begebenheit ſeyn würde, wenn dieſe Übereinkunft auch nur einiger Maßen mit der Würde Sr. Majeſtät, mit den Verbindlichkeiten in Rückſicht Ihrer Alliirten, mit der Sicherheit Ihrer Unterthanen, und mit der allgemeinen Ruhe in Europa übereinſtimmte; ſo ſchmerzlich war es für Se. Majeſtät, zu ſehen, daß dieſelbe Ihren guten und großmüthigen Abſichten ganz und gar nicht entſpricht.

Dieſer Tractat lautet wie folgt:

Art. 1. Von heute an wird auf immer zwiſchen Sr. Majeſtät dem Kaiſer von ganz Rußland und Sr. Majeſtät dem franzöſiſchen Kaiſer, König von Italien, Ihren Erben und Nachfolgern, Ihren Staaten und Ihren Unterthanen Friede und Freundſchaft herrſchen.

Art. 2. In Folge des 1. Artikels werden die feindlichen Unternehmungen zwiſchen beyden Völkern überall, auf dem feſten Lande ſowohl, als auf der See, unverzüglich eingeſtellt. Die nöthigen Befehle zur Einſtellung der Feindſeligkeiten ſollen binnen 24 Stunden nach Unterzeichnung dieſes Tractats abgefertigt werden. Alle Kriegs- und andere Fahrzeuge, welche einer der beyden Mächte oder deren Unterthanen gehören, und welche nach Unterzeichnung dieſes Definitivtractats in irgend einem Welttheile genommen werden möchten, ſollen ihrem Eigenthümer wieder zurück gegeben werden.

Art. 3. Die ruſſiſchen Truppen räumen den franzöſiſchen Truppen das unter dem Nahmen Bocche di Cattaro bekannte Gebieth ein, welches, ſo wie Dalmatien, Kraft des 4. Art. des Preßburger-Tractats, Sr. Majeſtät dem franzöſiſchen Kaiſer, als König von Italien, gehört. Den ruſſiſchen Truppen werden zur Räumung ſowohl von Bocche di Cattaro, als auch des raguſiſchen Gebiethes, des Schwarzgebirges und Dalmatiens, wenn etwa Kriegsbegebenheiten ſie dahin geführt haben ſollten, alle angemeſſene Bequemlichkeiten verſchafft. Sobald dieſer Tractat bekannt gemacht wird, kommen die beyderſeitigen Befehlshaber auf dem feſten Lande und zur See gegenſeitig, ſowohl über die Ausrückung der Truppen, als über die Räumung der in dieſem Tractat beſtimmten Länder überein.

Art. 4. Se. Majeſtät der franz. Kaiſer, König von Italien, willigt auf das Verlangen Sr. Majeſtät des Kaiſers von ganz Rußland, und aus Achtung gegen Se. Majeſtät ein: 1. Der Republik Raguſa ihre Unabhängigkeit unter dem Beding wieder zu geben, daß ſie dieſelbe, wie zuvor, unter der Garantie der ottomaniſchen Pforte genieße. Die Franzoſen behalten die Poſition zu Stagno auf der Halbinſel Sabioncello, um die Communication mit Cattaro zu ſichern. 2. Von dem Tage der Unterzeichnung dieſes Tractats an, alle Feindſeligkeiten gegen die Montenegriner einzuſtellen, ſo lange ſie, als Unterthanen der Pforte, ruhig bleiben. Sie müſſen unverzüglich in ihre Heimath zurück kehren, und Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon verſpricht, ſie nicht zu beunruhigen, und keine Unterſuchungen über ſie anzuſtellen wegen des Antheils, den ſie an den feindlichen Unternehmungen im raguſiſchen Gebieth, und in den umliegenden Gegenden genommen haben könnten.

Art. 5. Die Unabhängigkeit der ſieben vereinigten Inſeln wird von beyden Mächten anerkannt. Die ruſſiſchen Truppen, welche ſich gegenwärtig im mittelländiſchen Meere befinden, entfernen ſich nach den joniſchen Inſeln. Se. Majeſtät der Kaiſer von ganz Rußland, in der Abſicht einen neuen Beweis zu geben von dem aufrichtigen Wunſche, den Frieden zu erhalten, laſſen nicht über 4.000 Mann von Ihren Truppen, welche Se. Majeſtät, ſobald Sie es für nöthig anerkennen, von dort ausmarſchiren laſſen, daſelbſt zurück.

Art. 6. Die Unabhängigkeit der ottomaniſchen Pforte, und die Integrität des Gebieths derſelben garantiren beyde hohe contrahirende Theile.

Art. 7. Sobald in Folge des definitiven Friedenstractats der Befehl zur Räumung von Bocche di Cattaro abgefertigt wird, verlaſſen auch mit Einſtellung alles Anlaſſes zu einem Kriege, dieſem Tractat gemäß, die franz. Truppen Deutſchland. Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon erklärt, daß nicht ſpäter als binnen 3 Monathen, von dem Tage der Unterzeichnung dieſes Tractats an gerechnet, alle ſeine Truppen in das franzöſiſche Gebieth zurück kehren ſollen.

Art. 8. Beyde hohe contrahirende Theile verpflichten ſich, Ihre ga-

ten Dienste zu vereinigen, um, sobald als möglich, die Streitigkeiten zwischen Preußen und Schweden beyzulegen.

Art. 9. Da beyde contrahirende Theile, so viel es von Ihnen abhängt, den Frieden auf der See wieder herzustellen wünschen, so nimmt Se. Majestät der französische Kaiser, König von Italien, mit Vergnügen die guten Dienste Sr. Majestät des Kaisers von ganz Rußland an, die sich auf diesen Gegenstand beziehen.

Art. 10. Die Handels-Verhältnisse zwischen den Unterthanen beyder Staaten werden wieder in dieselbe Lage gestellt, in welcher sie sich vor der Uneinigkeit befunden haben, wodurch selbige erschüttert und aufgehoben worden.

Art. 11. Alle Gefangenen beyder Nationen ohne Ausnahme werden den Agenten ihrer Regierung übergeben, sobald die Ratification ausgewechselt seyn wird.

Art. 12. Die beiderseitigen Missionen und das Ceremoniel zwischen beyden contrahirenden Mächten werden so wieder hergestellt, wie sie vor dem Kriege im Gebrauch waren.

Art. 13. Die Ratification dieses Tractats wird binnen 25 Tagen in St. Petersburg zwischen den von beyden Seiten hinlänglich dazu bevollmächtigten Personen ausgewechselt.

Geschlossen und unterzeichnet zu Paris am 8. (20.) July 1806. Das Original haben unterzeichnet:

Clarke. Peter Dubril.

Se. kaiserl. Majestät ist es gefällig gewesen, diesen sogenannten Friedens-Act der besonders dazu bestimmten Versammlung des Staatsraths zur Prüfung vorzulegen, wo, nach Vergleichung desselben, sowohl mit den dem Hrn. Dubril hier ertheilten Vorschriften, als auch mit den an denselben, vor seiner Abreise nach Paris, nach Wien gesandten Befehlen, entschieden worden ist, daß der Staatsrath Dubril, der diesen Tractat unterzeichnet hat, nicht nur von den ihm gegebenen Instructionen abgewichen, sondern deutlich wider den Buchstaben und den Verstand des ihm gegebenen Auftrages vorgeschritten ist. Der Staatsrath, geleitet von dem einmüthigen Gefühl des Ruhms des Vaterlandes, und in Befolgung der bekannten, auf strenge Gerechtigkeit gegründeten Grundsätze Sr. Majestät des Kaisers, hat einstimmig beschlossen, daß dieser Act, in Gemäßheit der Absicht Sr. kaiserl. Majestät, durch die Allerhöchste Ratification nicht bestätigt werden kann, und Se. kaiserl. Majestät haben zu befehlen geruhet, dieß der französischen Regierung zu wissen zu thun, und dabey Ihre Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben, die Friedensunterhandlungen zu erneuern, aber nur auf solchen Grundlagen, die mit der Würde Sr. Majestät übereinstimmend seyn können. Das Ministerium der auswärtigen Geschäfte hat allen am Allerhöchsten Hofe accreditirten Ministern von diesem Entschlusse eine officielle Mittheilung gemacht.

11.

Friedensschluß zwischen Frankreich und Rußland, d. d. Tilsit, 7. Julius (25. Junius) 1807.

Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, und Se. Majestät der Kaiser aller Reussen, beseelt von gleichem Verlangen, den Übeln des Krieges ein Ende zu machen, haben zu diesem Zwecke zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich: Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, den Hrn. Carl Moritz Talleyrand, Fürsten von Benevent, Ihren Großkämmerer und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Großkreuz der Ehrenlegion, Ritter des preußischen schwarzen und rothen Adler-, auch des St. Hubertsordens; und Se. Maj. der Kaiser aller Reussen den Hrn. Fürsten Alexander Kurakin, Ihren wirklichen Geheimenrath, Mitglied des Staatsraths, Senator, Kanzler aller Orden des Reichs, wirklichen Kammerherrn, außerordentlichen Bothschafter und Bevollmächtigten Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen bey Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich, Ritter der russischen Orden des heil. Andreas, des heil. Alexander, der heil. Anna von der ersten Classe, und des heil. Wladimir von der ersten Classe, ferner des preußischen schwarzen und rothen Adlerordens, des bayerischen St. Huberts-, des dänischen Danebrogs- und Einigkeitsordens, auch Großkreuz des Johanniterordens; desgleichen den Fürsten Dimitry Labanoff v. Rostoff, Generallieutenant der Armeen Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, Ritter der Orden der heil. Anna von der ersten Classe, des Militärordens von St. Georg, und des St. Wladimirordens dritter Classe;

Welche nach Auswechslung ihrer gegenseitigen Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Vom Tage der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages an, wird vollkommener Friede und Freundschaft zwischen Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Sr. Maj. dem Kaiser aller Reussen Statt haben.

Art. 2. Alle Feindseligkeiten werden von beyden Seiten, zu Land und zu Wasser, auf allen Puncten, wo die Nachricht von Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats officiell hinkommt, sogleich aufhören. Die beyden contrahirenden Theile werden sie unverzüglich durch außerordentliche Couriere an ihre respectiven Generale und Befehlshaber senden.

Art. 3. Alle Kriegs- oder andere Schiffe, welche einem von beyden contrahirenden Theilen, oder ihren respectiven Unterthanen zugehören, und nach Unterzeichnung dieses Tractats weggenommen worden seyn sollten, sollen zurück gegeben, oder, falls sie verkauft sind, der Verkaufspreis zurück gezahlt werden.

Art. 4. Se. Majestät der Kaiser Napoleon, aus Achtung für Se. Maj. den Kaiser aller Reussen, und aus Wunsch, einen Beweis des aufrichtigen Verlangens zu geben, welches er für die Vereinigung der beyden Nationen durch die Bande eines unveränderlichen Zutrauens und Freundschaft hegt, willigt ein, Sr. Maj. dem König von Preußen, als Bundsgenossen Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, sämmtliche eroberte und nachstehend benannte Länder, Städte und Gebiethe zurück zu geben. (Nun folgt ein Verzeichniß dieser Zurückgaben, das mit demjenigen im 2. Artikel des nachfolgenden preußischen Friedens wörtlich übereinstimmt.)

Art. 5. Die Provinzen, welche am 1. Januar 1772 zum alten Königreich Pohlen gehörten, und seitdem in verschiedenen Zeitpuncten unter preußische Herrschaft kamen, werden, mit Ausnahme der im vorstehenden Artikel benannten oder bezeichneten, und der im 9. Artikel specificirten Lande, durch Se. Maj. den König von Sachsen, unter dem Titel eines Herzogthums Warschau, mit vollem Eigenthum und Souverainetät besessen, und durch eine Constitution regiert werden, welche, indem sie die Freyheiten und Privilegien der Völker dieses Herzogthums sichert, sich zugleich mit der Ruhe der benachbarten Staaten verträgt.

Art. 6. Die Stadt Danzig mit einem Gebiethe von zwey Lieues im Umkreise ꝛc. (Wie der 19. Artikel des preußischen Friedens.)

Art. 7. (Wie der 10. Art. des preußischen Friedens.)

Art. 8. (Wie der 20. Art. des preußischen Friedens.)

Art. 9. (Wie der 18. Art. des preußischen Friedens.)

Art. 10. (Wie der 22. Art. des preußischen Friedens, nur daß hier Rußland mit Preußen genannt wird.)

Art. 11. Alle Verbindlichkeiten und Verpflichtungen Sr. Maj. des Königs von Preußen, sowohl gegen die alten Besitze öffentlicher Ämter, oder geistlicher, militärischer oder bürgerlicher Beneficien, als in Bezug auf die Gläubiger oder Pensionäre der alten pohlnischen Regierung, bleiben Sr. Maj. dem Kaiser aller Reussen und Sr. Maj. dem König von Sachsen zur Last, in dem Verhältnisse des Antheils, den jede der genannten Majestäten durch den 5. und 9. Art. erwirbt; und werden vollständig, ohne irgend eine Einschränkung, Ausnahme oder Vorbehalt, befriedigt werden.

Art. 12. Ihre Durchlauchten die Herzoge von Sachsen-Koburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, werden Jeder in den vollen und ruhigen Besitz seiner Staaten wieder eingesetzt werden; doch bleiben die Häfen der Herzogthümer Oldenburg und Mecklenburg fortwährend durch französische Garnisonen besetzt, bis die Ratificationen des künftigen Definitiv-Friedenstractats zwischen Frankreich und England ausgewechselt sind.

Art. 13. Se. Maj. der Kaiser Napoleon nimmt die Vermittlung Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen an, um einen Definitiv-Friedenstractat zwischen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuschließen, in der Voraussetzung, daß diese Vermittlung auch von England innerhalb eines Monaths nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats angenommen werden wird.

Art. 14. Se. Majestät der Kaiser aller Reussen, um zu beweisen, wie lebhaft er zwischen den beyden Reichen die vertrautesten und dauerhaftesten Verhältnisse zu gründen wünscht, erkennt seinerseits Se. Maj.

den König von Neapel, Joseph Napoleon, und Se. Maj. den König von Holland, Louis Napoleon, an.

Art. 15. Gleichergestalt erkennt Se. Maj. der Kaiser aller Reussen den rheinischen Bund, den gegenwärtigen Besitzstand eines jeden der ihn bildenden Souverains, und die mehrern derselben, entweder durch die Bundes-Acte, oder durch nachfolgende Beytrittsverträge ertheilten Titel an. Besagte Se. Maj. versprechen, auf die ihnen von Seite Sr. Maj. des Kaisers Napoleon zu machenden Notificationen auch diejenigen Souverains, welche fernerhin Mitglieder des Bundes werden könnten, und die Eigenschaft, welche ihnen durch die Beytritts-Acte beygelegt werden wird, anzuerkennen.

Art. 16. Se. Maj. der Kaiser aller Reussen tritt Sr. Maj. dem Könige von Holland die Herrschaft Jever in Ostfriesland, mit vollem Eigenthum und Souverainetät, ab.

Art. 17. Gegenwärtiger Friedens- und Freundschafts-Tractat wird für JJ. MM. die Könige von Neapel und Holland, so wie für die mit Sr. Maj. dem Kaiser Napoleon alliirten Souveraine des rheinischen Bundes, gemeinschaftlich erklärt.

Art. 18. Se. Maj. der Kaiser aller Reussen erkennt ebenfalls Se. kaiserl. Hoheit den Prinzen Hieronymus Napoleon als König von Westphalen an.

Art. 19. Das Königreich Westphalen wird aus den von Sr. Maj. dem Könige von Preußen auf dem linken Elbe-Ufer abgetretenen Provinzen, und aus anderen Staaten bestehen, die sich gegenwärtig im Besitze Sr. Maj. des Kaisers Napoleon befinden.

Art. 20. Se. Maj. der Kaiser aller Reussen, verspricht diejenige Anordnung anzuerkennen, welche in Folge des obigen 19. Artikels, und der Abtretungen Sr. Maj. des Königs von Preußen, durch Se. Maj. den Kaiser Napoleon getroffen werden wird (welche Anordnung Sr. Majestät dem Kaiser aller Reussen notificirt werden soll), so wie den für die Souveraine, zu deren Nutzen sie gemacht werden wird, daraus erfolgenden Besitzstand.

Art. 21. Alle Feindseligkeiten werden unmittelbar zu Wasser und zu Land zwischen den Waffen Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, und jenen des Großherrn auf allen Puncten aufhören, wo die Nachricht der Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats officiell hingelangt seyn wird.

Die hohen contrahirenden Theile werden ohne Zeitverlust außerordentliche Couriere mit dieser Nachricht absenden lassen, damit sie den respectiven Generälen und Commandanten so schnell als möglich zukomme.

Art. 22. Die russischen Truppen werden sich aus den Provinzen der Wallachey und Moldau zurück ziehen; jedoch werden genannte Provinzen bis zur Auswechslung der Ratificationen des künftigen definitiven Friedens-Tractats zwischen Rußland und der ottomannischen Pforte, von den Truppen des Großherrn nicht besetzt werden können.

Art. 23. Se. Maj. der Kaiser aller Reussen nimmt die Vermittlung Se. Maj. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien zu dem Zwecke an, um einen für beyde Reiche vortheilhaften und ehrenvollen Frieden zu unterhandeln, und abzuschließen.

Die wechselseitigen Bevollmächtigten werden sich an den Ort begeben, dessen die beyden interessirten Theile übereinkommen werden, um die Verhandlungen daselbst zu eröffnen, und fortzuführen.

Art. 24. Die Fristen, binnen welchen die hohen contrahirenden Theile ihre Truppen von den in Folge der obigen Stipulationen zu verlassenden Orten, zurück zu ziehen haben werden, so wie die Art und Weise der ins Werk Setzung der verschiedenen in gegenwärtigem Tractat enthaltenen Clauseln, werden durch eine besondere Convention bestimmt werden.

Art. 25. Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Se. Maj. der Kaiser aller Reussen verbürgen sich wechselseitig, die Integrität ihrer Besitzungen, und jener der in dem gegenwärtigen Friedens-Tractat einbegriffenen Mächte, so wie sie gegenwärtig sind, oder in Folge der obigen Stipulationen seyn werden.

Art. 26. Die durch die contrahirenden oder in dem gegenwärtigen Tractat einbegriffenen Theile gemachten Kriegsgefangenen, werden beyderseits ohne Auswechslung und in Masse zurückgegeben werden.

Art. 27. Die Handelsverhältnisse zwischen dem franz. Reiche, dem Königreiche Italien, den Königreichen Neapel und Holland, und den verbündeten rheinischen Staaten einer-, und dem russischen Reiche andererseits, werden auf dem nähmlichen Fuße, wie vor dem Kriege, wieder hergestellt werden.

Art. 28. Das Ceremoniel der beyden Höfe der Thuilerien und von St. Petersburg sowohl unter sich, als in Beziehung auf die Botschafter, Minister und Gesandten, welche sie gegenseitig accreditiren werden, wird nach dem Grundsatze einer vollkommenen Reciprocität und Gleichheit bestimmt werden.

Art. 29. Der gegenwärtige Tractat wird durch Se. Maj. den Kaiser der Franzosen, König von Italien, und durch Se. Maj. den Kaiser aller Reussen ratificirt werden.

Die Auswechslung wird in dieser Stadt, in dem Zeitraume von 4 Tagen Statt haben.

So geschehen zu Tilsit, den 7. Julius (25. Junius) 1807.

Unterzeichnet:

Carl Moritz Talleyrand, Fürst von Benevent. — Fürst Alexander Kurakin. — Fürst Dimitri Labanoff von Rostoff.

Die Ratificationen des gegenwärtigen Tractats sind ausgewechselt worden zu Tilsit, den 9. Julius 1807.

12.

Friedensschluß zwischen Frankreich und Preußen, d. d. Tilsit, 9. July 1807.

Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, und Se. Majestät der König von Preußen, beseelt von gleichem Verlangen den Verheerungen des Krieges ein Ziel zu setzen, haben zu diesem Zwecke zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich: Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, den Herrn Carl Moritz Talleyrand, Fürsten von Benevent, Ihren Großkämmerer und Minister der auswärtigen Verhältnisse, Großkreuz der Ehrenlegion, Ritter des preußischen schwarzen und rothen Adler- und des St. Huberts-Ordens; und Se. Majestät der König von Preußen den Herrn Feldmarschall Grafen von Kalkreuth, Ritter des preußischen schwarzen und rothen Adler-Ordens, und den Herrn Grafen von Goltz, Ihren geheimen Rath, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bey Sr. Maj. dem Kaiser aller Reussen, Ritter des preußischen rothen Adler-Ordens; welche, nach Auswechslung ihrer gegenseitigen Vollmachten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Vom Tage der Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages an wird vollkommener Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Sr. Majestät dem König von Preußen Statt haben.

Art. 2. Der Theil des Herzogthums Magdeburg, der auf dem rechten Ufer der Elbe liegt; die Mark Prignitz, die Ufer-Mark, die Mittel- und Neu-Mark von Brandenburg, mit Ausnahme des Kottbusser-Kreises in der Nieder-Lausitz; das Herzogthum Pommern; Ober- Unter- und Neu-Schlesien mit der Grafschaft Glatz; der Theil des Netz-Districtes, welcher in Norden der Straße von Driesen nach Schneidemühl, und im Norden einer Linie liegt, die von Schneidemühl über Waldau und an den Gränzen des Bromberger-Kreises bis zur Weichsel hinläuft; Pommerellen; die Insel Nogat; das Land auf dem rechten Ufer der Weichsel und der Nogat, im Westen von Altpreußen und im Norden des Kulmer-Kreises; das Ermeland; endlich das Königreich Preußen, wie es am 1. Januar 1772 beschaffen war, werden Sr. Maj. dem König von Preussen zurück gegeben werden mit den Plätzen: Spandau, Stettin, Kustrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Brieg, Neisse, Kosel und Glatz, und überhaupt alle Plätze, Citadellen, Schlösser und Forts der oben genannten Länder; in dem Zustande, in dem sich diese Plätze, Citadellen, Schlösser und Forts gegenwärtig befinden. Die Stadt und Citadelle von Graudenz, mit den Dörfern Neudorf, Parschken und Swierkorzy werden ebenfalls Sr. Maj. dem König von Preußen zurück gegeben werden.

Art. 3. Se. Maj. der König von Preußen erkennt Sr. Maj. den König von Neapel, Joseph Napoleon, und Se. Maj. den König von Holland, Ludwig Napoleon.

Art. 4. Se. Maj. der König von Preußen erkennt gleicher Maßen den Rheinbund, und den gegenwärtigen Besitzstand eines Jeden der ihn

bildenden Souveraine, so wie die Titel an, die Mehreren derselben, entweder durch die Bundes-Acte, oder durch die nachfolgenden Beytrittsverträge ertheilt wurden. Auch verspricht Se. benannte Majestät die Anerkennung der Souveraine, die in der Folge Glieder des besagten Bundes werden, und der Titel, die sie durch die Beytrittsverträge erhalten werden.

Art. 5. Gegenwärtiger Friedens- und Freundschafts-Vertrag soll gemeinschaftlich für Se. Maj. den König von Neapel, Joseph Napoleon, für Se. Maj. den König von Holland, und für die mit Se. Maj. dem Kaiser Napoleon alliirten Souveraine des Rheinbundes gelten.

Art. 6. Se. Maj. der König von Preußen erkennt gleichfalls Se. kaiserl. Hoheit den Prinzen Hieronymus Napoleon, als König von Westphalen an.

Art. 7. Se. Maj. der König von Preußen tritt mit allem Eigenthumsrecht und Souverainetät den Königen, Großherzogen, Herzogen und Fürsten, die von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, werden bezeichnet werden, alle die Herzogthümer, Markgrafschaften, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, überhaupt alle Gebiethe und Bestandtheile von was immer für Gebiethen, wie auch alle Domainen und alles Grundeigenthum aller Art ab, das seine benannte Majestät der König von Preußen, unter was immer für Titeln, zwischen dem Rhein und der Elbe beym Ausbruche des gegenwärtigen Krieges besaßen.

Art. 8. Das Königreich Westphalen wird aus den von Sr. Maj. dem König von Preußen abgetretenen Provinzen, und aus anderen Staaten bestehen, die sich gegenwärtig im Besitze Sr. Maj. des Kaisers Napoleon befinden.

Art. 9. Die Verfügung, die Se. Maj. der Kaiser Napoleon mit den in beyden vorhergehenden Artikeln bezeichneten Ländern treffen werden, und der daraus für jene Souveraine, zu deren Vortheil erwähnte Verfügung gemacht wird, folgende Besitzstand, werden von Sr. Maj. dem König von Preußen gerade so anerkannt werden, als wenn sie schon bewerkstelligt, und in dem gegenwärtigen Vertrage enthalten wären.

Art. 10. Se. Maj. der König von Preußen leistet für sich, seine Erben und Nachfolger Verzicht auf alle wirklichen oder künftigen Rechte, die er haben oder gelten machen könnte: 1. Auf alle Gebiethe ohne Ausnahme, die sich zwischen der Elbe und dem Rhein befinden, und überhaupt auf alle, die nicht im 7. Artikel angeführt sind. 2. Auf alle jene Besitzungen Sr. Maj. des Königs von Sachsen und des Hauses Anhalt, die sich auf dem rechten Ufer der Elbe befinden. Hingegen werden auch alle wirklichen oder künftigen Rechte und Ansprüche der zwischen dem Rhein und der Elbe liegenden Staaten auf die Besitzungen Sr. Majestät des Königs von Preußen, so wie sie zufolge gegenwärtigen Tractats bestimmt werden, auf immer erloschen seyn und bleiben.

Art. 11. Alle Verhandlungen, Übereinkünfte oder Allianz-Verträge, die öffentlich oder heimlich zwischen Preußen und irgend einem der auf dem linken Elbufer gelegenen Staaten hatten geschlossen worden seyn können, und die der gegenwärtige Krieg noch nicht gebrochen hätte, sollen ohne Wirkung bleiben, und für null und nicht geschehn angesehen werden.

Art. 12. Se. Maj. der König von Preußen tritt an Se. Maj. den König von Sachsen den Kottbusser-Kreis in der Niederlausitz, mit vollem Eigenthums- und Souverainetäts-Recht ab.

Art. 13. Se. Maj. der König von Preußen entsagt für immer dem Besitze aller Provinzen, die als einstige Bestandtheile des Königreichs Pohlen, nach dem 1. Januar 1772 zu verschiedenen Epochen unter die Herrschaft von Preußen gekommen sind; mit Ausnahme des Ermelandes und der Länder im Westen von Alt-Preußen, im Osten von Pommern und der Neumark, im Norden des Kulmer-Kreises, und einer Linie, die von der Weichsel über Waldau nach Schneidemühl geht, und längs den Gränzen des Bromberger-Kreises und der Straße von Schneidemühl nach Driesen hinläuft; welche Provinzen nebst der Stadt und Citadelle Graudenz, und den Dörfern Neudorf, Parschken und Swierkorzo, auch in Zukunft mit allem Eigenthums- und Souverainetäts-Rechte von Sr. Maj. dem König von Preußen werden besessen werden.

Art. 14. Se. Maj. der König von Preußen entsagt zugleich auf immer dem Besitz der Stadt Danzig.

Art. 15. Die Provinzen, welchen Se. Maj. der König von Preußen im 13. Artikel entsagt, werden mit Ausnahme der im 16. Art. angeführten Gebiethe, mit allem Eigenthums- und Souverainetäts-Recht von Sr. Maj. dem König von Sachsen unter dem Titel eines Herzogthums Warschau besessen, und nach einer Verfassung regiert werden, welche, indem sie die Freyheiten und Privilegien dieses Herzogthumes sichert, sich mit der Ruhe der benachbarten Staaten vereinbaret.

Art. 16. Zur nöthigen Communication zwischen dem Königreich Sachsen und dem Herzogthum Warschau wird Sr. Maj. dem Könige von Sachsen der freye Gebrauch einer Militärstraße durch die Staaten Sr. Maj. des Königs von Preußen zustehen. Diese Straße, die Zahl der Truppen, die auf ein Mahl wird durchziehen können, und die Etappen-Orte sollen durch eine besondere Übereinkunft zwischen den beyden Majestäten unter der Vermittlung Frankreichs festgesetzt werden.

Art. 17. Die Schifffahrt auf dem Netzfluße und dem Brombergercanal, von Driesen bis an die Weichsel und zurück, soll frey von jedem Zolle bleiben.

Art. 18. Um, so viel als möglich, natürliche Gränzen zwischen Rußland und dem Herzogthum Warschau festzusetzen, wird das Gebieth zwischen den gegenwärtigen Gränzen von Rußland vom Bug bis zur Mündung der Lassosna, und einer Linie, die von besagter Mündung ausgeht, und längs dem Thalweg jenes Flusses, dem Thalweg der Bobra bis zu ihrer Mündung, dem Thalweg der Narew von jener Mündung an bis Suradz, der Lisa bis zu ihrer Quelle beym Dorfe Mien, des bey eben diesem Dorfe entspringenden Nebenarmes der Nurzeck, der Nurzeck selbst zu ihrer Mündung oder Nurr, endlich längs dem Thalweg des Buges, stromaufwärts bis zu den gegenwärtigen Gränzen Rußlands fortlauft, auf ewige Zeit dem russischen Reiche einverleibt werden.

Art. 19. Die Stadt Danzig mit einem Gebiethe von 2 Meilen im Umkreise, wird in ihre vorige Unabhängigkeit unter dem Schutze Sr. Maj. des Königs von Preußen, und Sr. Maj. des Königs von Sachsen hergestellt, und nach den Gesetzen regiert werden, nach denen sie regiert wurde, als sie aufhörte, sich selbst zu regieren.

Art. 20. Weder Se. Maj. der König von Preußen, noch Se. Maj. der König von Sachsen, noch die Stadt Danzig, werden durch irgend ein Verboth, oder durch wie immer beschaffene Zölle, Gebühren oder Abgaben der freyen Schifffahrt auf der Weichsel Hindernisse legen können.

Art. 21. Die Stadt, der Hafen und das Gebieth von Danzig werden während der Dauer des gegenwärtigen Seekrieges dem Handel und der Schifffahrt der Engländer gesperrt seyn.

Art. 22. Kein Individuum, von was immer für einem Rang oder Stande, dessen Wohnort oder Eigenthum in den Provinzen liegt, die einst zum Königreich Pohlen gehörten, und die der König von Preußen auch ferner besitzen wird; ferner kein Individuum, das im Herzogthume Warschau, oder in dem mit Rußland vereinigten Gebiethe seinen Wohnsitz hat, aber in Preußen liegende Gründe, Renten, Pensionen oder Einkünfte von was immer für einer Art besitzt, soll weder in Hinsicht seiner Person, seiner Güter, Renten, Pensionen und Einkünften noch in Hinsicht seines Ranges und seiner Würden, auf keinerley Weise, und wegen keiner Art des Antheils, den es in politischer oder militärischer Hinsicht an den Ereignissen des gegenwärtigen Krieges hat nehmen können, verfolgt, oder in Untersuchung gezogen werden können.

Art. 23. Auf gleiche Weise soll kein Individuum, gebürtig, wohnhaft, oder ansässig in den Ländern, die dem König von Preußen schon vor dem 1. Jan. 1772 zugehörten, und demselben jetzt, Kraft des vorausgehenden zweyten Artikels, zurück gestellt werden sollen, und insbesondere kein Individuum von der Berliner Bürger-Garde, oder von der Gensdarmerie, welche zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit die Waffen ergriffen haben, in seiner Person, seinen Gütern, Renten, Pensionen, oder was immer für Einkünften, oder endlich in seinem Range oder Grade weder angegriffen, noch auf irgend eine Weise, und wegen irgend einer Art von Theilnahme an den Ereignissen des gegenwärtigen Krieges verfolgt, oder in Untersuchung gezogen werden.

Art. 24. Die Verpflichtungen, Schulden und Verbindlichkeiten, von was immer für Art, welche Se. Maj. der König von Preußen, als Besitzer der Länder, Gebiethe, Domainen, Güter und Einkünfte, die Se. genannte Maj. abtritt, oder denen sie im gegenwärtigen Vertrage entsagt, vor dem gegenwärtigen Krieg gehabt, oder hat machen und eingehen können, — werden den neuen Besitzern zur Last fallen, und von ih-

um ohne irgend eine Ausnahme, Einschränkung, oder Vorbehalt befriedigt werden.

Art. 25. Die Fonds und Capitalien, welche entweder Privatpersonen, oder öffentlichen, religiösen, bürgerlichen oder militärischen Anstalten der Länder angehören, die Se. Maj. der König von Preußen abtritt, oder denen er durch gegenwärtigen Tractat entsagt, — (diese Capitalien mögen nun in der Bank von Berlin, oder in der Casse der Seehandlungs-Gesellschaft, oder auf irgend eine andere Art in den Staaten Sr. Maj. des Königs von Preußen angelegt worden seyn,) — sollen weder confiscirt, noch in Beschlag genommen werden; sondern die Eigenthümer besagter Fonds und Capitalien sollen freye Gewalt haben, darüber zu verfügen, und sie werden fortfahren, den Genuß und die Interessen davon zu ziehen, sie mögen schon verfallen seyn, oder erst zu den in den Verträgen und Obligationen festgesetzten Fristen verfallen. Ein Gleiches hat gegenseitig in Hinsicht aller Fonds und Capitalien beobachtet werden, die von Unterthanen, oder von was immer für öffentlichen Anstalten der preußischen Monarchie in jenen Ländern angelegt worden sind, welche Se. Maj. der König von Preußen abtritt, oder denen er im gegenwärtigen Vertrage entsagt.

Art. 26. Die Archive, welche die Eigenthumstitel, Documente, und überhaupt was immer für Papiere enthalten, die auf die von Sr. Maj. dem König von Preußen durch gegenwärtigen Vertrag abgetretenen oder verzichteten Länder, Gebiethe, Domainen und Güter Bezug haben, so wie die Karten und Plane der festen Städte, Citadellen, Schlösser und Forts, die in besagten Ländern liegen, werden durch Commissäre Sr. genannten Majestät, in der Frist von 3 Monathen, von Auswechslung der Ratificationen an, übergeben werden, und zwar: An Commissare Sr. Maj. des Kaisers Napoleon, in Hinsicht auf die am linken Elb-ufer abgetretenen Länder. Und an Commissare Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, Sr. Maj. des Königs von Sachsen, und der Stadt Danzig, in Hinsicht aller Länder, welche besagte Majestäten und die Stadt Danzig in Folge gegenwärtigen Vertrages besitzen sollen.

Art. 27. Bis zum Tage der Auswechslung der Ratificationen des künftigen definitiven Friedens-Vertrages zwischen Frankreich und England, werden alle Länder unter der Herrschaft Sr. Maj. des Königs von Preußen ohne Ausnahme, der Schifffahrt und Handlung der Engländer verschlossen seyn. Keine Absendung wird aus den preußischen Häfen nach den britischen Inseln gemacht, und kein aus England oder seinen Colonien kommendes Schiff in den genannten Häfen aufgenommen werden können.

Art. 28. Es wird unmittelbar eine Übereinkunft getroffen werden, um alles in Richtigkeit zu bringen, was die Art und den Zeitpunct der Übergabe der Sr. Maj. dem König von Preußen zurück zu stellenden Plätze, und die Details der Civil- und Militär-Verwaltung der ebenfalls zurück zu gebenden Länder betrifft.

Art. 29. Die Kriegsgefangenen werden beyderseits ohne Auswechslung, und in Masse, sobald als möglich, zurück gegeben werden.

Art. 30. Gegenwärtiger Vertrag wird von Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, und von Sr. Maj. dem König von Preußen ratificirt, und die Ratificationen werden zu Königsberg in dem Zeitraume von 6 Tagen nach der Unterzeichnung, oder wo möglich eher ausgewechselt werden.

So geschehen und unterzeichnet zu Tilsit, den 9. July 1807.

Unterzeichnet:

Carl Moriz Talleyrand, Fürst v. Benevent. (L. S.)

Feldmarschall Graf v. Kalkreuth. (L. S.)

August Graf v. Goltz. (L. S.)

Die Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages sind ausgewechselt worden zu Königsberg, den 12. July 1807.

13.

Convention zwischen dem österreichisch und französisch kaiserl. Hofe, d. d. Fontainebleau, 10. October 1807.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, und Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, indem Sie das zwischen beyden Staaten bestehende gute Einvernehmen befestigen, und durch genaue Bestimmung einer gewissen und leicht kennbaren Gränze zwischen dem Königreich Italien und den an dasselbe von der nordöstlichen Seite anstoßenden österreichischen Provinzen für die Zukunft jeden Anlaß zu Streitigkeiten beseitigen wollen, haben, um sich über diesen Gegenstand einzuverstehen, ernannt, nähmlich:

Se. Maj. der Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, Se. Excellenz den Hrn. Grafen Clemens Wenceslaus von Metternich-Winneburg, Ochsenhausen, Großkreuz des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, Ritter des Ordens des St. Johann von Jerusalem, Sr. Maj. Kämmerer, wirklichen geheimen Rath, und Bothschafter bey Sr. Maj. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes;

Und Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes, Se. Excellenz dem Hrn. Johann Baptist Nompere de Champagny, Großkreuz der Ehrenlegion, und des Baierischen Ordens der Treue, Ihrem Minister der auswärtigen Verhältnisse;

Welche, nach geschehener Auswechslung ihrer Vollmachten, über folgende Artikeln übereingekommen sind:

Art. 1. Der Thalweg des Isonzo wird, von der Mündung dieses Flusses am adriatischen Meerbusen angefangen, bis gegenüber von dem Dorfe Cristinitza bey Canale, künftighin die Gränze des Königreichs Italien und der österreichischen, am linken Ufer desselben gelegenen Provinzen seyn, von da angefangen wird die Gränze in der möglichst graden Linie fortlaufen, welche von diesem Puncte auf die alte Gränze bey dem Dorfe Bistoff gezogen werden kann, dergestalt, daß die beyden Gebiethe von Cristinitza und Bistoff dem Königreiche Italien verbleiben. Von hier bleibt die alte Gränze bis zu dem Gipfel des Berges Mataiour; und von dem Berge Mataiour wird wieder eine Linie gezogen, die ost- und nordlich von Starazella, und über den Gipfel jenes Berges hinläuft, der sich oberhalb der Dörfer Creda, Pateco und Boriana befindet, so daß diese Dörfer, sammt Starazella, dem Königreiche Italien verbleiben. Diese Linie endigt sich auf dem Gipfel des Berges Stu. Von dem Berge Stu wird man der alten Gränze folgen.

Art. 2. Zu diesem Ende tritt Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, als König von Italien, alles, was derselbe auf dem linken Ufer des Isonzo besitzet, Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich, mit vollem Eigenthume und Oberherrlichkeit, ab. Se. Maj. der Kaiser von Österreich tritt, gleicher Maßen, an Se. Maj. den Kaiser der Franzosen, König von Italien, mit vollem Eigenthume und Oberherrlichkeit alles dasjenige ab, was derselbe auf dem rechten Ufer dieses Flusses besitzet, und zwar bis an den, im vorhergehenden Artikel bezeichneten Punct, mit Einbegriff dessen, was sich, in was immer für einem Theile der vormahls venetianischen Staaten zerstreuet befindet, um auf immer mit dem Königreiche Italien vereinigt zu werden. Die Insel Moresina, da sie auf dem rechten Ufer des Haupt-Armes des Isonzo gelegen ist, verbleibt dem Königreiche Italien.

Art. 3. In dem wechselseitig abgetretenen Gebiethe werden die Unterthanen der beyden Mächte, welche auf dem einen Ufer des Isonzo seßhaft, und auf dem andern begütert sind, berechtigt seyn, die Erzeugnisse dieser ihrer Besitzungen in natura zu beziehen, unter der Voraussetzung, daß diese Erzeugnisse gehörig erwiesen seyn, und daß sie sich den Polizey- und Zollgesetzen unterwerfen müssen, welche in dem einen oder dem andern Staate bestehen. Diese Verfügung erstreckt sich nur auf jene Gebiethstheile, die unmittelbar an dem Flusse gelegen sind.

Art. 4. Es wird eine Militär-Straße bestehen zur Verbindung der an dem rechten Ufer des Isonzo gelegenen Provinzen des Königreichs Italien mit Istrien und Dalmatien, und aus diesen wieder zurück an den Isonzo. Die auf diese Straße Bezug habenden Verabredungen sind der gegenwärtigen Urkunde beygefügt.

Art. 5. Den von Cattaro kommenden russischen Truppen wird der Durchmarsch durch das österreichische Gebieth gestattet werden, um sich aus dem Königreiche Italien an den Niepper zu begeben. Diese Truppen werden Bataillonsweise, mit Waffen, Gepäcke und Geschütze, marschiren. Man wird ihnen die Unterstützung leisten, deren sie benöthigt sind, und das auf ihre Verpflegung Bezug habende wird zwischen den Höfen von Wien und Petersburg festgesetzt werden.

Art. 6. Da die Anstände, welche sich seit dem Preßburger-Friedens-Vertrage erhoben haben, durch die Zurückgabe der Mündungen von Cattaro, und durch die gegenwärtige Convention gehoben sind, so verbindet sich Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, die Festung Braunau von seinen Truppen und jenen seiner Bundesgenossen räumen, und längstens binnen einem Monath nach der Auswechslung der Ratificationen den österreichischen Truppen übergeben zu lassen.

Art. 7. Die gegenwärtige Convention wird so schleunig als möglich ratificirt, und die Ratificationen längstens binnen einem Monath zu Paris ausgewechselt werden.

So geschehen zu Fontainebleau, am 10. October im Jahre 1807.

Unterschrieben:

Clemens Wenzel, Graf v. Metternich-Winneburg.

Johann Baptist Nompere v. Champagny.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 2. und Montag den 5. März. 1810.

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der friedlichsten Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.
Schiller.

(27 und 28.)

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beym festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Ballon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

Nicht gebiethen werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebiethenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und weckt der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beyseit' legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführte,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweitzerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätesten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dacht' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Friedrich v. Schiller.

Zeitgeschichte.

Zwar hat schon vor beynahe 40 Jahren eines der größten historischen Genies, die die Welt gesehen, obgleich nur zwanzigjährig, doch mit der Weisheit jener alten Seher, all' das Erstaunliche vorhergesagt, was wir gesehen, und doch lange nicht geglaubt haben. Es hat beklagt: „die stehenden Truppen und die unumschränkte Gewalt, deren Folge, Werkzeug und Stütze sie sind, aber besonders die allgemeine Liebe zur Frivolität und die verdorbene Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüths zu bilden, entnervten Europa's Söhne, alle Bourbons seyen entschlafen oder in Ohnmacht, Italien verderbe, die Griechen seyen nicht mehr; Holland eben so wenig, Venedig zittre in seinen Lagunen, lange Ruhe habe die Muskeln des eidgenössischen Bundes ossifizirt, und sein Erwachen wäre tödtlich; selbst das stolze Britannien tausche seine Tugenden mit ausländischen Manieren und sein Ruhm stehe schon am höchsten" — aber die Größe, die rapide Abwechselung, die jedwedem Probabilitäts-Calcul spottende Gestalt der Ereignisse ist jener Weissagung noch weit zuvorgeeilt und hat in den Raum eines Jahrzehends eine Weltgeschichte zusammengedrängt.

In einem achtzehnjährigen, blutigen Kampf, wie die Welt noch keinen sah, hat Österreich gegen jene plötzliche Gährung aller gesellschaftlichen Verfassungen, und gegen die Wiederkehr anarchischer Gräuel, für die alte Ordnung, für jene, an sich unstreitig große und wohlthätige Idee des europäischen Gleichgewichtes (dessen Nahmen oft, zuletzt noch im Fürstenbunde gegen das Erzhaus mißbraucht ward) und für seine Selbsterhaltung, am längsten und mit überraschender Kraft und Beharrlichkeit gestritten, indeß von Andern ein unseliges Absonderungs-System beobachtet wurde, oder nur vereinzelt, zu früh oder zu spät das geschah, was Allen verderblich war.

Nach dieser furchtbaren Ebbe und Fluth der gewaltigsten Ereignisse, theilt die Erzherzoginn Maria Ludovika von Österreich, diese Tochter der Cäsarn, Tochter und Enkelinn bourbonischer Prinzessinnen, den französischen Kaiserthron, mit Napoleon, dem Stifter einer neuen Dynastie und des gesammten neuen Weltsystems. Es dämmert die Morgenröthe eines Standes der Sachen, der den allgemeinen Frieden sicherer bewahren dürfte, als der Erfurter-Tag.

Dennoch ist dieses Ereigniß vielleicht aus allen am wenigsten wunderbar. Der in vier blutigen Kämpfen Österreich als Feind kennen gelernt und seine Handlungsweise im Frieden, (wenn auch nur im eigenen Innern parteylos) durchschaut hat, durfte und mußte ihm endlich achtungsvoll die Hand reichen. Das empfindet nicht nur der Österreicher, sein bewußt und selbstvertrauend; auch das gegen uns nur zu oft ungerechte Ausland hat sich auf gleiche Weise ausgesprochen. „Der letzte Feldzug Österreichs, (sagt eine gehaltvolle Zeitschrift*) so ruhmvoll, wie unglücklich endend, hat des wahrhaft Großen und Erhabenen in reicher Fülle zu Tage gebracht. Keine Unternehmung der letzten Jahre ist mit solcher Energie, mit so manchen zweckmäßigen Vorkehrungen, mit so redlichem Sinn, mit so vieler Herzlichkeit begonnen worden; nirgends hat sich die ungeheuchelte Liebe und Bereitwilligkeit der Unterthanen so thätig bewiesen; noch nie sind im Einzelnen so rühmliche Thaten ausgeführt worden, als in diesem Kampfe. Daher muß Er jedem ehrwürdig bleiben; er wird es seyn bey der richtenden Nachwelt. Und herrlich ist, wie unglücklich auch, vor allem das Ende. Doch nicht kräftig genug, das erwünschte Ziel zu erreichen, legt Österreich, überwunden, aber nicht entehrt, das Schwert nieder, und schließt — nicht schimpflichen, Frieden. Und überall noch derselbe Enthusiasmus für Recht und Freyheit und Vaterland; mit herzlicher Liebe und Ergebenheit hohlt das gute Volk seinen Kaiser in die wiedergeräumte Hauptstadt zurück — und nirgends hören wir jene Sykophanten, die jüngst bey ähnlichem Unglück nur hinterdrein Fürst und Staat und Gesetze mit liebloser hämischer Sitte verunglimpften."

Diese Weise, langen, blutbefleckten Zwiespalt dauerhaft zu endigen, ist natürlich, ist die einzige. Nur ein Band, aus den theuersten Gefühlen, ja untrennbar mit dem eigenen Ich verwoben, hält fester noch, als der abzulegenden feindseligen Gewohnheiten bleyerne Kette, als der, je dunklern, desto

*) Die Minerva.

unersättlicheren Interessen wildes Gewirr. Nur ein solches Band zieht Gränzen, desto fester, je zarter es selbst ist, nur ein solches deckt mit dichtem Schleyer die gehässige Vergangenheit.

Wahr und einfach, aus dem Kreise der hausväterlichen Gesellschaft, ist diese Betrachtung. Darum beleuchten in den alten und neuen Geschichten so oft Hochzeitsfackeln die Stätte, an welcher noch kurz zuvor der Entzweyung wilde Flamm verzehrend wütheten.

Nicht leicht hat der beredte Livius irgendwo ein ergreifenderes Bild, als jenes der Vermittlung der Frauen zwischen Sabinern und Römern: „Tum Sabinae Mulieres — — diri„mere infestas acies, dirimere iras; hinc Patres, hinc viros „orantes, ne se — Sanguine nefando aspergerent, — Si affi„nitatis inter vos, si connubii piget, in nos vertite iras, melius „peribimus, quam sine alteris vestrum, viduae aut orbae „vivemus."

Also stiftete Arsena Frieden nach langem Krieg zwischen Alyatt und Cyaxares, — Berenice des Ptolemäus Philadelphus Tochter mit ihres Vaters altem Feinde Antiochus Gott. Also wurden die feindseligen Geschlechter der Gracchen und Scipionen versöhnt. Das Gedächtniß Corneliens, der beyden unglücklichen Gracchen Mutter lebt bis auf diesen Tag, so wie das Band, welches geraume Zeit zwischen Cäsar und Pompejus, Antonius und Octavian, Julia und Octavia geschlungen hatten.

Der Normänner Heerzüge waren von dem Augenblicke an nicht mehr der Schrecken Frankreichs, als Gisele Carls III. Tochter ihrem großen Anführer Rollo die Hand reichte, und in Deutschland sank die Erbitterung zwischen Welfen und Waiblingern (Gibellinen) als sich Friedrich von Hohenstauffen mit Judithen, Tochter des Bayerherzogs, Heinrichs Welf des Schwarzen vermählte, und sie ihm den großen Barbaroſſa gebar, der in der Folge den sicilianischen Normännern auch erst mit dem Ehebande Constantiens, ihres Königs Roger Tochter, mit seinem Sohne Heinrich VI. Frieden und Freundschaft gab.

Raymunds von Provence patriarchalische, von allen seinen Nachbarn oft berathene Weisheit wußte zwischen Frankreich und England daurenden Frieden nicht anders zu mitteln, als indem er von vier seiner Töchter, Margarithen die älteste, Ludwig dem Heiligen; Beatrix seinem Bruder Carl von Anjou, König beyder Sicilien, die dritte Eleonore dem brittischen König Heinrich III. Sanctien an Heinrichs Bruder, den römischen König Richard von Cornwall vermählte.

Nur durch solche Familienbande schirmte Wladislaw Lockieck Pohlen vor dem Litthauer Gedemin, nur so versöhnten sich die Britten und Schotten unter Eduard dem II. und David, dem Sohne Roberts Bruce, — Castilien und Leon unter beyden Alfonsen, — nur so Visconti, Este und Gonzaga, — Anjou und Baudemont.

Erst dann erlosch jener fast siebzigjährige Zwiespalt der rothen und weißen Rose, der einem brittischen König, fast der ganzen königlichen Familie, und dem Kern des englischen Adels das Leben kostete, als der Lankaster Heinrich VII., Eduard des IV. Tochter Elisabethen von York mit sich zum Throne führte. — Diese Beyspiele fremder und ferner Geschichten, haben sich öfters, als irgend anderswo, in der Österreichischen, durch gestiftete Versöhnungen, durch wichtige Vergrößerungen, ja in der Gründung selbst gezeigt.

Schon der wahrhaft genialische Ahnherr Rudolf, Graf zu Habsburg und Kyburg, Landgraf in Elsaß, 1273 König der Deutschen, festete die neue Herrschaft durch Vermählungen. Ehe er noch Achen verließ, wo er:

„— — — Nach langem, verderblichen Streit
Nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit,"

wieder gesessen

„— — — In heiliger Macht
Beym festlichen Krönungsmahle,"

wurden drey Chur- und Wahlfürsten seine Schwieger. Die Tochter Hedwig gab er an Markgrafen Otto von Brandenburg, Agnesen dem Herzog Albrecht zu Sachsen, Mechtilden dem Bayerherzog und Pfalzgrafen am Rhein, Ludwig dem Strengen, welcher vielmehr Rüge der schweren Blutschuld fürchtete, daß er seine erste Gemahlinn, Marien von Brabant, aus ungegründetem Verdacht der Untreue ermordet hatte. Zugleich ließ Rudolf seinen Sohn Albrecht die Heirath vollziehen mit Elsbethen, Tochter Grafen Meinharts von Tyrol und Görz, nachhin Herzogs zu Kärnthen, welcher an jenen dräuenden Eingängen Italiens und Deutschlands allein Herr geworden war und an Rudolfs Kaiserwahl nicht geringeren Theil hatte, als der schnelle Übertritt Ludwigs des Strengen, und als jene Begegnung mit dem Priester auf der Jagd, diese verdiente Erhebung frommer Demuth, dieser wahrhaft romantische Anlaß seines und seiner Enkel hohen Glückes. — Neunzig Jahre später, brachte diese Heirath Tyrol an Österreich. Elsbethens Bruderstochter, Margareth die Maultasche, in zweyen Ehen mit Johann Heinrich von Böhmen-Luxemburg und Ludwig von Bayern-Brandenburg, weder ihr noch des Landes Glück findend, übergab dieses in Freud' und Leid Österreich so treue Gebirg, Albrechts Enkeln, den Herzogen Rudolf, Albrecht und Leopold.

Den an Geist und an Macht gefährlichsten seiner Nebenbuhler, Przemysl Ottokar, König in Böhmen und dessen Nebenreichen, Herzogen in Österreich, Steyer, Kärnthen und Krain versöhnte eine Wechselheirath zwischen Rudolfs Sohn, Rudolf und Ottokars Tochter Agnes, und zwischen Rudolfs Tochter Gutta und dem böhmischen Kronprinzen Wenzeslav. Dieses Friedens Bruch büßte der böhmische Macbeth in der Entscheidungsschlacht im Marchfeld mit Krone und Leben.

Dem ungarischen Gegenkönige Carln Martell, Enkel Carls von Anjou, Königs von Neapel, durch den der letzte Hohenstauffe, Conradin gefallen, vermählte Rudolf seine Tochter Clementia. Aus dieser Ehe ging Carl Robert und aus ihm Ludwig der Große hervor. Rudolfs Enkelinn Agnes ehlichte 1291 den letzten Arpaden, Andreas den Venetianer, König von Ungarn.

Was unter Albrecht II. und Ladislav Posthumus durch 20 unruhvolle Jahre, wenigstens dem Nahmen nach bestand, was unter Maximilian dem Emblem: „In Felix austria nube." die Krone aufsetzte, der Verein Ungarns und Böhmens mit Habsburg lag somit schon in Rudolfs großem, mit nie ruhender Aufmerksamkeit, aber auch mit Ehrfurcht für fremde Rechte durchgesetzten Stiftungsplan.

Nur des geliebten Sohnes, Hartmann unglücklicher Tod

vereitelte Rudolfs Willen zur Wiederherstellung des alten Königreichs Burgund (Arelat) und in selbem einer festen Vormauer zwischen Italien, Frankreich und Deutschland. Besiegelt war dieser Wille durch Hartmanns Verlobung mit des brittischen Königs Eduard Tochter, Johanna.

Albrecht der Lahme, Enkel Rudolfs und Sohn König Albrechts (des einzigen Fürsten von Österreich, der durch Mörderhand gefallen), erheirathete Pfyrt mit der weisen Johanna.

In den Zeitraum eines einzigen Jahrhunderts fällt nun die Gründung Österreichs, als Hauptmacht im Mittelpunct Europas, als Deutschlands (dem es ununterbrochen seine Kaiser gab) feste, treue Vormauer gegen den Norden, von welchem einst der Sturz des römischen Weltreichs ausgegangen war, gegen die Osmannen die nach Byzants Fall Ungarn und Italien, Persien und Ägypten zugleich bedrohten, und gegen Frankreich, das aus den gräuelvollen Kämpfen bürgerlicher Kriege, gleich Antäus immer wieder furchtbarer auferstand. Vier Erbtöchter, Elisabeth und Maria, Johanna und Anna haben diese Macht gegründet.

Die Macht von Böhmen-Luxemburg, durch König Johanns abenteuerliche Streiche in glänzender Erschöpfung, durch Carl IV. listig vermehrt, und wunderklug zusammengeknüpft, arg verwirrt durch Wenzels halbverrückte Tyranney, ging vielseitig gefährdet durch Sigismunds Unentschlossenheit und Falschheit, mit seiner einzigen Tochter Elisabeth größtentheils (nähmlich die Kronen von Ungarn und Böhmen) hinüber an ihren Gemahl Albrecht II.

Maximilian, nach mehrerhundertjährigen, gemeinschädlichen Theilungen, der einzige Prinz und Stammhalter des Erzhauses hatte nichts ererbt, als Innerösterreich und Tyrol; Ober- und Niederösterreich mußte er erst über die Ungarn erobern. Und Er sah seine Enkel zugleich herrschen an den Karpathen und Apenninen, jenseits des Rheins und der Pyrenäen und an den Cordilleras in einer erst entdeckten, unermeßlichen, neuen Welt. — Die Macht von Burgund, jener Nebenlinie des französischen Königsstammes von Valois, welche (kein unerhörtes Schauspiel) des regierenden Hauses gefährlichste Feindinn ward, fiel durch die Erbtochter Maria an Maximilian (1477) wenige Monathe später als Carl der Kühne gegen die Eidgenossen, wie Xerxes gegen die Griechen, aus gleichen Ursachen unglücklich gestritten und bey Granson die Schätze, bey Murten das Volk, bey Nancy das Leben verloren.

Um Frankreich, welchem er und welches hinwieder ihm bey jener burgundischen Erbschaft so gefährlich war, die Pforten Italiens zu schließen und es auf einer entgegengesetzten, auf seiner schwächsten Seite, den Achill an der Ferse anzugreifen, näherte sich Maximilian Savoyen und den Eidgenossen. Er vermählte sich in zweyter Ehe, mit Blanka Maria Sforza, Prinzessinn von Mayland. (16. März 1493.) Diese Vermählung fand viele und heftige Tadler, die nicht vergessen konnten, daß der Urgroßvater dieser Fürstinn (welche übrigens kinderlos starb) der große Jacob, ein Landmann aus dem romagnuolischen Dorfe Cotignola war, von dem erst in der Folge, als er zu großer Gewalt gelangt, die Sippschaft mit dem adelichen Haus Attendoli herausdemonstrirt wurde. Als einst kriegslustige Mannschaft mit Sang und Glanz bey seinem Acker vorüber zog, verdroß ihn die Handarbeit. Er warf seine Hacke hinweg und sie blieb hangen an einem nahen Baum; das nahm er für ein Wahrzeichen großer Dinge. Als er vor dem berühmten Condottiere, Grafen Alberich von Barbiano, einst mit furchtbarem Nachdruck seine Beute behauptete, antwortete dieser erstaunt: „Das heißt mir Gewalt anthun; so sey denn Sforza dein Nahme, du Erzwinger!" — Diesen damahls nur persönlichen Nahmen rechtfertigte Er durch sein ganzes Leben. Die neapolitanische Königinn Johanna verlieh selben, als Jacobs Ehren-Denkmahl, Francesco seinem Sohn und dem ganzen Hause.

Außer dem obgedachten, dem eigenen Unverdienste stäts geläufigen Unwillen darüber, daß Sforza

„— — Nur von Jenen war, die da geboren sind,
„Die Welt zu ihren Füßen zu verwandeln,
„Die durch sich selbst sind, Alles sind, und Nichts
„Dem Ahnherrn schuldig, Nichts der Welt,"

kam noch, daß der Kaiserinn Blanka Vater Galeazzo, dem großen Francesco von Bianca Maria, einer unehlichen Tochter des letzten Visconti, geboren — und daß Francesco vom Kaiser Friedrich IV. als unrechtmäßiger Besitzer des Herzogthums Mayland erklärt worden war. Man hatte allenfalls noch begriffen, daß der Ungarn größter König Mathias Huniady Corvin, (dessen Vater der Retter Mitteleuropas vor der türkischen Knechtschaft, entweder ein gemeiner Wallach oder ein Kind der Liebe Kaiser Sigmunds war) eben diese Blanka für seinen geliebten, außerehlichen Sohn, Johann Corvin gesucht hatte *). Aber Maximilian sah in äußeren Zufälligkeiten nur Mittel, aber keinen letzten Zweck, wie denn überhaupt kein Anspruch etwas ist ohne Gelegenheit, kein Titel etwas ohne Macht, und jedes Zeichen ein bloßes Unding, wenn ihm nicht irgend ein bestimmter Begriff entspricht.

Philipp der Schöne, Sohn Maximilians und der burgundischen Maria erwarb durch die Heirath mit Johannen, Tochter Ferdinands des Katholischen von Arragonien und Isabellens von Castilien, seinem Sohne, Carln V. die Kronen Spaniens und Indiens und beyder Sicilien.

Philipps Sohn, Carls V. jüngerer Bruder, Ferdinand I. brachte Ungarn und Böhmen wieder zu Österreich, nachdem seit dem Tode Ladislaus Posthumus, beyde Reiche unter Georg Podiebrad und Mathias Huniady Corvin erfahren hatten, daß die glänzendsten Regierungen nicht immer auch die glücklichsten seyen, und deshalb (wie die Extremen sich immer berühren) dem schwächsten aus allen Thron-

*) Den Vollmachtsbrief zu dieser Heirath gab Mathias, „aus seiner Burg zu Wien 2. März 1487. Dumont. — In den Heirathsurkunden zwischen Maximilian und Blanka bey Herrgott und Bono sagt Ludwig mit Recht von der Verbindung Blanka's mit Maximilian, daß ihm „nihil felicius, nihil gloriosius evenire posse," da Maximilian „inter christianos et sanguinis „genere et dignitate ac animi virtutibus corporisque „praestantia, nec nobiliorem nec superiorem „habeat." Gleichen Anlaß der Politik hatten auch Österreichs und Frankreichs Verbindungen mit den Medicis, die durch Wolle in der Geschichte des Handels, durch Lorenzo und Leo X. den Künsten und Wissenschaften, durch Cosmus, Alexander, Clemens VII. ꝛc. in den großen Geschäften unvergeßlich sind.

candidaten, dem pohlnischen Wladislav, den alten Erbverträgen mit Österreich zuwider, den Vorzug gegeben hatten.

Bey der großen Zusammenkunft in Wien (im July 1515) wurde Ludwig, Wladislavs einziger Sohn, mit Maximilians Enkelinn Maria und Mariens Bruder Ferdinand mit Ludwigs Schwester Anna vermählt. Diese berühmte Wechselheirath brachte Ungarn und Böhmen wirklich wieder an Österreich, als Ludwig (1526 den 29. August) in der großen Schlacht bey Mohacz wieder Suleymann, mit dem Kern seiner Barons umkam, und so den Stamm der Jagellonen beschloß, aus welchem der erste Wladislav Jagello dem österreichischen Herzoge Wilhelm, Pohlen entzogen, der zweyte Wladislav, als Gegenkönig des nachgebornen Ladislav in Ungarn aufgetreten war, bis er bey Varna eben auch wider die Türken das Leben verlor.

Carls V. Sohn, Philipp II. hieß durch seine zweyte Gemahlinn, Maria Tudor, Heinrichs VIII. Tochter, gleichfalls König von England und Irrland (1554—1558) ohne jedoch hindern zu können, daß nach Mariens Tode Elisabeth den Thron beßieg.

Und wenn außer dem wichtigen Ziel der Vergrößerung auch noch von dem viel schöneren Zweck der Versöhnung und des geknüpften Friedens- und Freundschaftsbundes die Rede ist, müssen wir noch aus dem den Nr. 15 und 16, 25 und 26 wiederhohlen, wie Eleonore den blutigsten aus vier Kriegen zwischen Österreich und Frankreich durch ihre Hand geendet, wie sich der Geist des romantischen Mittelalters durch den Damenfrieden und durch den Waffenstillstand von Nizza, noch in seinem Erlöschen, in eine schöne, reine Flamme verklärte. Überhaupt war Frauenwürde, hohe Sittlichkeit und häusliches Glück eben so unwandelbar vorherrschender Grundsatz, Zweck und Vorbild im Familienkreise des erhabenen Kaiserhauses, als Ehrfurcht für urkundliches Recht (selbst da, wo sie sich dadurch beschränkt fühlten) und standhafte Behauptung des in Wegen des Friedens und Rechts Erworbenen unter zahlreichen Stürmen unerhörter Widerwärtigkeiten auf dem Throne. — Jene hehre, altrömische Einfalt im Hausstande Rudolfs des Stifters, des sonst strengen Königs Albrecht, und seiner Söhne Friedrichs des Schönen, Leopolds der Blume der Ritterschaft, und Albrechts des Lahmen, wo finden Wir sie wieder? und wo hat jene Liebe Maximilians und der burgundischen Marie ihres Gleichen, deren Nahmen Er, nachdem sie ihm schon vor dreyßig Jahren vorangegangen, nie ohne Thränen aussprach, Carls V., den man mit Gewalt von der Leiche der verblichenen Eleonore entfernen mußte, Ferdinands und der schönen Philippine Welser und des zweyten Ferdinand, welcher durchaus nicht in der Kaisergruft, sondern zu Gratz neben seiner ersten Gemahlinn der bayerschen Anne ruhen wollte? — Wenn von den erhabensten weiblichen Tugenden die Rede ist, wer denkt nicht, eh' wir noch den ewig theuern Nahmen nennen, Thereſiens, neben der das große Buch aller Zeiten keine Frau aufzuweisen hat, die zugleich größer auf dem Throne und musterhafter im Privatleben gewesen wäre. Wer denkt hiebey nicht des jetzo wieder, gleich Samuels Schatten, heraufsteigenden Lieblingswerkes des großen Kaunitz, jener Familien-Verbindungen, die einen zwanzigjährigen Frieden und durch ihn jene Nationalkraft erschufen, deren üppiges Füllhorn nicht versiegte in dem unerhörten Drang einer Fehde, die blutig wie der 30jährige und die Religionskriege, durch die schnelle Versetzung der Scenen vom Nil an den Po, von Calabrien nach Tilsit, vom Tajo zur March, an die großen Völkerzüge erinnert!

Wo zeigte uns je in sieben Jahrhunderten dieses Haus auch nur eine Fredegonde, eine Eleonore von Guyenne, eine bayrische Isabeau, eine Barbara von Cili, eine Marie Stuart, eine Margarith von Valois, eine Franziska von Nemours (die nach einander mit den Brüdern, Alfons und Peter das Diadem Lusitaniens trug) oder eine russische Katinka? Fruchtbar in sich selbst und in allen seinen Verbindungen hat es in männlichen oder weiblichen Sprossen, vom Ätna bis nach Island und vom Niemen bis an den Tajo, alle Kronen getragen, war mit allem verwandt, was von den Merovingern und von Carl dem Großen, von den Ottonen und von Hugo Capet, bis zu den byzantinischen Kaisern und angelsächsischen Königen in Europa geherrscht hat. Seit dem Fall der Hohenstaufen und seit dem großen Zwischenreich, seit sechsthalb hundert Jahren im Besitz der ersten Würde der Christenheit, gab es dem heiligen, römischen Reiche ein und zwanzig Kaiser, und (seine dermahligen Hauskronen nicht zu gedenken) Spanien sechs, Portugall zwey, beyden Sicilien sieben, England einen und auch einer großen Partey in Pohlen zwey Wahlkönige, kurz vor jener Zeit, als nach den Pseudo-Dimitrijis und nach der pohlnischen Unterjochung, das Haus Romanow (1613) zum ersten Mahl aus der Schaar der übrigen Bojaren hervortrat.

In der Vereinigung alles Großen und Herrlichen der Vorzeit, mit allem Großen und Herrlichen der Gegenwart in Napoleon und Ludoviken, liegt ein zu fruchtbarer Keim künftigen Glückes, als daß man jetzt schon den Eindruck der großen Nachricht in unzählige Wünsche und Hoffnungen und Schlüße vereinzelnen könnte — was nun zu thun zum Schirm und Flor des alten Österreich, wie dieses Band, zugleich eine Bürgschaft dauerhafter, äußerer Sicherheit, ihm vergönne, nicht nur zu haben, sondern auch zu werden, seine noch sehr ungleichartige, innere Entwicklung und Nationalbildung mit ruhiger Beharrlichkeit ihrer Reife zuzuführen, die Versöhnung mit dem Zeitgeist ohne Zerstörung zu vollbringen, und um den väterlichen Fürsten, der für der anvertrauten Völker Wohl, Alles gegeben hat, einen Kreis zu ziehen, so ehrwürdig, wie sein häuslicher ist!!!

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1539. (Span.) Franz von Ulloa und Andere untersuchen die Nordwestküste von Amerika, und besonders Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1540. Der Portugiese Don Stephan de Gama schifft auf dem rothen Meere nach Suez, um die türkischen Schiffe in diesem Hafen zu zerstören.

J. n. Chr. G. 1540. Franz von Alarçon und Franz

Vasquez de Carnado beschiffen und untersuchen die Nordwestküste von Amerika.

J. n. Chr. G. 1540. Jacob Cartier's dritte Fahrt nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1541. Philipp von Hutten (ein deutscher Edelmann) unternimmt von Venezuela aus einen Landzug in das Innere von Südamerika, um das berufene El-Dorado zu entdecken.

J. n. Chr. G. 1541. Durch den vorgenannten Stephan von Gama erhält man in Europa sichere Nachricht von Habessinien und den Quellen des Nils.

J. n. Chr. G. 1541. Der französische Edelmann Franz de la Roque, Herr von Roberval, macht eine Fahrt nach Nordamerika in der Absicht, Kanada in Besitz zu nehmen, und eine Niederlassung daselbst anzulegen.

J. n. Chr. G. 1541. (Span.) Orellana beschifft den Amazonenfluß.

J. n. Chr. G. 1542. Herrn von Roberval's zweyte Reise nach Kanada.

(Diese Fahrten wurden durch den Krieg unterbrochen. Im Jahre 1549 unternahm dieser Edelmann in Gesellschaft seines Bruders wieder eine Fahrt nach Nordamerika, auf welcher aber beyde umgekommen sind.)

J. n. Chr. G. 1542. Fahrt des Portugiesen Ruy Lopez de Villalobos nach Mindanao.

J. n. Chr. G. 1542. Der Portugiese Anton de Moto wird durch Sturm nach Japan verschlagen.

J. n. Chr. G. 1542. Der Portugiese Juan Rodriguez de Cabrillo, in spanischen Diensten, unternimmt eine Entdeckungsfahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1542. Der Spanier Juan de Gaetan und Bernhard della Torre Fahrt durch das Südmeer nach den Philippinen-Inseln.

J. n. Chr. G. 1542. Die Spanier beschiffen die Nordwestküste von Amerika bis zum 44° N. Br.

J. n. Chr. G. 1549. Die Portugiesen nehmen Brasilien in Besitz.

J. n. Chr. G. 1551. Der brittische Capt. Thomas Windham unternimmt eine Handelsfahrt nach Marokko.

J. n. Chr. G. 1552. Iwan Wasiliewitsch reiset in Nordasien.

J. n. Chr. G. 1553. C. Thomas Windham's Fahrt nach der Küste von Guinea, die erste der Britten dahin.

J. n. Chr. G. 1553. Hugo Wilhelm Willoughby unternimmt auf Kosten einer englischen Handelsgesellschaft eine Entdeckungsreise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1554. (Engl.) John Lock's Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1555. — Will. Towrson's drey Reisen nach Guinea (von 1555 bis 1557).

J. n. Chr. G. 1555. Richard Chancellor's Handels- und Entdeckungsfahrt nach Rußland, auf Kosten einer Handelsgesellschaft.

J. n. Chr. G. 1556. Stephan Burrough's Reise eben dahin.

(Die Engländer kamen in diesem Jahre nach Nowaja Semlja und in die Strasse Waigaz).

J. n. Chr. G. 1556. Joh. von Lery's Reise nach Brasilien.

J. n. Chr. G. 1556. Andreas Urdanietta, ein spanischer Mönch, macht Entdeckungsreisen in Nordamerika; er soll die Straße zwischen Asien und Amerika gefunden haben, welche Entdeckung aber verheimlicht wurde.

J. n. Chr. G. 1556. (Span.) Hurtado von Mendoza erobert die Landschaft Chaco in Südamerika.

J. n. Chr. G. 1557. Anton Jenkinson bereiset Mittel-Asien.

J. n. Chr. G. 1557. Der Spanier Juan Ladrilleros untersucht den südlichen Theil der Küste von Chili.

J. n. Chr. G. 1562. Des Engländers Rutter Reise nach der Küste von Guinea.

J. n. Chr. G. 1563. — Baker's Reise, ebenfalls dahin.

J. n. Chr. G. 1564. — Dav. Carlet's desgleichen.

J. n. Chr. G. 1564. Der Spanier Miguel Lopez de Legaspi segelt aus Neuspanien nach den Philippinen-Inseln.

J. n. Chr. G. 1564. Dänen unternehmen von Island aus eine Entdeckungsreise nach Nordwesten, um eine Durchfahrt zu finden.

J. n. Chr. G. 1565. Führer's von Haimendorf Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1566. (Engl.) G. Fenner's Reise nach den Inseln des grünen Vorgebirgs.

J. n. Chr. G. 1567. (Engl.) Martin Frobisher's erste Entdeckungsreise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1567. (Span.) D. Alvaro de Mendana und D. Alvaro de Mendoza entdecken auf ihrer Fahrt durch das Südmeer die Salomon's Inseln.

J. n. Chr. G. 1568. (Franz.) Vincent le Blanc reiset 40 Jahre lang und besuchet alle Erdtheile.

J. n. Chr. G. 1571. Die Spanier setzen sich auf den Philippinen fest.

J. n. Chr. G. 1573. (Portug.) Franz Barreto und Franz Homem dringen mit einer Armee in das Innere von Manomotapa ein, um die Goldminen zu erforschen.

J. n. Chr. G. 1573. (Span.) Johann von Gorap untersucht das innere Südamerika und gründet die Stadt Chaco.

J. n. Chr. G. 1573. (Deutsch.) Leonhard Raumolff's Reise in den Orient.

J. n. Chr. G. 1574. Der spanische Schiffer Juan Fernandez entdeckt die Inseln San Felix und San Ambor in der Nähe der Philippinen.

J. n. Chr. G. 1575. (Engl.) John Oxnam durchreiset die Landenge von Panama und beschifft das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1576. (Span.) Juan Fernandez unternimmt eine Seefahrt nach Süden.

J. n. Chr. G. 1577. Martin Frobisher's zweyte Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1577. (Engl.) Franz Drake's Reise in die Südsee und um die Erde.

J. n. Chr. G. 1578. Martin Frobisher's dritte Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1578. Die Portugiesen beschiffen der

Fischerey wegen in großer Zahl die Küsten von Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1578. (Engl.) Ritter Humphrey Gilbert unternimmt eine Entdeckungsreise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1578. (Deutsch.) Breunings von Buochenbach Reise in den Orient.

J. n. Chr. G. 1578. (Russ.) Die Kosaken fangen an Sibirien zu entdecken und zu erobern.

J. n. Chr. G. 1579. Der erste Engländer, Thomas Stephen, kömmt auf einer portugiesischen Flotte nach Indien.

J. n. Chr. G. 1579. Franz Drake entdeckt Neu-Albion.

J. n. Chr. G. 1580. (Engl.) Arthur Pet und Charles Jakman unternehmen eine Reise nach Norden, um eine Durchfahrt nach Nordwesten zu suchen.

J. n. Chr. G. 1583. Die Engländer nehmen die Insel Terreneuve in Besitz.

J. n. Chr. G. 1584. Die Engländer Amidor und Berlow machen eine Entdeckungsreise nach Virginien.

J. n. Chr. G. 1584. Sir Walter Raleigh nimmt Virginien, dem er diesen Nahmen gab, für die Königinn von England in Besitz.

J. n. Chr. G. 1585. (Engl.) John Davis unternimmt eine Entdeckungsreise nach Nordwesten, und schifft in die nach ihm benannte Straße Davis.

J. n. Chr. G. 1586. J. Davis's zweyte Fahrt nach Nordwesten.

J. n. Chr. G. 1586. (Engl.) Thomas Candish's Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1586. — Richard Greenville's Entdeckungsreise nach Virginien.

J. n. Chr. G. 1587. Ritter Raleigh's Reise nach Virginien.

J. n. Chr. G. 1587. — J. Davis's dritte Fahrt nach Nordwesten.

J. n. Chr. G. 1588. — James Welsh's Reise nach Benin.

J. n. Chr. G. 1588. Entstehung der Englisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft.

J. n. Chr. G. 1588. — White's Reise nach Virginien.

J. n. Chr. G. 1589. — Des Grafen von Cumberland Reise nach den Azoren.

J. n. Chr. G. 1589. — Andreas Battel's Reise nach Angola.

J. n. Chr. G. 1591. — Erste Schifffahrt der Engländer nach Ostindien, unter Capt. Raymond.

J. n. Chr. G. 1591. Richard Rainold's und Thomas Dassel's Reise nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1591. — Weymouth's Entdeckungsfahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1592. (Span.) Juan de Fuca (sein eigentlicher Nahme war Apostolos Valerianos, gebürtig aus Cephalonien) beschifft die Nordwestküste von Amerika, wo er eine Durchfahrt entdeckt haben will.

J. n. Chr. G. 1594. (Holl.) Cornelis May und Wilhelm Barenz Entdeckungsreise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1595. Erste Schifffahrt der Holländer nach Ostindien unter Cornel. Houtmann.

J. n. Chr. G. 1595. (Engl.) Walter Raleigh's Reise nach Guiana.

J. n. Chr. G. 1595. (Span.) Don Alvaro de Mindana zweyte Reise in das Südmeer. Entdeckung der Marquesas-Inseln.

J. n. Chr. G. 1595. Sieben holländische Schiffe laufen auf eine Entdeckungsfahrt nach Norden aus.

J. n. Chr. G. 1596. (Engl.) Benj. Wood's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1596. (Holl.) Jacob van Heemskerk's Entdeckungsfahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1596. (Engl.) Lorenz Keymis Reise nach Guiana.

J. n. Chr. G. 1596. (Span.) Seb. Vizcaino's Entdeckungsreise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1596. (Ital.) Dandini's Reise auf den Libanon.

J. n. Chr. G. 1598. (Holl.) Joh. Davis Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1598. — Van Neck's und Wybrand's von Warwick Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1598. — Olivier's van Noort Reise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1598. (Franz.) Marquis de la Roche's Reise nach Kanada und Neuschottland.

J. n. Chr. G. 1598. (Deutsch.) Christoph Harant's Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1599. (Holl.) Stephan's van der Hagen Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1599. — Seebald's van Weert Reise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1599. (Span.) Gamboa (Cap. Pedro Sarmiento de) Reise nach dem Magellanien-Lande.

J. n. Chr. G. 1600. Entstehung der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft, und erste Absendung einer Handelsflotte derselben unter Capitain James Lancaster.

J. n. Chr. G. 1600. (Holl.) Paul von Caerden's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1601. — Harmansen's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1601. — Georg Spilberg's Reise.

J. n. Chr. G. 1601. (Franz.) Franz Pyrard's Reise nach Ostindien, die erste, die von Franzosen unternommen wurde.

J. n. Chr. G. 1601. — Jean Mocquet's Reisen (bis 1615) in alle Haupttheile der Erde.

J. n. Chr. G. 1602. (Holl.) Corn. van Ween Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1602. — Wybrand's von Warwick Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1602. (Engl.) Barthol. Gosnold's Reise nach Virginien.

J. n. Chr. G. 1602. (Span.) Seb. Vizcaino's zweyte Reise nach der Nordwestküste von Amerika.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Se. Majestät der Kaiser von Österreich, stäts geneigt, Werke von anerkanntem literarischen Verdienst auszuzeichnen, und dem Ziele gemeinnütziger Wirksamkeit auf die Nationalbildung zuzuführen, haben aus allerhöchst eigener Bewegung, dem Professor Johann Georg Müller in Schafhausen, ein Privilegium für die von ihm angekündigten sämmtlichen Werke seines verstorbenen Bruders, des großen Geschichtsschreibers, Johann von Müller zu verleihen geruht.

.....

Der geschickte Mechaniker Professor Reiffing in Cassel, hat vor einigen Wochen ein höchst interessantes astronomisches Kunstwerk vollendet, das von vielen Kennern bewundert wird. Es ist ein hautrelief des Mondes, nach Schröters Selenotographischen Karten verfertigt, zwey französische Fuß im Durchmesser, jede Höhe von einer französischen Meile ist in der Höhe einer Pariser-Linie dargestellt. Diese Halbkugel, stark beleuchtet, auf einem dunklen Grunde durch einen Tubus besehen, bringt eine unglaubliche Täuschung hervor; man glaubt die Mondscheibe durch ein gutes Fernrohr zu erblicken. Die Absicht des Künstlers war, mit dieser Arbeit nach Amsterdam zu reisen, und sie der Gesellschaft felix meritis vorzulegen; allein die Invasion der Engländer vereitelte seinen Plan. Man gab ihm darauf Hoffnung zu einer Anstellung bey der verlaßnen Sternwarte in Cassel, allein vors erste ohne Gehalt. Er wandte sich daher an den Gesandten eines grosen nördlichen Monarchen, und hofft außerhalb seinem Vaterlande die Unterstützung zu finden, ohne die das beste Talent einschlummern kann.

.....

Herr Azuni, Mitglied des gesetzgebenden Corps, hat demselben seine Dissertation über den Ursprung der Boussole gewidmet. Er spricht darin die Erfindung derselben sowohl den Chinesen, als Arabern, und sogar den Fischern von Amalfi ab (läßt ihnen nur die Ehre, sie etwas verbessert zu haben), und schreibt sie sehr patriotisch den Franzosen zu, weil ein französischer Dichter des zwölften Jahrhunderts die Eigenschaft des Magnets und den Gebrauch der Boussole (damahls mariniere oder marinette geheißen) überhaupt schildert; ferner weil immer und fast bey allen Völkern das Zeichen der Lilie, das Wappen des königlichen Hauses von Frankreich, die Nadel des Compasses decorirte. — Daß diese Gründe etwas dürftig sind, fühlt vermuthlich, außer dem Verfasser, jeder.

.....

In einigen Monathen hat man Hoffnung, daß die erste Lieferung des großen auf kaiserlich-französische Kosten erscheinenden Werks über Ägypten vollendet seyn wird. Vorzüglich interessant soll die historische Einleitung seyn, welche der Kaiser selbst durchsieht. Das Ganze wird mehr als 800 Kupferplatten enthalten.

.....

Die Neigung, grose Bücherſammlungen anzulegen, die man als Archive des menschlichen Geistes betrachten kann, entstand bey allen Völkern zugleich mit der Liebe zu den Wissenschaften. Die erste öffentliche Bibliothek, die in Ägypten angelegt wurde, stand unter dem Schutze der Götter, deren Statuen diesen Tempel schmückten, welcher der Religion und Literatur zugleich gewidmet war. Auf dem Frontispiz standen die Worte, die eben so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen: Animi pabulum (Geistesnahrung).

Die Ptolomäer gründeten die berühmte Bibliothek zu Alexandrien, die Demetrius mit einer ungeheuern Menge von Büchern vermehrte, welche er mit grosen Kosten und sorgfältiger Auswahl unter allen Nationen der Welt zusammenbrachte.

Man versichert, daß Einer von den Ptolemäern (Ptolomäus Evergetes) den Athenienſern, bey denen eine Hungersnoth wüthete, so lange einige Unterstützung an Getreide verweigert habe, bis sie ihm die Original-Manuscripte der Werke des Äschylus, Sophokles und Euripides eingehändigt hätten, von denen er sehr sorgfältige Abschriften habe veranstalten lassen.

Dem Pisistratus, dem berühmten Tyrannen von Athen, schreibt Valerius Maximus die Ehre zu, die erste öffentliche Bibliothek bey den Griechen angelegt zu haben; auch versichert Cicero, daß wir es demselben Pisistratus zu verdanken hätten, daß die Werke Homers zu einem Ganzen vereinigt worden wären.

Nachdem die Römer sechs Jahrhunderte lang die Welt bekriegt und erobert hatten, waren sie in dem Besitz des größten Theils der literarischen Schätze, der ihnen unterworfenen Nationen. Paulus Æmilius brachte nach der Eroberung Macedoniens eine beträchtliche Menge griechischer Manuscripte nach Rom, die er dem römischen Volke zum Geschenke machte. Sylla folgte seinem Beyspiele; nach der Belagerung von Athen nahm er die kostbare Büchersammlung mit hinweg, die in dem Tempel des Apollon aufbewahrt wurde. Sie wurde nach Rom geschafft, und war der Stamm, aus dem sich die erste öffentliche Bibliothek bildete. Bey den Römern konnte ein Bürger keine schönere Belohnung erhalten, als wenn der Staat ihm eine Bibliothek schenkte; aus diesem Grunde setzte auch der Senat die Familie des Regulus, der er einen Beweis von Hochachtung und Erkenntlichkeit geben wollte, in den Besitz aller der Bücher, die man in Carthago fand, als Scipio sich zum Meister dieser Stadt gemacht hatte.

Die Geschichte berichtet uns die Nahmen einiger sehr berühmter Römer, die sich vorzüglich durch die Auswahl und Pracht ihrer Bibliotheken auszeichneten. Asinius Pollio, Crassus, Cäsar, Cicero und Lucull nennt sie uns in dieser Hinsicht vor allen andern. Der Letztere, (sagt Plutarch) besaß eine köstliche Bibliothek, deren Gallerien, Zimmer und Gärten Allen offen standen, die sie zu benutzen wünschten.

Julius Cäsar, dem diese reiche Erbschaft zufiel, beschloß, diese Bibliothek zu einem Nationaleigenthum zu machen; schon hatte er den gelehrten Varro auserwählt, um ihn an die Spitze dieser Anstalt zu stellen, als die Dolche des Brutus und seiner Mitschuldigen diesem grosen Manne das Leben raubten, und so die Ausführung jenes schönen Vorhabens verhinderten.

Die römischen Kaiser benannten die Bibliotheken, die sie anlegten, in der Folge nach sich, und glaubten mit Recht, sie dadurch zu ehren, und ihnen noch höhern Glanz zu verleihen. August vermehrte die Pracht eines der schönen Denkmähler, die Thermen hiesen, und bey denen aller Zauber der Natur und Kunst vereinigt war, durch eine Bibliothek, die er nach seiner Schwester Octavia nannte. Augusts Nachfolger ahmten sein Beyspiel nach, sogar Tiber gründete eine Bibliothek, in der er die Archive des Kaiserthums vereinigte, und die hauptsächlich aus Schriften bestand, die auf Politik Bezug hatten. Trajan vereinigte sie späterhin mit der Ulpianischen Bibliothek, die von der Familie dieses Fürsten ihren Nahmen erhielt.

Tiraboschi behauptet in seiner Geschichte der italienischen Literatur, daß die erste öffentliche Bibliothek in Italien um das Jahr 1420 von Nicolaus Niccoli, dem Sohne eines gewöhnlichen Kaufmanns (der in seiner Jugend selbst ein Kaufmann war, unmittelbar nach dem Tode seines Vaters aber die Handlung aufgab, um sich den Wissenschaften zu widmen, zu deren Vervollkommnung er sein ganzes Vermögen verwandte), gestiftet worden sey. Als er starb, vermachte er seine Bibliothek seinen Mitbürgern; da er aber nicht so viel hinterließ, als erforderlich war, um seine Schulden zu bezahlen: so würde diese Schenkung fruchtlos gewesen seyn, wenn sich nicht der berühmte Cosmus von Medicis ins Mittel geschlagen hätte. Der Papst Nicolaus V. legte den Grund zu der Vatikanischen Bibliothek. Die Bibliothek zu Venedig verdankt diese Stadt der Vaterlandsliebe des Cardinal Bessarion, und die unschätzbare Bibliothek zu Oxford ist ein ewiges Denkmahl der Freygebigkeit des Sir Thomas Bodley.

Die Stadt Augsburg errichtete aus Dankbarkeit dem Ulrich Fugger, der ihr seine reiche Bibliothek vermachte, ein öffentliches Denkmahl. Der berühmte Wolf, der die Schätze, die sie enthielt, benutzte, hat eine Inschrift von griechischen Versen auf sie gemacht, die mehr pomphaft als elegant ist, und worin er diese Bibliothek einem literarischen Himmel vergleicht, an dem man eben so viel Bücher als Sterne am Firmament zähle.

Die kaiserliche Bibliothek in Paris ist ohne Widerspruch die reichste, die jemahls existirt hat. Sie besteht gegenwärtig aus mehr als 300,000 Bänden, 90,000 Manuscripten, 85,000 Münzen, 1,500,000 Zeichnungen und Gemählden, und 7000 Stammtafeln.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 7. und Freytag den 9. März 1810.

Es ist ein gewöhnlicher, der menschlichen Schwachheit natürlicher Fehler, große Männer weniger an sich und nach ihrer Zeit, als in Vergleichung mit anderen, zu beurtheilen. In dem Augenblick der Vollendung einer Laufbahn, wo gerührten Zeitgenossen des lang Gefürchteten, lang Verehrten Bild in seiner vollen Majestät vorschwebet, und alles vor und neben ihm in Dunkelheit sezt, trägt sich zu, wie bey rohen Völkern, welche die Leiche ihrer Helden mit Menschenopfern ehren, daß dem angebeteten Herrn oder Mitbürger sein Denkmahl aus den Trümmern aller deren errichtet wird, welche bey unsern Vätern und fremden Völkern Ehrfurcht und Liebe andern Verewigten erhoben hatten. Die Begeisterung für den Hingegangenen thut hier, was für Lebende die Schmeicheley, die den Helden vierzig verflossener Jahrhunderte allen ihren Weihrauch stiehlt, um Einen Sterblichen damit zu betäuben.

Johann von Müller.

(29 und 30.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

(Fortsetzung.)

23.

Zwey Männer haben auf Carls frühere Laufbahn, auf seine französischen Kriege, auf seine Wirksamkeit in den großen Geschäften überhaupt, entscheidenden Einfluß gehabt, — Heinrich VIII. König von England, und sein Günstling, der Cardinallegat, Bischof von York, Thomas Wolsey.

Die Berichte der Gesandten Carls in London, de Praets, Lemerens, Delle Sanche, Chapuys, (Capuzius nennt ihn Shakespeare in seinem Heinrich VIII.) geben von beyden ein Bild, welches wir hier mit ihren eigenen Zügen ausmahlen wollen. Sie lassen uns nur über Eines in Zweifel: ob wir mehr die historische Richtigkeit und Gediegenheit der shakespearischen Darstellung Heinrichs und der scharlachenen Sünder (so nennt Shakespeare den Cardinal) oder mehr die diplomatische Feinheit bewundern sollen, mit welcher dieses Genie, sich selbst bezwingend, und doch, ohne weder sich noch der geschichtlichen Treue etwas zu vergeben, jenen König und Katharinen und Annen von Boleyn so auf die Bühne brachte, daß die große Elisabeth, Heinrichs und Annens Tochter, dieß Stück mit Vergnügen sah und sehen konnte.

Was so tief der gekrönte Seher ausgesprochen: „Des Menschen Herz sey ein trotzig und verzagtes Ding," hat nicht leicht etwas auffallender gemacht, als Wolseys Trotz und Verzagtheit.

Im Glücke war ihm nichts zu hoch. Eines Fleischhauers Sohn, buhlte er um die dreyfache Krone a) mit weltlichen Mitteln. Im Unglücke war ihm nichts zu tief, denn er warf sich auf die Knie, in den Koth, vor dem wohlbekannten Ringe, dem Zeichen der Erinnerung seines Herrn.

Daraus, aus jener nie ruhigen Thätigkeit, jener Liebe zu Geld und Macht, aus jener endlosen Eitelkeit, welche den Meisten eigen ist, die aus Nichts so weit empor kommen, aus den Fehlern einer schlechten, aller symetrischen Kenntnisse entblößten Erziehung, aus einer völlig unbedingten Ergebenheit gegen seinen König, den er mehr als Gott fürchtete, dem er das in England Gewährte einst von Rom aus zu vergelten gedachte, daraus war sein Gemüth zusammengesetzt, hieran wird all sein Thun abgewunden werden können, und selbst seine Todesart b).

Aber wie war auch sein Herr? — Fürchten, bluten sollten unter ihm die Britten (die Höchsten und Nächsten am meisten), aber dennoch nicht hassen, und das thaten sie auch nicht. So viel vermag fürstlicher Anstand, Tapferkeit, Ernst und Kriegsruhm über die weiche Menge, der gar nicht wohl ist, außer sie werde gedrängt und getrieben. Heinrich war grausam, aber nicht tropfenweise wie der verschlossene, berechnende, ununterbrochen fortwüthende Tiber: nein, seine Grausamkeit fiel (gleich Saul und Caligula) ihn zuerst an, periodisch, unwiderstehlich, und aus ihm erst die andern. Dann aber half auch nichts, Würde, Verdienste, Freundschaft, am wenigsten die Unschuld. So sehr bemächtigten sich derley Paroxismen seines heftigen Gemüthes, daß er selbst in Pein war, bis er den Gegenstand seines Unwillens vertilgt wußte, daß er fast mehr litt, als der Verklagte. War dieser nicht mehr, so war Heinrich versöhnt, und bedauerte, (nicht häuchlerisch, sondern weil der Sturm in seinem Innern nachgelassen hatte) oft genug den Verlust.

Dieses Zornes Unwiderstehlichkeit war also bekannt, daß die Angeklagten, um ihn nicht noch mehr zu reitzen, oder wenigstens ihre Angehörigen zu retten, nicht selten bekannten, was sie nie begangen hatten. (Anna Boleyn, Northumberland, Brereton, Smeton ꝛc.) Vergeblich! Blut mußte einmahl

ſtießen. Heinrich konnte die Stunde kaum erwarten. Noch auf dem Sterbebette wollte er den größten Mann im Lande voraus ſchicken. Am gefährlichſten wars, von ihm geliebt zu ſeyn, denn was er nicht mehr liebte, das ſollte auch nicht mehr leben; darum verſtieß er zwey Gemahlinnen, zwey ſtarben durch Henkers Hand, eine entkam dem gleichen Looſe durch ihren eigenen, die letzte durch ſeinen Tod. Faſt gegen alle hat er öffentlich Klagen geführt, die ſeiner eigenen Ehre nahe traten. Und doch iſt er geliebt worden, aufrichtig, denn er war ein königlicher Mann.

Eigenwillig (wie konnte das anders ſeyn?) war er über alles und gegen alle. Mit ſich ſelbſt faſt immer uneins, aber raſch entſchloſſen, das Gegentheil von dem zu thun, was ihm andere riethen. In Sachen der Politik und Religion hatte er ſelten einen andern Zweck, als den, der Welt zu zeigen, daß er Herr ſey, der durchaus Niemanden ſcheue und Niemandes bedürfe. — Hätte Rom, hätte Franz I., hätte Carl V. dieſes (bey aller anſcheinenden Kraft doch nur eine Schwachheit!) beſſer erkannt und benützt, ſie hätten ſich ihn länger erhalten. Er hätte für jeden mehr und thätiger gethan, als er wider ſie that.

Anna von Boleyn, anfangs das vertraute Werkzeug, dann aber die gefährlichſte Feindinn Wolſeys, der ſich ihrer, als Geliebten Heinrichs gerne zur Förderung ſeiner eigenen Plane bedienen, niemahls aber ſie als ſeine Königinn verehren wollte, war, wie ihr Vater Thomas, der mehrmahls bey Ludwig XII. und Franz I. Geſandter geweſen, ganz franzöſiſch geſinnt. Sie hatte auch ſeit ihrem ſiebenten Jahre am Hofe dieſer beyden Könige gelebt, zuerſt Begleiterinn der engliſchen Maria, Gemahlinn Ludwigs XII., dann Hofdame der Königinn Claudia, Franzens erſter Gemahlinn. Wann ſie in ihr Vaterland zurückgekehrt ſey? (dieſen für die brittiſche Geſchichte ſo folgenreichen Zeitpunct) hat, ſonderbar genug! noch niemand, ſelbſt der ſcharfſinnige und unermüdete Hume nicht ergründet. Insgemein wird behauptet; die Königinn, Mutter Franzens I. habe ſie nach dem unglücklichen Tage von Pavia (1525) mit geheimen Aufträgen an Wolſey zurückgeſchickt, der Macht ihrer jugendlichen Reitze mehr vertrauend, als der ergrauten Weisheit der geheimen und öffentlichen Abgeſandten Frankreichs. Ein Bericht des kaiſerlichen Geſandten aus London vom 17. Jänner 1522 widerlegt jedoch dieſe Unrichtigkeit völlig. Es hatten ſich nähmlich die franzöſiſchen Geſandten, Paillot und de la Baſtie, bey Wolſey lebhaft darüber beſchwert, daß erſtlich alle Engländer die hohe Schule zu Paris plötzlich verlaſſen hätten, dann, daß Meſſire Thomas von Boleyn ſeine Tochter Anna aus dem Hofdienſte der franzöſiſchen Königinn ſo ſchnell zurückberufen habe. Niemand habe das anders deuten können, als auf Krieg zwiſchen Frankreich und England, und wirklich ſeyen auch Gerüchte darüber entſtanden, die ihrem Könige keineswegs gleichgültig hätten ſeyn können. Wolſey habe ſich über das letztere damit entſchuldigt, er ſelbſt ſey der Urheber dieſer Rückberufung geweſen, um einen langwierigen Streit zwiſchen Annens Vater und einem jungen Edelmanne (wahrſcheinlich Percy) gütlich beyzulegen, welches wohl nicht füglicher und ſchneller geſchehen könne, als wenn Anne ſich entſchlöſſe, ihm ihre Hand zu reichen.

Wirklich waren es vorzugsweiſe ſie und Wolſey, welche die Freundſchaft und den Bund zwiſchen Carl und Heinrich mehr untergruben, als es durch die Eheſcheidung Heinrichs von des Kaiſers Tante, der arragoniſchen Catherine geſchehen iſt. Anne war ſich deſſen auch ſo gut bewußt, daß, als ſie Johannen Seymour Platz machen mußte, und in das Gefängniß geführt wurde, ſie auf dieſem Wege laut, wiewohl ungegründet, Chapuy, Carls Geſandten, als den Urheber ihres Falls anklagte.

Zwey Briefe der Königinn Wittwe von Ungarn und Böhmen, Maria, Regentinn der Niederlande, an den Kaiſer, ihren Bruder, (de dato Brüſſel, den 30. May 1536.) enthalten einen aus Heinrichs Innerſtem hervorgegangenen, eines Caligula vollkommen würdigen Zug bey Annens Hinrichtung. — Es war nähmlich ſein letztes Wort an dieſe von ihm einſt ſo geliebte Gemahlinn (um welcher willen er eine zwanzigjährige glückliche Ehe, und den Bund mit Carln zerriſſen, den Glauben ſeiner Väter und ſeines Landes verlaſſen, und ſo vieles unſchuldige Blut vergoſſen hatte) daß er ihr in den Kerker ſagen ließ: „Sie werde nicht von eines Britten Hand fallen. Er habe den Nachrichter von St. Omer aus den Niederlanden nach Calais berufen und dort einſchiffen laſſen, damit ſie von der Hand eines Unterthans ihres Feindes, des Kaiſers, ſterbe!"

Carl hatte aber auch in England nicht minder zahlreiche und treue Freunde, als mächtig und erboſt dieſe Feinde geweſen waren.

So ſehr hatte ſein Ruhm und ſein Anblick den Handelſtand der Stadt London und des ganzen Englands begeiſtert, daß große Anlehen und zahlloſe freywillige Beyträge für ihn gemacht wurden. (Wie ſpäterhin für Carl VI. zur Erlangung der ſpaniſchen Krone, und für Maria Thereſia, ihr väterliches Erbe wider Frankreich, Spanien, Preußen, Bayern und Sachſen zu behaupten.) Ja ein Ausſchuß der Kaufleute trat vor Wolſey, und forderte von ihm das Verzeichniß alles deſſen, was etwa Carl ihrem Könige an rückzuzahlenden Subſidien oder auf andere Weiſe ſchuldig geworden ſey. Sie verbürgten ſich dafür, Einer für alle und alle für Einen als Selbſtzahler.

Soviel vermag, trotz der Laune des Augenblickes, das unumſtößliche Recht und der rühmliche Kampf für dasſelbe auf freye Gemüther. Nur das zeigt Starkmuth, was wider den Strom geſchieht; mit dem Strome ſchwimmt auch der Strohhalm.

Carl wurde dadurch aufs innigſte gerührt. Er befahl (de dato Valencia, den 29. Auguſt 1527) der Erzherzoginn Margarethe, Regentinn der Niederlande, dieſen edlen Zug allgemein bekannt zu machen, und daß er ihn tief fühle, und gerne etwas thun möchte, daran man erkennen möchte, wie er die Dankbarkeit für die höchſte ſeiner Pflichten halte. Zuvörderſt ſollte die Regentinn die brittiſchen Kaufleute in allen Gelegenheiten, wo möglich noch mehr, als des Kaiſers eigene Unterthanen, begünſtigen.

.....

a) Wie treffend zeihen nicht unter andern auch die nachfolgenden Auszüge aus den wichtigſten diplomatiſchen Papieren zur Zeit des Todes Leo's X. des kurzen Papſtthumes Hadrians VI. und der Wahl Clemens des VII. die damahligen Geſchichtſchreiber der Nichtkenntniß der wichtigſten und folgenreichſten Umſtände, offenbarer Partevlichkeit und irriger

leitung großer Ereignisse aus erträumten oder ganz anders beschaffenen Ursachen!

Carl V. an seinen Gesandten in England, Bernard von Meza, Bischof zu Badajoz und Perpignan.

„Gleich nach Unserer Rückkehr von der Jagd in Unsere Stadt Gent, schicken wir Euch diese Depesche durch eigene Gelegenheit, um Euch Briefe an den König unsern guten Oheim und an den Herrn Legaten zu übersenden: Sie enthalten Euere Beglaubigungsschreiben. Macht ihnen bey dieser Gelegenheit den Tod des heil. Vaters (Leos X.) in meinem Nahmen zu wissen, wie es Euch von Unserem Kanzler gestern berichtet wurde. Ich verlasse mich dabey ganz auf Euere mir wohlbekannte Geschicklichkeit, es liegt Uns vorzüglich daran, daß sie wissen, daß Wir es ihnen so schnell als möglich geschrieben hatten, und daß alles was Unser Kanzler deshalb gethan, bloß wegen Unserer Abwesenheit geschah.

Ferners sagt dem Herrn Legaten, daß Uns seine Erhöhung immer sehr am Herzen liege, und daß Wir das in Betreff der päpstlichen Würde ihm zu Brügge gemachte Versprechen erneuern. Er möchte darüber Uns seinen Willen bestimmt erklären, und wenn er es wünschte, werden Wir uns sehr gerne, ohne das geringste zu verabsäumen nachdrücklichst dafür verwenden: Obgleich Wir glauben, daß die Sache sich in die Länge ziehen werde, und der Cardinal seiner Seits schon sehr weit gekommen, so wollen Wir Uns doch näher an Italien begeben, als wir jetzt sind, um ihm durch die That zu zeigen, daß Wir für ihn mehr als für irgend Jemand andern zu thun bereit sind. Wir warten darüber nur seine Meinung ab, da Wir ihm wirklich wahrhaft geneigt sind. Berichtet Uns gleich den Willen des Herrn Cardinalen, denn wir zweifeln nicht, daß der König von Frankreich ihm von seiner Seite den nähmlichen Antrag machen wird, wenn es auch gleich bekannt ist, daß er ihm dabey nicht viel nützen kann.

Meza an Carl V.

London den 19. December 1521.

Am 16. d. M. waren der König und der Cardinal in Richemont; Letzterer sagte mir er habe Briefe vom französischen König, und vom gegenwärtigen Gesandten seines Königs am französischen Hofe erhalten, in welchen ihm für gewiß gemeldet wird, daß der Papst gestorben, die Heere des Kaisers und des Papstes wären aufgelöset, und die Sache der Franzosen wieder in ihrem alten Stande.

In Betreff des zum Papst zu erwählenden Subjectes, ist der König ganz für den Cardinal gestimmt und wünscht dessen Beförderung dazu mit ganzer Seele so wie auch Euerer Majestät Mitwirkung, welche er auf alle Arten zu erhalten sucht. Er beschloß auch seinen ersten Secretaire Richard Pace, welcher Euerer Majestät ganz ergeben, nach Rom zu schicken, da er in ihn wie in sich selbst Vertrauen setzt.

Übrigens da aus dieser Unterhandlung ohne die größtmöglichste Vorsicht zu beobachten viel Unangenehmes und Widriges entstehen kann, besonders wenn bey vorausgesetzter Vermittelung das Mißlingen der Erwählung Wolseys als unmöglich gedacht wird, so glaubte ich, daß diesem Falle nur durch die Wahl des Cardinals von Medicis (nachhin Clemens des VII.) vorgebeugt werden könnte, um jenen Freund nicht zu verlieren und genannter Cardinal nicht merke, daß Euere Majestät gegen seine Wahl etwas unternähmen, ausgenommen Medicis hätte gar keine Hoffnung. Über alles dies werden Euer Majestät durch Richard Pace nähere Aufschlüsse erhalten, er geht heute oder längstens morgen, mehr als Curier, als in der Eigenschaft eines Gesandten, von hier ab. Er ist, wenn ich mich nicht sehr irre, ganz dem Interesse Eurer Majestät ergeben; — ich bin auch überzeugt, daß wenn der Cardinal auf was immer für eine Art, von der Person des Königs getrennt würde, kein anderer als Pace an seine Stelle kommen würde.

Übrigens halte ich es für meine Pflicht Eurer Majestät meine unmaßgebliche Meinung darüber zu eröffnen. Eines Theils glaube ich, daß der Herr Cardinal keine große Hoffnung hat, daß auf ihn die Wahl falle, aber doch auch nicht ganz daran verzweifele; andern Theils kann er zweyerley erhalten, ein Mahl die Gewißheit Eurer Majestät gütigen Gesinnung für ihn bey dieser Wahl, da er im vorigen Jahre dagegen protestiete, und dann kann die Wahl so geleitet werden, daß ihm, wenn auch nicht dies Mahl doch bey der nächsten Wahl volle Hoffnung bleibt.

London d. 24. December 1521.

Ich befolgte aufs genaueste Eurer M. Befehle vom 16. d. M. Der Cardinal hörte mich sehr aufmerksam an und nahm die ihm gemachten Anträge mit sichtbarlicher Freude an, die Ausdrücke seines Dankes waren so zahlreich und demüthig, als wenn er dadurch schon wirklich erwählter Papst wäre, — er fügte dann noch etwas bey, worüber ich sehr erstaunte; ich berichte es E. M. so seltsam es auch klingen mag. „Es dürfte wohl nichts zur Leitung der Wahl auf meiner Person mehr beytragen, als wenn das in Italien sich befindende kaiserliche Kriegsheer gegen Rom marschirte, und, wenn gute Worte und Geschenke beym Collegium der Cardinäle nichts wirken, sie mit Gewalt zu dieser Wahl zu zwingen, so daß ihnen durchgehends nicht erlaubt wird, einen zu wählen der ein Anhänger der Franzosen ist, weil dadurch Neapel und Sicilien zu Grunde gerichtet würde, und mit ihnen die ganze Christenheit, alles dieses wird durch meine Wahl vermieden."

Er sagte mir ferners, daß er sichs zu diesem Zwecke, wenn er wirklich gewählt wird 100 Ducaten gern kosten lasse, der König von Frankreich rechne darauf, 22 Cardinalsstimmen zu Gebothe zu haben. Ich sehe wohl, daß sie ihm der König antrug, doch bauet der Cardinal ausschließend auf E. M. ꝛc. ꝛc.

Carl V. an Wolsey.

Gent den 27. December 1521.

Ich erhielt durch den Secretaire Pace die Briefe, welche mir der König mein Oheim und Ihr eigenhändig geschrieben habt. Es freute mich, sie übereinstimmend mit jenem zu finden, was ich Euch bereits in Betreff dieses Gegenstandes geschrieben habe, und noch mehr, weil mir dadurch der Weg geöffnet wurde, Euch wirklich beweisen zu können, wie sehr ich Euere Erhebung wünsche, dies werdet Ihr noch mehr aus meinem eigenhändigen Schreiben an den König meinen Onkel ersehen. Mein Gesandter wird mit Euch darüber weitläuftig sprechen. Wenn ich Euch gleich nur wenig schreibe, so werde ich doch nichts sparen, den gewünschten Zweck zu erreichen. Deshalb glaubte ich auch ausschließlich zu Euerem Vortheile handeln zu

müſſen, denn Ihr beſitzt meine ganze Gunſt wie es Gott weiß, der Euch mit Erfüllung aller Euerer Wünſchen ein langes und frohes Leben gewähre ꝛc. ꝛc.

Carl an Meza.

Seit unſeren letzten Schreiben iſt der Secretair Pace angekommen. Wir verzögerten dieſe Depeſche, bis wir die Urſache ſeiner Sendung wußten.

Pace trug uns in Gegenwart des engliſchen Geſandten alles jenes vor, was in den Briefen des Königs von England, geſchrieben, von der Hand des Secretairs, enthalten war, dann überreichte er mir beſonders eigenhändige Schreiben des Königs unſers Oheims und des Herrn Legaten, dieſe Depeſche iſt ganz den Wünſchen des Secretairs Pace gemäß ꝛc. ꝛc.

Meza an Carl.

London den 17. Jänner 1522.

Der Cardinal ſagte mir, er habe aus Rom Nachrichten, woraus er die Verwendung des Secretairs Pace nicht abnehmen könnte, da der Geſandte E. M. Johann Manuel ſein Möglichſtes zu Gunſten des Medicis thue. Dies ſagte mir der Cardinal mit Veränderung der Geſichtsfarbe und deutlichen Spuren von Zorn. Ich fragte ihn, ob er wohl auch deſſen gewiß wäre, was er mir bejahte; ich glaubte ihn neuerdings verſichern zu müſſen, daß ſich Manuels Betragen nach einer Unterredung mit Pace gewiß ändern werde.

Carl an Meza.

Brüſſel den 5. Februar 1522.

In Betreff der Neuigkeiten, welche Wolſey aus Rom erhalten zu haben vorgibt, könnt ihr ihn ganz beſtimmt verſichern, daß Don Juan Manuel von uns gar keinen Auftrag erhielt, weder zu Gunſten des Medicis noch Eines andern als Wolſeys ſich bey der Wahl zu verwenden. Die Schreiben zum Vortheile Wolſeys ſich zu verwenden ſind ihm noch nicht zugeſtellt worden, und vor dem wirklichen Anfange des Conclave hatte er nur den Befehl von Uns, das geſammte Collegium der Cardinäle und jeden inſonderheit an ihre Pflicht zu erinnern, denjenigen zu wählen, welcher ihnen zum Vortheile und Beſten der Kirche und der ganzen Chriſtenheit der tauglichſte ſcheint. Da nun aber zur Zeit der Wahl weder Pace noch der Courier angelangt war, ſo iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß Don Juan ſich beſonders für Medicis verwendet habe, um ſo weniger da auch das Reſultat ganz das Gegentheil zeigt. Die Wahl traf nähmlich Einen *), auf den Niemand dachte, ſie hat daher vielmehr den Charakter eines göttlichen als menſchlichen Werkes, und da die Depeſche nicht zur Zeit eintraf, um für Wolſey günſtig zu wirken, ſo ſoll er ſich freuen, daß die Wahl gerade den Einen traf, von dem er allein aus dem ganzen Collegium Gutes und Beförderung erwarten kann.

*) Adrian wurde am 9. Jänner 1522 erwählt.

Robertſon ſagt, aber ohne irgend einen Grund dafür anzuführen: „Im Conclave ward der Nahme Wolſey kaum ausgeſprochen, obgleich der Kaiſer ihm wiederholt verſprach, ſeine Prätenſionen zu unterſtützen."

Gaillard im Gegentheil: „Die kaiſerliche Partey erklärte ſich laut für den Cardinal Wolſey, während dem ſie ſich unter der Hand und im Geheim nachdrücklichſt für Hadrian verwendete. Durch dieſes ſchlaue Benehmen machte ſie Wolſey'n glauben, daß ihm der Kaiſer ſein Wort hielt. Selbſt die ſcharf ſehenden Italiener wurden dadurch getäuſcht. — Man ſchritt täglich zum Scrutinium, ohne etwas zu beſchließen. Wolſey und Medicis hatten wechſelweiſe den Vorzug, keiner von ihnen konnte unwiderruflich den Sieg davon tragen. Dieſe Ebbe und Fluth wurden den Cardinälen endlich zu lange, die Faction Hadrians glaubte ſich dadurch nun ſtark genug, ein Cardinal nannte mit der Miene einer göttlichen Eingebung ſeinen Nahmen, und die Wahl ging durch. — Seit dem Tode Leo's X. war die kaiſerliche Partey ſchon darüber einig, und alles war vorbereitet."

Guiciardini allein betrachtete dieſe Wahl der Wahrheit gemäß als einen ſonderbaren Streich des Zufalls, wofür ſich kein Grund angeben läßt.

Carl an Carl von Peupet.

Den 8. März 1522.

Seit unſerem letzten Euch zugefertigten Befehlſchreiben erhielten Wir Briefe aus Spanien vom heiligen Vater und von Unſern Vizekönigen, und ſo auch aus Rom. Die Briefe, welche Uns aus Spanien zugeſchrieben wurden, werden Euch zeigen, wie ſehr der Cardinal de S. Croce (derſelbe, der mit der Miene der Inſpiration den Nahmen Hadrians ausgeſprochen) eilte, um der Erſte zu ſeyn Seiner Heiligkeit zuzuſchreiben, und Ihr zu verſtehen zu geben, er hätte ihn zum Papſt gemacht, und zwar gegen den Willen des Kaiſers, welcher ſich durch ſeinen Geſandten Manuel für einen andern verwendet und gegen ihn gearbeitet hätte, — alles Erdichtung und Unwahrheit, — ferners ſchrieb man Uns, daß jener Mann, welchen der Cardinal de St. Croce zum Papſt ſchickte, zuerſt beym franzöſiſchen Könige war, wo er unter einem andächtigen Schein böſe Anerbiethen gemacht haben ſoll, und nun den Papſt dafür zu gewinnen ſucht, alles dieſes macht es unumgänglich nothwendig, daß Ihr dem Papſt den Wahn benehmet, in welchem er ſich in Betreff Meiner befinden mag. Sagt ihm daß der eben genannte Cardinal ihn nicht zum Papſt gemacht hätte, da er ſich im Gegentheile alle Mühe gab, die Wahl zu hintertreiben; denn obgleich dieſer Cardinal beym letzten Scrutinium ſeine Stimme für Hadrian gab, in der ſichern Hoffnung, ſie würde nicht entſcheiden, ſo wollte er ſelbe gleich zurücknehmen, als er die Zahl der Stimmen für ihn ſich mehren und endlich gar entſcheidend wer-

*) Die vom franzöſiſchen Hofe nach Rom geſchickten Cardinäle waren nicht glücklicher als Pace, ſie ſollen die Wahl eines dem Intereſſe des Kaiſers ergebenen Papſt hintertrieben und hörten ſchon auf der Reiſe, daß die Wahl bereits geſchehen ſey.

den sah, solches gaben alsdann nur die übrigen Cardinäle nicht mehr zu. Dies könnt Ihr ihm als einzig wahr sagen, so wie auch, daß Gott und seine erhabenen Eigenschaften ausgenommen ihn Niemand zum Papst gemacht habe. — Übrigens würden die Cardinäle nach ihrem eigenen vor Hinbeorert, meinen Gesandten gemachten Bekenntnisse, durch die Rücksicht und die Ehrfurcht, welchen sie für Mich hegen, gleichfalls dazu bewogen ꝛc. ꝛc.

Hadrian VI. an Carl V.

Saragossa den 5. May 1522.

— — — — — — — — — —

— Zu meiner großen Freude erhielt ich Euerer Majestät eigenhändiges Schreiben. Es bewies mir, daß Ihr dasjenige nicht vergessen, was Ihr von mir gehört, und in den Lehrstunden erlernt; nähmlich: die Franzosen versprechen viel, und führen immer süße Worte im Mund, aber der Maßstab ihrer Freundschaft ist allein ihr Interesse. Nun bewies Euch dies auch Euere eigene Erfahrung. Wir müssen von nun an vorsichtiger und weiser handeln. Ich bin völlig davon überzeugt, daß Euch meine Erhebung zur Päpstlichen Würde sehr freuete, und ich hielt es immer für eine ganz ausgemachte Sache, daß, wenn Euere reine Neigung und kindliche Liebe einen Papst zu wählen gehabt hätte, Ihr mich gewählt hättet. Aber ich wußte zugleich, daß es weder Eueren Geschäften noch der Christenheit angemessen war, daß Ihr Euch für mich verwendet hättet, weil Ihr Euch dadurch denjenigen zum Feind gemacht hättet, der Euch für die italienischen Angelegenheiten der nothwendigste ist, (Wolsey) Ich glaube auch, daß es Euch unangenehm ist, mich im gegenwärtigen Augenblicke für die spanischen Angelegenheiten zu verlieren, aber Euere mir bekannte Vorliebe für mich wird alle diese unangenehmen Rücksichten bald verschwinden machen. Ich glaube recht gerne, daß mich die Cardinäle in Rücksicht auf Euch wählten, niemahls würden sie es gewagt haben, eine Euch unangenehme Person zur päpstlichen Würde zu erheben. — — Wie dem nun immer sey, so bin ich sehr froh, nicht durch Euere Vermittelung Papst geworden zu seyn, weil die göttlichen und menschlichen Rechte in dergleichen Geschäften Freyheit und Geradheit fordern, deshalb bin ich Euch aber nicht weniger ergeben, ja noch besser, als wenn ich es durch Euch erhalten hätte. *)

E. M. dürfen auf die stäte Fortdauer meiner Liebe sicher bauen, und wie Euere Geschäfte immer vor den meinigen den Vorzug hatten, so wird es auch künftig immer seyn, ja ich bitte Euch meine Angelegenheiten nur immer den Eurigen unterzuordnen, und erst nach Vollendung der Eurigen die Meinen vorzunehmen ꝛc. ꝛc.

*) Mehr als zur Genüge widerlegt dieses alle Gerüchte vom Einfluß des Kaisers auf diese Papstwahl. Noch mehr, Don Manuel wurde sogar ausdrücklich zurück berufen und durch den Herzog von Sesse ersetzt, Als sich Hadrian wirklich Rom näherte. — Eben so zeigt folgende Stelle aus der Instruction Lanneys für unsre Behauptung: „Je mehr wir die geheimen Wege der Vorsicht betrachten, desto vortrefflicher finden wir seine heilige Beförderung. Sie geschah zum Trotze des Ehrgeizes und der hinterlistigen Kabale. Ein Abwesender, der gar keine Ansprüche darauf machte, ward erwählt, welch seltner Fall!“

Praet an Carl V.

London den 6. October 1523.

Vorgestern erhielt ich von der Frau Statthalterinn der Niederlande Briefe, sie berichtete mir den am 14. des verflossenen Monaths erfolgten Hintritt des heiligen Vaters Hadrians und befahl mir diese Nachricht auch dem Cardinale mitzutheilen und ihm in ihrem Nahmen alle Hülfe und Unterstützung zu seiner Beförderung zu dieser Würde anzubiethen, ich that dies in Euerer Majestät und ihrem Nahmen, der Cardinal nahm es sehr gut auf, und dankte für die gütigen Anträge ihn zu solch' hoher Würde, für welche er sich nie würdig genug hielt, befördern zu wollen, er versprach zugleich, wenn es ihm doch glücken sollte, sich immer so zu benehmen, daß Euere Majestät und der König von England erkennen werden, daß Sie keinen Undankbaren empfohlen haben. Der Cardinal bath mich dieses E. M. geschwind und durch eigene Gelegenheit zu berichten; um Euere Majestät noch mehr für sich zu gewinnen, that er sein Möglichstes, den König zu vermögen, Euch mit eigener Hand darüber zu schreiben. Wenn ich nun gleich nicht ohne Furcht bin, Euerer Majestät möchte diese Nachricht nicht zur gelegenen Zeit kommen, so wagte ich es doch nicht, sie zu verzögern, da ich wohl bemerkte, wie nahe diese Sache dem Cardinal am Herzen liege, er hofft dabey alles auf Euere Empfehlung und das Bestreben der Gesandten seines Königs und Herrn, der Cardinal von Medicis versprach ihm alles für ihn zu thun, wenn er selbst nicht dazu gelangen könnte; die Wahl soll dies Mahl vorzüglich zwischen den Cardinalen Medicis, Wolsey und Farnese schwanken.

Carl V. an Praet.

Pampelona den 27. November 1523.

Wir erhielten Euere Schreiben vom 6. October, sie waren sehr lang auf dem Wege, da sie uns erst am 23. d. M. zukamen. Die Erhebung des Herrn Legaten zur päpstlichen Würde ist der vorzüglichst zu berücksichtigende Punct. Wir wünschten diese immer und es ist Unser ernstlicher Wille und Neigung, ihn mit all unserer Macht dabey zu unterstützen. Wir erinnern Uns noch sehr gut, daß Wir und der König Unser guter Vater und Bruder ihm zu Windsor darüber die ersten Anträge machten, Wir sagten ihm Unsern Beystand zu, da Uns seine Beförderung sehr vortheilhaft für die Christenheit und für deren gemeinschaftliche Angelegenheiten schien. Ihr habt daher sehr gut gethan, einen eigenen Courier zu schicken, damit ihr aber auch meinen Eifer sehet, übersende ich Euch die Abschrift von jenen Briefen, welche Wir zu Gunsten Wolseys an den Herzog von Sessia, Unsern Gesandten zu Rom, schon vor Empfang Eurer Briefe, und nach demselben an die andern Cardinäle geschrieben haben. Zeiget sie dem König und dem Legaten, Wir schickten gedachte Briefe durch einen eigenen Courier nach Rom. Es war Uns sehr unangenehm, die Erledigung des päpstlichen Stuhles nicht eher als den 4. November erfahren zu haben. Wir hoffen es auch ganz zuversichtlich, daß der Cardinal von Medicis Selbst dem Herrn Legaten zu seinen Absichten beförderlich seyn werde, weil Wir hörten, daß Er sehr große Schwierigkeiten haben dürfte, dazu zu gelangen, Wir danken daher Unserer guten Tante für den in dieser Sache gezeigten Eifer, Wir erwarten davon das Beste und wünschen

auch bald Nachrichten davon zu haben, welche die jetzige Jahreszeit wegen der beständigen Winde, die auf dem Meere herrschen, sehr schwer macht.

Carl V. an seinen Gesandten in England

Pampelona den 15. December 1523.

Wir wissen hier aus einem Schreiben des Marquis von Finale, daß am 19. November der Cardinal von Medicis doch zum Papst erwählt worden ist. Unser Gesandter berichtete Uns nur, daß bey dieser Wahl so viele Intriquen und Kabalen gespielt worden, daß die Cardinäle geschworen hätten keinen Ausländer zu wählen, umsomehr da sie von dem Römischen Volke für diesen Fall hart bedroht wurden. Wir glauben, daß ihr in dieser Stunde schon genau den Hergang der ganzen Sache wißt, ihr könnt aber dem ungeachtet den König und den Herrn Legaten versichern, daß Unser Gesandter zum Vortheile Wolseys Nichts verabsäumt habe ꝛc. ꝛc.

Praet an Carl V.

Vorgestern erhielt der König und der Cardinal von der am 19. November in der Person des Medicis erfolgten Papstwahl, ich danke Gott für diese so guten Nachrichten, auch der Cardinal ist darüber wunderbar erfreut, da er nicht dazu gelangen konnte, und es scheint ihm, es sey nun die gelegenste Zeit den gemeinschaftlichen Feind zu schlagen oder wenigstens zur Vernunft zurückzubringen gekommen, da der jetzige Papst Euerer Majestät wahrer Freund und mächtiger Bundsgenosse ungemein viel zur Bestreitung der Kriegsunkosten beytragen kann und die italiänischen Angelegenheiten genau kennt.

In einem Schreiben des Vicekönigs von Neapel an den Kaiser vom 11. Dec. 1523 wird die Wahl des Medizis zum Papst dem Cardinal Colonna zugeschrieben.

Robertson stellt diesen Hergang wieder auf seine eigene Weise dar. Nach ihm sah sich Wolsey durch das Benehmen des Kaisers schändlich betrogen, nach ihm lag bey dieser zweyten Wahl Carls Hinterlist und Wortbrüchigkeit gegen den Cardinal unwidersprechlich am Tage, überhaupt bekennt er sich hier wie überall, mit sichtbarer Vorbefangenheit, zu jener Ansicht, die den Kaiser am meisten in den Schatten stellt. Um so sonderbarer für einen Schriftsteller, der nach seinem eigenen Bekenntnisse fast alles Neue, was sein Werk schmückt der Liberalität verdankt, mit welcher ihm Kaunitz die niederländischen und zum Theile auch das österreichische Archiv öffnete, um so sonderbarer als ihm doch die Instruction seines eigenen Hofes zu jener Wahl bekannt seyn konnte, daß: wenn keine Wahrscheinlichkeit (apparens possibilitas) vorhanden wäre, die Wahl des Cardinals von York durchzusetzen, für diesen Fall, aller Einfluß für den Cardinal von Medicis verwendet werden sollte, um diesen wichtigen Freund nicht zu verlieren ꝛc.

Am 25. August 1524 schrieb der Gesandte de Praet aus London an den Kaiser: Wolsey habe ihm mehrmahls im tiefsten Geheim eröffnet, daß er verläßige Spuren habe, daß der Cardinal von Medicis seine Erhebung zur päpstlichen Würde ganz allein der Gunst und den Ränken des französischen Königs zu danken habe.

.....

b) Eustach Chapuys, ehmahls Rath des Herzog Carls von Bourbon und sein Gesandter am kaiserlichen Hofe, darauf Official von Genf, Staatsrath, maitre aux requetes Carls V. 1529 Gesandter in England, gab in seinen Berichten folgende interessante Details über Wolsey's Ungnade und (30. November 1530) erfolgten Tod.

London am 25. October 1529.

Sire! In Betreff Wolseys habe ich folgende nähere Umstände erfahren. Nachdem er schon seit längerer Zeit auf seinen Posten schwankte, wurde er endlich aus dem Staatsrathe entlassen, und seines Dienstes als Kanzler entsetzt; ja man ging so weit, ihn zu zwingen, all seinen Hausrath mit eigener Hand in ein Verzeichniß zu bringen, damit nur nichts vergessen werde, oder um ihn desto besser des ihn angeklagten Verbrechens zu überführen. Man sagt, er hätte seine Verirrungen und begangenen Fehler selbst sehr gut eingesehen, und deshalb dem König alle seine Habe, welche wirklich sehr bedeutend war, geschenkt.

Gestern kam der König von Grenevich zu Wasser zurück, er besah dort die ihm gemachten Geschenke und fand sie viel bedeutender als er dachte; seine Geliebte*), die Mutter und einige wenige von seiner Kammer waren mit ihm.

So unangenehm die Verhältnisse des Cardinals auch immer seyn mochten, so war seine Miene doch immer heiter und in Gegenwart des Volkes ruhig; aber mit dem St. Lucas Tage („le Cardinal fut le jour de S. Lucas Evangeliste des évangelizé" witzelt Chapuys) war sein Muth dahin. Nun klagte, weinte und seufzte er ununterbrochen Tag und Nacht. Als der König dieses hörte, schickte er ihm zum Troste einen Ring. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob aus Mitleiden oder aus Furcht, Wolsey möchte vor Kummer sterben, bevor die Untersuchung beginne und mehreres aus einander gesetzt sey.

Er lebt nun ganz zurückgezogen zehn Meilen von hier. Sein Sohn der zu Paris studierte, wurde zurückgerufen, seine Benefizien trugen ihm mehr als 15000 Ducaten ein, man nahm sie ihm alle bis auf eines, von etwa 1000 Ducaten. — Der französische Gesandte allhier nimmt wahren Antheil an dem Unglücke Wolseys, der seine einzige Stütze und Zuflucht war; man befürchtete hier sehr, daß der Cardinal sich mit seinen Reichthümern aus dem Lande machen werde, und gab daher an alle Häfen die strengsten Befehle, und hielt genau Nachsuchung. Deshalb würde auch der Cardinal Campege, obwohl er mit dem besten Reisepaß versehen war, von den Gränzwachen angehalten, und sie erbrachen die Schlösser der Koffer, da er sich weigerte, ihnen selbe zu öffnen. Er soll dabey in seinem Unwillen zu ihnen gesagt haben: „ihr habt grosses „Unrecht zu vermuthen, daß mich der Cardinal hätte bestechen „können, da es nicht einmahl dem Könige durch seine unermeßlichen Geschenke gelang, mich zum Parteygänger einer „schlechten Sache zu machen."

Vom Lucas-Tage bis auf den heutigen Morgen war das Staatssiegel in den Händen des Herzogs von Norfolk. Heute übergab er es vor dem ganzen Rath dem Herrn Thomas More und erklärte ihn im Nahmen des Königs als Kanzler. Jedermann freut sich darüber, da er für einen sehr rechtschaffenen und zugleich den gelehrtesten Mann mit ganz England

*) Leti erzählt, daß Anna Boulen einst zu Hamptoncourt dem Könige gesagt habe: „Wie gerne, Sire! bin ich in diesem [illegible] in diesen Garten, die mein Feind nur für mich verschönert [illegible] scheint, obschon er hier oft mein Verderben dachte.

gehalten wird, überdies hat er sich immer der Königinn ergeben gezeigt. Er war vorher Kanzler von Lancaster.

den 27. October 1529.

Der Cardinal Wolsey wurde nun durch ein förmliches Endesurtheil des großen königlichen Raths als überwiesen des Verbrechens der beleidigten Majestät und der Empörung erklärt; er habe gegen das Ansehen des Königs und gegen die Privilegien des Königsreichs die Vollmacht eines Legaten erhalten, wodurch er mehrere Pfründen ja selbst solche an sich zog, welche der König als Patron zu verleihen gehabt hätte; deßhalb wäre er auch aller seiner Würden und Pfründen und seines Amtes zu entsetzen, — dies geschah auch in der That, dem Könige wurden seine sämmtlichen Güter und seine ganze Habe zugesprochen; der König ließ Wolseyn die Titel der Pfründen, um die Einkünfte davon beziehen zu können, er sollte in einem königlichen Gefängnisse zu London so lang verwahrt werden, bis ihm von dem König die verdiente Strafe zugesprochen wird; man begünstigte ihn der Ablesung des Urtheils nicht persönlich beywohnen zu müssen.

London den 6. Februar 1530.

Sire, eine der Hauptbeschäftigungen des Johann Joncquin *) ist, den Cardinal wieder dem Könige näher zu bringen: welches auch, ohne den Einfluß der Königinn in dieser Sache sehr leicht wäre; denn der König hatte nach der allgemeinen Meinung nie etwas gegen ihn, aber sehr viel gegen seine Reichthümer.

Johann Joncquin wohnt in dem Hause eines ehmahligen Dieners des Cardinalen, dieser schickte gleich seinen Arzt einen gebornen Venetianer, einen Mann von Kopf, in den er sein Vertrauen setzte, zu ihm. Joncquin hielt sich hier vier Tage auf; wüßten die Franzosen, Wolsey wieder an seinen vorigen Platz zu bringen, so würden sie gewiß kein Mittel unversucht lassen.

Letzthin war Wolsey krank, oder, was richtiger seyn dürfte, er stellte sich krank in der Hoffnung, der König würde ihn besuchen; dies geschah zwar nicht: er schickte ihm aber die beste Arzney, das Versprechen, ihm alles zu verzeihen und das Geschehene zu vergessen. „Dies Mittel wirkte plötzlich, er ist nun ganz gesund und wird im gegenwärtigen Augenblicke seine gänzliche Freysprechung in der von ihm gewünschten Form bereits in Händen haben **). Der König läßt ihm den vollen Genuß seines Erzbisthums York und bestimmte ihm eine Pension von 3000 Angelots auf das Bisthum Vincestre, dagegen entsagt er allen übrigen Benefizien; überdies gab ihm der König Tafelgeräthe für zwey Gänge und Mobilien für fünf Zimmer zurück; alles übrige behielt der König."

Der Herzog von Norfolk fragte neulich den Herrn Rossel, ob er nicht glaube, daß der Cardinal noch immer wieder zu seinem vorigen Ansehen zu gelangen hoffe? — Rossel erwiederte; man weiß ja, das Wolseys Herz und Ehrgeiz nicht dazu gemacht ist sich Geschäften zu entziehen, hastig würde er die Gelegenheit ergreifen und benützen wo der König in einer vorher von ihm geführten Sache seines Rathes bedürfte. Norfolk fluchte und drohte ihn eher lebendig zu fressen, ehe er dieses zugebe; diese Unterredung veranlaßte, daß Wolseyn verbothen wurde, sich dem Hoflager auf 5 Meilen zu nähern.

*) Eines verschmitzten, französischen Emissärs.

**) Nach Romer erst den 12. Februar.

den 11. Juny 1530.

Der Herzog von Norfolk versicherte mich, daß er täglich mehr dasjenige bestätigt finde, was ich ihm von Seite des Herrn von Praet gesagt habe; die Franzosen wenden alles mögliche an, dem Cardinal wieder seinen vorigen Credit zu verschaffen, aber dies soll ihnen nie gelingen, der Cardinal berathschlage die Constellation der Gestirne so viel er will, er wird doch nie den König in seinem Leben mehr sprechen, ja nicht einmahl ihn sehen, was er doch erst letzthin projectirte; er dachte sich dazu die beste und angemessendste Gelegenheit aus, er wählte aber zur Ausführung falsche Mittel; indem er sich entdeckte, und gegen drey klagen wollte, welche für den Herzog falsch münzten, diese wußten sehr gut, daß die Rückkehr des Cardinals niemanden mehr schade als dem Herzog, sie entdeckten ihm daher noch früh genug das Geschehene, und gaben ihm dadurch Zeit und Gelegenheit, den Plänen und Ränken des Cardinals entgegen zu arbeiten, und sie zu vereiteln.

den 13. November 1530.

Sire, seit acht Tagen ist der Cardinal seinem alten Feinde Talbot übergeben. Der Arzt des Cardinals wurde als Übelgesinnter nach dem Tower gebracht, zu gleicher Zeit wurden zwey Genfer Freunde Joncquins arretirt und ihre Papiere weggenommen, Joncquin bürgte für sie, und befreyte sie dadurch von ihrem persönlichen Arrest.

Einige Tage vor seiner Verhaftnehmung bezog Wolsey eine neue Wohnung, er hatte ein Gefolge von 600 Pferden, dies verschlimmerte seine Sache ungemein. Seit dieser Zeit gab er mir selbst von seinen Angelegenheiten Nachrichten und bath mich, den Nuntius auszuforschen, ob er nicht beauftragt wäre seine Sache beyzulegen; er habe übrigens gegründete Hoffnung bald wieder zu seinem vorigen Einfluß zu gelangen.

Der Nuntius hatte wirklich in Betreff dieser Sache mehrere Aufträge erhalten.

den 27. November 1530.

Es ist nun acht Tage, daß der Cardinal auf Befehl des Königs sollte hierher gebracht werden. Man sagt, er hätte auf die Nachricht davon einige Tage gar keine Nahrung zu sich genommen, weil er diese Todesart für ehrenvoller hielt. Gewisser ist es, daß er auf dem Wege krank wurde, er ist deshalb noch nicht hier angekommen, man sagt, daß für ihn im Tower eine Wohnung zurecht gemacht sey, und zwar das nähmliche Zimmer, worin Bukingham festgehalten wurde. Über die Ursachen der Arretirung ist man nicht einig, alles darüber Gesprochene sind bloße Vermuthungen. — Man erzählte mir, daß sich der König erst kürzlich über seinen ganzen Staatsrath bey Gelegenheit, eines nicht nach seinem Wunsche geführten Geschäftes, bitter beklagte, er lobte den Cardinal als einen ganz andern Mann, der besser als sie alle zusammen die Geschäfte zu leiten verstünde. Dies soll zwey Mahl geschehen seyn, und der König hätte immer ganz entrüstet den Saal verlassen.

Nun glaubte der Herzog, die Dame (Anna Bolayn) und der Vater, es sey hohe Zeit neue Minen gegen den Cardinal springen zu lassen. Die Dame mußte natürlich das Meiste dabey thun, sie weinte unaufhörlich, klagte über Verlust der Zeit und ihrer Ehre. Sie drohte den König zu verlassen; weder Heinrichs Bitten noch seine Thränen konnten sie besänftigen, bey ihr galt nur die Gefangensetzung des Cardinals. Man be-

schuldigte ihn, er hätte sich an den Papst gewendet, um wieder in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden, an den König von Frankreich, um seinen vormahligen Einfluß zu erhalten, er mache schon wieder einen königlichen Aufwand und suche das Volk zu verführen. — Seit dem der Arzt des Cardinals in ihrer Gewalt ist, haben sie das Gesuchte gefunden; er wurde vom zweyten Tage seines Hierseyns an in dem Hause des Herzogs von Norfolk wie ein Fürst behandelt, ein sicheres Zeichen, daß er in ihre Absichten einging.

Jonequin sagte dem venetianischen Gesandten, daß die Aussagen des Arztes zeigen, Wolsey hätte den Papst dahin zu vermögen gesucht, daß er den König excommuniciere und das Königreich mit dem Interdicte belege, wenn der König nicht die Dame von Hofe jage, denn dann hoffte er, werde sich das ganze Volk gegen die Minister erheben, und er bey Gelegenheit dieser Unruhen, wieder das Staatsruder zu führen bekommen.

den 4. December 1530.

Sire: am St. Andreastag den 30. November starb der Cardinal von York am nähmlichen Orte, wo der letzte König Richard III. erschlagen wurde. Sie liegen in der nähmlichen Kirche begraben, welche man nun hier die Grabstätte der Tyrannen nennt. Über die Ursache seines Todes herrschen hier verschiedene Gerüchte. Im Anfange seiner Gefangennehmung blieb er einige Tage ohne etwas zu essen, dann gab man ihm, oder wie andere sagen, nahm er etwas, um sein Leben zu kürzen. Montags kam der Garde-Hauptmann zu ihm, um ihn hierherzubringen, sie aßen dann bey einer reichlich besetzten Tafel zu Abend. Der Cardinal fühlte sich gleich darauf außerordentlich abgemattet, und man glaubte die ganze Nacht hindurch jede Minute, er würde sterben, dem ungeachtet lebte er bis Mittwochs, er starb als guter Christ, und betheuerte selbst, während dem Empfang der Sacramente nie einen argen Gedanken gegen seinen Fürsten im Sinne gehabt zu haben.

Miscellen.

In der 1734 herausgekommenen Saxo galante findet sich S. 201 folgende Anecdote. — Nach geendetem Feldzug kam der Kurfürst Friedrich August nach Wien, um dem Kaiser seine Verehrung zu bezeigen. Hier besiegte ihn die Liebe. Es war auf einem Balle, welchen der römische König Joseph gab, daß er das erste Mahl die Gräfinn von E** sah, er verlor alle Fassung. Joseph speiste Abends bey dem Fräulein von P**. Dem andern Morgen ließ der römische König den Kurfürsten zu sich bitten. Welche Überraschung für ihn, den Fürsten, welchen er erst gestern ganz gesund verlassen hatte, jetzt zu Bette, blaß, abgemattet und wie außer sich zu finden. Ich bin dem Tode nahe, sagte der römische König, noch mehr als dieß betrübt mich aber, daß euer Loos noch unglücklicher ist. Ich hatte diese Nacht die schrecklichste Erscheinung, ich sah einen Geist, ganz weiß, in Ketten, der mir mit jämmerlicher Stimme zurief: „Joseph, römischer König, ich bin eine arme Seele, ich komme auf Gottes Befehl, dich vor dem Abgrunde zu warnen, in dem du durch die genaue Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen zu stürzen im Begriffe stehst. — — Du antwortest mir nicht, Joseph, solltest du unglücklich genug seyn, dem offenbaren Willen Gottes entgegen zu handeln, ist dir die Freundschaft eines Menschen theurer als die desjenigen, dem du alles zu danken hast? Gehe und denke was dir zu thun obliegt. In drey Tagen werde ich um die Antwort kommen, fahrest du fort den Kurfürsten zu sehen, so ist dein und sein Verderben gewiß." — Joseph fügte noch bey, sein Entschluß sey schon gefaßt, ihm sey nur mehr des Kurfürsten halber bange, dabey beschwor er ihn, zur katholischen Kirche überzutreten. — Der Kurfürst versetzte: „Ist es mir erlaubt, zu fragen, ob euer Beichtvater nie Bedenken über die Freundschaft, womit ihr mich beehret, äußerte?" Der König bekannte, daß er ihm drohte, die Lossprechung zu verweigern, wenn er sein Verhältniß mit ihm fortsetzte. „Wenn es so ist, sagte der Kurfürst, wollen wir den Geist bald kennen lernen." Von diesem Augenblicke an verließ der Kurfürst den König keinen Augenblick, und schlief bey ihm in demselben Zimmer. In der dritten Nacht hörten sie Ketten und mit einer klaglichen Stimme: „Joseph, römischer König!" Der Kurfürst sprang aus dem Bette und ergriff den Geist, der laut: Jesus Maria aufrief, und um sein Leben bath. Der Kurfürst warf ihn zum Fenster hinaus und sagte: „Kehre ins Fegfeuer zurück, woher du gekommen bist." — Er brach sich ein Bein, und man erkannte in ihm den treuen Freund des kaiserlichen Beichtvaters, einen Jesuiten. Joseph, höchlich ergrimmt, schwur, einst alle Jesuiten zu verbannen, aber als er auf den Grund gekommen war, wer eigentlich die frommen Väter dazu angestiftet habe, verbeth er von der ganzen Geschichte mehr zu sprechen.

.....

Wenn vordem die Päpste sich mahlen ließen, mußten die Mahler knieend ihre Kunst üben. Mengs, der den Papst Rezzonico zu mahlen berufen ward, weigerte sich zu knieen. Er könne, sagte er, nur sitzend treffen. Man erlaubte ihm, sich zu setzen — So durften lange die Biographen der Fürsten und ihrer Vorfahren sie nur knieend schildern; und es entstanden untreue Schilderungen, die keiner ohne Lächeln las. Wenige Fürsten erlaubten dem Geschichtschreiber, aufzustehen. Denn die Mehresten waren sich's bewußt, daß sie nur groß blieben, so lange der Biograph knie. Wohl dem Fürsten, den ein wackrer Geschichtschreiber zu mahlen würdig achtet!

.....

Als eine Stelle in der französischen Akademie offen war, meldete sich ein reicher Höfling mit armem Geiste zu der Stelle. Aus Besorgniß, eine Versagung möchte bey Hofe übel vermerkt werden, war man auf dem Punct, ihn zuzulassen, als Patrü, der Wahrheit liebende Patrü, auftrat: „Ich will Ihnen einen Apolog erzählen, meine Herrn! Ein alter Grieche besaß eine bewundernswürdige Leyer. Es sprang eine Saite. Statt eine andere von Darm darüber zu spannen, wählte er eine von Silber, und die Leyer mit der silbernen Saite verlor ihre Harmonie." Der reiche Höfling fiel durch.

.....

Der letzte Herzog von Orleans hatte ein Verzeichniß der Hofdamen gemacht, und bey jeder eins der drey Epitheten, schön, häßlich, abscheulich, beygeschrieben. Er beiferte sich im Cercle der Königinn, seine Liste mehrern Personen mitzutheilen, um die Neugier der Marquise de Fleury zu reizen, die er nicht liebte. Diese, von der Abneigung des Prinzen gegen sie überzeugt, fragte dennoch, was er zeige, und fand ihren Nahmen unter der Rubrik „abscheulich" eingetragen. „Man weiß zum Glücke, Monsigneur, sagte sie laut und unverlegen, daß sie von Signalemens keine bessere Kenntniß haben, als von Signalen." Eine beissende Anspielung auf das Treffen von Quessant, bey welchem der Herzog von Orleans keine schöne Rolle gespielt hatte.

.....

Eine Schweizerzeitung von 23. October 1803 enthielt folgenden interessanten Beytrag zur Geschichte des Partengeistes aller Zeiten: „Die Einwohner des Dorfes Zimmerwald sind endlich müde geworden, sich von niedrigtrachtigen Personen mit dem Nahmen Patrioten nennen zu hören; sie dürfen sich schmeicheln, daß sie vor, bey und nach der Revolution keiner Thaten haben zu Schulden kommen lassen, welche diesen Nahmen verdient, sondern jederzeit als rechtschaffene Menschen und biedere Schweizer sich betragen haben. Sie erklären diejenigen, so sich erlauben, diese Einwohner Patrioten zu nennen, so lange für schamlose Ehrendiebe, bis selbige eine That auf sie erweisen können, die einen solchen Nahmen verdient."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Beylage zu Nro. 30

des

Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Theuer sey uns jeder Sprossen
Von dem heiligen Geschlecht,
Das, so oft auch Blut geflossen,
Wiederbrachte Fried' und Recht!
Ja, noch blühet Österreichs Ehre,
Oft schon ging vom Kaiserhaus,
Wie die Zwietracht sich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, dessen feste Tugend
Lenkt' die Welt zum Recht zurück,
Jener Carl, dessen Jugend
Reich umgürtete das Glück,
Doch vor allen unerschüttert
Ferdinandens hoher Muth,
In dem wildsten Kriegsgewitter,
Alten Glaubens Schirm und Huth.

F. Schlegel.

Kaunitzens Blick in die Zukunft.

Es ist eine alte Sitte, daß der Magistrat der Residenzstadt Wien bey jedem Regentenwechsel das Portrait des neuen Monarchen mahlen und in seinem großen Rathssaale aufhängen läßt; hier prangen die Portraite der deutschen Kaiser von Maximilian I. bis auf Franz den ersten Kaiser von Österreich, in Lebensgröße, immer von den ersten Künstlern ihrer Zeit gemahlt.

Nach dem Tode Josephs des Unvergeßlichen begab sich eine Deputation des Wiener-Magistrats zu dem Fürsten Kaunitz, um sich von ihm als dem Protector der Academie der bildenden Künste einen geschickten Mahler und zugleich den Rath zu erbitten, mit welchen Attributen der neue Monarch wohl am schicklichsten zu mahlen sey? — „Lassen sie Ihn, war die Antwort des Fürsten, nur immer im großen Spanischen Mantel und in Spanischer Kleidung mahlen, Kronen und Scepter neben ihm auf dem Tische; denn Er liebt mehr die Pracht und das Cermoniel als sein Vorgänger. Was sein Staatssystem, das er befolgen wird, betrifft, darüber läßt sich noch nichts mit Gewißheit sagen. Der Großherzog Leopold hat in Toskana der Welt hinreichend gezeigt, daß er das Glück und den Wohlstand seiner Unterthanen zu gründen und zu erhalten weiß.

Nach zwey Jahren, nach Leopolds Hinscheiden, wiederhohlte dieselbe Deputation, ihre vorige Bitte bey dem Fürsten. Dieser war bey solchen Gelegenheiten immer ernst; doch dies Mahl war er auch noch im hohen Grade düster. — „Lassen sie den neuen Herrn, (sprach er mit seiner langsam feyerlichen Stimme) in Marschallsuniform, und im Panzer mahlen; ein Heer im Hintergrunde und ein rother blutiger Himmel dürfen dabey nicht fehlen." — „Ja, ja, meine Herren, fuhr der Fürst zu den staunenden Deputirten fort, Kaiser Franz wird langwierige, blutige Kriege führen müssen; denn das Bündniß, welches alte, durch Jahrhunderte geheiligte Vorurtheile zertrümmerte, welches unter so vielen Völkern Ruhe, Wohlstand und Glück verbreitet hat, dieses Bündniß, durch eine reife Staatsweisheit geschlossen, ist nun durch einige wilde Brauseköpfe in der Nationalversammlung leichtsinnig zerrissen. Europa nimmt von jetzt eine neue Gestalt an. Neue Systeme werden befolgt, neue Bündnisse geschlossen; wie sich aber diese neuen Formen in einander schmiegen werden, das kann uns erst die Zukunft enthüllen; doch ohne einen langwierigen und blutigen Kampf kann eine so schnelle und gewaltsame Veränderung in dem Staatensystem der vornehmsten Europäischen Reiche nicht vor sich gehen. Kaiser Franz wird daher wider seinen Willen, wider seine Neigungen in Kriege verwickelt werden; denn sein Gemüth versichert uns seinen friedfertigen Sinn; sein Herz wird bluten bey dem Leiden seiner Völker, aber er wird Kriege führen müssen! Wohl Ihm und der Monarchie, wenn seine treuen Völker nicht den Muth sinken lassen, sondern standhaft und muthvoll ausharren, bis der große Kampf ausgefochten seyn wird. — Ich werde dessen Ende nicht mehr sehen." — *)

*) Ja wohl ihm und der Monarchie! Seine Völker haben Franz I. Thron umgeben, und standhaft und muthvoll den großen Kampf ausgefochten!

Beyde Portraite befinden sich, genau nach der Angabe des Fürsten Kaunitz verfertiget, in dem großen Rathssaale des Wiener Magistrats. Das vom Kaiser Leopold ist von Kneller, das vom Kaiser Franz von Lampi gemahlt.

Viele von den Anwesenden hielten diese Worte für nichts anders, als für die Wirkung einer üblen Laune, die in einer gereizten Empfindlichkeit ihren Ursprung habe, weil der Fürst das Werk so vieler Anstrengungen und seiner schönsten Lebensperiode, die Quelle seines diplomatischen Ruhmes am Abend seiner Tage zertrümmert sah. — Doch durch die Ereignisse der folgenden Zeit, als Kaunitz schon lange in der Gruft seiner Ahnen beygesetzt war, wurden alle Deputirte noch oft gemahnt an die gehaltsamen Worte des Österreichischen Nestor, der sein ganzes Leben dem Ruhme und Wohlstande seines Vaterlandes geweihet hatte.

.....

Welcher Freund der Humanität wird es nicht bedauern, daß Dumouriez, Brissot und ihre Faction in der Nationalversammlung und im Jacobinerklub nicht von diesem tiefen Forscherblick in die Zukunft beseelt gewesen sind. Dann würden sie die Worte des unglücklichen Minister de Lessart: „la plus juste et la moins malheureuse des guerres est encore une source trop féconde d'injustices et de calamités," mehr gewürdiget; — die herzlichen Warnungen ihres guten Königs auch herzlicher aufgenommen haben, und die so wichtigen Entschließungen über Krieg und Frieden das Resultat der reinsten Überlegung geworden seyn, da sie so viel heißen, „als im Nahmen des Vaterlandes den Ausspruch thun, daß seinem Interesse eine große Anzahl seiner Kinder zum Opfer gebracht werden müsse." *) Für diese Männer wäre dann die Geschichte der Vorwelt nicht unbenützt geblieben; sie würden die weisen Erinnerungen des spartanischen Königs Archidamus mit Ruhe erwogen haben: „Wir können leicht" rief dieser eben so väterliche König als unerschrockne Held seinen Gegner dem wilden Ephoren Stenelaidas kurz vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges die prophetischen Worte zu: „Wir können „leicht einen Krieg beginnen, den wir noch unsern Enkeln als „ein trauriges Erbtheil hinterlassen müssen." — Dann wäre freylich ein Krieg nicht entzündet worden, der nach und nach alle Mächte von Europa auf den Kampfplatz zog, seine Verwüstungen übers Meer nach beyden Indien trug, in Ägypten und Vorderasien seine Schlachtfelder fand, die gewohnten Verhältnisse und Systeme aller Kabinete verrückte, der Thronen und Republiken umstürzte, und neue erschuf, und erst nach 18 Jahren müde wurde, zwey Nationen noch länger zu entzweyen, die sich auf den Schlachtfeldern wechselseitige Achtung abgedrungen hatten.

*) Eigene Worte des Königs in einem Schreiben an die Nationalversammlung. Siehe Monit. 1792. St. 29. Jan. 29. S. 119.

Schwer war es zu ahnen, als die Zwietracht ihre Fackel über Europa schwang, daß ein damahls noch nicht gekanntes Genie, mitten unter den Schrecknissen der Revolution hervortreten, des Steuers des im Sturm herumgeschleuderten Schiffes sich bemächtigen, und es, ein erfahrener Pilote, mit starker Hand in sichern Hafen führen würde; — daß eine Prinzessinn, damahls erst drey Monde alt, von der Vorsehung bestimmt sey, den trauernden Völkern die Palme zu reichen, die länger und untrüglicher grünen wird, als alle diejenigen, die seit vielen Jahren die vom Kampfe ermüdeten, doch noch nicht versöhnten Nationen sich gereicht haben!! —

Möge das erhabene Band, das jetzt Napoleon und Ludovika von Österreich verbindet, — Sie, die einst bey der Geschichte Corneliens, der Versöhnerinn der Heldenfamilien der Scipionen und Gracchen, im heiligen Eifer ausrief „Möchte ich doch einst Cornelien gleichen," möge dies erhabene Band auch die Freundschaft beyder Staaten so fest knüpfen, daß ein dauerhafter Friede, und die vermehrte innere Cultur ihrer schönen, weiten Länder die nächste Folge dieser neuen Freundschaft sey!

Ridler.

Druckfehler in Nro. 27 und 28.

Seite 121 Zeile 46 statt Eleonore, lies Isabelle.
— — Spalten II. Zeile 6 eine Brunehild, eine Fredegonde
— — — — — 22 Spanien sieben, beyden Sicilien sechs, Portugall drey.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 12. und Mittwoch den 14. März. 1810.

Alle weisen Regierungen haben einen Zweck, welcher den Charakter ihrer Verwaltung bezeichnet. Glücklich, wenn auch ohne Lorbeer, jene wenigen, deren Abgeschiedenheit oder Concentration, bey stillem Genuß, nur einiger Klugheit bedurfte, um zu bestehen! Aber sie sind nicht mehr. Waffenlose Gerechtigkeit darf selten von der Übermacht Mäßigung hoffen! Andere haben eine Oberherrschaft, welche, Allen furchtbar, Niemanden zu fürchten hätte, zum Ziel genommen. Diese, wenn es ihnen glückte, haben — nach der Natur des Menschen, der, sobald er nichts mehr scheut, sich alles erlaubt — entweder durch Überspannung ihre eigene Macht gebrochen, oder durch Abspannung sie so geschwächt, daß sie durch die künstlichsten Mittel kaum zu bestehen vermochten. Wie viel edler der Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung — nicht ohne Weisheit, nicht ohne Sorgfalt — stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Überzeugung seines Volks und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist.

Johann von Müller.

(31 und 32.)

Biographische Züge.

August Ludwig v. Schlözer.

(Gestorben den 9. Sept. 1809.)

Bald ist auch die zweyte Zierde des germanischen Völkerbundes im Fache der Geschichte nach Johann von Müller dahin gegangen, wo Tullus und der reiche Ankus wohnen. Dem dankbaren Schüler und hochherzigen Historiographen folgte der freymüthige, viel- und tiefwissende Lehrer und Historiologe nach wenig Monathen.

Mehr als ein Jahrzehend in Österreichs Dienst, in unsrer Mitte verlebt, berechtigen Uns Müllern den Unsrigen zu nennen, — und Schlözern dasselbe Prädikat beyzulegen, erlauben Uns seine Deutschen in Siebenbürgen, seine Untersuchungen über die Magyaren, Cumanen und Petschenegen, über das berüchtigte ungarische Privilegium Andreas II. von 1224 und welche Winke über Historie und Politik des gegenwärtigen Länder- und Völkerbestandes des österreichischen Kaiserstaats finden sich nicht in seiner Universalhistorie, in der asiatischen Staatengeschichte, im Briefwechsel, in den Staatsanzeigen, in den Unterhandlungen des Johanniter- und deutschen Ordens über Cumanien und Burzenland? u. s. w.

A. L. v. Schlözer wurde den 5. July 1735 zu Jagstadt an der Jart, im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren, und stammte aus einer alten, rechtlichen Predigerfamilie. Noch in Wittenberg, wo er zuerst studirte, war Theologie auch seine Bestimmung. Schon damahls zeigte er kräftigen Widerstand gegen jede Unbild. Er focht einst, wenig Augenblicke vor dem Eintritt des Professors in den Hörsaal, ein Duell durch, wozu ein schreyendes Unrecht, das seinem Nachbar zugefügt worden war, ihn reizte. Hier lernte er auch die orientalischen Sprachen zuerst kennen, die wenige Jahre später das Werkzeug seines Lieblingsplans im Leben, einer Reise in den Orient, werden sollten. Denn von früh an brannte in ihm die Lust, Asien, die Wiege der Menschheit, mit eigenen Augen zu sehen. Seine erste Verpflanzung nach Schweden und sein vierthalbjähriger Aufenthalt in Stockholm schienen freylich nicht der geradeste Weg dazu, öffneten aber zuerst dem feurigen Jüngling die schriftstellerische Laufbahn. In schwedischer Sprache gab er zu Stockholm zuerst 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte heraus, und sammelte die Stoffe zu seiner erst 1772 erschienenen allgemeinen nordischen Geschichte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich in Göttingen ganz der Vorbereitung zu seiner Reise ins Morgenland, studierte mit Macht Arabisch, worin er selbst unter seines großen Gönners, Michaelis, Auspicien fünf Studenten Unterricht ertheilte, und Medicin, worin ihm der große Accoucheur und Arzt Röderer, sein künftiger Schwiegervater, schon das Thema: de pabulo vitae, zur Inaugural-Disputation gegeben hatte. Schon waren 200 Ducaten als Reisepfennig erkargt, schon mit dem dänischen Consul in Bordeaux Rücksprache genommen, um dort auf einige Zeit in einem großen Komptoir practische Komptoirübung zu erhalten, als er durch Büsching für's erste als Hauslehrer und Gehülfe des Historiographen Müller in Petersburg angeworben wurde, und, immer sein arabisches Reiseproject im Auge, das ja von Rußland aus über Stambul auch ging, im November 1761 wirklich in Petersburg ankam. Seine Abenteuer, Kämpfe, Schmerzen und Erquickungen von dieser Zeit an bis zu 1765, hat er uns in einem köstlichen Abschnitt von Selbstbiographie, die in Göttingen 1802 erschien, und für alle, die aus der Studierstube in die Welt und Hofkabale sich zu stürzen Lust haben könnten, ein Enchiridion seyn muß, die

beste Auskunft gegeben. Die letzten zwey Jahre seines dortigen Aufenthaltes waren schon ehrenvoller, und für Denk- und Druckfreyheit im ganzen russischen Reiche unter der großen Katharina von entschiedenem Einfluß. Aber sie waren auch die erfahrungsreichste Vorschule für den Göttinger Professor der Statistik, Politik und Weltkunde. Hier lernte Schlözer altslavonisch; und studierte kritisch die Chroniken, vor allen den Nestor; hier schrieb er seine russische Grammatik, hier trieb er zuerst das statistische Tabellenwesen, angelockt durch die Geburts- und Sterbelisten im ganzen russischen Reiche, hier als Geschichtslehrer in einem adelichen Erziehungsinstitut, entwarf er zuerst den Plan seiner Universalgeschichte nach Goguet, Voltaire, Robinson. Von 1769 trat er, seinen Göttingern wiedergeschenkt, dort sein Professorleben an, verzichtete (eine Reise nach Italien und in die Schweiz abgerechnet, die er in spätern Jahren mit seiner trefflich-gelehrten und schönen Tochter unternahm,) auf alle Reise-Entwürfe, und lebte sich dafür ein Reisecollegium vor den erwähltesten Jünglingen des nördlichen Europa's zu lesen. Was er von nun an hier durch Wort und Schrift wirkte, steht als ein hohes Vermächtniß, der Mitwelt und Nachwelt heilig, in die Seelen von einer Myriade edler Männer geschrieben, die einst in Göttingen seine Schüler, Bewunderer seines höchstbelebenden, witzblitzenden, originellen Vortrags und erwärmt von seinen leitenden Ideen über Kampf gegen Schlendrian und geistliche und weltliche Vergewaltigungen, sich in den verschiedenartigsten Verhältnissen des Lebens zu Vätern und Sachwaltern der Menschheit bildeten. Welch eine Glorie umstrahlte damahls die Georgia Augusta! Während Gatterers diplomatisch-eiserner Fleiß alle historischen Hülfswissenschaften prüfend erweiterte, während Pütter die Formen, Fugen und Schnörkel des gothischen Tempels, deutsches Reich genannt, zeigte, und wie eine Ritze sprang, mit theuer bezahltem Kitt sie überglättete; beleuchtete Schlözer an der des Öhles nie ermangelnden Lampe seines Briefwechsels und der ihm nachfolgenden Staatsanzeigen die innersten Gemächer, Keller und Bodengeschosse dieses labyrinthischen Gebäudes, ein Schreck aller kleinen Sultane, und ein furchtloser Zerstörer eingewurzelter Mißbräuche, bis endlich seine Preß- und Schreibfreyheit an den Stationsgeldern eines hannöverischen Postmeisters scheiterte. Die brittische Habeascorpus-Acte über ganz Europa zu verbreiten, Tod der Leibeigenschaft, Verderben der Schikane und Inquisition unter jeder Form und Maske, das war sein rastloses Streben in dem Zeitraume seiner schönsten Blüthe von 1776—1792.

Seine Briefe nach Eichstädt enthalten die kräftigste Apologie seiner oft Frechheit gescholtenen Publicitätsliebe, von der das jetzige Geschlecht kaum eine Ahndung behalten dürfte. Als in den spätern Zeiten die Flamme des Revolutionskrieges auch die hannöverischen Lande ergriff, und endlich fast ganz verzehrte, zog sich Schlözer immermehr in seine alte Domaine der russischen Geschichtsforschung und Statistik zurück, wofür auch bis zuletzt seine Kritiken in den so achtungswürdigen Göttinger Anzeigen classisch blieben. Sein Nestor, zu dessen Herausgabe er schon in Petersburg 1767 durch seine Probe russischer Annalen den Grund gelegt hatte, ist als gelehrte, kunstgerechte, kritische, erklärende Ausgabe des wichtigsten Annalisten des Norden sein schönstes, bleibendes Denkmahl. Die Zueignung desselben an Alexander, dem er verheißt, er werde noch 1850 das tausendjährige Jubiläum der Stiftung des russischen Reiches feyern, erwarb ihm den Wladimir-Orden und den russischen Adel. In den letzten Monathen seines Lebens, wo die ihm schwer eingehenden Veränderungen in seiner nächsten Umgebung ihn ganz in sich zurückdrängten, und an seinem sonst felsenfesten Körper nagten, war Nestor und russische Geschichte der einzige Trost des 75jährigen Greises. Auch erreichte er wirklich das Ziel, das er sich gleich Anfangs vorgesteckt hatte, durch die Vollendung des fünften Theils, der in der Handschrift fertig ist. Er hatte sich in der Universalgeschichte einen eigenen neuen Weg gebahnt, über welchen er in frühern Zeiten auch einmahl mit Herdern in Streit gerieth. Witz im Auffinden des Paralellismus der entferntesten Zeit- und Ortverhältnisse war hier seine Hauptstärke, wobey ihm der bewunderungswürdige Umkreis von Sprachen, die er grammatisch gründlich erlernt hatte, alle Quellen zugänglich machte, und besonders auf den Stammbaum der mogolischen, slavischen und finnischen Völkerschaften, über deren Kolonien und Wanderungen er den lichtvollesten Überblick hatte, hinführte. Sein Talent der auffallenden Compilation machte ihn auch zum Schriftsteller für die Jugend sehr geschickt, deren Fantasie er meisterhaft aufzuregen und zu leiten verstand. Es ist daher sehr zu wünschen, daß, so wie von seinen historischen kleinen Schriften, so auch von seinem trefflichen Geschenke für die Kinderwelt eine vollständige Ausgabe veranstaltet werde. Schade, daß er den ganzen Cyclus seiner Staatsgelahrtheit, wovon eigentlich nur zwey Abschnitte erschienen sind, nicht vollendete. Seine Metapolitik ist voll herrlicher Winke. Aber schon die Zeit ertrug die Fortsetzung nicht. — Unvergänglich sind Schlözers Verdienste um die Statistik, die sein Vorfahrer in Göttingen, Achenwall, zuerst im Jahr 1749 als Wissenschaft zu behandeln anfing, und die fast ein halbes Jahrhundert später Clement in seiner „Parallèle de la géographie avec la statistique" so verwirrte, daß er sich selbst nicht mehr herauszufinden vermochte. Schlözer führte sie in seiner Theorie der Statistik wieder auf ihren eigenthümlichen Standpunct zurück, untertheilte sie nach physischen, geographischen, philosophischen und politischen Differenzen, und dann wieder nach der Devise:

Vires	unitae	agunt
Grundmacht	Staatsrecht.	Staatsverwaltung
1) Menschen.	Staatsverfassung	oder
2) Land.	die Art	wirkliche Anwendung
3) Producte.	der Vereinigung der	der
4) Circulirendes Geld.	Staatskräfte.	vereinigten Masse von Kräften.

Sein alle Fesseln hassender Weltbürgersinn vertrug sich doch sehr gut mit seinen oft wiederhohlten: „extra Gottingam vivere non est vivere." Mit Begeisterung und hier erlaubtem Stolz handhabte er die Ansprüche eines Göttinger Professors, und wußte mehr, als irgend jemand, den unberechbaren Vortheil in Anschlag zu bringen, nur 60 Schritte weit von der Göttinger Universitätsbibliothek zu wohnen. Seine kaufischen

Anmerkungen, seine mit derber Solidität ausgesprochenen Urtheile machten ihn furchtbar, und den Windbeuteln, die er gern entlarvte, zu einem Schreckbild; aber der akademischen Jugend war er ein Gott. Sein Hörsaal faßte oft die Zuhörer nicht. Auch waren darunter nicht selten Zuhörerinnen. Seine zahlreichen Feinde nannten ihn oft einen Goldgreifen und Dessiten in seinem Hauswesen. Warum sollte er aber bloß seine Buchhändler bereichern? Er hatte mit der Vandenhöck'schen Handlung den Contract, daß Er für jedes ihr verkauftes Heft seines Briefwechsels und seiner Anzeigen er die Hälfte des Nettopreises erhielt. Dieß machte bey einigen tausend Exemplaren große Summen. Die Sparsamkeit war bey ihm, wie Alles, in ein System gebracht. Alles beschriebene Papier war ihm zuth; es muß ein großer Schatz der wichtigsten Anecdoten und Einsichten in seiner Verlassenschaft seyn. In seinem Hauswesen hielt er allerdings die strengste Ordnung, und liebte rauschende Feste und Zerstreuungen schon darum nicht, weil sein einziger Geitz, der mit der Zeit, sich damit nicht vertrug. Aber er war der zärtlichste, fröhlichste Gatte und Vater. Seit seinem 33ten Jahre lebte er mit der trefflichen Gattinn, die er nur ein Jahr beweinte. Sie, eine vollendete Kunststickerinn, war ihm das Orakel des Geschmacks und der feinen Lebensverhältnisse. Seine Tochter, Dorothea, geb. am 10. August 1770, gehört noch jetzt zu den Zierden ihres Geschlechts. Sie verband früh schon, was sonst unvereinbar scheint, tiefe Gelehrsamkeit mit der zartesten weiblichen Grazie, und bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russische Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, nahm, eine neue Olympia Morata, im Jahr 1787 von der philosophischen Facultät, nach vorgängiger Prüfung, die Doctorwürde, und that alles, was die hier erlaubte Eitelkeit des geliebten Vaters befriedigen konnte. Aber nach ihrer Verheirathung trat sie mit dem feinsten Sinn in die wahre Würde der Frauen zurück, und Dorothea Rodde verdiente und genoß dadurch doppelt die Huldigung der Edlen, des Inlandes und Auslandes. Wie gewissenhaft Schlözer bey Bearbeitung seiner Schriften gewesen, beweist unter andern der Umstand, daß er die ersten sechs Bogen seiner Selbstbiographie erst sechs erwählten Censoren unterwarf, und ihre strengen Kritiken fordernd und benutzend, diese unterdrücken ließ, die folgenden aber nach den Regeln, die er sich aus den Kritiken gebildet hatte, ausarbeitete. Über eine Unart und einen physischen Mangel pflegte er selbst sich preiß zu geben, und so der Nemesis zu opfern. Er hatte sich auf seiner ersten Seereise das Tabakrauchen angewöhnt, das er stark forttrieb, und nun oft, wenn damahls Faust sein Lied wegen der Pockennoth sang, ausrief: man sollte lieber Tabaksnoth schreyen. So pflegte er auch von seiner Myopie, die allerdings weit ging, ihm aber frische Augen zum Lesen und Schreiben bis ins hohe Alter bewahrte, die lächerlichsten Beyspiele zu erzählen. Er war ein deutscher Mann, mit deutscher Kraft und Gründlichkeit, die man oft Mikrologie schimpfte, und doch dabey vergaß, welche Massen er zugleich umspannte, und welche Nenner aus diesen kleinen Zählern hervorsprangen. Möge, was er nur begann, seine Biographie der Würdigste hinausführen. Möge der mit seinem Innersten vertraute Charles Villers ihm bald ein würdiges Denkmahl stiften!

Zeitgeschichte.

Am 26. Februar erschien das lang erwartete kaiserliche Patent über die neue und sichere Begründung der Staatsfinanzen, der Bankozettel und des Curses. Viele Conferenzen zwischen den ersten Ministern und Staatsräthen, unter dem Vorsitze des Staatsministers und ersten Obersthofmeisters, Fürsten von Trautmannsdorff, und letztlich Ihrer Majestät des Kaisers selbst, waren ihm vorangegangen. Wir behalten uns die nähere Zergliederung desselben bevor, und beschränken uns vor der Hand darauf, dieses Patent und jenes vom 20. August 1806 einander gegenüber zu stellen, als wichtige und als fast die einzigen Actenstücke zur Geschichte der österreichischen Finanzen während des letzten Jahrzehendes.

Der historische Eingang des Patentes vom 20. August 1806 (kund gemacht am 1. September desselben Jahrs) lautete also:

„Wir Franz der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich ꝛc. Unter den mannichfaltigen Drangsalen, welche es der unerforschlichen Weisheit Gottes gefallen hat, während Unserer fünfzehnjährigen Regierung über Uns kommen zu lassen, ist Unserem Herzen keines so schmerzlich gefallen, als die jetzt aus den erlittenen Unfällen hervorgehende Nothwendigkeit, in der Wir Uns befinden, Unsere getreuen Unterthanen nach so vielen, durch eine Reihe unabwendbarer Kriege erduldeten widrigen Ereignissen, nach so großen, für die Erhaltung Unserer Kronen von ihnen geäußerten Anstrengungen, und entrichteten Opfern, in einem Zeitpuncte, wo sie im Schooße des wiedergekehrten Friedens Erholung erwarten, zu neuen Anstrengungen ihrer Kräfte, und zur Darbringung neuer Opfer aufzufordern, um Uns zur Hinwegräumung jener Staatsübel beyzustehen, welche die unaufhaltbar über Unsere Monarchie ausgebrochenen Kriege nach sich gelassen haben. Wir wollen über die Ursache dieser Übel, über ihren Umfang und über die Mittel sie zu heben, als über eine Angelegenheit, die das Wohl des Staates im Ganzen sowohl, als jedes einzelnen Mitgliedes desselben gleich betrifft, eine offene und väterliche Sprache führen. Die Kriege, welche seit Unserer Thronbesteigung unaufhaltsam mit äußerst raschen Schritten auf einander gefolgt sind, und daher bey ihrem jedesmahligen Ausbruche die größte Eilfertigkeit in Herbeyschaffung der Geldmittel gebothen haben, waren die kostspieligsten, welche die Monarchie je geführt hat. Der Geldaufwand, welchen ein einziger Feldzug verursachte, überstieg weit den Gesammtbetrag aller gewöhnlichen Einkünfte des Staates. Die Hülfsquellen, welche Unsere glorreichen Vorfahren in den Darlehen fremder, geldreicher Staaten fanden, waren bey der geänderten politischen Lage derselben für Uns bald versiegt. Freywillige Beyträge und Darlehen im Inlande waren in ihrem Einflusse so langsam, und in ihrem Belaufe zu ungewiß, als daß Wir Uns auf diese verlassen durften, und sie konnten nicht hinreichen, auch nur den vierten Theil der Gelderforderniß eines einzigen Kriegsjahres zu bedecken. Den ganzen Überrest des Aufwandes bloß allein durch gezwungene Darlehen und außerordentliche Auflagen zu bestreiten, war ohne Zugrundrichtung des Wohlstandes Unserer Unterthanen in einem Zeitraume unmöglich, wo unglücklicher Weise mehrere nach einander gefolgte Mißjahre Mangel und Theu-

rung erzeugt hatten; wo so viele arbeitsame Hände von dem Pfluge und aus den Werkstätten zu den Waffen abgerufen werden mußten, und wo endlich der Erwerb durch die Hemmung des Handels und des Kunstfleisses beschränkt war. In dieser Lage, welche die schnelle Herbeyschaffung ungeheurer Geldsummen gebietherisch forderte, und bey dem Mangel aller anderen Mittel, blieb Uns nur der einzige Ausweg übrig, zur Vervielfältigung der Vorstellungszeichen des Geldes die Zuflucht zu nehmen, folglich die zirkulirenden Wiener-Stadt-Bancozettel, zu deren Verminderung man in dem Jahre 1804 kaum die ersten Schritte gemacht hatte, von neuem beträchtlich zu vermehren. Die nachtheilige Wirkung, welche diese unvermeidlich gewordene Vermehrung der Bancozettel auf den Anwerth derselben gegen das Conventionsgeld, so wie auf den Wechselcurs und auf den Preiß aller Feilschaften hervorgebracht hat, liegt vor Jedermanns Augen unverkennbar dar. Indem Wir Uns aber dem Gesetze der Noth fügten, thaten Wir eigentlich nichts anders, als daß Wir mittelst Herausgabe der Bancozettel den Staatscassen die unumgänglich erforderlichen Summen verschafft haben, welche Wir zur Erhaltung des Gesammtwohls von Unseren Unterthanen als außerordentliche Steuern zu verlangen zwar berechtiget waren, die Wir jedoch aus der vorgesagten Rücksicht bis auf ruhigere Zeiten verschieben mußten. Der unabwendbare Drang der widrigsten Begebenheiten, welcher die Vervielfältigung der Wiener-Stadt-Bancozettel unvermeidlich machte, führte auch die Nothwendigkeit herbey, die Last der verzinslichen Staatsschuld, welche Wir schon bey dem Antritte Unserer Regierung antrafen, durch neue Anlehen bedeutend zu vermehren. — Aus beyden diesen Übeln entstand endlich das dritte, daß bey dem beträchtlichen Zuwachs der jährlich abzutragenden Zinsen, der zurückzuzahlenden Capitalien, und bey der, durch das Übermaaß des Papiergeldes überhand genommenen Theurung aller, von dem Staate herbeyzuschaffenden unermeßlichen Erfordernisse, seine bisher gewöhnlichen Einnahmen, ungeachtet aller zulässigen Einschränkungen der Ausgaben, die Wir bereits angeordnet haben, und noch zu verfügen gesonnen sind, nun nicht mehr hinreichen können, um den unerläßlichen öffentlichen Aufwand der Monarchie zu bestreiten. Einem jeden muß sich die Überzeugung von selbst aufdringen, daß dieser Zustand in seiner Fortdauer für alle Unsere Unterthanen, und für jeden insbesondere immer gefahrvoller und verderblicher werden müsse, wenn nicht rasch mit eben so großer Entschlossenheit, als Kraftanstrengung den mehrfachen Übeln entgegen gewirkt, und zu deren gänzlichen Hinwegräumung schleunige und wirksame Maßregeln ergriffen werden. An der Bereitwilligkeit Unserer gesammten Unterthanen, zu diesem so wichtigen Zwecke auch noch so große Opfer zu bringen, lassen Uns die großen Beyspiele von Bürgertugend, und die weltkündigen Beweise nicht zweifeln, die sie von ihrem Biedersinne, von ihrem Gemeingeiste, und von ihrer unübertrefflichen Vaterlands- und Fürstenliebe allen Völkern der Erde gegeben, wodurch sie sich allgemeine Achtung und Bewunderung erworben haben, und wovon Wir das entzückende Andenken in Unserem dankbaren Herzen ewig aufbewahren werden. Auf eine ähnliche Bereitwilligkeit rechnen Wir auch von Seite Unserer getreuen Stände Ungarns, und des Großfürstenthums Siebenbürgen, die Wir eben deshalb auf dem reichsverfassungsmäßigen Wege zu einem kraftvollen Beystand aufzurufen beschlossen haben. Ihr allbekannter Edelsinn, ihre thatenreiche, unerschütterliche Anhänglichkeit an Uns, ihre bey jedem Anlaß werkthätig erprobte Theilnahme an dem Wohl Unserer, mit ihnen verbündeten übrigen Erbkönigreiche und Länder, denen sie erst kürzlich mit reichlichen Beyträgen zu Hülfe geeilt haben, sind Uns Bürge, daß sie in einer, sie und Unsere deutscherbländischen Unterthanen gleich treffenden höchst wichtigen Staatsangelegenheit, gemeinschaftliche Sache machen, und mit diesen wetteifern werden, zur Hebung der gemeinsamen Übel ihre Wohlstandskräfte in einem gerechten Verhältnisse anzustrengen. Wir verkennen nicht das Gewicht der Bürde, die Wir nur nach langem und schwerem Kampfe mit Unserm Herzensgefühle, und nicht ohne schmerzliche Überwindung desselben, nach Unserer Regentenpflicht Unseren Unterthanen aufzulegen gezwungen sind; allein die Größe des Übels fordert große und schnell wirkende Gegenmittel, in deren Auswahl Wir jedoch nach der bereits auf Unseren Befehl den 22. des vorigen Monaths erlassenen Kundmachung, Unser vorzügliches Augenmerk dahin gerichtet haben, daß alle gewaltsamen Maßregeln, welche eine plötzliche Stockung des allgemeinen Verkehrs erzeugen, die Grundfesten des öffentlichen Credits erschüttern, und die Glücksumstände vieler Tausende mit einem Stoße umstürzen könnten, beseitiget, und vielmehr die nöthige Abhülfe in solchen Abgaben gefunden werde, welche soviel möglich den Gesetzen der austheilenden Gerechtigkeit, und dem Maaße der Vermögenskräfte aller Unserer Unterthanen angemessen sind."

Das Patent vom 26. Februar 1810 setzt diese historische Darstellung folgender Massen fort:

Um in den Zeiten großer Anstrengungen der Finanzen den Wohlstand Unserer Unterthanen so viel möglich zu schonen, den die Ausschreibung von Steuern, die den damahligen Staatsauslagen angemessen gewesen wären, auf lange Jahre zerrüttet haben würden: sahen Wir Uns genöthiget, die Bancozettel weit über das Bedürfniß des innern Umlaufes zu vermehren. Durch das schnelle Zuströmen der Bancozettel aus den abgetretenen Provinzen in die Hauptstadt Unserer Reiche, und die hierdurch verursachte schnelle Verschlimmerung der Course, stiegen die Besorgnisse Unserer Unterthanen weit über ihren Grund, da die unverhältnißmäßige Verschlimmerung dieser Course enden muß, wie dieses Zuströmen aufhört. Wir haben schon darum in Unserer am 11. December von Preßburg erlassenen Proclamation Unsere getreuen Unterthanen aufgefordert, den Zeitpunct der Verbesserung der Course, und einer neuen und sicheren Begründung der Finanzen mit Standhaftigkeit zu erwarten. Obwohl Unser angestrengtestes Bestreben dahin gerichtet war, Unsere Unterthanen von ihren Besorgnissen zu befreyen, konnten Wir doch diesen Zweck nicht früher erreichen: da die Auswahl der Mittel, um mit Sicherheit, und ohne zu drückende Opfer die Verbesserung der Finanzen mit der Aussicht auf ihre gänzliche Wiederherstellung zu begründen, nothwendig Zeit erforderte. Ungeachtet nun auch die Ausführung der beschlossenen Maßregeln mannigfaltige Vorbereitungen erheischt: wollen Wir doch schon jetzt Unseren Unterthanen die Grundlage des gefaßten Systems zu ihrer Beruhigung eröffnen. Die

klingende Münze neben den zu den Bedürfnissen des inneren Verkehres unentbehrlichen Vorstellungszeichen derselben in den Umlauf zu bringen; die Anzahl der Bancozettel auf die zu dem innern Umlaufe noch erforderlichen Summen zu beschränken; den Vorstellungszeichen jenes volle Vertrauen zu verschaffen, welches die Bancozettel vor ihrer unverhältnißmäßigen Vermehrung genossen: diese Hauptbedingungen einer gründlichen Verbesserung sind die Zwecke des von Uns nach reifer Wahl gefaßten Finanzsystems. Wir haben demnach beschlossen:

§. 1. Zur Verminderung der Bancozettel sollen Einlösungsscheine (§. 2.) von einer eigenen Behörde (§. 3.) ausgefertigt werden. Die Anzahl der Bancozettel, die beyläufig 950 Millionen beträgt, wird genau erhoben, und der gedachten Behörde eröffnet werden. Die Verminderung der Bancozettel hat durch ihre allmählige Einziehung gegen Einlösungsscheine in so lange zu geschehen, als hiermit ohne in den allgemeinen sowohl, als in den unter den Privaten eingegangenen Verbindlichkeiten eine zu empfindliche Hemmung hervorzubringen, fortgefahren werden kann. Die Bancozettel bleiben daher nach ihrem Nennwerthe inzwischen noch das allgemein gangbare Geld, und werden fortan bey allen öffentlichen Cassen zu allen Zahlungen, die nicht ausdrücklich ausgenommen sind, angenommen.

§. 2. Die Einlösungsscheine stellen Conventions-Münze vor, und werden dadurch volle Sicherheit erhalten, daß a) ihre Ausfertigung und erste Ausgabe einer ganz unabhängigen, die Rechte einer Privatgesellschaft genießenden Behörde übertragen werden wird, welche dieselben auf keine andere Art, als zur Einziehung der Bancozettel verwenden darf; daß b) die Überschreitung dieses Maßstabes durch die Einrichtung der Behörde auf eine die allgemeine Überzeugung begründende Art unmöglich gemacht; daß c) alle Jahre ein Theil dieser Scheine mittelst Gründung eines angemessenen Tilgungsfonds, und d) ein noch beträchtlicherer, durch Benutzung freyer Staatshypotheken zu Anleihen in klingender Münze, eingelöset, und vertilgt werden soll: wodurch der Übergang aus dem gegenwärtigen Zustande zur Erhaltung eines klingenden Geldumlaufes neben den Vorstellungszeichen desselben stufenweise vorbereitet und ausgeführt werden wird; ohne eine Erschütterung und Zerrüttung des öffentlichen und Privatvermögens, so wie auch ohne einen Mangel an den zum Umlaufe erforderlichen Vorstellungszeichen, und eine wirkliche Verminderung des National-Reichthums durch Verminderung der productiven Capitale und hiermit verbundene Hemmung der Industrie zu verursachen, welche ein schnelles Verschwinden des Papiergeldes zur Folge haben würde.

§. 3. Die §. 2 erwähnte Behörde soll unter der Benennung: vereinigte Einlösungs- und Tilgungs-Deputation, aus Deputirten der Stände aller Provinzen, mit Zuziehung von Deputirten aus den Handlungs-Gremien der ansehnlichsten Handlungsplätze, zusammengesetzt werden. Ihre Bestimmung ist: a) die Ausfertigung der Einlösungsscheine, und zwar nur zur Einlösung der Bancozettel nach dem §. 1. ausgedrückten Masse; b) die Aufsicht über die Vertilgung der Bancozettel bey den Einlösungs-Cassen in Gegenwart der Parteyen, welche dieselben zur Einwechslung gegen Scheine überbringen; c) die ausschließende Verwaltung des Tilgungs-Fonds, in so fern derselbe das Papiergeld betrifft; d) die Benützung der ihr von der Staats-Verwaltung eingeantworteten Hypotheken zu Darleihen in schwerem Gelde; e) die Auswechslung dieser Scheine in Conventionsgeld, sobald die hierzu erforderlichen Fonds gesammelt seyn werden; f) die Umwechslung der größeren Bancozetteln in kleinere, und umgekehrt, so wie auch gegen Kupfergeld; zu welchem Ende derselben ein angemessener Verlag in Bancozetteln bloß zu diesem Endzwecke sogleich bey der Errichtung, und das Kupfergeld nach ihrem Bedürfniß von Zeit zu Zeit erfolgt werden wird. Die genaue Erfüllung ihres Berufes wird ihre eidliche Verpflichtung, und die Öffentlichkeit ihrer Amtshandlungen verbürgen; da es auch zu ihren Obliegenheiten gehören soll, über alle Zweige ihrer Gebahrung sich durch die vollständigen Rechnungs-Abschlüsse auszuweisen, welche halbjährig gedruckt erscheinen werden. Die Einrichtung dieser Behörde werden Wir Unseren Unterthanen durch den Druck bekannt machen lassen; dann wird zur Wahl der Deputirten geschritten werden, deren Zusammenberufung Wir auf den ersten Julius hiermit festsetzen.

§. 4. Der Tilgungsfond (§. 2.) der verzinslichen Staatsschuld und des Papiergeldes wird in den deutschen Erblanden durch eine Ausschreibung auf das Stammvermögen erschaffen und auf dasselbe also sichergestellt, daß hierzu in keinem Falle mehr als der zehnte Theil dieses Vermögens, aller Wahrscheinlichkeit nach aber ein minderer Theil, sobald man von seiner vollkommenen Hinlänglichkeit die Überzeugung haben wird, in Anspruch genommen werden soll. Wir behalten Uns demnach vor, über die Art der Einrichtung wozu Wir langjährige Fristen bestimmen werden, mit sorgfältiger Rücksicht auf jede mit dem Zwecke verträgliche Erleichterung das Nähere zu bestimmen. Wir sind übrigens der vollen Zuversicht, daß der Aufruf, den Wir in Unserem Königreiche Ungarn und Großfürstenthum Siebenbürgen an den gesammten Clerus, den Adel, die königl. Freystätte, und alle Bewohner beyder Länder erlassen, die ergiebigsten Beyträge zur schnellen Tilgung zur Folge haben wird, welche Wir aus Unserem Vermögen als Güterbesitzer gleichfalls zu vermehren gedenken. Diese Beyträge sollen in Gegenwart der Parteyen, die solche Zettel überbringen, sogleich mittelst Durchschlagung derselben getilgt werden.

§. 5. Da Unserer landesväterlichen Fürsorge nichts näher ist, als zu dem erwünschten Ziele durch Vervielfältigung der Wege, folglich durch Vermehrung der Real-Hypotheken zu gelangen, und auf diese Art Unsere Unterthanen zu erleichtern, so haben Wir beschlossen, hierzu die liegenden Gründe der gesammten Geistlichkeit zu widmen. Wir bestimmten Uns zu diesem Schritte nach dem allgemein als rechtskräftig anerkannten, und von Uns und Unseren glorreichen Vorfahren in mehreren einzelnen Fällen befolgten Grundsatze, daß das geist-

liche Vermögen den Vorkehrungen des Staates unterliege; mit dem Vorbehalte jedoch der gegenseitigen Uns heiligen Verpflichtung des Staates, für die Ausgaben eines feyerlichen Cultus, und eines der Würde der Religions-Diener angemessenen Unterhalts zu sorgen. Wir behalten Uns vor, über die Art, wie wir der vereinigten Einlösungs- und Tilgungs-Deputation sogleich nach ihrem Eintritte, diese Real-Hypotheken zur Verwendung zu dem §. 2. aufgeführten Endzwecke verschaffen werden, das Nähere zu bestimmen. Mitten unter den schweren Sorgen, welche der gegenwärtige Zustand Unserer Finanzen Uns verursachte, gereichte es Uns doch immer zur Beruhigung, daß der Staat durch diese Maßregel zu einem solchen Reichthume freyer Hypotheken gelangen wird, welcher allein hinreichend wäre, um die ganze freye Einwechslung der Einlösungsscheine in Conventionsgeld hier, und in den Provinzen zu veranlassen, wenn dieser Reichthum schnell in Münze umgesetzt werden könnte, und nicht die Masse der Güter selbst, und die in ganz Europa beschwerliche Aufbringung der schweren Münze im Wege stünde, die eine Folge des durch fortwährende Seekriege, und den dadurch gesperrten Handelsverkehr entsprungenen Geldmangels ist.

§ 6. Die oben erwähnten Einlösungsscheine, welche jedoch vor der Fertigung der vereinigten Einlösungs- und Tilgungs-Deputation keine Gültigkeit haben, und zuerst nur von ihr ausgegeben werden können, werden in mehreren Abtheilungen ausgefertigt. Ein von Uns nachträglich festzusetzender Theil der öffentlichen Abgaben wird in diesen Scheinen bezahlt werden müssen. Ihre Einwechslung gegen Bancozettel geschieht bey der Hauptcasse der vereinigten Einlösungs- und Tilgungs-Deputation in Wien, und zwar nach einem von Zeit zu Zeit nach dem jedesmahligen, doch nie nach einem höheren als 300 für 100 zu bestimmenden Course. Von dieser Hauptcasse werden die ständischen Creditscassen in den deutschen Erblanden, das Cameralzahlamt in Lemberg, die Ungarische Creditscasse in Ofen, und das Zahlamt in Hermannstadt in Siebenbürgen mit dem Bedarfe an diesen Scheinen versehen werden. Jedermann steht es frey, die Bancozettel auf diese Art gegen Einlösungsscheine umzuwechseln.

§. 7. Nachdem die Vorbereitung zur Fabrication der neuen Einlösungsscheine, auch mit aller möglichen Beschleunigung, eine geraume Zeit erfordern; da es nothwendig ist, sie zu einem, für jeden Einzelnen unnachahmlichen, nur durch vielseitige Zusammenwirkung und Verkettung der Arbeiten erreichbaren, Kunstwerk zu erheben, um sie auf solche Art vor Verfälschung sicher zu stellen: behalten Wir uns vor, nach dem Masse, als die Fabrication vorgeschritten seyn wird, den Zeitpunct zu bestimmen; von welchem die Einlösungsscheine von der Deputation ausgegeben, und in den bestimmten Abgaben anzunehmen seyn werden.

§. 8. Vom 1. Julius an, wird die Fabrication zur Auswechslung der abgenützten Bancozettel gegen brauchbare nur unter Mitaufsicht der gedachten Deputation fortdauern. Von dem Tage an, an dem die Ausgabe der Einlösungs-Scheine beginnt, soll die Fabrication von Seite der Staats-Verwaltung ganz aufhören, und Wir befehlen hiermit, daß an demselben Tage die Formen, Matrizen und Werkzeuge der Bancozettel-Fabrication den Abgeordneten der Deputation übergeben, und von derselben in ihre ausschließende Verwahrung genommen werden. Da die durch dem Umlauf sich abnützenden Bancozettel nothwendig mit neuen ersetzt, und die Umwechslungs-Casse mit den zur Umwechslung erforderlichen Verlägen versehen werden müssen: so gestatten Wir zwar den Deputirten, zu dieser zweyfachen Verwendung neue hinaus zu geben; es ist aber Unser ernstlicher Wille, dessen Vollziehung Wir den Deputirten unter Eidespflicht auftragen werden, daß nie neue Bancozettel von der Deputation hinaus gegeben werden sollen, es sey dann, daß von den Parteyen in gleichem Betrage alte hereinkommen: so wie auch, daß über den Fortgang der Auswechslung und hierzu erforderlichen nach Nachfabrication Unsere Unterthanen durch vierteljährige gedruckte Rechnungs-Abschlüsse belehrt werden. Wir wollen demnach, daß Unsere Unterthanen in die vollständige Kenntniß über die Lage, in welcher sich die Finanzen in Ansehung des Papiergeldes befinden, gesetzt werden. Wir wollen es, weil diese offene Sprache Unseren landesväterlichen Gesinnungen am Besten entspricht, und weil Wir überzeugt sind, solche Maßregeln getroffen zu haben, welche, in Verbindung mit den schon veranlaßten, und noch weiters zu bewirkenden Ersparungen, mit Unserem sorgfältigen Bestreben, dem Geld-Ausflusse für entbehrliche fremde Waaren engere Gränzen zu setzen, und mit den Vorkehrungen zur Vermehrung der inländischen Production, und zur Erleichterung des Absatzes derselben, als hinreichend zur allmähligen Hebung des Uebels werden anerkannt werden, und also auch die Besorgnisse Unserer Unterthanen beheben müssen. Aus obiger Darstellung werden dieselben wahrnehmen, wie sehr Wir Uns angelegen seyn ließen, sie in Ansehung der unausweichlichen Opfer zu erleichtern. Wie groß dieselben auch immer bleiben mögen: sie werden doch nur zeitliche, sich durch die Verbesserung des Geldumlaufes schnell vergütende Opfer seyn. Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wird auch sie, wie so viele Leiden vergangener Zeit, zu überwinden wissen. Wir hegen das volle, und Uns beglückende Vertrauen, daß Unsere treuen und geliebten Unterthanen auch hierin den immer verdienten Ruhm einer unerschütterlichen Standhaftigkeit zu ihrem, und dem Besten des Staates, bewähren werden."

Miscellen.

Friedrich II.

Friedrichs Neigung zur Satyre war allgemein bekannt. — Man weiß, wie wenig er selbst Personen geschont hat, die zu seinen selbst eine weise Politik befohlen hätte, da sie (wie die russische Elisabeth) ihre Antworten leicht einmahl durch Armeen überbringen lassen konnten. Für Personen, deren Verhältnisse es erforderten, oft um den König zu seyn, besonders für seine Tischgenossen, gab es kein anderes Mittel der Gahl zu entgehen, als Antworten — im Geiste des Obersten Quintus. Man mußte die Wahrheit so derb sagen können, wie dieser, wollte man nicht mißhandelt werden, wie Pöllnitz oder Schwerin *).

Unter den Gesandten fremder Mächte hatte sich seit langer Zeit keine den Unwillen Friedrichs so sehr zugezogen, als der Freyherr von Swieten, der um eben die Zeit, als Pohlen das erste Mahl getheilt werden sollte, österreichischer Gesandter in Berlin war. Bey den Conferenzen, die dieses wichtigen Geschäftes wegen in Berlin gehalten wurden, bediente man sich einer Homannischen Charte, deren Unrichtigkeiten der gelehrte Swieten sehr genau kannte, allein aus guten Gründen nicht im Geringste merken ließ. Erst bey der Besitznahme der neuen Provinz entdeckte das Berliner-Cabinet die vielen Unrichtigkeiten der Charte; Oesterreich erhielt einen größern District, als Preußen dieser Macht zugedacht hatte **). Wahrscheinlich hatte Swieten seine Freude über den gelungenen politischen Streich zu laut geäußert; Friedrich bekam davon Nachricht, und erklärte im heftigsten Zorne, daß er diesen Streich dem „Apothekerjungen ***)" empfindlich vergelten würde. Einige Zeit darauf wurde Swieten zur Tafel des Königs geladen. Die Zahl der Gäste war größer, als sie gewöhnlich zu seyn pflegte. Gegen das Ende der Mahlzeit ergriff der König sein Glas, und sagte laut: „Meine Herren, heute ist der Jahrestag der Schlacht bey Leuthen, der glorreichste für den preußischen Waffenruhm. Trinken Sie, Herr Freyherr, indem er sich gegen Swieten wandte; an diesem Tage trieben 33,000 brave Preußen 60,000 Oesterreicher, von Leuthen bis an die böhmische Gränze, und nahmen 21,000 Gefangene, 134 Kanonen und 59 Fahnen als Trophäen ihres Sieges." — Swieten, auf den die Augen aller Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit gerichtet waren, ergriff sein Glas und sagte mit der größten Gelassenheit: „Niemand wird läugnen, daß die Schlacht bey Leuthen ein großer Tag für den preußischen Waffenruhm sey; doch ich kenne einen bey weitem größern und wichtigern für die preußische Monarchie." Und der wäre? fragte Friedrich erstaunt. „Es ist der zehnte April, der Jahrestag der Schlacht bey Mollwitz. An diesem Tage, als drey österreichische Cavallerie-Regimenter zwey Treffen der preußischen Cavallerie geworfen, das Leibregiment beynahe aufgerieben, den Herrn von Manpertuis auf der Flucht gefangen, und Eure Majestät selbst bestimmt hatten, sich in eine Mühle, die weit vom Schlachtfelde lag, zu begeben; an diesem Tage hatte die brave preußische Infanterie dennoch Stand gehalten, und einen ruhmlichen Sieg erfochten. An diesem Tage wurde der Grundstein zur Größe der preußischen Monarchie gelegt; denn ohne einem Treffen bey Mollwitz würde man in der Geschichte nichts von einer Schlacht bey Leuthen lesen; trinken Sie daher meine Herren auf das Andenken dieses merkwürdigen Tages." Swieten leerte sein Glas, ohne jedoch einen einzigen Nachahmer zu finden. Friedrich warf einen zornigen Blick auf ihn, hob bald die Tafel auf, und ließ es bey dem ersten verunglückten Versuche bewenden, an diesem Manne seinen Witz zu üben.

Ridler.

*) Dieser ist von dem Marschall Schwerin, der bey Prag den Heldentod gestorben, wohl zu unterscheiden; er hatte mit diesem preußischen Patrioten nichts als den Nahmen gemeinschaftlich.

**) Friedrich verhüllt diesen Irrthum des Berliner Cabinets auf folgende Art: „Une nouvelle rumeur se repandit alors en Pologne: la nation se plaignoit hautement, sur ce qu'on disoit que les Autrichiens et les Prussiens ne mettoient point de bornes à l'extension de leurs limites. Ces plaintes n'étoient pas tout à fait depourvues de fondement; car les Autrichiens en abusant d'une carte peu exacte de la Pologne comme elles l'étoient toutes, ayant confondu le nom de deux rivières la Struze e la Podhorze avoient sous ce prétexte étendu leurs limites bien au delà de ce, qui leur étoit assigné par le traité de partage. L'on étoit convenu, que les différens partages se feroient avec une si parfaite égalité, que les portions échues aux trois puissances ne seroient pas plus considerables les unes que les autres. Comme donc les Autrichiens avoient enfreint cette condition, le Roi se croyoit autorisé à faire de même: il extendit en consequence ses limites et en ferma la vie ille et la nouvelle Netze dans la partie de la Pomerellie, qu'il possedoit deja." Doch Maria Theresia, der damahls nur die Wahlfreyheit geblieben war, entweder Gallizien in Besitz zu nehmen, oder einen Krieg mit Rußland und Preußen anzufangen; die daher nur durch die damahligen Verhältnisse gezwungen, in die Theilung Pohlens eingewilliget hatte, gab freywillig das Palatinat von Lublin, alle Besitzungen am rechten Ufer des Bug, Cassimir (eine Vorstadt von Krakau) und noch einige andere kleine Bezirke der Republik Pohlen zurück, und nöthigte durch diesen Schritt der Mäßigung den König von Preußen, daß auch er einen Theil des Sees Gopol, alle Besitzungen am linken Ufer der Drewenza und einige Dörfer in der Nachbarschaft von Thorn herausgeben mußte.

***) So nannte Friedrich öfters den Freyherrn von Swieten, weil dessen Vater einer der berühmtesten Ärzte in Europa war.

Daß Kaiser Carl VI. zehen Jahre vor seinem Hinscheiden und eilf Jahre vor dem Verluste Schlesiens, Friedrich II. als damahligen Kronprinzen von Preußen, von seinem strengen Vater dem Könige Friedrich Wilhelm das Leben erbethen habe, ist sowohl aus mehreren Biographien des großen Königs, als gleich nach der Ungnade des Feldmarschalls Seckendorf (österreichischen Gesandten in Berlin) aus dessen Papieren im Wesentlichen, jedoch nur als vage Behauptung, und vielbestrittene Sage bekannt geworden.

Hier folgen die urkundlichen Beweise der Wahrheit jener Angabe.

I. König Friedrich Wilhelm von Preußen an Kaiser Carl VI.
Wusterhausen den 20. Nov. 1730.

„Euer kaiserl. Maj. danke ich auf das verbindlichste, das sie so viell antheil nehmen, an meinen mißvergnügen, welches mein Kronprinz durch seine bisherige aufführung mir verursachet hat. Ich kann nit in Abrede seyn, das mir solches umb so viel empfindtlicher zu Herzen gehet, da ich an vetterlichen Vermahnungen und sorgfältigre Erziehung es niemahls habe ermangellen lassen, und dennoch bishero alles fruchtles gewesen, welches mich den auch billich hat bewegen mussen mit gehörigen ernst wider Ihn zu verfahren."

„Ich hette auch wohl Ursache ihm solchen noch ferner empfindten zu lassen, Euer kaiserlichen Majestät aber bate es lebdiglich zu danken, das sie dero vorwohrdt Ihm haben angedeien lassen wollen, maßen ich blos dadurch bin bewohgen worden, Ihm zu pardonniren, und will ich wünschen und hoffen, das dieses einen solchen eindruck in sein Herz machen möge, das derselbe dadurch ganz geendere werde, und er recht erkenen lerne, wie sehr er Euer kaiserlichen Majestät und dero Erzhaus vor die bezeigte aufrichtige Liebe und neigung verbunden bleibe, wie ich dann auch selbst niemahls die besondere Kendtzeichen von dero aufrichtigen und wertesten Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen, sondern vielmehr mit äußersten Kräften jederzeit mich bestreben werde, Euer kaiserlichen Majestät hinwiederumb wahre Proben von meiner Hochachtung und ergebenheit abzulegen und zu zeigen, das mir nichts liebers als mit Euer kaiserlichen Majestät und dero Erzhause in einer beständigen Vertraulichkeit und immerwehrenden Freundschaft verknüpfet zu seyn, und das solche immer mehr befestiget werde, der ich gleichfahls mit aufrichtigen teutschen Herzen, und dabey mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe bis in das Grab

Euer kaiserlichen Majestät
Freundwilligster Vetter und getreuer Bruder

F. Wilh. R.

II. Kaiser Carl VI. an den Prinzen Eugen von Savoyen.

„Mon cher Prince! Wie die Unlust und Gefängniß des Cronprinzen in Preußen mit seinen Herrn Vattern in grossen cyffer waren, und allerseits geförchtet worden, daß die Sachen bald zu ein traurig- und übles end kommen könnten, also darinn kein Zeit zu verliehren war, so hab ben mir nöthig gefunden, alsogleich alles vorzukehren und das übel zu verhindern, und weil in allen geschein, daß der König nicht nur ein sonder Freindschaft, sondern auch absonderlich Egard gegen mich geführet, so hab Mich entschlossen, in eil und höchster geheimb ein eigenhändigen Brief an König dem Seckendorf zu überschicken mit Befehl, daß er selben in höchster geheimb halten und dem König nicht übergeben soll, außer er sehete die Noth der extremität, sollt auch keinem Menschen, auch hiesigen Ministris nichts von diesem melden, sondern mich directe von dem effect berichten."

„Nun hat er nicht allein mein Brief und mit erwünschten effect übergeben, sondern mir dieser tagen benkommende Antwort eigenhändig vom König überschickt, welche dann mit dem Verlauf Euer Liebden communicir und sie auch sowohl den Brief als dieß mein Zettel den übrigen conferenzministris werden circuliren lassen können, die abschrift von mein Brief, welche auch von mir geschrieben, hab dem Seckendorf geschickt, also kein ander bey mir hab, und werde selbe von ihm abfordern, und sie auch communiciren."

.....

Als Friedrich II., König von Preußen, den Separatfrieden mit dem Hause Österreich schloß (1742), wurde Er in ganz Frankreich für einen Bundbrüchigen erklärt, aber ganz ohne Grund.

In der Schlacht bey Chotositz war nähmlich der österreichische General Pollaud blessirt und gefangen worden. Friedrich besuchte den Verwundeten in seiner Gefangenschaft, und der General äußerte in dieser Unterredung mit dem Könige, wie er gern und ruhig sterben wolle, wenn er ihn nur zuver mit der Königinn von Ungarn ausgesöhnt sähe; und fügte hinzu, wie er gewiß wisse, daß er unfehlbar von Frankreich auf eine hinterlistige Weise hintergangen würde, und daß er davon die unumstößlichsten Beweise in Händen habe.

Friedrich bezweifelte dieß, und berief sich auf Beweise vom Gegentheil, die er selbst besäße.

Der General Pollaud blieb bey seiner ersten Behauptung, und bath endlich um eine Frist von sechs Tagen, um den König von der Wahrheit seiner Äußerung zu überzeugen, und ihm zu beweisen, daß er viel zu grosmüthig gehandelt habe, die ihm damahls gemachten Vorschläge des Cardinals Fleury nur irgend zu beachten.

Friedrich hielt den General beym Wort und verließ ihn. Pollaud sandte sogleich einen Eilbothen nach Wien, der auch in wenigen Tagen wieder zurück kam; nun ließ er solches den Monarchen wissen, und dieser begab sich wieder zu dem Blessirten.

Bey diesem zweyten Besuche überreichte der General Pollaud dem Könige einen Brief, mit der Bitte, ihn mit Aufmerksamkeit durchzulesen.

Friedrich las, und war überrascht. Es war ein Brief des Cardinals Fleury an die Königinn von Ungarn, in welchem er dieser Monarchinn die Garantie von Schlesien und Mähren unter der Bedingung anboth, wenn sie dem Kaiser Carl VII. Böhmen und einen Theil von Österreich abtreten wolle.

Friedrich fragte: ob er dieß Schreiben wohl einige Tage behalten dürfe? Der General gab seine Zustimmung, und als der König wieder in seinem Zimmer war, äußerte er im Beyseyn einiger seiner Generale: „Fleury will mich anführen, aber ich werde ihm zeigen, daß er angeführt ist."

Er gab darauf sogleich seinem Gesandten dem Grafen von Podewills Befehl, sich mit dem Lord Hindfort in Friedensunterhandlungen einzulassen. Der Friede wurde abgeschlossen, und als darauf dem Herzoge von Belisle davon Nachricht gegeben wurde, kam solcher eiligst in das preußische Lager, und fragte den König:

„Aber, mein Gott! Ew. Majestät, was muß ich so eben hören, man spricht ja allgemein von einem Frieden zwischen Ihnen und der Königinn von Ungarn. Unmöglich können Ew. Maj. den Treusten Ihrer Bundesgenossen so aufgeben, und einen so achtungswerthen Monarchen hintergehen, als mein König ist."

Friedrich sah den Herzog auf diese kecke Frage nur mit einem Blick der Verachtung an, und sagte dann mit edler Würde:

„Sie wagen es, so mit mir zu sprechen? Fallacem fallere, non est fallacia. Lesen Sie."

Den diesen Worten gab er ihm den Brief des Cardinals.

Als Belisle den Brief gelesen hatte, zitterte er vor Schreck und Ärger, und beurlaubte sich schnell. Als er durch das Vorzimmer gegangen, soll er sich heftig vor die Stirne geschlagen, und ausgerufen haben: „Ah, le .... prêtre!"

.....

Beym Ausbruche des bayerschen Erbfolgekrieges meldeten sich mehrere verabschiedete Officiere, und bothen dem König Friedrich II. ihre Dienste im Felde an. Unter diesen befand sich auch ein pohlnischer Oberst-Lieutenant von Schill, der ein Tartaren-Corps errichten wollte.

Der König übertrug dem nachherigen General der Kavallerie und Staatsminister Grafen von der Schulenburg, die nähere Untersuchung der Umstände; und als dieser darüber seinen gutachtlichen Bericht erstattet hatte, erhielt er die nachstehende Cabinetsresolution.

„Mein lieber Etats-Minister, Freyherr von Schulenburg. Ich habe „Euch auf Euren Bericht vom 5. dieses, wegen des von dem Pohlnischen „Obristlieutenant von Schill zu errichtenden Corps Tartarn hierdurch „zu erkennen geben wollen, daß ich gar nicht Lust habe, darauf zu entriren; denn wir kriegen ja nun Cosacken, und haben deren genug, „und mithin jene nicht nothig, überdem werde ich nur schlecht bedienet „werden von solchen Leuten. Wornach Ihr Euch also zu richten, und „Eure Maßregeln zu nehmen habt, und erfolget die Capitulation unverzogen zurück. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Breslau, 9. Januar 1779.

Friedrich."

Eigenhändig war darunter geschrieben:

nuhn Siehet es Mehr nach Krieg aus, und habe ich die Russen auf den Halß So mus alle Ausgabe vohr Sie Sparn. Friedrich.

.....

Friedrich hatte den General-Major von Bossiere im Jahr 1773 zum Commandanten von Silberberg ernannt.

Beym Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges im Jahr 1778 äußerte der General manche Besorgnisse bey der Verwaltung seines Postens.

Der König schrieb ihm darauf:

„Bon dieu! Que vous avez d'inquietudes. Mettez bien la clef de votre forteresse dans votre poche. Voilà tout ce qu'il y a à faire a present. Je crois, que vous craindriez encore le diable, quand vous seriez au Paradis, placé entre Abraham; Isac et Jacob."

.....

Mit dem Oberstallmeister, General von Schwerin, trieb der König oft seinen Scherz; wie man denn davon mehrere Anecdoten hat.

Als er im Jahre 1778 bey dem Ausbruche des bayerischen Erbfolgekriegs zur Armee gegangen war, schrieb er dem General von Schwerin nachstehendes:

„Mes chevaux et Moi, nous mettons au pieds de Votre Excellence et Lui demandons une continuation de sa bonté et de ses graces. Elle voit, que je suis absent des Breslau, il n'y à donc, que mes mulets, qui pourroient y attirez son attention."

.....

Der französische Buchhändler Pitra zu Berlin hatte den Auftrag von dem Könige, ihm von Zeit zu Zeit die vorzüglichsten Werke, die in Frankreich neu heraus kämen, zu überschicken.

Im Jahr 1764 übersandte er dem Könige eine beträchtliche Anzahl in Paris neu erschienener Prachtwerke.

Friedrich antwortete ihm darauf:

„Les infolio ne sont pas fait pour un Vieillard, qui a les mains gouteuses, ce sont des livres d'apart, que les bourgeois gentilshommes mettent dans une bibliotheque, pour parader et remplir les etageries, pour moi des staves."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 16. und Montag den 19. März 1810.

Das ist die Sache des Ersten im Staat, daß er die tausendfachen Bande, welche die mancherley Stände der menschlichen Gesellschaft zusammenfassen, mit fester Hand halt, und mit gutem großem Geiste so elektrisirt, daß jeder die größte Freudigkeit fühle, in seinem Stande sich hervor zu thun. Der Privatmann hat für sich, der Vorsteher einer Anstalt, eines Regiments, eines Heers, eines Ministeriums für die zweckmäßige Ordnung, aber für das Ebenmaß Er zu sorgen, der Fürst, welcher die Seele ist: so wie in der physischen Welt alle Producte in ihrer Art fortgehen und sind, alle das belebende Licht von dem Mittelpuncte, dieser und das All die Urkraft von der unnennbaren Ursache bekommen.

Johann von Müller.

(33 und 34.)

Kaiser Ferdinand II. *)

Was reget die Stadt sich in fröhlicher Hast?
Was rennet das Volk durch die Gassen?
Es strömet hinein in den Kaiserpallast,
Von dort durch das Thor auf die Straßen,
Und weithin an Fenstern, auf Wallen, auf Wegen
Harrt Alles kommenden Freunden entgegen.

Horch! Horch! Das ist der Trompeten Hall!
Siehst du's dort blinken von weiten?
Siehst du den langsam nahenden Schwall
In geschlossenen Gliedern reiten?
Wie jetzt aus den Waffen, in denen sie prunken,
Die Mittagssonne so blendende Funken!

Sie sind es — es ist die tapfere Schaar,
Die den schönen Vorzug errungen,
Die einst im Augenblick höchster Gefahr
Die frechen Rebellen bezwungen.
Da ward ihr das köstliche Recht verliehn,
Durch die Stadt, durch die Burg des Kaisers zu ziehn **).

Ein furchtbarer Schwindel entflammte das Land.
Vom Glauben der Väter gefallen,
Durchziehen es Horden mit Raub und Brand
Bis nah an die fürstlichen Hallen;
Denn über und unter den scheidenden Fluthen
Der Enns entbrennen des Aufruhrs Gluthen.

Jetzt wälzt er zur Kaiserstadt wild sich heran
Auf weithin verheereten Flächen,
Der Übermuth birget die Maske vom Wahn,
Die Bande der Pflicht zu zerbrechen;
Er sinnt durch Gewalt den Kaiser zu zwingen,
Und sinnet sich trotziges Recht zu erringen.

In der Väter Burg, von den Feinden beengt,
Von den eigenen Ständen verrathen,
Von stündlich wachsendem Jammer bedrängt,
Den Aufruhr im Herzen der Staaten,
Und fern die kleine Schaar der Getreuen,
Die für Recht und Pflicht dem Tode sich weihen;

So stand er, der zweyte Ferdinand,
Ein Fels im Wogengewimmel,
Nicht konnt' er vertrauen auf Volk und Land.
Da vertraute sein Herz sich dem Himmel,
Da warf er mit brunstig flehender Gebehrde
Sich hin vor dem Bild des Erlösers zur Erde.

Ihm lebte hohes Vertrau'n in der Brust
Und kindlich ergebenes Hoffen,
Er war sich des reinen Willens bewußt,
Sein Herz dem Ewigen offen;
So fleht er zu dem, der die Schicksungen leitet,
Der Sperlinge zählt, und Welten bereitet.

Und wie er mit Gott im Gebethe ringt,
Da schweiget der Sorgen Getümmel,
Ein leiser Ton in der Seel' ihm erklingt,
Als käme die Stimme vom Himmel.
Jetzt glaubt er der Töne Sinn zu fassen,
„Ich werde dich, Ferdinand! nimmer verlassen!"

*) Als am 3. März 1809 das Curassier-Regiment Hohenzollern, kraft seines Privilegiums, durch die Stadt über den Burgplatz zog.

**) Als im Reformationskriege ein großer Theil der Einwohner von Österreich unter und ob der Enns zur protestantischen Religion übergegangen war, viele von den Ständen selbst es mit den böhmischen Rebellen hielten, und Graf Thurn mit seiner Armee vor Wien erschien, den Kaiser dort zu belagern, und zu schimpflichen Bedingungen zu zwingen, schickte der F. M. Graf Buquoy unter dem Obersten Saint-Hilaire, das Dampierresche Cavallerie-Regiment (jetzt Hohenzollern) zu Wasser nach Wien, das eben, als die Rebellen den Kaiser zur Unterschrift zwingen wollten, auf dem Burgplatz erschien. (Siehe des Freyherrn von Hormayr österreichischen Plutarch 8. Heft, im Leben Kaiser Ferdinands II.) Dies Regiment ist das älteste der ganzen Armee. Kaiser Franz II. hat in demselben von unten auf gedient.

Ermuthiget steht vom Gebeth er auf,
Da horch! ein dumpfes Geräusche!
Durch die Säle schallet der Eilenden Lauf
Und wilder Stimmen Gekreische!
Die Rebellen sind's, die zum Kaiser dringen,
Ihn trotzig zu schmählichem Weichen zu zwingen.

Sie umsteh'n ihn drängend, voll wachsenden Grimms,
Er soll, was sie fordern, gewähren,
Kaum kann er des wüthenden Ungestüms
Des frechen Schwarms sich erwehren; —
Da schallet auf einmahl Trompeten-Geschmetter —
Da füllt sich der Burghof — da sind die Erretter!

Sie sind's — es ist die getreue Schaar,
Die den schönen Vorzug errungen,
Der jetzt im Augenblick höchster Gefahr
Das Werk der Rettung gelungen;
Drob ward ihr das köstliche Recht verliehn,
Durch die Stadt, durch die Burg des Kaisers zu ziehn.

Es trugen herab sie vom fernen Gestad
Der Donau befreundete Wellen,
Still drangen sie ein in die zagende Stadt,
Verborgen dem Blick der Rebellen.
Des Kaisers geheiligtes Haupt zu befreyen,
Der Empörer Schaar, wie Spreu zu zerstreuen.

So gehet nicht unter, wer Gott vertraut,
Wer mit Muth und mit kräftigem Willen,
Auf ein Ziel, als auf das Höchste, nur schaut,
Entschlossen sein Loos zu erfüllen,
Und unter des Schicksals gewaltigen Streichen,
Vom Wege des Rechten kein Haar breit zu weichen.

Die heilige Kraft des Glaubens trägt
Ihn auf mehr als irdische Höhen.
Wie stürmisch es auch sich um ihn bewegt,
Sein Muth kann nie vergehen!
Ihm strahlen aus ewig heiterer Ferne,
Der Hoffnung niemahls verlöschende Sterne.

Und schnell — im entscheidenden Augenblick, —
Sieht er Alles sich anders gestalten;
Er sieht sein nächtlich drohend Geschick
Sich heiter und mild entfalten;
Und danket dem Himmel aus treuem Herzen,
Für der Rettung Glück, für der Prüfung Schmerzen.

Caroline Pichler,
geborne von Greiner.

Biographische Züge.

John Moore.

Sir John Moore, am 13. Nov. 1761 zu Glasgow in Schottland geboren, diesem Lande, das seit den Zeiten der Fletcher und Saltoun so viele ausgezeichnete Kriegsmänner hervor brachte, war der Sohn eines Arztes, gleichfalls John Moore genannt, und vereinte in seiner Person die Geschicklichkeit eines tüchtigen Heerführers, mit der tadellosen Gesinnung eines Freundes der bürgerlichen Freyheit. — An seiner Erziehung ward nichts versäumt, und schon im ersten Jünglingsalter genoß er das Glück an der Seite seines kenntnißreichen, und selbst als Schriftsteller rühmlichst bekannten Vaters, welcher den kränklichen Herzog von Hamilton auf seinen Reisen begleitete, einen großen Theil von Europa zu durchwandern. Als sie im Jahre 1778 nach England zurückkehrten, beschloß der junge Moore dem Vaterlande zu dienen, und trat bey dem 15. Infanterieregimente ein, wo er bald Lieutenant ward, und sich von Stufe zu Stufe emporarbeitete, bis er mit dem Range eines Oberstlieutenants zum 40. Regimente versetzt ward. Von dieser Zeit an beginnt die ausgezeichnete Periode seines Lebens. Auf dem Mittelmeere both sich ihm die erste günstige Gelegenheit dar.

Nachdem er zu Toulon gedient hatte, wurde er von dem Admirale Lord Hood nebst dem Major Kohler zu einer geheimen Sendung nach Korsika ausersehen; denn als die Engländer sich nicht wohl länger mehr in Toulon gegen die republikanischen Heere zu halten vermochten, so dachten sie daran, sich dieser Insel zu versichern. Um dieses zu bewerkstelligen, mußte man zuerst die Stimmung des Volks und besonders die des berühmten Pascal Paoli erforschen, der ehedem in England von einer Pension gelebt, und nun von der französischen National-Versammlung durch die Betheurungen seiner glühenden Freyheitsliebe die Erlaubniß erhalten hatte, in sein Vaterland zurück zu kehren. Man hatte ihn nach seiner Rückkunft durch eine ausdrücklich zu diesem Zwecke zusammenberufene Consulta zum Generalissimus erwählt und in Korsika ohne Zweifel die Absicht, ihn mit der höchsten Gewalt zu bekleiden. Deshalb aber ward er bey den französischen Gewalthabern denunzirt, und von denselben, durch ein Decret proscribirt. Um sich aus dieser, seinem Leben drohenden Gefahr zu retten, knüpfte Paoli darauf mit Lord Hood einen Briefwechsel an. Dieser fand nöthig, ihn zuvor durch die an ihn geschickten Agenten ausforschen zu lassen, vornähmlich um sich zu überzeugen, ob er wirklich die Macht und die Hülfsmittel besäße, deren er sich gerühmt hatte, und als Paoli hierin volle Genugthuung geben konnte, so ward sogleich eine Unternehmung gegen Korsika beschlossen, und ausgeführt.

Am 24. Januar 1795 lief eine Flotte von den Hierischen Inseln aus, und setzte ein Corps Landtruppen unter dem General-Lieutenant Dundas auf der Insel Korsika ans Land. Oberstlieutenant Moore wurde wenige Tage darauf beordert, den befestigten Ort Fornelli wegzunehmen. Die Operation duldete keinen Verzug: er ließ deßhalb mit großer Mühe eine Haubitze und einen Sechspfünder durch eine Gebirgsgegend bringen, durch welche noch nie Artillerie gekommen war. Der Ort ward indessen zu fest gefunden, als daß er durch einen Coup de main hätte weggenommen werden können. Mit Hülfe der Matrosen von der Flotte ließ unser Kriegheld daher noch mehr schweres Geschütz mit anfänglicher Mühe herbeyschaffen; und mittelst desselben gelang es ihm, die französischen Verschanzungen unhaltbar zu machen; da aber der französische Befehlshaber dennoch nicht capituliren wollte, so bestürmte Moore am 17. Februar den Ort und eroberte ihn; an der Spitze seiner Colonne drang er in die Schanzen ein, und hieb mit eigener Hand einen französischen Grenadier nieder, der sich gegen ihn zur Wehre setzte.

In Kalvi zeigte er nicht minder Tapferkeit. Er bestürmte

mit einem Truppen-Corps, deſſen Flinten nicht geladen waren, eines der ſtärkſten Forts, welche die Stadt vertheidigten, erſtieg den Wall unter einem heftigen Musketen- und Kanonenfeuer, und ob er gleich an dem Kopfe verwundet war, ſo drang er nichts deſtoweniger mit den braven Grenadieren, die er führte, in die feindlichen Verſchanzungen ein; wofür ihn der General Stuart, der Eroberer von Minorka öffentlich umarmte, nachdem der Sieg errungen war.

Ausführlich hat unſers Helden Vater, Dr. Moore, der damahls noch lebte, und die Freude hatte, die ſchönen Thaten ſeines Sohnes zu hören, die Geſchichte dieſes Sieges in ſeinem, im Jahre 1800 erſchienenen Werke beſchrieben.

Korſika wurde nun bald vollends erobert und mit der Krone England vereinigt. Moore wurde unverzüglich zum General-Adjudanten ernannt, aber bey dem Vicekönige Sir Gilbert Elliot, nachmahligem Lord Minto, ſtand er nicht in ſonderlicher Gnade, und dieſer ſchickte ihn daher nach England zurück.

Im Jahre 1795 ſchiffte ſich Moore als Oberſt mit der Armee des Generals Ralph Abercromby nach Weſtindien ein, und kam im Jahre 1796 mit derſelben nach Barbados. Von da wurde er, nachdem die holländiſchen Niederlaſſungen genommen waren, als General-Brigadier zur Eroberung der franzöſiſchen Inſel St. Lucia beordert, bey welcher Gelegenheit er ſich nicht minder vortheilhaft auszeichnete.

Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland bey der Expedition gegen Holland angeſtellt, ward er von dem commandierenden General Abercromby beordert, den Helder wegzunehmen, den er indeſſen bey ſeiner Ankunft bereits von den Holländern geräumt fand. Er führte hierauf den rechten Flügel der Armee an, und wurde, als die Feinde die Cantonirungen angriffen, leicht verwundet.

Glänzender war ſeine Laufbahn, als er wiederum unter Abercromby mit der engliſchen Armee, als nunmehriger General-Major gegen die Franzoſen nach Ägypten zog. Bey der Landung zu Abukir am 7. März 1801 commandirte er die Reſerve. Er ſprang an der Spitze ſeiner Truppen aus dem Boote, und erſtürmte, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe eine ſtark beſetzte Anhöhe mit dem Bajonnete. Der Oberbefehlshaber dankte ihm öffentlich dafür. Nicht minder zeichnete er ſich bey dem Gefechte am 21. März aus, wo ſein Corps vorzüglich hart angegriffen, und er ſelbſt verwundet wurde. Doch konnte er der Belagerung von Kahira und der des Kaſtelles Marabut ſchon wieder beywohnen; und als die Franzoſen ſich zur Räumung des Landes erbothen, ward er beauftragt, die Armee, welche capitulirt hatte, zu dem Orte der Einſchiffung zu begleiten.

Nach vollendeter Unterwerfung von Ägypten, kehrte unſer Held nach England zurück, wo er einige Zeit in dem Schooße ſeiner Familie verlebte. Er wurde hierauf bey dem Generalſtabe angeſtellt, und commandirte im Lager bey Shorn Cliffe, nicht weit von Dover, von wo man bey hellem Wetter mit bloßen Augen nach Boulogne hinüber, und die feindlichen Zurüſtungen zu einer Landung in England ſehen konnte. Damahls war Kapt. Abercromby, Sohn ſeines vormahligen Chefs, ſein Aide-de-Camp, und nach ihm ward es Kapt. Stanhope, Neffe des Miniſters Pitt.

Doch das Schickſal ſchien beſtimmt zu haben, daß Moore nie lange an einem Orte verweilen ſollte. Er war mittlerweile zum Generallieutenant erhoben, hatte das 52. Regiment Infanterie erhalten, und wurde im Jahre 1805 nach Sizilien geſchickt, um daſelbſt das Commando zu übernehmen; von da aber wieder abgerufen, um ein Armee-Corps zu commandiren, das dem Könige von Schweden zu Hülfe geſchickt ward. Wie es ihm allda erging, und wie er dort von dem vorigen Könige behandelt wurde, iſt noch in zu friſchem Andenken, als daß wir hier Etwas davon zu erwähnen nöthig hätten.

Nachdem General Moore nach ſeiner Rückkunft aus Schweden nur kurze Zeit in England ſich verweilt hatte, wurde er mit einem Armee-Corps nach Portugal abgeſchickt und beordert, den Spaniern zu Hülfe zu eilen, von welchen man hoffte, daß ſie im Stande ſeyn würden, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Er marſchierte mit ſeinen Truppen vorwärts und erreichte unter unzähligen Schwierigkeiten Toro. Am 28. December 1808 finden wir ihn in Benevente. Seine Armee hatte ſehr viel vom Regen, Schnee und Froſte gelitten. Dennoch rückte er ungeſäumt vorwärts. Am 21. erreichte er Sahagun, wo er nothgedrungen halten mußte, die Truppen zu erfriſchen und Proviſionen einzunehmen. Er erfuhr, daß Marſchall Soult mit 16,000 Mann ſich zu Saldana befinde, und längs des Fluſſes von Guarde bis Karrion Poſten ausgeſetzt habe. Schnell entſchloß er ſich, den Feind zu überfallen. In der Nacht vom 23. rückte ſein Corps in zwey Colonnen vorwärts, und hier ſchon erfuhr er, daß der Feind bedeutende Verſtärkungen an ſich gezogen habe. Dennoch würde ihn dies nicht abgeſchreckt haben, ſeinen Entſchluß auszuführen, wenn ihm nicht gleich darauf der Marquis de Romana gemeldet hätte, daß die Franzoſen von Madrid aus über Valladolid oder Salamanka gegen ihn in Anmarſch wären. Jetzt mußte er auf ſeinen Rückzug bedacht ſeyn. Lord Paget wurde mit der Cavallerie beordert, die Annäherung der feindlichen Infanterie zu erwarten: die Reuterey war ſchon vorgerückt. Am 30. December kam General Moore zu Aſtorga an, von wo er weiter nach Villa-Franca zog, und unter unzähligen Beſchwerlichkeiten, die Bewegung gegen Corunna fortſetzte. Bey dieſer Gelegenheit ging ein Theil der Cavallerie, meiſt durch die Strapazen zu Grunde. Damit die Kriegscaſſe nicht in die Hände des Feindes falle, wurden mehrere tauſend Thaler, die zur Löhnung der Truppen beſtimmt waren, vertheilt. Dem General lag, wie es die militäriſche Ehre erheiſcht, indeſſen vor allen die Rettung der Kanonen am Herzen. Alles Übrige, was den Marſch der Armee erſchweren konnte, wurde bey Seite geſchafft, und ſolchergeſtalt fehlte es dann ſelbſt an hinreichenden Werkzeugen, um die letzte Brücke zu zerſtören, über welche die Armee auf ihrem Rückzuge gekommen war. — Endlich langte General Moore mit ſeiner entkräfteten Armee bey dem Hafen von Corunna an, der ihm zur Einſchiffung angewieſen war. Die ihm auf dem Fuße folgenden Franzoſen, trunken von ihren Siegen über die Spanier und von dem ſchmeichelhaften Gedanken, daß jetzt auch die Engländer vor ihnen flöhen, hohlten ihn hier ein, und am 16. Januar 1809, um 2 Uhr Nachmittags kam es zur Schlacht. Die Franzoſen griffen die ganze Front in mehreren Colonnen an; auf dem rechten Flügel der Engländer, welchen General David

Baird, der zweyte nach Moore, anführte, kam es zuerst zum Handgemenge. Dieser General erhielt bald darauf eine schwere Wunde, die ihn nöthigte, sich vom Schlachtfelde wegbringen zu lassen. Der Oberbefehlshaber Moore traf die besten Anstalten, um die Franzosen zurückzutreiben, und nöthigte sie, ihren anfänglichen Angriffsplan abzuändern. Sie suchten nun den rechten Flügel zu umgehen; aber auch hier gelang es ihnen nicht, und als sie sodann das Centrum angriffen, fanden sie auch dort einen hartnäckigen Widerstand; inzwischen hatten sie ein benachbartes Dorf besetzt, und fielen von da aus den linken Flügel der Britten an, doch auch da wurden sie muthig zurückgewiesen.

Während dieser Vorgänge aber wurde auch General Moore, der sich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit angestrengt und bloß gestellt hatte, von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet. Er fiel an der Spitze des 42. Regiments, das er zum Kampfe aufmunterte und selbst anführte, wie einst General Wolf in Nordamerika. Er wurde in einer Decke, in Winden nach Coruna getragen. Als seine Wunde untersucht war, sprach er zu einem Officier, den er gebethen, die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hätte, bey ihm zu bleiben: „Sie wissen, daß ich immer gewünscht habe, auf diese Art zu sterben!" — So schwer es ihm ward zu sprechen, so war doch seine erste Frage nach einer kurzen Pause: „Sind die Franzosen geschlagen?" Und als ihm dieses von verschiedenen nach und nach ankommenden Officieren bejaht wurde, so rief er aus: „Ich hoffe, meine Landsleute werden mit mir zufrieden seyn; sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen!" Zu einem seiner Adjudanten gewendet, fuhr er fort: „Sprechen Sie meine Freunde, sobald Sie können; sagen Sie meiner Mutter....." Hier entging ihm die Rede; dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Ich hätte noch Vieles zu sagen; aber ich kann nicht! — Befindet sich Oberst Graham und alle meine Adjudanten wohl? Ich habe mein Testament gemacht, und alle meine Untergebenen darin bedacht!" — Als sein erster Adjudant, Major Colborne, erschien, empfing er ihn sehr herzlich, und wandte sich dann an einen Andern, zu welchem er sagte: „Vergessen Sie nicht, zu dem..... zu gehen, und sagen Sie ihm, daß ich ihn bitten lasse, dem Major Colborne seine Freundschaft zu schenken; denn er ist ihrer würdig!" — Er fragte nun den Major nochmahls, ob denn wirklich die Franzosen geschlagen wären? — Und als ihm dieser antwortete, sie seyen auf allen Seiten zurückgetrieben, bezeugte er seine Genugthuung darüber, daß es ihm in seinen letzten Augenblicken vergönnt worden sey, zu erfahren, daß er die Franzosen besiegt habe. — Er klagte dann sehr über heftige Schmerzen, nicht ohne die Besorgniß, sich noch lange quälen zu müssen, dankte den Ärzten, die zu seinem Beystande herbeygeeilt waren, sprach freundlich mit den Kapitänen Stanhope und Percy, drückte die Hand seines ersten Adjudanten an sein Herz, und starb wenige Minuten darauf, ohne großen Kampf.

So schied dieser Held im 47. Jahre seines thatenvollen Lebens, umringt von seinem Gefolge und von allen seinen Waffengefährten betrauert. Er starb, nachdem er durch einen mühsam erfochtenen Sieg seine Armee von ihrem gänzlichen Untergange gerettet hatte. Jeder Britte wird das Andenken seines Nahmens ehren! Er hatte während seiner Heldenlaufbahn nicht weniger, als sechs Wunden empfangen, die jedoch seinen Diensteifer nicht schwächen konnten. Die brittische Regierung ließ ihm auch volle Gerechtigkeit widerfahren. — In seinem Geburtsorte Glasgow ward eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmahl zu stiften an dem jetzt wahrscheinlich gearbeitet wird.

Sein Vater Dr. Moore ist wenige Jahre vor ihm gestorben; seine Mutter, eine Tochter des vormahligen Professors der Theologie, Simson zu Glasgow, lebt noch zu Cobham. Aber zu dem Schmerz, ihren ältesten Sohn auf dem Schlachtfelde zu verlieren, hat sich bald nachher die neue Trauer gesellt, ihren jüngeren Sohn Carl des Verstandes beraubt zu sehen.

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

(Fortsetzung.)

24.

Der Städte Aufruhr in Castilien *).

Am neunzehnten September des Jahres tausend fünfhundert siebzehn ward von widrigen Winden ein Geschwader an die Küste von Asturia geführt. Waffenruf erschallte durch die Thäler; und als Weiber, Greise und Kinder mit der Habe des Volks auf die Berge gesandt waren, eilten die streitbaren Männer nach Landessitte gerüstet, ans Gestade, die Landung den Schiffen zu wehren, worin, wie das Volk besorgte, Seeräuber aus Frankreich kämen. Da rief es laut von einem der nahenden Schiffe: Spanien! Spanien! Unser katholischer König! Unser König! Und die rüstigen Männer warfen von sich ihre Waffen, Speere, Schilde, Pfeil und Bogen; alles Volk lag jubelnd auf den Knien am Meeresufer, und vielstimmiger schwoll der Freudenruf, als Carl einzog in Villa Viciosa.

So ward es vom Zufalle gefügt, daß der königliche Jüngling bey seiner ersten Erscheinung auf spanischem Boden einen weissagenden Wink erhielt. Es wollte das Küstenvolk ihn, als feindseligen Fremdling, vertreiben. Gegen den König, in der Fremde geboren und von Fremden geleitet, stand drey Jahre später Castilien in den Waffen. Noch nicht achtzehnjährig kam er aus Flandern her, die schönen Erbreiche zu übernehmen, welche Ferdinand und Isabella, seine Großältern, ihm hinterlassen. Des Jünglings edler Anstand, seine ritterliche Gewandtheit, seine trefflichen Anlagen, ließen es die Spanier fast vergessen, daß er „seit tausend Jahren der erste ihrer Könige war, nicht auf heimischem Boden geboren." Aber mit verborgenem Unmuthe sahen die spanischen Grossen in ihres Königs nächstem Gefolge Niederländer, welchen böser Ruf voran gegangen.

*) Nach den Briefen des gleichzeitigen Peter Martyr von Angliera (Opus Epistolarum Petri Martyris Anglerii Mediolanensis — Amstel. 1670. F.) nach Sandoval's (Historia de la Vida y hechos del Emperador Carlos V. — En Amberes, 1681. II Vol. F. Bd. 1.) und Sepulveda's (de rebus gestis Caroli V. im II. Buch bis zu Ende, im III. Buche Cap. I — XX. In I. Opp. matriti, 1780. IV Vol. 4. Bd. I. S. 42 — 116.) Regierungsgeschichten Carls des Fünften.

Schon in Flandern hatte sein Oberkammerherr, Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, der den fürstlichen Jüngling mit Verstand und Sorgfalt erzogen, seinen Einfluß benutzt, um sich durch schmählichen Verkauf spanischer Staatsämter zu bereichern. Nicht minder ward unredlicher Habsucht beschuldigt des Königs Großkanzler, auch ein Niederländer, der mit jenem die Früchte des unwürdigen Erwerbes getheilt hatte. Wie konnte es biedern Vaterlandsfreunden gleichgültig seyn, daß in ihre Heimath solche Männer kamen, welchen sich jetzt, in einem erweiterten Wirkungskreise, häufiger die Gelegenheit darbiethen mußte, das Wohl des fremden Landes ihrem Eigennutze aufzuopfern! Auch einige Spanier begleiteten den König, aber es waren solche, die in Castilien wenig geachtet, seit Ferdinands Tode in Flandern wohnten und, dem gewaltigen Günstlinge schmeichelnd, sich Ämter erworben.

Zwey Jahre hatte der Cardinal Ximenez, wohl einer der größten Männer, die eine Mönchskutte deckte, als Regent das Ruder des Staats mit Kraft und Weisheit geführt; denn Carls Mutter, Joanna, welcher der Schmerz über des Gemahls Tod den Geist zerrüttet, ward in Tordesillas bewacht. Gebeugt von Alter und Schwäche, wollte auch er jetzt dem fürstlichen Jünglinge entgegen ziehn, ihm das Reich der Väter, und eine ausgedehntere Macht zu übergeben, als je ein spanischer König besessen. Er hatte ihm ja so manchen wichtigen Rath zu geben, von so manchem schon, was dem warmen Patricten unweise Nachgiebigkeit oder landverderblich dünkte, den Lenksamen warnend abzumahnen. Wer konnte besser als er des Reiches Lage schildern, und natürlich war diesem Geiste der Wunsch, ferner zu wachen über ein Werk, das größten Theils die Arbeit seines kräftigen Lebens war. Aber so wollten es nicht die Rathgeber, die mit dem Könige aus den Niederlanden kamen. Sie fürchteten des Mannes überlegenen Geist, mit welchem sie nicht wagen konnten, zu ringen, und um nicht verdrängt zu werden aus der Gunst ihres Gebiethers, der Sinn für solche Größe hatte, bothen sie alles auf, die Zusammenkunft des Königs mit dem Cardinale zu hindern. Ximenez lag erkrankt im Kloster zu Aguilera. Der Arzt, welcher ihn besorgte, gab den Niederländern Bericht, wie lange der Cardinal noch leben könne, und zögernd ließen sie Carln voran reisen, hoffend, es werde der furchtbare Mann nicht mehr seyn, wenn der König ihm nahe gekommen. Von Valladolid aus sandte Carl, verleitet durch seine eigennützigen Rathgeber, dem Kranken eine Bothschaft, die den hochverdienten Staatsmann den Rest seines Lebens in Ruhe hinbringen ließ, ihn, dessen lebendiger Geist noch nicht Ruhe begehrte. Solchen Undank vermochte er nicht mit gewohntem Gleichmuthe zu ertragen; denn kurz nach Empfang des königlichen Briefes ward seine Krankheit heftiger, und nach wenigen Tagen starb er, „der einzige Minister, den die Mitwelt als einen Heiligen ehrte, und dem während seiner Staatsverwaltung das Volk Wunderkraft beylegte."

Die Mächtigen im Lande mochten über die Kränkung, welche dem kräftigen Bekämpfer ihres Ansehens widerfuhr, wohl weniger unmuthig seyn, als über den unweisen Schritt, wozu der König nach dem Tode des Cardinals sich verleiten ließ; er gab jenem zum Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo einen unerfahrnen Jüngling, den Neffen des Günstlings, und mit unwilligem Murren sahen die Spanier, daß „ihres Landes edelstes Kleinod" die Beute eines Fremden ward. Aber selbst einige Große bathen für den Fremdling, um sich dem allgebiethenden Chievres zu empfehlen; denn so mächtig — ruft Sandoval aus — ist der Ehrgeiz selbst in edlen Seelen, daß er sie entmuthigt wegen einer eitlen Gnadenbezeugung, die ein König oder sein Günstling geben kann. Nicht minder reitzte Carl die reitzbaren Gemüther durch seine Eifersucht gegen den Infanten Ferdinand, seinen jüngern Bruder, des Volkes Liebling, weil er in Spanien geboren war. König Ferdinand hatte in seinem ersten Testamente ihn zum Regenten von Castilien und Aragon erklärt, und der Prinz war nach des Großvaters Tode von seinen Umgebungen verleitet worden, die widerrufene Ernennung geltend zu machen. Noch vor des Königs Ankunft wurden seinem Bruder zwey Männer, die er kindlich ehrte, als die Führer seiner Jugend (durch Ximenez) von der Seite genommen, und ruchbar ward der Entschluß, den Infanten nach Flandern zu senden, weil ihm, so sagte man, die Verwaltung jener Provinz anvertraut werden sollte. Die Maßregel war klug berechnet, denn vielleicht wäre die Krone für Carln verloren gewesen, hätten sich beym Ausbruche der Empörung die Mißvergnügten um Ferdinand sammeln können. Fester mußte des Königs Entschluß werden, als sich gleich in der ersten Ständeversammlung, die Carl nach Valladolid (1518) berufen, die Anhänglichkeit des Volkes an den Prinzen verrieth, die nicht minder laut und bedenklich ein aufrührischer Zettel aussprach, der an das Franziskanerkloster zu Valladolid geheftet war: „Wehe dir, Castilien, wehe dir, wenn du den Infanten Ferdinand wegführen lässest!"

In jener Ständeversammlung zeigte sich's, daß schon mancher Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben war. Gleich anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob man Carln als König erkennen möge, ohne das Erbrecht seiner Mutter zu kränken; und sollte es geschehen, so müsse er zuvor die Rechte und Freyheiten des Landes beschwören. Unter den städtischen Abgeordneten ward eine muthvolle Sprache laut. Aber zwey Spanier aus des Königs Rathe wußten theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, theils durch rednerische Künste, die unruhigen Gemüther zu besänftigen. Als endlich die Cortes dem Könige Huldigung geleistet, wurden ihm die ständischen Gesuche vorgelegt, wovon mehrere das Mißvergnügen über die bisherige Staatsverwaltung ausdrückten.

Dem Freyheitssinne und dem Muthe der alten Zeit getreu, wagten noch dreistere Sprache die aragonischen Stände in Zaragoza. Sie machten das Erbrecht der kranken Königinn gegen Carls Huldigungsansprüche geltend, und endlich ward er nur als Mitregent der Mutter anerkannt. Auch die Catalanen verweigerten die Huldigung, und sprachen dem Könige die Befugniß ab, die Stände zu berufen, weil er nicht im Lande als Thronfolger anerkannt war. Sie schmähten die Castilier und Aragonen, die sich geschmeidig gefügt hatten, sich selbst für wackerer haltend; und wenn auch sie nach langem Widerstande zeigten, daß „sie nicht minder, als die übrigen, von Fleisch und Blut waren" so ward doch dem Könige hier, wie in Zaragoza, vielfacher Verdruß erweckt, und sein Günstling Chievres in solches Gedränge gebracht, daß er wünschte, fern zu seyn von dem unfügsamen Volke, welches durch kluge Maßregeln die habsüchtigen Entwürfe der Fremden vereitelte.

In Barcelona erhielt Carl die Nachricht von seines Großvaters, des Kaisers Maximilians Tode, und sechs Monathe später ward er dort vom deutschen Fürstengesandten als Kaiser begrüßt. Schon war Carl entschlossen, auch in Valencia die Stände zu versammeln, als ihn theils die Einladung zur Kaiserkrönung, theils wichtige politische Rücksichten, die aus seinem Verhältnisse mit Frankreich hervorgingen, zur Abreise aus Spanien trieben, und was diese Bewegungsgründe nicht vermochten, entschied der Wille der niederländischen Rathgeber, welche ihre Beute in der Heimath sicher zu genießen wünschten.

An Carls Hoflager ward die Kaiserwahl mit glänzenden Festen gefeyert; aber unmuthig sahen die Spanier auf die Erhebung ihres Königs, dem ihre Krone jetzt nicht mehr das glänzendste Diadem war. Spanien werde fortan, sagte ihre eifersüchtige Vaterlandsliebe, das Schicksal einer Provinz haben, vom entfernten Könige beherrscht. Laut murrten die Valencier, daß der König der erworbenen Krone wegen, sie zurücksetzen wollte. Warum konnte er, da er so lange unter den Arragonen und Catalonen geweilt, nicht auch zu ihnen kommen, ihre Huldigung selbst zu empfangen? Sie wollten lieber, so schrieben sie dem Könige, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Habe verlieren, als ihre Freyheiten und ihre Rechte aufopfern. Vergebens sandte ihnen Carl seinen ehemahligen Lehrer, den Cardinal Adrian, welcher des Volkes Huldigung empfangen sollte. Sie beharrten standhaft auf dem Entschlusse, dem Abwesenden nicht zu schwören, nichts zu bewilligen. Der Cardinal brachte das Evangelienbuch, worauf Carl sollte geschworen haben, die Vorrechte der Valencier zu schützen; er zeigte ihnen die Stelle, wo die Hand des schwörenden Königs gelegen, ermahnend mit dieser Zusage sich zu begnügen. „Was mag wohl Carl, euer König und künftig auch der unsrige, was mag er von uns denken?" sprach halb spottend, halb unwillig ein Valencier zu Peter Martyr von Anghiera, „glaubt er, die Valencier wären so unkundig der christlichen Lehre, daß es ihnen an Evangelienbüchern mangle? Evangelienbüchern glaubt er uns senden zu müssen? Wir haben Evangelien und glauben daran, mag er selbst zu uns kommen, und nicht ferner so gering uns achten."

Der Kaiser hörte nicht den Ruf des unmuthigen Volkes, das schon jetzt der Gesetzlosigkeit hingegeben ward, weil Carl, unwillig gegen den Adel, welcher die Huldigung weigerte, den Handwerkern in Valencia Erlaubniß gab, ihre Rechte mit den Waffen zu schützen. Darauf eilte der König nach Castilien, um noch ein Mahl die Hülfe seiner steuerpflichtigen Unterthanen anzusprechen, und dann nach Flandern abzureisen. Aber auch in Castilien hatte sich seit zwey Jahren gefährlicher Zündstoff gesammelt. Fremdlinge, der Sitten und der Sprache des Landes unkundig, leiteten die Angelegenheiten des Staats. Was Carl in der Ständeversammlung zu Valladolid versprochen, ward ohne Scheu verletzt, das Volk litt durch willkührlichen Steuerdruck, öffentlich ward Geld aus dem Lande geführt; man gab Niederländern Würden und Pfründen, und der Günstlinge Habsucht verkaufte die Ämter für das höchste Geboth, ohne die Ansprüche des Verdienstes zu achten. Kein Unrecht scheuend, nichts Heiliges achtend, rafften sie alles zusammen, und kaum waren sie ein Jahr in Spanien, als sie schon über eine Million Ducaten, theils Raub von den Einkünften des Landes, theils Ertrag schmählichen Erwerbs, nach Flandern gesandt hatten. Die Raubsucht der Günstlinge erschöpfte die Hülfsmittel des Königs; und um dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, wurden die verwilligten Steuern, — und sogar schon ehe sie noch verwilligt waren — an Wucherer verkauft, ohne auf des Königs Vortheil, ohne auf seinen guten Ruf zu achten. Die Schätze, welche der sparsame Ximenez gesammelt und zum Theil zu gemeinnützigen Anstalten bestimmt hatte, wurden gleich nach seinem Tode gehoben, Castilien ward geplündert, um des Nordmeers Anwohner zu bereichern. Selbst die Hand der königlichen Schwester Leonore, deren Herz noch immer an dem pfälzischen Friedrich hing, war eine Erwerbsquelle für den unersättlichen Chievres, dem der alte Emanuel von Portugal die Beförderung der Verbindung reichlich bezahlen mußte.

Die edelsten Männer des Landes, welche sich nicht zu eigennützigen Schmeichlern der Machthaber herabwürdigen mochten, empörte nicht minder als der Günstlinge Raubsucht, die unwürdige Abhängigkeit, worin sie den König hielten. Chievres bewachte jeden, der sich Carln näherte, niemand hatte Zutritt in des Königs Gemach, ohne des Günstlings Erlaubniß, und niemanden ward bey dem Fürsten Gehör verstattet, wenn Chievres nicht zugegen war. Ihm mußte vorher eröffnet werden, was man dem König vortragen wollte, und er legte seinem Gebiether die Antwort in den Mund. Nie zeigte sich ein Zögling so unterwürfig seinem Lehrer, als es Carl gegen den Günstling war. Der Landessprache noch wenig mächtig, war der junge Fürst in der Unterhaltung mit den Großen, oder mit städtischen Abgeordneten wortkarg, kalt und ernst. Schon sagten manche mißvergnügte Spanier, auch Carl habe von seiner Mutter das unglückliche Erbe eines beschränkten Verstandes empfangen, und um diese Geistesohnmacht dem Volke zu verbergen, sey Chievres ein so sorgfältiger Wächter. Zwar ward der Scharfsinn des Mannes, und seine Sorgfalt in Staatsgeschäften selbst von Spaniern anerkannt, aber sein ungemeßner Ehrgeiz, seine Habsucht, seine Herrschbegier, und die Geringschätzung, womit er sie behandelte, waren den stolzen Großen eine Schmach, die sie unwillig ertrugen. Castilien müsse mit der Ruthe regiert werden, hatten die Niederländer gesagt, und das konnte man den übermüthigen Fremdlingen nicht verzeihen. Denn wie auch der alte Muth schon gebeugt war, noch lebte die Erinnerung an die Zeit, wo die Macht des Adels und der Geistlichkeit sich der königlichen Gewalt trotzig gegenüber stellte, und oft sie besiegte; noch war zu neu das Gefühl des Verlustes, welchen die Großen unter Ferdinands und Isabella's Regierung, und mehr noch während der strengen Staatsverwaltung des Cardinals Ximenez, erlitten.

Seit vierzig Jahren hatten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Spanien ganz verwandelt. Nur in Aragon dauerten, minder verletzt von gewaltsamen Angriffen, die freyen Formen der alten Zeit fort; in Castilien aber, wo die Verfassung nie so ausgebildet, noch die persönliche Freyheit des Bürgers je so wie dort durch constitutionelle Anstalten geschirmt war, hatte man schon angefangen, den freyen Lehnsadel in einen abhängigen Hofadel umzuwandeln, die kühnen Prälaten waren unterwürfiger, und wie konnte, was von Freyheit des Bürgerstandes gegründet war, sich lange selbstständig behaupten, wo alles dem Gebothe der Willkühr gehorchen sollte. Der Cardinal Ximenez hatte ein wohlgerüstetes Bürgerheer bewaff-

ret, um die Krone unabhängig von der Feudal-Miliz zu machen, und auf diese Kriegsmacht und sein Geschütz bauend, konnte er seine Entwürfe streng verfolgen. „Das war, er sagte es selbst zu den trotzig fragenden Großen, die Macht durch welche er herrschen wollte." Aber die Benutzung der Städtemacht in dem Kampfe gegen die Baronen-Aristokratie, hatte den Gemeinden ein erhöhtes Gefühl des politischen Einflusses gegeben, der durch ihren Reichthum und ihre alte Vorrechte gegründet war; und als man nach dem Siege über den Adel auch ihre Freyheiten minder achtete, da war ihre Kraft zum Widerstande erstarkt und ihr Muth gewachsen. Die Ständeverfassung, besonders die ständische Repräsentationsart in Castilien, beruhte weniger auf festen Gesetzen, als auf Herkommen, und war früher schon der Willkühr des Königs zugänglich. Jetzt hatte diese dreister in die alten Formen gegriffen, um die Ständeversammlung abhängig zu machen; es ward durch besondere Verhandlung mit den einzelnen Ständen die Wirksamkeit aller geschwächt, und dem Hofe durch die Gegenwart königlicher Beamten die Leitung der ständischen Berathschlagungen erleichtert, und nun war's der nächste Schritt, die Stimmfreyheit durch Drohungen und Verbannungen zu vernichten, wo Bestechungen nicht hinreichten; und den Inhalt der Vollmachten städtischer Abgeordneten vorzuschreiben. Der Einfluß, den der König durch die jährliche Ernennung der obersten Stadtbeamten auf die Municipalitäten hatte, konnte in manchen Fällen ohnehin schon die Willigkeit der Gemeinden ihm sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vor sehr kurzer Zeit wurde in Pesth nachstehendes Handschreiben des großen Geschichtsschreibers, Johann von Müller an Friedrich Nicolai besonders abgedruckt, weil es über Ungarn und über einen seiner vorzüglichsten Literaten von Interesse ist:

„Welche Freude das Andenken des edeln und gelehrten Herrn von Kovachich mir gemacht hat, kann ich Ihnen, mein verehrtester alter Freund, nicht ausdrücken. Vor mehreren Jahren lernte ich zu Wien ihn kennen. Einen eisernen Fleiß, eine gesundere Kritik und grösiere Liberalität in der Mittheilung habe ich nie irgendwo gefunden; und wie sehr wäre zu wünschen, daß seine reichen Sammlungen, welche über alle Reiche, und Länder Pannoniens, Daciens, Illyricums, Mösiens, und über so viele große und merkwürdige Menschen neues Licht verbreiten, herauskommen könnten!

Er ist dabey ein äußerst rechtschaffener, und (welches mit wahrem Verdienst verbunden zu seyn pflegt) ein ganz einfacher Mann von liebenswürdiger Bescheidenheit.

Die Unfälle seiner zweyten Ehe waren mir bekannt, nicht aber der Schlag, welcher seine vortreffliche erste Frau ihm von der Seite riß; ich begreife, wie er sein gefühlvolles Herz niedergeschmettert haben muß. Ich bitte Sie um ein Portrait von ihr, wenn Sie eines bekommen; gibt es keines von ihm? neben dem der Geliebten am schönsten Orte des Zimmers zu täglicher Erinnerung zu conserviren!

Von seinen Schriften habe ich:

Solennia Inauguralia Regum Hungariae.
Institutum regni Hungariae Diplomatico historicum.
Scriptores Minores (Eine vortreffliche Sammlung.) Ich habe zwey Voll.
Vestigia Comitiorum et Supplementa T. I. II.
Formulae Styli Ante Verbőcziani.

Höchst lehrreich wie auch das Vorige ist

Seine Ausgabe von Kolinovich.

Indem ich diese Titel schreibe, bewegt mich mit inniger Rührung die Erinnerung des herrlichen Ungarns, an edlen Seelen so fruchtbar, als an allen Gaben von Ceres und Bachus. Wie merkwürdig seine Geschichte! und was könnten diese Männer seyn! Was sind sie aber auch wirklich so schon (?) Immer werde ich ihr Freund, und Bewunderer seyn; einst sollen Sie es sehen, wenn meine größere Geschichte herauskömmt.

Indeß grüßen Sie mir Herrn von Kovachich recht schön. Sie sind seit 34 Jahren mein Freund, können ihm also wohl versichern, daß ich Männer von Verdienst, und Biedersinn so leicht nicht vergesse."

.....

In Dossery's Geschichte der französischen Marine finden sich folgende interessante Züge:

Schon im sechsten Jahrhundert waren, der Geschichte zufolge, die Franzosen im Besitz des mittelländischen Meeres. Während dem, von ihrem damahligen König Theodebert, die Dänen zu Lande geschlagen wurden, schlug die französische Flotte die spanische.

Um gegen die räuberischen Seezüge der Normänner, die schon in den frühesten Zeiten die französischen Küsten beunruhigten, sein Reich sicher zu stellen, nahm Carl der Große selbst die Küsten in Augenschein, und ließ Schiffe bauen, die von der Mündung der Tiber bis nach Dänemark, in allen seinen Seehäfen immer ausgerüstet, auf jeden Angriff bereit seyn, und auf denen auch die Edelleute, so wie zu Lande, in Person Dienste thun mußten. Er bemächtigte sich im Jahr 799 der Inseln Majorka und Minorka, und hatte den grosen Vorsatz, durch einen Canal die Donau mit dem Rhein, und durch beyde den Ocean mit dem schwarzen Meer zu vereinigen.

1066. In diesem Jahre zieht Wilhelm der Eroberer, sein Recht als erklärter Erbe des englischen Thrones geltend zu machen, mit einer Kriegsflotte von neunhundert Segeln, und einem Heer von 100.000 Mann, Franzosen, Normänner und Bretagner gegen England. Kaum ist er an den Küsten von Sussex gelandet, so läßt er alle seine Schiffe verbrennen, zum Zeichen, daß er mit seiner Armee zu siegen oder zu sterben entschlossen sey. Bey Hastings trifft er auf Harold, seinen Mitbewerber. Beyde Heere sind gleich stark, beyde thun mit ihren Anführern Wunder der Tapferkeit, aber der Sieg erklärt sich für die Franzosen. Harold fällt; 67.000 Engländer bleiben mit ihm auf dem Schlachtfeld, und mit der Krone von England ersiegt Wilhelm den stolzen Beynahmen, den ihm noch jetzt die späte Nachwelt gibt.

1092. Bey dem ersten Kreuzzug, wovon Gottfried von Bouillon einer der Hauptanführer war, wird Nicäa, Antiochien, Jerusalem, und ganz Palästina erobert. Gottfried trägt über die Türken glänzende Siege davon, und wird zum König von Jerusalem ernannt.

1202. Gegen den unmenschlichen Usurpator Alexis, der dem griechischen Kaiser Isaak, dem Engel, die Augen hatte ausstechen lassen, zu Hülfe gerufen, machen sich unter Anführung Balduins, des Grafen von Flandern und Herzogs von Burgund, die französischen Kreuzfahrer Meister von Constantinopel, und setzen den unglücklichen Kaiser wider auf den Thron.

1204. Einen zweyten Usurpater, der ihnen den Krieg ankündigte, zu bekämpfen, erobern sie Constantinopel zum zweyten Mahl mit Sturm: der Usurpator wird getödtet, und Balduin von den Franzosen auf den griechischen Thron erhoben. Daher das lateinische Kaiserthum, das 58 Jahre fortdauerte.

1220. Philipp Augusts älterer Sohn, Ludwig, macht eine Landung in England, besiegt den König Johann, und wird zu London gekrönt.

1248. Ludwig der Heilige, segelt mit 1800 Schiffen von Cypern gegen Damiette.

1313. Eine französische Flotte von zwanzig Schiffen, gegen eine englische von achtzig. Primogenet, der als Anführer der erstern die Cor-

deliere, das größte Schiff, das bisher in Frankreich gebaut war, bestiegen hatte, hält sich lange in dem ungleichen Kampf. Mehrere feindliche Schiffe werden in den Grund gebohrt, endlich enteert er das englische Admiralsschiff, und es wird erstiegen. Während dem Gefechte finden die Engländer Mittel, die Cordeliere in Brand zu stecken. Primogenet, der sich jetzt verloren sieht, will seinen Feind mit sich zu Grunde richten: es gelingt ihm, durch geschicktes Manövriren dem englischen Schiffe das Feuer mitzutheilen, hierauf stürzt er sich in die See, und versinkt, hinabgezogen von dem Gewicht seiner Rüstung. Die übrigen französischen Schiffe jagen nun die englischen bis an ihre Küsten zurück, und eine abermahlige Landung der Franzosen findet Statt.

1371. Bey Rochelle trägt die französische Flotte einen vollständigen Sieg über die englische davon. Der Herzog von Pembroke und 8000 Engländer kommen dabey in Gefangenschaft.

1479. 1545. 1553. 1604. Nachdem vernachlässigt unter den folgenden Regierungen, (die Einnahme der canarischen Inseln unter Carl VI., einen Sieg über die holländische Flotte, im Jahr 1479, eine 1545 ohne Erfolg gemachte Landung in England, die Eroberung eines Theils von Corsika, im Jahr 1553, und die Niederlassung der Franzosen in Canada, 1604, ausgenommen), die französische Marine über zwey Jahrhunderte beynahe ganz unthätig und ruhmlos darnieder lag; erschien endlich unter Ludwig XIII. der Cardinal Richelieu, ihr ein neues bedeutenderes Daseyn und neuen Glanz zu geben.

1628. Durch die zweckmäßige Verwaltung, die der Cardinal einführte, ward die französische Seemacht bald in den Stand gesetzt, drey auf einander folgenden englischen Flotten Widerstand leisten zu können. Er stellte ihnen vor Rochelle, dem Zufluchtsort der Protestanten, denen die Engländer zu Hülfe kamen, einen Seedamm entgegen, der von ihnen selbst, durch die vergeblichen Versuche ihn zu durchbrechen, als ein Meisterstück der Wasserbaukunst öffentlich erklärt wurde, und eroberte endlich im Jahr 1628 die Stadt.

1635. 1637. Im ersten Jahr erobern die Franzosen Guadeloupe, im zweyten die Inseln St. Margareth und St. Honore.

Französische Marine unter Ludwig XIV.

1643. 1646. 1655. Die spanische Flotte wird im ersten Jahr vor Carthagena, im andern bey Orbitello in Toskana, und im letztern vor Barcellona von den Franzosen geschlagen.

1664. Merkwürdig durch die große, in diesem Jahr angefangene, Unternehmung, vermittelst des Canals von Languedok zwey Meere zu vereinigen.

1666. Die Franzosen schlagen die Engländer, und vertreiben sie aus der Insel St. Christoph.

1670. Der Marquis von Martel zwingt die Algierer, mit Frankreich Frieden zu schließen.

1674. Der große holländische Admiral Ruyter, der auf der Insel Martinique gelandet war, ist nach einem Verlust von 1200 Mann genöthigt, sich wieder einzuschiffen.

1675. Vor Messina schlagen der Herzog von Vivonne und du Quesne die spanische Flotte in die Flucht.

1676. Drey Siege der französischen Seemacht. Ruyter, der der spanischen Flotte zu Hülfe kam, wird am 8. Januar von dem tapfern du Quesne geschlagen, und verliert in der zweyten Schlacht mit ihm, am 22. April, das Leben; ein für die Holländer unersetzlicher Verlust, den selbst Ludwig XIV. zu beklagen die Großmuth hatte. Am 2. Junius werden im mittelländischen Meer die holländische und spanische Flotte vollends zu Grunde gerichtet.

Am 20. December wird Cayenne von dem Grafen d'Etrees erobert.

1677. Ebenderselbe schlägt den Admiral Bink, und bemächtigt sich der Insel Tabago.

1680. Erste Niederlassung der Franzosen in Ostindien. — Ludwig XIV. besucht selbst die Seehäfen von Flandern.

1681. Brest und Toulon werden in guten Stand gesetzt. Die Marine wird mit 60.000 Matrosen vermehrt.

Am 19. May nimmt die Schifffahrt auf dem Canal von Languedok ihren Anfang.

1685. Geschreckt durch den Admiral du Quesne, der Genua bombardirt hatte, kommt der Doge der Republik, begleitet von vier Senatoren, in eigener Person nach Versailles, um vor Ludwig XIV. sich zu demüthigen. Eben so sehen Tripoli und Tunis sich genöthigt, Frieden mit Frankreich zu schließen.

1689. Eine französische Flotte bringt Jacob II. nach Irrland; und Herbert, der englische Viceadmiral, wird von dem Grafen von Chateaurenaud in die Flucht geschlagen.

Die Algierer bitten Ludwig XIV. um Frieden, der ihnen bewilligt wird.

Tourville, der mit zwanzig Schiffen von Toulon ausgelaufen war, stößt zu der auf der Rhede vor Brest liegenden Flotte von Chateaurenaud, ohne daß die Engländer und Holländer, die mit 70 Schiffen den Canal besetzt hatten, ihre Vereinigung zu hindern vermogen.

1690. Am 10. Julius treibt bey Dieppe, die von Tourville und Chateaurenaud angeführte französische Flotte, nach einem langen und hitzigen Seetreffen, die englische und holländische in die Flucht. Ein und zwanzig Schiffe werden den fliehenden Feinden weggenommen oder verbrannt. Tourville verfolgt die Engländer bis an ihre Küsten. Der Graf d'Etrees, Sohn des Marschalls, landet bey Torbay, verjagt die Engländer aus ihren Verschanzungen, und bemächtigt sich mehrerer Kanonen. Tourville bringt den 17. August seine ganze Armee, ohne die ganze Zeit über auch nur eine Schaluppe verloren zu haben, siegreich nach Brest zurück.

1692. Am 29. May hält der tapfre Tourville mit 44 Schiffen gegen 90 einen ganzen Tag lang den Kampf aus. Gezwungen der Übermacht zu weichen, zieht er, ohne ein einziges Schiff während dem Treffen verloren zu haben, erst spät in der Nacht sich zurück. So glorreich war dieser Tag für den französischen Seehelden, daß selbst seine Feinde ihn nicht genug bewundern konnten, und Ludwig XIV. ihm öffentlich bezeugte, der am folgenden Tage durch ungünstige Winde verursachte Verlust seiner Flotte schmerze ihn weniger, als das den Tag zuvor bewiesene heldenmäßige Betragen seines Admirals ihm Vergnügen mache.

1693. Während dem bey Neerwinden der Marschall von Luxemburg den Prinzen von Oranien schlägt, werden die Engländer aus Martinique, wo sie gelandet hatten, mit Verlust wieder verjagt.

Tourville steckt alle Kriegsschiffe, die er bey Malaga antrifft, in Brand, und schickt vier und zwanzig andre, englische und holländische, deren er sich bemächtigt hatte, nach Toulon.

Ducasse, Commandant zu St. Domingo, landet auf Jamaika, und bekömmt mehrere feste Plätze, und 3000 Neger in seine Gewalt.

1697. Eine französische Eskadre landet zu Carthagena in Amerika, bemächtigt sich der Stadt und ihrer Reichthümer, schlägt sich auf ihrer Rückkehr mit einer englischen Flotte, und kömmt mit einer auf zehn Millionen geschätzten Beute am 29. August unversehrt zu Brest wieder an.

Das Schicksal von Barcellona, das, zur See durch d'Etrees eingeschlossen, am 10. August von Vendome erobert wurde, bestimmte den König von Spanien und den Kaiser, mit dem Ryswiker Frieden Europa wieder zu beruhigen.

Als Belisar in dem eroberten Ravenna einzog, wurden die Weiber so wüthend, daß ihre feigen Männer, die Gothen, sich von so kleinen, unansehnlichen Leuten hatten besiegen lassen, daß sie ihnen ins Gesicht spieen; und diese heroische Liebkosung weckte Scham und Verzweiflung bey den Männern. Sie verschworen sich, und wählten den Helden Totilas zum König, der ihre Schmach rächte.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 21. März 1810.

Nicht das Inventarium, sondern die Benutzung des Ererbten macht das Glück eines Mannes. Eben so bestimmt nur allein weise Anwendung oder Vervollkommnung des angesammten Ideenschatzes den Werth und Ruhm eines Volkes. Die ewige Ordnung ist, daß der Geist den Körper beherrsche. Die geistreichste Nation war immer die erste; bis da sie sich vernachlässigte, das Übergewicht an eine stärkere fiel. Auch dann noch überwältigten die Aeste ihrer Geistesarbeit den rohen Sieger; der politische Untergang vernichtete ihren Nahmen und ihren Einfluß nicht.

Johann von Müller.

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

(Fortsetzung.)

Die vielfachen Nachtheile, welche aus der Günstlingsregierung hervor gingen, und des Landes wachsende Noth, gaben zunächst den stärksten Reitz, sich gegen den Druck zu erheben. Schon als Carl in Aragon Cortes hielt, sandte die Stadt Toledo Abgeordnete, die Beschwerden der Gemeinden ihm vorzutragen. Er möge sein Volk, so bathen sie, von dem Drucke der Niederländer befreyen, nicht ferner mit freygebiger Hand Castiliens Schätze ihnen zuwerfen, dem unwürdigen Ämterverkaufe wehren, an Fremdlinge keine Staatswürden und Pfründen verleihen, und der Geldausfuhre steuern; denn merklich nehme der baare Reichthum ab, es leide bereits die einheimische Gewerbsamkeit, und was schlimmer noch sey, der König mache Schulden. Fruchtlos war die übertriebene Rüge. „Der König herrschet nicht, er wird beherrscht, er ist unter Räuber gefallen, sagt Peter Martyr, obgleich ihm Spanien nur zweytes Vaterland war. Das schnell verbreitete Gerücht von des erwählten Kaisers Abreise nach Deutschland, und der willkührliche Druck, der von einigen Abgabenpachtern ausgeübt ward, führten mehrere der mächtigsten Städte Castiliens zu einem Einverständniß, und obgleich der König durch eilig ausgefertigte Briefe der Ankunft zahlreicher Abgeordneten vorbeugte, sandte doch Toledo wieder einige Männer nach Barcellona, welche die gemeinsamen Beschwerden, die Wünsche des besorgten Volks, das seinen König ungern entlassen wollte, vor den Thron brachten. Sie mahnten den König an den Eid, wodurch er bey seiner Thronbesteigung das Versprechen bekräftigt, des Landes Rechte und Freyheiten zu schützen, sie bathen ihn, nicht nach Deutschland zu reisen, ohne die Völker Castiliens, wovon er nur erst wenige Städte gesehen, zu besuchen, und endlich — nicht unmerkwürdig — verlangten sie, daß den Beamten der Inquisition Gesetze über ihre richterlichen Erkenntnisse sollten vorgeschrieben werden, auf daß wahre Frömmigkeit befördert, nicht aber, wie es zuweilen geschehe, unter dem Vorwande der Religion große Unbild zugefügt werde. Aber sie brachten ihren Mitbürgern keinen Trost zurück, keine frohe Aussicht in die Zukunft. „Überspannte Geduld, schrieb damahls weissagend Peter Martyr mag sich leicht in Wuth verwandeln. Auch der trägste Esel, zu heftig gereitzt, schlägt endlich aus gegen seinen Treiber, wie vielmehr dann solche Löwen, als in Kriegszeiten die Spanier waren."

Die städtischen Gemeinden Castiliens allein sprachen mit Muth und Kraft für des Landes bedrohte Freyheit; die Geistlichkeit wagte nur da heftigen Widerspruch und beharrliche Weigerung, als die Regierung mit des Papstes Willen einen neuen Zehnten ihr abgefordert hatte, und die Edlen des Landes zeigten nicht den Freysinn, welcher ihnen ziemte, da es jetzt doch nur gemeinsame Beschwerden waren, welche die Städte zu dreister Sprache reitzten. Auf die Reichsversammlung, die Carl in Castilien halten wollt, hatte er alle Beschwerden verwiesen. Nach Valladolid rückkehrend, sandte er Berufungsschreiben an die Stände, und um nicht, wie auf den ersten Cortes, die der König gehalten, gegen einen störrischen Geist des Widerspruchs kämpfen zu müssen, sorgten die niederländischen Minister, daß die Städte geschmeidige Abgeordneten ernannten. Denn minder die Angelegenheiten des Landes, als Rücksicht auf eignen Vortheil, bewog den König, die Stände zu versammeln; er wollte, noch ehe die ersten dreyjährigen Bewilligungen erhoben waren, auch für die nachfolgenden drey Jahre seine Bedürfnisse gesichert sehn, damit er nicht, die Hülfswilligkeit des Volkes zu gewinnen, nach Spanien rückkehren müsse, während vielleicht wichtige Ereignisse seine Gegenwart in Deutschland foderten. Die Stände wurden nicht, wie altes Herkommen verlangte, in eine Stadt Castiliens beschieden; auf seinem Wege nach der Küste, in Compostela, wollte der König mit den Abgeordneten des Volkes sich besprechen; denn die Niederländer glaubten dort, in der Nähe von Corunna, wo die Schiffe segelfertig lagen, um den König und

ihre Reichthümer nach Flandern zu bringen, sichrer zu seyn, als in dem gährenden Binnenlande.

Jetzt ward lauter und heftiger der Unmuth des vielfach gereitzten Volks. Dreist fragten die Mönche auf den Kanzeln, wie man solche Unbilden ertragen möge, wie man dulden könne, daß Fremdlinge das Land ausplünderten? Durch das Gebeth, den städtischen Abgeordneten keine andre Vollmacht mitzugeben, als des Königs Herrschaft zu gehorchen, werde die Freyheit vernichtet, sagte man, und nur feile Sclaven möchten solche Gesetze annehmen. Die Bestimmung des Versammlungsortes am äußersten Ende Galiciens, die voreilige Foderung einer neuen Steuer, wurden gefährliche Neuerungen genannt. Das Volk in Valladolid, als verlautete der Gemeinderath, habe in vorläufigen Unterhandlungen mit dem Hofe die neue Abgabe zugestanden, sammelte sich in bewaffnete Haufen, um dem Könige die Abreise nach Galicien zu wehren. Kaum konnte, vom stürmischen Wetter begünstigt, Carl nach Tordesillas zu seiner Mutter kommen, kaum entrannen die Niederländer der Gefahr; denn das Volk hatte ihnen den Tod geschworen.

Allen Städten Castiliens leuchtete Toledo vor durch Kühnheit und beharrlichen Widerstand. Hier ward zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben, hier war der Herd des Brandes, der Castilien zu verwüsten drohte. Gleich bey dem ersten Anlasse zum Mißvergnügen hatte Toledo die Landtagsfähigen Städte eingeladen, sich zu verbünden, und dem König einmüthig des Landes Beschwerden vorzutragen. Die Aufforderung der mächtigen Stadt hatte Besorgniß und Mißmuth unter dem Volke vermehrt. Toledo nimmt das Wort, hieß es, darum muß große Gefahr dem Lande drohen. Drey Männer edler Herkunft, den ersten Geschlechtern des Reichs verwandt, waren hier die Anführer der Unzufriedenen, Fernando de Avalos, Pedrolasso de la Vega und Juan de Padilla, alle drey Mitglieder der Stadtobrigkeit, Regidores. Padilla, nicht ausgezeichnet durch große Geisteskraft und von geringer Erfahrung, aber ein edler muthvoller junger Mann, war anfangs, nach einigen Berichten, nicht selbstthätiges Parteyhaupt. Avalos, zuerst die Seele der Mißvergnügten, gewann Padilla's Gattinn, aus dem Geschlechte der Pachecos, und Maria wußte in ihrem Manne die schlummernde Ehrbegier zu wecken. Denn sie hatte, erzählt man, im Traume ihn als Großmeister von Santiago gesehen, ihr war von maurischen Wahrsagerinnen in Granada verheißen, sie solle Spaniens Krone tragen. Wie dem sey, ob abergläubige Hoffnungen sie leiteten, ob Vaterlandsliebe allein sie erwärmte, er zeigte ihr bis zu dem Augenblicke, wo er das Opfer seiner Entwürfe ward, eine feste Anhänglichkeit, eine ritterlich edle Liebe.

Nur wenige Mächtige in Toledo erhoben sich wider den Beschluß des Gemeinderaths, die castillischen Städte zu einem Bunde für die Erhaltung der gemeinsamen Rechte einzuladen. Fernando de Sylva stand an der Spitze dieser Partey, welche entweder den Ruhm der kühnen Neuerer beneidete, oder mildre Maßregeln vorzog. Sie nannte jenen Entschluß aufrührisch; denn es sey des Königs Würde nachtheilig, wenn diejenigen, welche sich an ihn wenden könnten wegen gerechter Foderungen, ohne seine Bewilligung eine berathschlagende Versammlung bilden wollten. Der König sey ein Jüngling, wendete man dagegen ein, der ohne kluge und treue Rathgeber dem kläglichen Zustande des Reiches nicht Rettung bringen könne. Es sey thöricht, es sey verderbliche Zögerung, die gemeine Sache zu Grunde gehen zu lassen, während die übrigen Städte des Landes säumten, eine der andern Vorgang erwartend, oder sorglos des andringenden Unheils nicht achteten. Der Corregidor — den der König in den Städten anordnete — Luis Portocarrero, Graf von Palma, ein heimlicher Anhänger der Mißvergnügten, beobachtete stets Schweigen bey den Verhandlungen im Gemeinderathe, um nicht zu bestreiten, was er billigte, und um nicht den Verdacht zu erwecken, als ob er gegen des Königs Vortheil handle. Durch diese Nachgiebigkeit erstarkte die demokratische Partey, während selbst dem Hofe, als ihm Kunde von diesen ersten Bewegungen zukam, solche Neutralität zwischen den Uneinigen weise und der Frieden heilsam schien. Der dreiste Pedrolasso ward mit andern Abgeordneten an den König gesandt, um die Klagen der Unzufriedenen zu wiederhohlen, aber zwey Mahl schnöde abgewiesen, folgten sie dem Könige bis nach Compostella, fest entschlossen, nicht abzulassen, wie sie angefangen, mit Bitten und Ermahnen. Denn so berichteten sie der Vaterstadt, nur vom Himmel, nur von der Tapferkeit und dem Eifer der Bürger, lasse sich Rettung erwarten aus solcher Bedrängniß. Es gesellten sich zu ihnen die Abgeordneten anderer Städte; aber alle bathen vergebens, der König möge nicht in dem fernen Galicien die Stände versammeln. Auch Toledo wählte nach altem Gebrauche seine Bothen zu den Cortes, doch als das Loos auf zwey Männer gefallen, die nicht zur demokratischen Partey gehörten, verweigerte der Gemeinderath die ausgedehnte Vollmacht, welche der König vorgeschrieben, und befahl, weder Geldhülfe noch sonst etwas zu verwilligen. Einer von den Erwählten wollte die eingeschränkte Vollmacht nicht annehmen, und so geschah's, daß von Toledo niemand zur Ständeversammlung gesandt ward. Die Abgeordneten aber blieben in Compostella, und Pedrolasso benutzte seinen Einfluß, um die Stimmführer der Gemeinden für die Sache der gekränkten Landesfreyheit zu gewinnen.

Die Versammlung ward eröffnet, und es zeigte sich die Reitzbarkeit der Gemüther so unverhohlen, daß sich der Hof gleich nach der ersten Sitzung zu dem Gewaltschritt entschloß, den unfügsamen Deputirten von Salamanca Zutritt zu des Cortes zu versagen. Endlich wurden auch die Abgeordneten von Toledo, weil sie die Ständeversammlung wegen mangelhafter Repräsentation für unrechtmäßig erklärten, durch einen Machtspruch des Hofes verbannt. Es sandte der König zugleich Befehl nach Toledo, den erwählten Deputirten die vorgeschriebene Vollmacht zu ertheilen, und die unruhigen Regidoren binnen bestimmter Zeit an den Hof zu schicken, damit seine Anhänger Raum gewinnen sollten. In Toledo ward indeß von den Parteyführern das Wirksamste aufgebothen, die Leidenschaft des Volkes zu entzünden. Der König verläßt sein Reich, Fremde werden als Statthalter herrschen, und seine Günstlinge enteilen mit dem Raube des verarmten Landes, so sprach man kühn auf den Kanzeln. Es gab dort eine große Brüderschaft, die mildthätige genannt, welche alljährlich einen festlichen Umgang hielt. Um das Volk zu versammeln, ward jetzt diese Feyerlichkeit von den Parteyhäuptern angeordnet, und was auch Fernando de Sylva dagegen sprach, man nannte ihn einen Feind des Vaterlandes, der nicht allein dem Volke sich wider-

leben, sondern selbst die Andachtsübungen der Gläubigen stören möchte. Der Zug ging durch die Stadt; es ward mancher Unfug getrieben zum Hohne der Gegner, und laut bethete man in der Litanen: „Gott wolle den Verstand des Königs erleuchten, und seinen Willen lenken, auf daß er sein Reich gut beherrsche und verwalte." Schon geschah alles, was Avalos und Padilla wollten, und als Sylva die Stadt verlassen, geboth die Volkspartey ohne Widersacher.

Drey Mahl hatte der König den Regidoren der Stadt Befehl gesandt, an seinen Hof zu eilen. Zur Abreise gerüstet, brachen sie auf, um dem Gebothe, so schien es, zu gehorchen. Aber fürchtend, es möge das begonnene Werk nach der Anführer Entfernung verfallen, hatten sie heimlich ihre Freunde aufgereizt, und kaum waren sie aus ihren Häusern, da eilten ungestüm Volkshaufen zusammen. Laßt uns den Padilla festhalten! riefen sie, laßt diese Ritter nicht aus Toledo ziehn! Es wäre des ganzen Volkes Verderben, es wäre unwürdig und unrecht, wollte man die edelsten Männer, weil sie redlich für die öffentliche Sache gestritten, zur Hinrichtung führen lassen. — Schnell waren über sechstausend Bewaffnete versammelt. Es sterbe Chievres, es sterben die Räuber des Landes! so erscholl es durch die Stadt. Avalos und Padilla sollen leben, die Beschützer des Volk! Die Regidoren wurden ergriffen, die zum Scheine laut gegen die Gewaltthat klagten, und in einer Capelle der Hauptkirche bewacht. Zu weit waren die Volksführer gegangen, um zurücktreten zu können, und ihre Sicherheit foderte jetzt noch kühnere Schritte. Das Feuer der Empörung ward rastlos angeblasen, die Kirchen wurden Werbplätze für die Volkspartey, und die Priester versprachen ewigen Ruhm jedem, der für die Vertheidigung der Freyheiten und Rechte des Landes sich rüsten wollte. Die Stadt ward befestigt, das Volk besetzte Brücken und Thore, und der Befehlshaber des Schlosses mußte die nachlässig versorgte Feste bald übergeben. Endlich geschah der letzte Schritt zur Gründung unabhängiger Gewalt; der neue Corregidor, den der König gesandt, ward durch einen Volksaufstand gezwungen, sein Richteramt niederzulegen, und sich aus der Stadt zu retten. Die Verwaltung der Gemeinde ward nun demokratisirt; in jedem Kirchspiele sammelten sich die Einwohner, wenn über gemeinsame Angelegenheiten Berathung zu pflegen war, und jeglicher auch der Geringste, gab seine Stimme vor dem öffentlichen Schreiber. So geschah es fortan in allen empörten Städten.

Als dieß in Compostella ruchtbar ward, entrüstete sich der König so heftig, daß Chievres kaum ihn abhalten konnte, selbst nach Toledo zu gehn, um die unruhigen Städter zu züchtigen. Der Günstling fürchtete den Unmuth des Volkes, das verwegener voran schreiten möchte, wenn ihm ein Mahl Gelegenheit dargebothen, die Majestät des Königs zu beleidigen. Was seinen Gebiether aus Spanien rief, dünkte ihm wichtiger als des Landes Angelegenheiten, und als endlich, trotz dem Widerspruch mancher Städte, die Mehrheit der Versammlung, durch Bestechung, Bitten und Drohungen bewogen, dem Könige eine neue Geldhülfe bewilligt hatte, verließ Carl, ohne jetzt auf die Gesuche und Beschwerden der Stände zu achten, am 20. May 1520 die Küste Galiciens, während hinter ihm des Aufruhrs Flamme drohend empor schlug.

Die rückkehrenden Abgeordneten, welche standhaft gegen des Königs Foderung gesprochen, wurden hoch geehrt und gepriesen, und ihre Mitbürger zogen ihnen entgegen, im Triumphe sie zu empfangen; aber Verräther nannte das empörte Volk alle, welche des Hofes Verlangen bewilligt hatten. In Segovia zeigte sich am wildesten der entzügelte Pöbel. Der Regidor Tordesillas, der als Bevollmächtigter der Stadt die neue Steuer zugestanden, ward von einem Haufen wüthender Tucharbeiter aus der Rathsversammlung gerissen, wo er Rechenschaft über seine Sendung ablegte. Man schleppte ihn an einem Stricke durch die Stadt, unter grausamen Mißhandlungen. Vergebens kamen die Franziskanermönche in kirchlichen Gewändern, mit Kreuzen und dem Sacramente den Wüthenden entgegen, auf den Knien Schonung erflehend für den Unglücklichen, vergebens bathen sie, als die Unmenschen nicht erweicht wurden, ihn wenigstens erst beichten zu lassen vor dem Tode. Keine Beichte ist nöthig, war die Antwort, das Volk spricht ihn los von allen Sünden. So rissen sie ihn fort bis zum Galgen. An demselbigen Tage erhob sich das Volk in Zamora, an den Bildnissen der flüchtigen Abgeordneten Rache übend, aber in Burgos wurden die Häuser der Deputirten zerstört, und war's Verblendung der Wuth, war's Abscheu gegen alles, was den Verhafteten angehörte, niemand aus dem Pöbelhaufen griff nach dem kostbaren Geräthe, das auf offner Straße den Flammen geopfert ward.

Gegen solches Unheil konnte nur die Weisheit einer kräftigen Regierung Hülfe bringen. Der Mann, dem Carl die Verwaltung von Castilien und Navarra anvertraut, sein ehemahliger Lehrer, der Cardinal Adrian, war gelehrt und voll guten Willens; aber es gehörte mehr dazu als scholastische Weisheit, den unruhigen Staat zu regieren, und unter Umständen, wo selbst vollendete Welterfahrung ein schweres Geschäft würde gehabt haben, mußte der Priester, aufgewachsen in dem engen Kreise der Klosterschulen, bald das Geständniß seiner Ohnmacht ablegen. Wie durfte auch er, der Ausländer, auf die kräftige Hülfe solcher Mächtigen rechnen, die sonst dem Könige treuergeben waren! Kaum hätte Carl bey der gefährlichen Stimmung der Gemüther, heftiger sie reizen können, als durch diese Ernennung. Der Cardinal beschloß, den Frevel der Segovier strenge zu ahnden, als im Staatsrathe die Meinung des heftigen Präsidenten, des Bischofs von Granada, entschieden hatte. Der Hofrichter Ronquillo ward mit bewaffnetem Volke ausgesandt. Er blieb in Santa Maria de Nieva, nicht weit von Segovia, wo die Aufrührer vor seinen Richterstuhl gefodert wurden, und als sie nach dreyßig Tagen nicht erschienen, ward das Todesurtheil über sie ausgesprochen.

Die Drohungen des Bischofs von Granada hatten selbst die friedlichen Bewohner empört, welche keinen Antheil genommen an der blutigen That des Pöbels; und als die Kriegsvölker, um Rache zu nehmen, heranrückten, vereinten sich alle zum Aufstand. Über dreytausend Städter waren gerüstet. Die Gemeinde schrieb nachbarlichen Beystand erbittend, an Toledo und andere castilische Städte: der Hofrichter Ronquillo sey gekommen, die unschuldige Stadt zu bekriegen, weil einige Wollarbeiter den Regidor erschlagen; seine Schreiber habe er in Soldaten umgewandelt, und lasse sie Blut vergießen statt der Tinte. Alle Städte antworteten günstig, und bathen den Cardinal um Schonung für Segovia, das kühnere Toledo aber beschloß, sogleich bewaffnete Hülfe zu senden.

Schon war in den ansehnlichsten Städten die Empörung

ausgebrochen. Das Volk bemächtigte sich der Schlösser, die königlichen Stadtbeamten wurden verjagt, und Anhängern der demokratischen Partey ward die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut. Der Kriegszug gegen Segovia gab willkommnen Anlaß zum Schutzbündniß der Städte. Die Heerhaufen, welche Toledo und Madrid der bedrängten Stadt zu Hülfe sandten, vereinigten sich mit der segovischen Kriegsmacht. Zum ersten Mahle erschien Juan de Padilla im Felde, an der Spitze des Hülfsheeres von Toledo. Der Hofrichter zog sich zurück, wie der Cardinal befohlen, und Antonio de Fonseca, von dem König vor seiner Abreise zum Oberfeldherrn ernannt, ward Führer des Heeres, welches die kriegerischen Städter züchtigen sollte. Um dieß Unternehmen kräftig auszuführen, mußte er sich des Geschützes bemächtigen, das seit vielen Jahren in Medina del Campo aufbewahrt wurde. Er zog mit einem Heerhaufen nach der Stadt, freundlich von den Bürgern verlangend ihm die Kanonen auszuliefern. Anfangs gaben sie trügerische Hoffnung, als aber das Geschütz auf bequemen Plätzen aufgestellt war, weigerten sie sich unverhohlen, gegen Mitbürger und Freunde die Waffen hinzugeben, deren Bewahrung der König ihnen anvertraut habe. Denn Segovia, seit alten Zeiten im Bunde mit Medina, dessen Märkte seine Tuchfabrikanten besuchten, hatte schon dringend abgemahnt. Fonseca drang durch die Mauern in die Stadt, um die widersprenstigen Bürger zu schrecken; muthvoll stürzten die bewaffneten Städter den Kriegsvölkern entgegen. Da ward, auf einiger Soldaten Aufforderung, gegen den Willen der Anführer Feuer in die Häuser geworfen, die Bürger vom Kampfe abzuhalten. Schnell loderte der größte Theil der Stadt in Flammen auf, aber unerschrocken sahen die Städter ihre Wohnungen aufbrennen, ihre Kinder, ihre Habe gefährdet, und wichen nicht von dem Geschütze, das sie vertheidigten, und kämpften tapfer, bis sie das Kriegsvolk aus ihren Mauern getrieben. Fonseca zog ab, mit dem Fluche der verheerten Stadt beladen. Und welcher Greuel war's dem Volke, daß die frevelnden Krieger selbst das Franziskanerkloster nicht verschont hatten! In ihrem Garten mußten die Mönche, von den Flammen vertrieben, Zuflucht suchen, und das Sacrament stand lange in einem hohlen Ulmbaum. Medina sandte, zu Rache aufrufend, Klagebriefe an die castilischen Städte. „Von uns soll kein Gedächtniß bleiben," antwortete Segovia, „oder wir rächen die Unbilde, so Ihr erlitten. Aber dankt dem Himmel für den Brand, der Gelegenheit gab, den herrlichen Sieg zu erringen; denn ohne Vergleich größer ist der Ruhm, den ihr gewonnen, als eure Habe, die Ihr verloren." In Juan de Padilla sahen die Segovier den Rächer jeder Kränkung. So glücklich, sagten sie, ist dieser glückliche Heerführer, daß alles vertheidigt ist, was er vertheidiget, und alles beschützt, was er beschützet, und alles vollbracht, was er vollbringen will.

Der Aufruf des unglücklichen Medina war für viele Städte, die bis dahin noch treu geblieben, die Losung zum Aufstande. Die Bürger von Valladolid, in Haß entglühend gegen Fonseca, verbrannten sein prächtiges Haus, und verlangten von dem Cardinal, ihm den Oberbefehl zu nehmen. Der Statthalter und seine Räthe wagten keinen kräftigen Entschluß. Wie bey dem Sturm auf dem Meere, wenn das Segel zerrissen, der Steuermann vom Ruder geworfen, alle Hoffnung verloren ist, so überließen sie das Schiff den Wellen. Jeder Widerstand gegen das wüthende Volk dünkte ihnen unmöglich. Der Cardinal entschuldigte sich, er habe von dem Brande in Medina nichts gewußt, und bedaure innig, was Fonseca gethan. Dann ließ er, nach dem Willen der Bürger von Valladolid bekannt machen, es sollten alle Kriegsvölker, die unter Fonseca standen, in ihre Heimath rückkehren. Überall verfolgt von dem Unwillen des Volkes, entfloh der Feldherr aus dem Lande, und als das Heer sich zerstreut hatte, blieb dem Cardinal nichts als der Schutz der wenigen Kriegsleute, die seine Leibwache bildeten.

Solche Nachgiebigkeit ermunterte die Volkspartey zu beharrlicher Kühnheit, und sie ward desto ungebundener, je mehr die Verwalter des Staats ihre Schwäche verriethen. Jetzt, wo die Gemeinden nur solche Beschwerden erhoben, deren Druck alle Stände fühlten, ward die Flamme des Aufruhrs heimlich von vielen Adelichen angefacht. In manchen Städten zwar schlug sich der Adel gezwungen zur Volkspartey, und wo er widerstrebte ward er, wie in Salamanca, verjagt; in andern aber ging er willig zu den empörten Gemeinden über; damit nicht die geringen Volksclassen, die sich in mehreren Örtern der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigten, an die Spitze treten sollten. Viele auch benutzten die einbrechende Gesetzlosigkeit, um sich durch den Beystand der Städte über ihre Feinde zu erheben, und Privatfehden auszukämpfen.

Je mehr Gemeinden sich zu dem Volksaufstande gesellten, desto nothwendiger schien's, zur kräftigen Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten eine Behörde anzuordnen. Schon im Anfange der Unruhen hatte Toledo eine Versammlung der verbündeten Städte vorgeschlagen, und erneuerte jetzt die Aufforderung, um Einverständniß zu stiften in dem Gemeindebunde, den man den heiligen (santa communidad) nannte. „Wie jetzt viele Zungen uns beklagen," sagte der Einladungsbrief, „so werden uns künftig viele mit dem Griffel der Geschichte verläumden. Toledo, werden sie sagen, gab Anlaß zum Aufstande, als seine Abgeordneten die Cortes zu Compostela störten. Gott ist unser Zeuge, es war nicht unsre Absicht, ungehorsam gegen den König zu seyn, aber die bösen Räthe zu unterdrücken, die uns als Sclaven behandelten." Ohne Zögern möge man Abgeordnete zu der heiligen Bundesversammlung (santa junta) nach Avila senden, mit Vollmacht Krieg gegen die Feinde zu führen und Frieden zu schließen. Treue gegen den König, Beschützung des Landfriedens, Herstellung der Krongüter, Abhülfe der Unbilden die Eingeborne erlitten, Hülfe gegen die Ungesetzlichkeiten, die sich Fremde erlaubt, und gegen die Tyranney, welche einige Landsleute (die Großen) eingeführt, Aufhebung der unerträglichen Lasten, die das Volk drückten, — das waren die Aufgaben, welche die heilige Junta lösen sollte. „Gelingt uns dieß, dann sollen unsre Feinde nicht sagen, daß wir durch die Bundesversammlung Aufwiegeler, sondern, dem Römer Brutus gleich, des Vaterlands Erlöser sind. Mögen Verräther uns die Bösen nennen, unsterblich wird unser Nahme seyn bey künftigen Geschlechtern. Mißlingt uns was wir beginnen, so kann uns Gefahr drohen, unsre Habe zerstört werden, unser Leben verloren gehen; aber dann müssen wir sagen, Unglück sey Glück, Gefahr Sicherheit, Beraubung Reichthum, Verbannung Ruhm, Verlust Gewinn, Verfolgung Ehrenkrone, Tod Leben."

Von diesem Aufrufe ermuthigt, wählte jede der verbünde-

ten Gemeinden zwey Abgeordnete zu der Junta, die am Ende des Julius 1520 ihre Sitzungen begann. Von den achtzehn Städten, die damahls Stimmrecht unter den castilischen Cortes hatten, fehlten nur die vier andalusischen: Sevilla, Cordova, Jaen und Granada. Die Abgeordneten schwuren, zu leben und zu sterben für den Dienst des Königs und den Vortheil des Gemeindebundes. Mitten in dem Versammlungsorte stand eine kleine Bank, wo der Tuchscherer Pinillos saß, der einen Gerichtsstab (vara) in der Hand hielt, und keiner der Abgeordneten, kein Ritter oder Geistlicher, durfte das Wort nehmen, wenn nicht zuvor der Tuchscherer mit seinem Stabe die Bewilligung winkt.

Während die Empörung immer drohender gegen alle Formen der Verfassung sich erhob, suchten die Verwalter des Staats bey dem Kaiser Hülfe gegen die wachsende Noth. „Wir sind zu ohnmächtig, — sagten sie — wir können nicht helfen, nicht durch richterliche Entscheidung, denn wir finden nicht Gehorsam; nicht durch List und Bitten, denn man glaubt uns nicht, noch auch durch Gewalt; denn wir haben kein Kriegsvolk und kein Geld." Jetzt mochte den Räthen des Kaisers der Aufstand des Volkes bedenklicher scheinen, als Anfangs, wo man diese Unruhen für die Wirkung eines vorüber gehenden Unmuths hielt. Zwey Männer aus dem ersten Adel des Reichs, die hohes Ansehn genossen, der Admiral Fadrique Enriquez und der Connetable von Castillien, Innigo Velasco, wurden dem Cardinal als Statthalter zugeordnet, und während der Kaiser den Adel ermahnte, die Rechte der Krone und seine eignen gegen die empörten Bürger zu vertheidigen, gab er den Gemeinden die Versicherung, daß von allen Städten, die treu geblieben, oder zu ihrer Pflicht rückkehren möchten, die Abgaben, welche die letzte Ständeversammlung bewilligt, nicht sollten gefodert werden, daß man die Auflagen nach der Vertheilung erheben werde, die unter Ferdinand's und Isabella's Regierung Statt gefunden hatte, daß die ansehnliche Steigerung der Abgaben aufhören sollte, und endlich daß nur Eingebornen Anspruch auf Staatsämter gebühre. Zu spät kamen diese Bewilligungen, welche wenige Monathe früher den Aufruhr hätten verhüthen können. Waren sie doch gleichsam Rechtfertigung aller Schritte, welche bis dahin das empörte Volk sich erlaubt hatte. Aber den Anstiftern des Aufstandes gefiel schon ihr unruhiger Wirkungskreis, und der glückliche Erfolg ihrer ersten Anstrengungen ward Reitz zu kühnerem Streben. Sie hinderten, daß die Bewilligungen des Königs bekannt wurden, und wenn es dennoch geschah, sagten sie, es wären leere Zusagen, welche man, von der Noth gedrängt, gebe, das Land desto sicherer zu Grunde richten. Auch hier geschah's, daß der Ausbruch blinder Volkswuth von Männern, die zum Theile redlich gesinnt waren, benutzt wurde, um der öffentlichen Freyheit festre Grundlagen zu geben, und lange erkannten Mängeln in der Verfassung und Verwaltung des Staats abzuhelfen.

Als die Heeresmacht vereinigt war, welche die verbrüderten Städte den Segoviern zugesandt, schien's nöthig, sich der Stadt Tordesillas zu bemächtigen, wo die gemüthskranke Mutter des Königs sich aufhielt. Viel war gewonnen, wenn man sie bewegen konnte, die Anordnungen der demokratischen Machthaber zu bekräftigen. Dann glaubte man gültigen Grund zu haben, den König von der Herrschaft auszuschließen, bis er zu reiferm Alter gekommen; und die Volkspartey war gegen den Vorwurf geschützt, daß sie die Gesetze und die alten Gewohnheiten umstoße. Die Stadt ward besetzt, und der Aufseher vertrieben, dem der König die Bewachung seiner Mutter anvertraut. Ihr kranker Geist schien plötzlich zur Besinnung zu erwachen, als Padilla und einige Abgeordnete der Junta, die ehrerbiethig als Königinn sie grüßten, des Landes Zustand ihr schilderten. Erst jetzt erfahre sie, sagte die Unglückliche, daß ihr Vater, König Ferdinand, gestorben sey, und wenn sie Spaniens Lage gekannt hätte, würde sie längst die Zimmer, wo sie seit sechzehn Jahren bewacht würde, verlassen haben, um der Noth abzuhelfen, worunter, wie man berichtet, ihr Volk seufze. Sie entließ die Häupter der demokratischen Partey mit Huld, und befahl ihnen, für des Landes Wohl Sorge zu tragen. Die Castilier hatten viel Anhänglichkeit an die Tochter Isabella's, der angebetheten Fürstinn, und laut verriethen sie ihre Freude, als bekannt ward, Joanna habe eingewilligt die Regierung zu übernehmen. Man hielt ihre Heilung in dieser bedrängten Zeit für ein göttliches Wunder. Schnell verschwand aber die täuschende Hoffnung auf Joanna's Genesung, wenn die Führer der Volkspartey je solche Hoffnungen gehegt hatten; die Königinn, versinkend in ihre gewöhnliche Schwermuth, ließ sich durch nichts bewegen, irgend einen Beschluß der Junta zu unterzeichnen, aber sorgfältig ward dieß verborgen, und die Bundesversammlung, jetzt in Tordesillas, fuhr fort im Nahmen der Königinn zu handeln.

Die heilige Junta erklärte in ihren ersten Sitzungen die Gewalt des Statthalters für ungesetzmäßig. Padilla, mit Kriegsvolk gegen Valladolid gesandt, führte einige Staatsräthe gefangen nach Tordesillas, und bemächtigte sich des königlichen Siegels, womit die Verordnungen des Staatsraths bekräftigt wurden. Aller Gewalt beraubt, zu ohnmächtig die Herrschaft zu behaupten, zu ohnmächtig sich zu schützen, wollte der Cardinal öffentlich aus Valladolid ziehn, aber ein heftiger Volksaufstand trieb ihn zurück in seine Wohnung, und endlich, um befürchteten Gefahren auszuweichen, mußte er verkleidet heimlich aus der Stadt entfliehen.

(Der Beschluß folgt.)

Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa verhindert?

Spanien hatte Amerika erobert, und seine Schatzkammern strotzten vom Golde Peru's. Sein König Carl saß auf dem römischen Kaiserstuhle, und war Herr der Niederlande so wie eines Theils von Italien, als das Unglück Franz I. von Frankreich ihm neuen Glanz, und die Unruhen in diesem Lande nebst der Vermählung Philipps II. mit der Königinn von England — neue Hoffnungen gaben. Aber alle diese Größe war nur ein vorüberzuckender Strahl.

Carl V. konnte seinem Sohne die Kaiserkrone nicht hinterlassen, und dieser verlor die Hälfte der Niederlande. Bald schlugen die Vertreibung der Mauren, und die Auswanderungen nach Amerika dem Herzen des Staates zwey tiefe Wunden, deren Folgen sich nur zu frühe offenbarten. Daher konnte denn auch dieser Koloß, als Richelieu gegen ihn anstieß, nicht Stand halten wider Frankreich, das aus seinen

Bürgerkriegen wie verjüngt hervorgegangen war. Die spanischen Heere wichen überall, der Ruhm der Nation erlosch. Vielleicht indeß hätte er, bey all' diesem Unglücke, seinen Untergang noch verzögert, wenn wenigstens die spanische Literatur der überall erwachenden Wißbegierde hinlängliche Nahrung gebothen hätte. Aber der Kastilianische Dialect, der nun durchgängig statt des Katalonischen zu herrschen anfing, wie in Frankreich der Picarde den Provenzalen verdrängt hatte, besaß nicht jene maurische Galanterie, die Europa eine Zeit lang entzückte, und den Geist der Nation umzog bereits eine düstere Ernsthaftigkeit.

Zwar verdanken wir der Thorheit der fahrenden Ritter den Don Quixote, und Spanien bekam ein Theater; zwar wurde die spanische Sprache an den Höfen von Wien, Brüssel, Mailand und Neapel gesprochen; selbst in Frankreich kursirte sie zur Zeit der Ligue mit dem Golde Philipps, und die Vermählung Ludwig XIII. mit einer spanischen Prinzessinn war ihr so günstig, daß die Höflinge sich bequemten, sie zu lernen, und die Dichter ihre meisten Stücke vom Madrider Theater borgten: aber weder Cervantes Genie, noch Lopez de Vegas Reichthum konnte die Franzosen befriedigen. Den erstern glaubten seine Übersetzer wenigstens erreicht, den andern seine Nachahmer bald übertroffen zu haben. Man überzeugte sich endlich, daß der äußere Stolz nur innere Armuth zu verhellen strebe.

Spanien, das nur das Zeichen des Reichthums besaß, bezahlte damit andere, die an seiner Stelle Handel trieben, aber es bedachte nicht, daß man solche immer theurer bezahlen muß. Ernsthaft, scheu, von Priestern beherrscht, war es für Europa, was das geheimnißvolle Ägypten dem Alterthume war: es verachtete seine Nachbarn, während es sie bereicherte, und hüllte sich in den Mantel seines politischen Stolzes, die Quelle all seines Unglücks. Seine geographische Lage, kann man sagen, setzte der Ausbreitung seiner Sprache ein neues Hinderniß entgegen. Der Reisende findet da noch stets die Säulen des Herkules, und muß wieder auf demselben Wege zurückkehren; auch muß es Spanien unter allen Ländern Europa's am schwersten werden, wieder zu Kräften zu kommen, wenn es sich ein Mahl entvölkert hat.

Aber nehmen Wir auch an, daß Spanien sein politisches Übergewicht nicht verloren hätte, es ist darum doch nicht glaublich, daß seine Sprache die Sprache der feinern Welt in den übrigen Ländern geworden wäre. Das Majestätische ihrer Aussprache artet ins Schwerfällige aus, und ein einfacher Gedanke verliert sich in ihren langen Worten, und deren volltönenden Endsilben. Man wird versucht zu glauben, daß im Spanischen der Umgang nichts Vertrauliches, die Freundschaft nichts Herzliches, der Liebesverkehr nichts Freyes mehr hat, und daß selbst die Liebe darin sich nie Verehrung ausnimmt.

Carl V., der mehrerer Sprachen mächtig war, sparte die Spanische immer für die Galatage und für sein Gebeth auf. Wirklich sind auch die Verbannungsbücher in Spanien vorzüglich, und mancher ehrenwerthe Hidalgos versicherte ernstlich, daß der Umgang des Menschen mit Gott im Spanischen leichter, als in irgend einem andern Sprachidiom von Statten gehe. — Die Sprichwörter werden da auch sehr hoch gehalten, denn da sie die Frucht der Erfahrung und des Nachdenkens aller Völker und Zeiten in Formeln enthalten, so vermehrt die Gravität der spanischen Sprache die sententiöse Würde derselben; aber Sprichwörter bewegen sich nur in der Sphäre des gemeinen Volkes. Wahrscheinlich also sind es die Fehler sowohl als die Vorzüge der spanischen Sprache, die ihre allgemeine Ausbreitung in Europa verhindert haben.

Etwas über die mimischen Tänze der Alten.

Neben dem, was unvollständig, mehr in Beziehung auf die verschiedenen Nahmen (onomastisch), nach dem Zwecke seines Werkes, Pollux I, IV, 99. S. 405 — in Ed. Hemsterhus. und Athenäus hierüber anführen, verdienen die anschaulichen lebensähnlichen Gemählde einiger solchen Tänze von Griechen und Barbaren, wie sie Xenophon in seinem Symposium, und dann in der Anabasis VI, 1. beschreibt, besonders herausgehoben zu werden. Der schönste hier ist der Tanz «αρμάτα genannt (Feldtanz), aber auch schon der erste, dessen in der angeführten Stelle Erwähnung gethan wird, gefällt wegen seiner Naivetät, die überhaupt diese ersten Anfänge dramatischer Kunst auszeichnet. Da die Stelle nicht lang ist, theilen wir sie hier mit. — Vergl. Anab. VI, 1. §. 3 — 8.

„Als aber jetzt der Verein war geschlossen, und sie den Päan hatten gesungen, aufstanden zuerst die Thrazier und tanzten nach der Flöte, gewaffnet, und schwangen sich hoch empor und leicht, und auch der Schwerter gebrauchten sie. Am Ende schlug einer den andern, daß es alle däuchte, der Mann wäre wirklich getroffen, es war aber nur ein künstlicher Schlag. Der den Gegner niedergeworfen hatte, nahm seine Waffenrüstung als Beute, und ging hinaus singend den Gesang zur Ehre des Königes Sitalkas." *)

„Die andern aber, auch Thracier, trugen den Gefallenen hinaus als einen Todten, und er hatte nichts gelitten. Hierauf erhuben sich die Ärianen und Magnaten: diese tanzten den Tanz Karpaea genannt, ebenfalls bewaffnet. Die Art des Tanzes war folgende: der eine, die Waffen abgelegt, säete und trieb sein Stiergespann, oft um sich schauend, als hätte er Furcht. **) Da sprengt ein Räuber an Jenen, sobald er ihn erblickt, rafft seine Waffen auf und ihm entgegen, und kämpft für sein Gespann. (Dies stellten sie im Tacte nach der Flöte vor.) Zuletzt bindet der Räuber den Mann, und treibt das Gespann fort; zuweilen auch der Mann mit dem Gespann den Räuber. In diesem Falle bindet er ihn neben die Stiere hin, und treibt ihn, die Hände auf den Rücken ihm gebunden, fort."

„Hierauf trat ein Mysier herein, in jeglicher Hand einen leichten Schild (Pelta) haltend. Bald tanzte er damit, als ob zwey gegen einander stritten; bald als kämpfte er mit den Schilden gegen Einen; bald sprang er so frey und leicht damit

*) Ein Thrazischer König. S. Thucydides I., 2. 29. und Diodor. Sic. I., 12, von dem dieses Lied den Nahmen hatte. Der Text sagt: ἄιδων Σιτάλκαν, er sang (das Lied) Sitalkas, was andere weniger passend, wie mich dünkt nach Hutchinson, s. ed Hudchins. p. 213. erklären: er besang den König Sitalkas.

**) So singt Ovid von den Scythen: (Trist. V. El. 10, v. 23 - 24.)

— Est rarus, qui rus colere audeat: isque
Hac arat infelix, hac tenet arma manu.

empor und machte Schwingungen, die das schönste Schauspiel gewährten. Zuletzt tanzte er nach persischer Art, die Schilde zusammenschlagend, senkte sich auf die Knie und erhub sich dann wieder."

„Jetzt traten die Mantineer auf und mehrere der Arkadier in der allerschönsten Waffenrüstung; sie schritten im Tacte, auf Flöten anstimmend *) die kriegerische Musik, und sangen Päane und tanzten, wie bey den festlichen Götteranflehungen. Als nun die Paphlagonier sahen, daß alles hier in voller Waffenrüstung tanzete, wunderten sie sich gewaltig. Der Mysier sodann, ihre Bestürzung bemerkend, sprach einem der Arkadier zu, eine Tänzerinn, die er bey sich hatte, hereinzuführen. Als er diese auf das schönste geschmückt, und ihr einen leichten Schild in die Hand hatte gegeben, tanzte sie mit leichter Gewandtheit die Pyrrichia. Da erhub sich großes Händeklatsch. Jetzt fragten die Paphlagonier, ob denn auch die Weiber mit ihnen föchten. Die Griechen gaben zur Antwort: „Ja freylich, denn diese hätten sogar den König aus seinem Lager vertrieben." — So endete sich diese Nacht."

*) Oder sollte nicht besser gelesen werden für αὐλουμενοι — αὐλουμενον — ἤεσαν ἐν ῥυθμῳ πρὸς τον ἐνοπλιον ῥυθμον — daß der Sinn wäre: sie gingen im Tacte, nach dem Tacte der auf Flöten angestimmten Kriegsmusik.

Miscellen.

Man las unlängst folgende Zusammenstellung der Wohlthätigkeit seefahrender Nationen gegen die Tapferkeit und gegen das Unglück ihrer Matrosen:

Holländer.

Als nach dem Ausbruch des Krieges mit England im Jahr 1781 eine brittische Fregatte vor dem holländischen Capitain Orthuis strich, schickten sogleich nicht nur der Rotterdamer Seerath, sondern auch Amsterdamer Privatpersonen dem genannten Capitän eine beträchtliche Summe Geldes, um sie unter seine wackere Schiffsmannschaft auszutheilen.

Nach der Schlacht bey Doggersbank in dem angeführten Jahre, war die Freude der Holländer über die Tapferkeit ihrer, zwar nicht sieghaften, doch unbesiegten, Seeleute ganz ausnehmend. Die Verwundeten, 402 an der Zahl, wurden nach Amsterdam gebracht, auf das sorgsamste gepflegt, und mit allen Köstlichkeiten Ost- und West-Indiens erquickt und gestärkt. Jeder erhielt vom General-Admiral allein 1 Ducaten und reichere Beysteuern aus der aufgestellten Sammelbüchse. Aber hiebey blieb die dankende Wohlthätigkeit der Holländer nicht stehen. Die Städte Harlem und Amsterdam sammleten zu fortdaurender Unterstützung der Witwen und Waisen der bey Doggersbank getödteten Seeleute bedeutende Fonds, deren Ertrag von einer patriotischen Gesellschaft verwaltet und vertheilt wurde.

Dänen.

Gleich nach der mörderischen, ehrenvollen Schlacht bey Kopendagen (1. April 1801) wurden in Dänemark freywillige Gaben und Beysteuern für die Verwundeten und die Angehörigen der Getödteten gesammelt. Es ward die Summe von 252 tausend, 434 Reichsthalern zusammengebracht. Der Personen, die auf Unterstützung Anspruch zu machen hatten, waren im Ganzen 740, nähmlich:

205 Verwundete.
161 Witwen.
223 Kinder unter 16 Jahren.
130 Aeltern, die von ihren getödteten Söhnen ernähret wurden, und endlich:
12 verlobte Mädchen, die ihre Bräutigame im Gefecht verloren hatten.

Vertheilt wurden die Wohlthaten nach Art der Holländer, d. i. das gesammelte Capital ward vortheilhaft angelegt und aus dessen Zinsen Unterstützung gereicht.

Engländer.

England hat bekanntlich für seine verwundeten, verkrüppelten und abgelebten Schiffsleute die reichsten Versorgungsanstalten. Dennoch geben seine Bewohner, bey jeder Gelegenheit, noch weitere Beweise von ihrer thätigen Theilnahme an dem Schicksale ihrer Seefahrer und der Angehörigen derselben. In welch schöner Steigerung erschienen folgende Beweise von Wohlthätigkeit und Freygebigkeit:

Nach Howe's Sieg bey Ouessant (1. Juny 1794) wurden für die Witwen und Waisen der Gebliebenen — es waren dieser 284 — gesammelt über . . . . . 10.000 Pf. Sterling.

Nach Jervis's Sieg bey dem Cap Vincenzo (14. Febr. 1797) der nur 73 Todte, und 222 Verwundete kostete . . 22.000 — —

Nach Duncans Sieg über die Holländer bey Egmont 26.000 Pf. St.

Nach Nelsons Sieg bey Abukir (August 1798) der 218 Todte und 677 Verwundete kostete, über . . . . . 30.000 — —

Endlich nach dem grossen Triumphe bey dem Cap Trafalgar (22. Oct. 1805), der mit dem geringen Verlust von 423 Todten und 1164 Verwundeten erkämpft wurde, ... 104.000 Pf. St.

Mag auch der strenge Prüfer des wahren Verdiensts hierbey bemerken, daß Freygebigkeit, in dem stolzen Siegesgefühl und der Trunkenheit der Freude ausgeübt, keine besondere Tugend ist, so wird dennoch diese brittische Theilnehmungsart überall ihr gerechtes Lob finden.

Spanien.

Eine Nation, die zur Ausübung des Erbarmens, der Mildthätigkeit und des Edelmuths in einem hohen Grade aufgelegt ist. Aber meines Wissens ist jene Belohnungsart der seemännischen Tapferkeit bey ihr nicht gewöhnlich. Ist es wohl richtig, daß ein einziger spanischer Edelmann zur Unterstützung seiner in der Niederlage bey Trafalgar unglücklich gewordenen Landsleute sechzig tausend Piaster dargebracht habe? Dieß wäre ein merkwürdiges Beyspiel vom spanischen Edelsinn.

Franzosen.

Mag man auch den Franzosen Böses nachsagen, was man will, so kann man ihnen doch das Gefühl des Mitleidens und der thätigsten Theilnahme bey eingetretenen Unglücksfällen nicht absprechen. Gleichwohl ist jene schöne Sitte seefahrender Völker bey ihnen so gut wie unbekannt. Nie wurden nach einer Schlacht ihre Matrosen und deren Verwandten so gepflegt, unterstützt und belohnt, wie bey den oben genannten Nationen. Was der Aufzeichner dieses Rühmliches anzuführen weiß, ist, daß die französische Geistlichkeit im Jahre 1782 oder 83 eine gewisse Summe — wenn ich nicht irre, eine Million Livres — zur Belohnung und Ermunterung der Seemannschaft dem König Ludwig XVI. zu Füßen gelegt hat.

.....

Im Jahre 1756 kam der französische Obrist Regard, nebst seinem Schwager G. Le Begne de Pons mit geheimen Aufträgen nach Mainz. Sie eröffneten ihre Vollmachten dem damahligen Oberstholmeister von Stadion, und hatten ganz insgeheim Zusammenkünfte mit ihm und dem Kfl. Ostein, mit Zuziehung des Herrn von la Roche. Sie waren mit Aufträgen von einigen Prinzen vom Geblüt und dem Pariser Parlamente abgeordnet, und durch Dazwischenkunft des Kurfürsten von Maynz mit dem österreichischen Hofe zu unterhandeln.

Man wollte nähmlich Ludwig XV. dahin bringen, die Krone, zu Gunsten des Dauphins, niederzulegen; diesen aber wollte man durch eine Art von Capitulation einschränken, welche er beschwören, und deren ewige Garants und Aufrechthalter die Prinzen von Geblüt und die Parlamente seyn sollten. Damit nun Österreich und das deutsche Reich sich bey diesen Vorgängen in Frankreich leidend verhielten, versprach man ihnen Zurückgabe aller, seit dem westphälischen Frieden an Frankreich abgetretenen, Provinzen.

Sobald der Graf Pergen, dermahliger kaiserlicher Minister in

Mainz, von dem Vorschlag hinlänglich unterrichtet war, reiſete er, weil er ihn für zu wichtig hielt, um ihn einem Kourier anzuvertrauen, in Perſon nach Wien, und eilte, kaum angekommen, zum Fürſten von Kaunitz. Der Fürſt, erſtaunt, ihn ſo unerwartet zu ſehen, hört ſeinen Vortrag an, frägt, ob der Graf ſchon die Kaiſerinn geſehen habe, und als derſelbe antwortet: er habe noch niemand beſucht, ſo ertheilt er ihm den gemeſſendſten Befehl, innerhalb zwey Stunden Wien zu verlaſſen, ohne ſich Jemanden zu zeigen. „Die Sache iſt von äuſſerſter Wichtigkeit," ſagt er, „allein ſie kommt zu ſpät; vor .... Stunden ward der Allianztractat mit Frankreich unterzeichnet!"

Graf Pergen kam nach Mainz zurück, und von dem Augenblick an war die Unterhandlung mit Regard und Begue abgebrochen. Ihren bisherigen Aufenthalt in Mainz zu decken, hatte man den Vorwand gebraucht, daß ſie wegen der Menge curſirender falſchen Louisd'ors Aufträge von der franzöſiſchen Regierung hätten. Daher ward oft zu Wechslern und Juden geſchickt, um Goldmünzen wiegen zu laſſen; daher zeigte man ihnen die Münze in Mainz; daher hielten ſie Conferenzen mit den Münzbeamten und machten eine Reiſe zu dem Münzwardein in Frankfurt.

Sie wohnten bey dem kurfürſtlichen Kammerdiener Peſtel, und wurden, um Aufſehen zu vermeiden, bey Stadion gewöhnlich nur zur Hinterthür eingelaſſen. Regard hatte Frau und Tochter bey ſich; letztere ein ſchönes Mädchen von ſiebzehn Jahren.

Jetzt ging der Hof nach Aſchaffenburg; die Miniſter desgleichen. Niemand bekümmerte ſich weiter um die Emiſſarien, und Regard erhielt auch keine Briefe mehr aus Frankreich. Er ſah ſich von den Großen, die ihn gebraucht hatten, verlaſſen, und fürchtete, daß ein unvorſichtiges Wort, irgend Einem der Mitwiſſer entfallen, Verdacht über den Entwurf erregt haben könnte; er fürchtete die ewige Finſterniß der Baſtille; er fürchtete die Tortur. — In dieſer Lage erblickte er nur Ein Mittel die nothwendige Rückkehr nach Frankreich zu vermeiden. Er nahm ſich das Leben.

Er ſchlief mit ſeiner Frau im nähmlichen Zimmer. Seine Tochter las ihm gewöhnlich vor, wenn er im Bette lag, bis er eingeſchlafen war. Eines Abends bath er ſie, zu ſehen, ob ſeine Frau ſchon ſchliefe. Auf die bejahende Antwort ſagte er zur Tochter: er könne nicht länger leben, er müſſe ſich ſelbſt Rath ſchaffen. Zugleich befahl er ihr, ſeinen Degen aus des Oheims Zimmer zu hohlen. Sie ging und brachte ihn, aber auch dabey des Oheims Degen. Regard zeigte ſeiner Tochter, wohin ſie die Spitze richten müſſe. Sie umarmten ſich. Er ſelbſt führte den ſeinigen mit ſicherer Hand zum Herzen. Sie ſtieß ſich den andern gegen eine Rippe, zog ihn wieder heraus, und ſtieß zum zweyten Mahle. Nun ging er zwiſchen den Rippen hinein, aber ohne ſie tödtlich zu verwunden. Sie fiel in Ohnmacht. Gegen Morgen erwacht die Mutter und hört ein leiſes Röcheln. Es iſt ihre Tochter, die in ihrem Blute ſchwimmt! Ihr Geſchrey bringt das ganze Haus zuſammen. Man ſchickt zum Herrn von Loskart (nachmahligen Kammergerichts-Aſſeſſor); er kommt. Mademoiſelle Regard hält ein Schnupftuch an die verwundete Seite, ſtürzt ihm zu Füſſen und bittet, daß man ihres Vaters Ehre im Grabe ſchonen möge. Er wird in aller Stille auf dem Soldatenkirchhofe begraben. — Eine Freundinn, von der ſie bald hernach Abſchied nahm, fragte ſie, wo ſie den Muth zu dieſer Handlung gefunden habe? „Im Plutarch" antwortete ſie. Sie ging in die Schweiz; von da berief ſie Lord Golderneſſe, um Gouvernantinn ſeiner Tochter zu werden, und noch um das Jahr 1795 lebte ſie zu Rolle im Waadtlande von einer Penſion von fünfzig Guineen.

.....

Bülowiana.

Die Deutſchen müſſen unſäglich viel verlernen, bevor ſie wieder geſcheidt und tauglich werden.

Gegen den Feind ſtehe der Kriegsmann: und iſt das nicht, ſo übe er ſich, oder arbeite er oder erhohle ſich. Was nicht zu dieſen Vier gehört, iſt ſeines Thuns nicht.

Warum führet niemand Speere mehr, als die Uhlanen?

Durch das Heer ſollte nach und nach die Geſammtheit der männlichen Einwohner laufen, alſo daß jeder entweder Soldat wäre, geweſen wäre, oder werden würde.

Daß Ausſchweifung und Soldatenſtand keine Synonyma ſeyen, haben Moſes, Mahomed, die ſchwediſchen Könige, ja die meiſten Heerführer, die zugleich Retter oder Stifter waren, bewieſen.

Die Einen, gegen die es ſtritte, beherzigen es Tag und Nacht, — die Andern, für die es gern ſtritte, haben's rein und blank vergeſſen, daß: „non Res, sed de Rebus opiniones agitant homines."

„Ein ſchönes, ſchönes Regiment!" lauft's von Mund zu Mund. Ob ein tapferes? darnach fragt kein Menſch.

Die Wahrheit iſt überall: aber man verſchleyert, vergittert, verwirrt und verſteckt ſie zuerſt, hernach ſucht man ſie mühſam.

Blüthen ſind die Gefühle: die meiſten Blüthen verwehen
Winde: des Lebens Sturm trägt die Gefühle davon.

Die Wahrheit bleibt immer über der Lüge, wie das Öhl über dem Waſſer.

Ein ernſthafter Geiſtlicher, einer von denen, welche die Häuſer der Fürſten regieren; von denen die, da ſie nicht Fürſten geboren ſind, auch diejenigen, die es ſind, nicht zu lehren wiſſen, wie ſie es ſeyn ſollen; einer von denen, die ſich bemühen, daß die Größe der Großen ſich mit der Kleinheit ihrer Seelen verbinde; einer von denen, die, wenn ſie jenen, die ſie beherrſchen, zeigen wollen, wie man ſparſam ſey; ſie dahin bringen, geizig zu werden. — — — — —

Man ſollte ſehr kleine Münzen machen: zwey Kreutzer Stücke, halbe Kreutzer Stücke, viertel Kreutzer Stücke. Große Geldſtücke bringen Theurung, und ſchlechte (nicht kleine) Scheidemünze erregt Unzufriedenheit. — Die reichſten Städte in der Schweiz haben gerade die kleinſten Münzen: 2½, ja fünf auf Einen Kreutzer.

Man ſollte den Städten aufhelfen, etwa nach preuſſiſcher Art, oder wie Rudolf I. im Reiche that. Höchſt merkwürdig ſind ſeine und anderer großer und guter Fürſten Anſichten ſtädtiſcher Rechte und Flores. Jetzt gibt man den Städten ... Wappen. Ein charakteriſtiſcher Zug der Zeit! Das Zeichen ſtatt der Sache. Es mahnte Sie etwas im Innern, es zieme ſich, nach dem Beyſpiele Anderer, Etwas für die Städte zu thun. Aber Freyheiten? bewahre! Herzlos, dürr und bunt (wie alle Mahl) zeigen nun Schilderenen, wo das Lachen der Fröhlichkeit, die brüderliche Geſelligkeit, der raſche Hammerſchlag, die Befrachtung nach beyden Polen, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, und das Gold ſeyn — ſollten.

Redlichen Unterthanen geziemt es, ihren Herren die Wahrheit rein und unverfälſcht mitzutheilen, ohne daß die Schmeicheley etwas hinzuſetze, oder die falſche Hochachtung etwas vermindere.

In der Mitte ſoll ein Land am feſteſten ſeyn, auf daß, je weiter der Feind eindringt, je ſtärkeren Widerſtand er finde.

Die niedere Taktik hat die höhere getödtet. Die Wiſſenſchaft der Corporale hat die der Generale verdrängt.

Weit entfernt, daß das Glück Tyrannen zu vermenſchlichen vermöchte, bewirkt es gewöhnlich, daß jeder, auch der leichteſte Widerſtand, ihre Reitzbarkeit heftiger aufregt; und immerhin mögen die Menſchen ihrer Willkühr ſich ſchmiegen, die Geſetze der Natur ändern ſich nie; auch beym ſtäteſten Glück wird der Tyrann ſeinem Ingrimm immerfort Veranlaſſung finden.

Das haben die freyen Künſte zum Voraus, daß kein Zwingherr ein Jota an ihnen zwingen kann. Darum ſind die beyden einander auch ſo gram.

Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen.

Mag das Wiſſen herrlich ſeyn, das Leben iſt herrlicher.

Eben Einfalt iſt aller Größe Grund.

Aus dem Todten wird nur Todtes geboren, und hohl und geſpenſtiſch, mit dem Abſcheu der Zukunft, wird das Kunſtgerüſt zuſammen brechen.

Es iſt unmöglich, daß in einem ſo ſtrenge gehaltenen und geſpannten Soldatenſtande je das Genialiſche und Künſtleriſche aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit bey den Menſchen will.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 23. und Montag den 26. März 1810.

Ob das Glück der Kriege mehr von der Tapferkeit oder von wohl berechneten Handgriffen und Wendungen herkomme? Diese Frage ist, auch von Geschichtschreibern, oft einseitig beantwortet worden; so wie die Manier der Alten und Morgenländer, besonders vor Erfindung des Pulvers, oder die Taktik und Bewaffnung der Neuern zum Hauptaugenmerk genommen wurden. In der That muß vor Allem der Mann da seyn, der Mann von geradem Sinn, treuem Gemüth und starker Willenskraft, ohne welche Eigenschaften die Maschine den angelernten Gang nicht weiter fortwandelt, als bis etwas Unerwartetes dieselbe verwirrt, oder in sofern die Zwangsmittel hinreichen. Geschickt seyn zu allem, und auf alles gefaßt, das macht den Mann. Aber zwey Dinge werden durch die Erfahrung der Geschichten bewährt. Einmahl, daß die Einrichtung und Wirksamkeit eines guten Heeres auf wenigen, einfachen Grundsätzen beruhet, welche Moses, Homer, Epaminondas, Philipp, die mogolischen Chane, schon recht gut gekannt, und welche bey Veränderung der Waffen mit einigen Modificationen immer dieselben geblieben sind. Durch die Künsteleyen müßiger Imperatoren für die Parade, in langem Frieden, ist nie ein Reich behauptet worden: Ein fester Blick, ein gesetztes Herz, haben immer Mittel gefunden. — Zweytens ist beobachtet worden, daß Cäsars Legionen und Friedrichs Heere, durch Vereinigung der vollkommensten Wissenschaft mit unbeschränkter Hingebung unvergleichlich waren. Wenn aber von zwey Heeren dem einen an der gelehrtesten Taktik, dem andern an dem feurigen Muth etwas abging, bey übrigens gleichen Umständen, gemeiniglich die Kunst der Tapferkeit hat weichen müssen. Denn das wahre Genie, das durch die größten Schwierigkeiten sich den Weg macht, ist näher der Kraft, als dem Wissen verwandt, und fesselt mit seinem durchdringenden Nachdruck das Glück, wie durch Einfachheit und Mäßigung die Herzen.

Johann von Müller.

(36 und 37.)

Zeitgeschichte.

Im Jahre Ein tausend fünf Hundert und fünfzehn im Monathe July, und zeither nicht wieder bis in den März 1810, sah Wien der uralte Sitz der Fürsten von Österreich, die Burg der ersten Fürsten der Christenheit ein freudiges Hochzeits-Schauspiel, welches die Gestalt die Welt wesentlich verändert hat, — Maximilian I. nachdem er durch seine Vermählung mit Carls des Kühnen Tochter Maria, seinem Hause das reiche Erbe von Burgund, durch die Heirath seines Sohnes Philipps des Schönen mit Johanna einziger Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragon und Isabellens von Castilien, Spanien und die neue Welt erworben, trat zusammen mit den zwey Jagellonen, Sigismunden von Pohlen, und Wladislaw zu Hungarn und Böheim Königen.

Zu Trauttmansdorf an einem schattenreichen Hügel harrte Maximilian Sigismunds, der zu Haimburg und Wladislaws, der zu Bruck an der Leytha vom 15. auf den 16. July Nachtlager gehalten. Den Kaiser umgaben die Gesandten von Hispanien und England, die Bischöfe von Seckau und Laibach, Bremen, Regensburg und Passau, die Herzoge aus Bayern, Wurtenberg und Meklenburg, sehr viele Grafen, und aus allen Landen ein zahlreicher wehrhafter Adel, an 5000 Pferde, in herrlicher, vom hellen Sonnenglanz furchtbar widerstrahlender Rüstung und in solcher Schlagfertigkeit, daß einige Widriggesinnte unter den Hungarn darob schon Argwohn schöpfen wollten, Johann Cuspinian, ein gelehrter Minister, der Propst Pfinzing von Nürnberg, welcher hernach im Theuerdank die Thaten und Unfälle seines heldenmüthigen Kaisers beschrieben, der weise Cardinal-Bischof von Gurk, Mathäus Lang, des Kaisers Liebling, (also daß er von Vielen irrig für seinen Sohn gehalten wurde,) Ciprian von Särenthein der zu Blois und Cambray so wichtige Verhandlung gepflogen, die Kanzler, Räthe und Geheimschreiber mit güldenen Ketten und ernstem sinnigem Wesen. Scharlach und schwarz war die allgemeine Farbe; in einer also bekleideten Senfte wurde auch der Kaiser getragen.

Den hungarischen und böhmischen König Wladislaw begleiteten in nie gesehener Pracht, die mächtigen Baronen seiner Reiche. Ludwig sein einziger Sohn ritt neben ihm. Die Prinzessinn Anna folgte in einem von acht Schimmeln gezogenen mit allegorischen Basreliefs gezierten Staatswagen. Die Vor- und Nachhuth bildeten zahlreiche Haufen hungarischer Reiter, Hußaren mit weiß und roth zweygetheilten Fähnlein und Moskowiter, himmelblau, mit langen weißen Hütten, gewappnet mit Bogen und Pfeilen.

Neben diesen Zug reihete sich jener der pohlnischen Bischöfe, Woywoden, Palatinen und Reichsräthe, die meist blau gekleidet, zu Fuße ihrem Könige Sigmund folgten, der in rothem Scharlach, in weiß sammtnen Barrett mit rothen Federn einen stolzen Rappen ritt.

Bey St. Stephan empfing der Bischof Georg die gekrönten Häupter und königlichen Kinder, mit seinem ganzen Clerus, segnete sie und diesen glücklichen Tag des Friedens und der Familien-Verbindung, und intonirte das: Herr Gott dich loben wir.

Drey Tage darauf eröffnete Maximilian in der Burg unter dem Thronhimmel eine wahrhaft königliche Rathsversammlung. Ihr Endzweck war; Erhaltung des Friedens in der Christenheit, und enge Verbindung ihrer Reiche gegen den gemeinsamen Erbfeind, die Türken, wider welchen die Hungarn allein, trotz ihrer großen Hunyadis, Orszags und Garas, seit Nikopolis noch manche große Schlacht, ein König (Sigismund) seinen Ruhm, und zwey ihr Leben verloren, Albrecht durch Gram und Lager-Epidemie, und Wladislav, bey Varna, unter den Speeren der Janitscharen des großen Amurath.

Diesen Verein sollte das Band immer enger knüpfen, das am festesten bindet. Ludwig, zu Hungarn und Böheim Kronprinz, wurde mit Maria, Erzherzoginn zu Österreich, Infantinn von Spanien, Tochter Philipps des Schönen, und der Erbinn Johanna, Schwester Carl V. und Ferdinands I. und der Kaiser, im Nahmen seines Enkels mit Anna, Ludwigs Schwester, königlichen Prinzessinn von Ungarn und Böhmen durch den Cardinalerzbischof von Gran, Primas von Hungarn vermählt. Als ihr Bruder Ludwig (29. August 1526) in der unbedachten und unglücklichen Schlacht bey Mohacz wider den großen Suleyman umkam, gelangten durch Anna die Kronen von Ungarn und Böheim für immer an Österreich.

Dem getreuen und gelehrten Cuspinian ward es so gut, vor der Abendtafel, die dem Abschiedstage vorherging, in lateinischer und deutscher Sprache, laut zu verkünden; „daß zwischen diesen drey durchlauchtigsten Fürsten, zum Besten der ganzen Christenheit, insonderheit aber Dero Königreichen Fürstenthumben, und Landen, eine wahre, veste, stette und unwiderrufliche Einigung, brüderliche Freundschaft, sonderbares Verständ- und Bündnuß wider all ihre Feinde, absonderlich die Unglaubigen auf ewig aufgerichtet und beschlossen, auch sie durch neue Heirath und Schwägerschaft unauflöslich verknüpfet worden, welches ihnen der Allmächtige zu hohem Glück und Wohlfahrt gedeihen lassen wolle, ewiglich, Amen!"

Eine ähnliche, nach den vorher gegangenen zwanzigjährigen unerhörten Kämpfen noch wunderbarere, noch erfreulichere, wahrscheinlich in ihren Folgen noch größere Verbindung hat Wien in diesen Tagen gesehen, und mit jener Wonnetrunkenheit aufgenommen, welche der unerschütterlichen Ergebenheit und innigen Liebe dieses guten Volkes gegen seinen angebetheten Fürsten und gegen sein altes mildes Kaiserhaus entspricht.

Wir wollen versuchen, unsern Lesern eine möglichst vollständige Beschreibung dieser auf ewig merkwürdigen Tage zu geben.

Am 24. Februar enthielt die Wiener Hofzeitung folgenden Artikel:

Am 7. Februar d. J. wurde zu Paris das förmliche Eheverlöbniß zwischen Sr. kaiserl. Majestät, dem Kaiser der Franzosen und König von Italien, und Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzoginn, Maria Louise, ältesten Tochter Sr. k. k. Majestät, Unsers Allergnädigsten Herrn, durch den hierzu bevollmächtigten Bothschafter, Fürsten von Schwarzenberg, und dem Herzog von Cadore kaiserl. Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unterzeichnet. Die Auswechslung der Ratificationen dieses Vertrags geschah am 21. d. in Wien, zwischen Sr. Excell. dem Staats-Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen v. Metternich Winneburg, und dem kaiserl. Französischen Bothschafter, Grafen Otto von Moloy. — Diesem großen Bande huldigen Millionen! In ihm sehen die Völker Europens das Unterpfand des Friedens — nach nun erloschenen Kämpfen die Segnungen der Zukunft! — Zur feyerlichen Anwerbung wird zu Anfang des künftigen Monaths der Vice-Connetable des Französischen Reiches, Fürst von Neufchatel, als Großbothschafter in hiesiger Residenz eintreffen. Se. kaiserl. königl. Majestät haben zu befehlen geruhet, daß dieses für zwey Kaiser-Reiche so erfreuliche Ereigniß mit der Pracht gefeyert werde, welche der Größe des Gegenstandes, und den erhabenen Gefühlen des sorgfältigen Monarchen und des zärtlichsten Vaters angemessen sind. — Der kaiserl. königl. wirkliche Kämmerer, Fürst Paul Esterhazy, ist gestern zum Empfang und Complimentirung des Herrn Groß-Bothschafters nach der Gränze der Monarchie abgegangen.

Der Moniteur vom 28. Februar enthielt folgendes:

„Der Senat hat sich gestern um 1 Uhr Nachmittag unter dem Vorsitz Sr. Durchl. des Fürsten Erzkanzlers des Reichs versammelt. Se. Durchl. hat eine Bothschaft Sr. kais. und königl. Majestät vorlesen lassen, welche also lautet:

„Wir haben unsern Vetter, den Fürsten von Neufchatel als unsern Großbothschafter nach Wien abgesandt, um die Hand der Erzherzoginn Marie Louise, Tochter des Kaisers von Österreich, zu begehren."

„Wir befehlen unserm Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ihnen die Artikel des Heiraths-Vertrages mitzutheilen, welcher zwischen Uns und der Erzherzoginn Marie Louise abgeschlossen, unterzeichnet und ratificirt worden ist."

„Wir haben auf eine entschiedene Weise für das Glück der gegenwärtigen Generation Sorge tragen wollen. Die Feinde des Continents haben ihre Wohlfahrt auf die Uneinigkeit und Zerrüttung desselben gegründet. Sie werden aber jetzt das Kriegsfeuer nicht mehr im Stande seyn, dadurch zu unterhalten, daß sie uns Projecte beymaßen, welche unvereinbar sind mit den Banden und Pflichten der Verwandtschaft, welche wir mit dem regierenden kaiserl. Hause von Österreich so eben geschlossen haben."

„Die glänzenden Eigenschaften, welche die Erzherzoginn Maria Louise auszeichnen, haben ihr die Liebe der österreichischen Völker erworben. Sie haben unsre Blicke auf sie gerichtet. Unsre Völker werden diese Prinzessinn lieben aus Liebe zu Uns, bis sie, Zeugen aller der Tugenden, welche sie in unsrer Achtung so hoch gestellt haben, sie um Ihrer selbst Willen lieben werden."

Gegeben in unserm Pallast der Thuillerien, den 27. Februar 1810.

Napoleon.

In Folge dessen wurde der kaiserl. französische Herr Großbothschafter Fürst von Neufchatel mit größter Feyerlichkeit in allen Städten des österreichischen Kaiserstaates empfangen.

durch welche die Strasse nach Wien führt. Die Generale und Officiere der Besatzungen, die Staats-Beamten, die Magistrate bewillkommten ihn; das erfreute Volk, begeistert durch die Hoffnung schönerer Zeiten, die aus dem engen Bande zwischen Österreich und Frankreich hervortreten werden, strömte ihm entgegen. Bey dem Eintritte in die Haupt- und Residenzstadt nahm der Herr Großbothschafter das Incognito an, da der feyerliche Einzug erst auf den folgenden Tag festgesetzt war. In seinem Gefolge befanden sich der Graf de la Borde, Bothschafts-Secretär; der Oberste und erste General-Adjutant, Graf v. Girardin, als erster Bothschafts-Cavalier; der Oberste und General-Adjutant, Graf v. La Grange; der Oberste und General-Adjutant, Baron Le Jeune; der Escadrons-Chef und General-Adjutant, Graf Edmund v. Perigord; der Escadrons-Chef und General-Adjutant, Baron Le Brüs; der Escadrons-Chef und General-Adjutant, Baron Sopransi, der Chevalier Lesperat, Gouverneur von Neufchatel, Kammerherr und Bothschafts-Cavalier; der Chevalier Le Duc, Staats-Secretär von Neufchatel und Bothschafts-Cavalier.

An dem Tage des feyerlichen Einzugs, den 5. März, begab sich der Herr Großbothschafter mit seinem Gefolge in das fürstlich Schwarzenbergische Garten-Palais, welches ausser dem Kärnthner-Thor liegt. Nach 2 Uhr fuhr der k. k. Oberstthofmarschall, Graf v. Schaffgotsche, in der höchsten Galla in einem sechsspännigen Hofwagen eben dahin. Ihm gegenüber saß ein k. k. Truchseß. Ein anderer sechsspänniger Hofwagen folgte. An diesen reihten die sechsspännigen Galla-Wägen des ersten Oberstthofmeisters, Fürsten von Trautmannsdorf, dann jene der Fürsten, welche die Würde geheimer Räthe besitzen, und die übrigen geheimen Räthe, jene der Fürsten, welche mit der Kämmerers-Würde bekleidet sind, und endlich jene der übrigen Kämmerer sich an. In jedem dieser Wägen befanden sich zwey Hausofficiere in Galla gekleidet. Bediente zu Fuß gingen an den Schlägen. Pracht und Geschmack vereinigten sich in den Equipagen. Vor dem ersten sechsspännigen Wagen gingen die Laufer und Lakeyen des Oberstthofmarschalls in Galla-Livreen, an den Schlägen des Wagens aber zwey k. k. Leiblakeyen, ebenfalls in Galla-Livreen. Dem Wagen folgten drey Hof-Fouriere in Galla-Uniform und der Stallmeister des Oberstthofmeisters mit zwey Hofreitknechten zu Pferde. Drey Hof-Fouriere zu Pferde, welche nach Zwischenräumen abgingen, brachten dem Großbothschafter die Nachricht von der Abfahrt, von der Annäherung und endlich von der Ankunft des Oberstthofmarschalls bey dem Palais. Beym Aussteigen ward der Oberstthofmarschall von dem Großbothschafter und dem Gefolge desselben empfangen, und in das innerste Zimmer geführt. Als alles zum Einzuge bereit war, und der Ceremonienmeister dieses gemeldet hatte, verfügten sich der Großbothschafter und der Oberstthofmarschall zu dem ersten kaiserl. Hofwagen. Der Großbothschafter nahm den ersten Platz ein. Der Oberstthofmarschall aber setzte sich ihm gegenüber.

Nun begann der Zug in der folgenden Ordnung:

Ein Detachement Cavallerie. Drey k. k. Hofeinspänner in ihrer Staats-Livree zu Pferde. Die sechsspännigen Galla-Equipagen der k. k. geheimen Räthe und Kämmerer. Der zweyte sechsspännige Hofwagen mit dem Bothschafts-Secretär, dem Ceremonien-Meister des Großbothschafters und dem k. k. Truchsesse. Die Laufer und Livree-Diener des Oberst-Hofmarschalls zwey und zwey. Die Livree des kaiserl. Französischen Großbothschafters. Der erste kaiserl. Hofwagen mit dem Großbothschafter und dem Oberst-Hofmarschalle, von zwey k. k. Leiblakeyen an jedem Wagenschlage begleitet. Drey k. k. Hof-Fouriere zu Pferd in Galla-Uniformen. Der erste Stallmeister des Großbothschafters zu Pferd. Adjutanten des Großbothschafters zu Pferde. Der zweyte Stallmeister desselben. Der erste sechsspännige Staatswagen des Großbothschafters, unbesetzt, von vier Dienern desselben zu Fuß auf beyden Seiten begleitet. Der zweyte sechsspännige Wagen des Großbothschafters mit den Bothschafts-Cavalieren. Der dritte sechsspännige Wagen mit den Haus-Officieren desselben. Andere Haus-Officiere in Galla, Reitknechte ꝛc. Den Schluß des Zugs machte ein Detachement Cavallerie.

Auf dem Wege, welchen der Zug nahm, waren Cavallerie-Posten aufgestellt; das Militär paradirte, die Wachen traten in das Gewehr und präsentirten. Der Zug ging aus dem fürstlich Schwarzenbergischen Garten-Palais über eine mit höchster Schnelligkeit in der Nähe erbaute Brücke durch die erweiterte Allee auf dem Glacis zum Kärnthner-Thore, dann durch die Kärnthner-Strasse über den Stockameisen-Platz, den Graben, die Bognergasse, den Hof, die Freyung, durch die Herrngasse, auf den Burgplatz nach dem Burghofe, in welchen jedoch nur der erste kaiserl. Hofwagen, und der erste Wagen des kaiserl. Französischen Großbothschafters fuhren. Die Hofburgwache paradirte unter dem Einfahrts-Thore, und machte auf der Stiege Spaliere, die Trabanten-Leibgarde, die Arcieren- und Ungarischen Garden aber stellten sich in der Trabanten-Stube, in der Ritter-Stube und in der ersten Anti-Camera in Galla auf.

An der Bothschafter-Stiege empfing den Großbothschafter der zum Audienz-Commissär ernannte k. k. Kämmerer, Fürst Prosper von Sinzendorf, und begleitete ihn unter Vorantretung seines Gefolges mit dem Oberst-Hofmarschalle. In der Ritter-Stube ward der Großbothschafter von dem k. k. ersten Oberst-Hofmeister empfangen, und in die erste Anti-Camera begleitet, wo ihn der k. k. Oberst-Kämmerer, Graf Wrbna, empfing, und in die zweyte Anti-Camera führete, in welcher die k. k. geheimen Räthe und Kämmerer versammelt waren.

Als der Oberst-Kämmerer den Großbothschafter bey Sr. Majestät dem Kaiser und Könige angemeldet hatte, wurden die beyden Thürflügel des zur Audienz bestimmten großen neuen Saales geöffnet, der Kreuzstrom ward hinweggehoben, und der kaiserl. französische Großbothschafter trat ein. Ihm folgten die Oberst-Hofämter und der Audienz-Commissär. Se. Majestät standen unter dem Thron-Himmel. Seitwärts rechts unter den Stufen des Thrones stand der Capitän der Ungarischen Leibgarde Fürst Esterhazy, ihm gegenüber der Capitän der Trabanten-Leibgarde Fürst von Ligne, nächst diesem der General-Adjutant G. M. von Kutschera und der Dienst-Kämmerer Sr. Majestät. Der Bothschaftssecretär, der Ceremonienmeister und die Cavaliere des kaiserl. Großbothschafters traten innerhalb der Thür zwischen die zwey ersten Säulen, die übrigen Anwesenden aber blieben unter und innerhalb der Eingangsthüre stehen. Nach der dritten Verbeugung begann der Großbothschafter seine Anrede, und überreichte während derselben seine Creditive und Vollmachten. Se. Majestät er-

wiederten diese Anrede mit lebhaftem Interesse, und verbanden damit die Versicherung Ihres allerhöchsten Wohlgefallens, das diese für beyde Reiche so wichtige und erfreuliche Sendung in eine so achtungswürdige Hand gelegt worden sey. Hierauf stellte der Großbothschafter die ihn begleitenden Cavaliere vor, und begab sich sodann abermahls unter Vorantretung seines Gefolges, zur Audienz bey Ihrer Majestät der Kaiserinn. In der zweyten Anti-Camera empfing ihn der Obersthofmeister Ihrer Majestät, Graf v. Althann, und folgte demselben, nachdem er ihn bey Ihrer Majestät gemeldet hatte, nebst dem Audienz-Commissär und dem Dienstkämmerer in das Spiegelzimmer nach. Ihre Majestät die Kaiserinn Königinn standen auf dem Teppich unterm Thronhimmel. Die Obersthofmeisterinn, Gräfinn v. Althann, nahm ihren Platz nächst dem Eingange. Ihr zur Seite standen zwölf Dames du Palais. Bey der offenen Thür blieben die Dienstkämmerer und die Cavaliere des Großbothschafters zurück. Nach der Anrede, welche Ihre Majestät die Kaiserinn mit der Höchstihnen eigenen Annehmlichkeit und mit der wärmsten Theilnahme an dem Zwecke dieser Sendung beantworteten, stellte auch hier der Herr Großbothschafter seine Bothschafts-Cavaliere vor, und begab sich dann, begleitet von dem Audienz-Commissär und dem Dienstkämmerer Ihrer Majestät der Kaiserinn, unter Vortretung der Dienerschaft ꝛc. nach jener Kammer, in welcher Ihre kaiserl. Hoheiten, die hier anwesenden und in der Hofburg residirenden Erzherzoge (mit Ausnahme Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl, Höchstwelche ein eigenes Palais in der Stadt bewohnen) sich befanden. Die Erzherzoge empfingen ihn stehend, und der älteste derselben beantwortete im Nahmen Aller die Anrede. Als dieser Kreis der Audienzen vollendet, und auch bey den Erzherzogen kaiserl. Hoheiten die Vorstellung der Bothschafts-Cavaliere geschehen war, kehrte der Großbothschafter in seine Wohnung, die Reichskanzley, zurück, und begab sich, nachdem der Audienz-Commissär sich beurlaubt hatte, in einem zweyspännigen Wagen incognito in das Palais Se. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl, und nahm dort bey Höchstdemselben ebenfalls Audienz.

Nachts beehrten Se. Majestät der Kaiser, begleitet von Ihren kaiserl. Hoheiten den Erzherzogen, Ihren Brüdern, und dem kaiserl. französischen Großbothschafter, den öffentlichen Ball im Apollo-Saale mit Allerhöchstihrer Gegenwart. Zwischen fünf- und sechstausend Menschen aus allen Ständen waren hier versammelt. Ein allgemeiner rührender Freudenruf empfing Allerhöchstdieselben und Ihre erhabene Begleitung, und lange verweilten Sie hier unter dem guten und frohen Volke.

Am 6. März war im innern Appartement Ihrer Majestät der Kaiserinn Familien-Tafel, zu welcher außer Ihren kaiserl. Hoheiten, den Erzherzogen, Brüdern Sr. Majestät und Sr. königl. Hoheit, dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, auch der kaiserl. französische Großbothschafter, Fürst v. Neufchatel, der Bathschafter, Graf Otto, die kaiserl. französischen Generale, Graf v. Lauriston und v. Narbonne, der erste Obersthofmeister, Fürst v. Trautmannsdorf, der oberste Kämmerer, Graf Wrbna, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Metternich, und mehrere Hofchargen, gezogen zu werden die Ehre hatten.

Abends war Freyball in den k. k. Redouten-Sälen. Personen aus allen gebildeten Ständen, mit und ohne Masken, wohnten demselben bey. Fünf- bis sechstausend Eintritts-Karten waren durch das Oberstkämmerer-Amt an das diplomatische Corps, an die Familien des Adels, des Hofstaates, der Staats-Beamten, des Militärs, der Universität, des Magistrats und des Handelsstandes ausgetheilt worden. Die Säle waren mit eben so viel Pracht als Geschmack beleuchtet. In dem kleinen Saale, der an die auf die Gallerie führende Haupttreppe sich anschließet, bildete sich ein auf Säulen ruhender, blendend beleuchteter Tempel. In der Mitte desselben stand ein Genius, seine Linke auf die Wappenschilde von Frankreich und Österreich gestützt, die er mit einem Lorberkranze krönt. Auf dem Gesimse des Tempels schwebten ebenfalls zwey Genien, und hielten in viereckigten Schilden, über welchen Kaiserkronen glänzten, die Anfangsbuchstaben Napoleons und Louisens. An den Seiten dieses kleinen Tempels zogen sich zwey Zelte hin, deren eins roth, blau und weiß, nach den National-Farben Frankreichs, das andere weiß und roth, nach den Farben Österreichs, gestreift war. Erfrischungen jeder Art, Speisen, Wein ꝛc. bothen sich hier und in den Seitenzimmern der Versammlung dar. Schon bald nach der Eröffnung des Balls erschienen Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinn, Ihre kaiserliche Hoheit, die Erzherzoginn Maria Louise, und die meisten Mitglieder der Familie Sr. Majestät der Herr Großbothschafter, Fürst v. Neufchatel, und ein großer Theil seines Gefolges. Auch hier sprach sich die Freude der ganzen Versammlung mit der höchsten Wärme und Lebhaftigkeit aus. Ordnung herrschte, und verherrlichte dieses Fest.

Der 8. März war zur feyerlichen Werbung bestimmt:

Nachmittags um 6 Uhr fuhr der Großbothschafter in feyerlichem Staate bey Hofe auf, und ward mit dem gleichen Ceremoniel, wie bey der ersten Audienz, empfangen. Nachdem er dem Throne Sr. Majestät sich genähert hatte, eröffnete er in einer Anrede den ihm vertrauten Auftrag: um die Hand Ihrer kaiserl. Hoheit der Erzherzoginn Maria Louise für Se. Majestät den Kaiser Napoleon zu werben. Sobald Se. Majestät der Kaiser diesen Antrag als Chef des kaiserlichen und erzherzoglichen Hauses beantwortet hatten, erschienen, abgeholt durch den Oberstkämmerer, und begleitet von Höchstihrer Obersthofmeisterinn und Ihrem Obersthofmeister, Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzoginn Maria Louise, näherten sich unter tiefer Verbeugung Sr. Majestät, und stellten Sich zur linken Hand seitwärts auf den Staffel. Der Großbothschafter aber überreichte Ihrer kaiserl. Hoheit das Schreiben und das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, und Höchstdieselben ließen sich, nachdem Sie — als volljährig — Ihre selbstständige Einwilligung in den Antrag ertheilt hatten, das Bildniß durch Ihre Obersthofmeisterinn vor die Brust heften. Hierauf begab sich der Großbothschafter, begleitet von dem Audienz-Commissair und dem Dienstkämmerer Sr. Majestät unter der Vorantretung seiner Dienerschaft, seiner Hausofficiere, und seiner Edelleute, zur Audienz Ihrer Majestät der Kaiserinn, und von da in das Appartement, welches Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Carl für diese Audienz bezogen hatten, eröffnete Höchstdemselben den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, Allerhöchstihre Stelle bey der Vermählung zu vertreten, überreichte die auf Se. kaiserl. Hoheit übertragene Procura, und begab sich sodann, begleitet von dem Audienz-Commissär und dem erzherzogl. Dienstkämmerer,

in seine Wohnung. Abends um 7 Uhr war großes Appartement und Galla bey Hofe, wozu der kaiserl. französische Großbothschafter und Bothschafter in zweyspännigen Wägen auffuhren. Die feyerliche Vermählung ist auf den 11. März, die Abreise aber auf den 13. festgesetzt.

Der 9. März war zur feyerlichen Renuntiation Ihrer kaiserl. Hoheit der Erzherzoginn Maria Louise bestimmt. Nachmittags um 1 Uhr fuhr der kaiserl. Französische Herr Großbothschafter, Fürst v. Neufchatel, mit drey sechsspännigen Galla-Equipagen und seinem Gefolge, in die kaiserl. Burg auf, und begab sich in den Saal, welcher unter dem Nahmen der geheimen Rathsstube bekannt ist, um als Zeuge diesem Acte beyzuwohnen. Eben daselbst versammelten sich alle obersten Hofämter, die Staats- und Conferenz-Minister, die Chefs der Hofkanzleyen und Hofstellen, die geheimen Räthe und der Fürst Erzbischof von Wien. Sobald Se. Majestät der Kaiser und König mit Ihrer kaiserl. Hoheit der Erzherzoginn Louise Ihre Plätze unter dem Baldachin eingenommen hatten, eröffneten Allerhöchstsie als selbstherrschendes souveränes Haupt des gesammten Kaiserstaates und Kaiserhauses der Versammlung: „Da nach einem bey Allerhöchstihrem Hause eingeführten Gebrauche die kaiserl. königl. Prinzessinnen und Erzherzoginnen vor Ihrer Vermählung die Österreichische Pragmaticam und Successions-Ordnung durch einen feyerlichen Renuntiations-Eid bestätigen müssen, so werden Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzoginn Maria Louise als Braut Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, diesen Renuntiations-Eid in Gegenwart der hier als Zeugen zusammenberufenen und versammelten obersten Hofämter, der Chefs der Hofkanzleyen, Hofstellen, Dikasterien und der geheimen Räthe nunmehr ebenfalls feyerlich ablegen ꝛc. ꝛc." Nach dieser Anrede, welche mit dem Befehle an die Chefs der Hofstellen schloß, diesen Act in ihren Archiven vormerken zu lassen, trat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Metternich, in seiner Eigenschaft als Haus-Hof- und Staatskanzler auf den ihm angewiesenen Platz, empfing von dem als Notar zu diesem Acte bestimmten Hofrathe der geheimen Hof- und Staatskanzley, v. Hudelist, das in lateinischer Sprache verfaßte, der durchlauchtigsten Braut schon früher mitgetheilte, und nach seinem ganzen Umfange erklärte Renuntiations-Instrument, und las dasselbe mit lauter Stimme ab. Hierauf trat Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzoginn zu dem Tische, auf welchem zwischen zwey brennenden Kerzen ein Krucifix stand, und das Evangelium lag. Der Fürst Erzbischof hielt sodann höchstderoselben das Evangelium des heil. Johannes vor; Ihre kaiserl. Hoheit legten zwey Finger auf dasselbe, und sprachen die in lateinischer Sprache abgefaßte Eidesformel. Nach diesem unterschrieb die durchl. Braut mit eigener Hand das Verzichtleistungs-Instrument, und der die Stelle eines Notars vertretende Hofrath drückte Höchstihr Sigil bey. Nach einigem Verweilen begaben sich Se. Majestät mit Allerhöchstihrer Familie in die Retraite, der Großbothschafter aber fuhr in seine Wohnung.

Abends ward in dem privilegirten Theater an der Wien die große Oper: Iphigenie in Tauris, mit Glucks unsterblicher Musik vortrefflich aufgeführt. Der Saal war eigends erleuchtet, und die Loge Ihrer Majestäten reich decorirt. Eine beleuchtete Allee von Orange-Bäumen führte von dem Portale des Hauses zu der Treppe in die Logen. Der allerhöchste Hof mit dem französischen Großbothschafter, dem Hofstaate ꝛc., wohnte der Vorstellung bey, zu welcher die Eigenthümer dieses Theaters eine bestimmte Anzahl von Billeten an den Hof, den Adel, die Staatsbeamten und andere Personen aus den gebildeten Ständen ausgetheilt hatten.

Am 10. März ward auf Befehl Sr. Majestät großes Ordensfest aller vier Orden, des Toisons (goldenen Vließ-), Theresiens-, St. Stephans- und Leopolds-Orden abgehalten, wobey nachstehende Ordens-Verleihungen vorgenommen wurden. Sämmtliche Ordensglieder erschienen um halb 11 Uhr, und zwar die Toisonisten, St. Stephans- und Leopolds-Ordens-Ritter in den Ordenskleidungen, die Theresien-Ritter aber in Galla bey Hofe. Sobald sie versammelt waren, hohlten sie in Cortege Se. Majestät als Großmeister ab, und der Zug ging in folgender Ordnung in den neuen Saal, zuerst die Leopolds-Ordens-, dann die St. Stephans-Ordens-, hierauf die Theresien-Ordens-Ritter, und endlich die Toisonisten, nach welchen Se. Majestät als Großmeister, begleitet von den Decanen der vier Orden, folgten. Die Ordens-Officianten gingen dem Orden, zu welchem jeder gehörte, voran. In dem Saale nahmen zur rechten und linken Seite des Thrones Se. Majestät die Toisonisten ihren Platz, an dieselben schlossen sich zur rechten Seite die Theresien-Ordens-Ritter, und zur linken Seite die St. Stephans-Ordens-Ritter an, gegenüber des Thrones aber stellten sich die Leopolds-Ordens-Ritter. Während dessen ordneten sich die in der geheimen Rathsstube befindlichen neuen Candidaten, eines jeden Ordens abgesondert, und wurden nach einander, zuerst der Candidat des Toisons-, dann jene des St. Stephans-, und zuletzt jene des Leopolds-Ordens in den Saal eingeführt. Sobald Se. Majestät sich unter dem Baldachine auf dem zubereiteten Armlehnsessel befanden, und sämmtliche Ordensglieder ihre Plätze eingenommen hatten, begann die Function mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Jene Candidaten, welche noch nicht zu Rittern geschlagen waren, knieeten an der Stufe des Thrones nieder, und empfingen von Se. Majestät den Ritterschlag und das Ordens-Zeichen, die Großkreuze aber zugleich auch die Accolade. Sobald die Function eines Ordens vorüber war, begann sie auf gleiche Art für die übrigen von dem Decan und Herold eingeführten Candidaten des andern Ordens. Nach Beendigung dieser Ceremonie wurden Se. Majestät wieder im ganzen Cortege zurück begleitet.

Jeder Vaterlandsfreund gewahrte mit Freude und mit wahrer Erhebung, wie sehr Sr. Majestät der Kaiser und König, die große Anstalt der Landwehre durch Ernennung sieben ihrer vorzüglichsten Beförderer zu geheimen Räthen, zweyer Bataillons-Commandanten zu Theresien-Rittern, zwölf anderer zu Commandeurs und zehen zu Rittern des Leopoldsordens ausgezeichnet haben.

Unter den zunächst auf das große und merkwürdige Ereigniß dieser erhabenen Vermählung Bezug habenden Ordensvertheilungen bemerkte man den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Clemens Wenzel Grafen v. Metternich, (1797 Gesandter des rheinischen Grafen-Collegiums nach Rastadt, 1801 k. k. Minister in Dresden, 1804 in Berlin, 1806 Bothschafter in Paris, Großkreuz des ungarischen St. Stephans, des Würzburgischen Josephs, dann des Maltheserordens,) dann den Both-

schafter in Paris, Ritter des goldenen Vließes und Commandeur des Theresienordens, F. M. L. Fürsten Carl von Schwarzenberg (einem von Catillon, Würzburg und selbst von Ulm her, hochverehrten Nahmen) den Bothschaftsrath in Paris, von Floret, (der am 15. Februar mit den Ehepacten in Wien eingetroffen,) und den Hofrath von Hudelist (der beym feyerlichen Renunziationsact als Notar fungirte und auch mit bey der Übergabs-Hofcommission war.)

Zu Rittern des goldenen Vließes wurden ernannt: Se. kaiserl. Hoheit der Erb-Großherzog Leopold von Würzburg; sodann der k. k. Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Clemens von Metternich-Winneburg.

Der Fürst von Ligne hatte seine Stelle als Decan des hohen Toisonordens dem Fürsten von Metternich überlassen, also daß dieser, in langjährigen und wichtigen Missionen an den rheinischen Kreisen und Kur-Höfen, bey der Wahl Leopolds II., in den Niederlanden, in Rastadt ꝛc. rühmlich erprobte Veteran der österreichischen Diplomatie, selbst seinen Sohn in das erhabene Ordens-Collegium einführte, welcher seine wichtige Laufbahn durch das große Ereigniß des Tages, auf eine, die Gemüther der österreichischen Patrioten neubelebende Weise eröffnete.

Ferners haben Se. Majestät über die, während dem letzten Feldzuge, und späterhin zu Todis bereits ertheilte Ehrenzeichen des militärischen Marien Theresienordens, auf das von dem hier versammelten Ordens-Capitel eingegebene Nahmensverzeichniß, noch folgende weitere Verleihungen zu beschließen geruhet: Für den General der Cavallerie, Freyherrn von Kienmayer, das Commandeurkreuz. Zu Rittern dieses Ordens wurden nachstehende Stabs- und Oberofficiere ernannt: Hauptmann Sigler, von Würzburg Infanterie. Gen. Major Mayer. Oberlieutenant Altmann, von Hohenzollern Chev. leg. Oberstlieut. O'Brien, von Kerpen. Oberst Bentheim, von Vogelsang. Oberstlieuten. Reinisch, vom General-Quartiermeisterstab. Hauptm. Ost, von St. Julien. Major Gatterburg, von Kaiser-Hußaren. Oberst Prinz Coburg, von Erzherzog Ferdinand Hußaren. Oberstlieutenant Baumgarten, gewes. Corps-Adjutant. Major Gries, von Straffoldo. Hauptmann Barthelemy, von Alvinzi. Rittmeister Martin, von Hohenzollern Chev. leg. Oberstlieut. Salis, und Oberstlieut. Hummel, beyde von der Landwehr. Oberlieut. Lenk, vom 4., und Oberlieut. Christ, vom 3. Artill. Reg. Oberstlieut. Mensdorff, von Merveld Uhlanen. Oberlieut. Fastner, von Klebeck. Hauptm. Faverge, von E. H. Franz Carl. Oberst Esterhazy, von der Insurrection. Oberst Flachenfeld, von Moritz Liechtenstein Cuirassier. Hauptm. Wernholz, von E. H. Rainer. Oberlieut. Höffel, vom Liccaner Regiment. Hauptm. Rueber, von den Jägern. Oberst Bakoni, von Ducka. Lieutenant Wielovsky, vom 2. Artill. Regiment. Gen. Major Prinz Hessen-Homburg. Oberst Andrassi, von Froon. Lieutenant Walper, vom Bombardiercorps. Lieut. Steindl, von Schwarzenberg Uhlanen. Oberst Stephanini, von den Jägern. Hauptm. Latour, vom Gen. Quartiermeisterstab. Oberstlieut. Scovaux, von Baillet. Oberlieut. Ehrenstein, vom Gen. Quartiermeisterstab.

(Se. Majestät behielten sich vor, bey gänzlich geschlossenem Ordens-Capitel die weitern Verleihungen noch vorzunehmen, und sodann den Tag zu bestimmen, an welchem Allerhöchstsie selbst die Ordenskreuze den anwesenden neuen Rittern mit der üblichen Feyerlichkeit übergeben werden.)

In den königlich ungarischen St. Stephansorden wurden aufgenommen: Als Großkreuze, Fürst Carl Schwarzenberg, Bothschafter in Paris. Graf O'Donel, Hofkammer-Präsident. Graf Lazansky, Gouverneur von Mähren. Fürst Grassalkovits. — Als Commandeure: Fechtig, Vicepräsident der obersten Justizstelle. Graf Bethlen, Thesaurarius von Siebenbürgen. Martonffy, katholischer Bischof von Siebenbürgen. Ignaz v. Almassy, Graf Joseph Esterhazy, beyde Hofräthe der ungarischen Hofkanzley. Graf Joseph Szavary, Ober-Studien-Director. Vegh, Provinzial-Commissariats-Director in Ungarn. — Als Kleinkreuze: Reichmann, Niederösterr. Regierungs-Vicepräsident. Hudelist, Hofrath der Staatskanzley. Geißlern, Hofrath der vereinigten Hofkanzley. Mikos, Graf Mailath, Baron Carl Lederer, alle drey Hofräthe der Hofkammer. Rüstel und Zeilern, Hofräthe der obersten Justizstelle. v. Schuppe und Ockel, beyde Hofräthe des Hofkriegsraths. Kornis, Beysitzer der Septemviral-Tafel.

Zu dem Leopoldsorden. Als Großkreuze: Ferdinand, Herzog von Würtemberg. Kicki, katholischer Erzbischof in Galizien. Angelovicz, griechisch-katholischer Metropolit in Galizien. Graf Edling, Oberstthofmeister der Erzherzoginn Louise. Graf Attems, Landeshauptmann in Steyermark. Fürst Schrattenbach, Bischof in Brünn. — Als Commandeurs: Graf Brandis, gewesener Gouverneur in Krain. Graf Goes, Gouverneur in Galizien Klobusiczky, gewesener Gouverneur zu Fiume. Graf Breuner, geheimer Rath. Graf Komarovsky, aus Galizien. Graf Waldstein, Commandant des dritten Wiener-Frey-Bataillons. Graf Ernst Hoyos, und Baron Obergefäll, beyde Landwehr-Bataillons-Commandanten. Baron Ulm, ständischer Präsident in Kärnthen. Graf Joseph Haller, Obergespann in der Marmaroscher Gespannschaft. Graf Vetter, Fürst Isidor Lobkowitz, Graf Wolfgang Czernin, Graf Haugwitz, Graf Gilleis, Graf Ferdinand Colloredo, Graf Eugen Wrbna, Graf Raimund Thurn, alle 8 Landwehr-Bataillons-Commandanten. Graf Sieminsky, aus Galizien. — Als Kleinkreuze: Koska, Goubernialrath in Siebenbürgen. Floret, Bothschaftsrath. Hoefer, Geschäftsträger zu Hamburg. Kolmanhuber, Gubernialrath in Galizien. Baron Dyke, Kreishauptmann in Galizien. Jüstel, Gubernialrath in Grätz. Bistray, Fogarasser Oberkapitain in Siebenbürgen. Graf Fries. Traubenburg, Appellationsrath in Brünn. Markuß, Beysitzer der königlichen Tafel. Baron Elias Spiegelfeld, erster Kreiscommissär in Grätz. Graf Tarocca, Graf Segur, Graf Chorinsky, Graf Johann Wratislaw, Baron Kotz, Graf Ursenbek Massimo, Graf Duclas Dietrichstein, Stanzky, pensionirter Major, Dur, pensionirter Major, alle 9 Landwehr-Bataillons-Commandanten. Graf Weichart Trautmannsdorf, Hauptmann von der Landwehr.

Zu k. k. wirklichen geheimen Räthen wurden ernannt: Barbier, Vicepräsident der Finanzhofstelle. Si-

monovicz, Armenischer Erzbischof von Galizien. Mihalovsky, gewesener Landrechts-Präsident in Lublin. Graf Schaffgotsche, Bischof von Budweis. Graf Keneny, Gubernialrath in Siebenbürgen, (diese fünf mit Nachsicht der Taxen). Baron Stipsits, F. M. L. Baron Lattermann, F. M. L. Fürst Joseph Lobkowitz. Graf Kaunitz, Oberstlehnrichter in Böhmen. Graf Kollowrath, Hofrath und gewesener Stadthauptmann. Graf Ferdinand Palfy, Hofrath. Graf Hartmann, k. k. Kämmerer. Graf Canal, k. k. Kämmerer. Graf Philipp Kinsky. Graf Franz Philipp Schönbornn. Fürst Clary, Hofbau-Director. Graf Franz Joseph Wrtby. Graf Joseph Nostitz. Graf Johann Pachta. Graf Ernst Waldstein. Graf Albert Mier, Gutsbesitzer in Galizien.

Zu wirklichen k. k. Kämmerern wurden befördert: Franz Freyh. von Gabelkhoven. Carl Graf von Chotek. Ludwig Graf v. Haugwitz. Weichard Graf v. Auersperg. Paul Graf v. Weissenwolf. Alois Graf v. Mitrowsky. Rudiger Freyherr v. Stillfried. Franz v. Urmenyi. Joseph Graf v. Bubna. Ludwig Ambroszy v. Seden. Fidel Graf v. Palffy. Joseph Graf v. Trautmannsdorff. Joseph Freyh. v. Wanczura. Vinzenz Jellachich v. Buzin. Ludwig Graf Desesffy. Alois Graf v. Almasy. Albert v. Resemacre. Franz Graf v. Brigido. Joseph Ferdinand Vicomte v. Dam. Albert Graf v. Festetics. Carl Graf v. Festetics. Alois Freyherr v. Gallenfels. Franz Graf v. Auersperg. Peter Kallay v. Nagy-Kallo. Friedrich Graf v. Hadik. Johann Carl Graf v. Hardegg. Moritz Graf von Woyna. Felix Graf v. Woyna. Johann Freyherr Henninger v. Eberg. Joseph Horvath v. Szent-György. Carl Graf v. Hardegg. Johann Freyherr v. Josika. Ludwig Freyherr v. Mandell. Anton Graf v. Meraviglia. Carl Freyherr v. Mandell. Anton Graf v. Lazansky. Ludwig Graf v. Praschma. Joseph Graf v. Sickingen. Johann Graf v. Schlesenberg. Michael Graf v. Strasoldo. Carl Graf v. Seldern. Georg Graf v. Thurn. Franz Graf v. Troyer. Joseph Graf v. Tige. Anton Graf v. Wallis. Ernst Graf v. Wolkenstein. Franz Graf Teleky v. Szek. Joseph Freyherr v. Zedlitz. Anton Bruno Graf v. Csaky. Franz Graf v. Sickingen. Franz Freyherr v. Bartenstein. Ladislaus v. Barcsay. Anton Szirmay v. Szirma. Franz Graf Teleky, der ältere. Heinrich Graf v. Brandis. Carl Graf v. Christalnigg. Albert Graf v. Sztaray. Johann Nep. Graf v. Pongracs. Joh. Nep. Georg Graf v. Niczky. Adam Graf v. Hadik. Johann Graf v. Majlath. Leopold Freyherr v. Gazan. Stephan Graf Lazar. Ladislaus Freyherr v. Orczy. Weriand Graf v. Windischgrätz. Vinzenz Freyhr. v. Caffert. Anton Graf v. Attems. Johann Carl Graf v. Molaus. Franz Graf v. Stockhammer. Joseph v. Somogyi. Felix Freyherr v. Sala. Joseph Graf v. Bolza. Carl Tarnoczy v. Also Lelocz.

Sonntags den 11. März war die Vermählungs-Feyerlichkeit, bey welcher Se. kaiserl. Hoheit, der Erzherzog Carl, die Stelle Sr. Majestät des Kaisers Napoleon vertraten. Abends um halb 6 Uhr begaben sich die k. k. Truchsesse, Kämmerer und geheimen Räthe nach Hofe, und traten in die gemeine Rathsstube. Jene Damen, welche nicht zur unmittelbaren Begleitung Ihrer Majestät der Kaiserinn, oder der durchlauchtigsten Braut gehörten, sammelten sich in der zur Trauung bestimmten und eingerichteten Kirche zu den Augustinern. Das diplomatische Corps erhielt Plätze in den Oratorien. Zum Eintritte auf die Tribunen in der Kirche, in den großen Saal und in die andern Säle, durch welche der Zug ging, ward durch das Oberstkämmerer-Amt eine bestimmte Anzahl von Billeten an Fremde, an die Familien des Adels und des Hofstaates, an die Staatsbeamten, die verschiedenen anderen Civil- und Militär-Behörden, die Universität, den Magistrat und den Handelsstand mittelst der Chefs und Vorsteher desselben ausgetheilt. Um eben jene Zeit fuhr auch der kaiserl. französische Großbothschafter, Fürst von Neufchatel, im vollen Staate bey Hofe auf, begab sich unter Vortretung seiner Dienerschaft und seiner Bothschafts-Cavaliere, in die Retraite, in welcher sich Se. kaiserl. Hoheit, als der von Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon zur Vermählung mit Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzoginn Louise per Procurationem Bevollmächtigte befanden, und begab sich dann mit Höchstdemselben in die Retraite Sr. Majestät des Kaisers.

Nun begann der Zug durch die stark beleuchteten, von den Leibgarden besetzten Appartements über den mit grünem Tuche belegten, mit gewirkten Tapeten und vielen Wandleuchtern behängten, auf beyden Seiten mit Grenadieren besetzten Augustinergang nach der Kirche in folgender Ordnung: Zwey k. k. Hof-Fouriere, die k. k. Edelknaben, die k. k. Kammer-Fouriere, die k. k. Truchsesse, die k. k. Kämmerer, die k. k. geheimen Räthe, die k. k. Minister, und die k. k. Obersthofämter; der kaiserl. französische Großbothschafter, Fürst von Neufchatel, allein; Ihre k. k. Hoheiten die Erzherzoge Rudolph und Ludwig, Rainer und Johann, Anton und Joseph, dann Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Carl, sämmtliche Erzherzoge zur Seite von Höchstihren Obersthofmeistern oder deren Stellvertretern begleitet; Se. Majestät der Kaiser und König, begleitet von dem Capitän der Ungarischen und der Trabanten-Leibgarde und dem Oberstkämmerer; Ihre Majestät die Kaiserinn Königinn, Allerhöchstwelche die durchlauchtigste Braut an der rechten Hand führten, und von den beyden Oberstthofmeistern seitwärts begleitet wurden. Die Schleppe der Kleider trugen die Oberstthofmeisterinnen bis zur Ausgangsthüre in der zweyten Anti-Camera, sodann aber die Edelknaben bis in die Kirche, wo die Oberstthofmeisterinnen wieder eintraten. Ihnen folgten die im Dienste stehenden Dames du Palais. Rechts und links seitwärts von Ihren Majestäten und Ihren k. k. Hoheiten den Erzherzogen, gingen 12 Arcieren- und eben so viele Ungarische Leibgardisten unter Vortretung ihrer Secondwachtmeister, entfernter aber eben so viele Trabanten mit ihren Hellebarden. Trompeten- und Pauken-Chöre ertönten beym Eintritte Ihrer Majestäten und der höchsten Herrschaften in die Kirche. Der Fürst-Erzbischof von Wien aber, welcher die Trauung verrichtete, ging Ihnen mit seinen infulirten Assistenten und dem Hofceremoniar entgegen, und ertheilte Ihnen das Asperges. Dann begab sich der Clerus vorgus zum Altare; die Bischöfe

sammt den Copulanten traten an dem Fusse desselben gegen die Epistelseite, die Prälaten ꝛc. aber machten an der Sakristey Spalier. Nach dem Clerus folgten die Oberstihofämter, dann kamen die höchsten Herrschaften, endlich Se. Majestät der Kaiser und König, und Ihre Majestät die Kaiserinn mit der durchlauchtigsten Braut an der Hand. Nachdem Ihre Majestät die Kaiserinn die durchlauchtigste Braut entlassen hatte, nahmen Ihre Majestäten und die k. k. Familie Ihre bestimmten Plätze ein, und der Fürst-Erzbischof mit den assistirenden Bischöfen trat am Fusse des Altars in die Mitte. Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Carl, als Procurator Sr. Majestät des Kaisers Napoleon zur Vermählung, nahm auf der Evangelienseite in dem Bethschämmel Platz. Die durchlauchtigste Braut aber kniecte gegenüber der Epistelseite in einem mitten vor dem Hochaltare stehenden Schämmel nieder, und verrichtete ein kurzes Gebeth. Der Copulant stieg nun nebst dem Hofburgpfarrverweser und den Hofkapelldiener hinauf zum Altare, weihte die auf einer Tasse bereitliegenden Vermählungsringe, und trat dann mit dem Hofburgpfarrverweser auf die Stufe herab. Des Erzherzogs Carl kaiserl. Hoheit aber verfügten Sich mit der durchlauchtigsten Braut vor den Altar. Nun ward die Trauung nach dem Wienerischen Rituale in deutscher Sprache vorgenommen. Nach der Ringwechslung aber nahm die durchlauchtigste Braut den für Se. Majestät den Kaiser Napoleon bestimmten Ring wieder zu sich, um solchen persönlich Ihrem allerdurchlauchtigsten Gemahl selbst zu überreichen. Nach vollendetem Gebethe ward von dem Pontificanten das Herr Gott dich loben wir ꝛc. ꝛc. angestimmt, welches die Hofkapelle vollstimmig beantwortete. Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften wohnten demselben knieend bey. Sechs Edelknaben warteten dabey mit brennenden Wachslichtern auf. Nun ward die erste Salve auf dem Neuenmarkte gegeben, die Glocken wurden geläutet, und die Kanonen verkündeten den umliegenden Gegenden das frendegebende Ereigniß. Nach dem Herr Gott dich loben wir ertheilte der Pontificant den bischöflichen Segen.

Die Rückkehr nach Hofe geschah in der gleichen Ordnung des Zugs. Jetzt ward die zweyte Salve aus den kleinen Gewehren und den Kanonen gegeben, und die Glocken ertönten von neuem. In dem Spiegelsaale begann die Aufwartung. Ihre Majestäten und die durchlauchtigste Braut empfingen hier die Glückwünsche, und der Adel ward vorgestellt. Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Carl wurden inzwischen von dem kaiserl. französischen Großbothschafter unter Vortretung seiner Edelleute und Cavaliere und der erzherzoglichen Dienstkämmerer nach der Kammer begleitet, wo der Großbothschafter von Seiten seines Souveräns das Compliment ablegte, und sich dann wieder zurück begab.

Mittlerweile ward die Tafel im neuen, sehr stark beleuchteten Saale, unter dem Baldachine auf der eine Stufe hohen, mit Teppichen bedeckten Estrade in Form eines Hufeisens aufgestellt, gehörig gedeckt und servirt. Die Speisen wurden von den Truchsessen und von den Edelknaben aufgetragen. Sobald die Speisen auf die Tafel gesetzt waren, verfügte sich der Oberststäbelmeister Baron v. Riesenfels mit dem Stabe in der rechten Hand nach der geheimen Rathsstube, machte dem ersten Oberstihofmeister hievon die Anzeige, und überreichte demselben den Oberstihofmeisterstab nebst dem Handtuch auf einer silbernen Tasse. Sobald der erste Oberstihofmeister Sr. Maj. dem Kaiser angezeigt hatte, daß die Tafel vollkommen servirt sey, erhoben sich Se. Majestät, dann Ihre Majestät die Kaiserinn mit der allerdurchlauchtigsten neuvermählten Kaiserinn, den durchlauchtigsten Herrschaften und dem kaiserl. französischen Großbothschafter, unter Vortretung des ersten Oberstihofmeisters mit dem Stabe in der Hand und mit dem Handtuche über den Arm geschlagen, dann der übrigen Oberstihofämter und einiger Minister und geheimen Räthe, wie auch im Gefolge der Hof- und Stadtdamen unbedeckt in den Saal. Nach dem Handwaschen wurde von dem Weihbischofe, unter der Assistirung des Hofceremoniars das Benedicite gebethet, wornach sich die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften zur Tafel setzten, Ihre Majestät die französische Kaiserinn in der Mitte, Se. Majestät der Kaiser rechts, und Ihre Majestät die Kaiserinn links; auf beyden Seiten Ihre kaiserl. Hoheiten, der Erzherzog Carl, Joseph Palatinus, Anton, Johann, Reiner, Ludwig, Rudolph; dann der kaiserl. französische Herr Großbothschafter, Fürst von Neufchatel. Der erste Oberstihofmeister stellte sich hinter den Sessel Se. Majestät zur rechten Hand, neben ihn der Trabanten-, zur Linken aber der Ungarische Leibgarde-Capitain. Der Oberststilberkämmerer Graf Trautmannsdorf, mit dem Oberst-Küchenmeister Landgrafen Fürstenberg, und Vorschneider nahmen vor der Tafel ihren Platz ein; und verrichteten ihr Amt. Die auswärtigen und inländischen Minister machten zur Rechten, die beyden Oberstihofmeisterinnen, und die Hof- und Stadtdamen aber zur Linken unter der Estrade die Aufwartung. Der übrige Hofstaat stellte sich der Tafel gerade gegenüber, jedoch außer den Leibgarden auf.

Ihre kaiserl. Hoheiten, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, Kinder Sr. Majestät des Kaisers, sahen der Ceremonien-Tafel von einem besondern Platze der Gallerie zu. Mit dem Beginne der Tafel fing die Vocal- und Instrumentalmusik an, und dauerte bis zum Ende derselben. Nach dem ersten Trunke wurde die dritte Salve gegeben. Während der Tafel unterhielten sich Se. Majestät theils mit dem ersten Oberstihofmeister, theils mit den seitwärts stehenden auswärtigen und inländischen Ministern. Nach geendigter Tafel verrichtete der Weihbischof unter Assistirung des Hofceremoniars in der Stille das Dankgebeth, nach welchem Allerhöchst und Höchstdieselbe nebst dem französischen Großbothschafter wieder unter Trompeten- und Pauckenschalle aus dem Saale nach der Retraite sich verfügten, und en Familie speisten.

In allen Theatern der Stadt sowohl als der Vorstädte war an diesem Tage überall freyer Eintritt.

Die Beleuchtung der Stadt und der Vorstädte in der Nacht der Vermählungs-Feyer gewährte einen schönen, imposanten Anblick, obgleich ein heftiger Wind, welcher den ganzen Tag über wehete, die Ausführung mancher trefflichen Anlagen nur zum Theil zuließ. Nach einem großgedachten Entwurfe sollte die ganze 365 Fuß lange und 80 Fuß hohe Facade der vormahligen Reichskanzley, welche von dem kaiserl. französischen Großbothschafter, Hrn. Fürsten von Neufchatel, bewohnt wurde, mit mehr als fünfzigtausend Lampen, einer Menge Vasen ꝛc. geschmackvoll beleuchtet werden. Inschriften waren in die Hauptfenster bestimmt. Allein der Wind, welcher gerade diese Seite bestrich, gestattete die Ausführung nicht in dem ganzen Umfange. In dem beleuchteten Theile erschien mit

einem Strahlenkranze umgeben, der verſchlungene Nahme Napoleons und Louiſens, und an einem anderen der Hauptfenſter die ſchöne Inſchrift:

EX UNIONE
PAX
OPES
TRANQUILLITAS
POPULORUM.

Einen großen Eindruck gab die brillante und reiche Beleuchtung des Haupt-Portals der k. k. Hofburg von Seiten des Michaels-Platzes, welches ſchon nach ſeiner erhabenen Bauart eine Ehrenpforte bildet, und in einer geſchmackvollen Ausſchmückung mit Pyramiden, Opfertiſchen, Vaſen, Blumengewinden im vielfarbigen Feuer decorirt war. Reichbeleuchtet von außen war das gräflich Frieſiſche Hotel am Joſephs-Platze; im Einklange mit der von innen und zum Theile auch von außen nicht minder reichbeleuchteten Hofbibliothek, warf es ein mildes Licht auf Zauners Meiſterwerk, die Bildſäule Joſephs II., an deren Fuße aus vier, auf den abgebrochenen Säulen ruhenden Opfer-Vaſen Flammen emporſtiegen. An der gegen die Stadt gerichteten Stirnwand des auf der Baſtey ſtehenden Hofbau-Amts ſchwebte ein beleuchteter Tempel von ſchöner Architectur, und der transparenten Inſchrift:

Vota publica fausto hymenaeo

und machte, erhoben durch die Nähe des nicht minder geſchmackvoll beleuchteten Hoftheaters nächſt dem Kärnthner-Thore eine treffliche Wirkung. Unter den vielen Gebäuden, welche theils in einer geſchmackvollen und reichen Beleuchtung, theils zugleich mit ſinnvollen Allegorien und Inſchriften erſchienen, zeichneten ſich die Hotels des franzöſiſchen Bothſchafters, des Fürſten Eſterhazy, des Grafen v. Palfy, das Rathhaus, das Mauthgebäude und die dahin führende Brücke aus, welche mit einer ſechsfachen Reihe Laternen, wovon die mittlere nach den drey franzöſiſchen Farben, weiß, roth und blau, die beyden äußern aber nach den öſterreichiſchen Farben, weiß und roth, gefärbt waren, die Wohnung des Hofraths v. Saar in der Wollzeile, die Häuſer der Bankiers Geymüller und v. Baldtauf, Popper ꝛc. aus. An unzähligen Fenſtern glänzten die verſchlungenen Nahmen Franzens und Ludovikens, Napoleons und Luiſens, zwiſchen Inſchriften, in welchen die treue und unerſchütterliche Liebe des guten Volkes für ſeinen erhabenen Herrſcher-Stamm, und die ſchöne Hoffnung des Segens, der aus dieſem Bunde des Blutes und der Eintracht hervorgehen würde, ſich ausſprachen. Noch verdient die Wohnung des rühmlich bekannten Mechanikers Mälzel erwähnt zu werden. Der Vorſprung deſſelben war in eine geſchmackvoll decorirte Loge umgewandelt. In der Mitte derſelben zeigte ſich das wohlgetroffene Portrait der hohen Neuvermählten durch einen Hohlſpiegel, einer Erſcheinung ähnlich, denjenigen, welche auf einem gewiſſen Puncte ſtanden; reflectirt über demſelben ſchwebte im Dunſtkreiſe ein Regenbogen als Sinnbild hoffnungsvoller Ruhe nach überſtandenem Sturme. Ihr zur Seite rechts war der brillantirte Nahmenszug Sr. Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich, mit einem Kranze von Palmen und Eichlaub, und links eben ſo der Nahmenszug Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen mit Myrthen und Lorbern umwunden. In einem daranſtoßenden Fenſter ſah man das berühmte Automat: den Kriegstrompeter. Aber er war verſtummt, denn ein ſchwebender Genius zeigte auf das treffliche transparente Chronographicon:

taCe MVnDVS CònCors

Aus den Zimmern ertönte eine angenehme Muſik. Gegen 10 Uhr fuhren die neuvermählte Kaiſerinn an der Seite ihrer erhabenen Mutter, begleitet von der adeligen Arcieren- und Hungariſchen Leibgarde, dann einem ſtarken Detaſchement Cavallerie, in einem ſechsſpännigen Gallawagen, dem mehrere, in welchen ſich die Prinzen Brüder des Kaiſers, die Oberſthofmeiſterinn und Hofdamen befanden, folgten, unter beſtändigem Vivatrufen des Volkes durch die Straßen der Stadt, und kehrten erſt nach 12 Uhr in die k. k. Burg zurück. Ungeachtet eine unzählige, von der großen Feyer dieſes denkwürdigen Tages begeiſterte Volksmaſſe durch die Straſſen ſtrömte, ſo herrſchte doch die höchſte Ordnung, und nicht der mindeſte Unfall ſtörte den ſchönen Eindruck des Ganzen.

Der beſchränkte Raum dieſer Blätter entzieht uns das Vergnügen, aus den übrigen vielen intereſſanten Inſchriften die vorzüglichſten auszuheben.

Ihre Majeſtät die franzöſiſche Kaiſerinn bezeichneten die erſten Stunden Ihrer neuen Würde durch Wohlthätigkeit. — Gleich nach vollzogener Trauung ſchickten Ihre Majeſtät Ihren dienſthabenden Kammerherrn, in Begleitung des franzöſiſchen Oberſten Romeuf, in ſämmtliche hieſige Militär-Spitäler, und ließen jedem Kranken oder verwundeten Krieger der Nation, welche bald ſtolz auf Ihren Beſitz ſeyn wird, einen Napoleond'or, jedem Amputirten aber fünf Napoleons abreichen.

Den 12. März war Ruhetag. Nachmittags verließ der Herr Fürſt v. Neufchatel, von der hohen Achtung des Kaiſerhauſes und aller jener begleitet, welche in dieſen unvergeßlichen Tagen ſeines Umgangs ſich erfreuten, die Hauptſtadt, und begab ſich voraus an den beſtimmten Ort der Übergabe.

Auf den 13. März war die Abreiſe Ihrer Majeſtät, der neuvermählten Kaiſerinn der Franzoſen, feſtgeſetzt. Am Morgen dieſes Tages nahmen Allerhöchſtdieſelben mit tiefer Rührung Abſchied von Ihren Majeſtäten und der kaiſerlichen Familie, und begaben ſich durch die geheime Rathsſtube, in welcher die geheimen Räthe, Kämmerer, der äußere Hofſtaat, die Edelknaben und die Damen verſammelt waren, unter Vorantretung der erſteren, und von Sr. kaiſerl. Hoheit dem Erzherzog Carl geführt, zu dem Wagen, ſtiegen mit der Oberſthofmeiſterinn, Gräfinn Laczanzky, ein, und fuhren langſam, um noch ein Mahl den guten und treuen Bewohnern Wiens Sich zu zeigen, über den Michaeler-Platz, den Kohlmarkt, den Graben, die Kärnthnerſtraſſe über das Glacis in die Mariahilferſtraſſe. Infanterie und Cavallerie, und die ſämmtlichen Bürger-Corps paradirten bis zur Linie auf den Straſſen, durch welche der Zug in folgender Ordnung ging: Eine Diviſion Küraſſiere, und nach derſelben eine Escadron der bürgerl. Cavallerie; drey blaſende Poſtillione; der Oberſthof- und Erbland-Poſtmeiſter, Fürſt von Paar, in einem ſechsſpänniaen Wagen. Dann in vier ſechsſpännigen Wägen der Oberſthofmeiſter, Graf Edling, und die k. k. Kämmerer: Graf Eugen v. Haugwitz. Graf Dominik v. Wrbna. Graf Joſeph v. Metternich. Landgraf v. Fürſtenberg. Graf Ernſt v. Hoyos. Graf Felix v. Mier. Graf v. Hadick, Feldm. Lieut., Graf v. Wurmbrand.

Graf Franz v. Zichy. Fürst v. Sinzendorf. Fürst Paul v. Esterhazy, und Graf Anton v. Batthiany. Hierauf in einem sechsspännigen Wagen der Übergabs-Hof-Commissär und erster k. k. Obersthofmeister, Fürst v. Trautmannsdorf; endlich der sechsspännige Wagen, in welchem sich Ihre Majestät die neuvermählte Kaiserinn der Franzosen, begleitet von der Obersthofmeisterinn, Gräfinn Laczansky, befanden. Vier k. k. Leibgarden ritten neben diesem Wagen. Ihn begleitete auch mit gezogenem Degen der Commändirende und Stadtcommandant Fürst Johann v. Liechtenstein, der Ziethen Österreichs, — der General-Inspector Fürst v. Rosenberg und der Brigadier Prinz von Hessen-Homburg. An diesen Wagen schlossen sich drey sechsspännige an, in welchen folgende Dames du Palais saßen: Fürstinn v. Trautmannsdorf. Gräfinn. O'Donell. Gräfinn v. Saurau. Gräfinn v. Appony. Gräfinn v. Blümegen. Gräfinn v. Traun. Gräfinn v. Podstatzky. Gräfinn v. Kaunitz. Gräfinn v. Hunyady. Gräfinn v. Chotek. Gräfinn v. Palfy, und Gräfinn v. Zichy. Nun folgten mehrere Wägen mit Gefolge und ein Detaschement Cavallerie schloß den ernsten und feyerlichen Zug. Segnend drängte das Volk sich zu dem Wagen, in welchem die erhabene Kaiserinn und Kaisers-Tochter saß. Sie hatte sich durch Ihre Tugenden, Ihren edlen anspruchlosen Charakter, Ihren reinen Sinn für häusliches Glück, Ihre innige kindliche Liebe alle Herzen gewonnen. Sie wird unvergeßlich seyn — aber auch Sie wird des guten Volkes nie vergessen, unter welchem Sie emporwuchs, um einst das Band zu werden, das segnend um zwey große Nationen und um die erhabenen Beherrscher derselben sich schlingt.

Als Ihre Majestät an der Linie von dieser Hauptstadt schied, wurden die Kanonen von den Wällen gelöst, und alle Glocken geläutet.

Schon früher hatten Se. Majestät der Kaiser sich nach St. Pölten begeben, um dort Allerhöchstihre innigstgeliebte Tochter noch ein Mahl zu sehen. Unerwartet, und im strengsten Incognito, folgten Ihre Majestät die Kaiserinn ebenfalls dahin nach. Dort wird das erste Nachtlager gehalten; das zweyte in Enns, das dritte in Ried. Die Übergabe geschieht am 16. März in der Nähe von Braunau.

Der Staats-Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf v. Metternich, hat am 16. früh die Reise nach Paris angetreten. Die Abwesenheit desselben wird, dem Vernehmen nach, von sehr kurzer Dauer seyn. Während derselben haben Se. Majestät die Leitung der bey der geheimen Hof- und Staatskanzley vorkommenden Geschäfte dem Fürsten v. Metternich zu übertragen allergnädigst geruhet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1603. Der portugiesische Jesuit Benedict Goez reist zu Lande von Lahor in Hindustan nach China.

J. n. Chr. G. 1603. (Engl.) Ritter Francis Cherry schickt ein Schiff auf Entdeckung nach Norden aus, welches eine Insel findet, die es Cherrys-Insel benennt, welches aber die schon (1596) von Barenz entdeckte und benannte Bären-Insel war.

(Vom Jahr 1604 bis 1611 gingen nun, um des Wallroßfanges willen, alljährlich Schiffe nach der vorgedachten Insel.)

J. n. Chr. G. 1604. (Engl.) Heinrich Middleton's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1604. (Engl.) Eduard Michelburn's Reise nach Bantam.

J. n. Chr. G. 1624. (Holl.) Stephan's van der Hagen zweyte Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1605. (Holl.) Cornel. Matelief's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1605. Die englischen Schiffscapitäne John Knight und James Hall unternehmen, für Rechnung des Königs von Dänemark, eine Entdeckungsreise nach Norden.

(Derselbe setzte diese Entdeckungsfahrten auch in den Jahren 1606 und 1607 fort.)

J. n. Chr. G. 1605. (Dän.) Gotske Lindenau's Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1606. (Holl.) Peter van den Broet schifft nach dem grünen Vorgebirge.

J. n. Chr. G. 1606. In England bildet sich eine Gesellschaft zur Bevölkerung von Neu-England.

J. n. Chr. G. 1606. (Engl.) Popham's und Gilbert's Reise nach Neu-England.

J. n. Chr. G. 1606. (Engl.) John Smith's Reise ebendahin.

J. n. Chr. G. 1606. Gotske Lindenau's zweyte Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1606. Ferd. de Quiros, eines Portugiesen in spanischen Diensten, Entdeckungsreise von Lima aus in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1607. (Holl.) W. Keeling's Fahrt nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1607. (Engl.) Will. Finch Reise nach Sierraleona.

J. n. Chr. G. 1607. (Holl.) Pauls van Caerden zweyte Fahrt nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1607. (Holl.) Peter Wilh. Verheevens Fahrt nach Ostindien.

(Alle diese und nachstehend verzeichneten holländischen Reisen nach Indien dienten theils zur nähern Erforschung dieser Erdgegenden, theils zur Gründung der holländischen Handelsmacht in Indien.)

J. n. Chr. G. 1607. (Engl.) Auf Kosten einer brittischen Gesellschaft unternimmt Capitän Heinrich Hudson eine Entdeckungsreise nach Norden, um in Nordwesten eine Durchfahrt zu suchen. Er entdeckt Spitzbergen.

J. n. Chr. G. 1607. (Dän.) Karsten Richard's Entdeckungsfahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1608. (Engl.) Des Alex. Scharpey und des Rich. Rowle's Fahrten nach Indien.

(Diese Reisen der Engländer hatten denselben Zweck, wie die der Holländer, nähmlich Erforschung der Länder und Völker, um der Handelsspeculationen willen.)

J. n. Chr. G. 1608. Heinrich Hudſon's zweyte Entdeckungsreiſe nach Norden.

J. n. Chr. G. 1609. Derſelbe unternimmt, für Rechnung der holländiſch-oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft eine Fahrt nach Nordweſten, auf welcher er den, nach ihm benannten Hudſonsfluß entdeckt.

J. n. Chr. G. 1609. (Engl.) David Middleton's Reiſe nach Java.

J. n. Chr. G. 1610. (Engl.) Heinr. Middleton's Fahrt nach dem rothen Meere und nach Surate.

J. n. Chr. G. 1610. (Engl.) Heinr. Hudſon's vierte Entdeckungsfahrt nach Norden, wieder für die engliſche Geſellſchaft unternommen; dieſer Seefahrer entdeckt auf dieſer Reiſe die, nach ihm benannte, Hudſonsſtraße und Hudſonsbay, und kömmt ums Leben.

J. n. Chr. G. 1610. (Engl.) Sandys's Reiſe nach Perſien und Ägypten.

J. n. Chr. G. 1611. (Engl.) Anton Hippon's Reiſe nach Vorder- und Hinter-Indien.

J. n. Chr. G. 1611. (Engl.) Joh. Saris beſucht die Molukken und Japan.

J. n. Chr. G. 1611. Die Holländer ſchicken von Indien aus zwey Schiffe nach Japan, um eine Handelsverbindung anzuknüpfen.

J. n. Chr. G. 1611. (Franz.) Peter Wilhelm Floris Fahrt nach Arabien.

J. n. Chr. G. 1611. (Holl.) Jan May entdeckt die, nach ihm benannte, Inſel Jan Mayen im nördlichen Ocean.

J. n. Chr. G. 1612. (Engl.) Caſtleton's Reiſe nach Priaman.

J. n. Chr. G. 1612. (Engl.) Thomas Button's Entdeckungsfahrt nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1613. (Holl.) Van der Broeck's Reiſe nach Arabien und Indien.

J. n. Chr. G. 1613. Die Holländer fallen in Braſilien ein.

(Das Land wurde im Jahre 1630 erobert; aber i. J. 1654 mußten es die Holländer wieder räumen.)

J. n. Chr. G. 1613. J. G. Oldenburg's Reiſe nach Braſilien — 1626.

J. n. Chr. G. 1614. (Holl.) Georg Spilberg's Fahrt durch die Magellaniſche Meerenge und das Südmeer nach den Molukken.

J. n. Chr. G. 1614. (Engl.) Capitän Gibbon's Entdeckungsfahrt nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1614. (Engl.) Fotherby und Baffin unternehmen, für Rechnung der ruſſiſchen Handelsgeſellſchaft, eine Reiſe nach Norden.

J. n. Chr. G. 1614. Entſtehung der grönländiſchen Geſellſchaft in Holland, welche von dieſem Zeitpuncte an alljährlich Schiffe auf den Wallfiſchfang und Robbenſchlag nach Norden ausſchickte.

J. n. Chr. G. 1614. (Ital.) Peter's della Valle Reiſe nach Perſien und Indien, vom Jahre 1614—1626.

J. n. Chr. G. 1614. Hieron. Scheidt (ein Deutſcher) reiſet nach Paläſtina.

J. n. Chr. G. 1615. (Holl.) Jacob Le Maire's Reiſe ins Südmeer und um die Erde, in Geſellſchaft von Cornel. Schouten. Er entdeckt die, nach ihm benannte, Le Maires Straße. (Vom Jahre 1615 — 1617.)

J. n. Chr. G. 1615. (Engl.) Fotherby's zweyte Fahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1615. (Engl.) Robert Bylot's Entdeckungsreiſe nach Norden.

J. n. Chr. G. 1616. (Engl.) Thomas Rhoe's Reiſe nach Hinduſtan.

J. n. Chr. G. 1616. (Engl.) Robert Bylot's zweyte Reiſe nach Nordweſten, in Begleitung des Steuermanns Baffin. Entdeckung des Baffins-Bai.

J. n. Chr. G. 1616. (Holl.) Capitän Hertog entdeckt einen Theil der Nordweſtküſte von Neu-Holland.

(Es ſind zwar Spuren vorhanden, daß ein Theil von Neu-Holland, beſonders der Oſtküſte, ſchon früher von europäiſchen Seefahrern beſucht worden iſt; aber es läßt ſich nichts Beſtimmtes hierüber ſagen.)

J. n. Chr. G. 1618. (Holl.) W. Isbrand Bontekoe's Reiſe nach Oſtindien.

J. n. Chr. G. 1618. (Span.) Garcia's de Nodal Fahrt durch die Le Maire's-Straße.

J. n. Chr. G. 1618. (Span.) Baca de Vega bereiſet das innere Südamerika.

J. n. Chr. G. 1618. (Holl.) Capit. Zeachen kömmt nach Neuholland.

J. n. Chr. G. 1618. (Franz.) P. Alex. de Rhodes Reiſen durch Mittelaſien und nach China bis 1653.

J. n. Chr. G. 1619. (Engl.) Adam's Reiſe nach Japan.

J. n. Chr. G. 1619. (Franz.) Auguſtin's von Beaulieu Reiſe nach Oſtindien.

J. n. Chr. G. 1619. (Dän.) Jens Munk Entdeckungsfahrt nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1619. Eine ruſſiſche Geſandſchaft geht nach China.

J. n. Chr. G. 1620. (Engl.) Richard Jobſon's Reiſe in das Innere von Senegambien.

J. n. Chr. G. 1620. (Portug.) PP. de Angelis und Jac. Caravalho kommen nach der Inſel Jeſſo.

J. n. Chr. G. 1621. (Span.) Vincent de los Reyes de Villalobos und Alonzo Miranda beſchiffen den Amazonenfluß.

J. n. Chr. G. 1622. (Engl.) W. von Methold's Reiſe nach den Diamantengruben in Golkonda.

J. n. Chr. G. 1622. Die Engländer ſetzen ſich in Karolina feſt.

J. n. Chr. G. 1622. Anfang der holländ. Handelsverbindung mit China.

J. n. Chr. G. 1623. (Holl.) Jacob L'Hermite und Schapenham umſchiffen die Erde.

J. n. Chr. G. 1624. P. Gabriel Sagard's Reiſe in das Land der Huronen.

J. n. Chr. G. 1627. (Holl.) Pieter Nuyts kömmt nach Neuholland.

J. n. Chr. G. 1628. (Franz.) Balth. de Monconny's Reiſen durch Europa, nach Aſien und Afrika.

J. n. Chr. G. 1628. (Franz.) De Witt entdeckt einen Theil von Neuholland.

J. n. Chr. G. 1628. (Franz.) Bianen kömmt auch dahin.

J. n. Chr. G. 1629. (Franz.) Desgleichen Franz Pelsaert.

J. n. Chr. G. 1629. Des Karmeliters P. Philipp a Sta. Trinitate Reise nach Persien und Indien.

J. n. Chr. G. 1630. (Deutsch.) Georg Christoph's von Reitzschiz Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1631. (Engl.) Lucas Fox unternimmt eine Fahrt ins nördliche Eismeer.

J. n. Chr. G. 1631. (Engl.) Thomas James's Entdeckungsreise nach Nordwesten.

J. n. Chr. G. 1633. (Span.) Franz Carvallo's Fahrt auf dem Amazonenflusse.

J. n. Chr. G. 1633. Holländische Matrosen überwintern auf Spitzbergen.

J. n. Chr. G. 1634. (Engl.) Heinr. Blount's Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1634. (Deutsch.) Pet. Heylings Reise nach Habessinien.

J. n. Chr. G. 1635. (Span.) Zwey Franziskaner-Laienbrüder, Dom. Brito und Andreas von Toledo, beschiffen den Amazonenfluß.

J. n. Chr. G. 1635. (Holl.) Franz Caron in Japan.

J. n. Chr. G. 1637. (Span.) Don Pedro's Texeira Fahrt auf dem Amazonenflusse.

J. n. Chr. G. 1637. (Franz.) Claude Jannequin's Reise nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1638. (Deutsch.) Joh. Albrecht's von Mandelsloh Reise nach Persien und Indien.

J. n. Chr. G. 1639. (Russ.) Kopilow's Reise in Nord-Asien.

J. n. Chr. G. 1639. (Span.) Der P. P. d'Acunja und d'Artieda Fahrt auf dem Amazonenflusse.

J. n. Chr. G. 1640. Der holländische Grönlandsfahrer Ryke Yse entdeckt eine kleine Inselgruppe auf der Ostseite von Spitzbergen.

(In dieses Jahr wird auch die angebliche Entdeckungsreise des spanischen Admirals Barthol. de Fuente gesetzt, der auf der Nordwestküste von Amerika eine Durchfahrt gefunden haben soll. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Reise bloß Erdichtung.

J. n. Chr. G. 1640. (Franz.) De la Boullaye Le Gouz zehnjährige Reise nach Indien und Afrika.

J. n. Chr. G. 1642. (Holl.) Abel Tasmann's Schifffahrt nach Australien und Entdeckungen im Südmeere.

J. n. Chr. G. 1643. Zwey holländische Schiffe, unter den Capitänen Martin Vries und Cornel. Schap, segeln von der Insel Ternate aus nach Norden und kommen nach Jesso u. s. w.

J. n. Chr. G. 1644. (Holl.) Franz Caron's Reisen und Aufenthalt in Indien und Japan.

J. n. Chr. G. 1646. (Russ.) Deschnew's Reise im östlichen Meere: Durchfahrt durch die Meerenge zwischen Asien und Amerika.

J. n. Chr. G. 1647. (Schwed.) Oloff Erichson Willmann's Reise nach Indien und Japan.

J. n. Chr. G. 1648. (Engl.) Thomas Skyner's Reise in das Innere von Nordafrika.

J. n. Chr. G. 1648. (Franz.) Alexander's von Rhodes Reise nach Hinter-Indien.

J. n. Chr. G. 1652. (Russ.) Dunajew's Reise in Nord-Asien.

J. n. Chr. G. 1652. (Franz.) N. M. de Thevenot Reisen nach Asien und Afrika.

J. n. Chr. G. 1653. (Holl.) Heinrich Hamel's Ankunft in Korea auf seiner Fahrt nach Japan.

J. n. Chr. G. 1653. (Franz.) Lor. d'Arvieux beginnt seine Reisen in die Levante.

J. n. Chr. G. 1653. (Franz.) De la Martinière's Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1654. Eine russische Gesandtschaft geht wieder nach China.

J. n. Chr. G. 1655. P. von Goyer und Jak. von Keyzer reisen als holländische Gesandte nach China.

J. n. Chr. G. 1657. (Engl.) Robert Knox's Reise nach Ceylan — bis 1679.

J. n. Chr. G. 1657. (Russ.) Patschkow's Reise in Nordasien.

J. n. Chr. G. 1658. (Span.) P. Navarette's Reise durch China.

J. n. Chr. G. 1658. (Holl.) Walter Schulzen's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1660. Penda's Reise in Nord-Asien.

J. n. Chr. G. 1661. P. Jos. Gruber's Reise in Mittel-Asien.

J. n. Chr. G. 1662. Johann van Campen und Constant Noble reisen als holländische Gesandte zu dem Unterkönige von Fokien.

J. n. Chr. G. 1663. Seezug der Holländer nach der Insel Formosa.

J. n. Chr. G. 1663. (Holl.) Vink's Reise nach Neu-Guinea.

J. n. Chr. G. 1663. (Deutsch.) Johann Mich. Wanleben's Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1664. (Franz.) Bernier's Reise nach Hindustan.

(Einige Jahre später reisete der Missionär Sauson ebenfalls dahin.)

J. n. Chr. G. 1664. (Franz.) Chardin's Reise nach Persien (vom J. 1664 bis 1669.)

J. n. Chr. G. 1665. (Franz.) Rennefort's Reise nach Indien. — Niederlassung der Franzosen auf Madagaskar.

J. n. Chr. G. 1665. (Franz.) Tavernier's Reise nach Persien und Indien.

J. n. Chr. G. 1665. (Franz.) Carré's Reise nach Ost-Indien.

J. n. Chr. G. 1666. (Port.) Gattina und Garli reisen nach Kongo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 28. und Freytag den 30. März. 1810.

Vor mehr als zwanzig Jahren ist bey Anlaß der Geschichten meines Volks demselben und andern die Nothwendigkeit gezeigt worden, wenn man bey Freyheit und Würde bestehen wolle, das ganze System unseres Denkens und Handelns einfacher, kraftvoller, und mehr militärisch einzurichten. Die erfolgten Erschutterungen alles Eigenthumes, alles Handels, aller burgerlichen und literarischen Anstalten, alles Conventionellen, sogar der Thronen, haben diese Lehre zu der unseligsten Evidenz gebracht. Auch die Kriegsmanier der berühmtesten Heere ist für die machtigsten Staaten eine nicht bessere Stutze gewesen, als für jene hebräischen Könige der zerbrochene Rohrstab Ägyptens. Die Ursachen, von deren Kenntniß die Remedur abhängt, sind allenthalben anderswo gesucht worden, als wo sie sind. Sie sind in Uns.

Johann von Müller.

(38 und 39.)

Biographische Züge.

Heinrich Pestalozzi.

In den „Briefen über Pestalozzi's Leben und Lehre an einen Mann von Stande," die im August 1805 in der gehaltreichen, aber bald wieder eingegangenen Monathsschrift Isis erschienen, befindet sich eine kurze Geschichte von dem Leben und Wirken dieses merkwürdigen Schweizers. Berechtigt zu glauben, daß Vielen jene Briefe ganz unbekannt geblieben, ziehen wir folgende Thatsachen aus denselben.

Pestalozzi ist zu Zürich im Jahre 1746 geboren. Sein Vater war daselbst Chirurgus. Er verlor ihn früh, in einem Alter von vier bis fünf Jahren. Seine Mutter erzog ihn, aber sie war nicht fähig, die großen Talente ihres Sohnes zu würdigen. Er mußte sich fast ganz durch sich selbst entwickeln, lebte sehr eingeschränkt, ohne Umgang mit andern Kindern, ohne die Freuden der Jugend in ihrer ganzen Fülle zu genießen.

Inzwischen entfaltete sich sein Geist immer mehr. Er gewann den Wissenschaften Geschmack ab, und hatte späterhin Gelegenheit unter Männern, wie Bodmer, Breitinger, Steinbrüchel und andere, seine Kenntnisse in jener Epoche zu vervollkommnen, die Zürich durch edle Nebenbuhlerey seiner Bürger in Kunst und Wissenschaft und durch Denkfreyheit, als eine seiner glänzendsten, bezeichnete.

Pestalozzi, obwohl er in den Wissenschaften große Fortschritte gemacht hatte, war durch die Fehler seiner häuslichen Erziehung in all den kleinen gefälligen Künsten fremd geblieben, die durchaus einem jungen Menschen unentbehrlich sind, sich in der Welt Eingang zu verschaffen. Er urtheilte wohl richtig von den Dingen, die da waren, aber selten hatte er Klugheit genug, das zu verschweigen, was die Eigenliebe Anderer verwunden konnte. Er war reinen Herzens und offen; der seine Wahrheiten stießen oft an. Eine leichte Schmeicheley, die nichts als Schmeicheley gewesen wäre, und nichts anders hätte seyn sollen, hinzuwerfen, um irgend einen Menschen für sich zu gewinnen, das kam ihm nicht in die Seele. Er wollte nichts scheinen, sondern nur seyn; aber er forderte dasselbe auch von andern, und das war für viele allzuviel gefordert. Er sah nur den Mann, nicht sein Kleid an; so wollte er ebenfalls angesehen seyn; allein die Mehrheit der Menschen sieht selten nach dem Manne, sondern nur nach dem Kleide. Pestalozzi, verwahrloset in der ersten Erziehung, mehr immer auf sein Geistiges, als auf sein Äußeres bedacht, vernachlässigte dieses. Wäsche und Kleider waren selten bey ihm in der Ordnung; den Ton der großen Gesellschaften kannte er nicht — so ward er von denen, die ihn nicht genauer geprüft hatten, verkannt und wenig geachtet.

Diese Zurücksetzung kränkte ihn, ohne ihn zu ändern. Er machte Partey gegen die sogenannten Leute von Welt; und der Haß gegen allen Schlendrian, hohle Pedanterey und Charlatanerie, wurzelte bey ihm an. Das erwarb ihm nun freylich noch weniger Freunde; aber ihn kümmerte es auch wenig.

Bey alle dem liebte er die Menschen mit einer Innigkeit ohne Gleichen, so laut er auch gegen ihre Fehler grollte. Jeder Verachtete, Verfolgte, Verkannte war sein Freund. So lenkte sich seine Aufmerksamkeit und seine Neigung unvermerkt gegen die geringere, ärmere, verachtetere Classe des Volks, mit der er gleichsam das Schicksal theilte, und deren Fürsprecher zu werden sein höchstes Ziel ward.

Er widmete sich der Rechtswissenschaft. Unter der Leitung eines Mannes, der sein ganzes Herz besaß, wollte er Advocat werden. Aber sein Freund starb, und dieß änderte nachmahls seinen ganzen Plan.

Er trat nun mit einem der ersten Handelshäuser von Zürich zusammen, kaufte vereint mit demselben braches Land, um es anzubauen, und widmete sich ausschließlich der Landwirthschaft. Kaum hatte er hier begonnen, als sich das Handelshaus

von ihm trennte, und ihn ganz seinen eigenen Kräften überließ.

Dieß machte ihn nicht muthlos. Er fuhr fort, seine Felder urbar zu machen, ohne von seinen Arbeiten großen Gewinn zu ernten. Genug, daß er sich der Ausführung seiner Lieblingsentwürfe näherte. Er lernte das Elend und die moralische Verkrüppelung der untersten Classen des Volks kennen, und nur für das Glück dieser wollte er leben; dann dürfte er hoffen, nicht vergebens gelebt zu haben. Neben seinen Wohngebäuden legte er im Birrfelde (im jetzigen Kanton Aargau) 1775 eine Art von Industrieschule an, worin er die ärmsten Kinder der Gegend unentgeldlich unterrichtete und nährte, um sie zu bessern Menschen zu bilden. Mehrere Jahre lebte er im Kreise von mehr als fünfzig dergleichen bettelarmen Kindern, mit denen er seinen letzten Bissen Brodes theilte. Er lebte selbst, wie er irgendwo von sich sagt, wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben. Sein Unterricht umfaßte damahls Landbau, Handlung und Fabrikwesen. Allein nun fehlten ihm die nähern Kenntnisse von tausend Details und Handgriffen; er mußte in allem Alles seyn; er war nicht reich genug, durch Geld zu ergänzen, was ihm an Kräften gebrach.

So mußte er, um sich nicht ganz zu ruiniren, die angefangene Unternehmung wieder aufheben. Seine häuslichen Vermögensumstände hatten darunter gelitten. Man erfuhr es; man zuckte die Achseln; man verspottete ihn. Hätte er dann und wann den Reichen ein Gastmahl gegeben, statt hungrige Bettelkinder zu füttern, er würde vor der Welt mehr Ehre davon gehabt haben. Er verschmähte diese Ehre; er war stolz in seiner Armuth; das war fast unverzeihlich.

Jetzt trat er als Schriftsteller auf. Immer war die Veredelung der untersten Volksclassen sein Ziel. Er schrieb im J. 1781 seinen berühmten Roman: Lienhard und Gertrud, der zu den classischen Schriften dieser Gattung gehört, und von der gebildeten Welt den verdienten Ruhm erhielt. Mit homerischer Einfalt schildert er die Sitten der Ärmsten im Volk. Dieser erste Strahl seines Genies erwarb ihm einen Nahmen in Frankreich und Deutschland; selbst seiner Landsleute viele wunderten sich, daß ein Mann wie er, den sie bisher für einen Halbnarren gehalten hatten, solch ein Buch zu schreiben im Stande gewesen.

Als ich 1789 in der Schweiz war, und nach Pestalozzi fragte, sprach fast jedermann sehr gleichgültig und mit weggeworfenem Tone von ihm. Der eine erzählte mir, er trage einen zerrissenen Rock; der andre, er habe gar keine Lebensart; der dritte sprach mit Hohnlächeln: „Es ist ein Genie!" — Achtung für den edeln, guten, sich selbst für seine Mitmenschen aufopfernden Menschen fand ich fast nirgends; ja, es war fast, als hielte man es für Narrheit, sich selbst aufzuopfern für Bettlervolk.

Er aber blieb sich gleich. Im Jahre 1782 gab er sein Buch Christoph und Else heraus, ebenfalls für das Volk bestimmt, und im folgenden Jahre seine Abhandlung über den Kindermord. Seine Nachforschungen über den Gang meines Geistes in der Entwickelung des Menschengeschlechts, und besonders seine Fabeln, enthalten einen reichen Schatz großer Ideen.

Die Revolution der Schweiz brach ungefähr zwanzig Jahre später, als er sein Lienhard und Gertrud geschrieben, aus. Er hatte unter den ehemahligen Regierungen der Schweiz so wenig Hoffnung nähren dürfen, daß sie sich der Armen, Verlassenen und Verwahrloseten im Lande annehmen würden — von der Wiedergeburt, der politischen, seines Vaterlandes erwartete er nun die moralische. Er ergriff sie mit dem ihm eigenen Feuer, Innigkeit, und erklärte sich lebhaft gegen den Föderalismus und für die Einheit der Schweiz.

Dieß gereichte ihm bey denen, die der alten Ordnung der Dinge hold waren, zum Verbrechen. Und, wie es mir schien, hat man ihm dasselbe noch jetzt nicht ganz vergessen; wenigstens macht es viele gegen seine höhern Verdienste unempfindlicher.

Er erwartete wie so viele andre gutmüthige Schwärmer von der Revolution die Emporhebung der niedrigsten Volksclassen zum Gefühl ihrer angestammten Menschenwürde; Befreyung von den mannigfaltigen Lasten, unter deren Druck sie erliegen und verderben; Rückkehr der Gelehrten und Staatsmänner von der Vielwisserey, Vielthuerey und Formalitätenlust zu dem Einen, was Noth ist.

Er kam im J. 1798 nach Luzern, wo damahls die Residenz der schweizerischen Central-Regierung war. Er begehrte keine Beamtung, sondern nur einigen Einfluß auf Verbesserung der Landschulen. Um das Volk über den wahren und höchsten Zweck der begonnenen Revolution aufzuklären, schrieb er damahls in Verbindung mit einem Hrn. Fischer von Bern ein Volksblatt, welches von Seiten der Regierung unterstützt wurde, aber theils eben dadurch, theils wegen des Mangels an Popularität, bald wieder einging.

Mehrere Glieder des Directoriums schätzten Pestalozzi und seine menschenfreundlichen Absichten sehr. Man war im Begriff, ihn an die Spitze einer im Aargau nach seinen Grundsätzen anzulegenden Erziehungsanstalt zu stellen. Allein die grausenvolle Verheerung von Unterwalden durch die Franzosen, und die Errichtung eines Waisenhauses daselbst für die vielen armen und verwaisten Kinder, änderte den Plan. Er ging nach Stans in Unterwalden, und übernahm die Leitung dieses Waisenhauses.

Hier, ohne Gehülfen und mit wenigen Hülfsmitteln versehen, fand er siebenzig bis achtzig Kinder, meistens aus der ärmsten Volksclasse, zur Betteley und zum Müßiggang von jeher gewöhnt, roh, ohne alle Erziehung und Vorkenntnisse, zum Theil noch von Ausschlag und Krätze geplagt, den natürlichen Folgen schlechter Nahrung und großer Unreinlichkeit. Er mußte hier alles seyn, Director, Kindswärter, Cassirer, Hausknecht und Lehrer.

Hier war es aber auch, wo er, gedrängt von der Nothwendigkeit, auf die Erfindung seiner neuen Lehrmethode hingeleitet wurde. Die Aufgabe war: Wie kann eine große Anzahl Kinder gleichzeitig, und jedes insbesondere, unterrichtet werden? — Dieß Problem zu lösen, mußte er alle bisher in den Volksschulen üblichen Methoden auf die Seite werfen, da ihre Unzulänglichkeit, ja selbst ihr nachtheiliger Einfluß auf den Geist der Jugend, bekannt war. Er mußte, da er allein achtzig Kinder zweckmäßig zu beschäftigen im Stande war, Kinder zu Lehrern der Kinder zu machen. Die Aufgabe ward daher noch schwieriger durch den Zusatz: Wie können unerfahrne, in der Kunst der Unterweisung unbewanderte Lehrer ihre Schüler auf die zweckmäßigste, anziehendste Weise unterrichten?

Er kehrte zu den einfachſten Grundſätzen der Natur zurück, wodurch Unterricht überhaupt möglich wird. Er beobachtete das Kind, wie es, indem es zum erſten Mahl ſeine Augen gegen das Tageslicht öffnet, von ſeinem Inſtinct geleitet, anfängt, nach und nach die verſchiedenen Anlagen zu entwickeln, durch Übung ſeiner zarten Kräfte zu Fertigkeiten zu gelangen. Er ſah das Kind auf dem Schooße der Mutter, wie es dieſe Töne nachlallte, um gewiſſe Gegenſtände zu bezeichnen, und wie es ſo zur Kunſt des Sprechens, des Beobachtens angeführt ward.

Er verſuchte nun bey ſeinen achtzig Zöglingen denſelben Gang — den einfachſten der Natur. Durch Übung ihrer erſten Kräfte entband er in ihnen unbekannte Fertigkeiten, regte er ihre Aufmerkſamkeit, ihr Beobachten auf jede neue Erſcheinung an, und Kinder ſelbſt konnten auf dieſe Weiſe Lehrer der andern werden.

In ſeinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt," erzählt er ſelbſt umſtändlicher und anſchaulicher, als ich es vermag, den Gang ſeines Geiſtes in Erfindung einer naturgemäßen Unterrichtsart. Aber das Vorrücken der ſiegenden öſterreichiſchen Truppen gegen die Grenzen Unterwaldens, wo dann, beym Mangel anderer Gebäude in Stans, ein Theil des Waiſenhauſes zum Lazareth für die Kranken und Verwundeten der franzöſiſchen Armee angewandt werden mußte, vertrieb ihn wieder von Unterwalden. Es war im Sommer 1799.

Die ſchweizeriſche Central-Regierung befand ſich damahls zu Bern. Dahin eilte Peſtalozzi, troſtlos und verzweifelnd, daß ſeine ſchönſten Hoffnungen jedes Mahl durch Widerwärtigkeiten ohne Ende vernichtet werden mußten. Die Regierung fuhr fort, ſich für dieſen edeln Mann zu intereſſiren.

Peſtalozzi ging nach Burgdorf. Die Regierung hatte ihm eine Penſion von 640 Schweizerfranken zugeſichert. Er legte ohne andern eine kleine Schule an, um ſeinen Plan zu verfolgen, und die Unterrichtsmethode zu vervollkommnen, deren erſte Grundlinien er in Stans entworfen hatte.

Die helvetiſche Central-Regierung, aufmerkſam gemacht auf die großen Fortſchritte Peſtalozzi's in ſeiner kleinen Winkelſchule, und eingedenk deſſen, was er ſchon in Stans geleiſtet hatte, bewilligte ihm nun das leer ſtehende Schloß Burgdorf zu einer ausgedehntern Unterrichtsanſtalt.

Jetzt erſt verband ſich Peſtalozzi, der bisher immer allein geſtanden hatte, mit den Herrn Kruſi, Tobler und Buß, jungen Männern von Talent, aber ohne alle Anſprüche auf Gelehrſamkeit. Er machte ſie zu ſeinen Mitarbeitern; er weihte ſie in ſeine einfache Unterrichtsmethode ein; er nahm aus andern Kantonen Kinder in Penſion, um ſie nach ſeiner Art zu unterweiſen, und verknüpfte damit einen Anfang von Schullehrer-Seminarium, um ſeine Methode in den ſchweizeriſchen Dorfſchulen allgemeiner zu machen.

Die Regierung ließ im Jahre 1802 durch den Herrn Dekan Ith die peſtalozziſche Methode näher unterſuchen. Sein Bericht fiel darüber ſo vortheilhaft aus, daß man ſich verpflichtet fühlte, mehr für dieſen um das Wohl der Menſchheit verdienten Mann zu thun. Die Regierung erhöhte ſein Gehalt auf 1600 Franken, gab zweyen ſeiner erſten Mitarbeiter eine Zulage von 4000 Franken, bewilligte Peſtalozzi'n ein Privilegium für den Druck ſeiner Elementarbücher, welches bis zehn Jahre nach ſeinem Tode dauern ſollte, machte ihm Hoffnung, dieſe Elementarbücher in die Primarſchulen einzuführen, und verſprach, ihm Schullehrer aus allen Gegenden der Schweiz zu ſenden, damit ſie von ihm angeleitet werden könnten, nach ſeiner Methode zu unterrichten.

Peſtalozzi ſtand nun am Ziele ſeiner höchſten Wünſche. Der große Zweck, den er ſein ganzes mühevolles Leben aufgeopfert hatte, war erreicht. Er gab ſeinem Inſtitut die möglichſt größte Ausdehnung; er wollte ſich nicht bereichern, ſondern die Menſchheit mit der Wohlthat ſeiner Erfindung; er nahm eine Anzahl der ärmſten Kinder unentgeldlich in ſeine Anſtalt, und ernährte ſie mit dem, was er vom andern erſparen konnte.

Unterdeſſen war man nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in andern Ländern Europens auf Peſtalozzi und ſein Werk aufmerkſam geworden. Überall hatte man das Bedürfniß einer Reformation des erſten Jugendunterrichts empfunden, ohne einen Weg zu derſelben zu entdecken. Was in Deutſchland, wo eine Zeit lang ſeit Baſedow und Campe die Pädagogie zur Modeſache geworden, in dieſem Fache gethan war, beſchränkte ſich nur auf Unterricht und Erziehung von Kindern wohlhabenderer Ältern; aber für die Ärmſten im Volke war nicht geſorgt, nicht für die erſten Elemente des Unterrichts. Man war dabey in kindiſche, zweckloſe, oft zweckwidrige Tändeleyen verfallen, und hatte am Ende nichts im Ganzen geleiſtet, als hin und wieder den ſteifen Schulpedantismus verdrängt, der ſonſt überall herrſchte und den Menſchen die ſchönere Epoche ihres Daſeyns, die Tage der Kindheit, verbitterte.

Bald wallfahrteten Reiſende aus allen Gegenden Europa's nach der Schweiz, um Peſtalozzi's Sache näher kennen zu lernen. Burgdorf ward der Mittelpunct, der Herd der neuen Schulreformation; Peſtalozzi der gemeinſchaftliche Lehrer. Mehrere Regierungen ſandten auf eigene Koſten ſachkundige Männer zu ihm. In Frankreich, Deutſchland, Pohlen, Rußland, Schweden, Dänemark, Spanien u. ſ. f. wurden Schulen und Schullehrer-Seminarien nach Peſtalozziſchen Grundſätzen errichtet. Schriften für und wider ihn erſchienen in unzähliger Menge und in unzähligen Formen.

Während er nun das Gelingen ſeiner Wünſche mit Vergnügen, ſelbſt in den entfernteſten Ländern, wahrnahm, ging ſeine eigene Anſtalt in Burgdorf durch neue Staatsrevolutionen zu Grunde. Im September 1802 brach in der Schweiz eine große Inſurrection aus, welche den Sturz der Central-Regierung und die Wiederherſtellung der ehemahligen föderativen Verfaſſung zur Abſicht hatte. Bonaparte endete durch ſeine Dazwiſchenkunft den ſchon weit gediehenen Bürgerkrieg. Eine Conſulta von Schweizern wurde durch ihn nach Paris berufen. Das Volk des Kantons Zürich ernannte unter ſeinen Abgeordneten auch unſern Peſtalozzi zur Conſulta.

Er ging nach Paris, kehrte aber, noch ehe die Geſchäfte der Conſulta dort im Anfang des Jahr 1803 beendet waren, wieder nach Burgdorf zurück.

In Gemäßheit der Mediations-Acte ward der Föderalismus in der Schweiz wieder hergeſtellt, und Peſtalozzi verlor damit alle Vortheile, welche ihm einſt von der helvetiſchen Regierung zugeſprochen waren.

Zwar wandte er ſich desfalls an die helvetiſche Tagſatzung, welche im J. 1803 zu Freyburg gehalten ward; zwar ſprach ſelbſt der Landammann der Schweiz, Herr d'Affry, für Peſtalozzi; allein die Kantone der Schweiz hatten für Peſtaloz-

zi's Werk und Sache wenig Interesse. Die Regierung von Bern forderte das Schloß Burgdorf, um es einem ihrer Oberamtleute zur Wohnung einzuräumen, und wies dagegen das Schloß zu Münchenbuchsee, einem Dorfe zwey Stunden von Bern, zum Pestalozzischen Institut an.

Pestalozzi gehorchte der Nothwendigkeit. Er ging mit seinen Lehrern und Schülern nach Münchenbuchsee. Im Vertrauen auf den Bestand der Dinge hatte er nichts für sich selbst gespart, alles dahin gegeben zur Verbesserung seiner Anstalt, zur Erhaltung armer Kinder in seinem Institut. Er sollte hier eine ganz neue Einrichtung treffen, und war von allen Hülfsmitteln, von aller Unterstützung entblößt.

Diese Umstände zwangen ihn, seine Zuflucht zu einem in der Nähe von Münchenbuchsee wohnenden reichen Gutsbesitzer, Herrn Emanuel Fellenberg von Bern, zu nehmen. Dieser entschloß sich, zur Unterstützung der ihrer Auflösung nahen Anstalt alles zu thun, sobald Pestalozzi ihm das Ganze der Ökonomie übergeben würde. Der Vertrag ward abgeschlossen. Pestalozzi, von seinen traurigen Verhältnissen niedergedrückt, willigte unbedingt in alles. Seit der Auflösung der helvetischen Central-Regierung hatte er in seinem Institute zu Burgdorf, in der Mitte von 110 Zöglingen, von denen mehrere arme verlassene Kinder, die er aufgenommen hatte, andere wieder Kinder waren, für die man sehr wenig und meistens sehr unordentlich zahlte, immer gegen Elend und Sorgen kämpfend, keine frohen Tage gehabt.

Aber auch in Münchenbuchsee konnte er sich unter den Beschränkungen, welche er sich hatte gefallen lassen müssen, nicht wohl befinden. Die Stadt Yverdün im Kanton Waadt both ihm zur Anlegung eines neuen Instituts das ehemahlige landvögtliche Schloß daselbst an. Er trug kein Bedenken, dieß Anerbiethen zu genehmigen, nahm einige seiner Lehrer mit sich dahin, und eröffnete mit dem Jahre 1805 ein zweytes Institut zu Yverdün, an dessen Spitze er unmittelbar selbst stand.

Pestalozzi befindet sich noch jetzt in Yverdün, geschätzt von den Edlern seiner Nation, geehrt vom Auslande, geliebt von allen, die ihm nahe leben, in segensreicher Wirksamkeit.

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

Der Städte Aufruhr in Castilien.
(Beschluß.)

Der Volksführer dreiste Schritte dünkten den Bedächtigern unter ihrer Partey schon ungesetzlich und gefahrvoll. Als die Abgeordneten in der Bundesversammlung von ihren Gemeinden Vollmacht für die Reichsverwaltung, in Ermangelung eines Statthalters, begehrten, ward nicht von allen Städten dem Verlangen gewillfahrt, und selbst einige Männer in Toledo waren bekümmert, daß Padilla so weit sich eingelassen.*) Aber kühn schritt die Junta voran auf der Bahn, die sie betreten, und sprach ihre Plane und Absichten unverhohlen aus in dem Entwurfe eines constitutionellen Gesetzes, das sie im Nahmen der Königinn Joanna bekannt machten, und Carln zur Bekräftigung vorlegten: Der König sollte bald rückkehren nach Spanien, aber keinen Fremden mitbringen, und zu seiner Hofbedienung, so wie zu Staatsämtern und geistlichen Würden nur Inländer wählen. Wo ein Ausländer in Festungen befehlen möchte, sollte er entfernt werden, und kein fremdes Kriegsvolk des Königs Leibwache bilden. Der Einfluß, welchen der König durch Ernennung der obersten Beamten bisher auf die städtischen Verwaltungen hatte, sollte aufhören. Es ward eine bessere Wahlart der ständischen Repräsentanten verfügt, und die mißbräuchliche Beschränkung verbothen, welche die Gemeinden bisher in ihrer Wahlfreyheit und in der Ertheilung der Vollmacht für die Abgeordneten erfahren. Wie es lange in den aragonischen Reichen üblich war, sollten auch in Castilien die Cortes zu bestimmten Zeiten sich versammeln, es sollte die Freyheit der ständischen Berathschlagungen nicht mehr durch die Gegenwart königlicher Beamten gestört werden und keine Bestechungen dem pflichtmäßigen Freymuthe der Stände wehren. Das Steuersystem werde eingerichtet, wie es unter Isabella's Regierung war, und alle Staatseinkünfte, die seit ihrem Tode (1504) auf nachtheilige Bedingungen veräußert waren, sollten eingelöset, alle Krongüter, welche die gesetzwidrige Freygebigkeit der Könige verschenkt hatte, zurück genommen werden. Die Adelsbriefe und adeligen Vorrechte, die seit jener Zeit, für Geld und nicht als Lohn des Verdienstes, zum Nachtheil der Städte und andrer Steuerpflichtigen, ertheilt waren, werden aufgehoben. Endlich sollte der König den Bund der Städte, und alles, was sie gethan und thun möchten zur Abhülfe der Landesbeschwerden, gutheißen und bekräftigen.

Die meisten dieser Forderungen konnte der König nicht bewilligen, ohne aufzugeben, was bisher zur Befestigung der königlichen Gewalt geschehen war. Schon durch die Form des Gesuchs ward sein Ansehen beleidigt. Noch unter Weges erfuhren die Abgeordneten der Bundesversammlung, daß sie nicht ohne Lebensgefahr am Hofe erscheinen könnten. Heftiger ward der Unwille des Volks durch ihre Rückkehr aufgereitzt. Unerträglich schien's, daß der König seinen Unterthanen Gehör versagte, und mit dem Tode drohte, wenn sie gemeinsame Be-

*) Auch mochten Beweise solcher Anhänglichkeit, als Guevara (Epist. famil. Th. I. Bl. 150.) erzählt, Eifersucht erwecken, wenn's nicht bloß Sage unter der feindlichen Partey war. Doch der Zug ist seltsam: Ein demokratischer Dorfpfarrer zu Medina bey Avila war dem Volksführer so gewogen, daß er jedes Mahl Sonntags in der Predigt sagte: Meine Brüder, ich empfehle euch ein Vaterunser und ein Ave zu bethen für den heiligen Bund, der immer bestehen möge, und ein anderes Vaterunser für die Majestät des Königs Juan de Padilla, damit Gott ihm Wohlergehen gebe, so wie für die Königinn seine Gemahlinn; denn diese sind unsre wahren Könige. Das währte drey Wochen. Da kamen Padilla's Kriegsvölker in das Dorf, und schalteten nach Soldatenart; sie legten sich in die Pfarre, aßen dem geistlichen Manne seinen Speck auf, tranken seinen Wein und entführten beym Abzuge seine Haushälterinn. Sonntags darauf sprach der Pfarrer: Ihr wißt, meine Brüder, was sich hier in dieser Woche mit dem Padilla zugetragen. Jedermann hat gehört, wie die Soldaten bey mir gelegen! nicht ein Huhn, nicht ein Fäßchen Wein haben sie mir gelassen, und am Ende noch mein armes Käthchen mitgenommen, wie männiglich bekannt. Darum, Brüder, bethet nicht mehr für den Padilla, sondern für Carln und die Königinn Joanna seine Mutter, unsern wahren König und Herrn.

schwerden ihm vorlegen wollten. Joanna sey fälschlich für unfähig zur Regierung erklärt, sagte man, und es ward der Entwurf gemacht, sie zum Nachtheil ihres Sohnes zu erheben, und ihr taugliche Männer an die Seite zu setzen, die unter ihrem Nahmen herrschen sollten.

Des Königs Aufforderung an den Adel mußte jetzt desto wirksamer seyn, da die Volkspartey so feindliche Gesinnungen gegen die Vorrechte der Adeligen zeigte. Der Antrag zur Einziehung der veräußerten Krongüter war eine Kriegserklärung gegen die Großen, welche durch Beraubung der königlichen Einkünfte so mächtig geworden. Seit zwey der ersten Großen, der Connetable und der Admiral, neben dem Cardinale an der Spitze der Verwaltung standen, war eine der ersten gemeinsamen Beschwerden gehoben und die Anhänger jener Männer verstärkten die Partey des Königs. Jetzt sammelte der Adel ein neues Heer gegen die Demagogen, und der Sohn des Connetable, der Graf von Haro, ein ausgezeichneter Kriegsmann von großer Erfahrung, erhielt nach dem Willen der Großen den Oberbefehl. Der Bund rüstete sich zur Gegenwehr. Es ernannte die Junta den Sohn des Grafen von Urenna, Don Pedro Giron, zum Anführer ihres Heeres; ein Mißgriff, den entweder der Einfluß adeliger Bundesglieder, die dem Manne des Volks, Juan de Padilla, nicht hold waren, oder die Eifersucht der andern Abgeordneten verschuldete. Man erwartete viel von Pedro's Ansehen und erprobter Tapferkeit, und der Unmuth, wovon er jetzt gegen den König wegen einer empfangenen Unbilde glühte, schien seinen guten Willen zu verbürgen. Kaum aber stand er an der Spitze des zahlreichen Bundesheeres, als er seine günstige Stellung verließ, und eine zwecklose Bewegung machte, durch welche Tordesillas entblößt ward. Schnell zog das Adelsheer heran, den Fehler benutzend, und nach einem raschen Angriffe wurde die Stadt erobert. Wer von den Gliedern der Bundesversammlung nicht in die Gewalt der Royalisten fiel, flüchtete nach Valladolid. Einige Tage nach diesem Unfalle verließ Giron das Heer und eilte auf seine Erbgüter, sey's, um den Vorwürfen seiner Partey zu entfliehen, die ihn, den vielleicht nur Unverstand verleitete, einen Verräther nannte, sey's, weil mehrere verwandte Großen ihn überredeten, daß der Städte Sieg ihm selbst wie jedem Edlen verderblich seyn werde, da die Bürger laut verkündeten, sie wollten den König auf Kosten des Adels bereichern.

Als in Toledo die Flucht des Anführers ruchtbar geworden, beschloß man, eine Verstärkung für die Kriegsmacht unter Juan de Padilla abzusenden, der seit Giron's Erhebung unmuthig in seine Heimath rückgekehrt war. Froher Zuruf empfing den geliebten Heerführer, als er mit unbeschränkter Vollmacht in Valladolid erschien. Er selbst gab seine Stimme dem Landsmanne, Pedrolasso de la Vega, und suchte das Volk zu bewegen, diesem den Oberbefehl über das Heer anzuvertrauen. Einmuthig aber verlangte das Volk Juan de Padilla und den Bischof von Zamora. Der geistliche Heerführer war Antonio de Acuna, ein unruhiger Mann, der während des Aufstands den wildesten Demagogen spielte.

Einen Haufen von mehr als dreyhundert bewaffneten Priestern hatte er von Zamora weggeführt nach Tordesillas, und an ihrer Spitze zog er nachher durch die Gegend von Valladolid, alle Güter des Adels verwüstend, die auf seinem Wege lagen. „Oft habe ich Euch gesehen, wie Ihr die Hellebarde auf der Schulter trugt, aber nie mit einem Buche in der Hand, noch mit der Stola auf der Brust" sagte Guevara*) zu dem kriegerischen Bischofe. Und den fanatischen Geist, der die Priestersoldaten beseelte, schildert er mit einem auffallenden Zuge. Er sah mit eignen Augen, wie einer jener Priester, der hinter seiner Brustwehr eilf feindliche Soldaten niederschoß, jedes Mahl, wenn er auf seine Opfer zielte, zuvor mit dem Gewehr sie segnete, und dann erst losdrückte; bis endlich, ehe noch der Kampf geendet war, ein Pfeil aus dem feindlichen Heere ihn tödtlich auf der Stirne segnete.

Gleich Anfangs erwarb sich der neue Anführer großen Ruhm durch die Eroberung der Feste Torrelobaton; aber den günstigen Augenblick, das nahe Tordesillas durch einen schnellen Angriff wegzunehmen, ließ er verloren gehen, und so blieb unersetzlich der Schade, den sein Vorgänger verschuldet. Während der Kampf fortdauerte, war der Connetable bemüht, den Frieden zurück zu führen. Ungern wollte der Adel blutige Strenge üben gegen die Volkspartey; denn es dünkte ihm die Gelegenheit günstig, manchen gegründeten Beschwerden durch Verbesserung der Landesverfassung abzuhelfen, und er hägte die Besorgniß, der König möchte, wenn beyde Stände ihre Kräfte im Kampfe erschöpft hätten, auf ihren Untergang seine Gewalt gründen. Darum wurden so oft die Friedensanträge erneuert, darum versprach der Adel den Städtern, wenn sie von einigen Neuerungen ablassen wollten, die ihm zu nachtheilig und für des Königs Ansehen zu verderblich waren, sich mit ihnen zu verbinden, um die Bewilligung jedes gerechten Gesuchs auszuwirken. Aber das Mißtrauen der Volkspartey gegen den Adel war seit Giron's Entfernung zu hoch gestiegen. „Eure Thaten," — antwortete die Junta den Friedensbothen der Edlen, — „stimmen nicht zu euren Worten. Schön ist der Krieg für des Königs und des Landes Freyheit, abscheuwürdig der Friede, der auf Knechtschaft und Unterdrückung zielt. Der König soll frey seyn, das wollen wir, und herrschen als unser Gebiether, nicht unterjocht von bösen Günstlingen und trugvollen Räthen, und seine Einkünfte soll man nicht berauben noch treulos verwalten. Der wahre Friede wird uns werden, wenn eure Herrlichkeiten ablassen, das Wohl des Königs zu stören und des Landes, dessen Bevollmächtigte wir sind."

Aber in dem Bunde der Städte selbst lagen so viele Keime der Auflösung, daß die Fortdauer der Verbindung ganz abhängig ward von dem Schicksale *eines* Heerhaufens. Die Eifersucht der Bundesglieder gegen einander, und der Factionenkampf in manchen Städten störten einmüthiges Zusammenwirken, und selbst Männer, die Anfangs so eifrig für die Sache der Städte gekämpft, wie *Pedrolasso*, knüpften besondre Unterhandlungen an mit dem Adel. Die mächtigen landtagsfähigen Städte Andalusiens, wo einzeln ausgebrochene Empörungen durch die Treue der royalistischen Großen schnell gedämpft wurden, mißbilligten laut das Beginnen der castilischen Mitbürger, und noch weniger ward feste Verbindung gestiftet zwischen den Mißvergnügten in Castilien und in Valencia, wo gleichzeitig der Aufstand ausgebrochen war. Und doch wäre der Bund für des Königs Gewalt wohl verderblich worden, hätte sich unter den Männern der Junta nur ein ausgezeichneter

*) Epistolas familiares, Th. 1. Bl. 149. Er nennt ihn in der Überschrift: muy reverendo Senor y bullicioso perlado (Sehr ehrwürdiger Herr und aufrührischer Prälat.)

Geist erhoben, um mit Kraft und kluger Umsicht zu einem Ziele hinzuleiten, was jetzt ohne Eintracht und oft eigennützig für besondre Zwecke arbeitete.

Traurig war die Lage des Landes während dieser anarchischen Kämpfe. Die Staatsbeamten versäumten ihre Pflicht, die Gerechtigkeit hatte ihr Ansehen verloren, der Landbauer ließ seine Felder liegen, der Kaufmann konnte sein Gewerbe nicht treiben auf den unsichern Heerstraßen, und das Elend des Volks ward erhöht durch die steigenden Abgaben, welche die Kriegsrüstungen bey erschöpften Staatseinkünften forderten. Aber so dringend ein solcher Zustand den erbitterten Gemüthern Versöhnung geboth, des Volkes kühne Führer wollten den Zwist durch Waffen entscheiden, und alle Bedingungen verschmähend, stellten sie dem Adelsheere sich entgegen, welches geringer war an Zahl, aber mächtiger durch Kriegsübung. Als die Großen ihre Macht vereinigt hatten, führte Juan de Padilla sein Heer aus Torrelobaton gegen Toro, um die Verstärkungen zu erwarten, welche mehrere Bundesstädte abgesandt. Er war zum Abzuge gerüstet, da redete ein Priester warnend ihn an, einer astrologischen Weissagung erwähnend, welche dem Adel an diesem Tage Sieg verhieß und den Gemeinden Verderben drohte. Fort! fort! erwiederte Padilla, nicht auf eure eitlen Sterndeutungen seht, aber auf Gott, der mir dieß Leben gab zum Dienste meines Vaterlandes. Es ist zu spät zurück zu gehen. Ich bin entschlossen zu sterben.

Zwey Mahl wollte der muthvolle Heerführer, vom Feinde gedrängt, angreifen, zwey Mahl gab er den abmahnenden Gefährten nach, welche das nahe Schloß Villalar erst zu besetzen riethen. In der Ebene vor der Feste stellte sich das schnell nachrückende Heer des Adels in Schlachtordnung. In diesem entscheidenden Augenblicke entwich der tapfere Geist, der bis dahin die Kriegsvölker zu beseelen schien. Viele suchten Schutz in des Schlosses verfallenen Mauern, viele zerrissen ihre Feldzeichen, die bunten Kreuze, und nahmen, zu dem Feinde übergehend, das weiße Kreuz des königlichen Heeres. Santiago! Freyheit! Freyheit! (sein Feldgeschrey) rief Padilla, kühn vorandringend mit einem Reiterhaufen in die feindlichen Reihen, und von gleichem Entschlusse erwärmt fochten die beyden Maldonados und Juan Bravo, der segovische Heerführer, gegen die Übermacht des Feindes. Er ward verwundet, und mit seinen tapfern Kampfgenossen gefangen, während der Graf von Haro die fliehenden Völker verfolgte, mehr um zu schrecken als zu vernichten. Der Sieg war entscheidend, das Bürgerheer zerstreut.

Tags nach dem Treffen wurden Juan de Padilla, Francisco Maldonado und Juan Bravo als Hochverräther verurtheilt. Die letzten Augenblicke seines Lebens weihte Padilla dem Theuersten, was er zurückließ, seiner geliebten Gattinn und seiner Vaterstadt. „Ich würde mich ganz glücklich fühlen" — schrieb er in dem Briefe an Maria Pacheco, den sein treuer Diener bestellte — „wenn euer Kummer, Senora, nicht mehr Schmerz mir machte als mein Tod. Uns allen ist dieß Ziel gewiß, darum verleihet der Himmel die schönste Gabe demjenigen, der solchen Todes gewürdigt wird; beklagt von Vielen, empfängt er ihn als willkommnen Lohn. Ihr werdet nur Euer Unglück beweinen, nicht meinen Tod; denn dieser ist so herrlich, daß niemand ihn beweinen soll." Der begeisterte Patriot, der sich als Märterer der Freyheit ansah, sprach in dem Abschiedsbriefe an Toledo: „Dir, Krone von Spanien, Licht der ganzen Welt, hoch befreyt seit den Tagen der erhabenen Gothen, dir, die du durch Vergießung fremden und eigenen Blutes Freyheit für dich und die Nachbarstädte errungen, dir melde ich, dein rechtmäßiger Sohn, Juan de Padilla, wie durch das Blut meines Leibes deine frühern Lorbern angefrischt werden. Wollte mein Geschick, daß unter deinen ruhmvollen Thaten nicht mitgezählt werde, was ich vollbracht, so ist's die Schuld meines Unglücks, nicht meines guten Willens. Als Mutter mögest du hinnehmen das Einzige, was Gott mir gegeben, um es für Dich als Opfer darzubringen. Deine Meinung ist mir werther als mein Leben. Das gibt mir freudigen Trost, daß ich, der geringste deiner Söhne, für dich sterbe, und daß du an deiner Brust aufgesäugt hast den Rächer meiner Unbilde."

Auf Maulthieren wurden die Verurtheilten zur Richtstätte hinaus geführt, und als der Herold verkündete, daß sie für das Verbrechen beleidigter Majestät büßen sollten, rief zornig Juan Bravo: „Du lügst, und wer's dich sagen heißt, ist ein Lügner; nicht Hochverräther sind wir, aber Eiferer für gemeines Wohl und Vertheidiger der Landesfreyheit!" — „Juan Bravo," — sprach Padilla ruhig, — „gestern habt Ihr gekämpft als tapferer Ritter, heute laßt uns als Christen sterben. —" Aber Juan Bravo ging mit trotzigem Widerstande dem Tode entgegen, Padilla mit heroischer Ergebung.

Kaum waren die Kriegsvölker der Städte geschlagen, und die Heerführer hingerichtet, als von allen Seiten Abgeordnete der empörten Gemeinden zu den siegenden Großen kamen, um Frieden und Verzeihung flehend, und allen ward Vergebung gewährt. Toledo allein widerstand. Auf die feste Lage der Stadt, vom Tago fast ganz umflossen, und wo der Strom nicht mehr schützt, von starken Mauern verwahrt, blickte mit Zuversicht der ungebeugte Muth der Bürger, und zu kühner Begeisterung reitzte Maria de Padilla. Sie versank nicht in unthätigen Kummer, als sie des Gemahls Tod vernommen; voll männlicher Entschlossenheit erhob sie sich, sein Unglück zu rächen. Schon früher hatte sie so mächtigen Einfluß auf das Volk, daß sie dreist es wagte, selbst die Kirchenschätze anzugreifen, um dem Städtebunde Geld zu schaffen. Jetzt, wo des französischen Königs Einfall in Navarra noch die letzte Hoffnung der Demokraten nährte, ließ sie ihren verwaiseten Sohn in einem Trauermantel auf einem Maulthiere durch die Stadt ziehen, und eine Fahne vorantragen, worauf Padilla's Hinrichtung abgebildet war. Die Stadt rüstete sich gegen das anrückende Heer des Adels, und Maria's Anstrengungen unterstützte der fanatische Bischof von Zamora, um die Wuth der Bürger zu entflammen. Maria ward von dem Volke in einem Sessel auf die Feste getragen, deren Vertheidigung sie übernahm. Über sechs Monathe wehrten sich die Bürger, von der kühnen Frau ermuthigt, gegen den Heerhaufen, der die Stadt enge umschloß. Endlich aber, als die Franzosen, aus Navarra vertrieben, keinen Beystand bringen konnten, und nach manchem Verluste die Noth der Städter wuchs, da ward man williger, die gelinden Bedingungen anzunehmen, welche die Statthalter anbothen. Es wurden neue Obrigkeiten eingesetzt, und Padilla's Witwe mußte von dem Schlosse abziehen; aber nicht eher entschloß sie sich aus der Stadt zu weichen, bis ihr der Rath befohlen, ihre verborgenen Waffen auszuliefern und

ohne Schutzwache zu wohnen. Jetzt schien ihre Sicherheit gefährdet, und von einem Diener begleitet zog sie, als Bäuerin verkleidet, mit einigen Gänsen im Korbe, auf einem Maulthiere bey Nacht aus der Stadt. Als sie vergebens bey furchtsamen Verwandten Schutz gesucht, entfloh sie nach Portugal, wo sie nach einigen Jahren starb.

So ward der furchtbare Aufstand gedämpft, und wo nach des Bundes Niederlage noch heimlicher Mißmuth sich verbergen mochte, besänftigte die milde Behandlung, welche der rückkehrende König den Empörern bewies. Aber in dem Kampfe ging unter, was von verfassungsmäßiger Freyheit übrig geblieben. Der Adel, dem sich der Bürgerstand so furchtbar gezeigt, schloß sich immer fester an den Thron, und wenn auch die Ständeverfassung ungeändert blieb, es wurden die Rechte der wehrlosen Städte so beschränkt, daß in den Versammlungen der Stände selten noch vaterländischer Gemeingeist sich regte und der edle Muth verstummte, womit die Väter für des Landes Wohl gesprochen.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1666. (Franz.) Roland Frejus Reise nach Nordafrika.

J. n. Chr. G. 1666 und 1667. (Franz.) Villaut's de Bellefond's Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1668. (Holl.) Nikol. Graaf's Reise auf dem Ganges.

J. n. Chr. G. 1668. Die Holländer besetzen Surinam.

J. n. Chr. G. 1668. (Engl.) Kapitän Gillam und des Franzosen de Groseiller Entdeckungsfahrt nach Nordamerika.

(De Groseiller war ein kanadischer Bürger, der vorher das Innere von Nordamerika durchstreift hatte, dann nach Paris ging, um sich die Unterstützung der Regierung zu weiteren Unternehmungen zu erbitten; er wurde abgewiesen und trat darauf in englische Dienste.)

J. n. Chr. G. 1669. (Franz.) D'Elbée's Reise nach Ardrah.

J. n. Chr. G. 1669. (Deutsch.) Johann Schreyer's (eines Chirurgus) Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung u. s. w.

(Diese Reise ist bloß darum merkwürdig, weil ihr Verfasser der erste war, der von der so genannten Schamdecke der Hottentottinnen sprach.)

J. n. Chr. G. 1669. (Engl. Joh. Narborough's Fahrt durch die Magellanische Meerenge.

J. n. Chr. G. 1670. (Franz.) De la Haie's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1670. (Franz.) Dellon's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1672. (Deutsch.) P. Wansleben's Reise nach Ägypten.

J. n. Chr. G. 1672. (Engl.) John Fryer's neunjährige Reise nach Indien und Persien.

J. n. Chr. G. 1673. (Engl.) Anfang von W. Dampier's Reisen in die Südsee und um die Welt.

J. n. Chr. G. 1676. (Engl.) Joh. Wood's Reise nach Norden.

J. n. Chr. G. 1678. (Holl.) Keyt's Reise nach Neu-Guinea.

J. n. Chr. G. 1679. (Engl.) Wood's und Cowley's Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1680. (Engl.) Bevölkerung von Pensylvanien.

J. n. Chr. G. 1680. (Deutsch.) D. Benj. Olitzschen's Reise nach Sumatra (beschrieben von Elias Hesse.)

J. n. Chr. G. 1680. (Engl.) Sharp's Reise nach Darien.

J. n. Chr. G. 1681. (Franz.) Regnard's und seiner Gefährten Reise nach Lappland.

J. n. Chr. G. 1682. (Franz.) Le Maire's Reise nach den Canarien-Inseln und nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1682. (Port.) P. Hieron. Merolla's Reise nach Kongo.

J. n. Chr. G. 1683. (Franz.) Baron La Hontau's Reise nach Nordamerika — 1693.

J. n. Chr. G. 1683. (Deutsch.) Der Chur-Brandenburgische Major Otto Friedrich von der Gröben fährt, für Rechnung seines Herrn, nach Guinea, um auf dieser Küste Besitz zu nehmen.

J. n. Chr. G. 1684. (Franz.) Ravenau de Lussan's Reise mit den Flibustiers in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1684. (Franz.) P. Avril Reise durch Mittelasien.

J. n. Chr. G. 1685. (Franz.) Tachard's und Ritter von Chumont Reise nach Siam.

J. n. Chr. G. 1686. (Span.) Don Lazeano's Reise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1686. (Franz.) Forbin's Reise nach Siam.

J. n. Chr. G. 1687. (Franz.) Lojardière's Reise nach der Kafferküste und Aufenthalt in dem Lande der Makossen.

J. n. Chr. G. 1687. Fünf französische Jesuiten reisen nach Peking.

J. n. Chr. G. 1687. (Franz.) Tachard's zweyte Reise nach Siam.

J. n. Chr. G. 1688. (Franz.) Joh. v. Fontaney's Reise durch China.

J. n. Chr. G. 1688. P. Gerbillon's acht Reisen in die Tatarey, von 1688 bis 1695.

J. n. Chr. G. 1690. (Engl.) Joh. Ovington's Reise nach Ostindien.

J. n. Chr. G. 1690. (Deutsch.) Engelbr. Kämpfer's Reise nach Japan.

J. n. Chr. G. 1690. (Franz.) Franz Leguat's Reise nach den Maskarenischen Inseln.

J. n. Chr. G. 1690. (Franz.) Du Mont's Reise in die Levante.

J. n. Chr. G. 1692. (Span.) Fr. Correal's Reise nach Südamerika.

J. n. Chr. G. 1693. (Engl.) Thomas Philipp's Reiſe durch Guinea.

J. n. Chr. G. 1693. (Franz.) Joachim Bouvet's Reiſe nach China.

J. n. Chr. G. 1693. (Ital.) Gemelli Carreri's vierjährige Reiſe zu Land und zur See durch alle Haupttheile der Erde, bis 1697.

J. n. Chr. G. 1695. (Ruſſ.) Eberhard Isbrand Ides Geſandtſchaftsreiſe nach China.

J. n. Chr. G. 1695. Niederlaſſung der Franzoſen auf der Senegal-Inſel.

J. n. Chr. G. 1695. (Franz.) Franz Froger's Reiſe durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee u. ſ. w.

J. n. Chr. G. 1696. (Holl.) Vlaming's Reiſe nach Neuholland.

J. n. Chr. G. 1696. (Port.) P. Anton Zuchelli's Reiſe nach Kongo.

J. n. Chr. G. 1696. (Engl.) Bowyear's Reiſe nach Cochinchina.

J. n. Chr. G. 1697. (Franz.) A. Brue's Reiſen in und durch Senegambien — bis 1715.

J. n. Chr. G. 1697. (Ruſſ.) Moroſko entdeckt Kamtſchatka.

J. n. Chr. G. 1697. (Engl.) Heinr. Maundrell's Reiſe in die Levante.

J. n. Chr. G. 1698. (Schwed.) Niels Matthiſſons Köping's Reiſen in verſchiedene Theile von Aſien.

J. n. Chr. G. 1699. (Franz.) Diereville's Reiſe nach Neuſchottland.

J. n. Chr. G. 1699. (Franz.) Paul Lucas Reiſe in die Levante und beſonders nach Ober-Ägypten — bis 1703.

(Derſelbe that im J. 1704 bis 1708 eine zweyte, und von 1714 bis 1717 eine dritte Reiſe in die verſchiedenen Gegenden der Levante, auch nach Afrika.)

J. n. Chr. G. 1699. (Deutſch.) Franz Kaſpar Schillinger's Reiſe nach Perſien und Indien.

(Nur wegen der Perſon merkwürdig, ſonſt unbedeutend.)

J. n. Chr. G. 1699. (Franz.) Jac. Barbot's und Joh. Grazilhier's Reiſe nach der Küſte Kalabar.

J. n. Chr. G. 1699. (Engl.) W. Dampier's Fahrt nach Neuholland.

J. n. Chr. G. 1700. Jac. Barbot's und Joh. Caſſeneuve's Reiſe nach Kongo.

J. n. Chr. G. 1700. W. Dampier entdeckt Neu-Britannien.

J. n. Chr. G. 1700. (Franz.) Jean Pitton de Tournefort's Reiſe in die Levante — bis 1702.

J. n. Chr. G. 1701. (Holl.) Corn. van Bruyn Reiſe nach Rußland und Perſien.

J. n. Chr. G. 1701. (Span.) Der Jeſuit Kino entſcheidet, daß Kalifornien eine Halbinſel und keine Inſel iſt.

J. n. Chr. G. 1701. (Franz.) P. Loyer's Reiſe nach Iſſini auf Guinea.

J. n. Chr. G. 1707. (Franz.) Louis Feuillée's Reiſe nach Südamerika und Weſtindien — bis 1712.

J. n. Chr. G. 1708. Fahrt zweyer franzöſiſchen Schiffe nach Arabien, zur Errichtung einer Handelsverbindung.

J. n. Chr. G. 1708. (Engl.) Eduard Cooke's und Woodes Roger's Reiſe in das Südmeer und um die Welt — 1731.

J. n. Chr. G. 1709. (Franz.) Capitän Frondad ſchifft durch das Südmeer von China nach Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1710. Entdeckung der Palaos-(Pelju-)Inſeln durch ſpaniſche Miſſionäre.

J. n. Chr. G. 1710. Ruſſiſche Entdeckungsfahrten auf dem Eismeere.

J. n. Chr. G. 1711. Die Ruſſen entdecken die Kurilen.

J. n. Chr. G. 1711. Zweyte franzöſiſche Handelsfahrt nach Arabien.

J. n. Chr. G. 1712. (Franz.) Capitän Frezier's Reiſe in das Südmeer — 1714.

J. n. Chr. G. 1714. P. Hyppol. Deſiderius Reiſe nach Tibet.

J. n. Chr. G. 1714. (Franz.) La Barbinais le Gentil Reiſe um die Welt — 1717.

J. n. Chr. G. 1714. (Engl.) John Bell's Reiſe von St. Petersburg durch Nordaſien — 1738.

J. n. Chr. G. 1715. (Ruſſ.) Markof's Reiſe in Schlitten auf dem Eismeere bis zum 78. Grad N. Br.

J. n. Chr. G. 1716. (Franz.) Compagnon's Reiſe nach Bambuk.

J. n. Chr. G. 1717. (Ruſſ.) Lor. Lang's Geſandtſchaftsreiſe nach China.

J. n. Chr. G. 1719. (Engl.) Knight's und Barlow's Entdeckungsfahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1719. (Engl.) W. Snelgrave's Reiſe nach Sierraleona.

J. n. Chr. G. 1719. Georg Shelvoke's Reiſe um die Welt von 1719 bis 1722.

J. n. Chr. G. 1720. Des päpſtlichen Legaten Carl Ambros Mezzabarba's Reiſe nach Peking.

J. n. Chr. G. 1720. (Franz.) P. Charlevoix's Reiſe nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1720. (Franz.) Laval's Reiſe nach Louiſiana.

J. n. Chr. G. 1720. (Engl.) Thomas Shaw's Reiſe in die Barbarey und zwölfjähriger Aufenthalt daſelbſt.

J. n. Chr. G. 1721. (Engl.) G. Robert's Reiſe nach den Canarien- und Inſeln des grünen Vorgebirges.

J. n. Chr. G. 1721. (Engl.) Joh. Atkin's Reiſe nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1722. (Franz.) P. Ant. Gaubil's Reiſe durch Sina.

J. n. Chr. G. 1722. (Franz.) Guillier's Reiſe nach Bengalen.

J. n. Chr. G. 1722. (Engl.) Scrogg's Reiſe nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1722. (Holl.) Roggewein's Reiſe in das Südmeer und um die Welt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 2. und Mittwoch den 4. April 1810.

Das ist der Sieg und Adel des menschlichen Geistes: die welterschütternde Macht der gewaltigen Tyrannen, ihre Schrecken, ihr Joch, ist, mit den Foltern in ihrer Brust und mit den Seufzern der Nationen, vorüber, aber noch lebt und wirkt (oft mehr als Anfangs), und so lange die Welt stehet, wird leben und wirken, was große Seelen, ohne andere Macht, als die Sympathie des Guten, zu Emporhaltung, Führung und Begeisterung der Gemüther in unsterbliche Werke niederlegten. Noch schmeichelt der Natursinn Herodots, und findet der Xenophontische Honig zum Herzen den Weg. Noch lehrt Polyb, Demosthen's Donner ist nicht verhallt, Marcus Tullius proscribirt den Antonius noch. Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit. Unkluge Anwendung bringt Unglück; aber das Bewußtseyn hält schadlos.

Johann von Müller.

(40 und 41.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Maximilian I.

Tagebuch über den Heerzug des römischen Königs Maximilian gegen Ungarn und nahmentlich gegen Stuhlweissenburg; nach dem Tode des Königs Mathias Hunniady Corvin 1490 *).

Erstlich zog im Monath August des gedachten Jahrs der römische König mit einer beträchtlichen Zahl Gewappneter zu Pferd und zu Fuß zu Wien in Österreich ein.

Im nähmlichen Monath gegen dessen Ende, ließ er eine bedeutende Zahl schweren Geschützes auf die außer der Stadt befindlichen Gräben aufführen, und gegen seine Burg richten, um die Leute des verstorbenen Königs von Ungarn selbe zu räumen zu zwingen.

Da sie deshalb die Burg noch nicht verließen, so befahl der König, Laufgräben zu eröffnen, und die Burg wirklich zu beschießen; die Burg wurde dadurch an mehreren Orten beschädiget, und die Leute des Königs Mathias ergaben sich darauf in 5 oder 6 Tagen unter einziger Bedingung der Sicherheit ihres Lebens.

Während dieser Zeit und des Aufenthalts des römischen Königs in besagter Stadt Wien, sammelten sich von allen Seiten her eine große Anzahl Kriegsleute. — Am Anfange Septembers begab er sich von Wien nach Klosterneuburg, eine kleine anderthalb Stunden davon entfernte Stadt, belagerte und beschoß sie so stark, daß die darin befindlichen Anhänger des Königs Mathias sie unter der Bedingung, ihr Leben zu schonen übergaben.

Es ist auch noch eine andere kleine Stadt, Korneuburg, eine halbe deutsche Meile von Klosterneuburg entfernt, welche stark und in Sümpfen zu liegen scheint; der Kaiser begab sich nicht dahin, weil die Zeit, welche er zur Reise nach Ungarn bestimmt hat, herannäherte.

Er kehrte daher nach Wien zurück und ging nach Neustadt, das Schloß daselbst war noch von Mathias Leuten besetzt, und behauptet; da der Kaiser sah, daß es schwer zu nehmen, so ließ er nur eine Besatzung in der Stadt, und kehrte nach Wien zurück, wo er seine Krieger versammelte und sich zur Reise bereitete.

Zu diesem Ende zog der Kaiser am 4. October 1490 mit einer Anzahl auserlesener Reuterey und Fußvolk von Wien ab.

Ungefähr 4 Meilen von Wien hielt der Kaiser auf ungarischem Boden die Musterung seines Heeres, es bestand aus 16 bis 18 Tausend wirklichen Streitern, man führte gar keinen Mundvorrath mit, sondern zehrte von dem, was man vorfand.

Der Kaiser ging mit seinem Heere immer vor, und kam nach einigen Tagen vor Steinamanger, dem Geburtsorte des heiligen Martins, eine kleine Stadt, deren Mauern wie ein Schloß mit Gräben umgeben sind, sie war im Vertheidigungszustande, sie wurde daher belagert; da aber der Kaiser wohl einsah, daß ihn deren Eroberung zu lange beschäftige, und daß er Zeit dabey verliere, so schloß er mit der Besatzung eine Capitulation, kraft welcher sie sich ergeben mußte, wenn sie innerhalb 14 Tagen keine Hülfe vom König von Ungarn erhalten würde.

Der Kaiser ließ den Herrn von Reyncheberch mit 400 Mann Cavallerie und 3 bis 4000 Mann Infanterie als Observationscorps zurück, die Stadt ergab sich nach Verlauf der

*) Das Original ist in flamändischer Sprache. Hier, wie überall in seinen Memoirenbüchern und Diarien spricht Maximilian von sich in der dritten Person. M. s. hierüber die merkwürdige Stelle im österr. Plutarch V. Bd. S. 159—180.

14 Tage, und Reyncheberch schloß sich wieder an das Heer des Kaisers an, nachdem er eine kleine Besatzung in der Stadt zurückgelassen hatte.

Am 8. November kam der Kaiser nach Weßprim, wo er sich 5 oder 6 Tage aufhielt, darauf setzte er seinen Weg nach Stuhlweissenburg, der Hauptstadt und Hauptfestung in Ungarn, wo die Könige dieses Reiches erwählt, gekrönt und begraben werden, fort.

Den 19. November kam der Kaiser vor Stuhlweissenburg, und da er seine ganze Macht beysammen hatte, schickte er den Stallmeister Johann Tyskies, die Avantgarde zu führen und die Vorstädte der Stadt zu nehmen, welche gering gerechnet, so groß als die Stadt Rüssel sind.

Weiters, daß der Kaiser hievon benachrichtiget, auf der Stelle aus besagten Vorstädten 5 bis 6 kurze Karthaunen und eben so viele Feldschlangen herauszog und diese sammt dem Geschütz des besagten Meisters Hans Thiskie's vor eines der Stadtthore und Mauern der gedachten Stadt richten, und unaufhörlich abfeuern ließ, weil auch aus der Stadt stark gefeuert, und, um das ein Mahl aufgeführte Geschütz zu sichern. Als die in der Stadt den ersten Schuß von dieser Seite erhielten, verließen sie die Ringmauern und begaben sich auf die Flucht. Die Böhmen waren die ersten, welche während der Beschießung in die Gräben auf der linken Seite des Thores eindrangen, die Mauern erstiegen, und in der Stadt festen Fuß faßten.

Als die Stadt nun geöffnet wurde, zog er mit seiner ganzen Compagnie ein, und ließ sein Heer auf den nächst der Stadt gelegenen Feldern.

Nach gemachter Eroberung dieser Stadt und nach gehaltenen Einzug verurtheilte der Kaiser, 8 bis 9 Personen, es waren theils Einwohner dieser Stadt, theils dahin geflüchtete Ungarn.

Als dieß alles geschehen war, verließ der Kaiser den nähmlichen Tag noch die Stadt und begab sich zu seinem nahe liegenden Heer.

Weiters, daß am folgenden Tag den 20. November der Kaiser in gedachte Stadt zurückkehrte, und sein Möglichstes anwendete, die Hauptleute und die deutschen Krieger herauszuziehen, und gegen Ofen aufzubrechen, indem er ihnen erlaubte, daß von jeder Compagnie zwey zurückbleiben sollten, um an der Beute gleichen Theil zu erhalten.

Sie sagten dem Kaiser wohl mehr als acht Mahl, und während eben so vielen Tagen, daß sie von gedachter Stadt durchaus nicht abziehen werden, da sie ohnehin genug gethan zu haben glauben, die Stadt mit Sturm genommen zu haben, ehe ihnen nicht ein doppelter Sold gezahlt und jeder von ihnen seinen Antheil an der Beute hätte.

Der Kaiser sah zwar ihre Hartnäckigkeit, hoffte aber doch noch sie zu gewinnen, und schickte deshalb ein oder zwey Tage nach Einnahme der Stadt den Herzog Christoph von Bayern mit 7 bis 8000 Mann von Stuhlweissenburg zwey Meilen gegen Ofen voraus, dort schlug er ein Lager, und verweilte 14 Tage, während dieser Zeit suchte er immer die Lanzknechte zu gewinnen, aber vergebens.

Weiters sendete man Ludwigen Brune, gekrönten Poeten damahls kaiserlichen Rath nach Ofen zu dem König von Böhmen (Wladislaw) als Herold (indem er das Portefeuille des Kaisers führte) um die Übergabe der Stadt zu bewerkstelligen.

Ferners, daß er auf der Reise vom gedachten König und seinen Leuten sehr übel behandelt wurde, man drohete ihm einen schmählichen Tod, und er war froh rückkehren und sich wieder zum Heere des Herzogs begeben zu können.

Da die Lebensmittel in einem Umkreise von 5 Meilen ganz aufgezehrt und die Lanzknechte noch immer widerspenstig waren, so mußte der Kaiser den Herzog sammt seinem Heere in gedachte Stadt und Vorstädte zurückziehen.

7 oder 8 Tage darauf brach der Kaiser mit seiner ganzen Armee von Stuhlweissenburg auf, wo er nur eine Garnison unter dem Befehle des Reymprecht zurückließ.

Bey seiner Rückkehr verabschiedete er viele sowohl von der Infanterie als Cavallerie, er behandelte die deutschen Fußvölker gut, ja selbst diejenigen welche Ursache waren, daß er nicht gemäß seinem geäußerten Wunsch nach Ofen ziehen konnte.

Ferners daß die Deutschen in einigen Dörfern Feuer legten, womit der Kaiser sehr übel zufrieden war; der Kaiser eilte so sehr, daß er von gedachter Reise in Neustadt die Weinachtsnacht eintraf.

Der Kaiser fand das Schloß der Neustadt bereits den Seinigen übergeben.

Der Kaiser setzte darauf seinen Weg bis nach Nürnberg fort, dort erhielt er die Nachricht, daß der Mangel an Lebensmitteln Reymprecht mit seinen Leuten die Stadt zu verlassen zwang, eine Sache die leicht vorherzusehen war, da schon zur Zeit der Abreise des Kaisers auf 8 Meilen im Umkreise weder Vivres noch Fourage zu haben gewesen.

Tarragona.

Tarragona, im Lateinischen Tarraco, liefert uns ein merkwürdiges Beyspiel solcher Städte, die, nachdem sie die Welt durch ihren Glanz, ihre Größe und ihre Macht in Erstaunen gesetzt hatten, in einem Augenblicke verschwinden, und bloß einen berühmten Nahmen und ein unfruchtbares Andenken ihres vergangenen Ruhms hinterlassen. Diese Stadt, Eine der größten des römischen Reichs, die Erste in Spanien, der Sitz der Prätoren, der Mittelpunct der Macht der römischen Republik, ist heut zu Tage auf einen Umfang von drey kleinen Viertelstunden, auf eine Bevölkerung von 9 bis 10,000 Seelen herabgesunken, hat sehr gewöhnliche Häuser und befindet sich in einem Zustande, der wenig von jenem der Armuth verschieden ist.

Man ist weder über den Zeitpunct ihrer Gründung, noch über den Nahmen ihres Erbauers einig; die Einen behaupten, sie habe ihr Daseyn dem Herkules, die Andern dem Tarraco, Könige von Ägypten und Äthiopien, zu verdanken, der im Jahre 730 vor Christi Geburt nach Spanien gekommen seyn soll. Mehrere andere Mährchen beweisen bloß daß sich der Ursprung Tarragonas in das Dunkel der Zeiten verliert. Plinius behauptet, es sey von den Scipionen erbaut, allein Titus Livius, Polybius und andere Geschichtschreiber nehmen mit Recht an, daß es schon vor diesen beyden Generalen vorhanden gewesen sey. Es war schon Di

Hauptstadt der Cosetaner, als die Römer nach Spanien kamen; diese sahen bald alle die Vortheile ein, die ihnen die Lage desselben gewähren konnte, und machten es zur ansehnlichsten Stadt auf der Halbinsel.

Die beyden ersten Scipionen, Cnejus und Publius, hielten sich während der Kriege mit den Carthaginiensern hauptsächlich zu Tarragona auf; sie errichteten daselbst einen conventus juridicus oder Obertribunal, um die streitigen Sachen zu entscheiden, und es wurde der Residenzort der Proconsuln, welche die Republik nach Spanien schickte. Scipio, der Afrikaner, welcher den beyden andern Scipionen nachfolgte, hielt sich beständig daselbst auf, wenn er sich nicht an der Spitze seiner Armee befand; in diese Stadt rufte er nach der Einnahme von Carthago die Abgeordneten der Bundesstädte zusammen. In der Folge schlug sich Tarragona, das bisher Pompejus Partey genommen hatte, auf Cäsars Seite, erhielt von ihm die Beynahmen Julia und Victrix, und wurde zu dem Rang einer römischen Colonie erhoben.

Unter den Kaisern behauptete Tarragona seine Größe; Augustus trat daselbst sein achtes und neuntes Consulat an, empfing die Gesandten aus Indien und Scythien, und leitete beynahe zur nähmlichen Zeit die Unternehmung gegen die Cantabrer, welche die Römer noch nicht hatten unterwerfen können.

Im Winter des Jahres 121 beehrte der Kaiser Hadrianus diese Stadt mit seiner Gegenwart.

Unter der Regierung des Gallienus begann das Unglück der Stadt Tarragona.

Die erste Auswanderung der Barbaren des Nordens hatte für sie die traurigsten Folgen; während ihres zwölfjährigen Aufenthalts in Spanien richteten sie dieselbe gänzlich zu Grunde, und sie konnte sich während der Unruhen, die unter der Herrschaft der dreyßig Tyrannen herrschten, bey weitem nicht wieder erhohlen. Als endlich Probus Kaiser geworden war fing Tarragona sich wieder zu erhohlen an; und ob es schon viel von seiner alten Größe verloren hatte, so hatte doch der Präsident der Provinz fortdauernd seinen Aufenthalt daselbst.

Diese Stadt blieb unter der Herrschaft der Römer bis zum Jahr 466, wo sie in die Gewalt des Königs der Wisigothen, Eurichs, fiel. Der Überrest der Provinz, die Einzige, welche die Römer noch in Spanien behaupteten, hatte das nähmliche Schicksal. Tarragona gehorchte seinen neuen Herren bis zum Anfange des achten Jahrhunderts; um diese Zeit, welche für Spanien so traurig war, belagerten die Mauren diese Stadt, welche ihnen einen dreyjährigen Widerstand leistete. Der Sieger, den eine so lange Belagerung wüthend gemacht hatte, zerstörte sie von Grund aus; diejenigen von ihren Einwohnern, welche dem verheerenden Schwerte der Anhänger Mahomeds entfliehen konnten, verließen sie, und diese einst so blühende Stadt bestand in weiter nichts mehr, als in einigen von Mauren bewohnten Häusern. Nach dieser Verheerung vergingen vier Jahrhunderte. Endlich bemächtigten sich die Grafen von Barcelona desjenigen, was man noch Tarragona nannte und beschäftigten sich ernstlich mit seiner Wiederaufbauung; derjenige, der am meisten hierzu beytrug, war sein Erzbischof, der heil. Oldegarius, gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts; diesem Prälaten hat es hauptsächlich sein neues Daseyn zu verdanken.

Diese Stadt, die sich nebst ganz Catalonien gegen den König Philipp IV. empört hatte, wurde von den Truppen dieses Monarchen im Jahre 1640 eingenommen. Im Jahre 1644 wurde sie von den Franzosen belagert, die aber ihre Belagerung aufheben mußten. Da sie sich im spanischen Successionskriege zur Partey des Erzherzogs Carl von Österreich hielt, so öffnete sie im Jahre 1705 den englischen Truppen ihre Thore, und als diese im Jahre 1713 nach dem Utrechter Frieden aus der Stadt abzogen, steckten sie dieselbe in Brand, zündeten den größten Theil der Häuser an und zerstörten zum Theil die Festungswerke. Dieser Zeitpunct war für Tarragona die Epoche seines gänzlichen Verfalles, und es hat sich von dem damahls erlittenen Verluste nie wieder erhohlen können. Es bedurfte der Regierung Carls IV, daß Tarragona noch ein Mahl aus seinen Ruinen empor stieg; die Arbeiten, welche dieser Monarch anbefohlen hat, um daselbst einen geräumigen und stark befestigten Hafen zu erbauen, müssen auf den Handel und die Bevölkerung dieser Stadt einen sehr großen Einfluß haben, und werden sie einst wieder zu dem Range erheben, den sie sonst einnahm. — Tarragona liegt unter einem schönen Himmelsstriche und hat ein gemäßigtes Clima, das indessen doch mehr warm als kalt ist. Es herrschen daselbst oft heftige Stürme. Die Lebensmittel sind gut, die Früchte wohlschmeckend, der Wein vortrefflich, aber schwer. Es fehlte an Quell- selbst an Brunnenwasser, man mußte Cisternenwasser trinken, das gewöhnlich schlecht war, bis der letzte Erzbischof dieser Stadt eine prächtige Wasserleitung anlegen ließ, die der Stadt vortreffliches Wasser liefert. Diese Wasserleitung ist zum Theil auf den Ruinen eines ähnlichen Werks erbauet, daß die Römer errichtet hatten.

Die Stadt Tarragona hat keine andere Annehmlichkeit, als die Schönheit seiner Lage; sonst ist sie sehr traurig, ohne Vergnügungen, ohne Gesellschaft, ohne Schauspiel; ihre Gassen sind enge, klein, krumm, oft bergig; ihre Häuser schlecht gebauet, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, welche ein besseres Ansehen haben. Sie hat weder öffentliche Plätze, noch Fontainen, noch Brunnen, noch Promenaden; diejenigen, auf denen man spatzieren geht, verdienen diesen Nahmen nicht; sie beschränken sich auf einen gebahnten Weg um einen Theil ihrer Ringmauern und auf eine Art sehr kleiner Terrasse, welche das Meer beherrscht; beyde haben keine Bäume, man geht da ganz im Freyen. Seit etwa 15 Jahren hat man eine große Straße angelegt, die nach dem St. Carlosthore führt; sie ist sehr lang, breit, gerade, und hat einige schöne Häuser.

Tarragona ist der Sitz eines der ältesten Erzbisthümer in Spanien, daß schon unter dem Könige Wamba vorhanden war, und im Jahr 1088 von Raimund Berenger, Grafen von Barcelona, wieder hergestellt wurde, nachdem er die Mauren vertrieben hatte. Seine Jurisdiction erstreckte sich sonst sehr weit; sie ist aber durch die Errichtung neuer Hauptstädte verkleinert worden. Heut zu Tage hat dieser Sitz zu Suffraganbischöfen den Bischof der Insel Ivica und die sieben Bischöfe von Catalonien. Seine Diöcese enthält ein Hauptcapitel und 740 Kirchspiele. Der Erzbischof führt den Titel Fürst von Tarragona; er salbte die Könige von Arrago-

nien. Die Stadt hat bloß eine einzige Pfarrkirche, welches die Hauptkirche ist; acht Mönchs- und vier Nonnenklöster, und ein Beguinenkloster vom Orden des h. Dominicus. Tarragona hat ein Waisenhaus, eine Mädchenschule und ein Collegium für junge Leute.

Es ist der Hauptort eines Oberamtes, das 190 Örter enthält. Auch hatte es sonst eine Universität, die aber nebst allen Universitäten Cataloniens von Philipp V. aufgehoben worden ist.

Die geheiligten Thiere der neuern Zeit.

Man findet zuweilen auf antiken Bildern und Schnitzwerken der mittlern Jahrhunderte Thier- und Menschengestalten in seltsamer Vermischung bey kirchlichen Functionen vereinigt. Man hat diese bizarren Darstellungen, um sie commentiren zu können, bald allegorisch gedeutet, bald für eine Art Mönchs-Hieroglyphe gehalten, bald für eine Grille des geschmacklosen Künstlers. Vielleicht erhalten sie aber noch einen andern Sinn, wenn man folgende charakteristische Züge des Zeitalters gelesen hat, die ein französischer Schriftsteller vor wenigen Wochen nur von Frankreich allein bekannt gemacht hat *). Gewiß läßt sich dazu noch ein zahlreicher Beytrag aus andern Ländern Europens sammeln.

Griechen, Ägyptier, Römer, Germanier u. s. w. hatten ihre geheiligten Thiere. Die Christen auch. Bey diesen spielte auch der Esel eine vorzügliche Rolle in den kirchlichen Feyerlichkeiten, und zum Theil noch heutiges Tages am Palmsonntage und zur Weihnachtsfeyer.

In der Stadt Aix war noch zu Fenelon's und Bossuet's Zeiten, also nicht in jenen finstern Jahrhunderten, die wir die eisernen nennen, eine Katze das geheiligte Thier **). Der schönste Kater des Landes both sich, getragen in einem prächtigen Reliquien-Behälter, allen Blicken dar. Er war bunt geschmückt, wie ein Kind; man liebkosete ihn, warf ihm Blumen, beugte das Knie vor ihm; genug, die fromme Ehrfurcht, die man ihm erwies, machte ihn gewisser Maßen zum Gott des Tages.

Zu Saint-Jean waren die Katzen ebenfalls im Spiel, aber nicht auf die für sie angenehmste Weise. Man versammelte eine große Zahl derselben auf dem Platze vor der Kathedralkirche, während der Bischof daselbst ein mächtiges Freudenfeuer anzündete. Alle Katzen wurden dann lebendig in die Flammen geworfen. Die Existenz dieses seltsamen Gebrauchs war den Mönchen der Liga noch wohl bekannt, da sie von öffentlicher Kanzel predigten, „daß man den König Heinrich IV. in den Katzenkorb zu Saint-Jean werfen müsse, denn das wäre ein Opfer, dem Himmel zum Wohlgefallen, der Erde zur Freude."

Der Clerus von Brüssel hatte in seiner berüchtigten Procession von Sablon ***) einen Scherz mit den Katzen, der nicht viel menschlicher war. Ein Bär, im Chorhemde, mit Bändern verziert, thronte auf einem Wagen, mit den Pfoten auf den Tasten einer Orgel ruhend. Um die Tollheit vollkommen zu machen, hatte man statt der Orgelpfeifen Katzen, in engen Kasten eingesperrt, worin sie sich nicht bewegen konnten. Ihre Schwänze ragten oberwärts aus dem Kasten, durch besonders dazu gemachte Löcher, und waren mit Schnüren gebunden, die am Orgelregister hingen. Jedes Mahl, wenn der Bär eine seiner schweren Tatzen auf die Tasten fallen ließ, zog er damit die Schwänze der Katzen hoch, die dann ein abscheuliches Gekreische anstimmten. Von Zeit zu Zeit schlug der Bär im Chorhemde seine Orgel; und die Katzen schrien jämmerlich durch den Processionsgesang.

Unter Philipps des Schönen Regierung hatte man noch in Paris die so genannte Fuchsprocession (procession du renard). Ein Thier dieses Nahmens, mit einer Art Chorhemde und Bischofsmütze bekleidet, figurirte mitten unter der Priesterschaft bey dem festlichen Umgange. Man hatte inzwischen dem Geschmack dieses neuen Heiligen Rechnung getragen, und ließ unterwegs Geflügel aller Art an der Straße erscheinen. Der Fuchs vergaß natürlich dabey von Zeit zu Zeit seine frommen Functionen, um einen Huhn, einer Taube nachzusetzen und sie wegzuschnappen. Der König liebte diese Prozession sehr. Er verglich dann immer die Verwüstungen, die dieser geschworne Feind der Hühnerställe anrichtete, mit den Erpressungen der Datarie *).

So lächerlich diese Possenspiele waren, konnten sie doch kaum komischer seyn, als die jährliche Prozession, die in der Kirche zu Rheims gehalten wurde **). Am Aschermittwoch machte der dortige Clerus immer eine feyerliche Station nach Saint-Remi. Die Chorherren, das Kreutz vor sich hergetragen, waren in Reihen gestellt, und jeder derselben schleppte hinter sich an einem langen Bande — einen Häring. Nun war jeder sorgfältig während der ganzen Prozession darauf bedacht, immer auf den Häring, der vor ihm her gezogen ward, zu treten, und hingegen den seinigen vor dem Fußtritte der nachfolgenden Person zu verwahren!!

Ein Schwärmer zu Soissons administrirte einst mit vollem Ernste das Sacrament der Taufe bey — einer Kröte. Sie empfing den Nahmen Johannes ***). Auch die noch an manchen Orten übliche Taufe der Glocken kann hieher gerechnet werden.

Die Einwohner von Corbie (einer Stadt unweit Amiens) machten sichs einmahl zum großen Verdienste, alle ihre Hunde zum fleißigen Besuche des christlichen Gottesdienstes anzuhalten. Noch vor zwanzig Jahren hatte man alle Mühe in verschiedenen französischen Dörfern, Staare abzurichten, das Kyrieleison und Alleluja zu lernen. So abgerichtet, machten diese Vögel in der Kirche den Chor mit.

Das rohe, unwissende Volk mengt überall ohne Wahl das Erhabenste mit dem Niedrigsten. Welche Albernheiten und Unsittlichkeiten erzählte das rohe Griechenland von seinen Göttern, wie Homer und Ovid die Sagen aufnahmen? Die Kamtschadalen sprechen nie von ihrem Gott, ohne sich über ihn herzlich satt zu lachen; und manche unserer Bauern grollen ganz ernstlich mit ihren Heiligen, wenns nicht nach Wunsch geht, oder machen sie zu Schutzpatronen böser Anschläge.

*) Desnos, Ex-gegislateur, im Februarstück des Esprit des Journaux S. 237.
**) Le Cons. 1757
***) Voyage de Philippe II. à Bruxelles.

*) Sauv. hist. des antiquit. de Paris.
**) Anquetil Hist. de Reims.
***) Gregor. de Toul. Inst. juris univ.

Im Dom zu Magdeburg versammelt sich am Michaelstag unzähliges Volk, um einen hölzernen Hahn von der Orgel herab, unter schallendem Gelächter, drey Mahl krähen zu hören. In Schwyz pflegte, es ist noch nicht lange her, am Sonnabend vor Ostern, eine Puppe in der Kirche, den Welterlöser vorstellend, zum Kirchendach aufzufahren, unter dem Geläute aller Glocken, und Nüsse, Oblaten u. s. w. unter die jauchzende Menge herab zu schütteln.

So herrschte derselbe burleske Witz in den kirchlichen Gemählden, Stickereyen und Schnitzwerken. Man sollte glauben, man habe mit dem Heiligen Gelächter erregen, und sich auf eine religiöse Art belustigen wollen. So sieht man an den Capitälen der großen Pfeiler des Münsters zu Straßburg eine Prozession geschnitzt, worinn ein Schwein den Weihkessel, Esel priesterliches Gewand, Affen mancherley Attribute der Religion u. s. w., in ihren Pfoten tragen.

Auch ein Beytrag zur Titelsucht.

Der Friedensfürst Spaniens, Don Manuel Alvarez de Godoi, war nicht der Erste, welcher diesen auszeichnenden Titel führte; schon Don Orendayn nahm den Nahmen Principe de la paz an, weil er im Jahre 1725 den Frieden zwischen Spanien und dem deutschen Kaiser unterzeichnet hatte.

Überhaupt herrscht in Spanien unter den Großen die Sitte, daß, wenn sie eine neue Benennung annehmen, solche zugleich die Bezeichnung irgend einer vorzüglichen Handlung von ihnen wird. So hieß sich Don Navarro nach dem Seetreffen bey Toulon im Jahre 1744 la Victoria, und ein anderer, der den spanischen Infanten einmahl nach Italien übergeführt hatte, nahm sogar den etwas komischen des königlichen Transports an.

Der bescheidenste aller dieser Titel ist wohl jener, welchen Farinelli's, des berühmten Sängers, Freund annahm. Den Zeno Somo de Silva, von dunkler Abkunft, Anfangs Buchhalter bey einem Banquier in Cadix, dann durch seine seltenen Talente allmählig Intendant der Armee, endlich an Carvajal's Seite Staatsminister Königs Philipp V., empfing von seinem Monarchen den Charakter eines Marquis. Er nannte sich nun Marquis La Ensenada („An sich nichts"). Diese Demuth war sehr ungeheuchelt. Nie erhob er sich voll Übermuths, und nie war er größer, als in dem Augenblicke, da er durch die Kabale des Herzogs von Huescar gestürzt ward. Man gestattete ihm eine gewisse Zahl seiner Dienerschaft mit ins Exil zu nehmen. „Nein," antwortete er, „als Minister hatte ich ihrer zum Glanze meines Königs vonnöthen, jetzt kann ich mich sehr gut selbst bedienen." Der König bedauerte ihn sehr, und wenn er von ihm sprach, hieß er ihn nur immer den armen La Ensenada.

Livius, ein Friedensstifter.

Was Cicero *) zum Preise der humanistischen Wissenschaften gesagt hat, ist bekannt. Aber Schöneres noch können wir, die später leben, von ihnen rühmen: daß sie auch schon die Fackel des Krieges gelöscht haben. Als Kosmus von Medicis, (so erzählt Roscoe in seinem Leben des Lorenz von Medicis,) während des Krieges, den er mit dem K. Alfons von Neapel hatte, einen Livius auffand, theilte er, weil er auch dem Feinde einen Geistesgenuß nicht mißgönnte, diesen hochgehaltenen Fund sogleich seinem Gegner mit. Alfons, obschon gewarnt von seinem Arzte, der das Buch für vergiftet hielt, durchlas es mit Begierde, machte mit Kosmus Friede, und wurde sein wärmster Freund. Mag größeres Lob den Werken eines Schriftstellers zu Theil werden, als wenn man von ihnen, wie Horaz *) von den Heroen der Vorwelt, sagen kann: „Aspera bella componunt?"

*) Orat. pro Archia poëta, c. 7.

*) Epist. II. 1, 7.

Livius, als Reliquie.

Ein Seitenstück zu Livius, ein Friedensstifter, gibt eine nicht uninteressante Anecdote von diesem großen Geschichtsschreiber, die vielleicht manchem noch unbekannt ist. Erscheint uns Livius dort als Friedensstifter, so finden wir ihn hier als wahre Reliquie, nur mit dem Unterschiede, daß in jenem Artikel von Livius dem Buche, hier aber von Livius dem Körper die Rede ist. Diese Geschichte kann uns zugleich einen Beweis der Verehrung geben, welche die Landsleute des großen Mannes bis auf die spätesten Zeiten gegen ihn hägten, so wie von dem Interesse, welches der Italiäner an allem, was Kunst und Wissenschaft betrifft, nimmt. Sie ist folgende:

Als im Jahre 1413 zu Padua, wo Livius geboren und gestorben ist, neben der jetzt so herrlich dastehenden Kirche der heil. Justina ein kleines Nebengebäude für das daran stoßende Kloster aufgeführt werden sollte, und deswegen das Fundament gegraben wurde, so stießen die Arbeiter auf ein altes Mauerwerk, in welchem sie eine bleyerne, einem Sarge ähnliche Küste verwahrt fanden. Bey der Eröffnung derselben zeigte sichs, daß es auch wirklich der Behälter eines todten Körpers war. Nun wollte schon eine alte Sage, daß in dieser Gegend Livius begraben liege; auch hatte man bey früherem, aber weniger tiefem Nachgraben auf dieser Stelle bereits einen Stein gefunden, welcher das Epitaphium des Livius enthielt. Diese und andere Umstände setzten es den Paduanern außer Zweifel, daß der in dem Sarge eingeschlossene Körper der Körper des Livius sey. In der ganzen Stadt verbreitete sich die lebhafteste Freude über den schönen Fund; Vornehme und Geringe strömten herbey, jeder sah, und jeder suchte sich einen Theil der theuren Überreste zu eigen zu machen. Dieß ging so weit, daß die Mönche des Klosters, wo dieß vorging, für nöthig fanden, die Gebeine zu verbrennen, um eine, nach ihrer Meinung, einem Heiden so wenig gebührende Verehrung zu unterdrücken.

Glücklicher Weise kam das Vorhaben der engherzigen Mönche nicht zur Ausführung; die Obern der Stadt, davon benachrichtigt, kamen ihm zuvor, und die Mönche hatten den Verdruß, die heidnischen Gebeine nicht nur jetzt von dem Volke, sondern später sogar von einem Könige wie eine Reliquie behandelt und verehrt zu sehen. Auf obrigkeitlichen Befehl wurden die Liviusschen Überreste sorgfältig gesammelt, mit allen

möglichen Solennitäten unter Begleitung aller öffentlichen Behörden und dem Zuströmen des ganzen Volks auf das Stadthaus gebracht, und dort aufs feyerlichste beygesetzt. — Ein marmornes Bildniß des verehrten Landsmannes und die schöne Inschrift:

„Ossa T. Livii Patavini, unius omnium mortalium judicio digni, cujus invicto calamo invicti P. R. res gestae conscriberentur."

zeigen noch jetzt den Ort an, wo dieß geschah. — Dieses Ereigniß machte Aufsehen, und die Nachricht davon verbreitete sich schnell überall hin. So kam sie auch vor die Ohren Alfons, desselben Königs, auf den nach der oben angeführten Erzählung die Lectüre des großen Geschichtschreibers einen so außerordentlichen Eindruck gemacht hat, daß er seinem bittersten Feinde, dem Cosmus von Medicis, der ihm diese Lectüre verschafft hatte, aus Dankbarkeit für den bescherten Genuß die Hand zur Versöhnung both und Frieden mit ihm schloß. Kaum hatte Alfons von der neuen Entdeckung gehört, als er sogleich Gesandte abordnete mit dem Auftrage, um den rechten Arm des Livius zu unterhandeln. Der König wünschte nichts so sehr, als Besitzer des Gliedes zu seyn, mit welchem der unübertreffliche Schriftsteller seine Geschichte niedergeschrieben hatte. Die Abgeordneten waren auch wirklich so glücklich, diesen Wunsch ihres Herrn zu erreichen; der Arm des Livius wurde mit schweren Kosten nach Neapel gebracht, dort von dem Könige mit großen Feyerlichkeiten empfangen, und sofort als die köstlichste Reliquie aufbewahrt. — Jener reiste von Cadix nach Rom, um den Livius zu sehen, und kehrte vergnügt wieder zurück, sobald er ihn gesehen hatte. — Hier werden nach beynahe anderthalb Jahrtausenden in den finstersten Zeiten des Aberglaubens seine Gebeine, wie die Gebeine eines Heiligen, als die kostbarste Reliquie verehrt. — Ist das nicht der höchste Triumph des menschlichen Geistes?!

Sully.

Sully, der tapfere Krieger und Feldherr, der kluge Staatsmann, schrieb im vierzehnten Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Stelle, die eine von jenen gesunden und weisen Maximen ist, durch welche seine Arbeiten die schönste Quelle des Unterrichts für Fürsten und Minister ward.

„Der Friede, und nur Friede ist das große, allgemeine Interesse Europens. Die kleinern Fürsten sollen ihr ganzes Streben dahin richten, die größern Mächte darin zu erhalten, und die ansehnlichern Monarchen müssen die kleinern zum Frieden zwingen, indem sie den schwächern und unterdrückten beystehen. Dieß ist der einzige Gebrauch, den sie edler Weise von ihrer Überlegenheit machen können. Ich wundere mich nur, wie unser Welttheil, aus so civilisirten Völkern zusammengesetzt, sich noch nach so rohen, armseligen Grundsätzen beträgt? Wohin zuletzt zielt alle die tiefe Politik, mit der man sich so gern brüstet? — sich unaufhörlich einander zu zerreissen. Immer ist Krieg und Krieg das Ende von allem; man kennt kein anderes Auskunftsmittel, weiß keinen Knoten anders zu lösen, als mit dem Schwert. Das ist immer des kleinsten wie des größten Souveräns letzte Zuflucht, nur mit dem Unterschiede, daß jener kleineres, dieser größeres Geräusch macht; jener in Verbindung mit Andern, dieser, um seine Macht bewundern zu lassen, lieber allein agirt. — — Warum, in Gottes Nahmen, legen wir uns denn immer die Nothwendigkeit auf, Krieg anzufangen, um Frieden zu haben? — Denn Friede ist doch der Endzweck jedes Krieges, und man wählt ihn, weil man kein besseres Mittel weiß, ins Reine zu kommen. — Wir aber drehen die einfache Wahrheit um. Wir scheinen nur Frieden zu machen, um Krieg zu bekommen."

.....

Die Britten charakterisirte Er, der Franzose, also: Es ist keinem Zweifel unterworfen, die Engländer hassen Uns, und mit einem so innigen, so allgemeinen Haß, daß man wahrhaftig glauben möchte, er mache geradezu einen Bestandtheil ihrer natürlichen Disposition aus. Aber dieser Nationalhaß quillt am Ende doch nur aus ihrem Stolz, aus ihrer Präsumption; denn in der Welt gibts schwerlich ein Volk, daß so stolz ist, so alles neben sich verachtend, so berauscht von der Idee seiner eigenen Vortrefflichkeit. — Wenn man ihnen glaubt, gibts sonst nirgends Geist und Einsicht, als bey ihnen; sie bethen nur ihre Meinung an, verachten die Meinung aller andern Nationen, und es kommt ihnen weder in Sinn, andere anzuhören, noch gegen sich selbst mißtrauisch zu werden."

„Durch diesen Charakter schaden sie sich selbst übrigens mehr, als uns; eben dadurch werden sie zum Spiel ihrer Launen. — Umgeben vom Ocean, haben sie gleichsam dessen Unbeständigkeit angenommen; alles ändert bey ihnen, je nachdem sie eben gestimmt sind. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und andern wegen ihrer Veränderlichkeit verrufenen Völkern bestehet bloß darin, daß bey ihnen die Liebe zum Abwechseln keine Folge des Leichtsinns, sondern einer Eitelkeit ist, die sich unter tausend Formen beständig verjüngt. Aus Eigenliebe sind sie Sclaven ihrer bizarren Einfälle. Was sie eben vorher recht vernünftig arrangirt, oder recht fest beschlossen zu haben glauben, zerstören sie kurz nachher wieder, ohne daß sie dafür eine Ursache wissen. Wirklich widersprechen sie sich so sehr, daß man zuweilen in Versuchung kommt, sie nicht für die gleichen Leute zu halten. — Man prüfe nur, was sie Staatsmaximen heißen, und man wird statt dessen nichts als die Gesetze des Stolzes selbst erblicken, von der Arroganz oder Trägheit adoptirt."

.....

Hätte Sully, in unsern Tagen gelebt, er würde gewiß zuerst seine Stimme erhoben haben, die Republik Frankreich in die Formen der Monarchie zurück zu führen, und dem Würdigsten hätte er die Krone gereicht. — Wie Heinrich IV. endete auch Napoleon die Anarchie Frankreichs. Und hatte dies Land, vor dem achtzehnten Jahrhundert, jemahls eine Epoche, wo man an dessen Republikanisirung hätte denken können: so war es in den Tagen Heinrichs IV., da politische und religiöse Factionen und Bürgerkriege alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöseten und nur Armeen regierten.

In der That kam auch manchem der Sinn daran, selbst einem Marschall von Frankreich, dem Charles de Cossé, Grafen von Brissac, den der Herzog von Mayenne im J. 1594 zum Gouverneur von Paris machte, als eben Heinrich im Begriff war, die Hauptstadt zu erobern. Sully erzählt diese Anecdote im sechsten Buch seiner Memoiren, und beglei-

til sie mit einigen Reflexionen, die gerade in unsern Zeiten neues Interesse empfangen haben.

„Das Lesen der römischen Geschichte" schreibt Sully, „hätte in dem Marschall, der dabey auf Geist und Scharfblick Anspruch machte, ein sonderbares Project erzeugt. Er kam nähmlich auf den Einfall, Frankreich in einen Freystaat zu verwandeln, und Paris sollte die Hauptstadt dieser neuen Republik werden, die er in seiner Fantasie ganz nach dem Model des alten Roms formte."

„Hätte sich Brissac die Mühe gegeben, von seinen erhabenen Speculationen zur Untersuchung ihrer Anwendbarkeit nieder zu steigen, etwas, das bey den wichtigsten Entwürfen doch immer Hauptsache ist: so würde er gesehen haben, daß es gewisse Umstände gibt, wo das vortrefflichste Project durch die eigene Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit im Genie und Charakter der Völker, durch den besondern Schlag der bisher üblichen Gesetze, und durch die lange Übung und Gewohnheit, die auf alles das Siegel drückt, unmöglich in der Ausführung und chimärisch wird. — Nur langsam durch Zeit und Erfahrung können die Fehler eines in seinen Formen bestimmten Staates heilen, und immer muß die Verbesserung dem Geist der ersten Grundgesetze des Staates entsprechen. Dieß ist so wahr, daß man überzeugt seyn kann, ein Staat ist seiner gänzlichen Umwälzung nahe, wenn er sich auf eine Weise organisiren will, die seinen anfänglichen Constitutionen widerspricht."

„Brissac dachte nicht so weit. Es ging lange, ehe er begriff, woher auch die allgemeine Widersetzlichkeit der Menschen gegen seine schönen Plane kam. Denn er machte alle und die vornehmsten Mitglieder der Ligue damit bekannt. Während er so, ohne den geringsten Beystand von andern, sein Project gar fleißig ins Reine brachte, lief er aber zuletzt Gefahr, der König möchte es, mit Einnahme der Hauptstadt, gewaltig durchkreuzen. Dieß brachte ihn plötzlich genug von seinen reinrömischen Idealen zu dem damahligen Geist und Ton der Franzosen wieder zurück, das heißt, statt sich andern zu opfern, für sich selbst zu sorgen. Ist der Reitz des Eigennutzes aber auch noch von irgend einer Gefahr auf der andern Seite begleitet; so ist wohl beynahe jeder zuletzt auf dem besten Wege, seinen herzlichsten Freund zu verrathen. — Und so that Brissac. — Er ließ den Herzog von Mayenne im Stich, und der römisch-französische Republikaner capitulirte sehr höflich — mit dem König.

Miscellen.

Vasko de Gama war von Johann III. (1524) als Vicekönig nach Indien gesandt, wohin er 25 Jahre früher den Weg gefunden. Seine Flotte lag vor Anker in dem Meerbusen von Cambay. Es war ein heiterer und windstiller September-Abend, als plötzlich alle Schiffe von einer heftigen unregelmäßigen Bewegung ergriffen wurden. Diese überraschende Ereigniß brachte die lebhafteste Verwirrung hervor. Von allen Schiffen wurden Nothschüsse gethan. Hier eilte man in der Angst zur Pumpe, dort ergriff man das Senkbley, und die Furchtsamsten hielten fest, was sie finden konnten, als das Rettungsbret in dem Schiffbruch, den man erwartete. Vasco de Gama war selber nicht unbesorgt, aber endlich die wahre Ursache der sonderbaren Bewegung ahndend, beruhigte er das Schiffsvolk mit den Worten: „Muth gefaßt, Kinder, die indische Erde zittert, es ist ein günstiges Zeichen, sie fürchtet uns."

.....

Diego de Sylveira traf nicht weit von Aden ein reichbeladenes Schiff von Dschidda. Der Hauptmann kam an Bord des portugiesischen Befehlshabers, und zeigte ihm ein Schreiben, welches ihm ein Portugese in jener Stadt als Sicherheitspaß gegeben hatte. Sylveira las die Worte: „Ich ersuche diejenigen Hauptleute des Königs von Portugall, welche dieses Schiff antreffen, es wegzunehmen; es gehört einem der nichtswürdigsten Mauren. Der edle Befehlshaber zerriß den treulosen Brief, und ließ das Schiff, dessen Befehlshaber er einen gehörigen Paß gab, ungehindert reisen; er wollte lieber die reiche Ladung verlieren, als die Redlichkeit seiner Landsleute zweifelhaft machen. — Nach dem Seerechte, welches die Portugiesen zur Zeit ihrer Übermacht eingeführt hatten, konnte kein Schiff ohne portugiesische Pässe, und ohne sich der Visitation zu unterwerfen, in den indischen Meeren segeln.

.....

Der Portugiese, Damian de Goes, sagt in seiner Vertheidigung Spaniens, welche seiner Beschreibung dieses Landes (in den Opp. de rebus Hispan. Lusitanicis, Aragon. etc. Colon. 1602. 8. S. 39.) angehängt ist, Folgendes gegen die Beschuldigung des Cosmographen Sebastian Münster, daß der Fremdling in Spanien unfreundlich und ungastlich empfangen werde, und seine Speisen sich selbst verdoppeln müßte. „Die Sache verhält sich also. Ehedem waren die Wirthe, bey welchen Fremde und Einheimische einkehrten, Diebe und Mörder, wie noch jetzt in Deutschland und Frankreich nicht wenige sind. Daher ward von Ferdinand und Isabella verordnet, es solle bey hoher Strafe kein Wirth dem Gaste etwas anders als Bedienung und Handreichung beym Kochen der Speisen geben. Für die Pferde sollte er nur Roggen, Haser, Heu und Streu verkaufen, wovon die Preise nach öffentlicher Schätzung an die Thür des Wirthshauses geschrieben waren, so daß der unwissendste Fremdling leicht berechnen konnte, was er für Bedienung und für Pferdefutter zu bezahlen hatte. Außerdem war der Wirth verpflichtet, mit dem Gaste auf den Markt und zu den Victualienhändlern zu gehen, oder einen von seinen Leuten mitzusenden, um Lebensmittel einzuhandeln. Das Eingekaufte wurde im Wirthshause bereitet, alsdann auf den gedeckten Tisch gebracht, und auf diese Art entstand bey der Abreise des Gastes kein Zank, und es ward ihm nichts genommen, nichts abgepreßt. So war's in den Städten; auf den Dörfern aber, wo es keine Verkaufer von Lebensmitteln gab, durfte der Wirth dem Gaste Speisen verkaufen."

.....

Nureddin, Beherrscher von Mussul, Diardzezire, Syrien und Ägypten, der Gründer derjenigen Herrschaft, die Saladin, in seiner Schule gebildet, sich anmaßte, nicht ohne Vorwurf von Undankbarkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter, und durch eigene weitere Eroberungen vermehrte, später dann das Verbrechen jugendlichen Ehrgeitzes, und der Ungerechtigkeit gegen Nureddins freylich schwachen Sohn, den jungen Saleh, als Sultan durch manche treffliche königliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens vergütete — Nureddin behauptete unter seinen Unterthanen sowohl als andern Muselmännern, ja den Christen, gegen die er kämpfte, selbst, immer das Lob eines sehr weisen, gerechten und religiösen Fürsten. Er war der strengste Beobachter des Korans, er trug weder Seide, noch Gold, noch Silber an seinem Leibe. Wie der größte Feldherr seiner Zeit, so war er der größte Religionskundige unter den Muselmännern, nach den Lehrsätzen des Iman Abuhanifa. Wein war in allen seinen Staaten verbothen, alle Wucherer aus denselben verbannt. Er lebte selbst als eine bloße Privatperson von den Einkünften eines Gutes, das er von einer den Feinden abgenommenen Beute nach dem Antheile davon, der ihn traf, sich erkauft hatte. Die Abgaben und Tribute blieben den Bedürfnissen des Staates gewidmet, und er wagte es nicht, sie anzutasten, als in Gegenwart der Gesetzlehrer. Wie edel und echt landesväterlich die Gesinnung dieses Saracenen in diesem Puncte war, beweiset die fürstlich schöne Antwort, die er seiner Gemahlinn gab, als sie sich über ihr geringes Einkommen bey ihm beschwerte: „Ich bin nichts, sagte er, als der Schatzmeister der Muselmänner; ich darf die Summen, die mir für ihr Bedürfniß zu verwalten anvertraut sind, nicht zu meinem und der Meinigen Gebrauch antasten, ohne des Höchsten Zorn

auf mich zu laden. Mein Eigenthum sind noch drey Buden in Hemessa. Dieß ist alles, was ich im Stande bin dir zu geben."

.....

Während der langwierigen Belagerung von Akka (Ptolemais) durch die vereinten Heere und Flotten der Christen (die Pisaner, Genueser und Venetianer, als seekundige erprobte Streiter, drängten hauptsächlich die Stadt von der Seeseite her), indeß Sultan Saladin mit den aufgebothenen Kriegshaufen seiner vielen Scheiks, wachsam und immer thätig, wie er war, keine Gelegenheit versäumte, den Christen so viel als möglich Schaden zu thun, der bedrängten Stadt Hülfe, Zufuhr, vorzüglich durch seine ägyptischen Flotten, und jede Linderung ihrer Noth zu verschaffen — Tauben, die Briefe an den Hälsen hin- und her trugen, gewandte Taucher, unter denen Isa vorzüglich sich berühmt machte durch seinen merkwürdigen Untergang*), das Verkehr zwischen der belagerten Stadt und dem Heere der Saracenen unterhielten, daß außerhalb der Verschanzungen der Kreuzfahrer auf den nahen die Stadt bestreichenden Hügeln, die Belagerer wieder belagernd sich gestellt hatten — indeß Saladin alle Mühe und allen Eifer zur Ehre des Islamismus anstrengte, fingen manche der ihm untergebenen Emirs und Schaarenführer, überdrüßig des langen Verzugs, für die gemeinschaftliche Sache zu erkalten an, und suchten unter allerley Vorwänden sich von ihm zu trennen, nach ihrer Heimath strebend. Der Fürst von Mesopotamien, Moezzeddin, nachdem er durch viele Briefe und Abgeschickte an den Sultan seine Entlassung vergeblich gesucht, und immer die Antwort erhalten hatte, es ziemte einem wackern Muselmanne nicht, bevor das Schicksal der Stadt entschieden, von ihrer Vertheidigung abzustehen, macht sich, ungeduldig über die wiederhohlten Verneinungen seines Gesuchs, mit einmahl am Feste Ramadan auf, dringt vor das Zelt des Sultans und verlangt dringend Gehör. Saladin, die Absicht seines Besuchs wohl voraussehend, entschuldigt sich mit Unpäßlichkeit. Er gibt sich nicht zufrieden, wird noch dringender, und, vorgelassen, erneuert er mit allem Nachdrucke seine alten Bitten. Da der Sultan mit der ganzen Macht und Wärme der ihm zu Gebothe stehenden liebreichen Beredtsamkeit ihm vorstellt, wie es jetzt nicht Zeit sey, daß das Heer sich auflöse; zusammenhalten müsse man in der Noth, und ein so angesehener Fürst, wie er, müsse den andern kein so unwürdiges Beyspiel geben, neigt Moezzeddin auf einmahl sich gegen seine Hand, küßt sie, und im nähmlichen Augenblicke entfernt er sich schnell. Zu den Seinen gekommen, gibt er ihnen schnell das Zeichen zum Aufbruche. Die Zelte werden abgebrochen, die Kamehle und Saumthiere bepackt, und in weniger Zeit ist er mit seinen Streitern auf dem Wege nach Mesopotamien. Der Sultan, mit Recht über diese unehrerbiethige rasche Handlung entrüstet, schrieb ihm einen nachdrücklichen Brief, worin er ihm seinen Undank und sein ganzes auch vorhergegangenes Betragen mit Würde und Ernst vorwarf. „Du freutest dich erst," schrieb er ihm darin, „in meinen Schutz aufgenommen zu werden, du bathest mich um denselben, indem du erklärtest, wie du für dein Leben und deine Provinz von deinen eigenen Leuten fürchtetest. Ich gewährte dir ihn, ich stellte dich mit aller meiner Kraft sicher gegen jede Gefahr. Bald reckteß du deine Hände aus nach fremdem Gut, Blut und Ehre. Ich sandte dir manche Warnung dagegen zu. Du hattest kein Ohr dafür. Bald darauf brach dieser neue Krieg aus. Du kamest an mit deiner Schaar; aber gar kurze Zeit warst du da, so zeigteß du dich schon ganz verdrossen der Sache des Islamismus. Weder guten Willen, noch gute That gegen den gemeinschaftlichen Feind hast du erprobt. Siehe nun zu, wem du dich künftig in Schutz mögest übergeben, wer vor deinen Feinden, wenn sie dich anfallen, dich schirmen soll. Auf mich rechne nun nicht mehr! Meine Freundschaft, meine Theilnahme hast du verwirkt." Ein Eilbothe hohlte den Flüchtigen mit diesem Briefe nicht weit von Tiberias ein. Er las ihn, blieb ungerührt und setzte seinen Zug fort. Dem Takoddin begegnen, der beym Hügel Phike ihn traf, gelang es, durch einen ernstlichen Vorhalt seiner undankbaren Beleidigung gegen den Sultan und durch die Hinweisung der wahrscheinlichen schädlichen Folgen für ihn, wie durch das Ansehen seiner eigenen weitkundigen Stärke und Tapferkeit, ihn zu seiner Pflicht und zum Heere zurück zu bringen. Er wird vor den Sultan gebracht. Takoddin, Almalich-Aladil u. a. bathen für ihn. Der Sultan verzieh ihm den Augenblick.

Eben so verlangte Amadeddin, ein Oheim des Mesopotamiers, mit Hartnäckigkeit oft und viel seine Entlassung. Der Sultan, müde der vielen Gegenvorstellungen, gewährte sie ihm endlich, schrieb aber auf die Rückseite des Briefes die bedeutenden Worte noch: „Wer meines Gleichen aus der Hand läßt, was für Gewinn mag ein solcher suchen?" Vom Augenblicke an blieb Amadeddin bey dem Heere, und verlangte, so lange es zusammen blieb, nie wieder zurück.

Einer seiner Mameluken warf einmahl, während der Sultan beym Rath hielt, in der Versammlung nach einem andern muthwilliger Weise seinen Pantoffel. Der Wurf verfehlte sein Ziel, und der Pantoffel fiel gerade vor Saladin nieder. Dieser wandte sich schnell auf die andere Seite und stellte sich, als merkte er es nicht, um den Unfug nicht ahnden zu dürfen.

.....

Zu Huesca in Aragonien zeigt man noch die Catheder, worauf einst Pontius Pilatus die Rechte tradirt hat.

Kaiser Maximilian I., welcher 1495 eine Verordnung de honore et Privilegiis Poetarum erließ, stiftete zu Wien eine Fakultät der Poesie, als die fünfte der Universität, welche hauptsächlich für die Dichtkunst in lateinischer Sprache bestimmt war. Konrad Celtes, den schon Kaiser Friedrich III. zum Poeten gekrönt hatte, und welcher zuerst nach Art der Alten lateinische Schauspiele aufgeführt hat, ward zum Aufseher über diese Fakultät gesetzt.

Der Ehrentitel der Studenten, nähmlich der Nahme Bursche, ist aus dem Latein des Mittelalters entstanden. Bursarii waren Studenten, die auf gemeine Kosten unterhalten wurden, welches zuerst in Frankreich unter dem Könige Robert dem Heiligen (starb 1033) geschah. Gewöhnlich hießen die Studenten Scholares und Scholastici. König Philipp der Schöne von Frankreich verordnete 1299, daß das Eigenthum seines Studenten wegen Schulden in Beschlag genommen werden sollte, und Ludwig bewilligte ihnen, daß sie ihre Sachen zur und von der Akademie frey hin und her führen durften. Philipp VI. von Valois befreyte die Universität zu Paris im Jahr 1340 von allen Zöllen, Steuern und Abgaben, auch gab er ihr das Vorrecht, daß ihre Glieder in Rechtssachen nie außerhalb der Stadt erscheinen durften. Hiermit nahm die sogenannte akademische Freyheit ihren Anfang, worunter sich heut zu Tage mancher Student freylich ganz etwas anders denkt. Nach dem Muster der Pariser Universität wurden späterhin die meisten übrigen gebildet.

Kaiser Maximilian II. gab der Universität zu Helmstädt in dem Stiftungs-Privilegium von 1575 den Simson, wie er den Löwen zerreißt, zum Wappen. Daher geschah es, daß die Studenten die Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnahmen Philister belegten.

Justus Ludwig Bursmann oder Brismann, Rector zu Naumburg, wurde 1573 Professor der griechischen Sprache zu Jena. Er trug einen Mantel mit Fuchspelz gefüttert. Dieß gab den Studenten Anlaß zu dem Spottnahmen Schulfuchs.

Der Magistrat zu Naumburg erhielt im Jahr 1525 von dem dortigen Bischofe Philipp Erlaubniß, ein lutherisches Pädagogium, oder, wie man es damahls nannte, ein Zuchthaus anzulegen. Der erste Rector, Schumann, wurde Diener im Zuchthause, genannt. Sein Nachfolger, Pankratius Anton Ammerbach aber hieß Oberschulmeister. Freylich war damahls der Schulmeistertitel noch eben so ehrwürdig, als der Bürgermeistertitel.

*) Dieser muselmännische Taucher brachte gewöhnlich Geld und Briefe, die er sich anzubinden pflegte, heimlich des Nachts in die Stadt. Einmahl hatte er sich drey Schläuche mit hundert Dinars gefüllt umbunden, und Briefe zugleich an die saracenische Besatzung. Als das Volk, das seine Ankunft erwartete, vergeblich nach dem Vogel, den er gewöhnlich, wenn er angekommen war, zum Zeichen seiner glücklichen Überfahrt fliegen ließ, hinausschaute, schöpfte es Verdacht, es möchte ihm ein Unglück begegnet seyn. Er kam nicht. Erst einige Tage nachher, da viele Städter am Ufer standen, sahen sie gegen dasselbe, auf der von der feindlichen Flotte entgegengesetzten Seite her, etwas antreiben. Eine Leiche wird von den Wellen herausgeworfen. Isa war's. Geld und Brief hatte er auch noch um sich. „Kein Bothe," setzt Bohaddin, der S. 134, K. 78 dieß erzählte, hinzu, „hat im Leben und Tode treuer, was ihm anvertraut ward, und redlicher ausgeliefert."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 6. und Montag den 9. April 1810.

Der Mord Galeazzo Sforza's half den Mailändern so wenig, als die Ermordung Cäsars den Römern. Ein Volk, das viel schwatzt und nichts thut, welchem Alles zum Schauspiel, Nichts zur Lehre dient, ist auch des Todes der Edlen nicht werth.

Johann von Müller.

(42 und 43.)

Schatten der Vorwelt.

Ludewig XI. und Carl der Kühne.

König Ludewig XI., durch dessen Heer bey St. Jacob die Helden gefallen, ist von vielen übel beurtheilt worden, welche seine Lage und ihn nicht fassen konnten.

Nachdem das große Reich der Franken unter den Meerowingischen Fürsten und ihren unmittelbaren Nachfolgern in dem Geist einer militärischen Demokratie ungefähr vierhundert Jahre mächtig und in hinreichender Ordnung bestanden, geschah durch die Schwäche und Leidenschaften der Könige, daß die Verfassung eines gemeinsamen Vaterlandes durch die Gewalt und List der Großen aufgelöset wurde, und kaum in dem Königsnahmen Erinnerung des ehemahligen Mittelpuncts blieb. Als der Nord endlich sich erschöpfte, das Reich der Moslemin zerfiel und Ungarn gezähmt wurde, verlor sich mit der Noth alles Nationalgefühl, so, daß ohne Rücksicht auf ursprünglichen Zweck das Königthum selbst und die ganze Verfassung nach beschränkten Begriffen eines Privatrechts (des Lehenwesens) beurtheilt wurde. Hiervon kam fleißigere Benutzung der vereinzelnten Ländereyen; daß aber für gemeinsame Leitung und Bildung nur von Geistlichen in ihren Sachen etwas geschehen konnte. Auch trug sich zu, daß durch bloße Privat-Verhältnisse, Heirathen oder Unternehmungen, große Länder, ohne der Einwohner Willen, vereiniget, und vermittelst besoldeter Privatmacht gegen Könige behauptet wurden. So unregelmäßig war der Ursprung fast aller Staaten; nur die lange Arbeit der Zeit und Natur, welche die Auswüchse wegstreift, nähert sie nach und nach der Einfalt ihres Zwecks wieder. Vierfach war in Frankreich der Kampf der obersten Nationalwürde gegen das Übermaß feudalischer Macht. Erstlich gegen die großen Häuser Normandie und Anjou, da sie die Krone Englands erworben. Zweytens gegen die innere Gesetzlosigkeit und Entkräftung des obersten Ansehens. Zum dritten wider die neue Verdirrung, die durch das englische Kriegsglück hervorgebracht wurde. Viertens als unweise Vaterliebe, glückliche Heirathen, die wachsame Thätigkeit Einiger, die Weisheit eines Fürsten, das Burgundische Haus Königlichen gleichstellte. Aber die Normanische Macht brach, einen Augenblick benutzend, Philipp August; im Innern half durch Gerechtigkeit Ludewig IX., bald schlau, bald kühn Philipp der Schöne; Carl VII. hatte das Glück, daß die Engländer durch Unfälle und Fehler um die Frucht ihrer Siege kamen.

Zu Ludewigs XI. Zeit war Carl der Kühne von Burgund an sich so mächtig als der König; mächtiger durch die Blüthe seines Landes, den Geist seines Volks und als Haupt und Führer aller Mißvergnügten in Frankreich, des Königs Bruder mit begriffen. Aber der Ausgang bewies die Überlegenheit des Verstandes über wilde Kraft; der König siegte ohne Waffenglück durch seine persönlichen Eigenschaften.

Den Thron bestieg Ludewig nach mannigfaltiger Erfahrung der Menschen und des Glücks, mit einem durch schwere Zeit beugsam gemachten Geist, welchen er nicht mit Schulspitzfindigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniß der Geschichten und Rechte mehr als andere Könige gebildet hatte. Da er sich nicht als den Herrn, sondern als obersten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beyspiel als Carl den Großen sich vorbildete, weihete er seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhöhete er seinen Sinn (der wäre kein König, dem Privat tugenden genügten). Also erfüllte er sich, wie alle großen Menschen, mit dem Glauben der allerbesondersten Vorsehung, fürchtete Gott, und wollte, daß ganz Frankreich dieses wisse. Im übrigen waren seine Religionsbegriffe den Zeiten gemäß, wo die Fürbitte frommer, und mancherley Verehrung heiliggesprochener Personen viel galt: man glaubte, Gott sehe milder auf unsere Schwäche, wenn sie größerer Vollkommenheit sich gleichsam angeklommen hält. Weiter hatte der König eine ruhige Unerschrockenheit. Obwohl er sich meist mit einer Vorsicht benahm, welche seine Feinde Furchtsamkeit nannten, hatte er den Fürstensinn, sich nie durch Zufälle schrecken zu lassen; so daß mit der Noth sein Geist sich entwickelte. Da er, wie ein großer König soll, nach der ihm beywohnenden, allgemeinen Übersicht alles Wichtige selbst führte, und bey der mannigfaltigen Untreue seiner

factiösen Zeit nicht immer die Absicht seiner Befehle erklären konnte, forderte er pünctlichen Gehorsam. Eben derselbe hielt für unziemlich, neue Auflagen oder Kriege anzuordnen, ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforschung der Denkungsart und persönlichen Umstände aller bedeutenden Männer in seinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wen er wollte, und besonders wen er durch freyen Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablassung und Geschenke zu gewinnen. Mit dem schlechterzogenen, unwissenden, eiteln Adel redete er nicht von Geschäften, sondern bediente sich solcher Leute, die alles ihm schuldig waren, und welche er, wenn sie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtschaft wieder vernichten konnte. Denn so vertraulich er mit seinen Leuten lebte, und, wie andere, manchmahl von ihnen betrogen wurde, zitterte doch selbst sein geliebter Cressol, die Königinn, das ganze Haus und Volk vor seinem Geist und Willen. Dieser gewaltige König störte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht, verehrte, wenn er sich geirrt, gewissenhafter Obrigkeiten treuen Widerstand, und indeß er durch Vergleichung fremder Gesetze die Französischen vervollkommnen wollte, war er von Prahlerey damit so fern, daß er es geheim behandelte, um das Ansehen bestehender Gesetze nicht zu erschüttern. So wenig er Anfangs auf Kost und Kleidung hielt, so gut wußte er seine Pariser am Gastmahl zu gewinnen, und, wenn es seyn mußte, erschien er majestätisch. Die Steuern, so ungern er daran wollte, mußten erhöhet werden; er gab aber leidenden Bezirken vieljährige Freyheit, selbst von älteren Abgaben; dabey sorgte er für billige Brodpreise. Zweckmäßige Ausgaben sparte er nicht, mit Freundlichkeit gab er seinen Dienern, und übersah Rechnungsfehler, wenn Verdienste sie bedeckten. Er war nichts weniger als verschwenderisch mit dem Leben seiner Kriegsleute, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern seiner Feinde. Diese wußte er eben so wohl zu veranlassen als zu benutzen. Überhaupt suchte er nicht so wohl Vergrößerung als freye Hand. Man kann sagen, daß das Königthum in Frankreich Er hergestellt hat.

Carl von Burgund war um eilf Jahre jünger als der König; von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehenden Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfing), hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipps, dem Cannensischen Sieger, dem einzigen Cäsar, und entwarf mit größter Kühnheit weitaussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen den herrlichsten Ritter im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters zwey Mahl in Schlachten gestritten, alsdann zu Montlhery über den König den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz, und hielt einen allezeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden, daß er meist mit Offenheit handelte seine Art war so, daß niemand Hinterlist von ihm argwohnte doch hat aus Vergrößerungsabsichten auch Er in Tractaten sie dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher sich an ihn verlassen hatte. Einige sind überwiesen worden, daß sie auf seinen Antrieb den König Ludewig und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Carln von Guienne, des Königs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den König eben so von der Welt gebracht glaubte. Voll der größten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er, bey Aufwallung seiner Leidenschaften, sich öfters nicht zu helfen; dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, wie der König, nach damahligen Glauben, oder weil die prächtigen Capseln zum Schmuck gehörten. Die Fasten (Übungen der Enthaltsamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden, daß er alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen, wie entscheidend die von der ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie der König, als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sey: sonst war er in Freygebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr, um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er, wo es seyn mußte, mit zu halten; einem Fürsten, der die Gemüther gewinnen soll, darf nichts fremde, und was er thut, nie ungeschickt seyn. Daher, da er eine musicalische Stimme sich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunst bedeckte, und seine Hofmusik eine der ersten blieb. Übrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd, Reigerbeize und mannigfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch überlief er die meisten seiner Zeit im Schachspiel, das er nach dem Geist seiner Erfindung mehr wie Verstandsübung als wie Spiel ansah. Verdacht war, und seine Feinde haben ihm vorgehalten, Keuschheit bey Weibern sey ihm leicht angekommen, weil er, vielmehr die Lüste mancher griechischen und römischen Helden nachgeahmt.

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verstand nicht nur nebst fünf andern, auch die lateinische Sprache wohl, sondern (von seiner Jugendlectüre, den Rittergeschichten, unverdorben) ließ er täglich zwey Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzuschwer schein) Er seine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit, mit aller Macht von Burgund, eine größere Unternehmung, die Befreyung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herzog glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren

und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürst ihm gleich kam. Bey Feyerlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelgesteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Capellen waren mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Überfluße silberner und goldener Geschiere geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berechnet: wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Überfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker belustigen; wie er auch im Felde manchmahl den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freytags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch allein jedem Zutritt, und (was man bey Fürsten sucht) schnelle Hülfe, oft in der Masse, daß der Kanzler während der Audienz zu reseribiren hatte. Daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbeträft blieb, so lang und weit Carl geherrscht, alle Familienfehden und Eigengewalt Vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben, und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel, bey dem Nußbaume zu S. Maximin, wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestraft.

Überzeugt von dem Nutzen seiner von Natur und Alters her tapfern Belgischen und Burgundischen Miliz, durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu seyn, errichtete er eine Ordonanz. Acht-, nachmahls zwölfhundert reisige Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertausend Schützen, deren drey Viertheile zu Pferd, zweytausend Pikeniers, bey den Büchsen sechshundert, und eben so viele bey den Feldschlangen war der erste Fuß und Kern, dem, nach den Umständen, größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder englischer und italiänischer Hülfsvölker angeschlossen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vließ, welcher Orden nie nicht viele andere aus so alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmannen ihren vollen Küraß, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den schönprangenden Helm und andere, nur Ungewohnten schwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Vielfältig wankten die Schöpfer des neuern Kriegswesens, ob die Bewaffnung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen sey; bis Kriege in mancherley Ländern große Feldherren belehrten, daß nach den Umständen die Geschmeidigkeit letzterer oder die Festigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geschickteste das vollkommenste Heer sey. Der Artilleriepark war zu dreyhundert Stücken berechnet; es folgten zweytausend Wagen mit Pulver, Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Piken; tausend größere, eben so viele gemeine Zelte. Vieles bey Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebaut. Die mauerfest stehenden Pikeniers wußten mit gesenkter Pike schnell niederzufallen, um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beyden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung, hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt: und im Ganzen, nebst verständiger Mischung der Waffen, löblicher Zweck, den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteylichkeit war vorgeschrieben, auf das Gefühl der Gleichheit alle Cameradschaften gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigene) Feinde zu höchster Anstrengung entflamme. Das Fluchen war verbothen: der Soldat muß den Gott ehren, bey dem er schwur; auch das Würfelspiel; denn es macht habsüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Bey der Unmöglichkeit, kraftvollen Jünglingen strenge Enthaltsamkeit anzugewöhnen, strafte er die, welche selbst in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrissen, ließ aber bey jeder Compagnie dreyßig Weiber, deren keine eines Einzigen seyn durfte, und übersah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, gestattete er, wie Cäsar, viel. Er liebte seine Leute; waren sie krank oder verwundet; so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerm Recht war er gegen Treulosigkeit streng; und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem die Pflicht, da täglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonanz eine halbe Million Thaler, und jeder Feldzug zwey Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murreten, bemühete er sich die neue Last nützlich und möglichst leicht zu machen. (So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen). Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe von innern, und wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, alles hatte so genau seine Bestimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der Fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen, und über tapfere Männer zu commandiren, cassirt wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Carl von Burgund hatte Feuer, Muth, Arbeitsamkeit, Festigkeit, in allen seinen Zeiten. So lang der weise Vater Philipp in ungeschwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugsame Sinn der Klugheit, oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebiethenden Fürsten Zorn. Das Glück bey Montlhery hat Carln (doch nicht bis zur Vergessenheit seiner Pflichten) verblendet. Übermuthig wurde er durch des Herrschens und Siegens Gewohnheit, entfremdete sich den mit ihm erwachsenen Räthen, hörte italiänische Schmeichler, und warf sich in die deutschen Händel, die er nicht kannte. Weil sie nicht glänzten, mochten die Deutschen verächtlicher scheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Diesen brachte sein Schicksal mit Ludewig XI. in ein Ge-

fecht, welches allezeit im Frieden am gefährlichſten war. Man ſagte von dem König, daß er im Kriege nur mit einem Auge ſchlief, im Frieden jederzeit beyde offen hielt. Carl ſtrengte alles an, der erſte zu ſeyn; ſein Tugenden leuchteten herrlich hervor. Nie verlor der König ſeinen Zweck weniger aus dem Geſicht, als wenn er ihn aufzugeben ſchien, und nachdem er durch viele geheime Mittel die Erreichung ſich möglichſt geſichert, ſtürzte er den Herzog vornähmlich dadurch, daß er Friede mit ihm hielt.

Wie Carl vor Nancy umkam und das Haus Burgund beſchloß.

Der Anzug eines ſchon an Zahl überlegenen Heers der Sieger von Granſon und Murten wurde dem Burgundiſchen möglichſt verborgen. Sehr gering war dieſes und ſchlecht, finſter, wie das Gemüth Carls, leidend von Krankheiten, in Mangel, ohne Geld noch Muth, von Campobaſſo verrathen, treu an ſich. Der Zuſtand wurde dem Herzog vorgeſtellt; er in ſeinem Grimm: „Und ſollte ich allein hervortreten; mit „dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede; ihr aber, „ihr ſeyd lauter Vaudemonts.“ In jener fürchterlichen Weihnachtskälte erfroren einige hundert Mann und Pferde; da brach die Geduld, ſo daß Einige ihn verließen, Andere ihm fluchten. Ein Ritter, ſeiner oberſten Hauptleute einer, ſprach: „Unſerm Herzog iſt nur wohl mit Kriegen, er wäre gern in Nancy. So wollt' ich, Er wäre vorn in der großen Büchs, könnten Wir ihn in die Stadt ſchießen, daß ihm würde des Kriegs genug, und Wir nit bedürftend zu erfrüren.“ Der portugieſiſche König Alfonſo kam zur Vermittlung in das Lager; Carl war einziger Sohn der Schweſter ſeines Vaters; der vorſtehende Untergang des Hauſes Burgund war niemand gleichgültig. Carl erwiederte: „Ob er übernehmen wolle, Pont-à-Mouſſon wider die Lothringer zu behaupten?“ Da überzeugte ſich Alfonſo, daß ſein Aufenthalt unnütz wäre.

Der Herzog von Burgund verſammelte einen Kriegsrath. „Sie ſind wieder da, die ſchlechten Kerls; die ſee„lenloſen Fleiſchmaſſen, von Trunk und Fraß aufgedunſen, „ſind hieher gewandelt; was meint ihr?“ Außer Campobaſſo waren die meiſten Hauptleute der Meinung, „daß die „Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeid„liche Übel wäre; der Herzog möchte nur ausweichen, was „der Feind eifrigſt wünſche, nähmlich eine Schlacht, „welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; ſie ra„then ihm, nach Pont-à-Mouſſon an die Moſel zu ziehen, „er ſey noch nicht in dem Fall, verzweifelnd alles zu wagen; „auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könnte „im Winter, obwohl ſie Friede wünſchten, hergeſtellt werden; „wo der Herzog René das Nöthigſte im Krieg, das Geld, „hernehmen wolle, um die Eidgenoſſen viele Monathe zu un„terhalten, oder wiederkommen zu laſſen! Er, der großmäch„tige Carl, habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, „daß er durch ſeinen Geiſt und Muth nicht wieder gewinnen „könne.“ Da ſprach der Herzog: „Mein Vater und ich haben „die Lothringer geſchlagen; ſoll ich mich zurückziehen vor dem „Jungen? Dieſe Nacht wird Nancy geſtürmt, morgen ſchla„gen wir uns.“ Sie, traurig, hinweg; ihn übernahm wechſelweiſe Grimm und eine grauenvolle Ahndung. Das Krachen des Geſchützes, die Anordnung der Schlacht, übertäubte, zerſtreute ihn.

Beſtürmt wurde Nancy mit angeſtrengteſter Kraft, beſchoſſen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver. René hörte die Schüſſe, bemerkte Nothzeichen. Alſo gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; ſie verſprachen den Entſatz auf Morgen. Beängſtigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den ſpät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Meſſe geleſen. Als Frühſtück ſie geſtärkt, marſchierten ſie auf Neuville. Über dem Lande lag Nebel.

Dem Herzog von Burgund wurde ſein vortreffliches rabenſchwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufſaß, fiel von ſeinem Helm deſſen Zier, ein goldener Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbiſſenem Unmuth ſeufzte er, „das iſt von Gott.“ gab einem ſeiner Diener verſiegelte Befehle, was zu thun ſey nach ſeinem Tod, ſprengte vorwärts. Ein veranſtalteter, oder benutzter, tiefer Waſſergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heers. Er, der große Baſtard Anton, und Baſtard Baldwin, in der Mitte, führten die lange tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italiſche Reiterey, Jacob Gaillot, der einſichtsvolle, treue, und Campobaſſo; links die übrige, der Oberlandvogt von Flandern, Joſſe von Lalain, ein tapferer Ritter; die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit dreyßig Schlangenbüchſen beſtrichen.

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Campobaſſo mit achthundert Lanzen, riß die rothe Scherpe und das Andreaskreuz von ſich, ging über, kam zu René: „Jene ent„ehrende Heftigkeit Carls erlaube ihm nicht, länger bey dem„ſelben zu bleiben; Anjou von Jugend auf, kehre er zu alten „Freunden zurück, um die er das Schloß Commerey, hier in „Lothringen, einſt wohl verdient; nur deſſen Beſtätigung wün„ſche er, bereit an dieſem wichtigen Tag die größten Proben „ſeines Eifers zu geben.“ René, noch zu S. Niclaus, beſprach ſich mit den Eidgenoſſen. Sie erwiederten alſobald: „An der „Seite eines verrätheriſchen Wälſchen zu ſtreiten, ſey weder „der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß.“ Als Campobaſſo dieſes vernahm, beſetzte er eilends die Brücke bey Bourieres-aux-Dames, einen höchſtwichtigen Poſten, an der Vereinigung der Meurthe und Moſel, wo die Flucht, welche er vorſah, wo Carl wohl ſelbſt ſich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entſchloſſen und fähig, hatte er in dem Burgundiſchen Heer gelaſſen, alles zu ſehen, und möglichſt viel Böſes zu thun.

Auf dem Marſch nach Neuville begegnete dem Heer ein Thurgauer von Frauenfeld, Georg Schreiber, und ein Mann von Art in Schwyz, genannt Schindler. Beyde, vormahls des Landes verwieſen, hatten in ihrem Verdruß Burgundiſche Dienſte genommen. Jetzt, wenn die Obrigkeit vergeben wollte, verſprachen ſie die Maßregeln des Herzogs und auch die Manier zu zeigen, wie ſie zu vereiteln wären. Die Hauptleute, nicht weniger beſorgt um das Blut braver Männer als für das Glück des Tages, verſchmähten dieſes nicht; man kannte die Männer; ſie erbothen ſich, Führer zu ſeyn.

Die Schlachtordnung machten ſie an dem Neuviller Teich. Das Fußvolk des erſten Treffens (Zürich und Freyburg dabey) führte Wilhelm Herter, durch Erfahrung, Verſtand, Ver-

samkeit; wie durch den Glanz von Murten, allgemein beliebt und verehrt; Oswald von Thierstein die Reiterey. Da trug Dom-Julien das Banner von Vaudemont; ihm, dem Falkenier, folgte fröhlich der Bastard und viele Edle von diesem Land. Aber den Schlachthaufen commandirte des Krieges Haupt, Herzog René auf dem Pferd, welches er bey Murten ritt, in altlothringischer Uniform; er verbarg sich nicht, ein Mantel von Goldstoff hing über die Rüstung; seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterey; da waren seine Freunde von Bitsch, Leiningen, Salm, sein Hof, alle Großen des Landes. In der Mitte dieses Treffens alle Banner, zu Vermeidung von Eifersucht, ohne besondere Ehrenzeichen versammelt; die meisten Orte der Eidgenossen, die niedere Vereinigung, die Hülfsvölker vom Erzherzog Sigmund aus Tyrol stritten in dem Gewalthaufen. Links an der Spitze der elsassischen Cavallerie kämpfte feurig der große Wilhelm von Rappoltstein, ein ernster, unternehmender, mächtiger Mann zu zeigen, daß er Carln einst ungern gewichen. Einen Büchsenschuß hinter dem Treffen harreten achthundert Mann. Das Geschütz bey diesem Heer war unwichtig und blieb außer dem Spiele. In fester geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, marschierten sie auf; der Boden war gefroren; Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel. Dieser betrog den Feind; seine Artillerie brannte los, ehe das Heer im Schuß war. Es wurde scharmutzirt, als läge nichts Größeres im Sinn.

Sie zogen die Jarviller Straße. Nahe am Feind geschah das Gebeth. Hierauf gebeth Wilhelm Herter linksum; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie; da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor, mit ungewöhnlicher Wärme und Pracht. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot solle den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, drey Mahl. Drey Mahl fuhr Todesschrecken durch das Herz Carls; diesen Schall hatte er bey Murten gehört. Auf einmahl Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnungen des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die leichtesten sink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes; bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblick zeigte sich Carl, über den Trübsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrnen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt; seiner wachte Rübempré's unverbrüchliche Treue; um ihn stritten Gaillot, Contay, Nassau, von Neufchatel der junge Markgraf, so, daß von ihm und ihnen in der letzten Stunde des Hauses Burgund, würdig des unerschrockenen Johanns und der Ehre Philipps gekämpft worden ist. Fünfzig Schweizer und Lothringer sind hier gefallen.

Endlich vermochte niemand wider den Andrang der zahlreicheren, viel stärkern Mannschaft, wider den Vortheil des Ortes, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlachten. Also nachdem Lalain in tapferm Streit schwer verwundet gesunken, als gleiches Schicksal den Muth Gaillot's dämpfte, als wider der Lothringer Willen den guten Rübempré der Todesstreich traf, die Hoffnung auf Deutsche mit ihrem Anführer gefallen, im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung der Stadt angezündet, und Carl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg" war der letzte Befehl. Traurig ergab sich, da sein Erstgeborner gefallen, der große Bastard, der vielerfahrne biedere Obersthofmeister de la Marche, und sorgenvoll der junge Philipp, Markgraf Rudolps von Welschneuenburg Sohn; sterbend fühlte Baurmarens das ganze Unglück, dessen frühester Zeuge er war; schwerer als die Bande drückte Nassau der Schmerz seiner liebenden Gemahlinn, den Contay der Tod seines verdienstvollen Vaters, und Chimay des Vaterlands vorstehende Noth.

Größeres Unglück erwartete das Heer. Die Brücke von Bourieres hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind, oder bey Pont-à Mousson von dem Landvolk in Wäldern; auch die Franzosen schonten jetzt nicht mehr. Da gegen zwey Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um zwey Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden.

Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen S. Jean, sein Hauptquartier. Drey Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damahls sumpfiger Grund, welchen der Bach Larou durchschnitt; Vireley, Nahme der Gegend. Als Carl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferd und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen; verwundete ihn durch den Sitz, durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich, auf) ihn fallen ließ und floh. Viel Burgundischer Adel nahm hier den Tod; niemand war bey ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Castlan von S. Diez, der ihn verwundet, um Rettung, welches dieser übel verstanden; er hieb ihn mit der Hallbarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer, Johann Battist Colonna, ein Römer. Als der Krieg sich entfernt, wurde Carl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm; den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Carls Wäscherinn, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe; sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!" rief sie mit großem Geschrey. Großen Theils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich; bis nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die Gefangenen, Anton der große Bastard, Olivier de la Marche, der Portugiesische Arzt Lobo und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!" riefen sie, und weinten laut; man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur seiner Fistel. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Zwischen Frankreich und England hatte sein Vater ent-

schieden, sein Vater, dem König Ludewig, und wechselweise Lancaster und York, Zuflucht gegeben; froher blühete nie ein Land; auch Carl, wenn er nicht hätte wollen Alexander seyn, war ein vortrefflicher Fürst. Er wurde zu Nancy feyerlich ausgesetzt. René (nach der alten Sitte, wenn in ritterlichem Kampf einer seinen Feind erschlug) mit einem bis an den Gürtel hängenden goldenen Bart, übrigens im Trauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand, und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns viel Unglück gemacht; Eure Seele habe Gott."

Statistische Notizen.

Portugalls glänzendste Periode war unter der Regierung des Königs Emanuels des Großen, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wo ein Geist seltener Thätigkeit und kühne Ruhmbegierde das Volk zu großen Unternehmungen hinriß. Vasco de Gama, Alvares Cabrera, und andere erobernde Seefahrer verbreiteten Emanuels Ruhm in die entferntesten Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's. Ströme Goldes flossen nach Portugall, und die Schriftsteller dieses Landes nennen mit Recht jenes Zeitalter das goldene.

Damahls strichen noch Englands und Frankreichs Schiffe vor der portugiesischen Flagge die Segel, und diese herrschte in den ostindischen Meeren so unbegränzt, daß sie, mehr als Großbritannien heutiges Tages, dort das Recht des Alleinhandels ausschließlich üben wollten.

Das occidentalische Reich der Portugiesen erstreckte sich vier tausend Stunden weit, längst den Küsten vom Kap der guten Hoffnung an Afrika's Südspitze bis zum Kap Liampo oder Ning-Po in China, ohne darunter die Gestade des rothen Meers und des persischen Golfs, das heißt eine Strecke von zwölfhundert Stunden, zu begreifen. All dieß reiche Küsten- und Inselland war in sieben Gouvernements eingetheilt. Ein oder zwey Forts reichten hin, mehrere afrikanische und asiatische Königreiche zu dominiren, und so zählte man über sechzig portugiesische Forts. Nur der Tribut der unterjochten Fürsten warf jährlich 200,000 Thaler ab; der Zoll von Diu brachte allein 100,000 Thaler ein, der von Goa 160,000, der von Malacca 70,000. — Die Commandanten der Forts hatten Besoldungen, welche oft den Revenüen eines Fürsten glichen; der Commandant von Sofala oder der von Mozambique bezog alle drey Jahre 200,000 Ducaten, und die Vicekönige, die jährlich 18,000 Thaler Gehalt hatten, aber durch den Verkauf der Stellen, durch den Commerz für eigene Rechnung, auf eine reine Einnahme von 800,000 Ducaten zählen konnten, vermehrten durch Grausamkeiten und Erpressungen ihre Schätze auf unglaubliche Weise, daß sie an Reichthum manchem europäischen Souverain gleich kamen.

Und ehe ein Jahrhundert verflog, war all diese Herrlichkeit verflogen. — Das Gouvernement Goa, die Insel Makao und einige Bezirke von Timor blieben der Rest des ungeheuern ostindischen Reiches. Auch dieser Rest fällt jetzt den Britten zu, sobald sie ihn begehren. Eben so sind Portugalls Besitzungen an den afrikanischen Küsten zu Nichts geworden. Brasilien in Südamerika ward nur gerettet, um (1808) den Thron der Braganza's zu empfangen.

Portugall hat einen Flächenraum von 1845 geographischen Quadratmeilen; 19 große Städte, 527 Flecken und Dörfer, 460,129 Wohnungen. Von 3,260,000 Einwohnern sind 200,000 Personen geistlichen Standes. Man zählt in Portugall 3 Erzbisthümer, 17 Bisthümer, 417 Mönchs-, 108 Nonnenklöster und 3 Universitäten.

Nach einem der Königinn im Jahr 1805 vorgelegten Etat wurden jährlich für 3 bis 4 Millionen Piaster Wein ausgeführt; der Betrag von andern Exporten machte etwa 10 bis 12 Millionen französischer Livres aus.

Die portugiesischen Revenüen sind zu 56 Millionen Livres angeschlagen. Die Armee bestand aus 37,600 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Milizen; die Marine aus 16 Linienschiffen und 14 Fregatten. Den größten Theil dieser Flotte nahm aber der Prinz von Brasilien mit sich nach Südamerika.

.....

Hollands Landmacht besteht jetzt aus folgenden Truppen: 1) Militär-Etat des Königs, nähmlich ein Generalstab, ein Cadetten-Corps, ein Regiment Grenadiers, ein Regiment Garden zu Pferde, eine Division Artillerie, eine Compagnie Veteranen. 2) Aus 8 Regimentern Infanterie, jedes zu 2000 Mann, 1 Regiment Jäger, 3 Battaillons Artillerie, 1 Compagnie Pontoniers, 1 Compagnie Train-Soldaten, 1 Corps Gensd'armes, 1 Regiment Cürassiere, 2 Regimenter Husaren, 8 Compagnien Veteranen, 1 Compagnie Minirer, 1 Corps Ingenieurs. Es waren bey dieser Armee 3 Marschälle, 7 General-Lieutenants, 12 General-Majors, 4 Brigadiers. Von sämmtlichen 26 Generalen sind 7 Franzosen.

Die holländische Marine, unter den Admiralen Verhuel, de Winter, dem Viceadmiral Kikkert und 4 Schouten by Nacht oder Contre-Admiralen, ist noch im Werden, und wird beständig vermehrt. Das neueste, erst im vorigen Jahr vom Stapel gelassene Linienschiff von 90 Kanonen, der Handel von Amsterdam, ist eins der größten, welches die holländische Marine je hatte.

Die Bevölkerung von Holland nach der Vereinigung mit Ostfriesland, Jever u. s. w., und mit Ausschluß des an Frankreich abgetretenen Vliessingen betrug im Anfange des Jahres 1809, 2,046,224 Seelen.

.....

Im Sommer 1806 erwähnten die deutschen Zeitungen oft eines im Plane liegenden nordischen Bundes; welcher dem rheinischen, und dem gewaltigen franz. Föderativstaat das Gleichgewicht halten sollte. Der Entwurf dazu existirte allerdings; doch unbekannt war die Anzahl und der Nahme der Glieder. Unter Preußens und Rußlands Ägide hätte er sich bilden sollen. Schweden wäre ihm wahrscheinlich späterhin auch beygetreten. Aber die Schlacht von Jena zerschmetterte das große Project.

So wenig bezweifelte man im Herbste des Jahres 1806 im nördlichen Deutschland die Vollziehung, daß der durch seinen vortrefflichen statistischen Umriß der europäischen Staaten bekannte Hassel den nordischen Bund, wie gewisser Maßen schon für das Jahr 1807 existirend, in die statistische Gallerie der sämmtlichen europäischen Staaten, (die dem bey Vieweg in Braunschweig erschienenen zierlichen Almanach oder Erinnerungsbuch für das J. 1807 angehängt ist,) mit seinen sämmtlichen Bestandtheilen aufstellte.

Darin heißt es: „Die Fürsten des südlichen Deutschlands vereinigten sich in dem rheinischen Bunde; die des nördlichen, begünstigt durch ihre Lage, schließen sich gegenwärtig an das Russisch-Preußische Staatensystem an. Der nordische Bund ist seinem Abschluß nahe. Zu demselben werden mit einem Gebiethe von 1,744,25 Quadratmeilen, einer Volkszahl von 4,766,030 Deutschen, und eine Truppenzahl von 67,425 Kriegern nachstehende Regenten treten:"

1. Churſachſen. Areal-Größe 716 Quadratmeilen; Bevölkerung 2,010,000 Menschen; Militär: 34,313 Mann. Staatseinkünfte 12 Millionen Gulden.

2. Churheſſen. Areal-Größe 188,50 Quadratm.; Bevölkerung 497,000 Menschen; Militär 16,000 Mann. Staatseinkünfte 4,100,000. (Privatvermögen des Churfürsten 60 Mill. Gulden.)

3. Sachſen-Weimar. Areal-Größe 35 Quadratmeilen. Bevölkerung 109,000 Menschen; Militär 600 Mann; Einkünfte 1 Million Gulden.

4. Sachſen-Gotha. Areal-Größe 55 Quadratmeilen; Bevölkerung 180,000 Menschen; Militär 2,500 Mann; Einkünfte 1,300,000 Gulden.

5. Sachſen-Meiningen. Areal-Größe 18,32 Quadratmeilen; Bevölkerung 48,000 Menschen; Militär 2500 Mann; Einkünfte 500,000 Gulden.

6. Sachſen-Hildburghauſen. Areal-Größe 10,95 Quadratmeilen; Bevölkerung 33000 Menschen; Militär —; Einkünfte 150,000 Gulden.

7. Sachſen-Coburg-Saalfeld. Areal-Größe 18,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 59,000 Menschen; Militär 200 Mann; Einkünfte gegen 500,000 Gulden.

8. Braunſchweig-Wolfenbüttel. Areal-Größe 72,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 207,177 Menschen; Militär 4,112 Mann; Einkünfte 2,200,000 Gulden.

9. Mekkenburg-Schwerin. Areal-Größe 219,37 Quadratmeilen; Bevölkerung 288,853 Menschen; Militär 1,800 Mann; Einkünfte 1,800,000 Gulden.

10. Mekkenburg-Strelitz. Areal-Größe 36,13 Quadratmeilen; Bevölkerung 66,000 Menschen; Militär —; Einkünfte 525,000 Gulden.

11. Holſtein-Oldenburg. Areal-Größe 108,25 Quadratmeilen; Bevölkerung 160,000 Menschen; Militär 1,000 Mann; Einkünfte 800,000 Gulden.

12. Anhalt-Deſſau-Bernburg und Köthen. Areal-Größe 48 Quadratmeilen; Bevölkerung 126,000 Menschen; Militär 400 Mann; Einkünfte von Deſſau 600,000, von Bernburg 390,000, von Köthen 180,000 Gulden.

13. Naſſau-Fuld. Areal-Größe 38,41 Quadratmeilen; Bevölkerung 110,500 Menschen; Militär 1,200 Mann; Einkünfte gegen 1 Million Gulden.

14. Haus Schwarzburg, in zwey Linien, Sondershauſen und Rudelſtadt; Areal-Größe 45 Quadratm. Bevölkerung 114,000 Menschen; Militär —; Einkünfte gegen 500,000 Gulden.

15. Haus Reuß, in fünf fürstlichen Linien. Areal-Größe 25,50 Quadratmeilen; Bevölkerung 82,000 Menschen; Einkünfte 420,000 Gulden.

16. Haus Schönburg, in einer fürstlichen und zwey gräflichen Linien. Areal-Größe 16 Quadratmeilen; Bevölkerung 61,000 Menschen; Einkünfte 210,000 Gulden.

17. Fürſt von Waldeck. Areal-Größe 21,67 Quadratmeilen; Bevölkerung 48,000 Menschen; Militär 1,800 Mann; Einkünfte 375,000 Gulden.

18. Haus Stollberg, in drey gräflichen Linien, deren Besitzungen 13,44 Quadratmeilen mit 34,500 Menschen bewohnt, zusammen 555,000 Gulden rentiren.

19. Die Fürſten und Grafen von Lippe mit 54 Quadratm., 95,000 Menschen und 307,000 Gulden Renten.

20. Der Fürſt zu Kaunitz-Rittberg mit 4 Quadratmeilen, 13,000 Menschen und 250,000 Gulden Einkünften.

21. Der Graf von Bentink, mit 2 Quadratmeilen und 3000 Menschen.

22. Der Graf von Neſſelrode mit 3 Quadratmeilen und 6000 Menschen.

23. Die drey Hanſeeſtädte. 215,000 Menschen, (in 6 Städten, 3 Flecken und 116 Dörfern;) Militär 2800 Mann; Einkünfte 1,800,000 Gulden.

Miscellen.

Herr Alexander Lenoir, Administrater des Museums der französischen Denkmähler, hat in einem Privathause in Paris zwey ägyptische Statuen von dem höchsten Alterthume entdeckt, deren eine in schwarzem Basalt, die andere in buntem, schmuzig weißem Marmor gearbeitet ist; die Hauptsetzen sind mit Hieroglyphen bedeckt. Im Ganzen sind beyde unbeschädigt, allein die Hieroglyphen auf dem Marmor sind sehr verwischt, dagegen die auf dem Basalt vollkommen wohl erhalten und sehr schön sind. Das Aeußere stellt zwey menschliche Gestalten mit einem kleinen Barte vor, dem ähnlich, mit welchem Osiris abgebildet wurde, wenn man an ihm die Abnahme der Sonne nach dem Sommer-Solstitio versinnlichen wollte. Inwendig sind sie hohl, und dieß leitet Herrn Lenoir auf die Vermuthung, daß sie zwey Särge seyen, und zwar für sehr vornehme Personen, da sonst die gewöhnlichen Särge, in welchen man die Mumien findet, aus dem Holze des ägyptischen Feigenbaums gearbeitet wurden. Was diese Vermuthung noch mehr bestätigt, ist die Verschiedenheit der Größe der beyden Särge, von denen der marmorne 5 Fuß 5 Zoll, der basaltne aber nur 5 Fuß 3 Zoll lang ist, so daß sie also für individuelle Personen verfertigt zu seyn scheinen.

Nach Pater Kircher, der in seinen Werken dieser beyden Statuen erwähnt, wurden sie unfern des rothen Meeres in der Provinz Said in einer hohen Pyramide gefunden. Eine Seite der Pyramide hatte einen so starken Riß bekommen, daß ein Mensch hindurch kriechen konnte; mehrere Türken versuchten es, und fanden diese beyden Sarcophage, welche sie für zwey Götzenbilder hielten, die auf den Befehl Pharao's, dessen Grabmahl diese Pyramide seyn sollte, hierher wären gebracht worden. Da sie vermutheten, daß diese Sarcophage von Werth seyn könnten, so beschlossen sie, beyde auf Kameelen nach Cairo zu bringen. Jedes Monument wiegt sechs- bis siebenhundert Pfunde, und sie brauchten 60 Tage zum Transporte. — Von Cairo gingen sie den Nil hinunter nach Alexandrien, wo ein französischer Kaufmann sie einschiffte. In Genua, wo er einlief, sah sie Prinz Doria, und bot eine große Summe dafür; sein Anerbiethen wurde aber nicht angenommen. Den 4. Sept. 1632 kamen sie zu Marseille an, wo sie der Pater Kircher sah, und jeder Kenner sie bewunderte. — Der General-Surintendant Nicolas Fouquet kaufte sie endlich von dem Kaufmanne, und ließ sie nach St. Mande bey Vincennes drey Viertelmeilen von Paris bringen, wo der Minister ein Haus besaß. Der berühmte Thevenot, der eben von seinen Reisen zurück gekehrt war, hörte davon, eilte nach St. Mande, und versicherte, daß er nie so seltene und schöne Stücke in Aegypten gesehen habe. Sie blieben bis zu Fouquet's Tode 1680 zu St. Mande, und wurden dann dem berühmten Gartenkünstler le Nostre verkauft, dieser schenkte sie Herrn Louis Bernin de Valentinay, General-Controlleur des königl. Hauses, der sie in seinem Schlosse zu Usse aufstellen ließ.

Herr Lenoir macht alle Freunde der Kunst auf diese kostbaren Seltenheiten aufmerksam, und hält sie für würdig, in dem kaiserl. Museum die Zahl der Meisterwerke zu vermehren.

.....

Man hat nun auch eine Deutsche Übersetzung von den Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon-Conti. Sie sind in zweyfacher Hinsicht sehr interessant, zunächst an und für sich selbst, und dann durch den merkwürdigen Umstand, daß der erste Theil derselben zu Göthe's leider noch immer unvollendet gebliebenem Trauerspiele: Die natürliche Tochter, den Stoff hergeliehen hat. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, zu bemerken, wie der Dichter aus dieser Lebensgeschichte zwar die Hauptzüge fast sammtlich entlehnte, aber dabey alles in eine höhere Sphäre hinaufhob, wie er selbst Nebenumstände nicht unbeachtet ließ, und diese so eigenthümlich und bedeutsam um, und ausbildete, und dem Ganzen aneignete, daß sie fast bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Selbst das, was sich bey der Unvollendung des Drama's nur gleichsam im Keim ahnden läßt; der Heldenmuth der natürlichen Tochter, welcher einst dem zerrütteten Vaterlandt zur Stütze und zum Trost dienen mag, selbst dieser Hochsinn ist am Schlusse des zweyten Theiles, der sonst dem Dichter keinen brauchbaren Stoff liefern konnte, in einzelnen Zügen zu finden — wie männlich die Unglückliche bey Bestürmung der Tuillerien dem Könige, ihrem Vater, bewaffnet und in Mannstracht zu Hülfe eilt, wie sie, als der Monarch im Tempel bewacht wird, die Gewalthaber um die Erlaubniß anflehet, mit ihm und seiner Familie die Gefangenschaft theilen zu dürfen, wie sie dieses nicht gewahrte Gesuch, da nur noch die beyden Kinder des Königs am Leben sind, abermahls aufs dringendste wiederhohlt, standhaft in dem gefaßten Entschlusse beharrend, ihre Blutsverwandten, die Bourbons, im Unglücke nicht zu verlassen, und selbst das Leben für sie daran zu setzen. Wir enthalten uns jedoch, die denkwürdige Lebensgeschichte der natürlichen Tochter des Prinzen Conti, dieses als Held, Patriot, Mäzen und Vater gleich achtungswerthen Mannes, in einem Auszuge zu geben, der doch immer unbefriedigend ausfallen und den Lesern einen Theil des Genusses, den sie von diesen Memoiren gewiß sich versprechen können, nur verkümmern würde. Es wird zweckmäßiger seyn, um sie einiger Maßen mit dem Geiste, worin das anziehende Buch geschrieben, bekannt zu machen, einige durch sich selbst verständliche Stellen hier auszuheben, wie folgende lyrische, wo sie das frohe Gefühl schildert der Befreyung aus der kerkerähnlichen Zelle eines Klosters, in welcher sie zwey Jahre geschmachtet und so gelitten hatte, daß sie in einer Sänfte die Reise machen mußte:

„Anfangs ging es langsam, und wir kamen in den ersten Tagen nicht weit. Vom zweyten Tage an fühlte ich neue Kräfte, ich befand mich nicht mehr in dem verpesteten Dunstkreise, der mich dem Tode nahe gebracht hatte. Die frische, reine Luft, diese allen Menschen gemeinschaftliche Gabe des Himmels, die ich so lange hatte entbehren müssen, und die ich mit Entzücken einathmete, war schon ein Anfang zu meiner Genesung. Ich betrachtete die Sonne in ihrer ganzen Pracht, die ich so lange nicht hatte sehen können. Ihre sanften Strahlen, der Himmel, die Erde, das Wasser, die Felder, die Wiesen, die Weinberge, die Bäume, die Vögel, alles, alles schien mir neu, alles zog mich an und entzückte mich. Nie schien mir die Natur so schön. Ach, sagte ich zu mir selbst, der Schöpfer hat alles zum Glücke der Menschen angeordnet, warum ist es nicht ihre einzige Beschäftigung, seine Wohlthaten zu genießen? Mit einer Art von Wollust fühlte ich, daß ich lebte, daß ich mir selbst angehörte; ich ließ halten, wenn es mir beliebte, ich stieg aus, ich that einige Schritte, und stieg wieder ein; ich versuchte, um mich so auszudrücken, das Leben und die Freyheit." —

Jean Jacques Rousseau war der Lehrer dieser Unglücklichen, die einige interessante Züge und Worte von ihm erzählt, wie z. B. in folgender Scene:

„Er nännte mich gewöhnlich Madame la Comtesse, aber in den herzlichern Gesprächen nannte er mich bisweilen: mein schönes Kind, und ich ehrte und liebte ihn in der That als meinen zweyten Vater. Er war nicht sehr einschmeichelnd, weil er fast immer beobachtete; aber jeder Beweis meiner Anhänglichkeit freuete ihn sehr. Eines Tages, als ich mehr wie sonst mit ihm gespielt hatte, fragte ich ihn mit einmahl: „Haben Sie Kinder?" Die Frage überraschte ihn, er sah mich erstaunt an, die Thränen traten ihm in die Augen, und er stand auf, um es zu verbergen. Meine Erzieherinn sah mich ernst und finster an; ich begriff nicht, wie ihn diese Frage betrüben konnte; aber ich verzieh es mir nicht, ihn zum Weinen gebracht zu haben. Die Gouvernante sprach über diesen Vorfall mit meinem Vater, der seufzend sagte: Ihm verdanke ich es, daß ich der glücklichste Vater bin, und ich werde sterben, ohne den Trost zu haben, ihm seine Kinder wieder zu verschaffen. — Er besorgte, daß sie unglücklich seyn möchten, sagte die Erzieherinn, und fürchtete die Rache seiner Feinde. Er hatte mehr auf das Herz und den Eifer seiner Freunde rechnen sollen, versetzte mein Vater, aber er glaubt nicht, daß man ihn lieben könne, wie er liebt." —

An einer andern Stelle sagt die Erzählerinn, als sie von der Abneigung der Dauphine (der nachmahligen letzten Königinn von Frankreich) gegen die strenge Etiquette spricht: „Ich werde es niemahls vergessen, daß zur Zeit der Parlamentsunruhen mein Vater gegen J. J. Rousseau, mit Wärme diesen Geschmack der Dauphine an Unabhängigkeit und Freyheit lobte, diesen Eifer, den Vorurtheilen und der Tyranney Trotz zu bieten und die goldenen Ketten zu zerbrechen, die aus den ersten Fürsten der Welt Sclaven machen, die unglücklicher sind, als ihre niedrigsten Unterthanen. Diese vergoldeten Ketten, versetzte Rousseau, werden nicht sobald zerbrochen seyn, als auch alle die Adelichen, die sie nun nicht mehr an den Hof fesseln, nach Paris kommen werden, um Ränke zu ersinnen, und Verschwörungen anzuzetteln, vielleicht gegen den Monarchen und die Monarchie."

Auf einem vergeblichen Versuche zur Flucht nach Italien durch die Schweiz, hatte die vom Unglück unaufhörlich verfolgte Prinzessinn ein so seltsames Abenteuer, daß es niemand ohne Schauder wird lesen können. Der Weg führte sie durch einen Gebirgswald, und nicht lange war sie auf dem steinigen Boden fortgewandert, als ihre verwundeten Füße von Blut trieften und sie nöthigten, sich am Fuße eines hohen Felsens hin zu setzen oder vielmehr hin zu werfen. „An der entgegenstehenden Seite war eine große Höhle, die ich damahls nicht bemerkte. Die Schmerzen, die ich beym Reinigen meiner Wunde vom Sande und beym Verbinden fühlte, waren so heftig, daß ich, ob ich gleich merkte, daß etwas an meinen Haaren zog und zauste, gar nicht darauf achtete. Ich glaubte, mein Kamm sey losgegangen, und die herunterhängenden Haare wären die Ursache dieses Zerrens. Ich war noch nüchtern, der lange Weg, den ich so schnell zurück gelegt, das Blut, das ich verloren hatte, der Schmerz an meinen Füßen, alles schwächte mich so sehr, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Ich stützte mich an einen Baum, der in den Felsenspalten gewachsen war. — Aufs neue fühlte ich wieder etwas an meinem Kopfe zerren; ich glaubte aber, daß die rauhe Rinde des Baums die Haare festhalte. Ich war so schwach und so müde, daß ich nicht einmahl hinfaßte, um zu erfahren, was es sey. Bald ward ich aus dieser Art von Schlafsucht geweckt. Ich hörte rufen, ich hörte das Klingen einer Glocke. Mir gegenüber in großer Entfernung sah ich zwey Männer, die heftig gestikulirten, ich verstand aber weder ihre Bewegungen noch ihr Geschrey. Mich überfiel Staunen und Angst. — Ganz ermattet ergab ich mich in mein Schicksal, und blieb unbeweglich. Ich zweifle nicht daran, Gott gab mir es ein. Hätte ich mich bewegt, so lebte ich nicht mehr. Ich sah ganz kaltblütig diese Männer herbey laufen und sich mir nähern. Noch immer fühlte ich von Zeit zu Zeit ein Zerren an den Haaren, bald merkte ich einen warmen Luftzug am linken Ohre, ein stinkender Geruch umgab mich, und ein dicker Dampf zog vor meinen Augen vorbey. Rasch wendete ich meinen Kopf herum. — Meine Wange berührt den Rachen eines ungeheuren Thieres; das Blut starrte in meinen Adern! Es war ein Bär, der mit meinen Haaren spielte. Dieß wilde Thier zerreißt gewöhnlich seine Beute nicht eher, als bis es sieht, daß sie sterben will; die beyden Männer, die herbey liefen, waren Schäfer; sie riefen mir zu, so laut sie nur konnten, mich ja nicht zu rühren; aber sie sprachen in einem Dialect, den ich nicht verstand. Sie hatten den Bären aus seiner Höhle, die unter dem Felsen war, woran ich saß, heraus kommen sehen. Sie hatten bemerkt, daß er langsam nach meiner Seite hingeschlichen war, und seine Tatzen nach meinen Haaren ausgestreckt hatte. Durch ihr Geschrey und das Läuten der Glocken trieben sie ihn in die Flucht. Nur ein Paar Secunden später und es war vorbey. Sie sagten mir, daß, so wie ich meinen Kopf bewegte, das Thier mich umarmt hätte, um mich zu ersticken."

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 11. und Freytag den 13. April 1810.

Ruhiges Hirtenleben auf einsamer Alpe, in reiner Luft, unter höherem Sternenglanz, und Erscheinungen großer, wunderbarer Natur, das war die Seele der ersten Eidgenossen. Die Abgeschiedenheit ist nicht fähig, neue Begriffe zu erzeugen, desto fester hält man auf angestammte. Sie durchdringen das Gemüth, daher tiefes Gefühl für Freyheit und Brüderschaft. Dieses gab ihnen auch den Stolz, gerecht und wahr zu seyn. Die Ehre des National-Nahmens ist zuerst in Hirtenlande, zu Schwyz, empfunden worden. Dieses Selbstbewußtseyn machte sie den Feinden zum Schrecken und entzündete nicht allein in den Glarnern, in den Appenzellern und in Hohenrhaetis rauherm Volk die Begierde, mit ihnen und wie sie zu seyn, sondern gab in Europa der kleinen Schaar Nahmen und Rang.

Johann von Müller.

(44 und 45.)

Schatten der Vorwelt.

Der Bruder Claus von der Flüe.

Wenige Tage vor Peter von Stalden durch das Schwert des Nachrichters fiel, hielten alle Eidgenossen, in Beyseyn deren von S. Gallen und Appenzell, Soleturn und Freyburg, in dem Unterwaldenschen Hauptflecken Stanz einen großen Tag über die Theilung der Beute, die Aufnahme der beyden Städte, das Bürgerrecht und die Form Rechtens, deren die vier Waldstädte sich unter einander zu begnügen haben. Die drey Länder unter lauten Drohungen bestanden auf ihrer Meinung; die Stadt Lucern, von ihrer ganzen Landschaft und von den Städten schnellen festen Beystands versichert, wollte nicht nachgeben. So heftig ergingen die Erklärungen, so trotzig die Reden, und so entbrannte der Zorn, daß die Freyburger und Soloturner ihrer selbst vergessen wollten, auf daß nur nicht alle Eidgenossenschaft untergehe. So bis auf die dritte Sitzung; es wurde kein Mittel erfunden; ohne Abschied, mit flammenden Gesichtern, trennten sich die Männer bey einbrechender Nacht; ein Geschrey ging durch den Flecken: „Was Oesterreich und Burgund nicht gelungen, der letzte Tag der Schweitz sey erschienen." Dieses hörte mit Entsetzen auch der Pfarrer Heinrich im Grund, ein frommer und ein aufrichtiger Mann; da gedachte er seines Freundes, Bruder Claus'en, eines weisen Mannes, der vor Gott wandle und mit dem Gott sey, stand auf, nahm seinen Stab und eilte hinauf in die Wildniß.

Der Bruder Claus, aus einem guten Geschlechte Löwenbrugger, selbst aber genannt von der Flüe, bey Sarnen in Obwalden, wo er mit seinen Ältern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bey Ragaz und in dem Thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigene Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann seyn; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alpe; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reitzende Wildniß, an dem Rauft über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Celle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Capelle, gebauet. Es ist noch bey seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert, und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er ein Mahl monathlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich

sey, scheint aus Beyspielen zu erhellen: es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einiger Maßen erklärt werden. Solcher Maßen lebte der Bruder in stäter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Überlegung und Übung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keineswegs machte er seine Art andern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu seyn wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt (in die wir einst vom Lebenstraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich seyn (was niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Celle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Bretern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen: so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähte: „der Brunn „des Lebens, gehe er durch Bley oder Gold, führe immer die „heilreichen Wasser;" über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er, an Im Grund und andere wohlunterwiesene Priester zu weisen; denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen Deutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hieher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im Übrigen kam an den Ranft, wer in Unterwalden, wer in der Schweitz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsidlen verehrte, Bischof Otto von Costanz, Erzherzog Sigmunds, Kaiser Friedrichs-Verordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unstörbare Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündige Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Celle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bey Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten gütigen Würde: „Sage Ihnen, der Bruder Claus habe dem Tag auch etwas vorzubringen." Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der castanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwey Spitzen mäßig herabhängender dünner Bart, seines Blicks außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in allem; sein einfacher, braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der „Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. Kunst „und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; „was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher „Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch Euch „gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem „gebe ichs Euch. Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? „Weil es anders nicht hat seyn können. Wodurch die Siege? „Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt „nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. „In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, Ihr von „Städten, daß Ihr Bürgerrechte löset, welche Einem alten „Eidgenossen schmerzlich sind, Ihr von den Ländern, daß Ihr „bedenkt, wie Solothurn und Freyburg neben Euch gestritten „haben, und sie in den Bund nehmt. Alle Eidgenossen, in „Mißverständniß, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt „gemäß der Billigkeit, bey der alten Art gleicher Sätze von „jeder Partey. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, „Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht „zu sehr den Euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel: seyd friedsame Nachbaren; und wer Euch unterdrücken „wollte, der finde Männer: fern von Euch, daß einer um „das Vaterland Geld nehme; vor Parteyung hüthet Euch, sie „würde Euch zerstören. Liebet Euch unter einander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walte über Euch, gütig wie „bisher!"

Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsidlers, daß in einer Stunde alles verglichen ward." Also (beginnen die Tagherren den Abschied) „des ersten, weiß jeder Both heimzubringen die Treu, Müh „und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Claus, in diesen „Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken." Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bey Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

Der Bruder Claus ist, nach vollbrachtem Werk, wieder in seine Wildniß gegangen. Die Eidgenossen beschenkten ihn zur Auszierung seiner Capelle. Er fuhr fort, die Summe der Weisheit und aller Tugend, Gehorsam und Liebe, zu lehren. (Für sich der höchsten Leitung folgen, für die Welt wohlthätig wirken, ist das Geheimniß des Glücks und der Kern der Moral). Am ersten Frühlingstag des vierzehnhundert sieben und achtzigsten Jahrs, an demselben, wo er vor siebzig Jahren geboren ward, nachdem seine Nerven acht Tage lang an schmerzlichen Krämpfen gelitten, starb der Bruder in seiner Celle am Ranft, in Gegenwart seiner Freunde Ulrich und Im Grund, der seiner Art nachstrebenden Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder, und wurde von ganz Unterwalden mit größter Ehrfurcht und Liebe auf dem Kirchhofe zu Sarnen bestattet; betrauert bey allen Eidgenossen; auch von fremden Fürsten sein Andenken geehrt. Bruder Claus von der Flüe war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug, ihn unter die Canonisirten zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen.

Der Oſtracismus gegen Thiere.

Folgende für die Geſchichte des Aberglaubens denkwürdige Züge finden ſich in den ſchweitzeriſchen und tiroliſchen Geſchichten Johanns von Müller und des Freyherrn von Hormayr.

Die Stadt Bern, in Verlegenheit um die Feldfrüchte, die von gewiſſen Raupen *) in übergroßer Anzahl zernagt wurden, begehrte Rath von ihrem geiſtlichen Vorſtand, Biſchof zu Lauſanne. Dem geiſtlichen Hof ſchien, wie vor Alters vielen Juden und Heiden **), und vor und nach dieſem vielen katholiſchen Kirchenbehörden, es ſey den Menſchen eine Beſchwörungskraft gegeben, die nur nicht leichtſinnig zu üben wäre. Dieſes hatte nichts Befremdendes für den gelehrten Stadtſchreiber Thüring Frikhard, auf deſſen Weisheit Bern beſonders achtete. Demnach erging an die Creatur in Nahmen des Schöpfers eine feyerliche Aufforderung, ſich zu entfernen ***). Über den Ungehorſam wurde ein Rechtsgang verordnet, um ihre Gegenrede zu führen, der Schatte eines Fürſprecher vieler ſchlechten Sachen, Perrodet, aus der Hölle aufgeſchworen, hierauf das Gewürme verbannt †), und allem Volk bewieſen, daß zu Rettung ſeiner Saaten die väterliche Regierung auch nicht ein Mittel unverſucht laſſe. Alsdann macht eine alte Cäremonie lächerlich, wenn das Volk den Sinn verehrter Väter nach dem Urtheil ſeiner eigenen Weisheit meiſtert; wozu in großen Zeiten die glorwürdigen Siege, die gute Regierung und Freudigkeit im Leben es nie kommen ließen.

*) Ingriche. In Urkunden Uengere, Ingerlinge.

**) Baſnage hist. des Juifs T. VI, 470 f.

***) Das vom Leutprieſter Schmid auf dem Kirchhofe zu Bern ausgeſprochene Monitorium ſiehe in H. H. Hottinger's latein. Kirchenq. IV, 318. „Du unvernünftige unvollkommene Creatur, die Inger, deines Geſchlechts iſt nicht geſeyn in der Arch Noäh; im Nahmen meines gnädigen Herren und Biſchofs von Lauſann, bey Kraft der hochgelobten Dreyfaltigkeit, durch das Verdienen unſeres Behalters Jeſu Chriſti und bey Gehorſam der heil. Kirch, gebeut ich euch, allen und jeden, in den ſechs nächſten Tagen zu weichen von allen Orten, an denen wachſet und entſpringet Nahrung für Menſchen und Vieh." Wo nicht, ſo citirt er ſie auf den ſechsten Tag, nach Mittag um Eins, vor ſeinen gnädigen Herrn von Loſann gen Wivelsburg.

†) Schultheiß und Rath an den Statthalter der Dechaney zu Köniz, Do. nach Kreuzerfindung. Aufſchub, 15 May (wegen Zweifel über die Form). Abermahlige Citation: „Ihr verfluchte Unſauberkeit der Inger, die ihr nicht einmahl Thiere heißen noch genannt ſollt werden." Spruch: „Wir Benedict von Montferrand, Biſchof zu Loſan, haben gehört, die Bitt der großmächtigen Herren von Bern gegen die Inger, und uns bewahrt mit dem heil. Kreuz und allein Gott vor Augen gehept, von dem all recht Urtheil kummend, — demnach ſo graviren und beladen wir die ſchändlich Würm und bannen und verfluchen ſie im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſts, daß ſie beſchwört werden, in die Perſon Johannis Perrodeti, ihres Beſchirmers, und von ihnen ganz nichts blob denn zu Nutz menſchlichen Brauchs." Alles mit viel mehr Worten. Die Regierung befiehlt ernſtlich, über den Erfolg zu berichten; aber Schilling meldet, man habe nichts vernommen, „um unſerer Sünden willen" (Hottinger a. a. O. 320). Formel der Schlangenbannung: „Ich beſchwöre Euch, Würmer, bey dem allmechtigen Gotte, daß euch dyſes Haus alß immer ſo unerträglich ſey, als immer Gotte der mann iſt, der falſch urtel ſpricht und ein rechte kann" (der wiſſentlich falſch richtet). Hemmerlin, 2. Tract. de Exorcismis.

.....

Anno Domini 1519. am S. Urſula Tag iſt für Wilhelm von Haßlingen Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stielfs, ain Recht zu füren willens ſey gegen den Mäuſen, ſo genannt ſind Lutmäuſe, wie Recht ſey. Und damit dieſelbigen Lutmäuſe in ſolcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Nothdurft fürbringen mögen, ſo ſeyn ſie eines Procurators notdürftig. Begeren ſie, daß der Richter ihnen ein Procuratorn von Obrigkeit wegen ſetzen ſoll, uſdaß ſie ſich nit zu beklagen haben.

Auf ſolches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäuſen uf Stilfs nach Ordnung Rechtens ein Procuratorn geſetzt als Hanſen Grinebner Burgern zu Glurns, dem er ſolchen Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts beſtättet: auch iſt um das Siegl gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartſch, Hanſen Hafners und Conraden Spergſers.

Hernach hat gemelter Simon Fließ von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuſe auch einen Procurator geſetzt, nemlich den Schwarz Minig zu Tartſch und haben darum den Richter um das Inſiegl gebeten in Beyſeyn vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angeſetzt als am Mittwoche vor S. Simon und Judas der zwelfboten Tage obgeſagten Jars.

Kundſchaftrecht am Mittwoche nach S. Philipſen und Jacobi der heiligen Zwelfboten Anno 1520.

Richter Conrad Spergſer, Rechtſprecher Hans Hafner, Caſper Metzger, Millner von Liechtenberg, Stoffl Frey, Valtin Larcher, Martin Lechtaler, Adam von Pajadt, Flirl Peter, Luzi Hans Feyrabendt, Jeremias von Prad.

Auf dieſen Tag iſt verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartſch als Procurator der ganzen Gemeind Stilfs, und hat zu verſtehn geben, wie er als Procurator der Gemeind Hanſen Grinebner als Procuratorn und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuſe, auf dieſen Tag Kundſchaft zu verhören zu wiſſen gethan, und fürgebeten: worüber geſagter Grienebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuſe ins Recht gedingt.

Darauf hat Minig Waltſch aus Sulden bekannt und geſeit, daß ihm wol wiſſend ſey, daß er ungefährlich bey 18 Jaren in Sulden gehauſt hab, da ſey er ein und usgangen über die Stuck und Güter der Wieſen der ganzen Gemeind Stilfs: da hab er allzeit geſehen, das die Lutmäuſe ihnen daſelbs merklich Schaden getan haben an Ufwülung des Erdreichs, alſo daß die von Stilfs das Hew und Grumat die Zeit lang wenig genoſſen.

Niklas Stocker uf Stilfs hat bekennt und geſeit, daß ihm wol kund und wiſſend ſey, daß ſo lang er gemelter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allzeit geſehen, daß etwas Tiere, deren Namen er nit wiſſe, denen von Stilfs in iren Gütern großen Schaden getan hant, und ſunderlich im Herbſt da man das Grumat mähen ſollen, ſeyn ſie viel heftiger denn zu andern Zeiten geweſen: er Kundſchafter habe

auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden gesehen.

Vilas von Raining als ein Nachbaur deren von Stilfs hat sich zu den zween Kundschaften gestellt und bekennt, daß er bey 10 Jahren in Stilfs gehaust, und sey ihm nit anders wissen, als wie Niklas Stocker vermelt hat, und um so viel mehr daß er die genannten Lutmäuse auf den Stucken öft und viel selbs gesehen hab.

Und sind solche Kundschaften mit dem Aid, wie sich gebürt, bestättet worden.

Es hat solche Kundschaften gedachter Schwarz Minig als deren von Stilfs Procurator um sin Pfenninge geschrieben, und besigelt, und hat das mit Urteil erlangt.

Klag.

Schwarz Minig hat sein Klag gesetzt wider die Lutmäuse in der Gestalt, daß diese schädliche Tiere ihnen großen merklichen Schaden tun, so wurde auch erfolgen, wenn diese schädliche Tiere nit weg geschaft werden, daß sie ire Jarszinse der Grundherrschaft nit mer geben könnten, und verursacht wurden hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalten sich nit wüßten zu ernehren.

Antwort.

Darauf hat Grienebner eingedingt, und diese Antwort geben, und sein Procurey ins Recht gelegt: er hab diese Klag wider die Tierlein verstanden; es sey aber männiglich bewußt, daß sie allda in gewisser Gewöhr und Nutzen sitzen, darum aufzulegen sey ——: Derentwegen er in Hoffnung stehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtel nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtel erging, daß sie darum weichen müßten, so sey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anders Ort und Statt geben soll werden, uf daß sie sich erhalten mögen: es soll ihnen auch bey solchem Abzug ein frey sicher Geleit vor iren Feinden erteilt, es seyn Hund, Katzen oder andre ihre Feind: er sey auch in Hoffnung, wenn aine schwanger wär, daß derselben Ziel und Tag geben werde, daß ir Frucht fürbringen und alsdann auch damit abziehen möge.

Urtel.

Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und uf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht kommen, ist mit Urtel und Recht erkennt, daß die schädlichen Tierlein, so man nennt die Lutmäuse, denen von Stilfs ire Acker und Wiesmäder nach Laut der Klag in vierzehn Tagen raumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmer mehr kommen sollen; wo aber ains oder mehr der Tierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, dieselben sollen der Zeit von jedermann ain frey sicheres Geleit haben 14 Tage lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tagen wandern *).

*) Daß man die Heuschrecken, welche um das Jahr 1350 in verschiedenen Ländern ungeheure Verwüstungen anrichteten, bey offenen Kirchthüren, mit brennenden Kerzen und unter dem Geläute aller Glocken mit dem Bannfluch belegte, ist ein würdiges Seitenstück hiezu.

Literarische Notizen.

Die mit Rechte hochgeschätzten vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat haben in der Nummer 67 folgenden sehr interessanten Aufsatz über die, nach dem letzten Krieg aus den österreichischen Staaten freywillig ausgewanderten Schriftsteller gegeben.

„Nach dem letzten Kriege sprachen öffentliche Blätter des Auslandes von bedeutenden Schriftstellern der österr. Staaten, welche während desselben an ein fremdes Interesse sich angeschlossen und dann, als der Friede folgte, ihr Vaterland verlassen haben. Es lohnt sich also wohl der Mühe, jene mit Nahmen aufzuführen, von welchen die Rede seyn konnte. Der Vaterlandsfreund wird mit Vergnügen bemerken, daß die Zahl derselben eben so wenig bedeutend ist, als ihr literarischer Gehalt, und daß man sehr an der heiligen Logik sich versündigen würde, wenn man aus der Inconsequenz oder dem unruhigen Geiste dieser Wenigen einen nachtheiligen Schluß auf die Charakterfestigkeit der Gelehrten und der besseren Schriftsteller der österreichischen Staaten überhaupt ziehen wollte."

„Ihr Vaterland verließen nach dem letzten Kriege nur:

1. Franz Xaver Huber, ein Böhme. Unter den Tagsschriftstellern der Josephinischen Epoche war er einer der gelesensten. Vorzüglich erwarb ihm seine beißende Kritik der Josephinischen Gesetzgebung: „Herr Schlendrian, der Richter nach den neuen Gesetzen," eine ephemere Celebrität. Schon in der ersten Periode der gegenwärtigen Regierung hatte er sich aus seinem Vaterlande entfernt, und mehrere Jahre in Norddeutschland sich aufgehalten. Nur vor wenigen Jahren erst war er nach Wien zurückgekehrt, wo er, ohne ein öffentliches Amt lebte und Schauspiele und Opern schrieb, die nicht über das Mittelmäßige sich erhoben. Man schreibt ihm in ausländischen Blättern einen wesentlichen Antheil an der berüchtigten Zeitschrift: „der Morgenbothe" zu, welche aber weder Helle noch Wärme gab, ob sie gleich bestimmt war, zu leuchten und zu zünden, und die Monarchie im Vorbeygehen in lichte Flammen zu setzen. Die öffentliche Stimme hat schon über dieses Zeitblatt gerichtet. Es starb, von Niemand zurückgewünscht, gebrandmarkt mit der allgemeinen Verachtung; selbst von Jenen, für deren Interesse es zunächst unternommen wurde, im hohen Grade gemißbilligt.

2. Andreas Demian, ein geborner Ungar. Er stand drey Jahre als Fähnrich beym Regimente Koburg, trat im Jahre 1803 aus, schriftstellerte und compilirte mit abwechselndem Erfolge, wurde im Jahr 1804 bey der officiellen Sammlung statistischer Materialien der Militär-Gränze, jedoch in einer sehr untergeordneten und kurzen Wirksamkeit benützt, im Jahre 1808 abermahls bey dem Hofkriegsrathe als Unter-Lieutenant angestellt, aber auch hier nach einer Dienstleistung von 6—8 Monathen, in welchen weder seine Geschäftsführung den Anforderungen seiner Vorgesetzten, noch die Maxime, daß man eine Beförderung verdienen müsse, seinen auf einen raschen Flug berechneten Erwartungen entsprach, abermahls bestimmt, ohne Beybehaltung eines militärischen Charakters seinen Abschied zu nehmen. Wenn Hr. Demian auch den Fleiß hatte, zu sammeln, so besaß er doch das Talent, das Gesam-

melte verständig zu benützen, nur in einem geringen Grade, und das, was er im Gebiethe der Statistik als selbstständige, ausgearbeitete Werke gab, kann die parteylose Kritik nur als rohe Materialien-Sammlung für einen künftigen prüfenden Statistiker betrachten.

3. Batsany, ebenfalls ein Ungar, Concipist der k. k. Hofkammer in Wien, ein Mann zwar vom Talent, aber in der Schriftsteller-Welt nur als Gemahl der Dichterinn Gabriele v. Baumberg bekannt. (Saß, so viel man weiß, schon aus Anlaß der Markinovics'schen Verschwörung auf der Festung. Man hat von ihm einige vorzügliche, lateinische Oden, auch soll er mit vielem Glück beschäftigt gewesen seyn, Ossian in seine Muttersprache zu übertragen).

4. Doct. Lindner, Verfasser einiger sehr unbedeutender Schauspiele und verschiedener Aufsätze in dem Sonntagsblatte und in einigen andern Zeitschriften. Allein dieser ist kein Österreicher, sondern ein Liefländer, der nur seit einigen Jahren erst in den österreichischen Staaten sich aufhielt. Auch Wiedemann darf nicht hieher gezählt werden. Denn schon zur Zeit des Preßburger-Friedens war er in französische Dienste getreten.

„Welche Lücken hat nun die österreichische Literatur durch diesen Verlust gelitten? und welchen das Vaterland? Oder ist es nicht viel mehr Gewinn, Menschen entfernt zu wissen, die nur ihr Vaterland lieben, wenn ihm die Sonne des Glückes leuchtet, und die zu einem fremden, feindseligen Interesse übergehen, wenn diese Sonne hinter eine Wolke tritt?"

Wenn von den aus Österreich ausgewanderten Gelehrten die Rede ist, fällt es fast unmöglich, sich nicht des Professors Schultes, seines Seyns und Thuns in Krakau und der Tendenz seiner neueren Schriften zu erinnern! — Es gehört mit zum Berufe des Archivs, und (nach ihrem schönen Motto: Vaterlands liebe durch Vaterlands kunde zu fördern, auch) der Vaterländischen Blätter die zahllosen factischen Unrichtigkeiten und Animositäten nach und nach zu entschleyern, die in seinen Reisen durch Österreich und nahmentlich durch das Salzkammergut sich noch viel beissender und häufiger hervorstellen, als in der, an solchen Ausfällen gleichfalls nicht armen „Reise auf den Glockner."

Insbesondere heißt es hier;

„Unter dem bemoosten Gränzstein Österreichs und Steyer„marks, über den seit Jahren Zank und Streit ist, und über „den" (obgleich beyde Länder seit Jahrhunderten einem Herrn angehörten, und die zwey Kammergüter unmittelbar sein Chatouillen-Gut (??) sind) „mehr Centner Papier verschrieben „wurden, als dieser ganze, große Gränzstein wiegt, unter „diesem bemoosten Steine trifft man die eben so bemoosten „Reste der Verschanzungen, durch welche die Auffeer unsern „Bayern das Eindringen in die Steyermark verwehren woll„ten. Doch!!! wer vermag es dem bayerischen Löwen zu „wehren, der stets siegreich aus seinen Kämpfen mit dem steyer„märkischen Panther und zweyköpfigen Adler nach Hause kehrte. „Immer habe ich hier geruht, (???) und das Andenken jener „Tapfern gesegnet" (NB. damahls war Hr. Schultes noch lange in Österreich) „die diese Brustwehr in Ruinen umwandelten."

Nicht leicht findet man so wenige Zeilen, in denen so sehr gegen Historie, Geographie und gegen feines Gefühl gesündiget worden wäre, als in diesen. Der Verfasser dieser Rüge hat die Reise von Hallstadt nach Aussee zwey Mahl gemacht, und nicht die mindeste Spur von Ruinen alter Schanzen gefunden. Unsere Altvordern haben auch nur sehr selten ihre Landwehren im römischen Style gebaut. Die Schanzen, die einst hier standen, sind längst verfallen, und Wald und Moos lassen ihre ehemahlige Stelle gar nicht mehr erkennen.

Was „den stets siegreichen Kampf des Löwen" (der übrigens, wenn es erlaubt ist, die himmlische Welt mit der thierischen zu vergleichen, immer nur als Trabant eines gar viel größeren Planeten in die Schranken trat) mit dem zweyköpfigen Adler betrifft, so will man den Herrn Schultes (der in Österreich geboren, gebildet, und lange in mehrern öffentlichen Ämtern angestellt ward) nicht an die Siege der Österreicher im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg, noch an manches Spätere erinnern, weil es doch immer nur — Siege Deutscher über Deutsche waren.

Nicht leicht wird man einen schöneren Zug jenes stäts regen Hochgefühls für National-Ehre finden, das den Franzosen von jeher ein so furchtbares Übergewicht beylegte, als in dem sinnvollen sanften Verweis, den Kaiser Napoleon, dem Sänger des beliebten Gedichtes „Les Jardins" gab, — daß er darin auch des Gartens von Blenheim *) erwähnt habe: „Dieser Nahme müsse das Herz eines jeden „braven Franzosen verwunden, und die sanfte Rührung, die „das schöne Gedicht erwecke, schnell in Schmerz und Unwillen „verwandeln!!!"

An diese Reflexionen reihet sich unsers Gedünkens ganz wohl die weitere Wahrnehmung, daß das letzt abgewichene Jahr überhaupt manche unerfreuliche Erfahrung von jener Treue und Glauben, und von jener wechselseitigen Achtung in seinem Gefolge hatte, die in der Schriftsteller-Welt herrschen soll, traurige Aussichten für die Historie selbst! — Man fand ja in öffentlichen Blättern und Journalen fast keinen Aufruf, fast keine Nachricht der Gegenpartey anders, als verstümmelt und entstellt, viele absichtliche, bloß für das Bedürfniß des Moments ersonnene Actenstücke und planmäßig erfundene Facta zu geschichtlichen Thatsachen erhoben, (wie die Ermordung der Kriegsgefangenen in Tyrol); man fand z. B. in der ehehin geschätzten europäischen Annalen eine dem Preßburger Landtag von 1805 schon damahls zugeschriebene, aber nie gehaltene Rede eines Grafen Andreas Palffy-Karoly wieder aufgewärmt, der eben so wenig jemahls existirt hat. — Man las noch in diesen Tagen eine drey Seiten lange Oration, die der Sandwirth Andreas Hofer vor seinem Tode zu Mantua herab declamirt haben soll, und wobey man nur darüber verlegen ist, zu errathen, welches Publicum der Zeitungsschreiber für so albern halte, solchen Quark zu glauben! — Eine geschätzte Zeitschrift zeigte unlängst an, ihr sey eine Ode auf die Jubelfeyer eines verehrungswerthen Gelehrten zugesendet worden, erst im Momente des Einrückens habe sie eine Warnung belehrt, dieses wohlwollend scheinende Gedicht sey ein

*) Blenheim, Blindheim. Nach diesem Dorfe nennen die Britten die Schlacht bey Höchstädt, weil Marlborough seinen und Eugens herrlichen Sieg über Franzosen und Bayern durch die Gefangennehmung eines großen Corps in jenem Dorfe krönte. Das dankbare Albion schenkte ihm in Oxfordshire, ein Landgut, das auch Blenheim genannt, und dessen Park zeither von allen Freunden der schönen Natur besucht wurde.

hämisches Pasquill. — Unter mehreren, die Tiroler Insurrection betreffenden Schandschriften zeichnete sich eine durch ihren Geifer und insonderheit dadurch aus, daß der wohlbekannte Verfasser (der jetzt vielfach im Druck und gerichtlich, als ehrloser Calumniant belangte Baron Graf v. Ehrenfeld) sogar noch einen fremden Nahmen usurpirte. Die Beylage Nr. 8. der allgem. Zeitung enthielt hierüber folgende frappante Erklärung:

„In Bayern ist seit Kurzem eine Schrift in Umlauf gekommen, welche einige, mit Noten begleitete, Actenstücke über die letzten traurigen Ereignisse in Tirol enthält. Der Verfasser derselben, nicht zufrieden, mehrere meiner Landsleute darin in ihren ärgsten Blößen der Welt öffentlich dargestellt zu haben, erfrechte sich sogar, unter diese wahre Schandschrift meinen Nahmen drucken zu lassen. Obgleich Jedermann der mich persönlich kennt, längst überzeugt ist, daß ich mich nie mit dergleichen Dingen befasse, so bin ich es doch meiner gekränkten Ehre schuldig, hiermit öffentlich zu erklären; „daß ich nicht der „Verfasser jener Schrift sey, und daß die Beysetzung meines „Nahmens eine Verläumdung ist." Brixen, d. 1. März 1810.

Malfiner, Professor.

Der Münchner Ober-Hofbibliothecar, Baron Christoph Aretin, Verfasser verschiedener eruditer Compilationen, dann auch des Morgenbothen, der Plane Napoleons und seiner Gegner ꝛc. ꝛc. hat unlängst anonym in mehrere Flugschriften und Zeitungen Kanzelreden und ascetische Piecen einrücken lassen, die offenbar den Zweck hatten, die ihm, wie es scheint, gar sehr anstößige Regierung des Großherzogthums Würzburg herunter zu setzen und lächerlich zu machen, und die dann bald darauf von dorther öffentlich als erdichtet erklärt wurden. Prof. Gönner in Landshut wurde gleichfalls sehr übel durchgelassen, weil er dem österreichischen Gesetzbuch über Verbrechen und Strafen, öffentlich Gerechtigkeit geleistet hatte.

Einem noch viel empörenderen, litterarisch-politischen Streit gab die, in der neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung vom 12. December vorigen Jahres erschienene Anzeige einer „Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Regierung der Königinn Christina, nach dem Französischen des Ritters Arkenholz" Veranlassung und Vorwand. Mehrere von den aus dem Auslande berufenen Mitgliedern der regenerirten Akademie der Wissenschaften zu München fanden darin höchst beleidigende Beziehungen auf sich, und veranlaßten einen Auftrag des General-Commissärs an den Hofbibliothecar, Freyherrn von Aretin, das recensirte Buch aus der Hofbibliothek vorzulegen. Er erwiederte, er sey eben im Begriffe, die angezeigte Schrift drucken zu lassen; die Belege für die in der oberdeutschen Literatur-Zeitung enthaltene Darstellung aber fänden sich in Arkenholz's Mémoires sur la vie de la reine Christine de Suede. Herr von Aretin erhielt hierüber den Auftrag, die angekündigte Schrift nicht drucken zu lassen.

Darauf erschien die „Rüge eines literarischen Falsi in der neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung (in der Extrabeylage Nr. 1 des Morgenblattes). Mit nicht geringer Umständlichkeit wurde dort bewiesen, daß die der erwähnten Anzeige zum Grunde liegende „Idee eines Auszugs aus Arkenholz — eine Lüge," und daß unter dem Belletristen Bourdelot und dem Studien-Reformator Comenius ganz jemand anderer zu verstehen sey, als — Bourdelot und Comenius. Die Rüge, welche auch in dem Intelligenzblatte Nr. 10 der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt erschien, endete mit den Worten: „In der That kann man diese höchst merkwürdige Erscheinung nur dann einiger Maßen begreifen, wenn man weiß, daß von demselben Gelehrten (Hrn. v. Aretin) eine Flugschrift herrührt, die vor einigen Monathen unter dem Titel: Die Plane Napoleons und seiner Gegner; München 1809. 8. erschienen ist, worin er die protestantischen norddeutschen Gelehrten als Fanatiker, Feinde des französischen Kaisers, Borussomanen und Anglomanen, ja als Missethäter denuncirt, deren nahe Bestrafung er zugleich ankündigt. Und woher denn, möchte man fragen, ein solcher Haß eines Gelehrten gegen Gelehrte?" — Herr von Aretin antwortete hierauf (den 24. Jänner) in dem Intelligenzblatte Nummer 4 zur neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung, und suchte die Übereinstimmung der gerügten Darstellung mit Arkenholz's Memoiren zu beweisen, es übrigens den vermeintlich Angegriffenen überlassend, sich, wenn sie durchaus darauf beständen, getroffen zu fühlen. Rücksichtlich der Stelle der Flugschrift über die Plane Napoleons bemerkte er, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen und offenbar nur in der Absicht angebracht sey, um alle protestantische und norddeutsche Gelehrte gegen ihn aufzubringen. Es habe es, sagte er, nur „mit einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Bayern" zu thun; eben das sey aber in den Augen gewisser Nichtbayern in Bayern das Verbrechen der landeseingebornen Gelehrten, daß sie Bayern seyen. Aus diesem Grunde sey auch die ganze Fehde nichts weniger als literarisch, sondern „rein politisch" u. s. w. Zur Erörterung der Frage: „Woher denn ein solcher Haß eines Gelehrten gegen Gelehrte?" kündigte er ein eigenes Buch an, das von höchst wichtigen Beylagen begleitet seyn würde, welche ganz unerwartete Aufschlüsse „über das Drängen und Treiben ausländischer Gelehrten in Bayern" enthielten.

Ungefähr vierzehn Tage darnach (den 5. Februar) wurden in einer anonymen Adresse an das Publicum acht Gründe angegeben, welche die Gelehrten, „auf deren gemeinsamen Beschluß" die Rüge im Morgenblatte bekannt gemacht worden war, sowohl dazu, als auch nunmehr zur Überreichung einer Klage wider den Freyherrn v. Aretin beym Stadtgerichte in München bewogen hätten. Nebst der Anzeige der Geschichte der schwedischen Akademie und der Schrift über die Plane Napoleons wurde hierin auch eine Stelle der in der oberdeutschen Literatur-Zeitung abgedruckten „Duplik in causa der Süd- und Nord-Deutschheit" (worin von geheimen, vor einen literarischen Gerichtshof nicht gehörenden Ursachen, „aus welchen die Norddeutschen in Süddeutschland verweilen wollten," die Rede gewesen war), und ein heftiger Ausfall in dem Morgenbothen gegen eine „lutherische Liga" der Feder des Herrn von Aretin mit der treffenden Bemerkung zugeschrieben, daß sie nur genannt werden dürfte, „um nicht weiter brandmarken zu können." Es wurden ihm selbst mündliche Verläumdungen und Pasquille, welche, ungescheut in Tavernen herumgebothen, schon die Nahmen nannten, zur Last gelegt. „Dadurch" schloß diese Adresse „hat die Sache allerdings aufgehört, eine literarische Fehde zu seyn. Weit entfernt aber, eine rein politische Sache durch diese Wendung zu werden, wie Herr Baron von Aretin meint, ist sie

vielmehr eine rein juridische geworden, und vollkommen reif, um vor die Gerichte gestellt zu werden, vor welche sie allein gehört. — — Das Publicum wird seiner Zeit von dem Erfolge benachrichtiget werden."

So ward nun auch Herr von Aretin, welcher bisher den Kampf bloß inner den Schranken gelehrter Blätter auszukämpfen gesucht hatte, genöthigt, vor das große Publicum zu treten, und es erschien den 7. Februar von ihm eine „letzte Vertheidigung gegen die unsichtbaren Gelehrten in Bayern," welche auch mit der Drohung endigte, die Urheber der Adresse wegen der darin enthaltenen „empörenden" Verläumdung gerichtlich zu verklagen, sobald sie das Visier herablassen würden. Auch er versprach, das Publicum von dem Erfolge des Prozesses „durch Bekanntmachung der Acten" in Kenntniß zu setzen.

Das Lachen über das muthwillige Spiel, welches hier mit femme invisible, académie masquée, schwarze Männer u. s. w. getrieben wurde, löfete beym Publicum bald Ernst und tiefer Unmuth ab, aufgeregt durch die „Erklärung, den Morgenbothen betreffend, von dem berüchtigten F. K. Huber, Redacteur dieser Zeitschrift." — — Indem er auf die aus dem Morgenbothen ausgehobenen und ähnliche Stellen desselben, welche auch früher schon von einem Recensenten in Nro. 12 der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung, so wie in der Broschüre. „Über Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: die Plane Napoleons und seiner Gegner" (Gotha in der Beckerschen Buchh., 1810) nach Verdienste gerügt worden waren, die auf dem Umschlagsbogen zum ersten Bande des Morgenbothen abgedruckte Erklärung bezog, daß sich während seiner Abwesenheit vom Drucke „verschiedene zu frey und einseitig geschriebene Bemerkungen" eingeschlichen hätten: so erinnerte er zugleich bey der nur von einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten über allgemeine Beschuldigungen erhobener Klage, auf die bekannte Vademecums-Geschichte, wo in einer Dorfschenke beym Rufe einer in die Stube tretenden Magd: „ein Räuber, ein Räuber!" (womit sie den brennenden Seitendocht am Lichte meinte) unter vielen Gästen nur ein Fremder vom Tische auf und zum Fenster hinaus sprang, der sich auch wirklich in der Folge als Räuber entdeckte. Daß aber nicht bloß süddeutsche, sondern auch norddeutsche, nicht bloß katholische und katholisch gewordene, sondern auch protestantische Gelehrte mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden seyen, und in Verbindung mit dem (vermeintlichen) Tugendverein thätig zur Umwälzung derselben mitwirken wollten, dafür hebt er unter andern als angebliche Belege Stellen aus dem Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert, fünfter Band 1806 (wörtlich beynahe sich in der bekannten Schrift: „Deutschlands tiefste Erniedrigung" wiederfindend) und den „Erhebungen" aus, einer gerade vor Eröffnung des Feldzugs zu Lübeck bey Niemann 1809 erschienenen Zeitschrift, welche, wie man behauptet, in einer süddeutschen Universitätsstadt ein norddeutscher Professor in die von den Studenten stark besuchte Lesegesellschaft ohne Wissen und Willen der Vorsehung zu bringen gewußt habe.

Eilf Tage waren seit der in der anonymen Adresse an das Publicum angekündigten Einreichung der Klage beym Stadtgericht verflossen, als den 16. Februar zwey betrübte Ältern, Anselm Bachfeuer (Feuerbach) und Friderike Henriette Bicoja (Jacobi) in einer gedruckten Anzeige Nachricht von dem Tode ihres Töchterleins Eulalia Inepta Obscura gaben. Nach einem neuntägigen Leben, dessen längere Fortdauer organische Fehler in der ganzen Structur und besonders in der Verbindung des Oberleibes mit dem Unterleibe unmöglich gemacht hätten, wäre es an einem auf dem Rathhause ihm zugestoßenen Schlagflusse gestorben! Das Publicum zweifelte anfänglich, ob es dem Gerüchte trauen, ob es jenen Scherz wirklich auf die in dieser „rein juridischen Sache" angekündigten Klage deuten sollte; — allein die nun erschienene „Sammlung der Actenstücke in Sachen, des Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften F. H. Jacobi und fünf Consorten, nähmlich des General-Secretärs Schlichtegroll, Hofraths Breyer, Hofraths Jacobs, Hofraths Hamberger, und Ober-Schul- und Kirchenraths Niethammer, als Kläger gegen den königlich bayerschen Ober-Hofbibliothecar Christoph Freyherrn v. Aretin, als Beklagten, puncto injuriarum atrocissimarum, et satisfactionis" (Bayern 1810), gestattet darüber wohl gar keinen Zweifel mehr.

Jedermann wird bey derley Thatsachen Nichts äußern können, als ein wehmüthiges und unmuthiges Gefühl über solche Erniedrigungen, über dieses traurige Symptom der Zeit, das der leider so zahlreichen Mittelmäßigkeit und Gemeinheit Blößen genug darbeut, die Gelehrten mit der Gelehrsamkeit und Fehler Einzelner mit der Tendenz der Literatoren überhaupt zu verwechseln, und sich in ihrer Geistesarmuth noch recht selig zu blähen, wie jener, der aus lauter Furcht vor einer Indigestion lieber Hungers sterben wollte.

Stimmen des Auslandes über das neueste Finanz-Patent.

Man liest gegenwärtig in den wichtigsten, öffentlichen Blättern des Auslandes Bemerkungen über Österreichs neueste Finanz-Verfügungen, welche ein zu nahes Interesse haben, um sie nicht hier im Wesentlichen mitzutheilen. — So enthält der Courier de l'Europe eine ausführliche Beurtheilung des unterm 26. Febr. zu Wien erschienenen Finanz-Patentes. Nachdem im Eingange derselben die Art, wie im gedachten Patente die verschiedenen Finanztheorien auf die besondere Lage Österreichs ihre Anwendung fanden, gewürdigt, und die Verschiedenheit der Lage Österreichs von jener Englands und Frankreichs, als es Milliarden von Assignaten überschwemmten, gezeigt ward, fährt der Verfasser folgender Maßen fort. „Wenn man die von diesen beyden Staaten befolgten Systeme und Grundsätze mit jenen vergleicht, die in dem österr. kaiserl. Edicte enthalten sind, so ist nicht zu bezweifeln, daß das österreichische Gouvernement durch diese große Maßregel eine der wichtigsten Aufgaben der Finanzwissenschaft vollkommen gelöset habe. Vorzüglich bemerkenswerth ist der glückliche Gedanke, die Emission sowohl als die Circulation der vorstellenden Zeichen der Leitung einer Tilgungscommission zu unterziehen, welche aus Gliedern der Stände der verschiedenen Provinzen und der Handelsgremien der vorzüglichsten Handelsplätze, das ist, aus solchen Staatsbürgern zusammengesetzt ist, deren Existenz und Vermö-

gen innigst und ausschließend mit dem Flore des Staats verwebt sind, und die allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft um so mehr ein unbeschränktes Vertrauen einflößen müssen, als Ehrgefühl und das Gesetz sie sowohl in Hinsicht der allgemeinen Meinung als in der Wirklichkeit mit einem Grade von Verantwortlichkeit belastet haben, der für öffentliche Personen nicht größer denkbar ist.

Noch zeichnet sich diese Finanzmaßregel durch den progressiven und gleichen Schritt haltenden Gang zwischen dem Erscheinen und Verschwinden des baaren Geldes und der vorstellenden Zeichen aus, der durch selbe eingeführt ist, so zwar, daß das Geld sich nur in dem Maße im Umlaufe zeiget, als das Papier in den verschiedenen Auswegen, die ihm angewiesen sind, und im Austausche selbst gegen klingende Münze einen leichten ungezwungenen Ablauf findet, welcher der Berechnung des Privat-Interesse, das erleuchtet seyn will, aber bey jedem Anschein von Gewalt erschrickt und sich verschließt, offen vorlieget. Was aber diesem von dem Wiener-Cabinete eingeführten Tilgungssysteme besondere Festigkeit gibt, und zugleich für die Weisheit und die Kraft des besagten Cabinetes zeugt, das ist die Hypothek, welche man demselben in den unermeßlichen Gütern eines Standes anweiset, der als Bürge für den Gehorsam der Völker und als erster Vertheidiger der Rechte des Fürsten es sich zur Ehre und Pflicht rechnen wird, mit allen seinen Kräften zur Unterstützung und Wiederbelebung des Staates mitzuwirken.

Seit langer Zeit ist es bereits eine von jedem richtig Denkenden anerkannte Wahrheit, daß es in der Staats-Ökonomie keine Verschiedenheit zwischen Grund und Grund gebe, und daß, da jedes Eigenthum nur durch die bürgerliche Gesellschaft besteht, sich auch keines ohne Ungerechtigkeit, und ohne in einen Widerspruch zu verfallen, den Opfern, die zur Erhaltung und Dauer eben dieser bürgerl. Gesellschaft nothwendig sind, entziehen könne.

Aber die practische Anwendung dieser Grundsätze war oft großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Noch wiederhallt Europa von den Stürmen und Greuelscenen, deren Schauplatz Frankreich durch die schwachen Versuche der einen, ähnliche Heilmittel zur Rettung des Staats anzuwenden, und durch den thörichten Widerstand der andern gewesen war.

Zum Schlusse bemüht sich endlich der Verfasser dieser Beurtheilung zu zeigen, wie günstig der gegenwärtige Zeitpunct nach langen blutigen Kämpfen von Österreich zu dieser Finanzmaßregel gewählt ward, und wie beförderlich das neue große Band, das dauernde Ruhe und Frieden verspricht, der Entwicklung ihrer wohlthätigen Folgen seyn wird.

Die allgemeine Zeitung, die übrigens noch lange nach dem Frieden, nicht zu bewegen war, sich zu entpanzern, enthält hierüber einen noch umständlicheren Aufsatz. — Sie sagt: „Die Schicksale der österreichischen Bancozettel während der Monathe November, December und Januar hatten unter allen Bewohnern dieser Monarchie die lebhaftesten Besorgnisse, und im Auslande manches unbefugte Urtheil über die ihr bevorstehenden neuen Widerwärtigkeiten veranlaßt. Ein fürchterlicher Total-Bankerot war das geringste Übel, das Österreich geweissagt wurde; aber Viele sahen schon im Gefolge einer solchen Katastrophe die größten politischen Zerrüttungen ausbrechen, und ein Gebäude, das allen äußern Stürmen getrotzt hatte, unter der Last seiner innern Verlegenheiten zu Grunde gehen. Tiefer dringende Beobachter theilten das, was an dergleichen Ansichten überspannt oder völlig grundlos war, nicht. Die Ursachen des jähen Sinkens der Course bothen sich jedem Sachverständigen dar. Die unvermeidliche Vermehrung der Masse des Papiergeldes während des Kriegs war die erste und umfassendste, das plötzliche Zurückströmen der Bancozettel aus den durch den Frieden abgetretenen Provinzen die unmittelbar wirksamste. Zu diesen gesellte sich noch ein unglücklicher Wahn, der in vielen Gemüthern Wurzel geschlagen hatte, daß nähmlich die Regierung, um eine Krisis, der sie nun einmahl nicht mehr zu entrinnen wisse, wenigstens abzukürzen, und zum schnellern Ausbruch zu befördern, mit dem Verfall des Papiergeldes insgeheim selbst einverstanden wäre. In sofern die Verschlimmerung des Courses von der Zunahme der Quantität der Bancozettel herrührte, mußte sie an irgend einem, durch die jedesmahlige Quantität selbst bestimmten, Puncte ihre Gränze finden; in dieser Hinsicht war der Cours von 400, mit dem, welcher vor dem Kriege Statt hatte, verglichen, schon als übertrieben ungünstig zu betrachten. Gewiß ist aber, daß der noch weiter fortschreitende Mißcredit der Papiere nur allein in der augenblicklichen Überladung des Marktes, besonders des Marktes der Hauptstadt, und in der allgemeinen Furcht des Publicums vor irgend einer gewaltsamen Finanz-Revolution seinen Grund hatte. Gegen Ende Januars mochte das Zuströmen der Bancozettel aus den abgetretenen Provinzen ungefähr sein Ziel erreicht haben, und um eben diese Zeit gewann die Überzeugung wieder Eingang, daß die Regierung, weit entfernt, das Papiergeld einem blinden Schicksale Preis geben zu wollen, vielmehr mit Ernst an einer neuen Begründung des Staats-Credits arbeitete. Die günstigen Wirkungen des Zusammentreffens beyder Umstände wurden bald sichtbar. Die Bancozettel, welche bekanntlich schon unter den Cours von 500 gesunken waren, gingen in Kurzem auf 470 zurück. In der Mitte des Februars trat die große Begebenheit ein, welche jetzt noch alle Zeitgenossen beschäftiget. Daß sie von mehrern Seiten, vorzüglich aber durch die Idee von der nun auf längere Zeit befestigten Ruhe, und einem für gründliche Reformen gewonnenen wohlthätigen Spielraum auf die öffentliche Meinung, und folglich auch aus dem Geldcours vortheilhaft wirken würde, ließ sich allenfalls berechnen; daß es in dem Grade Statt haben sollte, in welchem es wirklich erfolgt ist, hätte wohl niemand zu vermuthen gewagt. Das plötzliche Steigen des Courses der Bancozettel im Gefolge dieser Begebenheit war eine wichtige und lange zu beherzigende Lehre für jeden, der sich der Gefahr aussetzen möchte, über einen so vielseitigen, so wandelbaren, in seinem eigensinnigen Gange so schwer zu ergreifenden und zu fixirenden Gegenstand, als der öffentliche Credit ist, nach irgend einem eingebildeten Grundsatz politischer Arithmetik, oder nach vorübergehenden Conjuncturen abzusprechen. Eine sorglose Finanz-Administration hätte es nun vielleicht für das Beste gehalten, die ihr unvermuthet zu Theil gewordene Erleichterung ihrer Sorgen, zur Anwendung eines oder des andern Palliativs, welches unter dem Schutze des erhöhten allgemeinen Vertrauens mit Erfolg hätte versucht werden können, zu benutzen, und sich so auf längere oder kürzere Zeit hinaus ihren dringendsten Verlegenheiten, zugleich

aber auch ihren heiligsten Verpflichtungen zu entziehen. Dieß war, zum Glück für den Staat, das Verfahren der österreichischen Regierung nicht. Eine gründliche Reform war einmahl beschlossen; das Publicum war berechtigt, sie zu erwarten; hätten äußere Umstände den Weg dazu geebnet, so lag hierin nur ein verstärktes Motiv, um die Schritte, welche sie einleiten sollten, zu beschleunigen. Und da die zur Begründung eines neuen Finanzsystems erforderlichen mühsamen Vorarbeiten gerade nun zu dem Puncte von Reife gediehen waren, der die Regierung in den Stand setzte, sich über ihre Übersichten bestimmt zu erklären, so handelte sie pflichtmäßig und weise, indem sie ohne weitern Aufschub zu dieser vorläufigen Maßregel schritt. Das Patent vom 26. Februar enthält freylich nur die Grundlinien des Planes, und konnte, und sollte seiner Bestimmung nach, ein Mehreres nicht leisten. Wenn man diesem Patent zum Vorwurf machen wollte, daß es nicht ausführlich oder nicht gemeinverständlich genug sey, so würde sich darauf nur antworten lassen, daß ein viel umfassender, aus mannichfaltigen Bestandtheilen künstlich zusammengesetzter, Finanzplan nicht gleich bey seinem Eintritt in die Welt in der Klarheit einer Volksschrift erscheinen kann. Die, welchen dergleichen Materien geläufiger sind, und welche es nicht verschmähen, eine Publication dieser Art mit etwas mehr Nachdenken und Anstrengung, als einen gewöhnlichen Zeitungsartikel, zu lesen, werden in dem Patent gewiß hinreichenden Stoff zur Übersicht des neuen Systems in seinem ganzen Zusammenhange finden. Solche Leser werden sich aber auch willig bescheiden, daß in einer ersten vorbereitenden Eröffnung nicht sofort jede Erwartung befriedigt, jeder Einwurf beantwortet, jeder Scrupel gelöst werden konnte.

Um das System selbst, so wie es in dem Patent dargestellt ist, mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu beurtheilen, darf man vor allen Dingen die Masse von Schwierigkeiten, mit denen hier gekämpft werden mußte, nicht aus dem Auge verlieren. Ein Theil dieser Schwierigkeiten ist freylich von der Art, daß nur die sie zu würdigen vermögen, die eine genaue Kenntniß von dem Innern der Staatsverwaltung, von den Bedingungen, der Möglichkeit gewisser Maßregeln, von den mit andern verknüpften Bedenklichkeiten und Gefahren, von den oft nur zu engen Schranken, in welchen die Finanz-Administration sich bewegen, von den vielfach sich durchkreuzenden Rücksichten, in welche sie eingehen muß; kurz, von allen den practischen Bestimmungsgründen, wodurch selbst eine, in der bloßen Theorie leicht und einfach scheinende, Aufgabe — welches doch die gegenwärtige in keinem Sinne ist — in der Ausführung tausendfältig modificirt, ja zuweilen ganz umgestaltet wird, besitzen. Ein anderer Theil jener Schwierigkeiten hingegen, diejenigen nähmlich, welche aus der Natur und Größe des Problems, und den allgemein bekannten Umständen, unter welchen es gelöset werden muß, entspringen, liegen offen und Jedermann zugänglich am Tage. Eine Masse von beynahe 950 Millionen Papiergeld *mit einem Schlag aus dem Umlauf verbannen* zu wollen, ist ein Gedanke, dem kein practischer Kopf auch nur augenblicklich hätte Raum geben sollen. Wenn nichts destoweniger einsichtsvolle Männer nur allzuhäufig auf dergleichen Projecte ihre Zeit und ihre Kraft verwendeten, so wurden die bessern staatswirthschaftlichen Grundsätze fast immer zur Stelle an ihnen gerächt, indem jeder in diesem Geist erzeugte Vorschlag das Siegel der *Unausführbarkeit* an der Stirne trug. Sollte ein Staatsmann auch verwegen genug seyn, um die gewaltsamen Erschütterungen, welche jeden plötzlichen Übergang aus der jetzigen pecuniären Verfassung zum ausschließenden Gebrauch der klingenden Münze unausbleiblich begleiten würden, für nichts zu achten, so müßte er wenigstens doch nachzuweisen wissen, wie die zwischen dem Verschwinden des alten und dem ungewissen Hervortreten des neuen Circulationsmittels zu erwartende furchtbare Kluft, ehe alles öffentliche und Privatwohl darin versunken wäre, ausgefüllt werden könnte; dieser Forderung aber vermag Niemand Genüge zu leisten. Eine gründliche und doch zugleich gefahrlose, mit der Sicherheit des Staates und dem wahren Interesse aller seiner Bürger vereinbare Reform der Geldverhältnisse mußte daher auf folgende zwey Hauptzwecke gerichtet seyn: 1. *von einem zu bestimmenden Zeitpuncte an aller fernern Vermehrung des Papiergeldes unübersteigliche Schranken zu setzen*; 2. *eine allmählige, nicht zu langsame, nicht zu rasche Verminderung des vorhandenen durch wirksame Maßregeln herbey zu führen*. — Was den ersten Punct betrifft, so ergibt sich aus dem Patent unverkennbar, daß die Regierung hier das Äußerste gethan hat, um das Vertrauen des Publicums zu gründen. Sie begibt sich freywillig und ausdrücklich alles fernern Antheils an jedem Geschäft, das mit den zur Fabrication, ja selbst zur Vernichtung der Bancozettel erforderlichen, mechanischen Vorrichtungen auf irgend eine Weise in Verbindung stehen mag, und übergibt die gesammte Manipulation, mit allen dazu gehörigen Werkzeugen und Vorräthen, einer in dieser Rücksicht ganz von ihr unabhängigen, durch bestimmte Vorschriften, durch die feyerlichsten Eide gebundenen, und zur offenen Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung verpflichteten Behörde. Wem diese Schranken noch nicht genügen sollten, für den möchte wohl keine moralische Gewährleistung, und folglich auch keine factische mehr zu erfinden seyn. Die im Patent als Regel für die Zukunft angekündigte *Öffentlichkeit* der das fernere Schicksal des Papiergeldes betreffenden Verhandlungen ist überdieß eine wichtige Bürgschaft, theils für die unbedingte Lauterkeit der Grundsätze, von welchen die Regierung bey allen ihren Maßregeln ausging, theils für den Ernst und die Beharrlichkeit, womit diese Maßregeln verfolgt werden sollen, und die vorläufige Angabe des Totalbetrages der Bancozettel, die so vielen eiteln Muthmaßungen und so vielen übertriebenen Besorgnissen auf ein Mahl ein Ziel setzt, beweiset, daß es mit jener Verheißung nicht auf eine leere Demonstration angesehen war. — Das zweyte Haupterforderniß der Reform bestand in der *allmähligen Verminderung des Papiergeldes* und der dadurch vorzubereitenden *Zurückführung der klingenden Münze in den Umlauf*. Die Bancozettel mit dem Metallgelde in unmittelbare Berechnung zu setzen, und durch theilweise Realisirung derselben nach und nach das gewünschte Gleichgewicht herzustellen, war einleuchtend unmöglich. Es mußte schlechterdings ein *Mittelglied* gefunden werden, daß den Übergang bahnte. Das Geldzeichen, welches diese Function verrichten sollte, mußte aber selbst einen der klingenden Münze zu

allen Zeiten gleichen Werth behaupten können. Hiezu war nun wieder von unumgänglicher Nothwendigkeit, daß demselben nicht bloß eine mächtige, sondern auch eine wirkliche disponible Hypothek zum Grunde gelegt wurde, eine Hypothek, die dem Staate sichere Mittel verlieh, sich jederzeit so viel baare Geldfonds zu verschaffen, als zur unverkürzten Aufrechthaltung des Credits seiner Einlösungsscheine erforderlich seyn möchte. Endlich mußte das ganze System, um wahre Beruhigung über die Zukunft zu verbreiten, auf der Basis einer Tilgungsanstalt stehen, die durch den Umfang ihrer Kräfte und ihrer Zufluchtsmittel die allmählige Wiederherstellung eines vollkommenen Gleichgewichts unter allen Zweigen der Finanzverwaltung — die auf ein Mahl bewirken zu wollen, ein unsinniges Unternehmen gewesen wäre — mit Zuversicht voraussetzen ließ.

Mit diesem natürlichen und zweckmäßigen Gange der Sache stimmt das Patent vollkommen überein. Die Einlösungsscheine sind das Verbindungs- und Vermittlungswerkzeug zwischen dem alten und dem neuen System. Die ihnen unterzulegende Hypothek ist so groß, daß jede zur Befestigung ihres Credits von der Regierung beabsichtigte Operation sich Erfolg und Gedeihen versprechen darf. Von der andern Seite ist für die Ausstattung des Tilgungsfonds so reichlich gesorgt, daß nach und nach nicht nur die Masse des Papiergeldes, sondern auch noch der gesammte Betrag der verzinslichen Schuld dadurch absorbirt werden kann. Was aber neben diesen wesentlichen Erfordernissen den ächt practischen Geist, in welchem der neue Finanzplan gedacht und entworfen wurde, am deutlichsten charakterisirt, ist, daß die Finanzverwaltung die volle Freyheit behält, in den verschiedenen, ihr obliegenden Operationen nur immer so weit und nicht weiter fortzuschreiten, als in jedem gegebenen Zeitpunct die Lage des Geschäftes, das Interesse aller Zweige desselben, und das wahre Bedürfniß des Staates es erheischt; daß nur das, was das Publicum mit Recht verlangen konnte, und was dem öffentlichen Vertrauen zur nothwendigen Stütze dient, bestimmt, und unabänderlich beschlossen, für alles Andere hingegen, wobey Verhältnisse des Augenblickes, die keine Weisheit im Voraus berechnen kann, zu Rathe gezogen werden müssen, der allgemeine Gang zwar festgestellt, doch die nähere Bestimmung der Form, der Zeit und des Maßes der Zukunft vorbehalten war. Die Opfer, welche die Bewohner der Monarchie der Ausführung des Plans zu bringen haben werden, bestehen theils in der Entrichtung einiger Abgaben in einer höhern, als der bisherigen Valuta, theils in den, durch ein Ausschreiben auf das Stammvermögen, oder im Wege freywilliger Contribution zu leistenden, Beyträgen zum Tilgungsfond. Welche Gegenstände der Besteuerung jene Veränderung im Abgabensystem auch treffen, und in welchem Umfange sie auch Platz greifen mag, man darf immer schon mit Gewißheit behaupten, daß, da das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staates durch den gesunkenen Cours der Bancozettel und das damit verknüpfte Steigen aller Preise völlig zerrüttet war, die Wiederherstellung dieses Gleichgewichts auch nur in dem Grade, als die dringendsten Bedürfnisse es zur Pflicht machten, noch empfindlichere Opfer erfordert haben würde, wenn die gegenwärtige Geldverfassung hätte fortdauern sollen. Was aber die Beyträge zum Tilgungsfond betrifft, so ist in dem Artikel des Patents, der die Ausschreibung auf das Stammvermögen ankündigt, die äußerste Grenze bestimmt, über welche diese Steuer nie hinausschreiten soll; daß man diese äußerste Grenze auch nur je zu erreichen gedenke, ist weder nach den Worten des Patents, noch aus andern Gründen, die Sachverständigen nicht entgehen werden, wahrscheinlich. Da endlich noch zur Realisirung der Beyträge auf langjährige Fristen hinausgewiesen wird, so läßt sich von einer Regierung, die wohl nie den Vorwurf verdient hat, daß sie ihre Unterthanen durch harte Steuergesetze und unerschwingliche Forderungen erdrückt hätte, die mildeste Einleitung der Sache, die das Staatsbedürfniß nur irgend zulassen wird, mit Zuversicht erwarten. Das Endurtheil über jede Verwaltungsmaßregel, mithin auch über jede Finanz-Operation, spricht allerdings nichts aus, als der Erfolg. In so fern kann es also Niemanden verargt werden, wenn er einem durch die Erfahrung noch nicht sanctionirten Plan nicht sogleich unbedingtes Zutrauen gewähren will, oder wenn er bald bey Einwürfen, bald bey Ausstellungen verweilt, zu welchen bey der Betrachtung eines neuen Werks der Stoff nie fehlen wird. Doch zweyerley kann man im gegenwärtigen Falle auch von dem strengsten Kritiker verlangen. Ein Mahl, daß er dem rechtlichen, ernsten, auf einen guten und heilbringenden Zweck unverwandt gerichteten Sinn, der das ganze Unternehmen geleitet hat, und den das Patent unverkennbar an den Tag legt, verdiente Gerechtigkeit widerfahren lasse. Und dann, daß er, mit allem versehen, was zur Untersuchung einer solchen Frage gehört, gewissenhaft und sorgfältig überlege, ob das angenommene System, wenn er es auch nach seinen eigenthümlichen Ansichten nicht für das beste unter allen gedenkbaren gelten lassen möchte, im nothwendigen Zusammenhange mit den obwaltenden Umständen betrachtet, nicht das beste unter allen ausführbaren war?

Miscellen.

Ludwig XIV. wollte für einen protegirten Verbrecher einen Begnadigungsbrief ausfertigen, und ließ deswegen den Kanzler Volson kommen, dem er seinen Willen erklärte, und ihm befahl, die Siegel zu bringen; „der Mensch ist zu verworfen" sprach der Kanzler, „Ew. Maj. können ihn nicht begnadigen." Aber ich will — entgegnete der vom Widerspruche gereizte König — und habe es versprochen, hohlen Sie die Siegel — „Aber Sire — Ich will!" Volson ging. Ludwig siegelte, und wollte die Siegel jetzt dem Kanzler zurück geben; aber dieser weigerte sich: „sie sind befleckt" — sprach er fest — „ich nehme sie nicht mehr." Welch ein Mann; rief der König, und — warf den Begnadigungsbrief ins Feuer. „Jetzt darf ich die Siegel wieder nehmen" sprach der Kanzler — „das Feuer reinigt Alles."

.....

Gregorio Leti schrieb so viele Bücher, als er Jahre alt war. Dieß beobachtete er bis ans Ende seines Lebens.

.....

Der erste Schriftsteller, welcher der Vehmgerichte erwähnt, ist Henricus de Herfordia, dann folgt Aneas Sylvius und Reineccius. Ihr Ursprung wird gewöhnlich Carl dem Großen zugeschrieben;

welches aber Gryphiander und Mauritius widerlegen; die Geiſtlichkeit hat ſie im 13. Jahrhunderte eingeführt.

.....

Den Nahmen Chouans leiten Einige von deren nächtlichen Erſcheinung, gleich den Kauzen und Nachteulen Chat-huans her. Carmagnan aber gibt in ſeiner Vertheidigungsſchrift als den Urſprung der Benennung der Jean Chouan einen Bauer in der Gegend von Vitre in Bretagne an, der zuerſt zu den Waffen gegriffen haben ſoll.

.....

Ein grauſamer Iberiſcher Fürſt zu K. Claudius Zeit, Rhadamiſtus, wurde (um das J. 51) in einer ſeiner Burgen umringt. Nur eilige Flucht konnte ihn retten. Ehrgeiz und Eiferſucht ließen ihn nicht zu, ſeine Gemahlinn, Zenobia, zurück zu laſſen. Er warf auch ſie, ungeachtet ſie hoch ſchwanger war, aufs Pferd, und riß ſie, Tag und Nacht in vollem Trab, mit ſich fort. Liebe und Furcht erſtickten lange ihre Klagen. Endlich mußten die Schmerzen durch die gewaltige Erſchütterung ihres Leibes ganz unerträglich werden. Man mußte am Ufer des Araxes Halt machen. Sie flehte winſelnd um den Tod. Rhadamiſt that ſein Äuſerſtes, ſie aufzumuntern. Er vermochte es nicht. Man hört Feinde näher kommen. Rhadamiſt umſchlingt ſie mit dem einen Arme, und wuthend ſticht er ihr mit dem andern ſeinen perſiſchen Dolch in den Leib. Ihr brechendes Auge dankt ihm; der Wilde läßt, um ſie ganz dem Feinde zu entreiſſen, die grauſam Geliebte aus einer verzweiflungsvollen Umarmung in den Fluß hinab fallen, und rennt troſtlos davon. — Wie ſollte hier eine Rettung zu hoffen ſeyn? — Welcher Roman dürfte die Gemordete wieder aufſtehen laſſen?? — Die Wunder der Natur ſind unerſchöpflich! Ein Hirt erblickt Zenobia unter dem ſteilen Ufer blutend und bewußtlos. Die ſchöne Geſtalt rührt ſein rauhes Herz. Mit Gefahr zieht er ſie aus dem für ſie wohlthätig gewordenen Schlamme. Sie athmet noch. Die Wunde wird mit Kräutern, nach der ungelehrten Arzneykunde des Hirten, gereinigt und verbunden. Kurz, die dem Tode hingeworfene Mutter konnte, ſogar ohne Verluſt des Kindes, nach einiger Zeit geſund zum König Tiradates nach Artaxata zurückgebracht werden.

.....

In einer Stadt der Schweiz kam es zu Ende des Jahrs 1606 unter einer Geſellſchaft von Freunden zum lebhaften Streit über die Urſprache der Menſchen. Man konnte ſich nicht vereinigen; denn verſchiedene behaupteten ſogar allen Ernſtes, die erſte Sprache, welche der Menſch gleichſam aus ſich ſelbſt lernen würde, alſo gewiſſer Maßen die natürlichſte, müſſe die Hebräiſche ſeyn. Man ſchrieb mir deswegen zu, ich glaube, es war wegen der Entſcheidung um eine Wette zu thun.

Bald nachher fiel mir ein Band von Buders Amoenitates in die Hände, worin folgende Geſchichte erzählt wird.

„Ums Jahr 1660 lebte in der Grafſchaft Sayn, im Dorfe Zumford, ein armer Handlanger mit ſeiner Frau. Beyde waren eines ſtillen düſtern Charakters. Sie ſprachen wenig oder nichts mit einander, und waren außerdem den ganzen Tag abweſend vom Hauſe, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Während deſſen ſchloſſen ſie ihre Kinder, zwey Knaben, in der Hütte ein. Kamen ſie des Abends ermüdet heim von der Arbeit, gaben ſie den Kindern zu eſſen, ohne mit ihnen zu ſprechen, und legten ſich ins Bett. Die zwey Buben waren ſchon ziemlich groß geworden, ohne daß ſie eine Sprache hatten reden hören. Sie ſchufen ſich alſo bey ihren einſamen Spielen ſelbſt eine, die in unverſtändlichen Tönen, meiſtens aber in Zeichen beſtand. Der Graf von Sayn bekam Nachricht davon, und war begierig, die neue Sprache kennen zu lernen. Er ſchickte ausdrücklich Hebräer nach dem Dorfe, um zu ſehen, ob dieſe natürliche Sprache nicht einige Ähnlichkeit mit der Hebräiſchen habe? Was man aber voraus hätte erwarten können, ergab ſich auch: man fand nicht die geringſte Ähnlichkeit zwiſchen der Hebräiſchen und dieſer neuen.

..... — n.

Ludwig XVI. hoffte, daß ihn ſeine Gemahlinn mit einem Dauphin erfreuen würde. Die Gräfinn von Beauharnois prophezeyte der Königinn einen männlichen Sprößling. Die Weiſſagung traf nicht ein. Auf einen Vorhalt der Königinn antwortete ſie:

Oui, pour fée étourdie à vos traits je me livre.
Mais si ma prophétie a manqué son effet,
Il faut vous l'avouer, c'est qu'en ouvrant mon livre,
J'avais pour le prémier pris le second feuillet.

Guimard ſagte zum König, als er ein Manuſcript: „le roi de ses peuples" las: Vergebens, Sire! Ihrer Völker Liebe gewinnen Sie nicht, ſo lange das Brod theuer bleibt.

Sie haben drey Regierungen erlebt, ſagte Ludwig XVI. zum Herzog von Richelieu. Was denken Sie von denſelben? — „Sire! Unter Ludwig XIV. wagte man nicht zu reden; unter Ludwig XV. ſprach man ganz leiſe; jetzt aber ſpricht man ganz laut." — Als ob er die Revolution geweiſſagt hätte!

Ludwig XVI. ward ein Medaillen überreicht, worauf er ſelbſt, unten aber Ludwig XII. und Heinrich IV. abgebildet waren, mit der Umſchrift: „Douze et quatre font seize."

Durch einen erſchlichenen Ausſpruch des ſo genannten „Conseil des parties" fand ein Privatmann ſich zu Grunde gerichtet. Er flog zum berühmten Abbe Terrai. „Ah Monseigneur!" rief er mit Thränen im Auge; „cela n'est pas juste!" Und was erwiederte der aufgebrachte Controleur-General mit dem Herzen und der Stirn von Erz? „Eh, qui diable vous dit, que cela soit juste!"

Graf St. Germain muſte in einiger Entfernung von der Armee des Grafen Clermont, eines, wie alle Welt weiß, ſehr ſchlechten Generals, den Feind beobachten. Ein junger Prinz ſandte jenem einen Flügel-Adjutanten zu, um ſich nach der Poſition des Feindes zu erkundigen. Graf St. Germain führte ihn an's Fenſter, deutete, und fragte: Was ſehen Sie da? „Unſer Hauptquartier." — Je nun! Da iſt unſer Feind!

Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, war Bourgeois de Boynes Miniſter der Marine, ein eben ſo aufgeblaſener als unwiſſender Mann. Er fiel in Ungnade, und zog ſich folgendes treffende Sinngedicht zu:

On rit d'un ministe Bourgois
Que chacun abandonne,
Pour n'avoir, dans tous ses emplois,
Fait plaisir à personne:
Je crois que c'est injustement
Que si fort on le fronde;
Car il va faire, en s'en allant,
Plaisir à tout le monde.

Der Herzog von Angoulême ſtand, als der Vice-Admiral Sonfren ins Zimmer trat, vom Leſen auf, trat ihm eilig entgegen, und ſagte: Ich las in dieſem Augenblicke die Geſchichte berühmter Männer. Ich ſchließe mein Buch mit Vergnügen, weil ich Einen ſehe.

Die Gebrüder Bider, geborne Amerikaner, Hutmacher, verwalteten während des Kriegs mit Nutzen und Ruhm anſehnliche Stellen der Adminiſtration, und ließen nach dem Frieden folgende rührende und patriotiſche Anzeige in die Journale einrücken: „Die Gebrüder Bider thun hiemit zu wiſſen, daß ſie wieder ihre Hutmacher-Profeſſion ergriffen haben, die ſie zur Vertheidigung der Freyheit ihres Mutterlandes verließen. Sie hoffen von ihren Mitbürgern, zum Lohne für ihren Muth und ihre Dienſte, in ihrem Commerz begünſtigt zu werden."

.....

Marquis de l'Etorriere, Officier des franzöſiſchen Garde-Regiments, der ſchönſte Mann von Paris, wurde einmahl durch die hohe Meinung, welche der Allgemeinbewunderte von ſeiner Adonis-Geſtalt hägte, grauſam getäuſcht. Er ſtand in der Kirche für die Blinden (des Quinze-Vingts) mitten unter dem Gedränge in der Mittagsmeſſe, und fühlte von der Seite ein ſo eigenes Drücken, daß er ſich mit halbem Unwillen gegen ſeinen Nachbar wandte. „Wollten Sie, mein

Herr," begann der Drückende, „nicht die Güte haben, ihr Gesicht nach der andern Seite zu drehen?" — Warum, mein Herr? — „Weil ich also reden muß, mein Herr, so wissen Sie: ich bin ein Mahler, und mein Kamerad, auf der Tribune linker Hand, der von einer schönen Dame den Auftrag erhielt, Sie zu mahlen, bath mich durch Winke, Sie zu der für seinen Zweck vortheilhaften Stellung zu veranlassen." Der Marquis zweifelte um so weniger an der Wahrheit dieser Angabe, als er wirklich auf der linken Tribune einen wohlgekleideten Mann sieht, welcher die Augen auf ihn heftet, und eine Reißfeder in der Rechten zu bewegen scheint. Voll Rührung gibt er sich alle Mühe, unverrückt in der gewünschten Stellung zu bleiben. Nach einigen Minuten flüstert ihm sein Nachbar zu: „Den besten Dank, mein Herr! Genieren sie sich nicht weiter! Es ist geschehen." Ah, mein Herr! antwortete der Marquis, das nenne ich fein. — Der vorgebliche Mahler verliert sich unter dem Volke, und l'Etorriere vermißt bald zu seinem Erstaunen Börse, Tabaksdose, Uhr, und was er sonst an Kostbarkeiten bey sich trug.

.....

Als d'Aychon Erzbischof zu Auch war, gerieth ein Haus in Flammen. Der Prälat eilte herbey, und fragte sogleich, ob alle Bewohner gerettet wären. Ach! rief eine verzweifelnde Mutter, man hat mich aus den Flammen gerissen, und ich konnte mein Kind, meinen Adolph nicht mitnehmen. In dieser Kammer ist er! Sie wies nach einem Fenster des zweyten in vollem Brande stehenden Stockwerkes. Sogleich wird eine Leiter an das bemerkte Fenster gelegt, und der Erzbischof verspricht dem Retter des unglücklichen Kindes zweytausend Thaler. Niemand wagt es, sich der drohenden Gefahr auszusetzen, aber Menschenliebe scheut keine Gefahr. Der heilige Prälat wickelt sich in ein nasses Tuch, macht das Zeichen des Kreuzes, steigt die Leiter hinauf, dringt mitten durch die Flammen, erscheint, das Kind im Arme haltend, und gibt es mitten unter dem Zurufe und den Segnungen der gerührten Menge der Mutter zurück. Die Aeltern stürzen freudeweinend ihm zu Füßen. Meine Freunde, sagt der Erzbischof mit heiterer Miene, ich habe die zweytausend Thaler selbst gewonnen; aber es ist billig, daß euer von mir gerettetes, und dadurch von mir an Kindes Statt angenommenes Söhnchen Theil nehme. Es soll lebenslänglich die Renten davon genießen — und auf der Stelle entzog er sich ihren Dankbezeigungen.

.....

In einem meiner Feldzüge, erzählte der Marschall von B**, hatten die zahllosen und übertriebenen Schurkereyen eines Hauptlieferanten die Unzufriedenheit und das Murren meiner ganzen Armee erregt, indem sie durch seine gränzenlose Habsucht und Gewissenlosigkeit auf mannichfaltige Weise litt. — Ich ließ also den Lieferanten zu mir hohlen, hielt ihm mit bittern Unwillen und mit Heftigkeit sein Vergehen vor, und endigte mit der ernstlichsten Drohung, daß ich ihn bey der ersten Veruntreuung, die ihm nachzuweisen seyn würde, ohne Gnade an den Galgen knüpfen zu lassen entschlossen sey. — Allein mit der größten Kaltblütigkeit erwiederte der Angeklagte: „Diese Drohung kann nicht an mich gerichtet seyn; Ew. Excellenz scheinen nicht zu wissen — und es ist mir überaus angenehm, Sie davon unterrichten zu können — daß es auf Erden für mich, wie überhaupt für Niemanden, der zu jeder Stunde über 100,000 Thaler disponiren kann, einen Galgen gibt." — Und ich weiß nicht — fügte der Marschall sehr naiv seiner Erzählung hinzu — ich weiß nicht, wie es zuging, der Kerl ward wirklich nicht aufgehängt, obgleich er nach dieser Unterhaltung wohl mehr als hundert Mahl noch den Galgen verdient hatte.

.....

Richard Cromwell, der Sohn Olivier Cromwells, der eine kurze Zeit lang seinem Vater in der Oberherrschaft über Großbritannien folgte, verbrachte viele Jahre sehr eingezogen auf seinem Landgute Cheshunt, unter den Nahmen Clark, und erreichte hier ein sehr hohes Alter. An diesem einsamen Orte lebte er so isolirt, daß nur eine sehr kleine Zahl seiner Freunde ihn kannte. Er machte sich oft das Vergnügen, sie zu besuchen, und sie wieder bey sich zu sehen; aber sorgfältig vermied er es, von der hohen Stelle zu sprechen, die er auf so kurze Zeit behauptet hatte. Der Doctor Watts, der ihn öfters sah, versichert: daß er nie, selbst nicht einmahl anspielungsweise, diesen Punct berührt habe, mit Ausnahme eines einzigen Mahles. Auf jenem einsamen Landhause ließ er sich im Jahre 1680 nieder, und genoß hier einer sehr dauerhaften Gesundheit. Er war so rüstig und munter, daß er noch im achtzigsten Jahre mehrere Meilen im Galopp reiten konnte. Er starb 1712, im sechs und achtzigsten Jahre. Der Vicar G. North erzählt von ihm folgende Anecdote, die er von zwey Augenzeugen gehört hat. Niemand wurde bey Richard Cromwell vorgelassen, der nicht von einem seiner intimsten Freunde sehr gut empfohlen, und ihm als ein unterhaltender Gesellschafter, und als ein Mann von Ehre vorgestellt worden war. Einer von jenen beyden Augenzeugen erhielt diese erforderliche Empfehlung, und wurde bey Richard eingeführt, nachdem er hinlänglich unterrichtet worden war, daß er sich an die kleinen Sonderbarkeiten des alten Mannes nicht stoßen, ihn auch deshalb nicht befragen, und überhaupt die Miene annehmen sollte, als ob er sie gar nicht bemerkte. Zwey Stunden machten sie ungefähr bey Tisch gesessen haben, als Richard aufstand und ein Licht nahm. Die ganze Gesellschaft, durch öftere Erfahrungen von seinem Verhaben unterrichtet, folgte seinem Beyspiel. Nur sein neuer Gast wußte nichts davon, und seine Neugierde ward lebendig. Alle nahmen die Gläser und Weinflaschen, und indem sie dem ehemahligen Protector auf dem Fuße folgten, langten sie in einer schmutzigen Dachstube an, worin sie keine andern Meubeln befanden, als eine kleine Perückenschachtel. Cromwell setzte sie in die Mitte des Zimmers, ließ sich ein Glas Wein geben, und trank auf die Wohlfahrt der alten Britannia. Die ganze Gesellschaft that dasselbe. Herr Windas, eben jener Fremde, wurde, als die Reihe an ihn kam, aufgefordert, dasselbe zu thun, indem er sich reitermäßig auf die Schachtel niedersetzen mußte. Cromwell bath ihn aber, sich in Acht zu nehmen, und sich nur ganz leicht darauf zu setzen: „denn — fügte er hinzu — Sie haben die Existenz und das Glück des ganzen lieben englischen Volks unter sich." Hierauf öffnete er die Schachtel, und zog mit ungemeiner Lustigkeit und Redseligkeit die Originale der Bittschriften heraus, die ihm ehemahls in der Eigenschaft eines Protectors überreicht worden waren. Auf diese Weise pflegte er die neuen Ankömmlinge einzuweihen, die ihm seine Freunde vorstellten.

.....

Wittmann gedenkt in seinen Reisen eines grausamen Betrugs der Natur, dessen schon Curtius (Lib. VII. cap. V.) erwähnt. Die türkische Armee befand sich mit der englischen Militär-Gesandtschaft den 20. April 1803 auf dem Marsche durch die ungeheure Sandwüste, hinter Elarisch. Die Hitze war drückend. Nirgends frisches Wasser. So weit das Auge reichte, kein Schattenbaum. Nach einem angreifenden Marsche machte man im vormahligen Bette eines ausgetrockneten Salzsees Halt: die ganze Oberfläche dieses großen öden Platzes war mit Seemuscheln und Salzstufen bedeckt. Jeden durstete! Jedem klebte die Zunge am Gaumen! jeder lechzte nach Labung, — nur nach einem einzigen Schluck frischen Wassers. Zufällig sah ein halb verdürsteter Arnaute vor sich hin: „Wasser," rief er freudig, „Wasser!" tönte es von Glied zu Glied, von Zelt zu Zelt, bis zum letzten halb Verschmachteten der Armee. Da lag die schöne Wasserfläche vor ihnen klar und deutlich: der Schatten einiger Kamehle, die der Armee vorausgingen, spiegelte sich auf den durchsichtigen Wasserwellen; mitten auf dem reitzenden Landsee schaukelten kleine Schiffe mit hoch aufgeblasenen Segeln — Alles eilte vorwärts: jeder wollte der erste seyn, sich am kühlen Wasser zu erquicken; — allein — je mehr man sich vordrängte, je mehr zog sich der Zauberspiegel des trügerischen Gewässers zurück. Man marschierte mehrere Meilen, und kam dem Feensee immer nicht näher. Endlich, endlich ward man des bittertäuschenden Irrthums inne! Es war nichts, als die optische Erscheinung, die auch von den früher dort gewesenen Franzosen bemerkt, und von ihnen Mirage genannt worden war. Das Ganze war nichts, als eine unermeßliche Sandebene, auf welcher in unterbrochenen Reihen kleine weiße Sandhügel zerstreut lagen: letztere bildeten die segelnden Schiffe; erstere den See. Die ebenen Stellen waren mit der oben erwähnten Salzsubstanz überzogen, welche krystallisirt, durchsichtig und glänzend war, und in deren Schimmerfläche sich die vorausziehenden Kamehle gespiegelt hatten. Die Schmachtenden wateten nach wie vor im glühenden Sande, und keinem ward Labung gewährt!

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 16. und Mittwoch den 18. April 1810.

Unsre Altvordern, je größer, siegreicher, unternehmender sie waren, hielten desto mehr auf Gott und Ernst; hierin den Römern gleich, welche in ihrer größten Zeit, bis zum Aberglauben religiös gewesen. Im Gedränge der Anstrengungen und Gefahren lernt man besser, als in der weichlichen Ruhe, wie wenig oft von uns, wie das Wesentliche von einer geheimnißvollen Fügung der Umstände abhängt: auch bedarf die freye Regierung eines kräftigen Volks ganz anderer Grundsätze, als wer durch den Schrecken gedungener Waffen knechtische Millionen leicht im Zaum hält.

Johann von Müller.

(46 und 47.)

Anecdoten aus Loudons Leben.

Von J. W. Ridler.

Einige Wochen nach dem Treffen bey Landshut 23. Juny 1760 unternahm Loudon die Belagerung der Festung Glatz, die er bereits seit einiger Zeit durch den General Draskovich blokiren ließ. Zwar stand um diese Zeit der König von Preußen mit seinem Heere an der Elbe, dem Feldmarschall Daun gegenüber, Prinz Heinrich mit dem seinigen an der Oder, um die Russen zu beobachten; doch L. kannte zu gut die Schnelligkeit der feindlichen Feldherrn, und — die Langsamkeit ihrer Gegner, um nicht das Scheitern seines Unternehmens zu fürchten. Rasch mußte daher, sollte sie gelingen, die angefangene Belagerung fortgesetzt werden, und durch seine Gegenwart hoffte L. die Arbeiten am besten zu beschleunigen. „Wollen wir hinein?" rief er bey seiner Ankunft im Lager, indem er auf die Festung zeigte, einem Trupp Grenadiere zu. „Vivat L." jauchzten die Braven, und warfen ihre Grenadiermützen in die Höhe. Sogleich wurde der Befehl zur Bestürmung einiger Aussenwerke ertheilt. — Die getroffenen guten Maßregeln, der Ungestüm der Österreicher, erhöht durch das Zutrauen zu ihrem General, durch den ersten glücklichen Erfolg noch mehr angefeuert, trugen eben so viel dazu bey, als die Muthlosigkeit des Commandanten, eines Italieners, Nahmens d'O, und die Unzufriedenheit der preußischen Besatzung, die größtentheils aus Überläufern bestand, daß die zweyte Festung der preußischen Monarchie sich binnen wenigen Stunden in den Händen Loudons befand.

Die ganze Leitung der Belagerung hätte der Feldzeugmeister Graf Harsch, welchem Loudon auch am Range nachstand, als General vom Genie, führen sollen. Er hielt sich, um bequemer zu wohnen, auf einem Landhause einige Stunden von Glatz auf, und war eben beschäftigt, die zweyte Paralelle vor dieser Festung — auf dem Papier zu schließen, als ein Officier sich melden ließ, der ihn im Nahmen des Generals Loudon auf den folgenden Tag nach Glatz zu Tische lud. H. betrachtete den Abgeordneten, der seit vielen Tagen Stiefeln und Uniform nicht gewechselt hatte, und dessen Haare sich gerade auch nicht in einer zierlichen Unordnung befanden, vom Kopfe bis zu den Füßen, und donnerte ihm endlich die Worte zu: „Wenn der Herr Feldzeugmeister mich complimentiren lassen will, so sende er mir keinen betrunkenen Officier über den Hals." — Über einen so unhöflichen Empfang entrüstet, verließ der Abgeordnete mit unterdrückter Wuth schnell das Zimmer, jagte in das Lager zurück, und erzählte dem commandirenden General genau alle Umstände bey dem höchst ungnädigen Empfang. — L. entdeckte sogleich den Grund dieses unartigen Betragens in der kleinlichen Eifersucht einer kleinen Seele; es geschah daher mehr aus Spott, als aus Höflichkeit, daß er mit den frühesten Morgen des andern Tages einen zweyten Officier, ziemlich frisirt, in der nettesten Uniform, mit Schuhen und seidenen Strümpfen, in einer Carosse, mit vier schönen raschen Pferden bespannt, absandte, um die gestrige Einladung zu wiederhohlen. „Also ist es wirklich wahr, fragte H. nach einer ziemlich langen Pause in einem beynahe weinerlichen Tone, daß Glatz schon übergegangen ist?" Auf die wiederhohlte Bejahung warf er seinen Meßtisch um, trat die Reißfeder mit Füßen, und rief wüthend aus: „Wenn L. so importante Festungen wie Glatz in einigen Stunden wegnehmen kann, so gehe meine ganze Ingenieurs-Wissenschaft zum T—. Noch an demselben Tage reiste er anstatt in Glatz zu speisen, nach Wien ab. — Die Armee trauerte nicht über seine Abreise; denn unter seiner Anführung hatten die bravsten Truppen doch nur Niederlagen erlitten; und L. verlor einen Nebenbuhler, der diesem aufstrebenden Genie nur Fesseln anlegen wollte.

Dieser General Harsch ist derselbe, der einige Jahre später die Gränzberichtigungen zwischen Österreich und Venedig geschlossen, und dann mehrere Fabriken in Österreich angelegt hat.

2. Einige Stunden nach der verlornen Schlacht bey Liegnitz, (15. Aug. 1760.) die über die Fortdauer der preußischen Monarchie entschieden hat, sagte Loudon zu den ihm umgebenden Officieren: „Ich danke Ihnen meine Herrn, im Nahmen unserer Souveraine, und unsers Vaterlandes, für ihre in dieser Schlacht bewiesenen Bravour. Das Treffen ist verloren gegangen, aber das ist nicht unsere Schuld; doch ihre in demselben bewiesene Tapferkeit wird für die Nachwelt nicht verloren seyn. — Im vorigen Feldzug hat mich Soltikow getäuscht, wie ihnen bekannt ist, und uns unserm Schicksal überlassen, indeß er ganz gemächlich seine Winterquartiere hinter der Weichsel bezog; damahls erklärte ich: er würde mich zum zweyten Mahl nicht mehr täuschen. — Heute ließ mich Feldmarschall Daun in Stich; aber auch er soll diese Freude nicht zum zweyten Mahl erleben. — Begeben sie sich jetzt wieder auf ihre Posten meine Herrn, und suchen sie auf das genaueste ihre Pflichten zu erfüllen. So rächen wir uns am besten an unsern und unserer Kaiserinn Feinden."

Das Andenken an die tapfern Österreicher bey Liegnitz ist auch nicht verloren gegangen. Der kunstvolle Rückzug nach dieser Schlacht, der ohne der größten Standhaftigkeit der Truppen nicht auszuführen gewesen wäre, hat den General L. auch in der Achtung Friederichs und aller verständigen Patrioten Österreichs höher gesetzt, als selbst eine gewonnene Schlacht.

.....

3. Spät Abends vor der merkwürdigen Nacht des 30. Septembers 1761 ließ Loudon mehrere Cavallerie-Regimenter satteln, und führte sie selbst mit Anbruch der Nacht aus dem Lager; Niemand wußte wohin. Nach einigen Stunden Marsch stellte er sie in zwey Linien auf; den Soldaten wurde zu rauchen, auch leise zu sprechen erlaubt, doch keinem sich aus dem Gliede zu entfernen. L. war von Pferde gestiegen, und ging vor der Linie des Dragoner-Regiments Kollowrath mit seinem Jugendfreund Virkigh dem Major dieses Regiments, auf und ab; beyde waren zu gleicher Zeit unter dem trenkischen Freycorps Hauptleute gewesen; ihr Rang hatte sich geändert, die Freundschaft war dieselbe geblieben; waren beyde allein, so duzten sie sich. —— Ein Adjutant kam geritten: „Euer Excellenz! Alles ist in Bereitschaft und wartet auf ihre Befehle." L. ließ seine Repetiruhr schlagen, es war 1 Uhr; eine feyerliche Stille herrschte, und kein Wort, das der geliebte Feldherr sprach, ging für die zunächst Horchenden verloren. „Wenn sie in einem langsamen Trott zurückreiten, so wird es gerade Zeit seyn, bey ihrer Ankunft sogleich anzufangen." — Was soll man anfangen? fragte jeder, der Loudons Worte gehört hatte, seine Nachbarn, Niemand wußte es. Quälende Räthsel für die Reiterschaar. Der Spaziergang und das Gespräch wurde wieder begonnen, und dauerte einige Stunden; lange Stunden für die Erwartungsvollen. — Gegen 3 Uhr Morgens hörte man rückwärts einen Kanonenschuß, gleich darauf wieder einen, und mehrere, jetzt folgte ein unordentliches Kleingewehrfeuer, mit Kanonenschüssen vermischt.

Bey dem ersten Kanonenschuß war L. aufgefahren, und hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und in der unruhigsten Bewegung zugehorcht; er schien in dem Zustande eines Fieberkranken zu seyn. Sobald aber das Kleingewehrfeuer erscholl, fiel er seinem Freunde wonnetrunken um den Hals: „Wir sind in Schweidnitz, lieber Virkigh, hörst du nicht das Kleingewehrfeuer, schon raufen sie sich auf den Wällen." — Wie in Schweidnitz? riefen die Dragoner erstaunt. „Ja ja meine Kinder, wir sind in Schweidnitz," rief ihnen L. voll Freude zu. Bald darauf hörte man einen betäubenden Knall, der rings herum furchtbar wiederhallte. „Ein Pulvermagazin" sagte der General, und schneller ging er mit V. auf und ab. Noch einzelne Kanonenschüsse, dazwischen wieder Kleingewehrfeuer; endlich ward es stille.

Als der Morgen zu dämmern anfing, erkannte man die Gegend, und der Plan des vorsichtigen Feldherrn enthüllte sich. Die österreichische Cavallerie war auf der Straße aufgestellt, auf der allein der König seiner bedrohten Festung zu Hülfe eilen konnte; dies zu bewirken, vermochte er in den Stunden der Gefahr nur mit Cavallerie, und diese fand auf dem halben Wege die kampflustige österreichische Reiterey, die im schlimmsten Falle den Rückzug der abgeschlagenen Stürmer deckte. — Adjutanten kamen auf schäumenden Rossen angesprengt die frohe Nachricht verkündend: „Schweidnitz ist über, der Commandant, die ganze Garnison gefangen, unser Verlust unbedeutend." Nun erfolgten Glückwünsche, und der gemeine Mann theilte die freudigen, die Seele erhebenden Gefühle mit seinem Feldherrn; keiner von ihnen fühlte mehr den Frost der vorigen Nacht; freudetrunken drückten sie sich die Hände: „Vivat Thereſia! Vivat Loudon!" erscholl der Jubelton auf beyden Linien hinab, und aus Trompeten schmetterte ein Kriegsgesang, während die Sonne blutig roth hinter den Herbstnebeln hervortrat. Alle wünschten jetzt die Ankunft eines preußischen Cavallerie-Corps; keines erschien; unter frohen Gesängen kehrte man in das Lager zurück.

Alle Regimenter waren stolz über die Auszeichnung, mit L. diese denkwürdige Nachtwache gemacht zu haben. Wir gehören zu dem Kern der Armee, uns hat er auserwählt, um den zum Succurs anrückenden Feind aufzuhalten. Das dachte, das fühlte jeder von ihnen, und oft hörte man einen Reiter dem Infanteristen, der sich viel darauf zu Gute that, einer der Erstürmer von Schweidnitz gewesen zu seyn: zurufen: „Ja, und Wir und Loudon haben euch gedeckt!"

.....

4. Seit dem Jahre 1759, als Loudon das Commando über größere Armee-Corps erhielt, sahen mehrere Regimenter, die unter ihm standen; mit Stolz auf andere herab, welchen diese Bestimmung nicht zu Theil geworden war. „Das Regiment ist nur immer bey der Dauniſchen Armee gedient," hörte man öfters in einem beynahe verächtlichen Tone sagen, und sollte so viel heißen als: „Es hat nicht die Hälfte von dem gelitten, was wir ausgestanden haben." Jeder ehrgeizige aufstrebende Geist suchte auch immer nur unter L. zu dienen. Daß sich bey dessen Armee häufige Gelegenheiten sich auszuzeichnen darbiethen würden, folgerte jeder schon aus der rastlosen Thätigkeit dieses Feldherrn; — daß das Verdienst durch ihn nie zurückgesetzt, daß Feigheit oder Nachlässigkeit im Dienste nie ungestraft bleiben würde, dafür bürgte allen der gerade, ernste und unbeugsame Charakter des Mannes, der für Recht und Billigkeit glühte, und für die Sache seiner Kaiserinn mit Enthusiasmus eingenommen war. „Was hätte ich thun sollen, fragte ein junger Mann aus einer vornehmen Familie, der Major war, und einen bedeutenden Posten zu schnell dem Feinde überlassen hatte, und dem L. in Gegenwart einer Menge Officiere des-

halb die bitterſten Vorwürfe machte;" „Was hätte ich thun ſollen, der Feind war um zwey Mahl ſtärker als ich." „Das fragt mich ein Mann, der die Ehre hat, dieſen Uniform zu tragen, erwiederte L., mit Ruhm für ihre Kaiſerinn zu ſterben, war ihre Pflicht; doch eine ſo ſchöne Beſtimmung wird nicht den Feigen zu Theil; dieſe erwartet kein Bett der Ehre, doch wohl — — —; und ging es nach meinem Kopf, morgen hingen ſie." Der Major mußte ſogleich ſeinen Abſchied nehmen. — Dieſe Sprache war gleichſam noch der Nachhall der unerbittlichen Gerechtigkeit, mit der in frühern Zeiten die öſterreichiſchen Kriegsgeſetze gehandhabt wurden.

L. wandte noch ein anderes Mittel an, um brave ausgezeichnete Officiere nicht durch andere zurückzuſetzen, deren Verdienſte bloß in Ahnen, Reichthum oder andern Verhältniſſen beſtanden, und das nur ſehr wenigen Vertrauten bekannt war. — Er hatte eine genaue Liſte aller Günſtlinge, die ſich bey ſeinem Armee-Corps befanden. Dieſe Liſte nannte er ſelbſt ſcherzweiſe das jüngſte Gerücht; denn jeder von dieſen Begünſtigten wurde nach und nach zu drey höchſt gefährlichen Unternehmungen commandirt; kam einer glücklich durch, ohne ſein Leben der Feigheit zu verdanken, ſo wurde er von der Liſte ausgeſtrichen. Jetzt hat ſich der junge Mann ſeine Stelle, die ihm die Gunſt verliehen, verdient, pflegte L. bey einer ſolchen Gelegenheit immer zu ſagen. Sehr viele indeß blieben bey dieſen Unternehmungen. Zärtliche Mütter zitterten daher, wenn ſie hörten, ihre Söhne befänden ſich bey der Loudoniſchen Armee.

.....

5. Joſeph II. gab als Regent das erhabene Beyſpiel einer raſtloſen Thätigkeit, und der genauen Erfüllung aller ſeiner großen Pflichten. Loudon gab dasſelbe als Feldherr, und forderte es auch von allen ſeinen Untergebenen, ohne Unterſchied des Ranges oder der Geburt. Wie er ohne alle Rückſichten ſtrenge ſeyn konnte, davon gab er ein Beyſpiel während des Türkenkriegs. Als das kaiſerliche Heer 1789 über die Sau gegangen und Belgrad eingeſchloſſen hatte, beſchloß L. eine Recognoscirung um die Feſtung vorzunehmen, und beorderte dazu als den Chef des Corps der Ingenieurs den Feldmarſchall Graf Pellegrini. Allein dieſer erhielt, ſey es durch einen groben Fehler der Expedition, oder desjenigen, der dieſen Befehl überbringen ſollte, dieſe Ordre in Semlin erſt am Morgen desſelben Tages, auf den die Recognoscirung feſtgeſetzt war. L. ſetzte ſich um die beſtimmte Stunde zu Pferd, ohne auf Pellegrini zu warten, und führte ſein Vorhaben aus. Eben war die Recognoſcirung geendiget, als Pellegrini in Gallauniform hergeritten kam. „Befolgt man ſo meine Befehle, rief ihm L. entgegen, ſteht dieſe Stunde in ihrer Ordre? Glauben etwan E. E. daß ich ihretwegen alle Augenblicke die Armee werde ausrücken laſſen? Nicht ein Mann wird ſich zu Pferde ſetzen; ihre Pflicht iſt es, vor meinem Zelte auf mich zu warten. Hat ihnen ihre Toilette wieder ſo viel Zeit geraubt?" *) Dieſe harten Worte, in Gegenwart ſo vieler Generale, Stabs- und Oberofficiere geſprochen, zu einen Feldmarſchall, zu einem Manne von hohem Ehrgefühl, der das Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit in ſich trug, erſchütterte den Grafen, und mechaniſch ſtreckte er ſeine Rechte nach der Piſtolenhalfter aus; eine Bewegung, die L. und mehrere aus dem Gefolge bemerkten. Pellegrini faßte ſich jedoch ſogleich, erwiederte kein Wort, blieb auf dem ganzen Rückweg ſtumm bis zu Loudons Zelt, beurlaubte ſich hier kalt und ſchnell, und kehrte nach Semlin zurück.

Am andern Morgen erſchien er wieder bey L. „E. E. haben mir geſtern einen ſtrengen Verweis gegeben, den ich während meiner ganzen militäriſchen Laufbahn, ſelbſt als Cadet nicht erhalten und jetzt am wenigſten verdient habe. — — Ich bedarf zu meiner Vertheidigung nur wenige Secunden; E. E. werden dann Schiedsrichter ſeyn. Erſt geſtern Morgens erhielt ich ihren Befehl, der Recognoſcirung beyzuwohnen. Entſcheiden ſie nun, ob es mir möglich war, um die beſtimmte Stunde im Lager zu erſcheinen!" — „Erſt geſtern Morgens? rief L. erſtaunt; Ja dann habe ich E. E. unrecht gethan, und bin ihnen Genugthuung ſchuldig. — Meine Piſtolen ſind geladen, beſtimmen ſie" — „Das behüthe Gott, rief Pellegrini, daß ich einer erlittenen Kränkung wegen die Monarchie auch nur der möglichen Gefahr ausſetze, ihren erſten, um ſie ſo hoch verdienten General zu verlieren. — Nein, um ein ſo theures Leben, wie das ihrige zu erhalten, unterziehe ich mich gern einem noch größern Unrecht, als dasjenige iſt, was ich erduldet habe."

Dieſe Worte hatten auf Loudons Gemüth ihre Wirkung nicht verfehlt. Gerührt faßte er Pellegrini's Hand. Herr Cammerad, ich habe mich übereilt; doch dieß geſchah nur im Dienſte unſers Kaiſers; für ſeine und ſeiner braven Armee Ehre glaube ich, nie wachſam und ſtrenge genug ſeyn zu können. — Verzeihen ſie mir daher. — Ein herzlicher Händedruck verſicherte beyde, daß kein Groll mehr in ihrem Herzen ſey.

.....

So haben immer Patrioten gehandelt, ſo bald es ſich um den Vortheil, die Ehre, oder gar die Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes handelte. Als der durch die Intriguen des Themiſtokles verbannte, in den Tagen der Gefahr von ſeinen Mitbürgern wieder zurückberufene Ariſtides am Abend vor der Schlacht bey Salamis in das Gemach des Themiſtokles trat, faßte er ſeines Verfolgers Hand: „Themiſtokles, ſprach er, ſetzen wir jetzt unſere Kindereyen bey Seite; es handelt ſich um die Rettung von Athen und ganz Hellas!" — Durch die vereinte Kraft dieſer beyden Männer, ward auch ihr großer Zweck glücklich erreicht. — Schöne Beyſpiele, von Eintracht großer Männer liefert uns die Geſchichte Roms. Das einzige, das der ältere Scipio aufſtellt, finde hier Platz. — Der Sieger bey Zama erboth ſich im Senat, als Legat unter ſeinem jüngern Bruder zu dienen, wenn die Väter dieſem die Führung des Kriegs gegen Antiochus den Großen anvertrauen wollten. Der Senat ehrte den Edelmuth des Publius, und nahm den Antrag an, weil er einſah, daß der Beſieger des Hannibal dem römiſchen Conſul mehr nützen würde, als der beſiegte Hannibal dem Könige von Syrien. — Doch nur eine kurze Zeit dieſem Feinde im Felde gegenüber, wußte Publius ihn bald zu würdigen, und fand ſeine Gegenwart beym Heere höchſt überflüſſig. Um ſeinem Bruder die Ehre des Sieges, den man ſonſt den Verdienſten des Afrikaners zugeſchrieben hätte, nicht zu rauben, blieb er unter dem Vorwand einer Krankheit vom Heere zurück, und Lucius erkämpfte durch den großen Sieg bey Magneſia am Sipylus (190 ante Ch.)

*) Es iſt bekannt, daß der Feldmarſchall Pellegrini immer auſſerſt elegant gekleidet war.

Rom die Herrschaft über Asien, sich den Beynahmen Asiaticus.

Soll denn der römischen Geschichte die Geschichte unserer Tage an großen Thaten immer nachstehen;? Werden wir ein Beyspiel einer so innigen zarten Eintracht wie die der Scipionen war, an ihr vergebens aufsuchen?

Was hat die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa befördert.

(Gegen den Aufsatz in Nr. 35. dieser Blätter.)

So viele Gründe man auch zu haben glaubt, wenn man behauptet, die spanische Sprache sey an Werth in der gebildeten Welt gefallen: so ist es doch eine große Ungerechtigkeit, die man ihr erweiset, und deutet mächtig auf Unkunde derselben hin, wenn man ihr scheinbares Sinken zum Beleg ihres geringeren Werthes aufstellet.

Das Ernste mit dem Schönen paarend, die Majestät mit dem Wohlklange vereinend, bleibet sie dem Blicke des ästhetischen Forschers nicht verborgen, und gerne stimmt er dem unparteyischen Urtheile Schützens von dieser Sprache bey; sie sey — vorzüglich im Castilianischen Dialecte reich, musikalisch, voll Wortspiele und majestätisch.*) Und kann man ihr dieß Lob wohl absprechen?

Ganz gut! — wird sich mancher denken, die Sprache mag alle Schönheiten besitzen; aber sie ist ja außer Spanien todt!

Dem glücklichen Geiste unsers Zeitalters ist es zuzuschreiben, daß man bey allgemein zunehmender Cultur nicht nur das Nothwendige, sondern auch das Nützliche und Angenehme gründlicher behandle. Spreche man immerhin spanisch nur in Spanien, es findet doch auch in Österreich, Deutschland und Italien seine Liebhaber, wie es die starke Abnahme der stets erneuerten Sprachlehren, Wörterbücher und Chrestomatien klar beweisen. Auf wie vielen Universitäten, ja selbst Fürstenschulen wird in dieser Sprache öffentlicher Unterricht gegeben, da doch unter den zahlreichen Zuhörern wohl nicht der zehnte Spanien sehen wird.

Aber noch dauert diese edle Wißbegierde nicht lange! Die rühmlichst bekannte bartische Sprachlehre fand vor 33 Jahren mit Mühe einen Verleger, und nun bekamen wir vor 3 Jahren schon die vierte Auflage von ihr. Woher die schnelle Abnahme? — Als im Jahre 1807 spanische Truppen in verschiedene Gegenden Deutschlands einrückten, wurden viele Deutsche gereizt, sich mit der Sprache dieser Fremdlinge bekannt zu machen. Daher die Nothwendigkeit einer neuen Auflage dieses Buches. — Aber wie viel mehr gewinnt die spanische Sprache nicht an Ausbreitung durch diesen das Mutterland so tief erschütternden Krieg! Unter Frankreichs Heeren war der Deutschen, Italiäner, Pohlen eine sehr beträchtliche Anzahl, die alle die Pyrenäen überschritten, und deren viele durch zwey Jahre unter einem Volke lebten, daß stolz auf seine Landessprache keinen Sinn für eine fremde hat, wo ihnen also die Noth Lehrerinn wurde. Und sollte es dem Italiäner schwer fallen, die ihm verwandteste Sprache in die Reihe seiner Kenntnisse zu bringen? Oder sollte der Deutsche und der Pohle die Gelegenheit vernachläßigen, eine Sprache zu erlernen, die ihm durch die Kenntniß der latein-französisch- und italiänischen schon halb eigen ist. Der wohlunterrichtete Officier kommt nun in seine Heimath wieder, sey sie hinter dem adriatischen Meere, oder über der Weichsel gleichviel. Mit ihm kehrt die neue Sprachkenntniß ein. Jetzt erst wird sich der Wunsch in ihm zeigen, auch die Schriftsteller dieser Nation kennen zu lernen; und wie sehr wird er sich wundern und freuen, in einem Manuel de Villejas einen spanischen Anakreon gefunden zu haben. Lopez de Vega, Perez de Montalpan, Calderon, Antonio Rojas Juan de la Cruz, Luis de Leon, Garcillasso de la Vega, Bofcan und so viele andre werden in seinem Kennerurtheile die Ehre ihrer Sprache retten, die von so vielen Unkundigen angetastet wird. Aber noch läßt es sich hoffen, daß sie von Zeit zu Zeit in verklärterer Schönheit sich erhebe, und die Vollkommenheit erlange, deren sie der verdienstvolle Literator Ramajo*) fähig erklärt. Gewiß nur ihrem innern Werthe, und ihrer Schriftsteller willen, hat es diese Sprache zu verdanken, daß die Fundgruben des Orients auch spanische Aufsätze liefern werden; da, wenn sie gleich in Wien, herauskommen, doch ungarische und alle Gattungen slavischer Aufsätze ausgeschlossen sind. Und auch mit Recht! Diese Zeitschrift ist für das ganze gebildete Europa. Jeder Gelehrte, der an ihr mit Nutzen Antheil nehmen will, muß doch nebst seinem alltäglichen Latein eine orientalische Sprache, gesetzt arabisch, verstehen, und sollte ein solcher sich nicht in einen spanischen Aufsatz finden? Was wird hingegen ein Franzose oder Engländer thun, wenn er z. B. auf einen Böhmischen stieße? — Ein großer Theil der englischen Officiere, die jetzt in Spanien dienen, und dienten, kann diese Sprache gewiß, weil sie sonst das Volk nicht exerciren könnten; wird aber ein Einziger aus ihnen böhmisch oder ungarisch können? — Ich zweifle!

Dieß alles wird mich hinlänglich rechtfertigen, wenn ich die Beförderung der spanischen Sprache in Europa vertheidigte. Aber auch Amerika verdient einen Blick. Dieß ist nicht mehr in dem Zustande, in dem man es unter Carl I. fand. Hier herrscht die spanische Sprache, besonders in Süd-Amerika in seinen gebildetsten Dialecten, dem Castilianischen und Lusitanischen. Amerika prangt mit seiner Inez**) gleich einer griechischen Sappho, und wird durch eigenes Aufblühen, der spanischen Sprache das werden, was das Mutterland einige Zeit zu seyn vernachlässigte.

Möge diese schöne Sprache ihren Gegnern durch noch größere Ausbreitung ihren Werth näher und glänzender zeigen! und sie werden, wie Jeßler in seinem Alonso ihrer Schönheit huldigen!

lf.

*) Allgemeine Erdkunde für denkende und gebildete Leser, oder Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile. Von J. B. Schütz. Wien, 1808 im 11. Bande S. 236.

*) Aus der Vorrede von Ramajo's spanischer Sprachlehre: Los Españoles hemos hecho grandes progresos enla reforma de nuestro idioma, pero nos queda aun mucho que hacer para conseguir aquella perfeccion, de que es susceptible.

**) Poemas de la unica poetica Americana, Musa decima, Sotor Juana Inez de la Cruz etc. — Barcellona, 1691. 4.

Über die Mittel sich unverbrennbar zu machen.

Was für eine herrliche Sache wäre es doch, wenn man endlich die Kunst, sich unverbrennbar zu machen, erfände! Die Damen brauchten sich nicht mehr zu fürchten, daß sie dem Feuer zu nahe kommen und auf eine so beweinenswerthe Weise sterben möchten, wie der König Stanislaus und Dlle. Rollandeau. Die Spritzenleute würden ohne Gefahr die wüthendsten Feuersbrünste löschen können; die Juden in Goa hätten nicht mehr nöthig, beym Anblick des Groß-Inquisitors zu erbeben; und — konnte man diese Erfindung sogar auch in der andern Welt bekannt machen — in welche schreckliche Verlegenheit würde man alsdann nicht den Herrscher des Schattenreichs versetzt sehen, wenn er einen dieser Unverbrennlichen in die Flammen der Hölle schleuderte.

Vor ungefähr drey bis vier Jahren sah man in Paris, und späterhin auch in Deutschland, in Wien ꝛc., mit großer Verwunderung den Spanier Roger, welcher im Besitz dieses Geheimnisses zu seyn schien. Er ging mit nackten Füßen über glühende eiserne Stäbe; zog diese über seine Arme, sein Gesicht und seine Zunge hinweg, wusch seine Hände in geschmolzenem Bley, so wie man sie sonst in Wasser oder einem Teig von Mandelkleyen zu waschen pflegt, und goß ein Glas siedenden Öhles hinunter, als wenn es Mandelmilch wäre.

Ein Arzt, welcher Zeuge dieser Wunder war, eilte, sie durch eine sehr gelesene Zeitschrift bekannt zu machen, und der Ruf des unverbrennlichen Spaniers wuchs ungemein schnell. Alles wollte ihn sehen, Alles staunte ihn an. In einem andern Zeitalter würde dieser Spanier für einen außerordentlichen Mann, für einen Zauberer gegolten haben, welcher mit Geistern in Verbindung stände; das Tribunal der Inquisition würde ihn im heiligen Eifer ergriffen, und, um seine Unverbrennlichkeit zu prüfen, auf einen Scheiterhaufen von hundert brennenden Scheitern gestellt haben; aber in unserm philosophischen Zeitalter begnügte man sich damit, dieses Phänomen aufmerksam zu beobachten und die Ursachen desselben aufzusuchen, wobey die Physiologie und Chymie ihre Führerinnen waren.

Die Gelehrten erinnerten sich, daß dergleichen Wunder zu allen Zeiten sich zugetragen hatten; so citirte man z. B. mit Recht den Virgil, welcher, wenn er vom Berge Soraktes spricht, erzählt: daß die Priester des Apoll mit bloßen Füßen über glühende Kohlen gehen könnten, ohne Schaden zu nehmen:

> Summe Deûm sancti custos Soractis Apollo,
> Quem primi colimus, cui pineus ardor acervo
> Pascitur, et medium freti pietate per ignem
> Cultores multa premimus vestigia pruna.

Plinius berichtet das Nähmliche und behauptet, daß eine einzige Familie im Besitz dieses Privilegiums gewesen sey, so wie zum Beyspiel bey uns die Familie des heiligen Hubert das Vorrecht hat, die Rasenden herzustellen, und wie man vor Zeiten glaubte, daß die Könige von Frankreich die Kröpfe ihrer Unterthanen und die arpadischen Könige Ungerns die Gelbsucht heilen könnten.

Varro, der weniger leichtgläubig oder minder fromm ist, als Plinius, meint, daß die Priester auf dem Soraktes ihre Füße mit einer Mischung überstrichen, die sie gegen die Wirkungen des Feuers schützte.

Strabo erzählt, daß die wärmsten Anbether der Göttinn Feronia im Stande wären, ohne sich zu verbrennen, auf loderuden Scheiterhaufen umherzugehen, welches Wunder eine große Menge von Zuschauern herbeyzöge.

„Der Dienst der Göttinn Feronia wird sehr eifrig betrie„ben; ihr Tempel ist besonders durch die Wunder merkwürdig, „welche darin sich zutragen. Diejenigen, welche die Göttinn „mit ihrem mächtigen Hauche inspirirt, können ungestraft über „glühende Kohlen und Aschenhaufen hinweggehen. Dieses Wun„der, das jährlich bey dem Feste der Göttinn erneuert wird, „zieht jedes Mahl eine große Menge von Zuschauern herbey."

Dieselben gelehrten Leute erinnerten sich bey dieser Gelegenheit auch des berühmten Tempels der Diana zu Tyane, deren keusche Priesterinnen ebenfalls wie die Priester des Apollo des Vorrechts genossen, mit bloßen Füßen über die glühendsten Kohlen gehen zu können. Mehrere Stellen im Apulejus und in andern Schriftstellern bestätigen dieß.

Auch in spätern Zeiten traten dergleichen Wunderthäter auf. Cardanus und Ambrosius Pore versichern, daß sie Taschenspieler gesehen, welche mit dem geschmolzenen Bley und siedenden Öhle so vertraut gewesen wären, daß sie sich ohne Gefahr Gesicht und Hände darin hätten waschen können.

Delrio und Lancre, die große Werke über die Zauberey geschrieben haben, berichten ähnliche Vorfälle. Auch ist es weltbekannt, daß unsere Criminal-Richter eine lange Zeit hindurch die Angeklagten über glühendes Eisen gehen, oder die Hand in kochendes Wasser oder siedendes Öhl stecken ließen, um zu untersuchen, ob sie schuldig oder unschuldig wären. Wirkte das Feuer auf den Körper des Angeklagten: so wurde er ohne Gnade zum Tode verurtheilt. Wirkte das Feuer nicht auf ihn ein und bestand er diese Feuerprobe: so wurde er einmüthig losgesprochen. Man könnte eine sehr große Menge von Beyspielen dieser Art anführen; Bischöfe, Könige, ja sogar auch Königinnen unterwarfen sich dieser Probe, und gingen fast immer siegreich aus derselben hervor, wenn dagegen diejenigen, die weder so reich noch so mächtig waren, weit übler davon kamen. Die Kirche hatte für diese Prüfungen besondere Gebethe und Consecrationen, die in den alten Rituals verzeichnet stehen. Wahrscheinlich mochte man aber auch schon damahls oft Betrügereyen vermuthen; denn diese Consecrationen und Gebethe enthielten allerhand Formeln, um dergleichen Teufelskünste abzuwenden und unwirksam zu machen.

Die älteste Feuerprobe, welche die Kirche anstellte, ist die des heiligen Simplicius, Bischofs von Autün. Gregorius von Tours hat sie aufbewahrt. Ehe Simplicius auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde, war er verheirathet; er liebte seine Frau sehr, und um sich nicht ganz von ihr zu trennen, ließ er sie in seinem Zimmer schlafen. Boshafte Ausspäher machten darüber Lärm und wollten wissen, daß beyde Gatten den zwischen ihnen befindlichen Raum nicht selten überschritten, und von Zeit zu Zeit die Gesetze der Kirche vergäßen, um desto lebhafter die der Liebe zu erfüllen. Die Gattinn des Prälaten wurde über diesen ungerechten Argwohn sehr erbittert, setzte einen feyerlichen Tag zur Prüfung ihrer Sittenreinheit fest, ließ, in Gegenwart des versammelten Volkes, Kohlen bringen, schüttete sie in ihre Kleider, ohne daß diese beschädigt wurden, und machte dasselbe Experiment an ihrem Gatten, zu dem sie dabey folgende Worte sprach: „Empfanget dieses Feuer, das euch

„nicht brennen wird, um unsere Feinde zu überzeugen, daß „unsere Herzen für die Flammen der Wollust eben so unzu„gänglich, als unsere Kleider für die Wirkungen der Kohlen „unempfänglich sind."

Dieses Wunder setzte Alle, die Zeugen desselben waren, in das größte Erstaunen, und stopfte für immer den Lästerern und Verläumdern den Mund.

Der heilige Brice, Bischof von Tours und Nachfolger des heiligen Martin, unterwarf sich derselben Probe. Man beschuldigte ihn, daß er der Vater eines hübschen Kindes wäre, das ein junges Wäschermädchen zur Welt gebracht hatte. Erstlich ließ er das Kind, das noch nicht dreyßig Tage alt war, den Nahmen seines Vaters aussprechen, und als dieß zu aller Verwunderung geschehen war, nahm er glühende Kohlen in seinen Mantel, und trug sie bis an den Grabhügel des heiligen Martin.

Eine der berühmtesten Feuerproben ist jedoch ohne Zweifel diejenige, der sich Thietberge, Gemahlinn des Königs Lothar, unterwarf. Man beschuldigte sie, mit dem jungen Prinzen, ihrem Bruder, in einer unkeuschen Verbindung zu leben. Um sich zu rechtfertigen, erboth sie sich, durch einen Kessel siedenden Wassers ihre Unschuld zu offenbaren; glücklicher Weise fand sie einen Ritter, der für sie sich dieser Prüfung unterziehen wollte. Er tauchte seinen Arm in ein Gefäß mit siedendem Wasser, und zog ihn unversehrt wieder heraus. Der König erstaunte hierüber höchlichst und mußte nun seine Gemahlinn für hinlänglich gerechtfertigt halten; aber dessen ungeachtet blieb in seiner Seele noch ein leiser Verdacht zurück. Er befragte die Bischöfe über diesen Punct, und einige konnten ihm nicht verhehlen, daß es allerdings geheime Mittel gäbe, die man nur anzuwenden brauche, um ohne Gefahr den höchsten Hitzgraden des Thermometers trotzen zu können.

Der Pater Regnault, der mancherley Versuche angestellt hat, um diese geheimen Mittel zu entdecken, hat eins derselben in seinen Entretiens sur la Physique experimentale bekannt gemacht. „Diejenigen — sagte er — die Feuer in die Hand „oder in den Mund nehmen wollen, wenden zu diesem Ende „eine Mischung von Schwefelgeist, Salmiak, Rosmarin-Essenz „und Zwiebelsaft an." Die Zwiebel wird in der That auch von den Landleuten für das beste Präservativ gegen das Feuer gehalten.

Zu derselben Zeit, zu der Pater Regnault sich mit diesen Untersuchungen beschäftigte, posaunte ein Englischer Chymiker, Nahmens Richardson, seine wunderbaren Erfahrungen in ganz Europa aus. Er kaute glühende Kohlen, ohne sich zu verbrennen; er tröpfelte sich brennenden Schwefel auf die Hand, und nahm ihn dann auf die Zunge, wo er vollends sich verzehrte; auch legte er glühende Kohlen auf seine Zunge, ließ auf derselben ein Stück Fleisch oder eine Auster rösten, und litt es, ohne nur zu blinzeln, daß die Kohlen mit einem Blasbalge angefacht wurden. Ferner nahm er auch ein brennendes Eisen in die Hände, ohne daß man eine Spur von Brand gewahr wurde; er nahm dieses Eisen auch zwischen die Zähne, und warf es mit bewundernswürdiger Kraft eine große Strecke weit. Er verschlang geschmolzenes Pech und Glas, brennenden Schwefel und Wachs, unter einander gemischt, und zwar so, daß die Flamme aus seinem Munde, wie aus einem Schmelzofen, herausloderte. Bey keiner dieser Operationen ließ er auch nur den geringsten Schmerz blicken. Weil diese Dinge so viel Aufsehen erregten; so beschloß Herr Dodard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, sie zu erklären, und machte deshalb einen Brief über diesen Gegenstand bekannt, der im Journal des Savans eingerückt ist.

Der berühmte Physiker behauptet, daß alle diese Wunderdinge mit ein wenig Gewandtheit und Übung auch verrichtet werden könnten, und daß man bey dergleichen Operationen seine Zuflucht gerade nicht zu chymischen Compositionen zu nehmen brauche. Er glaubt, daß die Füße und Hände durch Übung beträchtlich abgehärtet werden könnten, und daß es, wenn man einige Sorgfalt darauf verwendete, sehr leicht sey, das Oberhäutchen so weit abzuhärten, daß es fähig sey, einen so hohen Grad von Gluth zu ertragen. Er führt sehr zartgebaute Personen an, die so hitzige Getränke trinken können, als außer ihnen so leicht niemand vertragen würde; auch macht er darauf aufmerksam, daß die Kohle alle Wärme verloren habe, wenn sie ausgelöscht sey, und daß bey vielen Leuten der bloße Speichel hinreichend sey, dieß zu bewirken. Es gibt Personen, welche ganz heiße Eisenkuchen hinterschlucken und angezündete Wachsstöcke in den Mund nehmen können. Herr Dodard bemerkt auch noch, daß die Kohle, auf der Richardson sein Fleisch röstete, mehr als einen Zoll weit von seiner Zunge entfernt war, indem er sie sorgfältig mit einem Stück Fleisch umwickelte, und daß der Blasebalg, dessen man sich zum Anfachen der Kohle bediente, mehr die Zunge, als die Kohle selbst traf.

Was das brennende Gemisch von Pech, Schwefel und Wachs anlangt: so versichert Herr Dodard, daß er selbst einen Versuch damit angestellt, und den Finger länger als zwey Minuten hineingehalten habe, ohne Schmerz zu empfinden. Täglich sieht man Kinder, die flüssiges Siegellack auf die Zunge tröpfeln lassen, ohne davon Schaden zu leiden. Die Arbeitsleute, die bey Eisenhammern angestellt sind, nehmen das flüssige Metall in die Hand, halten die Füße hinein und tanzen darin umher (??). Und werden die Bleyarbeiter wohl je anstehen, mit dem Arme in geschmolzenes Bley zu fahren, wenn man ein Stück Geld hinein geworfen hat? Am schwierigsten möchte es zu erklären seyn, wenn man hört, daß Richardson auch geschmolzenes Glas verschlang; denn um das Glas zum Flusse zu bringen, bedarf es einer ungeheuern Gluth. Dessen ungeachtet glaubt Herr Dodart doch, daß man auch dieses Experiment nachmachen könne, entweder indem man eine große Menge Speichel anwendete, oder sich stufenweise daran gewöhnte, einen hohen Grad von Hitze zu ertragen. Nur dann würde Gefahr mit diesem Experimente verbunden seyn, wenn man das geschmolzene Glas zu schnell verschluckte; man müßte also darauf sehen, daß es erst ein wenig abgekühlt wäre. Entweder müssen die Alten sich vor dergleichen Experimenten nicht gefürchtet, oder robustere Gaumen, als wir, gehabt haben, da der Arzt Dioscorides seinen Kranken, die an Engbrüstigkeit litten, bis zu anderthalb Unzen flüssiges Baumharz verordnete, und diejenigen, die über Schmerz in den Eingeweiden klagten, eben soviel flüssigen Naphta trinken ließ. Man kann auch annehmen, daß die entzündeten Materien, die man zum Munde führt, größten Theils auslöschen, wenn man ihn zuschließt; und das Gas, das unsere Lungen ausathmen, muß dieses Verlöschen noch beschleunigen.

Seit dem Chymiker Richardson haben es mehrere Personen

versucht, ohne Schaden zu nehmen, mit dem Feuer Kunststücke zu machen. Im Jahr 1774 sah man auf dem Eisenhammer zu Laune einen Mann, welcher über heiße Stangen ging, ohne sich zu verbrennen, Kohlen in der Hand hielt und sie mit dem Munde anblies. Seine Haut war sehr dicht und mit einem fettigen öhligen Schweiße überzogen; sonst wandte er aber kein Specificum an.

Alle diese Beyspiele beweisen hinlänglich, daß die so vielfach ausposaunte Unverbrennbarkeit auf sehr gewöhnliche Ursachen zurückgeführt werden kann. Aber es war nöthig, daß Jemand sich die Mühe nahm, diese Thatsachen genau zu untersuchen, zu vergleichen, und durch entscheidende Versuche zu beweisen, daß man die Wunder, welche den Ruf des unverbrennlichen Spaniers begründet haben, sehr leicht auch hervorbringen kann. Dieß that ein Physiker in Neapel, Nahmens Sementini, welcher erster Professer der Chymie an der dortigen Universität ist, und über diesen Punct Untersuchungen bekannt gemacht hat, die nichts zu wünschen übrig lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gewiß vernimmt jeder Freund der Literatur und jedes gemeinnützigen Strebens im Vaterlande mit ungeheuchelter Freude die nachstehende Ankündigung von der Fortsetzung der: Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, einer Zeitschrift, die sich nicht nur durch ihren innern Gehalt bey weitem vor allen inländischen und vor gar vielen ausländischen, zu ihrem entschiedendsten Vortheil auszeichnet, sondern auch in unserer Journalistik geradezu eine ganz neue Bahn gebrochen hat, und die, der reichen eigenen Ernte nicht zu erwähnen, als Samenkorn so vieles, außerhalb ihrer aufkeimenden und noch zu erwartenden Schönen und Nützlichen, mit Fug und Recht betrachtet werden darf.

Auch die ephemeren Blätter des Auslandes haben ihr das unverdächtige Zeugniß ertheilt, daß sie jede gerechte Erwartung, wenn auch nicht immer durch ihre Extension, doch desto mehr durch ihren Inhalt befriediget, daß sie Österreich Sich Selbst und Andern besser zu erkennen gegeben, daß sie Anzüglichkeiten und Zwiste schon im Voraus vermieden, und wo sie zu berichtigen fand, es also, mit Ernst und Würde gethan habe, daß Zank und Widerrede von selbst wegfielen.

Daß insbesondere die österreichische Statistik und Geschichte, so wie unsere öffentlichen Anstalten, darin ein unschätzbares Repertorium gefunden haben, ist eben so unbestreitbar. Aufsätze, wie der über das Marchfeld (2. 3. 4. 5.), über Salzburg und Berchtoldsgaden (1. 8. 11. 13. 27. 33. 39. 40. 57. 23. 24.), über die Bukowina (34. 36. 46.), über Ungarn, Galizien, die Volkszahl der Hauptstädte Wien und Prag (16. 30. 37. 40. 41. 45. 52. 55. 17. 18.), über Mähren (50. 1. 2.), über Territorial- und Nationalgröße des Kaiserstaates (54. 55. 56. 4.), über die große, im letzten Kriege rühmlich erprobte und erst nach kürzlich vom Monarchen so sehr ausgezeichnete Anstalten der Landwehre und der Reserven (4. 11. 38. 19. 20. 26. 27.), die Geschichte des kaiserlichen geheimen Archives, die Übersicht der literarischen Thätigkeit in Österreich 1806 und 1807 (28. 29. 30. 31.), die Bemerkungen auf einer Reise durch Steyermark, Kärnthen, Österreich unter und ob der Ens (30—38.), über die Wallachen in Österreich (38—41.), über die Bauerschaft in unserm Kaiserstaate (50. 51. 52.), die historischen Reflexionen über die Vermählung Napoleons mit Marie Louise (65. 66. 67.), solche Aufsätze werden durch ihren innern Werth nie vergehen, eben so wenig als die vielen höchst interessanten biographischen Notizen (5. 6. 7. 13. 14. 19. 23. 34. 35. 36. 41. 44. 4. 51. 4. 15. 17. 18. 33. 41. 62.)

Wenn der bisher nicht seltenen Unregelmäßigkeit im Erscheinen dieser Blätter und dem, zu vielfältigen Abbrechungen und Fortsetzungen nöthigenden Mangel an Raum, von Seite der Redaction gesteuert, und von Seite des Herausgebers (dessen Verdienste um Österreichs Topographie bekannt sind) für mehrere Correctheit und ein besseres Äußere gesorgt wird, so kann die so sehr wünschenswerthe, steigende Verbreitung dieses achtungswerthen Journals, wohl keinem Zweifel mehr unterliegen. Doch wir lassen die Ankündigung selbst sprechen.

„Der Gang des Krieges unterbrach im verflossenen Jahre die Fortsetzung der „vaterländischen Blätter." Die Tendenz derselben vertrug sich nicht mit dem Einflusse eines fremden Geistes, und so mußten sie in dem nähmlichen Augenblicke stille stehen, als ihrem ersten und höchsten Zwecke ein feindseliges Interesse entgegenstrebte.

Der Wunsch: daß dieses National-Blatt bey der Rückkehr des Friedens wieder fortgesetzt werden möchte, wurde mit dem Beginne dieses Jahres erfüllt. Die Redaction war bemüht, so schnell, als es nach einer stürmischen Periode möglich war, welche nebenbey auch manche literarische Verbindungen aufgelöst oder unterbrochen hatte, den Rest der Zahl von 65 Druckbogen, aus welchen der vollständige Jahrgang bestehen sollte, nachzuliefern. Bis jetzt sind mit Nr. 76 bereits 53 Bogen erschienen. Die Abonnenten haben also noch Anspruch auf zwölf Druckbogen. Diese werden bis Ende Aprills nachgetragen werden, und am Schlusse ein ausführliches Nahmen- und Sachregister über die bisher erschienenen Bände dieser Zeitschrift enthalten, um derselben einen noch höheren Grad der Brauchbarkeit zu geben.

Der zweyte Jahrgang der vaterländischen Blätter wird also mit dem Aprill geschlossen; der

dritte Jahrgang

beginnt mit dem 1. May und endigt sich mit dem laufenden Jahre 1810.

Die allgemeine Stimme hat sich vortheilhaft über den, nicht bloß ephemeren, Werth dieser Blätter ausgesprochen. Bey den vorzüglichsten unter den neuesten statistischen Werken wurden sie als eine der zuverlässigsten Quellen zur Kenntniß des österreichischen Kaiserstaates benützt und genannt. Die öffentlichen Blätter des Auslandes danken denselben nicht minder manche interessante Notiz, wenn gleich nach alter und neuer Sitte, durch Verschweigung der Quelle nicht selten für den Nachdruck die Ehre der Originalität angesprochen wurde. Sie zählen unter ihren Mitarbeitern *) viele im Inlande und im Auslande geferte Nahmen, und

*) Nur bey wenigen Aufsätzen haben die Verfasser sich genannt. Indessen ist es die Redaction sich und dem Publicum schuldig, die Nahmen der vorzüglichsten Mitarbeiter hier anzuführen: Herr Andre, (Erziehungsrath und Director der evangelischen Schule in Brünn.) Hr. v. Benigni, (Hofkriegs-Concipist.) Hr. Berndt, (Prof. in Prag.) Hr. Greger v. Berzeviczy zu Groß-Lomnitz in Ungarn. Hr. Bisinger, (Prof. der theres. Ritter-Akademie.) Hr. Bredetzky, (Superintendent in Lemberg.) Hr. v. Brenner, (k. k. Agent in Bucharest.) Hr. Graf v. Chotek, (k. k. Kämmerer und Hofsecretär.) Hr. v. Collin, (k. k. Hofrath.) Hr. Cornova, (Prof. in Prag.) Hr. Czikann, (Privat-Gelehrter in Brünn.) Hr. Dedrois, (k. k. Hof-Secretär, bey der Studien-Hof-Commission.) Hr. Graf Moritz v. Dietrichstein, (k. k. Kämmerer.) Hr. Ellmauer, (Bücher-Revisor.) Hr. v. Engel, (Consistorial-Rath, Hof-Concipist und Bücher-Censor.) Hr. Joh. v. Feics in Ungarn. Hr. Glatz, (Consistorial-Rath und Prediger der evang. Gem.) Hr. v. Gönner, (Landes-Directions-Rath und Prof. in Landshut.) Hr. Griesinger, (kön. sächs. Legations-Rath in Wien.) Hr. v. Hammer, (vorm. Agent in Jassy.) Hr. v. Hauer, (Hof-Secretär der Finanz-Hofst.) Hr. Herz Homberg, (vorm. hebräischer Schul-Director in Lemberg.) Hr. Freyherr v. Hormayr, (k. k. Hofrath und Hof- und Staats-Archivs-Director.) Hr. Doctor Hofer, (Leibarzt Sr. kais. Hoh. des Erzherzogs Carl.) Hr. Jasnügger, (Prof. im Theresianum.) Hr. Joris, (k. k. Rath und Vice-Director der k. k. Porcellan-Fabrike.) Hr. Klein, (Director des Institutes für Blinde.) Hr. Ködrl, Bü-

immer noch schließen sich neue Glieder an diesen Verein zur Beförderung des Guten, des Schönen und Gemeinnützigen im Vaterlande an, während, in der Überzeugung von der Wohlthätigkeit einer richtig gefaßten und mit Besonnenheit geleiteten Publicität, der Redaction der Zutritt zu Quellen geöffnet wurde, welche bisher, wahrlich zum großen und tiefwirkenden Nachtheile der Nationallehre und selbst des Nationalcredits, beynahe ganz verschlossen waren. Verbarg man doch das Große und Gute, was bey uns geschah, so ängstlich, wie man nur Schattenseiten verbergen sollte!

Unter erfreulichen Aussichten beginnen diese Blätter ihren neuen Lauf. Ein schönes Gestirn ist aufgegangen am vaterländischen Horizonte, und verkündet Tage der Heiterkeit und der Ruhe. Ungestört können jetzt die großen Kräfte der Nationen, welche den Kaiserstaat bilden, sich entfalten, und die schönen Entwürfe der Staatsverwaltung zur Beförderung der Geistes-Cultur, zur Vervollkommnung der öffentlichen Erziehung, zum Emporblühen der Industrie und des Handels, zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits der Ausführung entgegen reifen. Die Saat des Guten kann ausgestreut werden, ohne fürchten zu müssen, daß die künftige Blüthe von einem eisernen Fuße wieder zertreten werde, und freyer darf auch der Geist in seinen erweiterten Gränzen sich bewegen.

Ein ausgedehnter Spielraum eröffnet sich also diesem Blatte, sowohl in der Darstellung dessen, was ist, und was geschieht, als in der Aufregung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf das, was seyn könnte, oder besser seyn könnte: auf Lücken und Mängel. Freymüthigkeit, die an der Hand der Bescheidenheit hervortritt, wird nie zurück gewiesen werden, weder im Urtheile und in der Darstellung noch in dem Wunsche. Diese Freymüthigkeit hat selbst ein Wort des Monarchen geheiligt. Aber die Redaction darf auch nie vergessen, daß sie es der guten Sache selbst schuldig ist: zu wachen, daß nie Unbesonnenheit oder Mißbrauch der Publicität sie dieses schönen Vorrechts unwürdig oder verlustig mache.

Im Wesentlichen bleibt der Plan unverändert. Er wird (nur mit mehr Abwechslung, als es bisher geschehen konnte) folgende Rubriken umfassen:

I. Geist der Gesetzgebung. Bald wörtliche Aufführung der Gesetze, bald Auszüge aus denselben, zuweilen Entwickelung ihrer Veranlassung.

II. Darstellung öffentlicher Anstalten: für die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, für die Pflege der Armen, Kranken, Waisen, Gebrechlichen ꝛc. für Wissenschaften und Cultur, für die Aufnahme des Staatscredits, der Künste, Fabriken und Manufacturen, der Gewerbe, des Ackerbaues ꝛc.

III. Bey dem bestimmt ausgesprochenen Willen der Staatsverwaltung: den Handel aus der Passivität zur Activität zu erheben, wird dieser Gegenstand eine besondere und bedeutende Rubrik bilden.

IV. Beyträge zur Kenntniß der Bewohner der Monarchie, und zur Beurtheilung des Standes der religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Cultur, der Kunst, der Industrie, der Landwirthschaft in den verschiedenen Provinzen; Erfindungen und Entdeckungen.

V. Chronik der Universitäten, Lyceen und übrigen Bildungs-Anstalten der Monarchie.

VI. Vaterländische Reisen, in statistischer, technischer, naturhistorischer Hinsicht; topographische Beschreibungen ꝛc. Schilderungen von Volksfesten, Sitten und Gebräuchen.

VII. Materialien zur ältern und neuern vaterländischen Geschichte, besonders Nachrichten von merkwürdigen historischen Denkmahlen ꝛc. Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Personen; Rückerinnerungen an verstorbene verdiente Männer. Anecdoten und Charakterzüge.

VIII. Schöne, edle, vorzüglich patriotische Handlungen, Stiftungen, Vermächtnisse, Privatanstalten. Belohnung des Verdienstes.

IX. Merkwürdige Ereignisse; Unglücksfälle; Criminalfälle.

X. Urtheile des Auslandes über die österreichische Monarchie.

XI. Beyträge zur Tagsgeschichte der Polizey.

XII. Miscellen. Auszüge aus Briefen unserer Mitarbeiter, über Gegenstände und Vorfälle, welche nähern oder entferntern Bezug auf das Gemeinwohl der Bewohner der österreichischen Monarchie haben können.

Die Rubrik: „Notizen aus Wien" wird enthalten: A. Lokal-Verfügungen und Ereignisse; Unglücksfälle; Beyträge zur Sittengeschichte Wiens. B. Warnungstafel. C. Verzeichniß der in Wien angekommenen Fremden. D. Verzeichniß derjenigen, welche entweder mit dem Postwagen oder mit Extrapost von Wien abreisten.

Vom 1. May an erscheint jeden Dienstag und Freytag eine Nummer, so daß bis zum Ende dieses Jahres 70 Nummern ausgegeben werden, welche zusammen beyläufig 60 Druckbogen im dem bisherigen Format enthalten sollen.

Die Bedingungen für die Mitarbeiter bleiben im Wesentlichen unverändert wie der Plan selbst: 1. Die Redaction honorirt jeden Druckbogen in Quart mit 25 fl. WW. Bey Aufsätzen von besonderer Wichtigkeit wird dieses Honorar erhöht. 2. Das Honorar wird am Ende jedes Vierteljahres den Mitarbeitern postfrey zugeschickt oder auf Ordre derselben in Wien von der Verlagshandlung bezahlt: doch hängt es von ihnen ab, dasselbe erst am Schlusse des Jahres in Empfang zu nehmen. 3. Jene Mitarbeiter, welche kein Honorar beziehen wollen, werden ersucht, wenigstens darüber zu irgend einem Zwecke zu disponiren. Nach ihrer ausdrücklichen Bestimmung wird dasselbe pünctlich verwendet werden. 4. Alle Porto-Auslagen bestreitet und vergütet die Redaction, desgleichen die Auslagen für Abschriften, Zeichnungen ꝛc. ꝛc. 5. Größere Packete werden den Postwagen übergeben, kleinere der reitenden Post, entweder unter der Aufschrift:

„An die Redaction der vaterländischen Blätter für den österr. Kaiserstaat in Wien."

Poste restante

6. Da alle Aufsätze ohne Ausnahme honorirt werden, so ist die Redaction nicht im Stande, ihren Mitarbeitern zugleich auch Freyexemplare zu bewilligen. Hingegen wird die Verlagshandlung den ordentlichen Mitarbeitern mit Vergnügen auf Rechnung des Honorars Exemplare verabfolgen lassen.

Wien, am 28. März 1810.

Im Nahmen der Redaction.

Armbruster
Hof-Secretär.

J. B. Degensche Buchhandlung, am Michaelerplatze Nr. 1221.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Digitized by Google

(Hofr. der obersten Justizstelle.) Hr. v. Zeiler, (Hofr. der obersten Justizstelle.) Hr. Wattenroth, (Prof. der polit. Wissenschaften.) Hr. Wilfling, (Kreis-Commissär in Prag.) Hr. Wierthaler, (k. k. Rath und Director des Waisenhauses.) Hr. Unger, (Erzieher der Freyh. v. Hackelberg.) Hr. Trautmann, (Prof. der Ökonomie.) Hr. Stelzhammer, (Director des k. k. phys. Cabinetts.) Hr. Sonnleithner, (Hoftheater-Secretär.) Hr. Sonnenfels, (Vice-Präsident der Gesetz-Hof-Commission.) Hr. v. Schwartner, (Prof. in Pesth.) Hr. v. Schedius, (Prof. in Pesth.) Hr. Sartori, (Bücher-Revisor und prov. Censor.) Hr. Rüpprecht, (Kaufmann und Fabrikant.) Hr. Rohrer, (Prof. der polit. Wissenschaften in Lemberg.) Hr. Rösler, (Gelehrter in Ofen.) Hr. Reuländer, (Prof. der Philos. Untern. einer Erziehungs-Anstalt.) Hr. Rueffner, (k. k. Hofkriegs-Concipist.) Hr. Lehmann, (k. k. Hofrath.) Hr. Freyh. v. Meidinger, (N. Öst. Landrechts-Secret.) Hr. Mosel, (Hof-Concipist des k. k. Oberst-Hofmeisteramts.) Hr. v. Neustädter, (Vice-Hofbuchhalter bey der Hof-Kriegsbuchhalterey.) Hr. Petrasch, (Pfarrer nächst Mölk.) Frau Caroline v. Pichler, geborne von Greiner. Hr. v. Pidoll, (Hofrath bey dem Hofkriegsrathe.) Hr. v. Portenschlag, (Doctor der Arzneykunde.) Hr. v. Protobevera, (Hofrath der obersten Justizstelle.) Hr. Riedler, N. Ö. Regierungsrath, verm. Lehrer Sr. k. Hoh. des Kronprinzen, und Ihrer Maj. der nunmehrigen Kaiserinn der Franzosen) Hr. Rösler, (Gelehrter in Ofen.) Hr. Rohrer, (Prof. der polit. Wissenschaften in Lemberg.) Hr. Rüpprecht, (Kaufmann und Fabrikant.) Hr. Sartori, (Bücher-Revisor und prov. Censor.) Hr. v. Schedius, (Prof. in Pesth.) Hr. v. Schwartner, (Prof. in Pesth.) Hr. v. Sonnenfels, (Vice-Präsident der Gesetz-Hof-Commission.) Hr. Sonnleithner, (Hoftheater-Secretär.) Hr. Stelzhammer, (Director des k. k. phys. Cabinetts.) Hr. Trautmann, (Prof. der Ökonomie.) Hr. Unger, (Erzieher der Freyh. v. Hackelberg.) Hr. Wierthaler, (k. k. Rath und Director des Waisenhauses.) Hr. Wattenroth, (Prof. der polit. Wissenschaften.) Hr. Wilfling, (Kreis-Commissär in Prag.) Hr. v. Zeiler, (Hofr. der obersten Justizstelle.)

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 20. und Montag den 23. April 1810.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist eine starke Schutzmauer gegen wiederkehrende Unwissenheit, in sofern eine größere Menge Exemplarien erhalten wird: periodisch kann die Barbarey dennoch einreißen: die Scholastik, wie sie in den letzten funfzehn Jahren aufkam, der Pyrrhonismus, welcher durch Anstreitung der Echtheit so vielen und wichtigen Denkmahlen des Alterthums ihr Ansehen und Interesse nimmt, und der Despotismus, welcher alle Rechtstitel des Eigenthums und der Verfassungen verschmäht, bahnen derselben offenbar den Weg. Alsdann können die vortrefflichsten Geisteswerke, wie die Classiker in den mittleren Zeiten, unverstanden und unbeachtet, vor uns liegen. Doch dürfte das Unglück weder so lange noch so allgemein seyn.

Johann von Müller.

(48 und 49.)

Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.

Über Montesquieu.

Wenige Bücher der Welt möchten sich dem Geiste der Gesetze von Montesquieu an Gelehrsamkeit und Kunde aller Gesetze und Verfassungen an die Seite stellen lassen. Welche Wirkung die verschiedenen politischen Anordnungen auf das Wohl der Völker haben, ist mit Scharfsinn und Treue dargestellt, der Mechanismus der Regierungsformen mit seltener Klarheit und bis in die kleinsten Triebfedern entwickelt, die entlegensten Erscheinungen sind mit außerordentlicher Kunst parallelisirt, und die zartesten Eigenheiten aller politischen Veranstaltungen aufgefaßt; der Blüthenstaub, möchte ich sagen, aller Gesetze ist gesammelt, und zu einem politischen Honig gemischt und präparirt, der manchen Staatsmann verführt und allen seinen unmittelbaren, näheren Erfahrungen abwendig gemacht haben mag: aber der Grundgedanke von dem überwiegenden Einfluße der Gesetze ist falsch, gehört der Zeit an, und vernichtet die Ansprüche auf ewige Dauer, welche die colossale Arbeit in so vielen andern Rücksichten verdienen möchte.

Die Staatengeschichte kann freylich dargestellt werden, als die Entwickelung der Mißgriffe, die sich die Menschen in Entwerfung der Gesetze haben zu Schulden kommen lassen: wir gewinnen auf diesem Wege gewisse Grundsätze über den Bau der Staaten. Das ist schön und gut. Aber wo lernen wir denn die viel wichtigere Kunst, die Grundsätze anzuwenden? — Gegen alle Regeln, die Ihr mir aus der Weltgeschichte über Regierungsformen ableiten könnt, will ich Euch die Regierungsform meines Landes, welche aus den Umständen dieser bestimmten Localität entstanden und gewachsen ist, vertheidigen; will beweisen, daß mir keine Grundsätze etwas helfen, sondern bloß ein in langer Erfahrung gesammeltes Gefühl von dem Rathsamen und Guten. Was fehlt also Montesquieu? Man wird mich nicht mißverstehen, oder es für Hochmuth achten, wenn ich sage: es fehlt ihm, was in diesen Vorlesungen dargelegt worden ist, die Geschichte des lebendigen Gesetzes. Er nimmt die Gesetze als gegeben an, und fragt: welche Wirkungen sie auf das Wohl der Völker hervorbringen.

Ich habe bewiesen, daß in der Staatskunst alles darauf ankommt, die Geschichte des Gesetzes selbst zu kennen, und einzusehen, wie aus einer ewigen Wechselwirkung zwischen den Erfahrungen der Vergangenheit, und den gegenwärtigen Ereignissen die Gesetze allmählich im Laufe der Zeit entstehen, nie vollendet sind, sich immer weiter ausbilden, und auf solche Art die Macht und das Naturell der Völker gemeinschaftlich daran arbeiten; nur wenn der gesetzgebende Verstand allein das Wort führt, oder wenn die Begierden der Völker, da sie augenblicklich und auf das unmittelbare Wohlseyn gerichtet sind, allein entscheiden, werden die so entstehenden Gesetze nichts taugen. Warum? Weil der Quell der Gesetze ein unreiner ist, weil aus der augenblicklichen Verstandes-Conception eben so wenig, als aus augenblicklichen Bedürfnissen, ewige Vorschriften für das Agiren eines Staates, oder Gesetze, hervor gehen können.

Ich halte also das Geschäft der Gesetzgebung nicht für ein Sortiren und Rangiren aller auf der Erde an irgend einem Orte und zu irgend einer Zeit gegebenen Gesetze, für ein bloßes Auswählen und künstliches Combiniren Dessen, was sich hier und dort als heilsam bewiesen hat; ich lasse mich durch die Wirkungen eines Gesetzes noch nicht für dasselbe einnehmen, — sondern die Hauptsache ist für mich, daß das Gesetz auf eine naturgemäße Weise aus freyer vollständiger Wechselwirkung der Freyheit und der Kraft, der Bedürfnisse und des Verstandes entsprungen sey, — und daß es, dieser Entstehung gemäß, nun auch fortlebe, sich immer mehr entwickele und reinige. — So erhalte ich nicht bloß die Erkenntniß des Guten und Bösen in der Gesetzgebung, welche an und für sich

noch nichts hilft, sondern ich lerne die lebendige Kunst die Gesetze auszubilden.

Diese Kunst über alles zu setzen, hat mich meine Zeit gelehrt; und so, neben Wahrheiten, die ewig gelten werden, kann ich auch den Werth des großen Montesquieu auf eine Weise in den Schatten stellen. — Meine Persönlichkeit und mein wissenschaftliches Verdienst mit dem seinigen vergleichen zu wollen, wäre lächerlich; es neben ihm zu erheben, wäre völlig Thorheit: denn, wer kann sagen, daß er, was die Geschichte darbiethet, gekannt und auch in vielen Rücksichten empfunden habe, wie Montesquieu! Wo ist bey irgend einem neueren Schriftsteller diese Leichtigkeit und Gewandtheit des Geistes, bey demselben heldenartigen Gefühl für die Wahrheit, bey dem unermeßlichen Fleiße? Wer hat diese lichtvolle Kürze der Darstellung, bey demselben Reichthum und bey der Fülle der Materien? Nur irreligiös ist er, neben Burke betrachtet, durch und durch: die Gesetze sind ihm durchaus Sache des weltlichen Arrangements und der weltlichen Klugheit; daher versäumt er, neben dem esprit der Gesetze, überall den Geist der Gesetze, das Ewige und Unvergängliche in demselben, welches zu empfinden und zu würdigen man die Gesetze selbst vielmehr auf die vollständige und ewige Natur des Rechtsgefühls im Menschen, als auf den weltlichen Erfolg, den Glanz, den Reichthum eines einzelnen Staates, begründet haben muß.

Deshalb nun gefällt mir Montesquieu viel besser, wenn er sich beschränkt, und die weltliche Entwickelung und den weltlichen Verfall eines einzelnen Staates darstellt, wie in seinen considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Da ist er ganz in seinem Element: die römische Politik hat er zergliedert, die Motive zu dem ungeheuren Verfahren der Weltbeherrscher aus einander gelegt, beydes mit einer Künstlichkeit, von welcher der bloße Verstand kein weiteres Beyspiel aufgestellt hat. Wenn man dies kleine Buch neben Gibbon's Riesenwerk stellt, dann wird Montesquieu erst ehrwürdig: er wird zum Propheten, wenn man ihn liest, und die Regierungsgeschichte des französischen Directoriums damit vergleichen will. — Ursachen und Wirkungen, das ganze Werk der größten weltlichen That, von der die Geschichte erzählt, wird bis zur Durchsichtigkeit klar: die Wirkungen von der tausendjährigen Consequenz eines einzigen Volkes liegen deutlich vor uns.

Nur eine einzige große Frage, die im Gemüthe des wahren Lesers nicht verstummen will, wird nicht beantwortet: den Willen der Weltherrschaft und die Gesetze, welche diesen Willen bethätigen sollen, nimmt Montesquieu als Data an; also frage ich: wie! aus dem Schooße eines Geschlechtes, welches die Freyheit Aller will (und wollen muß, in sofern es überhaupt lebt), konnte der Wille, Alle zu unterdrücken, hervorgehen und sich auch durch tausend Jahre behaupten gegen die nothwendige Reaction der übrigen Völker? Warum war diese Reaction, der ein ewiges Naturgesetz zum Grunde lag, durch so viele Jahrhunderte hindurch so ohnmächtig gegen den eisernen Willen Roms? Wenn man die Weltgeschichte im Ganzen, d. h. wie ich in meinen Vorlesungen hinlänglich gezeigt habe, aus religiösen Gesichtspuncten betrachtet, so erscheint Rom in aller seiner Größe und mit seinem eisernen Willen nur als eine nothwendige und natürliche Krankheit des Geschlechtes. Ich will von der Geschichte nicht die Kunst lernen, wie man ein zweytes Rom, oder irgend ein abgesondertes, auf Kosten der übrigen Völker der Erde blühendes, Reich macht, welches, eben weil es auf Kosten der andern errichtet ist, nothwendig im Laufe der Zeiten wieder dahin sinken muß; sondern ich will von der Geschichte lernen, wie das doppelte Verlangen in meinem Herzen nach der Freyheit, um meinetwillen, und nach dem Gesetz, um der Übrigen willen, befriedigt werden könne. Dieses doppelte und gottmenschliche Verlangen ist unter allen Umständen der Welt das einzige wahre und untrügliche, weil es der Kern aller Religion, aller Vaterlandsliebe und des ganzen irdischen Lebens überhaupt ist.

Aus dem Standpuncte dieses Verlangens erscheinen Rom und alle Weltherrschaften als bloße Krankheiten des Geschlechtes. Allerdings will ich nun sehen, welche Symptome eine solche Krankheit hat, wie sie um sich greift, wie sie das Geschlecht zerrüttet; und dazu ist Montesquieu der erste und tüchtigste Führer. Aber welches ist die gesunde, richtige Form der Menschheit und des Staates? und wie artet sie aus in jene Krankheit? das ist eine noch größere Frage. Darüber schweigt Montesquieu; und das nenne ich seine Irreligiosität. Hier, wo das Allerheiligste der Politik angeht, endigt sein politisches Raisonnement; und wie das eigentliche Rom, ich meine, wie das Römische an Rom, durch das Christenthum und durch nichts anderes gesunken, d. h. wie die Krankheit durch die bloße Kraft der Gesundheit überwunden worden sey, davon ist bey ihm unter den causes de la décadence durchaus nicht die Rede.

Durch den äußeren Ruhm solcher Werke wie der esprit des loix muß man sich nicht blenden lassen über die innere Mangelhaftigkeit ihrer Natur. Alle Eigenschaften, die erforderlich waren, dem achtzehnten Jahrhundert zu imponiren, hatte Montesquieu; auch hatte er alle, um das neunzehnte zu belehren: aber befriedigen kann er uns nicht mehr. Von dem, was wir „Geist der Gesetze" nennen, handelt das berühmte Buch gar nicht: für uns ist es ein Repertorium der Staatengeschichte, voll sinnreicher Einfälle und gründlicher historischer Kritik; über den Bau der Staaten aber, und ihr Leben, ist so wenig daraus zu lernen, wie aus Bayle's Werke.

Das, worauf Montesquieu einen so hohen Werth legt, die mechanische Theilung der Gewalten, die künstliche Beschränkung der Souveränetät um der Freyheit willen, ist, nach unsern Erfahrungen, völlig unpractisch, eine Curiosität, eine Antiquität; und diese politische Quacksalberey steht den Versuchen des Theophrastus Paracelsus, in seinen chemischen Retorten und Flaschen, Menschen zu machen, viel näher als man glaubt. Daß in England eine solche Theilung der Gewalten Statt finde, ist nicht wahr: diesen albernen Gedanken haben Stubengelehrte, und späterhin, in ihre Fußstarfen tretend, der große Haufe der brittischen Verfassung untergelegt. Die Macht ist nicht getheilt, sondern die uralten Gegensätze in der bürgerlichen Gesellschaft, aus deren Wechselwirkung alle wahre und einfache Macht erst entspringt, sind in England geschont, geheiligt, und bekräftigt durch Zeit und treues Beharren der Nation: das heißt brittische Verfassung, und verdient allein Verfassung zu heißen an allen Orten und in allen Ländern der Welt.

Jene politischen Vorurtheile, welche Montesquieu bewußt-

und absichtslos durch seinen Nahmen gewisser Maßen geheiligt hat, sind, nachdem sie das gehörige Unheil in der Welt angerichtet haben, jetzt schon veraltet: es sind junge Greise. — Die Staatswissenschaften sind über diese Periode des Übermuthes schon hinweg, und nachdem die ganze Verfassungskunst banqueroll geworden, kehren wir allmählig in die Bahn der Natur zu den ewigen Theilungen zurück, welche sie eingerichtet hat, um der Menschheit Einheit, Freyheit und Frieden zu bringen.

Erzherzog Carl und seine Grenadiers bey Stockach.

Die Schlacht bey Stockach (25. März 1799) war für den ganzen Feldzug in Deutschland entscheidend. Den Franzosen hätte ihr Gewinn nicht nur die größten Vortheile an der Donau verschafft, sondern auch zu ihren Gunsten die Wirkungen auf den Feldzug in Italien ausgedehnt. Der feindliche Plan war kühn, und gelang er, für das österreichische Heer verderblich. — „Während Massena zu einem gleichzeitigen „Angriff aus der Schweiz gegen Tyrol und Vorarlberg und „Scherer von Verona gegen Trient und Botzen herauf, ein„geladen wurden, wollte Jourdan durch Scheinangriffe den „linken Flügel beschäftigen, sich mit dem Gros seines Heeres „auf den rechten werfen, zugleich aber eine Abtheilung gegen „Möskirch detaschiren, und so die Strasse von Pfullendorf „gewinnen, um sowohl der Stellung in den Rücken zu kom„men, der Artillerie-Reserve und Bagage sich zu bemächtigen, „als auch im glücklichen Falle die kaiserliche Armee zum Rück„zug längs dem Bodensee zu zwingen, und ihr so alle bisher „errungenen Vortheile mit Wucher zu entreißen." *) Diesen mit so viel Scharfsinn entworfenen Plan suchte auch der Feind mit der größten Anstrengung auszuführen, und vom frühen Morgen bis um 2 Uhr Nachmittags versprach alles den Franzosen den Sieg. Es waren nicht allein mehrere Divisionen des österreichischen rechten Flügels schon weit zurückgedrängt, sondern der feindliche General St. Cyr hatte auch Möskirch bereits besetzt, und bedrohte von hieraus den Rücken der kaiserlichen Armee.

Die weisen Gegenanstalten des Österreichischen Feldherrn hielten den Feind mitten in seinem Siege auf. Auf die erste Nachricht, welche große Gefahr seinem rechten Flügel drohe, war der Erzherzog mit einer Verstärkung dahin geeilt. Schon die Gegenwart des geliebten Prinzen entflammte die Truppen zur höchsten Tapferkeit, die Fürsten Fürstenberg und Anhalt Bernburg stürzten an der Spitze ihrer Truppen, das feindliche Geschütz streckte ganze Reihen nieder, doch nichts konnte den Muth der Truppen erschüttern, und einige vom Feinde errungene Vortheile wurden diesem nach dem hartnäckigsten Kampf wieder entrissen. Das Schicksal des Tages hing indeß von dem Angriff ab, den der Feind von Liptingen gegen den rechten Flügel unternahm. Überzeugt, daß dieser der wichtigste Moment des Tages sey, stellte sich der Erzherzog an die Spitze der beyden Grenadier-Bataillons Bojakovsky und Degethof **) um sie gegen den Feind zu führen. „Erinnert euch, rief er ihnen zu, daß ihr österreichische Grenadiers seyd; hier gilt es Ehre und Vaterland, wir müssen siegen oder sterben." Doch die braven Krieger fühlten, wie theuer das Leben ihres geliebten Anführers dem Heere, ihrem Kaiser und dem Vaterlande sey. „Zurück Eure königliche Hoheit, das ist nicht ihr Platz," riefen Einige, welche dem Erzherzog die nächsten waren. Zurück scholl es die ganze Linie hinab. Einige alte Grenadiers traten hervor. „Wir haben keinen Muth, sagten sie, solange wir Ihr Leben in Gefahr sehen; verlassen Sie sich auf uns, wir sind ja Ihre Grenadiers; ja — wir werden siegen oder sterben." Thränen rollten den Helden dabey über die Wangen. Der Erzherzog, tief gerührt über diesen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit an seine Person, ritt zurück. Die Braven hielten Wort, ihr Muth, mit dem sie mit gefälltem Bajonette den Angriff des Feindes zurückwiesen, und ein zu derselben Zeit unternommener Angriff der zwey Cürassier-Regimenter Nassau und Mack *) entschieden das Schicksal dieses blutigen Tages zum Vortheil des Kaisers, zum Ruhme Carls von Österreich, vor dem der Sieger von Wattigny und Fleurus zum zweyten Mahl schnell über den Rhein zurück wich.

J. W. Ridler.

(Die Fortsetzung dieser Anecdoten folgt.)

*) Siehe die österreichische militärische Zeitschrift, 1. H. S. 10. Ihre Fortsetzung ist der Wunsch aller braven Krieger im österreichischen Heere, und aller Freunde der Geschichte.

**) Das Bataillon Bojakowsky war zusammengesetzt aus den Grenadier-Divisionen der Regimenter Kaiser, Manfredini (jetzt Würtemberg) und Carl Schröder; das Bataillon Degethof aus den Grenadier-Divisionen der Regimenter Kaunitz, Olivier Wallis (vorher Loudon, jetzt Lindenau) und Lacy (jetzt Coburg.)

Don Carlos, und die Prinzessinn Eboli.

In dem Schlosse Buitrago, dem Herzog von Pastrana, einem Nachkömmlinge des Prinzen von Eboli zugehörig, dessen Gemahlinn, die Geliebte König Philipps II., so wie der Sohn dieses Königes, Don Carlos, durch Schillers dramatisches Meisterstück für uns so anziehend geworden ist, befanden sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts drey interessante Gemählde, von welchen eine geistreiche Reisende folgende Beschreibung macht:

Das erste war das Porträt der Prinzessinn Eboli, von einem trefflichen Meister. Sie ist in Lebensgröße dargestellt, in einem Pavillon sitzend, der an einigen Baumzweigen befestigt ist. Sie scheint so eben vom Schlafe aufzustehen; ein leichtes Gewand umschlingt sie, das einen Theil ihres Körpers unverhüllt läßt. War sie so schön, als das Porträt sie darstellt, und ihre Züge so regelmäßig; so war sie auch allerdings das reitzendste Weib.

Ihre Augen sind lebhaft und geistvoll; sie scheint mit dem Seher sprechen zu wollen. Busen, Arme und Schenkel sind nackt: die Haare wallen auf ihren Busen herab. Allenthalben sind Amoretten beschäftigt, sie zu bedienen. Einige halten ihren Fuß, um ihr die Pantoffel anzuziehen; andre flechten Blumen in ihre Haare; noch andere halten ihr den Spiegel vor. Einige schärfen in der Ferne ihre Pfeile; indeß andre ihren Köcher füllen, und ihre Bogen spannen. Ein Faun beschaut sie durch die Zweige. Sie zeigt ihm einen kleinen Kupido, der

*) Jetzt Sommariva und Moritz Liechtenstein.

ſich auf ihre Knie ſtützt, und der furchtſam weint; die Prinzeſſinn ſcheint darüber zu lächeln.

In dem zweyten großen Gemählde ſieht man ſie im Gefolge der Königinn Eliſabeth, bey dem Einzuge aus Frankreich nach Spanien. Die Königinn hielt ihn nach damahliger Sitte zu Pferde. Hier war die Prinzeſſinn von der liebenswürdigen Eliſabeth in Schatten geſtellt. Das Gewand der Königinn iſt von blauem Atlas. Der König Philipp II. ſieht ſie von einem Balkon vorüberziehen. Sein Gewand iſt ſchwarz, und mit dem goldnen Vließ-Orden geziert. Die Haare roth und weiß. Ein langes, hagres, runzliches, häßliches Geſicht.

Der Infant Don Carlos begleitet die Königinn. Er iſt ſehr weiß, ein ſchöner Kopf, blaue Augen, blonde Haare. Er betrachtet die Königinn mit ſo zarter Rührung, daß es ſcheint, der Mahler ſey in das tiefe Geheimniß ſeines Herzens gedrungen, und wollte dieſes darſtellen. Sein Gewand iſt weiß, mit Juwelen geſtickt; er iſt in einem aufgeſchnittenen Wams abgebildet, mit einem einfach geſtülpten Hute, mit weißen Schwungfedern.

In dem dritten Gemählde iſt Don Carlos ſterbend abgebildet. Er ſitzt in einem Lehnſtuhle; ſein Arm ruht auf einem Tiſche vor ihm, und ſein Kopf auf der Hand; in dieſer hält er eine Feder, als ob er ſchreiben wollte. Vor ihm ſteht eine Vaſe mit dem Reſte eines braunen Safts, der Gift zu ſeyn ſchien. In der Ferne ſieht man das Bad zubereiten, in dem er ſterben ſollte. Der Ausdruck der Gemüthsbewegung in dieſer furchtbaren Situation iſt im Gemählde mit hoher Kunſt dargeſtellt.

Erasmus, Bekämpfer des Geſpenſter-Glaubens.

Wenn es eine traurige Erſcheinung iſt, im neunzehnten Jahrhunderte öffentliche Vertheidiger des Geſpenſterglaubens auftreten zu ſehen, ſo iſt es eine deſto erfreulichere, in der Gallerie der Zierden der Vorzeit einem Manne zu begegnen, der ſchon vor 300 Jahren, auch hierin, wie in vielem andern, ſeinem Zeitalter voreilend, dem Glauben an Geſpenſter entgegenarbeitete, und auf eben dem Wege, den ein würdiger Schriftſteller unſrer Zeit*) mit Glück betreten hat, — durch Darſtellung des natürlichen Zuſammenhanges der vermeinten Wundergeſchichten, — ſeinen Zweck zu erreichen ſuchte. Erasmus, der durch den Umgang mit den Geiſtern des alten Griechenlands und Latiums ſeinen Blick in die Natur der Dinge geſchärft hatte, läßt**) zwey Freunde ſich über eine Geiſtererſcheinung unterhalten, womit luſtige Köpfe einen Prieſter Faunus geneckt hatten, und legt ihnen am Ende ihres Geſpräches, als Nutzanwendung, folgende ſehr vernünftige Theorie der Geiſterkunde in den Mund: Th. Antehac non soleo multum tribuere fabulis, quae vulgo feruntur de spectris, sed posthac multo minus tribuam: suspicor enim ab hominibus credulis, et Fauni similibus, multa pro veris prodita litteris, quae simili artificio sunt adsimulata. Ans. Ego pleraque hujus generis esse credo.

*) Wagner in ſ. Buche: „Die Geſpenſter."

**) In ſ. Colloq. p. 356. sqq.

Ludwig XIV. über die deutſche Kaiſerwürde.

Wie man von Seiten Frankreichs die Würde und Hoheit eines römiſchen Kaiſers in Deutſchland von jeher anſah, erhellt aus der Inſtruction, die Ludwig XIV. darüber ſeinem Sohne gab.*)

„Damit man dir nicht etwa manchmahl," ſagt er, „mit den ſchönen Nahmen Römiſches Reich, Kaiſer, Kaiſerliche Majeſtät u. ſ. w. imponiren möchte, fühl' ich mich verpflichtet, dir zu bemerken, wie ſehr die Kaiſer heutiges Tages weit von jener Hoheit entfernt ſind, mit deren Titel ſie prangen."

„Als dieſe Titel auf unſer (?) Haus kamen, herrſchte es zu gleicher Zeit noch über Frankreich, die Niederlande, Italien, Deutſchland, und über den beſten Theil von Spanien. — Die blutigen Niederlagen mehrerer Völker des Norden und Süden trugen den Schrecken des franzöſiſchen Nahmens über die ganze Erde, Carl dem Großen endlich, der in ganz Europa, ja in der ganzen Welt keinen König ſah, der mit ihm zu vergleichen geweſen wäre, ſchien der Königstitel entweder nicht für ihn, oder nicht für die andern geeignet. Er war zu ſeiner Stufe von Macht nicht etwa durch die Wahl irgend eines Fürſten emporgeſtiegen, ſondern durch eigne Tapferkeit und Siege, welche als Wahl und Stimme des Himmels ſelbſt anzuſehn ſind, wenn er beſchloſſen hat, andre Mächte einer einzigen zu unterwerfen."

„Als wäre nun durch ihn das alte römiſche Kaiſerreich in unſern Climaten wieder auferſtanden, ſchien der größte aller Nahmen, der noch im Gedächtniſſe der Menſchen lebte, der einzig Schickliche, die außerordentliche Höhe Carls des Großen zu bezeichnen. Und ob er gleich, Kraft dieſer Höhe, die er durch Gott und ſeinen Degen errungen hatte, Recht hatte, einen Titel, wie es ihm beliebte, anzunehmen, ſchätzte ſich doch der Papſt, der ihm nebſt der ganzen Kirche viel Verpflichtungen ſchuldig war, ſehr glücklich, alles, was er konnte, zum Glanze dieſes Mannes beyzutragen, und in ihm die kaiſerliche Würde durch eine feyerliche Krönung, wie die Salbung war, noch authentiſcher zu machen.

„Allein dieſe Hoheit Carls, welche den Kaiſertitel ſo wohl begründete, oder noch einen prächtigern, wenn man ihn hätte erſinnen können, war von kurzer Dauer; ward erſt durch Theilungen des Reichs, dann durch die Schwäche ſeiner Nachfolger, beſonders derer jenſeits des Rheins, vermindert. Denn Reiche, mein Sohn, müſſen durch eben die Mittel, womit ſie gewonnen wurden, erhalten werden, nähmlich durch Tapferkeit, Wachſamkeit und Thätigkeit."

„Die Deutſchen, indem ſie die Prinzen unſers Geblüts ausſchloſſen, bemächtigten ſich auch ſogleich jenes Titels, und machten die Kaiſerwürde, die urſprünglich erblich war, wählbar. — Du wirſt folglich aus dem allen einſehn, daß die heutigen Kaiſer mit den alten Römiſchen nicht zu vergleichen ſind. Man kann ſie jetzt für nichts anders anſehn, als für Oberhäupter oder General-Capitäns einer deutſchen Republik, die aber weder groß, noch mächtig genug iſt, daß ſie auf irgend eine Superiorität über benachbarte Nationen Anſpruch machen dürfte. Des Kaiſers wichtigſte Entſchlüſſe werden erſt den Deliberationen der Reichsſtände unterworfen, man legt ihm bey

*) Oeuvres de Louis XIV.

der Wahl Conditionen auf, wie man will. Er hat in seiner Eigenschaft als Kaiser, sehr geringes Einkommen, und besäße er nicht für sich noch Erbstaaten, er wäre dahin gebracht, daß er im ganzen Reiche keine Wohnstatt hätte, als die einzige Stadt Bamberg, die der dortige Bischof, ihr Souverän, ihm abtreten müßte."

„Wirklich haben mehrere Prinzen, die zur Kaiserwürde hätten gelangen können, sie gar nicht gewollt, weil sie sie mehr lästig als ehrenvoll fanden. Noch zu meiner Zeit wäre der Kurfürst von Bayern Kaiser geworden, wenn er, wie er das Recht hatte, sich selbst die Stimme in der Wahl gegeben, und sie zu jenen gefügt hätte, deren ich mich schon für ihn versichert hatte, und die ich ihm in dem Collegium der Kurfürsten gab."

„Ich sehe also nicht ein, aus welchem Grunde Könige von Frankreich — Erbkönige, die sich rühmen können, daß heutiges Tages in der ganzen Welt, ohne Ausnahme, ihr Haus das beste, ihre Macht die größte, ihre Autorität die absoluteste ist — jenen Wahlprinzen nachstehen sollten? —"

„Meine kleinen Mißhelligkeiten mit dem deutschen Kaiser bewogen mich noch mehr, alles zu thun, um seinen Einfluß auf Deutschland, oder vielmehr den des Hauses Österreich zu verringern, welchen es sich seit zwey Jahrhunderten zu verschaffen gewußt hatte. Sobald ich mich noch genauer über die Stimmung der Gemüther unterrichtet hatte, zog ich durch Negociation von einigen Monathen den Churfürst von Trier auf meine Seite. Er trat in den rheinischen Bund (l'alliance ou ligue du Rhin), das heißt, in einen sehr mächtigen Verein, den ich mitten im deutschen Reiche gebildet hatte, unter dem Vorwand, den Münsterschen Friedensschluß und die Ruhe Deutschlands zu handhaben."

Mannigfaltigkeiten.

1.

Carus behauptet: „Wohl befördert keine Kunst die Sinnlichkeit mehr, als die Musik, so daß durch sie eine Menge Ausschweifungen, vorzüglich im Geschmackssinne bewirkt werden. Die Beyspiele von großen, den Prunk liebenden und im Essen unmäßigen Tonkünstlern, wie Händel, Jomelli, Gluck, Bach, Benda — erweisen dieses."

Sollten die genannten Tonkünstler auch wirklich alle mächtige Esser gewesen seyn, was bewiese dieß für den aufgestellten Satz? Wie sollten Töne einen so großen Einfluß auf den Sitz des Hungers, den Magen und die kleinen Gedärme, haben? Wie sollten sie das Wiedereinschlürfen (Resorbtion) des Magens vermehren, oder den ätzenden Reitz des Magensafts verstärken können?

2.

Das Kamehl ist eines der nützlichsten Thiere. Seine Kraft im Lastragen, seine Ausdauer, seine Behendigkeit sind höchst schätzbare Eigenschaften. In seinen Haaren haben wir einen sehr brauchbaren Stoff zu allerley Zeug; seine Milch ist ein gutes Getränke und sein Fleisch keine schlechte Speise. Dabey ist seine Unterhaltung äußerst wohlfeil, indem es sich von Disteln, Brennesseln und allerley Baumlaub nährt, Zimmermann und andere neuere Schriftsteller haben daher die Nachzucht dieser Thierart und deren Verpflanzung durch ganz Europa dringend empfohlen.

Diesen Gedanken hatte — was, meines Wissens, noch nirgends bemerkt worden ist, — schon Kaiser Friedrich II. in den Jahren 1239 und 40. Und Friedrich ließ es nicht beym bloßen Gedanken bewenden: er führte ihn auch aus. Auf seinen Gütern in Luceria (in Sicilien) hatte er acht dieser Thiere, in Malta hegte er andere, einzig zur Fortpflanzung bestimmt, und wahrscheinlich hatte er sonst noch dergleichen Kamehl-Vermehrungs-Anstalten getroffen.

3.

Von Klopstocks Aufenthalt in Carlsruhe ist beynahe nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Es stehe daher eine kleine Nachricht davon hier: vielleicht veranlaßt sie mehrere Beyträge.

Klopstock kam im Sept. 1774 dahin; Unterhaltung, oder eigentlich Aufheiterung des Markgrafen war seine Bestimmung. Fast jeden Nachmittag besuchte er den öffentlichen Büchersaal, und unterhielt sich daselbst mit dem Rector Sachs, dem Prof. Böckmann, dem Prinzen-Lehrer Ring, witzjägerischen Angedenkens, und andern Gelehrten und Ungelehrten.

Kl. war ein außerordentlicher Liebhaber von Trauben. Dieß führte seine Bekannten in Carlsruhe auf einen artigen Gedanken. Sie bekränzten ein Mahl, während er schlief, sein ganzes Bett und dessen Vorhänge mit den auserlesensten Früchten des Weinbergs. Als Kl. erwachte und sich von diesen so willkommenen Einladungen umringt sah, glaubte er sich, auf das angenehmste überrascht, in die Fülle alles Süßen versetzt.

Sein Weggehen von Carlsruhe, das unerwartet bald erfolgte, ist kein unbedeutendes Zeugniß von seiner Sinnes- und Handlungsart. Als ihm eine gewisse Hintansetzung angekündigt wurde, äußerte er nichts, sondern sagte bloß zu seinem Bedienten: gleich Extrapost bestellt! Er hielt auch Wort und ging, ungeachtet er den Verlust des ihm vom Markgrafen ausgesetzten Gehalts zu befürchten hatte.

Volksgesang und Volksgeist.

Wo man in ein gesangloses Land kommt, scheint die Freude erstorben. Das emsige Getriebe des Lebens zehrt das Leben auf. In seinen rauschenden Mühlen verstummt das Bedürfniß eines empfindenden Herzens.

In Preußen sitzt der steife Soldat in der Wirthsstube, schmaucht und gurgelt sein halb rohes, halb moralisches Lied aus heiserer Kehle. Der Gevattersmann stimmt mit ein, und ein trockener Disput endigt die Scene, wenn sie nicht mit Betrunkenheit aufhört.

Am Main, am Neckar, am herrlichen Rheinstrome, sitzen des Abends die Bäuerinnen vor der Thür, oder sie gehen schaarweise. Ihre Lieder sind fröhlich, gefühlvoll, oder voll treuherzigen Muthwillens. Wie man ins südlichere Deutschland kommt, verändern sie ihren Charakter. Sie werden lustiger, witziger, sinnlicher, aber selten haben sie den Hauch lieblicher Schönheit, welcher dort oft unübertrefflich zart über sie verbreitet ist.

Der Älpler in den Hochthälern ſingt ſein einſames ſinniges Lied, und die Felſen ſchallen davon wieder. In den fruchtbaren Niederungen der Schweiz und Tyrols, pfeift der Ackermann luſtig hinter dem Pfluge, und der Knabe erwartet mit gellender Stimme den Vater, daß er zum Eſſen komme, das er ihm hinaus in die Ernte gebracht hat.

Wie man von den Bergen herab in die lombardiſchen Ebenen kommt, wird das Leben offener und geſelliger, der Geſang häufiger, die Kehlen reiner und voller. In den heißen Nächten, unter dem blinkenden Himmel, ſind in den Dörfern und kleinen Städtchen Männer und Weiber um eine Mandoline verſammelt; man hört dem anmuthigen Klimpern zu, manchmahl begleitet ſie eine Stimme, manchmahl übernimmt auch ein Improviſator die Unterhaltung und läßt ſeltſame Abenteuer in einem gleich ſeltſamen Vortrage bewundern.

Das ſüdliche Italien wird immer reicher an Luſt und Geſängen. Die ſchwellende Fülle der Natur ruft laut auf, ſie freudig zu genießen. In den Städten ziehen des Abends Banden durch die Straßen; der Guitarre, der Violine, den Duetten oder Terzetten folgt das neugierige Volk. Auf dem Lande oder bey den Ärmern raſſelt und ſchnurrt ohne Ausnahme das Tamburin, und das eintönige Ritornell kreiſcht wechſelnd dazwiſchen.

Manche ſehen über die Bedeutung dieſer verſchiedenen Weiſen ſchnell weg. Sie fühlen nicht, daß das Innere ſich das Äußere geſtalte. Sie ahnen nicht, daß der Einzelne wie das Volk etwas Unausſprechliches in ſich trägt, dem er auf mannigfaltige Art Luft zu machen ſucht, das er ſpät gezwungen gegen ein dumpfes Daſeyn freylich hingibt, aber mit ihm auch das Erſte, das Eigenſte, was aus ſeinem Gemüthe quillt.

Der Volksgeſang iſt nicht ein Spiel, mit dem müßige Menſchen tändeln; die Rede, der treueſte Ausdruck des Gefühls, nicht eine willkührliche Angewöhnung. Wie der Menſch iſt, ſo wirkt er; wie er wirkt, ſo fühlt er; und wäre es einerley, ob er trübſinnig und ſtumpf ein gebeugtes Leben hinſchleppe oder heiter aufblicke, ſich in der ſchönen Welt gefalle, ſie mit Güte, mit Wohlwollen, mit Liebe genießt?

Die das Volk nicht kennen, die nie den Trieb gehabt haben, es in ſeinem Weſen, ſeiner verſteckten, aber meiſt uralten Denkweiſe zu belauſchen, reden davon, daß ſie es bilden, indem ſie ihm einige flächliche anſcheinende Begriffe aufdrücken. Sie kennen, ſie fühlen nur ihr engherziges Bedürfniß, und wähnen, das ſey der volle Ausdruck der Menſchheit.

Wenn man in mehrern Gegenden Deutſchlands Gelegenheit gehabt hat, das Volk zu ſehen, muß man erſtaunen, welche große Verſchiedenheit der Menſchen ſich unter ihm findet, mehr als unter irgend einem der bekanntern Europäiſchen. Es wäre nicht ſchwer, dieſe Wahrheit mit hiſtoriſchen Gründen zu begleiten. Was den Menſchen ſeine Fähigkeiten entwickeln, oder ſie verlieren und äußern Dingen nachſtreben, und alſo folgen macht, iſt nicht ſchwer zu unterſcheiden.

Sonderbar iſt aber, daß das mit dem Willen, mit der Neigung der ausgezeichnetern Geiſter, wenigſtens der That nach, einen ſtarken Contraſt macht. Wie viele können von dieſen das Fremdartige einer edeln, aber ihnen entgegengeſetzten Natur ertragen? Umgeben ſie ſich nicht lieber mit Knechten aller Art, als daß ſie eines freyen Menſchen Sinn und Blick neben ſich ſähen? Möchten ſie nicht jedem geſunden Gottesbaume, freylich als wohlthätige und gleichfalls zur Seelenbildung abzweckende Operation, das Herz gern ausreißen, damit er nicht auf ſeine Art mächtig in die Lüfte ſchöſſe, ſondern in ihren Gärtchen, an ihren Heckchen ſich untergeordnet verzweigte, und fortan als wohlgezogenes Spaliergewächs ein methodiſch-verkrüppeltes Leben führte!

Wie anders hat darüber vormahls Leſſing gedacht, der gern jedes Roß ſpornen, keines vor ſeinen Wagen ſpannen wollte! Wie anders denkt jetzt in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben, Goethe! Jene wollen in der Wirkung geſehen ſeyn, er tritt gern in der Wirkung ungeſehen zurück! Jene glauben etwas zu leiſten, wenn ſie von den Geſinnungen der Menge ſich ſchneidend ſondern, er nähert ſich ihr im Unbedeutenden, und indem er fühlt; daß man ſich zu dem herablaſſen müſſe, was man zu ſich hinaufbewegen will, und daß der Menſch gern das Gute ergreife, das man ihm mit Wohlwollen und Langmuth darbiethet, ſtimmt er ſie im Bedeutenden nach dem Beſſern, nach dem Einfachen, Wahren.

Gewiß ſoll hier der Gedanke nicht ausgeſprochen ſeyn, daß Erziehung, Bildung dem Menſchen überhaupt entbehrlich wäre. Wenn nicht vorſchauende Liebe in der Jugend, dann eigene Vernunft erzieht, der gewinnt an dem Zufalle einen drückenden, beſchwerlichen Meiſter. Aber wenn man gut erziehen will, muß man frey betrachten können. Man muß im Stande ſeyn, die beſondern Fähigkeiten, welche die Natur jedem auf eine andere Weiſe anvertraut, zu unterſcheiden und in ihrem Zuſammenhange zu faſſen. Man muß überzeugt ſeyn, daß das Höchſte, deſſen kein mit Vernunft begabtes Weſen ohne ſich irre und unglücklich zu fühlen entrathen kann, auf tauſend Weiſen erfaßt werde, und dann erſt wahrhaft gefühlt, wenn es auf die rechte anpaſſende Art dargebothen und begriffen wird, denn der Schwung des Geiſtes macht den Fanatiker nicht; das macht ihn, daß er in ſeinem Schwunge alle mit Gewalt und gegen freyen Sinn mitreißen möchte.

In wie vieler Kinder Weſen ſchrauben ſich nicht Ältern und Erzieher ein; wie viele Männer reißen nicht ſtärkere, obwohl an ſich ſchwache Geiſter auf immer aus ihrer Bahn; Nationen zeigt uns die Geſchichte auf, welche in ſolchem Maße ſich ſelbſt verloren hatten, daß in Jahrhunderten kein Geiſt ihrer Eigenthümlichkeit einen Ausdruck verleihen konnte.

Diderot, unter der Reihe der Franzoſen, die man Begeiſterte von und für den Humor nennen könnte — der Gutmüthigſte und Einſichtsvollſte, ſagt, die Menſchen ſeyen wie vergriffene Scheidemünzen, an denen das Gepräge unſichtbar geworden. Dieſe Bemerkung iſt theilweiſe wahr, und übertrieben. Überhaupt war es ein ſonderbarer Gang, den dieſe Männer nahmen, welche die Revolution vorbereiteten, indem ſie den ſchon herrſchenden Geſinnungen durch die Kraft ihres gewandten Verſtandes Umfang und Beſtätigung gaben. Sie ſahen auf den Theil der Nation, welcher, von der Natur entfremdet, ſeine Vorurtheile mit ſeiner Selbſtſucht verband. Wo dieſes letztere eingetreten, iſt fortan alle Hülfe vergebens. Dahin zu ſehen, wo in ſtillem Kreiſe der Menſch ſich traulich an den Menſchen anſchließt, wo die Tugend nie ausſtirbt, und das Herz nie ein Fremdling wird, war ihr Auge nicht einfältig genug, und ihr Geſchmack zu verwöhnt.

Im Schwalle der Hauptstädte soll man da den Menschen suchen? Da, wo sie, um es aufs mildeste zu sagen, aus Nacht Tag machen, und aus der Lüge Wahrheit? Diese, weit entfernt den Charakter eines Volkes zu zeigen, zeigen, wodurch ein Volk untergehen kann.

Anderswo liegt seine unverwüstliche Kraft und Jugend. Als die Barbaren Italien überschwemmten, und ein welkes Geschlecht beynahe ausrotteten, hielten nicht die Städte-Bewohner den Umsturz der alten Gebräuche und Gewohnheiten der, wo sie noch vorhanden war, unstreitig bessern Sitte auf; sie vermischten sich mit den Überwindern, und lehrten diese ihre weichliche Feigheit meist so schnell, daß neu-eindrechende ungeschwächte Horden auch sie bald wieder zu Boden traten. Jetzt noch sieht man dagegen unter dem Landvolke mit Freuden Züge der von den Vätern seit Jahrtausenden eingepflanzten Gewohnheiten.

Einige werden meinen, daß dieses als ein Lob des Landlebens anzusehen sey, und behaupten, daß dieses doch der Erweiterung des menschlichen Geistes, den Künsten und Wissenschaften Eintrag thue. Wenn man sich unter dem Landleben den Zwang vorstellt, welchen verzogene Städtler erleiden, die nun plötzlich in läppischen, erkünstelten Empfindungen sich überaus natürlich zu geberden denken, so wäre freylich besser, dieser Unsinn hätte nie existirt. Übrigens bleibt es eine große Frage, welche Art zu leben dem Menschen am angemessensten sey, und ob zu wahrer Kunst und Wissenschaft zu gelangen, nicht zu dem, was etwa die Neugierde beyden ablernen kann, ein gesammeltes oder zerstreutes Leben am meisten passe. Freylich ist es außer Hauptstädten schwer, viele Maschinen zusammen zu schleppen, um damit die Natur zu ergründen, viele Bücher zusammen zu bringen, um das Gesagte noch ein Mahl zu sagen, und die Leiber vieler Geister auf einen Punct zu concentriren, damit durch ihre Reibung ein edler Wetteifer entstehe. Dafür wird, wer in der Ruhe seinen Geist ordnet, nie jener seichten Oberflächlichkeit erliegen, die vor lauter Sehen und Hören nicht betrachtet noch vernimmt, und der Wissenschaft über ihren auf einander gethürmten Mitteln vergißt.

Das alte Rom in den Zeiten der ernsten Tugend, wenn es von menschlichen Dingen weniger unterrichtet war, war es um so mehr von göttlichen; und die Wissenschaft von der Vaterlandsliebe, der Sitteneinfalt, und ausdauernder Kraft in Thaten, wurde seinen noch zarten Bürgern mit der Muttermilch eingeflößt. Athen aber blühte an gerechterm Heldengeiste, an Kunst und Wissenschaft vor allen übrigen Städten der Mit- und Nachwelt.

Doch wäre es die Frage, ob die innere Gliederung des bürgerlichen Vereins in beyden, ob das häusliche Wesen und Betragen in jenen glänzenden Hauptstädten der alten Welt nicht eher mit den Gebräuchen, wie wir sie bey uns auf dem Lande oder in kleinern Städten finden, übereinstimmend gewesen, als mit der Kette von Mißbräuchen, welche den Ton der großen ausmachen.

Mögen andere Völker daran zweifeln; der Deutsche, wenn er nicht die nächste Vergangenheit oder die noch eben schwach wirkende Gegenwart aus den Augen verliert, kann es nicht! Unsere Universitäten, die ächtesten, die deutschesten Anstalten, welche in den spätern Zeiten unser Volk besessen, waren alle in kleinen Städten gegründet. Und was ist aus unsern Universitäten nicht hervorgegangen!

Die messen ihren Werth schlecht, welche die vortrefflichen Schriften zum Maßstabe nehmen, welche sie allerdings auch erzeugt haben! Und die sind vollends lächerlich, welche sich einbilden, ein Jüngling, der in seinem sechszehnten Jahre in sie aufgenommen worden, müsse sie in seinem zwanzigsten nun mit Weisheit und Wahrheit vollkommen bewaffnet und beschildert verlassen.

Der Mensch kann in keinem Alter der ununterbrochenen Lehre der Welt und des Lebens entbehren, und wenn man in jungen Leuten den Schwindel bedauern muß, mit dem sie zuweilen sich allzubedeutend dünken, und mit ihrer Wirkung dem Zeitalter einen lebhaften Stoß zu versetzen gedenken, was soll man zu dem erfahrenen Alter sagen, welches wähnt, das Schicksal habe mit seiner Geburt das Thor aller Erfindungen geschlossen, und einen Riegel vor alles Vordringen des menschlichen Geistes geschoben!

Wären unsere Universitäten nichts gewesen, als eine vorübergehende Rettung aus dem armseligen Drange des bürgerlichen stockenden Lebens, wer wollte einem Jünglinge nicht diesen flüchtigen Athem von freyer Lebensluft gönnen!

Sie waren aber weit mehr! Für den befestigten Mann ist es eine Schande, wenn er eines Sporns in seiner nächsten Umgebung bedarf, ohne welchen er träge wird. Er muß es gelernt haben, daß die Nähe sich nicht auf den Raum beschränkt, und daß es eine Verbindung in der Zeit und im Geiste gibt, welche viel inniger und befeuernder als jede augenblickliche ist. In jugendlichen Jahren aber ist dieser Reiz eines gegenwärtigen Mitwirkens unentbehrlich. In diesem Alter der Biegsamkeit und Empfänglichkeit ist die Hauptsache, daß das innere Feuer genährt, die Seele beflügelt, der Geist auf edle Gegenstände gelenkt, die Einbildungskraft durch die vielfältigsten Anklänge schöpferisch gemacht werde! Das geschah; wer es angesehen, wer es mitempfunden hat, wird sein ganzes Leben hindurch eine freudige Erinnerung davon behalten!

Ehe noch die Universitäten in einen engen Kreis beschränkt wurden, lernte man auch verschiedenartiges Wesen auf ihnen kennen; man gewöhnte sich manche kleinliche Unart ab, man gab unwillkührlich den ängstlichen, gebundenen Sinn auf, der dem ärmern Deutschen besonders anhängt, und nahm eine frischere Haltung an; man sammelte sich in Kurzem einen Schatz von Beobachtung und Menschenkenntniß, den sonst nur kostspielige und weite Reisen erwerben konnten.

Außerdem lernte man durch die den jungen Mitbürgern gelassene, trotz ihrer Ausartungen so unschätzbare Freyheit sich wacker betragen, dem Andern besonnen begegnen, selbst denken und handeln; zu geschweigen der schönen Beyspiele von Freundschaft und Aufopferung, Bruderſinn, Uneigennützigkeit und herzlichem Vertrauen, welche noch häufiger waren als Auszeichnung des Geistes. Hier sah man unter gesundem, heiterm, deutschem Blute die Einheit, von welcher im Ganzen, Großen, unsere Nation nur geträumt hat.

Wollte man also den Werth der Universitäten recht messen, so müßte man den regen Geist betrachten, der durch sie in unserer Nation, als höchster Vorzug, den wir vor an-

dern haben, verbreitet iſt. Wie viele Syſteme haben wir Deutſche nicht erfunden, und wie eifrig kleiden ſich nicht die Anhänger in ſie, um ihre Blöße zu decken. Aber theils tragen ſie ſich nicht bequem, und werden ungeſchickt gehandhabt, theils laufen immer mehrere neben einander herum, und man kann ſie ohne Mühe unterſcheiden. Man ſieht, es ſind Livreen, nicht Landesuniformen; die Streiter tragen ſie nicht, die Bedienten!

Andere Völker erfinden weniger Syſteme, aber ſie ſind von einem herrſchenden Syſteme bereits beſchnitten. Ihre Urſprünglichkeit, ihre Fortſchreitungs-Fähigkeit iſt dahin oder wenigſtens, um ihnen wieder zu Theil zu werden, mußte eine große Kriſe vorausgehen, die immer zweydeutig ausfallen dürfte.

Daher erzeugt ſich nun aber eine neue, gar ſonderbare Erſcheinung unter den Deutſchen, und je mehr wir Leben haben, um ſo mehr verkennen wir das Leben. Es iſt ſo zu faſſen. Wer in den ſtets fortrollenden Bildungsgang der andern Nationen ſich einläßt, wird bald bemerkt, und ſein Streben auch äußerlich gefördert. Bey den Deutſchen aber iſt alles vereinzelt. Da der denkende Geiſt nicht von einem Syſteme beherrſcht wird, ſo iſt er ſelten edel genug, nun auch mit ſeinem Syſteme nicht herrſchen zu wollen.

Gegen dieſe tödtende und pedantiſche Anmaßung waren die Univerſitäten nun auch von jeher die beſte rettende Schutzwehr. Manche kühnere Geſinnung, die unter dem platten Bücherſchwalle geäußert, verſchollen wäre, fiel da ins gute Erdreich und ſchlug Wurzel. Freylich ſchalten dagegen gleichfalls von jeher grämliche Zuſchauer, oder auch Mitredner von ihren entfernten Stühlen. Aber ſie ſollten es gut ſeyn laſſen! Manches mag übertrieben und verunſtaltet, manches andere Ehrwürdige einen Augenblick überſehen werden; was aber die friſche Jugend in Feuer und Begeiſterung ſetzt, hat immer einen weſentlich edeln Kern in ſich gehabt; das Leben fühlt das Leben!

Gerade dieſes Lebensgefühl iſt es, welches auf den Univerſitäten allein lebendig iſt. Auf ihnen las man die Fähigkeit des Mannes auf dem Blitze des Auges, aus dem Sinne des Lebens, aus Wort und That. Denn woher die Leute ihre Bücher zuſammen ſtehlen, oder was für geheime ökonomiſche Schliche ſie in den Handel und Wandel ihres gelehrten Lebens einflechten, wer kann das alles rathen und wiſſen, und ehe man ſich durch Beobachtung leider zu ſehr von dieſen Elendigkeiten überführt hat, welche argloſe Seele wird darauf fallen! Jeder aber könnte die practiſche Brauchbarkeit von dem Sprichworte wiſſen: Iſt der Mann gut, iſt alles gut!

Dadurch wurde Rom politiſch, und Athen geiſtig ſo groß, daß man das Gefühl des Lebens geſchärft hatte, daß man das Genie für Ehre und Schmuck, für Gemeingut des Staates hielt; daß man ſeine erſten Äußerungen ahnete, ihm unter die Arme griff, und ihm die möglichſt weite Wirkung verſchaffte. —

Daß ein Weſen das Geſetz ſeines Weſens ausdrücke, iſt das Erſte, Hauptſächlichſte durch die weite Schöpfung. Dadurch nimmt es eines reinen Beſtandes, eigener Macht und Wahrheit theilhaftig.

Das erkennen alle Denker an; aber die wenigſten faſſen es in ſeiner ganzen Verbindung mit der Welt. Dieſen mag auch der innere Zuſammenhang verborgen bleiben, durch welchen ſich das einfachſte Leben an das Höchſte der Kunſt und Wiſſenſchaft knüpft.

Die in dieſen das Gepräge des Eigenen anerkennen, werden es in den Völkern wiederſehen. Wie ſie dort Nachahmerey und eitle Manier geringſchätzen, werden ſie hier das unbeſtändige und unruhige Streben, durch welches kein Stand mehr auf ſich gegründet bleiben mag, durch welches alle nicht dem Höhern, ſondern dem blendenden Tande des Höhern nachtrachten, verdammen. Denn, daß die Wiſſenſchaft in Wiſſerey ausartet, hat denſelbigen Grund in der menſchlichen Natur, aus welchem der Künſtler den Weltmann, der Gelehrte den Höfling, der Handwerker den Kaufmann, der Kaufmann den Adeligen, der Adelige den Prinzen, und unter der ärmern Claſſe der Dienſtbothe ſeinen Herrn zu ſpielen ſucht.

Glücklich der, welcher von dem Nichtswürdigen dieſer allverblendenden, zuletzt allzerſtörenden Scheinſucht befreyt, der Befriedigung ſeines Geiſtes, und, ſo fern er Vermögen des Geiſtes beſitzt, einer nicht ſchimmernden aber tiefbelebenden Wirkung auf die Geiſterwelt nachtrachtet. Glücklich der, welchen ſie nie geſchaut hat, welchen ein abwehrendes Schickſal in einem einfachern Leben vor ihren Einflüſſen bewahrt. Wenn um ihn herum alles gleich geworden, oder auch zu nichte geworden iſt, wird er noch unverſehrt ſich des Lebens und der Unſchuld des Lebens erfreuen können.

Ihm wird die alte Sitte anvertraut ſeyn: wirkt er im Geiſte — der Geiſt, der nie veraltet; wirkt er in der Liebe ſeiner Geliebten — die Liebe zu älterer, beſſerer Zeit.

An dieſe ſanften Bande väterlicher Gewohnheit, der Zucht, und beſcheidenen Genuſſes wird er ſeine Nachkommen feſſeln; ihnen übergibt er ſie durch That und Tugend, durch Religion, durch das Spiel fröhlicher Geſänge.

Weß des Menſchen Herz voll iſt, geht der Mund über; an der Kunſt im Allgemeinen, an den Liedern unter dem Volke, ahnet der Forſcher den Geiſt, den Werth, die Entwicklung der Vergangenheit. In ihnen wird das Streben der Welt klar; wo ſie leben; ſind ſie die redenden Zeichen des Lebens; wo ſie übergeblieben ſind, die leuchtendſten Züge des Geweſenen.

Homer verſtändigt die Griechen; die Pſalmen belehren von dem Schwunge, von dem Vertrauen des iſraelitiſchen Volkes; Oſſian ergreift mit dem Schönern eines ſtillern Gemüthes; Spanien iſt von Feuer und Ehre, Italien von Lebensfülle und üppiger Schönheit durchdrungen. In den Deutſchen wird die Tapferkeit, die Beſtändigkeit, die Frömmigkeit, der liebliche Scherz des Lebens beſungen. Möchten dieſe Tugenden uns nie verlaſſen, oder möchten ſie uns wiederkehren!

Wer aber eine bewegliche und unverſchloſſene Seele hat, wird ſich an der wechſelnden Bedeutung der Dinge vergnügen, das Höchſte über Alles ſchätzen, aber auch ſchwächerm Leben aufzuhelfen wünſchen, wie ein nicht blumenreiches Grün immer ermunternder iſt, als eine leere Wüſte.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 25. und Freytag den 27. April 1810.

Nicht von Schätzen, die man leert, nicht von Capitalien, um die man trügt, und nicht von der Handelschaft, welche man sperrt; von dem, was Niemand nimmt, weil es in uns ist, von einer Denkungsart und Lebensweise ist die Rede, wodurch die, so Alles eingebüßt, in allen Lagen und Ländern, Ehre und Gut wieder finden, behaupten und andern verschaffen können. — Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruhet eines Volkes Fortdauer und Nahme, sondern auf der Untilgbarkeit seines National-Charakters.

Johann von Müller.

(50 und 51.)

Historische Notizen von der Erziehung.

In wiefern die Erziehung nicht bloß Ältern und Erzieher, sondern überhaupt jeden gebildeten Menschen interessirt, wird es den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm seyn, hier in einem Umrisse dargestellt zu finden, was seit Jahrtausenden in dieser wichtigen Angelegenheit geleistet worden ist.

Über die Erziehung der ältesten Nationen schwebt Dunkel und Ungewißheit. Unter den bekannten Völkern des Alterthums hatte kein einziges von dem Wesen derselben eine richtige Vorstellung. Zoroaster's mangelhafter Versuch blieb fruchtlos, und Xenophon's Ideal beschränkt sich auf Despotenerziehung. Bey dem Thierdienste der Ägypter war keine wahre Erziehung möglich, und auch bey den Israeliten findet man hierin wenig Belehrung.

In Griechenland zeigen sich die ersten Spuren einer planmäßigen Erziehung. Durch Lykurg's Gesetzverfassung (J. 888 vor Christo) ward die Jugend in Lacedämon ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung. Man hielt das Kind für ein schätzbares Eigenthum des Vaterlandes, und schon der Säugling stand daher unter der unmittelbaren Aufsicht des Staates. Aber gesunde, kraftvolle Glieder waren eine wesentliche Bedingung dieser Wohlthat. So gleich nach seiner Geburt ward der junge Spartaner auf ein Schild gelegt, und zum Krieger geweiht. Sodann tauchte man ihn zur Prüfung seiner Lebenskraft in Wein. Nach überstandenem Bade trug der Vater das Kind zum Vorsteher der Bürgerabtheilung, fand dieser es munter und gesund, so schrieb er den Nahmen desselben in die Bürgerregister ein; schien es ihm aber zu schwach, so ward es ohne Rücksicht in die Felsenkluft am Täygetes geworfen. Auf Stärkung und Abhärtung des Körpers richteten die Spartaner vorzüglich ihre Bemühung. Bis ins zwölfte Jahr liefen die Knaben nackt herum, und nur im strengen Winter erlaubte man ihnen eine leichte Bekleidung. Ihre Speisen waren möglichst frugal. Ihr Lager, welches sie sich selbst bereiteten, bestand gewöhnlich aus Schilf. Die Gymnastik ward in Sparta höher, als im ganzen übrigen Griechenlande geschätzt, und war beynahe der einzige Gegenstand des öffentlichen Unterrichts. Später verband man mit derselben, die Jagd und verschiedene Waffenübungen. Selbst die Mädchen kämpften ohne Bekleidung vor und mit den Jünglingen, und wurden, wie diese, erzogen. Die Jünglinge waren in verschiedene Rotten abgetheilt. Jede Rotte hatte einen Aufseher, und alle Abtheilungen waren einem Oberaufseher unterworfen. Dieser übte über sie große Gewalt. In seiner Begleitung befanden sich stets einige mit Geißeln bewaffnete Jünglinge. Zur Gewöhnung an heroische Selbstverläugnung und Verachtung des Schmerzes, dienten der spartanischen Jugend öffentliche Geißelungen. Das Stehlen war ihnen nicht verbothen, aber der Ertappte erhielt eine Züchtigung. Ehrerbiethung gegen erwachsene Personen war fast ihre einzige sittliche Tugend.

Auch in Athen sorgte man, nach Solon's (600 J. vor Christo) Anweisung, für die Bildung der Jugend. Wuchs der Knabe zum Jünglinge heran, so übergab man ihn, auf Kosten des Staates, einer öffentlichen Unterrichtsanstalt. Hier war er unter der beständigen Aufsicht eines Gymnasiarchen. Durch gymnastische Übungen vollendete man seine physische Erziehung. Durch Errichtung verschiedener Monumente zum Andenken großer Männer; durch Aufstellung gewisser, mit Sittensprüchen beschriebenen Termen, durch Anheftung der Gesetze auf öffentlichen Plätzen, durch Schauspiele u. dgl. ermunterte man ihn zur bürgerlichen Tugend. Dessen ungeachtet war diese Erziehung höchst einseitig, roh und unzureichend. Der Vater hatte das Recht über Leben und Tod seines Kindes, und viele wurden, besonders unter den ärmeren Volksclassen, bey der Geburt von den Ältern ausgesetzt oder getödtet. Die erste Verpflegung der Kleinen lag unwissenden Ammen ob. Die Söhne reicher Bürger bekamen einen Sclaven, ohne gehörige Auswahl, zum Pädagogen. Das Geschäft desselben beschränkte sich auf Bewachung und Begleitung des Zöglings. In den Schulen war der Stock das Hauptmotif der Sittlichkeit, und keine

öffentliche Einrichtung zielte auf hinreichende Begünstigung der Moralität ab.

Selbst bey den Römern finden wir in pädagogischer Hinsicht keine Befriedigung. Die Regierung bekümmerte sich wenig um Nationalerziehung. Gesetzliche Pflicht des Vaters war, außer den nicht krüppelhaften Söhnen, wenigstens seine älteste eheliche Tochter zu erziehen. Von der Geburt dieser Kinder gab er dem Staate Nachricht. Die erste Sorge für sie trug die Mutter. Später wurden auch Ammen bey ihnen gewöhnlich. Während der kriegerischen Periode der Republik hatte man auf dem Marsfelde gymnastische Übungen. Zur Ertheilung des Elementarunterrichts gab es öffentliche Anstalten. In der Folgezeit entstanden Privatinstitute. Nach der Eroberung Griechenlands gehörten griechische Hofmeister in Rom zum feinen Tone. Diese Pädagogen waren aber größtentheils gekaufte Sclaven, und hatten außer der Aufsicht keine Beschäftigung. Die Schulen der griechischen Rhetoren und Philosophen wurden von den Söhnen der vornehmen Römer häufig besucht.

Als nach der Zertrümmerung des römischen Staates, Dummheit, Zwang und Geistestyranney die Menschheit drückten, und jeden Rest der Cultur zu vertilgen drohten, erhielt die Ausbreitung des Christenthums den öffentlichen Unterricht noch in Bewegung. Derselbe erstreckte sich freylich damahls nicht weiter, als auf die Anfangsgründe der christlichen Religion, und selbst diese wurden bald in den Klosterschulen fast nur künftigen Mönchen und Weltpriestern ertheilt.

Desto ehrenvoller ist daher das Andenken der Regierung Carl's des Großen. Dieser Monarch, von der gänzlichen Vernachlässigung des Jugendunterrichts gerührt, sorgte mit nicht geringem Eifer für die Anordnung öffentlicher Schulanstalten. Er besetzte dieselben mit tüchtigen Lehrern, empfahl diesen, außer dem Christenthume, auch einen zweckmäßigen Vortrag anderer Wissenschaften, besuchte oft selbst die Schulen, bestimmte darin Belohnungen und Strafen, und erwarb sich durch diese Bemühungen bey der Nachwelt dauerhafte Achtung.

Unter den Nachfolgern Carl's gewann die kaum angeregte Reform des Schulwesens keine Festigkeit. Sinnloses Formelwerk und Pedanterie bemächtigten sich des Unterrichts, und nach und nach gingen die Parochialschulen, so wie auch die berühmtesten Klosterschulen, fast überall gar ein. Über die Organisation neuer Stadt- und Landschulen geboth nun unumschränkt der Kanonikus, oder privilegirte Scholastikus jedes Ortes, und die Erlaubniß, eine Lehranstalt anlegen zu dürfen, ward nur durch Geld von ihm erlangt. Schreiben, Lesen und Arithmetik waren die Gegenstände des Unterrichts. In den Parochialschulen, in welchen der Pfarrer das Lehramt verrichtete, lehrte man die Elemente des Christenthums und die Formulare des Chorgesanges. Die Schulmeister waren gewöhnlich die unwissendsten Menschen, und mehrere von ihnen zogen mit ihren Unterrichtsgesellen (Unterlehrern) im Lande herum.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiederherstellung der Wissenschaften, die wechselseitige nähere Verbindung der europäischen Nationen, und der rühmliche Eifer einiger großen Männer im 15ten Jahrhundert bereiteten eine wohlthätige Veränderung der Erziehung und des Unterrichts vor. Man fand bald an der classischen Literatur außerordentlichen Geschmack, und die Gelehrten wurden dem Adel gleich geachtet. Die außer den Universitäten gestifteten Gelehrtenschulen schienen dem Unterrichte eine günstige Wendung geben zu wollen. Jedoch der Clerus widerstrebte der Cultur der Wissenschaften, und die Finsterniß der Unwissenheit brach im Allgemeinen von neuem ein.

Die (wenigstens indirecte) Wichtigkeit der Reformation für die Verbesserung des Erziehungsfaches leuchtet aus der Natur derselben unverkennbar hervor. Luther und seine Gehülfen fühlten auch tief die klägliche Verfassung des Jugendunterrichts, und suchten zur Reform desselben thätig mitzuwirken; aber ihre Lage sowohl, als auch die mit einer solchen Unternehmung damahls verbundenen Schwierigkeiten, hinderten sie, hierin unmittelbar viel Gutes wirken zu können. Die meisten Lehranstalten behielten daher ihre alte Form, und selbst die edleren, in die Schulen verpflanzten Ideen wurden durch eine unsinnige Polemisirsucht und durch den Sectengeist der Lehrer fast ganz aus denselben verdrängt.

Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland herrschende Denk- und Druckfreyheit begünstigte die Cultur der Wissenschaften; allein die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer bessern Erziehung ward daselbst wenig oder gar nicht erkannt.

Die Schrift des englischen Philosophen John Locke (st. 1704.) über die Erziehung, enthält den ersten schätzbaren Versuch einer befriedigenden, auf psychologische Grundsätze gegründeten Erziehungslehre, und ward in und außer England mit großem Beyfalle aufgenommen. Sein Vaterland aber hat sich durch besondere Sorgfalt für Erziehung niemahls ausgezeichnet.

Frankreich schwang sich unter der Regierung Ludwig XIV. zum cultivirtesten Staate empor, und erregte durch seine großen Fortschritte in allen Fächern der Gelehrsamkeit und Künste die Bewunderung von ganz Europa, und doch ward in diesem Lande an Vertilgung der gröbsten Mißbräuche und Vorurtheile der Erziehung kaum gedacht. Fenelon's Schriften blieben ohne Wirkung, und Rosseau's berühmter Emil ward viel gelesen und wenig benutzt. Noch in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand sich hier der öffentliche Unterricht in dem tiefsten Verfalle. Nach dem Ausbruche der Revolution hob zwar die Nationalversammlung, von der Abgeschmacktheit der bisherigen öffentlichen Unterrichtsanstalten überzeugt, dieselben völlig auf; allein die nachfolgenden Stürme der Republik hielten eine geraume Zeit die Regierung ab, zweckmäßigere Schulen organisiren zu können. Die Commission des öffentlichen Unterrichts brachte zum Besten des Schulwesens etwas in Ausführung. Das Directorium aber war hierin ganz nachlässig. Durch die jetzt bestehende Verfassung des öffentlichen Unterrichts hat Napoleon sich um Frankreich sehr verdient gemacht.

Während der Regierung Josephs Emanuel, Königs von Portugal, wurden vom Marquis von Pombal (s. 1782.) im ganzen portugiesischen Reiche Schulen angelegt, und mit dem Unterrichte der Jugend die nützlichsten Veränderungen vorgenommen; aber nicht lange nach dem Sturze dieses einsichtsvollen Ministers sind alle diese Verbesserungen für unnütz erklärt und vernichtet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ahnherrn Marien-Louisens.

Die historischen Reflexionen über das hehre Band, das von Millionen gesegnet, Napoleon und Louisen umschlang (in Nr. 27. dieses Archivs) malten den, in die graue Nebelferne der Vorzeit hinausstrahlenden Glanz Ihrer Abkunft mit der einfachen Bemerkung, daß das österreichische Kaiserhaus, fruchtbar in sich selbst und in allen seinen Verbindungen; in männlichen oder weiblichen Sprossen alle Kronen vom Niemes bis an den Tajo, von Island bis zum Ätna getragen, — daß es sechsthalbhundert Jahre lang im Besitz der ersten Würde der Christenheit, dem heiligen römischen Reiche 21 Kaiser, und (seiner dermahligen Hauskrone nicht zu erwähnen.) Spanien sieben, Portugall drey, beyden Sicilien sechs, England einen, Pohlen zwey Wahlkönige gegeben habe, daß es mit Allem verwandt war, was von den Merowingern und von Carl dem Großen, von den Ottonen und von Hugo Capet, bis zu den byzantinischen Kaisern und angelsächsischen Königen in Europa geherrscht hat. *)

Zum Belege dessen werden diesem Archive, nach einander zwanzig genealogische Herleitungen der erhabenen Kaiserinn der Franzosen, Königinn von Italien beygelegt werden. — Mit diesem Blatte erscheint zuerst die gemeinschaftliche Herkunft der Häuser Habsburg und Lothringen, darauf folgt die Abstammung von allen Kaiser-Dynastien, von der Carlowingischen, sächsischen, salischen, von den Hohenstaufen und Luxemburgern, — — von den französischen Herrscher-Stämmen der Merovinger, der Capets Valois und Bourbon, — von den alten eingebornen Königen Castiliens und Arragons, aus westgothischem Blute, — von jenen Portugalls aus dem Hause Burgund, — von den zwey brittischen Herrscherstämmen, Normandie und Anjou (Plantagenet) — von den arpadischen Königen Ungarns, von den pohlnischen Piasten und Jagellonen, — von den przemyslischen Königen Böhmens, von den älteren und jüngeren Guelphen!

Aus Adam Müllers Elementen der Staatskunst.

Über die Zeit in Bezug auf die Staatswissenschaft.

Lange Friedenszeiten sind für die Cultur der Staatswissenschaft nicht günstig, eben weil die innere Natur des Staates unter heftigen Bewegungen, unter Revolutionen und Kriegen, am deutlichsten an's Licht tritt. — Ist nicht Cicero's politische Weisheit eine Frucht der Gährungen und Revolutionen in der römischen Republik, die sich gerade damahls zu einer Monarchie umzugestalten strebte? Hat die Republik der vereinigten Niederlande nicht den Kriegen um ihre Freyheit, den Kämpfen mit dem Meere, mit Spanien, Frankreich und England, die Reihe großer Staatsmänner und Staatsgelehrten zu verdanken, unter denen Nahmen, wie die von Oranien, van de Witt und Hugo Grotius glänzen? — Was bildete Machiavelli und Guicciardini? Welche Zustände zogen Burke'n groß? — Alle diese Meister lernten nicht aus Lehrbüchern, Statistiken und Staatskalendern, und nicht durch müßige Stuben-Speculation, sondern im Leben, in der Bewegung, den Staat kennen. Ihre Neigungen, die größten wie die geringsten, waren ganz dahingegeben an das Vaterland; ihr Schicksal Eins mit dem seinigen. Als sich nun von außen und innen Feinde in den verschiedensten Gestalten erhoben; hier mit Waffen der Klugheit, dort mit Waffen des Armes, und dann wieder mit Waffen der Beredtsamkeit gefochten werden mußte; als hier ein auflodernder Volksaufstand besänftigt, dort der Zwiespalt erbitterter Parteyen mit kluger Hand verglichen, dort feindselige Elemente, die eindringenden Wellen des Oceans zurück gewiesen, dann wieder der Handel und der Credit unterstützt, oder eindringenden Heeren die Spitze gebothen und tausend Verarmten und Unglücklichen aufgeholfen werden sollte: da war die einzige, größte Schule der Staatsweisheit und der Vaterlandsliebe eröffnet, und jene Lehrer der Welt mußten daraus hervorgehen. —

Denn wie der Mensch unter Leiden und Unglück sein Herz kennen lernt, so lernen unter Calamitäten, Bewegungen und Stürmen aller Art die Völker sich selbst kennen und achten. Das Glück verzieht, verwöhnt, schläfert ein und isolirt die Menschen, wie die Völker; da hingegen das Unglück wach erhält, reizt, bindet und erhebt.

Eben so ein langer Friede. Wie viele verborgene Tugend, wie vieles unsichtbare Schöne, aber auch wie viele verdeckte Schlechtheit kommt zum Vorschein, wenn einmahl nach langem Frieden der Krieg das Innerste einer Nation, bis in die geringfügigsten Familienverhältnisse hinein, aufwühlt! Der Regierung und den Unterthanen fällt es, wie Schuppen von den Augen, sie erkennen einander gegenseitig, und alles Glück, das sie gemeinschaftlich besessen haben, wird erst in der Gefahr zum Glück; im Sturm, in der Bewegung fühlen sie zuerst den Werth des Bleibenden und Dauernden; vieles ehemahls Großgeachtete verschwindet, vieles ehemahls Kleine wird bedeutend. Kurz, das Wesentliche am Staate, Das, wovon seine Existenz abhängt, kommt am deutlichsten unter Bewegungen und Kriegen zum Vorschein. Was die Menschen eigentlich auf Leben und Tod verbindet, so, daß eine bürgerliche Gesellschaft, ein politisches Ganze, ein Staat, aus ihnen entsteht — diese Bande und ihre Kraft müssen am besten erprüft und studiert werden können, wenn viele feindselige Mächte zusammen treten, um sie aufzulösen und zu zerstören. —

So ist die Zeit, in der wir leben, eine große Schule der Staatsweisheit. Glücklich, wer ein großes Herz in diese Schule mitbringt, sich durch allen Schein von gänzlicher Zerrissenheit alter Bande nicht blenden läßt, und gerade in dieser fürchterlichsten Bewegung mit angemessener Kraft die Wesentlichkeiten festhält, welche jetzt vielleicht deutlicher als je zu erkennen sind! Wir haben Staaten decomponiren sehen, und

*) Gibbon in seiner history of the decline and fall of the roman empire (London by Strahan, 1788 Vol. V page 48 and 49) schließt noch eine fernere Vorhalle auf: „(ad ann. 963) Aus der Ehe Romanus des Jungern mit Theophania verließ er zwey Söhne, Basil II. und Constantin IX. und zwey Töchter, Theophania, Gemahlinn Kaiser Otto's II. und Anna, die Gattinn Wladimirs, Großherzogs und Apostels von Rußland. Durch die Vermählung ihrer Enkelinn Anna, mit dem französischen Könige Heinrich I. (1051) fließt in den Adern der Bourbons (und somit auch Louisens) das Blut (nicht nur der byzantinischen Kaiser, sondern auch) der Macedonier, und wahrscheinlich der persischen Arsaciden.

können über ihre Composition Rechenschaft geben. — Daß wir, die denkenden Zeitgenossen einer allgemeinen politischen Revolution, unterstützt durch einen ausgebreiteten literarischen Commerz und Gedanken-Verkehr, wie er bey keiner ähnlichen früheren Weltbegebenheit Statt fand, von dem Wesen der Staaten mehr wissen können, als frühere Zeitalter, ist hiernach klar, wenn auch die Erfahrung mich widerlegen möchte. Weniges ist nähmlich geschehen; und in demselben Maße, wie die Politik sich aller Köpfe bemächtigt hat, und das tägliche Brod des großen Haufens geworden ist, hat sie aufgehört, die Gemüther einzelner großgearteter und tiefsinniger Menschen zu beschäftigen. Der Ernst, den dieses Studium vor allen andern fordert, ist nicht weiter vorhanden; die Entstehung außerordentlicher Werke über die Gesetzgebung und Staatskunst wird nicht mehr, wie ehemahls, begünstigt durch die Ehrfurcht ganzer Völker und Jahrhunderte vor Talenten und gewaltigen Arbeiten des Geistes; die meisten trauen ihrem eignen Talente mehr zu, als der in einem einzigen Kopfe vereinigten Weisheit einer ganzen Nation. Und wie wenigen gilt der Beschluß eines ganzen Jahrhunderts, oder die Arbeit eines Montesquieu mehr, als das Resultat von der eignen Überlegung einer Viertelstunde!

Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate, und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht.

(Fragment aus einem größern noch ungedruckten Werke.)

Rom wurde schon bey seiner ersten Gründung zu einem kriegerischen Staate gebildet. Romulus und Servius Tullius, Könige von gleichem Heldengeiste beseelt, gaben ihm jene kriegerische Gestalt, die er bekommen mußte, wenn er nicht schon in seiner Wiege das Opfer der ihn rings umgebenden selfüchtigen Nachbarn und mächtigen Nebenbuhler werden sollte.

Wenn Romulus durch Errichtung der Legion und der erlesenen Reiterschaar aus der Edelsten des neuen Volkes die Grundfeste legte, so führte doch Tullius das waffenschimmernde Gebäude auf.

Strenger Gehorsam und die mit dem Soldatenstande verbundenen Vorzüge, sie waren die zwey großen Stützen, der Vortrefflichkeit der römischen Heere. Nur dem Freyen war es erlaubt, sein Vaterland zu vertheidigen; niedriger Pöbel, Sclaven und selbst Freygelassene wurden zu dem rühmlichen Heldenwerke nicht zugelassen, ja die letztere sogar oft mit dem Tode bestraft, wenn sie heimlich Dienste genommen hatten, und entdeckt wurden; denn man war der Meinung, nur wer ein Eigenthum besitze, wage Blut und Leben für den Staat, davon es ein Theil sey, und stellte daher als den höchsten Grundsatz auf: es sey das Vorrecht und zugleich die Pflicht jedes Bürgers, auf seine Kosten gegen den Feind zu kämpfen, und ihn von dem heiligen Kreise des Vaterlandes ferne zu halten.

Allein man vergaß in dieser edlen Begrifterung der Ärmern — und gab auch ihnen keinen Sold. So geschah es denn, daß viele Plebejer, entfernt von ihrer Heimath, und von der Pflege ihrer verödenden Grundstücke, in Dürftigkeit und Elend geriethen, während sie für das Vaterland ihr Blut vergossen, und, mit Siegeslorbern bekränzt, in Häuser zurückkehrten, an deren Schwelle ihnen darbende Kinder und trostlose Gattinnen entgegen weinten.

Dieses Versehen hatte aber auch noch die weitere böse Folge, daß es den Volkstribunen immerzu erwünschte Gelegenheit gab, Uneinigkeiten zu erhalten zwischen Volk und Adel, und bey ausbrechenden Kriegen die Werbung der Truppen zu hindern, oder doch wenigstens zu erschweren.

Muth und Tapferkeit, begleitet von Zuversicht und Kraftgefühl mußten bey den Römern in den ersten Zeiten den Mangel an Kriegskunde ersetzen, und konnten es auch; da dieses glückliche Volk in seinem Begiene immer nur mit kleinen benachbarten Völkern Krieg zu führen hatte. Roms weder zahlreiche noch schlachtenkundige Heere konnten dadurch leichter Siege erringen, und, wenn sie Niederlagen von Bedeutung erlitten, sich desto schneller wieder verstärken, oder hinter ihre Mauern zurückziehen, wohin ein Feind nur selten sie zu verfolgen wagte.

Die Könige Tullus Hostilius, Ancus Marcius und die beyden Tarquinier befestigten durch ihre Siege den Muth der Römer immer mehr, so daß die seltnen Niederlagen, welche dieses Volk in der Folge manchmahl durch überlegene Macht erfuhr, nicht mehr im Stande waren, demselben sein stolzes Bewußtseyn zu rauben.

Herrliche Thaten wurden endlich durch den rühmlichen Wetteifer der Consuln ausgeführt, und wichtige Verbesserungen durch die, in der Staatsverwaltung mit den Consuln abwechselnden Kriegstribunen bewirkt. Die Besoldung der römischen Truppen und die Abtheilung der Heere in drey Linien war ihr Werk.

Auch Cajus Gracchus, Marius und Julius Cäsar hatten sich um die römischen Kriegsheere große Verdienste erworben. Der erste von diesen Männern hatte es dahin gebracht daß den Soldaten die Kleidung vom Staate gegeben wurde ohne ihnen dafür etwas vom Solde abzuziehen, dann auch daß kein Jüngling vor dem siebenzehnten Jahre zum Kriegsdienste durfte gezwungen werden.

Indeß hatten die Reichen angefangen, sich allmählig den Waffen zu entziehen, und genossen nun ihrer Schätze in prächtiger Schwelgerey oder in behaglicher häuslicher Stille, entfernt von allen Staatsgeschäften und Diensten für das Vaterland. Marius nahm deshalb zuerst auch Leute aus der letzten Classe, die gar kein Vermögen besaßen, unter das Fußvolk auf, und zur Reiterey nicht mehr wie vorher bloß die Ritter sondern auch Männer aus Italien und den Provinzen, Numidier, Gallier und dergleichen.

Die bisher üblich gewesene Stellung nach den Manipeln hörte auf, und Marius erfand dafür die Stellung nach den Kohorten, womit er die Cimbrer und Teutonen besiegte. Auch wurden von Marius Zeiten an die leichten Truppen von den Legionen ganz getrennt, indem man zu ihnen bloß Ausländer nahm, welche die Fertigkeit mit irgend einer Waffe in besonders hohem Grade besaßen. So hatte man kretische Bogenschützen, und balearische Schleuderer.

Auch die Reiterey bestand größtentheils aus Ausländern, und die Ritter bildeten jetzt nur mehr das eigentliche legionäre Reiter-Corps.

Auch die Bundesgenossen hatten bey dem Heere aufgehört, da die Italiener das Bürgerrecht erhielten, und in den römischen Legionen dienen durften, wie die Römer selbst. Die jetzigen Hülfstruppen waren also in Sold genommen oder von fremden Fürsten aus Freundschaft zugeschickte Ausländer.

Die Kriege der Römer mit den Etruskern und Samnitern waren für jene die beste Übungsschule, und durch die Niederlagen, welche sie von König Pyrrhus und von den Galliern litten, lernten sie erst mit der Tapferkeit die Kriegsklugheit verbinden.

Die gänzliche Unterjochung Italiens nach dreyhundert Jahren durch beynahe ununterbrochen geführte Kriege war die Folge davon. Kuffner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über das Chaos und die Art es darzustellen.

Das Wort Chaos wird vom griechischen χαίνω, hio, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber aus orientalischen Sprachen hergeleitet. Es bedeutet Vermischung, Verwirrung.

Nach der Cosmogonie der Phönicier ist das All vorerst nur eine finstre von geistigen Kräften volle Luft, ein ewiges Chaos gewesen. Der Geist, von Liebe gegen seine Grundstoffe entzündet, vereinte sich mit ihnen, und diese Vereinung ward Liebe genannt. Aus ihr entstand Mot oder Mod, Schlamm des wässerigen Mischmasches, das Princip und der Same aller Creaturen (Sanchoniaton in Euseb. praep. evang. L. 1). Hier ist also das Chaos ein vermischter, doch erzeugender Geist (welchen die Phönicier tohu bahu, wie die Hebräer tkohu vabohu nannten), aber kein Gott; er gehört der Physik an.

Hesiod (in seiner Theogonie X, I, 125) führt das Chaos, die Erde und die Liebe als die ältesten Gottheiten der Welt an. Aus der Vereinigung des Chaos und der Caligo (Finsterniß) läßt Hygin den Tag und die Nacht entspringen. Das Chaos wird personificirt und vergöttlicht.

Ovid macht eine schöne Beschreibung vom Chaos, spricht aber von demselben, als vom Urzustande, worin sich Alles auf der Erde bis zum Augenblicke befand, wo die Natur den Kampf unter den Grundstoffen endigte, und jedem seinen Platz anwies. Hier ist keine Personification, keine Vergöttlichung.

Orpheus lehrt in seiner Cosmogonie, daß von jeher eine unermeßliche gestaltlose Materie, Chaos genannt, die Grundstoffe aller Dinge in bunter Mischung enthalten, und nach einer langen Reihe von Jahrhunderten die Gestalt eines Eyes angenommen habe, das von der Nacht ausgebrütet, und aus welchem eine androgyne Substanz, das Princip aller Dinge, hervorgegangen sey (Eschenbach Epigen. Orphica, p. 63).

Andre von Orpheus Secte lassen die Liebe mit den Grundstoffen der Welt aus jenem Ey entspringen. Sie befruchtet sogleich die Welt, und die Natur ist beseelt.

Die Perser glaubten, die Welt sey aus einem von dem heiligen Stiere zerbrochenen Ey, in welches sie mit ihrem Gotte Mir verschlossen war, entstanden. Das ist auch die Meinung der Japaneser.

Aristophanes gibt dem Chaos Flügel, vielleicht nach Epimenides Cosmogonie.

Kein antikes Monument stellt das Chaos dar. Wie die Neuern?

Bernard Picard bildet in den von Banier übersetzten ovidischen Verwandlungen schon die erschaffne Welt ab. Meer, Erde, Sonne, Mond und Sterne sind bereits an ihrem Platze; die Erde ist mit Gewächsen und Thieren überdeckt, und der Schöpfer scheint sein Werk zu bewundern.

Bey Matheus sieht man viel besser Gott mitten unter Finsternissen und Grundstoffen der Welt. Über ihm ist schon ein Theil des Zodiacus gebildet, und der Schaffende, wie der Gott der Christen, mit einem Strahlennimbus umgeben.

In Duryer Metamorphosen führt Apoll seinen Wagen um den Thierkreis. Ein sonderbarer Anachronismus! Den gleichen Fehler beging Picard in Marolles Temple de Muses, wo man in einem Gemengsel von Feuer, Rauch, dicker Luft, Wasser, Steinen, Sternen u. s. w., schon die Zwillinge, den Bären ꝛc. erblickt. Das Ganze gleicht einem Stücke eingelegter Arbeit. Die kaiserl. Bibliothek besitzt eine Elzevir'sche Bibel, la Bible des Artistes genannt, weil die besten Kupferstiche hier benutzt sind. Sie enthält acht Vorstellungen des Chaos. In einer scheiden sich die Grundstoffe, ein Theil consolidirt sich, und die Sphäre tritt hervor.

Eine der berühmtesten Abbildungen des chaotischen Gewirres ist das Gemählde der Loggie des Vatikan von Raphael. Gott, vom Geiste des Schaffens beseelt, scheint zu sagen: Es werde Licht! — und es ward Licht.

In einem andern Gemählde Raphaels ist Gott der Schöpfer ein nachahmungswerthes Meisterstück, was die Schönheit der Haltung und das Feuer der Composition betrifft, obschon er an Größe und Erhabenheit jenem nachsteht. Er hält in der Rechten die Sonne, in der Linken den Mond, und weist ihnen ihre Stelle am Firmamente an. Dieses poetisch-ergreifende Bild ist aber schlecht und lächerlich in der Mahlerey. Die Begeisterung muß beym Anblicke des Rahmens, in welchen die Handlung eingeengt ist, erkalten. Man kann im Allgemeinen mit Horaz sagen: Ut pictura poësis, aber nicht ut poësis pictura. Boileaus Worte passen hier:

Mais il est des objets que l'art judicieux
Doit offrir à l'oreille, et reculer des yeux.

Actenstück *)

zur Geschichte der Deportirung der königlich bayerschen Civil-Beamten nach Ungarn.

So eben ist, nach einer in Nr. 37 der Salzburger-Zeitung abgedruckten Anzeige, in zwey Bänden die „Geschichte der Deportirung der kön. bayrischen Civil-Beamten nach Ungarn und Böhmen, nebst Bemerkungen über die gleichzeitigen Kriegsereignisse und über die durchwanderten Länder" erschienen.

Vorläufig (bis eine andere Hand diese Geschichte beleuchtet) liefern wir zu derselben ein Actenstück, welches keines Commentars bedarf. Es ist ein Handschreiben Sr. kais. Hoheit des

*) Aus den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat, Nr. 34 vom 10. April entlehnt.

Erzherzogs Rainer, den bestimmten Willen Sr. Majestät des Kaisers über die Art ausdrückend: wie diese Deportirten behandelt werden sollten:

„Seine Majestät der Kaiser haben mir ein Gesuch der nun nach Ungarn deportirten bayerischen Beamten mit dem Auftrage zugeschickt, denselben, so schleunig als möglich, im allerhöchsten Nahmen zu erwiedern: Sie würden sich selbst bescheiden, daß ihre eigene Sicherheit es nothwendig gemacht habe, sie den Ausbrüchen des Unwillens der gegen sie sehr erbitterten Einwohner von Tyrol zu entziehen. Es sey keineswegs die Absicht Sr. Majestät gewesen, ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland zu verweigern; allein da der Feind seitdem mehrere österreichische Unterthanen und Beamten auf eine gewaltsame Art mit sich fortgenommen, andere ganz gegen die Grundsätze des Völkerrechts und Kriegsgebrauches bedroht habe; so fordere es die Pflicht Sr. Majestät, für die Sicherheit dieser zu sorgen, und sie so lange als Geiseln zurück zu behalten, bis Se. Majestät über das Schicksal Ihrer Unterthanen beruhigt seyn könnten. Sie (bayerische Beamten) würden aber, obschon das Betragen des Feindes Se. Majestät zu weit härteren Maßregeln berechtigte, dennoch nie als Gefangene behandelt werden. Es stehe jedem von ihnen frey, sich gegen dem, daß sie ihr Ehrenwort geben, sich nicht aus den österreichischen Staaten zu entfernen, einen Aufenthaltsort, nur nicht zu nahe an der Gränze, oder in einem vom Feinde bedrohten Districte zu wählen. Sie werden daselbst in dem vollen Genusse ihrer persönlichen Freyheit gelassen, und nur einer, sie darin nicht beschränkenden Aufsicht unterzogen werden. Auch könne jeder, der sich aus Eigenem zu verpflegen nicht im Stande sey, nach Maß seiner Bedürfnisse einen verhältnißmäßigen Geldvorschuß erheben, für dessen Zurückzahlung sie jedoch, falls ihre Regierung diese verweigern sollte, selbst zu haften hätten. Seine Majestät wollen jedoch, daß Ihnen seiner Zeit, wenn die bayersche Regierung diese Zurückzahlung nicht leisten sollte, die Anzeige davon erstattet werde, damit allerhöchst Dieselben bestimmen können, ob sie diese Zurückzahlung nachsehen wollen, oder nicht. Zugleich befehlen Se. Majestät, daß die Behörden darüber wachen, damit sich alles dessen, was auf harte Behandlung dieser bayerschen Beamten hindeuten könnte, sorgfältig enthalten werde.

Ofen 6. Juny 1810.

Rainer, Erzherzog.

Niemand wird ohne Rührung und ohne tiefe Verehrung für die Humanität und die Gerechtigkeit des Kaisers, dieses Handschreiben lesen. Aber wundern *) wird man sich: daß bis jetzt noch kein Geschäftsmann aufstand, der mit Freymüthigkeit die öffentlichen Anklagen gegen Österreich und österreichische Beamte in Beziehung auf Tyrol, die noch lange nach dem Frieden in Zeitungen und Zeitschriften wiederhallten, und selbst jetzt noch im leisen Nachklange fortdauern, mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete, und vorzüglich über die Deportationen und die Deportirten Licht verbreitete. Wie mancher, der jetzt den Kranz des politischen Martyrthums anspricht, würde dann in einer andern Gestalt erscheinen? Wie mancher verstummen, der jetzt, wo er keine Gegenrede besorgen darf, vielleicht auch in die Schranken zu treten bereit ist? Und welchem Vaterlandsfreunde dringt nicht bey dieser Veranlassung überhaupt die ernste Frage sich auf:

„Was soll aus der Geschichte unserer Zeit werden, wenn der künftige Bearbeiter derselben über die wichtigsten Epochen und Katastrophen der zwey letzten Jahrzehende, besonders aber des eben vorübergegangenen Quinquenniums nur Eine *) Stimme vernimmt? Wird er in unserem Still-

*) Wundern? — Eine so gut unterrichtete Zeitschrift, wie die vaterländischen Blätter sind, kann doch nicht ignoriren, daß jedes solche, vielfaltig sehr ungerne beobachtete Stillschweigen, bisher einzig und allein in höheren Verhältnissen ein unwillkührliches und unübersteigliches non plus ultra gefunden habe. — Übrigens kann hierbey einiger (nicht zu langer!) Verzug nur zum Bessern führen, nur zu reinem Gewinn für die wahre Historie, die dafür sorgt: „ne virtutes silentur, „utque pravis dictis atque factis, ex posteritate et infamia metus sit." — Wer hätte gleiche Waffen gebrauchen können, so lange die Materialien, der Morgenbothe, die europ. Annalen u. s. w., ja, fast alle süddeutschen Zeitschriften und Zeitungen noch lange nach dem Frieden einen Ton hielten, welcher des Churfürsten von Sachsen: „wahrhaftige, christentliche und beständige Verantwortung wider des verstochten, gottlosen, vermaledeyten Barrabas, auch durensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den jüngern nennet (1545)" leidhaft entgegenwärtigte.

Allzu nahe dem noch rauchenden Krater, ist die einst von Sallust geäußerte Besorgniß doppelt gegründet: „quod plerique, quae „*delicta* reprehenderis, *malevolentia* et *invidia* „dicta putent. Ubi de magna virtute et gloria bonorum „memores, quae *sibi* quisque *facilia* factu putat, aequo „animo accipit, — quae *supra*, veluti *ficta*, pro falsis ducit." — Die denkwürdigen Schilderer ihrer eigenen Zeit, Thukydides, Tacitus, Guicciardini, de Thou, Davila u. s. w. haben keine Widerlegungen, keine Gelegenheitsschriften geschrieben, aus welchen man höchstens die Bestrebungen und die Vordermänner einer Partey kennen lernt, und doch reichen diesen großen Männern, republikanische Formen, momentanes Übergewicht oder Gleichgewicht ihrer Parteyen und das unstreitig höhere Billigkeitsgefühl ihrer Zeit die Hand. Im letzten Jahrzehende sah man wohl noch Einige sterben, wie Padilla, aber keinen mehr schreiben, wie Petrus Martyr †).

Hätten Alba und Farnese gesiegt, hätte die spanische Ächterklärung Oranien das gleiche Loos, wie Egmont zugezogen, so würden wir, auch bey dem 200 Jahre späteren Schiller in seinem Abfall der Niederlande schwerlich lesen: „Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde „auf unsere Bewunderung Anspruch machen, um wie viel mehr „eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten „Rechte rang, jenes unverwerfliche Beyspiel, was Menschen mögen „mögen für die gute Sache, und ausrichten durch Vereinigung."

*) Es sey vergönnt, an diese vortreffliche Stelle der vaterländischen Blätter eine andere Stelle aus dem Epilog des österreichischen Plutarch anzureihen: „daß es eine Wahrheit und eine Ansicht sey, über welche „Bücher zu schreiben waren, daß die Geschichte der österreichischen „Fürsten bisher beynahe ausschließend nur von politischen oder religiösen Gegnern geschrieben worden ist, fast „nie ohne des Augenblickes Berechnung, Haß oder Verblendung; „also daß das Gemäßigte und Wahre kaum mehr Eingang „findet."

Wenn der vaterländische Geschichtsforscher mit kritischem, unbefangenem Auge, die vielfältigen derley Vergiftungen der Quelle der Historie, die Tendenz der politisch-geschichtlichen Literatur in Frankreich und im protestantischen Deutschlande, binnen den drey letzten Jahrhunderten, und deren Folgen durch die unzähligen Zweige der öffentlichen Meinung überblickt, so wird ihm die schmerzliche Wahrnehmung zur evidenten Gewißheit, daß das Unheil, was durch

†) M. s. die Nummern 35 — 38 dieses Archivs.

ſchweigen nicht eine Gewähr für jene Stimme des Partengeiſtes finden? Und wie werden wir dann bey den künftigen Geſchlechtern erſcheinen? Wie gerichtet werden? — Es kann Gründe der höhern Politik geben, über vorübergegangene Ereigniſſe einen Schleyer zu werfen und zu verhindern, daß nicht durch Fehden der Schriftſteller der Faden des Haſſes zweyer Nationen fortſpinne. Aber — wenn einige im Dunkel wirkende ſüddeutſche Schriftſteller bisher kein Muſter gaben, daß man auch über ſolche Ereigniſſe, die der Geſchichte feindſeliger Zeiten angehören, mit Freymuth ſchreiben könne, ohne zu beleidigen, oder dem Altare der Verſöhnung zu nahe zu treten; ſo gibt es doch eine ſolche hiſtoriſche Kunſt. Wer dieſe beſitzt, nur der iſt würdig zu reden, und nur der darf hoffen, von ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt gehört zu werden!" R.

eine zugleich active und paſſive Scheue vor der Publicität, von den Zeiten der Reformation, des 30jährigen Krieges, der Reunionen und ungariſchen Unruhen, des ſpaniſchen und öſterreichiſchen Succeſſionsſtreites, bis zum Fürſtenbunde, bis zu den Separat-Frieden und Indemniſationen über Öſterreich gekommen iſt, ungleich größer, ausgebreiteter ſey, dauernder und tiefer gewurzelt habe, als die Folgen mancher verlornen Hauptſchlacht.

Miſcellen.

Den Tag vor dem Tode Kaiſer Carls VI. wandelte ihn das Verlangen an, das Gefäß zu ſehen, worin, nach ſeinem Hintritte, ſein Herz aufbewahrt werden ſollte. Man brachte es, Carl betrachtete und betaſtete es ohne die mindeſte grauenhafte Erſchütterung, und brach dann in die Worte aus: „ſchwerlich iſt hier Raum genug für mein Herz."

Bey der Leichenöffnung fand es ſich auch wirklich, daß die aufgeſtellte Kapſel Carls Herz beynahe nicht faſſen konnte.

.....

Carl der Große trug gewöhnlich (ſo ſagt Eginhard) einen ſeinenen Rock, deſſen Ränder mit Seide eingefaßt waren, im Winter noch darunter eine Weſte von Otterfellen. Schuhe und Strümpfe band er mit bunten Bändern. Das Ganze umhüllte ein langer Mantel. Er gab auch Luxus-Geſetze. Nach einer im Jahr 808 gegebenen Verordnung durfte der beſte Rock oder Mantel nicht mehr koſten, als 20 Sols, ein geringerer 10, ein mit Katzenfell beſetzter Rock 10, ein mit Marder oder Otterfell verbrämter 30 Sols.

.....

Ein Florentiniſcher Edelmann aus dem Hauſe Bonaguiſi, begleitet von einer muthvollen Schaar ſeiner Landsleute, bemächtigte ſich bey der Stürmung von Ptolemais eines Thurmes, wo er einen ſaraceniſchen Officier tödtete, der eine große Standarte in der Hand hielt. Sein Eifer war ſo außerordentlich, daß er es unterfing ſich in dem Thurme zu behaupten, ohne zu bedenken, daß ſeine Glaubensbrüder bey ihren Angriffen nicht das nähmliche Glück hatten. Dabey hielt er immer feſt die Standarte, und ſtreckte viele Barbaren zu Boden, die ihn endlich umzingelten, und die letzten Kräfte anwandten, ihn zu überwältigen. Da er ſich endlich einzig und allein von ſeiner kleinen Schaar mehr übrig ſah, ſuchte er, ohne die Faſſung zu verlieren, die Mauer zu erreichen, und rettete ſich auch wirklich, mit der Standarte, die er in der Folge glücklich in ſein Vaterland brachte, wo er ſie zum Denkmahl ſeines Ruhmes in der Kirche Johannes des Täufers niederlegte.

.....

Die Geſchichte Cyperns weiſet uns zwey Heldinnen, die durch ihren männlichen Muth auch neben ſolchen Heroen zu ſtehen verdienen.

Agiothea, die Gemahlinn des Nicocles, Königs von Paphia, wurde von dem Heere des Ptolomäus Lagus in eigenem Pallaſte belagert. Widerſtand war unmöglich; ſie allein in dem Schloſſe mit zwey blühenden Töchtern. Dieß entfernte von ihr alles weibliche Zittern; mit feſter Hand ergriff ſie den Dolch, und nachdem ſie den ſchrecklichen Troß hatte, ihre Töchter durch denſelben ſinken zu ſehen, wandte ſie ihn triumphirend gegen die eigene Bruſt.

Eine gleich heldenmüthige That ſah das mittelländiſche Meer im Jahre 1571. Nikoſia war eingenommen. Renea de Rocas, ein junges Mädchen aus einem der vornehmſten Häuſer, würdiger, eine Krone als Ketten zu tragen, wurde mit den ſchönſten Töchtern des Landes als Sclavinn auf ein türkiſches Schiff gebracht. Renea, die wohl ſah, daß dieß ungeheure Schiff, worauf ſie ſich befand, die Schlachtopfer enthalte, die Muſtapha dem Sultane beſtimmt hatte, begeiſtert von dem edlen Gefühle der Selbſtfreyheit, duldete den Gedanken nicht, nach dem Verluſte ihrer Ältern und Güter noch das Opfer fremder Lüſte zu werden, ſie entzündete den Pulvervorrath, und das Schiff flog mit den Sclavinnen und den Schätzen in die Lüfte.

.....

Als es einer Schaar muſelmänniſcher Truppen im Monathe Shawal (Sjawal) gelang, von einer eben friſch angekommenen Verſtärkung aus Europa einen Theil in einen Hinterhalt unweit Ptolemais zu locken und zu ſchlagen, ſo befanden ſich unter den gemachten Gefangenen ein Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Königes und ſein Schatzmeiſter und mehrere Vornehme. Saladin bezeugte dieſen die größte Hochachtung, beſchenkte ſie mit reichen Gewanden, und als er ſah, daß der Oberbefehlshaber einen koſtbaren Pelz um hatte, ſchenkte er den andern ebenfalls Kleider aus Georgiſchen Fellen, weil der Winterfroſt ſchon eingetreten war, und ließ ihnen ein prachtiges Zelt neben ſeinem eigenen aufſchlagen. Er verſorgte ſie mit allen Bequemlichkeiten, und befahl, daß alle Arten von Erfriſchungen ihnen gereicht würden; den Befehlshaber lud er öfter an ſeine eigene Tafel. In der Folge ließ er ſie unter der ehrenvollſten Begleitung nach Damaskus bringen, geſtattete ihnen, an ihren König zu ſchreiben, und befahl, ſie mit allem Nöthigen zu verſorgen, erlaubte ihnen auch, Bequemlichkeiten, die nach der Sitte ihres Landes Damaskus ihnen nicht geben konnte, aus dem Lager der Chriſten ſich herbeyſchaffen zu laſſen.

.....

Bey einer eingeriſſenen Hungersnoth im Lager der Franken kamen ſehr viele Überläufer bey Saladins Heere an. Der Sultan brauchte ſie nach ihrem eigenen Wunſche dazu, daß ſie auf der See gegen den Feind umherkreuzten, und rüſtete ihnen für dieſen Endzweck Schiffe aus. Die Beute ſollte zwiſchen ihnen und den Muſelmannen getheilt werden. Es gelang den Piraten, verſchiedene Kauffahrteyſchiffe aufzubringen, die für das Lager der Chriſten geladen waren. Einige darunter hatten viel Summen Geldes, goldene und ſilberne Gefäße und andere Koſtbarkeiten am Bord, auch war ein prächtiger ſilberner Tiſch darunter. Die Kaper bringen das Geld, die Gefäße, den Tiſch mit allen Gefangenen, die ſie erbeutet, am dreyzehnten des Monaths Dſulhaſſia zu den Füßen des hocherfreuten Sultans. Der Großmüthige, Freygebige ſchenkte ihnen alles. Seine und der Muſelmannen größte Freude war, daß die Franken ſo raſch daran ſeyen, einander ſelbſt zu plündern und aufzureiben.

.....

Unter die Züge von der Großmüthigkeit Saladins gegen die Feinde pflegen auch chriſtliche Schriftſteller ſonſt des Sultans Benehmen gegen die Chriſten nach der Eroberung von Jeruſalem zu rechnen, da er allen Bewohnern nicht nur freyen Abzug geſtattete, ſondern auch jedem die Erlaubniß gab, von ſeinen Beſitzthümern zu retten was er könnte, ausgenommen, daß von den Reichern ungefähr 6 Dinars, von den Ärmern 2 bis 4 an ſein Heer ſollten abgeliefert werden. Allein dieſe Menſchenfreundlichkeit, der ſich freylich die Chriſten ſelten rühmen konnten, möchten wir darum hier nicht mit aufführen, weil im Ganzen die Handlung nichts als vertraggemäß war; denn unter dieſen Bedingungen allein ergab ſich die ſehr zahlreiche Beſatzung. Man kann ſeine Mäßigung allerdings loben, daß er eine ſolche Bedingung annahm; allein dabey iſt doch auch nicht zu vergeſſen, daß er anfänglich ſchlechterdings unbedingte Über-

gabe, gerade so, wie den Christen einst die Saracenen sich mußten übergeben, zum Wiedervergelt verlangte; indes die entschlossene Erklärung des Königes von Jerusalem, man werde alle Kostbarkeiten verbrennen, die Saracenen, die in den Händen der Christen wären, in der Stadt ermorden, und mit dem Muthe der Verzweiflung bis auf den letzten Mann fechten, wenn er jene Bedingungen verschmähte, stimmte den ungeduldigen, von Eroberung zu Eroberung rastlos eilenden, seinem Glücke auch immer mißtrauenden Manne zu mildern Gesinnungen. Deswegen der begeisterte Ton, in welchem manche Beschreiber der Kreuzzüge, Franzosen nahmentlich und diejenigen, die ihnen nachschreiben, von dieser Handlung reden, etwas herunter gestimmt zu werden verdient. Oder fiel es dem Christen sonderbar auf, daß ein Muselmann Treue und Glauben hielt. Anders benahm sich freylich der rasche, in allen seinen Leidenschaften bis zum Rauhen heftige Richard Löwenherz, der mehrere Jahre nachher, nach der Eroberung von Acca, die Saracenen zu Tausenden niederwürgen ließ, den langen hartnäckigen Widerstand so zu strafen. Solcher Handlungen gedenkt die Geschichte von Saladin nie. Die einzige That, die an Grausamkeit gränzt, oder vielmehr mit Recht so genennt werden muß, ist die, daß er nach der Schlacht bey Hittin dreyßig Tempelherren niederhauen ließ. Es ist gar keine Entschuldigung dieser schwarzen That, daß er die Templer, die ihm, er wußte es wohl, am meisten schadeten, seinen Unternehmungen und Absichten überall in den Weg traten, und selbst seinen Gegnern unter den Muselmannen, nur um eine ihrem Interesse so gefährlich aufwachsende Macht zu schwächen, Vorschub thaten, nicht anders als für Bathmianen (Straßenräuber) gerne ansehen, und sie selbst im Verdachte haben wollte, daß sie an den mehrere Mahle auf sein Leben meuchelmörderischer Weise gemachten Angriffen möchten Theil haben.

.....

Der König von England, Heinrich VIII., hinterließ bekanntlich drey Kinder: Eduard, Marie und Elisabeth. Sie regierten auf ihn, der Reihe nach, und starben sämmtlich ohne Erben. Melvil erzählt in seinen seltenen Memoiren darüber folgende sonderbare Anecdote: Heinrich VIII. befragte die Sterndeuter um das Schicksal seiner Kinder. Ihre Antwort war: Eduard würde in der ersten Jugend sterben; Maria sich an einen Spanier, und Elisabeth an einen Franzosen oder Schotten vermählen, und dem Reiche daraus großes Unheil erwachsen. Diese Verhersagung bewog den König, seinen beyden Töchtern Gift geben zu lassen. Doch diese retteten noch durch Gegenmittel ihr Leben. Maria brachte als Folge der durch das Gift bewirkten Unfruchtbarkeit nur unförmliche Fleischmassen zur Welt; und Elisabeth erklärte selbst, als ihr der Herzog Kasimir von Pfalz zum Gemahl angetragen wurde: sie hatte sich für unfähig Kinder zu gebären. Als Maria zum Thron gelangte, trieb sie die Rache gegen ihren Vater so weit, daß sie sich einst Nachts seine Gebeine bringen ließ, und sie insgeheim verbrannte.

.....

Die Oberhofmeisterinn der jungen Königinn von Spanien, Gemahlinn Carls II., Herzoginn von Terra-Nova, hielt diese junge Prinzessinn in der traurigsten Gefangenschaft, und Sclaverey. Sie hatte zwey Papagayen von Frankreich mitgebracht, die sie eben so sehr liebte, als der König sie haßte; denn sie, so wie die Hunde, mußten entfernt werden, sobald der König ins Zimmer trat. Er rief sogleich: Fuera, fuera, perros franceses! Einst war die Königinn auf der Premenade, und die Herzoginn blieb absichtlich zu Hause, um die beyden Papagayen umzubringen, weil sie nur französisch sprachen. — Die Königinn vermißte sie bey ihrer Heimkunft, und die bestürzten Hofdamen beichteten endlich die Mörderinn. Die Königinn verbarg ihren Unwillen; als aber die Herzoginn eintrat, gab sie ihr links und rechts ein Paar tüchtige Ohrfeigen.

Die Herzoginn war wüthend. Sie versammelte alle ihre Verwandten, Freunde, und mehr als 400 Damen. In dieser stattlichen Begleitung forderte sie vom Könige Genugthuung. Der König machte seiner Gemahlinn darüber Vorstellung. Senor! erwiederte diese: Esto es un antojo! — (Herr! dies ist ein Gelust!) Der König, entzückt über diese Hoffnung einer Schwangerschaft seiner Gemahlinn, gab hierauf der Oberhofmeisterinn statt der Genugthuung die Antwort: Calla os, estas bofetadas son hijas del antojo! — (Schweigt, diese Ohrfeigen entstanden ja bloß aus einem Gelüste!)

Der Antojo ist in Spanien der Talisman, womit das Weib alles erlangen kann.

.....

Unter Carls II. Regierung war der Prinz de Stillano einer der ersten Minister. Er hatte allein von der Contraction von Sevilla mehr als 80,000 Livres Einkünfte. Der größte Theil dieser Einkünfte bestand in Ausfertigung von Patenten, deren Gebühren oft 4 bis 5000 Livres betrugen. Er weigerte sich aber sie zu unterzeichnen, weil er es unter seiner Würde hielt, um einer solchen Kleinigkeit willen seinen Nahmen zu schreiben: esto es una ninneria, (dies ist eine Kleinigkeit), war seine Antwort, wenn man ihm dergleichen Patente zur Unterzeichnung vorlegte.

Der König war minder bedenklich. Er unterzeichnete sie für ihn, und bezog die Gebühren.

.....

Was bey vielen würdigen Menschen, das ist auch bey einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten der Fall: diese wie jene dürfen nicht selten mit größtem Recht über Geringschätzung oder völlige Hintansetzung ihres Verdienstes Klage erheben. Als Beyspiel kann man unter andern die unpersönlichen Zeitwörter männern und weibern anführen. Können wir das Verlangen, die oft krankhafte Sehnsucht nach einem Manne oder Weibe durch irgend einen andern Ausdruck so kurz, so treffend, und in manchen Verbindungen so naiv und schalkhaft bezeichnen? Noch im Jahr 1724 wurde in einem sehr gangbaren Worterbuche das Italiänische ho voglia di Marito übersetzt: es männert mich und ho voglia di Donna, es weibert mich. Seit dieser Zeit ist die Redensart ganz in Vergessenheit gekommen. Aber warum sollte man sie nicht wieder in Gang bringen? Und was wäre an folgendem Satze zu tadeln: Sicilianische Mädchen männert es oft schon im 12ten; den abendländischen Jünglingen hingegen weibert es selten vor dem 18ten Jahre.

.....

Wie entstand und wie erhielt sich bey vielen Völkern die — Sitte, daß man die Titel und Ehren-Predicate bis auf den Zustand nach dem Tode hinaus erstreckt, die Seligkeit nach Maßgabe des Rangs und der Ehrenstellen auf Erden austheilt und bezeichnet? Kaiser und Könige sind sammt und sonders höchstselig, Fürsten und regierende Grafen hochselig, Consistorial-Räthe und Superintendenten wohlselig.

.....

Was würde man wohl sagen, wenn es heut zu Tage einem Cardinal einfallen sollte, in seinem letzten Willen eine regierende Königinn zur Erbinn seines — Bettes einzusetzen? — Ehemahls waren Vermächtnisse dieser Art nichts unerhörtes. Cardinal Beaufort, Bischof von Winton, bedachte im Jahr 1447 die junge Königinn Margaretha von England mit solch einem Andenken. Es muß aber auch ein Prachtbette gewesen seyn.

.....

Das Bewundern und Anpreisen der griechischen Tragiker, welches seit einigen Jahren in Deutschland herrscht, verdient keinen gelindern Nahmen, als — Götzendienerey. Lernen können die neueren Schauspieldichter von den alten, übergepriesenen wenig mehr, als Fehler, Mängel und Gebrechen vermeiden. Einer der schöneren Auftritte aus Shakspeare (z. B. zwischen Arthur und Hubert in König Johann) ist mehr werth, als alle Werke von Äschylus, Sophocles und Euripides zusammen genommen.

.....

Wie konnten sich die Würtemberger schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts den besondern Dünkel anwandeln lassen, daß sie sich schämten, Schwaben zu heißen? Durch welche Verzüge hatten sie sich vor ihren andern Kriegsgenossen ausgezeichnet?

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag, den 30. April 1810.

Was ist der Werth des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, und Entschlossenheit zu Allem! — Wer dieses hat, dem Mann wird keine philosophische, keine despotische Sophisterey den gesunden Sinn verrucken. In allen Weltveränderungen, im heimischen Gebirg, und in entfernten Zonen, wird er mit Freyheit und Würde sein Vaterland behaupten, oder herstellen, oder ein anderes gründen, oder zu sterben wissen. Der Hohn der Despotie trift solche Manner nie; ihre Verbruderung setzt dem Übermuth Schranken: alle Unternehmungen comprimirten Unwillens, exaltirten Hasses, kochender Rache, neuer Hoffnung, bekommen Richtung, Ordnung und Maße durch Tugend und Verstand.

Johann von Müller.

Friedrich II.

Sich selbst und seinem eigenen Streben überlassen, war Friedrich II. aufgewachsen. Niemand stand ihm zur Seite, der stark genug gewesen wäre, mehr als die Oberfläche seines Geistes zu berühren. Die rohe Rechtlichkeit und Barbarey des väterlichen Hauses erzeugte in ihm, der schon früher Eindrücke einer feineren französischen Bildung bekommen hatte, eine gründliche Opposition; und so war er, als er den Thron bestieg, vielmehr das Gegentheil seines Vaters, als irgend etwas anderes Bestimmtes, Eigenthümliches. Eine leichte Schwärmerey für Poesie, für die Wissenschaften, für Freyheit und Toleranz, wie für alles, was der Zeitgeist durch den Mund französischer Philosophen verkündigen lassen mochte, ist alles, was sich bey seiner Thronbesteigung zu erkennen gibt — freylich genug, um ihm eine Partey in Europa zu bilden, da er das für sich hatte, daß er den übrigen Fürsten durchaus unähnlich war. Große Thaten mochte er wohl schon früher geträumt haben. Der Sänger seiner eignen Thaten, Gesetzgeber und zugleich der Philosoph über seine eigenen Gesetze, August und Horaz, Heinrich und Sülly, vorzüglich Alexander und Aristoteles, zugleich zu seyn, war wohl der höchste Lebensplan, den er in seiner Muße zu Rheinsberg als Kronprinz entworfen hatte. So, ohne tiefere Kenntniß des Lebens, ohne eine durchgreifende Gestalt des Charakters — nur ein Schattenbild vom Ruhm, vielleicht wohl auch den jungen Macedonier vor der Seele habend, — unternahm er den ersten Schlesischen Krieg aus einer Ruhmbegierde, die, als letztes Motiv seiner damahligen Unternehmungen, und als den Hintergrund seiner Seele, Niemand treffender angedeutet hat, als er selbst in späterer Zeit. — In der Schule, worin er gewesen war, hatte er nicht gelernt, sich die Größe der Thaten anders als in Zahlen zu denken — nicht, als wenn er nicht reich an den schönsten Anlagen gewesen wäre, sondern weil nur von einer einzigen Seite her unaufhörlich auf seinen Geist gewirkt worden war; weil seine Seele sich nie von zwey entgegengesetzten, innerlich verschiedenen, Naturen zugleich angezogen gefühlt; weil er die ganze Welt, die ihm gefallen mochte, in einer und derselben, an und für sich schon ziemlich mageren und leblosen Form, der französischen nähmlich, ausgedrückt erhalten; kurz, weil die französische Literatur zwischen Friedrich und dem Alterthum einen Teppich aufgehängt hatte, der die Helden des Alterthums alle in französischem Costüm zeigte, übrigens aber das Alterthum selbst vor der empfanglichen Seele Friedrichs verbarg.

So einsam stand dieser Fürst! Vor seinem Vater schauderte er zurück; geliebt mit Kraft und Entsagung, und Resignation hat er nie; Bewunderung, mehr der Größe und des Umfanges, als des hereischen, menschlichen Gehaltes, war alles, was er in seinen historischen Studien gewann. Römische Imperatoren — Augustus, Hadrian, Marc-Aurel — drückten sich seiner Vorstellung am tiefsten ein; die Form ihrer Herrschaft entsprach seinen Begriffen. — So, von Gemüth und Neigung, war Der, dem die Regierung des Theils von Deutschland anvertrauet wurde, welchen schon ohnedieß seine ganze Lage zu einer Entgegenstellung, wie des eigenen und des Österreichischen, so freylich auch, nach der Statt findenden Verbindung, des eigenen und des Deutschen Interesse führte, und der in derselben bedenklichen Lage der Dinge auch noch benachbarten, ähnlich gesinnten Staaten zu einem Stützungspuncte diente.

Man denke sich einen Charakter wie diesen, befangen von römisch-französischer Eleganz, Beredsamkeit und Philosophie, gegenüber den alten gothischen Formen unserer Reichsverfassung, ferner den derben, vaterländischen, mehr auf den Stoff, als auf die Form gerichteten Sitten! Er konnte sein Volk nicht begreifen, wie es vor seinen Augen und um ihn her lebte, geschweige das Alterthum dieses Volkes.

So war Friedrich im Anfange seiner Laufbahn; indeß ist

er nicht der Erste, der von seinem Schicksal weit über sich selbst weggetragen wurde. Der unüberlegte, auf Schein gerichtete Thatentrieb seiner Jugend ward in langen, unglücklichen und glücklichen, Erfahrungen zu einem wahren Helden-Charakter ausgebildet, starr und verschlossen, aber nicht ohne liebenswürdiges, menschliches Beywesen, womit indeß vielmehr sein königliches Privatleben, als seine Regenten-Laufbahn, geschmückt wurde. Sein Volk war wenig fähig, alles das Französisch-römische, Trajanische, Mark-aurelische Wesen zu fassen, worin der König nun, da er selbst eine römische Thaten-Laufbahn zurückgelegt hatte, bestärkt war. Um so einsamer, um so erhabner über sein Volk, glaubte Friedrich zu seyn. In ein gewisses tiefes Mißverständniß mit sich selbst aber, das kenntlich genug in vielen Privatäußerungen seines späteren Alters liegt, doch sich nie in der Festigkeit und Präcision seiner Regierung erblicken ließ, mußte er natürlicher Weise gerathen: einer Seits durch den römischen Gedanken von Autocratie und unbedingter Macht, den das Schicksal in seiner Seele befestigt hatte; andrer Seits durch die Ideen von Freyheit, von Aufklärung und Humanität, die über sein Herz große Gewalt ausübten, und die er auch keineswegs mala fide als eine Maske des Despotismus gebrauchte. —

Was wir in diesen Vorlesungen Nationalität genannt haben, jene göttliche Harmonie, Gegenseitigkeit und Wechselwirkung zwischen dem Privat- und öffentlichen Interesse, konnte der seltene Mann, obwohl in seiner Art vollendet nach Zeit- und früherer Bildungsweise, nicht mehr verstehen lernen. Mit der Einen Hand gab er den Geistern Freyheit und Toleranz; für die andre schien ihm nichts übrig, als eben dieselben Geister in eine kalte mechanische Form zusammen zu drücken.

So wie aber Friedrich's Privatleben von dem öffentlichen scharf getrennt blieb: so war es unter ihm auch in seinem Staate, und nicht ohne nachbleibende Folgen! Der Antheil des Herzens und des Gemüthes wurde schwach, unfühlbar in der National-Verbindung; und, wie bey Friedrich selbst, rettete sich das Edelste der Menschheit in das Privatleben hinein. Die Freyheit und das Gesetz, welche, wie ich hinreichend gezeigt habe, sich ohne Unterlaß gegenseitig bilden sollen, waren in Friedrichs Monarchie getrennter, als irgendwo sonst, und eben dadurch auch das Privatleben von dem öffentlichen. Die Mängel dieser, in mancher untergeordneten Beziehung bis zur Vollkommenheit ausgebildeten, Verwaltung hingen zum Theil freylich von der Zeit ab. Verstärkt wurden sie aber bedeutend durch die isolirte Bildung, die dem Könige in seiner Jugendzeit abgedrungen und nur übrig war, und die ihn nicht mit seinem, gegen die Einseitigkeit dieser Bildung weit zurückstehenden, Volke hatte vereinigen können. Erst die spätere Zeit hat darüber mehr aufgeklärt, indessen sie niemahls aufhören kann, seinem stets auf das Beste seines Staates gerichteten ernsten Willen und seinem wahrhaften Heldenthum in der eigenen unermüdeten Regierungsarbeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Damit war aber dennoch der Staat — den Ansichten des anführenden Helden, also auch des von ihm geleiteten Volkes, nach — nichts weiter als eine nur so viel als möglich zu vollendende Maschine in der Hand der höchsten Gewalt; und es mußte von einem solchen Geiste der Verwaltung auch auf die Diener und Beamten, welche von diesem überall selbst mitarbeitenden Monarchen so durchaus, und oft im Kleinsten wie im Größten, abhingen, Vieles übergehen. Ein gewisser mechanischer Gang der Geschäftsführung mußte ihnen oft eine freye echtpatriotische Verwaltung ihres Berufes erschweren. Auch das überwiegende Walten des Anciennitäts-Gesetzes konnte keine andre Folge haben, als daß die Beamten schon von den austrocknenden Geschäften aufgezehrt waren, ehe sie zu den Stellen hinan kamen, worin es ihnen vergönnt wurde, dem Willen des Monarchen eine Art von freyer Auslegung zu geben. Die Nation war, nach Theilen, und Dieses und Jenes respectirend, durch Friedrichs Nahmen, durch seine Thaten, seine Schriften, seine Laconismen, und vor allem durch die sechs und vierzigjährige Gewohnheit, an sein Zepter gefesselt; konnte aber, eben um dieser Verschiedenheit und ganzer Geartung der Motive willen, kein fest und lebendig verbundenes Ganze derselben darstellen. So mild und wohlwollend sich des Königs Herz, nach seiner innersten unverkennbaren Beschaffenheit, der Nation gegenüber, oft bewegt finden mußte, und oft wirklich so zeigte: so waren doch, nach dem Charakter und der Ansicht seiner Zeit, die größte Summe beherrschter Quadratmeilen, die arithmetische Vermehrung der Volksmenge, der Einkünfte, der Producte und vorzüglich — was Friedrich von allen Resultaten der Administration am besten verstand — des Geldes, wie schon oben bemerkt worden ist, die Hauptobjecte seiner Verwaltung.

Der hier beschriebene Charakter war freylich zu nichts weniger geeignet, als zum untergeordneten Gliede einer Föderal-Verfassung, wie die des deutschen Reiches. Undeutsch war Friedrich in seinen Neigungen, wie im Privatleben überhaupt; unempfänglich für deutsche Vorzeit, welche von denen Geschichtschreibern, die er las, aus Unverstand am leichtsinnigsten und verächtlichsten behandelt war; unfähig, Glied eines Verhältnisses zu seyn, welches auf irgend einer Art der Gegenseitigkeit beruhete, also unfähig zu dem freyen Gehorsam, den eine deutsche Verfassung verlangte, weil er isolirt und einsam dastand. Überdieß war er in einer schneidenden, früh im Hause des Vaters angewöhnten, Opposition gegen alles, was sich auf Alter und Glauben stützte, in angewöhnter Geringschätzung der Religion, welche die alte Gewährleisterinn des Bundes von Deutschland gewesen war, und welche er nur, einer Seits durch den schwankenden Protestantismus seiner Geistlichkeit, den sein Scharfsinn leicht zu vernichten wußte, und andrer Seits durch die muthwilligen, graziösen Spielereyen und Zweifelenen seiner französischen Freunde kannte. — Wie hätte dieses alles ohne den entschiedensten Einfluß auf den innersten Geist seiner Regierung, und auf die Bildung des Volkes und Staates unter derselben, so wie auf die ferneren, wenn auch erst allmählich und spät sich entwickelnden, Schicksale dieses Staates und Volkes, bleiben können!

Aber, noch schlimmer als das! Friedrich — theils durch die oben entwickelten, in seiner ganzen Bildung gegründeten Widersprüche seines Wesens aus einem Extreme in das andere getrieben, theils mit wirklicher Absicht, an welcher seine Erhabenheit und seine Schwäche gleichen Antheil hatten — verspotteten in dem einen Augenblicke die Reichsverfassung, die er im andern zu respectiren schien, und ward so, durch diese und andere dem Zeitgeiste entsprechenden Eigenthümlichkeiten eine Hauptstimme unter Denen, welche die colossalen Grundlinien dieser Verfassung verkannten, und dadurch zum Umsturz

des alten erhabenen Bundes mit beygetragen haben. Friedrichs Bildung, seine Neigungen, seine Lage und seine Schicksale, seine Erhabenheit und seine Schwäche, sind lange die Grundlage Dessen gewesen, was wir „Preußischer Staat" nannten; und deshalb haben sie näher betrachtet werden müssen, um zu zeigen, wie einer Seits die von ihm dem ganzen Staate eingeprägte mechanische Begriffsform, und wie andrer Seits ein der Belebung derselben ganz abgewandter täuschender Schein von Cultur, Freyheit, Aufklärung und römisch-französische Philosophie den innern Widerspruch herbeygeführt haben, der vom Zeitgeiste vielmehr gepflegt und nachgeahmt, als gelöset worden ist.

Dessen ungeachtet gibt es einen alten Stamm brandenburgischer, preußischer und pommerscher Völker, welche einen wahren nationalen Charakter behauptet haben, noch immer den alten Kern der Nation bilden, und an welche sich die wahren Wiederhersteller des preußischen Nahmens jetzt um so sicherer wenden können, als sie fast allein ihrem Könige verblieben sind.

So war Friedrich, der eine Zeitlang dem ganzen Europa, und noch länger seinem eigenen Staate, alle Vorzeit mit ihren Helden verdeckte und verdunkelte: ohne Zweifel unter allen Denen, die ohne Rücksicht auf die Reaction des Volkes, des eigentlichen Regierungsstoffs, und ohne Rücksicht auf irgend ein eigentlich nationales Band, den Gemüthern, Völkern und Zeitaltern das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit aufzudrücken unternahmen, einer der Größten und Gründlichsten. Denn auf welche andere und neue Ressourcen des Geistes haben sich denn wohl Die gestützt, welche in seine Fußstapfen in Europa getreten sind? — Und über dieß alles hatte Friedrich noch die Anlage einer persönlichen, menschlichen Liebenswürdigkeit, und vermochte, wenn auch nur für die Eine folgende Generation, doch wenigstens für diese, Ahnherr, ich möchte sagen Nationalgott, zu seyn. Indeß — wie schon erinnert, und aus der Popularität seiner Regenten-Laufbahn und aus den vielen Nachahmern derselben (wobey wir nur der sonderbarsten Erscheinung, Josephs II. gedenken wollen) zu erkennen ist — gehört Friedrich II. vielmehr Europa, als dem preußischen Staate insbesondere, an. Er ist die Erscheinung in der Weltgeschichte, die nach den verschwundenen Instituten des Mittelalters, nach dem aufgelöseten religiösen Verbande der europäischen Völker, nothwendig folgen mußte.

Wenn das Leben der Gesetze entwichen, wenn keine Persönlichkeit mehr in den Staatsformen, wie in den alten Standesunterschieden, zu finden ist: — dann, da das Gemeinwesen nun ein Mahl nicht bloße todte Sache, oder Convolut todter Sachen und Begriffe, seyn kann, sondern unaufhörlich wenigstens persönlicher und lebendiger Auffrischung bedarf: — dann melden sich, werden herbey gerufen, herbey gezwungen von dem dürren Zeitalter, heerführende Personen. So zwang Rom, als der Geist und das Leben der Verfassung entwichen war, seinen Cäsar, und Griechenland seinen Alexander herbey. Friedrich und die Nachfolger seines Verfahrens, nicht seines Thrones, empfingen ihre Rollen aus den Händen der Zeit: das Interregnum des Glaubens und der Nationalität muß, da sich der Mensch nun ein Mahl, den Sachen zu Gefallen, nicht aller Persönlichkeit entäußern kann, erfüllt werden, wenigstens mit Gegenständen der Bewunderung und Anbethung, indessen die wahren Götter längst entflohen sind.

Aber nicht bloß um ihrer Institutionen, ihrer Staatseinrichtungen, nicht bloß um ihres Einflusses auf die Nachwelt oder um ihrer Verhältnisse zu der Vorwelt willen, müssen Charaktere wie Friedrich studiert werden, sondern auch, wie ich mich zu zeigen bemühet habe, um das Zeitalter und seine Gebrechen zu erkennen. — —

Wenn übrigens irgend etwas den richtigen Sinn des jetztregierenden Königs von Preußen beweiset, so war es die innere Abneigung, die er vor der unbedingten Adoration seines Großoheims, dessen Genie er persönlich verehrt, bey vielen Gelegenheiten gezeigt hat. Die bekannte, und dem großen Haufen der Kunstfreunde und gebildeten Dilettanten unsrer Zeit unverständlich gewesene Cabinetsordre an die Akademie der Künste, worin der König seinen Wunsch äußerte, viel lieber Gegenstände aus der älteren vaterländischen Geschichte, als aus der griechischen und römischen Mythologie behandelt zu sehen, ferner sein beständiger Drang, neben dem Ruhme Friedrichs II. auch den viel nationaleren des großen Churfürsten Friedrich Wilhelms, und älterer Helden des brandenburgischen Hauses, geltend zu machen: — alle diese Umstände beweisen, wie richtig der König fühlte, daß Friedrich II. mit seinen Thaten, seinem Ruhm und seiner Größe, dennoch eine Art von Scheidewand bildete zwischen den eigentlichen Ahnherren der preußischen Monarchie und ihren Enkeln.

Historische Versuche*)

durch

Johannes Müller.

.....

Orientia tempora notis
Instruit exemplis.

Horat.

.....

Übersicht der Staatsgeschichte Europens im Mittelalter.

Omne aevum tribus explicare chartis.

Catull.

Einleitung.

Als Rom aller Welt Gesetze gab, blühte Spanien durch den lebhaften Handel auf seinen Küsten und in trotziger Freyheit in seinen Bergen; — Gallien war geschwächt durch zahllose Parteyen und durch Weichlichkeit verderbt. In den Sümpfen der Niederlande wohnte ein kriegerischer Stamm, — so lange war Großbritannien unbezähmbar, als es, zufrieden, frey und einfach zu leben, fremde Sitten ferne hielt. Daß sie eben jenem Leben treu geblieben, das machte die Germanen furchtbar und unüberwindlich. Finstre Wälder deckten zum Theile die Schweiz, zum Theile bewohnte sie ein friedliches, dennoch streitbares Volk. Hungarn und seine Nachbarslande wollten eher Alles missen, als die Freyheit. Die Griechen hatten nichts mehr als Witz, Asien, des Gehorsams gewöhnt, war begnügt zu genießen, Ägypten mit Sclaven, Wollüstlingen und Charlatanen bevölkert, Afrika's Küstenland war wohl gebaut und

*) Essais historiques, erschien zu Berlin bey Decker, 1781, und gehört schon unter die literarischen Seltenheiten, darum glaubt man dürfte diese erste Übersetzung ein willkommenes Geschenk seyn.

wohl vertheidigt. Im Mittag starrten ungeheure Sandwüsten. Im Osten waren die Araber unbesiegbar durch ihre Lebensweise und eben um derentwillen auch ruhig, die Parther mehr zu Raubzügen geeignet, als zu Eroberungen. — Vom Norden her dräueten eine Unzahl Nationen mehr lästig als furchtbar, man mußte sie durch Geschenke gewinnen oder durch die Waffen niederhalten. Jenseits des Berges Krapak und der Elbe und einige Tagereisen vom schwarzen Meere, war Alles unbekannt.

(476) Als Rom der Scepter der Welt entfiel, zerfleischten die Kriege der Visigothen, Vandalen, Allemannen und Alanen das, durch seine Unterwerfung entartete Spanien. Gallien, mit sich selbst uneins, durch langen Druck entwürdigt und zerstört, lag den Franken, Burgunden und Westgothen zur offenen Beute. Die Niederlande waren schon der Franken. Großbritannien verlor mit seinen Sitten alle Kraft, es war seitdem von allen Nachbarn verachtet, aus allen Ländern am schlechtsten regiert, am unfähigsten zu irgend einem Unternehmen. In Deutschland sahen sich die Sieger unglücklicher durch ihre Eroberungen als ehevor in ihren Wäldern, die Schweiz war eine Wüste, Hungarn der Durchzug aller barbarischen Nationen, Griechenland unfähig zum Großen und ohne Geschmack für das Schöne. — Constantinopel, Asien, Ägypten, ohne politische oder militärische Haltung, ohne Sitten, fröhnten dem Aberglauben und dem verächtlichsten aller Höfe. Afrika seufzte unter eisernem Druck, im ganzen Kaiserthum Entvölkerung, Ruin, Blutbäder, Raub, Unterdrückung, Unwissenheit, Feigheit, alle Gräuel gepaart mit jedweder Schändlichkeit, nirgends eine Aussicht, Alles verloren, und — auf immer.

Die Zeiten der Anarchie.

Die Universal-Monarchie, schon lange nur mehr ein großer Körper ohne Seele, war endlich verschwunden, aber die Gewohnheit, fünf Jahrhunderte lang einen Kaiser an der Spitze aller Nationen zu sehen, war die Ursache, daß man gewohnt war, diese oberste Gewalt in irgend einem Beherrscher anzuerkennen. Viele Fürsten, deren Ehrgeiz hiernach strebte, verbreiteten Krieg und wechselseitiges Mißtrauen über ganz Europa. — Die Fürsten und Völker welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die oberste Gewalt inne hatten, folgen.

Die Geschichte der neueren Staaten übertrift durch die Schwierigkeiten, womit jede Unternehmung zu kämpfen hat, alles, was man in der älteren Geschichte findet; wir haben weit mehr Ursache, über die Begebenheiten zu staunen, welche wir sehen, als über diejenigen, welche wir lesen.

Fünftes und sechstes Jahrhundert. An der Spitze der Geschichte des Mittelalters erscheint ein großer Mann, sein Geist verschaffte ihm die höchste Macht, und seine Klugheit lehrte ihn, sie gut benützen. (493) Theodorich ist es, König der Ostrogothen in Italien. Nur Italien, die Provence und ein Theil der Schweiz standen unter seinem Scepter, aber die Ehrfurcht, welche man für Rom hatte, wo Theodorich regierte, und die Achtung, welche seine großen Eigenschaften allen barbarischen Nationen einflößte, verschaffte ihm das Ansehen eines Vaters bey den Königen von Spanien, von Frankreich, bey jenen der Burgunder und der Allemanen; er bediente sich desselben, um überall Ruhe und Ordnung herzustellen. Doch seine Macht war nur die Wirkung seiner Eigenschaften, mit ihm verlöschte daher auch sie. (526) Das sechste Jahrhundert zeigt uns keinen Fürsten mehr, der sich durch hohe und anhaltende Geisteskräfte auszeichnet.

Man findet die oberste Gewalt in den Händen einer Nation, von welcher die Sieger Roms Gesetze annehmen mußten, überall erscheint sie und stets siegreich. Es sind die Franken, welche nicht zufrieden mit der Eroberung von Frankreich, nur durch ihren Heldenmuth, ohne eine wohl organisirte Regierung und ohne ausgezeichnete Kenntnisse der Kriegskunst zu besitzen, sich der ganzen Schweiz und des obern Theils von Deutschland bis an die Gränzen Westphalens bemächtigten. Diese Nation war es, welcher die griechischen Kaiser ihre Aufmerksamkeit schenkten, und welche ihre Macht fast durch das ganze damahls bekannte Europa ausdehnte.

Dieses Jahrhundert kann die Periode der Gründung neuer Staaten genannt werden. Im Jahre 484 fing die Regierung Clodwigs an, im Jahr 493 jene Theodorichs; in demselben Jahr machte Ambrosius den letzten Versuch, England von den Sachsen zu befreyen: 568 entstand das Reich der Lombarden; in demselben Jahre machte der Sieger der Sueven Levigild die Westgothen zu Herren von ganz Spanien. Der Norden ist unbekannt; aber um diese Zeit scheinen die Russen das Land besetzt zu haben, in dem wir sie jetzt noch sehen.

Siebentes Jahrhundert. Es unterliegt keinem Zweifel, welche Nation hier den ersten Platz einnimmt; jene ist es, welche von Erschaffung der Welt an ruhig, damahls ihr Land verließ, und in weniger als fünfzig Jahren das persische Reich, Mesopotamien, Syrien, Ägypten und die ganze Küste der Barbarey bis an die Meerenge von Gibraltar unterjochte: wer erkennt dann nicht die Araber? Es war kein Einfall wie der des Attila, sondern ein Reich, daß länger dauerte, als selbst das Römische. Innere Zerrüttung schwächte die Spanier, die Franken und die Engländer: die Lombarden hatten einige gute Könige, aber ihr Ruhm beschränkte sich nur auf ihr eigenes Land. Die Araber kamen zwar noch nicht nach Europa, aber über sie vergißt man Europa; dieses Jahrhundert gehört den Arabern an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Reformatoren des siebzehnten Jahrhunderts.

Unter die Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts, die sich vorzüglich mit der Verbesserung der damahligen Lehrmethoden beschäftigten, gehören Wolfgang Ratich, Christoph Helwig und Joh. Amos Comenius. Letztern kennt noch jetzt jeder, der in der Kirchengeschichte nicht ganz Fremdling ist, oder in seinen Knabenjahren mit dem Orbis pictus unterm Arme die Reise nach Latium angetreten hat. Aber vergessen sind Ratich und Helwig, deren Andenken dieser Aufsatz erneuern will.

Ratich, geb. 1571 zu Wilster in Holstein, beschäftigte sich frühzeitig mit dem Versuche, eine bequemere Lehrart für Sprachen und Wissenschaften zu erfinden, und brachte, um sich deste gründlichere Kenntnisse in fremden Sprachen und in

der Mathematik zu erwerben, mehrere Jahre in England und Holland zu. Als er nun mit seiner Erfindung öffentlich auftreten zu können glaubte, wandte er sich zuerst an einzelne deutsche Höfe und ansehnliche Städte, im J. 1621 aber auch an sämmtliche damahls zu Frankfurt versammelte protestantische Stände. Nicht vergebens erscholl seine Stimme. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg machte ihm zur Beförderung seines Werks ein für die damahligen Zeiten beträchtliches Geschenk; Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt ließ sein didactisches Arcan durch zwey Professoren von Giessen prüfen, und sich darüber ein Gutachten erstatten; am meisten aber interessirte sich für die Sache die verwitwete Herzoginn Dorothea Maria von Weimar, die für die holden Musenkünste im siebzehnten Jahrhunderte war, was ihnen im achtzehnten Amalia wurde. Sie veranstaltete in Erfurt eine Zusammenkunft mehrerer Gelehrten zur nähern Erwägung der neuen Methode, ließ sich auch von andern ihre Gedanken über dieselbe mittheilen, nahm selbst, mit ihrer Schwester, der Prinzessinn Anna Sophia, bey Ratich Unterricht, und vermachte ihm, als sie 1617 starb, 2000 Gulden zur Beförderung seines Institutes. In der Folge kam er an den Hof des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, der ihn in seine Residenz aufnahm, und eine stattliche Buchdruckerey anlegen ließ, in der mehrere von Ratichs Schriften (die jetzt alle unter die Seltenheiten gehören), gedruckt wurden. Aber schon im nächsten Jahre kam er von da weg, zuerst nach Magdeburg, und dann nach Rudolstadt, wohin sich inzwischen die obgedachte Prinzessinn Anna Sophie an den Grafen Carl Günther von Schwarzburg vermählt hatte. Diese veranlaßte ihren Gemahl, ihn an seinem Hofe zu versorgen, und entzog ihm, so sehr auch die Zahl seiner Gegner sich von Tage zu Tage vermehrte, ihr Wohlwollen nicht. Noch nach dem Tode ihres Gemahls bezog Ratich von ihr, Anfangs auf dem Schlosse zu Kranichfeld, dann in Erfurt, seinen Unterhalt, bis sie endlich Gelegenheit fand, ihn dem berühmten schwedischen Reichskanzler, Grafen von Oxenstierna, zu empfehlen. Oxenstierna ließ durch einige Gelehrte in Erfurt Ratich's Didactik einer neuen Prüfung unterwerfen; aber ehe weiter etwas geschah, wurde dieser von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Hand und die Zunge lähmte, und zwey Jahre später, durch einen wiederhohlten Anfall, am 27. April 1635 seinem Leben ein Ende machte.

Wie viel Zutrauen zu Helwig's (Prof. der Theologie zu Giessen) pädagogischer Einsicht seine Zeitgenossen hatten, beweisen die ehrenvollen Aufträge, die an ihn ergingen. Er war einer der beyden Commissarien, durch welche, wie oben erzählt ist, Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Ratichsche Lehrmethode prüfen ließ. Von einem andern nicht minder wichtigen Geschäfte gibt sein Schwiegersohn, D. Schupp, folgende Nachricht: „Endlich hat die evangelische Gemeinde der Stadt Augsburg von dem hochweisen Fürsten Hrn. Ludwigen dem treuen Landgrafen zu Hessen gebethen, Ihro Fürstl. Gnaden wollten ihnen Dr. Helvicum gleichsam lehnen auf ein Jahrlang, sie wollen anderer Potentaten Leute auch invitiren, und sehen, daß sie eine Schule anordnen können, nach deren Art alle andere Schulen in Deutschland könnten reformirt werden." Helwig nahm, mit Erlaubniß seines Fürsten, den Auftrag an, und reisete nach Augsburg. Was in neuern Zeiten Basedows und Pestalozzis Loos wurde, war auch das seine — Beyfall und Lob auf der einen Seite, auf der andern Widerspruch und Tadel. Männer von berühmten Nahmen, z. B. in Holland van der Does und Scaliger, der doch lieber sich, als Andere lobte, billigten seine Ideen, und von der Schweiz her machte Buxtorf ihm das (allzudemüthige) Compliment: „Si tibi adessem, Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum." Aber eben so wenig fehlte es ihm an Gegnern. Dieß erzählt sein Schwiegersohn selbst, mit dem Zusatze: „Und der theure Mann hat sich vielleicht über solche Dinge alterirt, sonderlich, da er wieder von Augsburg kommen, und von den Philosophis zu Giessen diese höhnische und spöttische Wort hat anhören müssen, er habe wollen einen Trichter machen, dadurch er der Jugend die Kunst in den Kopf habe schütten wollen, eben wie man den Wein in Herbstzeiten in das Faß schüttet." Allzustarke Anstrengung und Nachtwachen stürzten den thätigen Mann, als er kaum 35 Jahre alt war (am 20. Sept. 1617), ins Grab, und mit ihm all die großen Entwürfe zur Verbesserung des Erziehungswesens, die er in Kopf und Herzen trug.

Historische Notizen von der Erziehung.

(Beschluß.)

Rußland hat in den neueren Zeiten, besonders seit der Regierung Alexanders I., zur Umgestaltung und Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in seinem Innern die rühmlichsten Einrichtungen getroffen, und hiermit dessen Bewohnern zu einer lichteren Zukunft die Aussicht eröffnet.

Den Gebrechen der Erziehung in Deutschland half das 17. Jahrhundert nicht ab. Die gutgemeinten Schriften des Amos Comenius (besonders sein Orbis pictus) sind ein verunglückter Versuch. Die von einigen deutschen Fürsten, besonders vom Herzoge Ernst dem Frommen in Sachsen-Gotha, gestifteten und regenerirten Schulen arteten bald in Pedanterie und Unsinn aus. Die Versinnlichungsmethode in den Privatinstituten war ein Inbegriff der Abgeschmacktheit, und den alten Schulmännern war an Neuerungen nichts gelegen.

Dauerhaftere Verdienste um die Jugend erwarb sich gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts Franke, (st. 1727) der ehrwürdige Stifter des Hallischen Waisenhauses und Pädagogiums. Von der Idee beseelt, daß nur durch Hinlenkung des Menschen zur Anbethung Gottes wahrhaft gute Bürger des Staates gebildet werden, führte er den Geist echter Pietät in seine Institute ein, erzog viele gute, arbeitsame Menschen aus allen Ständen, und bildete viele tüchtige Lehrer für nahe und ferne Provinzen. Seine Anstalten fanden Beyfall und Nachahmung. Die Vermischung und Verrückung der Zwecke in dieser und jener Anordnung thun der großen Achtung gegen diesen edlen Mann keinen Abbruch. Er hat für sein Zeitalter viel geleistet. Nach Frankens Tode geriethen seine Institute durch Einschleichung mehrerer Mißbräuche allmählig in Verfall. Den Bemühungen des um die Pädagogik sehr verdienten Niemeyer danken sie ihren neuesten Flor.

Von der Verderbtheit der Erziehung seines Zeitalters tief ergriffen, trat in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Basedow auf, und gab durch seine Schriften sowohl, als

auch durch Errichtung einer Educationsanstalt in Dessau, dem alten Schul- und Erziehungswesen einen mächtigen Stoß. Sein Beginnen fand enthusiastischen Beyfall, und selbst die Unterstützung einiger Regierungen. Mag Basedow immer von den Zwecken der Erziehung keinen reinen, gehörig geordneten Begriff gehabt, mag er bey der Anlegung und Durchführung seines Planes auffallende Fehler begangen, und sogar die gröbsten Mißbräuche in der Erziehung veranlaßt haben; ihm gebührt doch stets das große Verdienst, eine der ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit mit vorzüglichem Nachdrucke angeregt, viel Gutes darin gestiftet, und zur späteren Vervollständigung der Erziehungskunde die nächste Veranlassung gegeben zu haben.

Durch Prüfung und Läuterung der vorhandenen Erziehungsideen, und durch die vereinigten Anstrengungen vieler achtungswürdigen deutschen Schriftsteller erhielt nach und nach, besonders seit der Erscheinung der Kantischen Philosophie, die Pädagogik eine der Bestimmung der Menschheit entsprechendere, und dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft zuträgliche wissenschaftliche Gestalt.

Statistische Notizen.

Cadix ist unstreitig eine der merkwürdigsten Städte der Welt. Sie liegt in der spanischen Provinz Sevilla, auf der Nordspitze einer kleinen Insel mit Nahmen Leon. Gegen die Seeseite zu wird sie durch senkrecht gehauene Felsen geschützt, nach der Landseite zu hat sie aber einen tiefen Graben und mehrere Werke, welche die ganze Breite der Insel an dieser Seite einnehmen. Der südöstliche Theil der Insel ist durch eine Brücke la Puente de Suaço mit dem festen Lande verbunden. Der Umfang der Stadt selbst beträgt nicht über drey Viertelstunden, und doch setzte man sonst die Zahl der Einwohner auf 72,000; worunter sich 20,000 Franzosen, und 12,000 Italiäner und andere Ausländer befanden.

Was aber eigentlich Cadix die große Wichtigkeit gibt, und es den ersten Städten der Welt gleich stellt, ist sein unermeßlicher Handel. Im Jahre 1795 zählte man hier mehr als 110 Schiffseigenthümer, und ungefähr 670 Handelshäuser, mit Ausschluß der Detailhändler und der Krämer. Der Hafen dieser Stadt faßt eine außerordentlich große Zahl von Schiffen jedes Ranges. Im Jahre 1776 waren 949 Schiffe von allen Nationen eingelaufen, und darunter befand sich 265 französische.

In dem Jahre 1791 stand Cadix mit dem übrigen Europa in der lebhaftesten Handelsverbindung. Es liefen 1010 Schiffe in seinen Hafen ein, worunter 180 englische, 176 spanische aus Amerika, 162 spanische aus Europa, 116 französische, 104 portugiesische, 90 aus den vereinigten Staaten, 80 holländische, 41 dänische, 25 schwedische, 22 ragusanische, 6 genuesische, 2 venetianische, 1 hamburgisches, 1 russisches, 1 kaiserlich-österreichisches und 1 spanisches Schiff aus Manila.

Die 177 spanischen Schiffe aus den Colonien hatten für 25,788,175 harte Piaster an Gold und Silber, theils gemünzt, theils in Stangen und an Edelsteinen mitgebracht.

Die fremden Nationen, welche, sonst wenigstens, die meisten festen Handelshäuser zu Cadix hatten, waren die Irländer, die Flamänder, die Genueser und die Deutschen, unter diesen vornähmlich die Hamburger. Engländer und Franzosen hatten die wenigsten Etablissements daselbst, ob sie gleich lebhaften Antheil an dem Handel des Ortes nahmen.

In Cadix befindet sich eine Steuermannsschule, eine Marine-Akademie, ein sehr festes, sehr bequemes, und mit trefflichen Instrumenten versehenes Observatorium. Schwerlich wird man in Europa einen Ort finden, wo eine so vollständige Einrichtung für die Kriegsmarine wäre.

.....

Kürzlich las man folgende Übersicht aller von Rußland seit einigen Jahren gemachten Eroberungen und Vergrößerungen seines unermeßlichen Gebieths.

Rußland nahm von Schweden in den Jahren 1721 und 1743:

Liefland	mit	527,000	Einw.
Esthland	—	200,000	—
Karelien	—	187,000	—
Ingermanland	—	607,000	—

Es entriß der türkischen Herrschaft in den Jahren 1774, 1783, 1784, 1792 und 1795:

Azow, Ketsch, Jenikale, Kimburn, und alles Land zwischen dem Bog und Dnieper mit		171,000	—
Die Krimm, die Insel Taman, einen Theil der kubanischen Tartarey; die Population ist unbekannt.			
Oczakow, und das Land zwischen dem Bug und Dniester mit		150,000	—
Mingrelien und Imirette mit . .		200,000	—
Es nahm von Pohlen bey der Theilung von 1772 einen Strich Landes mit . . .		1,300,000	—
Bey der Theilung von 1793 ein Stück mit		3,011,688	—
Bey der Theilung von 1795 wieder andre Provinzen mit		1,176,590	—
Endlich Kurland mit		387,922	—
Die von Persien abgerissenen Länder, sowohl in Ober-Georgien und den Ländern am Kaukasus, als auch am schwarzen Meere und Don, in Kuban, der Halbinsel Taman können haben		840,000	—

ungerechnet noch viele neu unterjochte Völkerschaften Sibiriens, deren Population man nicht kennt.

Noch konnte vor dem Tilsiter Frieden hierher gezählt werden die Sieben-Inseln-Republik mit . . . . . 180,000 —
welche fast unbeschränkt von Rußl. regiert wird.

Finnland mit . . . . . 960,000 —

Das Total aller Länder, die Rußland seinen angränzenden Nachbarn entriß, beträgt demnach eine Populationsmasse gegen eilf Millionen Einwohner.

.....

Bekanntlich strömen Jahr aus Jahr ein zahllose Schaaren Auswanderer nach den Küsten Nordamerika's, wo der fruchtbare Boden bey weitem noch nicht Hände genug zu seiner Bearbeitung zahlt. Besonders sind es jetzt der neue Ohio-Staat, der im J. 1802 in den Bund der Nordamerikaner

aufgenommen ward, und die Louisiana, welche demselben erst neulich zugefallen ist, wohin die unglücklichen Europäer eilen, um sich ein neues, ruhigeres, freyeres Vaterland zu gründen.

Um sich von dem unglaublich schnellen Anwachs der Bevölkerung Nordamerika's einen lebhaftern Begriff zu machen, ist es genug, das Zunehmen der Population in diesen beyden jüngsten Staaten des freyen Nordamerika zu kennen.

Im Jahre 1787 zählte das ganze Ohio-Land nur 1150 Einwohner, kaum so viel als ein sehr mäßiges Europäisches Dörfchen. — Im Jahr 1800 befanden sich daselbst schon 32,680 Seelen! und im J. 1804 wohnten dort 98,463 Personen beysammen.

Louisiana hatte, ehe dieß Land den vereinigten Staaten gegeben ward, 50,150 freye Leute, 39,820 schwarze Sclaven, und 10,340 Mann Milizen. Seit dem aber sind schon 6,700 Colonisten in diese neue Provinz eingewandert.

Kein Wunder, wenn durch die starken Auswanderungen manche Gegenden des sturmvollen Europa unvermerkt entvölkerter werden. In Irrland, wo die Unruhen einheimisch geworden sind, wird die Abnahme der Volkszahl schon jetzt sehr empfindlich gespürt. In Dublin, der Hauptstadt Erins, zählte man im Jahr 1798 noch 16,401 bewohnte Häuser, im Jahr 1804 aber nur 15,645 dergleichen. Beynahe 1000 Häuser standen leer! — Im Jahr 1798 betrug die gesammte Volksmenge von Dublin, mit Einschluß der Garnison, 182,370 Seelen, im Jahr 1804 aber nur noch, und ohne Garnison, 167,899. Aus den Listen ergab sich auch, daß in dieser Stadt 20,247 Weiber mehr als Personen männlichen Geschlechts waren. Welch ungeheures Mißverhältniß!

.....

Nach der im Jahre 1793 in Neuspanien gemachten Volkszählung, die Humboldt mittheilte, betrug die Population des spanischen Nordamerika 4,483,529 Seelen. Die Bevölkerung in diesem Lande, wo durch den leichten Erwerb der Nahrung die Heirathen so leicht sind, geht nach Humboldts Beurtheilung so reissenden Schrittes vorwärts, daß sie sich alljährlich um 150,000 Menschen vermehrt, folglich alle neunzehn Jahre verdoppelt, wenn keine besondere Unglücksfälle eintreten. Nach seiner Berechnung beträgt die Population Neuspaniens im Jahre 1808 schon an 6,500,000 Seelen.

Nach der Vergleichung der von mehrern Ländern bekannten Thatsachen in Rücksicht des Verhältnisses der Geburten zu den Verstorbenen, kommen in Frankreich 100 Gestorbene gegen 110 Geborne, in England 100 gegen 120; auf die gleiche Anzahl oder auf 100 Gestorbene kommen in Schweden 130 Geborne, in Finnland 160 Geborne, im russischen Reiche 166, in Westpreußen 180, im Gouvernement Tobolsk 210, in mehreren Gegenden der Hochebene von Mexiko 230, in Neu-Jersey in Nordamerika 300.

Die schnellen Fortschritte der Population Neuspaniens werden freylich durch schlechte Staatsverwaltung oft gräßlich gestört. So starben in Neuspanien im Jahre 1784 an den aus der Hungersnoth entstandenen asthenischen Krankheiten 300,000 Menschen.

Überhaupt hatte die altspanische Regierung noch immer barbarische Maximen gegen die Indianer oder ursprünglichen Eingebornen des Landes geübt; schon ein Mahl war in den Jahren 1781 und 1782 eine blutige Insurrection der Verzweifelnden Folge davon. Die Anzahl der Weißen oder Spanier belauft sich in Neuspanien vermuthlich kaum auf 1,200,000 Seelen, mit Inbegriff der Kreolen.

.....

Im Jahre 1787 betrug die gesammte zu den brittischen Inseln Westindiens gehörige Population 50,000 Weiße, 10,000 farbige Leute und 465,000 Sclaven.

Im Jahre 1805 belief sie sich auf 55,000 Weiße, 18,000 farbige Leute und 510,000 Sclaven. In Jamaika allein hatte sich während dieses Zeitraums (von 1787 bis 1805) die Zahl der freyen farbigen Leute von 4000 auf 9000 vermehrt, und die der Sclaven von 256,000 auf 280,000. Wahr aber ist es auch, daß die jährliche Sclaven-Einfuhr die schwarze Population dieser Insel immer um 4000 Seelen vergrößerte.

Das Klima in den tropischen Ländern ist wahrlich den Negern nicht halb so nachtheilig, als den Europäern. Man kann die relative Sterblichkeit der Weißen und der Schwarzen in Westindien nicht bestimmter erkennen, als wenn man den Etat der englischen Regimenter vom Jahre 1796 bis 1802 vergleicht. Daraus sieht man, daß, wenn ein Schwarzer starb, gewiß dagegen mehr als vier Weiße starben.

Die nachstehende Tabelle der bey der brittischen Armee in Westindien an Krankheiten Verstorbenen ist für den philosophischen Beobachter in Europa noch in manchen andern Beziehungen merkwürdig.

Es ist folgende:

Europäische Soldaten.					Neger-Sold.			Officiere.
Jahr.	Größte Truppenzahl.	Mittlere monatl.	Todte.	Aufs Hundert.	Truppenzahl.	Todte.	Aufs Hundert.	Todte.
1796	19,676	15,881	6484	40¾	2495	75	3	226
1797	15,627	11,503	3766	32¾	3080	148	4	99
1798	9,192	8,416	1602	17½	3055	252	8	38
1799	7,654	7,202	896	11⅝	3354	258	7¾	24
1800	8,840	7,890	1221	15½	4320	286	6⅔	58
1801	11,745	10,315	2340	22⅝	4604	276	6	104
1802	10,198	9,039	990	11	3840	199	5	41

.....

So viele Beschreibungen wir auch schon von Ostindien, dem unerschöpflichen Ophir der Britten, haben, blieb doch vieles, sogar die Größe, Bevölkerung und Cultur dieses Landes, höchst ungewiß; denn in Indien gibt es weder Geburts- Heiraths- noch Sterberegister. — Ältere Calculs schätzten die Population von Bengalen auf eilf Millionen Seelen, und scheinen einer neuern Schätzung zur Basis gedient zu haben, der zufolge man die gesammte Population auf dem Gebiethe der Compagnie in Indien zu zwanzig Millionen Seelen anschlug, die Vergrößerungen nicht gerechnet, die die Gouverneurs Cornwallis und Wel-

Lesley zu dem ungeheuern Reiche der Britten in Südasien hinzufügten; denn nur in Decan betrug die Volkszahl der brittischen Domänen gegen 9,000,000 Seelen.

Im Jahre 1789 wurde eine Art Zählung vorgenommen, indem man die Taxeneinnehmer befragte, welche allerdings die Volkszahl am besten zu beurtheilen im Stande seyn sollten. Daraus ergab sich, daß man in Bengalen und Bihar 22 Millionen Einwohner zählte. — In einem neuern zu Kalkutta 1804 erschienenen und zu London 1806 nachgedruckten Werke über „Bengalens Landwirthschaft und innern Handel" wird aber auch diese Zahl für allzugering gehalten. Es schätzt die Population von Bengalen und Bihar auf 24, und wenn die Provinz Benares dazu gezählt wird, auf 27 Millionen Seelen. Selbst diese Anzahl scheint noch nichts weniger als übertrieben zu seyn. Denn da man bey einer sorgfältig angestellten Zählung in einem der nicht bevölkertsten Districte auf einem Raum von 2531 englischen Quadratmeilen in 2784 Dorfschaften oder Kirchspielen (Manzas) 80,914 Landbauer oder Pächter fand und 22,324 Arbeiter, Handwerker u. s. w., die eine Grundsteuer zahlten: so würden, fünf Personen auf die Familie gerechnet, auf eine Quadratmeile im Durchschnitt über 203 Seelen kommen. — Da nun Bengalen und Bihar einen Flächenraum von 149,217, oder Benares dazu gezählt, von 162,000 Quadratmeilen haben: müßte sich die Volkszahl auf 32,987,500 Seelen belaufen. — Nur der dritte Theil des Bodens von Bengalen und Bihar ist angebaut, und liefert den mäßigen Indiern hinreichende Nahrung. Da aber den asiatischen Unterthanen Großbritanniens Erleichterung des Absatzes fehlt, überlassen sich Bauern und Handwerker behaglicher Trägheit, ungeachtet das Land bevölkert genug wäre, um angebauet zu werden. Wirklich ist man gegenwärtig in einigen Districten daselbst beschäftigt, durch Anlegung von Canälen den bessern Absatz der Producte zu befördern und so ist vorauszusehen, daß dort auch bald eine größere Menge des üppigfruchtbaren Bodens, der jetzt verraset liegt, in Nutzung gesetzt wird.

Miscellen.

Der Römer Varro theilte die Geschichte in ganz dunkle Zeit (ἄδηλον), in mythische (μυθικον), und in historische (ἱστορικον) ein. Nicht bloß für das Leben des Menschengeschlechts, sondern auch für das Leben jedes Menschen taugt diese Eintheilung vortrefflich. Man kann von jedem, der zu Ende damit ist, sagen, wie von Cäsar: venit, vidit, vixit. Beym Kommen die dunkle Periode; wer weiß wie und woher er kommt? Beym Sehen, wahrlich noch keine historische Zeit, noch völlig mythische, in welcher uns Liebe, Vertrauen, Hoffnungen, Glück, wie Wahnbilder täuschend begegnen. Und endlich die historische Zeit, das Stehen an jenem kleinen Graben, welcher Zeit und Ewigkeit von einander scheidet. Da wird erst auch die mythische Zeit klar; aber die Gegenwart ist es immer gewiß: es ist so historisch helle, daß man zum ersten Mahle sicher in eine Katastrophe der Zukunft blickt.

.....

Zu einem Muster weiblicher Schönheit, oder unbestimmter zu reden, weiblicher Reitzesfülle verlangte der Deutsche im 16ten Jahrhundert ungleich mehr, als der im 19ten. Er glaubte, die zur vollen Sinnenlust gehörigen Eigenschaften seyen nicht bey einem Volke beysammen zu finden, sondern die gewünschte Vollkommenheit müßte gleichsam gliedweise aus mehreren Ländern und Gegenden zusammengesetzt werden. Deutlich sagt dieses Fischart, genannt Menzer, wenn er von Gargantua's Gemahlinn, Gurgelmilta von Honigmunda, etwas leichtfertig und muthwillig singt:

Den Kopf von Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brüst aus Österreich im Schrein,
Aus Frankreich — — — — —
Aus Bayerland — — — —
Rucken aus Brabant, Händ von Cölln ꝛc.

Was Fischart hier zusammenstellt, das waren sicher lauter sprichwörtliche Redensarten.

.....

Was ist von einem Fürsten zu denken, der in verhängnißvollen Zeiten unter die Merkwürdigkeiten seines Lebens Umstände rechnet und aufzeichnet, wie folgender:

„Hab mir heute den Kopf waschen lassen, hat mir recht wohl gethan." Eigenhändig und wörtlich schrieb dieses ein Regent, der unter den Beherrschern Würtembergs nicht eben den letzten Platz verdient, Herzog Johann Friedrich. († 1628.)

.....

Jemanden duzen, besonders verheirathete Personen, ward in Frankreich schon im 14. Jahrhundert als eine beleidigende Unhöflichkeit angesehen. In Deutschland hingegen erlaubten sich Schriftsteller noch am Ende des 15., und zwar in ungebundener Rede, das vertrauliche Du sogar gegen Fürstinnen. Heinrich Steinhell (oder Steinhöwel), der bekannte Ulmische Arzt, welchem man den Vorwurf der Ungeschliffenheit nicht machen kann, nennt in einer Zueignungsschrift die Erzherzoginn Eleonore von Österreich nie anders, als Du, oder deine Gnaden.

.....

Woher kommt die bildliche, etwas niedrige Redensart: einen in's Bockshorn jagen, d. i. in die Enge treiben, in Angst und Verwirrung, oder auch zu einem schimpflichen Schweigen bringen?

Diese Aufgabe stand schon im Jahr 1759 in einem ehemahls vielgelesenen Blatt, aber erst mehrere Jahre darauf erfolgte eine Beantwortung. Ein Ungenannter stellt darin die Behauptung auf: das Osterfeuer (Nothfeuer), in welches man, in alten Zeiten, aus Aberglauben Menschen und Vieh, die an Krankheiten litten, getrieben habe, sey ehemahls Bockshorn genannt worden. Diesen plattdeutschen Nahmen (hochdeutsch Bocksdorn) führe ein kleiner stachelichter Strauch, der seiner Brennbarkeit wegen vielleicht unter das andere Holz gelegt worden sey. Bockshorn sey nichts anders, als das entstellte Wort Bocksthorn.

Beweisgründe hat der Ungenannte keine beygebracht, und seine Erklärung verdient keinen Beyfall. Sie paßt erstens durchaus nicht auf die ähnlichen Redensarten in's Bockshorn kriechen, und man kann nicht alle Köpfe in ein Bockshorn zwingen. Und dann scheint das Sprichwort selbst weit jünger, als die Zeiten, wo das Nothfeuer hie und da gewöhnlich war. Die Aufgabe bedarf also einer andern Auflösung. Vielleicht beschäftigt sie gelegentlich das Nachspüren eines unserer gelehrten Sprachforscher, eines Rast, Gräter, Eschenburg, Reinwald, Radlof, Reynitzsch.

Verbesserungen.

In Nro. 47. Seite 203 Sp. 2. soll es heißen, zierlich statt ziemlich.
— ‛ — 200 — 2. Zeile 29 u. f.: „Alle Regimenter, welche mit Louden diese denkwürdige Nachtwache gemacht hatten, waren stolz über diese Auszeichnung."
— ‛ — 207 — 1. — 18 Gericht statt Gerücht.
In dem der Nr. 49 beygelegten Stammbaume ist unter den Kindern Theresiens, bey Maria Amalia hinzuzusetzen: vermählt an den spanischen Infanten Ferdinand, Herzog von Parma.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Etcho II., Graf und Herzog.

Graf Alberich.

Graf Eberhard II.

Graf Eberhard III. † 864.

Graf Eberhard IV. † 868.

ugo II., Graf von Hohenburg, im Elſaß u. Burgund 921. Wird
10 zu Lüders 959.

berhard V., Graf im Elſaß 959.

delbert II., Markgraf und Herzog in Nieder-Lothringen 974—976.
October 1038.

erhard II., Graf v. Metz, Markgraf v. Lothringen 1033. † 1050.

erhard III., Herzog 1048. † 6. März 1070.

hiderich I., Herzog 1070. † 1115.

d IV., geb. 8. Sept. 1633, Kön. in
10. Juny 1647, Röm. Kön. 21. May

Carl IV., Befreyer Wiens, Beſieger der Türken, geb. 6. April
3. † 18. April 1690.

ph I., geb. 26. July 1678, Kön. in Ung
24. Aug. 1690, Kaiſer 1705. † 17. Apr. 1
ie, Tochter Herzogs Johann Friedrich v
, geb. 21. April 1673, verm. 24. Febr. 1

Leopold Joſeph, geb. 11. Sept. 1679. † 27. März 1729.

Leopold Joſeph, geb.
). Octob. 1700. † 4.
ug. 1701.

Maria Joſepha, geb
8. Dec. 1699. vermahl
mit Friedrich Auguſt v
Sachſen, K. in Pohlen
† 17. Nov. 1755.

Franz Stephan, geb. 8. Dec. 1708, Großherz. v. Toscana 9. Jul. 1737,
Regent ſeiner Gemahlinn in Böhmen und den Deutſchen Staaten 21.
v. 1740, Röm. Kaiſer 13. Sept., gekrönt 4. Oct. 1745. † 18. Aug.
5. Gem. Maria Thereſia, K. Carls VI. Erbtochter 12. Febr. 1736.

Eliſabeth, geber. 5.
Febr. 1737. † 2. Juny
1740.

Maria Anna, geb. 6
Oct. 1738. † 19. Oct.
1789.

ne Ga
geb. 4.
750. †
. 1762.

Mar. Joſepha,
geb. 19. März
1751. † 15. Oct.
1767.

Mar. Carolina,
geb. 13. Auguſt
1752. Gemahl:
Ferdinand IV.,
König von Si-
cilien.

Ferdinand Carl, geb.
1. Juny 1754. † 24.
Dec. 1806. Gem. Bea-
trix von Eſte, Herz. v.
Modena, verm. 1771.

Maria Antonia, geb.
2. Nov. 1755. † 16.
Oct. 1793. Gem. Lud-
wig XVI., König von
Frankreich.

Maximil., geb.
8. Dec. 1756,
Churf. zu Cöln
ꝛc. † 27. July
1801.

b. 6.

Ferdinand, geb.
25. Apr. 1781.

Maximil., geb.
14. July 1782.

Carl, Primas
v. Ungarn, geb.
2. Nov. 1785. †
3. Sept. 1809.

Thereſia, Köni-
ginn v. Sardi-
nien, gebor. 1.
Nov. 1773.

Leopoldine, ver-
witwete Chur-
fürſt. v. Pfalz-
bayern, geb. 10.
Dec. 1776.

Mar. Ludovica,
gebor. 14. Dec.
1787, verm. 6.
Jän. 1808 mit
Kaiſer Franz I.

Franz I., geb. 12. Febr. 1768, röm. Kaiſer
14. Jul. 1792. Erbkaiſer v. Oſterreich 11. Aug.
1804, abdicirt die deutſche Kaiſerkrone 6. Aug.
1806. Gem. 1) Eliſabeth, Herz. Friedr. Eu-
gen von Würtemberg Tochter, verm. 6. Jän.
1788. † 18. Febr. 1790. 2) Maria Thereſia,
Ferdinands IV., Kön. beyder Sicilien Tochter,
verm. 19. Sept. 1790. † 13. April 1807. 3)
Maria Ludovica von Eſte, Erzherzogs Ferdi-
nand Tochter, geb. 14. Dec. 1787, verm. 6.
Jän. 1808.

Anton, Hoch-
. Deutſchmei-
ſter, geb. 31.
Aug. 1779.

Amalie, g. 15.
Oct. 1780. † 25.
Dec. 1798.

Johann, F. Z.
geb. 20. Jän.
1782.

Rainer, geb. 30.
Sept. 1783.

Ludwig, F. M.
geb. 13. Dec.
1784.

Rudolph, Coad-
jutor des Erzbisthums
Ollmütz, geb. 8. Jänner
1788.

1) Ludovica, geb. 17.
Febr. 1790. † 26. Juny
1791.

2) Maria Lud
1791, verm. am 11.
ration mit Napoleon I
König von Italien.

8.

2) Franz, gebor. 7.
Dec. 1802.

2) Marie Anna, geb.
8. Juny 1804.

2) Johann Nepom.,
geb. 29. Aug. 1805.

2) Amalie, geb. und
geſt. 9. April 1807.

Digitized by Google

III.

Öffentliche Staatsacten.

13.

Waffenstillstands- und Evacuations-Tractat nach der Schlacht von Marengo. d. d. Alessandria, 16. Juny 1800.

Artikel 1. Es wird ein Waffenstillstand zwischen den Armeen seiner kaiserl. Majestät und der fränkischen Republik in Italien bestehen, bis von dem Wiener Hofe Antwort eingetroffen seyn wird.

Art. 2. Die Armee Sr. kaiserl. Maj. wird alle zwischen dem Mincio, der Fossa-Maestra, und dem Po begriffenen Länder, nähmlich Peschiera, Mantua, Borgoforte, und von da das linke Ufer des Po, und an dem rechten Ufer die Festung Ferrara besetzt halten.

Art. 3. Die Armee seiner kaiserl. Maj. wird auf gleiche Weise Toskana und Ancona besetzt halten.

Art. 4. Die fränkische Armee wird die zwischen der Chiesa, dem Oglio und dem Po begriffenen Länder besetzen.

Art. 5. Das Land zwischen der Chiesa und dem Mincio wird von keiner der beyden Armeen besetzt werden. Die Armee Sr. kaiserl. Maj. wird aus denjenigen Theilen dieses Landes, welche zum Herzogthum Mantua gehörten, Lebensmittel ziehen können. Die fränkische Armee wird aus denjenigen Theilen, welche zu der Provinz Brescia gehörten, Lebensmittel ziehen.

Art. 6. Die Citadellen von Tortona, Alessandria, Mailand, Turin, Pizzighetone, Arona, Piacenza, werden vom 16. bis zum 20. Jun. der fränkischen Armee übergeben werden.

Art. 7. Die Festung Coni, die Citadellen von Ceva, Savona, und die Stadt Genua, vom 16. bis 24. Jun.

Art. 8. Das Fort Urbano am 26. Jun.

Art. 9. Die Artillerie der Plätze wird auf folgende Weise getheilt werden:

1) Alle Artillerie von österreichischem Kaliber und Guß wird der österreichischen Armee zugehören;

2) Alle von italienischem, piemontesischem und fränkischem Kaliber und Guß, der fränkischen Armee.

3) Die Mundvorräthe werden abgetheilt werden: die eine Hälfte wird zur Disposition des Ober-Kriegscommissärs der fränkischen, die andre zur Disposition des Ober-Kriegscommissärs der österreichischen Armee stehen.

Art. 10. Die Besatzungen werden mit militärischen Ehren ausziehen, und sich mit Waffen und Bagage auf dem kürzesten Wege nach Mantua begeben.

Art. 11. Die österreichische Armee wird sich, auf drey Colonnen, über Piacenza nach Mantua begeben: die erste vom 16. bis 20. Jun. — die zweyte vom 20. bis 23. — die dritte vom 23. bis 25.

Art. 12. Die HH. Generäle St. Julien, von Schwertnik von der Artillerie; de Brun vom Genie; Telfiege, Verpflegsbeamter, und die Bürger Deican, Staatsrath, und Daru, Musterungsaufseher, sind zu Commissarien ernannt, um für die Details der Vollziehung gegenwärtiger Convention, sowohl wegen Verfertigung der Inventarien, als wegen Besorgung der Subsistenzen und Transporte, und was sonst vorkommen kann, Sorge zu tragen.

Art. 13. Niemand wird wegen der Dienste, die er der österreichischen Armee geleistet hat, oder wegen politischer Meinungen, mißhandelt werden können. Der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee wird die Personen, welche in der Cisalpinischen Republik wegen politischer Meinungen verhaftet worden sind, und die sich in den Festungen unter seinem Commando befinden dürften, auf freyen Fuß stellen lassen.

Art. 14. Welches auch immer die Antwort des Wiener Hofes seyn mag, so wird keine von den beyden Armeen die andre angreifen können, wofern sie nicht 10 Tage vorher den Waffenstillstand aufgekündigt hat.

Art. 15. Während des Waffenstillstands soll keine Armee Detaschirungen nach Deutschland machen.

Alessandria, den 27. Prairial, Jahr 8 der fränkischen Republik, (16. Juny 1800).

Unterzeichnet:

Alexander Berthier. Melas, General von der Cavallerie.

14.

Supplementär-Convention. d. d. Verona, 31. July 1800.

Artikel 1. Die Posten der fränkischen Armee werden sich an dem Ufer des Po bis an die Mündung des Panaro erstrecken; die Linie wird am linken Ufer des Panaro heraufsteigen, bis an den Punct, wo der Canal anfängt, welcher sich vor Pondeno findet, und in den Pratello di Ferrara ergießt. Sie wird sich auf dem rechten Ufer bis mit S. Maria Magdalena ausdehnen, und an dem Canal Angelino l'Allare di Reno bis an seinen Ausfluß in den Po Primaro, und von da bis an die See verlängern. Die Linie der österreichischen Posten vorwärts von Ferrara wird über S. Biasio, Ospedale, Genetica, Mizzana, Fassanova und Cona gehen, und sich am linken Ufer des Po Volano bis an die See erstrecken.

Art. 2. Das Land zwischen den Vorposten bey den Armeen, dem Po Volano und dem Po Primaro, wird von keiner der beyden Armeen militärisch besetzt werden, wird aber, um Lebensmittel daraus zu ziehen, zur Disposition der fränkischen bleiben.

Art. 3. Die Schifffahrt auf dem Po wird gänzlich frey, und nach folgenden Grundsätzen bestimmt seyn. Alle von den Ländern oberhalb des Oglio kommenden Barken werden, mit Pässen von dem Oberbefehlshaber der fränkischen Armee, frey herunter fahren, und um diesen Fluß wieder herauf zu fahren, werden die Patrone, falls sie die Mündung des Panaro überschritten, diese nähmlichen Päße von dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee visiren lassen. Eben so wird es für die, von den unterhalb des Panaro gelegenen Ländern kommenden, Schiffe gehalten werden; sie werden mit Pässen von dem kaiserlichen Oberbefehlshaber frey herauf fahren dürfen, und um wieder herunter zu fahren, falls sie die Mündung des Oglio überschritten, werden die Patrone dieser nähmlichen Päße von dem Oberbefehlshaber der fränkischen Armee visiren lassen. Zur Ausfertigung und Visirung dieser Päße werden die Oberbefehlshaber an den zur Erleichterung der freyen Schifffahrt am vortheilhaftesten gelegenen Orten Beamte anstellen können, welche mit den nöthigen Instructionen versehen werden sollen, die sich die beyden Oberbefehlshaber gegenseitig mittheilen werden. Anlangend das von Mesola etwa zu beziehende Salz, so wird keine neue Ausfuhrgebühr darauf gelegt werden. Die Freyheit der Schifffahrt auf dem Theile des Po, welcher die beyden Armeen trennt, wird sich keineswegs bis auf bewaffnete, oder Truppen führende, Barken erstrecken.

Art. 4. Die Demarcationslinie zwischen beyden Armeen, von der Seite des südlichen Italiens, wird an der See zwischen Pesaro und Fano anfangen, über das Gebieth der Republik S. Marino gehen, und sich von da, längst der Gränze des Herzogthums Urbino, bis an die Gränzen von Toscana erstrecken. Das Gebieth der Republik S. Marino wird neutral bleiben. Stabsofficiere werden von beyden Seiten angestellt werden, um an Ort und Stelle für die Puncte, deren Bestimmung noch zweydeutig seyn möchte, die Demarcation festzusetzen. Diese Linie wird, so lange der Waffenstillstand dauert, unter keinerley Vorwand von den beyderseitigen Truppen überschritten werden dürfen.

Art. 5. Die Couriere und Officiere der kaiserl. Armee, welche von der Armee nach Ancona und von Ancona nach der Armee expedirt werden dürften, werden den Weg von Ferrara über Ravenna, und sodann den von Maestra nehmen. Die Couriere und Officiere, welche von der kaiserl. Armee nach Toscana, und von Toscana nach der Armee zu reisen hätten, werden den Weg über Ferrara, über Bologna, und sodann den von Maestra nehmen; auch werden sie, wofern sie nur mit Pässen von den österreichischen [kommandirenden Generälen versehen sind, Wägen und Gepäcke mitführen dürfen.

Art. 6. So oft der Oberbefehlshaber der kaiserl. Armee an der Stelle der in Toscana befindlichen Truppen, andre dahin zu senden haben sollte, wird der Oberbefehlshaber der fränkischen Armee ihnen Pässe zum freyen Durchgang, sowohl hin als her, ertheilen.

Art. 7. Die Privatversonen aus den Ländern, welche von einer der beyden Armeen besetzt sind, die sich in die von der andern besetzten Länder begeben wollen, werden die vier folgenden Wege nehmen: Ferrara; S. Benedetto; Bozzolo und Goito; Montechiaro und Volleggio. Die Vorposten der beyden Armeen werden sie, wofern sie nur mit Pässen von dem Oberbefehlshaber der Armee, welche das Land, aus welchem sie kommen, besetzt, oder von einem seiner General-Lieutenants, versehen sind, auf den festgesetzten Puncten durchlassen. Zur Communication zwischen den Einwohnern von Toscana, und den Einwohnern der von der fränkischen Armee besetzten Länder, wird die Straße von Florenz nach Bologna, und von Pisa nach Massa, bestimmt; sie müssen aber mit Pässen von den Generalen, welche an diesen Orten commandiren, versehen seyn. Anlangend die Communication zwischen den Einwohnern der von den beyderseitigen Armeen im südlichen Italien besetzten Länder, so wird sie über Fano und Pesaro Statt haben, unter der oben festgesetzten Bedingung, daß die Reisenden Pässe haben müssen.

Art. 8. Die Oberbefehlshaber der beyden Armeen werden in der kürzesten Frist die zur Vollziehung der gegenwärtigen Convention erforderlichen Befehle ertheilen.

So geschehen zu Verona, am 31. July 1800.

Reille, Generals-Adjutant. — Graf Nugent, Major vom Generalstab.

15.

Waffenstillstand in Deutschland, Tyrol und Graubünden, d. d. Parsdorf, 15. July 1800.

Der Ingenieur-General-Major Graf von Dietrichstein-Proskau, und der Brigade-General Victor Fanneau la Horie, beyde mit den speciellen Vollmachten der Oberbefehlshaber von den beyden gegenseitigen Armeen versehen, um die einen Waffenstillstand betreffende Übereinkunft zu unterschreiben, haben Folgendes festgesetzt:

Art. 1. Die Feindseligkeiten werden eingestellt werden, und es wird zwischen der Armee Sr. kais. königl. Majestät und Ihrer Verbündeten im deutschen Reiche, in Deutschland, Schweiz, Tyrol und Graubünden, und der Armee der fränkischen Republik in diesen Ländern Waffenstillstand seyn, und die Erneuerung der Feindseligkeiten wird nur nach einer 12 Tage vorher im Hauptquartier der entgegengesetzten Armee angekommenen Aufkündigung Statt haben können.

Art. 2. Die fränkische Armee wird das Land besetzen, welches in einer Scheidungslinie enthalten ist, die von dem rechten Rheinufer bey Balzers ausgehend, der Gränze von Graubünden bis an die Illsquelle folgt, deren ganzes Thal sie einschließt, mittelst dem Rücken des Arlberges an die Lechquelle gelangt, an dessen linken Ufer bis Reutti hinabläuft, und das rechte nur in jenen Puncten überschreitet, wo die Straße von einem auf das andre Ufer übergeht, die österreichische Armee im Besitze der Ausgänge lassend, die auf das rechte Ufer zu gehen, Reutti mit begriffen, bey Breitenwang über die Seebach geht, dem nördlichen Ufer des Sees folgt, aus dem er fließt, dann sich längst der linken Seite des Engthals bis an die Quelle der Ammer hinauf zieht, auf die Gränze der Grafschaft Werdenfels fällt, der sie bis an die Loisach folgt, auf deren linken Ufer sie sich bis an den Cochlsee verlängert, den sie durchschneidet, um nach Walchensee zu kommen, wo sie den See dieses Nahmens durchschneidet, längs dem nördlichen Ufer des Jachnad hingeht, bis zu seiner Mündung in die Iser, die sie übergeht, und sich an die Weissach wendet, bey Reiten den Tegernsee umgeht, bey Gmünd die Mangualb übergeht, deren linken Ufer sie bis Fallen folgt. Von da nimmt sie ihre Richtung nach Oblaus, dann über Münster, Erais, Glan, Zinnenberg, Ostern-dorf, Mosach, Atring, Tealfing, Ethäfen, Grüfing, Eking, Ebersperg, Molskirch, Hohelinden, Krämacher, Weting, Tering, Haidberg, von da nach Isen bis Fautern, von da nach Lendorf, von wo sie sich gegen die Quelle der Vils zieht, diese auf ihrem linken Ufer bis Vilsbiburg hinabgeht, sich nach Vinbigurg wendet, der Straße von der Aina bis Dürnaich folgt, auf Semensbäuser zugeht, an die Quelle der Kolpach gelangt, die sie an ihrem linken Ufer bis zu ihrer Mündung in die Vils und die Vils bis zu ihrer Mündung in die Donau hinablauft; dann geht die Linie aufwärts des rechten Donauufers bis Kellheim, wo sie über den Strom längs dem rechten Ufer der Altmuhl hinauf, bis Pappenheim zieht, wo sie den Weg nach Weissenburg nimmt, um an die Rednitz zu kommen, deren linkes Ufer sie bis an ihre Mündung in den Main, und dessen linkes Ufer bis an den Rhein verfolgt. Die Scheidungslinie auf dem rechten Mayufer, zwischen diesem Fluß und Düsseldorf, wird vorwärts Mainz diesem Platze nicht näher kommen können, als die Nidda, und in der Voraussetzung, daß die fränkischen Truppen in jener Gegend Bewegungen gemacht hätten, werden sie dieselbe Linie behalten, oder wieder einnehmen, in deren Besitz sie heute, den 15. Jul. 1800, (26. Messidor) gewesen seyn werden.

Art. 3. Die kaiserliche Armee wird das Ober- und Unter-Engadin, das heißt, den Theil von Graubünden, dessen Gewässer gegen den Inn fließen, und das St. Marienthal, dessen Gewässer sich gegen die Etsch ergießen, besetzen. Von Balzers wird die Scheidungslinie der fränkischen Armee sich an den Comersee mittelst der Straße von Chur, Tusis, den Splügen, nach Cleven erstrecken. Der Theil von Graubünden, welcher zwischen dieser Linie und dem Engadin begriffen ist, wird verlassen, und bleibt neutral zwischen beyden Armeen. Dieses Land behält übrigens seine Regierungsform bey.

Art. 4. Die in der Scheidungslinie enthaltenen Plätze, welche die kaiserlichen Truppen annoch im Besitz haben, bleiben in jeder Rücksicht in jenem Zustande, welcher durch eigends hierzu von den Oberbefehlshabern beyder Armeen ernannte, Abgeordnete ausgewiesen werden wird; diese Plätze werden zu ihren Vertheidigungswerken keine neuen hinzusetzen, noch die freye Schiffahrt der Flüsse, auf denen sie sich befinden, und den Gebrauch der Wege, die unter ihrem Commando vorbeylaufen, hindern, welches auf einen Halbmesser von 2000 Klaftern, vom Hauptwalle festgesetzt ist. Ihre Verpflegung wird nur alle 10 Tage im Verhältniß der festgesetzten Verzehrung erneuert, und nicht im Umriß der durch die fränkische Armee besetzten Länder genommen werden können, welch letztere ihrerseits die Zufuhr und Ankunft der Verpflegung nicht wird erschweren können.

Art. 5. Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee wird in jeden dieser Plätze einen Officier schicken können, um die Commandanten derselben von der Benehmungsart zu verständigen, die sie zufolge des obigen Artikels zu beobachten haben werden.

Art. 6. Auf den Flüssen, welche beyde Armeen trennen, werden nur dann Brücken Statt finden können, wenn die Scheidungslinie die Flusse durchschneidet, und auch dann nur rückwärts dieser Linie, unbeschadet der besonderen Anstalten, die in der Folge nöthig erachtet werden könnten, es sey für die Bequemlichkeit der beyderseitigen Armeen, oder des Handels. Die Oberbefehlshaber beyder Armeen werden sich über diese Gegenstände einvernehmen.

Art. 7. Überall, wo schiffbare Flüsse die Scheidungslinie der Armeen ausmachen, wird die Schiffahrt, es sey für dieselbe oder für die Länder, weder durch die eine noch durch die andre gehindert werden, und da, wo Straßen zur Scheidung dienen, werden beyde Armeen zur Bequemlichkeit ihrer Zufuhr während des Stillstandes davon Gebrauch machen können.

Art. 8. Der Theil von den Reichs- und Erblanden Sr. kais. königl. Majestät, welchen die Scheidungslinie der fränkischen Armee in sich begreift, ist unter die Schutzwehre ihrer Biederkeit zur Erhaltung der Sicherheit des Eigenthums, und der dermahligen Regierungsformen der Länder gesetzt. Die Einwohner dieser Länder werden weder der, der kaiserlichen Armee geleisteten, Dienste, noch ihrer politischen Meinungen wegen, noch wegen ihres am Kriege genommenen thätigen Antheils verantwortlich gemacht werden.

Art. 9. Die gegenwärtige Übereinkunft wird auf das geschwindeste durch Couriere an alle Corps-Commandanten beyder Armeen geschickt werden, damit nicht nur die Feindseligkeiten alsogleich eingestellt werden, sondern damit auch die Vollziehung unmittelbar beginnen, und in dem in Rücksicht der Entfernung vollkommen nöthigen Zeitraume enden könne. Officiere vom Generalstabe werden beyderseits besonders beauftragt werden, auf dem Terrain die Scheidungslinie auf jenen Puncten zu bestimmen, wo deren Festsetzung noch einige Zweydeutigkeit übrig ließe.

Art. 10. Zwischen den Vorposten beyder Armeen wird keine Gemeinschaft Statt finden.

In Dupto, zu Parsdorf, den 15. Jul. 1800 (26. Messidor im 8. Jahr).

Unterzeichnet:

Franz Joseph Graf von Dietrichstein-Proskau, General-Major und Ingenieur in Diensten Sr. kais. königl. Majestät.

Der Brigade-General, Victor Fanneau La Horie.

16.

Nicht ratificirte Friedens-Präliminarien zwischen Österreich und Frankreich, d. d. Paris 28. July 1800.

Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen ꝛc. und der erste Consul der fränkischen Republik, im Nahmen des fränkischen Volkes sind, da sie den Wunsch, die Übel des Kriegs durch einen schnellen, gerechten und festen Frieden zu endigen, in gleichem Grade hägen, der folgenden Präliminar-Artikel übereingekommen.

Art. 1. Es wird Friede, Freundschaft und gutes Verständniß seyn zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und König, und der fränkischen Republik.

Art. 2. Bis zur Abschließung eines Definitiv-Friedens werden die Armeen, sowohl in Deutschland als in Italien, gegenseitig in ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben, ohne sich gegen das südliche Italien mehr auszubreiten. Se. kaiserl. Majestät verpflichten sich Ihrer Seits, alle Ihre etwa in den päpstlichen Staaten befindliche Macht in der Festung Ancona zu concentriren, die außerordentliche Bewaffnung in Toscana einstellen zu lassen, und jede Landung der Feinde der fränkischen Republik zu Livorno, oder sonst auf irgend einem Puncte der Küsten, zu verhindern.

Art. 3. Der Tractat von Campo Formio wird, mit Vorbehalt der nothwendig gewordenen Abänderungen, zur Grundlage des Definitiv-Friedens genommen werden.

Art. 4. Se. Majestät der Kaiser haben nichts dawider, daß die fränkische Republik die Rheingränze, so wie man deshalb zu Rastatt übereingekommen war, beybehalte: das heißt, das linke Ufer des Rheins von dem Puncte an, wo dieser Fluß das schweizerische Gebieth verläßt, bis zu dem, wo er in das Gebieth der batavischen Republik tritt; Sie verpflichten sich überdem, der fränkischen Republik die Herrschaft und das Eigenthum über das Frickthal, und alles zwischen Zurzach und Basel dem Hause Österreich gehörige Land, abzutreten.

Art. 5. Kassel, Kehl, Ehrenbreitstein und Düsseldorf, gedenkt die fränkische Republik nicht zu behalten. Diese Plätze werden geschleift werden, unter der Bedingung, daß auf dem rechten Rheinufer, und bis zur Entfernung von drey Stunden, kein Befestigungswerk, weder in Maurerarbeit noch in Erde, wird errichtet werden können.

Art. 6. Die Schadloshaltungen, welche Se. Majestät der Kaiser und König, vermöge der geheimen Artikel des Tractats von Campo Formio, in Deutschland haben sollten, werden in Italien genommen werden, und ob man sich gleich vorbehält, bey dem Definitiv-Frieden wegen der Lage und des Quantums der besagten Schadloshaltungen überein zu kommen, so nimmt man dennoch hier als Grundlage an, daß Se. Majestät der Kaiser und König, außer den Ländern, die Sie durch den Tractat von Campo Formio in Italien erhielten, ein Äquivalent für das Erzbisthum Salzburg, und den zwischen dem besagten Erzbisthum, den Flüssen Inn und Salza, und dem Tyrol, mit Inbegriff der Stadt Wasserburg auf dem linken Ufer des Inn und eines Umkreises von 3000 Klaftern, gelegenen Theile vom bayrischen Kreis, wie auch für das Frickthal, welches Sie der fränkischen Republik abtreten, besitzen werden.

Art. 7. Die Ratificationen der besagten Präliminar-Artikel werden zu Wien vor dem 27. Thermidor (15. August) ausgewechselt werden.

Art. 8. Unmittelbar nach Auswechslung der Ratificationen, werden die Unterhandlungen für den Definitiv-Frieden fortgehen. Man wird beyderseitig wegen des Orts der Negociation übereinkommen. Die Bevollmächtigten werden sich spätestens in 20 Tagen nach besagter Auswechslung dahin begeben.

Art. 9. Se. Majestät der Kaiser und König, und der Erste Consul der fränkischen Republik, verpflichten sich gegen einander auf ihr Ehrenwort, die gegenwärtigen Artikel bis zur Auswechselung der Ratificationen geheim zu halten.

Art. 10. Da die Vollmacht des Herrn von St. Julien in einem Schreiben des Kaisers an den Ersten Consul enthalten ist, so werden die mit den gewöhnlichen Formen versehenen Vollmachten mit den Ratificationen der gegenwärtigen Präliminarien, welche die beyderseitigen Regierungen nach der Ratification binden sollen, ausgewechselt werden.

Wir Unterzeichnete haben die gegenwärtigen Friedens-Präliminarien beschlossen und unterzeichnet, zu Paris den 9. Thermidor Jahr 8 der fränkischen Republik, (28. Jul. 1800).

Unterzeichnet:

J. Graf von St. Julien, General.

Carl Moritz Talleyrand.

17.

Verlängerung des Waffenstillstandes im Deutschland. d. d. Hohenlinden, 20. Sept. 1800.

Der Graf von Lehrbach, außerordentlicher bevollmächtigter Minister Sr. k. k. apost. Majestät im Reiche und bey Ihrer Armee in Deutschland, und der Baron von Lauer, Feldzeugmeister der Armeen Sr. Majestät, einer Seits, und der Brigade-General der Rheinarmee der fränkischen Republik, Victor Fanneau La Horie, andrer Seits: gegenseitig mit den nothwendigen Vollmachten zur Abschließung einer Waffenstillstands-Verlängerung versehen, haben Folgendes beschlossen:

Art. 1. Se. k. k. Majestät, auf das Verlangen des Ersten Consuls der fränkischen Republik, und in der Absicht, einen Beweis von Ihrem Wunsch, der Geißel des Kriegs Einhalt zu thun, zu geben, willigen ein, daß, als Unterpfand Ihrer Gesinnungen, die Plätze Philippsburg, Ulm, nebst den davon abhängigen Forts, und Ingolstadt, welche innerhalb der durch die Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) bestimmten Demarcationslinie begriffen sind, zur Disposition der fränkischen Armee übergeben werden.

Art. 2. Die in den besagten Plätzen befindlichen Besatzungen werden mit allem, was ihnen angehört, frey herausgehen, und sich zur kaiserlichen Armée in Deutschland begeben.

Art. 3. Die Räumung dieser Plätze, sowohl für die Besatzungen als für die Munitionen aller Art, soll binnen 10 Tagen höchstens Statt haben: zu diesem Ende wird zu den Transportirungsmitteln aller Art, auf Kosten Sr. Majestät des Kaisers und Königs, von der fränkischen Armee alle in ihrer Macht stehende Erleichterung geschafft werden. Anlangend die Besetzung der Plätze, so wird in Zeit von 5 Tagen eines der auf die Hauptcommunicationen gehenden Thore zur Disposition der fränkischen Armee übergeben werden; die Wahl dieser Thore wird durch Abgeordnete bestimmt werden, welche sogleich in kürzester Frist abgeschickt werden sollen, um deren Zustand zu bewahren.

Art. 4. Die Kriegs- und Mundvorräthe und die Militair-Cassen, werden ebenfalls geräumt werden; desgleichen auch die Artillerie, mit Ausnahme der dem Reiche gehörigen, welche letztere durch hierzu ernannte Abgeordnete bewährt und bezeugt werden wird.

Art. 5. Es werden in kürzester Frist durch eine besondere Convention die Transportirungs- und Räumungsmittel für diese Plätze, wie auch der Unterhalt und die Räumung der Kranken, welche nicht mit den Besatzungen transportirt werden können, bestimmt werden.

Art. 6. Mittelst der obigen Verfügungen wird eine Waffenstillstands-Verlängerung zwischen der Armee Sr. k. k. Majestät und Ihren Alliirten und der Rheinarmee der fränkischen Republik, auf 45 Tage eintreten, von Morgen an gerechnet, mit Inbegriff einer Frist von 15 Tagen nach Aufkündigung des Waffenstillstands, wenn diese Statt haben sollte.

Art. 7. Der Obergeneral der fränkischen Rheinarmee verpflichtet sich, die Feindseligkeiten bey der Armee der fränkischen Republik in Italien, falls sie wieder angefangen hätten, sogleich aufhören zu machen.

Art. 8. Die durch die Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) bestimmte Demarcationslinie wird in allen ihren Theilen, unter den in den obigen Artikeln 1, 2, 3, 4 und 5 begriffenen, und den in den folgenden Artikeln enthaltenen Modificationen, beybehalten.

Art. 9. Die fränkische Rheinarmee wird an beyde Ufer der Iser zurück kehren, und daselbst stehen bleiben, und die kaiserliche Armee in Deutschland an beyden Ufern des Inns. Es wird in der Demarcationslinie, welche in der Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) bestimmt wurde, bloß eine Kette von Vorposten, jede in einer Entfernung von 3000 Klaftern, sowohl von diesen Flüssen, als von den an denselben gelegenen Plätzen ausgestellt werden.

Art. 10. Die Verfügungen der letztern Convention werden in Allem, was der gegenwärtigen nicht zuwider ist, vollzogen werden.

Der Art. 8. der besagten Convention vom 15. Jul. (26. Messidor) ist nicht allein in allen seinen Verfügungen auf die Einwohner der obenannten Plätze anwendbar, sondern zu gleicher Zeit wird auch der Obergeneral eingeladen, die Lage, in welche jene Einwohner durch das Kriegsungemach versetzt worden sind, in Betracht zu ziehen.

Art. 11. Die gegenwärtige Convention wird durch Couriere an alle Befehlshaber der Corps der gegenseitigen Armeen, sowohl in Deutschland als in Italien, mit der größten Schnelligkeit abgeschickt werden, damit nicht allein die Feindseligkeiten aufgehoben seyn und bleiben, sondern damit auch die Vollziehung der Convention sogleich angefangen, und in der, in Rücksicht auf die Entfernungen, durchaus nothwendigen Zeit, zu Ende gebracht werden möge.

Art. 12. Es werden von den Obergeneralen der beyden Armeen Abgeordnete zur Vollziehung solcher Artikel der gegenwärtigen Convention, welche die Maßregel nothwendig machen möchten, ernannt werden.

So geschehen in Duplo, zu Hohenlinden am 20. Sept. 1800. (3. Ergänzungstag, Jahr 8.)

Unterzeichnet:

Graf von Lehrbach. Victor F. La Horie.
Lauer, Feldzeugmeister.

18.

Verlängerung des Waffenstillstandes in Italien d. d. Castiglione, 29. Sept. 1800.

Der Herr Graf von Hohenzollern, Feldmarschall-Lieutenant der Armeen Sr. Majestät des Kaisers, einer Seits, und der Bürger Marmont, Staatsrath und Divisions-General, Commandant der Artillerie der italienischen Armee, andrer Seits, mit Vollmachten von ihren beyderseitigen Oberbefehlshabern versehen, sind über folgende Artikel übereingekommen:

Art. 1. Zwischen beyden Armeen wird ein Waffenstillstand von 45 Tagen, vom 20. Sept. an gerechnet, und mit Einschluß einer 15tägigen Aufkündigungsfrist, bestehen.

Art. 2. Da beyde Oberbefehlshaber über den Besitz des Gebiethes von Ferrara uneinig sind, so wird sogleich ein Courier nach Wien abgesandt, fällt die Antwort dem Begehren des Oberbefehlshabers Brune gemäß aus, so wird die neue Linie sogleich besetzt; ist sie aber verneinend, so ist der fränkische General von diesem Augenblick an befugt, den Waffenstillstand aufzukündigen, und 15 Tage darauf können die Feindseligkeiten wieder anfangen.

Art. 3. Die österreichische Armee wird Posten zu Ponti, Monzambano, Borghetto und Goito haben; die fränkische Armee wird ihrer Seits Ponte St. Marco, Calcinato, Montechiaro und Asolo besetzen. Von keinem Theile dürfen an diesen verschiedenen Orten Verschanzungen angelegt werden.

Art. 4. Beyde Armeen werden fortfahren, ihre Subsistenz aus dem Mantuanischen und Brescianischen zu ziehen.

Unterzeichnet:

Graf von Hohenzollern, k. k. ADC. — Marmont, Staatsrath und Divisions-General.

19.

Waffenstillstandsvertrag nach der Schlacht bey Hohenlinden, d. d. Steyer, 25. December 1800.

Da Se. Maj. der Kaiser und König sofort mit der fränkischen Republik den Frieden verhandeln wollen, welches auch die Entschließung Ihrer Alliirten seyn möge, und die Obergenerale der fränkischen und der kaiserlichen Armee in Deutschland wünschen, den vom Kriege unzertrennlichen Übeln, so viel in ihrer Gewalt steht, Einhalt zu thun, so sind sie übereingekommen, einen Waffenstillstand und eine Einstellung der Feindseligkeiten zu verhandeln, und haben zu dem Ende respective mit besonderen Vollmachten beauftragt: der Obergeneral Moreau den Brigade-General Victor Fanneau La Horie, und Se. Königl. Hoheit der Erzherzog Carl den General-Major Grafen v. Grünne und den Obersten v. Weirotter vom Generalstab, welche beschlossen haben, was folgt:

Art. 1. Die Demarcationslinie zwischen der Stellung der gallobatavischen Armee unter Befehl des Generals Augereau in den westphälischen, oberrheinischen und fränkischen Kreisen, bis Baiersdorf, wird zwischen diesem General und dem General der ihm entgegengesetzten k. k. Armee besonders bestimmt werden. Von Baiersdorf zieht sich diese Linie nach Erlangen und Nürnberg, Neumarkt, Paersberg, Laber, Stadt am Hof und Regensburg, wo sie über die Donau geht, an deren rechtem Ufer sie sich, bis an die Erlaph zieht; an dieser steigt sie hinauf bis zu deren Quelle, geht über Marktgäming, Kogelbach, Göstlingen, Hammer, Mendling, Leopoldstein, Eisenerz, Vordernberg und Leoben, folgt dem linken Ufer der Muhr bis an den Punct, wo dieser Fluß die Straße von Salzburg nach Klagenfurt durchschneidet, folgt dieser Straße bis Spital, zieht sich auf der Straße nach Verona über Lienz und Brixen wieder hinauf bis Botzen, geht von da über Meran, Glarus und St. Maria, und kommt über Bormio im Vettlin an, wo sie sich an die Armee von Italien schließt.

Art. 2. Die Karte von Deutschland von Chauchard wird in den Erörterungen, welche über die obige Demarcationslinie entstehen möchten, zur Richtschnur dienen.

Art. 3. Auf den Flüssen, welche die beyden Armeen trennen werden, soll das Abschneiden oder die Erhaltung der Brücken, je nachdem man es für die Bedürfnisse entweder der Armeen oder der Gemeinden nützlich erachten wird, durch besondre Verabredungen bestimmt werden: die Obergenerale der beyderseitigen Armeen werden sich über diese Gegenstände einverstehen, oder das Recht dazu den auf diesen Puncten commandirenden Generalen übertragen. Die Schiffahrt der Flüsse wird sowohl für die Armeen als für das Land frey bleiben.

Art. 4. Die fränkische Armee wird nicht allein die sämmtlichen Puncte der oben bestimmten Demarcationslinie besetzen, sondern die Linie der Vorposten der k. k. Armee wird auch, um die beyden Armeen durch einen Zwischenraum zu trennen, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit Ausnahme der Donau, wenigstens eine deutsche Meile von der Linie der fränkischen Armee entfernt seyn.

Art. 5. Mit Ausnahme der Sauvegarden und Polizeywachen, welche von den beyden gegenseitigen Armeen, und in gleicher, aber möglichst geringer Anzahl im Tyrol gelassen, oder dahin geschickt werden mögen, (worüber eine besondere Convention Statt finden wird), werden keine andre Truppen Sr. Majestät des Kaisers im Bezirk der Demarcationslinie bleiben dürfen. Diejenigen, welche sich gegenwärtig in Graubünden, Tyrol und Kärnthen befinden, werden sich sofort auf der Klagenfurter Straße auf Bruck zurückziehen, um zu der kaiserl. Armee in Deutschland zu stoßen, damit keine derselben nach Italien den Weg nehmen können. Sie werden von den Puncten, wo sie sich befinden, aufbrechen, sobald sie von der gegenwärtigen Convention Nachricht erhalten haben, und ihr Marsch wird auf den Fuß von anderthalb deutschen Postillonen täglich bestimmt seyn.

Der Obergeneral der fränkischen Rheinarmee ist autorisirt, sich durch Delegirte, welche Auftrag haben werden, dem Marsch der kaiserl. Truppen bis Bruck zu folgen, der Vollziehung des gegenwärtigen Artikels zu vergewissern. Diejenigen kaiserl. Truppen, welche sich aus der Ober-

pfalz, Schwaben, Franken, zurück zu ziehen haben möchten, werden den kürzesten Weg außerhalb der Demarcationslinie nehmen. Die Vollziehung dieses Artikels wird unter keinerley Vorwand über die in Rücksicht der Entfernung nöthige Zeit hinaus verschoben werden können.

Art. 6. Die Forts Kufstein und Scharnitz, und die andern permanenten Befestigungspuncte in Tyrol, werden der fränkischen Armee als Unterpfand übergeben, um im nähmlichen Zustand, worin sie sich befinden, beym Abschluß des Friedens, wenn derselbe ohne Erneuerung der Feindseligkeiten Statt hat: zurückgegeben zu werden. Die Päße Finstermünz, Mauders und die andern befestigten Feldposten in Tyrol werden zur Disposition der fränkischen Armee übergeben werden.

Art. 7. Die der kaiserlichen Armee gehörigen Magazine im Lande werden zu deren Disposition gelassen werden.

Art. 8. Die Festung von Würzburg in Franken, und der Platz Braunau im bayerischen Kreis, werden ebenfalls der fränkischen Armee übergeben, um unter den nähmlichen Bedingungen, wie die Forts Kufstein und Scharnitz, wieder erstattet zu werden.

Art. 9. Sowohl die Reichs- als k. k. Truppen, welche diese Plätze besetzen, werden dieselben räumen, und zwar: die Besatzung von Würzburg am 16. Nivos J. 9. (6. Jan. 1801), die von Braunau am 14. Nivos (4. Jan.) und die der Tyroler Forts am 18. Nivos (8. Jan.)

Art. 10. Alle Besatzungen werden mit Kriegsehren ausziehen, und sich auf dem kürzesten Weg mit Waffen und Bagage zu der kaiserl. Armee begeben. Es wird von der Artillerie, den Kriegs- Mund- und sonstigen Vorräthen aller Art, in den besagten Plätzen, mit Ausnahme der auf ihrem Wege bis jenseits der Demarcationslinie nothwendigen Lebensmittel, nichts hinweg genommen werden dürfen.

Art. 11. Respective Abgeordnete werden ernannt werden, um den Zustand der besagten Plätze zu constatiren, jedoch ohne daß Verzögerungen, welche bey diesem Geschäfte eintreten möchten, dergleichen auch bey der Räumung nach sich ziehen könnten.

Art. 12. Die in Tyrol angeordneten außerordentlichen Aufgebothe werden sogleich auseinander gelassen, und die Einwohner in ihre Heimath zurück gesandt werden; die Befehle zur Räumung und zu besagter Auseinanderlassung werden unter keinerley Vorwand verzögert werden können.

Art. 13. Indem der Obergeneral der Rheinarmee auch seiner Seits Sr. königl. Hoheit dem Erzherzog Carl einen unzweydeutigen Beweis der Motive geben will, die ihn bestimmt haben, die Räumung Tyrols zu verlangen, so erklärt er, daß er sich bey der Räumung der Forts Kufstein, Scharnitz, und von Finstermünz, darauf beschränken wird, die im 5. Artikel besagten Sauvegarden und Polizeywachen im Tyrol zu haben, um die Communicationen zu sichern; zugleich wird er den Bewohnern Tyrols alle in seiner Macht stehenden Leichtigkeiten zu ihrem Unterhalt geben, und die fränkische Armee wird sich auf keine Weise in die Landesregierung einmischen.

Art. 14. Der innerhalb der Demarcationslinie begriffene Theil des Reichs und der Staaten Sr. Majestät ist wegen Erhaltung und Achtung des Eigenthums und der gegenwärtigen Form der Regierung der Völker, unter die Sauvegarde der fränkischen Armee gesetzt. Es werden wegen Dienste, die der kaiserl. Armee erwiesen wurden, noch wegen politischer Meinungen, noch wegen einer thätigen Theilnahme am Krieg, keine Untersuchungen gegen die Einwohner dieser Länder Statt haben können.

Art. 15. Mittelst der obigen Verfügungen wird zwischen der gallobatavischen Armee in Deutschland, der Rheinarmee, und der Armee Sr. k. k. Majestät und Ihrer Alliirten im deutschen Reiche, Waffenstillstand und Einstellung der Feindseligkeiten auf 30 Tage Statt haben; die Feindseligkeiten werden erst nach 15tägiger Aufkündigung, von der Stunde an zu rechnen, wo die Aufkündigung eingegangen seyn wird, wieder angefangen werden können, und der Waffenstillstand wird bis zu einer solchen Aufkündigung unbeschränkt verlängert seyn.

Art. 16. Es wird von keiner der beyderseitigen Armeen in Deutschland irgend ein Corps oder Detaschement nach den beyderseitigen Armeen in Italien abgeschickt werden dürfen, so lange nicht zwischen den fränkischen und kaiserlichen Armeen in diesem Lande ein Waffenstillstand eingetreten seyn wird; wenn diesem Artikel zuwider gehandelt würde, so würde solches als ein alsbaldiger Bruch des Waffenstillstands angesehen werden.

Art. 17. Der Obergeneral der Rheinarmee wird die gegenwärtige Convention den Obergeneralen der gallobatavischen, der Graubündner, und der italienischen Armee auf das schnellste zukommen lassen, mit der dringendsten Einladung, insbesondre an den Obergeneral der Armee von Italien, seiner Seits einen Waffenstillstand abzuschließen.

Es wird zugleich für die Passage der Officiere und Couriere, welche Se. königl. Hoheit der Erzherzog Carl sowohl in die zu räumenden Plätze, als nach Tyrol, und überhaupt nach den in der Demarcationslinie während des Waffenstillstands begriffenen Ländern, schicken zu müssen glauben dürften, alle Vollmacht gegeben werden.

So geschehen in Duplo, zu Steyer, am 4. Nivos des Jahrs 9. (25. Dec. 1800.)

Unterzeichnet:

La Horie. Grünne. Weirotter.

20.

Waffenstillstand für Italien, d. d. Treviso 16. Januar 1801.

Da die Oberbefehlshaber der fränkischen und der k. k. Armee in Italien das Blutvergießen in dem Augenblick einstellen wollen, in welchem beyde Regierungen an der Schließung des Friedens arbeiten, so haben sie einer Seits die BB. Marmont, Divisionsgeneral und Staatsrath, und Sebastiani, Chef einer Dragoner-Brigade, so wie andrer Seits den H. Grafen von Hohenzollern, General-Lieutenant, und den Baron von Zach, General-Major, ernannt, und mit ihren Vollmachten versehen, um über die Bedingungen eines Waffenstillstands einig zu werden, welche sie auch folgender Weise festgesetzt haben:

Art. 1. Es wird ein Waffenstillstand Statt haben zwischen den Armeen der fränkischen Republik, und denen Sr. Majestät des Kaisers und Königs in Italien, bis zu dem 4. Pluvios (25. Jan.) als der Epoche, in welcher der Waffenstillstand in Deutschland ausgeht. Die Feindseligkeiten können dessen ungeachtet erst 15 Tage nach Aufkündigung der respectiven Oberbefehlshaber in Italien wieder beginnen.

Art. 2. In diesem Waffenstillstand sind alle Corps begriffen, welche Theils von der Armee von Italien und Graubünden bilden, wie auch die Corps von den kaiserl. Armeen in Italien und in Tyrol.

Art. 3. Die fränkischen Armeen werden sich übermorgen den 28. Nivos (18. Jan.) in Bewegung setzen, um von der neuen Linie Besitz zu nehmen. Diese Linie zieht sich an dem linken Ufer der Livenza vom Meer an bis zu ihrem Ursprung bey Gelfenigo; von da steigt sie auf die Hohlspitze der Berge, welche die Piave von der Celine trennen, geht über die Berge Mauri, Croupit, Renda, und Rauptalspitz hin, steigt von da in das Thal Kany gegen Aich herab, steigt wieder bergauf, um sich in das Drauthal zu Mitheland längst der Drau bis Lienz hinzusenken, wo sie auf die Demarcationslinie stößt, welche durch die Convention in Deutschland festgesetzt wurde.

Art. 4. Die k. k. Armee nimmt zur Demarcationslinie das rechte Ufer des Tagliamento von dem See an bis zu seinem Ursprunge bey Montemarne. Von diesem Puncte steigt die Linie hinauf, und folgt der im vorigen Artikel beschriebenen, welche beyden Armeen gemeinschaftlich ist.

Art. 5. Der Landstrich, der zwischen beyden Demarcationslinien liegt, ist als neutral erklärt. Es können keine Truppen cantonirungsweise dahin verlegt werden, und nur Posten und Pikete werden dahin ausgestellt werden, um die Hauptpassagen zu bewachen. Die Posten können über eine Meile von den Flüssen nicht entfernt seyn.

Art. 6. Man wird eine Linie ziehen, welche den neutralen Landstrich mitten durchschneidet, um Lebensmittel daraus zu ziehen. Diese Linie wird bezeichnet von dem Celinebache bis Barco, wird sodann durch Viluta, Portogruaro, gehen, und der Livenza bis an die See hin folgen:

Art. 7. Der fränkischen Armee werden abgetreten: Die Plätze Peschiera, Sermione, die Kastelle von Verona und Legnago, die Stadt und Citadelle von Ferrara, die Stadt und das Fort Ancona, unter folgenden Bedingungen:

1. Die Garnisonen werden frey mit den Kriegsehrenzeichen ausziehen, Waffen, Equipage und Eigenthum mit sich nehmen, um sich mit der kaiserl. Armee zu vereinigen.

2. Alle Artilleriestücke von kaiserlichem Kaliber, mit ihren Munitionen, so wie jedes andre kaiserl. Eigenthum, das in folgenden Artikeln nicht bezeichnet ist, werden frey ausziehen, und um diese Räumung zu vollziehen, werden der österreichischen Armee 6 Wochen zugestanden.

3. Alle Artilleriestücke von andern als kaiserlichen Kaliber, werden sammt ihrer Munition, der fränkischen Armee als Eigenthum zugestellt. In Betreff des Transports, nimmt es die fränkische Armee über sich, die Fahrzeuge zu Wasser zu reichen, um die Effecten der Festungen und Plätze von Verona, Legnago und Ferrara bis in's Meer zu bringen. Diese Fahrzeuge werden ihr gewissenhaft zurück geschickt werden. — Die fränkische Armee wird die nöthigen Mittel darbieten, um die Effecten der Festungen und Plätze von Sermione und Peschiera nach Verona zu bringen, woselbst sie auf der Etsch werden eingeschifft werden. — Der Theil, der gegenwärtig auf dem Gardasee befindlichen Flotille, welcher den Franken bey der Übergabe von Peschiera weggenommen wurde, wird ihnen allein wieder erstattet werden; derjenige Theil, welcher der österreichischen Armee als Eigenthum gehört, kann nur durch den Mincio und den Po weggebracht werden, wozu die österreichische Armee eigene Mittel bieten wird. Wenn im Zeitraum von 6 Wochen, welcher zur Totalräumung der Effecten der kaiserl. Armee zugestanden worden, sie den Theil der Flotille, der zu ihrer Disposition bleibt, nicht hätte fortschaffen können, macht sie sich verbindlich, sie unversehrt an die fränkische Armee als ihr zukommendes Eigenthum abzutreten.

4. Der Mundvorrath der Plätze wird in zwey gleiche Theile getheilt, eine Hälfte von der Garnison abgeführt, die andere der fränkischen Garnison überlassen werden; das Vieh folgt den Garnisonen ganz.

5. Diese Plätze werden als Unterpfand bis zum Frieden der fränkischen Armee eingeräumt, welche sie in dem jetzigen Zustande zu erhalten verspricht.

Art. 8. Es werden auf der Stelle die Befehle zur Räumung der abzutretenden Plätze abgeschickt werden. Die Commandanten werden mit ihren Garnisonen so schleunig als möglich, allerspätestens drey Tage nach Empfang der Ordres ausziehen, welche mit außerordentlichen österreichischen Courieren ihnen zugesandt werden sollen.

Die zur Räumung genannter Plätze ernannte Commissärs werden bis zum Ende dieser Operation mit der für die Magazinsverwaltung nöthigen österreichischen Wache daselbst bleiben.

Art. 9. Nur die Commissärs, welche zum Empfang der Arsenale und Magazine bestimmt sind, können vor dem Ausmarsch der österreichischen Garnisonen in die Plätze kommen; die fränkischen Garnisonen werden, 12 Stunden vor ihrem Einrucken, nur eines von den Thoren jedes Platzes besetzen.

Art. 10. Die Kranken, welche in den Plätzen zurückbleiben, werden nicht als Kriegsgefangene angesehen. Die fränkische Armee wird sie pflegen, und zur österreichischen Armee schicken, welcher die Rechnung für die aufgewandten Kosten zugestellt werden wird.

Art. 11. Sollte sich, bey Ankunft der von dem General Bellegarde abgeschickten Couriers, einer oder mehrere der erwähnten Plätze ergeben haben, so wird dieß keine Veränderung im Ganzen der Capitulation zur Folge haben.

Art. 12. Die Festung Mantua bleibt von fränkischen Posten blokirt, welche 800 Toisen von der Esplanade entfernt bleiben. Es wird gestattet, von 10 zu 10 Tagen Lebensmittel für die Garnison hinein zu schicken: sie werden auf 15,000 Rationen Mehl, 1500 Rationen Fourage, und die andern Lebensmittel nach Verhältniß bestimmt werden.

Die Stadtbewohner werden von Zeit zu Zeit die Freyheit genießen, Lebensmittel, die ihnen nöthig sind, kommen zu lassen; allein der fränkischen Armee bleibt das Recht, Maßregeln zu nehmen, die sie für tauglich hält, um zu verhindern, daß die Quantität nicht mehr als das tägliche Bedürfniß sey, welches nach der Volksmenge bestimmt werden wird.

Die Communicationen für Lebensmittel mit Mantua werden über den Po bis Governolo, und von da an über den Mincio, festgesetzt werden.

Art. 13. Man wird die Individuen, welche mit der österreichischen Regierung verbunden sind, so wie das Eigenthum respectiren, und niemand wird wegen politischer Meinungen verfolgt werden können.

Art. 14. In den Discussionen, welche sich über die oben beschriebene Demarcationslinie ergeben könnten, wird die Karte von Dalbe zur Richtschnur dienen.

Art. 15. Zur Expedirung der nöthigen Couriere werden die erforderlichen Päße ertheilt werden.

So geschehen in Duplo zu Treviso, den 26. Nivos 9. Jahr (16. Jan. 1801.)

Unterzeichnet:

Marmont, Staatsrath, Divisions-General.
Orazio Sebastiani, Brigade-Chef.
Der Graf von Hohenzollern-Hechingen, General-Lieutenant Sr. k. k. Majestät.
v. Zach, General-Major und General-Quartiermeister.

21.

Convention zu Luneville über die Räumung der Festungen auf dem rechten Etschufer, d. d. 26. Januar 1801.

Auszug des Protokolls der Conferenz vom 25. und 26. Jan., zu Luneville zwischen den Friedens-Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers und Königs, und der fränkischen Republik.

Art. 1. Die Truppen Sr. kais. königl. Majestät, welche die festen Plätze auf dem rechten Ufer der Etsch inne haben, nahmentlich Mantua, Peschiera, Porto Legnago, Ferrara und Ancona, werden sie sogleich nach der Bekanntmachung dieser Convention räumen.

Art. 2. Alle Besatzungen sollen mit den Kriegsehren ausziehen, und sich auf dem kürzesten Weg mit Waffen und Gepäcke zur österreichischen Armee begeben, ohne daß sie etwas von dem Belagerungsgeschütz, der Kriegs- und Mund-Provision und allem andern Vorrath der Plätze mit sich nehmen dürfen, ausgenommen diejenigen Bedürfnisse, welche sie auf ihrem Marsch bis über die Demarcationslinie nöthig haben werden.

Art. 3. Unmittelbar nach dem ertheilten Befehl zur Raumung zu dachter Festungen, soll unverzüglich die Demarcationslinie zwischen den Generalen auf den Fuß ihrer militarischen Stellungen, so viel möglich nach den Convenienzen beyder Armeen, bestimmt werden.

Art. 4. Mittelst der obigen Verfugungen, soll zwischen beyden Armeen in Italien ein Waffenstillstand obwalten, der nicht kürzer seyn darf, als 30 Tage, welche mit dem 3. Febr. ihren Anfang nehmen sollen; nach Verfluß dieser 30 Tage sollen die Feindseligkeiten nicht eher ihren Anfang nehmen können, als 15 Tage nach geschehener Aufkündigung, von der Stunde an zu rechnen, wo die Anzeige der Aufkündigung wird geschehen seyn, und bis zu einer solchen Aufkundigung soll der Waffenstillstand unbestimmt verlängert bleiben.

Art. 5. Soll der in Deutschland gemachte Waffenstillstand nicht anders als zu gleicher Zeit mit dem in Italien aufgekündigt werden können.

Art. 6. Im Fall, daß die commandirenden Generale in Italien schon einen Stillstand eingegangen hätten, ehe die gegenwärtige Convention zu ihrer Kenntniß gelangt, so wird die von den besagten Generalen geschlossene allein vollzogen werden, jedoch wohl verstanden, daß dennoch die Übergabe der im ersten Artikel stipulirten fünf Festungen in allen Fällen vor sich gehen soll.

22.

Friedens-Tractat zwischen Österreich und der französischen Republik, d. d. Luneville, 9. Februar 1801.

Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der Erste Consul der fränkischen Republik, im Nahmen des fränkischen Volks, haben, da es Ihnen gleicher Weise am

Herzen liegt, den Leiden des Kriegs ein Ende zu machen, beschlossen, zum Abschluß eines definitiven Friedens- und Freundschafts-Tractats zu schreiten.

Da besagte Seine kaiserl. königl. Majestät nicht weniger sehnlich wünschen, das deutsche Reich an den Wohlthaten des Friedens theilnehmen zu lassen, und die gegenwärtigen Umstände nicht die nöthige Zeit lassen, damit das Reich befragt werde, und durch seine Deputirte sich der Unterhandlung theilhaftig machen könne; da ferner besagte Se. Majestät dasjenige in Betracht ziehen, was von der Reichs-Deputation bey dem vorigen Congreß zu Rastadt bewilligt werden ist: so haben sie beschlossen, nach dem Vorgang dessen, was unter ähnlichen Umständen Statt gehabt hat, im Nahmen des deutschen Reichs zu stipuliren.

Demnach haben die contrahirenden Theile zu ihren Bevollmächtigten ernannt, und zwar:

Se. kais. königl. Majestät den Herrn Ludwig Reichsgrafen von Cobenzl, Ritter des goldnen Vliesses, Großkreuz des königl. Stephans-ordens und des Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem, Kämmerer, wirklichen geheimen Rath Sr. k. k. Majestät, Ihren Conferenz-Minister und Vice-Hof- und Staatskanzler;

Und der Erste Consul der fränkischen Republik, im Nahmen des fränkischen Volks, den Bürger Joseph Bonaparte, Staatsrath;

Welche, nachdem sie ihre Vollmachten ausgewechselt, der folgenden Artikel übereingekommen sind.

Artikel 1. Es wird künftig und für immer, Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß seyn zwischen Sr. Majestät dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, welche sowohl in ihrem als des deutschen Reiches Nahmen stipuliren, und der fränkischen Republik, indem besagte Se. Majestät Sich verbindlich machen, durch besagtes Reich dessen Ratification zu besagtem Tractat in gebührender Form geben zu lassen. Von beyden Theilen wird die größte Sorge getragen werden, eine vollkommene Eintracht aufrecht zu erhalten, und jedwede Feindseligkeiten zu Lande oder zur See, für welche Ursachen und unter welchem Vorwand es auch seyn möge, zu verhüthen, indem man sich eifrig befleißigen wird, die glücklich wieder hergestellte Einigkeit zu unterhalten. Es wird denen, welche dem einen oder dem andern der contrahirenden Theile Abbruch thun möchten, weder mittelbar noch unmittelbar, auf keinerley Weise Hülfe oder Schutz gewahrt werden.

Art. 2. Die im dritten Artikel des Friedens von Campo Formio bedungene Abtretung der ehemahligen belgischen Provinzen an Frankreich wird hier auf das förmlichste erneuert; so daß Sr. k. k. Majestät, für Sich und Ihre Nachfolger, sowohl in Ihrem als des deutschen Reiches Nahmen: allen Ihren Rechten und Ansprüchen auf besagte Provinzen entsagen, und die fränkische Republik dieselben, nebst allen davon abhängigen Territorial-Gütern, in voller Souveränetät und Eigenthum, auf immer besitzen wird.

Gleicher Weise werden von Sr. k. k. Majestät, und mit förmlicher Einwilligung des Reichs, an die fränkische Republik abgetreten:

1. Die Grafschaft Falkenstein nebst ihren Zugehörungen.

2. Das Frickthal, und alles, was am linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel dem Hause Oesterreich angehört; wobey sich die fränkische Republik vorbehält, das letztere Land der helvetischen Republik abzutreten.

Art. 3. In gleicher Erneuerung und Bestätigung des 6. Artikels des Tractats von Campo Formio, werden Se. Majestät der Kaiser und König, in voller Souveränetät und Eigenthum, die hier unten genannten Länder besitzen:

Istrien, Dalmatien, und die davon abhängigen weiland venetianischen Inseln des adriatischen Meeres; die Mündung des Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen, und die zwischen den Erbstaaten Sr. Majestät des Kaisers und Königs, dem adriatischen Meer, und der Etsch, von deren Ausgang vom Tyrol, bis zu ihrer Mündung im besagten Meere, gelegenen Länder, wobey der Thalweg der Etsch die Gränzlinie machen soll; und da die Städte Verona und Porto Legnago sich durch die besagte Linie getheilt finden, so sollen mitten auf den Brücken der besagten Städte Zugbrücken errichtet werden, um die Abtheilung zu bezeichnen.

Art. 4. Desgleichen wird der 10te Artikel des Friedens von Campo Formio in dem Stücke erneuert, daß Se. Majestät der Kaiser und König sich verbindlich machen, dem Herzog von Modena, zur Schadloshaltung für die Länder, welche dieser Fürst und seine Erben in Italien besaßen, das Breisgau abzutreten, welches derselbe unter eben den Bedingungen, kraft deren er das Modenesische besaß, besitzen wird.

Art. 5. Ferner ist bedungen, daß Se. königl. Hoheit der Großherzog von Toscana, für Sich, seine Nachfolger und Stellvertreter, auf das Großherzogthum Toscana, und auf den davon abhängigen Theil der Insel Elba, wie auch auf alle aus Ihren Rechten auf besagte Staaten entspringende Rechte und Ansprüche, Verzicht leisten, als welche Staaten künftighin, in voller Souveränetät und Eigenthum, Sr. königl Hoheit dem Infanten Herzog von Parma angehören werden. Der Großherzog wird für seine italienischen Staaten in Deutschland eine vollkommene und gänzliche Entschädigung erhalten.

Der Großherzog wird über die Güter und Eigenthum, die er entweder durch persönliche Erwerbung, oder als Erbschaft der persönlichen Erwerbungen Sr. höchstsel. Majestät des Kaisers Leopold's II., seines Vaters, oder Sr. höchstsel. Majestät des Kaisers Franz I., seines Großvaters, privatim besitzt, nach seinem Gutdünken walten; auch ist bedungen, daß die Activschulden, Etablissements, und andres Eigenthum des Großherzogthums, wie auch die gehörig hypothecirten Passivschulden, die auf diesem Lande haften, auf den neuen Großherzog übergehen werden.

Art. 6. Se. Majestät der Kaiser und König willigen ein, sowohl in Ihrem als des deutschen Reiches Nahmen, daß die fränkische Republik künftighin die auf dem linken Rheinufer gelegenen Länder und Domainen, welche zum deutschen Reich gehörten, in voller Souveränetät und Eigenthum besitze; so daß, demjenigen gemäß, was bey dem Rastadter Congreß von der Reichs-Deputation förmlich zugestanden, und von dem Kaiser genehmigt worden war, der Thalweg des Rheins künftighin die Gränze zwischen der fränkischen Republik und dem deutschen Reiche sey, nähmlich von dem Orte an, wo der Rhein das helvetische Gebieth verläßt, bis zu demjenigen, wo er in das batavische Meer tritt.

Diesem zufolge entsagt die fränkische Republik förmlich jedem Besitzthum auf dem rechten Rheinufer, und willigt ein, die Plätze Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, das Fort Cassel nebst den andern Festungswerken gegenüber von Mainz am rechten Rheinufer, das Fort Kehl und Altbreisach, wenn es gebühren wird, wieder zu erstatten, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Plätze und Forts in dem nähmlichen Zustande zu bleiben fortfahren sollen, in welchem sie sich bey der Räumung finden werden.

Art. 7. Und da zufolge dessen, was das deutsche Reich an die fränkische Republik abtritt, mehrere Fürsten und Stände des Reichs sich, ganz oder zum Theil, insbesondere ihrer Besitzungen verlustig finden, während es dem deutschen Reiche insgesammt zukommt, den aus den Bedingungen des gegenwärtigen Tractats entspringenden Verlust zu tragen: so ist zwischen Sr. Maj. dem Kaiser und König, sowohl in Ihrem als des deutschen Reichs Nahmen, und der fränkischen Republik bedungen, daß, in Gemäßheit der förmlich beym Rastadter Congreß aufgestellten Grundsätze, das Reich gehalten seyn soll, den erblichen Fürsten, welche sich am linken Rheinufer ihrer Besitzungen verlustig finden, eine Entschädigung zu geben, welche, den Einrichtungen zufolge, die nach diesen Grundlagen weiterhin bestimmt werden sollen, in dem Schooße des besagten Reichs zu nehmen seyn wird.

Art. 8. Es ist bedungen, so wie es durch den 4. und 10ten Artikel des Tractats von Campo Formio geschehen war, daß in allen durch gegenwärtigen Tractat abgetretenen, erworbenen oder vertauschten Landern, diejenigen, an welche sie fallen werden, die auf dem Boden der besagten Länder hypothecirten Schulden auf sich nehmen sollen; angesehen aber die Schwierigkeiten, welche in diesem Stücke wegen Auslegung der besagten Artikel des Tractats von Campo Formio eingetreten sind, so ist ausdrücklich verstanden, daß die fränkische Republik nur solche Schulden, welche aus Anleihen, in die von den Ständen der abgetretenen Länder förmlich eingewilligt worden, oder aus Ausgaben für die wirkliche Verwaltung der besagten Länder entspringen, über sich nimmt.

Art. 9. Sogleich nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, wird in allen durch denselben abgetretenen, erworbenen oder vertauschten Ländern, allen Einwohnern oder Eigenthümern, wer sie auch seyn mögen, Aufhebung des wegen des Statt gehabten Krieges auf ihre Güter, Effecten und Einkünfte gelegten Sequesters bewilligt. Die contrahirenden Theile machen sich verbindlich, alles abzuzahlen, was sie für Capitalien, welche von besagten Particularen, wie auch von den öffentlichen Etablissements der besagten Länder, ihnen dargeliehen wurden, schuldig seyn mögen. Dem zufolge wird ausdrücklich anerkannt, daß die französisch gewordenen Eigenthümer von Actien der Wiener-Bank die Vortheile ihrer Actien zu genießen fortfahren, und die verfallenen oder künftighin verfallenden Interessen derselben beziehen sollen, ungeachtet jedes Sequesters, und jedes geschehenen Eintrags, nahmentlich dessen, welcher daraus entsprang, daß die französisch gewordenen Eigenthümer die von den Actionärs der Wiener-Bank durch Se. Maj. den Kaiser und König geforderten 30 und 100 Procent nicht leisten konnten.

Art. 10. Desgleichen werden die contrahirenden Theile allen Beschlag aufheben lassen, welcher wegen des Kriegs auf die Güter, Rechte und Einkünfte der Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers und Königs im Gebiethe der fränkischen Republik, und der fränkischen Bürger in den Staaten besagter Sr. Majestät oder des Reichs, gelegt worden seyn mag.

Art. 11. Der gegenwärtige Friedenstractat, nahmentlich die Artikel 8, 9, 10 und der unten folgende Artikel 15, sind als der batavischen, der helvetischen, der cisalpinischen und der ligurischen Republik gemeinschaftlich erklärt.

Die contrahirenden Theile garantiren sich wechselseitig die Unabhängigkeit der besagten Republiken, und den Völkern, welche dieselben bewohnen, das Vermögen sich jede, ihnen schicklich dünkende Regierungsform zu geben.

Art. 12. Se. kais. königl. Maj. entsagen für Sich und Ihre Nachfolger, zu Gunsten der cisalpinischen Republik, allen, aus den Rechten, welche Sie auf die von Ihnen vor dem Kriege besessenen, und nunmehr, nach Maßgabe des 6ten Artikels des Tractats von Campo Formio, zur cisalpinischen Republik gehörigen, und von derselben, nebst allen davon abhängigen Territorial-Gütern, in voller Souveränetät und Eigenthum zu besitzenden Länder ansprechen mochten, entspringenden Rechten und Ansprüchen.

Art. 13. Se. k. k. Majestät, sowohl in Ihrem als des deutschen Reiches Nahmen, bestätigen die bereits durch den Tractat von Campo Formio gegebenen Zustimmung zu der Vereinigung der ehemahligen kaiserlichen Lehen mit der ligurischen Republik, und entsagen allen aus Ihren Rechten auf besagte Lehen entspringenden Rechten und Ansprüchen.

Art. 14. Gemäß dem 11. Artikel des Tractats von Campo Formio, wird die Schiffahrt der zur Gränze zwischen den Staaten Sr. k. k. Majestät, und denen der cisalpinischen Republik, dienenden Etsch frey seyn, ohne daß vom einen noch vom andern Theile daselbst irgend ein Zoll errichtet, noch ein kriegsmäßig gerüstetes Fahrzeug gehalten werden kann.

Art. 15. Alle von dem einen und dem andern Theile gemachten Kriegsgefangenen, wie auch die während des Kriegs ausgehobenen oder gestellten Geißeln, welche noch nicht zurück gegeben worden sind, sollen innerhalb vierzig Tagen, von der Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats an zu rechnen, zurückgegeben werden.

Art. 16. Die nicht veräußerten, liegenden und persönlichen Güter Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Carl, und der Erben Ihrer höchstsel. königl. Hoheit der Frau Erzherzoginn Christine, welche sich in den an die fränkische Republik abgetretenen Ländern befinden, sollen Ihnen wieder erstattet, dagegen aber von Ihnen innerhalb drey Jahren verkauft werden.

Eben so soll es mit den liegenden und persönlichen Gütern Ihrer königl. Hoheiten des Erzherzogs Ferdinand, und seiner Gemahlinn, der Frau Erzherzoginn Beatrix, welche im Gebieth der cisalpinischen Republik gelegen sind, gehalten werden.

Art. 17. Die Artikel 12, 13, 15, 16, 17 und 22 des Tractats von Campo Formio *), sind besonders in Erinnerung gebracht, um nach ihrer Form und ihrem Inhalt vollzogen zu werden, gleich als ob sie wörtlich im gegenwärtigen Tractat eingerückt wären.

Art. 18. Die Contributionen, Lieferungen, Abgaben und alle und jede Kriegsleistungen sollen, vom Tage der Auswechslung der Ratificationen des besagten Tractats, durch Se. Majestät den Kaiser und das deutsche Reich eines, und durch die fränkische Republik andern Theils, Statt zu haben aufhören.

Art. 19. Der gegenwärtige Tractat wird von Sr. Majestät dem Kaiser und König, dem Reiche, und der fränkischen Republik, in Zeit von dreyßig Tagen, oder, wenn es möglich ist, noch früher, ratificirt werden; und es ist bedungen, daß die Armeen der beyden Mächte, sowohl in Deutschland als in Italien, in den Stellungen, worin sie sich befinden, bleiben werden, bis daß die besagten Ratificationen des Kaisers und Königs, des Reichs, und der fränkischen Republik, zu gleicher Zeit zwischen den respectiven Bevollmächtigten zu Luneville ausgewechselt werden sind.

Auch ist bedungen, daß zehn Tage nach Auswechslung der besagten Ratificationen die Armeen Sr. k. k. Majestät in Ihre Erbstaaten zurück gekehrt, dagegen aber diese in dem nähmlichen Zeitraum von den fränkischen Armeen geräumt seyn, und daß, dreyßig Tage nach besagter Auswechslung, die fränkischen Armeen das gesammte Gebieth des besagten Reiches geräumt haben werden.

So geschehen und unterzeichnet zu Luneville, am 20. Pluviôse Jahr 9 der fränkischen Republik, (9. Febr. 1801).

Unterzeichnet:

Ludwig Graf Cobenzl. Joseph Bonaparte.

*) Der schnellern Übersicht wegen setzen wir diese Artikel hier bey.

Art. 12. Alle, durch die Städte, oder die Regierung, oder die bürgerlichen Verwaltungen der ehemahligen venetianischen Staaten zur Unterhaltung der deutschen und fränkischen Armeen, bis zum Tage der Unterschrift des gegenwärtigen Vertrags, vorgenommene Verkäufe oder Veräußerungen, so wie andre eingegangene Verbindlichkeiten, werden bestätigt und als gültig erkannt.

Art. 13. Die Domanialurkunden und Archive der verschiedenen, durch gegenwärtigen Vertrag abgetretenen oder ausgetauschten Länder werden, innerhalb drey Monathen nach Abwechslung der Ratificationen, an diejenigen Mächte ausgeliefert, welche das Eigenthum derselben erworben haben. Die Plane und Karten der Festungen, Städte und Länder, welche die contrahirenden Mächte durch gegenwärtigen Vertrag erwerben, sollen ihnen getreulich ausgestellt werden. Die Kriegspapiere und Verzeichnisse, die während des jetzigen Krieges den Generalstäben der beyderseitigen Armeen abgenommen worden, sollen auf gleiche Weise zurückgegeben werden.

Art. 15. Es soll unverzüglich ein Handlungsvertrag auf billige, und solche Grundlagen errichtet werden, welche Sr. Maj. dem Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, und der fränkischen Republik gleiche Vortheile zusichern, wie in den beyderseitigen Staaten die am meisten begünstigten Nationen genießen. Bis dahin sollen alle Handelsverbindungen und Verhältnisse wieder in den Zustand, worin sie vor dem Kriege waren, hergestellt werden.

Art. 16. Kein Bewohner in allen von den österreichischen und fränkischen Armeen eingenommenen Ländern kann, weder persönlich noch in seinem Eigenthum, wegen seiner während des Krieges zwischen beyden Mächten geäußerten politischen Meinungen, oder bürgerlichen, militärischen oder kaufmännischen Handlungen, vor Gericht gezogen oder gekränkt werden.

Art. 17. Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, soll, den Grundsätzen der Neutralität gemäß, in keinem seiner Häfen, während des gegenwärtigen Krieges, mehr als sechs bewaffnete Kriegsfahrzeuge von jeder der kriegführenden Nationen aufnehmen dürfen.

Art. 22. Die Contributionen, Lieferungen, und alle und jede Abgaben und Kriegsleistungen, die in den gegenseitigen Staaten der contrahirenden Mächte Statt gehabt, sollen von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen dieses Vergleichs an, aufhören.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 2. und Freytag den 4. May 1810.

In Ungeduld nach größeren Dingen verschmähte Rudolph die langsamern Wege der Klugheit, so daß er in seinem Lauf durch nichts aufgehalten wurde, als durch zu vielen Eifer. Vor dem vierzigsten Jahre seines Alters wurde er seinem Hause verhaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwey Mahl gebannt. — Die Krone Carls des Großen erwarb er, nicht weil er seinen Stamm bis zu den Großen des alten Reiches der Franken und in Geschlechter von Heiligen hinauf zählen konnte, nicht weil er die lang erniedrigte Macht seiner Väter durch Koburg erhob, sondern weil er, wie Churfürst Engelbrecht von Kölln sagte: „Gerecht und weise, und von Gott und Menschen geliebt war." In dem achtzehnten Jahre, nachdem ihn, wie er oft sagte, „die göttliche Vorsehung aus der Hütte seiner Väter in den kaiserlichen Pallast erhöhet," starb er. Ein Mann von großem Verstand, darum auch meist ein guter Mann.

Johann von Müller.

(53 und 54.)

Collin's Rudolphiade.

In den Tagen, wo Göthe's unvergängliches Genie im Schatten seiner Lorbern ruht, wo die Klage über des unsterblichen Schillers allzufrühen Verlust, von den meisten Grundpfeilern menschlichen Wissens wiederhallend, immer neu empfunden wird, dürfen wir stolz darauf seyn, Collin noch zu besitzen. — Seine „antike, jetzt meist nur Großgesinnten, einst der Nachwelt heilige Muse" (so nannte sie Johannes Müller) sichert ihm eine vorzügliche Stelle unter den Tragikern neuerer Zeit, und die erste unter den Dichtern, die jemahls in Österreichs weitem Umkreis ihren heimathlichen Boden segneten.

Aber wenn bisher der treffliche Dichter den Adelsbrief unseres vielfach gedrückten und entwürdigten Geschlechtes: „daß, das wahrhaft Große im Menschen, über jedes Übel, ja über den Tod selbst erhaben, aus solchen Kämpfen nur mit desto herrlicherem Triumph emporschwebe," wenn Er diese erhebende Wahrheit bisher in all' seinen sinnvollen Tragödien vom Regulus an, im Coriolan, Mäon und Balboa, in seiner Polyxena und Bianka, mit siegender Begeisterung zur Anschauung gebracht hat: um wie viel erfreulicher, daß seine Wahl von der vielbesprochenen Griechen- und Römer-Zeit und von fernen Schauplätzen, nunmehr auf einen vaterländischen Gegenstand und, zwar in der ganzen, altergrauen, thatenreichen Vorzeit Österreichs unstreitig auf den würdigsten gefallen ist!

Die Künste sind es, an denen der Zahn der Zeit wie die Macht der Tyrannen ohnmächtig abgleitet, und spurlos vorüber geht; sie sind es, die den ganzen Menschen, den sinnlichen und übersinnlichen, Erkenntniß und Willen gleich gewaltig in Anspruch nehmen. — Und dieser unversiegbare Born der mächtigsten Kräfte und Gefühle sollte unbeachtet bleiben? Er sollte nutzlos durch weite öde Räume schleichen, statt der vollströmenden herrlichen Quelle sich zu bemächtigen, und mit ihrer durchdringenden Frische neues Leben und Treiben in den väterlichen Boden zu ergießen!

Das ist die Anwendung der Kunst auf vaterländische Gegenstände! — Keine Sorge kann so leicht des tiefesten und vielseitigsten Nachdenkens würdiger, für Mit- und Nachwelt wichtiger, in Beyden belohnender seyn als: die Historie und den Chor redender und bildender Künste (Sculptur, Mahlerey, Musik, Schauspielkunst, und „ihrer aller Königinn" die Dichtkunst) in einen Bund zu vereinen, und durch diesen, der öffentlichen Meinung Herr, dem Vaterlande, dem Gesetz, aus biedern Bürgern eben so viele begeisterte Parteygänger, aus einer der hartnäckigsten Reactionen zwischen Sollen und Wollen eine zahme, dienstbare Triebfeder, aus der Pflicht zugleich eine Leidenschaft zu machen!

Mögen wir uns hier den an einem anderen Orte ausgesprochenen Zuruf wiederhohlen: „Führet ein Mahl den Knaben vor das Bild eines Tapfern oder Weisen, und unüberlegt, ungeheuchelt, aber unwiderstehlich entfährt der zarten Brust der Wunsch: Auch zu werden, was der war."

„Dieses Auch ist der Funke, der fällt. Wahret ihn, fachet ihn an, umlegt ihn mit dem Stoffe der Geschichte, so erglimmt er, und lodert hoch auch, und jenes alte Bild wird wieder lebendig, und das Vaterland hat sich eines Weisen, eines Tapfern mehr zu erfreuen. — Und dieses Auch war die Seele der Erziehung aller der Männer, vor denen ihr Zeitalter erbebte; damit hat Hamilkar in dem neunjährigen Hannibal dem unbezwinglichen Rom seinen furchtbarsten Feind erzogen."

„Ist es aber überhaupt ein freudiger Vorsatz, den Nachruhm großer Männer zu wahren, wenn sie durch Jahrhunderte, oder durch Meere und dreygedoppelte Bergrücken von uns ge-

ſchieden ſind, um wie viel mehr gebiethen es nicht Pflicht und Gefühl, die mächtigen Thaten und weiſen Gedanken derer zu bewahren, und zu verherrlichen, welche auf dem Boden, und für den Boden gethan, gelitten und geſtritten haben, der uns trägt und unſere Kinder, der Alles umſchließt, was heilt und erhebt, tröſtet und ſpornt, — fürs: Vaterland!"

„Nicht vergeblich, nicht aus bloßer Eitelkeit hat Athen in der Pöcile die Bildniſſe der Helden von Marathon, haben die Römer die Ceras ihrer Altvordern aufgeſtellt:*) „Sie wußten, wie wenige nach ihnen, an der Gluth vergötterter Voraltern, in den ſpäteſten Enkeln gleiches Heldenfeuer anzuzünden, und ohne Unterlaß die Flamme anzufachen, welche die Marken ſchirmt, die Feinde vertilgt und nimmer verliſcht!"

Und wäre denn nur unſere Geſchichte ſo arm an großem, hehren Welteifer erweckenden Thun und Entſagen? — Der alten Habsburger heilige Biederkeit, — Leopolds, der Blume der Ritterſchaft und Friederichs des Schönen innige Bruderliebe**) — jene „deutſche Treue" von welcher beſiegt, ſelbſt der argliſtige Nebenbuhler Ludewig, als er

Gegen Friedrichs Heer hinaus zieht, zum Wächter
Bayerns — — den Feind, den er beſtreitet,

zurückließ, — Albrechts des Lahmen Großmuth gegen das feindſelige, vom Himmel ſchwer heimgeſuchte Baſel, — des weiſen Rudolphs herrlicher, ſeinem Zeitalter weit vorgeeilter Herrſcherplan, — die wahrhaft Homeriſchen Kämpfe bey Sempach, — jener Friederich, der, dem Großoheim gleich, ſein Fürſtenwort höher ſchätzt als Krone und Länder und die Herzen der Tiroler durch ein Reimſpiel erforſcht, — die Züge wilder Größe in den Huſſiten, in ihrem Ziska und Prokop, — der Cocles, Andreas Baumkircher, — des vierten Friedrichs Vormundstreue gegen Ladislav Poſthumus, — und in dem Bruderzwiſt mit Albrecht noch die höchſte Selbſtverläugnung, — Mathias Hunniady Corvin in der Wiener Burg, — Maximilian, der letzte Ritter, — der mächtige, oft und lange ſiegreiche und doch faſt immer unglückliche Carl, — der biedere Ferdinand, von ſeinem Feinde, dem Großſultan beweint, — die Thermopylen, an denen Zrini, Lodron und Kohary fielen, — die Chriſtenheit drey Mahl gerettet durch Wien, und Neuſtadt,***) — des zweyten Maximilians Herzenswort über die Saint Barthelemy, — Ferdinand in der Burg zu Wien belagert, und von allen verlaſſen, nur von ſich ſelber nicht und Thereſia, faſt in gleicher Lage auf dem Landtage zu Preßburg!!! und unter den Wladislaven, Vrzetislaven, Ottokaren, Belas und Andräen, ſo viel Großes in Böhmen und Ungarn, — die Amazonen der Libuſſa, — unſere Cide, Wiprecht von Groitzſch, Jaroslav von Sternberg und der Gubernator Hunniady! — und nur Schiller ſollte ſeinen Grafen von Habsburg geſungen, nur von Schiller und von Göthe ſollen wir dramatiſche Meiſterwerke aus der Geſchichte des Hauſes Habsburg (und zwar hiſtoriſch betrachtet, ganz im Sinne der Gegenpartey) aufzuweiſen haben? (Wilhelm Tell, Carlos, Egmont, Wallenſtein). — Was für das ſtolze Selbſtgefühl von Alt-England, Schakespeares Rieſengeiſt, was in Spanien die Balladen gewirkt, ſollte uns zu keinen ähnlichen Verſuchen entflammen? Wir hätten nicht ein Mahl dem Otto von Wittelsbach, dem Kaiſer Ludwig, Kaſpar dem Thorringer, der Agnes Bernauerinn der Bayern, Etwas entgegen zu ſetzen? — Oder wäre die Klage dennoch gegründet:

Noch lebten die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.

Nein, das letzt verfloſſene Jahr allein reichte hin, dieſe Klage Lügen zu ſtrafen, ſie des ungerechteſten Undankes zu zeihen, aus unſerm Schooß ſo Manchen zu preiſen,

Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beſchirmer, fiel.
Krönt den Sieger — größ're Ehre
Ehret ihn, — das ſchön're Ziel.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das Höchſte doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Nahme noch.

Collin, der uns in ſeinem „Leupold von Solothurn," in ſeinem „Kaiſer Max auf der Martinswand" (Nr. 4 und 8. dieſes Archivs) mit romantiſchen Dichtungen aus der vaterländiſchen Vorzeit beſchenkte *), berechtigt uns in ſeiner Rudolphiade zu den größten Erwartungen.

Und abgeſehen von dem hohen poetiſchen Werthe, welcher Stoff hätte glücklicher, erfreulicher gewählt werden können, als Rudolph der wahrhaft genialiſche, kühne und doch unbefleckte Stifter, der Vater ſeiner Kinder, ſeines Hauſes, ſeiner Erblande, des Reichs? Wo iſt ein romantiſcherer Anfang hohen Glückes als ſeine Begegnung mit dem Prieſter auf der Jagd **), dieſe Erhöhung deſſen, der ſich ſelbſt erniedrigte.

Häufige und angeſtrengte Berufsgeſchäfte des trefflichen Verfaſſers dürften leicht und leider! über dieſe Epopee ein unwillkührliches: Nonum prematur in annum verhängen, aber entziehen dürfen ſie uns ein Werk nicht, das dem Vaterland, dem Kaiſerhaus und unſerer Literatur zu gleichem Ruhme gereichen wird.

Alſo lautet das: Arma virumque cano,
das: Canto l'arme pietose e' l Capitano
Che' l gran ſepolcro liberò di Chriſto,

dieſes ächt vaterländiſchen Heldengedichtes:

*) Epilog des öſterr. Plutarch. — Und das hohe Jus imaginum der erſten Geſchlechter der Siebenhügelſtadt. — die Statuae iconicae, durch welche ſelbſt die: — Kunſt als das Höchſte ſetzenden, alles idealiſirenden Griechen, die Kunſt der vaterländiſchen Tugend unterzuordnen wußten.

**) Öſterr. Plutarch I. — XVII. Theil.

***) Zwey Mahl (1529 — 1683) vor den Osmanen. Ein Mahl (1242) vor den Mongolen, als bereits Rußland im Joch, Polen und Schleſien überſchwemmt, bey Schidlo' und Liegnitz die tapferſten Heere zuſammengehauen, Ungarns König auf den Dalmatiſchen Inſeln flüchtig und verſteckt war.

*) Möchte doch auch die vorzüglichſte und am vielſeitigſten gebildete der jetzigen Deutſchen Schriftſtellerinnen, unſere Caroline Pichler, von Zeit zu Zeit fortfahren, ſich auch durch jene Art der Geſänge, wie ihr Ferdinand II. und Kremsmünſter, ein bleibendes Verdienſt um die vaterländiſche Literatur zu erwerben.

**) Dieſer Prieſter kam als Caplan zum Erzbiſchof und Chur-Erzkanzler von Mainz. Das Bild, das er dieſem von Rudolphs Rittertugend entwarf, lenkte bey der Kaiſerwahl ſeine Augen vorzüglich auf den frommen Helden.

Österreichs Söhnen besinge mein Lied den Tag der Entscheidung,
Als sich Ottokar's Macht vor Rudolphs Waffen gebeuget,
Und der gewaltige König, im Kampf erleget, dahin sank,
Tief von den Seinen betrauert, und auch beweint von den Feinden.
Also lenkt es der Herrscher im Himmel. Vom Grafen von Habsburg
Hob er Rudolph empor zum waltenden Kaiser der Deutschen,
Daß er wiederverband dem Reich die blühende Ostmark,
Gläubigen Völkern ein sicherer Wall vor wüthendem Andrang
Wild einströmender Horden der gottverlassenen Heiden;
Denn Gott sah in des Helden Gemüth, das ihm gläubig vertraute.

Zwölf Gesänge sollte dies hohe Lied in sich begreifen. — Rudolph, nachdem er auch im Reiche „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" geendiget, kehret mit seinen zwey Söhnen, Albrecht und Rudolph nach Wien zurück. Zahlreiche Bothen von Ottokars Untreue vermögen nicht, ihn aus der Ruhe zu wecken, die das Vertrauen auf gegebenes Wort immerdar in großen Seelen erhält. Er sendet, dennoch Hülfe zu werben, die Söhne Albrecht und Rudolph, jenen zu Meinharden in Tyrol, diesen nach Schwaben und in's Reich, den Grafen Hugo von Taufers zum ungarischen Könige Ladislav in die Mitte der heidnischen Cumanen. — Abendmahl. — Der in den Wogen des Rheins ertrunkene Sohn Hartmann erscheint Rudolphen im Traum, ihn vor Ottokar zu warnen.

Ottokar in der Rathsversammlung. Ezernin und Lobkowitz sind gegen den Treubruch und Krieg, die Königinn Cunigunde, gleich Lady Macbeth, für die That des Verderbens; die Andern, theils abgeschreckt, theils wohldienerisch, fallen ihr bey. Lobkowitz wird mit dem Absagebrief zum Kaiser geschickt. Ottokar erklärt dem Ezernin, warum er Cunigundens Aufwallung gefolgt sey. Er trifft seine Tochter Agnes beschäftigt, Rudolphen, des Kaisers zweytgebornen Sohn, (nach dem ersten Friedensverkömmniß ihren Bräutigam,) zu mahlen. Darob erboßt, sperrt er sie ins Kloster.

Hugo von Taufers trifft den ungarischen König Ladislav in der Mitte der Cumanen. Ihre Tänze und Götzendienerey. Ihre Mädchen. Mittagsmahl. Heldensänger treten auf, und besingen die Siege über die Tataren und andere noch wildere Nomadenstämme.

Auf Bitten des Königs erzählt Hugo Rudolphs Abkunft, Ritterthaten und Wahl. Nach vollendetem Mahle zieht alles freudig zum Thore hinaus. Bundeseid unter freyem Himmel.

Von ihren Sendungen sind alle drey Bothen, Hugo von Taufers und die zwey Söhne Albrecht und Rudolph, zurückgekehrt. Lobkowitz kömmt an, als Gesandter des Böhmen Königs und erkläret den Krieg. Der Kaiser antwortet: läßt den schon abgegangenen Lobkowitz als seinen alten Freund und Fehdekumpan zurückrufen. Herzensgespräch.

Rudolph besucht einen frommen Camaldulenser und Magier auf dem Kahlenberge. Der weissagt ihm seines Hauses künftige Größe. Herabsteigend sucht er seinen, um der verlornen Braut Agnes, Ottokars Tochter willen, trostlosen Sohn Rudolph auf, und ermahnt ihn zu männlichem Sinn.

Das Heer versammelt sich, hält mit dem Kaiser Morgenandacht in der alten Kapelle Carls des Großen bey Mariastiegen, bricht auf, geht des andern Tages ober Haimburg über die Donau. Künstliche Schiffbrücke. Vorgefechte.

Ankunft bey Marcheck, wo einst Ottokar seinen herrlichsten Sieg über die Ungarn erfochten. Da kömmt König Ladislav mit seinen Ungarn und Cumanen. Heerschau.

Die Heere rücken aus und stehen sich im Gesichte. Der Oberbefehl und die Fahnen werden unter die Tapfern vertheilt. Gelübde Rudolphs. Die Nacht bricht ein. Ottokarn erscheint in seinem Gezelte, im beängstigten Schlaf, der Schatten seiner verstoßenen ersten Gemahlinn der Babenbergischen Margarethe, Erbinn von Österreich.

Auszücken mit frühem Morgen. Ottokar und Rudolph reden zu den Ihrigen. Streifereyen der Ungarn, die das Böhmische Lager plündern. Ottokar stürmt vor. Hartnäckige, wuthvolle Schlacht. Rudolphs mannhaftes Gebeth greift in die Wolken zum Herrn der Heerschaaren. Er drängt Ottokarn zurück, kömmt aber selbst in größte Lebensgefahr, wird aber seinen Gegnern Meister und verzeiht ihnen. Die Ungarn, Ottokarn im Rücken. Die Nachhuth unter Milota wird vorbeordert, aber Milota, alter Rache fröhnend, flieht ohne Angriff und verläßt seinen König, die Schlacht ist entschieden.

Verzweifelnd stürzt sich Ottokar in die Mitte der feindlichen Schaaren und fällt, die Böhmen fliehen. Alsogleich thut Rudolph dem Blutvergießen Einhalt und befiehlt vor allem, Ottokars gesalbtes Haupt zu schonen. Vernimmt die Bothschaft seines Todes und weint an der Leiche seines gefährlichsten Feindes.

Ottokars Schwager, Markgraf Otto zu Brandenburg, erbittet und erhält von Rudolphen den Frieden für Ottokars Waise, den Kronprinzen Wenzel. Wechselheirath zwischen Rudolphs Kindern, Gutha und Rudolph und Ottokars Kindern, Wenzel und Agnes. Rudolphs erstgeborner Sohn Albrecht wird mit Einwilligung des gesammten Reichs feyerlich belehnt. Österreich kommt an das Haus Habsburg.

Wir freuen uns, ermächtiget zu seyn, einige Episoden des herrlichen Poems, im Voraus zum Besten geben zu dürfen:

Wo zum Fuße des Kahlenbergs sich Wellen von Hügeln
Dehnen, — in's Weingebirg bey Nußdorf, begab sich am Abend
Täglich Rudolphus der Sohn, und suchte den äußersten Hügel,
Sah, wie zur Rechten hin majestätisch die Donau vorbeyströmt,
Unter ihm, friedlich, ein Dörfchen vom Bache kühlig umspület,
Vor sich Neuburgs Stadt mit der Kette hoher Gebirge;
Und es ergötzt ihn da zu weilen, einsam und stille
Anzuschaun des Stromes Lauf und die Züge der Wolken,
Jetzt am Himmel und jetzt am Fluge der flüchtigen Schatten,
Die unruhig hinauf und hinab den umgrueten Rücken
Zogen am Kahlenberg. — Es ergriff ihn unendliche Wehmuth.
Schnell, oft, faßt' er die Leyer, verhauchend seine Gefühle
In wehmüthigem Sang, dem rings die Gegend erschallte,
Seine Seele war trüb, — eng sein Gemüthe beklommen.

Nicht gefiel es dem Vater, daß also der Jüngling sich trennte
Von dem Lagergewirr, in den Tagen erhabener Thaten,
Und er sucht ihn auf, von keinem Gefolge begleitet,
An dem Lieblingsplatz, den man ihm deutlich bezeichnet.
Als nun der Jüngling ersah des Vaters Herrlichkeit nahen
Mächtig erschrocken entfiel ihm die Leyer aus bebenden Händen.
Dieser jedoch, als gewahrt er nicht des Jünglings Schrecken,
Reicht ihm die Hand zum Kuß, und sagt mit heiterer Miene:

„Sieh, du hast dir den Platz, mein Sohn, mit Gefühle gewählet,
Österreich herrliches Land, wie liegt es vor unseren Blicken
Paradiesisch im Abendlicht! — Nun wahrlich mein Rudolph:
Schade doch wär's um das Land, wenn wieder grimmig der Böhme
Wüthen sollte darin und verheeren die blühenden Fluren!

Kämpfen heißt es mein Sohn, der Preis iſt würdig des Kampfes
Dann wohl ſitzen wir einſt glorreich in friedlicher Stille
Hier zuſammen, und freuen uns hoch der Freyheit des Landes,
All' des Segens von uns mit unſerem Blute erſtritten."

Aber der Jüngling entgegnet kein Wort und blicket zur Erde.
Jetzo gewahrt der Kaiſer die Leyer und hebt ſie vom Boden,
Fährt nun fort in der Rede, die goldene Leyer betrachtend,

„Auch des Sängers bedarf die Zeit! Er wecke zu Thaten
Schlummernde Kraft und ſtähle die weichgeſchaffenen Seelen!
Alſo die Väter: — ein löblicher Brauch! — Und möchten doch wieder
Heldenſänger im Land erſtehn, ich wollte ſie lohnen,
Kaiſerlich, ſo wie Carolus, einſt mein Vorfahr im Reiche.
Aber vom Großen ſchweiget der Sang und tändelt nur Liebe.
Wie ich jetzt das Gebirg durch die Rebenſtöcke heraufſtieg,
Hört' ich weichlichen Klang, ein ſüß ausathmend Geflüſter."

„Lieb' iſt göttlich, flüſterte leis und erröthend der Jüngling —
Wahr geſagt, entgegnet darauf mit Ernſte Rudolphus!
Lieb' iſt göttlich, — doch Liebe bewährt ſich einzig durch Opfer,
Nur durch Liebe hebt ſich der Krieger in ſeinem Berufe;
Denn aus Liebe zum Vaterland, zum Wohle des Ganzen
Reißt ſich los der Mann von den ſchön aufblühenden Kindern,
Los vom geliebten Weib, und der Jüngling los von dem Mädchen.
Nicht das Leben allein, die Güter höher als Leben
Opfert ſich ſelbſt bezwingend ein Held aus göttlicher Liebe.
Das iſt unſer Beruf und unſer Lohn das Bewußtſeyn.
Aber mir ſcheint — die Leyer klang von — anderen Tönen."

„Haſt du's gehört, mein Vater, — entgegnet edel Rudolphus,
Läugnen will ich es nicht. — Ich ſang erſeufzend von Liebe, —
Agnes lieb' ich, du Vater, haſt ſelbſt mir gütig den Engel
Zugeführt — ich ſah ſie, und liebte und mußte ſie lieben.
Haſt du doch ſelbſt die Mutter geliebt, und prieſeſt dich ſelig,
Wenn nach längerer Trennung du wieder kehrteſt nach Hauſe,
Du, ein mächtiger Herr, der ganzen Chriſtenheit Erſter.
Deine Seligkeit, Vater, wird nie dem Sohne zu Theile!
Grauſam ſchloß die liebende Braut in düſtere Zelle
Ottokar, ha der Barbar! — Die ſchöne Hoffnung des Lebens
Hat in erſter Blüthe mir ſchon der Unhold zertreten,
Nein, ach nein, du zürneſt mir nicht, wenn — trauernd — ich klage,
Siehe, das volle Herz will mir im Buſen zerſpringen.
Hörſt du der Nachtigall Schlag herüber vom Ufer der Donau,
Ach ein Wirbel ſüßhallenden Sanges flötet ſie ſchmetternd
Aus den Schmerz der Liebe, daß hier die Hügel ertönen.
Was die Natur dem Thierchen verlieh, Organ und die Stimme
Für das Gefühl, das übermächt'ge, gab ſie dem Jüngling.
Laß ausballen den Gram mich im Lied — wenn ſchluchzende Klage
Sich ergießt in — der Töne ſanft hinfließenden Wogen,
Wenn mein wüthender Schmerz, gleich einem reiſſenden Bergſtrom
Brauſt in dumpfem Geſang, — dann, guter, mitfühlender Vater,
Fühlt ſich erleichtert mein Herz — ich kehre ſtiller nach Hauſe.
Darum zürne mir nicht, und laß mich Vater gewähren."

Alſo der Jüngling, und fiel um den Hals den liebenden Vater:
Reichliche Thränen ſtrömten herab von den bleichenden Wangen,
Auf des Vaters Bruſt, der drückte das Haupt dem Geliebten
Sanft mit der Hand an das Vaterherz, ſah auf zu dem Himmel,
Betete leiſ' und die Thräne fiel dem Jüngling aufs Haupt hin.
Dieſer ſah nun empor, und drückt' ihn feſter am Buſen,
Küßt' ihm die Hand, nun das Haupt, und ſagte ängſtlich beklommen:

„Vater! mach' ich dir Gram? Das ſey dem Himmel geklaget,
Lohnt' ich dir Liebe mit Schmerz — Sprich nur, ich will mich bezwingen.
Sieh', ich weine nicht mehr. Doch hilf und rathe mir, Vater,
Was du väterlich räthſt, das will ich kindlich vollbringen."

Und mit ſanfter Gewalt trennt ſich vom Jüngling der Vater,
Winkt mit der Hand ihm ſtille zu ſeyn, und rückwärts gelehnet
Schaut er hinaus in die Flur, verſenkt in tiefe Gedanken.
Itzt am Himmel hob ſich der Mond — Sanftduftende Kühlung
Hauchte der Abendwind — Da fanden zum innigen Drucke
Ihre Hände ſich ein, ſie ſaßen im Schauen entzücket.
Endlich ſich raſch erhebend ſpricht feſten Tones der Vater:

„Traue du Gott, mein Sohn! wie ihm dein Vater vertraute,
Er, der die Nacht erhellt mit dem Silberlichte des Mondes,
Sterne ringen mit Finſterniß heißt, wird dir auch die Seele
Einſt erhellen, ſo nächtlich ſie nun der Kummer umziehet.
Nichts iſt unmöglich vor Gott, er kann noch Agnes dir ſchenken,
Wird es auch, wenn dieſer Bund dir zum Heile gereichet.
Aber gelaſſen erwarte mein Sohn, was der Höchſte beſchloſſen,
Er iſt der Weiſe, Rudolph, wir ſind kurzſichtige Kinder.
Siehe, mein Sohn, du ſprachſt vorhin vom Glücke des Vaters
An der Hand der Mutter, im Kreiſe liebender Kinder,
Ach, mein Sohn, nicht alle die Frauen gleichen der Mutter,
Der vortrefflichen Frau. — Zwar Agnes rühmet ein Jeder; —
Aber wie ſchnell kehrt oft das Gemüth ſich vom Guten zum Böſen.
Und nicht alle Kinderpflänzchen gedeihen dem liebenden Vater,
Wie mein Rudolph du, — all' deine Brüder und Schweſtern,
Deren Gedeihen mich freut, den alterliebeten Gärtner,
Als mein Troſt im Alter, mein Stolz, mein einziges Leben."

So viel Liebe brach nun das Herz dem fühlenden Jüngling.
Hin zu den Füßen des Vaters ſinkend, ſchluchzt' er wie laut auf!
Aber der Kaiſer gerührt, legt ſegnend die Vaterhände
Auf des Sohnes Haupt und blickt zum geſtirneten Himmel. —
Schweigend erhoben ſich beyde, und gingen ſchweigend nach Hauſe.

Hiſtoriſche Verſuche
durch
Johannes Müller.

I. Abſchnitt.
Die Zeiten der Anarchie.
(Fortſetzung.)

Achtes Jahrhundert. Bisher ſahen wir nur Völker, ſie hatten nur — Waffen, noch gab allein wilder Kriegesmuth die höchſte Gewalt. Mit einem Mahl zeigt ſich eine Regierung, neue Sitten, die Wiſſenſchaften werden wiedergeboren. Zwey Prinzen theilen unſre Aufmerkſamkeit; dem einen, Aaron al Raſchild, Beherrſcher der Gläubigen, (785) bekannt durch die Sultane Scheherazade, danket man die Erhaltung der Künſte, die überall vernachläſſigt, in Bagdad mit offnen Armen aufgenommen wurden. Arabiſche Weiſe trugen ſie von da zu unſern barbariſchen Vätern, und machten ſie zu ihren Schülern. Aſien zitterte vor Aaron, er verbreitete ſein Reich nach Europa hinüber, aber dennoch ſtand ein Zeitgenoſſe hoch über ihm. Doch nicht Aaron iſt der Held des VIII. Jahrhunderts, neben ihm lebte Carl der Große. (768.) Er, der von Calais bis Roncesvaux, von Holſtein bis Neapel, und vom Innern Hungarns bis an die Atlantiſchen Küſten regierte, war Zweifels ohne der Mächtigſte und dieſer Macht würdig, da er, nachdem er ſeines Vaters Reich verdreyfacht, dennoch immer und überall nur durch ſich ſelbſt herrſchte. Das Genie dieſes Einzigen erſchuf bloß durch ſeinen Willen aus dem

Schooße der Anarchie eine kräftige Regierung und vortreffliche Gesetze. Er beugte Deutschland unter das Joch, und fest entschlossen, das Andenken seiner Wildheit zu tilgen, nahm er ihm die rauhen Sitten, und gab ihm das Christenthum. Der Überwinder der Longobarden, Sachsen, Bayern und Hunnen, nachdem er jeden Tag alle Bedürfnisse seines ungeheuren Reichs und dessen ganze Lage geprüft und erwogen, unterhielt sich des Abends, oft bis tief in die Nacht mit dem gelehrten Alkuin. Carl der Große hat in Europa zuerst den Werth der Wissenschaften gewürdiget. Ihm war nichts zu hoch, nichts unter ihm: Er, den Thron der Cäsarn wiederherstellend und Er, die geringste Pachtung seiner Domänen bestellend, zeigte sich immer gleich, als der wahrhaft große Carl. Die Könige thäten genug, wenn sie ihre Staaten also in Ordnung hielten, wie er seine Meiereyen; glücklich der Privatmann, welcher so seines kleinen Hauswesens Herr ist, wie Carl seines ungeheuern Reichs. Diese außerordentlichen Wirkungen kamen aus jener äußersten Einfachheit hervor, welche allen seinen Grundsätzen und Maßregeln eigen war. Der Wiederschein dieser Einfachheit spiegelte sich in seinem ganzen Äußern, in seinem ganzen Hofstaate ab. Seine Eroberungen waren schwerer, als jene des jungen Macedoniers, seine Gesetze übertrafen weit die anderer gepriesener Fürsten. In seinen Sitten blieb er stets ein bloßer Ritter.

Nach ihm ist schwer von der Sächsischen Heptarchie zu reden oder von den Königlein Asturiens. Wie erbleicht nicht der blendende Prunk des Prinzen der: Tausend und eine Nacht vor dieser erhabnen Simplicität Carls. Das ist Carls des Großen Jahrhundert. Er war's, welcher Allem eine andere Gestalt gab.

Neuntes Jahrhundert. Die Anarchie schmeichelt mit trügerischen Hoffnungen ihres nahen Endes, statt dessen lodert sie nun erst in helle Flammen auf. Carl der Große hatte den Ruhm seines Vaters Pipin verdunkelt: Carls Größe wurde erst noch mehr herausgehoben durch die Schwäche seiner Abkömmlinge, die sein Reich und das ganze große Werk seiner Sorgfalt schmählich zu Grunde gehen ließen. Man erwarte ja nicht, nun irgend eine vorliegende Macht sich hervorstellen zu sehen; es gab keine, alle Welt riß die Macht an sich. Und hier ist es, daß mit einem Mahl eine ganze Welt neuer Völkerstämme plötzlich vor unsere Augen tritt, als wenn eben jetzt erst alle die Länder des Nordens aus dem Meeresboden aufgestiegen wären, unter welchem der Wahn der Alten sie bedeckt glaubte. Die Sitten der Völker im Mittag, die aus Hirten Ackersleute wurden, erhielten dadurch einen bedeutenden Umschwung. Die Größe Carls war die Wirkung seiner persönlichen, glücklichen Gaben, nicht des Geistes seiner Zeit gewesen, und so war auch nach ihm der Pfad des Genies wie verloren.

Es erzeugte eine große Änderung im Norden, daß sich die Dänischen Könige nach und nach alle kleinen Nachbarsstaaten unterwarfen, und (868) der schönhaarigte Harald in Norwegen die Herrschaft eines Einzigen einführte. Der Gegenschlag dieses Sturzes der alten Unabhängigkeit verbreitete seine Vibrationen bis auf die Küsten der Barbarey: fünf neue Staaten erhoben sich, zwey Königreiche umstalteten ihre Sitten.

Dänemark bekannte sich allmählig zum Christenthum.

Amund fing an die finstern Wälder Schwedens auszuhauen.

Wie sich der König mit dem schönen Haar in Norwegen mehr und mehr befestigte, waren viele, die es verschmähend dem zu gehorchen, der so eben noch ihres Gleichen gewesen, sich auf die Inseln flüchteten. Sie kamen da auf den Gedanken, sich auch fremdes Eigenthum zu hohlen, aus dem mildern Mittag. Nachdem sie das ganze westliche Küstenland Europa's erschreckt und geplündert, zogen sie durch die Meerenge, eroberten Pisa, und machten sich Meister von Luna, das sie für Rom hielten. Unterdessen zogen gleichwohl andere Normannen vor, sich eine Regierungsverfassung zu geben, und sie löseten die schwierige Aufgabe mit Weisheit. Während ihre Mitbürger Länder eroberten, plünderten, verwüsteten, durchzogen sie des Nordens ungeheure Einöden, und vor hundert unbekannten Völkern vorbey, kamen sie bis zu den Griechen, um sich dort zu unterrichten. Und darauf kehrten sie wieder zum ewigen Eis der freyen Heimath zurück, ihnen viel werther, als der mildere Himmel und die unzähligen Genüsse unterjochter Länder. Island ist der Freystaat, von welchem wir reden.

Während es allerwärts schien, nichts vermöge den Waffen der gewaltigen Normannen zu widerstehen, war unter ihnen Einer, auf welchen die Augen einer fremden, noch freyen Nation fielen, damit er ihren Thron bestiege. (862) Rurik, dessen nächste Nachfolger das Griechische Kaiserthum erschütterten, wurde berufen, der erste Czar zu seyn.

Wahrscheinlich um dieselbe Zeit (869) wurde das alte Volk, welches unter Fingal gefochten und die Lieder seines Sohnes gesungen, durch Kenneth gezwungen, aus dem mittägigen Schottland zu weichen, und im Hochlande eine Freystätte seiner alten Sitten zu suchen.

Der alte Graf von Söndmör in Norwegen hatte einen Sohn, von dem die Grafen der Orkaden herstammen. Er hatte einen zweyten Sohn, welcher der Ahnherr unzähliger Könige wurde. (907) Rollo war es, welcher sich der Normandie bemächtigte.

Aus den Wäldern von Masovien hohlten sich die Pohlen einen Edelmann, der seine Ländereyen baute, zum Herrscher. Es war Piast, der Stifter des Königreichs Pohlen, dessen Stamm erst 1675 völlig erlosch. (842)

Die Hungarn, gedrängt durch andere Barbaren, rückten vom Nordwest des Caspischen Meeres weiter vor. (894).

Im Mittag Europa's hatten sich die Araber Siciliens bemächtiget, von da kamen sie leicht vor die Thore Roms. (829 — 854).

Nach wem soll man es nun benennen, dieses Jahrhundert so fruchtbar an Helden, weit größer als jene, die sich in Ilions Feldern versuchten, durch Homers unsterbliches Lied gefeyert. Wohl könnte es daher das Jahrhundert der Normannen heißen. Aber wenn man zur selben Zeit einen Mann erblickt, der mitten in diesem Gräuel der Verwüstung seines Landes Befreyer und Gesetzgeber war, der Gründer eines ausgebreiteten Handels, der Freund der Alten, gleich denkwürdig durch den Scharfsinn seines Geistes und durch die Milde seiner Sitten, mit einem Wort würdig, neben Trajan und Carl dem Großen, den Königen zum Vorbilde zu dienen, — der Mann wird, wenn er auch nicht die vorzüglichste Macht in Europa besaß, doch eine solche Macht über die Herzen ausüben, um in denselben ewig zu leben. Uns sey darum dieß

Jahrhundert das Jahrhundert der Normannen und — Alfreds.

Zehntes Jahrhundert. Das iſt das Jahrhundert der Ottonen. Zwar waren die Normannen durch ihre Verwüſtungen noch immerfort der Schrecken aller Welt, — die Hungarn machten ſich Deutſchland zinsbar, und mitten durch die Schweiz bis unter die Mauern von Beſancon drangen die Araber auf ihren Streifzügen. Aber Otto hielt dieſe in Schranken; das Schreckbild der Unüberwindlichkeit der Hungarn hatte zwar ſchon der große Mann zerſtört, deſſen Sohn er war, aber Otto's Sieg behob die Furcht vor ihren Einfällen auf immer. Die Dänen zitterten vor Otto; Italien, von innerer Parteyung zerfleiſcht, fiel in ſeine ſchützende Hand; von Flensburg bis an die Tiber erſtreckte ſich ſein von allen Nachbarn gefürchteter Scepter. Heinrich ſein Vater war der Stifter der Deutſchen Städte. Zugleich entſtanden die ſchützenden Marken von Öſterreich und Brandenburg. Die Wiſſenſchaften fingen an, wieder aufzublühen. Salamon, Biſchof von Conſtanz, gab eine Encyklopedie; man las die Griechen. Virgil und Horaz entzückten den Hof, und ſelbſt die Mönche thaten mehr als Schmauſen und Pſalmenſingen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Mnemonik.

Die meiſten Menſchen haben in ihrem Leben die Erfahrung gemacht, wie unangenehm, ja nachtheilig es ſey, gewiſſe Dinge entweder dem Gedächtniſſe gar nicht oder doch nicht gehörig einprägen, oder derſelben ſich nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte erinnern zu können. Eine Kunſt nun, welche verſpricht, jedermann, auch wenn ihm die Natur das ſchwächſte Gedächtniß verliehen hätte, in den Stand zu ſetzen, jenem Mangel auf eine unfehlbare und nicht ſchwere Weiſe abzuhelfen, müßte, ſollte man meinen, ſogleich überall Eingang finden, und wenn ſie ihr Verſprechen wirklich erfüllte, unter allen Menſchenclaſſen eine große Menge von Freunden und Schülern zählen — deſſen ungeachtet findet man das Gegentheil; die neuern Verſuche der Mnemonik oder Gedächtnißkunſt, welche die Alten ſo hoch ſchätzten und ſo fleißig erlernten, wieder unter uns einzuführen, zu verbeſſern und zu erweitern, ſind beynahe nur von den Erziehern oder denjenigen Gelehrten beachtet worden, welche ſich mit der Unterſuchung der menſchlichen Seelenkräfte beſchäftigen, alſo die Pſychologie zum Gegenſtande ihrer Forſchungen machen. Es iſt hier nicht der Ort, die Gründe dieſer Wahrnehmung aufzuſuchen, wir glauben aber etwas nicht Unverdienſtliches zu unternehmen, wenn wir unſern Leſern die Verſuche, die Gedächtnißkunſt oder Mnemonik von neuem ins Leben einzuführen, und auf immer ſichere Grundſätze zu bauen, hier wieder ein Mahl ins Gedächtniß rufen. Die Gelegenheit dazu gibt uns die Erſcheinung der

Syſtematiſchen Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebſt den Grundlinien zur Geſchichte und Kritik dieſer Wiſſenſchaft, von J. Chr. Freyherrn von Aretin. Mit drey Kupfertafeln.

Dieſes Werk, welches zwar nur, wie der Verfaſſer in der Vorrede ſagt, ein Auszug aus ſeiner ausführlichen theoretiſch-practiſchen Anleitung zur Mnemonik iſt, welcher das größere Werk ſo bald als möglich nachfolgen ſoll, verdient, wie man aus folgender Inhaltsanzeige ſehen wird, allgemeine Aufmerkſamkeit und Beherzigung.

Es zerfällt nach der Eintheilung des Verfaſſers in vier Bücher; das erſte enthält die Theorie der Mnemonik, das zweyte die Praxis, das dritte die Geſchichte, und das vierte die Kritik derſelben. Die Theorie dieſer Kunſt läßt ſich auf folgende zwey Regeln zurückführen. 1) Verwandle das einzelne Wort, den einzelnen Gegenſtand in ein Bild — denn nichts erleichtert das Aufbehalten einer Sache im Gedächtniſſe mehr, als die Anſchauung derſelben in einem ſinnlichen Bilde. 2) Verbinde dieſes Bild mit einem raum- oder zeitgemäßen Gegenſtande, der dir lebhaft vorſchwebt, oder der dir vorſchweben wird, wenn dir die Zurückrufung jenes Bildes nothwendig wird. Man kann zu dieſen zwey Grundregeln noch folgende 3) hinzufügen, welche ſich auf das Einprägen nicht eines einzelnen Gegenſtandes, ſondern ganzer Reihen von Worten und Sachen bezieht. Verbinde jedes der zu merkenden Worte oder jede der zu merkenden Sachen mit einem einzelnen Theile des raum- oder zeitmäßigen Gegenſtandes, oder mit andern Worten: um die Aufeinanderfolge mehrerer Dinge zu behalten, mußt du Gegenſtände ſuchen, deren Aufeinanderfolge dir hinlänglich bekannt iſt, und mit jedem einen von den in ihrer Ordnung zu behaltenden Gegenſtänden verknüpfen. So entſtehen zweyerley bildliche Vorſtellungen oder mnemoniſche Bilder: die Stoffbilder (nach dem Geſetze der Klarheit), und die Ordnungsbilder (nach dem Geſetze der Ideen-Aſſociation); die erſtern ſind ſonſt imagines, die letztern loci (Gedächtnißplätze) genannt worden. Von den letztern wurde der Ausdruck memoria localis abgeleitet, welcher mit memoria artificialis gleichbedeutend iſt. Auch gibt es eine Amneſtonik oder Vergeſſungswiſſenſchaft, welche gerade entgegengeſetzte Regeln befolgen muß, um ihren Zweck ſicher zu erreichen.

Das zweyte Buch, welches die Praxis der Mnemonik enthält, lehrt, wie man abſtracte Gegenſtände in ſinnliche Bilder verwandeln ſolle, z. B. Zahlenbegriffe und dergl. und wie man es anzufangen habe, um dieſe Gegenſtände in der nothwendigen Reihenfolge dem Gedächtniſſe einzuprägen, und ſie leicht und immer wieder erwecken zu können. Über die Art und Weiſe, einen überſinnlichen Gegenſtand in ein Bild zu verwandeln, laſſen ſich im Allgemeinen keine beſtimmten Regeln feſtſetzen, da die Anſichten jener Gegenſtände ſehr verſchieden ſind. Die Art, wie man Zahlen in ſinnliche Bilder verwandeln kann, macht eine Kupfertafel anſchaulich, worauf dergleichen verwandelte Zahlen vorgeſtellt ſind, nicht minder zeigt eine andere Tafel die Art und Weiſe, andere Gegenſtände, z. B. Schlangen, Dreyecke, Buch, Senſe und dergl., durch Bilder dem Gedächtniſſe leichter einzuprägen. Dieſes Buch iſt das intereſſanteſte und reichhaltigſte, kann aber deshalb nicht ſo im Auszuge dargeſtellt werden, daß nicht die Deutlichkeit darunter leiden ſollte. Es verdient das aufmerkſamſte Studium.

In dem dritten Buche, welches die Geſchichte der Mnemonik enthält, wird erzählt, unter welchen Völkern zuerſt dieſe Kunſt bekannt geworden. Der Orient wird als die Wiege derſelben angegeben, und zugleich die Bemerkung gemacht, daß die Mnemonik in einem Zeitalter entſtanden ſeyn müſſe, in welchem man ſich noch der Bilderſprache allein bediente. Die

Chineſen hatten in den erſten Jahrhunderten ihrer Cultur eine durch Knoten und Verſchürzungen der Fäden geordnete Bilderſchrift. Ihre Geſtalt hat ſich unter dem Nahmen Ho-tu in einem ihrer älteſten Bücher erhalten, welches Y-King heißt. Eine ähnliche Schrift iſt auch bey den Phöniciern, Indiern, Äthiopiern, Ägyptern, Scythen, Griechen und Etruſkern üblich geweſen, ja die meiſten rohen Völker, von deren Schreibart ohne Buchſtaben wir Kenntniß haben, bedienten ſich einer wahren mnemoniſchen Schrift. Unter den Griechen wird auf Cicero's Zeugniß Simonides, bekannt durch ſeine Rettung durch die Dioskuren, als Erfinder der Mnemonik angegeben. Vorzüglich verweilt der Verfaſſer bey der Mnemonik der Römer, und theilt die wichtigſten claſſiſchen Stellen aus dem Cicero: de Oratore libr. II. cap. 80 — 88. und aus dem Autore librorum ad Herennium libr. III. cap. 16 — 24 mit. Sodann verfolgt er die Spuren dieſer Kunſt durch alle Jahrhunderte bis auf unſere Zeiten. Dieſes Kapitel zeigt von vieler Beleſenheit.

Das vierte Buch endlich, die Kritik der Mnemonik enthaltend, zeigt den Nutzen und die richtige Anwendung der Mnemonik ſowohl überhaupt als beſonders nach des Verfaſſers Methode. Er widerlegt auch die Einwürfe, welche man gegen ſeine Methode hier und da gemacht hat, und zwar, wie uns ſcheint, mit ſehr triftigen Gründen.

Xaver Bettinelli.

Von dem zu Turin bey den Gebrüdern Bomba erſchienenen Werke: Vita dell'Ab. Saverio Bettinelli, con un discorso delle lodi di lui, recitato nell'adunanza publica dei Pastori della Dora al X. di Febbrajo 1809, können wir hier leider nur einen kurzen Auszug mittheilen, würden uns aber ſehr glücklich ſchätzen, wenn wir damit die Neugier des Deutſchen Publicums auf das leſenswürdige Buch zu reitzen im Stande wären. Es geht der Lebensbeſchreibung ein Schreiben des gelehrten Gianfrancesco Galeani Napione an die gebildete Madame Diodata Saluzzo vorher, aus welchem neben der anmuthigen Schreibart im ſchönſten Lichte die Empfindungen zärtlicher Freundſchaft und jene rührende Ergießung des Herzens hervorleuchten, wie wir ſie nur in den Briefen des Cicero an Atticus gewahr werden. Einige Bemerkungen über Selbſtbiographien eröffnen alsdann den Eingang zu dem Leben Bettinelli's. Er wurde im Jahre 1718 zu Mantua geboren, und genoß ſeine Erziehung in verſchiedenen Schulen der Jeſuiten, die ihn in ihre Geſellſchaft aufnahmen. Seine ſchnellen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften verriethen in ihm ſtets den Jüngling von feinem Sinne und früh gereifter Urtheilskraft, welcher dereinſt ſich und ſeinem Vaterlande ausgezeichnete Ehre und Ruhm bereiten werde. Er ſtudierte darauf ſowohl geiſtliche als weltliche Wiſſenſchaften zu Bologna, von wo er als Lehrer nach Breſcia, ſpäter als Profeſſor der Rhetorik nach Venedig ging, wo ihm beſonders die Herausgabe ſeiner Versi sciolti und einiger Trauerſpiele einen ausgezeichneten Ruf erwarben.

Zu Parma hatte er gelehrten Umgang mit Tillot, Frugoni und Condillac: letzterer bewunderte beſonders ſeinen Scharfſinn und ſeine Einſichten im Gebiethe der Metaphyſik. Als Erzieher der Grafen von Styrum, wozu ihn der Fürſt von Hohenlohe beſtellte, übertraf er den Ruf ſeiner Ordensbrüder in einem ſo ſchwierigen und verwickelten Geſchäfte, und auf einer Reiſe nach Lothringen, die er auf jene Veranlaſſung unternahm, gewann er die beſondere Hochachtung des Königes Stanislaus, eines durch Weisheit und echte Liebe zu den Wiſſenſchaften vor allen berühmten Monarchen ſeines Jahrhunderts, ausgezeichneten Fürſten. Während er Frankreich durchreiſte, ſchrieb er die Lettere Virgiliane, welche den Italienern, vor allen aber dem Grafen Algarotti, ſo wehe thaten; denn letzterer beklagte ſich in einem Briefe an Madame Du-Boccage herzlich über Bettinelli, daß er in dieſen Briefen auch noch die Versi sciolti, gleich wie einen Beleg zu dem, was der vermeinte Virgil gegen die Väter der Italieniſchen Poeſie redet, beygefügt habe. Die Erzählung von Bettinelli's Zuſammentreffen mit Helvetius und Voltaire wird vor allen die Neugier der Leſer, beſonders der Liebhaber von Anecdoten anlocken. Nach ſeiner Rückkehr in Italien zogen ihm ſeine Anſtrengungen in Lehrſtunden und auf der Kanzel, wo man ihn beſonders ſchätzte, eine Kränklichkeit zu, die ſeine Thätigkeit auf ruhigere Beſchäftigungen beſchränkte. Er unterrichtete die Jugend in der Religion, ſchrieb ſeinen Entusiasmo und ſein noch beſſer gelungenes Werk: Il Risorgimento d'Italia, worin er mit männlichem Eifer als den Sachwalter ſeines Vaterlandes gegen das ungerechte Ausland ſich bewährte. Die Geſellſchaft der Jeſuiten ward aufgehoben, und Bettinelli kehrte mit dem Titel eines Segretario di belle Lettere del Duca di Modena nach Mantua zurück. Hier verſtrichen ihm ſeine Tage, zwiſchen den Wiſſenſchaften und der Religion getheilt, in glücklicher Ruhe als unermüdetem Streiter für die Ehre der Italieniſchen Literatur und des guten Geſchmacks, wie im Kampfe gegen die Manier der Ausländer (oltramontani e oltremarini). Das löbliche Beſtreben vieler Italieniſcher Frauenzimmer, näher mit der ſchönen Literatur bekannt zu werden, veranlaßte ihn daneben zu manchen Schriften ſolchen Inhalts, z. B. den Dialoghi di amore, den Lettere a Lesbia u. a., welche nur noch den Pariſer Damen ihren Fontenelle und Voltaire unentbehrlich machen. Während der Belagerung von Mantua lebte Bettinelli zu Verona, und ſetzte dort, bereits achtzig Jahre alt, im Genuſſe einer allgemeinen Achtung ſeine Lieblings-Studien fort, noch glücklicher als Horaz, der ſich eines ehrenvollen Alters ſchmeichelte, nec cythara carentem. Bettinelli's letztes Sonett, das einigen intereſſanten Anmerkungen zu der obgenannten Schrift vorangeſetzt iſt, verdient mit Recht den Nahmen ſeines Schwanengeſanges. Er ſtarb, dieſer Neſtor der Italieniſchen Literatur, in einem Alter von neunzig Jahren, einem Monathe und 26 Tagen.

Der jener Lebensbeſchreibung beygefügte Discorso delle lodi del Bettinelli vom Herrn Napione verdient dabey eine nicht minder ehrenvolle Erwähnung; denn die elegante Schreibart ſowohl als die natürliche Leichtigkeit (Nachahmung des Cornelius Nepos) und Unbefangenheit der Darſtellung geben ihm, beſonders in der gegenwärtigen Epoche der Literatur, einen ausgezeichneten Werth.

Miscellen.

Ob Päpste und Römische Kaiser auch Juden zu Leibärzten haben dürfen, war eine Frage, welche die Kirchenrechtslehrer der ältern Zeiten nicht wenig beschäftigte.

Mit Recht verneinten die Angesehensten derselben, z. B. ein Bartolus, ein Johann von Anagni u. a. diese Frage ungescheut. War es auch in der That nicht höchst anstößig, wenn ein irdischer Himmelschlüsselführer Leib und Leben Leuten aus einem Volke anvertraute, das dem Bann und Fluch dahin gegeben war; Leuten, denen, nach wiederholten Gebothen der Kirche, kein Christ die Pflege seiner Gesundheit überlassen sollte? Doch schon Papst Bonifacius der IX. nahm den Israeliten Angelo di Manuele zum Leibarzt und Hausgenossen (Familiaris) an, und noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurden von Julius III. die beyden Juden Vitale Alatino und Teodoro de' Sacerdoti in gleicher Eigenschaft angestellt. Seit dieser Zeit aber haben sich die Päpste mit mehr Anstand betragen: es erscheint kein Hebräer (Medico ebreo) in der Reihe ihrer Leibärzte mehr.

Noch ärgerlicher muß es gewesen seyn, daß die Oberhäupter der christlichen Kirche Jüdinnen zu Leibwäscherinnen und Leinwandsverwalterinnen in Dienste nahmen, wie dieß vom Gegenpapste Benedict XIII. urkundlich bekannt ist. Übrigens zeigt es vom guten Geschmacke dieses Gegenpapstes; denn die Jüdinnen von Avignon sind bis auf den heutigen Tag als die schönsten in ganz Europa berühmt.

.....

Jöcher schreibt von Pindar:

„Er wird übrigens des Geitzes, der Schmarotzerey, der Knaben- „und Mädchenliebe, auch eines affectirten und verwegenen Styli beschuldiget."

Wie ist das Lächerliche dieser Äußerung am treffendsten zu benennen? Drollicht ist zu schwach, und possierlich nicht bestimmt genug.

.....

Die Geschichte der Staatskunde (Statistik) in ein helles Licht zu setzen, haben sich vornähmlich Schlözer, Meusel, Niemann und Goeß bemüht. Aber allen diesen Untersuchern ist eine bedeutende, hierher gehörige Nachricht unbekannt geblieben.

Venedig nähmlich war der Staat neuerer Zeiten, von dessen Ursprung, Einrichtung und Verwaltung man die älteste, bis jetzt bekannte, umständliche Beschreibung hat. Es verfaßte sie der Inländer Paul Morosini mit dem Beynahmen il Savio, (geboren 1406, † um das Jahr 1482). und zwar auf Verlangen eines Deutschen, der sich durch Bekämpfung der päpstlichen Anmaßungen so vielen Ruf erworben, des Nürnbergischen Syndicus Gregor v. Heimburg. Das Werk hat die Aufschrift: Pauli Mauroceni de rebus ac forma Reip. Venetae, und ist noch ungedruckt. Morosini behauptet: der Venetianischen Fahrzeuge, die sich täglich auf Meeren oder Flüssen befänden, seyen nicht weniger, als 20—30.000. Die Volksmenge der Stadt belaufe sich auf 150.000. Jeder Mensch brauche im Durchschnitte zu seinem Unterhalte 20 Goldgulden (Aureos).

Man darf also die Geschichte statistischer Forschungen neuerer Zeit nicht mit Franz Sansovino, sondern man muß sie billig ein Jahrhundert früher, mit Morosini anfangen.

.....

Als Julius Cäsar nach Bezwingung der Gallier in höchster Siegespracht seinen Einzug in Rom hielt, sangen seine ihn begleitenden Krieger:

Urbani! Servate uxores!
Moechum calvum adducimus.
(Hüthet, Bürger, eure Weiber!
Wir bringen den kahlköpfigen Ehebrecher.)

Was würde wohl erfolgen, wenn heut zu Tage Soldaten sich ähnliche Freyheiten erlauben wollten?

.....

Carl XI. König von Schweden, († 1697), ward von einem Bauer vor das Dorfgericht gefordert, weil herrschaftliche Beamten, unter der Versicherung: der König habe es befohlen, demselben eine Wiese abgenommen hatten. Carl nahm die Vorladung an, und erschien mit einem Anwalde persönlich vor Gericht. Wer hier den Rechtshandel verlor, war der König. Aber dieser grollte nicht, sondern ernannte auf der Stelle den gewissenhaften Urtheilsprecher zum Provinzial-Richter.

.....

Gibt es eine längere Predigt als diejenige, die der Superintendent Goerdes 1725 in Wismar drucken ließ? Sie enthält nicht weniger, als 5½ Alphabet, das ist, 62½ Bogen in 4.

.....

Zu der wichtigen Parlaments-Versammlung im Jahr 1688 ward von der hohen Schule zu Cambridge als Stellvertreter abgeordnet, Isaac Newton. Allein der große Denker soll während aller Sitzungen auch nie ein Wort gesprochen haben. Unbekümmertniß um die Angelegenheiten seines Vaterlandes war gewiß nicht die Ursache dieses Schweigens. Wer der Grund desselben etwa ein immer hemmendes Mißtrauen in seine Rednergabe, oder eine stäts brütende Vertieftheit in mathematischen Forschungen?

.....

Die Überlegenheit der französischen Kriegskunst zu Lande hat unstreitig zum Theile darin ihren Grund, daß die Franzosen, mehr wie irgend andere Krieger, bemüht sind, sich durch Zeichnungen und Charten die genaueste Kunde von dem Waffenschauplatze zu erwerben. Überall hat man bemerkt, daß, in den neuesten Kriegen, nicht nur ihre höheren Anführer, sondern sogar Unterofficiere und Gemeine, wo sie nur hinkamen, eine allgemeine Jagd auf Landcharten und Plane machten. Dieß führt auf die Frage:

„Seit wann bedienen sich die Franzosen bey Kriegsunternehmungen der Landcharten und Situations-Plane?"

Scepeaux de Vieilleville († 1571 als Marechal de France) war es, der diesen so zweckdienlichen, man darf sagen, unentbehrlichen Gebrauch zuerst in Frankreich einführte. Als König Heinrich II. im Jahr 1552, mit seinen Heerschaaren bey Speyer gelagert, auf den Rückzug in die Heimath Bedacht nahm, entstand wegen der Lebensmittel und der Wege zwischen den Anführern und Verpflegsbeamten Streit. Vieilleville legte seine Charten (unter andern eine vom Laufe des Rheinstroms) vor, und der König trat seiner Meinung mit der Äußerung bey: was dem Seefahrer der Compaß, das sey dem Landsoldaten die Charte.

Ob indessen Vieilleville diesen Gebrauch der Charten im Kriege nicht von den Italienern gelernt hat, mag Hoyer in einer neuen Ausgabe seiner Geschichte der Kriegskunst untersuchen. Der Lebensbeschreiber sagt bloß: Vieilleville habe von seinem König das Lob erhalten, daß er diese Erfindung zuerst nach Frankreich gebracht habe.

.....

Welches ist der älteste Historiograph des Teufels? Der neueste, Joh. Gottfr. Mayer, starb im Sommer des Jahres 1807 als Superintendent zu Lustnau im Würtembergischen.

.....

Von den besondern, oft wunderbaren Wirkungen der Freude gibt es Beyspiele genug. Merkwürdiger indessen ist vielleicht keines, als das von den Folgen der Freude über den Sieg bey Trenton im Jahr 1776. Alle Kranken unter dem amerikanischen Heere sollen durch diese lustvolle Aufwallung vollkommen und ohne Rückfälle wieder hergestellt worden seyn.

Dies versichert der berühmte Amerikanische Arzt Rush vor aller Welt; aber wie viele unbeobachtete Ursachen und Zufälligkeiten können hierbey ihre Hand im Spiele gehabt haben!

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 7. und Mittwoch den 9. May 1810.

So hoch stieg ein einziger Graf, daß, nachdem er durch Österreich und Elsaß Hochdeutschland umfaßt, und hier Französischen, dort Slavischen Fürsten seine Freundschaft wünschenswerth, und seine Waffen furchtbar gemacht, nach ihm inner dreyßig Jahren sein Sohn und Enkel den Thron der Deutschen und einer den Thron des Reichs der Tschechen in Böheim besessen, der Markgraf zu Meißen sie um Thüringen fürchtete, und Ungarn, Bayern und Schwaben verschiedentlich und ohne Unterlaß durch Krieg oder Unterhandlungen beunruhigt wurden: weil die furchtbarsten Mächte die sind, welche um vieles zu wagen stark genug, und nicht groß genug sind, um sich in den Hoffüften zu vergessen. Durch die Weisheit Eines Mannes (in den allergrößten Sachen pflegen, wie zu gutem Privatglück, die schwersten Schritte die ersten zu seyn), durch Rudolph kam das Haus Habsburg in fünfhundertjährige hohe Gewalt, endlich über Nationen, von welchen er nie gewußt, in Ländern, deren Daseyn er nicht wähnte; so oft hat Europa von keinem andern Hause für die allgemeine Freyheit gefürchtet; und im Lauf des höchsten Glückes wurde Habsburg auch durch sich selbst unterbrochen, durch den Mangel weiser Mäßigung, der Kunst Rudolphs.

Johann von Müller.

(55 und 56.)

Schatten der Vorwelt.

Der Böhmenkönig Ottokar.

Am 26. August 1279 früh Morgens geschah die Entscheidungsschlacht bey Laa im Marchfeld. — Ottokar hatte sein Heer in sechs Schlachthaufen getheilt. — Der erste bestand aus Böhmen, der zweyte aus Mährern, aus Meißnern und Thüringern der dritte, im vierten standen die Pohlen und Schlesier, im fünften die Reussen unter ihrem König Leo, die Sachsen und Bayern führte Ottokar selbst in Silberrüstung, die Krone auf dem Helm.

Bevor das Getümmel anging, sprach er mit dunkelglühendem Auge und mit der Gluth der Rache in Blick und Ton zu den Seinen: „Da schauet hin auf die, welche Mich und Euch vor zwey Jahren betrogen und verhöhnt haben, diese Schuld mögt ihr ihnen heute bezahlen. Jener Graf soll vor mir auf den Knien liegen, wie dort ich vor ihm. — Hier steh' ich vor euern Augen, und lege Wehr und Waffen von mir. Hat Einer etwas Untreues gegen mich vor, er vollbringe es jetzt lieber, als in offener Schlacht, wo es nebst mir noch Tausenden der Meinigen das Leben kosten wird. — Die mir entrissenen schönen Länder seyen der Lohn eurer Tapferkeit, mich schauet an, ich will euer Verfechter und Vorfechter seyn. Lasset ja aus jener Handvoll Feind keinen entrinnen!" — Prag war der Böhmen Losung, Christus jene der Völker Rudolphs.

Nach dem Rathe Hugo von Tauffers, vielmehr nach langjähriger eigener Erfahrung theilte Rudolph die Seinen in vier Heersäulen. Die erste und zweyte bildeten die Ungarn, Mathias von Trenczin und Graf Stephan von Schildberg zu Anführern; — die dritte (an deren Spitze Rudolph selbst, Albrecht sein Sohn, mit der Rennfahne des Kreuzes, und Heinrich, Markgraf von Hochberg mit dem Reichsadler) bestand aus Schwyzern, Zürchern, Schwaben, Salzburgern, und dem rüstigen Volk der Steyermark, Kärnthens und Krains. Die vierte, bestimmt, als Schlacht- und Gewalthaufen sich überall hinzuwenden, wo die Noth es erfordern würde, machten die Österreicher aus. Ihr Banner führte der hundertjährige Ritter Conrad von Haslau. Ihm war, zur Wahrung dieses Kleinods, an die Seite gegeben Herr Heinrich von Lichtenstein. Die Cumanen sollten auf den beyden äußersten Flügeln des Feindes das Treffen beginnen, den Feind aus seiner festen Stellung hinter einem Sumpfe herauslocken, und während der Schlacht allenthalben Verwirrung unter den Rotten Ottokars verbreiten, wo der Sieg am zweifelhaftesten seyn würde. Berchtold von Capell hielt einen Kern rüstiger wehrhafter Gesellen, von der vierten Heersäule, abgesondert auf einer Anhöhe, zum Rückhalt für unvorgesehenen Zufall.

Rudolph sprach im Vorüberreiten an den geordneten Gliedern, nach seiner Gewohnheit kurz und stark, aber aus seinen Augen blitzte der Sieg.

Heinrich Schorlin, ein Schwäbischer von Adel aus dem Gefolge des Bischofs von Basel, wurde von seinem unbändigen Pferde mitten unter die feindlichen Glieder gerissen, der Bischof schrie den Seinen zu, tapfer nachzuhauen, bald wurde das Treffen allgemein mit dem übermächtigen Feind. Zwey Stunden wurde von Reuterey und Fußvolk mit wechselndem Glücke gestritten, die Sonne stand schon hoch, die Hitze des Tages zehrte mit an den Kräften der Streitenden. Nun brachen die Österreicher herein mit voller Wuth, und durchbrachen die Ordnung der Pohlen mit großem Blutvergießen. Es sank

ihr Banner in der zitternden Hand des Greisen Conrad von Haslau. Da erfaßt es behend Heinrich von Lichtenstein, schwang es hoch empor, und stürzte sich, wie in einem gleichen Streite mit heldenmüthiger List der Römische Consul Decius, in den dichtesten Haufen der Feinde. Die Seinen ihm nach, der von Falkenberg der erste; dreyzehn vom Hause Trautmannsdorf fielen hier, gleich den Fabiern, ritterlich auf ihre Schilder. Burggraf Friederich von Nürnberg, des Kaisers Freund und Eidam, war Zeuge des unermüdbaren Muthes der Steyrer und Tyroler, die Schwaben warfen die Sachsen über den Haufen.

Bey dieser Gelegenheit stürzte Herbod von Füllenstein, ein Pohlnischer Ritter, riesenmäßiger Größe und Stärke, und was sehr selten vereinigt ist, eben so tapfer als prahlerisch, mit eingelegter Lanze und verhängtem Zügel auf Rudolphen, um ihn, wie er es Ottokarn gelobt, zu tödten oder zu fangen. Der Kaiser wendete sein Pferd, daß Herbods Stoß vorüberging, und fällte ihn mit eigner Hand. Ein anderer Wagehals aus Thüringen erlegte wirklich des Kaisers Pferd, aber Rudolph vertheidigte sich noch im Falle muthig fort, und da viele Ritter und Berchtold von Capell zu Hülfe herbeyeilten, sprach er lächelnd: „Sorget nicht für einen einzelnen Menschen, eilet in das Treffen, stehet andern bey." Berchtolds Pferd nahm er an, und rannte mit seinem Haufen wider den Feind. Da schrie auf einmahl der Markgraf von Hochberg, indem er den Adler hoch in die Lüfte flattern ließ: „Die Feinde fliehen!" seine Schaar rief es gewaltig nach, und die wankenden Böhmen gaben sich bestürzt auf die Flucht.

Nun schickte Ottokar, welcher immerdar als Held gefochten, dem Milota von Diedicz, aus dem Geschlecht der Rosenberge, Befehl mit seinem frischen Schlacht- und Gewalthaufen vorzurücken, um dem Streit eine andere Wendung zu geben. Aber jetzt gedachte dieser der Schmach und Marter, so ihm und seinem Bruder Benesf durch den König widerfahren, antwortete dem keuchenden Bothen mit Hohngelächter, ließ ihm in die Ohren schmetternd zum Rückzuge aufblasen, und eilte mit der ganzen Reserve davon. Ottokar nahm dieses alsobald wahr. Außer sich, mit der krampfhaften Kraft Eines, der außer dem Leben schon alles verloren hat, sprach er zu einem Häuflein Getreuer: „Mich ereilt mein Verhängniß, aber besser, daß ich durch fremden Verrath falle, als durch eigene Zaghaftigkeit. Wie der Erste im Leben, so muß ein König auch im Tode der Erste seyn. Ich will diese meine Würde behaupten, so lang ich noch einen Arm regen kann" — und er sprengte sein Roß in das dichteste Gedränge hinein. Hätten alle gethan wie er, der Sieg wäre ihre gewesen.

Wie Rudolph vor der Schlacht seines Feindes Leben geschützt, so ließ er auch jetzt allen Haufen befehlen, des gesalbten Hauptes zu schonen. Aber Schlacht und Tod kennen und achten nichts, als die Gewalt. Mitten im Gewühl suchten Ottokarn rastlos auf Seyfried von Merenberg, ein Vetter des Ermordeten, und Berchtold der Schenk von Emerberg, beyde selbst und in ihren Anverwandten eben so schwer beleidigt, als der flüchtige Milota. Er traf hart auf sie, und hätte sie vielleicht, wie so viele andre hingefällt, wäre nicht sein Pferd unter ihm zusammen gestürzt. Nach grimmigem Widerstand, mit achtzehn Wunden bedeckt, fiel er. Seine Mörder entfernten sich, die Rache wich der Erinnerung seiner alten Größe. Sie rühmten sich ihrer That so wenig, daß viele Widersprüche darüber sind, durch wen eigentlich der König gefallen? — Ihn fand Heinrich von Bertholdsdorf, des königlichen Schmuckes beraubt, halb nackt, von Staub, Blut und starrenden Wunden entstellt, noch heftig athmend, die Augen offen, die Züge voll Zorn, im harten Todeskampfe. Er eilte ihn mit Wasser aus der nächsten Quelle zu laben, und die Blöße seines, kurz vorhin so gefürchteten königlichen Herrn mit dem groben Wamms seines Schildknappen etwas zu bedecken. — Rudolph selber kam hinzu. — Tief ergriff es ihn — das milde Auge füllten Thränen bey dem Anblicke dieser hohen Warnung: wie alles Irdische eitel sey. Den fremden Krieger erschütterte, des Gewaltigen ehemahlige Unterthanen zermalmte der grauenvolle Anblick.

Die erlauchte Leiche wurde zu den Schotten nach Wien gebracht, von dannen unter Begleitung des gesammten Clerus, doch ohne Gesang und Geläute, mit tiefem Schweigen, weil er im Banne verstorben, zu den minderen Brüdern. Dort wurde er im königlichen Schmuck und wider die Gewohnheit mit entblößtem Angesicht, wohl balsamirt fast durch 30 Wochen zur öffentlichen Schau ausgestellt, daß jedermann sich selber überzeugen möge, Ottokar sey wirklich umgekommen. So sehr ward Er gefürchtet! — In der Folge wurde er nach Znaim, und von dannen in den hohen Dom zu St. Veit nach Prag überführt, wo er in der Sternbergischen oder Marienkapelle noch ruhet, der im Leben nie geruhet hat.

Ottokar war groß und ansehnlich von Gestalt, Blick, Ton und Gang verkündeten den König. Hätte er nicht schon einen Thron ererbt, er würde sich einen errungen haben.

Geschildert haben wir ihn schon anderwärts als einen Fürsten voll geistiger und körperlicher Kraft und nimmer ruhiger Thätigkeit, ehrgeizig ohne alle Schranken. — Aber dort erschien er als Gegner; hier als Hauptfigur. Darum ist nöthig, hier mit Bestimmtheit auszumahlen, was dort nur im kecken Umriß hingezeichnet ward, um Rudolphs mildes Licht der geschichtlichen Wahrheit gemäß zu schattiren.

Wenn die Männer der Historie, welche über Alles erheben, und die, welche unter Alles herabgesetzt worden sind, jene etwas vertieft werden, diese etwas erhöht, so gewinnt meistens die Wahrheit; denn die Menschheit lebt nicht in Extremen, am wenigsten in rein einseitigen.

Der ungestüme, strenge, nur stückweise kluge Ottokar hatte einen ruhigen, berechnenden, milden Gegner, hatte der neuen Herrschaft spornende Hoffnungen, zuletzt auch den Erfolg wider sich. — Mehr als genug, ihn bey dem großen Haufen seiner Zeit gänzlich versinken zu machen; nicht genug, auch des späteren Urtheils lauteren Strom gerade gegen ihn zu lenken.

Er war ein böser Mann im Handeln mehr als im Vorsatz hintendrein und bedingt, aber nicht im voraus und ohne Unterlaß. Den Frieden konnte er nicht lieben, den Widerstand nicht leiden, die Untreue nicht vergeben, nicht lavieren, nichts erwarten. Das sind Eigenschaften eines stürmischen, nicht eines schwarzen Gemüthes.

Daß er königlich lohnte und hart bestrafte, und das Eine und das Andere schnell that, mögen ihm Thoren verargen. — Das Reich geht zu Grunde, wo es herkömmlich ist, daß man Arges thun dürfe, ohne Arges zu leiden, und sich aufopfert, um Nichts zu empfangen. Da muß sich alles verwirren, Recht und Unrecht, Ehre und Schande, Lob und Tadel, und von Gränze zu Gränze mit frecher Stirn die herzlose Gleichgültig-

keit den nächtlichen, bleyernen, giftträufelnden Fittig ausbreiten.

Was er einmahl als seinen Willen erklärt hatte — (und Er erklärte ihn, Listigere verbergen ihn, die Listigsten verschwemmen ihn in breiten, auch den Klügsten verwirrenden Phrasen, über alles das, was sie etwa thun könnten) daran wagte er Alles, dafür that er in seiner Hast oft selbst das, was seinem Vorhaben am schädlichsten war, denn die innere Gluth trieb ihn fort. Ja, er freute sich wohl der Hindernisse, weil er lange Zeit alle überwand, aber dafür unterlag er auch dem ersten unüberwindlichen, mit Krone, Ruhm und Leben.

Ottokar war ein tragischer, Rudolph ein epischer Held. Jener, der Fluth entgegen, die Umstände seinem Willen unterordnend, erkämpfte den eigenen Untergang. Dieser, von der Fluth getragen, seinen Willen nach den Umständen gestaltend, mehr benützend, als schaffend oder zwingend, endete in Sieg und Herrlichkeit. — Rudolph stritt bauend, Ottokar zerstörend. — Rudolph kriegte, weil er es nicht vermeiden, Ottokar, weil er es nicht lassen konnte:

„Etwas Fürchten und Hoffen und Sorgen
Mußte er stäts für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben,
Kräuselnd bewege das stockende Leben.
Ihm gefiel ein ewiges Schwingen und Schweben,
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden.
Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es ebnen und verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen.

In ihm hat sich Macbeth, der König der Schotten, abgespiegelt. Wie diesen Shakespeare vorstellt, so könnte Ottokar aufgeführt werden. Beyde Gestalten würden der Geschichte zusagen, wie der Bühne. Shakespeare hat seine Könige nicht gemacht, er hat sie nur durchschaut.

Beyde folgten dem, was sie für höhere Winke hielten, dem Rath der Zauberschwestern, beyde wurden durch ihre Königinnen zur That des Verderbens hingezogen, beyden war der Gedanke unerträglich, ihre Kronen auf den Häuptern der Söhne und Enkel ihrer Nebenbuhler zu sehen, beyde hatten durch Gewalt und Abfall gewonnen, beyde hatten keine Rast, so lange noch ein Blutsverwandter des alten Stammes übrig war. Aber es war auch „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" ganz jener ähnlich, in welcher schon der bloße Anblick der Befreyer

— — — — Krieger erschuf,
Und Weiber selbst zum Fechten trieb.
So müd' war Schottland seiner langen Noth.

Beneß war Banquo und Merenberg das Fife, aus welchem Ottokars Macduff hervorging. Beyde verloren ihr Leben in der Schlacht, durch düster anhebenden Zweykampf.

Auch übrigens war Ottokar unstreitig ein Fürst im Nahmen und in der That. Böhmen hat er mächtig gemacht, wie es weder vor, noch nach ihm gewesen, selbst nicht unter den Kaisern Carl IV. und seinem Sohne Sigismund. Den Handel hat er überall durch das befördert, was ihm am meisten gilt, durch Freyheit. — Obgleich in den Künsten des Kriegs ungleich mehr, als in jenen des Friedens, erfahren, war doch sein unabläßiges Trachten, als er Böhmen groß genug sah, es auch recht blühend zu machen. — Er war Gesetzgeber. Brünn dankt ihm seine städtischen Satzungen, Iglau seine Bergrechte, Österreich einen kraftvoll gehandhabten Landfrieden und bessere Gerechtigkeitspflege, Böhmen, außer vielen einzelnen Ordnungen auch eine allgemeine über Maß und Gewicht*) (1268).

Er stiftete in Prag öffentliche Schulen, worin Philosophie, Theologie, Medicin und mathematische Elemente gelehrt wurden. (Nicht die vielseitigsten Kenntnisse fürchten solche Zwingherren, sondern das Genie, das jene Masse erst lebendig macht, daß keine Gewalt geben, keine nehmen, keine hemmen kann — und Fürsten können wohl diese Freyheit dulden; aber Tyrannen nie).

Auswärtige Gefahren hielt schon allein die Furcht seines Nahmens ab. Dennoch sah man ihn mit Heeren zu Felde ziehen, dergleichen außer bey Nomadischen Völkern seine Zeit sonst nirgend sah. Hradisch und Marcheck hat er wider die Ungarn erbaut, Haimburg neu befestigt. Wider die Bayern hat er das, den Rosenbergen entrissene, Budweis durch Hierez von Klingenberg angelegt, Eger verstärkt, Zittau in der Oberlausitz wider die Pohlen. — Fürsten, deren Nahmen kaum gehört, und deren Lande unbekannt waren, beschickte er durch prunkvolle Gesandtschaften, wenn sie ihm nur dienen konnten, wo nicht durch Hülfsvölker, doch seinen Feinden anderwärts zu schaffen zu geben. — Um Rudolphen zu hindern, den, dem Papste gelobten, Kreuzzug zu unternehmen, oder ihm, falls er ihn doch unternähme, das Schicksal des heiligen Ludwig zu bereiten, sendete er eine Gesandtschaft mit Biberhäuten, Glasperlen, und Anderem, was dort neu und selten war, an den Sultan von Babylon und Ägypten, Bendokdar Melek el Wacher. In ihrem Creditive verwahrte er sich doch sorgfältig, daß er „wie jeder, welcher Christum ehret, zwar den großen Propheten herzinnig hasse, aber sein Glaube befehle doch, die Menschen als Geschöpfe des Allerhöchsten zu lieben, wenn man ihre Laster und Mängel verabscheue."

Nicht minder kräftig handhabte er die innere Ruhe. So lange noch ein Sprosse der alten Babenberger lebte, hielt er seine Herrschaft nicht für gesichert, die er eigentlich auch nur durch den Trug der, nach Meissen bestimmten Gesandten, durch den Willen einer Partey und durch seine nahe Macht erhalten

*) Man hat einen Brief von ihm, worin er seinem Günstlinge, dem Oberstkämmerer von Böheim, Domislav hart verweist, daß er eine schwangere Frau, die ihren Mann meuchelmörderisch aus der Welt geschafft, habe hinrichten lassen, ohne die Geburt abzuwarten. „Strafe sey nur ein Mittel, kein Zweck, und zwischen ihr und dem Verbrechen müsse stäts ein gewissenhaftes Ebenmaß gehalten werden." So pflegte er auch selbst heimliche Kläger den Angeklagten gegenüber zu stellen. — Einzelne Grausamkeiten kommen daher auf Rechnung seiner angebornen Heftigkeit, und im höheren Alter, in dem sie fest ausschließend vorfielen, auf Rechnung seines finsteren Argwohns. Weichlich, wollüstig war er nicht, Eigenwille vielmehr trieb ihn zu jenen wenigen, aber folgenreichen Vergehungen gegen einige Frauen von hohem Adel. Nichts sollte man ihm versagen dürfen, Liebe so wenig als Gehorsam, und was sich nicht an ihn schmiegte, das riß er an sich.

hatte. Er kannte die Wirkungen alter Anhänglichkeit, und wie sich die Liebe des Volkes zwar von einem Zweige, aber nicht vom ganzen Stamm wegwendet, und wie das Unglück selbst hohe Eigenschaften und Anhänger gibt! — Er und Andre verglichen sein Recht, seinen Anspruch mit jenen der Frauen vom Babenbergischen Haus, und mit jenem des Reichs. Bey ihm fand man die Gewalt, welche gut ist für die Gegenwart, bey jenen die Erbschaft und das Recht, welche Vergangenheit und Zukunft unauflöslich verbinden.

Die Höchsten, die Nächsten drückte er am meisten, wie auch Orkan und Blitz das Hohe zerstören, des Niedrigen fast immer verschonen. Die Rathschläge*), die jener König der Gabier seinem Freunde, den der Abt von Hueska seinem Könige Ramiro gaben, hat auch Ottokar treu befolgt. Jedes Jahr seines Lebens liefert zahlreiche Belege dazu. Bürger und Landvolk liebten den glücklichen, königlichen Mann, der sich ihrer wider alle Größeren bediente. — Durch Theilung wollte er herrschen, wie — alle Despoten.

Ottokar hatte gegen seinen Vater Wenzel gehandelt, wie Pharnaces wider Mithridat, Syroes wider Gotoes, Sueno wider Harald, Sanctius wider Alphons von Castilien, Selim wider Bajazeth. — Wie er Österreich und Steyer an sich gezogen, haben wir gesehen. Daher in ihm, wie in allen Usurpatoren, jene unabläßige Angst vor innerer Meuterey, welche ihrer Strenge Triebrad, wo nicht Rechtfertigung ist. Darum sind sie nie so aufgebracht, als wenn Andere gegen sie ihre eigenen Künste und Waffen gebrauchen. Diese (so möchten sie's) soll man nun einmahl nicht kennen. — In ihren Rüsthäusern sollen sie verrosten, wenn sie Alles damit erreicht haben. Was für sie heilige Pflicht war, ist gegen sie — Kirchenraub und Hochverrath. Kriegsheere fürchten sie nicht; denn die Ihrigen sind meist besser, schneller, kriegsgewohnter. Vor dem Grimme des Volks aber zittern sie, welcher freylich alle Berechnungen täuscht, und dem sie nichts entgegen zu setzen haben.

Hierin ist kurz zusammengefaßt, was Ottokar gegen Margareth, Gertrud und Agnesen von Babenberg und gegen ihre Anhänger, — was er für und wider den stürmischen Philipp — in Steyer wider die Ungarn, alsdann wider den Adel daselbst, und in Österreich und Böhmen und in seiner letzten Zeit wider die gethan hat, die ihn verließen, stets besorgt um die öffentliche Meinung, stets bemüht, den Thaten der List und Gewalt einen unverdächtigen, rechtlichen Anspruch zu geben.

Welchen sonderbaren Gegensatz machen nicht in dieser Rücksicht, zumahl nach den Begriffen jener Zeit, sein Kreuzzug nach Preußen und seine Gesandtschaft an den Sultan von Babylon?

Wie schlau wußte er nicht die zeitlichen Vorsteher der in seinen Landen mächtig begüterten Hochstifter, Salzburg, Freysingen, Passau, Regensburg, Bamberg zu Verträgen zu zwingen, die das Band ihrer Abhängigkeit immer enger zusammenzogen, und sie nach und nach und unvermerkt seinen übrigen Vasallen völlig gleichstellen sollten?

Das zum Andenken des bey Kroissenbrunn über Bela erstrittenen Sieges gestiftete Kloster Güldenkron unterstand der Österreichischen Abtey Heiligenkreuz. Als er aber jenes Land verloren, forderte er das General-Capitel von Cisterz gebiethe-risch auf, es der Böhmischen Abtey Plaff zu unterwerfen, damit kein Auswärtiger im Schein oder in der That irgend etwas zu schaffen habe in seinen Landen.

Je gewaltiger ein Körper geschleudert wird, desto verheerender ist sein Flug; aber desto weiter wird er auch zurückgeworfen, wenn er einmahl auf Etwas stößt, das er nicht umwerfen kann.

So Ottokar. — Frühes, langes, fast ununterbrochenes Glück hatte ihm seine Bahn nicht nur geebnet, sondern auch gewiesen. — Er war vom Schicksal ergriffen, konnte nicht zurück, nicht seitwärts. Unaufhaltsam trug ihn das eilende Glück dem wartenden Unglück entgegen. Die Stunde schlug. Zum ersten Mahle konnte Ottokar nicht, was er wollte, und die Hälfte seiner Kraft war dahin, sein Geist schien aus einander gefallen, das Unmögliche (unmöglich hielt er, daß man ihm widerstehe) war geschehen. — Durchdringen konnte er nicht, ausbiegen wollte er nicht, er mußte zerschellen.

Der nie gebrochene Wille war gebrochen, die lange Gewohnheit unterbrochen, die allgemeine Meinung gewendet, das Nebelgebilde seiner Unwiderstehlichkeit zerflossen. Er wurde zuerst wie andere Fürsten, dann minder. Bey diesen hatten Glück und Unglück in kurzen Fristen abgewechselt, bey ihm theilten sie sich in zwey große Hälften.

Wer lange auf schnurebnem Weg ungehindert oder siegreich fortgeschritten ist, der wähnt zuletzt: was bisher war, müsse immer so seyn und ihm selbst liege ob, seinem alles verschlingenden Glück nur immer neue, größere Beuten vorzuwerfen. — Aber eben da lauert das Verhängniß, das nach der uralten Dichtung den am Fuße herabzieht, der mit der Hand schon den Giebel umklammert hält. Auffahren dann urplötzlich ringsum die lange geduldigen Schaaren der Getäuschten, Verdunkelten, Niedergehaltenen, Mißhandelten, gleich zahllosen Rachegeistern. Die Geschichte tritt hervor, die Vergleichungen — und man wundert sich nur, daß man nicht eher daran gedacht hat!

Und mitten unter diesem Getöse steht der erschütterte Held da, der alten Macht im Busen wohl noch eingedenk, aber ihrer nicht mehr Meister. Er sieht, aber nicht mehr so helle, oder zu viel auf ein Mahl, er nimmt zum Außerordentlichen seine Zuflucht*), dadurch seinen außerordentlichen Unfall zu bannen. Er befiehlt, aber nur Theile gehorchen, — hier siegt Er, dort unterliegen seine Feldherrn. Sonst schrieb er vor, jetzt will er unterhandeln. Ein Schritt zurück, sind hundert Schritte zurück. Noch könnte er vielleicht einlenken, vermitteln, aber in der Erinnerung der vorigen Größe verstößt er den demüthigenden Gedanken, noch ungeboren. — Seine Feinde, durch ihre Niederlagen vorsichtiger, durch den langen Druck schlauer, durch

*) Sie führten sie in den Garten, und hieben mit bedeutungsvollem Schweigen mit einer scharfen Gerte allen über die übrigen hervorragenden Mohnblumen die Köpfe ab.

*) So befahl er zu derselben Zeit, wo er Alraunen und Heren um Rath fragte, seiner Gemahlinn Cunigunde, den heiligen Jacob durch ganz Böhmen als ersten Schutzheiligen verehren zu lassen; — so hab' es ihm Cunegundens Schwester, Margarethe, Äbtissinn zu Ofen angerathen, als ein unfehlbares Mittel des Sieges. Der Heilige hatte für ihn kämpfen sollen, wie bey Clavijo für die Asturier. (So berieth auch Carl der Kühne, nach den Schlachten bey Granson und Murten, zur nähmlichen Zeit Astrologen und den heiligen Andreas).

Sternendeuterey hielt Ottokar hoch in Ehren. Er führte der erste den Löwen, als Böhmens Wappenschild, weil dieß Königreich unter dem Himmelszeichen des Löwens gelegen sey.

ſeine Unbilden hartnäckiger, verfolgen ihn ruhelos, wie der Alpenjäger ſein Wild. — Da reißt ihm die Geduld. Er will ſie alle von ſich ſchütteln, die er ſo oft und ſo leicht gehöhnt und geſchlagen, — und es mißlingt; denn Er und ſie ſind nicht mehr das, was ſie noch jüngſt geweſen. — Da faßt ihn die Verzweiflung: er wählt nicht, er ordnet nicht, herrſcht nicht; er ſucht den Tod und der Tod ihn und ſie begegnen ſich, in eiskalter, ewiger Umarmung.

So ereilte Haralden bey Haſtings, — bey Laa Ottokarn, — Adolphen von Naſſau bey Gelheim, — bey Nancy Carl den Kühnen; — bey Bosworth Richarden III. ein und daſſelbe Schickſal. — Es heißt: Vergeltung!!

Aus Collins Rudolphiade.

Weit vom Lager entfernt trabt ſchon der ſtattliche Ritter,
Düſterer Gedanken voll, und nagenden Gram in dem Herzen;
Doch drey Reuter ſprengten ihm nach, als ſie ihn erreichten,
Hielten die Roſſe ſtramm an, und grüßten mit blinkenden Schwertern
Zierlich; — Einer dann nahm das Wort, und ſagte, wie folget:

„Lobkowitz, biederer Ritter, dich grüßt der Kaiſer der Deutſchen
Rudolph, ladet dich ein, zu ihm zurücke zu kehren,
Denn vertrauliches Wort, freundſchaftliches, woll' er noch wechſeln,
Eh' die Sonne ſinkt; glüht auf am Himmel der Vollmond,
Läßt er dich ziehn, nicht einſam, nein mit Ehrengeleite."

Ihm entgegnet darauf der biedere Lobkowitz ſeufzend:
„Wahrlich zu jeder Zeit folgt' ich dem Rufe mit Freuden,
Aber nun theilt ſich mein Geiſt zweyfach in düſtere Zweifel,
Ob dem Ruf ich folg', ob weiter ziehe von dannen."
Zürnend fuhr ihn nun an Rudolphus muthiger Bothe:
„Wahrlich, die Zweifel ehren dich nicht, ſo ehrbar du ſcheineſt;
Wer nicht Rudolph vertraut, mag fliehn aus der Menſchen Geſellſchaft.
Darum fürchte dich nicht, dir wird kein Unheil begegnen."

Feuer fuhr nun dem Greiſe hervor aus blitzenden Augen,
Ruft: „Nie kennet ein Lobkowitz Furcht, du thörichter Ritter,
Auch kein Mißtrau'n wohnt mir heimlich im offenen Buſen.
Andre Sorge nur quälet mein Herz, du magſt ſie erwägen:
Ob wohl dieſer Beſuch nicht ſchmälert die Rechte des Herren,
Ottokars, deſſen Perſon ich hier vorſtelle, des Königs!"
Milder ſagte darauf Rudolphus verſtändiger Bothe:
„Weißt du auch wohl, ob nicht dem Böhmen-Könige frommet,
Was Rudolphus beſchließt mit dem Freunde Lobkowitz freundlich?
Manches gewährt er dem Freund, was ſtreng er dem Bothen verſaget."

Länger nicht ſäumet der Greis, und wendet den Rappen behende,
Ezerzt mit beyden Füßen das Roß, es bäumt ſich, und flieget,
Feld und Wald vorbey, im ſauſenden Donnergalopp
Immer dem Lager zu, bald lag's den Rittern vor Augen,
Aber nun hielt er an, und ritt gemeſſen im Schritte,
Ließ ausſchnauben das Roß, und ſtreichelt den Hals ihm gelinde.
Als ſie nun kamen zum Lagerthor, zur ſtattlichen Brücke,
Hielt den Zügel er kurz, und ließ auf tönenden Bretern
Stolz und hoch hintanzen das Pferd zur Rechten, zur Linken,
Freudig wiehert es auf, und nagt den Schaum vom Gebiſſe.

Hoch am Hügel ſtand erwartend Kaiſer Rudolphus,
Denn ihn zog das Herz, er liebte den Jugendgefährten;
Als er nun ſah auf der Brück' ihn nah'n, den ſtattlichen Reuter,
Schlug er die Hände verwundernd zuſammen, und ſagt zum Gefolge:
„Schauet den Greis, wie zähmt er das Roß ſo zierlich und ſicher,
Wahrlich ein jüngerer Mann im vollſten Blühen der Kräfte,
Ringen müßt' er, das Pferd ſo kunſtgerecht zu beherrſchen.
Daran erkennt' ich ihn wohl, und brauchte kein anderes Zeichen.
Bräche dem Alten auch ſelbſt ein Bein, beym Himmel, ich glaube,
Feſt noch ſäß er im Sattel, und lenkte noch ſicher den Zügel."

Als nun Lobkowitz kam in die Nähe des prangenden Hofes,
Hielt er ſtill, und hob das Schwert, und ſenkt' es zum Boden
Tief, — und eröffnet das blendende Gitter am Helme.
Schnell die Knappen eilten heran, und hielten den Bügel.
Und im kreiſenden Schwung ſprang ab der Ritter vom Pferde
Auf der Spitze des Fußes, nicht klirrte die ſtählerne Rüſtung;
Gab dem Knappen die Zügel, und ſchritt entheimet zum Kaiſer.
Dieſen trieb nun die Luſt, ihm ſchnell entgegen zu gehen,
Daß an die klopfende Bruſt den Freund zu drücken und küſſen.
Aber es ſchreckt ihn der Ernſt zurück, und der feyerliche Anſtand,
Womit Lobkowitz naht, als Freund nicht, ſondern als Bothe.
Stille nun harrt, erwartend mit Ruh' des Kaiſers Befehle.

Sieh', nun lächelt Rudolphus mit Huld, und ſaget zum Ritter:
„Zürne mir nicht, daß ich dir noch die Reiſe verſpäte,
Denn es verlangte mein Herz mit dir am Mahle zu ſitzen,
Anzuklingen den Becher, der alten Zeiten gedenkend,
Als an Ottokars Hof wir ſaßen in fröhlicher Eintracht.
Damahls dachten wir nicht uns alſo wieder zu ſehen."
Und es erwiedert der Ritter, im tiefſten Herzen gerühret:
„Wahrlich, es ziemet dich ſehr, in deines Glanzes Umgebung
Noch an jene Zeit und deinen Freund zu gedenken.
Freylich dachten wir nicht, uns alſo nieder zu ſehen.
Aber ein Anderes fügt des Himmels gewaltiger Wille;
Ihm ſich zu ſträuben iſt Thorheit. — Und jeder vollbringe
Recht und ganz, wozu ihn hart ſein Schickſal beſtimmet.
Darum laß mich gnädig nun ziehn, nicht darf ich des Mahles
Mich erfreuen mit dir, noch klingen mit tönendem Becher
Zu des Kaiſers Wohl. — Es würde ſchlecht mir geziemen!
Denn, von Lobkowitz hofft vertrauend, der König der Böhmen,
Seines Feindes Verderben, und ſoll es vergeblich nicht hoffen.
Kaiſer: ich kenne die Pflicht, und werde gewißlich ſie üben,
Weigert ſich gleich das fühlende Herz, und will's mir auch brechen."

Jetzt erfaſſend mit beyden Händen die Rechte des Grußes,
Tritt ihm nahe der Kaiſer, und ſagt, ihm blickend ins Auge:
„Treuer Geſelle, du Biedermann, du Blitz in dem Kampfe,
Wahrlich du irrſt, wähnſt du von mir ſo trotzend zu gehen,
Ohn' Umarmung und Kuß, und ohne die Labung des Bechers.
Mir zwar trinkſt du nicht zu, ſo ſehr es mein Herz auch erfreute,
Aber dich ehret die Weig'rung, ſie zeigt dein hohes Gemüthe!
Laß uns trinken auf Ottokars Wohl! — Was ſtaunest du, Alter?
Sieh! ich weiß es ja doch, wer ihn zum Kriege getrieben,
Cunegunde — Fürwahr ſonſt ſäßen wir ruhig zu Hauſe.
Redlich hat er's gemeint, als auf der Inſel der Donau
Er im Arme mir lag, und, ſüße Thränen vergießend,
Feſt mich drückt' an das Herz — man wird mich nie anders bereden.
Darum, wo man ihn trifft, im Felde oder im Kampfe,
Sey geheiligt ſein Haupt, er ziehe ſicher von dannen,
Das gelobt ich ja ſchon, und werd' es noch ernſtlich gehalten.
Knappen, füllt mir die Becher, wir wollen die Becher nun leeren."

Sieh, da nahmen die Mondenkelche behende die Knaben,
Füllten ſie bis zum Rand, mit altem, duftenden Rheinwein,
Stellten auf Tragen ſie hin, und faßten die goldenen Henkel,
Eilten dann fort zum Kaiſer, der faßte den Einen,
Gab ihn Lobkowitz hin, ſprach dann, ergreifend den andern:
„Angeklungen! — Ottokar gilt's, dem König der Böhmen,
Lange leb' er und hoch, bald walte zwiſchen uns Friede."

Und sie leerten nun um die breiten, goldenen Kelche,
Aber, rückwärts gebeugt das Haupt, ehrwürdig zu schauen,
Stand der Greis, und hielt den ausgeleerten Becher,
Lang' ans Gesicht, es deckt ihm der breite Vollmond das Auge.
Siehe da zog ihm mit sanfter Gewalt Rudolphus den Arm weg,
Und gewahrte die — Thränen — im Aug' des zärtlichen Freundes.
Nicht mehr hielten sie sich, nun flogen voll inniger Liebe
Aus einander die Arme, sie lagen einander am Herzen.

Literarische Notizen.

Unter den vielen Geburten der Zeit verdienen auch die verschiedenen historischen Pieçen einer Erwähnung, welche die Äußerung des Senators Grafen Lacepede ausführen und belegen, daß unter den Monarchen Frankreichs 13, und unter diesen 4 vorzüglich berühmte Fürsten ihre Ehen getrennt haben: Carl der Große, Philipp August, Ludwig XII. und Heinrich IV.

Das häusliche und eheliche Leben der Fürsten ist für andere Regenten stets lehrreich, folgenreich für die Nationen und die Mutter großer Ereignisse. Bey schwachen Regenten ist es vom fernsten Osten Asiens bis zur westlichsten Spitze Europens unzählige Mahle die Quelle unendbaren Elendes für ihre Familien und Völker gewesen, und selbst die glänzendsten Charaktere haben oft durch dasselbe die Früchte eines langen thatenreichen Lebens eingebüßt, oder ihre Nachkommen und Völker die gehoffte Ernte einer kostbaren Aussaat verloren.

Von beyden Fällen gibt die Geschichte aller Völker, aller Zeiten treffende Belege. Die des erstern sind so mannigfaltig und einleuchtend, daß es ein bloßer Überfluß ist, wenn wir außer denen, die wir unsern Lesern im Verfolge dieser Blätter aufstellen werden, die Nahmen Heinrich VI. und VIII. von England und Christian II. von Dänemark in das Gedächtniß rufen.

Die des zweyten Falls möchten es weniger seyn, obwohl Artaxerxes Mnemon, Alexander und Pompejus der Große, Marcus Antonius, Marcus Aurelius und mehrere Helden der Vorwelt und neuern Zeiten merkwürdige Beyspiele liefern. Eine etwas nähere Erörterung zweyer der merkwürdigsten aus ihnen werden daher als Einleitung hier nicht unzweckmäßig angebracht seyn, zumahl da die Resultate derselben sich weniger deutlich zu ergeben scheinen, und der Klang eines großen Nahmens oftmahls allein hinreichend gewesen, dem scheuen Auge einen tiefern Blick hinter dem Vorhang zu verbiethen.

Alexander der Große, der den Gordischen Knoten mit dem Schwerte trennte, sich durch diese Art seiner Lösung zum Herrn von Asien berufen fühlte, und durch dieß hohe Zutrauen zu sich selbst; es wirklich ward; der die Pythia mit Gewalt zu ihrem prophetischen Sitze führte, und als sie, seinem Ungestüm nachgebend, unwillkührlich in die Worte ausbrach: Jüngling, Du bist unwiderstehlich: sich mit diesem Orakelspruch begnügte; den sein Muth, sein alles übersehender Geist zum Herrn eines Welttheils, zum Schöpfer eines neuen Welthandels machte; eben dieser Alexander war nicht Herr in seiner Familie, nicht Herr in seinem Hause; und indem er demjenigen, was Griechenland für das häusliche Leben anständig hielt, entsagte, mußte er auch zugleich auf die Achtung seiner ganzen Nation Verzicht thun. Ist es, wie einiger Grund vorhanden, gewiß, daß ein ihm beygebrachtes Gift das Ende seiner Tage beschleunigt hat; so ist er dem ehrlosen Mörder, der es ihm bereitete, wenigstens den größten Theil seines Ruhms schuldig. Menschlichen Einsichten nach konnte er nur mit jedem neuen Tage seines Lebens in den Augen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt verlieren. Den Meridian seines Glanzes hatte er längst zurückgelegt, und schneller, als dieß prachtvolle Meteor auf dem Wege der Ehre und des Ruhms zwey Welttheile überstrahlte, würde es dem Abgrunde der Schande und Verwünschung zugeeilt seyn.

Jener Brief Alexanders an den Antipater, der die Worte enthält: „Alle Deine Klagen, Deine gerechten Beschwerden, Freund, schwemmt eine Thräne meiner Mutter fort" ist vielfältig als Beweis seiner kindlichen Liebe, seines zärtlichen Herzens angeführt worden. Aber auch abgesehen von dem schrecklichen Umstande, daß Olympias allgemein für den Mörder ihres Gemahls, seines Vaters, gehalten wurde, der auf seine Zärtlichkeit und Liebe einen gleichen Anspruch hatte, so waren die Schritte und Unternehmungen derselben von der Art, daß auf ihnen nicht die Pflichten des Sohnes gegen die Mutter, sondern das Ansehen des Königs und Herrn gegen den Unterthan Anwendung finden mußte, und indem Alexander dieses verabsäumte, indem er als erklärter Feind des häuslichen Lebens seines Vaterlandes sich zeigte, rief er den Untergang seiner Familie und das Unglück eines halben Welttheils herbey.

Das Privatleben des großen Pompejus, obschon es den schönsten Contrast mit dem Alexanders bildete, und, als solches, selbst in unsern Tagen ein Muster abgeben könnte, führte dennoch, indem er aus den Armen einer jungen Gemahlinn, die der Tod ihm entriß, in die einer andern eilte, den Untergang der Römischen Freyheit herbey. Er überlieferte Rom den Händen Cäsars, der, wo nicht Mitverschworner, doch der Freund Catilina's war. Irgend ein berühmter Schriftsteller hat es zuerst gesagt, das freyheitsmüde Rom habe in keine bessere Hände als Cäsars, fallen können, Tausende haben es nachgebethet, und so ist es ein Evangelium geworden. Aber nur demjenigen, der die Geschichte Roms nicht genau kennt, oder dem, dessen Augen, von dem ersten Glanz geblendet, ächtes Gold zu sehen glauben, und der daher jede weitere Probe für unnöthig hält, kann es ein solches dünken. (?!) Die Talente des Kriegers, des Staatsmannes, des Gelehrten, des angenehmen Gesellschafters hat in einem so hohen Grade die Welt vielleicht nur ein Mahl vereint gesehen, alles hatte ihm die Natur, nur ein Einziges nicht, nähmlich nicht Redlichkeit verliehen. Sein Betragen gegen den Clodius, der die Ehre seines Hauses auf die empfindlichste Weise angetastet *), seine Verbindung mit dem Catilina, die Strafloſigkeit, die er für diese und andere Verbrecher zu organisiren stets bemüht war, die Cato und andere rechtschaffene Männer mit Recht als gänzlich unvereinbar mit jeder

*) Clodius, noch sehr jung, hatte mit der Pompeja, der Gemahlinn Cäsars, ein Liebesverständniß. Er erwählte zur Zeit seiner Zusammenkunft mit ihr die Feyer eines Festes, dem nur Frauenzimmer beywohnen durften, er steckte sich in Weibskleidung, ward aber ertappt. Cäsar schied sich sogleich von seiner Frau. Clodius ward als Schänder des Gottesdienstes gerichtlich belangt. Man forderte den Cäsar zum Zeugniß gegen ihn auf. Er verweigerte solches, unter dem Vorwande, er wisse von nichts. „Warum hast du dich denn von deiner Frau geschieden?" fragte man ihn. Stolz erwiederte der Lüstling: „Weil Cäsars Ehebette nicht nur von Schuld, sondern auch vom Verdachte frey seyn muß."

wohlgeordneten Staatsverfassung schilderten, liefern die bündigsten Beweise; mit der so allgemein gepriesenen Güte seines Herzens verhielt es sich nicht besser. Seine Thränen, sein Mitleiden, sagt ein berühmter Geschichtschreiber neuerer Zeiten eben so wahr als schön, hätten sich am Rubicon und nicht zu Corfinium zeigen sollen *). Den Sylla, Marius, Cinna kann man loben, sagt Cicero in einem seiner Briefe an den Atticus, aber nicht diesen; unter seinen Anhängern ist keiner, der nicht sein väterliches Erbe durchgebracht, der nicht vor dem Richterstuhl des Prätor gestanden hätte. Sylla war der erste unter allen Römern, der es ahndete, was sein Vaterland von diesem gefährlichen Manne zu befürchten habe. Cäsar, ungefähr 18 Jahre alt, befand sich auf der Proscriptions-Liste des Dictators; man bath für sein Leben, und führte dem Sylla zu Gemüthe, was ihm der Tod eines solchen Kindes nützen könne. „Er lebe," erwiederte Sylla, „aber ihr seyd blind, wenn ihr nicht seht, daß mehr als ein Marius in diesem Knaben steckt." Die Folge der Geschichte zeigte, wie richtig dieses Urtheil Sylla's gewesen. Cäsar pflegte oftmahls im Kreise seiner Freunde des Sylla zu spotten, daß er die mit so vieler Mühe und Blute errungene Gewalt freywillig niedergelegt; aber Cäsar war zu ehrgeizig, um den Geist, der Sylla beseelte, zu fassen **).

Cäsars Tod überlieferte Rom in die Hände der unwürdigsten Menschen, und freylich sehnte jetzt nach der Niederlage des Brutus und Cassius, jeder Rechtschaffene sich nach dem Cäsar zurück. Aber dieser Wunsch aus den Händen eines Octavius, Antonius und Lepidus, in mildere zu fallen, darf für den moralischen Werth Cäsars nichts Schmeichelhaftes haben. Pompejus hat den Untergang der Republik und mit ihr den Untergang Roms veranlaßt. Cato und Cicero hatten ihn oftmahls gewarnt, aber Julie, die Tochter Cäsars, war die Angel, an der er den Pompejus und mit ihm den Römischen Weltkreis fing. Ihr Tod zerriß das Band zwischen diesen beyden Männern, und hätte den Pompejus an sich selbst erinnern sollen, aber der Weiberfreund, wie nach dem Zeugnisse Plutarchs, Pompejus selbst von seinen Freunden genannt wurde, flog, obwohl schon in die Mitte der Funfzig, in die Arme der schönen Cornelia, der er ein so liebender, zärtlicher Gatte, als ein von allen Sorgen freyer begüterter Landedelmann ward. Rom ward die Beute Cäsars, Cornelia beweinte an der Seite ihres Pompejus sein Schicksal und er selbst, der stets Glückliche, mußte zur Strafe seiner Sorglosigkeit, für alle kommende Zeiten, als das merkwürdigste Beyspiel der Wandelbarkeit dienen, der alles hienieden unterworfen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Fergusons Geschichte des Umsturzes der Römischen Republik, Th. III. Als ein listiger und munterer Streich des 19jährigen Cäsars wird vielfältig die Geschichte erzählt, wie er unter Räubern gefangen, bis zur Auslösung auf ihren Schiffen allein geblieben, und sie bey jedem ihn störenden Geräusch Barbaren gescholten, und gedroht habe, sie kreuzigen zu lassen. Als er sich rancionirt hatte, bemannte er schnell einige Schiffe, holte mit diesen die Seeräuber ein, nahm sie gefangen, und führte sie zum Junius, den Prätor dieser Gegend Klein-Asiens. Als dieser solche nicht zur Strafe des Kreuzes geeignet fand, ließ er sie aus eigener Macht kreuzigen.

**) Die Niederlegung der Dictatur des Sylla, war der einzige Zug in der verflossenen Weltgeschichte, und wird es auch die nächsten Tausende von Jahren wohl bleiben; es ist ein bisher seinem wahren Werth nach noch nicht genug beleuchtetes Factum. — — Mehrere Monarchen haben ihre Kronen niedergelegt, aber wie verschieden ist diese Niederlegung der Kronen von der der Dictatur. Es ist die sonderbarste Erscheinung, daß ein Mann, der seine Hände mit dem Blute fast jeder Familie des Staats befleckt, die errungene Gewalt aus den Händen geben, und weder Privat-Anfällen, noch öffentlicher Ahndung ausgesetzt war; daß eben diesem schrecklichen Manne, der mit kaltem Blute und lächelnder Miene 10.000 Menschen im Circus neben dem Tempel der Bellona würgen ließ, alle Rechtschaffenen des Staats anhangen, daß sein Tod eine öffentliche Trauer ist, daß alle Autoritäten Roms seiner Leichenfeyer beywohnen, daß man an 2000 goldene und silberne Kronen zählt, die die Municipalitäten und Communen Italiens freywillig dem furchtbaren Würgeengel darbringen; während zu Cäsar nur der Ausschuß nur die Hefen des Volks sich hinbegeben, während alles, was auf Rechtschaffenheit Anspruch machen kann, von ihm entflieht, wie z. B. Titus Labienus; daß eben dieser Mann von den edelsten Männern Roms im Heiligthum des Staats ermordet, nur von dem Pöbel beweint, und sein Tod von Tyrannen gerächt wird. Nur der Überzeugung, die der bessere Theil der Nation von dem wahren Werthe beyder Männer hatte, sind diese anscheinenden Widersprüche zuzuschreiben. Sylla ist noch nicht genug studiert, die richtigsten Urtheile über ihn, die bisher in dem Publicum erschienen sind, sind unstreitig die des Baron von Hollberg und des Engländers Fenguson.

Miscellen.

Welcher unter den großen Herren der neueren Zeit war der erste, der sich einen eigenen Beschreiber seiner Thaten gehalten hat? Schon im Jahr 1110 ward der Schottländer David, vorher Schullehrer in Würzburg, von Kaiser Heinrich V. in dieser Eigenschaft angestellt. David beschrieb auch wirklich des Kaisers Italiänischen Feldzug in drey Büchern in einem leichten selbst Layen faßlichen Vortrag; allein das Werk ist verloren, oder wer weiß wo? vergraben.

.....

Es ist ein sonderbarer, nicht unmerkwürdiger Gedanke, den der Britische König Richard II. im J. 1399 hatte. Er vermachte nähmlich in seinem letzten Willen (der aber nie zur Vollziehung kam) jedem christlichen König in Europa einen goldenen Becher, 45 Pfund Sterlinge werth.

Wäre es wohl schlimmer zugegangen, wenn die Europäischen Weltgebiether, im Geiste solch einer Stiftung, bisweilen Zusammenkünfte gehalten, und mit einander gebechert hätten.

.....

Als einst der König (erzählt von Heinrich VIII. Hubert Thomas in seiner Lebensgeschichte des Pfalzgrafen Friedrich II., der ihn abgeordnet hatte) lange mit mir auf und nieder gegangen war, bekam er Durst, und befahl, zwey große Pokale, einen mit Wein, den andern mit Bier gefüllt, herein zu bringen. Er überließ mir die Wahl. Er selbst, sagte er, wolle mir vortrinken, damit ich sehen möge, daß auch die Engländer und ihr König dazu nach Deutscher Sitte zu trinken verständen; ich möge dann meinem Fürsten berichten, daß ihm, wenn er einmahl dem Könige sehr willkommen, nach England käme, keine Zechbrüder fehlen würden. Ich antwortete dem Könige: es sey nicht meine Gewohnheit, und mein Fürst habe es bey Verleihung eines Ringes, den ich vorzeigte, verbothen, auf solche Weise Becher zu leeren. Aber euer Fürst, erwiederte der König, hat kein Recht in meinem Lande, hier bin ich allein Herr und Gebiether. Als ich noch immer zögerte, denn mich schreckte des Bechers Größe, fragte er weiter, was die Strafe des Übertretens sey. Rückgabe des Ringes, antwortete ich, und obendrein ein Goldgulden an die Armen. Hier habt Ihr einen Goldgulden, und hier einen andern Ring, versetzte er, und leerte auf einen Zug den Becher mit Bier. Ich aber konnte meinen Weinpokal nur auf vier Züge leeren.

.....

Sehr interessant ist die Relation Melvils, welchen die unglückliche Maria Stuart an die Königinn Elisabeth sandte, über seine Aufnahme, und zeigt uns in dieser großen Monarchinn das Weib mit allen seinen Schwächen.

Sie erschien während Melvils Anwesenheit täglich in einer andern Nationaltracht, und fragte den Gesandten: welche nach seiner Meinung sie wohl am besten kleide? Melvil stimmte für die Italienische, und dieß schien ihr zu gefallen, weil sie in den kleinen Italienischen Mützen, die man damahls trug, ihre blonden (vielmehr goldgelben) Haare am besten zeigen konnte; denn mit diesen prunkte sie gerne.

Sie fragte den Gesandten: welche Farbe von Haaren man für die schönste hielte, die ihre, oder die seiner Königinn? (Maria war brunett) Der Gesandte half sich, so gut er konnte.

So wollte sie auch wissen, welche von ihnen größer sey? Maria, antwortete Melvil.

Sie muß also zu groß seyn, erwiederte Elisabeth, denn ich bin weder zu klein noch zu groß.

Sie fragte nach Mariens Ergötzungen. Melvil antwortete unter andern, sie spiele bisweilen die Laute, oder das Clavier.

Spielt sie gut? fragte Elisabeth. Gut genug für eine Königinn! war Melvils Antwort.

Nach Tische ließ ihn ein Höfling (Lord Hansdem) in eine entfernte Gallerie gehen, um Musik zu hören, und gab ihm zugleich einen Wink: die Königinn selbst werde spielen.

Sie spielte wirklich. Plötzlich schien sie den Gesandten zu bemerken, fuhr heftig auf, empfing ihn mit Faustschlägen, und wollte wissen, wie er dazu gekommen wäre, sie zu belauschen, da sie nie öffentlich spiele.

Als der Gesandte sein Geschäft geendet hatte, und sich beurlauben wollte, erhielt er Befehl, noch zwey Tage zu bleiben, und zwar um — wie er nachher erfuhr, Se. Majestät tanzen zu sehen! — Nach dem Tanze fragte sie ihn: Ob sie oder seine Königinn besser tanze? — Melvil half sich auch hier als ein gewandter Höfling, und versicherte: Ihre Majestät tanzten mit mehr Ernst und Gravität. —

Me ist wohl das Spiel der Gefallsucht, Eitelkeit und des weiblichen Neides weiter getrieben worden, bis es endlich der unglücklichen Maria das Leben kostete.

.....

Olivier Maillard, Beichtvater Carls VIII., strafte jeden moralischen Unfug in seinen Predigten, und verschonte den König selber nicht. Einst, als er es wieder sehr arg gemacht, das heißt, freymüthig gesprochen hatte, ließ der König (dessen Vater unlängst die Posten eingerichtet) ihm sagen, er werde ihn ersäufen lassen. „Sehr wohl," antwortete der Beichtvater, „so gehe ich zu Wasser ins Paradies, wo Se. Maj. mich mit ihren Postpferden nie einholen werden." — Der König lachte, und ließ hinfort ihn schelten, so viel er Lust hatte. Es ist auch in der That nichts leichter, als diese Nachsicht, so lange man, trotz alles Scheltens, doch immer thun darf, was man Lust hat. Und dennoch waren die Mächtigsten oft am empfindlichsten gegen Tadel, und lähmten die Zungen, aber die Nachwelt erreichen sie ja doch nicht.

.....

Dravs, der Tyrann, fand einst im Tempel Jupiters ein knieendes Weib, das mit großer Inbrunst für seine Erhaltung bethete. Das gefiel ihm, er nahte freundlich-grinsend, und fragte die Bethende, wodurch er ihre Liebe gewonnen? — „Ach Herr!" antwortete sie, „du bist der dritte Tyrann, den ich über Sicilien herrschen sehe. Zur Zeit des ersten hatte ich vier Kühe; er nahm mir Eine, ich flehte um seinen Tod, und er starb. Sein Sohn nahm mir die zweyte Kuh, und auch ihn hab' ich zu Tode gebethet. Du hast mir die dritte genommen, und nun flehe ich Tag und Nacht um dein Leben, um wenigstens meine vierte Kuh zu erhalten."

.....

Daß jeder Gegenstand einer poetischen Bearbeitung fähig sey, hat ein gewisser Vigi, ein Italiäner bewiesen, indem er ein Lateinisches Gedicht auf die Trüffeln, und ein anderes auf den Hanf verfertigt hat.

.....

Vor mehr als dreyßig Jahren stiftete ein Herr Arnau zu Paris eine Lotterie für keusche Jungfrauen (filles sages); jetzt hört man nichts mehr davon. Ist diese Lotterie eingegangen? oder gibt es keine filles sages mehr?

.....

Man hat wohl sehr oft Ungläubige gefunden, welche die Köpfe schüttelten; wenn sie in den Zeitungen lasen, eine Partey hätte 20 oder 30.000 Feinde erschlagen, und selbst dabey nicht mehr als 40 oder 50 Mann, ein Mahl (1792 bey Pellingen im Trierischen) gar nur einen kleinen Finger verloren. Hier ist ein Beyspiel aus der alten Geschichte, daß dergleichen Fälle nicht unerhört sind. Es wird freylich von einem verlornen Geschichtschreiber erzählt, über welchen der Spötter Lucian sich weidlich lustig macht, indessen war er doch Augenzeuge einer Schlacht zwischen den Römern und Vologesus, König der Parther, dessen Stickerey auf dem Gewande er sogar beschrieben hat. Als es zum Treffen und zwar zum Handgemenge kam, kletterte er weislich auf einen Baum von wo herab er alles mit ansah, und nachher auch die Todten zählte. Von den Barbaren, sagte er, sind siebenzig tausend, zwey hundert und sechs und dreyßig geblieben, die Römer hingegen hatten nur zwey Todte, und neun Verwundete. — Das war doch schon in alter Zeit ein tüchtiges Bülletin!

.....

Die alten Chroniken erzählen einen Traum Carls des Kahlen. Ihm erschien ein Engel, band einen Faden um seinen Daumen, und zog ihn in die Hölle. Unter andern Verdammten erblickte er auch seinen eignen Vater, Ludwig den Frommen, und seine Brüder, die in siedendem Pech herum schwammen, heulten, und ihm zuriefen: „Carl! Carl! weil wir Todschlag, und Krieg, und Raub geliebet, deswegen schmoren wir hier in Pech und Schwefel!" — und eine Menge grinsender Teufel, die hinter ihm standen, schrien gräßlich: „sie waren groß und mächtig auf Erden, jetzt leiden sie große Pein!" —

.....

Die Deutschen Damen werden jetzt häufig des Mangels an Patriotismus angeklagt. Sie mögen sich damit trösten, daß es ihnen doch nicht geht wie der Römerinn Clodia. Sie war die Schwester des Clodius, der eine Römische Flotte commandirte, welche von den Carthaginensern vernichtet wurde. Eines Tags befand sie sich im Schauspiel, und wurde sehr gedrückt. „Gott sey Dank," rief sie aus, „daß in der Seeschlacht, die mein Bruder verloren hat, so viele Römer umgekommen sind; denn wo sollte man bleiben, wenn auch diese noch im Schauspiele wären! Möchte doch mein Bruder vom Todten wiederkehren, und eine zweyte Flotte nach Sicilien führen, und all den Pöbel darauf laden, der mich hier erstickt!" — Dieser unpatriotische Ausbruch des Unmuths bekam ihr übel, denn die Ädilen citirten sie vor Gericht, und verdammten sie zu einer Strafe von 2500 Pfund Erz. Wir haben noch manche Clodii, aber keine strengen Ädilen mehr.

.....

Die Franzesen sind uns wohl nicht immer in der Tapferkeit, aber gewiß immer in der Gewandtheit überlegen. Hier ein Beyspiel aus einem der ehemahligen Kriege gegen die Engländer. Diese landeten einst bey Nacht 50 Mann auf den Küsten der Normandie. Ein gewisser Cabieux stand Schildwache, und beschloß, sich zu vertheidigen; zufälliger Weise war sein Bruder nicht fern, den rief er, ließ ihn schnell eine Trommel ergreifen, und den General-Marsch schlagen. Zugleich rannten beyde hin und her, veränderten ihre Stimmen alle Augenblicke, und klapperten mit ihren Holzschuhen. Cabieux führte sogar in der Geschwindigkeit eine Comödien-Scene auf; er stellte nähmlich einen Officier vor, der mit einem Soldaten in Wortwechsel geräth, und der zuletzt den Soldaten in Arrest schickt. Dann commandirte er, seine Truppe sollte nicht auf ein Mahl, sondern jeder einzeln feuern; dann schrie er, Cabieux, gib Feuer! Schoß und verwundete den Anführer der Engländer. Die übrigen liefen davon, weil sie meinten, es wenigstens mit einigen Compagnien zu thun zu haben. Cabieux führte seinen Gefangenen im Triumphe ein.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 11. und Montag den 14. May 1810.

Allen durch die Zeit herbeygeführten Änderungen menschlicher Dinge ist nur durch Mitfortschritte im Geiste der Zeit zu begegnen. Aber List und Gewalt schien den Meisten bequemer. Die Fürsten suchten Größe und Sicherheit in Unterdrückung des Adels, Entfernung weiser Männer, Darniederhaltung aufkeimender Volksvernunft, Unterhaltung der Parteyungen und des Mistrauens, in Spionen und Leibwachen, in Beschäftigung des Volkes mit bloß physischen Bedürfnissen und auswärtigen Kriegen. Gemeine Edle, statt ihre Landwirthschaft zu verbessern, und in Arbeitsfleiß mit Bürgern zu wetteifern, erpreßten von Gerichtsangehörigen in schauervollen Burgverließen übertriebene Geldstrafen, misbrauchten selbst in Andachtszeiten für sich und Vieh und Knechte die Schirmvogtey furchtsamer Klöster, oder sie lauerten auf vorüberziehende Kaufleute, oder übten Unterdrückungen, die sie durch vergebliche Nothwendigkeit entschuldigen wollten. Indessen sie sich so viel erlaubten, versäumten sie, durch Geschicklichkeit und Kriegskunst öffentliche Achtung zu behaupten; im Genuß, nicht in Kühnheit, suchten sie Zierde, weniger Lust selbst auf Jagden, als beym Schmausen. Daher wurden die verfallenden Burgen auf den Felsen und im Walde verlassen; die Junker zogen städtisches Leben vor; seltener um das gemeine Wesen zu führen, als auf Trinkstuben zu zechen, und alternde Vorzüge zur Schau zu tragen, oder in allem unter die Classen herab zu steigen, welche edler gewesen wäre, zu sich zu erheben.

Johann von Müller.

(57 und 58.)

Aus Collins Rudolphiade.

Als nun der stärkende Schlaf die hellen Augen des Kaisers
Lief umforte, — die Augenlieder sanft sich verschlossen,
Nahte der göttliche Traum dem Lager des hohen Rudolphus,
Hartmann glich er in Allem, dem zärtlich beweineten Sohne,
Ganz an Stimm' und Gestalt, an Blick und Gange derselbe,
Welchen die Wogen des Rheins dem Vater zum Jammer verschlungen.

Wie Rudolphus nun sah herschweben den blühenden Jüngling,
Richtet bebend er sich auf, und blickt ihm ins bläuliche Auge,
Faltet die Hände dann, und ruft mit bebender Stimme:

„Täuschet mich ein Gesicht, wie, oder wärst du mein Hartmann?
Wahrlich; du bist es selbst. — Woher mein Sohn, mein Geliebter,
Sieh, mir war, als hätten dich, Sohn, die Wogen des Rheines
Fortgewälzet, man hätte sodann entseelet zu Füßen
Mir die Leiche getragen, — unendlicher Jammer befiel mich,
Daß ich zu Boden mich warf, und schlug die Brust mit den Fäusten.
Sieh', und nun stehst du lebend vor mir, und blühend wie ehedem.
Wie er mich quälte der Traum! Doch sey's dem Himmel gedanket,
Daß es Traum nur war! — Er hat mich schrecklich ergriffen."

Ihm entgegnet darauf die Gestalt, sich über ihn bückend,
Liebevoll — wie er oft lag an dem Herzen des Vaters,
„Werther vom waldigen Land der erzausgrabenden Böhmen,
Rath' ich, von Ottokars Hof dir schleunige Kunde zu bringen.
Sieh', du ruhest nun hier, auf seine Freundschaft vertrauend,
Unbesorgt, als blühte dir auf, ein ewiger Friede,
Denn von jeher war es dein Brauch, großherziger Vater,
Wie du redlich bist, auch andere redlich zu denken.
Aber nächtlich wälzt im tief verschlossenen Busen
Haß und Rache der Böhmen gewaltiger König,
Ja, schon rüstet er Krieg, und wird im Krieg dich verderben
Trifft er dich müßig an, und unbereitet zum Kampfe.
Darum höre den Rath, du wirst bewähret ihn finden.
Sende der Fürsten einen, dem stark von beredeten Lippen
Strömt das gewaltige Wort, und trifft vom Herzen zu Herzen.
Diesen sende sogleich, mit Brief und Vollmacht gerüstet,
Hin zum großen König der rosseliebenden Hungarn,
Daß er dir reiche die Königshand, zum kräftigen Bündniß.
Wenn sich der Böhme vermißt, und wagt unseligen Treubruch.
Auch die Vasallen entbiethe dein Ruf zum ehrenden Heerdienst,
Alle lieben dich ja, — sie werden willig dir folgen."

Und es entgegnet darauf tiefseufzend Kaiser Rudolphus:
„Trauriges kündest du mir, ich liebe den wüthenden Krieg nicht,
Herrschte wohl gerne in Ruh, als Hirte leitend die Völker,
Aber nahet der Feind, er soll mich als Mann wohl erkennen,
Bleicht sich mein Haupthaar gleich, noch lebet mir Muth in dem Busen.
Hartmann, immer zeigst du dich doch denselben gegen den Vater,
Wirkst auch, weit getrennet durch Berge, Länder und Ströme,
Heimlich und stille für ihn, wenn er's am mind'sten vermuthet.
Sieh', mich sehnet es sehr nach meines Sohnes Umarmung,
Komm an mein Herz, mein Sohn, du hast es wahrlich verdienet!"

Also Rudolphus, und streckt die liebenden Vaterarme,
Sehnend aus zur Umarmung, da bleichte und wankte der Schatten,
Floß nun dahin in Duft, und mächtig erschrak nun der Kaiser,
Daß er wach sich erhob, und rief mit ängstlicher Stimme:
„Ach, so war's nur ein Traum, der meinen Hartmann mir zeigte."

Joann de Mascarenhas.

Die Festung Diu, auf einer felsigen Spitze der Küste von Guschrate (Guzurate) gelegen, von der Seeseite durch glückliche Lage, von der Landseite durch Thürme und Bastionen geschützt, deren Vertheidigung schon einem Portugiesischen Krieger, dem tapfern Anton de Sylveira, herrlichen Ruhm erworben, ward im Jahre 1546 zum zweyten Mahle angegriffen, als Joann de Mascarenhas seit kurzem Befehlshaber geworden war. Der Indische Fürst, zu dessen Gebiethe die Stadt gehörte, der König von Cambaya, konnte es nicht vergessen, daß sein Vorfahr, Sultan Badur, welcher den Portugiesen die Erbauung des festen Schlosses bewilligt hatte, von der Hand der mächtigen Fremdlinge gefallen war, und sein Feldherr Khojah Zaffar (Loje Soffar) nährte in ihm den Gedanken der Rache und das schmerzliche Gefühl der Abhängigkeit. Kriegserfahrung, Muth und Schlauheit hatten diesen Mann, der von der Insel Scio stammte, und nach manchen Abenteuern auf die Indische Küste geführt ward, zu hohem Ansehen gebracht. Sieben Jahre rüstete er sich heimlich zu dem neuen Kriege, während die Streitkräfte der Portugiesen, in langem Frieden minder geübt, viel von der alten Energie verloren. Nur zweyhundert und funfzig Krieger schützten Diu, dessen Mauern seit der ersten Belagerung sehr befestigt waren; aber wie durfte die kleine Schaar hoffen, während des langen Winters *), wo auf dem stürmischen Meere kein Entsatz nahen konnte, einem wohlgerüsteten Heere zu widerstehen, dessen Kern aus 5000 erlesenen Söldnern von den tapfersten Muhamedanischen Völkern und vielen abgefallenen Christen bestand. Zum Heil der Portugiesen war an ihrer Spitze ein kräftiger Mann, schon bewährt durch Waffenthaten, der mit festem Muthe in Gefahren und weiser vorausblickender Vorsicht die Gaben vereinte, die Gemüther seiner Krieger klug zu leiten. Er war gerüstet hinter seinen Mauern, als Khojah Zaffar (am 18. April) mit seinem Heere und zahllosem Kriegsgefolge die Stadt und ihre Umgegend besetzte. Alle Thürme und Bollwerke waren acht bewährten Officieren anvertraut, deren jeder über zwanzig bis dreyßig Krieger geboth. Mascarenhas behielt funfzig für sich, um überall, wo die Gefahr drohend werden mochte, hülfreich hinzueilen. So erwartete er muthig den Angriff.

Khojah Zaffar erbaute mit einer Schnelligkeit, welche die Portugiesen selbst überraschte, in einer Nacht auf der nahen Anhöhe, von welcher man die Festung übersah, einen hohen Wall, der mit Geschütz besetzt und rings mit Baumwollballen umgeben ward, um das Werk gegen die Kugeln der Belagerten zu schützen. Rüstig setzte er seine Arbeit in den folgenden Nächten fort, und bald war die Festung längs der Landseite durch eine Reihe von Bollwerken und Thürmen bedroht. Mascarenhas konnte bey beschränktem Pulvervorrathe die Arbeiten der Feinde nicht kräftig hindern. Während dieser Vorbereitungen sann der kluge feindliche Anführer auf die Ausführung des wichtigen Entwurfes, den Portugiesen einen Thurm zu entreissen, welcher in der Mündung des Flusses lag, der auf der südlichen Seite der Küstenspitze ins Meer fließt. Das Gelingen dieses Unternehmens hätte die Annäherung jedes Hülfsschiffes, das hier einen sichern Hafen fand, erschwert, und die Eroberung der Festung erleichtert. Die Wachsamkeit des Portugiesischen Befehlshabers vereitelte den gefährlichen Versuch, als das große Schiff, worauf Khojah Zaffar einen hohen Thurm hatte erbauen lassen, von einigen kühnen Kriegsleuten nächtlich angegriffen und im Hafen verbrannt wurde. Dieser glückliche Erfolg sicherte den Belagerten die nahe Hülfe, denn wenige Tage nachher erschienen acht kleine Schiffe, in welchen der Vicekönig, Joann de Castro, seinen jüngsten Sohn mit Soldaten und Kriegsbedürfnissen sandte. Jetzt musterte Mascarenhas seine Mannschaft, und zählte 450 Krieger, meist Männer edler Herkunft, welche sich freywillig gesammelt hatten, Ruhm zu erwerben in Diu's Mauern. Die Belagerten empfingen die unerwartete Verstärkung freudig als des Sieges gewisse Bürgschaft.

Bis zu dieser Zeit hatte Khojah Zaffar noch keine kräftigen Anstrengungen gemacht. Bey Tage ließ er die Festung beschießen, und Nachts die Belagerungsarbeiten fortsetzen. Die Ankunft des Königes von Cambaya, der ihm neue Kriegsvölker zuführte, gab Anlaß zu lauter Freude im feindlichen Lager. Aber wie überraschte hier das stolze Selbstgefühl, womit Mascarenhas den Feinden entbiethen ließ: die Portugiesen freuten sich über des Königs Ankunft, denn jetzt würden sie nicht bloß über zusammengeworbenes Kriegsvolk, sondern über das Heer eines mächtigen Fürsten ruhmvollen Sieg gewinnen.

Die Festung ward nun heftiger angegriffen. Unablässig wüthete das feindliche Geschütz gegen die Thürme, welche den Aposteln Thomas und Jacob geweiht waren, und nach wenigen Tagen war der erste Thurm zerrissen und die Zinne des andern zerstört. Das Geschütz der Feinde ward so gut bedient, daß jede Kugel die Schießscharte traf, so oft sich ein Portugiese sehen ließ. Zwey neue Werke wurden dem schwachen Joannesthurme gegenüber errichtet, und so von allen Seiten bedroht, hatten die Portugiesen jeder irdischen Hoffnung entsagt. Begeistert von dem Gedanken an die Belohnung im unsterblichen Leben gingen sie mit heldenmüthiger Ergebung jeder Gefahr entgegen.

Bald lagen zwey Thürme der Festung in Trümmern, und immer neue Bollwerke errichtete die rastlose Betriebsamkeit der Feinde, deren stets wachsende Übermacht die Thätigkeit der Vertheidiger leicht ermüden konnte. Mascarenhas schien von immer höherm Muthe beseelt, immer reicher an Hülfsmitteln zu werden, je bedrängter seine Lage ward. Mehr als die Schutzmauern, welche er aus den Trümmern abgetragener Gebäude innerhalb der Festung errichtete, mehr als die Wirkung seines Geschützes, sicherte ihm glücklichen Erfolg sein ruhiger Muth und die männliche Besonnenheit, die er nie verläugnete, so furchtbar auch die Gefahr drohen mochte. Was jedes andre minder starke Gemüth leicht zu unweiser Aufwallung verleitet hätte, konnte ihn nicht irre machen in seinen Entwürfen. Gleichgültig hörte er den Spott der Feinde, welche oft die Portugiesen aufforderten, nicht länger ihrem muthlosen Anführer gehorsam, hinter ihren Mauern sich zu verbergen, sondern kühn hervorzutreten, und im Gefechte Mann gegen Mann zu zeigen, was Tapferkeit vermöge. Mascarenhas antwortete den Schmähern mit den Kugeln seines Geschützes.

Näher rückten die Feinde mit ihren Linien und Batterien den Mauern der Festung, und um den Graben mehr auszufüllen, als es die herabgestürzten Trümmer gethan hatten, ersann Khojah Zaffar neue Mittel, dieß Unternehmen zu vollenden, ohne seine Arbeiter dem feindlichen Geschütze auszusetzen.

*) Er fängt in jenen Gegenden im April an, und dauert 6 Monathe.

Mascarenhas, mit dem Erfindungsgeiſte des Feindes wetteifernd, benutzte einen unterirdiſchen Gang, der in den Graben auslief, um die unterſten Lagen, womit dieſer ausgefüllt war, vorſichtig wegzunehmen, und ſo wußte er eine Zeitlang die Arbeit der Feinde mit leichter Mühe zu vereiteln. Aber der Verſuch ward nur durch die zufällige Folge wichtig, das Khojar Zaffar, als er ſelbſt in die Laufgräben kam, um mit eigenen Augen die glückliche Liſt ſeines Gegners zu ſehen, durch eine Stückkugel aus der Feſtung ſein Leben verlor. Gewiß hätte er den Portugieſen den Sieg ſchwer gemacht; aber ſein Tod unterbrach nur auf wenige Tage den Eifer der Belagerer, denn Rumelhan, des gefallenen Anführers Sohn, war dem Vater gleich an Feuer und Muth. Neue Thürme wurden errichtet, und endlich gelangs den Feinden, durch Baumſtämme und Schiffstrümmer die Tiefe des Grabens, dem Joannesthurme gegenüber, auszufüllen. Mascarenhas ließ durch Holzbündel, die mit Pech und Harz gefüllt waren, durch ganze Fäſſer mit ähnlichem Brandſtoffe, den Graben wieder ausbrennen; aber leicht konnten zahlloſe Arme im feindlichen Lager überall herſtellen, was er durch ſein Geſchütz und durch Feuer zerſtörte. Schon waren mehr als hundert und funfzig Portugieſen bey der Vertheidigung der Mauern und in einzelnen Kämpfen gefallen, oder tödtlich verwundet, und noch war kein Hauptangriff gewagt. Kaum war Hoffnung, daß die Hülfsmacht, welche Mascarenhas um dieſe Zeit dringend vom Vicekönig verlangte, die Winterſtürme beſiegen werde; aber alle, von dem Beyſpiele des großherzigen Anführers begeiſtert, ſelbſt Männer aus dem geringſten Volke, wetteiferten an Muth und Beharrlichkeit mit den wackerſten, und ſo geſchah es, daß der Krieger, von den Feuermaſſen der Feinde verbrannt, oder verwundet von ihren Waffen, nicht durch der Gefährten Ermahnung, nicht durch der Anführer Befehl, bewogen ward, den heiligen Kampf zu verlaſſen. Keiner, wie erſchöpft er auch ſeyn mochte von Krankheit, Arbeit und Nachtwachen, weigerte ſich je der Pflicht, welche die gemeinſame Sache geboth. In der Geſchichte dieſer Belagerung glänzen die Nahmen heldenmüthiger Frauen, die ihre Gefährtinnen ermunterten, der Krieger Arbeiten zu theilen, und den Streitern Waffen und Pulver zu reichen. Nicht wenige ſah man, welche, von Pfeilen oder Wurfſpießen verwundet, mit eigner Hand ſich verbanden, und dann kühn den Gruppen der Kämpfenden ſich wieder nahten. „Streitet für euren Gott," rief einſt Iſabella Fernandez den Männern im heißen Kampfe zu — „ſtreitet für euren König, ihr Ritter Chriſti, denn Er iſt mit euch." Wo alſo die Kraft des begeiſterten Gemüths, vereint mit der Kraft der Idee, mächtig wirkte in allen, konnten alle nur rühmlich ſiegen, oder rühmlich fallen.

Endlich, als die Feinde ihre Werke vollendet, und den Graben ausgefüllt hatten, ſahen die Portugieſen von den Zinnen des höchſten Thurmes in der Nacht vom 24. zum 25. Julius die Schaaren der Bether mit Fackeln, zu den Tempeln der Stadt ziehen, dem vorſichtigen Mascarenhas das Zeichen des nahen Angriffs. Der Morgenſtern war noch nicht aufgegangen, da rückten die feindlichen Schaaren gegen die Mauern. Es war der Feſttag des Apoſtels, den alle Bewohner der Pyrenäiſchen Halbinſel hoch verehren, und, froh an dem heiligen Tage zu ſtreiten, eilten die Portugieſen mit dem Feldgeſchrey, das ſo oft Sieg gebracht in den Tagen der Vorzeit: Sant-Jago! Sant-Jago! zu dem blutigen Kampfe. Es galt Portugalls Ruhm, Portugalls Herrſchaft über Indien, das fühlten beyde Theile; denn die mächtigſten Indiſchen Fürſten, längſt unwillig über die fremde Beherrſchung, warteten auf dieſes Krieges Ausgang, um ihren Entſchluß zu faſſen. Alle Thürme und Bollwerke der Landſeite, faſt ſchon zertrümmert, wurden mit unbezwinglicher Tapferkeit vertheidigt, welche den ſtürmenden Feinden zahlreiche Opfer koſtete. Während Mascarenhas bald hier, bald dort helfend und anordnend zugegen war, wurden die Wächter, welche er vorſichtig auf die Mauer an der Seeſeite geſtellt hatte, von dem Rufe der kämpfenden Waffenbrüder verleitet, dieſen Ort zu verlaſſen, welchen der ſchroff anſteigende Fels gegen jeden Angriff zu ſichern ſchien. Da kamen plötzlich zwey Soldaten zu dem Befehlshaber, der, von einem Pagen begleitet, durch die Straße ging, und verkündeten mit lauter ängſtlicher Stimme, die Feinde hätten das Schloß von der Seeſeite erſtiegen. Mascarenhas befahl dem Unglücksbothen Schweigen, damit nicht die Kunde ſich verbreite, und den Muth der Streiter lähme. Dem andern Soldaten geboth er, alle in der Feſtung zerſtreuten Krieger ihm eilig zuzuführen. Die Feuermaſſen, welche die Feinde auf der andern Seite gegen die Mauern ſchleuderten, verbreiteten hier ſo hellen Glanz, daß Mascarenhas die Feinde erblickte, die ſechzig an der Zahl, von der abnehmenden Fluth begünſtigt, den Fels erklimmt hatten. Schon waren mehrere auf die nahen Gebäude geſtiegen, zwey Siegeszeichen aufpflanzend, andere, mit Plünderung zu beginnen, in die Häuſer gedrungen, wo nur Weiber den einſamen Herd hüteten. Muthvoll ergriff eine der Frauen die Lanze, und ihre furchtſamern Gefährtinnen, zu gleicher Entſchloſſenheit ermuntert, gingen mit ihr zu den bedrohten Häuſern, deren Eingang ſie beſetzten, bis ſich mehrere Krieger geſammelt hatten. Raſch eilte nun Mascarenhas zu der erſtiegenen Mauer, und bey der Weiber lautem Geſchrey wähnten die beſtürzten Feinde, es dränge ein zahlreicher Kriegerhaufen heran. Sie wurden von den Dächern herabgeſtürzt, nach heftiger Gegenwehr von den Mauern geworfen, und fielen, an den ſchroffen Felſenſpitzen zerſchmettert, in's Meer, während manche der übrigen in den Häuſern unter Weiberhänden erlagen.

Schon neigte ſich der Sieg auf die Seite der Portugieſen, als Mascarenhas, von der Seeſeite durch aufmunternden Zuruf die ermatteten Tapfern zu erneuten Anſtrengungen entflammte. Die Feinde gaben das Zeichen zum Rückzuge. Das anbrechende Tageslicht zeigte ihnen die verſtümmelten zerriſſenen Leichen der Erſchlagenen in dem Graben; da ſtürmten ſie, von Schmerz und Wuth entzündet, wieder heran, den Tod der Waffenbrüder zu rächen. Erſt Mittags eilten ſie, nach neuem Verluſte, zurück ins Lager. Mascarenhas ließ ſeine Todten bey dem Schalle der Trompeten und Pauken, und dem feſtlichen Geſang der Begleiter in die Kirche zu Grabe tragen; als Märterer wollte er ſie ehren, deren Tod nicht in Trauerklagen beweint, ſondern durch Danklieder und Siegeshymnen gefeyert werden mußte. So erhob er die Gemüther ſeiner Krieger, und ſagte zugleich den Feinden, daß ſie mit Männern zu thun hätten, welche der Tod ihrer Gefährten nicht entmuthigen konnte, welchen ſolcher Tod ſelbſt willkommen war. Zwey Tage nach dieſem Sturme wagten die Feinde einen neuen heftigern Angriff, nicht glücklicher als am Jacobstage. Verderblich war's bey dieſen Kämpfen für die Indiſchen Krieger, daß faſt alle, der Landesſitte gemäß, baumwollene oder linnene Zeuge tru-

gen, welche plötzlich die Flamme durch ganze Reihen verbreiteten, wenn die Vertheidiger der Burg ihre Feuergefäße auf sie schleuderten; die Portugiesen, in wollenen Kleidern, und mit ledernen Handschuhen und Stiefeln, selbst mit einer ledernen Bedeckung der Schenkel versehen, waren mehr gesichert gegen die Feuermassen, welche die Feinde ohne Unterlaß über die Mauern warfen; und als endlich auch das Leder zu diesem schützenden Gebrauche selten ward, opferte Mascarenhas seine köstlichen Tapeten von vergoldetem Leder, die er zerschneiden, und unter die Kriegsleute vertheilen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige.

(Fortsetzung.)

I. Die Carolinger.

Pipin mit dem Zunahmen der Kurze (Le Bref) erster König der Carolingischen Dynastie, gelangte durch den Sturz der Merovinger im Jahre 750 in einem Alter von 36 Jahren zur Krone. Er starb an der Wassersucht zu St. Denis, in einem Alter von 54 Jahren, im 17. seiner königl. Regierung. Er war der erste der Französischen Könige der sich feyerlich in der Kirche krönen ließ. Diese Ceremonie geschah in der Cathedrale zu Soissons (Dep. Aisne) durch den heiligen Bonifaz. Legaten des Papstes und Erzbischof zu Mainz (Dep. Mont Tonnerre). Er hatte nur eine Gemahlinn, diese war Berta oder Bertrade, eine Tochter Cariberts, Grafen von Laon (Dep. Aisne); sie starb 783. Seine Kinder waren; Carl der Große und Carlomann. Die übrigen starben jung, bis auf eine Tochter Gisela. Der Griechische Kaiser verlangte solche für seinen ältesten Sohn Leo, nachher wurde sie dem Prinzen des Longobardischen Königs Desiderius bestimmt. Allein dem ersten ward sie wegen der Religion, dem andern aus Politik versagt. Sie wurde daher eine Nonne. Pipin soll außer diesen noch 10 bis 12 natürliche Kinder hinterlassen haben.

Carl der Große und Carlomann folgten beyde ihrem Vater Pipin, im Jahre 768, indem sie das Reich unter sich theilten, der Tod Carlomanns, im Jahre 771, machte Carl den Großen zum alleinigen Herrn des Fränkischen Reichs. Carl der Große starb den 28. Januar 814 im 71. Jahre seines Alters, im 47. seiner Regierung. Er wurde zu Aachen, (Dep. Röer) seinem Lieblingsaufenthalte, beygesetzt. Die Geschichte seiner Ehen und seines häuslichen Lebens ist interessanter und verwickelter als die seines Vaters, wenigstens hat uns die Geschichte mehrere Data davon aufbewahrt. Wir heben davon das Merkwürdigste aus. Carl der Große war fünf Mahl verheirathet. Seine erste Gemahlinn, Himiltrude, verdient nur eine nahmentliche Erwähnung, er verstieß sie bereits im Jahre 770 aus nicht bestimmt anzugebenden Ursachen, und heirathete auf den Antrieb seiner Mutter die Ermengarde, Tochter des Desiderius, Königs der Longobarden, obwohl der Papst, der diese Könige theils ihrer ihm gefährlichen Nachbarschaft, theils ihres Arrianischen Glaubens wegen auf das äußerste haßte, sich mit allen Kräften gegen diese Verbindung setzte.

Diese Ehe war indeß von keiner Dauer, Carl der Große hatte sich kaum mit dieser Prinzessinn vermählt, als er sie bereits wieder verstieß, und sie ihrem Vater im Jahre 771 nach Italien zurück schickte. Eginhard, der Geheimschreiber Carls des Großen, von dem wir, wie bekannt, eine Lebensbeschreibung dieses Monarchen besitzen, versichert, er wisse nicht, welches der Grund dieses Verfahrens seines Monarchen gewesen. Ein Mönch von St. Gallen, der hundert Jahre nach den Zeiten Carls lebte, erzählt, Ermengarde wäre Kinder zu gebären untüchtig gewesen. — Hellsehende Geschichtschreiber und unermüdete Forscher, unter den Franzosen le Cointe in seinen Annalen beym Jahre 771, und unter den Deutschen der Baron von Bünau, schreiben diese Handlung auf Rechnung des Papstes Stephan IV. Für ihre Meinung führen sie an: da der Papst bereits im vorigen Jahre sein ganzes Ansehen zur Hintertreibung dieser Vermählung angewendet, dabey aber nicht seinen Endzweck habe erreichen können, so sey es gar nicht wahrscheinlich und mit der Politik des Bischofs von Rom im Widerspruch, daß er es bey diesen ersten Vorstellungen solle haben bewenden lassen; im Gegentheil sey es wahrscheinlich, daß er mit seinem Andringen fortgefahren, um den Verein zwischen Carl und Desiderius der vielleicht seinen Ruin verursacht haben würde zu trennen. Historisch gewiß ist, daß der Papst die Verstoßung der Ermengarde billigte; hingegen haben die tugendhaftesten und frömmsten Prälaten Frankreichs, sowohl in diesen als spätern Zeiten, solche Strenge getadelt.

Carl vermählte sich darauf mit der Hildegarde, aus Schwaben, von ihr hatte er eine Menge Kinder, die indeß sämmtlich vor ihn starben, bis auf einen Sohn, Ludwig, der sein Nachfolger wurde, und zwey Töchter: Bertha und Gisela, von denen die erstere bis zum Jahre 833 lebte.

Nach dem Tode der Hildegard heirathete er Fastraden, die Tochter eines Grafen Rudolphs, aus Franken, die dem Kaiser viel Unruhe verursachte, und die Großen Austrasiens, die Carl schon zu sanftern Sitten gewöhnt hatte, gegen ihn aufbrachte. Sie starb im Jahre 794; er hatte zwey Töchter von ihr, die er beyde mit Abteyen in Frankreich versorgte. Zum letzten Mahl vermählte er sich mit der Lutgarde, die indeß, ohne ihm eine Nachkommenschaft zu hinterlassen, bereits im Jahre 800 starb. Außer diesen Gemahlinnen hatte Carl verschiedene Beyschläferinnen, von denen er mehrere Kinder hinterließ. Die Existenz einer Tochter, Nahmens Emma, von der behauptet wird, er habe sie an Eginhard verheirathet, da er das Verständniß derselben zufällig entdeckt, ist nicht historisch gewiß.

Ludewig I., genannt der Gütige oder Fromme, (Le Debonnaire) in allen seinen Staaten, als Kaiser und König von Frankreich, im Jahr 814 bereits 36 Jahre alt. Er starb auf einer Insel des Rheins nahe bey Mainz, den 23. Juny 840. Er ward zu Metz (Dep. Mosel) beygesetzt. Er hatte zwey Gemahlinnen, die erste, Ermengarde starb schon im J. 818, nachdem sie ihm folgende Kinder geboren hatte: Lothar, König von Italien, der in der Folge nach dem Tode seines Vaters Kaiser wurde; Pipin, König von Aquitanien, der 838 starb; Ludwig König von Bayern, der 876 starb, und Gisla die den Grafen Eberhard heirathete, Mutter von Berengar, König von Italien war, und noch bis zum Jahre 876 lebte.

Ludewig, der unter seine ebengenannte Söhne von der Ermengarde, seine Staaten wie angeführt vertheilt hatte, war

zwey und vierzig Jahre alt, und hatte mehr als ein Mahl den Wunsch geäußert, in ein Kloster zu gehen, indem ihn der Tod seiner Gemahlinn so niedergeschlagen, daß er den Thron mit dem Mönchs-Habite zu vertauschen wünschte. Seine Hofleute bothen indeß alle Geschicklichkeit auf, diesen Entschluß zu hintertreiben; um dem Kaiser die Lust zum Klosterleben zu vertreiben, ließen sie aus mehreren Gegenden des Reichs die vornehmsten und jüngsten Frauenzimmer an den Hof kommen. Unter ihnen fesselte gar bald Judith, ein achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter des Herzogs Welf von Bayern, des Stammvaters des Großbritannisch-Braunschweig-Lüneburgischen Hauses, sein Herz. Die Vermählung ward zu Aachen 819 vollzogen. Die Kaiserinn Judith gebar im Jahre 828 einen Sohn, Carl, der, da bereits Ludewig sein ganzes Reich unter seine ältern drey Söhne getheilt hatte, jetzt auf Kosten dieser Brüder entschädigt werden, und mit dem Reiche eine neue Theilung vorgenommen werden sollte. Dieß gab Gelegenheit zu Unruhen, die den Kaiser bis ans Ende seines Lebens verfolgten, und wodurch er mit Schmach und Kummer ins Grab gebracht ward. Seine junge Gemahlinn hatte an diesen traurigen Begebenheiten, theils aus Ehrgeiz, theils aus Liebe zu dem jungen Prinzen Carl, den Hauptantheil. Aber sie selbst hatte auch einen großen Theil von dem Unglücke, welches ihr Ehrgeiz verursachte, zu tragen. Man beschuldigte sie eines verbothenen Umgangs mit dem Grafen Bernhard von Barcellona, ja es wurde sogar der Prinz Carl als eine Frucht desselben ausgegeben, und sie war genöthigt, ihre Ehre auf die damahls übliche öffentliche Art zu reinigen. Nachdem sie die mannigfachen, bald guten, bald bösen Schicksale ihres Gemahls getheilt hatte, folgte sie demselben im Jahre 843 in die Gruft, noch immer in Ungewißheit wegen des Schicksals ihres geliebten Carls, der von seinen ältern Brüdern gehaßt wurde.

Carl II., genannt der Kahle, (Le Chauve) bestieg den Thron in einem Alter von 17 Jahren, 840. Er starb auf einer Rückreise über die Alpen, vergiftet von seinem Arzt Zedekias, den 5. oder 6. October 877, in einem Alter von 54 Jahren; er hatte 38 Jahre regiert, und war zwey Jahre Kaiser gewesen; seine Gebeine wurden nach St. Denis gebracht, wo er zur Zeit, da er in Gewalt seiner ältern Brüder gerieth, Abt gewesen war. Er hatte zwey Gemahlinnen. Erstens Ermentrude, sie starb im Jahre 869. Von ihr hatte er folgende Kinder, die in der Geschichte eine Rolle spielten. Ludewig, dieser wurde sein Nachfolger; Carl, er starb 865. Lothar er starb 866. Carlomann, dieser ist in dem Verdachte der Mörder seines Vaters gewesen zu seyn, er starb 886. Seine Tochter Judith ward die Gemahlinn Graf Balduins I. von Flandern, und starb gleichfalls 886.

Richildis, Carls des Kahlen zweyte Gemahlinn, verdient einer etwas nähern Erwähnung; sie war eine Schwester Bosos, Königs von Arles. Carl verliebte sich in sie, während seine erste Gemahlinn noch am Leben war. Wenn er diese nicht verstieß, um sich mit der schönen Richilde zu vermählen, so geschah es nur aus Furcht seine Krone zu verlieren. Richilde mußte sich also begnügen, bloß Beyschläferinn zu seyn, welches damahls noch nicht das Erniedrigende jetziger Zeiten mit sich führte. Nach dem Tode der Ermentrude ward sie Königinn. Ihre feyerliche Vermählung geschahe zu Aachen, den 22. Januar, 870. Ludewig, Carls des Kahlen ältester Sohn, mußte ihr ihre Mitgift garantiren. Als Carl der Kahle, im Jahre 875, nach Italien zog, bestellte er sie zur Reichsverweserinn, doch erwarb sie sich durch ihre Verwaltung keine Liebe. Auch ihr Wittwenstand scheint nicht erbaulich gewesen zu seyn. Denn Fulko, Erzbischof von Rheims, schreibt von ihr, daß sie, anstatt wie eine christliche Wittwe zu leben, sich dem Teufel ergeben, daß Uneinigkeit, Ausgelassenheit, Mord, Räuberey, Mordbrennerey, Unzucht und alle mögliche Greuel, das Gefolge wären, welches sie überall begleitete. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt. Sie gebar Carl dem Kahlen mehrere Kinder, die sämmtlich in der Jugend starben.

Ludewig II., genannt der Stammelnde, (Le Begue) gelangte in einem Alter von 33 Jahren, im Jahre 877, nach dem Tode seines Vaters, Carls des Kahlen, auf den Thron. Er starb den 10. April 879 zu Compiegne (Dep. Oise) und ward in der Abtey St. Corneille beygesetzt. Von seinen zwey Gemahlinnen war Ansgarde die erste von niederer Herkunft, deshalb ward er von seinem Vater genöthigt sie zu verstoßen. Er hatte zwey Söhne von ihr, Ludewig und Carlomann; von seiner zweyten Gemahlinn Adelaide, hatte er einen Sohn Carl.

Ludewig III. und Carlomann folgten ihrem Vater 879. Ludewig starb im Jahre 882 ohne Erben. Carlomann folgte ihm 884 im Tode. Jetzt gebührte Carln, dem Sohne zweyter Ehe, Ludewigs des Stammlers, nach allem Rechte die Krone. Aber da Carl nur noch ein Kind von 5 Jahren war, und die Nation starken Schutz gegen die Normannen nöthig hatte, so geschah es, daß der Enkel Ludewigs des Frommen, von dessen Sohne Ludewig.

Carl III., bekannt unter dem Nahmen Carl des Dicken, (Le Gros) die ganze Fränkische Monarchie bekam, wie sie Carl der Große besessen hatte, mit Ausnahme einiger kleinen Provinzen und sie im Jahre 884 wieder, aber auch zum letzten Mahl, in der Person eines Monarchen vereinigte. Diese Vereinigung dauerte indeß nicht lange, indem Carl der Dicke bereits im Jahre 888 ohne Erben starb. Mit abermahliger Übergehung des jungen Carls wurde.

Odo, (Eudes) Graf von Paris, in einer Versammlung zu Compiegne, zum Könige erwählt. Rudolph, Sohn des Conrad Grafen von Paris, errichtete ein zweytes Burgundisches Königreich, wie Boso bereits das erste errichtet hatte. Odo starb zu la Ferre, in einem Alter von 40 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt. Nach seinem Tode gelangte endlich der jüngste Sohn Ludewig des Stammelnden.

Carl IV., genannt der Einfältige, (Le Simple) im Jahre 898 auf den Thron, er starb in einem Alter von fünfzig Jahren, 929. Er hatte drey Gemahlinnen, von der ersten deren Namen man nicht weiß, die Gisla, die im Jahre 912 den Rollo, ersten Herzog von der Normandie, heirathete. Die zweyte, Frederune, starb im Jahre 917, und es ist ungewiß, ob sie ihrem Gemahl Kinder geboren. Die dritte, Ogine, gebar ihm einen Prinzen, Ludewig; diese Ogine war die Tochter Eduard I. Königs von England. Sie hatte bey allen Begebenheiten ihres Lebens vielen Muth gezeigt, und endete damit, daß sie den Grafen Herbert von Troyes, (Dep. Aube) zweyten Sohn Herberts von Vermandois, der ihren Gemahl die letzten 7 Jahre seines Lebens gefangen gehalten hatte, heirathete.

Rudolph, Herzog Richards von Burgund Sohn, ward während der Gefangenschaft Carls des Einfältigen, im Jahre 924, zum Könige erwählt; er regierte bis 935, wo er ohne Erben starb. Ihm folgte der Sohn Carl des Einfältigen von der Ogine

Ludewig IV., genannt übers Meer (d' Outremer); er bestieg den Thron in einem Alter von zwanzig Jahren, und wurde im Jahre 936 durch Artaud, Erzbischof von Rheims, gekrönt. Er vermählte sich mit der Gerberge, Schwester Otto des Großen, Witwe Gilberts, Herzogs von Lothringen. Er starb im Jahre 954, durch einen Sturz mit dem Pferde, indem er auf der Jagd einem Wolf nachsetzte. Unter mehreren seiner Kinder verdienen hier nur Lothar und Carl, Herzog von Lothringen, einer Erwähnung.

Lothar, sein ältester Sohn, den er die Vorsicht gehabt, drey Jahre vor seinem Tode zum Mitregenten aufzunehmen, bestieg 954, in einem Alter von 15 Jahren, durch Hülfe Hugo des Großen, Grafen von Paris und Orleans, der ein Stiefbruder seiner Mutter Gerberge war, den Thron; nur durch Hugos Schutz, der durch seine Macht nur noch einen Schritt bis zur Krone hatte, war er König. Er starb an Gift 986, in einem Alter von 45 Jahren, und hinterließ von seiner Gemahlinn Emma, die man seiner Ermordung wegen in Verdacht hatte, und die eine Tochter des Königs Lothar von Italien war, einen Sohn,

Ludewig V., zugenannt der Faule, (Le Faineant) bestieg den Thron in einem Alter von 20 Jahren, 986. Von seiner Gemahlinn, Blanca, Tochter des Herrn von Aquitanien, hatte er keine Kinder. Er regierte nicht länger als ein Jahr, und ward im Jahre 987 wie sein Vater vergiftet. Auch hier ward der Gemahlinn, die ihn nicht liebte, das Verbrechen zugeschrieben. Sein Oheim, Carl, versuchte es, ihm auf dem Thron zu folgen; aber Hugo Capet bemächtigte sich desselben. Mit Ludewig V. erlosch die Herrschaft der Carolinger in Frankreich.

.....

II. Die Capetinger, dritte Dynastie.

Hugo Capet gelangte in einem Alter von 45 Jahren zur Krone, und ward den 3. Julius 987 zu Rheims gesalbt und gekrönt. Er ist der Stammvater der dritten Dynastie der Könige. Er starb den 29. August 996 in einem Alter von 57 Jahren, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war Adelaide, eine Tochter von Wilhelm III., Herzog von Guienne und Grafen von Poitou. Seine Kinder waren Robert, ferner Adwige, Gemahlinn Regniers IV., Grafen von Hennegau, und in der Folge Hugos III., Grafen von Dasburg. Adelaide; Giselle, Gemahlinn Hugo I. von Abbeville; außer diesen hatte er noch einen natürlichen Sohn, Gauzelin, Erzbischof von Bourges, der im Jahre 1030 starb. Ihm folgte sein Sohn Robert im Jahre 996 in einem Alter von 25 Jahren. Er starb zu Melun den 20. Julius 1031, in einem Alter von 60 Jahren, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Er hatte zwey Gemahlinnen. Die erste, Bertha, war die Witwe Eudes, Grafen von Provence, und Gemahlinn des Königs Ludewigs IV. Sie war also eine Verwandte, und zwar im verbothenen Grade; dazu kam, daß er eines der Kinder, welches sie in der ersten Ehe gehabt, aus der Taufe gehoben hatte. Gregorius V., der damahls die päpstliche Krone trug, wagte es zuerst unter allen Päpsten, da Robert seinen Ermahnungen kein Gehör gab, und sich von seiner Gemahlinn nicht scheiden lassen wollte, seine Bannstrahlen gegen das ganze Reich zu schleudern, denen zu Folge der öffentliche Gottesdienst in ganz Frankreich verbothen, den Lebenden die Sacramente, und den Todten die Beerdigung untersagt wurde. Robert ward von allen seinen Bedienten verlassen, außer von zweyen, welche aber, weil sie alles, was er anrührte, für entweiht hielten, von den Speisen nicht essen wollten, die ihm vorgesetzt wurden, und alles Geräthe vernichteten, dessen er sich bediente. Der Gram beförderte eine unzeitige Geburt der Königinn, die die Anhänger des Römischen Hofes zu einer Mißgeburt stämpelten. Robert sah sich endlich bey diesen Umständen genöthigt, nachzugeben. Bertha wurde verstoßen, und Robert vermählte sich im Jahre 998 mit Constanzen, Wilhelm des Grafen von Arelat Tochter. Er hatte von dieser zweyten Gemahlinn sechs Kinder; Hugo, der vor seinem Vater starb, Heinrich, seinen Nachfolger. Robert I. Herzog von Burgund, Odo, Adelaide, Gemahlinn Richards III., Herzogs von der Normandie, die in der Folge Balduin, Grafen von Flandern, heirathete, und 1079 starb.

Constanze war stolz und herrschsüchtig; sie herrschte über Gemahl, Haus, Kinder, ja selbst über die Nation. Sie war eine Freundinn der Vergnügungen und des Luxus; Pracht und Aufwand nahmen an dem Hofe überhand, die ernsten und strengen Sitten, die bisher daselbst geherrscht hatten, verschwanden. Sie brachte die Provencalen, das heißt die ersten Troubadours oder Dichter, nach Frankreich, die durch ihren Unterricht in der Kunst zu dichten und zu lieben, die Sitten sanfter machten. Aber das Gute, was Frankreich der Constanze zu danken hatte, wurde durch die Nachtheile, die sie demselben zufügte, bey weitem überwogen. Da sie tyrannisch über ihren Gemahl herrschte, so war es in ihren Augen ein unverzeihliches Verbrechen, wenn irgend einer sich fand, der diesen ermahnte seiner Würde eingedenk zu seyn. Ein solcher Mann war Hugo von Beauvais; er war der vertrauteste Freund seines Königs, und lag ihm stets an, den Einfällen der Königinn nicht immer blindlings nachzugeben. Dieß empörte Constanzen. Sie schmiedete verschiedene Plane, sich an dem ihr verhaßten Mann zu rächen; da keiner derselben gelingen wollte, hatte sie endlich die Kühnheit, Beauvais in einem Zimmer des Schlosses vor den Augen des Königs ermorden zu lassen, dessen Kleidung durch das Blut seines sterbenden Freundes besprengt wurde.

Unter ihren Kindern hägte sie gegen Robert, den dritten ihrer Söhne, ausschließend eine zärtliche Neigung; die andern haßte sie. Als der König im Jahre 1017 den ältesten, Hugo, zu seinem Nachfolger ernannte, ward ihr ganzer Unwille rege; die Kränkungen, die sie von dieser Zeit an dem Prinzen zufügte, verkürzten sein Leben. Er starb im Jahre 1026, zum Bedauern Frankreichs, welches die schönsten Erwartungen von ihm hägte.

Jetzt mußte der folgende Bruder Heinrich die Schwere ihres Zorns empfinden; aber alle Bemühungen, ihm auf Kosten ihres Lieblings die Nachfolge zu entziehen, waren vergebens. Sie hatte den Verdruß, zu sehen, wie dieser durch Hülfe des Herzogs von der Normandie sich auf dem Throne behauptete, und starb zu Melun 1032 ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls.

Heinrich I. beſtieg den Thron am 20. Julius 1031 in einem Alter von 27 Jahren. Er ſtarb am Ende des Jahrs 1060 zu Vitri in Brie, in einem Alter von 55 Jahren, und ward zu St. Denis beygeſetzt. Er war zuerſt mit der Tochter des Kaiſers Conrad, Mathilden, verlobt, allein die Heirath kam nicht zur Vollziehung. Er heirathete darauf Annen, Tochter des Ruſſiſchen Großfürſten Jaroslav. Von dieſer hatte er drey Söhne und eine Tochter, Philipp, Robert, der 1060 ſtarb, und Hugo, welcher ſich mit Adelaiden, der Tochter Herberts vermählte, und hierdurch Graf von Vermandois wurde. Er ſtarb 1102. Von der Tochter des Königs Emma finden ſich keine Nachrichten. Anna heirathete nach dem Tode des Königs, ihres Gemahls, im Jahre 1062, Raoul von Peronne, Grafen von Crepi und Valois. Heinrich dem I. folgte ſein Sohn

Philipp I. im Jahre 1060, in einem Alter von 8 Jahren. Er ward zu Rheims bey Lebzeiten ſeines Vaters geſalbt. Seine Regierung iſt die längſte unter allen vorhergehenden, die des Königs Clotar allein ausgenommen, und auch die längſte unter allen nachfolgenden, wenn man die Regierung Ludewig XIV. davon ausnimmt, geweſen. Eben dieſe Regierung iſt das Zeitalter vieler großen Begebenheiten, an welchen aber Philipp I. keinen Antheil nahm, und dieſer Prinz erſchien ſeinen Unterthanen um ſo verachtungswürdiger, je fruchtbarer ſein Jahrhundert an Helden war. Unter ihm ſank das königliche Anſehen tief herab. Er ſtarb zu Melun im 57. Jahre ſeines Alters, den 29. July 1108. Sein Leichnam ward nach der Abtey St. Benoit, an der Loire, gebracht, die er zu ſeinem Grabmahl gewählt hatte. Seine Gemahlinn war Bertha, Tochter Florenz, Grafen von Holland; ihre Kinder Ludewig, Heinrich, der jung ſtarb, Carl und Conſtanze, die dem Hugo, Grafen von Troyes, vermählt ward; in der Folge ward Boemund I., Prinz von Antiochien, ihr Gemahl.

Im Jahre 1092 fiel es Philipp I. ein, die Bertha zu verſtoßen. An einem Vorwand zur Eheſcheidung konnte es in einem Zeitalter, da der geringſte Grad der Verwandtſchaft zur Aufhebung der Ehe hinreichte, ſo leicht nicht fehlen. Dieſe Verwandtſchaft ward bald erwieſen, und eine zwanzigjährige Vermählung für nichtig erklärt. Bertha war weder jung noch ſchön; ihr Schickſal erweckte nur ein ſchnell vorübereilendes Mitleiden. Man ſah ſie ruhig nach Montreuil bringen, welches Schloß Philipp ihr ſchenkte, wo ſie bald vor Kummer ſtarb.

Vergnügt über die gelungene Ausführung ſeiner Abſichten, ſchickte Philipp eine Geſandtſchaft an den Grafen Roger, einen Bruder des damahligen Herzogs von Sicilien, des berühmten Robert Guiſcards, und ließ um deſſen Tochter werben, und ſeine Bitte wurde ihm nicht abgeſchlagen. Emma, ſo hieß die Prinzeſſinn, verließ mit einem ſtandesmäßigen Gefolge die Provence. Aber ſie wurde nicht Königinn von Frankreich. Philipp hatte ſich bereits durch eine andere Liebe verführen laſſen. Die Schönheit, die ihm ſein Herz raubte, hieß Bertrade von Montfort, und war die Gemahlinn Fulko des Mürriſchen, Grafen von Anjou; ein Frauenzimmer von hohem Verſtand und Ehrgeiz, und, nach dem verſchiedenen Geſchmack ihrer Liebhaber, bald gebietheriſch, bald nachgebend, bald ernſthaft, bald luſtig, bald ſittſam, bald kokett. Mit dem empfindlichſten Verdruß ſah ſie ihre Jugend einem ſchwächlichen, podagraiſchen eigenſinnigen Alten aufgeopfert. Kaum hatte ſie die Trennung des Königs von Berthen erfahren, ſo ſchickte ſie einen ſichern Menſchen an ihn, mit dem Vorſchlag, ſie ihrem Grafen zu entführen und zu heirathen. Der ausgebreitete Ruf von ihren Reitzen verſprach ihr einen guten Ausgang. Philipp und Bertrade wurden feyerlich durch den Biſchof Odo von Bajeux getraut, der für ſeine Bemühung einige fette Pfründen erhielt.

Dieſe ärgerliche Handlung brachte alle edeldenkende Perſonen in Bewegung. Das Volk murrte, die weltlichen Herren ergriffen die Waffen, und die Geiſtlichen beeiferten ſich gegen das ſündhafte Paar, den päpſtlichen großen Kirchenbann auszuwirken, der auch auf der Kirchenverſammlung zu Clermont, zu Auvergne, am 18. November 1095, trotz der dem Papſte gemachten Vorſtellungen und Geſchenke, förmlich über ihn verhängt wurde, allein die davon gehofften Wirkungen erfolgten nicht. Man predigte wie vorher bey offnen Thüren, der König hatte ſogar von den Biſchöfen die Erlaubniß erlangt, daß in ſeinem Zimmer Meſſe geleſen werden durfte. Was man noch allenfalls zur Befolgung des päpſtlichen Decrets that, beſtand darin, daß man an dem Orte, wo ſich der König aufhielt, den Gottesdienſt bey verſchloſſenen Thüren verrichtete, daß man mit keinen Glocken läutete, und mit ſchwacher Stimme ſang und ſprach.

Aber es waren nicht Verdrießlichkeiten mit Rom allein, die Philippen durch Bertraden erweckt wurden, er hatte ihr deren auch in ſeiner Familie zu danken. Philipp hatte ſeinen Sohn Ludewig zur Mitregentſchaft aufgenommen. Die Siege und das Anſehen dieſes Prinzen im Staate mißfielen ſeiner Stiefmutter. Sie hatte bereits zwey Söhne von Philipp, von denen der eine auch Philipp, der andere Florus oder Fleuri hieß. Den älteſten hätte Bertrade gern auf dem Throne geſehen; daher ihre Anſchläge auf Ludewigs Untergang. Vermuthlich war ihr ungezähmter Haß Schuld daran, daß dieſer junge König mit Erlaubniß ſeines Vaters auf eine Zeit lang Frankreich verließ, und ſich an den Hof des Königs Heinrich von England begab. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo empfing Heinrich einen mit König Philipps Siegel verſchloſſenen Brief, den aber Bertrade hatte ſchreiben laſſen, worin man ihn erſuchte, Ludewigen Lebenslang als einen Gefangenen bey ſich zu behalten. So grauſam ſonſt auch Heinrich war, ſo wollte er doch, nachdem er die Sache mit ſeinen Räthen überlegt, weder die Geſetze der Gaſtfreyheit beleidigen, noch ein Diener von Bertradens Leidenſchaften ſeyn. Vielmehr beſchenkte er den von der Sache unterrichteten Prinzen, und ließ ihn ſogleich wieder nach Frankreich überſchiffen. Philipp erſtaunte als ihm der zornige Sohn die Begebenheit erzählte, und ihn um die Urſache ſeines Haſſes fragte; er verſicherte, daß er von dieſem ſchwarzen Vorhaben im Geringſten nicht unterrichtet geweſen ſey. Ludewig, von Rache glühend, forderte Genugthuung, und den Tod der Stiefmutter. Hierin konnte ihm aber der Vater nicht willfahren, und Bertradens Verfolgungsgeiſt wurde nur deſto unternehmender. Denn ſie ging ſo weit, daß ſie ihrem Feind, der wegen der Achtung der Großen, und wegen der Liebe des Volks ſehr furchtbar war, Gift beybringen ließ. Ludewig, von einem innerlichen Feuer gepeinigt, konnte weder eſſen noch ſchlafen, und er würde gewiß verloren geweſen ſeyn, wenn nicht die außerordentlichen Mittel eines fremden und verachteten Arztes ihn gerettet hätten. Ludewigs Haß entbrannte dadurch ſo ſehr, daß er Bertraden ſelbſt tödten wollte; aber

der König, der beyde liebte, stiftete einen Vergleich, und trat dem Mitregenten zu dessen Befriedigung das ganze Französische Verin als ein Eigenthum ab.

Auf der Kirchenversammlung zu Beaugency 1104 empfing Philipp die Lossprechung von der Excommunication, und legte auf den Evangelien den Eid ab, mittelst dessen er angelobte, sich alles unerlaubten Umganges mit Bertraden zu enthalten, und mit ihr nie wieder zu reden, als nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen. Bertrade schwur eben diesen Eid. Indeß ward die Lebensart des Königs dadurch um nichts geändert.

Bertrade hatte außer den beyden oben genannten Söhnen Philippen auch noch zwey Töchter gegeben; nähmlich: Cäcilie, erst mit Tankred, dem Neffen Bohemunds, und dann mit Pons de Toulouse, Grafen von Tripoli, vermählt; endlich Eustachie, Gemahlinn des Grafen Johann von Etampes. Ein Beweis, daß diese zweyte Ehe von den Päpsten gebilligt worden, sind auch die Umstände, nach welchen Bertrades zwey Söhne für fähig erklärt wurden, Philippen oder Ludewigen in der Regierung des Reichs nachzufolgen, und daß Bertrade von den königlichen Domainen ein Leibgeding bekam, nähmlich die Landschaft Ober-Brünere, in der Diöces von Chartres, wo sie eine einträgliche Priorey stiftete, und kurz hernach als eine Nonne von Fontevrault starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Den Franzosen waren ehemahls an ihren Königen auch Kleinigkeiten von Bedeutung. Um so sonderbarer ist es, daß Ludewig XVI. als Übersetzer der drey ersten längst gedruckten Bände der Gibbon'schen Geschichte so lange verborgen bleiben konnte. Erst im Jahre 1806 machte Barbier, der Bibliothekar des Pariser Staatsraths, diesen Umstand bekannt, und seiner Versicherung darf man ohne Zweifel Glauben beymessen.

Wie würde sich der eitle, ruhmredige Gibbon gebrüstet haben, wenn er erfahren hätte, daß eine Königshand sein etwas zu sehr gelobtes Geschichtwerk in eine fremde Sprache übertragen habe!

.....

Im Lateinischen, Italiänischen, Französischen und Russischen richten sich die Verkleinerungs-Wörter (Diminutiva) dem Geschlechte nach genau nach ihren Haupt- oder Stammwörtern. Sie sind immer, wie diese, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, Puerulus wie Puer, Animula wie Anima, Gloriole wie Gloire, Roitelet wie Roi. Im Deutschen hingegen sind sie ohne Ausnahme ungewissen oder sächlichen Geschlechts (Generis neutrius), als das Mütterchen, das Männlein, das Pläzchen, das Vögelchen, das Hännschen, das Kätchen u. s. w. Woher stammt diese Eigenheit unserer Sprache?

Der verdiente Stosch leitet die Endsylben, mittelst deren jene Wörter gebildet werden, chen und lein von Kind und Klein ab, und erklärt die Sache folgender Weise: „Wird den Wörtern das Wort chen, d. i. Kind angehängt, so müssen sie nach der Regel aller zusammengesetzten Hauptwörter das Geschlecht des letztern annehmen, also das Knabekind oder Knäbchen, Magdkind oder Mägdchen."

Aber so kühnbildend und alles personificirend ist wohl Teutona nicht. Wie wäre es auch zu erweisen, daß sich unsere Vorfahren bey dem Worte Gläschen gleichsam das Kind von einem Glase, ein Glaskind gedacht hätten, bey Stubichen ein Stübkind, bey Örtchen ein Ortkind, bey Brezelchen ein Brezelkind, und bey jungfräulichen Spitznäschen ein jungfräuliches Kind von einer Spitznase!

.....

Was dem jetzigen Oberhaupte des Französischen Reichs gelungen ist, sich zum Beschützer der Deutschen Bundesstaaten zu machen, das wollte schon König Heinrich II. im J. 1551.

In diesem Jahre waren der Pfalzgraf von Simmern, ein Graf von Nassau, auch Bürgermeister einiger Reichsstädte bey dem genannten König in Fontainebleau, als geheime Abgeordnete mehrerer gegen Kaiser Carl V. verschworenen Deutschen Fürsten. Ihre Anträge wurden im königlichen Staatsrath erwogen. Mehrere Mitglieder desselben stimmten gegen die Annahme des Erbiethens; Secretaux de Vieilleville aber dafür, mit den merkwürdigen Worten:

„Mir dünkt, diese Herren (die Vorgänger im Abstimmen) „wollen Eure Majestät der höchsten Ehre berauben, die je einem „König von Frankreich widerfahren kann, indem man ihn (den Kö„nig) zum Beschützer des heil. Römischen Reichs wählen will, „was ungleich mehr werth ist, als wenn man Eurer Majestät die „Kaiserkrone selbst darbiethen würde."

Daß Heinrich auch wirklich einen in Deutscher Sprache gedruckten Sendbrief (Manifest) erließ, auf dessen Titel er sich

Vindex Libertatis Germaniae
et Principum captivorum

nannte, daß er Metz, Toul und Verdun vom Reiche abriß, und dann, nach einem bis Speyer gemachten Streifzuge, wieder heimkehrte, ist bekannt.

.....

Die Zahl der im 15. Jahrhundert gedruckten Werke beläuft sich den auf ungefähr 15000. So schätzt sie einer der neuesten gelehrten Bücherkenner, der Spanier della Serna Santander.

.....

Unter den oft genannten Nahmen neuerer Zeiten steht der des Doctor Faust vielleicht oben an. Bürger und Bauern fuhren ihn, selbst in Dänemark und Norwegen, tagtäglich im Munde. Aber wo er geboren, und wer er gewesen, das wissen von seinen eignen Landsleuten, den — Würtembergern, schwerlich nur zwanzig.

.....

Welch ein gefährliches Spiel Ärzte, oder vielleicht nur Afterärzte, in der Ausübung ihrer Kunst noch vor wenigen Jahrhunderten in Europa spielten, davon mögen folgende Beyspiele zeugen.

Den König Johann von Böhmen befiel im Jahr 1337 eine so bedeutende Augenkrankheit, daß er zwey fremde Ärzte zu sich berief, einen Araber und einen Franzosen, beyde fruchtlos. Der Araber durfte ungestraft zurück, weil man ihm ein sicheres Geleit gegeben hatte; aber den Franzosen ließ, wegen seines schlechten Heilverfahrens, Johann in einen Sack nähen, und in den Oderstrom werfen.

Dasselbe Schicksal hatte im Jahr 1371 ein anderer Franzose, der den Erzbischof Gerlach von Mainz von einem Leibesübel heilen sollte, ihn aber dagegen durch ein allzu starkes Abführungsmittel in das Grab beförderte. Der Arzt ward ohne Gnaden im Main ertränkt.

.....

Der Respects-Widrigkeit wird wahrscheinlich nirgendwo kräftiger gesteuert, als bey den Wilden um den Hafen Braslin in der Südsee. Wer auf den Schatten seines Königs tritt, wird mit dem Tode bestraft.

.....

Bey den Rheinbewohnern, den Franken und andern Ausländern steht der Neckarwein nicht im besten Rufe. Das war ohne Zweifel schon im 16. Jahrhundert der Fall. Wenigstens schrieb Melanchton von Augsburg aus im Jahr 1530 an einen Freund: „Wir trinken hier Neckarwein, der aber gar kein Nektarwein, sondern so matt, so rauh und sauer ist, daß er gleich am ersten Tage dem Kanzler Christian die Darmgicht zugezogen hat."

.....

In Amsterdam war ehemahls die sprichwörtliche Redensart gewöhnlich: „eher dürfe man einen Statthalter schlagen, als einen Storchen beleidigen." Theils hat seine Nützlichkeit in dem wasservollen, sumpfigen Holland diesen Vogel so werth und beliebt gemacht, theils jene rührende Begebenheit, da ein Storch, bey dem schrecklichen Brande in Delft, lieber in den Flammen umkommen, als seine Jungen verlassen wollte, die er jedoch, trotz allem Bestreben, nicht retten konnte.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 16. und Freytag den 18. May 1810.

In dem Gesang der Minnesänger ist viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe, einfaltsvoll, edel, oft wohllautender als unsere, ist ihre veraltete Sprache. Nicht an Worten sind sie arm, sondern an besserer Kenntniß. In dem blühenden Zeitalter des Hohenstaufischen Geschlechtes keimten schöne Wissenschaften auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust, über das menschliche Leben. Eine neue Achtung für Bildung des Geistes, Eifer, sie selbst in entfernten Ländern zu suchen, Entschlusse, das Nothwendige zu Hause zu veranlassen, drangen selbst in Stifte, der Unwissenheit Wohnung, wo man sonst nur auf das Äußerliche sah. Aber die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz der Fürsten sowohl, als der Gewerbe, welche in den Städten den Handel störte, vertrieb den Geschmack des Schönen; hierauf kam die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, bis endlich die Seuche der Nachahmung den Deutschen Geist verfinsterte, und unter seinem natürlichen Schwung zurück hielt. So beharrten viele Gegenden der Schweitz in ungelehrter Einfalt, oder die Gelehrten schrieben, ohne Rücksicht auf das Land, nur für ihres Gleichen.

Johann von Müller.

(59 und 60.)

Aus Collins Rudolphiade.

Alle freuten sich nun des kaiserlich prangenden Mahles,
Munter kreisten die Becher, zum Wohle des herrlichen Gastherrn,
Und Rudolphus entgegnet Bescheid den stattlichen Gästen.
Sieh'! da löste der Wein die gebundenen Herzen und Zungen
Bald zum frohen Gespräch. Vielstimmiger, munterbelebter
Tönte des Saales Gewölb bis hinab zum Volk in den Burghof,
Und es erkannte des Herrschers Ton aus der Stimmen Gemenge,
Hoch erfreut es sich dran, denn es liebte den mächtigen Kaiser.
Vier der Trachten waren vorbey, schon trugen den Nachtisch,
Kostbarer Früchte voll, und künstlichen Zuckergebäckes,
Edelknaben nun auf, in goldgetriebenen Schalen.
Sieh'! da trat ein Sänger herein, im Purpur-Talare,
Weiß von Haar und Bart, und mildestrahlenden Blickes,
Neigt vor dem Kaiser sich tief, und hebt majestätisch sich wieder,
Jetzt die Leyer von Elfenbein, mit Golde gezieret,
Legt er in Arm, schlägt suchend und stimmend den Ton an.
Plötzlich wird es nun still, ihm horchet die ganze Versammlung.
Aber Rudolphus ruft nun einem der dienenden Knaben,
„Knabe, was weilest du dort, und lässest den Sänger hier stehen?
Einen Sitz verschaff' ihm schnell," — dann zu der Versammlung:
„Noch verehr' ich der Sänger Geschlecht, und wär' ich kein Kaiser,
Sänger würd' ich, — sie, sie auch, sind Herrscher, die Sänger,
Herrschen durch süß eindringendes Wort, harmonische Klänge.
Wär' uns doch gleiche Herrschaft gegönnt! Doch zwingt uns das Schicksal,
Herrscher zu seyn durch Gewalt und wild verheerende Kriege.

Eilig schaffte der Knabe den Sitz dem stattlichen Sänger.
Als sich dieser nunmehr im Angesicht aller gelagert,
Säumt' er länger nicht, und hob erfreulichen Sang an.
Wie am Ufer der Limmat, von Regenbächen geschwellen,
Traf, mit dem heiligen Leib, ein reisender Ritter den Priester,
Der nun blößte den Fuß, und dachte zum Heile des Kranken,
Durchzuwaden den Bach, wie sehr die Kiesel auch schmerzten.
Doch der Ritter duldet es nicht, und steiget vom Pferde,
Hält demüthig die Bügel und heißt den staunenden Priester
Es zu besteigen, und so den heiligen Gang zu vollenden,
Kniet am Ufer dann hin, und empfängt den heiligen Segen.
Als nun des anderen Tags der Priester kam zu dem Ritter
Rückzustellen das Pferd, und seinen Dank ihm zu künden —
Gegnet der Ritter darauf: — „Ich Ärmster fühle mich unwerth,
Jenes Roß zu besteigen, das meinen Herrn getragen,
Seinem Dienste hab' ich's geweiht, ihm mag es verbleiben."

Also der Sänger, und fügte nun Segen dem Sang bey;
„Wählen möchten den Frommen zum Schirm der heiligen Kirche
Deutschlands Fürsten und Volk als heiligen Römischen Kaiser,
Ihn und sein ganzes Geschlecht — Urenkel im spätesten Gliede,
Allgeliebet vom Volk, und weit gefürchtet von Feinden."

An dem Segen erkannte der herrliche Kaiser Rudolphus
In dem Sänger den Priester, den lange verstorbenen, frommen,
Welchen schon damahls als Greisen, er selbst noch ein blühender Jüngling,
Mit dem heiligen Leib antraf im stürmischen Wetter,
Dem das Roß er gab, und hielt demüthig die Bügel,
Dann den Segen kniend empfing. — Wohl wirkte der Segen,
Denn als Graf, erhielt er ihn noch, dann wählten zum Kaiser,
Deutschlands Fürsten den Grafen, zum Schutze der heiligen Kirche.
Und Rudolphus beugte sich tief, und hüllte das Antlitz,
Aber die Gäste falteten hoch zum Himmel die Hände.
Heilig ward nun das Mahl, denn ringsum betheten alle.
Als die Entzückung vorbey, man sah nach dem stattlichen Sänger,
War geleeret der Sitz, und der Sänger im Saale verschwunden,
Unbemerkt, ihn sah der Gäste keiner hinausgehn.
Da ergriffen Schauer den Kaiser und die Versammlung,
Schweigend hob der Kaiser sich auf, verlassend die Gäste,
Schweigend theilten diese sich schnell in ihre Gemächer.

Joann de Mascarenhas.

(Beſchluß.)

Zum dritten Mahle, im Anfange des Auguſt, hatte Rumekhan die zerriſſenen Mauern vergeblich ſtürmen laſſen, als er ein neues Mittel erſann, den Vertheidigern der Burg Verderben zu bereiten. Es ward eine Mine gegen den Joannesthurm hin angelegt, und durch falſche Angriffe und allerley lärmende Unternehmungen das Geräuſch der unterirdiſchen Arbeiter den Portugieſen ſchlau verborgen. Glücklich gelang die Liſt. Ein verſtellter Überläufer berichtete in der Feſtung: Rumekhan werde am 10. Auguſt den letzten Sturm wagen, und wenn auch dieß Unternehmen mißlänge, die Belagerung aufheben. Die Feinde rückten an dieſem Tage unter dem Schalle kriegeriſcher Muſik gegen die Burg, und es begann ein ungewöhnlich heftiger Angriff auf den Joannesthurm; aber als zahlreiche Krieger auf das beſtürmte Bollwerk gekommen waren, eilten die Feinde ſchnell von den Mauern in's Lager zurück, ſtürmten dann wieder heran, und flohen wie von plötzlichem Schrecken ergriffen. Überraſcht durch dieſe ungewöhnlichen Bewegungen, ahndet Mascarenhas den verderblichen Anſchlag, und ließ der Beſatzung des Thurms entbiethen, ſich eilig zurück zu ziehen. Des Anführers weiſe Vorſicht ward verkannt von den Verwegenen, welche in jenem Befehle nur kleinmüthige Furcht ſahen. Sie zögerten; wenige Minuten nachher ſprang die Mine, und gegen ſiebzig der tapferſten Krieger wurden in die Luft geſchleudert. Bey dieſem furchtbaren Anblicke war es auffallend, wie die unglücklichen Opfer ihres Übermuths Lanze und Schild ſo feſt umklammert hatten, daß erſt in dem Augenblicke, wo die Leichname leblos auf der Erde lagen, die geliebten Waffen ihren Händen entſanken. Nur zwanzig, aber von den Flammen verletzt, retteten ihr Leben. Jetzt drangen die Feinde in den weiten Riß, den der zertrümmerte Thurm geöffnet hatte; nur wenige muthvolle Männer mußten den ungeſtümen Angriff aushalten, bis Mascarenhas mit ſiegreicher Hülfe herbey kam. In dieſem Gefechte war's, wo Iſabella Madera, ein blühendes Weib, als ihr geliebter Gatte an ihrer Seite fiel, die klagenden, tröſtenden Freundinnen tadelnd, zur Fortſetzung der gemeinſamen Arbeit aufforderte, und ſich und allen ihren Kindern den rühmlichen Tod wünſchte, welchen der Vater gefunden.

In der Nacht des unglücklichen Tages ließ Mascarenhas von Männern und Weibern auf den Trümmern des geſprengten Thurms eine ſtarke Mauer aufführen, die bey Sonnenaufgang vollendet war. Die Feinde aber, muthvoller durch glücklichen Erfolg, arbeiteten rüſtig an der Vernichtung der übrigen Bollwerke. Als es ihnen endlich gelungen war, einen der feſteſten Thürme zu zerſtören, drangen ſie ungeſtüm durch den Riß, und tapfern Widerſtand überwältigend, pflanzten ſie ihre Siegeszeichen auf die eroberten Mauern. Die Kirche ward beſtürmt, und mehrere Tage hier gekämpft, ſo, daß bald dieſer Theil bald jener den Ort behauptete. Jetzt galt es Kampf für Altar und Herd, und nach der muthigſten Anſtrengung gelang es den Portugieſen, durch eine Mauer die Kirche zu theilen, worin nun Chriſten und Muhamedaner abgeſondert ihre gottesdienſtlichen Gebräuche feyerten.

Mit jedem Tage ward die Lage der Vertheidiger bedrängter; nach jeder tapfer überwundenen Gefahr drohte eine neue den ermatteten Siegern. Mascarenhas wachte ſchützend wie ein höherer Geiſt über ihre Erhaltung, ſtärkend, ermunternd durch Wort und That. Er zählte nicht hundert unverwundete Krieger, alle Lebensmittel waren ſo ſelten geworden, daß man mit ekelhafter Nahrung den Hunger ſtillte, der Vorrath von Pulver war erſchöpft, und bey dem Mangel an den erforderlichen Bedürfniſſen konnte täglich kaum ſo viel bereitet werden, als zu einem Stücke nothwendig war. Die ſtolze Haltung, welche die Belagerten bey aller Noth behaupteten, war ihre Rettung. Es ahndeten die Feinde nicht den Mangel, womit die Tapfern kämpften, nicht ihre geringe Anzahl, und ſo unbegreiflich es war, wie über die ſtürmiſche See Beyſtand kommen könnte, ſie glaubten feſt, es wären heimlich Hülfsvölker angelangt. Der feindliche Anführer ward in dieſer Meinung beſtätigt, als er einſt, auf die Ausſagen entflohener Sclaven, welche die Noth der Belagerer verriethen, einen Angriff wagte, und tapfer zurückgeſchlagen ward, oder als ein gefangener Portugieſe, Qualen und Tod nicht achtend, mit ſtolzer Feſtigkeit behauptete, noch ſechshundert Krieger wären bereit, die zertrümmerten Mauern zu ſchützen. Je mehr die Feinde das Innere der Burg ſelbſt bedrohten, je mehr ihr Geſchütz und ihre Minen überall zerſtörten, deſto unermüdeter war Mascarenhas, zu ſichern, was die Tapferkeit der Seinigen noch behauptete. Da ſah man den edeln Anführer ſelber auf ſeinen Schultern Steine herbey tragen, um die neue ſtarke Schutzmauer in der Feſtung zu erbauen. Endlich, als die Pfeile und Kugeln, welche die Feinde von den eroberten Bollwerken und Mauern ſandten, die Straßen immer unſicherer machten, ließ Mascarenhas die inneren Wände aller Häuſer durchbrechen, damit ſeine Krieger gefahrlos von einem Orte zum andern gehen möchten.

So ſchien ſich alles zum Untergange der Tapfern zu neigen, ſo rückte immer näher der Augenblick, wo die letzten Trümmer der Mauern fallen, und jede Heldenbruſt entblößen ſollten; da kam ein Schiff von der Flotte, welche der Vicekönig ausgerüſtet hatte, die nahe Hülfe verkündend; und bis zum 28. Auguſt landeten nach und nach, wie das unruhige Meer ſie trieb, fünf und zwanzig kleine Schiffe, welche vier hundert kampfluſtige Krieger brachten. Es waren Männer von kühnen Muthes unter ihnen, aber die Meiſten ärmer an Kriegserfahrung, als die vielgeprüften Waffenbrüder, welche in der Schule der Noth und Gefahr Vorſicht und Beſonnenheit gelernt hatten. Verlaute Sprecher erhoben ſich, den weiſen Anführer zu tadeln, der auch jetzt noch, hieß es, hinter den zertrümmerten Mauern verweilen, und den Hohn eines verächtlichen Feindes ertragen wolle, ſtatt den Sieg in offener Feldſchlacht zu holen. „Will er uns nicht zum Kampfe führen," ſagten ſie, „ſo wird ſich unter ſo vielen edlen Jünglingen wohl Einer finden, der würdig an unſrer Spitze ſtehen mag." Vergebens ſuchte Mascarenhas den heftigen Jünglingen begreiflich zu machen, wie leicht jetzt durch unbeſonnenes Wagen die Herrſchaft über Indien könne gefährdet werden; vergebens bath er ſie, ihren kriegeriſchen Muth für den Augenblick aufzuſparen, wo er, durch die übrigen Hülfsvölker verſtärkt, mit feſterer Siegeshoffnung den Angriff gegen die überlegene Macht wagen dürfe. Ein neuer Vortheil, den die Feinde im Angeſichte der Portugieſen erwarben, reizte noch mehr die unwilligen Gemüther, und um offenbare Empörung zu verhüthen, mußte Mascarenhas das Zeichen zum Ausfalle geben. Der An-

griff mißlang. Die lautesten kühnsten Sprecher waren die ersten, welche durch schmähliche Flucht Verwirrung unter ihre Waffenbrüder brachten, und ohne des Anführers besonnene Tapferkeit wäre unrühmlich verloren worden, was er bis dahin so ehrenvoll erhalten hatte. Dieß Unheil verbreitete solche Furcht unter den Geschlagenen, und erhob so sehr den Muth der Sieger, daß Mascarenhas seine ganze Festigkeit, seine ganze Geistesgegenwart brauchte, um jene aufzurichten, und diesen kraftvoll zu begegnen.

Zwey volle Monathe noch mußte er, obgleich von Zeit zu Zeit verstärkt, alle Hülfsmittel aufbiethen, die Trümmerhaufen seiner Mauern und Thürme zu schützen, und die Angriffe der Feinde abzuwehren, die immer heftiger wurden, je näher des Winters Ende heran rückte. Am 7. Nov. erschien der Vicekönig, der heldenmüthige Joann de Castro, mit einer mächtigen Flotte auf der Höhe von Diu. Drey Tage nachher führte er die Portugiesen, fast drey tausend an der Zahl, dem Feinde entgegen; und voran zog Mascarenhas mit seinen Tapfern, um blutige Rache zu üben für alles, was sie sechs Monathe lang erlitten und geduldet. Der Feinde zahllose Schaaren flohen; die Herrschaft über Indien war gerettet.

Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit.

Schon in Nr. 43 und 44 dieses Archivs standen einige wahrhaft merkwürdige Pröbchen von der gewissenhaften Wahrheitsliebe und der, ganz im Sinne des:

Victrix caussa diis placuit, sed victa Catoni

jedwedem Wechsel äußerer Umstände unzugänglichen Gerechtigkeit der ephemeren Blätter des südlichen Deutschlands. — Diese Pröbchen datirten gleichwohl noch hinauf in die Epoche eines, mit riesenmäßiger Anstrengung geführten, von zahlreichen Heldenthaten erglänzenden und darum Versöhnung durch wechselseitige Hochachtung und durch diese eine, von Millionen gesegnete Vereinigung stiftenden Krieges. — Aber gewiß übertrifft es jede, durch die bereits erprobte historische Treue und Würde jener Zeitungen und Zeitschriften auch noch so hoch gespannte Erwartung, daß sie auch noch jetzt, und noch unter den gegenwärtigen Umständen, vollständige Handschreiben der ersten Souverains der Welt liefern, die geradezu und durchaus erdichtet sind.

Die Wiener-Hofzeitung vom 2. May und der Österreichische Beobachter vom 4. enthalten über die gedachte, unglaubliche Unverschämtheit folgende Artikel:

„Der „Correspondent von und für Deutschland" Nro 109 und mit ihm auch die Augsburger-Zeitung Nro. 95 und 96 erzählen mit vielem Detail eine, ihre Majestät die Kaiserinn der Franzosen betreffende Anecdote, welcher nur eine Kleinigkeit abgeht: Die Wahrheit. Wenn man auf der einen Seite die Großmuth, mit welcher die Redacteurs öffentlicher Blätter über einige Tugend von Millionen zum Besten eines von ihnen eben nie sonderlich begünstigten Staates disponiren, mit Dankbarkeit und Rührung anerkennen muß, so darf man auch auf der andern Seite den Berge versetzenden Glauben nicht unbewundert lassen, mit welchem sie alles, auch das Unwahrscheinlichste und Ungereimteste, auffassen, miniaturmäßig ausmahlen und verschönern, und sich so zwar nicht als prüfende Sammler der Materialien für die Geschichte ihrer Zeit beurkunden, dafür aber in die Reihe sinnreicher und angenehmer Erzähler sich aufschwingen, welchen man gerne zuhört, auch wenn man ihnen nicht glauben kann."

„Eine gleiche Kleinigkeit, nähmlich Ächtheit, fehlt auch einem in mehreren öffentlichen Blättern erschienenen angeblichen Schreiben des Kaisers Napoleon an den Erzherzog Carl, um selbem die Procura bey der Vermählungsfeyer in Wien zu übertragen."

Die geschätzten vaterländischen Blätter für den Österreichischen Kaiserstaat enthalten in Nr. CIII eine, wenn schon keine so erhabenen Personen betreffende, doch den herrschenden Lügengeist nicht minder darthuende Berichtigung rücksichtlich des edlen Grafen Harrach, welcher sich ganz im Geiste der ältesten Brüder des Deutschen Ritterordens mit der seltensten Aufopferung und Begeisterung der Heilkunde weihte, die Doctorswürde in derselben erhielt und verdiente, und sie wirklich als Wohlthäter und Vater seiner Patienten ausübt.

„Während der Anwesenheit der Französischen Truppen in Wien verbreitete sich die Sage: „Der edle und geistvolle Graf Carl v. Harrach sey zu S. M. dem Kaiser Napoleon berufen worden. Dieser habe ihn erst über seine seltene Hingebung für die leidende Menschheit, besonders über das, was er für die kranken und verwundeten Französischen Soldaten gethan hätte, mit Dank und Lob überhäuft, aber zugleich auch die starke Bemerkung angereiht: nur um dieser Aufopferungen willen erlasse er ihm die Strafe, die seine ungebührlichen Äußerungen gegen Ihn (den Kaiser) und gegen die Französische Armee verdient hätten."

Diese Sage verbreitete sich bald durch die ganze Österreichische Monarchie, und ging sogar in öffentliche Blätter des Auslandes über.

Wenn die Zeitungen des untersten Ranges, welche Publicität und Anecdoten-Hascherey für gleich bedeutende und gleich gute Dinge halten, ohne Prüfung alles aufnehmen, was ein unbesonnener Correspondent niederschreibt, und eine mitleidige Censur zuläßt, so mag das hingehen. Wenn aber das Archiv für Theater und Literatur in Hamburg und sogar die Zeitung für die elegante Welt, welche durch Mahlmanns sonst so besonnene Leitung wieder zu Ehren gebracht wurde, solche Sagen aufnehmen, und zu wirklichen Thatsachen erheben, dann ist ein Gegenwort nöthig, so bald dabey die Ehre eines wackeren Mannes angetastet ist.

Hier tritt dieser Fall ein: Graf Carl von Harrach gehört nach Geist und Herz unter die trefflichsten Menschen. Seinen Verehrern und Freunden, oder welches eines ist, Allen, die ihn kennen, kann es nicht gleichgültig seyn, ihn seinen Zeitgenossen als einen Unbesonnenen dargestellt zu sehen, der auf eine so starke Weise „von unzeitigen und unvorsichtigen Äußerungen" (wie die elegante Zeitung nicht ganz elegant sich ausdrückt) zurückgeschreckt zu werden verdient habe. Die Erklärung ist also nicht überflüssig:

„Daß die ganze Erzählung eine vollständige Fiction sey; daß Graf Harrach nie bey dem Kai-

ſer Napoleon geweſen, und daß auch nicht der kleinſte Umſtand vorhanden war, welcher irgend eine Veranlaſſung zu jener Sage hätte geben können."

Von dem achtungswürdigen Hofrath Mahlmann darf man erwarten: daß er nicht nur dieſe Erklärung in ſeine intereſſante Zeitſchrift aufnehmen, ſondern zugleich auch ſeine Correſpondenten in Wien erinnern werde, in ihren Notitzen mit dem Reitze der Neuheit, zugleich auch den noch höheren Reitz der Wahrheit zu vereinigen, welche von ihnen nicht ſelten etwas unſanft verletzt wird."

Noch ungleich reichhaltigern Stoff biethet eine andere, nicht minder traurige literäriſche Erſcheinung dar. Es iſt J. A. Schultes, M. D. und Profeſſors an der königl. Bayeriſchen Univerſität zu Innsbruck, Reiſen durch Oberöſterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804, und 1808, zwey Theile mit einer Charte und fünf (ſchlechten) Kupfern. Tübingen bey Cotta, 1809. *)

Wer dieſes Buch mit gewöhnlichen Erwartungen oder gar mit Minoiſchem Recenſenten-Sinne zur Hand nimmt, dürfte wohl kaum zu ſich ſelbſt kommen, wenn er dieſe Unzahl factiſcher Irrthümer und Verläumdungen, dieſen ſträflichen Leichtſinn in der Conſtruction des Styls wie des Inhaltes, (mit dem es offenbar großen Theils auf bloße Anſchwellung der Bogenzahl gemünzt war) dieſe raſenden Ausfälle gegen Öſterreich lieſt, die in Öſterreich ſelbſt, in Öſterreichs Dienſte niedergeſchrieben, widerlicher ſind, als wenn der tolle Hund immerfort knurrend und murrend in den Eckſtein beißt, jenſeits deſſen ihm ſein Gegner entſchlüpfte, weil er ſonſt

— — Si non aliqua nocuisset, mortuus esset! **)

und wenn er das ganze 500 Seiten dicke Buch mit ſeinen unzähligen Ziffern und Tabellen, ſtatiſtiſchen Minutien und frivolen Invectiven, deren Zahl Legion iſt, durchwatet hat, ſieht er gewiß in jenem von dem unerreichten Sänger von Tibur ***) mit ergreifender Lebendigkeit entworfenen Bild und in der beygefügten Warnungstafel, das leibhafte Contrefait des Herrn Schultes und die Moral aller ſeiner Werke vor ſich abgeſpiegelt:

Foenum habet in cornu: longe fuge! dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico:
Et quodcunque semel Chartis illeverit, omnes
Gestiet a furno redeuntes scire, lacuque,
Et pueros et Anus — — absentem qui rodit amicum;
Qui non defendit, alio culpante; solutos
Qui captat risus hominum, famamque dicacis;
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nescit: hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Nicht minder wird jedwedem aufmerkſamen Leſer die Klage des Verfaſſers unſtreitig ſehr begreiflich ſeyn „daß die Engbrüſtigkeit der Öſterreichiſchen Cenſur ihm nicht geſtattet habe, „dieſe ſchon 1804 ſo fertig wie jetzt liegenden Briefe „drucken zu laſſen (Seite 2. 3. I. 2. 3. II.) daß man die Hälfte „derſelben durchgeſtrichen haben würde, weil jene Cenſur kein „freyes Aufſtreben des Geiſtes und keine männliche Äußerung „der Wahrheitsliebe und Verachtung der Unheilbringenden Ver„finſterer zu ertragen vermöge, weil der Verfaſſer ſeit zehn „Jahren unter dem Drucke dieſer unheiligen Hermandad zu „oft und zu tief gelitten habe (???), um auch ein ſol„ches (!!!) Werk in ihren Löwenrachen zu werfen."

Noch einige Stellen dieſes Schlages, und man wird in großer Verlegenheit ſeyn, das Land zu errathen, deſſen Cenſurs-Behörden derley unpatriotiſche Gallergießungen und unwahre Schmähungen eines damahls in Eid und Pflicht geſtandenen Staatsdieners hätten ſanctioniren können!

Der neueſte Proceß, der in dem fernen, freyheitsſtolzen England (das doch die Preßfreyheit, wie die Great Charter und die Habeascorpus-Acte als conſtitutionelle Kleinode betrachtet) in dieſen Tagen abgeführt wurde, iſt Bürge, daß man auch dort die Scheidelinie zwiſchen Preßfreyheit und Preßfrechheit nicht minder unterſcheide.

Auch die Erwerbungsart des techniſchen Haupttheiles des ganzen Buches (denn alles Übrige iſt theils ermattende Landſchaftsmahlerey, theils augenſcheinlich nur da, um zu ergießen, quod jussit splendida bilis! S. 3.) dürfte der Discretion manches Biedermannes ein Stein des Anſtoſſes ſeyn, zeigte nicht jede Seite, daß Herr Schultes ſelbſt von Dienſtverhältniſſen eben keine gar zu delicaten Begriffe häge. Er ſagt nähmlich; man würde die Verlautbarung dieſer Notitzen in Öſterreich „als Hochverrath an den weiſen Einſichten des Sal„Oberamts, und wohl gar als Staatsverrath erklärt ha„ben," (und II. S. 39) „es ſey den Salinen-Beamten ſogar „ausdrücklich verbothen, über einen Gegenſtand ihres Amtes „mit Fremden zu ſprechen" — und einige Zeilen tiefer ſagt er unaufgefordert, daß er alles, was er hier liefert, der Güte und dem Vertrauen k. k. Salinen-Beamten zu verdanken habe!!! (S. 2. 3. 87.)

Allein ein Werk, das uns, theils durch die felſenfeſte Zuverſicht des Verfaſſers, noch mehr aber durch die Sorglichkeit des Verlegers als claſſiſch angeprieſen wird, darf nicht mit der geringfügigen Scala des sens commun und gewiſſer bürgerlicher Gefühle und Tugenden bemeſſen werden; der Panzer, der des Pygmäen ſchmächtigen Körper zwingt, kann nicht einem ſolchen Rieſenleib anpaſſen! — Der bedeutungsvolle Einklang dieſes Buches mit mehreren andern, die in der gleichen Epoche, unter dem gleichen Grad der Breite, mit eben der ledernen Stirne ans Licht traten, hält unſer Urtheil gebieteriſch zurück, und flößt uns die zerknirſchende und beſchämende Überzeugung ein, daß nur Wir noch nicht reif, noch nicht empfänglich ſeyen, ſo vieles Große und Neue und bisher im buchſtäblichen Sinne noch Unerhörte zu verſtehen, und in dem engen Buſen zu umfaſſen, dem kühnen Adlerfluge mit unſern gelähmten Schwingen nachzufolgen! — Vermag es denn das ungewöhnte und unbewaffnete Auge, den plötzlichen Sonnenglanz zu ertragen???

Doch wir gehen zu den einzelnen Stellen über, die aus dem Meere von Trefflichkeiten als eben ſo viele Cabos tormentosos hervor ragen.

Welcher Stoff des Nachdenkens liegt z. B. für den Miniſter des Innern in dem Großherzogthume Warſchau nicht in der Entdeckung (S. 3. 4.) „daß die Menſchen an der „Weichſel, die das Jammerthal des ewigen Branntweins und

*) M. ſ. Nr. 44. S. 197 dieſes Archives.
**) Virg. Ecl. III. 15.
***) Sermon. L. I. 4. 34. 38. 81. 86.

„der Wichtelzöpfe bewohnen, noch unter dem Ursus Arctos L., „stehen? und daß in West-Galizien jeder 915. Kopf ein Cri„minal-Verbrecher sey."

Man wird durch dieses treffliche Buch mit der edelsten Freymüthigkeit belehrt, daß man in Österreich „mit bey„spielloser Engherzigkeit und durch alle möglichen Mittel die „statistischen Daten und Größen in undurchdringliche Schleyer „des Geheimnisses zu hüllen suche." — Freylich könnte sich einem hiergegen aufdringen, was Schwartner, was der Freyherr von Lichtenstern, was Kindermann, Engel, Jekel, Schwoy, Demian, Bisinger, die vaterländischen Blätter (großen Theils aus officiellen Quellen) binnen dem letzten Jahrzehend zur öffentlichen und allgemeinen Kenntniß bringen durften, und wirklich gebracht haben; ja man könnte sogar auf den Gedanken gerathen, diesen Vorwurf aus Schultes eignen frühern Reisen, und aus zahlreichen Stellen der einst von ihm redigirten Österreichischen Annalen zu dementiren. Allein gleich einer Seifenblase schwinden diese nichtigen Einwürfe vor dem (II. 3.) so majestätisch hingeworfenen αυτος εφα des Verfassers: „Man kümmert sich in Öster„reich höchstens alle 25 Jahre ein Mahl um die Statistik „der Monarchie, und so wird es wohl (da 1801 durch den „Erzherzog Carl oder vielmehr durch einen Mann, dem „er das Zutrauen schenkte, die erste und wohl auch die „letzte statistische Nachfrage geschah) Reisenden und Statisti„kern vor 1825 unmöglich werden, etwas Officielles über ein „Land zu erfahren, das durchaus ein China für das übrige „Europa seyn soll!!!"

Daß Herzog Albrecht IV. (der am 14. September 1404 starb) 1459, also 55 Jahre nach seinem Tode, den Hallstädter Berg besucht habe (I. S. 38.) ist gewiß eben so merkwürdig, als die öftere Ausspendung solcher Wunderthaten dem Herrn Schultes als ausübendem Arzte herzinniglich anzuwünschen ist.

Mit eben der schätzbaren chronologischen Genauigkeit erfährt man S. 228, daß der Tod des großen Maximilians zu Wels 1513 (12. Jänner 1519) erfolgt sey.

Allein nicht bloß im Inhalte, auch im Ausdrucke finden sich allerwärts derley Genie-Blitze.

Welcher Unbefangene könnte Herrn Schultes Schriften das Zeugniß versagen, in ihnen sey nur wahrhaft plastischen Bildern und Ideen Raum gegönnt, jenes dem geschmackreichen Hellas so verhaßte in pejus fingere dürfe auch diese geheiligte Schwelle nicht betreten.

Welche liebenswürdige Bescheidenheit, welche idealisirende Grazie, und welches Hochgefühl für die eigene und für des Publicums Würde liegt z. B. nicht darin, daß Österreichische Abteyen (S. 239) „umgeschlagne Mistbeeten des heiligen Benedicts" — daß unsere Hofräthe in Solidum „arme Narren" genannt (S. 233.) — daß (S. 98 II.) auch die Böotischesten Erscheinungen schlechtweg durch „Österreichischen Fajakismus" erklärt werden, — daß (S. 43.) der zierliche Rath ertheilt wird: „das uralte Cadaver der Krakauer Universität dem Schinder zuzuerkennen und, wie lieblich (S. 55. II.) Luder und Aas als Referens und Relatum, in die natürlichste Wahlverwandtschaft verschwistert sind.

Der überhaupt als ein ächtes Götterkind nur mit der ambrosischen Milch der Classiker großgenährte Verfasser scheint doch nach alle dem, von ihnen und z. B. von Aristophanes und aus dem Zank zwischen Demosthenes und Äschines, zwar nicht das, was diese Alten eigentlich alt gemacht hat, ihre originellen, unverwelklichen Vorzüge, wohl aber das Schmutzige, Freche und Fischweiber-Ähnliche behalten zu haben, was den Schatten zu ihrem Glanze gab.

Welche reine Herzensgluth und Liebe zum Bessern sieht nicht daraus hervor, daß (I. S. 106) docirt wird „die Forstwissenschaft in Österreich sey einzig und allein darauf beschränkt, Rehe und Schwarzwild zu schießen, um damit die Küche der höhern Staatsbeamten und der Buchhalteristen zu versehen!"

S. 43. I., erfährt man, daß „das Commissions-Wesen eine „der lustigsten Seiten in der Österreichischen Staatsverwal„tung sey, indem man die Hofräthe immer dahin schicke, wo „ihnen weder Sprache noch Landessitte bekannt wäre, alsdann „Tausende verzehrt, die Elaborate ein paar Jahre liegen ge„lassen und alsdann von der betreffenden Landesstelle mit Pro„test zurückgeschickt werden."

An einer andern Stelle wird es sogar den armen Commissarien hart vorgeworfen, daß wo der große Kaiser Max hinaufging, sie sich hinauf ziehen oder tragen lassen. Allerdings dürften Wenige Lust haben, mit ihm die Martinswand zu erklimmen, so wie es sehr weichlich ist, daß man nicht jetzt noch, Mann und Roß, selbander geharnischt umherzieht.

S. 169, gewahrt man einen der sonderbarsten Vorwürfe, der der Österreichischen Staatsverwaltung je gemacht worden ist, nähmlich: daß „der Staat aus übel verstandenem Geitz alles an sich reisse, was die Privat-Industrie beleben und begünstigen kann." Gleichen Gelichters ist, was der Verfasser von dem, in der Regel herrschenden Elend der Bauerschaft, der erzeugenden Classe in Österreich, von ihrer saeva Pauperias (!!!) spricht und (II. 44) daß zu Fußreisen von 8 — 10 Tagen über die Alpenkette Steyermarks und des Landes ob der Enns „das Einkommen eines Fürsten ge„höre, denn das Vermögen eines Privatmannes würde schwer„lich zureichen, zu einer solchen Unternehmung, die jetzt „in Österreichischen Bancozetteln eben so viel kostet, als „ehedem eine Reise um die Welt," (der Herr Schultes scheint geraume Zeit in dem geheimen Cabinete des Baron von Münchhausen gearbeitet zu haben,) und wie er sich dann (S. 30. 231. 233.) über denselben Gegenstand widerspricht. Dieser Verwickelung kann der nicht entgehen, der, um ein frostiges Späßchen anzubringen, oder seinem unwiderstehlichen Schmähdrang nachzuhängen, gar kein Bedenken trägt, seine eigne innere Überzeugung mit Füßen zu treten, und im buchstäblichen Sinne der erkannten Wahrheit zu widerstreben.

Dagegen lernt man, daß wer gegen Herrn Schultes zürnt, in der Regel, sich nicht bessern könne, denn (II. 4.) „der Wirth „Eisenmayer in Gmünden war einst theuer, Schultes tadelte ihn „öffentlich, und er hat sich seines Zornes gegen den Tadler „ungeachtet sehr gebessert, so daß der Herr Professor ihn „jetzt allen Reisenden empfiehlt."

S. 44. II. erfährt man folgendes wahrhaft Neue, und besonders nach dem thaten- und verhängnißreichen Jahre 1809 doppelt Merkwürdige: „Österreich hatte von jeher das Unglück, keinen Patriotismus zu finden in seinen mächtigeren und reicheren Bewohnern (die ungarischen Fürsten und Grafen allein ausgenommen). Jene Herrn, die nur ihren

Bauch für das natale solum anerkennen, glauben nur dann dem Vaterlande gedient zu haben, wenn sie über ihren Bauch ein gefurchtes Ordensband hinab hängen lassen. !!!"

Man erfährt weiters S. 47. daß „der edle Ungar in der ganzen großen Österreichischen Monarchie die einzige Nation sey."

Was würde Carl IV., der sogar jedweden Kaiser in der goldenen Bulle verband, der slavischen Sprache mächtig zu seyn, was würde Schlözer (mit dem Schultes wahrhaftig nichts gemein hat als die Anfangsbuchstaben), was kann endlich jeder Mensch mit gesunden Sinnen davon denken, wenn er (S. 46. 47.) liest, daß die „Slaven (eine „Population von 50 Millionen) keine Menschen, sondern „Hunde wären, für welche sie unsere Deutschen Urväter längst „erklärten; daß die Böhmen*) unedel und die Pohlen „noch nichtswürdiger seyen!" — daß wir Celten (Deutsche) gar kein anderes Interesse haben können, als alle Slaven zu exterminiren! (Oho!) denn wer seit Jahrtausenden kein Mensch geworden sey, könne auch nach Jahrtausenden kein Mensch mehr werden. (!!!) —

Die sinnvolle Stelle über den Gränzstein Österreichs und Steyermarks und über die Siege des unüberwindlichen Bayerischen Löwen über den zweyköpfigen Adler II. 49. 50. wurde bereits in Nr. 44 dieses Archivs geziemend angepriesen.

S. 49 ersieht man zu nicht geringer Verwunderung, daß es in Österreich noch immer Märterer unter den Protestanten gebe, eine Nachricht, die doppelt auffällt, weil man in Österreich so wenig mehr von Toleranz sprechen hört, als bey strotzender Gesundheitsfülle von Arzney, weil unlängst noch**) ein eigenes Handschreiben des Monarchen seinen dießfälligen Gesichtspunct laut zu erkennen und zur allgemeinen Richtschnur gab. Das ganze Handschreiben ist viel zu interessant um es nicht eben an dieser Stelle herzusetzen:

.....

Gegen keine Flugschrift unserer Tage hat sich die öffentliche Meinung so stark, so einstimmig und mit einem so kräftigen Unwillen erklärt, als gegen die Zeitschrift: „der Morgenbothe."

Es liegt außer der Zeit, über die revolutionaire und fanatische Tendenz dieser Ausgeburt eines Vereins der Mittelmäßigkeit mit dem bösesten Willen noch erst ein Wort zu verlieren. Aber in einem Augenblicke, wo ganz Deutschland an der daraus hervorgegangenen literarisch-politisch-religiösen Fehde Theil nimmt, muß es unseren Zeitgenossen willkommen seyn: über jene Zeitschrift und den Geist derselben einen Ausspruch Sr. Majestät des Kaisers von Österreich zu kennen, welcher Höchstdesselben Gerechtigkeitsliebe und Duldungsgeist auf eine eben so schöne als herzerhebende und beruhigende Weise beurkundet. Wir können den zweyten Jahrgang der vaterländischen Blätter nicht interessanter schließen, als mit diesem denkwürdigen Actenstücke, das keines weiteren Commentars bedarf:

„Ungeachtet nicht zu besorgen ist, daß solche grundlose „Schmähungen, wie sie in der Zeitschrift: der Morgen„bothe, häufig vorkommen, bey den biederen und verständigen „Bewohnern Meiner Staaten jemahls andere Eindrücke als jene „eines gerechten Unwillens erregen werden! so will ich doch, „daß der Verbreitung dieses Libells selbst auch in dem Ande„rachte entgegen gewirket werde: weil es schamlose Aus„fälle gegen die Protestanten enthält, deren „sich so viele, und darunter sehr achtungswür„dige Männer unter der Zahl Meiner Unterthanen befinden, und ich nie zugeben würde, daß „solche Geburten eines fanatischen Hasses und „der ungerechtesten Vorurtheile in Meinen Staa„ten, wo ächter Geist der Verträglichkeit und „gegenseitige Achtung der verschiedenen Reli„gionsparteyen herrschet, ans Licht treten."

Wien den 3. Aprill 1810. Franz.

....

Nach dieser Erklärung ist der heilige Eifer und Windmühlenkampf gar possirlich, mit welchem Schultes „von den „Gräuelthaten gegen die unglücklichen Protestanten, von dem „Jammer der Witwen und Waisen, vom Fluche der Erschla„genen, durch die von Menschenblut triefenden Felsen (S. 50. 51.) im Innersten seines, nichts als Liebe und Güte athmenden Herzens erschüttert, sich hier zu ihrem Retter und Schirmvogt aufwirft. Wird man hierdurch einer Seits an jene ernste Rüge gemahnt: Totius injustitiae nulla capitalior est quam eorum, qui, cum maxime fallunt, id agunt, ut boni viri esse videantur*); so dringt sich andererSeits jene treffende Äußerung des Kaisers Napoleon in einem ähnlichen Falle auf: „Rien n'est si dangereux qu'un ami sot."

Über die Angabe, daß auch der (Spanische und Österreichische) „Successions- und der siebenjährige Krieg mit allem ihrem Elende" durch Religionszwist entstanden (II. S. 51), machen wir den Verfasser gegen jedweden Grammatical-Schüler der Historie verantwortlich. Wegen der Äußerung, daß es „einer der unglücklichsten Unfälle sey, welche die Menschheit je auf ihrem Fortschreiten zur Vollendung trafen, daß der Protestantismus in Österreich fallen mußte," und nicht herrschend geworden ist, wird hiermit Herr Schultes, mit dem Beilo auf dem Haupt feyerlich dem brachio saeculari des Freyh. von Aretin und des Morgenbothen überliefert.

Bey den Stellen (S. 51. 54. 55. 56.) „daß das Loos „der Protestanten in Österreich mit jedem neuen Jahre weni„ger beneidenswerth sey, und ihre Zahl sich jetzt schon anfange „zu vermindern, daß, wenn man in Österreich fortfahre zu„rück zu sinken, wie seit 10—12 Jahren, sie sich getrost auf die „Saecula Ferdinandi bereiten mögen," — daß

„der Same des Guten, den der vortreffliche Bischof Gall „ausstreute, nun vom jetzigen Bischof von Linz, einem Er„jesuiten quarti Voti, dem ehmahligen Staatsrath Lorenz**) „ausgereutet werde"

*) Schon S. 82 II. heißt Böhmen sehr geistreich das trotzige.

**) In den vaterländischen Blättern Nro. 103.

*) Cicero L. 1. de off. Nur der väterlichen Tutel unserer von ihm so bübisch geschmähten Censur hat Schultes zu danken, daß viele ihn, den Schriftsteller, bis jetzt noch für einen ungezogenen Menschenfreund, seine Ausfälle für ein wohlwollendes: Mit der Thür ins Haus fallen hielten, obgleich schon gegen die Gleichen-Reise manche verunglimpfte Privaten und selbst die damahlige Chur-Salzburgische Regierung auftreten wollten.

**) Galls unmittelbarer Nachfolger war der verdienstvolle General-Vikar in Klagenfurt und Ritter des Leopoldsordens v. Hohenwart. Der noch in Wien befindliche Staatsrath Lorenz war eben so wenig jemahls Jesuit, als er je einen Augenblick lang Bischof

„daß in Österreich die Jesuiten *) alle Erzbisthümer „und Bisthümer, alle Erziehungsanstalten und selbst die „wichtigsten Referate im Staatsrath besetzt haben, mit einem „Worte, das Staatsruder führen, und daß dieser Kochemsche „Geruch jetzt alles, was emunctae und nicht obesae naris ist, „und was fliehen kann, aus dem unglücklichen Österreich „treibe,"

„daß — wenn Österreich sich anders noch halten kann „oder soll —— es seine Jesuiten vernichten müsse, um nicht „von ihnen vernichtet zu werden."

Was kann man bey solchen Stellen anders fühlen, als die tiefste Verachtung solcher verläumderischen Lügenhaftigkeit, und eines selbst um die Leichtigkeit der Entlarvung und um den daraus folgenden Verlust aller Glaubwürdigkeit und aller Reputation unbekümmerten Leichtsinnes.

Wie wenig dem Herrn Schultes an der historischen Treue liege, wenn er irgend eine Invective von sich lassen kann, mögen nur zwey kleine Pröbchen zeigen.

Man kennt erst neuerlich durch den Fleiß des verdienstvollen Chorherrn Kurz die Geschichte des in dem unseligen Bruderzwist zwischen Rudolph und Mathias eine so große Rolle spielenden Passauer-Kriegsvolkes, auch welchem Zufall es diesen Nahmen verdankt. Herr Schultes hält sich aber ganz getrost an den Nahmen, um, was ganz Andere thaten (53. II.), dem Erz(?)bischof von Passau aufzubinden. Selbst der Ausdruck, „daß Passauisch-Römische Kriegsvolk" machte ihn hierin nicht im Geringsten irre.

S. 145 — „1680 besuchte Leopold I. dieses Schoßkind „der Jesuiten, das Salzkammergut, als er vor den Türken „floh, und seine treuen Unterthanen im Stiche ließ."

Daß Leopold das belagerte Wien verließ, und nicht ins Salzkammergut, aber wohl nach Passau ging, daß er noch in Korneuburg war, als die Türken schon das Kloster auf dem Kahlenberg in helle Flammen auflodern ließen, daß die Tataren, von Ungarischen Malcontenten geführt, ihm bis Linz nachsetzten, alles dieses geschah zwar erst 1683 im July, allein ein Genie, wie Schultes, ist nicht an die Armseligkeiten von Zeit und Ort gebunden.

von Linz war. Übrigens erinnert sich Referent sehr wohl, in frühern Zeiten den Herrn Schultes capite depresso, cervice incurvato, (anderer Epitheten aus Borns Monachologie zu geschweigen) gar oft im Vorzimmer eben dieses Herrn Staatsraths gesehen zu haben.

*) Wahrlich, die tuba mirum spargens sonum hat sich so toll doch nicht geäußert. Sollte man nicht glauben, der Herr Schultes wäre mit von den alten Weibern gewesen, deren sich der Minister Pombal bediente, um gegen den Pater Malagrida zu zeugen. Überhaupt, wie lächerlich und wie gemeinschädlich ist es nicht, zumahl für solch einen wüthenden Aufklärer, irgend einer öffentlichen oder geheimen Gesellschaft alles Unglück und Unheil auf die Schultern zu laden, weil sie Manches wirklich verschuldet haben mag. Thöricht ist dieser Wahn, weil es dem Laufe der Natur und ihrer unberechenbaren Wechselwirkungen geradezu widerspricht, daß alles Übel nur aus einer und derselben Quelle komme, er ist aber auch gemeinschädlich, weil Erfahrungen aller Zeiten genugsam erproben, wie gerne Dummheit, Feigheit, Egoismus und überhaupt jede Art der Insufficienz ihre traurigen Folgen auf die Rechnung großer geheimnißvoller Ursachen schreiben, um dadurch der Verantwortung und den Verwünschungen um so leichter zu entgehen.

Der Abdruck solcher schleppenden Lappalien, wie S. 57. 93., solcher erbärmlichen Annalium Volusi S. 133 — 149 „von der alten heidnischen Stadt Golsernburg" lassen sich schlechterdings durch nichts rechtfertigen, als durch das Bedürfniß, eine gewisse Bogenzahl voll zu machen.

Historisch merkwürdig ist auch S. 189 daß die Nonnen in dem uralten Kloster Traunkirchen, gestiftet vom Steyerischen Ottokar zum Andenken seines Sieges über die Hunnen um d. J. 900 — (NB. Ottokar II. war freylich erst Markgraf von 991 bis gegen 1039, wo er zu Rom starb) heidnisch lebten, daß Ferdinand II. äusserst schwach (M. S. Nr. 33 dieses Archivs) und Ferdinand III. gar kindisch war.

S. 225 wird geklagt, daß die Österreichische Regierung sich so wenig für die Kuhpockenimpfung interessire, daß ihre bestellten Impfärzte falsche Vaccine verbreiten, und daß geistreiche Pfarrer gezwungen seyen, wegen des seit einem Jahrzehend in Österreich herrschenden unglücklichen Zeitgeistes die Bibliothek in Küchenkästen aufzustellen; endlich, daß man in den Abteyen Lambach und Kremsmünster barbarisch und ruchlos genug sey, sogar gelbe Schuhschnallen zu tragen!

S. 231 lernt man, daß der beste Schlag der Österreicher, ursprünglich von Bayrischer Abkunft ist.

S. 235 wird die Abtey Kremsmünster weidlich gelästert, dort supplirt S. 235 „ein Hausknecht den Astronomen, „dort hungert und friert der Arme! und die Fische thronen „dagegen in sardanapalischen Piscinen, ja man muß noch froh „seyn, daß hier nicht („damit die hochwürdigen Herrn aliquid „de haereticorum sanguine in visceribus suis gustarent") die „Fische mit Protestanten gefüttert werden, wie Vedius Pollio „seine Fische mit seinen Sclaven fütterte!!!"

Leser, die an Seelenwanderung glauben, können wenigstens nach solchen Äußerungen nimmermehr verlegen seyn, das Fischegeschlecht zu bestimmen, in das die Nemesis dereinst den Verfasser relegiren wird.

Aber wohl bleibt verschwiegen, daß außer dem, was hier für National-Erziehung und Bildung geschieht, dies Kloster allein einem halben Hundert hoffnungsvoller dürftiger Zöglinge Speise und Trank, Kleidung und alle Mittel des Unterrichts verschafft.

In Kremsmünster erinnert man sich wohl der Ursache dieser gerechten Indignation, und betrauert die Ommissions-Sünde mit blutigen Thränen, durch welche Hr. Schultes dazumahl im Falle war (Seite 234) „zu fasten und zu kasteyen."

Ein willkommenes Geschenk für: des Knaben Wunderhorn liefert der unerschöpfliche Schultes in dem naiven und seiner dichterischen Ader nicht wenig Ehre bringenden Vaudeville:

„Z' Kremsmünster
is finster, ja finster
z' Kremsmünster!"

Er hat durch diese Nänie wegen der dortigen schlechten Bewirthung, andern Gastkargen zum warnenden Beyspiel, eine nicht minder furchtbare Rache genommen, als Cäsar an den Piraten, und als der Doge Heinrich Dandolo an dem treulosen Byzant.

Sehr wahr ist, was Schultes S. 240 bey Gelegenheit seiner Anrühmung des Stiftes St. Florian besorgt; „sein Lob dieser würdigen Männer sey indiscret und werde in

ihnen Verdruß statt angenehmer Gefühle" erwecken. Vera laus est laudari a viro laudato. Von solchen Reisebeschreibern läßt sich alles verschmerzen. Ihre Pfeile verwunden nicht, und beschmutzen kaum. Man verzeiht ihnen Alles — nur das Lob nicht! — Nie, wenn es nur Einem der Geschmähten der Mühe lohnte, ernsthaft gegen Schultes aufzutreten, und ihm Beweise seiner Sarkasmen abzufordern, wie würde Er die Oscillationen wiederhohlen, die ihn beym Herabfahren über die Traun (und man will wissen, noch mehr 1809) befielen, (S. 164. I.) wo er nicht gebethet hat, denn:

„Il n'est pas né pour célébrer les Saints"

— — „aber — — gezittert!!!"

Die S. 240 erwähnte Geschichte des Bauernkrieges im Lande ob der Enns ist sammt mehreren, höchst schätzbaren Beyträgen zur Historie dieses Landes nicht, wie Herrn Schultes beliebt, von Magnus Klein, sondern vom Florianer Chorherrn Franz Kurz. — Magnus Klein war einer der von Hrn. Schultes so betitelten, und „dem Abscheu der Nachwelt" übergebenen „Verfinstrer von Göttweih." Er hat die vortreffliche Notitia Austriae antiquae et mediae zur Beleuchtung einer der finstersten Epochen geschrieben. Sie dient als Vorläufer des mit Rechte hochberühmten Chronicon Gotwicense des gelehrten Abtes Gottfried Bessel.

Ohne der unbestreitbaren Auszeichnung des Stiftes St. Florian, seines (gleich dem Prälaten von Admont, mit dem Leopolds-Orden bethellten) Propstes Leopold Ziegler, und des (mit der großen goldenen Verdienst-Medaille geschmückten) Herausgebers der theologisch-practischen Monathschrift Freindaller, oder des eruditen und unermüdeten Chorherrn Kurz das Mindeste zu benehmen, wäre es doch höchst ungerecht, darüber den weit vorzüglicheren Bücherschatz von Göttweih und die Verdienste dieses Klosters um die Historie Österreichs und des gesammten Deutschen Mittelalters, oder Mölk zu lästern und hintanzusetzen, welches durch die Brüder Hieronymus und Bernhard Petz, Philibert Huber und Martin Kropf, (script. rer. austriacar. Thesaur. anecdot. cod. dipl. hist. epist. Austria ex archivis Mellicensibus illustrata, Bibliotheca Mellicensis) an Petrak und ganz besonders an Reyberger wahrlich einen genugsamen Beytrag zum gelehrten Österreich geliefert hat.

Heillos ist auch, was S. 242 über die Kaiserliche Hof-Bibliothek zu Wien (gewiß neben der Pariser und Göttinger der vorzüglichsten in Europa) gefalbadert wird! — Da standen nach Schultes „evangelische Renegaten, „Schufte, Schönschreibmeister, lippis et tonsoribus noti, „Verunglückte, und Leute, die man ihrer Dummheit und Grobheit wegen sonst nirgends brauchen konnte."

So hat denn der biedere Schultes gar nie etwas gehört von Celtes, von Cuspinian, Lazius, Hugo Blotius, Tengnagel, Gentilotti, von Spannagel, Heyrenbach, Schwandner und van Swieten dem Vater, und Lambecius ist ihm gar nichts anders als ein evangelischer Renegat? Denis, der unstreitig sehr ausgezeichnete lyrische Dichter, der treffliche Übersetzer Ossians, der unermüdete Bibliograph, hat also in seinen Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, in seiner Buchdruckergeschichte Wiens, in seiner Bücherkunde und in den emsigen Supplementen zu den eruditen Verzeichnissen Maittaires ꝛc. gar nichts gethan, als „nur die theologischen Codices angegriffen?" Und wie glücklich der Hr. Schultes in der Wahl seiner Epitheten ist! Johannes Müller, der tiefe Quellenforscher, der eruditeste Historiker, vielleicht aller Zeiten, der mit einem seltenen Scharfsinne omne aevum tribus explicare cartis vermochte, das kindliche weiche, fast unbedachte und dem practischen Leben völlig fremde Gemüth, heißt da „ein feiner, ja der feinste Mann" — Wahrscheinlich hatte Schultes, als er diese Feinheit niederschrieb, eben Reichhards vertraute Briefe über Wien aus der Hand gelegt. — Nicht erst nach seiner Dimission vom Studien-Präsidenten, sondern lange bevor gleich nach seiner Rückkunft vom Berliner-Gesandtschafts-Posten, und nach seines Vaters Tode wurde Van Swieten der Sohn, Hof-Bibliotheks-Präfect. Außerordentlich muß man sich wundern, hier nicht auch Lästerungen auf den jetzigen Bibliotheks-Präfecten, den gelehrten Grafen Ossolinsky zu finden, da er doch den Doctor Schultes während seines Aufenthalts in Wien, durch litterarische Hülfsmittel unterstützt, und durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet, hiermit auf seinen Undank eben so vollgültige Ansprüche erworben hat, wie der Staatsrath Lorenz, der Baron von Jacquin und der Propst Hofstätter.

Nur ein Vorwurf hat Ref. in Verlegenheit gesetzt, nähmlich (II. 149.) der, daß das weite Österreichische Kaiserreich unter allen großen und kleinen Europäischen Staaten fast der einzige sey, dem es noch bis zur Stunde an einer Akademie der Wissenschaften gebricht, an einem „Vereinigungspuncte seiner in der That zahlreichen Gelehrten aus allen Fächern, an einem Schlußstein der vielen vom Staate mit den großmüthigsten Opfern unterhaltenen Unterrichtsanstalten, an einem Senat-Conservateur aller literarischen Institutionen und Sammlungen.*)

Wenn in diesem Buche alles dasjenige, was daran des Verfassers eignes Werk war (so viel es die Natur der Sache erlaubte) sine ira et studio beleuchtet worden ist, so darf man zuversichtlich von unseren montanistischen Behörden erwarten, daß sie diesem ehrenrührigen Anfall, diesem (Seite 3. I.) allen Kennern in Sachsen, Bayern und Tyrol bloßgestellten halurgischen Krebsbüchlein unzweydeutige Thatsachen entgegen zu setzen, und es dadurch verdienter Maßen zu beschämen wissen werden.

Alsdann darf man es diesem literarischen Catilina um so mehr wiederhohlen **) das nachdrückliche Wort: „Cum in Te neque modum, neque modestiam ullam animadverimus, respondebitur tibi, ut si aliquam Voluptatem male dicendo cepisti, eam male audiendo amittas!

*) Freyherr v. Eggers über den öffentlichen Unterricht in Österreich aus den Papieren des Staats-Ministers Grafen Rottenhahn.

**) Sallust.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 21. und Mittwoch den 23. May 1810.

Aus der ganzen Ansicht, sowohl der Geschichte als des Zustandes der Welt, glaube ich gelernt zu haben, daß eben Mannigfaltigkeit durchgängig, Zweck der Natur, Geist der Weltregierung, und also durchaus gar nicht zu scheuen ist; selbige aber ihren wahren Schauplatz gerade in Ländern hat, deren physische Gestalt selbst so viele Verschiedenheiten darbiethet, daß sie zu Musterkarten, zu Experimenten-Apparat für die mancherley Verfassungen ganz organisirt scheinen: so Griechenland; so unsre Schweiz. Wozu denn auch dem Alpenhirten gleiche Bildung und Erziehung wie dem Kaufmann von Basel!

Johann von Müller.

(61 und 62.)

Aus Collins Rudolphiade.

Dort im grünenden Thal, von waldigen Bergen umschlossen,
Trat Graf Hugo von Tauffers, in Mitte des prangenden Hofes
Sitzend unter dem Zelt aus Rohrgeflechten gespannet,
Ladislaus den König und die Mutter des Königes Ava,
Schauend den Tanz der Cumanen, der rauhen Zeltebewohner,
Welche Bela berief ins Reich und ganz sie zu fesseln,
Ava sich anvermählte, die Tochter ihres Beherrschers.
Denn er bedurfte des kraftigen Arms der muthigen Kämpfer
Gegen Tataren-Wuth, die weithin Hungarn verheerte.

Als nun Hugo den König gewahrte, wie eifrig im Anblick
Er versunken schien, nun kos't mit Cumanischen Weibern:
Dächt' ihm das Beste zu seyn, auf des Tanzes Ende zu warten,
Nicht zu stören, die Lust, und des Königs Gemüth zu verstimmen.
Ferne blieb er stehen, und sah dem feurigen Tanz zu.
Denn zur Rechten die Männer gereiht, zur Linken die Weiber,
Schlugen sie, vorgebeugt den Leib, den Tact mit den Händen
Sinnend, als prüften sie erst die zurückgehaltenen Kräfte.
Aber nun kehrten sie schon einwärts die Spitzen der Füsse,
Stießen die Fersen zusamm, daß die Sporne getroffen erklirrten;
Leis und langsam zuerst, dann immer lauter und schneller.
Jetzt im Gefühl der Kraft, die losgebunden erwachte,
Schlugen die Waden sie rasch, stets wechselnd mit Händen und Füßen
Unter höherem Sprung und mächtigerm Klirren der Sporen.
Und den glühenden Mann ergreift unbändig die Lust nun
Nach des Weibes Besitz, er stürmet gewaltsam auf sie los
Vorgestrecket, gebückt, mit weit ausbohlenden Schritten,
Aber das flügere Weib hascht selbst den Mann bey dem Schnurrbart,
Welcher auf beyden Seiten des Kinns bis zur Brust ihm herab fällt,
Langsam weicht er zurück, doch läßt das Weib nicht die Beute,
Lasset ihn kräftiger an, und zieht ihn nach eigenem Willen.
Jetzo zu Paaren gestellt, in eine Kette verschlungen,
Wirbelt und schlingt sich der Zug in wilden bacchantischen Reihen.
Wieder reißen sie los, und stürzen, die Beine gespalten,
Auf den Boden nun hin, rasch wieder sich hebend im Sprunge,
Noch im Sprung' aufziehend die Schenkel, und schlagend mit Händen,
Noch im Fluge selbst erklirrend mit tönenden Spornen.

Also brauste die Kraft der luftgestählten Cumanen
Aus sich im kräftigen Tanz, und schien sich nie zu erschöpfen.

Wie nun geendigt der Tanz, und der König sich hob von dem Throne,
Sieh, da gewahrt er Haug, und schickte den Bothen behende,
Ihn um Nahmen zu fragen, und seines Daseyns Bestimmung.
Als nun der König gehört, er nahe als Bothe Rudolphus,
Sey gesandt ein Bündniß zu schließen, dem König der Hungarn
All' das Land zu versichern, das ihm die Böhmen geraubet,
Hugo von Tauffers nenn' er sich, von Geburt — ein Tyroler;
Freudig berief er ihn, und reichte die Hand ihm zum Kusse,
Darauf sein Roß zu bringen, befahl er, und bat ihm zur Seite
Hieß er Tauffers nun reiten, und wechselte mit ihm Gespräche.
„Wenn du Rudolphus verkündest, (so saget etwas beschämet
Ladislaus) du hättest der Hungarn mächtigen König
Unter Cumanen gefunden und unter Cumanischen Weibern,
Anzuschauen den Tanz, den freyeren, muthigen, wilden,
Was mir Gregor verargt, der Christenheit heiliger Vater.
Setze dann auch hinzu, was Wahrheit zu sagen gebiethet,
Klugheit befiehlt dem Ladislav diese Heiden zu ehren,
Wohl auch ein vaterländisches Herz; — denn dieser Cumanen
Gleiche Sprach' und Sitte, verräth mit dem feineren Hungar
Gleichen Ursprung, — nur näher der rauheren Wiege,
Sind sie den Vätern ähnlich, an Kraft und Muth und an Stärke;
Rüstige Pferdelenker, und weithin treffende Schützen,
Abgehärtet zum Krieg, und aller Weichlichkeit Feinde.
Sieh', mit diesen gedenk' ich wohl zum Besten Rudolphus,
Niederzuschmettern den Stolz des übermuthigen Böhmen.
Darum schmeichl' ich ihr rauhes Gemüth, das leicht zur Empörung
Stachelt des Herrschers Stolz, und die Kälte seiner Befehle,
Durch der Geselligkeit Reiz und hergenfesselnde Milde,
Nicht auch ruh' ich zuvor, bis sich der Cumane und Hungar
In ein Volk verschmolz, an Sitten gleich und an Rechten.
Ein Volk waren sie ja und sollen wieder es werden."

Und nun rühmet von Tauffers verständig die Klugheit des Königs.
Lobt der Cumanen Tanz und Wuchs, und männliche Schönheit,
Wohl auch das weiße Geschlecht, mit dichtgeflochtenen Zöpfen,
Hebt er preisend empor und rühmet mit Feuer die Reize.
Bald erfreuet sich deß der jugendumflorete König,
Und sie kamen nun Jaßberenoi nah, an der Radgiva Ufern.

Die Normannen.

Ein welthiſtoriſches Gemählde.

Von

J. W. Ridler.

Zwiſchen dem 28. und 48. Grade O. L. und dem 54. und 66. Grade N. B. *) hatte die Natur einen zweyten großen Waſſerbecken zu Gunſten ihres Lieblingsweltheils Europens geſchaffen. Dieſer große Meerbuſen nimmt einen Flächenraum von 3650 Quadratmeilen ein; ſeine Länge von der Mündung der Sley in Jütland bis zur Mündung der Newa in Ingrien, beträgt mehr als 240 geographiſche Meilen; ſeine Breite iſt wegen der verſchiedenen Buſen, die er bildet, ſehr ungleich, ſo wie die Tiefe ſeines Waſſers, welche jedoch nirgends die von 50 Klaftern überſteigt. Man hat in ihm nur wenige Merkmahle einer höchſt unbedeutenden Fluth wahrgenommen; **) daher nur heftige Süd- oder Nordwinde eine weſentliche Verſchiedenheit in der Höhe ſeiner Waſſerfläche bewirken; mit Ungeſtümm ſtürzen ſich dann die Wellen durch den Sund, manchmahl in einer Stunde 4 geographiſche Meilen weit. Sein Waſſer enthält ſo wenige Salztheile, daß man bisher nur drey Arten von Meerpflanzen in demſelben gefunden hat, ja es ſogar an einigen Orten zum häuslichen Gebrauch verwendet; auch weniger Fiſcharten findet man darin, als in andern Meeren, und von den Wallfiſcharten kann man nur das Meerſchwein hieher rechnen, denn keine andere wagen ſich durch die Straßen, welche dieſen Meerbuſen mit dem Kattegat verbinden. Seine Wellen ſind nicht ſo hoch und lang, als die der Nordſee; ſie fallen kürzer, aber auch geſchwinder und häufiger auf einander, und ſind daher weit gefährlicher bey Stürmen, die wegen der engen, und felſigten Küſten in dieſem Meere weit verderblicher, als in vielen andern ſind. In den Herbſtmonden decken ihn dichte Nebel, in den Wintermonden große Eisfelder; im Herbſte wird daher die Schifffahrt höchſt gefährlich, im Winter gar unmöglich. Darf man ſich wundern, daß die Römiſchen Geographen ihn mit unſerm Eismeere verwechſelt haben?

In ſeiner Mitte gegen O. zu bildet er drey andere Meerbuſen. Der kleinſte drängt ſich gegen S. zwiſchen das heutige Liefland und Kurland, die Getreidekammern des Nordens hinein, und nimmt hier die Düna auf, die, ſo wie die Weichſel, mit Recht die Säugamme vieler entfernter Nationen genannt werden kann. Der zweyte Meerbuſen erſtreckt ſich 60 M. weit gegen O. zu; 15 M. iſt er breit; in ältern Zeiten hieß er Balagurds-Seite; heute zu Tage nennt man ihn den Finniſchen Meerbuſen, weil ihn Finnland im Norden, das Land der Ingrier und Eſthen, beyde Völker vom Finniſchen Stamme, im O. und S. begränzet. Von dem Archipelagus der Alands-Inſeln bis zur Mündung der Tornea-Älfwe zieht ſich 80 M. lang der Bothniſche Meerbuſen (Nord-Botton); ſeine größte Breite beträgt 30 geogr. M. Obgleich wenig fiſchreich iſt er dennoch für die Bewohner dieſer nördlichen Gegenden ein unſchätzbares Geſchenk der Natur; ſein Waſſer iſt noch weniger ſalzig als das des Baltiſchen Meeres; deshalb findet man in ihm auch nicht eine Art von Meerpflanzen.

Der Baltiſche Meerbuſen ſcheint nach den Zeiten, als ſich Waſſer und Land auch in dieſen nördlichen Gegenden geſchieden hatten, gleich dem ſchwarzen Meere ein Landſee geweſen zu ſeyn, deſſen Waſſermaſſe durch die Gewäſſer, die ihm die Oder und Weichſel, die Pregel und Memel, die Düna und Newa, der Kymmene und die Dal-Älfwe nebſt vielen kleinen Flüſſen zuführen, ſo angewachſen war, daß er ſich eine Verbindung mit dem Nordmeere erzwang. Beweiſe für eine ſolche Naturrevolution führen die Geognoſten mehrere an. Die Oſtſee iſt um 8 Schuh höher als die Nordſee; „die Ufer von Seeland und der kleinen Inſel Hveen *) ſcheinen abgeriſſen zu ſeyn, ſo auch die nördliche Seite der weit entlegenen Küſte von Möen, wo der hohe Kreideberg in ſteilen Ruinen über das Meer hängt. Auch Bornholms Felſen-Ufer ſind gegen die See ſteil und romantiſch abgeriſſen. Der ganze Sund iſt ein Fluß voll Untiefen, beſonders gegen die ſchwediſche Küſte, wo ein langes hie und da gebrochenes Riff ſich wie eine eingefallene Mauer hinſtreckt. Das Kattegat und beſonders die Uferwogen der Kullafelſen brauſen und ſieden im ewigen Kampf mit weſtwärts geworfenen Klippen. Ganze Wälder liegen in Bornholm im Boden, die irgend eine Revolution gegen Weſten gelegt hat **)"; ja zwey Verbindungskanäle der Oſt- und Nordſee heißen noch in unſern Tagen der große und kleine Belt; ein Nahme, der den gewaltſamen Durchbruch der Gewäſſer bezeichnet, und der Oſtſee die Benennung des Baltiſchen gegeben hat, ***) das auch ſchon im Mittelalter ſeiner Lage wegen das Oſtmeer (Eſtra-Salt und Auſtur-Vaeg) genannt wurde. — So war im N. W. vor Europa ein ähnlicher Archipel, ein vom Meere gleich zerriſſenes Küſtenland, wahrſcheinlich durch dieſelbe Natur-Revolutionen wie im S. O. dieſes Weltheils, entſtanden. Ob aber alle dieſe nördlichen Sunda-Inſeln ihr Daſeyn und ihre heutige Geſtalt ſchon bey dem erſten Durchbruch des Baltiſchen Meeres erhalten haben; ob damahls ſchon Öſel und Dagho von der Eſtniſchen, Bornholm, Gottland und Oland von der Schwediſchen, Rügen und Femern von der Deutſchen Küſte abgeriſſen; ob damahls die romantiſche

*) Als den nördlichſten Punct des Bothniſchen Meerbuſens kann man die Mündung der Tornea-Älfwe annehmen. Tornea liegt unter dem 65°, 51′ 50″. Der ſüdlichſte Punct des Baltiſchen Meeres iſt die Rhede von Wismar; die in demſelben liegende Inſel Poel liegt gerade unter dem 54ſten Grade N. Breite.

**) Die von Büſching angeführten Gründe einer ſchwachen Ebbe und Fluth in der Oſtſee ſind: 1. Die Ströme in Öreſund; (nach den neueſten Entdeckungen eines geſchickten Brittiſchen See-Officiers findet hier, ſo wie in der Meerenge von Gibraltar, eine doppelte Strömung ſtatt, von welchen die untere weit ſtarker, als die obere zu ſeyn ſcheint.) 2. Das abwechſelnde Steigen und Fallen des Waſſers an den anliegenden Ländern, und 3. die tägliche Veränderung der Seetiefe im Hafen zu Weichſelmünde, von welcher Joh. Daniel Titius 4jährige Beobachtungen mitgetheilt hat.

*) Berühmt durch eine Sternwarte, auf der Tycho Brahe durch eine geraume Zeit Beobachtungen gemacht hat.

**) Bonſtettens eigene Worte aus den Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil von Seeland und auf der Küſte von Schonen. S. deſſen neue Schriften. Kopenhagen 1709 S. 60.

***) Das Wort Baelte oder Belt heißt in der Däniſchen, Schwediſchen und Engliſchen Sprache ein Gürtel, Degengehenk; einige glauben daher, die Benennung des Baltiſchen Meeres davon herleiten zu können, weil es gleich einem Gürtel das Land umfaſſe. Gretini leitet aber dieſe Benennung von dem Friſiſchen Worte Belt her, das einen Durchbruch des Meeres bezeichnet. Da das erſte Wort in einer ſchon übertragenen, das zweyte in ſeiner urſprünglichen Bedeutung gebraucht wird, ſo verdienet auch die Meinung des Grenzwegen ihrer Einfachheit den Vorzug. S. Nov. Coment. Societ Gott. T. I. Ph. Murray descriptio terra. septem. p. 152

Gruppe der Alands-Inseln, und alle die unzähligen Klippen, mit welchen die Küste von Schweden und Finnland umgürtet, der Finnische Meerbusen angefüllt ist, vom festen Lande getrennet worden, oder aus dem Meere hervorgetreten sind; das bezweifelt der Geognost mit Recht, der in den zerrissenen Küsten, in den gebrochenen Granitstöcken, den wunderbaren Erdschichten und den vielen größern und kleinern Landseen und Meeresbuchten der nordischen Länder die Ruinen von mehr als einer Revolution vor Augen zu haben glaubt. Was er aus stummen Steinen zu erklären sich erkühnt, das bestätigt die Geschichte durch Sagen, die auf die Nachwelt übergegangen sind. Sie sprechen von einer großen Überschwemmung des Meeres, die 108 ante Chr. einen großen Theil der Halbinsel Jütland verschlungen, und die Cimbern genöthiget haben soll, ihre Heimath zu verlassen, und den Schrecken ihres Nahmens bis nach Rom zu verbreiten, der sie selbst nach dem für sie verderblichen Tage von Verona noch auf Jahrhunderte überlebt hat. Als ein Beweis dieser schrecklichen Naturbegebenheit wird noch heut zu Tage die Jütische Sandbank gezeigt, und erfahrene Geognosten behaupten, daß Jütland in Gestalt einer Sichel sich weit in die Nordsee ausgedehnt, sich südlich von dem heutigen Bergen in Norwegen geendigt, und zwischen seinen Sandbänken und diesem Reiche einen tiefern Canal in die Ostsee zurückgelassen habe. *)

Doch ein so wichtiges Geschenk der auch in ihren Verwüstungen manchmahl noch wohlthätigen Natur, wie der Baltische Meerbusen, wäre fruchtlos geblieben, hätte sie nicht noch zwey andere hinzugefügt, durch welche das erste seinen vollen Werth erst erhalten hat. Sie schied Europa von Asien durch eine hohe Gebirgskette, bedeutungsvoll von den Tataren Ural (der Gürtel) von den Russen Kamenoi oder Weliki Pogas (steinerne oder große Felsengürtel) genannt, und auch den Alten unter dem Nahmen der Riphäischen Gebirge nicht ganz fremde. Ein Arm desselben scheidet bereits im S. zwischen dem Don und der Wolga die kleinen Flüsse, welche sich in jene beyden Ströme ergießen. Höher hinauf im N. wird er da, wo die Wolga sich östlich wendet, oberhalb Samara, selbst durchschnitten, und erhält bey Bielaga, wo er durch einen andern Arm, der zwischen dem Caspischen Meere und dem Aral-See seinen Lauf gegen N. nimmt, am breitesten wird, den Nahmen Obtschei-Syrt (Gemein-Gebirge). Von nun an läuft der Ural in gerader Richtung nach N. hinauf, macht beym Petschora etwas über den 60° einen Winkel, wodurch er eine östliche Richtung erhält, und zieht sich bis an die Meerenge Waigatz, welche Nowaja Semlja von Asien scheidet. — Ein zweytes Gebirg **) umfaßt den nördlichsten Theil unsers Welttheils in Gestalt eines Hufeisens. Ein Arm desselben zieht sich gegen S. herab, und bildet die Norwegischen, Schwedischen und Schottischen Alpen. Ein anderer Arm läuft vom Nordcap der nördlichsten Landspitze Europas (72° 30′) durch das Eismeer, wo Spitzbergen und die nördlichste uns bekannte Inselgruppe, die sieben Schwestern, als die höchsten Gipfel dieser Kette hervorragen, gegen den Nordpol zu, und hindert das Strömen mächtiger Eisschollen aus dem östlichen ins westliche Nordmeer, dessen eigene Eisfelder ungehindert nach S. fließen, wo sie bereits unter dem 55. Grade zerschmolzen sind. Milder ist daher dessen Klima, freyer seine Schifffahrt, und weiter als irgendwo gelang es hier den kühnen Sterblichen gegen den Nordpol vorzudringen. *) Diese beyden Gebirge, der Ural und die nordischen Alpen schützen Europa gegen die zerstörenden Nord- und Nordostwinde des Eismeeres und der Schneesteppen Sibiriens. So ward es möglich, daß in dem Norden unsers Welttheils die schwarze Föhre (Pinus Pinaster Linn.) sich noch schlank erhebt, während in Asien unter gleichem Grade der Breite nur die krüppelhafte Zwergkiefer (Pinus Pumilio) in einem 11monathlichen Winter unter der Last des Schnees fast erstickt; daß in Schweden und Norwegen Getreidearten, ja selbst noch einige Obstgattungen reifen, indessen im nördlichen Sibirien kaum einige Moose und Flechten unter dem Schnee noch fortkeimen; daß in Europa unter dem nördlichen Polarzirkel der Mensch noch in zahlreichen Familien hauset, während diese Gegenden in Asien nur noch der Wohnort weißer Bären und blauer Füchse sind; wo Seehunde auf der Erde erstarrt gefunden werden, Vögel aus der Luft todt herabfallen, und die gefrorene Luft eine außerordentlich melancholische Dämmerung zeigt.

So ward durch den Gang dieser Gebirgsketten, durch die Bildung dieses nördlichen Meerbusens der Zweck des Schöpfers laut angekündigt: daß auf diesen nördlichen Europäischen Sundländern, wenn auch mit langsamem, doch sicherem Schritte sich mächtige Staaten emporheben; daß diese Völker ihre Heldenperiode, die Periode ihrer Literatur und die ihrer Pracht und ihres Luxus erleben sollten, während in Asien unter gleichem Grade der Breite höchstens wandernde Jägerhorden durch den Forst eilen. Von der Natur begünstigt war der Fleiß der Menschen im nördlichen Europa nicht verloren; niedergebrannte Wälder wurden in Ackerland verwandelt, tiefe Moräste mußten, wenn auch nicht der Hitze der Sonnenstrahlen, doch der unermüdeten Kraft der Menschen weichen, und durch ihren thätigen Scharfsinn ward wenigstens für einige Monden des Jahres ein südliches Clima erzeugt, welches die Natur dem nördlichen Asien ganz versagt hat. Die Scenen, die den Freund der Humanität einst an der Küste Phöniciens und Kleinasiens entzückten, sehen wir am Gestade des Baltischen Meeres sich erneuern. Schon seit dem IX. Jahrhundert erheben sich da wichtige Handelsstädte; in ihnen erschallet der erfreuliche Hammerschlag arbeitsamer Menschen: und so wie dort, wurden auch hier aus Seeräubern friedliche Handelsleute; in Julin **), das wenn auch nicht der Stap-

*) Man sehe Introduction to the arctic Zoology by Pennant. Second edition, London, 4. p. 82 sqq. Solchen Überschwemmungen sind niedere Länder öfters ausgesetzt. Die Insel Helgoland war einst weit größer als jetzt; allein in dem Zwischenraum von 800—1649 versank sie nach und nach bis zu ihrem jetzigen unbedeutenden Umfang. — Die nicht weit von dieser gelegene Insel Nordstrandt wurde 1634 durch eben die Ursache von 20 Kirchspielen bis auf einen gebracht. 6—7000 Menschen, und gegen 50.000 Stück Rindvieh wurden dabey ein Raub der Wellen. Im J. 1277 am 25. Januar und 25. December verschlang der Dollart einen Strich Landes von Ostfriesland, welcher von zwey Flüssen, der Tiam und Ecke, durchschnitten wurde, und über 43 Dörfer, nebst einer sehr blühenden Stadt, Nahmens Torum enthielt.

**) Pallas vermuthet eine Verbindung dieses Gebirges mit dem Ural längst der Küste des Eismeeres.

*) Bis zum 81°; über den östlichen Europa kostet es im Sommer schon Mühe jenseits des 74sten oder 75sten Grades zu gelangen.

**) Fischer in seiner Geschichte des Deutschen Handels, und Storch in seinem historisch-statistischem Gemählde des Russischen Reiches, nennen Vineta auf der Insel Usedom (das häufig mit Julin auf der Insel Wollin verwechselt wird) den Stapelplatz Asiatischer und Griechischer Waaren. Gegen diese Äusserung erhob sich Schlözer, und beweist, (Neuer Deutscher Mercur von Wieland 1801. das 3te

pelort Griechiſcher und Aſiatiſcher, doch aller Waaren der kalten Zone, und der reichen Binnenländer, die ſüdlich der Oſtſee liegen, geweſen iſt, erblicken wir das nordiſche Sidon; Arkonas feſte Mauern und der Heldenmuth ſeiner Bewohner erinnern uns an das tapfere Aſchdod*), und an Wisbys**) Flotten und Reichthümern, der Erbinn von Julius Handel, erkennen wir das nordiſche Tyrus. Als aber durch den Ungeſtüm der Wellen und durch die noch größere Wuth ihrer Feinde dieſe Städte in Trümmer verſanken, traten andere mit größerer Pracht hervor, und bewahrten dem Belt ſeinen Handel, der von Jahrhundert zu Jahrhundert blühender wurde. Während das üppige Aſien, das an großen Männern einſt ſo reiche Hellas ihre ſonſt ſo fruchtbaren und reitzenden Fluren in Einöden verwandelt ſehen, und ihre ehemahlige Größe nun noch in prächtigen Ruinen erblicken, ſieht man in volkreichen Städten am Baltiſchen Meere Marmorpaläſte ſich erheben, wie ſie nur die ehemahlige Weltbeherrſcherinn, die ſtolze Roma ſah; zahlreiche Flotten führen ihren Häfen die koſtbarſte Ausbeute ferner Welttheile zu, und der kalte Norden wetteifert an Pracht und Luxus mit dem üppigen Süden.

Auf den Inſeln und den buchtenreichen Ländern des ſüdlichen Mittelmeeres hatte ſich im Alterthum ein dreyfaches Hellas gebildet; eben ſo entwickelte ſich im Laufe der Zeiten an den Küſten der nordiſchen Meere ein dreyfaches Skandinavien; eine Benennung, die wahrſcheinlich vom Skaney, dem ſüdlichen Theile Schwedens, abgeleitet, und vom Plinius zuerſt gebraucht worden iſt.***) Die Natur hatte auch hier den Grund zu dieſer Eintheilung gelegt. Das heutige Jütland, Fünen und Seeland, nebſt den kleinen Inſeln, die ſie umgeben (820 Quadratmeilen) können wir Skandinavien dieſſeits des Meeres nennen. Dieſer ganze nördliche Archipelagus war den Römern nur unvollkommen bekannt; Mela nennt ihn Codonania †) und das dieſen Inſeln nördlich gelegene Meer den Codaniſchen Meerbuſen. Dieſen heißen die Bewohner des Nordens heut zu Tage Skagerak, von der Jütiſchen Landzunge Skagen; auch Cattegat (das Katzenloch). Die letztere Benennung mögen ſie ihm wohl wegen der vielen Sandbänke und Untiefen, welche die Schifffahrt auf demſelben ſo gefährlich machen, gegeben haben.

Jütland, daß die Eyder von Nordalbingien ſcheidet, zwiſchen den 54° 20′ und 58′, 40′ N. B., die Chersonesus Cimbrica der Römer, iſt auf unſerm Erdball die einzige bedeutende Halbinſel, die vom S. nach N. zuläuft; wo ſie ſich in der Landzunge Skagen endigt, die dem ältern Plinius bekannt war, und von ihm deutlich beſchrieben wird.*) Es bildet eine Ebene, die durch unbedeutende Sandhügel, und durch einen Landrücken, der die Halbinſel der Länge nach in der Mitte durchzieht, nur wenig unterbrochen wird. Auch die meiſten Inſeln ſind bloße Flächen, und nur hie und da erſtrecken ſich an den Küſten nackte Kalk- oder Sandfelſen als Vorgebirge ins Meer hinaus. Die Chroniſten des Mittelalters ſchildern dieſe Länder als rauhe unfruchtbare Provinzen. Landſeen und Moräſte, welchen die Überſchwemmungen der Küſtenflüſſe und Meere Daſeyn und Dauer gaben, wechſelten mit Heiden, Sandflächen und großen, manchmahl undurchdringlichen Wäldern ab; unter dieſen war der Iſanho, in deſſen Mitte die Eyder entſprang, der genannteſte. Bey einer ſolchen Beſchaffenheit des Landes konnte der dichte Nebel auf lange Zeit im Jahre nicht verſchwinden, und wiederhohlte Regengüſſe und häufiges Schneegeſtöber mußten dieß Land noch unfreundlicher und unwirthbarer machen, als es der finſtere Anblick ſeiner Küſten ahnen ließ. Darf man ſich dann wundern, daß auf demſelben Boden, auf dem heut zu Tage der ſchönſte Weitzen gedeiht, damahls kaum der Haſer reifte? Daß da, wo jetzt der Kirſchbaum aus Pontus von köſtlichen Früchten ſtrotzet, ſonſt der Menſch mit dem Thiere des Waldes um die Eichel kämpfen mußte? — Ein unbedeutender Vortheil war es für die Bewohner dieſer Länder, daß zahlloſe Schaaren von Zugvögeln auf ihren Wanderungen aus dem entfernten Norden in ein milderes Klima hier einen Ruheplatz ſuchten, und nebſt den Fiſchen, an welchen das Baltiſche Meer damahls noch reicher war, als es jetzt iſt,**) für die Einwohner ein wichtiger Nahrungszweig wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Züge.

Am 4. May ſtarb in der Nacht, vom Schlagfluſſe getroffen, Joſeph Graf O'Donel, k. k. wirklicher geheimer Rath, Großkreutz des St. Stephans-Ordens, und Präſident der k. k. Hofkammer, Miniſterial-Banco-Deputation, Finanz- und Commerz-Hofſtelle, im 54. Jahre ſeines Alters. Nachdem derſelbe ſeine erſte Bildung in der k. k. Thereſianiſchen Ritter-Akademie erhalten, und die Rechtswiſſenſchaft auf der Univerſität zu Göttingen ſtudiert hatte, trat er ſeine Laufbahne als Geſchäftsmann im Jahre 1775 bey der Galiziſchen Hofkanzley an, und gab bald ſolche Hoffnungen von ſich, daß ihm Ihre Majeſtät die Kaiſerinn Maria Thereſia im Jahre 1777 die Stelle eines Appellations-Rathes in Lemberg verlieh. Kaiſer Joſeph II., welcher die vielſeitige Ausbildung ſeines lebhaften Geiſtes erkannte, ließ ihn dieſe gegen die Stelle eines Gubernial-Rathes daſelbſt im Jahre 1783 vertauſchen, und ernannte ihn am 14. Auguſt 1787 zum wirklichen Hofrathe bey der vereinigten Hofkanzley. Auf dieſem Standpuncte konnte er die ihm vorzüglich eigene Überſicht und Leitungsgabe an den Tag legen, welche Se. Maj. Kaiſer Leopold beſtimmten, ihn am 6. December 1791 zum Landes-Hauptmann in Kärnthen,

Heft S. 166 und folgende,) den Ungrund dieſer Behauptung mit den triftigſten Gründen.

*) Aſchdod (Azotus) eroberte Pſammetich, König von Ägypten, erſt nach einer Belagerung von 29 Jahren. Auch für eine Blokade, ſagt Hr. Prof. Heeren in ſeinen Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker, wäre dieſe Zeit zu lang, und ſoll wohl nur ſo viel heißen, als durch 29 Jahre ſind Verſuche gemacht worden, dieſen Platz zu erobern. Auch Arkona, auf der Inſel Rügen, trotzte lange ſeinen Feinden, bis Waldemar I. König von Dänemark, ſie 1168 erobert und zerſtört hat.

**) Wisby auf der Inſel Gottland wurde um das Jahr 811 erbauet, 1361 von Waldemar III., König von Dänemark, erobert und verwüſtet.

***) S. deſſen hist. nat.

†) Lib. III. c. 3. 8.

*) Promontorium Cimbrorum, excurrens in maria longe peninsulam efficit, quae Cartris appellatur.

**) Schon der Heringsfang hat in früheren Zeiten mehrere Städte bereichert. Zwiſchen 1169 und 1203 gingen ſo viele Schiffe auf den Fiſchfang bey der Inſel Rügen, daß die Dänen ſich in Scharlach und feinen Linnen kleiden konnten.

und zur geheimen Rathswürde zu erheben. Von Sr. jetzt regierenden Majestät wurde er am 10. Nov. 1794 zum General-Kriegscommissär ernannt, welche Stelle er bis zum 30. Dec. 1795 mit Ruhme versah. Nach der Schlacht von Fleurus hatte er die Rettung der Verpflegsartikel, der Kriegserfordernisse und der Spitäler in wenigen Tagen durch seine rastlose Thätigkeit und die Weisheit seiner Einleitungen bewirkt, und überhaupt die beschwerlichen und verantwortlichen Geschäfte dieses Amtes so geführt, daß ihm hierfür zu wiederhohlten Mahlen, und nach seinem Abgange die Allerhöchste Zufriedenheit in den kräftigsten Ausdrücken bezeugt wurde. Am 28. Aug. 1808 beriefen ihn St. Majestät, überzeugt von seinen seltenen Talenten, aus einer ehrenvollen Ruhe zu der wichtigen Stelle eines Hofkammer-Präsidenten. Mitten unter den Vorbereitungen und den Unruhen des letzten Krieges, sann sein Geist auf die Mittel, um nach Vollendung desselben zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits und der Staatsfinanzen einen festen Grund zu legen. Die Ausführung dieses Werkes, zu welcher sein Geist alle Zweige der Staatsverwaltung harmonisch umfaßte, war das rastlose Bestreben seiner Tage und Nächte. Seine Bemühungen erwarben ihm wiederhohlte Bezeugungen der höchsten Zufriedenheit, von welcher er schon im zweyten Jahre seiner Finanzleitung ein ausgezeichnetes Merkmahl durch die Verleihung des Großkreuzes vom Stephans-Orden erhielt. Allein er mußte zuletzt dem hohen Grade von Anstrengung, mit welchem er sein schönes Ziel zu erreichen strebte, erliegen. So hat er die Verehrung und Liebe wohl verdient, welche nach seinem Tode allgemein in laute Klagen ausbrach. Wer ihn näher beobachten konnte, wie er jedes Talent schnell anerkannte, an sich zog, und belebte; wie bescheiden und billig er fremde Meinungen würdigte; wie seine Seele so zugänglich für Freundschaft, so verschlossen für Feindschaft war; wie er jeden ämtlichen Widerspruch, auch den heftigsten, nur immer der Lebhaftigkeit einer verschiedenen Ansicht zuschrieb; wie fremdes Leiden, wo er es antraf, schnell zu dem seinigen wurde; welche einfache Freuden in dem Kreise seiner Familie ihm als liebevollen Gatten und Vater sein Leben versüßten: der wurde nicht nur von seinem großen Geiste, sondern auch von seinem edlen und schönen Gemüthe mit Liebe und Ehrfurcht durchdrungen.

Dieser traurige Fall gab beyden Majestäten einen neuerlichen Anlaß, jene Gesinnungen in ihrer wohlthätigsten Fülle auszusprechen, welche Allerhöchstdieselben, gegen die Personen, gegen die rückgelassenen Familien, und gegen den Nachruhm Derjenigen beseelt, die sich im Felde oder im Rath ausgezeichnete Verdienste erworben. Ihro Majestät die Kaiserinn geruhten nach Allerhöchst Dero Ankunft, und kurzen Anwesenheit allhier es zu Ihrem ersten Ausgange zu machen, die Witwe Gräfinn O'Donel zu trösten und aufzurichten. Ihre Maj. der Kaiser begnadigten diese Dame mit folgendem Allerhöchsten Handschreiben:

„Liebe Gräfinn O'Donel! Ich theile Ihren Schmerz um den Verlust Ihres Gemahls, der als ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, und von hohem Verdienste um den Staat und Meine Person aus Meinem Andenken nie verlöschen, und Meinem Herzen immer theuer seyn wird."

„Ich lasse Ihnen unter Einem mit Einschluß Ihrer Kinder eine Pension jährlicher sechs tausend Gulden, und sechs tausend Gulden zur Bestreitung der Auslagen, anweisen, welche der obgedachte traurige Fall verursacht haben muß."

„Sie werden übrigens überzeugt seyn, daß die Kinder eines so verdienten Staatsmannes auch noch in der Zukunft ein theurer Gegenstand Meiner Sorgfalt seyn werden."

Gutenbrunn am 8. May 1810. Franz.

Welche Empfindungen derley Züge in dem Herzen aller gefühlvollen Leser und aller treuen Unterthanen, welche Erhebung und Aufmunterung sie insbesondere unter den Dienern des Staats hervorbringen müssen, wäre sehr überflüssig anzudeuten.

Decret Sr. Excellenz des Hrn. Oberstkämmerers Rudolph Grafen von Wrbna, an den k. k. Hrn. Hof-Statuar und Director der Akademie der bildenden Künste, Franz Edlen von Zauner.

„Seiner Majestät waren alle die Hindernisse nicht unbekannt, die der Künstler bey der Errichtung des Monuments Ihres verewigten Oheims, Joseph II. zu besiegen hatte; um so größer ist daher unsers gnädigsten Monarchen Zufriedenheit, da Sie diese Arbeit auf eine so ruhmvolle Art beendiget haben."

Was bey Errichtung ähnlicher Denkmahle nur durch die Vereinigung mehrerer Talente bewirkt werden konnte, das haben Sie allein, in der Hälfte der Zeit, und mit dem fünften Theile der Kosten, die anderen Künstlern nothwendig waren, ausgeführt. — Ob Ihr Werk nicht zugleich weit größere Kunstvorzüge besitze, als ähnliche dieser Art, auf die einige Nationen Europens mit Stolz hinweisen, wird die Nachwelt, deren Urtheil wir nicht vorgreifen wollen, entscheiden. Doch nie wird sie dem Manne ihre hohe Bewunderung versagen, der nicht nur als Erfinder, Modellirer und Former, sondern auch als Gießer, Ziselirer und Architekt als ein vollendeter Künstler sich zeigte, dessen alles berechnender Geist bey den verschiedenen Arbeiten gegen jede mögliche Gefahr, durch die sein Werk hätte mißglücken können, so zweckmäßige Gegenanstalten zu treffen wußte, „daß er nie vom Glücke begünstigt, nur vom Unglücke nicht verfolgt seyn wollte,*)" und dann des besten Erfolgs schon sicher war.

Mit den Gefühlen der Bewunderung vereinigt sich auch der warme Dank Ihrer Mitbürger. Nie haben diese Ihr Kunst-Talent bezweifelt, durch frühere classische Werke war es hinreichend erprobt; und doch sahen viele Patricten mit Bangigkeit dem Ende Ihrer Arbeit entgegen. Die schwerste Aufgabe, die in Österreichs weiten Staaten einem Künstler zu Theil werden konnte, sollte von Ihnen gelöset werden. Sie sollten ein Monument verfertigen, das vollkommen würdig sey des großen Monarchen, der eisern und sparsam gegen sich, nur wohlthätig gegen sein Volk war, dessen Glücke er sein ganzes Leben weihte. — Allein Sie, ein Zeitgenosse Josephs und Staatsbürger Österreichs, mußte die Rückerinnerung an Josephs Thaten begeistern. Sie arbeiteten nun nicht mehr Ihres Ruhmes wegen; nein, Sie arbeiteten für den Nationalruhm Österreichs, für Josephs Andenken, und so mußte das große Meisterstück aus Ihren Händen hervortreten, das allen Ihren Mitbürgern das freudige Geständniß abzwingt: Joseph der Große habe seinen Künstler gefunden, Sie seyen es werth gewesen der Nachwelt seine Züge in Erz aufzubewahren. Seine Majestät wollen beweisen, wie sehr Sie mit

*) Eigene Worte des würdigen Künstlers.

dem in allen Theilen so wohl gelungenen Monumente zufrieden sind, wie sehr Sie ein so großes Talent schätzen. Sie wollen zugleich den unermüdeten eilfjährigen Fleiß, die Uneigennützigkeit des Künstlers bey Verfertigung seines Werkes belohnen, und bewilligen demselben die lebenslängliche Beybelassung der bisherigen jährlichen drey tausend Gulden, so wie Sie ihm auch seinem Wunsche gemäß den Deutscherbländischen Adelstand mit Nachsicht der Taxen in Gnaden verleihen.

Wien am 17. November 1807. R. Gr. Wrbna.

Roms Gründung und Einrichtung zu einem kriegerischen Staate und sein stufenweises Steigen in dieser Hinsicht.

(Fortsetzung.)

Nun begann eine neue Periode. Die Römischen Adler durchflogen fremde Welttheile, Rom fühlte aber dessen ungeachtet noch einen schwer drückenden Mangel und seine nachtheiligen Folgen; es besaß noch keine Seemacht.

Die punischen Kriege hatten noch gefehlt. Sie kamen, und Rom, welches kaum aus den Trümmern eines an Italiens Küsten vom Sturme zerschmetterten Schiffes der Carthager die Structur desselben erspähte, besaß schnell eine gefürchtete Flotte.

Endlich wurde Hannibal den Römern der letzte Lehrer der Kriegskunde — lehrte sie Tapferkeit mit Schlauheit, Muth mit Klugheit verbinden — und Carthago fiel.

Jetzt ward Asien schon mehr durch den Schrecken des Römischen Nahmens als durch die Macht der Römischen Waffen erobert.

Die Heere blieben nun Jahre lang von ihrem Vaterlande entfernt, und man bekriegte Nationen, nur um Triumphe zu erhalten und Schätze zu erbeuten.

Die Folge davon war, daß die alte Kriegszucht entartete, der Soldat mehr Räuber als Krieger wurde, und der edlere und vermöglichere Bürger diesem entwürdigten Stande sich entzog.

Rom hatte Welttheile besiegt, und wandte nun sein Schwert gegen sich selbst. Die blutigen Bürgerkriege begannen, und die Heere erhielten eine ganz neue Gestalt, da die Urheber dieser verderblichen Zwiste sich gezwungen sahen, in ihre Legionen alles aufzunehmen, wessen sie nur habhaft werden konnten.

Man hatte bisher drey Gattungen von Legions-Soldaten gehabt, Hastaten, Prinzipes, und Triarier. Dieser Unterschied hörte auf. Eine sinnlose Jugend folgte in wildem Taumel den Fahnen eines jeden Feldherrn, sobald das Glück das ihn begünstigte, und nur wenige alte und geübte Centurionen schmückten die zügellosen Heere vergebens. Marius und Sylla wütheten, und Ströme Bluts flossen durch das verödete Italien, und selbst in Roms gräuelvollen Straßen. Diese und die darauf folgenden Bürgerkriege, nebst den Asiatischen Feldzügen waren die Ursachen des Verderbens der Römischen Miliz; denn es kämpften jetzt nicht mehr Bürger für ihr Vaterland, sondern Miethlinge um Sold und Beute, und hingen also nicht mehr am Staate, sondern an ihren Feldherrn, von welchen sie alles zu erwarten hatten, und deren Schicksal auch das ihrige war.

In diesen Truppen glühte daher auch immerwährend ein Geist des Trotzes, der Empörung und des Ungehorsams selbst gegen ihre Feldherren, so daß diese nur durch äußerste Klugheit und Geistesgegenwart sie im Zaume zu erhalten vermochten, und dessen ungeachtet sich von ihnen oft verspottet, verlassen und verrathen sahen, und Krieger, die heute noch die ihrigen waren, am nächsten Tage schon auf der Seite ihrer Gegner erblickten.

Erst unter Augusts Regierung erhielten diese verwilderten kriegerischen Horden wieder Ordnung und bessere Zucht. Die Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, war den Bürgern schon einige Zeit vor August erlassen worden. Dieser Monarch erließ sie endlich selbst den Bundesgenossen, so daß die Heere der Cäsarn fast bloß aus Ausländern bestanden.

Kuffner.

Die Ehen und Ehescheidungen der französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Philipp I. folgte sein Sohn und bisheriger Mitregent Ludewig VI., zugenannt der Dicke, (Le Gros). Er bestieg den Thron im Jahre 1108, in einem Alter von 29 Jahren, ob er gleich schon bey Lebzeiten seines Vaters gesalbt war, so geschahe solches demungeachtet noch ein Mahl, diese Feyerlichkeit ward durch den Erzbischof von Sens verrichtet, weil in der Kirche zu Rheims ein Schisma über eine zwiespaltige Wahl des Erzbischofes statt fand. Ludewig VI. starb zu Paris am 1. August 1137, in einem Alter von ungefähr 60 Jahren, nachdem er 30 Jahre lang nach seines Vaters Philipp Tode regiert hatte. Er ward zu St. Denis beygesetzt.

Im Jahre 1115 vermählte er sich mit Adelaide, einer Tochter des Grafen von Maurienne und Savoyen. Eine Dame, die sehr gerühmt wird, weil sie die Abtey Montmartre gestiftet, und ihre Kinder mit großer Sorgfalt erzogen hat. Denn diese ließ sie alle Morgen und Abend zu sich kommen, und unterrichtete sie selbst in der Frömmigkeit und Tugend. Der König, ihr Gemahl, liebte sie zärtlich, und that ihrentwegen was keiner seiner Vorgänger gethan hatte. Er verordnete nähmlich: daß die Urkunden, Verordnungen und andere dergleichen Denkmahle, nicht allein von seinen Regierungsjahren, sondern auch zugleich von den Jahren der Krönung seiner Gemahlinn datiret werden sollten. Nach dem Tode des Königs verheirathete sie sich wieder mit Mathieu von Montmorency Connetable von Frankreich, und starb im Jahre 1154.

Außer seinem Nachfolger, Ludewig VII., hinterließ Ludewig VI. noch 5 Söhne und eine Tochter, nähmlich Heinrich, er war Anfangs Mönch zu Clairvaux, in der Folge Bischof zu Beauvais, und zuletzt Erzbischof zu Rheims, er starb 1175. Hugo starb jung. Robert, das Haupt des königl. Hauses zu Dreux, dessen Enkel Peter, genannt Mauleclerc, durch seine Vermählung mit Alix, der Erbinn von Bretagne, zum Besitz dieser Grafschaft gelangte; er starb 1188. Philipp, Archidiaconus der Kirche zu Paris, der dem berühmten Peter Lombard das Bisthum dieser Stadt überließ, als er selbst dazu gewählt ward; er starb 1161. Peter, der durch Isabellen, Herr von Courtenai wurde, und dessen Nachkommenschaft beym Ausbruche der Französischen Revolution noch vorhanden war, er starb 1183. Konstantia, die zuerst mit Eustachius

von Blois, der noch bey Lebzeiten seines Vaters, des Königs Stephan, zum König von England gekrönt wurde, und dann mit Raymund dem Sechsten, Grafen von Toulouse, Herzogen von Narbonne und Markgrafen von Provence vermählt war; sie starb 1176. Der älteste Sohn, Philipp, welchen der König die Mitregentschaft übertragen hatte, starb noch vor seinem Vater 1131. Ihm folgte Ludewig VII., zugenannt der Jüngere, (Le Jeune) er bestieg den Thron am 1. August 1137, in einem Alter von 18 Jahren. Man nannte ihn den Jüngern, um ihn von seinem Vater, mit dem er einige Jahre gemeinschaftlich die Regierung führte, zu unterscheiden: er starb zu Paris, den 18. Sept. 1180, in einem Alter von 60 Jahren; auf einer Wallfahrt, die er zum Grabe des heiligen Thomas von Canterbury, um die Genesung seines Sohnes zu erflehen, anstellte, ward er von einem Schlagfluß überfallen. Er fand seinen Sohn bey seiner Rückkunft bereits genesen, verfiel aber selbst in eine Entkräftung, an der er starb. Er wurde in der Abtey Barbou, bey Melun, beygesetzt. Er war zu drey Mahlen verheirathet. Die erste unter seinen Gemahlinnen war Leonore, die einzige Tochter Wilhelm X. Herzogs von Guienne und Grafen von Poitou. Dieser setzte Ludewig im Jahre 1136 auf dem Sterbebette zum Erben ein, unter der Bedingung, daß er seine Tochter heirathen sollte. Eine glänzendere Verbindung konnte kein Französischer Prinz treffen. Ludewig VI. selbst dem Tode nahe, nahm Wilhelms Anerbiethen willig an, gab seinem Sohn einen prächtigen Hofstaat, und ließ ihn nach Guienne reisen, damit er sich dort nebst Leonoren von seinen neuen Unterthanen huldigen ließe. Leonore war 16 Jahr alt, schön und lebhaft. Ludewigs Figur konnte Liebe einflößen, sie gewann ihn auch in der That lieb, aber das Feuer war von keiner Dauer. Bald nach dem Tode seines Vaters, führte sie ihr Gemahl nach Frankreich. Hier war ihm das Ansehn des Abts Suger, Ludewigs VII. vertrautesten Rathgebers, bey ihren Vergnügungen entgegen. Hievon befreyte sie der Einfall ihres Gemahls nach dem gelobten Lande zu ziehen, und sich von ihr auf diesem Kreutzzuge begleiten zu lassen. So sehr der Abt Suger diesen Zug widerrieth, so angenehm war ihm dagegen, als er hierin nachgeben mußte, die Entfernung der Königinn. Er würde, wäre sie in Frankreich geblieben, sie vielleicht als Reichsverweserinn gesehen haben, anderer Seits glaubte Ludewig, der eifersüchtig war, es sey gefährlich, sie aus den Augen zu lassen, auch hofte er, daß sie durch ihren Einfluß über ihren Oheim, den Fürsten Raymund von Antiochien, dessen Gebieth und Stadt das Heer zu berühren hatte, seiner Unternehmung nützlich seyn könnte.

Aber Ludewig veruneinigte sich auf diesem unglücklichen Kreutzzuge mit Raymund, und Leonore nahm Partey für ihren Oheim. Der Fürst von Antiochien hatte das Geheimniß gefunden, ihr zu gefallen, und der König schöpfte bald Verdacht. Übelgesinnte versicherten ihn sogar, die Königinn habe einen strafbaren Umgang mit einem jungen Türken. Über dem ließ Leonore immer mehr Neigung blicken, in Antiochien zu bleiben, jemehr der König auf Entfernung drang. Mit aus diesem Grunde hatte Ludewig ein Gesuch des Fürsten abgeschlagen, und dadurch Gelegenheit zur Uneinigkeit gegeben. Raymund dürstete nach Rache, aber der König entfloh in einer Nacht, und wußte seine Gemahlinn mit sich zu nehmen.

Da der Kreutzzug eine gänzlich unglückliche Wendung genommen, so eilte der König in seine Staaten zurück. Aber das Mißvergnügen über das allzufreye Betragen seiner Gemahlinn begleitete ihn mit dahin. Es war seit dem Vorgang zu Antiochien immer höher gestiegen, so daß sie endlich nicht mehr mit einander umgehen konnten. Als Suger noch lebte, war Ludewig schon Willens, sich von seiner treulosen Gemahlinn zu scheiden, die seine Güte und Geduld auf alle Art mißbrauchte; und sie, die ohnehin Ludewigs Ernsthaftigkeit und übertriebene Frömmigkeit für ihren lebhaften Charakter unerträglich fand, sehnte sich eben so sehr nach einer Trennung. Der weise Minister hielt aber immer noch den König von diesem Vorhaben ab, indem er ihm vorstellte, daß er dadurch das Herzogthum Guyenne verlieren würde, welches Leonore ihm als ein Heirathsgut mitgebracht hatte. Kaum aber war Suger gestorben, so verlor dieser bündige Staatsgrund sein ganzes Gewicht. Ludewig zog seine Ruhe der Vergrößerung des Staates vor, und verschob die Ausführung seines Entschlusses nicht länger, zu Beaugenci ward daher unter dem 18. März, des Jahres 1152, ein Concilium gehalten, und unter dem gewöhnlichen Vorwand einer allzunahen Verwandtschaft seine Ehe mit Leonoren für ungültig erklärt. Zwey Töchter waren die Frucht dieser unglücklichen Ehe gewesen. Marie, sie ward mit Heinrich I., Grafen von Champagne vermählt, und starb 1198. Alix, ward die Gemahlinn Thibauds von Blois, und lebte noch im Jahre 1183. Leonore vermählte sich, nicht lange nach Trennung ihrer Ehe, mit Heinrich, Herzog von der Normandie und Grafen von Anjou, der im Jahr 1154 den Thron von England bestieg, und starb 1204.

Ludewig VII. vermählte sich hierauf mit Constantia, einer Tochter König Alphons VIII. von Castilien, die im Jahre 1160 in der Niederkunft starb. Sie gebar dem Könige zwey Töchter; Alix die jüngere starb in früher Jugend; Margaretha die ältere, hatte erst Heinrich III. König von England, und hernach den König Bela III. von Ungarn zum Gemahl; sie starb 1197.

Vierzehn Tage nach dem Tode seiner zweyten Gemahlinn vermählte sich der König schon wieder, und zwar auf den Rath der Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Baronen des Reichs. Die wahre Ursache war, Ludewig befürchtete, es möchte ihn der Tod übereilen, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Diese dritte Gemahlinn Ludewigs hieß Alix, und war eine Tochter des verstorbenen Grafen Theobalds von Champagne; sie starb im Jahre 1206. Ihre Kinder waren: ein Sohn, Philipp August, der seinem Vater in der Regierung folgte; zwey Töchter, die durch ihre Schicksale in der Geschichte berühmt sind, die eine, mit Nahmen Alix, wurde mit dem Herzog Richard von Guyenne verlobt, der sie aber hernach nicht annahm, weil sein Vater, Heinrich II. König von England in den Verdacht einer unerlaubten Vertraulichkeit mit dieser Prinzessinn gekommen war. Ihr Bruder, der König Philipp August, verheirathete sie darauf an den Grafen Wilhelm von Ponthieu. Agnes, die jüngste, war anfangs dem morgenländischen Mitkaiser, Alexius Comnenus, versprochen; es nahm sie aber hernach Andronicus, der Verwandte und Mörder des jungen Prinzen, zur Gemahlinn. Endlich verheirathete sie sich mit einem bloßen Edelmann, Theodor Branas, Herrn von Adrianopel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In den meiſten neuern Zeitſchriften findet man den echten Nahmen Granada durch Grenada verdrängt; was iſt wohl der Grund? Die Neuigkeiten, die wir aus Spanien erhalten, kommen durch Franzöſiſche Blätter zu uns. Nun glaubt der Deutſche Zeitungsſchreiber ſchon alles gethan zu haben, wenn er das letzte e in a verändert, ohne auf das erſte zu achten; und doch iſt das Wort Granada nur zu viel metamorphoſirt, ſo daß es nicht durch eine neue Reform ſeinen Urſprung gänzlich verläugnen würde. Dieſe Stadt wurde von ihren erſten Einwohnern Garnata genannt, weil in einer Hütte, die am Fluſſe Darro ſtand, ein hübſches Mädchen gefunden wurde, die Garnada hieß. Nachher, als das Wort verdorben wurde, nannte man die Stadt Granada *). Jedoch ſie Grenada zu nennen, iſt gar kein Grund; ſonſt ſollten wir ja auch ſtatt Braſilien (Brésil) Breſilien ſchreiben.

S—g.

.....

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts kamen zwey Engländer mit dem Packetboot zu Calais an, und kehrten dort bey einem Gaſtwirthe mit Nahmens Dulong ein. Sie verlangten einige geräumige und bequeme Zimmer, aßen und tranken faſt immer bey ihm, und ſchienen ſich überhaupt in ihrem Quartiere ſehr zu gefallen.

Sie verzehrten viel, und da ſie gut und richtig bezahlten, ſo wandte der Wirth alle Sorgfalt an, ſo einträgliche Gäſte auf das eifrigſte zu bedienen.

Nach einigen Wochen ließen die Fremden den Wirth zu ſich auf ihr Zimmer rufen:

„Wir dürfen ſobald nicht wieder nach England zurück kehren, hub der eine an, „die Jahreszeit iſt ſchon, die Gegend gefällt uns, und wir haben daher Luſt, hier noch wenigſtens Jahr und Tag zu bleiben; aber es iſt dabey eine Bedingung."

„Unſre Zimmer ſind recht hübſch, doch alle nach vorn heraus, und in Ihrem Hintergebäude ſind keine, die dieſen gleich kommen. Wir geben oft ſpät zu Bette, und ſchlafen dann gern etwas lange. Das Geräuſch auf der Straße ſtört uns im Morgenſchlaf, und, lieber Dulong, wenn man gut leben will, muß man auch gut ſchlafen können."

Dulong wollte ſo gute Kunden nicht verlieren, und fragte alſo, was er thun ſoll, daß ſie künftig in ihrer Ruhe nicht geſtört würden?

„Sie werden uns für ein bischen närriſch halten," nahm nun der andere das Wort, „aber wir haben ſchon einmahl unſre Grillen. Unſre Umſtände ſind ziemlich gut, Sie ſind ein gefälliger Wirth, wir befinden uns wohl bey Ihnen, und es hängt bloß von Ihnen ab, ob Sie uns noch lange bey ſich behalten wollen; ja, vielleicht länger, als Sie und wir ſelbſt jetzt glauben. Würden Sie wohl unſertwegen, verſteht ſich mit uns zur Hälfte, eine nicht ſehr bedeutende Ausgabe übernehmen?"

Dulong hatte ſeit zwey Monathen ſowohl von den beyden Engländern, als auch von ihren Landsleuten, die ſie vielfältig an ſich zogen, beträchtlichen Gewinn gehabt. Er verſtand ſich alſo zu jeder billigen Forderung.

„Die Sache ſelbſt iſt nicht ſchwierig," ſagte darauf der eine, „Sie haben hinter Ihrem Hauſe einen kleinen Garten, den Sie eben nicht zu benutzen ſcheinen. Der wäre uns recht gelegen. Es kommt nur darauf an, daß an der alten Gartenmauer ein kleines Gebäude, gerade groß genug für uns beyde, errichtet wird. Wir wollen die Koſten mit Ihnen zur Hälfte tragen, und wenn wir wegreiſen und Sie verlaſſen, ſo bleibt es Ihr Eigenthum, und Sie können damit ſchalten und walten nach Gefallen."

Der Wirth war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden; er ließ ſogleich einen Bauverſtändigen rufen, den Riß entwerfen, er wurde von den beyden Engländern genehmigt, der Koſtenanſchlag gemacht, und das Gebäude eiligſt aufgerichtet.

Die Fremdlinge zogen ein, und führten ihre alte Lebensart unverändert fort.

Zwey Monathe nachher nahmen ſie von dem Wirthe auf drey Tage Abſchied, um in der Nachbarſchaft einen Beſuch zu einer Jagdpartie zu machen.

Die drey Tage waren verfloſſen, es verſtrichen noch acht, noch vierzehn Tage, aber keiner kam zurück. Der Wirth ward endlich über das lange Ausbleiben ſeiner Gäſte unruhig, und da ſie die Schlüſſel des kleinen Gebäudes mitgenommen hatten, ſo konnte er es nicht anders als mit Hülfe eines Schloſſers öffnen laſſen.

Um ſich keiner Verantwortung auszuſetzen, zeigte er den Verfall der dortigen Obrigkeit an, und dieſe ſchickte eine Gerichtsperſon zu ihm, in deren Gegenwart das Gebäude aufgemacht wurde.

Als Dulong mit der Gerichtsperſon in's Zimmer trat, fand er einen offenen Zettel auf dem Tiſche, folgenden Inhalts:

„Beunruhigen Sie ſich um uns nicht, lieber Dulong. Wir verlaſſen Sie viel zu zufrieden, um Ihnen nicht ein recht herzliches Lebewohl zu ſagen. Sie ſind ein zu gutdenkender Mann, um es uns übel zu nehmen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, wieder zu dem Beſitz eines Theils des Nachlaſſes unſrer Vorfahren zu gelangen."

„Das Haus, das Sie bewohnen, und der kleine Garten hinter demſelben, gehörten vormahls unſrer Familie. Ohne Zweifel wiſſen Sie, daß der Herzog von Guiſe, bey der Einnahme von Calais, das zwey hundert und zehn Jahre lang den Engländern zugehört hatte, dort alle Bürger verjagte. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß einer unſrer Vorfahren den beträchtlichſten Theil ſeines Vermögens, den er nicht fortbringen konnte, in Calais zurück ließ, und in der dicken Mauer ihres Gartens verbarg. Vor ungefähr ſechs Monathen entdeckten wir dieß durch einen glücklichen Zufall in alten Familienpapieren. Sie werden ſich aus der Öffnung in der Mauer, die wir gemacht haben, und aus dem zurückgelaſſenen Kaſten von der Wahrheit unſrer Angabe am beſten überzeugen. Sie werden es nicht unrecht finden, daß wir dieſen Weg einſchlugen, um unſern Zweck zu erreichen. Verzeihen Sie uns unſre Liſt, werther Herr Dulong, und behalten Sie, als ein geringes Merkmahl unſerer Erkenntlichkeit, dieß Häuschen, und die von uns darinn angeſchafften Meubles als Ihr völliges Eigenthum. Stellen Sie übrigens über uns in England keine Nachforſchungen und Unterſuchungen an, ſie würden nur fruchtlos ſeyn. Denn wir ſind Ihnen nicht unter unſerm wahren, ſondern nur unter einem angenommenen Nahmen bekannt. Leben Sie nochmahls recht wohl, lieber Dulong, und behalten Sie uns eben ſo in gütigem Andenken, wie wir Sie nie vergeſſen werden."

M—r.

.....

Als der Geſchwaderführer Mendanna auf ſeiner Entdeckungsreiſe im ſtillen Ocean im J. 1595 ſtarb, übernahm ſeine Witwe Donna Ysabel de Baretos den Oberbefehl, und wagte ſich in die unbekannte gefahrvolle See, um die Salomoniſchen Inſeln aufzuſuchen. Es diente unter ihr der nachher ſo berühmt gewordene Länderentdecker Quiros.

Findet man in den Jahrbüchern des ſchönen Geſchlechts oder des Seeweſens mehrere ſolche Beyſpiele von weiblicher Schiffahrtskunde und Beherztheit?

.....

Wäre es nicht eine wahrhaft rührende, vielleicht heilbringende Feyerlichkeit, wenn jeder Europäiſche Fürſt gleich am Tage ſeines Regierungsantritts die Koſten ſeiner Beerdigung in einer Kirche öffentlich hinterlegen müßte? Zu einer ſolchen Einrichtung war ehemahls jeder Doge von Venedig verpflichtet, und ſelbſt bey den halbwilden Bergſchotten fand (wenigſtens vor 50 Jahren) die ſchöne Sitte Statt, daß die junge Frau gleich nach dem Hochzeittage ſich niederſetzte, und ihren Todtenkittel ſpann.

.....

Nach der Berechnung eines Engländers, Nahmens Standope, braucht jeder entſchiedene Tabakſchnupfer zum Bedienen und Schnäuzen ſeiner Naſe jährlich nicht weniger, als — 36½ Tag. Standope ſetzt nähmlich voraus: jeder ſolcher Schnupfer nehme alle 10 Minuten eine Priſe, und jede Priſe koſte durch das Nehmen, Hinaufheben, Spielen und Wiſchen 1½ Minuten Zeit: 1½ Minuten aus 10 genommen, betrage alſo dieſer Genuß täglich (den Tag zu 16 Stunden gerechnet) 2 Stunden 24 Minuten. — Reicher Stoff zum Nachgrübeln für unſere Staatswirthe neueſten Schlags.

*) Garnata, respecto que en una cueva que estava junto al rio Darro, fué hallada una hermosa doncella que se dezia Garnata ——— despues corrompido el vocablo, se Uamó Granada. — Bibliotheca española. Tomo I. en Gotha 1805.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 25. bis Mittwoch den 30. May 1810.

Das ganze Gemeinwesen, wodurch bisher Europa in allen seinen Theilen lebt, also daß (so lange es besteht) nichts Gutes und Großes von einem Caligula mit Einem Streich ausgerottet werden kann, beruhet auf demselben Gemeingeist und Muth, auf demselben Verstand, welchen damahls die Orte hatten, keines das andere fallen zu lassen, auf einem einfachen kraftvollen Sinn, mit Furcht und Zweifel unbekannt.

Johann von Müller.

(63 — 65.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.
(Fortsetzung.)

II. Abschnitt.
Die Zeit der eiteln Schrecken.

Eilftes Jahrhundert.

Alle Völker, die wir bisher gesehen, hatten jedes zu seiner Zeit, die Übermacht erlangt, durch kriegerische Stärke; in der Folge verweichlichte diese in beständigem Genuß. Theodorich und Carl der Große erregten aller Welt Erstaunen, und verschwanden. Die Angelsachsen hatten gute Könige, aber noch war ihre Insel, ihre Welt. Otto war so glücklich, seinen Nachfolgern zu so vieler Macht auch so viele Geistesgaben zu hinterlassen, um sie vor der Hand zu erhalten, ja, zu erweitern: aber wenn sie auch Alles bezwungen hätten, hätten sie doch nimmermehr Alles in die Länge behaupten können. Den Occident bewohnte eine Menge kleiner Volkerschaften ohne allgemeine Satzungen, die ihre Sitten gemildert hätten, in allzu rauher Kraftfülle, um einem Kaiser zu gehorchen. Selbst ihre eigenen Könige waren ohne Gewalt; wie wenig würden jene Nationen diese anerkannt haben in einem auswärtigen Herrscher. Seine Waffen würden ihre Waffen zu zerstörendem Streit heraus gefordert, seine Gewalt ihre Freyheitsliebe desto mehr aufgestachelt, seinen Gesetzen würden sie die unaustilgbare Liebe zum Herkommen der Väter entgegen gesetzt, seine Auflagen würden ihrem Eigennutz unerschwinglich geschienen haben.

Nichts desto weniger fand sich ein Oberhaupt aller Abendländischen Völker, und sie eilten sogar, sich vor ihm zu beugen. Was Theodorich, was Carl der Große, und die Ottom nicht vermocht, das unternahm der Papst, und führte es aus. Rom erschien noch ein Mahl als die Königinn der Welt. Ohne ein Volk besiegt zu haben, beherrschte der Papst gleichwohl Alle und ihre Könige, weil er's verstand, ihnen zu imponiren. Er galt für den Schlüsselbewahrer des Himmels: vor der Kühnheit seiner Ansprüche verstummten die Geister, die Beherrschung alles Übrigen war ihm alsdann nur ein Spiel. Er breitete dann sein Heer, die Mönche, immer weiter aus, um den menschlichen Geist desto sicherer und für immer niederzuhalten. Auch das neue Rom wählte das Parcere subjectis et debellare Superbos zur herrschenden Maxime. Der Papst bannte und entthronte willkührlich die gegen sein Ansehen widerspänstigen Kaiser und Könige, war überall der Schirm der Mindermächtigen, unterhielt allerwärts Spaltungen und Mißtrauen, auf daß er Niemanden zu fürchten habe, aber Jedermann seiner bedürfe. Seine Macht war bisher unerhört. Die alten Reiche waren gestiftet durch politisches oder militärisches Übergewicht, das seinige verdankte seine Dauer der allgemeinen Unwissenheit. Die größten Päpste hatten selten jenen schlichten gemeinen Sinn. Von mehr als 270, die bis jetzt auf dem heiligen Stuhle saßen, hat man nur von wenigen gute Werke. Diejenigen, die das Übermaß ihrer Forderungen am weitesten trieben, waren die glücklichsten. Daraus können wir lernen, daß weder Geist noch Kenntnisse allein die höchste Gewalt geben, sondern daß fast immer die Stärke der Leidenschaften zu diesem Ziele durchdringt. So fängt denn auch erst mit dieser päpstlichen Oberherrschaft die wahre Barbarey an. Die Blitze des Vatikans, welche die Sterblichen grauenvoll erschütterten, machten die allgemeine Finsterniß nur immer dichter und schwärzer, und schienen endlich sie gar verewigen zu wollen.

Dieses Jahrhundert nennen wir das Jahrhundert Grégor's des VII., (1073) weil er der erste zu gleicher Zeit der Hoheprieſter des Occidents und der König der Könige war.

Die Normannen eroberten England (1066), und stifteten das Königreich beyder Sicilien (1037). In diesem Jahrhundert sind auch, so mag man annehmen, die Isländer nach Grönland übergeschifft, und zu den Landsleuten der Grönländer in Labrador. Die Czaars gaben Gesetze, belebten den Handel, und sendeten nach Ägypten und Syrien, um von dort her Kenntnisse und Künste in ihren fernern Norden zu bringen. Pohlen, Böhmen und Ungarn hatten ihre eingebornen Könige, aber die Russen ausgenommen, zitterten diese streitbaren Völker alle vor dem

wehrlosen heiligen Stuhl, und die entfernteſten zitterten am allermeiſten.

Das zwölfte Jahrhundert ſchien endlich die Folgen dieſer päpſtlichen Weltherrſchaft zu ſpüren. Es war die Zeit der religiöſen Schwärmerey des heiligen Abtes von Clairvaux, Thomas Beckets, der Kreuzzüge, der harten Verfolgungen des Geliebten Heloiſens und Arnolds von Breſſia, welcher Rom von Rom befreyen wollte. Die Gedankenfreyheit ſchien bereits völlig erloſchen, ſo ſehr war ſie unterdrückt. Die beyden Heinriche, Friederich Barbaroſſa, Ludewig der Dicke hatten nur vergebliche Verſuche gegen dieſen Druck gemacht. Man könnte dieſes wohl auch das Jahrhundert der Legenden nennen, und kaum lohnt es der Mühe, von demſelben zu reden (???) Die Papſtsgewalt war ſchrecklicher als jene der verheerendſten Eroberer, denn ſie erſtreckte ihre Gerichtsbarkeit auch noch jenſeits des Grabes. Alles hatte dieſe unſelige Richtung. Als das Römiſche Recht wieder aufgefunden ward, miſchte ſich Aberglauben in den Vortrag und in den Gebrauch desſelben. Als (1139) Alonſo Henriquez das Königreich Portugal gründete, mußte das auf einen Befehl geſchehen ſeyn, den ihm der Heiland geraden Weges vom Kreuze herab ertheilt hatte.

Im dreyzehnten Jahrhundert überſchritt endlich der Römiſche Hof alle Schranken der Mäßigung. Friedecich II. trat auf, weniger furchtbar durch die vereinigte Macht Deutſchlands und Italiens und durch den blendenden Glanz ſeines Ruhmes, der ihn ſelbſt an den Ufern des Nils ſo lang überlebte, als durch die Kühnheit, das Joch des Aberglaubens abzuwerfen, und durch mächtige Ermunterung der Wiſſenſchaften ſeine Hauptſtütze zu brechen. Dieß Beginnen erregte ſolches Aufſehen, daß der Papſt gezwungen war, zu gewaltſamen Maßregeln die Zuflucht zu nehmen. Die Welt erkannte nun ihre Sclaverey. In dem ganzen, in ſchnöde Unwiſſenheit begrabenen Europa regen ſich allmählig Zeichen des Lebens, der ſchwache Anfang des Neuen, das da kommen ſollte.

(1215) Aus dieſem Jahrhunderte ſtammt das Deutſche Staatsrecht. Die Nachfolger Friederichs, durch ſeinen Ausgang geſchreckt, überließen Italien ſich ſelbſt, um nicht immer vor dem Papſt zittern zu müſſen. Die Deutſche Nation, als gewänne ſie neues Leben, ergab ſich der Dichtkunſt; immer der erſte Schritt noch ungebildeter Völker zu höherer Entwicklung. Man ſah viele Städte und Handelsbündniſſe entſtehen. Sachſens Bergwerke waren ergiebiger als zuvor. (1282) Der größte Mann aus dem Hauſe Habsburg gründete ſeine Macht, und verbarg ſie. (1306) Als die alten eingebornen Königsſtämme von Böhmen und Ungarn ausgingen, gewann Öſterreich in dieſen Ländern ſchon überwiegenden Einfluß. (1294) Damahls theilten ſich die zwey Äſte des Pfälziſchen Hauſes. (1248) Aus den Trümmern des alten Thüringiſchen Hauſes bildete ſich die Macht des Sächſiſchen, und die Landgrafſchaft Heſſen. Der Norden des Deutſchen Reichs civiliſirte ſich nach und nach, und die Barbaren lernten gehorchen; denn es gab große Männer in dem Hauſe Braunſchweig, in Pommern und Dänemark. (1230) Preußen, Curland und Liefland erhielten aus den Händen der Deutſchen Ritter Geſetze und das Chriſtenthum; ſeitdem blühten dieſe Länder im hohen Grade.

(1261) Während dieſer Zeit ging die Isländiſche Republik durch ihre Uneinigkeiten zu Grunde; der Handel auf dem Lappländiſchen Meere verlor ſich. (1217) Der Thron der Czaare ward von den Tatären zermalmet; Batu eroberte Rußland, und äſcherte Breslau ein, während ſechs Mahl hundert Tauſende desſelben Volkes über die Chineſen herfielen. (1242).

So verlor der Norden ſeine alte Macht, aber der Süden entwickelte die ſeinige. (1212) Denn die Schlacht, welche alle Spaniſchen Chriſten mit den Mauren bey las navas de Tolosa fochten, entſchied den Fall ihrer Herrſchaft. (1246) Bald darauf kam Alphons X., ein Beſchützer der Wiſſenſchaften und Geſetzgeber Spaniens.

Der Normanniſche National-Geiſt, das Andenken alter Größe, die Meere, welche Freyſtätten, Eroberungen und Reichthum darbothen, der Handel, und der natürliche Hang aller Menſchen zur Freyheit, führten eine Menge von Städten zur republikaniſchen Regierungsform. Ihre Begründung ſchien leicht und nothwendig wegen Entfernung der Kaiſer, und wegen der Zwiſtigkeiten einer Menge von Tyrannen. Die Tapferkeit vermochte alles. Seit dieſe Städte im Beſitze der Freyheit, war ihre Bevölkerung, ihr Reichthum, ihre Bildung, ihre Größe und ihr Glanz erſtaunenswürdig, ihrer Zwietracht ungeachtet, ſo alt und ſo dauernd als die Freyheit der meiſten dieſer Republiken. Man begriff, daß die Italiäner nur die Freyheit brauchten, um von ihrem Clima und ihrem Charakter über alle Nationen erhoben zu werden. So viele Erfindungen und große Unternehmungen findet man in der Geſchichte dieſer Freyſtaaten. Sie haben die erſte Erſchütterung zu allen großen Umwälzungen der nachfolgenden Jahrhunderte gegeben.

Frankreichs Könige fingen an, durch die Anhänglichkeit des Bürgerſtandes mächtig zu werden, den ſie zu erheben wußten, und der hinwieder ihrer bedurfte. Die Tugenden und die adminiſtrativen Einrichtungen des heiligen Ludewigs *) erregten in jedem Franzoſen den Wunſch, ſich an den König wenden zu können, durch ſein Anſehen beſchützt, und von einem ſo weiſen Fürſten beherrſcht zu werden.

Es iſt falſch, daß England immer frey geweſen, aber es iſt wahr, daß den alten Engländern ſtets ein beſonderer Hang zur Freyheit inwohnte. Dieſer ging bey andern Völkern in Leidenſchaft über, bey den Engländern war es ein überlegtes Gefühl, das ſich eben ſo auf die politiſche, als auf die philoſophiſche und ſittliche Freyheit bezog. Daher geſchah es, daß anderswo dieſes Gefühl mit der Rohheit abnahm, in England mit den Einſichten zunahm, daß anderswo die Freyheit in Verachtung der Geſetze, in England in deren Verehrung und Verbeſſerung geſetzt ward. Am Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts befeſtigten die Reichs-Baronen ihre Freyheiten durch die magna charta, (1214), und gegen das Ende desſelben nahmen die Gemeinen Antheil an den Staatsgeſchäften.

So fingen in dieſem Jahrhundert mehrere Mächte an, ſich zu bilden; keine herrſchte, außer dem Papſte; ſelbſt dieſer wankte.

Vierzehntes Jahrhundert. In dem vierzehnten Jahrhunderte hatten die Völker nichts unter einander gemein, als die beſtändige Veränderung ihrer Staatsverfaſſungen.

(1303) Als Philipps des Schönen Abgeſandter einem der hochmüthigſten Päpſte eine Ohrfeige gab, die nicht gerächt wurde, gab dieſer Schimpf ihrer Macht einen heftigen Stoß.

*) Die ſo genannten Etabliſſemens de S. Louis.

Der Hof ward nach Avignon verlegt; der Norden fand darin nicht die apoſtoliſchen Tugenden, und nahm Ärgerniß. Der Papſt hatte ein Land verlaſſen, worüber er Herr war, um eines andern willen, worin er es nicht war. Als die Kaiſer nicht mehr an Italien zu denken ſchienen, glaubte der Papſt nichts mehr befürchten zu müſſen. In dieſer unklugen Beruhigung vergaß er das Intereſſe des Papſtthums, der kleinlichen Vortheile einiger Anverwandten wegen, die er zu bereichern trachtete. Wenn die Großen vergeſſen, was ſie ſind, und wie Privaten handeln, iſt alles verloren. — Die Eiferſucht der verſchiedenen Mönchsorden war ſchwer zu bezähmen. Der Papſt machte ſich unter ihnen Feinde, die um das Geheimniß ſeiner Macht mußten. — Die Franzöſiſchen und Italiäniſchen Cardinäle konnten ſich nicht vereinigen; (1378) es gab zwey Päpſte, bald darauf drey. (1409) Die Vorwürfe, womit ſie ſich überhäuften, verminderten die Meinung, die man von ihrer Heiligkeit hatte. Der Fanatismus hat mehr als alles Übrige, ſeine Zeitgränze. Drey hundert Jahre Verehrung mußten den Eifer der Gläubigen erſchöpfen.

Deutſchland verlor damahls ſeine ganze Macht, weil die Kaiſer, ſo wie die Päpſte nur an ihren eigenen Vortheil dachten. Daraus entſtand ein Wettkampf mehrerer großer Häuſer; die goldene Bulle beſtimmte ihre Rechte. (1356) Als die Gelehrten über die Diſtinctionen ihres Deutſchen Rechtes alles Übrige vergaſſen, unterlag ihr Geiſt dieſer Erudition; man vergaß ſogar die Staatsverfaſſung, um über ihre Formen zu ſtreiten. Die alten Germaniſchen Sitten wurden von einigen Fürſten bewahrt, die von dieſem tiefen Wiſſen ſehr entfernt waren.

(1291) Als die Kaiſer nicht mehr die Beſchützer des Reichs waren, entſchloſſen ſich Völkerſchaften, die unter ihrem Schutze gelebt hatten, und ſich der Raubſucht der Großen preis gegeben ſahen, ihr Schickſal zu verbinden, und alte Tugenden der Fremdlingsmacht entgegen zu ſetzen. Seit dieſer Zeit ſchmeichelten und fürchteten dieſe Völker Niemand, verlangten weder Krieg noch Frieden, und wurden niemahls in ihrem eigenen Lande überwunden. Während die ganze Welt ſich umgeändert hat, kennen ſie nur immer noch vom Hörenſagen die Steuern, die Höfe, und das Fremdlingsjoch, und leben noch heut zu Tage in ihrer alten Freyheit; es ſind die Schweizer.

Zu gleicher Zeit, als das Deutſche Reich von dem übrigen Europa auf dieſe Weiſe abgeſöndert ward, befeſtigten ſich die Reiche von Hungarn, Pohlen, und Böhmen unter Fürſten, die ſie zu beherrſchen, zu vertheidigen und auszudehnen vermochten.

Die Czaare machten fruchtloſe Anſtrengungen; ſie wurden gezwungen das Joch der Tataren zu tragen.

(1396) Schweden ward von den Dänen unterjocht; Norwegen gehorchte ihnen ſchon; aber Schwedens Unglück war nur dem Fehler der Könige zuzuſchreiben; dieſe haben oft ihre Völker zu Grunde gerichtet.

(1338) England hatte auf die Welthändel Einfluß, weil es die ganze Macht der Franzöſiſchen Könige beſchäftigte. Eduard III. beherrſchte ſein Volk mit ſo vielem Ruhme, daß es nicht nöthig zu haben ſchien, von ſeiner Freyheit Gebrauch zu machen. Europa bewunderte des Halifax Sternkunde, des Duns Spitzfindigkeit, Occams Kühnheit, und Bradwardin's Tiefſinn; der Britte ſchien zu Nachforſchungen und kühnen Unternehmungen hingezogen.

Am Anfang des Jahrhunderts ſtand Frankreich unter Philipp dem Schönen, der ſich ſchon mächtig genug fühlte, um Ausſchweifungen der Tyranney zu wagen; er verbarg dieſen Geiſt unter dem Schleyer der Hofformen, und hatte nur ſeinen Willen zur Richtſchnur. In der Folge vermehrten die Schwierigkeiten in der Thronbeſteigung des Valoiſiſchen Hauſes die Ergebenheit der Franzoſen in den Willen ihres Fürſten. Die Valois, der Geſammtkräfte ihres Volkes bedürftig, waren eifrig, ihm zu gefallen, und zwar Carl V. (1564) aus Regierungsgrundſätzen; er war einer der erſten Könige, welcher deren gezeigt hat, und ohne Blutvergießen zu ſiegen wußte.

So intereſſant dieſes Jahrhundert in Beziehung auf verſchiedene Nationen geweſen iſt, ſo ſchwer hält es, ihm in dem Europäiſchen Hauptgemählde Intereſſe zu verſchaffen. Alle Staaten waren Inſeln ähnlich; und ungeachtet der großen Staatserſchütterungen findet man darin keine allgemeine Tendenz. (1380) Nur der Freyſtaat Venedig, damahls in dem Zeitlaufe ſeiner Größe, gab den erſten Gedanken zu Länderentdeckungen; dieſe haben die Welt umgeſtaltet. Venedig war der bemerkenswertheſte aller Staaten, wegen des Handels, womit er Indien, Ägypten, Italien, die Schweiz, Frankreich und Flandern verkettete. Die Hanſeeſtädte beſchäftigten ſich nur mit der Überführung der Waaren; die Flandriſchen und Italiäniſchen Städte verfertigten ſie; die erſtern waren auf jenes allein beſchränkt; letztere waren überdieß noch mächtige Freyſtaaten; daher geſchah es, daß Venedig und Florenz darum nicht zu Grund gingen, als der Welthandel umgewälzt wurde, und es bedurfte ganz andere Urſachen, um den Glanz der Flandriſchen Städte zu verdunkeln. Mehrere Deutſche Städte gingen dadurch plötzlich zu Grunde, und man kennt ſogar die Lage einiger der berühmteſten unter ihnen nicht mehr. Dieß beweiſet, daß der Staat die Quelle ſeines Reichthums in ſich ſelbſt ſuchen ſoll. Wer alles entbehren kann, iſt reicher als jeder, der von Andern abhängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Züge.

A. F. Fourcroy

(geb. 15. Jun. 1755, geſt. 16. Dec. 1809.)

Anton Franz Fourcroy, lebenslänglicher Staatsrath, Reichsgraf, Commandant der Ehren-Legion, General-Director des öffentlichen Unterrichts, Mitglied des National-Inſtituts und Profeſſor der Chymie an den mediciniſchen und polytechniſchen Schulen und am Muſeum der Naturgeſchichte — war zu Paris von armen adeligen Ältern geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle des Apothekers beym Herzoge von Orleans. Von ſchwächlichem Körperbau, war Hr. Fourcroy in ſeiner Jugend oft kränkelnd. Im ſiebenten Jahre ſtarb ihm ſeine Mutter, die ihn zärtlich gepflegt hatte. Dieſer Verluſt zerriß ſein Herz, und man hatte Mühe, ihn in ſeiner Verzweiflung davon abzuhalten, ſich in die Grube zu ſtürzen, welche die geliebte Leiche decken ſollte. Im neunten Jahre ward er ins Collège d'Harcourt gebracht, wo er im vierzehnten ſeinen Studien-Curs vollendet hatte. Durch lebhaften Geiſt, muntere Laune, vortreffliches Gedächtniß und leichte Faſſungskraft

unterschied er sich von seinen Mitschülern; aber er mißbrauchte die herrlichen Gaben, und überließ sich regellosen Zerstreuungen.

Sein Vater hatte inzwischen seine Stelle aufgegeben, und lebte in dürftigen Umständen. Der junge Fourcroy, stets kränkelnd und schwächlich, fühlte die Nothwendigkeit eines Berufes, unentschlossen, welchen er wählen sollte. Seine Liebhaberey für Musik und Dichtkunst, und seine Versuche in Theater-Stücken führten ihn auf den Gedanken, Schauspieler zu werden. Bereits waren alle Einleitungen dafür getroffen, als glücklicher Weise das Mißgeschick eines seiner Freunde, der ihn auf die schlüpfrige Laufbahn hinzog, und ihm darin vorgegangen war, der Neigung zum Theater auf immer ein Ende machte.

Müßig konnte er jedoch nicht bleiben. Er wollte sich jetzt dem Handel widmen, nahm Schreibunterricht und beschäftigte sich mit dem Wechsel-Studium. Ein seiner Familie befreundeter Kanzelleybeamter verschaffte ihm ein kleines Amt, wodurch er in Verbindung mit Schreibstunden, die er in Privat-Häusern ertheilte, sich eine tägliche Einnahme von neun Franken erwarb. Dieß dauerte zwey Jahre. Jetzt ward eine Stelle in der Kanzelley erledigt, auf die Hr. Fourcroy durch seine Arbeit und seinen Fleiß sich gegründeten Anspruch erworben hatte. Man überging ihn, um einen Neueingetretenen zu begünstigen. Empfindlich über diese Kränkung verließ er seine Schreibstube, um nie dahin zurück zu kehren; allein jetzt befand sich der junge Mann ohne Stand und Vermögen, voll Leben und Thätigkeit, zum dritten Mahle in Verlegenheit und Ungewißheit über die Laufbahn, die er sich wählen sollte. Dieser Zeitraum fällt in die Jahre 1770 bis 1772.

Eben damahls war glücklicher Weise für Hrn. Fourcroy der berühmte Vicq-d'Azyr Kostgänger seines Vaters geworden. Diesem entging im vertrauten häuslichen Umgange des Jünglings Geist, und was er in den Wissenschaften leisten könnte, nicht. Vicq-d'Azyr hatte kurz zuvor seine Studien beendigt, sein Ansehen und sein Ruf nahmen täglich zu. Das Beyspiel, die Rathschläge, die Aufmunterung und die Unterstützung, die er Fourcroy darboth, entschieden diesen, sich der Arzneykunst zu widmen. So wie sein Entschluß gefaßt war, so wurden nun auch sein Fleiß und seine Anstrengung gränzenlos. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Anatomie, der Chymie, der Botanik und der Naturgeschichte. Zwey Jahre später übersetzte er die Schrift Ramazzinis von den Krankheiten der Künstler, und begleitete sie mit Anmerkungen, welche den Eingeweihten in die neuesten Entdeckungen der Scheidekunst bezeichneten.

Fourcroys erste Arbeiten waren unter den Auspicien der königlichen Gesellschaft der Arzneykunst erschienen, welche auf Herrn Vicq-d'Azyrs Veranlassung im Jahre 1776 zu Stande kam; dieser Umstand versetzte jenen in ein seltsames und schwieriges Verhältniß gegen die Facultät. Diese nähmlich sah die neue Gesellschaft mit scheelem Auge und als einen Eingriff in ihre Rechte an, und die Ärzte, welche in die Gesellschaft übergetreten waren, behandelte sie als Rebellen und Abtrünnige. Im Besitzthume der akademischen Würden glaubte sie durch strengere Maßnahmen bey ihrer Ertheilung an die Candidaten die alte Disciplin zu handhaben und ihre gekränkten Rechte herzustellen. Während dieser Kampf eben am lebhaftesten geführt wurde, sollte im Jahre 1778 ein Stipendium vergeben werden, welches dem würdigst befundenen unter den Studierenden die akademischen Würden unentgeldlich verschaffte. Fourcroy, der alle Bedingnisse für die Zulassung erfüllt hatte, ließ sich zu den Prüfungen einschreiben, und übertraf in jeder Hinsicht seine Concurrenten; aber als ein Günstling Vicq-d'Azyrs ward er zurück gewiesen, und man freute sich, in seiner Person die ganze königliche Gesellschaft demüthigen zu können. Der Dr. Bucquet versuchte umsonst, die Schande seiner Collegen zu tilgen, indem er ihnen vorschlug, die Kosten für Fourcroys Aufnahme zusammen zu legen; sie wollten davon nichts hören, und glaubten sehr großmüthig zu seyn, wenn sie sich dazu verständen, ihn mit der für dürftige Studierende gebräuchlichen Formel usque ad meliorem fortunam zuzulassen. Dieß schlug nun aber Fourcroy hinwieder aus; er beendigte seine Studien, unterwarf sich allen Prüfungen, und fand bey seinen Freunden hinlängliche Unterstützung, um alle Kosten zu zahlen. Im Jahre 1780 erhielt er denn also die Doctorwürde; aber Docteurrégent (der Zusatz berechtigte zu öffentlichem Lehramte) sollte er nicht eher heißen, bis er der Facultät das Gelübde gethan hätte, jene Verbindung mit der königlichen Gesellschaft abzubrechen. Dieß war nun zu bunt: Fourcroy gelobte zwar, was man so unbesonnen forderte, er blieb dabey aber nicht minder einer Gesellschaft treu, die ihn früher durch die Aufnahme unter ihre Mitglieder geehrt hatte.

Die Ausübung seiner Kunst und die Chymie beschäftigten ihn jetzt mehrere Jahre hindurch. Er war Armenarzt, an des Doctors Cocquerau Stelle, in den dürftigsten und volkreichsten Vorstädten St. Laurent und St. Marceau. Seine chymischen Vorlesungen wurden überaus zahlreich besucht, und sein glänzendes Lehrtalent hatte ihn schon sehr berühmt gemacht. Im Jahre 1784 starb Macquer, und die Lehrstelle der Chymie am königl. Garten ward von Buffon, dem ihre Vergebung zustand, auf die Empfehlung des Herzogs von Larochefaucauld, an Fourcroy übertragen. Ein Jahr später erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, wo er anfänglich in der Abtheilung der Zergliederer, nachher aber freylich passender in jener der Scheidekünstler Platz nahm.

Die Wissenschaft erhielt damahls eine gänzliche Umgestaltung. Lavoisier hatte einen Verein der trefflichsten Köpfe um sich gebildet: Condorcet, Laplace, Monge, Berthollet, Vicq-d'Azyr, Baume, Vandermonde, Poullerier de la Salle u. a. m. Ihnen trug er seit dem Jahre 1778 die zahlreiche Reihe seiner folgenreichen Entdeckungen vor. Fourcroy erhielt im Jahre 1782 daben Zutritt. Vier Jahre später ging aus eben diesem Vereine, und im Einverständnisse mit dem Hrn. v. Morveau, die reine wissenschaftliche Nomenclatur hervor, welche, auf das Wesen des neuen Systems gegründet, demselben hinwieder schnellere Ausbreitung, längere Dauer und höheren Glanz verhieß. Im Jahre 1787 machte Fourcroy die Resultate der denkwürdigen Arbeit auf eine ihrer sehr würdige Weise bekannt.

Man will hier weder ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften geben, die Hr. Fourcroy in schneller Folgenreihe erscheinen ließ, und die auf Arzneykunst, Naturbeschreibung und Scheidekunst Bezug haben, noch die Verbindungen aufzählen, in welche er mit einer großen Zahl, durch Rang und Wissenschaft berühmter Männer gerieth; es mag die Bemerkung

hinreichen, daß der Ruhm seiner wundervollen Redekunst (son admirable talent à manier la parole), welchen ganz Europa anerkannt hat, den höchsten Gipfel erreichte, und daß jede seiner öffentlichen Vorlesungen, im königlichen Garten, in der Ecole d'Absort, in den Sälen des Lycäums, oder in seinem Laboratorium, davon ein neuer und stets glänzenderer Beweis ward.

Einem Manne von so ausgezeichnetem Ruhme und Verdienste konnten die Ereignisse der Revolution nicht fremd bleiben. Die Theilnahme, welche Hr. Fourcroy, als Mensch, als Bürger, als Gelehrter, daran äußerte, war groß und lebhaft, und mit Enthusiasmus ergriff er jede schönere Hoffnung. Auf den politischen Schauplatz drängte er sich nicht hin, und nur erst im J. 1792 ward er als Mitglied des Wahl-Corps von Paris zum fünften Suppleanten für den National-Convent gewählt. Ein Jahr später, und geraume Zeit nach des Königes Tode, erfolgte sein Eintritt in diese Versammlung. Seine Thätigkeit blieb eine lange Weile auf die Arbeiten des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht beschränkt. Nur zwey Mahl trat er während dieses ersten Jahres in der Versammlung als Redner auf: das eine Mahl im Nahmen des Ausschusses, um einen Beschluß für die Erzielung der gleichen Maße und Gewichte zu empfehlen; das andre Mahl, um in eigenem Nahmen über den öffentlichen Unterricht zu sprechen. Den akademischen Einrichtungen und den lebenslänglichen Stellen abgeneigt, empfahl er damahls die Maxime des Laissez faire, und die Aufmunterung des Verdienstes, wo es sich immer finden möge, durch Ehre und Belohnung. Den politischen Debatten blieb er fremd, und die bescheidene Offenheit, mit welcher er sein Stillschweigen, diesen besten Beweis seiner von Ehrsucht reinen Bestrebungen, bey den Jacobinern, die ihm darüber Vorwürfe machten, vertheidigt hat, mag man in seiner eigenen Sprache lesen *).

Wie nach Robespierre's Sturze der Heils-Ausschuß neu besetzt ward, erhielt Fourcroy eine Stelle in demselben, und damit die besondere Aufsicht und Leitung des Artillerie-Wesens. Aber auch jetzt blieben es immer nur wissenschaftliche Gegenstände, die ihn beschäftigten; die Ecole centrale des travaux publics, aus welcher später die Ecole polytechnique hervor ging, die drey großen Ecoles speciales de médecine, die Ecole normale, verdankten ihm guten Theils ihr Daseyn; seine Berichte über diese Anstalten, so wie jene über die Fabrication des Salpeters, über die Gärbereyen von Seguin u. s. w., müssen ihm stets zur Ehre gereichen. Er setzte inzwischen seine Vorlesungen fort, und als im J. 1795 ein Partyblatt ihm den Vorwurf machte, daß er die gehäuften Besoldungen von fünf verschiedenen Stellen (als Mitglied der Legislatur und des Instituts und als Professor an der Ecole polytechn., an der Ecole de santé und am Lycäum), mit jährlichen 24,650 Fr. beziehe, da erklärte er alsobald: „Auf bestimmte Verläumdungen halte er es für Pflicht zu antworten, während er unbestimmte Anklagen nur verachten könne: die Zeugnisse der Administratoren der vier Institute, die er drucken ließ, würden darthun, daß er seit drey Jahren seine Stellen ohne Besoldung bekleidet, und einzig den Gehalt als Mitglied der Legislatur bezogen, mithin dem Staate wenigstens dasjenige erspart habe, was andere an diesen Stellen gekostet hätten."

Aus dem Convente trat Fourcroy in den Rath der Alten über, und er widmete die nunmehrige größere Muße der Ausarbeitung seines Système des connoissances chimiques, (10 Bände in 8.), diesem schönsten Denkmahle, welches bis dahin der Französischen Scheidekunst ist errichtet worden. Wenige Wochen nach der Revolution des 18. Brumaire berief ihn der erste Consul zu sich ins Luxemburg, und noch am Abend des nähmlichen Tages ertheilte er ihm Sitz im Staatsrathe. Aufgemuntert durch diese Beweise des ehrenvollsten Zutrauens, setzte Hr. Fourcroy seine früheren Arbeiten über den öffentlichen Unterricht weiter fort, und er arbeitete den umfassenden Plan aus, der nachher vielfältig umgearbeitet, und durch die Einsicht und Klugheit des erhabenen Hauptes der Regierung, in seinen einzelnen Theilen abgeändert und modificirt — in Vollziehung gebracht ward. Nachdem die Leitung dieses wichtigen Verwaltungszweiges während einiger Zeit dem Grafen Roederer anvertraut war, gelangte sie wieder an Hrn. Fourcroy zurück. Die Stelle des General-Directors des öffentlichen Unterrichts verpflichtete ihn während der Jahre XI und XIII (1802 und 1804), für die Einrichtung der Lycäen einen Theil der Departements zu bereisen. Unparteyische Gerechtigkeit und ein humaner Sinn leiteten seine Auswahl der Lehrer sowohl, als der auf Kosten des Staates zu unterrichtenden Schüler. Seine Thätigkeit und sein Eifer haben den Flor der Schulen, so viel es die Umstände gestatten konnten, befördert: mit der Errichtung der kaiserlichen Universität ging sein Ministerium in die Hand ihres Großmeisters, des Grafen von Fontanes, über.

Die Gesundheit des Hrn. Fourcroy war durch so mannigfache Anstrengungen und Arbeiten erschöpft geworden. Ein nur selten unterbrochenes Gefühl von Schwäche und Beklemmung drückte ihn nieder. Er verglich den Schmerz in seiner Brust einer Kralle von Eisen, die ihm das Herz zerreisse, und sein Schlaf ward durch krampfhaftes Herzklopfen und furchtbare Erstickungsanfälle oft mitten in der Nacht verdrängt. Die Krankheit stieg immer höher, und sie täuschte den Kranken nicht. Mit Ergebung und Entschlossenheit sprach er von seinem nahen Ende, und am 16. Dec. 1809 früh 9 Uhr, nach ein Paar Stunden leichter Arbeit und ruhiger Unterhaltung, entriß ihn ein Schlagfluß seiner Familie und seinen Freunden. Er starb, als er eben neue Beweise der Großmuth und des Vertrauens des Kaisers erhalten sollte.

Dieß ist die Skizze des Lebens eines Mannes, der Frankreich zum Ruhme gereicht hat. Eine umständlichere Darstellung wird ihren Platz an der Spitze der vollständigen Sammlung seiner Werke finden. Es sey hier einzig vergönnt, noch einen

*) Je n'entrerai pas dans le détail de la continuité de mes travaux depuis mon enfance. Je dois la facilité de m'exprimer autant à l'art qu'à la nature. Si cette facilité a été remarquée dans mes cours de médecine, je la dois à l'étude approfondie que j'ai faite de mon état pendant plus de 20 ans. Après ces 20 ans de travaux, je suis parvenu en professant la médecine à nourrir mon père et mes soeurs. J'ai parlé à la Convention toutes les fois que j'ai cru pouvoir y dire quelque chose d'utile: mais l'étude des sciences et des arts ne m'a pas permis de m'occuper également de politique et de législation; et j'ai cru que le sage ne devoit point parler de choses qu'il ne connoissoit pas parfaitement, mais au contraire se renfermer dans son état. (Moniteur, 12. Dec. 1793.)

Augenblick bey demjenigen Theile seines Ruhmes zu verweilen, dessen Andenken nicht erlöschen wird. Fourcroy war zum Redner geboren, und er hat sein natürliches Talent zur höchsten Vollkommenheit erhoben. Ordnung, Klarheit und Ausdruck, alle Eigenschaften des Redners, besaß er in gleicher Vollkommenheit. Sein Vortrag hatte Zauberkraft. So wie er den Mund öffnete, fühlten Herz und Geist der Zuhörer sich mächtig ergriffen. Die zartesten Erscheinungen, die tiefsinnigsten und verworrensten Sätze, erhielten durch seinen Vortrag eine zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreissende Klarheit und Einfachheit. Sein lebhafter, leichter, abwechselnder, zierlicher und dabey doch sehr ungekünstelter Ausdruck schien jedes Hinderniß spielend zu beseitigen, und gleichsam im Fluge den Schleyer abzuheben, der die Natur der Dinge verhüllt. Denkt man sich dazu das Gewicht der zum Theil neuen Gegenstände des Vortrages, den Wohllaut der biegsamsten Stimme, und das lebendige Spiel einer ausdrucksvollen Physiognomie des Redners; so vermag man es einiger Maßen, sich von der wunderbaren Kraft jener, ich möchte beynahe sagen, dramatischen Vorstellungen einen Begriff zu machen. Man verließ den Hörsaal mit Eindrücken, wie diese letztern sie zu geben vermögen: der Geist fühlte sich von Wahrheiten, das Herz von Bewunderung getroffen, und dem Ohre schmeichelte noch immer die erhabene Harmonie der Rede, der man nicht satt ward, weil sie unerschöpflich zu seyn schien.

Ein in dieser Vollkommenheit bisher unbekanntes Talent hat der Scheidekunst vielleicht größere Dienste geleistet, als es die glänzendsten Entdeckungen thun konnten. Die Wissenschaft ward eine Lieblingssache und gewisser Maßen das Idol des Publicums. Man war erstaunt, Reihe und Wunder zu finden, die man da nicht vermuthet hatte, und deren magische Kraft durch die Beredsamkeit Fourcroy's noch erhöht ward. Auch fand sich sein Hörsaal, wo er ihn immer wählen mochte, nie groß genug für die Menge der Zuhörer. Man sah Männer, welche die ersten Staatswürden bekleideten, oder die dem Throne zunächst stehen, auch fremde Fürsten, sich als seine Zuhörer aufzeichnen, seine Werkstätte besuchen, und mit ganz Paris das Entzücken und die Bewunderung theilen, deren Niemand sich enthalten konnte. Es mag auch nicht minder bemerkenswerth seyn, daß Hr. Fourcroy am nähmlichen Tage, und in nicht sehr von einander entfernten Stunden, seine Vorträge in der Ecole de Médecine, im Lycäum und im Pflanzengarten hielt, und immer mit gleicher Leichtigkeit und Zuversicht, mit gleicher Fülle und gleichem Glanze des Talentes.

Es bleibt noch übrig, ein Wort von dem Charakter des Hrn. Fourcroy zu sagen. Man hat sehr ungleich über ihn geurtheilt. Sein lebhafter und heftiger Geist, und das Ungestüm seiner ersten Empfindungen konnten Blößen geben; aber sein Herz war der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und den heiligen Pflichten der Freundschaft stets offen und treu ergeben. Nie haben Ruhm und Würden ihn der Einfachheit häuslicher Sitten und den Gefühlen seiner ersten Neigungen entfremdet. Den Einfluß, den er als Staatsmann genoß, und den Antheil, den er an der öffentlichen Verwaltung hatte, wandte er anders nicht, als zum allgemeinen Wohle, zum Dienste seiner Freunde, und zur Tröstung des Unglücks an. Tausende von Hausmüttern erkennen in ihm ihren Beschützer, ihren Retter und Wohlthäter. Dieß sind die Stimmen, die man aufrufen muß, wenn eine Rechtfertigung nothwendig seyn könnte.

Fourcroy's Körper ist in einen bleyernen Sarg verschlossen worden. Man hat an seiner Brust eine Kette von Platina befestigt, an der auf einer Platte von gleichem Metall sein Nahme und seine wichtigsten Schriften verzeichnet sind, um gleichsam die Überreste eines um die Menschheit verdienten Mannes der frommen Achtung der Nachkommen zu empfehlen.

Attila und die Azimunter.

Den besten Staat, wie die beste Frau, erkennt man, nach dem bekannten Distichon, daran, daß man von beyden nicht spricht. Für den ersten Theil der Behauptung geben die Einwohner der kleinen Thracischen Stadt Azimus, an der Illyrischen Gränze, einen glänzenden Beweis. Die Geschichte nennt ihren Nahmen nur ein Mahl, und die Welt erfährt ihr Daseyn nur in der Nachricht von ihrem bewundernswerthen Muth, der sie über alle Städte ihrer Zeit hoch erhob, und ihrem Nahmen ewigen Ruhm sicherte.

Attila hatte mit seinem ungeheuren und siegreichen Heere schon die Römischen Gränzfestungen in Illyrien erobert, viele der volkreichsten und blühendsten Städte von Grund aus zerstört, und die Länder vom schwarzen Meere an, bis an das Adriatische verwüstet und mit seinen Hunnen überschwemmt, als Kaiser Theodosius II. noch ruhig zu Constantinopel unter Andachtsübungen und Vergnügungen lebte, ehe den traurigen Zustand seines Reichs zu ahnden, oder auf Vertheidigung gegen den unaufhaltsam vorwärts dringenden Feind zu denken. Aufgeschreckt endlich durch die laut werdenden Besorgnisse der Einwohner in der Residenz, und durch die furchtbaren Nachrichten von den Verwüstungen der Barbaren, die sich nicht mehr dem Kaiser verbergen ließen, zog er aus den entlegensten Theilen seines Reichs eine Macht zusammen, der Macht Attila's gleich, und fähig, dem vordringenden Feind die Spitze zu biethen. Stolz auf den alten Ruhm Römischer Waffen, rückte die Armee unter drey Anführern gegen Attila aus. Die Feldherrn trotzten auf die bewährte Kriegskunst des unüberwundenen Cäsars, die Soldaten auf ihre Menge, und die seit Jahrhunderten berühmte Römische Disciplin. Allein der Römische Nahme hatte den Römischen Geist überlebt. Attila vernichtete in drey Schlachten das große Römische Heer, dessen Feldherren des Befehlens so ungewohnt waren, als die Soldaten des Gehorchens, und zog, Verwüstung überall verbreitend, gegen Constantinopel. Siebenzig Städte des Morgenländischen Kaiserthums wurden der Erde gleich gemacht. Brand und Blut bezeichneten überall den Weg des Siegers, und die aufsteigenden Flammen leuchteten bald mit ihrem fürchterlichen Schein bis in die Straßen der kaiserlichen Residenz.

Constantinopel war durch unbezwingliche Mauern beschützt, und both dem kaiserlichen Hof einen sichern Aufenthalt, allein auch die Natur schien an dem großen Ereignisse der Zeit mitwirken zu wollen. Ein gewaltiges Erdbeben vermehrte die Schrecken in der Kaiserstadt. Ganze Landstrecken versanken, das Meer entriß sich seinen Ufern, Berge stürzten zusammen. Constantinopel litt mehr, als die andern we-

niger festen Städte; acht und funfzig Mauerthürme fielen durch die Gewalt des Erdstoßes, und die Öffnung der Mauer hätte einem siegenden Heere ohne Widerstand freyen Einzug gebothen. Man eilte zwar, die Festungswerke herzustellen, aber den Lehrern der Kirche galt dieses Unglück als Zeichen des zürnenden Himmels, welcher beschlossen habe, die Stadt in die Hände fremdsprechender, abgöttischer Barbaren zu geben. Das Volk verlor den Muth. Theodosius, verlassen von fremder Hülfe, welche die selbstsüchtige Politik des Abendländischen Kaiserthums versagte, und zu unkriegerisch, um ein neues Heer aus seinen weiten Staaten zu sammeln, und dem Feind entgegen zu gehen, entschloß sich zu einem demüthigenden Frieden mit Attila. Seine Bedingungen waren: Übergabe eines langen, funfzehn Tagereisen breiten Stück Landes an der Donau: Auszahlung von sechs tausend Pfund Goldes als Ersatz der Kriegskosten; Erhöhung des bisherigen jährlichen Tributs von siebenhundert Pfund Gold auf zwey tausend Pfund; unentgeldliche Zurückgabe aller gefangenen Hunnen, Loskaufung aller Römischen Gefangenen um den Preis von zwölf Goldstücken für den Kopf, und Auslieferung aller Hunnischen Flüchtlinge und Überläufer, ohne Hoffnung auf Begnadigung.

Leichter waren diese Bedingungen zugestanden, als erfüllt. Die Abgaben, durch welche Attila's Forderung befriedigt werden konnte, gingen sparsam ein, und auf dem langen Weg, aus der Hand des Gebers, bis in die Casse des letzten Empfängers, ging der größte Theil der Summen verloren. Ungeheure Erpressungen drückten daher das, durch den Reichthum der Günstlinge verarmte Land, und die urväterliche Pracht alter Familien, der glänzende Schmuck der Frauen und das Bedürfniß der Armen wurde öffentlich verkauft, um die Forderung des Überwinders zu befriedigen, und dem schwachen Kaiser Thron und Schätze zu erhalten. Drückender noch war die Auslieferung der Überläufer, welchen man Schutz versprochen hatte, ohne sie jetzt vor dem martervollen Schicksale, das ihrer bey Attila wartete, anders, als durch zuvorkommenden Tod schützen zu können.

Das ganze Reich litt unter dieser allgemeinen Noth. Die einzige Stadt Azimus verweigerte ihre Theilnahme an dem schimpflichen Frieden, wie an seinen Bedingungen. Seit dem Einfall der Hunnen hatte diese Stadt, ohne auswärtige Hülfe, bloß durch tapfere Entschlossenheit ihrer Einwohner, der Verheerung des Feindes widerstanden. Während die andern Illyrischen Festungen die Annäherung des Feindes, in träger Ruhe auf des Kaisers Armeen hoffend, erwarteten, fielen die muthigen Azimunter aus ihrer Festung aus, und der, durch schnelle Tapferkeit und kluge Gewandtheit überraschte Feind mußte jedes Mahl der kleinern Zahl mit großem Verlust weichen. Der Muth lockte die Muthigen in der Stadt, und den Verlust im Gefecht ersetzten bald die Bewunderer des Sieges. So ward Azimus den Hunnen furchtbar, und die große Kaiserstadt der kleinen Gränzfestung entbehrlich.

Nach geschlossenem Frieden forderte Theodosius von Azimus den Beytrag an Geld, und Attila die Auslieferung der Überläufer und Gefangenen. Beydes verweigerten die Azimunter, ihr Recht zur Verweigerung durch kräftige Ausfälle auf die Hunnen beweisend, die noch immer die Stadt eingeschlossen hielten. Entrüstet über den Widerstand einer unbedeutenden Stadt, und müde, gegen sie in unrühmlichem Kampfe zu streiten, drohte Attila dem Theodosius mit neuem Krieg, dafern er die Empörer in Azimus nicht zu ihrer Schuldigkeit anhalten würde. Der tiefgesunkene Kaiser sah sich nun genöthigt, Abgesandte an die Azimunter zu schicken, und diesen, seinen eigenen Unterthanen, die Unterwerfung unter den Willen des Feindes anzubefehlen. Anatolius berief im Nahmen des Kaisers die Bürger. Wie möget ihr es wagen, unbesonnene Aufrührer, redete er sie an, in dieser Zeit ungeheurer Drangsale die Noth zu vergrößern, unter welcher das Reich leidet, und das Gemüth eures Beherrschers mit neuen Sorgen und neuer Betrübniß zu erfüllen? Mit welchem Recht entzieht ihr Unterthanen euch dem Willen und Beschluß eures Kaisers, den Frieden nicht erfüllend, durch welchen seine Weisheit euch, wie sein ganzes bedrohetes Reich, vor den verheerenden Folgen des Krieges schützte, indem sie aus dem siegreichen Feind und Überwinder einen mächtigen Freund und Bundesgenossen sich erwarb? Euer Widerstand beleidigt die Majestät des Kaisers, eures Herrschers, und reizt den gerechten Zorn des Königs der Hunnen, eures Überwinders; von jenem habt ihr die Strafe des Gesetzes, von diesem die Rache nach dem Recht des Siegers zu erwarten. Tollkühnheit, nicht Tapferkeit ist es, wenn ihr allein gegen die zahllosen Heere der Feinde einen unnützen Kampf beginnt; Empörung ist es, nicht Vertheidigung, wenn ihr, nach hergestelltem Frieden, die Waffen gegen ein Volk erhebt, dessen König mit eurem Herrn Freundschaftsbund und Frieden geschlossen hat. Wendet euch daher, ihr Bürger von Azimus, zu eurer Pflicht, eurem Herrn als treue Unterthanen gehorchend, und die Bedingungen des Friedens nach eurem Antheil willig und schnell erfüllend. Hoffet dann, bey thätig bezeigter Reue, die Verschonung des siegreichen Helden, und des Kaisers eigenste Verwendung bey ihm für eure Sache und seine Verzeihung.

Die Azimunter hörten Anatolius Vortrag mit der Ehrerbiethung an, welche einem Abgesandten ihres Kaisers gebührte. Dann antwortete einer aus ihren Ältesten: Höre uns nun auch, Bothe des großen Kaisers; denn, weil du uns tadeltest, so gebührt uns die Rechtfertigung, und weil du fordertest, was wir nicht erfüllen können, die Widerlegung. Du begrüßest uns, Thraker, als Unterthanen des Kaisers vom Orient. Wirf deine Blicke auf das Thrakische Land, und suche, außer Azimus, eine Stadt, in welcher es dir vergönnt ist, zu Bürgern und Unterthanen deines Kaisers zu sprechen; suche die Kette von festen Schlössern, welche Illyriens Gränze beschützten; und wenn du keine Spur von ihr aus der Verwüstung heraus findest: wessen Werk ist es, daß du hier in sichern Mauern auf deines Kaisers Eigenthum stehen, und Tadelworte an uns richten darfst? Könntest du den Kaiser noch Gebiether von Azimus nennen, hätte Azimus ihm nicht selbst dieses Gebieth gegen die Angriffe der Barbaren erhalten? Schilt also unsern Widerstand nicht Empörung, denn nur durch jenen blieb Theodosius unser Kaiser; wir empören uns aber nicht gegen den Herrn, dessen Herrschaft wir uns erhalten, erkämpfen und vertheidigen. Eben so wenig nenne unsern nicht unterstützten Kampf tollkühn. Seit dem ersten Einfall der Barbaren standen wir, verlassen von jeder Hülfe, allein gegen den gemeinschaftlichen Feind; daß wir aber nicht erfolglos den Kampf bestanden, bekennt, rühmlicher als unser Wort, deine Gesandtschaft an uns. Uns war der Feind an Zahl überlegen; aber

nicht an Macht, und noch jetzt, in unserer kleinen Schaar, lebt unbesiegt von den Barbaren das Reich des Orients. Vernichte daher nicht selbst, indem du dem Feind uns zu unterwerfen unternimmst, deinem Kaiser das Recht auf den Nahmen des Unüberwindlichen; von uns aber erwarte nicht, daß wir Unbesiegte dem Frieden eurer besiegten Heere beystimmen, und seine Bedingungen erfüllen sollen. Allein haben wir gestritten, allein werden wir auch den Streit enden; wir theilten eure Waffen nicht, so können wir auch nicht euren Frieden theilen. Unerhört wäre es aber, wenn die Sieger um Frieden bitten wollten. Im Kampf nur sind wir die Ersten und eifersüchtig auf den Vortritt; den Anfang der Friedensunterhandlung überlassen wir dem Feind. Attila kennt unser Schwert: wir werden ihm, wünschte er es, auch das Wort nicht versagen. So sprachen die Azimunter, und Anatolius brachte sorgenerfüllt diese Bothschaft zu dem Kaiser und zu dem gefürchteten Helden. Attila erstaunte, aber seine Entrüstung wich bald der Bewunderung. Er entschloß sich, mit den muthigen Einwohnern von Azimus selbst in Friedensunterhandlungen zu treten, und diese forderten als Bedingung der gegenseitigen Einstellung aller Feindseligkeiten nichts, als die Zurückgabe zweyer der Stadt gehörigen Hirten, welche die Hunnen zugleich mit ihren Heerden geraubt hatten. Attila bewilligte dieses, und forderte dagegen die Auswechselung der von den Azimuntern gefangenen Hunnen. Doch wenig fehlte, daß der Krieg von neuem ausgebrochen wäre; denn auf beyden Seiten behauptete man, die Gefangenen seyen nicht mehr vorhanden. Müde des Streites mit der einzelnen Stadt trat Attila in die Versammlung der Bürger. Männer von Azimus, redete er sie an, ihr kennt Attila's Macht, euren Muth habt ihr meinem Volk und mir bewiesen. Ihr könnt dem Feind widerstehn, aber niemahl ihn vernichten; ich kann euch verheeren, aber nicht besiegen. Laßt uns daher, die wir den Frieden wollen müssen, nicht um die Bedingungen uns entzweyen. Ihr fordert eure Hirten: sie sind gesucht, aber nicht gefunden. Sendet selbst Abgeordnete, sie zu suchen, in mein Lager, und überzeugt euch von der Wahrheit meiner Rede! Dann gebt mir eure Gefangenen aus meinem Volke zurück. Wollt ihr aber, stolz auf das Glück eurer Waffen, meinen gebothenen Frieden verschmähen, so hofft nicht, daß Attila, der des Kriegsgottes Schwerdt führt, seinen Arm zu schwach fühle, euch zu vertilgen. — Die Azimunter antworteten ihm schnell mit besonnener Entschlossenheit: Wir entziehen uns, o Attila, deinem Frieden nicht, auch würden wir die Gefangenen deines Volks dir nicht vorenthalten; wären sie selbst noch lebendig unter uns. Allein, mißtrauend jedem Feind, ist es Sitte bey uns, alle Gefangenen und Flüchtlinge zu tödten. Ein Gleiches widerfuhr den Männern, welche du von uns forderst. Doch verlangen wir nicht, daß du unserm Wort glaubest, auch trauen wir dem deinen nicht. Denn wir sind Feinde, und kämpfen billig gegen einander mit Gewalt oder List. Aber der Götter Freundschaft suchen wir Beyde, und scheuen uns, sie mit Betrug zu täuschen, ob es auch Nutzen schaffe. Darum schwöre du uns bey deinen Göttern, daß du wahres Wort gesprochen hast, so glauben wir dir, und sichern dir unser Wort gleicher Weise mit den uns heiligen Eiden.

Die Eide wurden nun gewechselt. Die Azimunter führten dem Attila zwey aufgefundene Hunnen aus ihrer Gefangenschaft zu, und von dem stolzen Hunnenkönig geachtet, stand Azimus frey und unversehrt allein in dem weiten Felde der Verwüstung.

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Ludewig VII. folgte sein Sohn Philipp II., genannt August, er bestieg den Thron in einem Alter von 15 Jahren, 1180, und starb zu Nantes den 14. July 1223, im 59sten Jahre seines Alters; er regierte 43 Jahre, und ward zu St. Denis beygesetzt. Er hatte drey Gemahlinnen, die erste war Isabella, Tochter des Grafen Balduin von Flandern. Sie gebar ihm den Prinzen Ludewig, und starb 1190, 19 Jahre alt, da sie mit Zwillingen in die Wochen gekommen war, in den Geburtsschmerzen. Nicht allein Philipp, der ihre vortrefflichen Eigenschaften schätzte, sondern auch die ganze Nation empfand über diesen Todesfall den lebhaftesten Schmerz. Die beyden Prinzen starben drey Tage hernach.

Im Jahre 1193 vermählte sich Philipp August wieder. Er ließ bey dem Dänischen König Knud IV. um dessen Schwester Ingeburgis anhalten. Nach einigen Schwierigkeiten willigte Knud in diesen Antrag, und versprach einen Brautschatz von 4000 Mark Silber. Zugleich hatte der Gesandte den Auftrag, den König Knud zu einem Bündniß einzuladen.

Aber gleich nach der Vermählung war der König ihrer überdrüssig geworden; hatte sich unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandtschaft durch seine Bischöfe von ihr scheiden lassen, und obgleich der Papst Cölestin, bey dem sich die Dänen darüber beklagten, Legaten nach Frankreich geschickt hatte, welche deswegen eine Synode zu Paris hielten, so richteten sie doch so wenig aus, daß sich Philipp vielmehr im Jahre 1196 mit Agnes von Meran, Tochter des Herzogs von Dalmatien vermählte, von welcher ihm zwey Kinder geboren wurden, Philipp, Graf von Boulogne, und Marie, die zuerst an Philipp, Grafen von Namur, in der Folge an Heinrich I., Herzog von Brabant, vermählt wurde. Aber Innocentius betrieb die Angelegenheiten der Ingeburgis mit der ihm eignen Kraft, nachdem er kaum den Thron bestiegen hatte. Sein Cardinal-Legat stellte im Jahre 1199 zu Dijon eine allgemeine Kirchenversammlung des Französischen Clerus an, auf welcher er ganz Frankreich mit dem Interdicte bedrohte, wenn der König seine rechtmäßige Gemahlinn nicht wieder nähme. Dieser ließ vergebens an den Papst appelliren; die fürchterliche kirchliche Strafe wurde doch in kurzem vollstreckt, nachdem sie der Legat auf einer neuen Synode zu Vienne angekündigt hatte. Erbittert darüber, daß seine eigenen Bischöfe darein gewilligt hatten, vertrieb sie Philipp aus ihren Stellen, jagte ihre Canonici weg, nachdem er sie hatte ausplündern lassen, und mißhandelte auch die Pfarrer auf gleiche Art. Aber im Jahre 1201 kamen zwey andere Legaten nach Frankreich, welche zur Entscheidung dieser Sache eine Kirchenversammlung nach Soissons ausschreiben. Der König erschien auch auf derselben mit seinen Großen, und man stritt funfzehn Tage hindurch über seine Ehe. Aus Furcht vor ihm nahm sich niemand der verstoßenen Königinn nachdrücklich an, bis ein armer Clericus zur allgemeinen Bewunderung für sie

sprach. Plötzlich verließ der König die Synode, nahm die Ingeburgis wieder zu sich, und meldete solches den Legaten und Bischöfen. Ingeburgis überlebte den König mehrere Jahre, indem sie erst 1236 starb, aber der unglücklichen Agnes bereitete der Gram ein frühzeitiges Ende. Obwohl der Papst ihre Ehe für nichtig erklärt hatte, so legitimirte er doch ihre Kinder, ein Autoritäts-Streich, der ihm nach dem Zeugnisse Rigords in seinen Denkwürdigkeiten Philipp Augusts viele Mißdeutungen zuzog. Nach dem Tode seines Vaters bestieg

Ludewig VIII. in einem Alter von 36 Jahren den 25. Julius 1223 den Thron. Er war unter den Königen der dritten Dynastie der erste, der nicht bey Lebzeiten seines Vaters gesalbt war. Er wurde zu Rheims am 6. August 1223 gesalbt und gekrönt. Seine Regierung war nur kurz; im Jahre 1226 starb er auf dem Schlosse Montpensier in Auvergne in einem Alter von 39 Jahren. Seine Gemahlinn, mit der er zehn Kinder gezeugt hat, war Bianca von Castilien, eine Tochter Alphons IX. von Castilien. Die folgende Regierung wird sie uns näher bekannt machen. Von den zehn Kindern dieses königlichen Ehepaars starben fünf in früher Jugend; die überlebenden waren: der heilige Ludewig, Robert, Graf von Artois, (er starb im Jahre 1249), Alphons, Graf von Poitiers und Toulouse: er lebte bis zum Jahre 1271, Carl, Graf von Anjou und Provence, König von Neapel, der im Jahre 1295, und Isabelle, die im Jahre 1269 als eine Heilige im Kloster zu Longchamp, welches sie gestiftet, starb. Nach dem Tode seines Vaters bestieg

Ludewig IX. oder der Heilige am 26. November 1226 in einem Alter von 12 Jahren unter Vormundschaft seiner Mutter, der oben genannten Bianca von Castilien, den Thron. Schon unter Philipp Augusts Regierung im Jahre 1200, hatte sie sich mit Ludewig VIII. vermählt, allein sie scheint sich bey dieses Königs Lebzeiten gar nicht in Staatssachen gemischt zu haben, und eben so wenig that sie es in dem Zeitraume von 1223 bis 1226, wo ihr Gemahl auf dem Thron saß. Als dieser starb war sie 39 Jahre alt. Er ernannte sie zur Reichsverweserinn in Gegenwart des Erzbischofs von Sens und der Bischöfe von Beauvais und Chartres. Gleich beym Antritt ihrer Regentschaft sah sie die Kämpfe, die ihr mit den mächtigen Vasallen der Krone bevorstanden, gar wohl voraus. Zwar hatte Philipp August sie eingeschränkt, und die Rechte des Volks und der Gemeinheiten erweitert; aber eben dieß machte Biankens Lage nur bedenklicher. Dieselbe Generation, welche ihre Rechte verloren, deren Haß noch neu, deren Unwille noch nicht verraucht war, hatte sie zu bekämpfen. Was der starke Arm eines gefürchteten Königs ihnen entrissen, hofften sie den Händen eines schwachen Weibes leicht entwinden zu können. Allein Bianca behauptete die königliche Autorität, und überlieferte ihrem Sohne dieselbe bey Selbstübernahme der Regierung ungeschmälert, sie starb im Jahre 1252, und unter den ausgezeichneten Frauenzimmern, die das Schicksal an die Spitze eines Staats gesetzt hat, gebührt ihr mit Recht ein ehrenvoller Platz. Als Ludewig das 19. Jahr seines Alters erreicht hatte, vermählte ihn seine Mutter. Unter den damahligen Großen war Berengar, Graf von Provence und Forcalquier, einer der reichsten und mächtigsten. Das Schicksal hatte ihm keinen männlichen Erben, wohl aber vier Töchter verliehen, die sowohl ihrer Schönheit als Frömmigkeit und häuslichen Tugenden wegen die Bewunderung und das ersehnte Ziel der Europäischen Ritterschaft waren. Sie wurden sämmtlich, gewiß ein außerordentliches Beyspiel in der Geschichte, welches sich in unsern Tagen im Hause Baden wiederhohlte, gekrönten Königen zu Theil, und die Gemahlinnen der königlichen Brüder von Frankreich und England. Ludewig IX. erhielt unter ihnen die schöne Margaretha; die Erbgräfinn Beatrix wurde seinem Bruder Carl I. König von Neapel und Sicilien zu Theil. Eleonore ward die Gemahlinn Heinrich III. von England, und die vierte Schwester die seines Bruders Richards Grafen von Cornwall, Königs von Deutschland. Wie Leonore ihren Gemahl Ludewig VII., begleitete auch sie Ludewig IX. nach dem Orient, theilte die Gefahren und Beschwerden dieser romanhaften und unglücklichen Züge, die ihn den 25. August 1270 in einem Alter von 56 Jahren ihren Gemahl raubten, der sich den Nahmen eines Heiligen erwarb, und dessen Canonisation den 11. August 1297 von Bonifaz dem Achten zu Orvieto erfolgte. Er wurde zu St. Denis beygesetzt, und ihm zu Ehren ein Ritterorden gestiftet. Margaretha selbst starb im Jahre 1295, nachdem sie in der Ehe mit ihrem Gemahl eilf Kinder zur Welt gebracht hatte. Das älteste war ein Prinz, Ludewig, der in früher Jugend starb; ferner Philipp, mit dem Beynahmen der Kühne; sein Nachfolger. Johann, starb sehr jung. Johann, genannt Tristan, zum Andenken der traurigen Umstände, unter denen seine Mutter ihn in Damiette geboren. Er hatte das sonderbare Schicksal, in Afrika zu sterben, wie er in diesem Welttheile geboren war; wie seinen Vater traf ihn der Tod zu Tunis im Jahre 1270. Peter, Graf von Alencon, starb 1283. Robert, Graf von Clermont und Beauvaisis starb im Jahre 1317. Durch seine Vermählung mit Beatrix von Bourbon entsprang von ihm der Zweig des Hauses Bourbon, der dreyhundert Jahre nach ihm in der Person Heinrich IV. den Thron von Frankreich bestieg. Blanca starb 1245. Elisabeth, Gemahlinn Theobalds, Königs von Navarra, starb 1271. Blanca die Jüngere, Gemahlinn Ferdinands de la Cerdas, Sohn Alphons X., Königs von Castilien, starb 1320. Ihre Kinder wurden durch ihren Oheim, Don Sanchez, der Krone beraubt.*) Margaretha

*) Der Enkel dieses Ferdinands, Ludewig, da er kein Mittel vor sich sah, sein väterliches Reich zu erhalten, konnte sich dennoch nicht ohne Thron beruhigen, und fiel daher endlich auf den abenteuerlichen Einfall, sich von dem Papst Clemens VI. zum König der glückseligen Inseln, welchen Nahmen die Canarien bey den Griechen und Römern führten, krönen zu lassen. Diese Inseln waren nach dem Untergange des Römischen Reichs für die übrige Welt wieder verloren gegangen, bis um das Jahr 1291 die Genuesen solche wieder fanden. Clemens war zur Krönung bereitwillig. In der Rede, die er bey dieser Gelegenheit an eine Kirchenversammlung hielt, sagte er: „Ich glaube dieses Recht zu haben, in Kraft der Macht, welche Jesus Christus mir gegeben, und der Schenkung des Kaisers Constantin, der das ganze Occidentalische Reich dem Sylvester und seinen Nachfolgern abtrat. Dieß sieht man aus dem Briefe Constantins, woselbst ausdrücklich der sieben Inseln Erwähnung geschieht."

Ludewig erbot sich, Blut und Gut aufzuopfern, um den Ungläubigen die glückseligen Inseln abzunehmen, und die wahre Religion dort hinzupflanzen. Er gelobte an, dieses Königreich unter der Oberherrschaft des Römischen Stuhls zu besitzen, und einen jährlichen Tribut deswegen abzutragen. Die Krönung geschah zu Avignon. Der Papst in seiner Herrlichkeit mitten unter seinem ganzen Hof hielt eine schöne Rede über den Text faciam principem super gentem magnam, nach dieser rief er Ludewigen zum König der glückseligen Inseln aus, und empfing seine Huldigung. Darauf setzte er ihm eine

ward vermählt an Johann, Herzog von Brabant, ſtarb 1271. Agnes, Gemahlinn Roberts II., Herzogs von Burgund, ſtarb 1227. Ludewig IX. folgte in der Regierung ſein Sohn

Philipp III., mit dem Beynahmen der Kühne; er beſtieg den Thron 1270 in einem Alter von 25 Jahren und einigen Monathen. Den Beynahmen des Kühnen erhielt er, weil er nach dem Tode ſeines Vaters über die mißliche Lage, in der er ſich zu Tunis befand, keine Beſtürzung blicken ließ; ſeine Regierung iſt indeß mit keiner That bezeichnet, die ihn zur Führung dieſes Nahmens berechtigte. Er ward zu Rheims im Jahre 1271 gekrönt, und ſtarb zu Perpignan, da er von einem Feldzug aus Arragonien zurück kehrte, 1285 im 41. Jahre ſeines Alters. Er ward zu St. Denis beerdigt. Aus ſeiner erſten Ehe mit Iſabellen von Arragonien, die ihm 1262 vermählt wurde, und die 1271 ſtarb, hatte er vier Kinder; Ludewig, der noch jung vergiftet wurde. Philipp, der Schöne, Carl Graf von Valois, von welchem die Linie abſtammt, die bald darauf den Thron beſtieg, er ſtarb 1325. Robert ſtarb in ſehr jungen Jahren. In zweyter Ehe war Philipp der Kühne mit Marien von Brabant vermählt. Er heirathete ſie im Jahre 1274, und ſie lebte bis 1321. Von ihr hatte er drey Kinder. Ludewig, Graf von Evreux, deſſen Sohn in der Folge König von Navarra ward. Er ſtarb 1319. Margaretha, ſie ward vermählt mit Eduard I., König von England, und ſtarb 1317. Blanca ward an Rudolph, Herzog von Öſterreich, älteſten Sohn Kaiſer Albrecht I., vermählt, und ſtarb 1305. Philipp dem Kühnen folgte ſein Sohn

Philipp IV. genannt der Schöne. Er beſtieg den Thron 1285 in einem Alter von ſiebzehn Jahren, und ward den 6. Januar 1286 zu Rheims gekrönt. Er ſtarb zu Fontainebleau, dem Orte ſeiner Geburt, den 29. November 1314 in einem Alter von 46 Jahren, und ward zu St. Denis beygeſetzt. Von ſeiner Gemahlinn Johanne, Erbinn und Königinn von Navarra, einzigen Tochter König Heinrichs von Navarra, die er im Jahre 1284 zur Gemahlinn nahm, und die 1304 ſtarb, erbte er das Königreich Navarra, und hatte von ihr folgende Kinder: Ludewig Hutin, Philipp den Langen, Carl den Schönen, Robert, der ſehr jung ſtarb, Margaretha, Iſabelle, die an Eduard II., König von England, vermählt ward, und 1357 ſtarb. Von dieſer Prinzeſſinn rührten die Anſprüche her, welche Eduard III. von England in der Folge auf Frankreich machte. Blanca, welche ſehr jung ſtarb.

Ludewig X. genannt Hutin, der älteſte Sohn des verſtorbenen Königs, beſtieg den Thron im Jahre 1314 in einem Alter von 23 oder 25 Jahren; er ward zu Rheims 1315 gekrönt. Seine Regierung war ſehr kurz; ein kalter Trunk nach einer ſtarken Erhitzung ſtürzte ihn 1316 den 5. Junius in das Grab, doch nicht ohne Argwohn, daß er vergiftet worden. Er ſtarb auf dem Schloſſe St. Vincennes, und ward zu St. Denis beygeſetzt. In erſter Ehe war er vermählt 1305 mit Margarethen, Tochter Roberts, Herzogs von Burgund, und der Agnes, Tochter Ludewig des Heiligen. Ludewig ließ ſie ihrer ausſchweifenden Lebensart wegen auf das Schloß Gaillard ſetzen, wo ſie 1315 ſtrangulirt wurde. Er hatte von ihr eine Tochter Johanne, Erbinn des Königreichs Navarra, welches ſie ihrem Gemahl Philipp Grafen von Evreux, Enkel Philipp des Kühnen, und Sohn Ludewigs Grafen von Evreux zubrachte. Sie ſtarb 1349.

Der Graf von Evreux nahm nach dem Tode Philipp des Langen und Carl des Schönen von dem Königreich Navarra, welches ſeiner Gemahlinn als Tochter und Erbinn Ludewigs Hutin gehört, Beſitz, indem in dieſem Königreiche auch die weibliche Nachfolge galt, da ſie im Gegentheil in Frankreich, auf welches ſie gleichfalls als Ludewig Hutins Tochter Anſpruch machte, durch das Saliſche Geſetz davon ausgeſchloſſen wurde. Philipp der Lange und Carl der Schöne führten unterdeſſen ſtets den Titel eines Königs von Navarra.

Ludewig Hutin vermählte ſich im Jahre 1315 zum zweyten Mahle mit Clemence von Ungarn, welche 1328 ſtarb. Von dieſer war Johann, ein Poſthumus, der im Jahre 1316 geboren wurde, aber nicht länger als acht Tage lebte, und deshalb unter den Königen Frankreichs nicht mit aufgeführt wird. Überdieß hatte Ludewig Hutin noch eine natürliche Tochter, Nahmens Endelini, die eine Nonne ward. Ihm folgte ſein Bruder

Philipp V., genannt der Lange, wegen ſeiner großen Leibesſtatur. Er beſtieg den Thron im Jahre 1316 im 25. Jahre ſeines Alters. Er ward mit ſeiner Gemahlinn den 9. Januar 1317 zu Rheims geſalbt, und ſtarb nach einer kurzen Regierung am 3. Januar 1321 im 28. Jahre ſeines Alters, und wurde zu St. Denis beygeſetzt; er hatte ſich 1306 mit Johanna, Gräfinn von Burgund, Tochter und Erbinn Otto's von Burgund und der Mahaud, Gräfinn von Artois, vermählt, welche im Jahre 1329 ſtarb. Aus dieſer Ehe waren nur Töchter vorhanden, denn der erſtgeborne Prinz Ludewig ſtarb in der Wiege; Johanna, ſie ward vermählt an Eudes, Herzog von Burgund, und ſtarb 1347. Margaretha, Gemahlinn Ludewigs Grafen von Flandern; ſie ſtarb 1382. Iſabella ward an Guigues VIII., Dauphin von Viennois, und darauf an Johann Baron von Fancogney in Franche Comte vermählt, und lebte noch 1345. Blanca ward eine Nonne, und ſtarb 1358. Ihm folgte ſein Bruder

Carl IV., genannt der Schöne, er beſtieg den Thron 1321 in einem Alter von 26 Jahren. Er ſtarb im Holze zu Vincennes den 1. Februar 1327 in einem Alter von 33 Jahren, und ward zu St. Denis beygeſetzt. Zum erſten Mahl vermählte er ſich 1307 mit Blanca von Burgund, nachgebornen Tochter Otto IV.; er verſtieß ſie ihrer üblen Aufführung wegen. Sie ward zu Gaillard mit ihrer Stiefſchweſter Margaretha eingeſperrt, und in der Folge eine Nonne zu Maubuiſſon, und ſtarb 1325. Er hatte von ihr einen Sohn Philipp, und eine Tochter Johanna, die beyde in der Kindheit ſtarben. Im Jahre 1322 vermählte er ſich wieder mit Marie von Luxem-

goldene Krone auf das Haupt, gab ihm einen Scepter in die Hand, und ließ ihn in den Straßen von Avignon mit der ganzen Pracht eines Königs und der glänzendſten Begleitung wandeln.

Unglücklicher Weiſe wurde dieſer feyerliche Zug durch einen Platzregen unterbrochen, der die erhabene Handlung ins Lächerliche verwandelte. Der neue König kam von ſeinem ganzen Hofe verlaſſen, bis auf die Haut naß in ſeinen Pallaſt. Man ſah dieß als eine böſe Vorbedeutung an, daß er nur über Nebel herrſchen würde.

Er trug auch von dieſer Wahl weiter nichts, als die goldene Krone davon, welche ihm der Papſt auf das Haupt geſetzt hatte, und den ſchönen Nahmen, der für den Helden eines Romans ſich ſchickte: Prinz der glückſeligen Inſeln.

burg, Tochter Kaiser Heinrich VII. Da aber diese bereits 1323 starb, so nahm er im Jahre 1325 Johanna, Tochter Ludewigs Grafen von Evreux, zur Gemahlinn. Sie ist ihrer Frömmigkeit wegen berühmt, indem sie oft die Carthäuser besuchte, ihnen ihre Speisen bereitete, und sie bediente; sie starb im Jahre 1370. Aus dieser Ehe hatte Carl der Schöne drey Töchter; Johanna, die in früher Jugend, und Maria die mit Philipp, Herzog von Orleans, jüngstem Sohne Philipps von Valois vermählt war, die 1392 starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistische Miscellen.

Christoph Colombo *), der Entdecker der neuen Welt, die jetzt nur durch einen Misgriff des Neids den Nahmen eines andern trägt, nähmlich den des Americo Vespucci, eines geschickten Seemannes, dem aber diese Ehre nicht gebührt, da er auch nie ein Schiff selbst commandirt hat, gehört unter die großen Männer, von welchen Alles zu wissen interessant ist.

Sein wahrer Geburtsort ist nicht genau bekannt; Genua ward bisher dafür gehalten, weil der Vater unsers Christophs am Ende daselbst gewohnt hat, wo er Tuchweberey trieb. Er war von adelichem Stamme, aber durch Unglücksfälle herabgekommen; das Stammhaus der Familie Colombo ist das derselben noch jetzt zugehörigen Lehen Cuccaro, im vermahligen Piemontesischen Herzogthume Montferrat, und auf diesem Lehengute, nach welchem sich die Familie Colombo von Caccaro schreibt, ist auch Christoph Colombo zur Welt geboren worden, der vermuthlich nachmahls aus Eitelkeit, um den herabgesunkenen Zustand seiner Familie zu verhehlen, seinen eigentlichen Geburtsort zu verläugnen, und sich für einen Genueser zu erklären, bewogen wurde.

Der wahre Geburtsort dieses großen Mannes ist erst genau bekannt geworden, als seine männliche Nachkommenschaft im J. 1578 mit seinem Urenkel Don Diego ausstarb, und nun die Seitenverwandten zu Cuccaro in Italien auch Ansprüche auf das von Christoph Colombo gestiftete Majorat machten. In dem darüber entstandenen Processe, der jedoch zu Gunsten eines Don Alvaro, Urenkels des Entdeckers, aber von weiblicher Seite, entschieden wurde, kam nun auch der Geburtsort desselben zur Sprache, und es wurde erwiesen, daß der große Mann auf dem Lehengute Cuccaro, dem Stammhause seiner Familie gebohren war.

.....

Während der Regierung Catharinens der Großen und ihrer Vorgänger befanden sich die militärischen Plane und Charten, so wie auch andere topographische und geographische Zeichnungen, Rußland betreffend, bey verschiedenen Departements; einige waren bey dem General-Quartiermeister, andere bey dem General-Director der Fortificationen, noch andere beym Cabinet, bey dem Collegio der auswärtigen Angelegenheiten, und bey mehreren anderen der ersten Staatsbedienungen. Kaiser Paul befahl sogleich nach seiner Thronbesteigung, von allen diesen einzelnen Behörden die militärischen Plane, topographische und geographische Handzeichnungen mit den dahin einschlagenden Memoires und Beschreibungen an Einen Ort zu bringen, und daraus in einem Zimmer des Winter-Palais (nach der großen Million zu) eine Sammlung zu formiren, die seine höchsteigene (COZCHIBCHOE) genannt wurde. Der damahlige General-Adiutant (nachmahliger Admiral Graf Kuschelew), welcher die besondere Plankammer des Kaisers als Großfürst unter Aufsicht gehabt hatte, bekam die Ober-Direction über dieses neue Staats-Archiv, und verschiedene Ingenieur-Officiere wurden dabey angestellt. Im Monath August 1797 wurde durch einen allerhöchsten, in den militärischen Prikasen abgegebenen Befehl die Anzahl der Officiere vermehrt, und diesem neuen Etablissement der Nahme Sr. Majestät eigenthümliches Charten-Depot gegeben. Durch einen andern nahmentlichen Befehl wurden die an ausländischen Höfen residirenden Minister beauftragt, von den besten neu erschienenen Charten und Planen zu drey Exemplaren für dieses Archiv zu kaufen.

Da bald von manchen Ausfertigungen vielfältige Copien, und zuweilen in der größten Geschwindigkeit, verlangt wurden, so errichtete man im October 1798 bey diesem Depot eine besondere Abtheilung für Graveurs, und im November 1800 wurde das kleine geographische Departement, welches ehedem bey dem Berg-Corps, dann bey dem Cabinet und endlich bey einer Expedition des Senats gestanden hatte, auch zum Charten-Depot versetzt.

Bis zum Frühjahre 1801 waren keine Bearbeitungen dieses Instituts für das Publicum bestimmt, sondern mehrentheils alle nur für den besondern Gebrauch des Monarchen und einige wenige auch für die Kriegs-Departements und commandirenden Generale; erst im April 1801 unter der gegenwärtigen Regierung fing man an, auch für das Publicum zu arbeiten. Im August des nähmlichen Jahres wurde der Ingenieur-General von Suchtelen zum General-Quartiermeister und Chef des Charten-Depots ernannt. Im Jahre 1802 wurde dem Akademicus Schubert allerhöchst aufgetragen, einige Officiere des General-Stabes für die practische Astronomie zu bilden, damit durch neue Ortsbestimmungen die Arbeiten des Charten-Depots immer vollkommner würden, und schon sind die Städte Polozk, Archangel, Onega, Powenetz, Wolegra und Wiburg, so wie auch die am Flusse Swir gelegenen Klöster Nicolskoi und Woskresenskoi durch neue, von Officieren des General-Stabes angestellte, astronomische Beobachtungen bestimmt worden.

Zu den Arbeiten des Charten-Depots, die bis jetzt für das Publicum erschienen sind, gehören folgende: 1) Wegcharte über einen Theil des Russischen Reichs (gegen Osten geht solche bis zum Flusse Ural) im Jahre 1799 zusammengetragen, und bey dem Charten-Depot gravirt. Anfangs wurde sie nur den verschiedenen Kriegs- und andern Departements, deren Geschäfte eine richtige Wegcharte erforderten, ausgetheilt; seit dem April 1801 aber auch zum Verkauf ausgegeben. 2) Seecharte der Russischen Entdeckungen im Eis- und stillen Meere; herausgegeben 1802. 3) Übers. 19 des Buches: „Geheime Instruction Friedrich II. für seine General-Inspectoren, nebst 33 dazu gehörigen Planen, welche viel besser als die zum Französischen Texte gehörigen gearbeitet sind. Herausgegeben 1802. 4) Seecharte des schwarzen, Azowschen und Marmora-Meeres, eine in Russischer und eine in Französischer Sprache; beyde herausgegeben 1804. 5) Übersetzung der Englischen Seecharte New Cart of that part of the passage from the sound to the East Seas; nebst der dazu gehörigen nautischen Beschreibung. 6) Die große, aus 100 Blättern bestehende, specielle Charte des Europäischen, und eines Theils des Asiatischen Rußlands. Diese Charte, an welcher seit 1801 gearbeitet wird, ist zwar noch nicht ganz fertig, und wird deshalb auch noch nicht verkauft; aber die schon erschienenen 80 Blätter sind den ersten Landesbehörden ausgetheilt *).

Eben gedachtes Charten-Depot im kaiserl. Winter-Palais, in welchem der General und Ritter von Oppermann die Arbeiten dirigirt, und dessen Nutzbarkeit jedermann einleuchten wird, ist also auch eine Schöpfung des Kaisers Paul I., und verdient nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden.

*) Dieß ist die einzig richtige Schreibart des Nahmens; denn so schreibt sich die Familie noch jetzt. Der Nahme Colon in der bekannten Grabschrift dieses großen Mannes:

A CASTILIA Y A LEON
NUEVO MUNDO DIO COLON

(d. h. den Königreichen Castilien und Leon schenkte Colon die neue Welt) — — ist bloß eine poetische Licenz, von dem Reime erzwungen.

*) Sie ist nun ganz vollendet.

.....

So eben ist bey dem Buchhändler Fr. Buisson zu Paris der erste Band nebst Atlaß von folgendem Werke erschienen:

Précis de la Géographie universelle, ou Description de toutes les parties du monde, sur un plan nouveau, d'après les grandes divisions naturelles du globe; précédée de l'histoire de la Géographie chez les peuples anciens et modernes, d'une Théorie générale de la Géographie, mathématique, physique et politique; accompagné de Cartes, de Tableaux analytiques, synoptiques et élémentaires, et d'une table alphabétique des noms de lieux; par M. Malte-Brun. Cinq Vol. 8. d'environ 500 pages chacun, avec un Atlas de 24 Cartes géographiques. (Preis des ersten Bandes und des Atlasses: 30 Fr.)

Dieser erste Band, welcher mit einer Abhandlung über die Geographie überhaupt, und über dieses Werk insbesondere beginnt, beschäftigt sich übrigens allein mit der Geschichte der Entdeckungen und der älteren geographischen Systeme. Der Hauptinhalt ist folgender: Nachdem der Verfasser die geographischen Kenntnisse der Hebräer und andrer alten Völker des westlichen Asiens kurz skizzirt hat, setzt er, im zweyten Buche, das poetische und populäre System von Homer, Hesiod, Äschylus und den Sänger der Argonauten aus einander, dessen Kenntniß nöthig ist, um die Rolle zu erklären, welche die glückseligen Inseln, die Hyperboräer, die Cimmerier und die Riphäischen Gebirge in der alten Geographie gespielt haben. — Eine Homerische Erdcharte dient zur Erläuterung der Reisen der Argonauten und des Ulysses. — Das dritte Buch beschäftigt sich hauptsächlich mit Herodots Erweiterungen der Erdkunde. Der Verf. folgt diesen Reisenden durch alle drey Erdtheile, und schließt mit einer Untersuchung der angeblichen Umschiffung Afrika's durch die Phönicier.

In dem vierten Buche findet man des Carthagischen Admirals Hanno Seereise, mit der Hauptsumme der Untersuchungen, zu welchen dieselbe Anlaß gegeben hat. Darauf folgen die Entdeckungen und Nachforschungen von Eudoxus dem Gnidier, von Hippokrates, Xenophon und Aristoteles.

Das fünfte Buch enthält eine allgemeine Übersicht der Entdeckungen, welche die Folgen der Heereszüge Alexanders und der Unternehmungen seiner Zeitgenossen und Nachfolger waren. Den Schluß macht eine Analyse der Untersuchungen von d'Anville, Gosselin und Anderen über die Stadien der Alten.

Das sechste, siebente, achte und neunte Buch enthalten zusammen einen, nach dem Original bearbeiteten, und mit den Kenntnissen aller anderen Griechischen und Römischen Schriftsteller, deren Nachrichten in die letzten drey Jahrhunderte vor Christi Geburt hinauf reichen, vermehrten Auszug aus Strabo's Geographie. — Diesem geographischen, physischen und historischen Gemählde der dem Strabo und seinen Zeitgenossen bekannten Erdgegenden hat der Verf. einige Untersuchungen über die Lage von Thule, über das Denkmahl von Adulis und über die Reisen des Eudoxus von Cyzicum eingeschaltet.

Das zehnte, eilfte, zwölfte und dreyzehnte Buch sind hauptsächlich einer Analyse der Geographie von Plinius geweiht, womit auch die geographischen Notizen verglichen sind, welche man bey Tacitus, Cäsar und andern Historikern und Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung findet. Beygefügt sind: eine ausführliche Untersuchung über die glückseligen Inseln, ein weitläuftiger Auszug aus dem Periplus des rothen Meers, und genaue Notizen von Germanien und Gallien.

Mit dem vierzehnten Buche schließt sich die Geschichte der alten Geographie. In demselben findet man eine Analyse von der Geographie des Ptolemäus, eine Auseinandersetzung von Gosselin's Meinungen über diesen Griechischen Geographen und eine Übersicht der Reisen der Alten nach Sericum oder Tibet.

Das fünfzehnte Buch schildert den Einfall der so genannten barbarischen Völker in das Römische Reich. Der Verfasser zeigt uns den Ursprung und die Wanderungen der Hunnen, Gothen, Wandalen, Burgunder, Franken, Awaren und anderer Völkerschaften. Er bemerkt auch die Länder, die aus der Theilung des abendländischen Reichs vor dem J. 500 bis 900 entstanden sind. Dazu gehören mehrere Charten des Atlasses.

Im sechzehnten Buche schildert der Verf. vorzüglich den Zustand der Erdkunde bey den Arabern; er mustert ihre vorzüglichsten Entdeckungen und Kenntnisse, und untersucht, außer anderen dunkeln Fragen, die Reise der Almagrurim und die Lage des Landes Gog und Magog.

Das siebenzehnte Buch stellt die Erdkunde und Entdeckungen der Normänner oder Standinavier dar, und enthält insbesondere eine Abhandlung über die Auffindung von Winland, einem Theile von Nordamerika, im J. 1001 wieder gefunden unter dem Nahmen Estotiland, dem Venetianer Zeno zu Folge, dessen Bericht hier analysirt wird.

Das achtzehnte Buch handelt von der Erdkunde, den Reisen und Reisewegen des Mittelalters, und den Charten, die wir noch aus jenen Zeiten haben.

Im neunzehnten und zwanzigsten Buche werden die Berichte der bekannten Reisenden des 13. und 14ten Jahrhunderts gemustert; dabey auch über das Mährchen von dem Priester Johann gesprochen.

Das ein und zwanzigste und zwey und zwanzigste Buch enthält eine kurze Übersicht aller Entdeckungen der Portugiesen in Afrika und Asien, des Christophs Colombo u. s. w. und aller Erweiterungen und Fortschritte der Erdkunde bis auf die heutigen Zeiten.

Der beygefügte Atlaß ist von Lapie und Poirson sehr hübsch ausgearbeitet.

....

Aus einer Nachricht von der Stärke und dem Verhältniß der Dänischen Armee ergibt sich folgendes Resultat:

Reguläre Cavallerie	8,035 Mann.
Infanterie	91,400 —
Artillerie	7,000. —
Ohne die Officiere und Spielleute, Summa:	107,335 Mann.

Dazu kommen dann noch die irregulirten Truppen und Milizen.

.....

Die Bevölkerung von Schweden im Jahr 1805 gibt folgende Resultate:

1. Schweden an sich:

	Seelen.
Adel	9,523.
Priesterstand	15,202.
Bürger	64,735.
Bauern	1,765,397.
Standespersonen, und übrige, die zu keinem Stande gehören: .	560,007.
Summa:	2,424,874.

2. Finnland:

	Seelen.
Adel	2,534.
Priesterstand	4,019.
Bürger	11,454.
Bauern	713,286.
Standespersonen, und übrige, die zu keinem Stande gehören: . .	164,480.
Summa:	895,773.

.....

Die neueste Bevölkerungsliste von Großbritannien ergibt:

Für England . . .	8,331,434 Einw.
Für Wallis	541,546 —
Für Schottland . .	1,599,069 —
Summa:	10,472,048 Einw.
Hierzu dann noch die Bevölkerung von Irland mit . .	5,500,000 —
Hauptsumme:	15,972,048 Einw.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Genealogiſche Herl̃n und Erzherzoginn von Öſterreich, Maria Ludovica,

III—VIII*). Von den Muremburgiſchen Kaiſerhauſe und von den Jagellonen.

Gedemin, nimmt dem Lithauiſchen Herzoge Gemahlinn, Thron u. Leben. † 1323.

Olgerd, † 1381.

Jagello (nach der Taufe Wladiſlav), König in Pohlen 1386. † 1434.
Gem. Hedwig, Erbtochter Ludwigs des Großen von Anjou, Königs in Ungarn und Pohlen. — Sophie, Fürſtinn von Kiow.

Caſimir III., Kön. in Pohlen. † 1492. Gemahlinn: Eliſabeth, Tochter Kaiſer Alberts II.

Wladiſlav, 1434 Kön in Pohlen. 1440 in Ungarn wider Ladiſlav Poſthumus. † bey Varna 1444.

Meroväus, † 457

Childerich I., † 4 … 1081 Kön. d. Deutſchen. † 1088.

Chlodewig, Gründer des Frä…

… † 1196.

Theodebar, König von Soiſſons. † 561. Herr der ganzen Monarchie 558.

Childebert, Kö… nig von Paris. …n Limburg.

…74.

Chilperich zu Soiſſons. Gem. Fredegonde.

Siabert v. Au… ſtrafien. Gem. Brunhild.

Chlothar II., Herr der ganzen Mon… …reſſy.

… † 1438.

…481. Eleonore, geb. 8. Sept. 1434. † zu Wieneriſch-Neuſtadt 3. Sept. 1476. Gem. Friedrich VI., Kaiſer, Erzherzog von Öſterreich.

Maximilian I.

Philipp von Caſtilien.

Carl V. Ferdinand I.

…lten Weſtgothiſchen und eingebornen Königen Spaniens.

…d, † 586.

Recared I., † 601.

Suinthila, 635. Liuva II. Gaila.

Ricimer, 631. Pedro v. Cantabrien.

Egiza.

Alfons der Katholiſche, † 757. Froila, 760.

Froila, 768. Veremund I., 791.

Alfons II. der Keuſche, 842. Ramir I., † 850.

Ordonno, † 866.

…n Katholiſchen. Alfons III., der Große, † 911.

Ordonno II., † 923.

V.) Przemisl Ottokar II.,

Ramir II., König in Madrid. † 950.

VI.) Wenzel IV., geb. 1271, Kö… Pohlen Tochter. Ihr zwey…

Ordonno III., † 955.

Veremund II., † 999.

…) Wenzel V., geb. 1289, König 1305. † 1306.

Alfons V., † 1027.

XI. Sancia, Erbinn v. Leon. Gemahl: Ferdinand I. v. Caſtilien, Sohn Sancho's III. des Großen.

Wenzel VI. (als Kaiſer I.), geb. … in Böhmen 1378. † 1419.

Alfons VI., † 1109.

Urraka, Erbtochter. † 1126.

Alfons VII., König v. Gallizien, Caſtilien und Leon, nennt ſich Kaiſer von Spanien. † 1157.

Eliſ…

Ferdinand II., König von Leon. † 1187.

Alfons IX., † 1230.

…eb. 1503. † 1547. Gem. Ferdi… …r Heilige, König v. Caſtilien u. Leon. † 1252. Gem. Beatrix, Tochter Kaiſer Philipps v. Schwaben.

(Wie oben Tab. VIII.)

23.

Convention zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der Französischen Republik, mit angehängten Acten, die Accession Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen und deren Acceptation betreffend, d. d. Paris 26. December 1802.

Nachdem Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, zu erkennen gegeben haben, daß Sie den 5. Artikel des Tractats von Luneville, durch die Verfügung des von der Reichsdeputation angetragenen Entschädigungsplans, in so weit dieselbe Se. königl. Hoheit den Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, betreffen, nicht als hinlänglich vollzogen ansehen könnten.

Und da der erste Consul der Französischen Republik, seiner Seits, nichts mehr am Herzen hat, als zur vollen und gänzlichen Vollstreckung des besagten Artikels mitzuwirken;

So ist, nach einem vorläufigen Einverständniß mit Sr. Maj., dem Kaiser aller Reussen, beschlossen worden, daß man sich über die vorzuschlagenden Modificationen des von der Deputation angetragenen Plans dahin einverstehen würde, damit derselbe den Grundlagen des Luneviller Tractats angemessen werde, und mit der unmittelbaren Ratification des Kaisers und des Reichs versehen werden könne.

Dem zu Folge haben die hohen contrahirenden Theile zu ihren respectiven Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, den Herrn Johann Philipp des heil. Röm. Reichs Grafen von Cobenzl, Ritter des goldenen Vliesses, Großkreuz des königl. St. Stephansordens, Sr. obbesagten kaiserl. und königl. Majestät Kämmerer, wirklichen geheimen Rath, dann Staats- und Conferenz-Minister, und Botschafter bey dem ersten Consul der Französischen Republik.

Und der erste Consul der Französischen Republik, den Bürger Joseph Bonaparte, Mitglied des Senats, und Großofficier der Ehrenlegion.

Welche, nach Auswechslung ihrer Vollmachten, sich über folgende Artikel vereinigt haben:

Artikel 1. Um die zu Gunsten Sr. Durchlaucht des Herzogs von Modena, und Dero Erben, stipulirte Entschädigung zu vermehren, wird von Sr. kaiserl. und königl. Majestät die Landvogtey Ortenau in Schwaben, mit allem, was dazu gehört und davon abhanget, abgetreten, um mit Breisgau vereinigt, und, so wie diese letztere Provinz, von besagter Sr. Durchlaucht und Dero Erben, ohne irgend einen Vorbehalt und Einschränkung, nach dem Inhalte des 4. Artikels des Luneviller Tractats, der, in dieser Hinsicht, von der Ortenau sowohl, als vom Breisgau zu verstehen ist, besessen zu werden.

Art. 2. Um Se. Majestät den Kaiser und König für die Abtretung der Ortenau zu entschädigen, werden die Bisthümer Trient und Brixen seculanisirt werden, und Se. Majestät werden in das Eigenthumsrecht aller ihrer Güter, Einkünfte, Rechte und Gerechtsamen, ohne irgend eine Ausnahme, eintreten, mit der Verbindlichkeit, für den lebenslänglichen Unterhalt der beyden dermahligen Fürstbischöfe, und der Mitglieder beyder Capiteln, auf die mit ihnen zu verabredende Art, so wie auch für die nachfolgende Dotation der Geistlichkeit Sorge zu tragen, welche den beyden Kirchsprengeln auf den in den übrigen Provinzen der Österreichischen Monarchie festgesetzten Fuß vorgesetzt werden soll.

Art. 3. Um die Entschädigung Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Großherzogs zu ergänzen, wird das Bisthum Eichstädt demjenigen hinzugefügt werden, was Sr. königl. Hoheit bereits durch das allgemeine Conclusum vom 23. November (2. Frimaire) angewiesen ist, und wird dieses Bisthum von Sr. königl. Hoheit, und Dero Erben, mit allen dazu gehörigen Gütern, Einkünften, Rechten und Gerechtsamen, mit voller Landeshoheit und Unabhängigkeit auf die nähmliche Art besessen werden, wie der Fürstbischof, in dem Zeitpuncte der Unterzeichnung des Tractats von Luneville, dasselbe besessen hat, nur mit Ausnahme der Pflegämter Sandsee, Wernfels, Spatt, Abenberg, Ahrberg, Ohrnbau und Wartburg-Herrieden, und aller anderer vom Bisthum Eichstädt abhängigen Ortschaften, die etwa in dem Lande Anspach und Baireüth eingeschlossen sind, als welche Sr. Durchlaucht dem Churfürsten von Pfalz verbleiben, und Sr. königl. Hoheit dem Erzherzog Großherzog durch ein vollständiges Äquivalent ersetzt werden sollen, das in den in Böhmen gelegenen Domanialgütern Sr. churfürstl. Durchlaucht, und in dem Falle deren Unzulänglichkeit, von was immer für anderen Einkünften Sr. des Herrn Churfürsten von Pfalz Durchlaucht zu nehmen seyn wird.

Art. 4. Obigem zu Folge, und unter dem Vorbehalt der vorhergehenden Stipulationen, so wie auch jener Eigenthums- und anderer Rechte, welche Sr. Majestät dem Kaiser und König, als Souverain der Österreichischen Erbstaaten, und als höchstem Oberhaupte des Reichs, gebühren, und mit der Vollziehung des Entschädigungsplans vereinbarlich sind, verbinden sich Se. Majestät Ihren Einfluß anzuwenden, damit der allgemeine, von der Reichsdeputation in der Sitzung vom 23. Nov. (2. Frimaire) angetragene Entschädigungsplan, von der Reichsversammlung, mit Ausnahme der, in der gegenwärtigen Convention enthaltenen Modificationen, genehmigt und bestätigt werde; gleichwie auch Se. Maj. versprechen, diesen Entschädigungsplan alsdann, und in der kürzesten Zeitfrist, mit Ihrer eigenen kaiserlichen Ratification zu bekräftigen.

Art. 5. Man ist ausdrücklich überein gekommen, daß, gleich nach erfolgter Auswechslung der Ratificationen der gegenwärtigen Acte, die Länder, welche in den vorstehenden Artikeln erwähnt werden, von jenen Fürsten, denen selbe angewiesen sind, oder in ihrem Nahmen, in Civil- und Militär-Besitz sollen genommen werden können. Hierunter sollen nahmentlich die Stadt Passau, und deren Vorstädte Innstadt und Ilzstadt, gleich darauf von den Truppen Sr. kaiserl. und königl. Majestät geräumt, und selbe Sr. churpfälzischen Durchlaucht übergeben werden, jedoch mit dem Bedingniß, daß die Festungswerke gedachter Stadt nicht werden vermehrt werden können, daß man solche nur unterhalten wird, und daß in den Vorstädten Innstadt und Ilzstadt kein neues Festungswerk errichtet werden darf, auf dem Gebiethe des Bisthums Eichstädt werden Se. königl. Hoheit der Erzherzog Ferdinand, und Dero Erben, keine neuen Festungswerke anlegen können.

Art. 6. Der erste Consul der Französischen Republik wird sich mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reussen vereinigen, um Sr. königlichen Hoheit den Erzherzog Ferdinand, und Dero Erben, die Churwürde zu verschaffen.

Art. 7. Die hohen contrahirenden Theile verbürgen sich wechselseitig die Vollziehung alles desjenigen, was in den obstehenden Artikeln enthalten ist; und der bevollmächtigte Minister des Kaisers aller Reussen, wird eingeladen werden, der gegenwärtigen Convention, für und im Nahmen Sr. kaiserl. Majestät, als haupt-contrahirender Theil, beyzutreten.

Art. 8. Die gegenwärtige Convention wird in dem Zeitraume von zwanzig Tagen, von heute an gerechnet, oder auch früher, wo möglich, ratificirt werden, und die Ratifications-Urkunden werden in gehöriger Form zu Wien ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet in Paris den 26. December 1802 (den 5. Nivose, Jahr 11.)

(L. S.) J. Philipp Cobenzl.

(L. S.) Joseph Bonaparte.

Nachdem Se. Maj. der Römische Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und der erste Consul der Französischen Republik mit Theilnahme und Dazwischenkunft Sr. Maj., des Kaisers aller Reussen, die hier obenstehende, zu Paris am 26. Dec. 1802 (den 5. Nivose, Jahr 11.) von Ihren respectiven Bevollmächtigten unterschriebene Acte abgeschlossen, und Se. Majestät der Kaiser aller Reussen darein gewilligt haben, die Stipulation dieser Acte durch Ihren förmlichen Beytritt zu befestigen, so erklären Wir unterzeichneter Graf Ureadi von Morcoff, wirklicher geheimer Rath Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, Ritter Dero Orden des heil. Alexander Newsky und des heil. Wladimir, Großkreuz der ersten Classe, und Dero bevollmächtigter Minister bey der Französischen Republik, Kraft der Vollmacht, mit welcher Wir zu diesem Ende versehen sind, daß Se. Maj. der Kaiser aller Reussen, mittelst gegenwärtiger Acte, der obbesagten Convention beytreten, und sich förmlich und feyerlich gegen Se. Majestät den Röm. Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, so wie auch

gegen den ersten Consul der französischen Republik verbinden, alle darin enthaltenen Stipulationen zu erkennen und zu handhaben.

Urkund dessen haben Wir unterschriebener Bevollmächtigter Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, Kraft unserer Vollmacht, gegenwärtige Accessions-Acte, welche in Zeit von sechzig Tagen, von heute an gerechnet, oder früher, wo möglich, ratificirt werden wird, unterzeichnet, und mit Beydruckung unsers Wappensiegels bekräftigt.

So geschehen zu Paris den 14—26 December 1802.

(L. S.)
Graf von Morcoff.

Die unterzeichneten bevollmächtigten Minister erklären im Nahmen Sr. Majestät des Kaisers, Königs von Ungarn und Böhmen, und des ersten Consuls der französischen Republik, den hier oben stehenden Beytritt Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, anzunehmen. Urkund dessen haben Sie die gegenwärtige Acte unterschrieben und mit ihren Siegillen bekräftigt.

Geschehen zu Paris den 26. Dec. 1802 (den 5. Nivose, J. 11.)

(L. S.) J. Philipp Cobenzl.

(L. S.) Joseph Bonaparte.

24.

Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation im deutschen Entschädigungs-Geschäfte. d. d. Regensburg, 25. Febr. 1803.

Demnach zur Beendigung des zwischen kaiserlicher Majestät und dem deutschen Reiche eines — dann der französischen Republik andern Theils — ausgebrochenen Kriegs, zu Folge 20sten Artikels des am 17. October 1797 abgeschlossenen Friedens zu Campo-Formio noch in demselben Jahre ein Friedens-Congreß zwischen Allerhöchstgedachter Sr. kaiserl. Majestät und einer dazu ernannten außerordentlichen Reichs-Deputation einer — dann den Bevollmächtigten der französischen Republik andrer Seits — zu Rastadt eröffnet worden, auch daselbst die Unterhandlungen bereits so weit gediehen, daß im Nahmen des deutschen Reichs in die Überlassung der Lande der linken Rheinseite nicht nur gewilligt, sondern auch wegen des dadurch auf solcher Rheinseite entstehenden Verlustes die Grundlage der Entschädigung durch Säcularisationen angenommen, diese Friedensunterhandlungen aber durch den Wiederausbruch der Feindseligkeiten unterbrochen worden: so ist zwar nachher am 9. Februar 1801 von Sr. kaiserlichen Majestät mit dem ersten Consul der französischen Republik auch Nahmens des deutschen Reichs, unter Beziehung auf die bey dem vorhergegangenen Rastadter Congresse von der Reichs-Deputation schon verwilligte Basis, Friede zu Lunéville geschlossen, dieser Friedensschluß auch von Churfürsten, Fürsten und Ständen unter reichsoberhauptlicher Mitwirkung am 7. März 1801 wirklich genehmigt, jedoch sind in diesem Friedensschlusse selbst einige Gegenstände auf weitere Erörterung ausgesetzt worden; indem nicht nur die im fünften Artikel dem Herrn Großherzoge von Toscana zugesagte Entschädigung in Deutschland keine nähere Bestimmung daselbst erhalten, sondern auch vermöge des 7. Artikels die Entschädigungen der erblichen Reichsstände in Gemäßheit der schon erwähnten zu Rastadt aufgestellten Grundsätze noch bestimmt werden sollten.

Nachdem nun ferner von Sr. kaiserl. Maj. zur Vollziehung dieser Artikel, sogleich nach geschehener Mittheilung des Friedens von Lunéville an die allgemeine Reichsversammlung durch ein eignes kaiserliches Commissions-Decret vom 3. März ein weiteres Reichsgutachten über die reichsständische Mitwirkungsart zur gänzlichen Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes verlangt, dieses Reichsgutachten auch den 2. October 1801 dahin, daß hierzu eine abermahlige außerordentliche Reichs-Deputation, bestehend aus acht Mitgliedern, und zwar

aus dem Churfürsten-Rathe:

Churmainz, Churböhmen, Churpfalzbayern, Churbrandenburg,

aus dem Fürsten-Rathe:

Bayern, Würtemberg, Hoch- und Deutschmeister, und Hessenkassel.

zu ernennen sey, wirklich erstattet, und von kaiserlicher Majestät unterm 7. November 1801 allergnädigst genehmigt worden; so haben sodann endlich Sr. kaiserl. Majestät durch ein weiteres allergnädigstes Commissions-Decret vom 2. August vorigen Jahrs der allgemeinen Reichsversammlung bekannt gemacht, daß der Zeitpunct, wo die außerordentliche Reichs-Deputation sich zu vereinigen habe, erschienen sey, daß daher sämmtliche deputirte Stände ihre Subdelegirten nach Regensburg, als den mit Bestimmung der französischen Regierung festgesetzten Ort, absenden, auch daß die zu gänzlicher Berichtigung dieses Friedensgeschäftes für die Deputation erforderliche Vollmacht ausgefertigt werden solle, indem Allerhöchstsie in Ihrer reichsoberhauptlichen Eigenschaft als Ihren kaiserl. Bevollmächtigten bey diesem Congresse den wirklichen kaiserl. geheimen Rath und kaiserl. Concommissarius an der allgemeinen Reichsversammlung Reichsfreyherrn von Hügel zu bestimmen allergnädigst geruhet haben.

Wie nun hierauf die Reichsvollmacht, um die in dem Lunéviller Friedensschlusse Artikel 5 und 7 einer besondern Übereinkunft noch vorbehaltenen Gegenstände einvernehmlich mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen, und zu erledigen, am 3. August v. J. für diese außerordentliche Reichs-Deputation wirklich ausgefertigt worden: so haben die deputirten Reichsstände ihre Subdelegirten, nähmlich

Churmainz.

Den kaiserl. geheimen Rath, Commandeur des St. Stephansordens, und churfürstl. Mainzischen Staatsminister, Herrn Franz Joseph Freyherrn von Albini.

Churböhmen.

Den kaiserl. Reichshofrath Hrn. Franz Alban von Schraut; und späterhin noch

den kaiserl. Kämmerer und königlich churböhmischen Reichstags-Gesandten, Hrn. Ferdinand Grafen zu Colloredo Mannsfeld.

Churpfalzbayern.

Den churfürstl. Kammerer, wirklichen geheimen Rath und Comitial-Gesandten, Herrn Aloys Franz Xaver Freyherrn von Rechberg und Rothenlöwen.

Hoch- u. Deutschmeister.

Den Herrn Carl Philipp Ernst Freyh. von Nordegg zur Ravenau, des hohen deutschen Ordens-Ritter, Rathsgebiethiger der Balley Franken, Commandur zu Donauwört, hochfürstl. Hoch- und Deutschmeisterischen adel. wirkl. Hof- Regierungs- und Kammerrath, und Oberamtm. des Scheuerberger Gebiethes zu Hornegg.

Churpfalzsachsen.

Den churpfalzsächsischen geheimen Rath Herrn Hans von Globig.

Churbrandenburg.

Den königl. preußischen wirkl. geheimen Etats- und Kriegsminister, auch Reichstags-Gesandten, des schwarzen und rothen Adlerordens Ritter, Hrn. Johann Eustachius Grafen von Schlitz, genannt Görz, und

den königlich preußischen Directorial-Gesandten im fränkischen Kreise, auch Kammer-Vicepräsidenten zu Anspach, Herrn Conrad Sigmund Carl Häslein.

Würtemberg.

Den herzogl. wirkl. geheimen Rath, Vicepräsidenten, Kammerherrn und Ritter des herzogl. großen Ordens, Hrn. Philipp Christian Freyh. von Normann.

Hessenkassel.

Den fürstlichen geheimen Rath und Comitial-Gesandten Herrn Philipp Maximilian von Günterode; und späterhin noch

den hessenkässelischen Kriegsrath Herrn Georg Wilhelm von Starkloff

hieher nach Regensburg abgeordnet, so, daß diese Deputations-Versammlung, nach allerseitiger herkömmlicher Maßen vollzogener Legitimation, am 24. August wirklich constituirt, und mittels Proposition des ernannten höchstansehnlichen kaiserlichen Herrn Plenipotentiarius eröffnet worden.

Da nun auch zu gleicher Zeit der erste Consul der französischen Republik einen Ministre extraordinaire, in der Person des Citoyen Laforest, hieher abgeordnet; ferner Se. kaiserlich russische Majestät Ihre hohe Vermittelung, gemeinsam mit dem französischen Gouvernement zur Berichtigung der gedachten Entschädigungssache und zur Befestigung der Ruhe Deutschlands, eintreten zu lassen, sich entschlossen, und zu dem Ende bereits unterm 18. August ersagter französ. Ministre Citoyen Laforest

gemeinsam mit dem bey der allgemeinen Reichsversammlung accreditirten kaiserl. russischen Herrn Minister Residenten Klüpffel zwey gleichlautende Declarationen dieser Reichs-Deputation mitgetheilt, worin diese beyden vermittelnden Mächte, zum Behufe der anzustellenden Berathschlagungen, einen allgemeinen Entschädigungsplan vorgelegt; auch kurz nachher Se. kaiserl. russische Majestät einen eigenen Plenipotentiaire in der Person des kaiserl. russischen geheimen Raths und mehrerer Orden Ritter, Heren Carl Freyherrn von Bühler, bisherigen außerordentlichen Gesandten am churpfalzbayrischen Hofe, zu diesem Geschäfte hierher abzuordnen geruhet; sodann die Reichs-Deputation die ihr zugestellten Declarationen in allen ihren Theilen gründlich erwogen, hierüber den gedachten Herrn Ministern der vermittelnden Mächte unter jedesmahliger Mittheilung der bey ihr eingereichten mannigfaltigen Reklamationen und Vorstellungen ihre Beschlüsse eröffnet; hierauf aber diese unterm 8. October der Deputation einen abgeänderten Plan, als Resultat ihrer neuesten Instructionen mitgetheilt, die Deputation sodann auch diesen zweyten Plan in weitere Berathung gezogen, und hierüber den erwähnten Herren Ministern ihre fernern Beschlüsse ebenfalls communicirt, darauf endlich Diese weitere Noten vom 19. October, 15. und 19. November, 3. December v. J. 18. und 31. Jänner, dann den 11. dieses übergeben haben: so ist nunmehr hiernach und aus allen vordern einzelnen Deputations-Beschlüssen folgender Deputations-Hauptschluß abgefaßt worden:

Die Austheilung und endliche Bestimmung der Entschädigungen geschieht, wie folgt:

§. 1. Sr. Majestät dem Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, Erzherzoge von Österreich, für die Abtretung der Landvogtey Ortenau: die Bisthumer Trient und Brixen, mit ihren sämmtlichen Gutern, Einkünften, eigenthumlichen Besitzungen, Rechten und Vorrechten, ohne irgend einige Ausnahme; und die in diesen beyden Bisthümern gelegenen Kapitel, Abteyen und Klöster; unter der Verbindlichkeit jedoch, sowohl für den lebenslänglichen Unterhalt der beyden jetzt lebenden Fürstbischöfe und der Mitglieder der beyden Domkapitel, nach einer mit solchen zu treffenden Übereinkunft, als auch für die hierauf erfolgende Dotation der bey diesen beyden Diöcesen anzustellenden Geistlichkeit, nach dem in den übrigen Provinzen der österreichischen Monarchie bestehenden Fuße zu sorgen. Alle Eigenthums- und übrigen Rechte, die Sr. Maj. dem Kaiser und König als Souverän der Erbstaaten und als höchstem Reichsoberhaupte zustehen, bleiben Ihnen vorbehalten, in so ferne diese Rechte mit der Vollziehung gegenwärtiger Urkunde bestehen können; jene Rechte hingegen, worüber besonders verfügt worden ist, gehen an die neuen Besitzer über.

Dem Erzherzoge Großherzoge für Toskana und dessen Zugehörungen: das Erzbisthum Salzburg, die Probstey Berchtolsgaden, der jenseits der Ilz und des Inns auf der Seite von Österreich gelegene Theil des Bisthums Passau, jedoch mit Ausnahme der Innstadt und Ilzstadt, sammt einem Bezirke von 500 französischen Toisen im Durchschnitte vom äußersten Ende jener Vorstädte an gemessen; und endlich die in den oberwähnten Diöcesen gelegenen Kapitel, Abteyen und Klöster. Diese Besitzungen erhält der Erzherzog unter den, auf die bestehenden Verträge gegründeten Bedingungen, Verbindlichkeiten und Verhältnissen.

Sie werden vom bayrischen Kreise getrennt, und dem österreichischen einverleibt; auch ihre geistlichen, sowohl Metropolitan- als Diöcesan-Gerichtsbarkeiten werden gleichfalls durch die Gränzen der beyden Kreise abgeändert; und die oben von des Erzherzogs Entschädigungen ausgenommenen Theile mit den bayrischen Diöcesen verbunden. Mühldorf, und der auf dem linken Innufer gelegene Theil der Grafschaft Neuburg werden mit aller Landeshoheit mit dem Herzogthume Bayern vereinigt. Das Äquivalent der Einkünfte von Mühldorf und der Landeshoheit über Neuburg ist von den Einkünften, welche Freysingen im österreichischen Gebiethe besitzt, zu nehmen.

Der Erzherzog Großherzog erhält überdieß für sich und seine Erben im völlig souveränen und unabhängigen Besitz das Bisthum Eichstädt, sammt allen von demselben abhängigen Gütern, Einkünften, Rechten und Vorrechten, so wie der Fürstbischof solche zur Zeit der Unterzeichnung des Luneviller Friedensschlusses besaß; jedoch mit Ausnahme der Ämter Sandsee, Wernfels-Spalt, Abenberg, Ahrberg-Obrnbau, und Wahrnberg-Hersieden, und aller übrigen von den Anspachischen und Baireuthischen Landen eingeschlossenen Zugehörden des Bisthums Eichstädt, welche dem Churfürsten von Pfalzbayern verbleiben, und dem Herzoge Großherzoge durch ein vollständiges Äquivalent von den Herrschaften des Churfürsten in Böhmen, und falls diese nicht hinreichen, von irgend andern Einkünften der Churfürsten von Pfalzbayern ersetzt werden. In dem Gebiethe des erwähnten Bisthums Eichstädt findet keine neue Einrichtung irgend einiger Festungswerke von Seiten des Erzherzogs Großherzogs oder seiner Erben Statt.

Das Breisgau und die Ortenau werden die Entschädigung des vormahligen Herzogs von Modena für das Modenesische, dessen Zugehörden und Zustandigkeiten ausmachen. Dieser Fürst und seine Erben werden beyde Lande nach dem buchstäblichen Inhalte des 4. Artikels des Luneviller Friedensschlusses besitzen, welcher in dieser Rücksicht ohne einigen Vorbehalt oder Einschränkung von der Ortenau, wie von dem Breisgau zu verstehen ist.

§. 2. Dem Churfürsten von Pfalzbayern für die Rheinpfalz: die Herzogthümer Zweybrücken, Simmern und Jülich, die Fürstenthümer Lautern und Veldenz, das Marquisat Bergenzoom, die Herrschaft Rauenstein und die übrigen in Belgien und im Elsaß gelegenen Herrschaften: das Bisthum Würzburg unter den hernach vorkommenden Ausnahmen; die Bisthümer Bamberg, Freysingen, Augsburg, und das von Passau; mit Vorbehalt dessen, was §. 1. dem Erzherzoge Großherzoge davon bestimmt ist; nebst der Stadt Passau, derselben Vorstädten, und allen und jeden Zugehörden diesseits des Inns und der Ilz, und überdieß noch einen von ihren äußersten Enden an zu nehmenden Bezirk von 500 französischen Toisen im Durchschnitt; ferner: die Probstey Kempten, die Abteyen Waldsassen, Eberach, Irrsee, Weingen, Söflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeurn, Kaisersheim und St. Ulrich; überdieß die geistlichen Rechte, eigenthümlichen Besitzungen und Einkunfte, welche von den in der Stadt und Markung Augsburg gelegenen Kapiteln, Abteyen und Klöstern abhängen, mit Ausnahme jedoch alles dessen, was in besagter Stadt und derselben Markung selbst begriffen ist. Endlich die Reichsstädte und Reichsdörfer: Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Sochsheim, Sennfeld, Kempten, Kaufbeurn, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg, nebst ihren Gebiethen mit Einschlusse der freyen Leute auf der Leutkircher Haide.

Es findet keine Vermehrung der Festungswerke der Stadt Passau Statt. Sie werden lediglich unterhalten, und es wird kein neues Festungswerk in den Vorstädten angelegt werden. Der Churfürst von Pfalzbayern erhält überdieß im vollen eigenthumlichen und Landeshoheitsbesitz nach den vorerwähnten Bedingnissen die von dem Antheile des Erzherzogs Großherzogs getrennten Theile von Eichstadt, worüber der fernere Bedacht auf einen Territorial-Ersatz dessen, was dem Churfursten von Pfalzbayern noch fur das ihm vorhin angewiesene Bisthum Eichstadt abgeht, vorbehalten wird.

§. 3. Dem Könige von Preußen, Churfürsten von Brandenburg für das Herzogthum Geldern, und den auf dem linken Rheinufer gelegenen Theil des Herzogthums Cleve; fur das Fürstenthum Meurs, die Bezirke von Sevenaer, Huissen und Malburg, und für die Rhein- und Maazzölle:

Die Bisthümer Hildesheim und Paderborn; das Gebieth von Erfurt mit Untergleichen, und alle Mainzischen Rechte und Besitzungen in Thüringen; das Eichsfeld, und der Mainzische Antheil an Treffurt. Ferner die Abteyen: Herforden, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Kappenberg; und die Reichsstadte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar; endlich die Stadt Münster, nebst dem Theile des Bisthums dieses Nahmens, welcher an und auf der rechten Seite einer Linie liegt, die unter Olpben über Seperad, Kakelsbeck, Heddingschell, Ahlschmck, Nettein, Hulschhofen, Raundeld, Nienburg, Ulenbrock, Grimmel, Schönfeld und Greven gezogen wird, und von da dem Laufe der Ems folgt, bis auf dem Zusammenfluß der Hoopsteraa in der Grafschaft Lingen.

Die Überreste des Bisthums Münster werden auf folgende Weise vertheilt, nähmlich: dem Herzoge von Oldenburg die Ämter: Vechte und Kloppenburg.

Dem Herzoge von Aremberg das Amt: Meppen mit der kölnischen Grafschaft Reklingshausen.

Dem Herzoge von Croy die Reste des Amts Dülmen.

Dem Herzoge von Looz und Corpswaren: die Reste der Ämter Bevergern und Wolbeck.

Die Kapitel, Archidiakonal-Präbenden, Abteyen und Klöster, so in den Ämtern gelegen sind, welche die oben benannten Überreste des Bisthums Münster ausmachen, werden gedachten Ämtern einverleibt.

Den Fürsten von Salm die Ämter: Bocholt und Ahaus, mit den darin liegenden Kapiteln, Archidiakonaten, Abteyen und Klöstern; alles im Verhältnisse von zwey Drittheilen für Salm-Salm, und eines Drittheils für Kyrburg, dessen Abtheilung unverzüglich durch eine weitere Anordnung bestimmt werden wird.

Die Reste des Amtes Horstmar mit Einschluß der darin befindlichen Kapitel, Archidiakonaten, Abteyen und Klöster fallen den Rheingrafen zu; unter der Bedingung, die gegen die Fürsten von Salm den 20. Oct. a. p. übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Aus der getroffenen Vertheilung von Münster folgt von selbst, daß die bisherige ständische Verfassung nicht mehr Statt finden kann.

Das Haus Salm-Reiferscheid-Bedburg erhält das Mainzische Amt Krautheim, mit den Gerichtsbarkeitsrechten der Abtey Schönthal in besagtem Amte, und überdieß eine beständige auf Amorbach ruhende Rente von zwey und dreyßig tausend Gulden.

Der Fürst von Salm-Reiferscheid für die Grafschaft Niedersalm: eine immerwährende Rente von zwölftausend Gulden auf Schönthal.

Der Graf von Reiferscheid-Dyk erhält für die Feudalrechte seiner Grafschaft eine immerwährende Rente von acht und zwanzig tausend Gulden auf die Besitzungen der Frankfurter Kapitel.

§. 4. Dem Könige von England, Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg für seine Ansprüche auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, Hildesheim, Korvei und Hörter, und für seine Rechte und Zuständigkeiten in den Städten Hamburg und Bremen, und in derselben Gebiethen, nahmentlich dem Gebiethe der letzteren, so wie dasselbe unten bestimmt werden wird, wie auch für die Abtretung des Amtes Wildeshausen: das Bisthum Osnabrück.

Dem Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Abteyen: Gandersheim und Helmstädt, mit der Auflage einer immerwährenden Rente von zweytausend Gulden zu der Stiftung der Prinzessinn Amalia zu Dessau.

§. 5. Dem Markgrafen von Baden für seinen Theil an der Grafschaft Sponheim, und für seine Güter und Herrschaften im Luxemburgischen, Elsaß u. s. f. das Bisthum Constanz, die Reste der Bisthümer Speyer, Basel und Straßburg, die pfälzischen Ämter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den Städten Heidelberg und Mannheim; ferner die Herrschaft Lahr, unter den zwischen dem Markgrafen von Baden, dem Fürsten von Nassau-Usingen, und den übrigen Interessenten verabredeten Bedingungen; ferner die Hessischen Ämter: Lichtenau und Wildstädt; dazu die Abteyen Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichenau, Öhningen, und die Probstey und das Stift Odenheim, und die Abtey Salmansweiler, mit Ausnahme von Ostrach und den unten bemerkten Zugehörungen. Die Reichsstädte Offenburg, Zell am Hammersbach, Gengenbach, Überlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen; Endlich die mittelbaren sowohl als unmittelbaren Besitzungen und Rechte auf der Südseite des Neckars, welche von den öffentlichen Stiftungen und Körperschaften des linken Rheinufers abhängen.

§. 6. Dem Herzoge von Würtemberg für das Fürstenthum Mömpelgard nebst Zugehörden, wie auch für seine Rechte, Besitzungen, Ansprüche und Forderungen im Elsaß und in der Franche-Comte: die Probstey Ellwangen; die Stifter, Abteyen und Klöster: Zwiefalten, Schönthal und Comburg, mit Landeshoheit (jedoch unter Vorbehalt der Rechte der weltlichen Fürsten und der Grafschaft Limburg). Ferner: Rothenmünster, Heiligenkreuzthal, Oberstenfeld, Margrethenhausen, nebst allen denjenigen, so in seinen neuen Besitzungen gelegen sind. Ferner: das Dorf Dürrenmettstätten, und die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn; alles unter der Bedingung, folgende immerwährende Renten zu entrichten, nähmlich:

Den Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg für ihren Antheil am Boppарder Zoll sechshundert Gulden, halb an Bartenstein, halb an Schillingsfürst.

Dem Fürsten von Salm-Reiferscheid für seine Grafschaft Niedersalm zwölf tausend Gulden.

Dem Grafen von Limburg-Styrum für die Herrschaft Oberstein zwölf tausend zwey hundert Gulden.

Dem Grafen von Schall für sein Gut Megen zwölf tausend Gulden.

Der Gräfinn Hillesheim für ihren Antheil an der Herrschaft Reipoltskirchen funf tausend vier hundert Gulden.

Der verwitweten Gräfinn von Löwenhaupt für die Feudalrechte ihres Antheils an der Herrschaft Ober- und Niederbronn eilf tausend drey hundert Gulden.

Den Erben des Freyherrn von Dietrich für gleiche Rechte ein und dreyßig tausend zwey hundert Gulden.

Den Herrn Seubert für die Lehen Bental und Bretigny drey tausend drey hundert Gulden.

§. 7. Dem Landgrafen von Hessenkassel für St. Goar und Rheinfels und für seine Rechte und Ansprüche auf Corvey: die Mainzischen Ämter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg; die Kapitel Fritzlar und Amöneburg, und die Klöster in besagten Ämtern; ferner: die Stadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen; alles unter Bedingung einer immerwährenden Rente von zwey und zwanzig tausend fünf hundert Gulden für den Landgrafen von Hessen-Rothenburg; welche Rente jedoch in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi übertragen wird, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt.

Dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt für die Grafschaft Lichtenberg, die Aufhebung seines Schutzrechts über Wetzlar und die hohen Gefälle in Beziehung auf Frankfurt; für die Abtretung der Hessischen Ämter: Lichtenau und Wildstädt, Katzenellenbogen, Braubach, Emds, Kleeberg, Epstein und des Dorfs Weyersfelden: das Herzogthum Westphalen mit Zugehörden, und nahmentlich Volkmarsen, sammt den im genannten Herzogthume befindlichen Kapiteln, Abteyen und Klöstern, jedoch mit einer immerwährenden, dem Fürsten von Wittgenstein-Berleburg zu zahlenden Rente von funfzehn tausend Gulden; welche Rente jedoch in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi übertragen wird, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt. Ferner, die Mainzer Ämter: Gernsheim, Bensheim, Hoppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Bilbel, Rockenburg, Hasloch, Astheim, Hirschhorn; die Mainzischen, auf der Südseite des Mains im Darmstädtischen gelegenen Besitzungen und Einkünfte, nahmentlich die Höfe: Mönchhof, Gundhof und Klarenberg, wie auch diejenigen, so von den dem Fürsten von Nassau-Usingen weiter unten zugewiesenen Kapiteln, Abteyen und Klöstern abhängen, mit Ausnahme der Dörfer: Bürgel und Schwanheim; ferner: die pfalzischen Ämter: Lindenfels, Umstadt und Otzberg, und die Reste der Ämter: Alzey und Oppenheim; dann den Rest des Bisthums Worms; die Abteyen: Seligenstadt, und Marienschloß bey Rockenburg; die Probstey Wimpfen, und die Reichsstadt Friedberg. Alles unter der Bedingung, die Deputat-Gelder des Landgrafen von Hessen-Homburg wenigstens um den vierten Theil zu vermehren.

§. 8. Dem Herzoge von Holstein-Oldenburg für die Aufhebung des Elsfleter Zolls, die Abtretung der Dörfer in dem weiter unten bezeichneten Landesstriche von Lübeck, und für die ihm und dem Domkapitel zuständigen Rechte und Besitzungen in der Stadt dieses Nahmens: das Bisthum und Domkapitel Lübeck; das hannöverische Amt: Wildeshausen und die schon erwähnten Ämter: Vechte und Cloppenburg im Münsterschen.

§. 9. Dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin für seine Rechte und Ansprüche auf zwey erbliche Kanonikate der Kirche zu Ratzeburg, die ihm als Ersatz für den Hafen von Wismar gegeben waren; so

wie für seine Ansprüche auf die Halbinsel Priwal in der Trave, deren ausschließliches Eigenthum der Stadt Lübek bleibt: die Rechte und das Eigenthum des Lübecker Hospitals in den Dörfern Warnekenhagen, Altenbuchow und Crumbrook und in den der Insel Poel; ferner eine immerwährende Rente von zehntausend Gulden, auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

§. 10. Dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen für die Feudalrechte in der Grafschaft Geulle, und den Herrschaften Monfrin und Baillonville im Lüttichen Lande: die Herrschaft Hirschstatt, und das Kloster Stetten.

Dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen für seine Feudalrechte in den Herrschaften Boxmer, Dixmüde, Berg-Gen-bringen, Etten, Fisch, Pannerden und Mühlingen; und für seine Domänen in Belgien: die Herrschaft Glatt, die Klöster Inzighofen, Klosterbeuren und Holzheim, lezteres im Augsburgischen.

§. 11. Dem Fürsten von Dietrichstein für die Herrschaft Trasp in Graubünden: die Herrschaft Neu-Ravensburg.

Dem Fürsten von Ligne für Fagnolles: die Abtey Edelstetten, unter dem Nahmen einer Grafschaft.

§. 12. Dem Fürsten von Nassau-Usingen für das Fürstenthum Saarbrück; zwey Drittheile der Grafschaft Saarwerden, die Herrschaft Ottweiler, und die von Lahr in der Ortenau; die Mainzischen Ämter: Königstein, Höchst, Kronenberg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwill, Haarheim, Kassel, mit den Besitzungen des Domkapitels auf der rechten Mainseite, unterhalb Frankfurt; ferner das pfälzische Amt Kaub, nebst Zugehörden, der Rest des eigentlichen Churfürstenthums Cölln (mit Ausnahme der Ämter: Altwied und Aurburg); die Hessischen Ämter: Katzenellenbogen, Braubach, Embs, Epstein und Kleeberg, frey von den Solmsischen Ansprüchen; die Dörfer Weiperfelden, Soden, Sulzbach, Schwanheim, und Okriftel; die Kapitel und Abteyen: Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt, Sayn und alle Kapitel, Abteyen und Klöster in den, ihm zur Entschädigung zugefallenen Landen; endlich die Grafschaft Sayn-Altenkirchen mit dem Beding, sich in Ansehung der Schadloshaltung des Hauses Sayn-Wittgenstein, dessen Ansprüche auf die Grafschaft Sayn und Zugehörden erloschen bleiben, nach der darüber getroffenen Übereinkunft zu benehmen.

Dem Fürsten von Nassau-Weilburg für den dritten Theil an Saarwerden, und die Herrschaft Kirchheim-Polanden: Der Rest des Churfürstenthums Trier, mit den Abteyen: Arnstein, Schönau und Marienstadt.

Dem Fürsten von Nassau-Dillenburg zur Entschädigung für die Statthalterschaft, und seine Domänen in Holland und Belgien: die Bisthümer: Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund; die Abtey Weingarten, die Abteyen und Probsteyen Hofen, St. Gerold im Weingartischen, Bandern, im Lichtensteinischen Gebiethe; Dietkirchen, im Nassauischen, so wie alle Kapitel, Abteyen, Probsteyen und Klöster in den zugetheilten Landen, unter der Bedingung, den bestehenden, und schon früher von Frankreich anerkannten Ansprüchen auf einige Erbschaften, welche im Laufe des lezten Jahrhunderts mit dem Nassau-Dillenburgischen Moderate vereinigt worden sind, Genüge zu thun.

§. 13. Dem Fürsten von Thurn und Taxis, zur Schadloshaltung für die Einkünfte der Reichsposten in den an Frankreich abgetretenen Provinzen: das gefürstete Damenstift Buchau, nebst der Stadt; die Abteyen Marchthal und Neresheim; das zu Salmannsweiler gehörige Amt Ostrach im ganzen Umfange seiner gegenwärtigen Verwaltung, die Herrschaft Schemmelberg, und den Weilern Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten.

Übrigens wird die Erhaltung der Posten des Fürsten von Thurn und Taxis, so wie sie constituirt sind, garantirt. Dem zu Folge sollen die gedachten Posten in dem Zustande erhalten werden, in welchem sie sich ihrer Ausübung und Ausübung nach zur Zeit des Luneviller Friedens befanden.

Um diese Anstalt in ihrer ganzen Vollständigkeit, so wie sie sich in besagtem Zeitpuncte befand, desto mehr zu sichern, wird sie dem besonderen Schutze des Kaisers, und des churfürstl. Collegiums übergeben.

§. 14. Dem Fürsten von Löwenstein-Werthheim für die Grafschaft Püttlingen, die Herrschaften Scharfeneck, Sugnon und andere: die zwey Mainzer Dörfer Würth und Trennfurt; die Würzburgischen Ämter Rothenfels und Homburg, die Abteyen Brombach, Neustadt und Holzkirchen; die Würzburgischen Verwaltungen Widdern und Thalheim, eine immerwährende Rente von zwölftausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi, und die Würzburgischen Rechte und Einkünfte in der Grafschaft Werthheim; jedoch unter der Clausel, gedachtes Amt Homburg und die Abtey Holzkirchen dem Churfürsten von Pfalzbayern gegen eine immerwährende Rente von acht und zwanzig tausend Gulden, oder gegen jedes andere Äquivalent, dessen sie übereinkommen mögen, wieder abzutreten.

Dem Grafen von Löwenstein-Werthheim für die Grafschaft Virneburg: das Amt Freudenberg, die Karthause Grünau, das Kloster Triefenstein, und die Dörfer: Montfeld, Rauenberg, Wessenthal und Trennfeld.

§. 15. Dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein für die Herrschaft Dachstuhl: die Abtey Heiligenkreuz zu Donauwörth, das Kapitel St. Magnus zu Füssen, und die Klöster: Kirchheim, Deggingen und Maihingen, im Wallersteinischen.

§. 16. Den Fürsten und Grafen zu Solms, für die Herrschaften Rohrbach, Krag-Scharfenstein und Hirschfeld, und für ihre Rechte und Ansprüche auf die Abtey Arensburg, und das Amt Kleeberg: die Abteyen Arensburg und Altenburg im Solmsischen.

§. 17. Den Fürsten und den Grafen von Stollberg für die Grafschaft Rochefort und ihre Ansprüche auf Königstein: eine immerwährende Rente von dreyßig tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

§. 18. Dem Fürsten Carl von Hohenlohe-Bartenstein für die Herrschaft Oberbrunn: die Ämter Haltenbergstetten, Lauenbach, Jaxtberg und Braunsbach, den Würzburger Zoll im Hohenloheschen, und Antheil am Dorfe Neuenkirchen, das Dorf Münster, und den östlichen Theil des Gebieths von Carlsberg; alles unter der Clausel, das nöthige Gebieth zu einer militärischen Straße, und directen ununterbrochenen Communication von Würzburg und Rothenburg gegen ein billiges Äquivalent an den Churfürsten von der Pfalz wieder abzutreten.

Den Häuptern der beyden Linien von Hohenlohe-Waldenburg für ihren Antheil am Boppaeder Zoll: die schon erwähnten beständigen Renten von sechshundert Gulden auf Comburg.

Dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen für seine Rechte und Ansprüche auf die sieben Dörfer: Königshofen, Retterheim, Reiderfeld, Wermuthhausen, Neubronn, Streichenthal und Oberndorf: das Dorf Nagelsberg.

Dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein für die Abtretung des Dorfs Münster, und des östlichen Theils vom Carlsberger Gebiethe, nähmlich ein Bezirk von fünfhundert französischen Toisen im Durchschnitte, von der äussersten Gränze an gerechnet: das Dorf Amrichshausen, und die Mainzer, Würzburger und Comburger Antheile an dem Marktflecken Künzelsau.

§. 19. Dem Fürsten von Isenburg für die Abtretung des Dorfes Okriftel das Dorf Gainsheim nahe am Rhein mit den Resten der Abtey von Jacobsberg auf der rechten Rheinseite; jedoch mit Ausschluß derjenigen, welche im Gebiethe des Landgrafen von Hessenkassel eingeschlossen sind; sodann das Dorf Bürgel bey Offenbach.

Der Fürstinn von Isenburg, Gräfinn von Parkstein, für ihren Antheil an der Herrschaft Reipoltskirchen und anderer Herrschaften am linken Rheinufer eine immerwährende Rente von drey und zwanzig tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

§. 20. Dem Hause Leiningen für das Fürstenthum dieses Nahmens, die Grafschaft Dagsburg und die Herrschaft Weidersheim, so wie für seine Rechte und Ansprüche auf Saarwerden, Lahr und Mahlberg, nahmlich:

Dem Fürsten von Leiningen die Mainzischen Ämter Mittenberg, Buchen, Seeligenthal, Amorbach und Bischofsheim; die von Würzburg getrennten Ämter Grünsfeld, Lauda,

Hartheim und Rittberg; die pfälzischen Ämter: Boxberg und Mosbach, und die Abteyen Gerlachsheim und Amorbach.

Dem Grafen von Leiningen-Guntersblum für seinen Verlust und seinen Antheil an vorerwähnten Ansprüchen: die Mainzische Kellerey Billigheim und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Heidesheim für seinen Verlust und seinen Antheil an vorerwähnten Ansprüchen: die Mainzische Kellerey Neidenau und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Westerburg älterer Linie, die Abtey und das Kloster Ilbenstadt in der Wetterau mit der Landeshoheit in ihrem geschlossenen Umfange, und eine immerwährende Rente von drey tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

Dem Grafen von Leiningen-Westerburg jüngerer Linie: die Abtey Engelthal in der Wetterau, und eine immerwährende Rente von sechs tausend Gulden auf den §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi.

§. 21. Dem Fürsten von Wiedrunkel für die Grafschaft Kriechingen, die Kölnischen Ämter: Nurburg und Altwied, und die Kellerey Willmar.

§. 22. Dem Fürsten von Prezenheim für Brezenheim und Winzenheim: die Stadt und das gefürstete Damenstift Lindau am Bodensee.

§. 23. Dem Fürsten von Wittgenstein-Berleburg für die Herrschaften Neumagen und Hemsbach: die schon erwähnte immerwährende Rente von fünfzehn tausend Gulden auf das Herzogthum Westphalen. Die als rechtmäßig anerkannten Ansprüche des Hauses Sayn-Wittgenstein auf die Grafschaften Sayn-Altenkirchen und Hachenburg werden durch die zwischen dem Markgrafen von Baden, dem Fürsten von Nassau, und den gedachten Grafen von Wittgenstein getroffene Übereinkunft befriediget.

§. 24. Nachdem in Erwägung der Unzulänglichkeit der noch disponibel bleibenden Theile von unmittelbarem Gebiethe und den gleichwohl bestehenden Erfordernissen eines verhältnißmäßigen Etablissements zur Übertragung des Stimmrechts, die unmittelbaren Abteyen und Klöster: Ochsenhausen, Münchroth, Schussenried, Guttenzell, Hegbach, Baindt, Burheim, Weissenau und Isny, mit ihren Zugehörden, dann die Stadt Isny, für die Entschädigung der Reichsgrafen bestimmt sind, so wird diese Entschädigungsmasse folgender Gestalt vertheilt:

Dem Grafen von Aspremont-Lynden wegen Neckheim: die Abtey Baindt und eine jährliche Rente mit achthundert funfzig Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Bassenheim, wegen Pyrmont und Ollbrücken: die Abtey Hegbach (mit Ausschluß der Orte Miedingen und Sullmingen, des Zehenten zu Baltringen und der zu diesem letzten Antheile bestimmten fünf hundert Jauchert Wald), ferner eine jährliche Rente von dreyzehn hundert Gulden von Burheim.

Dem Grafen von Metternich wegen Winneburg und Beilstein, die Abtey Ochsenhausen, (mit Ausschluß des Amtes Tannheim) unter der Verbindlichkeit jedoch, eine jährliche Rente von zwanzig tausend Gulden; nahmlich an den Grafen von Aspremont acht hundert funfzig Gulden, an den Grafen von Quadt eilf tausend Gulden, an den Grafen von Wartemberg acht tausend ein hundert funfzig Gulden hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Ostein wegen Molendonk: die Abtey Burheim (mit Ausschluß des Dorfes Pleß), unter der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von neun tausend Gulden, nahmlich an den Grafen von Bassenheim dreyzehn hundert Gulden, an den Grafen von Plettenberg sechs tausend Gulden, an den Grafen von Goltstein ein tausend sieben hundert Gulden hinaus zu bezahlen.

Dem Grafen von Plettenberg wegen Wittem und Eyß: die Hegbachischen Orte Miedingen und Sullmingen sammt dem Zehenten in Baldringen und fünf hundert Jauchert Wald, welche demselben in den an Miedingen zunächst angränzenden Walddistricten Wolfloch, Laitbuhl, und Schneckenkau zuzumessen sind; nebst dem eine jährliche Rente mit sechs tausend Gulden von Burheim.

Dem Grafen von Quadt wegen Wickerath und Schwanenberg die Abtey und Stadt Isny und eine jährliche Rente mit eilf tausend Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Schasberg wegen Kerpen und Lommersum: das Ochsenhausische Amt Tannheim (mit Ausschluß des Dorfs Winterrieden) unter der Verbindlichkeit einer jährlichen Rente von zwey tausend Gulden, nahmlich an den Grafen von Sinzendorf funfzehn hundert Gulden, an den Grafen von Hallberg fünf hundert Gulden, hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Sinzendorf wegen der Burggrafschaft Aberneck: das vorerwähnte Dorf Winterrieden unter der Benennung einer Burggrafschaft, und eine jährliche Rente mit fünfzehn hundert Gulden von Tannheim.

Dem Grafen von Sternberg wegen Blankenheim, Junkrath, Gerolsstein und Dollendorf: die Abteyen Schussenried und Weissenau, unter der Verbindlichkeit einer jährlichen Rente von dreyzehn tausend neun hundert Gulden, nahmlich an den Grafen von Wartemberg für Sickingen fünf tausend fünf hundert Gulden, an den Grafen von Sickingen zu Sickingen tausend ein hundert und zehn Gulden, an den Grafen von Hallberg sechs tausend acht hundert und achtzig Gulden, an die Grafen von Nesselrode-Reichenstein zwey hundert und sechzig Gulden, an den Grafen von Goltstein hundert und funfzig Gulden hinaus zu zahlen.

Dem Grafen von Törring wegen Gronsfeld: die Abtey Guttenzell.

Dem Grafen von Wartemberg wegen Wartemberg: die Abtey Roth, und eine jährliche Rente von acht tausend ein hundert und funfzig Gulden von Ochsenhausen.

Dem Grafen von Wartemberg für Sickingen wegen Ellerstadt, Aspach und Oranienhof: das Burheimische Dorf Pleß, und eine jährliche Rente mit fünf tausend fünf hundert Gulden von Schussenried.

Dem Grafen von Goltstein wegen Schlenacken eine jährliche Rente von ein tausend acht hundert und fünfzig Gulden, nahmlich von Burheim ein tausend sieben hundert Gulden, von Schussenried ein hundert und funfzig Gulden.

Dem Grafen von Hallberg wegen Fusignenheim und Ruckheim eine jährliche Rente von sieben tausend drey hundert und sechzig Gulden, nahmlich von Schussenried sechs tausend acht hundert und achtzig Gulden, und von Tannheim fünf hundert Gulden.

Dem Grafen von Nesselrode-Reichenstein für Burgsitter und Mechernich: eine jährliche Rente mit zwey hundert und sechzig Gulden von Schussenried.

Dem Grafen von Sickingen zu Sickingen für das Amt Hohenenöden: eine jährliche Rente mit ein tausend ein hundert und zehn Gulden von Schussenried.

Dieser Vertheilung werden noch folgende allgemeine Bestimmungen beygefügt: 1) Die Stimmrechte derjenigen entschädigten Reichsgrafen, deren Verlust in einem reichsunmittelbaren Gebiethe, welches zu Reichs- und Kriegs-Prästanden beygetragen, bestanden, und die zugleich eine Stimme oder Antheil daran auf Reichs- und Kreistagen gehabt haben, nähmlich der Grafen von Aspremont, Bassenheim, Metternich, Ostein, Plettenberg, Quadt, Schasberg, Sinzendorf, Sternberg, Törring und Wartenberg werden auf ihre neue Besitzungen redicirt. 2) Die von einem Hauptentschädigungs-Objecte (Chef-lieu) getrennten Theile entrichten die Anlagen zu Reichs- und Kriegs-Prästanden in die Hauptcasse, und in dem Verhältnisse wie bisher, und stellen nicht minder die Mannschaft zu dem bisherigen Contingente: der Besitzer des getrennten Theiles hat das Recht die Anlags-Quota zu fuhrepartiren und die Mannschaft auszuheben. 3) Das Abzugsrecht zwischen den Besitzungen des Hauptortes und dem getrennten Theile bleibt in dem bisherigen Zustande. 4) Dem Inhaber eines getrennten Theiles bleiben das daselbst befindliche und dazu gehörige Mobiliar-Vermögen und Rückstände (Arrerages), über welche derselbe mit dem vorigen Besitzer übereinzukommen hat. — An den Activ- und Passiv-Capitalien der Kameral-Casse des Hauptortes hat hingegen derselbe keinen Antheil, weil diese bey Berechnung des Ertrags überhaupt schon berücksichtiget sind. 5) Er ist verbunden, zu der Sustentation der Geistlichkeit des Hauptortes nach Verhältniß des Ertrags des getrennten Theils zum

Ganzen beyzutragen. 6) Den in der Vertheilung angewiesenen Renten kommen alle jene Vorzüge und Verfügungen zu Statten, welche durch gegenwärtige Urkunde in Ansehung der in ihr enthaltenen Renten bestimmt sind. 7) Der Empfänger einer Rente ist gleichfalls verbunden, zu den Sustentations-Kosten der Geistlichkeit des Hauptortes, worauf die Rente radicirt ist, beyzutragen; jedoch weil er an dem Mobiliar-Vermögen des Entschädigungs-Objectes keinen Theil hat, nur die Hälfte derjenigen Quota, welche sich nach Verhältniß dieser Rente zu dem unter Abzug der Lasten berechneten Ertrag des Entschädigungs-Objectes ergibt. 8) Zu einer Ausgleichung der temporären Lasten, und vorzüglich der, nach einem billigen Überschlag, in Gemäßheit der §§. 51 und 57 gegenwärtiger Urkunde erwogenen Sustentations-Kosten der Geistlichkeit in den neun Abteyen, sind die Activ-Capitalien der Karthause Buxheim mit hundert und sechs und siebenzig tausend Gulden nach folgenden Principien zu verwenden: a) Die Sustentations-Summe, welche den dritten Theil des Ertrags einer Abtey nicht übersteigt, wird sowohl durch die Allgemeinheit dieser Last, als durch Überlassung des Mobiliar-Vermögens, als compensirt betrachtet. b) Wenn die Sustentations-Summe aber das Ertragsdrittel übersteigt, so wird der Überschuß aus gedachten Capitalien achtfach vergütet. c) Der künftige Besitzer von Buxheim hat diese Capitalien zu verwalten, an die Theilhaber mit 3½ pro Cent zu verzinsen und mittelst successiver Aufkündigung in achtjährigen Raten abzuzahlen. d) Zu Folge dieser Bestimmungen erhalten an gedachten Activ-Capitalien die künftigen Besitzer auf die Abtey Roth sieben tausend fünfhundert Gulden, auf Weissenau sechs tausend vier hundert und fünfzig Gulden, auf Buxheim zwanzig tausend zwey hundert Gulden, auf Hegbach drey und fünfzig tausend neun hundert und fünfzig Gulden, auf Baindt acht und dreyßig tausend sechs hundert und fünfzig Gulden, und auf Guttenzell fünf und vierzig tausend zwey hundert und fünfzig Gulden; der verbleibende Rest mit vier tausend Gulden ist als ein gemeinschaftlicher Überschuß zu Deckung des etwaigen Verlustes anzusehen. e) Falls sich ein größerer Verlust ohne Verschuldung der Verwaltung ergäbe, so ist solcher von allen Theilnehmern pro rata zu tragen.

Die Ergänzung der Entschädigung, wo sie Statt hat, und in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt wird, wird übrigens für die erwähnten Grafen und für alle andere sich auf gleichen Titel gründende Reclamanten auf jene Einkünfte angewiesen, welche noch zu einer weitern Bestimmung übrig bleiben dürften.

§. 25. Der Stuhl zu Mainz wird auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würden eines Churfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland bleiben auf ewige Zeiten damit vereiniget. Seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich in Zukunft über alle auf der rechten Rheinseite liegenden Theile der ehemahligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Cölln, jedoch mit Ausnahme der königlich Preußischen Staaten; ingleichen über die Salzburgische Provinz, so weit sich dieselbe über die mit Pfalzbayern vereinigten Länder ausdehnt.

Was das Weltliche betrifft, so wird die Ausstattung des Churfürsten Erzkanzlers zuförderst auf die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg begründet. Jenes begreift das Oberamt Aschaffenburg in seiner gegenwärtigen Vollständigkeit und Ausdehnung; sodann die Ämter Aufenau, Lohr, Orb mit den Salzwerken, Prozelten, Klingenberg auf der rechten Seite des Mains, und das Würzburgische Amt Amrach im Sinngrunde. Dieses besteht aus dem bisherigen Bisthume Regensburg, sammt der Stadt dieses Nahmens, und allem, was davon abhängt, mit den darin befindlichen mittelbaren und unmittelbaren Stiftern, Abteyen und Klöstern, nahmentlich: St. Emmeran, Obermünster und Niedermünster; alles nach den dermahlen bestehenden Verhältnissen gegen Bayern.

Ferner gehören zu dieser Ausstattung: die Reichsstadt Wetzlar in der Eigenschaft einer Grafschaft, und mit voller Landeshoheit, wie auch alle Stifter, Abteyen und Kloster, die in den benannten Fürstenthümern und der Grafschaft gelegen sind. Auch das Haus Kompostell zu Frankfurt, und alle Proprietaten, Besitzungen und Einkünfte, welche dem Mainzischen Domkapitel außer den, dem Könige von Preußen, den Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Leiningen angewiesenen Ämtern zugestanden haben, und von denselben genossen worden sind.

Der Ertrag der hier oben benannten Gegenstände ist zu sechs Mahl hundert fünfzig tausend Gulden angeschlagen.

Die Ergänzung der, dem Churfürsten Erzkanzler bestimmten Entschädigung von einer Million Gulden wird durch Anweisung auf das §. 39 erwähnte Schiffahrts-Octroi bewerkstelligt. Mittlerweile, bis dieses Octroi in Vollzug gesetzt ist, sollen die Zölle der rechten Rheinseite, mit deren Einnahme seit dem 1. December 1802 fortgefahren worden, zur Entrichtung der besagten Entschädigungs-Ergänzung dienen. Der Churfürst Erzkanzler wird sich desfalls mit den Fürsten benehmen, im Nahmen derer diese Zölle eingenommen worden sind. Wenn sich nach Berichtigung der ihm zukommenden Ergänzung hieran noch ein hinreichender Überschuß ergibt, so soll derselbe zu verhältnißmäßiger Bestreitung der §§. 9. 14. 17. 19 und 20 enthaltenen Anweisungen verwendet werden.

Der Churfürst Erzkanzler wird fernerhin nach den Statuten seiner alten Metropolitan-Kirche gewählt werden.

Den Städten Regensburg und Wetzlar wird eine unbedingte Neutralität, selbst in Reichskriegen, zugesichert, indem jene der Sitz des Reichstags, diese des Reichskammergerichts ist.

§. 26. Aus Rücksicht für die Kriegsdienste ihrer Glieder werden der Deutsche und der Maltheser Orden der Säcularisation nicht unterworfen, und erhalten für ihren Verlust auf der linken Rheinseite zur Vergütung, nähmlich: der Fürst Hoch- und Deutschmeister und der Deutsche Orden: die mittelbaren Stifter, Abteyen und Klöster im Vorarlberg, im Österreichischen Schwaben, und überhaupt alle Mediat-Klöster der Augsburger und Constanzer Diöcesen in Schwaben, worüber nicht disponirt worden ist, mit Ausnahme der im Breisgau gelegenen.

Der Fürst Groß-Prior und das Deutsche Groß-Priorat des Maltheser Ordens: die Grafschaft Bondorf, die Abteyen St. Blasi, St. Trutpert, Schuttern, St. Peter, Tennenbach, und überhaupt alle Stifter, Abteyen und Klöster im Breisgau mit allen auf der rechten Rheinseite gelegenen respectiven Zugehörungen der so eben benannten Objecte, jedoch mit der Obliegenheit, nach einer noch vorzunehmenden Liquidation die persönlichen Schulden der vormahligen Bischöfe von Basel und Lüttich zu bezahlen, welche sie seit der Entfernung von ihren Sitzen gemacht haben.

§. 27. Das Collegium der Reichsstädte besteht in Zukunft aus den freyen und unmittelbaren Städten: Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg.

Sie genießen in dem ganzen Umfange ihrer respectiven Gebiethe die volle Landeshoheit und alle Gerichtsbarkeit ohne Ausnahme und Vorbehalt; jedoch der Appellation an die höchsten Reichsgerichte unbeschadet. Sie genießen auch selbst in den Reichskriegen einer unbedingten Neutralität. Zu dem Ende sind sie auf immer von allen ordentlichen und außerordentlichen Kriegsbeyträgen befreyt, und bey allen Fragen über Krieg und Frieden von allem Antheil an den Reichsberathschlagungen vollkommen und nothwendiger Weise entbunden. Überdieß erhalten sie als Entschädigung, Vergütung und Bewilligung, nähmlich:

Die Stadt Augsburg: alle geistlichen Güter, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte in ihrem Gebiethe sowohl in- als außerhalb der Ringmauern, nichts ausgenommen.

Die Stadt Lübeck für die Abtretung der von ihrem Hospital abhängenden Dörfer und Weiler im Mecklenburgischen: denjenigen ganzen Landesbezirk des Bisthums und Domkapitels zu Lübeck, mit allen und jeden Rechten, Gebäuden, Eigenthum und Einkünften, welcher zwischen der Trave, der Ostsee, dem Himmelsdorfer See, und einer Linie begriffen ist, die von da oberhalb Swartau in einer Entfernung von wenigstens fünf hundert Französischen Toisen von der Trave, dem Dänischen Holstein, und dem Hannöverischen gezogen wird.

Über die von der Stadt Lübek abhängigen einzelnen Stücke, welche außerhalb des eben bezeichneten Bezirks in den Landen des Herzogs von Holstein-Oldenburg eingeschlossen liegen, wird man sich gütlich vereinigen.

Die Stadt Frankfurt für die Abtretung ihres Antheils an den Dörfern Soden und Sulzbach: alle innerhalb ihres Umkreises gelegene Stifter, Abteyen und Klöster, mit allen ihren innerhalb und

außerhalb des Stadtsbezirks befindlichen Zugehörungen, nahmentlich: Molstadt und alle in gedachter Stadt und ihrem Gebiethe begriffene geistlichen Güter, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte, (das Compostell ausgenommen); unter der Bedingung, eine beständige Rente von acht und zwanzig tausend Gulden dem Grafen von Salm-Reiferscheid-Dyk, eine von drey tausend sechs hundert Gulden dem Grafen von Stadion-Warthausen, und von zwey tausend vier hundert Gulden dem Grafen von Stadion-Tannhausen zu bezahlen.

Diese Renten, welche im Ganzen vier und dreyßig tausend Gulden ausmachen, werden in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem §. 39 erwähnten Schifffahrts-Octroi übertragen, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt.

Überdieß wird der Frankfurter Handel von allen Geleitrechten, die von irgend einem Reichsstande ausgeübt, oder angesprochen werden möchten, gänzlich befreyt.

Das Gebieth von Bremen begreift den Flecken Vegesack nebst Zugehörungen, das Grolland, den Barkhoff, die Hemlinger Mühle, die Dörfer Hastede, Schwaghausen und Bahr mit Zugehörungen; und alles, was zwischen der Weser, den Flüssen Wümme und Leesum, den bisherigen Gränzen, und einer von der Sebaldsbrücke über die Hemlinger Mühle bis an das linke Ufer der Weser gehenden Linie liegt; nebst allen vom Herzogthum und Domkapitel Bremen, und überhaupt von dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg in gedachter Stadt und in dem genannten Gebiethe abhängigen Rechten, Gebäuden, Eigenthum und Einkünften.

Um den Bremer Handel und die Schifffahrt auf der Niederweser vor jeder Beschränkung zu schützen, wird der Elsflether Zoll für immer aufgehoben; so daß er unter keinerley Vorwand und Benennung wieder hergestellt, noch die Schiffe, oder Fahrzeuge, so wie die Waaren, welche sie führen, weder beym Hinauf- noch Hinunterfahren auf gedachtem Flusse unter irgend einem Vorwande an- oder aufgehalten werden dürfen.

Die Stadt Hamburg erhält alle in ihrem Bezirk oder Gebiethe gelegenen Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte des Herzogthums und des Domkapitels Bremen, und des Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg überhaupt.

Die nähere Bestimmung des Gebieths der Stadt Nürnberg wird auf weitere Vergleichshandlungen ausgesetzt.

Gedachte 6 Städte dürfen nur Reichsständen militärische Werbungen in ihren Ringmauern und Gebiethen gestatten.

Die Churfürsten und Fürsten, welchen Reichsstädte als Entschädigung zufallen, werden diese Städte in Bezug auf ihre Municipal-Verfassung und Eigenthum auf den Fuß der in jedem der verschiedenen Lande am meisten privilegirten Städte behandeln, so weit es die Landes-Organisation und die zum allgemeinen Besten nöthigen Verfügungen gestatten.

Insbesondere bleibt ihnen die freye Ausübung ihrer Religion und der ruhige Besitz aller ihrer zu kirchlichen und milden Stiftungen gehörigen Güter und Einkünfte gesichert.

§. 28. Die Entschädigungen, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft gebühren dürften, werden, so wie die Indemnisations-Ergänzung der Reichsgrafen, im Verhältniß ihrer rechtmäßigen Ansprüche, in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt werden, in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewiesen, welche zu einer weitern Bestimmung übrig bleiben dürften.

§. 29. Die Helvetische Republik erhält zur Vergütung ihrer Rechte und Ansprüche auf die von ihren geistlichen Stiftungen abhängigen Besitzungen in Schwaben, über welche durch die vorhergehenden Artikel disponirt worden ist: das Bisthum Chur, hat aber, für den Unterhalt des Fürstbischofs, des Kapitels und ihre Diener zu sorgen; sodann die Herrschaft Tarasp. Auch stehet es ihr frey, mittelst immerwährender, dem reinen Ertrage gleich kommender, jedoch nach dem durch die Helvetischen Gesetze bestimmten Fuß einlösbarer Renten, oder durch jede andere mit den Interessenten zu treffende Übereinkunft, alle und jede Rechte, Zehenten und Domainen, Güter und Einkünfte an sich zu lösen, welche sowohl dem Kaiser, als den säcularisirten geistlichen Stiftungen, fremden Herrschaften und Privat-Personen im ganzen Umfange des Helvetischen Gebieths zustehen.

Jene Säcularisationen, welche besagte Republik innerhalb ihrer Gränzen vornehmen dürfte, geben ohne Verlust und Nachtheil der im Deutschen Reiche gelegenen Zugehörden ihrer geistlichen Stiftungen vor sich, ausschließlich dessen, worüber anderst verfügt werden ist; und ein Gleiches wird für die, Deutschen geistlichen Stiftungen zustehenden Zugehörden in Helvetien festgesetzt. Alle und jede Gerichtsbarkeit eines Fürsten, Standes oder Mitgliedes des Deutschen Reichs in dem Bezirke des Helvetischen Territoriums hört künftig auf, gleichwie alle Lehenherrlichkeit und alle bloße Ehrenberechtigung. Das Nähmliche hat in Ansehung der Schweitzerischen im Umfange des Deutschen Reichs liegenden Besitzungen Statt.

§. 30. Alle in den vorhergehenden Artikeln festgesetzten beständigen Renten können jeder Zeit gegen ein Capital zu 2½ Procent abgelöst werden; jeder andern zwischen den interessirten Theilen freywillig beliebten Übereinkunft unbeschadet.

Der Termin, auf welchen die gedachten Renten fällig sind, ist auf den ersten December jedes Jahres festgesetzt.

Die Zahlung geschieht im vier und zwanzig Gulden Fuß, in laufenden harten Silbersorten.

§. 31. Die Churwürde wird dem Erzherzoge Großherzoge ertheilt; desgleichen dem Markgrafen von Baden, dem Herzoge von Würtemberg und dem Landgrafen von Hessenkassel, welche in Ansehung des Ranges unter sich nach den im Fürstenrathe bestehenden Strophen alterniren werden, und zu ihrer Einführung die herkömmlichen Förmlichkeiten zu beobachten haben. Nach gänzlicher Erlöschung des Hauses Hessenkassel in allen seinen Linien wird die Churwürde auf Hessendarmstadt übergehen.

§. 32. Neue Viril-Stimmen im Reichsfürstenrathe erhalten:

Der Kaiser, als Erzherzog zu Österreich: für Steyermark eine, für Krain eine, für Kärnthen eine, und Tyrol eine, in allem 4 Stimmen. — Der Churfürst von der Pfalz als Herzog in Bayern: für das Herzogthum Berg eine, für Sulzbach eine, für Niederbayern eine, und für Mittelheim eine, in allem 4 Stimmen. — Der König von Preußen, als Herzog von Magdeburg: für Erfurt eine, und für das Eichsfeld eine, in allem 2 Stimmen. — Der Churfürst Reichserzkanzler: für das Fürstenthum Aschaffenburg eine Stimme. — Der Churfürst von Sachsen, als Markgraf zu Meißen eine, für die Burggrafschaft zu Meißen eine, und für Querfurt eine, in allem 3 Stimmen. — Ebenderselbe, wechselsweise mit dem Herzog von Sachsen-Weimar und von Sachsen-Gotha, für Thüringen eine Stimme. — Der König von England, als Herzog von Bremen: für Göttingen eine Stimme. — Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel: für Blankenburg eine Stimme. — Der Markgraf von Baden: für Bruchsal anstatt Speyer, eine, und für Ettenheim anstatt Straßburg, eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Würtemberg für Teck eine, für Zwiefalten eine, und für Tübingen eine, in allem 3 Stimmen. — Der König von Dänemark, als Herzog von Hollstein: für Plön eine Stimme. — Der Landgraf von Hessen-Darmstadt: für das Herzogthum Westphalen eine, und für Starkenburg eine, in allem 2 Stimmen. — Der Landgraf von Hessen-Kassel: für Fritzlar eine, und für Hanau eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Modena: für das Breisgau eine, und für die Ortenau eine, in allem 2 Stimmen. — Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz: für Stargard eine Stimme. — Der Herzog von Arenberg seine auf diesseitige Lande versetzte Viertelstimme, eine St. — Der Fürst von Salm-Salm eine eigene Stimme, die vorher mit Salm-Kyrburg gemeinschaftlich war, eine Stimme. — Der Fürst von Nassau-Usingen eine Stimme. — Der Fürst von Nassau-Weilburg eine Stimme. — Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen eine Stimme. — Der Fürst von Salm-Kyrburg eine Stimme. — Der Fürst von Fürstenberg: für Baar und Stühlingen eine Stimme. — Der Fürst von Schwarzenberg: für Klettgau eine Stimme. — Der Fürst von Thurn und Taxis: für Buchau eine Stimme. — Der Fürst von Waldeck eine Stimme. — Der Fürst von Löwenstein-Wertheim eine Stimme. — Der Fürst von Öttingen-Spiegelberg eine Stimme. — Der Fürst von Öttingen-Wallerstein eine Stimme. — Der Fürst von Solms-Braunfels eine Stimme. —

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 1. und Montag den 4. Juny 1810.

Eine glaubende Religion, Tochter der Natur und des Gefühls, Quelle von Ruhe und Muth, hatten unsre Alten, keine capitulierende, kein Spiel der Schulsysteme. Nicht eine Nothhülfe zur Täuschung ihres Volks, Gott suchten sie, und die unermeßliche Kraft jener Welt, auf Tage, wo es ihr Leben galt. Altare hatten sie, nicht ihre Stühle darauf zu setzen, sondern vor ihnen den Bund zu schwören, auf so lange der Schnee die Alpen bedeckt. Sie wollten Anstrengung und Ausharren (wer sich versäumt, dem hilft kein Gott); nicht fehlerfrey, von Erde und Staub, waren sie; aber gewohnt, in rechten Dingen dem Vater alles Rechts zu trauen; was die Ehre des Bundes und der Waffen berührte, schien ihnen recht; Tod hiefür, Weg des Himmels.

Johann von Müller.

(66 und 67.)

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken.

Auf dem ehrwürdigen, jedoch morschen Throne Constantinus des Großen saß, nach langer Folge und oftmahls blutigem Wechsel von Kaisern und Kaisergeschlechtern, Constantinus XI., Paläologus. Auf daß dieser Thron, den so viele unbedeutende, elende, abscheuliche Imperatoren entehret hatten, doch noch mit Ruhm falle, dazu schien das Schicksal den männlichen Constantinus aufbehalten zu haben. Wer könnte wohl ohne wehmüthiges Gefühl bey dem Untergang eines Reichs weilen, das so lange Zeit den Bestimmungen des Menschengeschlechts vorgestanden, und eines Volks, das die wichtigsten Blätter der Geschichte mit seinem Ruhme füllt? — Zwar das alte Rom war vor einem Jahrtausend schon der Nordischen Barbaren Beute geworden, und die Schattengestalt, die nachmahls in den Hercynischen Wäldern unter dem Nahmen des Römischen Reichs aufgestellt ward, um die Ehrfurcht der Nationen zu fesseln, war Germanisches und nicht Römisches Reich. Sein wahrer Nahme, seine ächte Majestät war von den Ufern der Tiber an jene des Thracischen Bosporus geflohen; hier thronten die eigentlichen, wenn gleich oft unwürdigen Nachfolger der alten Cäsaren; von hier aus herrschten sie weithin in drey Welttheilen und über die schönsten Länder der Erde. Doch auch des neuen Roms Glanz verschwand. Allmählich, aber unaufhaltbar war sein Ruin, und die Gränzmarken des Reichs, die einst an der Donau, am Euphrat und Nil standen, vermischten sich zuletzt mit jenen der Hauptstadt Constantinopel. Politiker mögen abwägen, wie viel zu diesem Sturz die immer zunehmende Ausartung des Volks und der Fürsten, wie viel hierzu die äußern Stürme beygetragen; Annalisten mögen aufzählen, welche Striche nach einander die wandernden Völker des Nordens, die blutigen Religionsschwärmer Arabiens, die kühnen Lateinischen Kreuzfahrer, und endlich die wilden Osmannischen Türken dem Reiche beybrachten. Genug es fiel, wie Alles hienieden fällt, weil die Natur es so will, daß Blumen und Bäume, Menschen und Staaten keimen, blühen, abblühen und sterben. — Daß der veraltete Stamm, der in den Stürmen der Jahrhunderte bereits seine Krone, und seine stolzen Äste alle verloren, nicht mehr zu verjüngen sey, das fühlte wohl Constantinus. Aber ihm lag ob, so lang als möglich das Leben der wenigen Zweige zu fristen, die auf ihm noch dürftig grünten. „Unsere Zeiten (so hatte des Kaisers Vater, der weise Manuel, oftmahls geklagt) unsere Zeiten vertragen die Größe und den Ruhm des Helden nicht, uns ist nur die Sorgfalt des bekümmerten Hausvaters übrig, der die letzten Trümmer seines ehemahligen Glückes ängstlich hüthet."

Getreu dieser Lehre, so viele Selbstverläugnung sie auch dem hochherzigen Constantinus kostete, hatte er beym Anbeginn seines Reichs, dessen letzte Provinz an seine herrschsüchtigen Brüder überlassen, und sich auf den nächsten Bezirk um Constantinopel eingeschränkt, damit nicht im Bürgerkrieg des Volkes Blut verspritzt werde; er hatte durch eine feyerliche Gesandtschaft bey Amurath, dem stolzen Sultan, um Anerkennung geworben. Aber was ist ein Staat, in welchem der Keim bürgerlicher Zwietracht liegt; was ein Monarch, der von der Anerkennung eines mächtigern abhängt? Constantin verbarg sich seine Lage nicht; und wie der erfahrne Schiffer den Sturm voraus sieht, der seiner gebrechlichen Barke Zerstörung droht, so stand am Tage der Thronbesteigung vor des Kaisers weissagender Seele der Untergang seines Reichs. — Deßwegen, als das Volk von Constantinopel ihn jubelnd empfing, blieb er schweigend und düster, und als sein treuer Phranza von der Sendung nach Georgien zurückkehrte, um dessen schöne Fürstinn er für Constantinus geworben, so rührte den Kaiser zwar der vielstimmige Glückwunsch seiner Bürger, aber er warf sich im ersten zwanglosen Augenblick an des Freundes Brust, um sei-

nen Kummer darin niederzulegen. „Ich habe," so sprach er, „als ich dich nach Georgien sandte, dem Verlangen des Volkes nachgegeben, das einen Thronerben wünscht; aber andere Sorgen, als die Bereitung hochzeitlicher Feste, erheischt das Schicksal von uns. Mir ahndet, diese Mauern werden früher des Krieges Donner als den bräutlichen Gesang vernehmen. Das Volk frohlockt in seinem Leichtsinn darüber, daß Amurath der Furchtbare todt ist. Wohl war er furchtbar, doch gerecht, und der Waffenthaten müde; aber der junge Löwe, der nun auf seinem Throne sitzt, wird er träg auf den Lorbern des Vaters schlummern? wird er nicht lüstern nach eigenen Trophäen seyn? Und was werden Gründe des Rechtes und der Menschlichkeit gegen Herrschgierde und jugendlichen Thatendrang vermögen? — Darum geh', mein Getreuer, und rufe die kriegerischen Nationen des Abendlandes zu unserm Beystand auf. Ihnen allen droht des Sultans Macht, wenn Constantinopel, die Schutzwehr Europens, fällt. O! möchten sie einen Augenblick über der allgemeinen Gefahr ihre kleinlichen Privat-Absichten vergessen! Wir alle sind gerettet, wenn wir einig sind. Und dann, mein Phranza, wenn das Gewitter vertobt hat, dann erst wollen wir auf häusliche Freuden denken; dann erst sollst du die Braut, der mein Herz entgegen schlägt, meinen Umarmungen zuführen."

Von Constantinus düsterer Burg laßt uns wegblicken nach den Zinnen Adrianopels, wo ein jugendlicher Monarch, verachtend die Pracht der alten Sultane, den Antritt seiner Regierung auf eine bedeutungsvolle Weise durch Entlassung des unnützen Hofstaats und durch kriegerische Spiele feyert. Was soll ich vom Charakter Mohameds II. sagen? — Sein Nahme war das Schrecken des Zeitalters, sein Arm die Geißel der Nationen. Nur zu lange hat die Verblendung beschränkter Schriftsteller und die überhörigte Gutmüthigkeit der Völker Weihrauch den Gewaltigen gestreut, von denen sie geplündert und geschlachtet wurden. Die Philosophie, die Allem seine rechte Stelle anweiset, hat die Eroberer ihres usurpirten Glanzes beraubt, und sie, wenn sie sonst nichts als Eroberer waren, der Verachtung und dem Abscheu der Menschen Preis gegeben. Sollte Mohamed ein günstigeres Urtheil verdienen? Zwar er hatte das Zepter, welches Amurath, sein weiser, und des Herrschens müder Vater ihm übergeben, zwey Mahl willig zurück gestellt, als die öffentliche Noth eine kräftige Hand an das Ruder des Staats rief, und diese edle Selbstverläugnung — so nennt man die That, hat die Bewunderung der Nachwelt erregt. Allein man vergaß, daß die Erfüllung der gemeinen Sohnespflicht nicht so viel Lob, als die Übertretung derselben Tadel verdient; man vergaß, daß Mohamed, dem Knabenalter kaum entwachsen, seinem erfahrnen Vater ohne Tollkühnheit nicht trotzen konnte; man vergaß endlich, daß er den Vezieren, die den Vorschlag der Wiedereinsetzung Amuraths gethan hatten, sein Leben lang gram blieb. Überhaupt muß der Charakter eines Menschen nicht aus einer einzelnen That, die von gar verschiedenen Beweggründen herrühren kann, sondern aus unzweydeutigen Handlungen und aus dem ganzen Ton des Lebens ermessen werden. Mohamed, als er seinen neubestiegenen Thron mit dem Blute seiner unmündigen Brüder befestigte, verrieth die herrschende Leidenschaft seiner Seele, und die Sagen von der schönen Geliebten, die er vor den Augen seiner Vassen ermordete, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sclave der Liebe sey, und von den zwölf Pagen, denen er den Leib habe aufreissen lassen, um darin eine entwendete Melone aufzusuchen, beweisen wenigstens, wozu seine Zeitgenossen ihn fähig hielten. Die Summe seiner Handlungen war Krieg und despotische Willkühr. Aber die glänzendste, und nach seiner eigenen Schätzung die rühmlichste seiner Thaten — jedoch nach dem Ausspruch der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste — war der Umsturz des Griechischen*) Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen und Abend um den Furcht gebiethenden Thron Mohameds sich glückwünschend drängten, waren jene von Constantinus die Beflissensten gewesen. Zu allen sprach der Sultan das Wort des Friedens und der Freundschaft. Aber nur auf seinen Lippen war das Wort, im Herzen brütete er Krieg. Der stolzeste aller Menschen vermochte sich aus Herrschsucht zur verächtlichsten Tücke zu erniedrigen. Daher, als er auf einem schnellen Kriegszug einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er, schnell die Larve ablegend, den sorglos schlummernden Griechen schnell die schönsten Ländereyen, deren Besitz ihnen kurz zuvor aufs feyerlichste versichert worden, und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen drohenden Schlosses an der Meerenge im Angesicht von Constantinopel. Damahls schon beschloß der Kaiser, mit echtrömischem, männlichem Sinn, das Schwert zu ziehen, weil er es lieber früher, aber mit Ruhm und vielleicht mit Erfolg, als später, aber hoffnungslos ergreifen wollte. Die Zaghaftigkeit der Menge, der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil durch Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig als im Krieg das schwache Recht gegen die starke Raubgier je was vermag, und durch eine unterwürfige Nachgiebigkeit, die aber, weil sie Schwäche verräth, niemahls den Gewaltigen entwaffnet. Mohamed wollte Krieg, und so blieb dem Kaiser, wenn er nicht etwa schändlich vom Throne herab steigen, und als freywilliger Sclave die Gnade eines übermüthigen Herrn verehren wollte, auch nichts anders übrig, als Krieg. Er bewilligte den Bau; und die Türken zerstörten ringsum Palläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten; sie tödteten einige kühne Vertheidiger der heiligen Altäre, und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffs, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Constantinus trauerte und schwieg; aber da ließ ein übermüthiger Bassa seine und seines Gefolges Rosse im reifen Korn um Constantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub, und empört durch den Hohn, erschlugen die Landleute einige Frevler. Und Mohamed, als wäre er der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Schaaren aus, die das unglückliche Dorf in Asche legten, und weit umher die schuldlosen Schnitter würgten. Jetzt wurden die Thore Constantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen, und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwertes übrig sey. Es gibt auf der ganzen Welt keinen größern und erhabenern Anblick, als den eines Volks, das beym Einbrechen der äußersten Gefahr sich ermannt, und zur Rettung des Kostbarsten und Heiligsten, zur Vertheidigung seines Daseyns und seiner Ehre zu den Waffen mit der Entschlossenheit der Verzweiflung greift. Hier hört allen

*) Es ist wohl nicht nöthig zu erinnern, daß das morgenländische Romische Reich abwechselnd auch das Byzantinische und das Griechische Reich genannt werde.

Unterschied des Geschlechts und des Alters, des Standes und der Interessen auf; Hunderttausende sind wie von einem Geiste beseelt, ein höherer Antrieb ist allen ihren Gedanken und Bestrebungen ertheilt, alle Kräfte und Talente sind entfesselt, und es schwillt die allgemeine Kraft mächtig wie ein Strom durch das Zusammenfließen der Kräfte und Talente aller Einzelnen. Welchem Volk dieser Geist einwohnt, in welchem dieser Flamme Stoff und Nahrung liegt, ein solches — ob es klein sey — ist furchtbar. Mögen ihm die Gewaltigen dräu'n, es ist noch gewaltiger; es wird stehen und frey seyn, und des Daseyns und der Freyheit würdig. — Nicht also das ausgeartete Römer- oder Griechen-Volk. — Nur wenige waren ihres Nahmens und ihres Kaisers werth. Die Reichen entzogen ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfniß, sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Constantin zu einem Beytrag zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber; und als er, die Hülfe des Abendlandes zu erwerben, eine Vereinigung mit seinen Lateinischen Brüdern schloß, fluchten sie ihm, als einen Abtrünnigen vom Glauben. Lieber gar kein Abendmahl, als ein ungesäuertes; lieber einen Turbon als einen Cardinals-Hut in Constantinopel — das war das Feldgeschrey dieser Fanatiker, wodurch sie dem Fürsten das Herz seines Volks entwendeten, und den Feigen einen Vorwand gaben, den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Hunderttausende wohlhabender Bürger zählte, fanden sich nach sorgfältig in allen Straßen und Häusern angestellter Forschung 4970, die fähig und willig wären, die Waffen zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Ehre zu führen. Schweigend übergab Phranza die klägliche Liste seinem Herrn. „Verzage nicht, mein Getreuer!" — sprach der Kaiser — „klein ist der Haufe, doch auserlesen. Sieh, dort stehen noch 2000 tapfere Fremdlinge, die der edle Justiniani uns zuführte, und kämpfen nicht mit uns das Recht und die Noth und die Verzweiflung?"

So schlichen für Constantinus angstvoll die Tage, schlaflos die Nächte des letzten traurigen Winters hin. Gleich heftig, jedoch auf andere Weise, von Hoffnung nähmlich, und ungestümer Begierde war das Gemüth Mohameds bewegt. Er rief unabläßig und mit der lebendigsten Ungeduld den Frühling herbey; denn das Hervorsprossen der Blüthen war zum Signal der Zerstörung bestimmt. Rastlos war sein Geist mit Planen des Angriffs, und dann wieder mit Bekämpfung der Zweifel beschäftigt, die hie und da, wider seinen Willen, sich über das Gelingen derselben regten. In der zweyten Stunde nach Mitternacht ließ er seinen ersten Vezier zu sich in sein Schlafgemach rufen. „Sieh" — rief er dem Bestürzten entgegen — „sieh dieß Hauptküssen; die ganze Nacht habe ich's von einer Seite zur andern gestossen, habe in den Gemächern mich herum getrieben, und noch hat kein Schlaf auf meine Augen sich gesenkt. Sage mir, werde ich, und wann werde ich Herr der Stadt der Cäsarn seyn?" — „Herr," so sprach der Vezier — „Gott wird dein Gebeth, und das Gebeth des Propheten erhören, und es soll willig mein und deiner übrigen Sclaven Blut für unsern gnädigsten Gebiether fließen." — „Nun so eile, und fordere die Rüstungen; laß sie heran ziehen, meine kriegerischen Schaaren aus allen Provinzen des Reichs; verkünde ihnen, das ich die Tapfern mit dem Golde der Römer, mit Würden und Fürstenthümern belohnen, daß centnerschwer mein Zorn auf dem Feigen lasten, daß mit Adlerschnelle meine Rache den Flüchtigen ereilen werde."

Und es sammelten sich um des Sultans Thron die Soldaten der Pforte, die schlachtgewohnten Janitscharen, die schnellen Spahis und die stolzen Bassen, jeder mit einem Heerhaufen, und alle Vasallen des Reichs. Aber als die heilige Trompete erklang, und das Versprechen der Plünderung erging, da schwoll das Heer noch mächtiger von hundert fanatischen und raubgierigen Schaaren. Schon wälzt sich die unabsehbare Masse heran, drohend wie aufgethürmte Wetterwolken, und ihren Weg durch Zerstörung zeichnend. Die Bürger Constantinopels erblassen, da sie den furchtbaren Halbmond erblicken, wie er die Stadt allmählig mit weitem Bogen umspannend, seine mächtigen Hörner bis an beyde Gestade stößt; es beben die Griechischen Mütter, wie schon das Schlachtgeschrey, aus hundert tausend rohen Kehlen schallend, in dumpfer Ferne tönt.

Dort, wo Europa und Asia sich hinter einander zwey Mahl mit freundlichen Küsten nähern, und zwischen den beyden gewundenen Engen majestätisch sich der breite Spiegel der Propontis ausdehnt, wo der Wandrer, von so mancher Erinnerung der Geschichte und Dichtung umgeben, in feyerlicher Stimmung die Pracht der Natur und der Menschenwerke anstaunet; dort, am Eingang der innern Enge, sieht, so wie das alte Rom von sieben Hügeln herab, doch mit stolzerem Blick, als dieses, weit über Land und Meer, und über zwey Welttheile hinschauend, Constantinopel. Auf zwey Seiten von den Fluthen bespühlt, und auf der dritten durch Kunst und kühnes Bollwerk vertheidigt, hatte es der Macht der Chosroes, der Chalifen, und mehr als eines barbarischen Volks getrotzt. Aber der stille Lauf der Jahrhunderte, stärker als der vorüber gehende Stoß der Waffen, hatte die gigantischen Mauern und Thürme mürbe gemacht, und was unbezwinglich war den einfachen Maschinen der frühern Belagerungskunst, das mußte den neuerfonnenen Werkzeugen der Zerstörung erliegen. Vor einem Menschenalter erst war in Europa zufällig eine Waffe erfunden worden, die dem Donner des Himmels an Kraft und Schrecken ähnlich, und weit schneller über alle Völker verbreitet, als jemahls die Entdeckungen der Weisheit, der Wissenschaft, und der friedlichen Kunst, den Menschen und Menschenwerken einen schnellen Untergang zu drohen schien. Mohamed, der Würger der Nationen, nahm die Erfindung und die Meister in der neuen Zerstörungskunst mit freudigem Eifer auf; ungeheure Feuerschlünde, durch seinen Wink geschaffen, donnerten gegen die Mauern; aber neben ihnen — die Schrecken des alten Krieges mit jenen des neuen zu vereinbaren — drohten Sturmböcke und Balliſten; von beweglichen Thürmen flogen Schauer von scharfen Pfeilen und vom tödtenden Bley herab, und es wetteiferte an verwüstender Kraft, das Griechische mit dem Lateinischen Feuer.

Gegen die vereinte, und immer sich erneuende Macht des sogenannten Türkischen Reichs, gegen die wüthendsten unabläßigen Angriffe eines unabsehbaren Heeres und einer mächtigen Flotte sah sich Constantinus, ohne Hoffnung äußern Beystandes, auf die Hülfsquellen seines eigenen Genies beschränkt, und auf den Arm von nicht 10000 Streitern. Die Mächte Europens waren gleichgültig bey seiner Noth geblieben; Furcht hielt die einen, die andern Verblendung, gehässige Leidenschaft oder kurzsichtiger Eigennutz von der dringenden Hülfe ab; die

Fürsten schienen jeder um den traurigen Vorzug zu werben, der letzte in der Reihe der zu Stürzenden zu seyn. Zwar noch stand es bey dem Kaiser, durch Unterwerfung sein Leben, und vielleicht ein von fremder Gnade abhängendes Wohlleben zu erkaufen; aber er, der erste unter den Römern an Rang und Geist, achtete es seiner und des Römischen Nahmens würdiger, der Nachwelt ein großes, ein erhebendes Beyspiel von Heldensinn zu hinterlassen. „Weil weder das Verhalten deiner frühern Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit dich entwaffnen können," antwortete der christliche Fürst auf des Sultans übermüthige Aufforderung, „so beharre in deinem verbrecherischen Beginnen. Wenn der Herr die Stadt in deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen; aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht zu streiten für Reich und Ehre."

Schon zwey und fünfzig schreckliche Tage waren über die Bürger von Constantinopel hingegangen. In den Donner des Geschützes mischte sich das Jammern der allgemeinen Gefahr; durch die Stille der Nächte tönte das Ächzen der Verwundeten, das Wehklagen der Verwaisten. Was half es den tapfern Streitern, daß ihr Schwert der Türken Schaaren fraß? die Lücken füllten sich aufs neue, und der glänzendste Erfolg war zu theuer durch ihr kostbares Herzblut erkauft. So schwand allmählig die Hoffnung; und Mohamed, da er die Thürme durch seine Batterien zertrümmert, die Mauern gebrochen sah, erließ den Befehl zum allgemeinen Sturm.

In der Nacht sollten die Zubereitungen geschehen. Die Christen sahen weithin an beyden Gestaden unzählige Wachfeuer lodern, und das Meer von vielen tausend Leuchten der heran rudernden Schiffe glänzen; ein großes, prachtvolles aber Unglück weissagendes Schauspiel! — Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden und drängenden Heerschaaren, das tausendfache Klirren der Waffen, und bald — mit dem ersten Morgenstrahl — der laute Donner des Geschützes, das Geprassel hundertfältiger Zerstörungswerke, und das hunderttausendstimmige Schlachtgewühl blutdurstiger Krieger.

Nicht unvorbereitet waren die Griechen; der wachsame Constantinus hatte des Feindes erste Bewegungen erspäht. Er berief in der Mitternachtsstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seinen eigenen Heldenmuth, seine eigene Todesverachtung durch Feuerworte in ihre Seele zu hauchen. Er beschwor sie bey Roms heiligem Nahmen, und bey den großen Erinnerungen, die ihn umschwebten; er hieß sie das Urtheil der Welt und Nachwelt scheuen; zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sey, die über ihr und der übrigen Leben, Freyheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was demnach Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Bürgern und Männern heische. — Sie umarmten sich, weinten, schworen zu sterben fürs Vaterland, und jeder ging an seinen Posten mit dem Entschlusse, des Römischen Nahmens würdig zu bleiben. Aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bey seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in den Sophien-Tempel, um daselbst nach der religiösen Stimmung seiner Zeiten das heilige Abendmahl zu empfangen; und von da flog er auf den äußersten Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblick die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Reiters zu erfüllen, und — dann zu sterben. „Die Noth und der Fall des letzten Constantinus," sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, „sind glorreicher als alle seiner Vorfahren Herrlichkeit und Glück." —

Und schon hatte der ungleiche Kampf begonnen; schon war der Tod umher gegangen unter tausend Gestalten, Land und Meer rötheten sich von Blut. Doch, was kümmert dieß den Sultan? — Er hatte Streiter genug, um mit ihren Leichen die tiefen Gräben Constantinopels zu füllen, und dann erst über sie hin einen leichteren Weg zum Sieg zu gehen. Noch waren — nach zweystündigem Gemetzel — die Griechen von keinem Puncte gewichen; aber ihr Arm fing an, vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen frisch in den Sturm. In diesem verhängnißvollen Augenblick wurde der tapfere und kriegskundige Justiniani, Befehlshaber der kleinen Abendländischen Hülfsschaar, und vom Kaiser zum Oberanführer des ganzen Heeres erhoben, von einem Pfeile verwundet. Gewohnt dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen, er floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen. Da rief der Kaiser, dessen Blicke überall waren, ihm zu: „Freund! deine Wunde ist leicht, die Gefahr dringend; du bist hier nothwendig, und wohin willst du fliehen?" — „Hier durch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken einen Weg gebahnt hat" — sprach der vom Schmerz besiegte Mann, und drängte sich durch einen Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm, und — Constantinopel war verloren.*) Übermannt, zurück gedrängt von den Aussenwerken flohen die Griechen gegen die innere Mauer; schon wehte der Turban von mehreren Thürmen, schon vernahmen die zitternden Bürger das triumphirende „Allah!" und ach! schon war Constantinus nicht mehr! — Nur wo er stand, war noch ein Kampf gewesen. Die Edelsten und Besten seines Volks drängten sich um ihn; er bath sie, ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unerkannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den schönen männlichen Tod; aber kein Feind rühmte sich, den Kaiser getödtet zu haben; sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. — Soll ich die Schrecknisse schildern, die jetzt folgten? — Das Angstgeschrey der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Blässe des Entsetzens, das tausendstimmige Zetter der Verzweiflung? — Die Häuser ständen verlassen; wehrlos, zitternd wie verscheuchte Schafe, drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und Plätzen, oder füllten die Tempel, um an den heiligen Altären eine Freystätte zu suchen. Umsonst! Alles schwamm im Blut, und was dem Mordschwert entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selber nur die Gebäude vorbehaltend, hatte Mohamed die Schätze Constantinopels sammt ihren Eigenthümern seinen stürmenden Soldaten geschenkt, und sie eilten, dieses frevlerische Geschenk geltend zu machen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke Griechischer Kunst und Pracht wanderten — viele zertrümmert, nach dem Türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, der Geplünderten selbst, neben ihrer Habe, sich zu versichern. Ohne Rücksicht des Standes und Alters, ohne

*) Den 29. May 1453.

Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, so wie der Zufall, das Recht der Ergreifung, oder das Machtwort eines Stärkern sie austheilten, sahen die elenden Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sclaverey geschleppt. Man band sie zusammen, wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Mann des Pöbels, der Patricier mit dem niedrigsten der Knechte, die Nonne mit dem Galeeren-Sclaven zusammen gekoppelt, fühlten der nähmlichen Geißel Hieb; der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde; des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie, von sich weggerissen, in einen fernen unbekannten Kerker ziehen. Vielen gab die Verwirrung Hoffnung zur Flucht; ganze Schaaren knieten auf den Strand, und beschworen die wegrudernden Schiffer, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die einen; andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtigen überluden, versanken auf hohem Meere; Manche flohen gegen die Gebirge; aber wen der nachsehende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen. Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen herum; Senatoren, Reiche aller Classen, dem Schooß der Bequemlichkeit, der Fülle der Lebensgenüsse entrissen, lernten zum ersten Mahl des Hungers verzehrende Qualen kennen, und, stöhnend unter der Bürde weniger geretteter Habseligkeiten, die wunden Füße durch Dickicht und Dornen drängen. Zarte Mädchen, sonst des Schmuckes sich freuend, und nun in Lumpen gehüllt, verunreinigten die sanften Wangen mit Koth, um nicht den Blick eines lüsternen Verfolgers zu reitzen, und stolze Höflinge verbargen sich in ein Packträgergewand, um die Speculation der Menschenräuber, die ihre Gefangenen nach der Aussicht auf das Lösegeld schätzte, irre zu führen. —

Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt, da betrat Mohamed im Triumphgepränge die blutriesenden Straßen, und ein Herold verkündete Gnade dem elenden Überreste des Griechenvolks. Mit einer eisernen Keule bewaffnet ritt er, wilden und trotzigen Blickes, unter seinen Bassen und Emiren einher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statüen, die er für Götzenbilder hielt, und schaute scheel und voll neidischen Wunders nach den stolzen Schöpfungen des Griechischen Genies, nach den Palästen und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstanden. Das edelste dieser Meisterwerke, den prächtigen Sophien-Tempel, Justinians des Großen unvergängliches Denkmahl, schuf sein Wink zur ersten Moschee des Reichs um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privat-Gebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sclaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten, oder den Schauplatz häuslicher Tyranney.

Der Zerstörungsscenen satt, verließ endlich Mohamed die Straßen, und trat zu Constantinus ehrwürdiger Burg hinan; sie war öde und verlassen, die Mauern und Gemächer ihres Schmucks beraubt, hier und da eines alten Kaisers trauerndes Bild, das schweigend über seine entweihte Wohnung blickte. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer; es drängte sich mächtig in sein Gemüth, die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die deutungsvolle Strophe eines alten Persischen Liedes: „die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in dem kaiserlichen Pallast, und der Eule Nachtgesang tönt durch die Hallen von Afrasiab."

Nie wurde dieser Sultan des Mordens und Raubens satt. Von den begnadigten Griechen ließ er ganze Schaaren schlachten in wiederkehrenden Anfällen der Wuth, und die Blüthe ihrer Jugend wurde seiner unnatürlichen Wollust Opfer. Zwey Kaiserthümer, zwölf Königreiche, 2000 Städte fielen vor seinem Schwert, und so eben hatte er, zum Schrecken der Christenheit, das starke Otranto erobert, und seine gierige Hand nach den Schätzen des alten Roms ausgestreckt, als er starb. Er hatte befohlen, auf seinen Leichenstein die denkwürdigen Worte zu setzen: „Ich war im Begriffe Rhodus und das stolze Italien zu erobern." Sein Tod, — vielleicht lächelte er selbstgefällig über diese schauderhafte Größe — sein Tod war für hundert Völker das Signal der ausschweifendsten Freude, und seinen Nahmen hat die Geschichte mit blutigen Zügen in ihr Buch eingetragen, damit er auf ewig mit Timur, Dschengischan und Attila die Verwünschung der Geschlechter theile.

Beytrag zur Geschichte der Pohlnischen Constitution vom Jahr 1776.

Es ist wahr, die Russische Kaiserinn war es, welche den Pohlen die Constitution von 1776 aufdrang. In der That aber war der Prinz August Sulkowski, Herzog von Bielitz, Palatin von Gnesen, nachher Palatin von Posen, die Haupttriebfeder von allem, und der eigentliche Verfasser der Constitution. Auch war er der erste Präsident des immerwährenden Rathes.

Er redigirte den Entwurf dieser Verfassung seit dem Jahre 1769, so zu sagen, unter meinen Augen. Ich lebte den Sommer dieses Jahres bey ihm auf seinem Schlosse Reissen, unweit Lissa. Er zeigte mir seine Arbeit, und wollte meine Meinung darüber wissen. Ich bemerkte ihm freylich, daß, um Pohlen unabhängiger zu machen, als es wäre, und das Volk glücklicher, müsse man schlechterdings die Bauern frey geben, wenigstens ihr Loos erträglicher machen, einen dritten Stand schaffen, und eine gut beschränkte Monarchie einführen, nicht aber die königliche Autorität noch mehr schwächen, um die Aristokratie zu vergrößern. Aber das waren Worte in den Wind; ungeachtet der Fürst ein Mann war, der viel Geist und Kenntniß besaß.

„Was wollen Sie?" sagte er zu mir, „ich kenne meine Leute. Unser Land muß schlechterdings eine Verfassung bekommen, wie ich sie hier vorschlage: sonst geht es nicht."

Man zwang den Pohlen diese Verfassung auf, und es ging doch nicht!

Hermann,
Decan der Rechts-Facultät von Straßburg.

Über die alten Kirchenschätze in Frankreich.

Nachdem der Kaiser Constantin dem Dienst des Heidenthums entsagt hatte, seine Nachfolger, und nach Zerstörung des Römischen Reichs die Souveraine und Fürsten der ver-

ſchiedenen Nationen nach und nach Chriſten geworden waren, ſo bereicherten und beſchenkten ſie mit wahrhaft Salomoniſcher Pracht die Tempel, welche ſie aus Frömmigkeit und Andacht dem höchſten Weſen errichtet hatten.

Die, welche mit der Geſchichte bekannt ſind, erinnern ſich gewiß mit eben ſo viel Bewunderung als ſchmerzlichem Bedauern an die trefflichen, mit koſtbaren Steinen beſetzten Goldarbeiten, welche die Reliquien enthielten, die an gewiſſen Tagen in verſchiedenen Kirchen Frankreichs der Verehrung der Gläubigen dargelegt wurden.

Aus dieſer Menge von verſchiedenartigen Kunſtproducten, welche in den Kirchenſchätzen verwahrt werden, wollen wir hier nur einige auszeichnen, als z. B. die, welche der ſo berühmte Schatz der Abtey St. Denis enthält, wo man den Seſſel des Königs Dagobert, das Oratorium von Philipp Auguſt, den Kelch und andere ſeltene Gefäße fand, welche der berühmte Abt Sugger dahin geſchenkt hatte u. ſ. w. Die Abtey St. Germain des Prés; deren von gelehrten Benedictinern angelegte Bibliothek eine ungeheure Sammlung alter Manuſcripte enthielt, hatte gleichfalls ihren Schatz. Dieſe reiche Sammlung, welche Childebert I. angelegt hatte, war zwölf Jahrhunderte lang mit einer Menge von Gegenſtänden bereichert worden, welche als Denkmähler der Kunſt aus dieſen Zeiten betrachtet werden können.

Wenn man in die heilige Capelle trat, mußte man glauben, den heil. Ludewig daſelbſt zu ſehen, wie er von ſeinem erſten Kreuzzuge zurück kehrt, ſeine Krone daſelbſt nieder legt, ſo wie auch ſeine andern Koſtbarkeiten, und eine Menge Reliquien der Griechiſchen Kirche, welche er von den Venetianern gekauft hatte. Unter dieſen bewunderte man ſpäterhin jenen berühmten Agat-Onix, den einer ſeiner Nachfolger dieſer Kirche ſchenkte.

Nicht minder zeichnet ſich aus der Schatz der heil. Capelle von Troyes, welche durch die Könige von Navarra, Pfalzgrafen von Champagne und Brie geſtiftet, und reich dotirt wurde, und der der gelehrte Graf Caylus und andere Alterthumskenner bewunderten.

Man weiß, daß der Graf Thibault, deſſen prächtiges, ſilbernes, länglich geſtaltetes, und mit den auserleſenſten Smaragden und andern Edelſteinen geziertes Grabmahl man noch zur Zeit der Revolution neben dem Grafen Heinrich im Chor dieſer Kirche ſah, der Anführer des Kreuzzuges war, in welchem ſich die Lateiner Conſtantinopels bemächtigten. Dieſer Fürſt, deſſen Andenken noch jetzt in der Champagne verehrt wird, deren Wohlthäter er war, ſandte nach Troyes, in die Hauptſtadt ſeiner Staaten, drey Viertheile des Schatzes der Kaiſer von Conſtantinopel, worin faſt Alles Meiſterſtücke der Griechiſchen Goldarbeiterkunſt waren. Der größte Theil kam in ſeine heil. Kapelle, und nur ein kleiner Theil davon verblieb der Cathedral-Kirche dieſer Stadt, und ein ſechster der Abtey von Clairvaux.

Die Venetianer bekamen zu ihrem Antheile das Viertel dieſes in Conſtantinopel getheilten Schatzes, und die vier Pferde von Corinthiſchem Erz, welche ſich jetzt in Paris befinden.

Allein alle dieſe Reichthümer ſind leider in einem Augenblick verſchwunden.

Dieſes war auch das Schickſal des Schatzes der Metropolitan-Kirche von Paris, der ſich durch die Freygebigkeit mehrerer Könige und Fürſten gebildet hatte, und in dem die Künſte unter Franz I. Heinrich IV., Ludewig XIII. und vorzüglich während der Regierung Ludewigs XIV. Alles erſchöpft hatten, was Genie und Geſchicklichkeit der Arbeit vermögen.

Den Anfang zu einem neuen Schatze verdankt man der Milde Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs als ein Zeichen Seiner Verehrung gegen dieſen erhabenen Tempel, worin ſeit ſieben Jahrhunderten ſich ſo viele politiſche Ereigniſſe zugetragen haben.

Wunſch zur Bereicherung der Gothiſchen Sprachkunde aus Spanien.

In öffentlichen Blättern iſt bemerkt worden, daß die politiſchen Veränderungen, die ſeit kurzer Zeit im Königreiche Spanien vorgefallen ſind, auf die Schätze der Literatur und Kunſt, ſo wie auf ihre Benutzung, einen wohlthätigen Einfluß haben werden, nachdem ſie bisher unter feſten Schlöſſern, vielleicht gar im Staub und Moder, begraben lagen.

Herzlich gern gönne ich den Gelehrten, und vorzüglich den Orientaliſten, die herrliche Ausbeute, die unter den Arabiſchen Syriſchen und Perſiſchen Handſchriften des Eskurials und vielleicht mancher Klöſter ausgehoben werden wird, welche die frühern Bewohner Spaniens, die Mauren, nach ihrer Vertreibung zurück gelaſſen haben.

Als Deutſcher habe ich für meine Sprachgenoſſen noch ein eigenes Intereſſe, das ich den Freunden des Alterthums ans Herz lege.

Die Gothen waren unſere Vorältern; bey ihnen treffen wir den älteſten Urſtamm unſerer Sprache an. Von ihnen beſitzen wir noch den Codex Argenteus, der urſprünglich in dem Kloſter Werden in Weſtphalen aufgehoben, von da zu Zeiten des 30jährigen Krieges nach Prag geflüchtet, von dem Schwediſchen Heere erobert, und nach Stockholm gebracht worden iſt.

Mit ſilbernen Buchſtaben auf purpurfarbenes Papier, ſo wie das Griechiſche Pſalterium in der Stadt-Bibliothek zu Zürich geſchrieben, enthält er die vier Evangelien von Biſchof Ulphilas überſetzt, wie ihn die Griechen hießen, der aber Wolf oder Wölfle geheißen haben mag.

Schon einige Mahl iſt er abgedruckt, und noch vor kurzem von Zahn heraus gegeben, erläutert, und mit einem Wörterbuche verſehen worden.

Der Biſchof Ulphilas lebte in der Hälfte des vierten Jahrhunderts bey einem Gothiſchen Volksſtamme, der am öſtlichen Ufer des Dnieſters, und längſt dem ſchwarzen Meere gegen Nord und Nordoſt ſeinen Sitz hatte. Ein anderer Theil dieſes Volkes hatte ſich zwiſchen dem Dnieſter und Pruth bis an die Mündungen der Donau herab angeſiedelt. Dieſe nannte man die Weſtgothen, und jene die Oſtgothen. Von da aus fiel dieſe Nation die Römiſchen Provinzen unter dem Kaiſer Caracalla an; diente auch wohl den Kaiſern um Sold gegen andere Völker.

Ulphilas erſchien einige Mahl als Geſandter ſeiner Nation bey dem Kaiſer Valens. Die Oſtgothen eroberten in der Folge Italien unter ihrem großen König Theodorich.*)

*) Deſſen Leben jetzt von einem jungen verdienſtvollen Gelehrten, dem Hrn. Pfarrer Hurter in Schafhauſen, herausgegeben worden.

Aus diesen Zeiten haben wir noch eine oder zwey Gothische Urkunden, die in Italien gefunden worden sind, und wovon man eine in Donii Inscriptiones antiquae (Florenz 1731. S. 496) antrifft.

Ein Stamm der Westgothen setzte sich in Spanien fest, behauptete das Land, war der christlichen Religion zugethan, hatte seine Könige und Bischöfe, Liturgie und Gesetze in seiner Muttersprache. Die Gothen hatten in ihrem Alphabet viele Schriftzeichen der Römer und Griechen angenommen, mit denen sie ursprünglich in Verbindung standen. Erst später nahmen sie in Spanien die Fränkischen Schriftzeichen an, nachdem die Abschaffung der Gothischen Buchstaben in einer Synode zu Toledo im eilften Jahrhundert anbefohlen worden war.

Wohl ist es also zu vermuthen, daß man in Klöstern, Bibliotheken und Archiven Spaniens noch Gothische Handschriften von Bibelübersetzungen, Liturgen und Gesängen finden möge. Jetzt, da diese Gefangenen alle losgelassen werden können, ist es der öffentlichen Aufmerksamkeit werth, daß diejenigen, die mit dergleichen Untersuchungen beauftragt werden, diese Denkmahle des Alterthums nicht außer Augen verlieren mögen.

Durch solche Entdeckungen würden sie sich den Dank der Deutschen Nation erwerben, ja Aller, die in Norden oder Westen mit den Deutschen verwandte Mundarten sprechen. Noch unter König Ferdinand und Isabella fanden sich im sechzehnten Jahrhundert Nachkömmlinge der Gothen in den Asturischen Gebirgen. Spuren ihrer Sprache werden sich am leichtesten in der Stadt Toledo auffinden lassen. Der große Cardinal Ximenes, der Herausgeber der Polyglotten-Bibel, hat in der Hauptkirche zu Toledo eine eigene Capelle für den Gothischen Gottesdienst und Ritus gestiftet, wo sich derselbe, wegen Anhänglichkeit des Spanischen Clerus an alle frommen Stiftungen, vermuthlich bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben wird.

Hier kommt noch zu bemerken, daß ein Gelehrter aus dem mittlern Zeitalter die Verdienste der Gothen um die Religionswissenschaften nicht mißkannt hat. Der berühmte Abt zu Reichenau, Walafridus Strabus, der im neunten Jahrhundert lebte, sagt in seinem Buche De rebus ecclesiasticis cap. 7: Die Unserigen — also die Franken — haben viel Nützliches, das sie vorher nicht wußten, von den Gothen gelernt, welche die heiligen Bücher in ihrer Volkssprache besaßen, wovon noch jetzt Denkmahle bey einigen, d. i. bey den Franken, zu finden sind.

Miscellen.

Bevölkerung des Königreichs Italien 1808.

Departements.	Bevölkerung.
Adda	81,618
Adige (Etsch)	288,547
Adriatico	307,501
Agogna	349,245
Alto Po	326,483
Bacchiglione	327,802
Basso Po	229,572
Brenta	274,649
Crostolo	161,111
Istria	89,256
Lario	312,978
Mella	297,842
Mincio	217,405
Olona	515,718
Panaro	166,568
Passariano	290,411
Piave	110,591
Reno	379,010
Rubicone	256,723
Serio	288,335
Tagliamento	317,084
Quarnero, Dalmazia, Albania	289,758
Metauro	300,481
Musone	229,690
Tronto	167,276
	6,603,710

Über die innere Schifffahrt auf den Flüssen und Seen des Königreichs Italien theilen wir hier folgende interessante Notiz mit.

Der Fluß Po ist zu jeder Zeit und für jeden Transport schiffbar, wenn nicht eine außerordentliche Anschwellung des Wassers die Fahrt gefährlich macht. In großer Dürre wird die Schifffahrt aufwärts von Cremona unterbrochen. In finstern Nächten schifft man nicht, um nicht an die unzählige Menge Schiffmühlen, die man antrifft, zu stoßen, und überhaupt, um jede andere Gefahr zu vermeiden.

Entfernt vom Po auf den nächsten mit Wagen fahrbaren Wegen liegen Alexandria 7 1/2 Ital. M. Tortona 10 1/2 J. M. Voghera 10 1/4 J. M. Pavia 5 3/4 J. M. Letztere Entfernung ist bis Mezzana Corti gerechnet.

Der Fluß Toce ist von Villa bis in den Lago Maggiore für jeden Transport schiffbar, nur nicht bey großer Dürre und starker Anschwellung des Wassers.

Der Fluß Ticino ist immer schiffbar zu jedem Transporte, selbst in großer Dürre, nur an einigen Orten ist die Fahrt etwas mühsam. Auf dem kürzesten mit Wagen fahrbaren Wege liegen entfernt: Novara 6 3/4 Ital. M., Turbigo 1 3/4 J. M., Boffalara 2 1/2 J. M., Novara, vom Hafen des letztern 7 3/4 J. M., Vigevano 2 3/4 J. M., Abbiategrasso, vom Hafen des letztern 4 1/2 J. M., Bereguardo, von seinem Hafen an gerechnet 1 3/4 Ital. Meile.

Der große Canal kann zu jeder Zeit und mit jeder Last befahren werden. Von Mailand bis Abbiate grasso sind es 11 1/2 Meilen zu schiffen.

Der Adda-Fluß ist zu aller Zeit und für alle Lasten von Trezzo bis den Lecco-See schiffbar, doch finden sich von Lodi abwärts bey sehr trockenen Zeiten Schwierigkeiten.

Der Canal von Martesana kann zu allen Zeiten mit jedem Transport beschifft werden; es sind von Cassano auf dem kürzesten mit Wagen fahrbaren Wege bis zum nächsten Puncte des Canals 3/4 Meilen, und 2 von Cassano nach Inzago.

Der Oglio-Fluß kann von Pontevico abwärts mit jeder Last in den Monathen Januar, Februar, May, Junius und Julius befahren werden; da die Wasseranschwellungen und Dürre die Schifffahrt für die andern Monathe des Jahrs unterbrechen.

Der Mincio-Fluß ist von Mantua abwärts zu jeder Zeit und für jede Last fahrbar.

Der Canal Taffoni ist schiffbar. Von Reggio bis Mancasale, wo der Canal anfangt, sind 2, und von Mancasale bis in den Po, unter Guastalla, sind 17 Meilen.

Der Canal Busse. Durch diesen Canal, den Tortaro und die Fossetta, ist Legnano mit Ostiglia verbunden, aber nicht die Etsch mit dem Po. Er trägt keine großen Fahrzeuge, und ist deshalb

nicht für größere Laſten. In großer Dürre iſt er oft nicht zu befahren. Von dem Canal bis Legnago iſt ½ und bis Roverchiara ¼ Meile.

Der Etſch-Fluß (Adige) trägt jede Laſt; von Rovigo bis zu der Etſch ſind 3 Meilen auf einer guten Poſtſtraße.

Canäle der Poleſini von Rovigo. Alle Gewäſſer in dieſem Landesſtriche fließen gegen den Po zu; weswegen die Schifffahrt in der Poleſine, zwiſchen dem Po und der Etſch, durch die vielen nothwendigen Mittel, das Zurückfließen des Waſſers zu verhindern, und die Schifffahrt im Ganzen zu erhalten, ſehr beläſtiget und unterbrochen wird.

Alle Canäle, als der Canal Bianco, Sorice, Caſtagnaro, Poleſel und der Adigetto, ſind immer für jede Laſt fahrbar, mit Ausnahme des Adigetto, bey ſehr regnigen Zeiten, in welchen er durch Sperrung trocken gelegt wird, da er ſonſt, indem er zum Abfluſſe der Gewäſſer beſtimmt iſt, das Land überſchwemmen würde.

Die Straßen, welche an den Ufern der Canäle weglaufen, ſind alle unterhalb den Dämmen, und die, welche hinter den Hauptdämmen weggehen, ſind im Winter nicht zu paſſiren.

Der Theil des Fluſſes Tartaro, der die Canäle Buſſe, Caſtagnaro und Bianco verbindet, trägt keine großen Laſten, und in trocknen Zeiten ſelbſt nicht einmahl kleine.

Flüſſe und Canäle zwiſchen der Etſch und dem Iſonzo.

Folgende Flüſſe und Canäle ſind zu jeder Zeit und für jeden Transport fahrbar: 1) Der Canal von Monſelice, von Eſte bis Padua. 2) Der Bacchiglione-Fluß, von Vicenza abwärts. 3) Der Canal Piovego bis in die Brenta morta bey Stra. 4) Die Brenta morta. 5) Der Sile-Fluß, von Treviſo abwärts. 6) Der Piave-Fluß, von Noventa abwärts, und auch für geringere Laſten, unterhalb Belluno angefangen, aber nur etwa 8 Monathe des Jahrs, wenn nicht größere Waſſeranſchwellungen eintreten, fahrbar; von Belluno bis Narveſe braucht man gewöhnlich 16 Ital. Meilen. 7) Der Livenza-Fluß, von Porto Buffole abwärts. 8) Die Canäle Roncello und Meduna, von Roncello und Villanuova bis in den Livenza-Fluß. 9) Der Lemene-Fluß, von Porto Gruaro abwärts. 10) Der Tagliamento-Fluß, von Latiſana abwärts. 11) Der Aufa-Fluß, von Gargignano abwärts. 12) Der Iſonzo-Fluß, von da an, wo er den Nahmen Soboa annimmt, bis ins Meer.

Canäle in den Adriatiſchen Lagunen.

Alle nachbenannte Canäle dieſer Lagunen ſind zu jeder Zeit für jede Laſt ſchiffbar. 1) Der Canal von Ravenna bis ins Meer zu dem Porto Corſini. 2) Der Canal von Comacchio. 3) Der Po di primaro, von S. Alberto bis ins Meer. 4) Der Po di Volona, von Ferrara abwärts. 5) Der Po di Ariano e di Goro, vom Fluſſe Po bis ins Meer. 6) Canal delle Tolle. 7) Der Po di Levante. 8) Brenta noviſſima. 9) Taglio Foſcari. 10) Canal Portelia. 11) Canal Sioncello. 12) Canal della Dolce. 13) Canal della Foſſetta. 14) Canal Pordelia. 15) Canal Revedeti. 16) Piave Vecchia. 17) Canalazzo. 18) Canal Lugugnana. 19) Canal Progettato. 20) Canal Marano. 21) Canal S. Giorgio. 22) Canal Vergini. 23) Fluß Naliſa.

Außer vorbenannten gibt es noch eine unzählige Menge kleinerer Canäle und Küſtenflüſſe, die aber nur für die kleinſten Fahrzeuge ſchiffbar ſind.

Landſeen. Über alle Landſeen in dem mitternächtlichen Theile des Königreichs Italien wehen gewöhnlich täglich 2 beſtimmte Winde. Einer davon weht von Mitternacht gegen Mittag der Seen, und fängt 2 Uhr Nachts an, und dauert bis Morgens gegen 10 Uhr; der andere Wind wehet von 2 Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht, und bläſt von Mittag gegen Mitternacht. Der nördliche Wind iſt zweifelhaft, und wird auf dem Orta, Maggiore, Lugano und Como-See Tivano genannt; auf dem Iſeo- und Garda-See aber nennt man ihn Sover; der mittägliche Wind heißt auf den erſt benannten Seen Breva, und auf den letztern Ora. Außer dieſen beyden regelmäßigen Winden herrſchen noch oft auf dieſen Seen, und beſonders in ſchlechtern Jahreszeiten, andere unregelmäßige und rauhe Winde.

Im Allgemeinen machen die Winde, die oft ganz unvorhergeſehen aus den Schluchten der, die Seen umgebenden Thäler heftig blaſen, die Schifffahrt nicht gefährlich; indem man immer nach Erfahrung für die Sicherheit der Fahrzeuge Sorge trägt.

.....

Carl Gottlob Küttner.

Carl Gottlob Küttner war den 18. Februar 1755 zu Wiedemar im churſachſiſchen Amte Delitſch geboren, und das erſte Kind des Pfarrers des Orts, dem noch drey Brüder und zwey Schweſtern folgten, welche ſammtlich leben. Im J. 1765 kam er auf die Schule nach Annaberg und zu Oſtern 1771 nach Leipzig auf die Univerſität. Hier blieb er bis im März 1776, wo er durch Herrn Weiße eine Hofmeiſterſtelle zu Baſel erhielt. An ſeinen vertrauteſten Schule und Univerſitäts-Freund, Hrn. Magiſter Schenk, jetzt Lehrer an der Nicolai-Schule in Leipzig, ſandte er Woche für Woche ein Tagebuch, und da er zu drey verſchiedenen Mahlen die ganze Schweiz durchreiſte, ſo entſtanden daraus die Briefe eines Sachſen aus der Schweiz an ſeinen Freund in Leipzig, 3 Theile, die aber nicht Hr. Küttner ſelbſt, ſondern Hr. Mag. Schenk aus den ihm gehörigen Papieren auszog. Gleich für den Druck ſchrieb Hr. Küttner die zweyte Hälfte des dritten Bandes dieſer Briefe, worin ſich eine Schilderung der kleinen Schweizer-Cantone findet, der eine kritiſche Überſicht aller über die Schweiz erſchienenen Schriften beygefügt iſt. Ähnliche Schilderungen von England, wohin er indeſſen 1782 als Privat-Lehrer gegangen war, folgten bald darauf unter dem Titel: Beyträge zur Kenntniß des Innern von England und ſeiner Einwohner in 16 Heften, und dieſe erwarben dem Verfaſſer einen bedeutenden Nahmen unter den ſtatiſtiſchen Schriftſtellern. Auch überſetzte er Cumberland's ſchönes Schauſpiel: der natürliche Sohn.

Während des Drucks jener Beyträge zur Kenntniß von England erfolgten auch Briefe über Irland und die Iriſche Literatur, ſo wie Briefe über eine Reiſe des Verfaſſers im J. 1791 nach Frankreich und Holland. Die letztern begleitete der jetzige Herausgeber der N. Bibliothek d. ſch. Wiſſenſch. mit Anmerkungen, welche der Verf. in der Folge ſehr billigte, da er gar bald die Hoffnung verſchwinden ſah, die er von der Revolution in Frankreich Anfangs gefaßt hatte. Dieß ergibt ſich vornähmlich aus der ausgearbeiteten Schrift desſelben: Über den Zuſtand von Groß-Britannien, die er auf Anregung des jetzigen Herausgebers der Bibl. d. ſch. W., nachdem er bereits 1792 in ſein Vaterland zurück gekehrt war, im J. 1793 ſchrieb. Auch über ſeine Reiſe durch einen Theil von Deutſchland bey ſeiner Heimreiſe erſchienen einige Bändchen Briefe (Leipz. bey Voß), die jedoch von keiner ſonderlichen Bedeutung ſind. Ungleich wichtiger iſt das letzte Werk von ihm: Reiſe durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen, und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799 vier Bände; (bey Geiſchen) wovon eine zweyte verbeſſerte Ausgabe, mit einigen artigen Anſichten merkwürdiger Naturerſcheinungen, nachher erſchienen iſt. Was die Reiſebemerkungen des Verfaſſers auszeichnet, iſt ein durch vieles Sehen und den achtzehnjährigen täglichen Umgang mit Perſonen der höhern Stände geſchärfter Blick.

Auch ſeine letzte Reiſe machte er als Begleiter eines vornehmen Engländers. Seine Schilderungen von Natur-Scenen ſind anſchaulich, ohne empfindſam zu ſeyn; die von den bürgerlichen und geſelligen Verhältniſſen anſpruchslos und verſtändig, und ſeine Urtheile über Verfaſſung und politiſche Verhältniſſe gemäßigt und reif. Eine ſehr ſchmerzhafte Lebenskrankheit entriß ihn uns am 14. Februar des Jahres 1805. Da er von ſeinen Eleven in England einen anſehnlichen Jahrgehalt fortwährend zog, und zu London gelernt hatte, durch den Kauf und Verkauf von Staatspapieren Geld zu erwerben, ſo ſoll er ein beträchtliches Vermögen für einen Deutſchen Literator hinterlaſſen haben. — Er war mehr ein geachteter, als berühmter Schriftſteller, und eben darum auch geachtet im Zirkel ſeiner Bekannten, welches der berühmte Schriftſteller nicht immer iſt. Die allgemeine Literatur-Zeitung (jetzt in Halle), ſo wie die Leipziger Literatur-Zeitung, verlor an ihm einen trefflichen Mitarbeiter,

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 6. und Freytag den 8. Juny 1810.

Wenn auf Antrieb der wärmsten Freunde nicht der oder dieser Form, sondern des neu zu befestigenden Vaterlandes überhaupt in allen Staaten und Ländern, eine heilige, innige Verbrüderung des Zusammenhaltens, der Geldaufopferung, der unermüdeten Theilnehmung an diesem großen Nationalwerk sich bildete, so würde vieles ungemein leicht werden.

Johann von Müller.

(68 und 69.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.
(Fortsetzung.)

III. Abschnitt.
Jahrhundert der Staatsumwälzungen.

In dem fünfzehnten Jahrhundert hat sich in allen Reichen ein Umschwung der innern Staatsverhältnisse ereignet, woraus Europa's gegenwärtiger Zustand hervorgegangen ist.

Nichts von Scandinavien, denn man konnte die Entwicklung der damahligen Verwirrungsscenen nicht voraussehen. Nichts von Pohlen; es war zwar die Zeit seiner Größe, aber Europa fühlte sie nicht. Nichts von Rußland, das noch lange unterjocht blieb.

Erste Umschaffung. Als die Germanen das Römer-Reich umstürzten, machte jeder der verschiedenen Anführer für sich selbst Eroberungen; auch lag es jedem unter ihnen ob, seine Waffengefährten zu lohnen, und sie erhielten herrschaftliche Besitzungen zu Lehen. Die Könige wurden geehrt, aber sie hatten keine andere Macht, als in der Volksversammlung den Vorsitz. Man weiß, wie schwach jene Könige waren; unmöglich war es, sie als Feldherrn zu achten; erst dann würden sie wirkliche Macht besessen haben *). Es geschah daher, daß die großen Regenten überall unermeßliche Macht besaßen, und die schwachen derselben ganz beraubt waren. Dieser scheinbare Übelstand lag in der Ordnung der Dinge nach den damahligen Zeitbegriffen. Die Schriftsteller beurtheilen das siebente Jahrhundert nach den Grundsätzen des achtzehnten Jahrhunderts; sie bedenken nicht, daß weder die alten noch mittleren Zeiten die heutigen Monarchien gekannt haben.

Nach dem Erlöschen des Carlovingischen Geschlechtes vermochten die Könige nichts; denn Ludewig IV. war ein schwacher Fürst. Hugo Capet, der sich zum Könige empor schwang, war nicht mächtiger; aber als Französischer Herzog hatte er in seinem Herzogthume alle jene Rechte, welche die übrigen Großen in ihren Besitzungen ausübten, wovon die wichtigsten alle von seinem Hause erworben wurden. Dadurch ward Ludewig XI. allmächtig, nicht als König, sondern als unmittelbarer Besitzer. So ist der Kaiser nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog, als König von Ungarn und Böhmen mächtig, und nur so wurde Ludewig XI. auf diese Weise Herr in seinem Lande.

Comines sagt sehr richtig, daß Englands großer Adel in den Kriegen der beyden Rosen ausgerottet wurde. Es gab noch Parteyhäupter, aber Heinrich VII. mußte, welchen Haß Ludewig XI. durch seine Art sich ihrer zu entledigen, auf sich geladen. Anstatt sich dem nähmlichen Tadel auszusetzen, ließ er ihnen das Leben, aber nahm ihnen alles Ansehen, und bestrafte immer die, welche sich an sie anschlossen. Jedermann floh sie, und da die Bestrafung der Kleinen kein Aufsehen erregt, so galt Ludewig XI. für einen Tiber, Heinrich VII. für einen Salomo, und ward doch in seinem Lande Herr, wie Jener.

Ludewig XI. ließ nur Große hinrichten, und dieß war ein kleines Übel in Vergleich mit dem, was in Spanien geschah. Die Spanischen Könige hatten nach und nach ihre Macht erweitert. Ferdinand der Katholische, und seine Minister wollten eine Nation für immer unterjochen, die 800 Jahre für ihre Freyheit gekämpft, und begingen eine unerhörte That, für welche es nur einen unerhörten Ausdruck gibt. Sie ertödteten den National-Geist durch die Inquisition. So ward der Spanische König Herr in seinem Lande.

Der Ursprung der heutigen Monarchien war die erste Staatsveränderung des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie nahmen gleich Anfangs ein erstaunenswürdiges Übergewicht über jene Staaten, die weder System noch Einheit hatten.

Zweyte Umschaffung. Unter den Großen, welche die Macht der Französischen Könige beschränkten, war der Herzog von Burgund allein furchtbar. Die Staaten Philipps des Guten, Beherrschers der Niederlande, Herzogs von Burgund, und Grafen der Franche Comté, blühten im Schooße dauern-

*) Regis ex nobilitate, duces ex virtute sumebant. Jac.

der Ruhe, und unter väterlicher Regierung, mehr als Flandern je geblüht hatte; sie bereicherten und bevölkerten sich auf eine erstaunenswürdige Weise. Der Adel war zugleich von dem wahren Geiste der Ritterschaft beseelt, durch die Macht und Mäßigung des Herzogs im Zaume gehalten. Usong, König von Persien nannte ihn mit Recht den großen Herzog des Occidents. Auf Philipp folgte Carl, Ludewigs XI. Feind aus Grundsatz und Charakter, an Muth Ludewigen überlegen, an Schlauheit untergeordnet. Um seinen Staat zu befestigen, fing Carl der Kühne mit dem Herzog von Lothringen Händel an, und verjagte ihn aus seinem Lande. Elsaß war ihm verpfändet, Savoyen an sein Interesse geknüpft; der alte König René, Graf von Provence, wollte ihn zum Erben einsetzen; auf diese Art konnte Carl Frankreich von Italien und Deutschland abschneiden. Ihn begünstigte dabey das Haus Österreich, dessen Oberhaupt die Vermählung Mariens von Burgund mit dem Erzherzoge seinem Sohn sehnlich wünschte. Auch hatte er als naher Verwandter des Königs England auf seiner Seite. In so großer Verlegenheit erinnerte sich Ludewig einer Schlacht *) die er einst den Schweizern geliefert hatte, und der bewunderungswürdigen Tapferkeit dieses Alpenvolks. Schon damahls wollte er sie an das Interesse seiner Krone knüpfen. Nun ward die Sache dringend. Der König gewann das in Bern mächtige Haus Diesbach, und die Republik Bern erklärte dem Herzog den Krieg, wegen verschiedener Klagen, welche die Schweizer gegen ihn hatten. Carl, der mit ihnen nichts zu thun haben wollte, suchte ihnen friedfertige Gesinnungen einzuflößen; aber die Schweizer unterstützten den Herzog von Lothringen, und den Erzherzog, welchen Carl beleidiget hatte. Carl bekümmerte sich wenig um die damahls beynahe unbekannten Eidgenossen. Er ging auf sie los, wie Xerxes auf die Griechen, und hatte dasselbe Schicksal. Die Schande, von bloßen Bauern überwunden zu seyn, brachte ihn zur Verzweiflung. Er wollte Nancy wieder nehmen, dann seine Schmach tilgen. Der Herzog von Lothringen machte den Schweizern so rührende Vorstellungen, daß die Tagsatzung ihm neue Hülfe zusicherte. Carl verlor das Leben in der Schlacht. Er war der letzte männliche Abkömmling der Burgundischen Herzoge. Seine Tochter wollte den Dauphin heirathen; die Flamänder zogen den Erzherzog vor, denn sie fürchteten Ludewig XI., seine Nachbarschaft, seine Macht. Die Verbindungen der jungen Prinzessinn mit dem Französischen Hofe wurden entdeckt; sie befand sich eben auf dem Rathhause der Stadt Gent, und hatte geschworen, mit Ludewigen kein Einverständniß zu pflegen, als man ihr den Brief vorwies, den sie ihm geschrieben hatte. Sie konnte nichts darauf antworten, und die Flamänder verheiratheten sie an den Erzherzog Maximilian. Ludewig XI. ward dadurch mit Zorn erfüllt; er eroberte Burgund, aber der Mangel an Kriegszucht an dem Tage von Guinegate beraubte ihn der Franche Comté. Kaiser Friederich III., Oberhaupt des Österreichischen Hauses, hatte kein Ansehen im Deutschen Reiche. Vom Hungarischen König ward er aus Österreich vertrieben. Die Heirath seines Sohnes war demnach ein großes Glück. Die Erzherzoge sahen sich auf diese Weise an zwey Hauptgränzen des Reiches gestellt, hier gegen die Türken, dort gegen die Franzosen.

Dritte Umschaffung. Sehr betreffend ist folgende Bemerkung eines großen Mannes: So wie der Rhein, nachdem er hundert Provinzen durchströmt hat, die er bewässert und vertheidigt, sich endlich im Sande verliert, so endete kläglich mit einer einzigen Stadt das weltherrschende Römische Reich. Zur nähmlichen Zeit ward der Europäische Norden vom heiligen Ansgarius im neunten Jahrhunderte bekehrt, als Muselmannische Missionären zur Bekehrung der Türken an der Ostseite des Caspischen Meeres abgeschickt wurden. Damahls verließen die Türken ihre alten Wohnsitze. Ein Jahrhundert später unterwarfen sie sich Indostan, bald darauf Persien, Syrien und einen Theil von Klein-Asien. Das mächtige Reich von Chowaresm ward durch sie gestiftet. In der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, als der heil. Ludewig auf dem Französischen Thron saß, und Kaiser Friederich II. nach dem Einbruche der Mongolen mit Tod abgegangen war, zogen zwölf Türkische Emire vom Berg Taurus herab, wohin sie sich vor den Mongolen gerettet hatten. Einer von ihnen, Osman, war der erste Anführer der Osmanischen Türken, der hohen Pforte Stifter. Er hatte 25,000 Mann; und diese waren es, welche die Ottomanische Macht gegründet hatten. Eben damahl (1263) stiegen die Paläologen auf den Griechischen Thron. Michael IV. ließ den jungen Kaiser Lascaris, dessen Vormund er war, die Augen ausstechen. In diesem ganzen Hause sah man nur Verbrechen und Schwäche, und gewöhnlich beyde vereinigt. Während man in Constantinopel über die Rechtgläubigkeit des Florentinischen Kirchenrathes zankte, endigte der Türkische Sultan Mahomet (1453) dieses Reich. Bey der Unterjochung Constantinopels zitterte Europa: Papst Piccolomini entschloß sich, selbst die Christen gegen die Ungläubigen zu führen, was keiner seiner Vorfahren gethan. Jedermann richtete seinen Blick auf Hungarn, auf den Senat von Venedig, und auf die Italiänischen Fürsten. Mehrere große Männer waren von dem edeln Vorsatze beseelt, ihr Leben der Vertheidigung des Christenthums zu opfern. So dachte Johann Hunniady, Gubernator Hungarns, so der König sein Sohn, so Scanderbeg, der Moldauische Stephan, und alle jene erlauchten, mit unsterblichen Lorbeern bedeckten Helden, die uns von dem Joche der Muselmänner gerettet haben. Von Mahomets Genie und der unbezwingbaren Tapferkeit der Osmanischen Türken, die 200 Städte und 12 Königreiche erobert hatten, war alles zu befürchten. Bald darauf huldigten, unter Selim, der Herrschaft des Großherrn die Küsten von Afrika, Ägypten und Syrien. Diese Eroberungen gaben Veranlassung zu dem großen Ansehen des Hauses Österreich; sie sind der Schlüssel einer Menge von Ereignissen.

Viertelumschaffung. Machiavel bemerkt in einem dem Papste zugeeigneten Buche, daß alle Drangsalen Italiens vom Papste herrühren. Er konnte sich nicht zum Meister von ganz Italien machen, aber er konnte es verhindern, daß ein Dritter es nicht werde, wodurch Italiens Kräfte getheilt wurden. Jene von Frankreich und Spanien waren in der Macht ihrer Könige gesammelt, und daher war es Italien unmöglich, seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Italien war sich selbst genug. Bey der größten Unwissenheit alles dessen, was im übrigen Europa vorging, belegte es alle Völker jenseits der Alpen mit dem Nahmen der Barbaren. „Unsere Italiänischen Fürsten," sagte der große Mann,

*) Schlacht bey St. Jacob nahe bey Basel 1444.

welchen ich oben nannte, „unsere Italiänischen Fürsten, ehe sie die ultramontanischen Waffen versucht hatten, hielten es für hinlänglich, wenn ein Fürst verstünde, einen schönen Brief zu schreiben, witzige Antworten zu geben, Geist und Lebhaftigkeit im Umgange zu zeigen, eine Intrigue anspinnen zu können, ihre Zierathen von Gold und Edelsteinen mit Geschmack zu wählen, im Schlafgemache und Speisesaale mehr Glanz als die Übrigen sehen zu lassen, sich allen Vergnügungen hinzugeben, mit hochmüthiger Pracht und Geiz sich gegen seine Unterthanen zu benehmen, im Müßiggange zu leben, die militärischen Würden nach Gunst zu vertheilen, den zu verachten, welcher einen lobenswürdigen Plan vorgelegt hatte, und ihren Eigendünkel für Orakelsprüche gelten zu machen. Diese Unglücklichen fühlten es nicht, daß sie sich dadurch vorbereiteten, die Beute des ersten Angreifers zu werden. Hieraus entsprangen im 1494. Jahre die großen Schrecknisse, die plötzlichen Niederlagen und fürchterliche Katastrophen. Darum wurden die drey mächtigsten Staaten Italiens so oft verwüstet und geplündert." *)

Neapel hatte eine Feudal-Regierung. Ferdinand, sein König sprach mit Cäsars Milde, aber handelte mit Härte gegen die Großen. Er sah die Nothwendigkeit ein, Neapel auf den Fuß anderer Reiche zu setzen; da er es nicht durchsetzen konnte, ward er verabscheuet.

Je mehr die geistliche Herrschaft wankte, desto mehr hegte der Papst Vergrößerungsabsichten in Italien. Seit Martin V. waren alle Päpste Italiäner.

Die Rovere zu Urbino, das Haus Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, und die Sforza in Mailand waren souverain. Die Bentivoglio in Bologna, die Petrucci in Siena, die Baglioni in Perugia, und die Medicis in Florenz waren auf dem Wege, es zu werden. Unter diesen Souverains und den Fürsten jenseits der Alpen hatte eine gänzliche Verschiedenheit Statt. Unsere Fürsten, als Herren geboren, sind Beherrscher einer größern Anzahl von herrschaftlichen Gebiethen geworden; die Fürsten Italiens waren nur Bürger, und hatten sich zum Meister der Republiken gemacht, wie Pisistrat, Gelon, Nabis. Daher kam es, daß unsere Fürsten nur die Herrn zu fürchten hatten, deren Gebiethe sie an sich reissen wollten; denn das Volk, zum Gehorsam gewöhnt, huldigte ihnen alsdann. Die Italiänischen Fürsten beeinträchtigten die Rechte des ganzen Volkes. Bey dieser Lage der Sachen bezeigten der alte Bentivoglio und die Medicis eine ausnehmende Gelindigkeit, damit man die Freyheit vergäße, nur auf Befriedigung der Wollüste dächte, und die ehrgeizigen Absichten von den Vergnügungen erstickt würden. Diese Herrscher verdankten ihre Macht der Staatskunst, während die Sforza und viele andere Fürsten durch die Furcht regierten, nicht in der Mitte ihres Volkes lebten, sondern in ihren Citadellen von Leibwachen umgeben; sie verdankten ihre Macht der Gewalt. Während die Tyranney unserer Fürsten mit der Macht der Großen endigte, mußten die Grausamkeiten und die Eifersucht der obersten Gewalt in Italien fortwähren, so lange es noch unter dem Volke tugendhafte Männer gab, die ihr Vaterland liebten.

Genua unter beständigen Stürmen von seiner Höhe herabgesunken, unterdrückte Corsica, und zerfleischte sich selbst; bald war es frey, bald von mächtigen Protectoren beherrscht, heute von den Fregosi oder Adorni, morgen von einem Leinweber.

Seit den ältesten Zeiten erhielt Venedig seine Unabhängigkeit. Das Volk genoß eine vollkommene Freyheit, mit Ausnahme der Staatsangelegenheiten. Diese waren mit einer beständig gespannten Wachsamkeit behandelt, mit einem des Römischen Senats würdigen Anstand, mit bedächtiger Umsicht und Tiefe der Einsichten, wodurch der Erfolg aller Unternehmungen gesichert ward. Seit dem Doge Ziani (1171) herrschte die Republik auf dem Golfo; unter Gradenigo (1294) bildete sie sich zur Aristokratie; als Tiepolo diese umstürzen wollte (1310), setzte sie den Rath der Zehner ein. Dieser Freystaat, der älteste von Europa, reich, bevölkert, und handeltreibend, war so eingerichtet, daß kein Bürger der obersten Macht sich bemeistern konnte. Damahls besaß Venedig Cypern und Candien, und war die Vormauer der Christenheit. Es hatte nur eine schwache Seite, dieß war die terra ferma.

Die Päße von Italien nach Frankreich gehörten Savoyen, in dessen Staaten eine große Zahl mächtiger Baronen war. Es war viele Klugheit und Kraft vonnöthen, um sie zu gewinnen, und in Schranken zu halten. Das Geschlecht der letzten Griechischen Kaiser herrschte in Montferrat.

Ludewig XI. hatte keine andere Absicht, als Herr in seinem Lande zu werden; nachdem er aber Burgund besetzt, und sein Sohn Bretagne geerbt hatte, glaubte das Französische Ministerium, die Anträge des Cardinals Sforza hören zu können. Der Herzog von Mailand, sein Bruder, der ein Usurpator war, fürchtete für seine Macht, und uneingedenk der Gefahr, die ganz Italien drohte, rufte er die Franzosen herbey. Diese Unternehmung wurde ohne planmäßiges Benehmen ausgeführt, (1494) und dem Französischen Könige fehlte es an Geistesgaben. Bey der ersten Nachricht von der Ankunft der Franzosen starb der König von Neapel aus Furcht. Alphons, sein Sohn und Nachfolger, von panischem Schrecken ergriffen, und die Gespenster der Baronen erblickend, die er und sein Vater morden ließen, floh von seinem Thron. Sein Sohn Ferdinand ward in der Angst, welche der rasende Angriff der Franzosen und das Gemetzel der Schweizer einflößte, bald von seinen Unterthanen verlassen. In demselben Jahre, in welchem Ferdinand starb, Alphons abdicirte, und Ferdinand II. vertrieben wurde, sah Rom in der Person des Papstes einen Nero wieder; die Medicis wurden aus Florenz vertrieben, Pisa war in Aufstand; der Herzog von Mailand trat in Allianz wider dieselben Franzosen, die er herbey gerufen hatte; alle Eroberungen der Franzosen gingen so plötzlich wieder verloren, als sie gemacht wurden; alle Bande des öffentlichen Zutrauens waren gelöset; kein Vertrag, kein Recht mehr geehrt. Auf den Aberglauben und die Verstellungskunst folgte die ungescheute Ausübung der entsetzlichsten Verbrechen, und die Unterjochung von ganz Italien.

Fünfte Umschaffung. Man erzählt, daß ein Engländer, unglücklich in der Liebe, aufs Meer ging, um sich zu zerstreuen, eine wüste Insel entdeckte, und sie dem Portugiesen Don Juan Gonzalez de Zarco, Bewohner einer kleinen Stadt, die in der Entfernung einer Meile vom Vorgebirge St. Vincent liegt, kennen lernte. Heinrich, ein Sohn des Königs von Portugal, ein gelehrter Fürst, Freund der Wahrheit und des Ruhms, hatte diese Stadt erbaut, um darin mit einigen Freunden zu leben. Dieser Bericht, und einige Stellen der Alten,

*) Arte della guerra. L. VII.

bestärkten seine Begierde nach Entdeckungen. Zarco und Tristan segelten beym Vorgebirge Boyador vorbey; ein Sturm warf sie auf Portosanto, und von da aus gewahrten sie einen schwarzen Punct; es war die Insel, welche der Engländer gesehen hatte, mit dicken Waldungen bedeckt; daher erhielt sie den Nahmen Madera (Portugiesisch: Wald) In diesem Walde ward Feuer angelegt, das mehrere Jahre hindurch brannte; worauf der Madera-Weinstock gepflanzt wurde. Dieser Unternehmungsgeist, der Europa auszeichnet, der die Römer zur Herrschaft der Welt gebracht, für unglückliche Prinzessinnen, für die schönen Augen der Damen, und für das heilige Grab in hohen Thaten des Ritterthums sich erschöpfet hat, derselbe Geist ergriff mit Haß dieses reiche Feld neuer Abentheuer; jedermann wollte Länder entdecken; noch in unsern Tagen zanken sich die Nationen um den Ruhm der ersten Entdeckungen. Glücksritter von allen Ländern reiseten zugleich ab, und manchmahl entdeckten mehrere von ihnen dasselbe Land. Dieß war das Steckenpferd des Jahrhunderts, aber es lag eine sehr weise Maxime zum Grunde. Heinrich sah Venedigs Reichthümer, und bekam Lust, an dessen Quellen zu schöpfen. Die Neger brachten Gold und Elfenbein; man wollte wissen, woher sie es nahmen. Schwer ist es, alle Auskünfte, welche sich die Portugiesen verschafften zu würdigen. Die Italiäner rühmen sich beynahe unglaublicher Dinge. Gama war es wenigstens, dem es gelang den Weg nach Indien zu finden; aber er schien sehr langwierig. Der Genueser Colombo hatte in Padua studirt, zu einer Zeit da alle Köpfe sich mit diesen Nachforschungen anstrengten, und er hatte sich Behaims, eines Nürnberger Bürgers und berühmten Seefahrers, Tagebücher verschafft. Colombo suchte auf den Weg gegen Occident nach Ostindien zu kommen, fand, was er nicht suchte, und hielt es für das, was er suchte. Er bemühte sich, das Gesehene mit den Nachrichten des Venetianers Marco Polo in Übereinstimmung zu bringen; es gelang ihm, und er glaubte in Ostindien gewesen zu seyn. Daher kommt die Gewohnheit, die Americanischen Inseln Indien zu nennen. Diese Entdeckung machte Anfangs nur die Gelehrten erstaunen, die in der Zukunft zu lesen gewohnt sind.

Wenn man eine neue, von tausend unbekannten Nationen bevölkerte Welt plötzlich in der Geschichte auftreten, die Größe aller unserer Monarchien und des alten Roms vor der Unermeßlichkeit dieser neuen Scene verschwinden, ein ungewöhnliches Treiben in der alten Welt entstehen, und diese Welt, welche noch jetzt die Folgen dieses Greignisses nicht berechnen kann, ihre Gestalt verändern sieht, so scheint es, daß es keinen größern Umschwung der Dinge gab, als den diese Entdeckungen verursacht haben. Wenn man an der Spitze der neuern Geschichte und aller großen Dinge, welche diese Entdeckungen hervor gebracht haben, und hervorbringen werden, einen einfachen Bürger von Genua erblickt, so muß man die Götterkraft des Genies bewundern.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt.

Daß unser alter Erdball kein sechstausendjähriges Kind mehr sey, davon liegen seit ungefähr einem halben Jahrhundert freylich die evidentesten Beweise zu Tage. Wenn der Erdball nicht dann und wann aus seinen Angeln gerückt, oder wenn nicht seine bevölkerte Oberfläche zuweilen mit einem neuen ungeheuern Kalkniederschlage inkrustirt, und damit alles Lebendige verkalkt und vernichtet worden wäre, wer möchte heutiges Tages noch Professor der Geschichte seyn, und mit seinem Gedächtnisse die Großthaten aller Helden von mehrern hundert tausend Jahren umfassen und bewahren? Die so genannte „allgemeine Welt-Historie" hat sich wenigstens schon zehn Mahl mit der Erde zugleich verjüngt. Nach Cuviers und Brogniards neuesten Untersuchungen scheint jegliches unsern Planeten umwickelndes Flötzlager ein besonderes Kapitel der allzu lang gerathenen Weltgeschichte zu seyn. Für uns freylich sind, ich mag nicht einmahl sagen, leider! die unsterblichen Thaten der Helden, welche Zeitgenossen der verkalkten Urwelten, des Paläotheriums und des Anoplotheriums waren, in der Nacht der Thonschiefer-, Kalk-, Gyps-, Mergel- und Sand-Übergüsse verloren.

Wer weiß, wie lange noch das neueste Kapitel der Erdballsgeschichte dauert, in dem wir die Ehre haben zu glänzen! Vielleicht wenn einmahl ein übelgesinnter Komet zu nahe fährt, inkrustirt er unsere Erdrinde neuerdings mit Kalk- und Thonniederschlägen einige tausend Fuß hoch, — oder ein leiser Ruk in der Weltenuhr macht einen Punct des Äquators zur Erdachse, und die erstarrten Pole zu tropischen Ländern, daß die erschütterten Weltmeere weit über uns und alle Gebirge wegschlagen, und die Gebeine der Kamtschadalen nach Neu-Holland, und die Knochen des Patagonen nach Stockholm waschen. Dann wissen die Adame und Even, die Deukalionen und Pyrrhen, welche die Jahrtausende nach unserer Einscharrung, wieder begrünte Erdrinde bewandern, und sich der schönen Natur erfreuen, so wenig von den Thaten und Faten unserer Alexander, Cäsaren und Friedriche, als wir jetzt von den Historien der letzt vergangenen, verkalkten oder vergypsten, oder auch nur verschwemmten Urwelt.

Man hat im vergangenen Jahre zu Vagnolet bey Paris in den erdigen Schichten, zwölf bis fünfzehn Schuh über dem ersten Gypslager, wieder einen versteinerten Palmbaum gefunden, demjenigen ähnlich, der zu Montmartre, ebenfalls zehn bis zwölf Schuh über dem Gypsflötz, früher schon gefunden worden. Vermuthlich, aber ich sage nur vermuthlich, ist dieß dieselbe aufgeschwemmte Leimen-Formation bey Paris, dieß Gemenge von Sand, Mergel und Thon, worin man schon öfters Knochen von Elephanten, Ochsen, Antilopen und andern Vierfüßern der heißern Zonen gefunden hat.

Eben so wurden im vorigen Jahre bey Osterode am Harz, und zwar kaum eine Stunde Weges von dem Platze, wo im Jahre 1751 die Knochen des Rhinozeros ausgegraben waren, angehäufte Massen von versteinerten Rhinozeros-, Elephanten- und Hiänen-Knochen (unter andern der fast vollständige Unterkiefer einer alten, mächtig großen Hiäne) entdeckt. Diese versteinerten Gebeine lagen, was wohl zu bemerken ist, ebenfalls über und zwischen den dortigen Gypsfelsen in einem Mergel-Leger, aber nur zwey Schuh unter der Oberfläche. — Man weiß durch den verdienstvoller Naturforscher Blumenbach, daß schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts am Harz Knochen vom Urelephant (Elephas primogenius) gefunden worden sind.

Im Jura-Gebirge findet man die Versteinerungen gewöhnlich in der Nähe der Gypslager am gehäuftesten; und unfern des Gypsflötzes im Sulzthal fand ich voriges Jahr in einem Mergel-Lager einen fossilen Elephantenzahn.

Entweder herrschte nun einmahl in der jüngst untergegangenen Urwelt über unsern vom ewigen Eise starrenden Nordpol das heiße Klima vom Innern Afrika's, so daß die Magnaten der tropischen Thierwelt in den brennenden Fluren Sibiriens, Deutschlands, Schwedens, Englands, Frankreichs, Nord-Amerika's u. s. w. ihr gemächliches Auskommen fanden; — oder ihre Cadaver wurden von einer ungeheuern Ergießung des Oceans vom Südpol zum Nordpol hingefluthet. Immer scheint es aber merkwürdig zu seyn, daß die meistens versteinerten Reste exotischer Säugethiere in der Nähe von Gipslagern angetroffen werden. — Wäre dieß Zufall, oder trug die Nachbarschaft des Gypses vorzüglich zu ihrer Conservation bey? — Auch sind sie jünger als die Gyps-Formationen, denn gewöhnlich sind die Ablager der fossilen Knochen in Mergelschichten über dem Gyps. — Es wäre zu wünschen, daß unsere Geognosten die Lagerstätten solcher Petrefacten, besonders auch das relative Alter dieser Lagerstätten aufs sorgfältigste zu bestimmen, und die Localitäten der verschiedensten Länder mit einander zu vergleichen suchten. Dieß fehlte bisher bey den meisten Angaben von neuen Entdeckungen, und doch würde eben das ein wichtiger Fortschritt zu einem Theil der Geologie werden.

Die Revolution, welche Palmbäume, Bambusrohr, Hiänen und Rhinozeroße, Elephanten und andere unbekannte Thiere der tropischen Welt dem Norden zuschlemmte, ist eine der allerjüngsten des Erdballs. Wäre das relative Alter dieser Revolution nicht durch genaue, geognostische Vergleichungen der Lagerungen der aufgeschwemmten Gebirgsarten zu entdecken? Solch ein Unternehmen wäre freylich nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Aber wünschenswerth wäre zu dem Ende, wie noch zu manchem andern großen Zwecke, die Verbindung der berühmtesten Geognosten Europa's und Amerika's zu einer correspondirenden Gesellschaft, die sich ihre Erfahrungen mittheilte und publicirte.

Dem denkenden Manne ist die Geschichte des Sternes, welchen er im Weltall bewohnt, zuletzt so wichtig, als die Geschichte der Insecten oder Menschen, die darauf umher kriechen. Ob wirklich an den Ufern des Rheins, wo jetzt Eichen ihren Schatten umher werfen, in der letzten Urwelt unermeßliche Palmenwälder grünten, deren Reste noch in der Cölnischen Umbererde mit Stamm und Nuß gefunden werden, wie Lamark zeigte, ist dem Weltweisen so interessant, als ein Schlachtfeld bey Thermopylä oder Wagram. — Waren diese Palmwälder Deutschlands von gleichem Alter mit den Caoutchouc-Bäumen, die jetzt nur vereinzelt in den heißen Ländern der neuen Welt blühen, und den elastischen Gummi schwitzen, deren Überreste man aber im Jahre 1782 noch zu Castletown in England entdeckte, wo man den Caoutchouc nesterweise zwischen Schieferlagen 450 Fuß unter der Oberfläche der Erde fand? —

Niemahls sollte irgend ein Fündling aus einer oder der andern unserer vernichteten Vorwelten angezeigt werden, ohne daß nicht immer, so viel es die Umstände gestatten, das geognostische Verhalten der darüber und darunter befindlichen Gebirgsarten und Lager mit angegeben wäre. Außerdem helfen dergleichen Anzeigen neu entdeckter Fossile von fremden Geschöpfen, — Entdeckungen, die sich fast jährlich wiederhohlen, der Wissenschaft wenig oder nichts.

Biographische Züge.

Zu London starb vor etlichen Wochen der verdienstvolle Naturforscher und Chymiker Cavendish, Sohn des Herzogs von Devonshire. Statt sich dem Handel zu widmen, zu dem er als jüngerer Sohn bestimmt war, weihte er sich den Wissenschaften, und ward einer von denjenigen Gelehrten, die zu den Fortschritten der neuern Chymie das Meiste beytrugen. Die von ihm heraus gekommenen Abhandlungen sind nicht zahlreich, aber alle tragen den Stempel des erfinderischen Geistes, der Feinheit, Genauigkeit und Treue, die sie für jeden, in der Kunst Erfahrungen zu machen, zu Mustern erheben.

Cavendish war der erste, welcher die besondern Eigenheiten des Wasserstoffgases analysirte, und die Bestimmungen angab, durch welche sich dieses Gas von atmosphärischer Luft unterscheidet. Er ists, dem wir die merkwürdige Entdeckung von der Zusammensetzung des Wassers danken, wozu Scheele den Weg angebahnt hatte; der Priestley's Versuche vollendete, welcher die Gegenwart einer Säure wahrnahm, wenn er eine Folge electrischer Funken durch ein gewisses Volumen Luft fallen ließ, und worin Cavendish die Salpetersäure fand. — Es ist hier nicht der Ort, die Verdienste dieses Mannes um die Wissenschaft alle aufzuzählen, sondern nur einige Umstände seines Lebenslaufes zu melden.

Obgleich einer reichen Familie entstammt, mußte er doch als jüngerer Sohn mit äußerst geringen Vermögen verlieb nehmen. Es war ihm nie um Gelderwerb zu thun; er ließ andere glänzen und schwelgen, er wollte nur nützen. Seine Verwandten vernachlässigten ihn daher als ein sehr unwürdiges Mitglied. Nur einer seiner Oheime, der als General in den Indien gestanden, fand dieß Betragen der Familie schändlich, und um den biedern Weisen zu entschädigen, vermachte er ihm sein gesammtes Vermögen. Cavendish ward im vierzigsten Jahre der reichste Gelehrte Englands.

Mehr denn 100,000 Thaler Renten sind für manche Philosophie eine gefährliche Klippe. Aber Cavendish blieb sich gleich. Jetz erst erkannten die Verwandten alle seine großen Verdienste. Er lächelte, änderte aber weder seine einfache Lebensart, noch seine Verbindungen. Bey ihm im Hause ging alles nach unabänderlichen Formen und Regeln, einen Tag wie alle Tage. Seine Bedienten im Hause glichen Automaten; da war kein Befehl nöthig, jeder wußte, was jede Stunde zu thun war. Seine Wirthschaft war ein wohl geregeltes Uhrwerk. Seine Kleider änderten nie Stoff, nie Schnitt noch Farbe. Beständig grau gekleidet, wußte man es schon aus dem Kalender voraus, wenn für Cavendish ein neuer Rock gemacht, von welchem Schnitt und welchem Zeuge er seyn mußte. Wie in diesem, so in allem.

Und so wenig dieser Mann für sich selbst gebrauchte, mit so wahrhaft königlicher Freygebigkeit verwandte er seinen Reichthum theils für die Wissenschaft, theils für wohlthätige Handlungen im Stillen. Unter andern stiftete er eine ungeheure Bibliothek von der vorzüglichsten Auswahl, wo jeder Gelehrte, jeder, der sich unterrichten wollte, freyen Zutritt erhielt. Er hatte dazu besondere Eintritts-Billete drucken lassen für Perso-

nen, die in der Bibliothek lesen, für andere, die Bücher mit nach Hause nehmen konnten.

Bey dieser Einfalt und Herzensgüte blieb Cavendish unverheirathet. Ein Verdruß, den er in frühern Jahren, wo er an Vermählung dachte, deswegen dulden mußte, brachte ihn zum Entschluß, Hagestolz zu bleiben. Er war von so strenger, religiöser Zucht, wie Newton und Loke.

Er starb in den ersten Tagen des März 1810 an einer Harnblasenkrankheit, im sieben und siebenzigsten Lebensjahre. Er hinterließ ein Vermögen von 1,200,000 Pfund Sterling. So reich starben weder Leibnitz, noch Newton, die doch auch zu den reichen Gelehrten gezählt wurden. Er vermachte das Meiste an entfernte Verwandte, und seinem Freunde, dem Ritter Blayden, Mitgliede der Londoner Societät, ein Legat von 400,000 Livres.

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Carl IV. folgte Philipp VI., genannt von Valois, und bestieg den Thron im Jahre 1328. Er war der Enkel Philipp des Kühnen, und Sohn Carls von Valois. Er ist der Stammvater der königlichen Linie des Hauses von Valois, und ward zu Rheims den 29. May desselben Jahrs gesalbt. Unter seiner Regierung war es, daß Eduard III. von England, wegen seiner Mutter Isabelle, der Tochter Philipp V., auf den Thron von Frankreich Anspruch machte; Ansprüche, die so lächerlich und ungegründet sie auch seyn mochten, doch für Frankreich von den traurigsten Folgen waren, indem sie dieß Land zur Wüste machten, nach unendlichem Elende, und mehr als hundertjährigen Kriegen mit wenigen Unterbrechungen, aber doch dadurch für dasselbe wohlthätig wurde, daß England seine ausgebreiteten Besitzungen in diesem Reiche bis auf Calais verlor.

Philipp von Valois wird in mehreren Geschichtbüchern als ein Freund und Beförderer der Wissenschaften vorgestellt. Die Gründe, die man dazu hat, scheinen auf einigen dahin einschlagenden allgemeinen Verfügungen zu beruhen, die in allen policirten Ländern Europens unter dem Nahmen des Regenten ergehen, obwohl er oftmahls kaum von ihrem Daseyn unterrichtet ist; denn das Zeugniß des berühmtesten Mannes der gelehrten Welt damahliger Zeit, des Franz Petrarca, widerspricht diesem Vorgeben. Er hat uns eine Unterredung mit dem König Robert von Neapel hinterlassen. Im Verlaufe derselben kam der König auf Philipp von Valois zu sprechen. Sind Sie, fragte der König den Dichter, nie an seinem Hofe gewesen? „Nein, erwiederte Petrarca, ich habe nicht einmahl gewünscht, daß ich da seyn möchte." Und warum nicht? versetzte der König lächelnd. „Deswegen, antwortete Petrarca, weil es mir dünkt, daß ein Mensch, wie ich, eine unnütze und lästige Person für einen unwissenden König seyn muß. Ich will lieber in einer anständigen Mittelmäßigkeit leben, als meinen Körper an einen Hof schleppen, wo Niemand meine Sprache redet." Man hat mir gesagt, sprach der König, daß der älteste Sohn Philipps die Wissenschaften lieben soll. „Ich habe es auch gehört," erwiederte Petrarca, „aber das gefällt dem Vater nicht; man sagt sogar, daß er die Lehrer seines Sohnes als seine Feinde ansehe; aber das ist eine Sache, wofür ich nicht einstehen möchte." Bey diesen Worten wurde Robert mit Unwillen erfüllt. Nach einem kurzen Schweigen sagte er: Wie verschieden ist doch das Leben der Menschen und ihr Geschmack! Was mich anbetrifft, so schwör' ich, daß die Wissenschaften mir theurer sind, als meine Krone, und wenn ich einem oder anderm entsagen sollte, so würde ich schnell mein Diadem herunter reissen.

Philipp VI. starb zu Nogent-le-Roi, nahe bey Chartres in Beauce, den 22. August 1350 in einem Alter von 57 Jahren. Er vermählte sich 1313 mit Johanna von Burgund, Tochter Robert II., Herzogs von Burgund, und der Agnes von Frankreich; sie starb 1348. Kinder aus dieser Ehe waren: Johann und zwey Prinzen Ludewig, die kurz nach ihrer Geburt starben. Johann starb gleichfalls jung; Philipp, Herzog von Orleans ward vermählt mit Blanca, Tochter des Königs Carl des Schönen, starb 1375. Marie ward die Gemahlinn Johanns von Brabant, Herzogs von Limburg. 1349 vermählte sich Philipp VI. abermahls mit Blanca, Tochter Philipps, Grafen von Evreux, und der Johanna von Navarra, sie starb 1398; eine Tochter, Nahmens Blanca, die 1371 starb, war die Frucht dieser Ehe. Ihm folgte sein Sohn Johann am 22. August 1350 in einem Alter von 40 Jahren, er ward zu Rheims den 26. September gesalbt, und mit seiner zweyten Gemahlinn gekrönt. Er starb zu London im Jahre 1364 im 54. Jahre seines Alters, und ward zu St. Denis beygesetzt.

In erster Ehe war König Johann mit Bona von Luxemburg, der Tochter Königs Johann von Böhmen im Jahre 1332 vermählt. Sie starb 1349, und ward zu Maubisson beygesetzt. Er hatte folgende Kinder von ihr. Carl V., Ludewig, Stammvater der Herzoge von Anjou, welche die zweyte Linie der Könige von Neapel gebildet haben, er starb 1388. Johann, Herzog von Berry, er starb ohne Nachkommenschaft im Jahre 1416. Philipp der Kühne, Stifter der letzten Linie der Herzoge von Burgund, er starb 1404. Johanne, Gemahlinn Carls des Schlimmen, Königs von Navarra, starb 1373. Marie, vermählt mit Robert I., Herzog von Bar, starb um das Jahr 1404. Agnes, starb 1349, Margaretha 1352. Isabelle, Gemahlinn Johann Galeaz, ersten Herzogs von Mailand.

Im Jahre 1349 vermählte sich König Johann zum zweyten Mahl mit Johanne, Tochter Wilhelms XII. Grafen von Boulogne, und der Margarethe von Evreux, die schon Mutter von Philipp von Rouvre, letzten Herzogs der ersten Burgundischen Linie war. Sie starb im Jahre 1361 ohne Kinder. Ihm folgte sein Sohn.

Carl V., der den Thron 1364 in einem Alter von 24 Jahren bestieg. Er erhielt den Beynahmen des Weisen. Unter allen Prinzen Frankreichs war er der erste, der den Titel Dauphin führte. Er ward zu Rheims mit der Königinn seiner Gemahlinn den 19. May 1346 gesalbt und gekrönt. Er starb den 16. September auf dem Schlosse Beaute im Walde von Vincennes, in einem Alter von 42 Jahren, und ward zu St. Denis beygesetzt.

Er hatte im Jahre 1349 Johannen, Tochter Peter I. Herzogs von Bourbon, und der Isabelle von Valois, geheirathet, sie starb 1377, nachdem sie die Mutter folgender Kinder gewesen: Carl VI., Ludewig, Herzog von Orleans, Großvater Ludewigs XII., und Urgroßvater Franz I.; er starb 1407. Ein Sohn und drey darauf folgende Töchter starben in ganz jun-

gen Jahren, die Prinzessinnen, Marie und Isabella, beyde 1377. Catharine, vermählt an Johann von Berri, Grafen von Montpensier, starb 1388. Ihm folgte sein Sohn Carl VI., er war 12 Jahre 9 Monathe alt, da er im Jahre 1380 den Thron bestieg; er ward am 4. November desselben Jahres zu Rheims gesalbt und gekrönt, und starb zu Paris im Hotel de St. Paul, den 20. October 1422, in einem Alter von 54 Jahren. Er ward zu St. Denis beygesetzt. Seine Gemahlinn war die, in der Geschichte Frankreichs durch das schreckliche Elend, so sie über dieses Land verbreitete, berüchtigte Isabelle, ein Abscheu jedem Rechtschaffenen, welche wir unserm Plane zufolge etwas näher kennen lernen müssen.

Isabelle war die Tochter Stephan II., Herzogs von Bayern, und 14 Jahre alt, als sie 1385 nach Frankreich kam. Am 14. July desselben Jahres ward sie mit dem jungen Könige vermählt. Im Jahre 1389 ließ sich Isabelle krönen, und hielt ihren feyerlichen Einzug in Paris. Obgleich Frankreich um diese Zeit nach den schrecklichsten Kriegen im tiefsten Elende schmachtete, so wurden zu diesem Schauspiele doch die ungeheuersten Summen aufgetrieben. Paris, welches noch kurz vorher in der tiefsten Trauer und der Schauplatz der schrecklichsten Execution gewesen war, mußte nun fröhliche Schauspiele geben, und eine gezwungene Freude verbarg auf einige Augenblicke die finstere Traurigkeit seiner unglücklichen Bewohner. Die Geschenke des Hotel de Ville betrugen eine Summe von 60,000 Goldkronen. Turniere, Feten, Gefechte, Tänze und maskirte Bälle wurden gegeben, und hierbey wurde der Sittlichkeit eben so wenig als der Reichthümer der Nation geschont. Von dieser Zeit an begann der gehässige Umgang der Königinn mit ihrem Schwager, dem Herzog von Orleans, und der Herzoginn Margaretha von Bayern mit eben diesem Prinzen. Während dieser Ausschweifungen verheerte eine zügellose Soldatesque die Felder, und würgte diejenigen, die es wagten, in Klagen auszubrechen. Bald nach der Krönung wurde der Salz-Impost erhöhet, der Gehalt der Münzen verringert. Fünf bis sechs Mahl in einem Jahre wurden die nähmlichen Imposten gefordert. Durch Executionen und Confiscationen wurden die Dörfer verwüstet, und ein großer Theil der Landleute hatte sich nach Spanien begeben, um dem Tode und dem Elende zu entgehen. Die schwelgenden Tyrannen ließen selbst diejenigen, welche für ihr Vergnügen arbeiteten, des Hungertodes sterben. Bey aller Schwachheit und Stumpfsinnigkeit hatte Carl VI. doch noch einige Gefühle von Rechtlichkeit, und wagte den Schändlichkeiten zuweilen einigen Einhalt zu thun. Aber auch dieser letzte Trost sollte der Nation geraubt werden. Carl VI., der Sohn eines stets siechen Vaters, der häufig mit schauderhaften Krankheiten gekämpft hatte, war von Kindheit an stets schwächlich gewesen; nach einem hitzigen Fieber verfiel er in eine Melancholie, und nach der Erscheinung eines Gespenstes im Walde bey Mons, über das uns die Geschichtschreiber in Ungewißheit lassen, ob es ein Spiel seiner Phantasie, oder ein Werkzeug der Königinn, seine ohnehin schwache Vernunft völlig zu zerrütten, gewesen, in eine wirkliche Tollheit. Man hat indeß nicht nöthig, zu den vielen erwiesenen Verbrechen der Königinn ihr dieses noch unerwiesene aufzubürden. Der an Leib und Seele schon zerrüttete König machte die Reise in der brennendsten Sonnenhitze zu Pferde, und in einer Kleidung, die aus mehreren hundert Ehlen Sammet bestand, unter denen sich vorzüglich eine Mütze von eben diesem Fabrikate von ungeheurer Größe und Schwere auszeichnete. Ein zur Carnavals-Zeit angestellter Ball, wo durch die Unvorsichtigkeit, wo nicht Bosheit des Herzogs von Orleans mehrere Personen ein Raub der Flammen wurden, und der König einem gleichen Schicksal nur mit Mühe entrann, verrückte abermahls seinen Geist.

Da die Anfälle seines Wahnsinns immer heftiger wurden, so wagte es die Königinn nicht mehr, bey ihm zu bleiben, und führte ihm an ihrer Stelle ein junges Mädchen zu. Sie hieß Odette Champdivers, und war die Tochter eines Pferdehändlers. Die Königinn schenkte ihr Häuser, setzte ihr eine ansehnliche Pension aus, und sie mußte mit dem Könige den ekelhaftesten Umgang treiben. Isabelle, mit diesen Leiden Frankreichs noch nicht zufrieden, rief noch die Plagen schrecklicher Kriege über das unglückliche Königreich. Sie hatte es so weit gebracht, daß ihre Tochter den Eroberer der Hauptstadt des Reichs und eines großes Theils Frankreichs, den König Heinrich V. von England zum Gemahl bekommen, und gehofft, daß sie nach seinem Absterben die Vormundschaft über ihren Enkel erhalten, und das Reich nach Gutdünken würde beherrschen können. Allein hierin betrog sie sich; sie ward von den Engländern mit Verachtung behandelt. Mazeray sagt: „Sie wurde dermaßen verachtet, daß man auf den Straßen nach ihr mit Fingern wies. In diesem schrecklichen Elende, bey diesen Beschimpfungen erregten ihre Thränen, ihr einziger Trost, nur Spott und ihre Klagen Gelächter; denn so viele Schmach sie auch tragen mußte, so reitzte sie doch weit mehr den Zorn als das Mitleiden von rechtschaffenen Leuten. So gedemüthigt lebte sie noch zehn Jahre, und starb endlich im Jahre 1435. Folgendes war ihre und Carls VI. Nachkommenschaft: Carl, starb sehr jung. Carl, Herzog von Guienne, starb, 1400. Ludewig starb, ohne von Margarethen von Burgund Kinder zu haben, im Jahre 1415. Johann, vermählt mit Jaqueline von Bayern, von der er keine Kinder hatte, starb 1416. Carl VII. Philipp starb am Tage seiner Geburt. Johanne, starb jung. Isabelle heirathete in erster Ehe Richard II. König von England, in der zweyten Carl, Herzog von Orleans, starb 1409. Johanne, ward vermählt an Johann VI., Herzog von Bretagne, starb 1433. Marie starb 1438. Michelle ward an Herzog Philipp den Gütigen von Burgund vermählt, von dem sie keine Kinder hatte, sie starb 1412. Catharina, vermählt mit Heinrich V., König von England, stirbt 1438.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neueste Statistik des Großherzogthums Baden.

Bevölkerung.

Im J. 1804 bis 1805	423,452	Seelen.
Im J. 1809	910,866	—
(Darunter	13,587	Juden.)
Staatseinkünfte	2,953,936	Gulden.
Staatsausgaben	3,472,703	—

Neue Organisation des Großherzogthums Baden. Eintheilung in folgende zehn Kreise:

1) Seekreis; 2) Donaukreis; 3) Wiesenkreis; 4) Trisamkreis; 5) Kinzigkreis; 6) Murgkreis; 7) Pfinzkreis; 8) Neckarkreis; 9) Odenwälderkreis und 10) Main- und Tauberkreis.

Das Großherzogthum Hessen begreift:

	□Meil.	Einw.
1. Das Fürstenthum Starkenburg	58	140,034
2. Das Fürstenthum Oberhessen	57 3/4	146,143
3. Das Herzogthum Westphalen	72	131,888
	107 3/4	418,065

4. Die Souverainetäts-Lande:

	□Meil.	Einw.
Hessen-Homburg	9	7,000
Burggrafschaft Friedberg	9	18,000
Grafschaft Erbach	12	32,000
Herrschaft Ilbenstadt		
Grafschaft Gedern	5/8	2,000
Fürstenthum und Grafschaft Solms	15 1/2	40,000
Fürstlich Sain-Wittgensteinsche Länder	9 1/2	24,300
Herrschaft Breuberg, Heubach und Habitzheim.		
Summa:	55 3/8	123,300

.....

Folgendes ist die neueste Angabe der Bevölkerung sämmtlicher Länder unter Brittischer Herrschaft in und ausser Europa.

In den Europäischen Ländern überhaupt, ohne Malta	10,531,000	Seelen.
Zu Malta	88,000	—
In Ostindien	47,000,000	—
(Darunter befinden sich aber noch nicht eine Million Europäer.)		
Auf dem Vorgeb. d. guten Hoffnung	70,000	—
In Canada	195,000	—
In Neu-Foundland	25,000	—
In Neu-Schottl. und Neu-Braunsch.	150,000	—
Auf Jamaika	353,000	—
In Neu-Holland	6,407	—
Summa:	64,418,407	Seelen.

.....

Einige statistische und geographische Nachrichten von der Grafschaft Wittgenstein-Wittgenstein. — Hier folgender Auszug.

Die Grafschaft Wittgenstein ist ein bergiges und waldiges Ländchen, dessen Boden wenig fruchtbar, und daher auch der Ackerbau nicht beträchtlich und der Ertrag des Getreides für den Bedarf des Ländchens nicht hinreichend ist. Desto reicher ist das Ländchen an Holz und Mineralien. Der Wittgenstein-Berleburgische Antheil macht 2/5, und der Wittgenstein-Wittgensteinsche 3/5 des Ländchens aus. In diesen letztern sind 40,000 Morgen Waldungen, die alle herrschaftliches Eigenthum sind. — Die Nahrungsquellen der Einwohner sind: Ackerbau, Viehzucht, Kohlenbrennerey, Landfuhrwesen, Verdienst bey den herrschaftlichen Gütern und Hämmern; auch Wollspinnerey.

Die Grafschaft Wittgenstein wird nach ihrer politischen Verfassung eingetheilt, in: 1) Das Residenzschloß Wittgenstein, mit einem Vorwerke, und einigen andern Häusern und Höfen. 2) Die Stadt Laasphe, mit 154 Brandstätten, nebst der Laasphe Hütte. 3) Das Banfer oder Fischelbacher Viertel. 4) Das Freudinger Viertel. 5) Das Arfelder Viertel. 6) Das Elsoffer Viertel oder die Vogtey.

Summa im ganzen Ländchen: 67 Ortschaften, 1017 Brandstätten, 10 Vorwerke, 3 herrschaftliche Mühlen, außer der Schloßkirche 7 Kirchen, 9 Capellen, 5 Eisenhämmer, 2 Eisenhütten. — In kirchlicher Hinsicht ist es in das Schloß Wittgenstein und 7 Kirchspiele abgetheilt.

.....

Paris. — Durch ein Decret vom 1. März d. J. hat der Kaiser von Frankreich verordnet, daß die bisherigen Fürstlich-Primatischen Länder, jetzt das Großherzogthum Frankfurt genannt, nach dem Absterben des jetzigen Fürsten Primas dem Prinzen Eugen Napoleon, Vice-König von Italien, als ein für ihn und seine Nachkommen erbliches Fürstenthum zufallen. Sollten aber die Nachkommen desselben aussterben, oder derselbe als Prinz von Italien auf den Thron dieses Königreichs berufen werden, so behält der Kaiser sich und seinen Nachfolgern es vor, über dieses Großherzogthum weiter zu disponiren.

In dem Concordat sind, durch ein kaiserliches Decret, nach eingehohlten Gutachten des Bischofsrathes zu Paris, folgende Änderungen gemacht worden: Die Brevets der Pönitentiarie, die bloß an den innern Gerichtshof (das Gewissen) gerichtet sind, können ohne weitere Autorisation in Ausübung gebracht werden. — Die Verfügung, daß die Bischöfe keinen Geistlichen zum Priester weihen sollen, der nicht wenigstens ein jährliches Einkommen von 300 Francs hat, ist aufgehoben. — Desgleichen die Verordnung, daß ein zu ordinirender Priester nicht unter 25 Jahren alt seyn soll. Jeder Geistliche kann zum Priester geweiht werden, wann er nur volle 22 Jahre alt ist; aber keiner kann zwischen dem Alter von 22 und 25 Jahren ohne die Einwilligung seiner Altern zu der Priesterweihe zugelassen werden. — Auch die Verfügung, kraft welcher die General-Vicare der erledigten Bisthümer auch nach dem Tode der Bischöfe bis zur Wiederherstellung des bischöflichen Stuhls ihre Amtsverrichtungen fortsetzen können, ist aufgehoben. Die Regierung der erledigten Diöcesen soll nach den organischen Gesetzen besorgt werden, und das Kapitel der Domkirche soll dem Minister der Gottesverehrung die von ihnen erwählten General-Vicare anzeigen; damit der Kaiser ihre Ernennung anerkennen könne.

Durch ein Decret von 1810 sind zu Staatsgefängnissen in Frankreich bestimmt: die Schlösser von Saumur, Ham, If, Landskron, Pierre-Chatel, Fenestrella, Campiano und Vincennes — und zwar für Staatsverbrecher, die aus politischen Gründen weder vor einen Gerichtshof gezogen, noch frey gelassen werden. Die Maßregeln sind dabey getroffen, daß kein Unschuldiger je eingesperrt werde. Jährlich muß dem Kaiser Bericht darüber erstattet werden.

Wenn man die ganze Population des Französischen Reichs nach den Sprachen eintheilt, welche in den verschiedenen Theilen desselben gesprochen werden, so findet man nach der Berechnung des Herrn Cocquebert Monbret folgendes Resultat:

Einwohner, welche sprechen	
Französisch	28,126,000
Italienisch	4,019,000
Deutsch	2,705,000
Flamändisch	2,277,000
Nieder-Brettanisch	967,000
Baskisch	108,000
Summa:	38,202,000

.....

Einige Nachrichten von den Landen des Fürsten Salm-Kyrburg und Salm-Salm. Diese Länder begreifen:

1. Das Amt Ahaus, wozu gehören:

1) Das Gericht zum Homborn auf m Brem mit	14,706 Seelen.
2) Das Gericht Borken mit	3,874 —
3) Das Gericht zu Vreden mit	6,974 —
4) Das Gericht zu Ahaus mit	7,854 —
5) Das Patrimonial-Gericht in der Herrschaft Lembeck mit	4,476 —
6) Das Patrimonial-Gericht in der Herrlichkeit Velen mit	1,829 —
7) Das Patrimonial-Gericht in der Herrlichkeit Raesfeld mit	1,130 —
Summa:	40,843 Seelen

2. Das Amt Bocholt begreift:

1) Stadt und Amtsgericht Bocholt mit	12,215 Seelen.
2) Das Gericht zu Werth mit	590 —
Summa:	12,805 —
Total-Summa:	53,286 Seelen.

Dem Hause Salm-Salm gehört auch noch die beträchtliche Herrschaft Anhalt-Anholt an der Holländischen Gränze.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 11. und Mittwoch den 13. Juny 1810.

Factiose Zeiten machen so unglaubig an jede Tugend, daß selbst die unverstellteste Meinung mißgedeutet wird wie List. Es ist aber unmöglich, ohne Vertrauen etwas Großes auszuführen.

Johann von Müller.

(70 und 71.)

Historische Versuche
durch
Johannes Müller.

IV. Abschnitt.

Jahrhundert der Staatsumwälzungen.

(Beschluß.)

Sechste Umschaffung.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften fing mit dem 14. Jahrhundert an, und entwickelte sich im 15.

Kurzer Abriß der Geschichte der Wissenschaften. — 1. Zeit der einfachen Denkart bis zu Perikles. — Zur Zeit der ursprünglichen Einfalt bestand die Wissenschaft in der Kenntniß nützlicher Dinge. Ihre Form war der Fassungskraft aller Menschen angemessen. Die Geschichte, mit Allegorien verwebt, enthielt alle Wissenschaft; weil Jedermann fühlen kann. Aber nicht Jedermann kann Vernunftschlüsse ordnen. Die allgemeinen Begriffe sind ein Eigenthum der Gelehrten, und damahls gab es keine Gelehrten. Wer eine Thatsache, oder eine Reihe derselben in Erinnerung bringen wollte, konnte nicht ein ganzes Gesang eines Gedichtes declamiren, und man zog davon das Resultat in der Form eines Denkspruches. Diese Denksprüche waren Anspielungen. Die gesammte Wissenschaft war in Versen abgefaßt, damit man sie leichter im Gedächtniß behalten konnte. Da diese Verse nur nützliche Dinge enthielten, so machte man davon beständigen Gebrauch, und dadurch wurden sie verewigt.

2. Zeit der Verfeinerung; bis zu Demosthenes bey den Griechen, bis zu Tacitus bey den Römern. Aus der fleißigen Bearbeitung des Bodens entstand der Reichthum; aus dem Reichthume die Absönderung der Beschäftigungen. Die Wohlhabenden zogen die leichtern Arbeiten vor; den minder Wohlhabenden blieb keine Wahl übrig. Durch die fortdauernde Beschäftigung mit demselben Gegenstande entstanden neue Ideen. Um diese auszudrücken bedurfte es neuer Wörter, und die Sprache bereicherte sich. Da nicht alle Wörter gleich wohlklingend sind, so befliessen sich jene, die im Sprechen gefallen wollten, auf ihre Auswahl, und hierin bestand die Beschäftigung derjenigen, die Anreden halten wollten. Es fiel Einigen ein, jungen Leuten ihre Bemerkungen mitzutheilen; sie bestimmten daher den Sinn verschiedener Wörter, und den verschiedenen Sinn desselben Wortes in verschiedener Stellung. Daraus entstanden Definitionen, und zwar zuerst in der Rhetorik. Das Klima spendete eine so rege Lebhaftigkeit, und die Regierung gewährte eine so ungestörte Freyheit, daß man von Gefühlen gedrängt ward, und das auszudrücken wagte, was man fühlte. Für so viele Abstufungen des Gefühls waren Ausdrücke vonnöthen, und die Gelehrten brachten Verfeinerung in die Gefühle und in die Sprache. Anfangs legte man Kunst im Ausdrucke, dann in der Anreihung der Gedanken; man wollte, daß einer nach dem andern folgte, und der erste zum Schlüssel aller übrigen diente. Durch den allmähligen Gang der Dinge ward ein Aristoteles vorbereitet. Er gebrauchte überall der Kunst; da aber die Regierungen mit dem Volks-Charakter verwebt waren, so durfte die Kunst sich nicht von der Natur entfernen. Die vorzüglichern Bürger wollten herrschen, und man schrieb Bücher für sie. Die alten Schriftsteller hatten nur über Lebensphilosophie geschrieben; jene beabsichtigten die Staatsverwaltung. Diese Gattung Schriften ward seltener, als sich die Freyheit verlor, und verlor sich, als die Freyheit vergessen ward.

3. Verfall der Wissenschaften. Die Behauptung ist nicht richtig, daß der Gang des menschlichen Geistes zum verderbten Geschmack führe, und es ist nicht wahr, daß man dahin gelange, sich an der Natur zu ermüden. Allein nach dem Verlust der Freyheit ward jedermann umsichtig, und man sprach nur halblaut. Da man jenen, die allmächtig waren, gefallen wollte, und an den Höfen die Natur am wenigsten gekannt und geliebt, die Feinheit am meisten geschätzt wird, so entfernten sich die Schriftsteller von der Einfachheit. Die verfeinerten Dinge verlieren ihren Werth, wenn sie veralten; daher erfand man deren immer neue, und man erschöpfte sich. Homer, Lucrez, Herodot und Cäsar haben mehr Ähnlichkeit wegen ihrer Einfalt unter sich, als Seneca, Lucian, Plinius der Jüngere und die spätern Schriftsteller, die in ihren Wortspielen, und in ihrem verderbten Geschmack sich gleich sehen. Als die Gelehrten um das Volk sich nicht mehr bekümmerten, verachtete das Volk ihre Wissenschaft. Jene hingen sich an die Regierun-

gen, und die Regierungen bezahlten sie; eine unbekannte Übereinkunft in den älteren Freystaaten! Die Gelehrten verloren dabey; denn die Schriften, in den zwey ersten Perioden verfaßt, waren bestimmt, so lange zu dauern als die menschliche Natur. Jene der dritten verloren bey jeder Veränderung des Hofgeschmacks ihren Werth. Auch das Volk erlitt dabey einen reellen Verlust, denn sich selbst überlassen, ward es blöde und roh. Der Verlust der Freyheit zog jenen der Wissenschaften, und die Verwilderung des größten Theiles des Menschengeschlechtes nach sich.

4. Mittelalter. Die mitternächtlichen Völker lebten in ursprünglicher Einfalt. Eben so schrieben ihre ersten Schriftsteller, und man konnte das Erscheinen einer bessern Zeit erwarten. Aber anstatt daß man sonst fühlte, und dachte, judierte man damahls, und die Wissenschaft sank zum Gewerbe herab. Wenig bekümmerten sich die Gelehrten darum, ob man sie verstünde, wenn man sie nur bewunderte. Jene, die an den Höfen lebten, glaubten in der Welt zu leben; denn der Hof war ihre Welt. Die Schwächen des Fürsten, des Ministers und der Favorite ausforschen, hieß seitdem Weltkenntniß. Da in dieser Welt nicht die ganze Nation leben konnte, vergaß man ihre Existenz, niemand bekümmerte sich um ihre Aufklärung, und jene Völker traten niemahls aus ihrer Unwissenheit hervor. Die Gewalt galt für Staatskunst; daher erwähnen die Schriftsteller weder der Sitten noch der Gesetze mehr, nur der Schlachten; und da die Gewalt allein dabey entschied, so lehren sie uns bloß Ereignisse kennen.

Die Wissenschaften, im Schooße der Freyheit geboren, bey ihrem Fortschreiten vervollkommnet, unter dem Despotismus der Kaiser herabgewürdigt, wurden unter jenem der Priester vernichtet. Nicht nur lehrten die Schriftsteller nichts Nützliches mehr, sie begnügten sich nicht, Ungereimtheiten vorzutragen, sondern sie wollten sogar aus manchen Glaubensartikel machen; denn die Regierungen bestanden durch die Dummheit, und die Gelehrten durch die Regierungen. Diese Schmach verdunkelte den Ruhm des menschlichen Geistes bis zum dreyzehnten Jahrhundert.

5. Wiedergeburt der Wissenschaften im dreyzehnten Jahrhundert. Dasselbe Jahr erblickte die Wiederherstellung der Englischen Freyheit durch die magna Charta, und die Morgenröthe eines neuen Tages durch die Geburt Rogers Baco, der ohne Widerrede der größte Geist des ganzen Mittelalters war. Die Früchte seines Genie's waren verderblich für sein Glück, und Anfangs wenig fühlbar zum allgemeinen Vortheil. Während seiner Anstrengungen, die Welt aus dem kläglichen Todesschlaf zu reissen, der auf ihr lastete, lebten die Wissenschaften in Italien mit der Freyheit wieder auf, und sie fingen, wie ehemahls, mit der Dichtkunst an.

Im vierzehnten Jahrhundert. Bald erhob sich Dante's Genie. Er trat mit majestätischer Größe und noch wilder Originalität auf. Man erkannte an ihm nicht nur den Dichter, sondern auch den Staatsmann. Gleich nach ihm erzählte Boccaz. Darauf folgte Petrarch, Lauren und die Quelle von Vaucluse verewigend. Mit Giotto erschien die Baukunst wieder.

Im fünfzehnten Jahrhundert. Der menschliche Geist empörte sich nach und nach gegen das Joch des Aberglaubens. Wenn man Gerson's Stachelreden hörte, wenn man das Staunen des Kirchenrathes von Constanz über die würdevolle Aufloderung dieses großen Mannes gegen die Mißbräuche der Kirche erblickte, wenn man den gebildeten Geist des Nicolas von Clemangis, die Lateinische Eleganz seiner Schriften, die edle Freymüthigkeit, welche darin herrscht, zu bewundern hatte, dann den Feuereifer des Poggio für die Reste der alten Literatur, die Entschleyerung des Betruges der erdichteten Schenkungen durch Valla; wenn man Äneas Silvius Piccolomini, einen der gelehrtesten und liebenswürdigsten Männer an der Spitze der Christenheit auf dem heiligen Stuhle sitzen, und Platina sah, wie er so viele ältere Päpste belobte, und denjenigen so kühn tadelte, unter welchem er lebte, den großen Savonarola, der Freyheit Anhänger und Roms Feind, überall Dichter, überall Schriftsteller, eine Menge neuer Irrthümer, Lehrgebäude durch Ungereimtheiten bis zum Wundervollen aufgethürmt, ergrüfen, und mit Enthusiasmus verfochten, so schien der menschliche Geist ein angeschmiedeter Riese, der in seinen Ketten knirscht.

Plötzlich erwachte die Liebe zu den alten Schriftstellern, und als wollte man sie für so lange Vergessenheit entschädigen, ging man für sie in Fanatismus über. Alphons, König von Arragonien und Neapel, schickte eine Gesandtschaft, um einen zu Padua begrabenen Arm des Titus Livius begehren zu lassen, und er betheuerte, daß er lieber beyde Königreiche als einen Theil seiner Kenntnisse verlieren wollte. Antea von Palermo, im Begriffe die Geschichte zu schreiben, verkaufte sein Haus, um den Titus Livius sich anschaffen zu können. Auf einmahl fing die Bewunderung der Äneide an; wie die Heiligen, so verehrte man Virgil bey seinem Grabe. Cicero hatte mehr Schüler als irgend ein anderer großer Mann. Die Ciceronianer hatten jedes Wort, sogar eigene und Gattungsnahmen in Abscheu, deren Latinität nicht durch die Schriften des Cicero bewiesen werden konnte. Das Christenthum ward in Heidnischer Sprache übersetzt. Alle Freystaaten, alle Könige, Päpste und Prälaten wetteiferten, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, alle alten Denkmähler des Genie's, die seit mehreren Jahrhunderten ohne Glanz und Nutzen in plumpen Thürmen alter Klöster verborgen lagen, öffentlich an das Licht zu bringen. Die lange Reihe der vom Schiffbruch geretteten alten Schriftsteller fing mit den 1465 in Mainz gedruckten Pflichten des M. Tullius Cicero an. Zu gleicher Zeit erschien Horazens Ode: diffugere nives, redeunt jam gramina campis. Zwey Jahre darauf bekam man den Tacitus, in Herrmanns altem Vaterlande, zu Corvey. In dem Zeitraume dreyer Jahre wurden Cicero, Cäsar, Virgil, Titus, Livius, Plinius der Ältere, Quintilian, Silius und Lucan heraus gegeben; 12475 Exemplare alter Classiker erschienen in der einzigen Stadt Rom.

So wie ehemahls die Hunnen, beym Einbruche in das Reich der Gothen, sie auf den Römischen Staat geworfen hatten, so kamen damahls eine Menge Gelehrter, vor den Waffen des Sultans Mahomed flüchtig, aus dem äußersten Colchis, aus allen Theilen Klein-Asiens, aus Constantinopel und Griechenland an. Das erste Griechische Buch erschien 1476 in Mailand. Constantin Lascaris aus dem Geschlechte der alten Kaiser gab sein Werk über die Griechische Sprache heraus. Zwölf Jahre darauf (1488) erschien Homer in Florenz unter den Auspicien Lorenzo's von Medicis, Vaters

der Musen, durch Besorgung des Demetrius Chalcocondilas, eines Athenienſiſchen Bürgers. Jeder Fürſt rechnete es ſich zur Ehre, die aus Griechenland flüchtigen Musen aufzunehmen, und nicht zufrieden, ſie zu unterſtützen, vergaßen mehrere Fürſten alles, um ſich den Wiſſenſchaften ganz zu widmen. Kaiſer Maximilian, Ferdinand, König von Neapel, Ludewig Moro und Ferdinand der Katholiſche, unterſtützten ſie. Lörenz von Medicis hatte eine für ihre Reitze empfängliche Seele, und war ſelbſt Dichter. Mit aller Anmuth der Jugend, des Geiſtes und Geſchmackes ausgeſtattet, war Lorenz von dem Hang zum Ruhme und Genuß beſeelt. Er war die Freude und Zierde von ganz Italien. Da er alle Geiſter in Eintracht zu bringen, und für die Erhaltung des Friedens zu vereinigen wußte, ſo war ſein Tod ein Signal von Unglücksfällen.

Die Griechen brachten nur Bücher; das Genie ſtrahlte bey den Italiänern ſchon vor ihrer Ankunft; ſie ſelbſt waren davon entblößt. Es war unmöglich, daß der Papſt den alten Eifer der Verehrung länger behaupten konnte. In einem Augenblicke waren alle Dämme durchbrochen. Nun war aber der menſchliche Geiſt durch gar keinen Grundſatz mehr zurück gehalten, man ſah überall Geſetze, die man geehrt zu haben ſich ſchämte; dann fing man an, die Religion zu verachten, und jeder Art von Wohlanſtändigkeit zu trotzen. Die Großen, die Gelehrten wurden — Atheiſten.

In vollſtändiger Rüſtung, mit dem Helm bedeckt, zog Julius II., ſiebenzig Jahre alt, zur Befreyung Italiens. Als er den Tod heran nahen ſah, verſammelte er die Cardinäle, und ſprach mit edler Beredſamkeit auf Alt-Römiſch von der Nothwendigkeit, Italien vom Joche der Barbaren zu befreyen. In ſeinem Teſtamente bedachte er weder das Haus Rovere, woraus er entſproſſen war, noch die Höflinge, ſeine Schmeichler. Bis zum Hinſcheiden mit höhern Gedanken beſchäftigt, ſtarb er mit dem Wunſche, die Helden zu ſehen, deren Tugenden er nachgeahmt hatte. Aber unter ſeinem Nachfolger herrſchte an dem Römiſchen Hofe auf einer Seite Verſchwendung, Gottloſigkeit und Schwelgerey, auf der andern ſo viel Witz, ſo viel Liebe für das Schöne, daß man den Fall dieſer Herrſchaft, wegen Nichtachtung jener Grundſätze, die ſie gegründet und erhalten hatten, leicht voraus ſehen konnte.

Die Deutſchen und Schweizer nahmen die Sache ernſthafter. In Italien las man den Horaz, und bald darauf den Aretin, in Deutſchland die ernſten Schriftſteller und Kirchenväter. Die Italiäner lernten, was Schön und Angenehm war, die Deutſchen nahmen einen Charakter-Zug von Kühnheit an. Bey ihnen vermochten die Sitten viel, bey den Franzoſen und Spaniern weniger; Italien hatte weder Sitten noch Geſetze. Als Leo X. in einer Geldverlegenheit Ablässe verkaufen ließ, (was man ſeit vier Jahrhunderten zu thun gewohnt war) ſo kauften ſie Spanier und Franzoſen, weil ihre Könige es wollten. Die Deutſchen überlegten, unterſuchten, und weigerten ſich: Der Widerſpruch dieſer Barbaren machte keinen Eindruck beym Römiſchen Hof; denn man war gewohnt in ähnlichen Fällen den Bannfluch ergehen zu laſſen. Luther ward excommunicirt; dadurch kamen aber die geiſtreichen Leute in Rom aus ihrer Faſſung, daß Luther die Bannſtrahlen des Vaticans verachtete.

Er ſtellte ſich allein dem oberſten Kirchenhaupte entgegen, deſſen Macht acht Jahrhunderte befeſtigt hatten. Ein Private griff dieſes alte, durch Staats-Intereſſe an Carl V. geknüpfte Reich an, der auf dem Puncte war, die Welt zu unterwerfen. Der ſchwache Schutz des Sächſiſchen Churfürſten konnte Luthern nicht gegen den Kaiſer und zwey Drittheile von Europa ſichern, nicht gegen den Witz der Italiäner, der ihm dadurch ſchaden konnte, daß man ihn lächerlich machte, nicht gegen die Klingen eines fanatiſchen Haufens, nicht gegen Dolche und Giftmiſchereyen von tauſend Böſewichtern, die kein Verbrechen erſchreckte, am allerwenigſten ein ſolches, wodurch alle übrigen abgebüßt würden. Wenn Carln V., der in Spanien durch die Inquiſition herrſchte, es gelungen wäre, ſie in Deutſchland einzuführen, ſo läßt ſich beurtheilen, was daraus entſtanden ſeyn würde, wenn man ſieht, was aus der Nation des D. Michel de Cervantes, des Guevara, und D. Lopez de Vega geworden iſt. Zur Zeit Carls V. lief das Deutſche Reich Gefahr, wieder unter den Deſpotismus und das Joch der Prieſter zu fallen. Unſere Achtung verdient derjenige, der es davon los riß, und der erſte die Loſung zur Denkfreyheit gab.

Beſchluß. Gemählde von Europa mit Anfang der neuern Geſchichte.

Wenn ſchon der Sultan Bajazeth die Künſte des Friedens ausbildete, waren die Osmanlis darum nicht weniger furchtbar. Nicht von ihrem Oberhaupte, von ihrem Charakter hing ihre Macht ab. Der Krieg war ein Glaubensartikel, und allezeit glücklich durch die unbezähmbare Tapferkeit der Truppen. Die Chriſten zitterten oft für ihre Sicherheit. Des großen Stephans, Fürſten der Moldau, Sohn unterwarf ſich. Der alte Wladislaus, König von Böhmen und Hungarn, benahm ſich gegen die Türken mit den ſchonendſten Rückſichten. Pohlen war mächtig unter den letzten zwey Königen des Litthauiſchen Geſchlechts. Ackerfelder verdrängten die Wälder, womit es bedeckt war, aber auch die alten Sitten wichen einem Luxus, worüber die weiſeren Beſorgniſſe hegten. Unter den Ruſſen hörten die Uneinigkeiten auf. Sie ſchüttelten das Tatariſche Joch ab, und die Unterdrücker dieſes Reichs wurden gezwungen es zu fürchten. Ivan, dem Sohne des Baſilius, und dem edeln Eifer für große Unternehmungen, der ſeine Gemahlinn Sophie beſeelte, verdankte Rußland dieſen glücklichen Erfolg. Das Haus Oldenburg beabſichtigte die Vereinigung der drey Königreiche. Die Schweden verabſcheueten ſie, und ihr alter Haß gegen die Dänen gab ihrer Freyheitsliebe deſto größern Schwung.

Alle mittäglichen Staaten waren mit dem Schickſale Italiens beſchäftigt. Es ſchien, daß demjenigen die Weltherrſchaft zufallen würde, der dieſes in Europens Mittelpunct gelegene Land ſeinem Reiche einverleiben konnte. Dieſe große Streitfrage wurde zwiſchen Spanien und Frankreich geführt. Das Haus Öſterreich war nicht mächtig genug, und England zu entfernt, um ſie entſcheiden zu können. Die Spanier hatten vortreffliches Fußvolk, die Franzoſen wogen dieſen Vortheil durch das Bündniß mit den Schweizern auf, aber ſie mußten, um ſich der Anhänglichkeit der Schweizer zu verſichern, ihre Obrigkeiten beſtechen. Deßwegen waren die Franzoſen von dem Volke nicht geliebt, welches die alte Einfalt der Sitten über Alles ſchätzte. Dieſe dienten ſtatt der Geſetze; noch jetzt haben wenige Cantone geſetzliche Vorſchriften, und die am beſten verwalteten ſind es nach Grundſätzen, welche die geſunde Einſicht, den

Zeitbedürfnissen gemäß, verschreibt. Die Schweizer-Regierungen liefen also Gefahr, die ganze Nation in Aufstand zu bringen, indem sie sich für Ludewig XII. erklärten, und das Volk hatte damahls die ganze Kraft seiner alten Tugend. Die Höfe von Österreich und Frankreich, welche die Schweizer in diesem Zustande der Unentschlossenheit erblichten, ließen oft ihre Staatsvortheile in den Versammlungen des verbündeten Freystaats wechselseitig verfechten. Die Verachtung, welche die Franzosen gegen die rohe Einfalt dieses freyen Volkes bezeigten, richtete ihre Angelegenheiten zu Grunde, und die Schweizer, welche die Österreicher haßten, die Franzosen aber nicht lieben konnten, ergriffen eine dritte Partey. Sie setzten die Sforza wieder ein, drangen zu gleicher Zeit bis vor die Mauern von Dijon vor, und sie, die ehemahls dem Spanischen Fußvolke in Italien das Gegengewicht hielten, schienen nun Ludewigs XII. Plane vereiteln zu wollen.

Die Vermählung der Spanischen Infantinn, Erbtochter der katholischen Könige erregte damahls Besorgnisse wegen Vereinigung der Spanischen Macht, die Frankreich hinderte, Italien zu erobern, mit jener des Hauses Burgund, vor welcher Ludewig XI. gezittert hatte, und jener von Österreich, das Frankreich und Italien oder beyde zugleich angreifen konnte. Neue Reiche wurden inzwischen entdeckt, und alsobald unterworfen. Amerika wurde zum Vortheil Spaniens geplündert, das durch den Glanz des Goldes, womit es die Unterwürfigkeit der kleinen Fürsten, und die Bestimmung der freyen Staaten erkaufen zu wollen schien, in ganz Europa ein überwiegendes Ansehen behauptete. Die freyen Staaten glaubten in dem Theilungs-Tractat des Königreichs Neapel und in der Ligue von Cambray gegen Venedig einen offenbaren Unterdrückungsplan gegen die kleinen Staaten zu erblicken. Die Ligue von Cambray hatte bloß wegen der, aus der Collision so vieler streitender Staatsabsichten der Verbündeten entstandenen Trennung fehl geschlagen. Es war klar, daß niemand widerstehen würde, wenn Spanien Frankreich Gesetze geben konnte. Das Hauptproblem der neuern Politik war daher: Wie ihnen widerstehen, wenn sie gemeinschaftlich handelten? Wie, bey einem unter ihnen ausgebrochenen Krieg, den Gesetzen des Siegers ausweichen?

Die Betrachtung über die Hauptmomente der Europäischen Geschichte ist der höchste Gegenstand der Staatskunst. Sie zeigt, was unsere Väter zu befürchten hatten, und die Maßregeln, wodurch die Verfassungen erhalten wurden. Sie lehrt ihre gegenwärtige Stärke würdigen, die Macht derjenigen, welche an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stehen, und die entscheidende Krise, die heut zu Tage die Erwartung aller Nationen spannt.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus, o quid agis! fortiter occupa
Portum. *)

Entdeckung Amerikanischer Alterthümer.

Die Revolutionen, welche Amerika's Nationen vor Entdeckung ihres Welttheils erfuhren, sind uns unbekannt; aber doch deuten einzelne merkwürdige Spuren auf einen höhern Grad von Civilisation zurück, der nun zum Theil ganz erloschen ist. Nur in den großen Reichen Montezuma's und der Peruanischen Inka's fanden die erobernden Spanier des sechszehnten Jahrhunderts diese Vandalen der neuen Welt, Künste und aufblühende Ordnungen und Tugenden von Völkern, die, unbekannten Ursprungs, mit Asiens und Afrika's cultivirtern Nationen verglichen werden konnten.

Im Januar-Heft des Deutschen Merkurs von 1809 hat Prof. Vater in Halle einige Liederchen der Peruaner, aus dem Alt-Peruanischen übersetzt, mitgetheilt, welche, wenn gleich nur schwache Proben von poetischem Geist dieser Nation, doch ihr zartes Gefühl für Naturschönheiten und die Zauberspiele der Fantasie beurkunden. Erzählt doch Garcilasso de la Vega selbst, dieser edle Nachkomme der Inka's, daß unter seinen Vorfahren Tragödien von den Siegen und Thaten der Peruvianischen Vorwelt, und Lustspiele aufgeführt werden sind, deren Gegenstand gewöhnlich Familien-Scenen oder die Anmuth des Landlebens waren.

Der Esquire Thomas Ashe, welcher im Jahre 1806 eine Reise an den Ufern des Allegani, Monongahela, Ohio und Missisippi unternahm, deren Beschreibung er voriges Jahr (1808) zu London in drey Bänden heraus gab, machte in der Gegend von Marietta, einer Stadt von 160 Häusern am Zusammenflusse des Muskingam und Ohio, die Entdeckung von Amerikanischen Alterthümern, welche vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Auch diese Antiquitäten deuteten auf eine erleuchtetere Vorwelt heim, deren Schöpfung sie waren; vielleicht auf der Amerikaner alte Verbrüderung mit Asiens Nationen von ältester Cultur.

Thomas Ashe ging aus den Mauern von Marietta über den oft furchtbar anschwellenden Muskingam, neben dem Fort Hammer vorbey, den Bergen zu, wo man ihm gesagt hatte, daß er uralte Indianische Denkmahle erblicken würde. Auf dem Gipfel eines dieser Berge zeigte sich eine Erhebung von ovaler Form, 45 Schuh lang, 23 breit, aus Erde erhöht, mit Steinplatten, die ziegelförmig über einander lagen, und deren Fundort in der ganzen Gegend unbekannt ist, gegen Regengüsse und Stürme bedeckt. Ein verfallenes Gemäuer unterstützte den Umfang. Das Ganze war mit ungeheuern Balken bedeckt.

Von einem Indianer begleitet und geholfen, hob der Engländer einige Balken mit Hebeln von ihrer Stelle; eben so mehrere Steinplatten, bis ein Platz von ungefähr dreyßig Quadrat-Schuh gesäubert war, den drey breite Steine deckten. Nachdem es ihm gelungen war, auch diese weg zu rücken, fand er eine schuhdicke Lage von Sand, der vermuthlich aus dem Bette des Muskingam, drey Englische Meilen von da, genommen worden seyn muß. Unter dieser Lage zeigte sich eine Höhlung, in Form des Oblongums, aus Steinen und Pflaster fest und hart zusammen gemauert. Er durchbrach das Gemäuer mit wachsender Neugier, so wie ein abermahliges Zwischenlager von Sand darunter. Er sah nun, daß alle diese Lagen von Steinen, Mauerwerk und Sand die Schichten eines festen Gewölbes von drey Fuß Dicke waren. Den Boden dieses Gewölbes bildete ein Pflaster von kleinen, geschnittenen, und so kunstvoll zusammen gefügten Steinen, daß man ihre Fugen nur mühsam erkennen mochte. Nicht ohne Mühe wurd

*) Horat. Od. I. 14.

dieß Pflaſter zerſtört, unter welchem ein nicht gar dickes Lager von Staub befindlich war, der aus verwittertem Schilf entſtanden zu ſeyn ſchien.

Und unter dem Staube von Schilf oder Binſen erſchien eine feſte Decke, mit, ſo ſchien es Anfangs dem Reiſenden, moſaiſcher Arbeit aus zuſammen gefügten kleinen Steinen von mancherley Farben. Man ſah die Geſtalt eines Kriegers; unter ſeinen Füßen eine Schlange. Proportionen, Formen und Schatten waren ſehr genau in dem Gemählde beobachtet. Bey näherer Unterſuchung bemerkte Hr. Aſhe, daß nur das Pflaſter, vom Rand des Gewölbes an, und wie es den Umriß der Kriegergeſtalt umgibt, mit Steinen weiß, grün, dunkelblau und blaßroth ausgelegt, hingegen die Figuren eben ſo mühſam, als kunſtvoll, durch die Verbindung kleiner Stückchen gefärbten Holzes, oder Knochen und einer unzählbaren Menge von Muſchelkrümmern aller Farben zuſammen geſetzt waren. Die Muſchelſtückchen zerfielen, wie man ſie berührete, in Staub.

Wahrhaftig, ſtatt dieſem Engländer zu der ſeltenen Entdeckung ſolches Monumentes Glück zu wünſchen, verdient er die Vorwürfe der Zeitgenoſſen. Er zerſtörte dieß moſaiſche Gemählde, vielleicht das älteſte der uns bekannten Amerikaniſchen Urwelt, ohne daran zu denken, vorher die genaueſte Zeichnung davon zu machen, oder machen zu laſſen. Der ganze Apparat, mit welchem dieſer Britte das antike Indianiſche Mauſoleum zu unterſuchen ausging, waren — ein Paar hölzerne Hebebäume! Seine dürftigen Beſchreibungen entſchädigen uns nicht für das, was ſeine plumpe Neugier verwüſtete.

Das Moſaik-Lager ruhete, etwa einen Zoll dick, auf einer ſchwachen Sandſchicht, unter der ſich ſehr große Buchenrinden, halb vermodert, ausgebreitet lagerten. — Woran Hr. Aſhe eben erkannt haben mag, daß dieſe Rinden Buchenrinden (beech) waren, ſagt er nicht. Vielleicht waren es Birken- oder andere ſchwer verwitternde Baumrinden; denn die der Buchen ſocken und vergehen ſehr bald, und werden unkenntlich. Eine zweyte ähnliche Rindenlage war darunter, und darin befanden ſich, wie in einem Sarg beyſammen, folgende Dinge:

Das Skeleth eines Mannes von außerordentlicher Größe; — eine irdene Urne, worin mehrere kleine Knochentrümmer und ein weißer Staub am Boden eingeſchloſſen waren. Dieſe Urne, die acht Pinten Flüſſigkeit aufnehmen kann, klingt beym Anſchlagen wie Glas, und hält im ſtärkſten Feuer aus, wie Eiſen. — Ferner eine Art von Stein; der Stein iſt da durchbohrt, wo der Stiel eingeſetzt und mit Weidenruthen befeſtigt iſt; — 24 Pfeilſpitzen von Knochen oder Steinen, ſo zuſammen geordnet, daß es ſcheint, als hätten ſie ſich ſonſt in einem Köcher befunden; — eine große Menge kleiner, ovaler, runder, viereckiger Körner, grün, blau, ſchwarz, gelb oder weiß gefärbt; — desgleichen eine große Muſchelſchale, 23 Zoll im Umfang, 14 Zoll lang, ſchon ganz zu einer Art Kalk aufgelöſet. Endlich unter einem Haufen von Staub, zwiſchen Haaren und Zeuglappen aus Federn und Haaren geflochten, eine Menge kupferner aus einer Kupferplatte geſchnittener Ringe, die, ohne zuſammen gelöthet zu ſeyn, zuſammen hingen. Auf jeder Seite dieſer Ringe waren viele Charaktere eingegraben, die der Schrift der Chineſen ähnlich ſehen.

Hr. Aſhe glaubt, daß Skelete, das einem Manne von ſechs und einem halben Schuh Größe zukam, ſey der Überreſt eines Königes, Stammhauptes, oder eines Sachem. Er zieht aus dieſer Entdeckung außerdem folgende intereſſante Folgen:

Die Indianer wußten ſchon in den allerfrüheſten Zeiten um die Verfertigung von irdenem Geſchirr, das durch ſeine Leichtigkeit, Stärke, Durchſichtigkeit und Feuerbeſtändigkeit dem Töpfergeſchirr, das man heutiges Tages verfertiget, weit vorzuziehen iſt. — Das Eiſen war ihnen unbekannt, weil ſie die Äxte von Steinen und die Pfeilſpitzen von geſchliffenen Kieſeln oder Knochen machen mußten. — Sie hatten das Geheimniß, Steine, Holz und Muſcheln mit dauerhaften Farben zu ätzen. — Sie ſtanden mit dem Ocean in Verbindung, der von dieſer Stelle an 2000 Engliſche Meilen entfernt iſt. Das bezeugen die vorfindlichen zahlreichen Muſcheln im Grabmahl des Kriegers. — Die aus Federn und Haaren gewebten und geflochtenen Zeuge beweiſen, daß ſie in Verbindungen mit dem ſüdlichen Amerika ſtanden, weil die Federn der Nordamerikaniſchen Vögel zu ſolchen Arbeiten, die ohnehin im Norden Mexiko's unbekannt ſind, gar nicht taugen. — Sie kannten das Kupfer, und bearbeiteten es mit großer Geſchicklichkeit. — Wenn die in das Kupfer gegrabenen Schriftzeichen wirkliche Chineſiſche Charaktere, oder ihnen verwandte ſeyn ſollten, ſo wäre dieß eine Thatſache mehr für die Meinung vieler Gelehrten, daß ehemahls zwiſchen Aſien und Amerika Communication Statt fand, bis ſie vielleicht durch ein gewaltiges Erdbeben in der Berings-ſtraße unterbrochen ward. — Sind jene Schriftzeichen aber keiner jetzt bekannten Nation mehr eigen, ſo erhellt daraus, daß der Gebrauch der Buchſtaben und die Kunſt, ſie einzugraben, ſchon vor undenklichen Zeiten bey Amerikaniſchen Völkerſchaften vorhanden war; daß wir unrecht haben, Amerika wie ein ganz neues Land, ein jüngeres Product des Oceans, anzuſehen; wo Wiſſenſchaften und Künſte des geſellſchaftlichen Lebens, Ackerbau und Handel von jeher unbekannt geweſen wären.

Die Luftreiſe.

Herr von Lizakewitz, Secretär der Ruſſiſchen Ambaſſade in London, erzählt, daß, da, während ſeines Aufenthalts bey der Ruſſiſchen Flotte im Archipel, im J. 1773 die Türkiſche Flotte vor Smyrna verbrannt wurde, ſich zwey Kanoniere auf dem Ruſſiſchen Admiral-Schiff befanden, als dieſes ebenfalls während des Treffens Feuer fing und in die Luft ſprang. Die beyden Kanoniere flogen alſo auch in die Luft, und ſtürzten nicht weit von einem Türkiſchen Schiffe ins Meer zurück. Sie wurden gerettet; man machte ſie zu Gefangnen, und brachte ſie in Ketten aufs Verdeck. Drey Tage nachher wurde das Schiff, worauf ſie waren, ebenfalls von den Ruſſen im Hafen in Brand geſteckt. Es ward geſprengt. Die beyden unglücklichen Kanoniere flogen wieder in die Luft, und fielen nahe bey der Ruſſiſchen Flotte ins Waſſer. Sie wurden aufgefiſcht. Aber da jedem beyde Beine durch die Feſſeln, mit denen ſie angekettet geweſen, zerriſſen und zerbrochen waren, mußten ihnen die Beine unter den Knieen abgenommen werden. Sie überſtanden die Schmerzen der Amputation, und lebten noch mehrere Jahre nachher. Herr von Lizakewitz ſprach ſie ſelbſt.

Warum trinken die Deutſchen ſo gern?

Dieſe Frage beantwortete ſchon zu Ludewigs XIII. Zeiten ein Franzoſe gründlich. „In Deutſchland," ſagt er, „gibt man den Kindern, welche noch an der Mutter Bruſt ſind, ſchon kleine Flaſchen, mit Gerſtentrank gefüllt, in die Hände, um ſie nach und nach von der Muttermilch zu entwöhnen. Die Fläſchchen ſind oben wie die Bruſt geſtaltet, und die leicht zu betrügenden Kleinen ergötzen ſich, zum Theil aus Zeitvertreib, an dem langſam auszuſaugenden Getränke. Auch iſt dieſe Erfindung, wenn man bloß auf die nächſten Folgen ſieht, nicht ohne Nutzen. So erzogene Kinder werden ſtark, und ſtrotzen von blühender Geſundheit. Aber die dadurch erzeugte beſtändige Gewohnheit zu trinken bringt in der Folge die beſtändig trockenen Kehlen hervor, welche, werden ſie nicht immer überſchwemmt, ſogleich austörren." Freylich ſetzt der nähmliche Schriftſteller hinzu: „In Deutſchland iſt Verrath unbekannt, ſelbſt bey den gemietheten Soldaten. Man hat nicht einmahl Sinn für Betrug, oder für Haß, der unter der Maske der Freundſchaft ſich verbirgt; und überhaupt kennt das einfache und moraliſch-ſcheue Volk keine ungeheure Laſter. Sogar die Ausſchweifung verbirgt ſich dort, ohne ſich, wie in andern Ländern, öffentlich zu brüſten." Allein mit Recht hat bey uns nun der Gebrauch der Saugfläſchchen, wo man irgend ſeinen Kindern eine ſorgfältige Erziehung gibt, längſt aufgehört.

Die Ehen und Eheſcheidungen der Franzöſiſchen Könige.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen Kindern hatte Carl VI. noch von der Odette Champdivers eine natürliche Tochter, genannt Margaretha von Valois, Demoiſelle von Belleville, ſie ward an Johann Harpeden, Hrn. v. Belleville, in Poitou vermählt, und ſtarb vor 1458. Carl VII. beſtieg den Thron im 20. Jahre ſeines Alters 1422. Er ward der Siegreiche genannt, weil er beynahe ſein ganzes Königreich von den Engländern wieder eroberte. Er ließ ſich 1422 zu Poitiers, wohin er das Parlament verlegt hatte, krönen, und ward zu Rheims am 17. Julius 1429 geſalbt. Er ſtarb zu Meun in Berri den 22. Julius 1461 in einem Alter von 58 Jahren. Aus Furcht, vergiftet zu werden, nahm er keine Speiſe, und wurde zu St. Denis beygeſetzt. Seine Gemahlinn war Marie von Anjou, Tochter Ludewig II., Königs von Neapel; er hatte ſie 1422 geheirathet, und ſie ſtarb 1463. Folgendes waren die Kinder aus dieſer Ehe. Ludewig XI., Jacob von Frankreich ſtarb jung, Carl von Frankreich, nach einander Herzog von Berry, von der Normandie und von Guienne, er ſtarb 1472. Radegunde von Frankreich, ſtarb 1444, Catharine von Frankreich, Gemahlinn des Grafen von Charolois, ſtirbt 1446. Jolande von Frankreich, Gemahlinn Amadeus IX., Herzogs von Savoyen, ſtirbt 1478. Johanne von Frankreich, vermählt an Johann v. Bourbon, ſtirbt 1482. Margaretha von Frankreich ſtarb in der Jugend. Johanne von Frankreich ſtarb 1446. Marie von Frankreich ſtarb jung. Magdalene von Frankreich, vermählt an Gaſton, Grafen von Foix, ſtarb 1486.

Natürliche Kinder: von Agnes Sorel

Charlotte, vermählt an Jacob de Breſſe, Grafen von Mauſevrier, welche ihr Gemahl erſtach, da er ſie im Ehebruch betroffen. Margarethe, vermählt an Olivier de Coetivi. Johanne, vermählt an Anton de Bueil, Grafen von Sancerre.

Ludewig XI. folgte ſeinem Vater 1461 im 39. Jahre ſeines Alters. Er war zu Genep in Brabant, als er die Neuigkeit von dem Tode ſeines Vaters erfuhr. Er ward den 15. Auguſt zu Rheims geſalbt; ſtarb zu Pleſſis-les-Tour Sonnabends den 30. Auguſt 1483 in einem Alter von 60 Jahren. Er ward in Notre-Dame zu Cleri beygeſetzt, wo ſein Grabmahl von den Hugenotten geöffnet, beſchimpft und inſultirt wurde.

In erſter Ehe war er mit Margarethen von Schottland vermählt. Sie ſtarb 1444, ehe ihr Gemahl König war; man nannte ſie Madame die Dauphine. Er vermählte ſich darauf im J. 1451 mit Charlotte von Savoyen, Tochter Ludewigs II., Herzogs von Savoyen und Annens de Chipre, ſie ſtarb 1483. Kinder dieſer Ehe waren: Joachim, der ſehr jung ſtarb. Carl VIII. Franz Herzog von Berry, ſtarb jung, Louiſe gleichfalls. Anne, vermählt an Peter von Bourbon, Herrn von Beaujeu, führte die Vormundſchaft unter Carl VIII. Sie ſtarb 1522. Johanna, vermählt an Ludewig von Orleans, in der Folge Ludewig XII., der ſich von ihr trennte, um Annen von Bretagne zu heirathen; ſie ſtarb 1504.

Natürliche Kinder von Pheliſel Regnard Guyette.

Von Margarethe von Saſſenage.

Johanna, vermählt an Ludewig, Baſtard von Bourbon, und Marie, vermählt an Aymar von Poitiers. Noch hatte er eine andere natürliche Tochter, die Iſabelle hieß, und mit Ludwig von St. Prieſt vermählt war.

Carl VIII. folgte ſeinem Vater 1483 in einem Alter von 13 Jahren 2 Monathen. Er ſtarb im Schloß Amboiſe den 7. April 1498 in einem Alter von 27 Jahren, nachdem er fünfzehn Jahre regiert hatte. Mit dem Hauſe Öſterreich geſchloſſenen Tractaten zu Folge, ward Margarethe, die Tochter Maximilians, in Frankreich erzogen, und führte den Titel: Madame die Dauphine, indem Carl VIII. ſie heirathen ſollte, aber er ſandte ſie zurück, und heirathete den 13. December 1491 Annen von Bretagne. Die Frucht dieſer Ehe waren vier Kinder, drey Söhne und eine Tochter, die ſämmtlich ſehr jung ſtarben. Noch hatte Carl eine natürliche Tochter, die Camille Valoiſin hieß.

Ludewig XII., genannt der Vater ſeines Volks, beſtieg den Thron 1498 im ſechs und dreyßigſten Jahre ſeines Alters. Er war ein Enkel Ludewigs von Orleans und der Valentine von Mailand, und ein Sohn Carls, Herzogs von Orleans. Er ſtarb in ſeinem Hotel von Tournelles zu Paris den erſten Januar 1515 in einem Alter von 53, und nach einer Regierung von 17 Jahren. Er ward zu St. Denis beerdigt. Er hatte ſich im Jahr 1476 mit Johannen, der Tochter Ludewigs XI., vermählt. Unter der vorigen Regierung war Ludewig XII. verſchiedentlich von der Königinn Anna beleidigt und auf ihr Anſtiften von Hofe entfernt worden. Durch Carls Tod kam er auf den Thron, und mit ſeinem Schickſale änderte ſich auch das der Anna von Bretagne. Durch die Clauſul des Vereinigungs-Tractats, den ſie mit Carl VIII. abgeſchloſſen, war ſie verbunden, Carls Nachfolger zu ehelichen; doch dieſer Nachfolger war ſchon verheirathet, und war beleidigt; aber Ludewig XII., der ſo ſehnlich wünſchte, das Herzogthum Mailand zu erobern, konnte nicht auf den thörichten Einfall kommen,

jenſeits der Gebirge Staaten zu ſuchen, und einen Landſtrich fahren zu laſſen, der unmittelbar mit Frankreich zuſammen hing. Er ließ ſich von ſeiner Gemahlinn Johanne von Frankreich ſcheiden, die ihm niemahls zum Mißvergnügen Urſache gegeben hatte; die im Gegentheil mit Gefahr ſich ſelbſt unglücklich zu machen, den ſchrecklichen Folgen vorgebeugt hatte, welche ihrer Schweſter Anne von Beaujeus Rache nach ſich ziehen konnte. Der Vorwand zur Scheidung war, die Ehe ſey nicht vollzogen worden, und der Papſt Alexander VI. erklärte ſie für null und nichtig. Den 18. Januar 1499 gab Anna von Bretagne zu Nantes, wohin ſie ſich ſeit Carls VIII. Tode begeben hatte, ihm die Hand.

Obgleich mit zwey auf einander folgenden Königen von Frankreich vermählt, wollte ihr ihre Lage dennoch nicht behagen. Die Krone Frankreichs war ihr nicht glänzend genug, ſie bedauerte es, daß ſie ſich nicht, wie es projectirt geweſen war, mit dem Erzherzog Maximilian von Öſterreich, welcher nach der Zeit Kaiſer wurde, hatte vermählen können. Jetzt gab ſie ſich wenigſtens alle mögliche Mühe zu verhindern, daß Claudia, ihre älteſte Tochter, mit Franz, Grafen von Angouleme, der als König von Frankreich den Nahmen Franz I. bekam, durch die Ehe verbunden würde. Sie hatte es bey ſich ſelbſt geſchworen, ſie Carln von Öſterreich, Maximilians Enkel, zu geben, welchem ſie auch Bretagne abtreten wollte, das ſie höchſt ungern mit Frankreich verbunden ſah. Indeſſen mußte ſie doch hierin Ludewigen nachgeben; aber wegen der Vermählungsfeyerlichkeit blieb ſie unerbittlich; dieſe durfte bey ihren Lebzeiten nicht vollzogen werden. In dem Ehe-Contracte ließ ſie ſogar die Clauſel einrücken, daß ſie, im Fall ſie einen Sohn zur Welt brächte, dieſem, wenn ſie es für gut hielt, das Herzogthum Bretagne ſchenken könnte. Anna von Bretagne ſtarb den 9. Januar 1513, und hatte ihrem Gemahl zwey Kinder geboren, Claudia, die mit Franz I. vermählt war, Renate, die dem Herzog von Ferrara vermählt ward, ſie ſtarb in Frankreich 1575. Ihre Tochter heirathete den Herzog Franz von Guiſe.

Johanna, die unglückliche erſte Gemahlinn Franzens, zog ſich nach Bourges zurück, wo ſie 1501 den Orden der Annunciaden ſtiftete, und 1504 ſtarb.

Nach dem Tode der Anna von Bretagne vermählte ſich Ludewig XII. mit Marien von England, einer Schweſter Heinrichs VIII. und zwar im Jahre 1514. Drey Monathe nach dem Tode des Königs heirathete ſie wieder den Herzog von Suffolk, und ſtarb 1534. Sie war dem nachherigen Kaiſer Carl V. verſprochen geweſen.

Noch hatte Ludewig einen natürlichen Sohn Michael von Buci, Erzbiſchof von Bourges, der 1511 ſtarb.

Franz I., genannt der Vater der Wiſſenſchaften, Graf von Angouleme und Herzog von Valois, jüngſten Enkel Ludewigs, Herzogs von Orleans, und der Valentine von Mailand, war zu Cognac den 12. September 1494 geboren. Er beſtieg den Thron am 1. Januar 1515 in einem Alter von 21 Jahren, und ward zu Rheims den 25. Januar 1515 gekrönt. Er ſtarb zu Rambouillet den letzten März 1547 in einem Alter von 53 Jahren, und ward zu St. Denis beygeſetzt. 1514 ward er mit Claude von Frankreich, Tochter Ludewigs XII. und der Anna von Bretagne, vermählt, ſie ſtarb 1524. Aus dieſer Ehe waren: Franz, Dauphin, ſtarb 1536. Heinrich II. Carl 1545. Louiſe 1517. Charlotte 1524. Madelaine, vermählt an Jacob König von Schottland, ſtarb 1536. Margarethe, vermählt an Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, ſtarb 1574.

Zum zweyten Mahle vermählte ſich Franz 1530 mit Eleonore von Öſterreich, Schweſter Kaiſer Carls V. und Witwe von Emanuel, König von Portugall.

Franz I. hatte einen natürlichen Sohn, Nahmens Villeouvin. Von ſeinen zwey Maitreſſen hatte er keine Kinder. Sie waren Franciſca de Foix, Gräfinn von Chateaubriand, ſie ſtarb 1537. Anna von Pisleu, Herzoginn von Etampes. So lange Franz I. Mutter, Louiſe von Savoyen lebte, hatte ſie auf ihren Sohn und den Staat den verderblichſten Einfluß.

Heinrich II., geboren zu St. Germain en Laye den 31. März 1518, gelangt zur Krone den 31. März 1547 in einem Alter von 29 Jahren, wird geſalbt den 25. July zu Rheims, ſtirbt zu Paris den 10. July 1559. Ein Lanzenſtoß Montgomeri's in einem Tournier, der über das rechte Auge eindringt, tödtet ihn in einem Alter von 40 Jahren, er ward zu St. Denis beygeſetzt. Seine Gemahlinn war Catharine von Medicis, einzige Tochter und Erbinn des Laurentius von Medicis, Herzogs von Urbino, und von Madelaine de la Tour Auvergne, Nichte Clemens VII. Sie ward vermählt 1533, und ſtarb 1589.

Kinder: Franz II. Ludewig, ſtarb jung. Carl IX. Heinrich III. Franz Herzog von Alencon, Anjou und Brabant, ſtirbt 1584. Eliſabeth, vermählt an Philipp II. Claude, verheirathet an Carl II. Herzog von Lothringen, ſtirbt 1575. Margarethe, erſte Gemahlinn Heinrich IV., ſtirbt 1615. Victoire und Johanne ſtarben jung.

Natürliche Kinder: Heinrich II. hatte von einer Schottiſchen Dame aus dem Hauſe Leviſton: Heinrich von Angouleme, Grosprior von Frankreich, Gouverneur von Provence und Admiral, ſtarb 1586.

Von Philippe Duc, einem Piemonteſiſchen Fräulein: Diane von Angouleme, vermählt an Horatius Farneſe und in der Folge an Franz von Montmoreney, ſtarb 1619.

Von Nicole de Savigni: Heinrich von St. Remi. Von Diana von Pottiers, Witwe von Ludewig von Breſe, die er zur Herzoginn von Valentinois erhob, und die 1566 ſtarb, hatte er keine Kinder; ihm folgte ſein Sohn

Franz II., der den Thron am 10. Julius 1559 im 16. Jahre ſeines Alters beſtieg; er ward zu Rheims den 17. September deſſelben Jahres geſalbt. Er ſtarb zu Orleans den 5. December 1560 in einem Alter von 16 Jahren und 10 Monathen, und wurde zu St. Denis beygeſetzt. Seine Gemahlinn war Maria Stuart, eine Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Marie von Lothringen, Tochter Claude I., Herzogs von Guiſe, ſie ward ihm 1558 vermählt, und den 18. Februar 1587 enthauptet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Am 22. April d. J., als am Tage der Geburtsfeyer Kants, ward die Bildsäule dieses Weisen, von Schadow meisterhaft gearbeitet, zu Königsberg in dem Professor-Gewölbe auf dem Hofe des Collegii Alberetini aufgestellt, und zu dieser Feyerlichkeit von der Universität ein besonderer Actus angeordnet. Herr Professor Herbart hielt eine dieser Feyer angemessene Gedächtnißrede, in der er die Vorzüge des Unsterblichen bemerkbar machte, und leise einige seiner Schwächen rügte, um zu zeigen, daß der Verewigte ein Mensch gewesen sey, und seine Schriften von einem jeden, der rein menschliche Vernunft besitzt, verstanden werden können. Hierauf begab sich die sehr zahlreiche Versammlung in das Gewölbe, wo Herr Kriegsrath Scheffner, ein vieljähriger Freund Kants, einige gehaltreiche Worte an seiner Büste sprach, auf deren Piedestal die Worte: „Sapienti unicorum pietas" stehen. Zum Beschluß der Feyer recitirte Herr Professor Hüllmann mit Anstand und Würde einige zum Herzen sprechende Verse. — Mit jedem Jahre soll an diesem Tage eine ähnliche Feyerlichkeit Statt haben, um den Manen des unsterblichen Kant den ihm gebührenden Dank zu zollen.

.....

(Neuestes Unternehmen der Austrocknung der Pontinischen Sümpfe) — Diese ungeheure Arbeit, die von August, Trajan, Theodorich, Leo X., und zuletzt von Pius VI. versucht wurde, scheint nun bestimmt zu seyn, die Zahl der vielen, unter den Auspicien Napoleons begonnenen Werke zu vermehren. — Bereits im November des vorigen Jahres beschäftigte sich die Consulta in anhaltenden Sitzungen aufs ernstlichste mit diesem wichtigen Gegenstande, und erließ ihr Decret vom 20. Nov., worin eine außerordentliche Commission ernannt wurde, die das große Werk an Ort und Stelle weiter berathschlagen und einleiten sollte.

Die Commission vereinigte sich am 15. März. Sie bestand aus einem Mitgliede der Consulta, dem Präsidenten der Commission, Hrn. Degerando, Hrn. Tournon, Präfecten des Departements von Rom, des durch seine Einsichten und Erfahrungen in der Wasserbaukunst so ausgezeichneten und vielgesuchten Ingenieur-Chefs, Andreas Vici u. a. Der Ingenieur Astolfi u. a. hatten ihre Vorarbeiten und Plane zu dieser Zusammenkunft in Cisterna, dem ersten Orte der Paluden, auf der Seite von Velletri eingesandt. Die Besichtigungen, Untersuchungen und Erfahrungen der Commission dauerten 9 Tage, und nichts wurde unterlassen, um sich eines glücklichen Erfolgs zu versichern.

Die Commission nahm zuerst alle ältere und neuere Arbeiten zur Austrocknung der Paluden bis aufs kleinste Detail in Augenschein. Sodann überzeugte sie sich von dem großen Schaden, den die Überschwemmungen im vorigen Winter verursacht haben. Sie untersuchte ferner alle ihr vorgelegten Plane, theils um dem obern Theile der stehenden Wasser einen Ausfluß gegen das Meer zu verschaffen, theils um die Dämme des Uffente herzustellen, theils um das Bette des Amaseno breiter zu machen (Uffente und Amaseno sind die Nahmen der beyden Hauptflüsse, die durch die Paluden strömen), theils um den Lauf der Neben-Canäle glücklicher zu leiten, und endlich um die projectirten Häfen zu bilden, die das Werk gleichsam krönen sollen. Man hat in Terracina und andern Orten die Einwohner versammelt, ihre Beschwerden, Bemerkungen und Rathschläge angehört. Überall ließ die Commission die genauesten Nivellirungen und Sondirungen anstellen, so daß sie sich die umfassendste Übersicht, die ein solches Werk erfordert, verschafft hat.

Die größten Theils elenden unglücklichen Bewohner des ausgedehnten Gebiethes der Paluden liefen überall schaarenweise herbey, und segneten den Tag der neuen Hoffnung. — Unermeßlich würden die Vortheile seyn für Cultur des Bodens und den Handel, wenn der gefaßte große Plan zur Ausführung gebracht werden sollte, und ein ganzer zum beständigen Elendseyn gleichsam verurtheilter Menschenstamm würde des Lebens sich wieder erfreuen dürfen. — Indessen läßt sich nur von der persönlichen Anwesenheit des Kaisers erwarten, daß das Werk mit jener außerordentlichen Masse von Kräften, die es erfordert, betrieben werden wird.

.....

Johann von Müller im dritten Theile seiner Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft (Seite 440. 450. Note 139) gedenkt einer, mit vielen Vergoldungen und allerley Mahlereyen prangenden, merkwürdigen Bibel, die das Eigenthum Elsbethens von Matsch, Gemahlinn Friedrichs des letzten Grafen zu Tockenburg, das Werk eines seinigen Caplans und letztlich in den Händen des uralten, einst auch in der Schweiz und in den vordern Landen gewaltigen Geschlechtes der Herren und Grafen zu Brandis in Innsbruck war.

Müllern war der Verfasser unbekannt, doch hält er für solchen Rudolphen von Ems, von dessen biblischer Reimchronik auch sonst (z. B. in der geschätzten Bibliothek des 1795 verstorbenen Hofraths Baron Krufft vom Departement der auswärtigen Geschäfte) Abschriften existirten.

Unbekannt waren aber dem großen Geschichtschreiber nachfolgende, am Ende dieser Bibel eingeschriebene, ihr Alter und ihren Verfasser genau angebenden Verse:

„Mit Gottes hilf dis buch geschriebē ist
„des Jāres do dii Jārzal vō der Gebūrt Crist
„was vierzehen hundert vñ im einlften
„am Fritag in d' wochen ze phinsten
„Got gebi inen ewig Leben im himelrich
„Ich main minē herren Grāf Fridrich.
„der adenlich vō toggēburg ist geborn
„vnd Frow elsbethē vō Got ze Frowē im erkōrn
„dii ēch ain Grāfin vō Matsch geborē ist
„dero balder tūgent vnd adenliche list
„vnd ōch gen Got iren ernst ich nit kan
„voll loben doch sei man merken her an
„Iro Adel Lob vnd Gētlichait
„der van inen an dis buch ist gelait
„wān von iren wegen ich her dietērich
„dis ze schriben bān gearbait mich
„ze Liechtenstaig in iro stat
„da mich iro Gnād ze ainen Caplan hat
„vnd als ich dz gern vñgetrūlich hab getān
„also beger ich vō in Gnad vñ vō Got lān
„darumb so wil ich gedingen an
„an Gottes stat alle Frowen vñ Man
„wer in disem buch lesent ōd
„dz er iro gen Got gedenk da bi
„vnd ōch nit min vēgesse alle
„wen dis buch sait vō der alten e
„wie Got in siner werde
„beschūf himel vnd erde
„vnd wz dū buch der ganzen warhait
„sagend dz ist die vor gesait
„des sigi Got lob vnd er gesagt
„vnd Marien der rainen magt
„In den selb phingst vierē mit Maht
„herzog Fridrich vō Östrich vñsin herstrāt
„vnd die Appēzell' ze Altstetē wid- aānd lagēt
„Got vnd die Welt gros er vnd wih jahēt
„wn toggenburg minē herren erlāt
„der behūt bi eren sin lūt vñ lant.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 15. und Montag den 18. Juny 1810.

Das waren die guten alten Zeiten, wo keinem etwas fremd blieb, was das Ganze betraf, und über das Allgemeine nicht verfügt wurde, ohne den Willen der Mehrheit. Natur und Gewalt haben das geändert. Jene, wenn Völker aus den Gebirgen der Vorwelt in gränzenlose Gefilde ergossen, bald allzu weitläufig angesiedelt wurden, als daß ferners Jeder an der allgemeinen Geschäftsführung Theil nehmen konnte. Da versuchten sie alles, um bey der nothwendigen Trennung einander doch nicht fremd zu werden. Bald ordneten sie Versammlungen bey einem Tempel, oder an einem Berge Gottes, oder in einer Hauptstadt, oder auf einer Landmark, wo bevollmächtigte Bothen jede Landschaft vorstellten, oder größere Ausschüsse flossen bey Opfern und Spielen zusammen.

Johann von Müller.

(72 und 73.)

Aus Collins Rudolphiade.

Aber vom wirbelnden Staub verfinstert sich jählings die Sonne;
Denn, wie der Pfeil von dem Schützen entschnellt der klingenden Sehne,
Fliegt heran auf Tatarischem Roß der leichte Cumane.
Scheint auch klein das Pferd, ja, unansehnlich und kraftlos:
Unermüdlich dauert es aus, ist beweglich wie keines.
Oft im Getümmel der Schlacht läßt fallen die Zügel der Reiter,
Lenkt das gelehrige Thier mit leichtem Drucke der Schenkel
Nun hinter, nun zurück, ausbeugend zur Rechten, zur Linken,
Und ermüdet den Feind durch immer wechselnde Richtung.
Weht auch springt auf der Flucht wie der Blitz der Cumane vom Sattel,
Schwingt sich umgekehrt auf und zeigt dem Feinde das Antlitz,
Sendet so Pfeil auf Pfeil vom rastlos schwirrenden Bogen.
Darum scheuet doch nicht den nahen Kampf der Cumane,
Faßt in nerviger Faust den hammergerüsteten Czakan;
Kräftig schwingt er ihn doch — durchschlägt rasch Harnisch und Helmdach.
Ein zur Hüfte reichendes Hemd mit weiteren Ärmeln,
Und nach Asias Brauch ein weites, geöffnetes Beinkleid,
Meist von Linnen nur, getaucht in die Bläue des Waides,
Läßt den Armschwung frey, und jegliche Wendung des Körpers.
Reich ein Heer, zwey tausend an Zahl, führt selbst zu dem Kaiser
Ladislaus, der Hungarn König und Herr der Cumanen.

Schon aus weiter Fern' erkannt' aus der Menge Rudolphus
Ladislaus den König, denn königlich war er zu schauen.
An dem thürmenden Kalpack, aus Zobelfellen gebauet,
Steht auf saphirenem Mond ein Reiher von blut'gen Rubinen;
Über ihm dräut der Federbusch dem Feinde Verderben.
Hermelin ist der Pelz, von außen glänzender Purpur.
Im nachlässigen Wurf vom linken Arme zur Schulter
Hält ihn die Perlenschnur. Den Dolman von grünlicher Farbe
Schnüren vorn Hals bis zur Hüfte herab demantene Spangen.
Am malachitenen Schwert, Geschenke des Czaares der Reussen,
Leuchtet geformt zum kleinen Griff ein funkelnder Topas;
Herrlich fällt's am goldnen Gehenk vom blitzenden Gürtel,
Wo der Edelsteine Verein zu Kronen sich bildet.
Kunstreich gestickt von Gold und Perlen erglänzen die Schenkel,
Glänzet der Fuß, läßt kaum den gelben Saffian sehen.
Auch das Purpur-Gerieme des Pferds, mit Golde beschlagen,
Einet an Stirn und Brust ein Stern von hellen Demanten;
Prächtig umhüllet zudem den schneeweiß glänzenden Zelter,
Reichlich mit Golde geziert, die schleppende Purpur-Decke.
Also blendet der König die Augen, daß jeder sie wieder
Wendet von ihm, wie vom Leuchten des Blitzes getroffen.

Aber Rudolphus ruft zu seinem nächsten Gefolge:
„Mir nach, Ritter! Dort schaut den König! Ihm eilig entgegen!"
Als nun Ladislaus bald die Ritter sah in der Nähe,
Rief er Rudolphus an, der weit vor allen heran ritt:
„Ritter, ihr führt zum Kaiser mich schnell, der meiner, wie's scheinet,
„Noch gewärtig nicht ist, sonst käm' er mir freundlich entgegen."
Ihm erwiedert darauf Rudolphus, ein Lächeln bezwingend:
„König, ihr nehmt fürlieb mit mir, sonst müßt' es mich schmerzen;
„Denn euch zeigt sich im Heer fürwahr kein Andrer als Kaiser"
Als nun die Rede vernahm der Hungarn blühender König,
Zog sich ein Purpur-Roth auf seine Lilien-Wangen.
Eilends vom Pferd herab entschwangen die Herrscher sich beyde,
Lagen sich lang' im Arm, doch endlich sagte der König:
„Wahrlich, mein Kaiser, auch hat die Sonne vorhin geblendet.
„Hätt' ich euch ins Antlitz geschaut, in die blitzenden Augen,
„Eure Gestalt gesehn, so majestätisch und huldvoll:
„Hätt' ich euch schnell erkennt und nicht erst thöricht gefragt."

Jetzo winkt er Befehl den nächsten seines Gefolges;
Diese verstehen den Wink, und führen hinvor nun die Pferde,
Welche mit hangendem Haupt hertragen verhüllete Körbe.
Und die Knecht' entgürten die Körb' und heben sie nieder,
Zieh'n sie dann wieder zurück, da sagt zu Rudolphus der König:
„Ein Geschenk bewahrt' ich für euch als günstiges Zeichen.
„Kaum noch hatten die March die Reiterzüge durchschwommen,
„Naht sich ein schwärmender Troß voraus gesendeter Böhmen.
„Wir nur nahmen die Flucht, entschlossen, durch Flucht sie zu täuschen,
„Bis ein Hügel uns barg. Da stellt' ich in trocknes Gebröchricht
„Schnell die Cumanen auf; das hielten die Thoren für Sümpfe.
„Wie nun die letzten flohn, sie folgten in glühender Eile,

„Schon des Sieges gewiß, und dürstend nach unserem Blute:
„Stürzten wie Löwen die Mannen hervor, umringten die Feinde;
„Alle streckten wir hin, nicht einer kehrte nach Hause.
„Sieh', da ergriff die Lust die siegserfreuten Cumanen,
„Aufzupflanzen auf Spieß und Lanze die Häupter der Böhmen;
„Also einher zu ziehn furchtbar zum Schrecken der Feinde.
„Doch ich wählte bevor die Häupter in Körbe zu sammeln,
„Dir ein ehrend Geschenk und Bürgschaft künftiger Thaten."

Kaum beherrscht sich Rudolphus, denn grausend fassen ihn Schauer;
Winkt dem Gefolg, hinweg die Körbe schleunig zu tragen,
Lispelt ihm leise zu, sie schnell begraben zu lassen
Unter des Priesters Gebeth, denn Todten zürnen sey strafbar.
Dann zum König gewandt sagt er nun wieder gesammelt:
„Eures Volkes Kraft ist fürchterlich! Sey sie's den Bösen!
„Dieß Mahl vereint sich das Recht mit ihr. Drum wird sie auch siegen.
„Trauriges Schicksal, daß nur in blutgedüngeter Erde
„Wurzel fasset der Ohlbaum und Schatten den Völkern gewähret.
„Aber nun folget mir auch und schauet unsere Heere."

Schatten der Vorwelt.

Johann von Luxemburg, König in Böhmen.

Ein Jahr nach dem Angriff Johanns auf Krakau und nachdem er seinen Sohn, den Mährischen Markgrafen Carl*), zu Avignon (22. April 1346) in die Hände Clemens VI. eine schimpfliche Capitulation ablegen lassen, worin er alle Reichsrechte über Italien aufgab, und selbst ein Parteygänger der Welfen wurde, ward dieser zu Rense zum König gewählt, von Balduin von Trier, seinem Großoheim, von seinem Vater Johann, von dem, dem Mainzer-Erzstift vom Papst aufgedrungenen Gerlach von Nassau, von Walram von Cölln und von Rudolphen zu Sachsen, die ihre Stimmen für Geld hergaben. Ludwigs Vettern, die Rheinpfalzgrafen, hielten sich entfernt, sein Sohn wurde als unrechtmäßiger Besitzer der Brandenburgischen Chur ausgeschlossen. — Als die Aachner ihm ihre Thore verschlossen, und die meisten Fürsten und Städte am Neckar, Main und Rhein, wie durch diese unrechtmäßige Wahl neu geweckt, sich laut für Ludwigen erklärten, zog Carl mit seinem Vater Johann nach Frankreich wider den Brittischen Eduard, den langen Streit desselben durch einen einzigen blutigen Tag endigen zu helfen. Und diesen Tag fanden sie auch (26. Aug. 1346) beym Dorfe Cressy an der Maye in der Picardie.

Geschreckt durch die Verwüstung der Normandie, kaum noch im Stande, deren Hauptstadt Rouen zu decken, stand Philipp selbst für Paris in Sorge und befahl, es in aller Eile zu befestigen. Die unerwartete Gefahr und die Anhetzung derer, deren Häuser zum Behufe jener neuen Werke sollten niedergerissen werden, verursachte einen Aufruhr. König Johann, der mit seinen Völkern eben vorüber zog, eilte auf die erste Nachricht spornstreichs mit 500 Reitern herbey, und stillte diese Bewegungen, stellte aber auch zugleich die zwecklosen Arbeiten ein: „Hinaus, hinaus ins freye Feld, das todte Mauerwerk wird Frankreich nicht erretten. Draußen müssen wir diese stolzen Engländer zwingen, oder umkommen."

Eduard, fast eingeschlossen, hatte durch den Verrath eines Gefangenen und durch Warwiks und Harcourts Muth den Ausweg mitten durch die Somme geöffnet, er suchte ein Treffen zu vermeiden, und die nahe Hülfe der Flammänder zu erwarten, aber der Französische König stand ihm nahe. Wohlwissend, ein schneller Rückzug arte allzu leicht in wilde Flucht aus, wenn ein entschlossener Feind nachsetzt, ordnete er, als ihm die weit überlegenen Franzosen zu nahe kamen, sein Heer in drey Treffen, den Rücken durch den Wald von Cressy und durch eine Wagenburg bedeckend. Das erste Treffen führte sein fünfzehnjähriger Sohn, der schwarze Prinz von Wallis, mit Warwik und Harcourt, das zweyte, Northampton und Arondel, der König selbst die Reserve.

Seiner Übermacht und der Ermattung der Engländer ungeachtet, war Philipp noch unschlüssig zu schlagen, als er nach zweystündigem Marsch von Abbeville her den Feind zu Gesicht bekam. Der sonst so kühne Johann und (einer der berühmten romantischen Kämpen, die dieser Magnet aller ritterlichen Abenteurer an seinen Pol gezogen) Bascle d'Argenteville der Mönch, welcher den Feind recognoscirt hatte, riethen das Treffen zu verschieben auf den folgenden Tag. Es wurde Halt befohlen, aber ergriffen von unzeitiger Kampflust kehrte sich weder Vorder- noch Hintertreffen daran, jenes im Irrwahn, man wolle es um die Ehre des ersten Angriffs bringen, dieses, weil es die Vorderen immer noch vorrücken sah. So wurden selbst die Befehlshaber mit dem ungestümen Strome fortgerissen, und nur wie durch ein blindes Glück entwickelten sich im Angesichte des Feindes drey große Haufen. — 6000 Genuesische Armbrustschützen, von Grimaldi und Doria geführt, machten die Vorhut. Der Graf von Alençon, Philipps Bruder, erbitterte diese so nützlichen, leichten Truppen durch ein gebietherisches, herabwürdigendes Benehmen. Über dem unwilligen Streit und Geschrey mit ihm wurde vergessen, bey dem stromweis herab fallenden Regen die Schleudern und Sehnen zu bedecken, sie wurden unbrauchbar. Dagegen sendeten die Englischen Schützen und Bombarden einen Regen von Pfeilen und Kugeln. Die Genueser wankten, Alençon schalt sie Verräther, und befahl dem Mittertreffen, wider sie feindlich zu handeln. Sie flohen von allen Seiten, aber Alençons Löwenmuth brachte hier einen Augenblick den Sieg in Zweifel und den schwarzen Prinzen in die größte Gefahr. Er schickte zum Könige um Verstärkung. Finster fragte Eduard den Ritter: „Ist der Prinz todt?" — „Nein Sire!" war die Antwort. — „Also verwundet?" — „Noch nicht, als ich ihn verließ." — „Wohl denn! Mein Sohn und die Völker, die ich ihm anvertraute, sollen die Ehre des Sieges allein haben, ich brauche meine Haufen zu etwas Anderem. Das hinterbringet ihm."

Der Bescheid spornte und wirkte mehr, als die mächtigste Verstärkung. Alençon wurde zurück getrieben. — Es mußte König Philipp selbst mit dem Hintertreffen vorrücken, der Unordnung und Niederlage zu steuern. König Johann hatte bisher unter den heftigsten Gemüthsbewegungen geharrt, wie das Treffens Anbeginn ausschlagen würde. Nun befahl er den Rittern um ihn, Böhmen aus dem ersten Adel, Rheinländern, Franzosen, ihn ins Gedränge hinein zu führen und zwar an den Ort, wo sein Sohn Carl fechte. Die erinnerten ihn beweglich seiner Blindheit. Er sprach: „Daran ist nichts gelegen, ich will auch meinen Schwertstreich führen, und kein Mensch soll sagen, der König von Böhmen sey hierher gekommen, um nichts für seinen Freund zu thun." — Damit ließ

*) Nachhin als Kaiser der Vierte.

er den Zaum seines Pferdes an die Zügel seiner zwey Nebenmänner Hannsens von Klingenberg und Heinrich des Mönchs von Basel binden, der und alle seine Ritter neben ihm, rannten vor mit dem Feldgeschrey: „die Prager, die Prager!"

Aber bald wendete sich die Schlacht allerwärts zum Vortheil der Engländer. Philippen, der selbst das Pferd unter dem Leibe verlor, nöthigte der Graf Johann von Hennegau, der ihm ein anderes gab, es am Zügel mit sich fortreissend, den Plan zu verlassen, wo nun allenthalben nahmenlose Verwirrung einelß.

Fürsten und Banner sind beyde erhabene Vorzeichen. Daran, nicht an ihrer Unverletztheit, liegt das Heil. Mehr iſts, des Königs Ruhm, als sein Leben retten, und wer das Banner in den Boden gräbt, und dabey fällt, thut mehr, als der es flüchtig zurück bringt. — Damiette, Maupertuis und Pavia *) haben Frankreich weniger geschadet, als Cressy, Azincourt und Blindheim, denn dort (wie Franz I. seiner Mutter schrieb) war zwar Alles verloren, aber — die Ehre — nicht! — Alle Macht ist todt ohne den Muth; allein den macht kein Unglück todt, sondern nur die Schande; — sonst wären Hannibal und Mithridat, Cato und Brutus, Herrmann und Gibuld, und die Albrechte und Leopolde auch muthlos gewesen!

Anders wie Philipp that König Johann. — Sein Sohn Carl war schon zum dritten Mahle verwundet und kämpfte, als er zwey Pferde unter dem Leibe verloren, zu Fuße fort, als man ihn wider Willen in Sicherheit brachte und verband. König Johann, als die Seinigen ihn eifrig mahnten, sein Leben nicht unnütz zu opfern, sprach: „Das wird doch, wills Gott, nicht geschehen, daß der Böhmenkönig feldflüchtig wird! — So wisset denn und glaubet, daß ich entweder rühmlich die Schlacht wieder herstellen, oder aber darin umkommen will. Also führet mich hin, wo der feindliche König selber streitet, oder wo es am schlechtesten aussieht. Mich empfehle ich Gott, euch aber meinen Sohn Carl, (von dem er nichts wußte) den sollt ihr tapfer beschirmen!"

Damit stürzte Johann in das dichteste Gemenge und stach und hieb um sich, so lange er einen Arm regen konnte. Endlich stürzte er unter unzähligen Wunden, neben ihm fielen in der Ordnung, wie sie geritten, die Rosenberge, Riesenburg, Lichtenburg, Klingenberg, Fünfhunden, Zierotin, Miliczin, Strakonitz, Borgessin, Simlin, Rozdialowiz, Kozeged, Pawlowiz, Wlassinn und 50 auswärtige Ritter. — 20,000 Franzosen, der Kern ihres Adels, die Grafen von Alençon, Blois, Flandern, Auxerre, die Herzoge von Bourbon und Lothringen, Grimaldi und Doria, 1200 Französische Ritter, 24 Bannerherren waren geblieben.

Eduard umarmte seinen heldenmüthigen Sohn: „Gott erhalte Euch, mein tapferer Prinz! An dem Tage habt ihr bewiesen, daß ihr werth seyd zu leben. Fahret so fort!" — Als er Johanns und seiner Getreuen Leichname sah, staunte er: — „Der hätte wohl ein sanfteres Sterbebette verdient!" — Die Straußenfedern von Johanns Helm und sein Leibbanner, worauf die Devise: „Ich dien" **) in Gold gestickt war, wand der schwarze Prinz als das herrlichste Siegeszeichen um seinen Helm.

Carl bath um seines Vaters Leib. Das verweigerte Eduard. „Er habe sich die Ehre selber vorbehalten." — Darauf ließ er ihn durch zwölf der Edelsten nach dem geliebten Luxemburg führen, und dort in der Marienkirche des Benedictiner-Klosters mit feyerlichem Trauergepränge beysetzen. Eben dort richtete ihm in der Folge Carl ein prächtiges Grabmahl auf, umgeben von den Wappenschildern derer, die ihn auch in der Schlacht umgeben hatten.

Also endigte König Johann, Sohn und Vater eines und Großvater zweyer Kaiser, der unter seinem Vater dämmernden Luxemburgischen Größe eigentlicher Stifter.

Jedwede breite Entwicklung oder Erklärung seines Characters wäre vergeblich. Hell und kräftig spricht er uns selbst an, dieser unaufhörliche Sturm und Drang, dieses wildromantische Treiben, womit Johann, gleich dem wilden Jäger, die Bahn seines Lebens durchritt.

In ihm lag ungeheure Körperkraft, und jene äußerste, bloß sinnliche Lebhaftigkeit, die, wie des Nordwindes Anfall, die Spätfrucht des Urtheiles fast nie zur Reife gedeihen läßt: um so minder, wenn (wie hier der Fall war) keine planmäßige Erziehung Mutterstelle vertritt. Dazu kam, was zumahl in der Jugend) so sehr verwöhnt, noch nicht verdientes, überraschendes Glück.

Aus solcher Gunst und Versäumniß, aus diesen Anlagen und Hindernissen ging hervor jene oft unbesonnene und zwecklose *) Kühnheit, durch die Johann Zeitlebens so entscheidenden Einfluß auf die großen Geschäfte übte, alle die zahlreichen, geschichtlichen Belege des Sprichworts:

„Sine rege Bohemiae Nemo valet expedire suum factum.
Quem vult, exaltat, quem non vult, ipse recalcat."

jene immer gleiche Vorliebe für alles Außerordentliche, deren Fulgurationen selbst den sanften Petrarca **) so ergriffen, daß er alle Blinden aufrichten wollte, durch die Erinnerung, welche Großthaten Johann gleichwohl vollbrachte, freylich nicht glücklicher, als wenn er etwa den, der den Kopf verlieren soll, damit tröstet, er werde nun nie mehr von Kopfschmerzen gequält seyn.

Daher jener Eigenwillen und Wankelmuth, jener äußerste Leichtsinn, die (oft unvereinbar scheinend) doch nichts anders sind, als verschiedene Äußerungen desselben starren Sinnes, jedwede Laune beharrlich durchzusetzen. Daher jene, einer jäh

*) Wo die Könige Ludwig IX., Johann und Franz gefangen wurden.

**) Zum Zeichen, daß er als Philipps Bundesgenosse und Freund hierher gekommen.

*) Ab omnibus sapientibus iudicatur, quod Iohanni plus fortuna quam ratio in suis actibus suffragatur. Die Chronik von Königssaal.

**) In den remediis utriusque fortunae II. Dixlog. 69. de coecitate. — Darüber die Königssaaler Chronik alſo: „Audiuntur apud nos de rege isto frequenter miribilia testimonia, qualiter se in omni exercet militia, frequentat tormenta, agat hastiludia, ita quod tota Francia et Gallia vix enarrare sufficit regis magnifica facta. — Nec manet in uno loco stabilis, sed totus variabilis graditur huc atque illuc et quanto anuncijs quaeritur, difficile invenitur. Ipso absente regnum Bohemiae magis fruitur pace quam praesente, timetur a pluribus, et plurimos ipse timet, ideo ad evitandum periculum in regno Bohemiae raro manet. Gubernaculum vero regni ei committit, qui plura sibi dare poterit aut promittit.

emporlodernden, aber gleich wieder verlöschenden Flamme ähnliche Leichtgläubigkeit gegen Elisabeth und Carl, jener schnelle Allianz-Wechsel, jene vielmehr kindisch als kindlich raschen Entschlüsse, Böhmen zu vertauschen um ein viel geringeres Land, etwa wie Colons Insulaner für Schellen und Glasperlen Goldkörner und Diamanten gaben. — Nicht allein Böhmen um die Pfalz wollte er vertauschen, sondern auch Kärnthen und Tyrol gegen die Mark Brandenburg (im Spätjahre 1355). Als aber der Stände feste Weigerung ihn zwang, davon abzustehen, beurkundete er unköniglich genug: „daz Gott wol waiz, daz derselbe Weckſel in vnser Hereze noch muet nie kummen ist."

Was würde der mit Bienenfleiß und Vaterangst sammelnde Wenzel III. gesagt haben, hätte er noch gesehen, wie an dem geliebten Böhmen sein eigenwilliger Schwiegersohn Johann das: „Quidquid deliraut reges, plectuntur Achivi" allzu fühlbar erprobte? — Wohl nichts anders, als der Wenzeln ähnliche Ludewig XII. als man ihn Vater des Vaterlandes grüßte, von seinem Nachfolger Franz sprach: „Ach lieben Freunde! was hilft das? Der große Junge da wird doch nur alles wieder verderben."

Wirklich glichen sich Johann und Franz in Vielem, in ihrem ritterlichen Geist, persönlichen Muth und Waffengewandtheit — und wenn Franz den Madrider-Frieden brach, und den von seinem Nebenbuhler Carl angebothenen Zweykampf ablehnte, so geschah das eben so wenig aus Mangel an Muth, als es innere Böswilligkeit war, daß Johann sich Elisabethen nicht dankbarer bezeigte, als gegen des Oheims Witwe Zoe der Kaiser Michael Calaphates.

Wer ihm verarget den Unbestand seiner Bündnisse, die zweydeutige Avignoner Vermittlung, und was er in Italien vorgehabt, der bedenke auch, wie Ludewig ihn hinhielt, wie grob er ihn wegen Brandenburg und wegen Tyrol betrog und wie mitten im Frieden Casimir an ihm handelte. — Daß diesem Manne seiner Böhmen unstäter, zu Herrscherwechsel und Aufruhr geneigter Sinn über Alles verhaßt seyn mußte, bedarf wohl keines Beweises.

Schon seine Zeitgenossen haben ihn dem Sohne des Clinias verglichen, wohl nur wegen der kleinlichen Ähnlichkeit, daß Beyden keine Art oder Arbeit sinnlicher Lust unbekannt oder ungewohnt, daß Johann in solchem Beginnen, bey Nacht oder bey Tage, verkappt und unbekannt, wie er gerne war, manchmahl gleich Alcibiades mißhandelt worden ist, und die Schmach um seiner selbst Willen dennoch verschweigen mußte. Aber beyde Helden hatten in der That ungemeine Anlagen zum Guten wie zum Bösen.

Den Böhmen, wenn sie über ihn klagten, konnte man wie Aristophanes den Athenienſern antworten: „Man muß keinen Löwen in der Stadt auferziehen; wer es aber doch thut, der muß sich auch seine Weise gefallen lassen."

Wer den König fragte: warum er Böhmen immer so schnell verlasse? dem antwortet er im gleichen Sinne, als der bey Thurium wieder gelandete, und allen Nachsuchungen selbst seiner alten Freunde sich entziehende Alcibiades: „Ich traue dem Vaterlande in Allem, was aber mein Leben betrifft, nicht einmahl meiner Mutter. Sie könnte beym Stimmensammeln doch aus Versehen einmahl einen schwarzen statt eines weißen Steines ergreifen."

Wie Alcibiades Sparta's Abgesandte überlistete, das wiegt wohl Johanns Vermittlung beym Papste auf. — Wie Johann königlich prunkte und dann wieder Gefahr und Noth trug, gleich dem gemeinsten Reisigen, so überglänzte Alcibiades beym Tissaphernes selbst die Persische Pracht, in Lacedämon aß er nichts als groben Brey, stürzte sich in kaltes Wasser, und schnitt die schönen Locken ab, mit denen Aspasia und Timäa so gerne gespielt hatten. — Beyde Helden starben in ihrem fünfzigsten Jahre.

Zwar die Böhmischen Geschichtschreiber können sich gar nicht satt jammern über Johanns beständige Abwesenheit und die unerhörten Steuern während seiner 35jährigen Regierung. Dafür war es wohl ein geringer Ersatz, daß die Böhmen durch seine zahllosen auswärtigen Verbindungen mit ihren Nachbarn besser bekannt, daß die Deutsche, Französische und Welsche Sprache und Sitten (die drey Länder waren der Hauptschauplatz von Johanns Thaten) in Böhmen zum großen Ärger der alten gediegenen Czechen ziemlich allgemein geworden waren, daß Ton- und Baukunst und andere Zweige des Geschmackes sich wesentlich vervollkommnet haben. Unter Johann blühten Geschichtschreiber (Abt Peter von Königssaal, Dalemil, Mezerziczsky, der Prager Domherr Franz), epische und satyrische Dichter. Einem der Letzteren, der seinen Witz an den neuen Moden übte, nahmen es die Kuttenberger ein wenig übel, und schlugen ihn todt.

Bey den Klöstern war Johann durch seine Besteurung nicht beliebt. Er sah Männer lieber im freyen Felde, als hinter Mauern, und wer kein Schwert führen durfte, war einmahl sein Mann nicht. Über dem meinte er, mit der gestiegenen Landes-Cultur wäre auch die Zeit des Klosterstiftens vorüber, das in den Tagen der Boleslave, Brzetislave, Spitignevs so manchen wohlthätigen Zweck erreicht hat. Doch stiftete er, als ihn die Blindheit mehr in sich selbst versenkte, die Carthause zu Augezd, welche Zizka, blind wie er, wieder zerstörte.

Den Pragern gab er Gesetze und Freyheiten, dem Königreich die Landtafel. Er hat es über dem bey allen Unruhen wesentlich erweitert. Zahlreich sind die Lehensaufträgungen, Übergaben, Verzichte um Troppau (3. July 1318), um Lausnitz, Bautzen, Liebau, Frankfurt an der Oder (22. September 1319), um Falkenberg, Teschen und Oppeln (18. Februar und 5. April 1327), um Kosel und Oswieczin oder Auschwitz (19. und 24. Februar 1327), um Plauen (13. März desselben Jahres), um Massovien und Plozk (29. März 1329), um Steinau, Lüben, Glogau und Sagan, Liegnitz, Brieg und Grotkau (29. April und 9. May 1329), um Wartenberg, Öls, Trachenberg (10. May 1329), um Münsterberg, Jauer und Görlitz (29. August 1336 und 4. Jänner 1337). — Aber dieser zufällige, äußere Zuwachs konnte die tiefen Wunden nicht heilen, die das Reich in seinem Innern trug. Dazu bedurfte es einen Servius Tullius, dergleichen Johann den Böhmen gab in seinem Sohne Carl, welcher als ihr König eben so die kühnsten Erwartungen übertraf, als er als Kaiser unter denselben zurück blieb.

Wenn wir der alten Geschichten belehrenden Lauf ernst und sinnig verfolgen, erscheinen uns vorzüglich zweyerley Gewaltige, deren Größe und Ruhm mit dem Wohl ihrer Lande

faſt immer im umgekehrten Verhältniſſe ſteht, oder doch nur zufällig damit zuſammen trifft.

Die eine Gattung (unſer König Johann und Ottokar, ſein Vorfahrer, Peter der Grauſame, Carl der Kühne, Franz I., Carl Guſtav und Carl XII. wären merkwürdige, wenn ſchon unter ſich ſehr ungleiche Vorbilder derſelben), unruhige, mehr ruhm- als ländergierige, Alles (das Schwerſte am liebſten) unternehmende, aber ritterliche, großmüthige Fürſten, vom ſiedenden Blut und einſeitigen Sinn hin und her getrieben zum Guten und Böſen! — klug ohne Beſtand und thöricht mit Erfolg. Menſchen ſind ſie wohl, nur ungezähmt wie der Löwe und der Elephant, und zeitweiſe verſöhnlich und großmüthig wie dieſe.

Solchen wäre beſſer geweſen, ſie wären Ritter geblieben oder Condottieri, wie die alten Italiäner. Der launige Zufall, der ihnen den Purpur umhing, hat ſie aus ihrer eigenthümlichen Bahn geworfen, Zickzack mußten ſie ſchwärmen und (gleich einen Augenblick lang furchtbaren Meteoren) glänzen und zünden und knallen und — vergehen.

Schrecklich und eiſern ſchreitet die andere, viel ſeltnere, das Üble, was in Tiber, Philipp dem Schönen, Ludewig XI., Philipp II. und wieder in Sylla, Chriſtiern und Heinrich VIII. war, in ſich vereinigende Gattung. — Die haben das Menſchliche abgelegt. Da iſt kein Gefühl, keine Neigung, kein Erbarmen, ja ſelbſt die Rache nur, wenn ſie eben in den Plan taugt. Todt und ab iſt Alles. Nur der unſelige Trieb der Vereinzelung und Aneignung lebt allmächtig und wehrt der Verſteinerung. — Dieſen muß die Erde ein flaches Schachbret ſeyn, ſchnell überſehbar. Es verdrießt ſie, daß es noch Meere und Flüſſe und vorragende Alpen und Menſchen gibt. — Weg wünſchen ſie das Alles, um in der leeren oder fröhneuden Öde allein zu ſeyn, wie denn auch ihres ganzen Daſeyns Bildner, Weſen, Richtung und Ziel nur — ſie ſelbſt ſind.

Heißhungrig, unerſättlich, unerbittlich ſind ſie, weil ſie es ſeyn müſſen. Mit dem Glücke wächſt ihnen die Gier, wie der Leib wächſt, unmerklich, ununterbrochen, unaufhaltſam.

Ihr Gang iſt eine Lava, die ſich Schritt vor Schritt, mitreiſſend oder zermalmend, denen, die Ohren haben, um zu hören, ſchon von Ferne vernehmbar, vorſchiebt, die verſengt, ehe ſie berührt, und tödtet, was ſie erreicht.

Den grimmigſten Feind aber nähren dieſe (etwa wie am verachteten Ichneumon, das Ungethüm des Nils) in der eigenen Bruſt. Die mahnt unaufhörlich: Alles ſey erlaubt gegen die, die ſich ſelber Alles erlauben! Eben um dieſe Stimme mitzuerſticken, kehren ſie Alles um — und dennoch ſchweigt ſie nimmer!

Sonderbare Gebräuche einiger Völker bey der Erbfolge.

Die Erbfolgerechte auf den Thronen werden oft in despotiſchen Staaten, vorzüglich dort, wo Militär- oder Miniſterial-Gewalt das Übergewicht hat, mit Umſtänden ausgeübt, welche die Menſchheit empören.

Wenn ein Türkiſcher Sultan auf außerordentlichem Wege, nähmlich durch die Gunſt der Janitſcharen, zum Throne gelangt, werden ſeine Brüder oder Neffen ſogleich aus dem Wege geräumt, oder aber, wofern man noch menſchliche Rückſicht beobachtet, und die regierende Familie im Perſonale nicht zu ſtark iſt, in feſte Gewahrſam für den Fall einer künftigen Erbfolge aufgehoben, eingeſperrt, und bald gut, bald ſchlecht, nach der Laune des Regenten oder der Perſonen, die den Gefangenen zur Bedienung beygegeben werden, verpflegt.

.....

Im Königreich Nubien in Afrika, ſüdlich von Ägypten, deſſen Hauptſtadt Sennar unterm dreyzehnten Grade nördlich vom Äquator liegt, regieren die Könige nur ſo lange, als dieſes ihren Miniſtern gefällig iſt. Finden dieſe eine längere Regierung dem Staate oder ihren Privat-Leidenſchaften nicht angemeſſen, ſo ſchicken ſie eine eigene Perſon ab, um das Blut des Königes zu verlangen. Solch ein Todesengel iſt öffentlicher Staatsbeamter, und eigentlich des heiligen Reichs Scharfrichter. In der Arabiſchen Sprache heißt er Sidel Cam, oder Vorſteher der königlichen Bedienten. Er iſt immer naher Verwandter des Königs, hat bey deſſen Abſetzung keine Stimme; mag aber noch ſo viele Souverains hinrichten, er wird deshalb nicht ſtraffällig.

Im Grunde iſt er alſo der beſtellte Königsmörder, erhaben über alle Verantwortung und Geſetze. Er iſt Morgens und Abends um den Monarchen, ohne daß derſelbe das geringſte Mißtrauen gegen ihn äußert, wenn auch gleich der König ſeiner unſichern Lage ſich bewußt iſt.

In den ſiebenziger Jahren, da der Engländer James Bruce durch Sennaar reiſete, hieß dieſer Staatsſcharfrichter Achmet. Aus dem Todtenregiſter, daß Bruce bey ihm antraf, ſah er, daß ſeit 1509 bis 1772 achtzehn Monarchen regiert hatten, von denen acht umgebracht worden waren. Stirbt ein König eines natürlichen Todes, ſo werden alle ſeine Brüder und Seitenverwandte umgebracht, wofern ſie nicht Mittel finden, ſich aus dem Staube zu machen. An dieſem Achmet fand Bruce einen Mann von ſehr hellem Verſtande, der ihn von vielen Denkwürdigkeiten des Reiches unterrichtete. Aber ſeltſam bleibt es immer, daß künftige Reiſende das Todtenregiſter eines Scharfrichters als Document eines ſo mächtigen Reiches werden anerkennen müſſen.

Auf den Vorzug, von einem nahen Verwandten umgebracht zu werden, legt ſowohl das Nubiſche Volk als der König ſelbſt einen hohen Werth. Man glaubt nähmlich, dieſe Todesart wäre anſtändiger, als wenn der Souverän von einem gedungenen Meuchelmörder, einem Araber, oder einem Chriſtenſclaven umgebracht würde. Als daher der König Baadi im Jahre 1766 in ſeiner Gefangenſchaft von einem Arabiſchen Schech Welled Haſſan, während er ſeine Hand wuſch, mit einer Lanze niedergeſtochen ward, empörte ſich faſt das ganze Volk gegen den erſten Miniſter Adelaa, nicht wegen des Mordes, ſondern wegen der Ungeweihtheit des Mörders, und der Ungeſetzlichkeit des Inſtruments. Dieſer Mord war alſo gegen die Etikette des königlichen Hauſes, da es nach dem Geſetze mit dem Schwert hätte geſchehen ſollen. Welled Haſſan ward nun ſelbſt hingerichtet, ohne Rückſicht, daß das Todesurtheil auf Befehl des Miniſters von ihm vollzogen worden.

.....

Die Könige von Abeſſinien oder Habeſch bekennen ſich mit dem größten Theile ihres Volkes zur chriſtlichen Religion. Die Abeſſinier ſind von der koptiſchen Secte, und erhalten ihren Oberprieſter von Abuna von dem Patriarchen zu Alexandria in Ägypten. Ihre Hauptſtadt Gondar liegt zwiſchen dem zwölften und dreyzehnten Grad nördlicher Breite. Stirbt der König, ſo werden von dem Nachfolger ſeine Brüder und nächſten Blutsverwandten auf einem Berge, Giſchen genannt, an den Gränzen der Provinz Amharra, in eine feſte Burg eingeſperrt, genießen dort Penſionen und ein ziemlich gemächliches Leben, falls ſie ſonſt mit dem Hofe und dem erſten Miniſter, der den Titel El Ras führt, gut ſtehen.

Aus dieſem Staatsgefängniſſe iſt keine Erlöſung, es wäre denn, daß der regierende König ohne Leibeserben ſtürbe. In dieſem Falle wählen die, welche das Staatsruder führen, einen Prinzen vom Berge, und ſetzen ihn auf den Thron. Fremde, die in dieſes ſo ſchwer zugängliche Land kommen, werden auf immer zurückbehalten, und gelangen, wenn ſie ſonſt Talente haben, auch zu anſehnlichen Staatsbedienungen. In dem Zeitpuncte, da der Engländer Bruce als angeblicher Arzt dieſes Land bereiſete, war ein intriganter Grieche, Nahmens Michael, Ras oder erſter Miniſter, und hielt den König in der ſtrengſten Abhängigkeit. Bruce konnte ſelbſt nicht eher aus dem Lande kommen, als nach geleiſtetem Eide, daß er mit einer Menge Feuergewehre und andern nützlichen Waaren beladen zurück kehren würde.

Am Ende des ſechzehnten und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatten die Portugieſen mit den Jeſuiten als Miſſionarien in dieſem Lande Wurzel gefaßt. Sie wurden aber in der Folge verjagt. Die Jeſuiten verdarben es mit den Landeseingebornen durch ihre unbändige Bekehrungsſucht und durch ihre Disputationen über die zwey Naturen Chriſti. Sie hatten aber doch das Verdienſt, daß ſie Schulen errichteten, die Kinder leſen und ſchreiben lehrten, Baukunſt und Handwerker einführten. Als ſie endlich gar anfingen, auf Theatern Comödien zu ſpielen, den Teufel in der Abeſſiniſchen Landesfarbe, nähmlich der ſchwarzen, und anderes hölliſches Ungethüm mit Hörnern, langen Schweifen, und geſpaltenen Klauen aufführten, die Feuer ſpien, und mit Raketen um ſich warfen, ſo erſchraken die Abeſſinier ſo ſehr, daß ſie davon liefen, und die Fremden bezüchtigten, ſie hätten ihnen hölliſche Ungeheuer in das Land gebracht. Nun hatte es mit dem Vertrauen gar ein Ende; die Jeſuiten wurden fortgejagt, und die einheimiſchen Prieſter ſperrten den Katholiken auf ewig das Land.

Bey vielen Tatarſtämmen iſt gewöhnlich der jüngſte Sohn Haupterbe, und aus dem einfachen Grunde, weil die ältern Söhne, ſobald ſie mündig ſind, ſelbſt Haupt einer Nomaden-Familie werden, und mit ſo viel Vieh, als ihnen der Vater von ſeinen Heerden gibt, in die weite Welt hinaus ziehen. Der jüngſte Sohn, welcher bey dem Vater im Hauſe bleibt, iſt folglich Erbe der ganzen Wirthſchaft. — In einigen kleinen Diſtricten von England ſoll ebenfalls dieſe ſeltſame Erbfolge noch gelten. — Man fand ſie auch noch vor der Franzöſiſchen Revolution in Bretagne, und zwar im Herzogthum Rohan, bey den untern Ständen des Volks.

Der Handel.

Wer ruft den Menſchen aus dem thieriſchen Zuſtand, wer ſtreift ſeine rohe Hülle ab, und umſchlingt ihn mit dem ſchönen Band der Geſellſchaft? wer ruft den Menſchen zum vielſeitigen Genuß des Lebens? wer hat die Wüſten durchbrochen, umgeſchaffen Einöden in herrliche Gefilde? wer läßt die Tiefen der Erde ergründen, damit auch die Gabe des nächtlichen Eingeweides dem Menſchen zum Beſten komme? wer hat die Meere zur ſichern Bahn geformt? wer den Willen gebothen, ehrfurchtsvoll den Fuß des Continents zu küſſen oder an ihm zu erlahmen? Wer hat die Hand entfernter Pole in einander gelegt zum großen Wechſelverkehr der Kräfte und Güter? an weſſen Hand durchwandert die Welt ſich ſelbſt in allen ihren zahlloſen Richtungen? wer zeichnet die Cultur in immer größern Spiral-Linien zum Welteigenthum aus? wer hat Schöpferkraft auf das mannigfaltigſte in den Menſchen aller Zonen entwickelt? wer weckt in brennenden Klimaten die erſchlafteſten Völker zur Thätigkeit? wer dringt durch Eismeere und Eisfelder, um die erſtarrte Natur auch dort zu erwärmen und zu beleben? wer ſchöpft Überfluß — wer ſichert gegen Hungersnoth mit einer Hand voll Kraft und Segen, ſobald ſie frey iſt? — Der Handel, antwortet die Erfahrung aller Zeiten.

Hier freygebig, dort karg, hier ſchnell, dort langſam, hier angefeindet oder ſtockend in ihrem ſpendenden Lauf, dort ſiegprangend mit überſtrömendem Füllhorn muß die Natur den Handel gleichſam zu Hülfe rufen, damit er ausgleiche die Ungleichartigkeiten der Spende, und — nach Maßgabe des feſſelloſen Gewerbfleißes jedem Weltpunct die Welt — ja die ganze Welt zu Gute komme.

Welche herrliche Bilder ſtellt auch die Geſchichte aller Handelsſtaaten auf.

Xerxes, der ſtolze König, erlahmte an der Kraft des handelnden Athens, und Griechiſche Handelsſtaaten ſchreckten das despotiſche Aſien von den erſten Grundpfeilern der Europäiſchen Größe, dieſer Mutterform der Weltgröße, zurück.

Rom ſiegte auch; aber ſeines Schwertes folgeſchwerer Übermuth zeugte nur Zerſtörung. Über des handelnden Karthago's gräuelvolle Ruinen ſtürzte Afrika in ein Jahrtauſend ruchloſer Barbarey, und Europa ward in den langen Kampf gegen Mordſucht und Finſterniß verwickelt.

Endlich rief der Handel wiederum einen hellern Tag über die Völker.

Durch den Handel allein beherrſchte das kleine Portugall einen Welttheil, und trotzte der allmächtigen Spaniſchen Monarchie.

Venedig, Genua, Piſa, Florenz u. ſ. w. erheben ſich durch den Handel zu einem Leben voll Kraft und Hoheit, dem größten Theil Italiens unbekannt, und von ihm beneidet.

Die handelnden Niederlande, klein und bedeutungslos von Anſchein, ſiegten über Alba und über den Philipp, in deſſen Staaten die Sonne niemahls unterging.

Ferdinands Söldlinge verwandelten Amerika's ſchönen Süden in ein weites Leichenfeld, worauf ſie ihrer Ehre und ihrem Geitze ein neues Reich ſchufen, des Handels ſegensvollere Kraft rief dagegen in dem Norden der neuen Welt auf milderem Weg eine Schöpfung hervor, die Hoffnung der Na-

tionen und die Freystätte der blutenden Völker. Aus ihr trat der schlichte Gewerbsmann *) hervor, dem man die Inschrift setzen konnte: er hat den Tyrannen das Zepter, und dem Himmel den Blitz entrissen. — Findet einen größeren Leichenstein!

Was mächtige Reiche nicht vermochten, das stolze Albion zu demüthigen, that Holland, der kleine Handelsstaat; vor seinen Tromps und Ruyters zitterte der Leopard.

Während der Französischen Revolution selbst hat sich der Handel mit Ruhm bedeckt. Verfolgt, beraubt, gemißhandelt, hat er dennoch mit jedem andern Stande den Kampf des Muthes und der Uneigennützigkeit ruhmvoll bestanden.

Marseille, die Handelsstadt, schreckte das entartete Ministerium; Lyon, die Handelsstadt, kämpfte gegen die Blutgerichte; Bordeaux, die Handelsstadt, rang mit gleicher Beharrlichkeit gegen Despotismus und Anarchie; Nantes gegen den blinden Fanatismus.

*) Benj. Franklin.

Kaufleute und Kaufmannssöhne kämpften muthvoll in den Heeren der Republik und späterhin in denen des niederlegten Adlers. Täglich noch ruft das Gesetz der Conscription die tapfern Kinder des Handelsstandes, wie die aller andern Stände zur Theilnahme an gleicher Gefahr und gleicher Ehre! in Westen und Osten, vom tiefen Norden bis hinab zu den Säulen des Herkules.

In unserm Deutschland selbst — wie heißen sie die blühendsten Puncte? sind es nicht die Handelsstaaten und Handelsstädte, wo das Volk niemahls in Elend, niemahls in Verlassenheit lebte, nicht preis gegeben war der Alles lähmenden Willkühr; wo häusliches und bürgerliches Glück Jahrhunderte hindurch in bewunderungswerthem Bunde blühten?

Die Deutschen Handelsstädte zähmten den hochgebornen Stolz und waren treu dem Kaiser und Reich, treuer als jene Großen, die durch gesetzlose Widerspenstigkeit und Eifersucht die Zeit des Falls herbey zerrten, und welche einstens der Vorwurf treffen wird in dem großen Schuldbuch der Geschichte.

Miscellen.

Die dünnen Gewänder der Frauenzimmer, die sich darum so zart den Gliedern anschmiegen, damit sie ja nichts von dem Contour des Körpers verdecken, waren schon bey den Griechischen Damen, so wie bey den Römerinnen, beliebt. Achilles Tatius, ein späterer Griechischer Romanenschreiber, sagt von einem jungen Mädchen: um ihren Leib floß ein Gewand von zarter Wolle, durch welches man den schönen Körper sehen konnte. Juvenal, der Römische Satyren-Dichter, redet eben davon, freylich in seiner Kraftsprache, also: durch das dünne Gewand sieht man — die Leute stehen und staunen — den Buhlerinnen auf den Leib. Mich, den Schreiber, deckt übrigens das Schild der Wahrheit, und sollte mich, was doch entfernt von mir sey, der Mode-Genius unfreundlich anblicken, so bin ich erböthig, meine Gewahrsmänner ein ander Mahl noch bestimmter örtlich und wörtlich anzuführen. Doch die Rede ist ja auch nur von Griechinnen und Römerinnen. Wie könnten Deutsche Damen an eine Nachahmung auch von weitem denken? denn ich erwähne nur, weil man es jetzt mit Klima und Körper so genau nicht zu nehmen scheint, eines geringen Unterschiedes; nähmlich: unter lieblich lächelndem und sanft duftendem Griechischen und Italiänischem Himmel schwebten irdische Grazien in ätherischem Gewande sichtlich dahin, aber wie? auch eben so in der rauhen Germania, wie sie der Römische Tacitus beschreibt?? Ich schweige.

.....

Schweißtücher zum Abtrocknen der Ausdünstungen des Gesichts waren schon bey den alten Morgenländern im Gebrauch. Auch Griechen und Römer bedienten sich ihrer hierzu, und zum Schnauzen der Nase, doch keineswegs allgemein, wenn gleich der Ausdruck emunctae naris bey den letztern so gäng und gebe war. Ein solches Tuch hieß bey den Griechen μυξωκτηρ, καψιβριτιον, bey den Lateinern Sudarium, Sudoriolum, und späterhin, beym Verfalle des Reichs, Mucinium, Mucatorium.

Wie frühe nahmen die neuern Völker diese Erleichterungs- und Reinigungsmittel von den ältern an? Wie wurden sie ihnen zum Bedürfniß, wie allmählig allgemein? Weit später, als man denken sollte. Die Sucht, zu glänzen durch Putz und Flitter, wirkt bey einzelnen Menschen, wie bey ganzen Stämmen, viel früher, als die Furcht, durch Widrigkeit und Schmutz unangenehme Gefühle in Andern zu erregen und zu mißfallen.

Unter die neuern abendländischen Völker kamen die Begriffe von Reinlichkeit und Wohlanständigkeit erst durch die eingeführten Kirchengebräuche. Schon in den frühesten Satzungen, z. B. Isidors, ward verordnet: jeder Mönch sollte unter seinen Kleidungsstücken und Gerärthschaften auch haben Facialis, d. i. ein Tuch zur Reinigung des Gesichts; es steht aber sehr dahin, ob sie davon auch zur Reinigung der Nase Gebrauch machten. Was von solchem leinenen oder baumwollenen Tuchzeug in Klöstern und Stiftern vorräthig war, diente, wie es scheint, mehr zur kirchlichen Zier und Pracht, als zum wirklichen, tagtäglichen Gebrauche. Würden sonst die Benedictiner von Disentis in Graubünden (um das Jahr 670) ihre 24 Farietergculi vor dem einbrechenden Feinde bis nach Zürch geflüchtet haben? Hätten die Mönche von St. Gallen es der Mühe werth gehalten, in ihren Jahrbüchern aufzuzeichnen, daß der reiche Augsburger Bischof Adalbero ihnen (im J. 903) purpurgestickte Schweißtücher geschenkt habe, wenn dieses nicht wahre Pracht- und Schaustücke gewesen wären? Alcuin (starb 804) oder einer seiner Zeitgenossen spricht allerdings bestimmt von Tüchern, die die Geistlichen auf der linken Seite trügen, und womit sie sich während des Kirchendienstes die Feuchtigkeiten der Augen und der Nase abwischten; aber hieraus ist kein Schluß auf den Gebrauch der Schnupftücher im gemeinen Leben und bey den Laien zu ziehen. Handtücher, Tischtücher, Halstücher u. s. w. waren gewöhnlich, und hatten ihre eigenen Deutschen Benennungen; allein für Facitergium hatten unsere Vorfahren noch im 10., 11. und einigen spätern Jahrhunderten kein eigenes Wort. Der fremde Ausdruck wurde in diesen Zeiten beybehalten, nur etwas verändert, oder vielmehr verletzet; man sagte oder schrieb wenigstens: fezcettragela, fezttregela.

Die Gewohnheit, Nastücher zu führen, kam aus einem Lande, wo sonst die Reinlichkeit nicht gerade zu Hause ist, — aus Italien. Kaiser Friedrich II. — einer der merkwürdigsten Zeitenführer — richtete seine Aufmerksamkeit sogar auf diesen Gegenstand. Er befahl dem Wirthschaftsverwalter auf einem seiner Güter in Sicilien, den Mägden und Kindern daselbst zu geben duos faccolos de panno lineo, was nichts anders ist, als leinene Schnupftücher. Bis zum 16ten Jahrhundert brauchten die Deutschen kein anderes Wort, als das den Italiänern abgeborgte Fazolin, Fazenlein, Facele, welches sich auch, nur hier und da etwas verändert, bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Österreichs, Bayerns und selbst auf dem Schwarzwalde erhalten hat.

Doch auch um jene Zeit war der Gebrauch der Nastücher bey weitem nicht allgemein. Es erhob sich daher gegen diese widrige Unsauberkeit der erste Stimmführer seines Zeitalters, Erasmus von Rotterdam, und zwar in einem, ihm sonst ungewöhnlichen derben Tone. In seiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten, Anleitung zur Wohlanständigkeit äußert er sich nähmlich folgender Gestalt:

„10te Frage. Wie soll die Nase mit irem zuegehör gehalten werden?

Reinclich; nit rozich, wie ein unsauber geschirr."

„11te Fr. Ists auch höflich mit dem baret (kopfmütze) oder red die nasen schneuzen? Antwort. Nein, denn solliches gehört sich zu thun

mit einem Facilletlein. So aber dapfer leut verhanden, soll sich der knabe fein umkehren und sauber machen ꝛc."

Der älteste Deutsche Schriftsteller, bey welchem man das Wort Nastuch findet, ist, meines Wissens, Fischart († vor 1591). Die gleichbedeutenden Wörter, die man in seinen und andern Büchern des 16. Jahrh. antrifft, sind Schnaub- und Schnauptüchlein. Viel jünger sind die Benennungen Sack- und Taschentücher. In der Schweiz hört man hier und da den etwas auffallenden Ausdruck Nasenlumpen.

Das Französische Mouchoir kömmt wie das Spanische Mocador, Mocadero und das Italiänische Morcichino, unstreitig von dem Lateinischen Mucus, Mucatorium, Muccinium, und heißt also wörtlich Rotztuch. Schließe man aber von dieser Ableitung ja nicht auf den frühen Gebrauch dieser Reinlichkeitsmittel! Denn noch heut zu Tage bedienen sich die Franzosen, wenn sie von den verflossenen guten Zeiten reden, der sehr unfeinen, sprichwörtlichen Redensart: tems, qu'on se mouchait sur la Manche.

Es ist nicht unmerkwürdig, daß von den vier Wörtern, womit die Italiäner ein Schnupftuch benennen, Fazzoletto, Pezzuola, Sciugatoio und Mocchino kein einziges von einem altlateinischen Worte, und daß ihr gangbarster Ausdruck Fazzoletto von dem barbarischen des Mittelalters Facialis, Facitergium abstammt. Fast dasselbe findet auch bey den Spaniern Statt. Sie haben keine andere Benennung, als Pannuelo, Mocador, Mocadero.

Sehr wenig bezeichnend sind die hierher gehörigen Wörter der Engländer. Ihr Handcloth heißt wörtlich Handtuch und das gewöhnlichere Handkerschieff bedeutet zugleich Halstuch.

.....

Es ist schon oft bemerkt worden, daß benachbarte Völker leichter und schneller Thorheiten, Ausschweifungen und Lächerlichkeiten von einander annehmen, als nützliche Entdeckungen, preiswürdige Gewohnheiten oder sonst Vorzüge. Ein weiterer Beytrag zum Beweise dieses Satzes dürfte nicht überflüssig seyn.

Holzlosen Gegenden den unentbehrlichen Bau- und Brennstoff auf dem Wasser zuführen können, ist gewiß eine vortreffliche Einrichtung. Diese Kunst des Holzflößens war in Deutschland spätestens im 14. Jahrhundert schon allgemein bekannt; sie wurde in Würtemberg, wenigstens seit 1342, nicht nur auf den kleineren Flüssen Würm und Nagold, sondern auch auf den größeren, der Enz und dem Neckar, geübt.

Gleichwohl verfielen unsere Nachbarn, die Franzosen, erst ein volles Jahrhundert später auf eine so gemeinnützige Veranstaltung: und diese ihre vermeintliche Erfindung ward so dankbar aufgenommen, daß König Carl VII. um 1449 befahl, wegen ihr in allen Städten an den Ufern der Yonne und Seine Freudenfeuer anzuzünden.

Wie konnte eine so erwünschte, so freudigend aufgenommene Einrichtung den Franzosen so lange unbekannt bleiben?

.....

Man hat in neuern Zeiten in einigen Ländern für gut befunden, den öffentlichen Staatsdienern, den Mitgliedern einzelner Collegien, hohen und niedern Officianten, selbst Professoren und Studenten eine eigenthümliche Kleidung und Uniformen zu ertheilen, die wir sonst nur am Militär zu sehen gewohnt waren. — Der Einfall ist nicht neu; schon längst erkannte man seine mannigfachen Vortheile, aber nicht minder auch seine möglichen Unbequemlichkeiten. — Es liegt uns hier nicht daran, beyde gegen einander abzuwägen, und über die Einrichtung selbst ein Urtheil zu fällen. Aber erinnern wollen wir an das, was ein Römischer Schriftsteller davon erzählt. Älius Lampridius, der Geschichtschreiber einiger Römischen Kaiser (einige Gelehrte halten ihn und den Älius Spartianus für eine und dieselbe Person) erwähnt im Leben des Alexander Severus, (er lebte im 3. Jahrh. n. Chr. G.) im 26. Cap. Folgendes: „Der Kaiser hatte den Verfall, allen Ämtern und Würden eine eigenthümliche Art der Kleidung zu geben, damit man sie an ihrer Tracht unterscheiden könne: desgleichen allen Sclaven, damit man sie unter dem Volke zu erkennen vermöchte, keiner einen Aufstand erregte, und die Sclaven sich nicht unter die Freyen mischten. Aber dieß mißfiel seinen Ministern, den bekannten Rechtsgelehrten, Ulpianus und Prulus, welche behaupteten, es würde viele Streitigkeiten veranlassen, wenn die Menschen den Beleidigungen so ausgesetzt wären. Darauf hielt er es für hinreichend, daß die Römischen Ritter von den Senatoren durch die Breite des Purpurstreifes unterschieden wurden."

Manche Kaiser hielten streng auf eine bestimmte Kleiderordnung, und auch ohne ein bestimmtes Gesetz war manches durch Gewohnheit und Convenienz darüber unter den dem Wechsel der Mode minder unterworfenen Römern so allgemein angenommen, daß jede Abweichung davon mißfiel. Derselbe Alexander Severus fand für gut zu erlauben, daß Greise auch innerhalb der Stadt, der Kälte wegen, sich der Paenula (ein dickes Oberkleid) bedienen dürften, da, wie sein Biograph bemerkt, diese Art der Kleidung sonst nur auf Reisen und bey Regenwetter gewöhnlich war. Aber den Matronen untersagte er, innerhalb der Stadt jene Oberkleider zu tragen, und gestattete sie nur auf Reisen.

Von solchen Förmlichkeiten und strengen Ordnungen sind wir ziemlich frey — vielleicht mehr als gut ist.

.....

Im Jahr 1803 erschien zu Skutari, aus der neuen von Selim III. gestifteten Buchdruckerey ein kleines Französisches Werkchen, welches von einem Türken geschrieben ist, und den Titel führt: Diaribe de l'Ingénieur Said-Moustapha sur l'état actuel de l'art militaire, du génie, et des sciences à Constantinople. Die Vorrede enthält sehr merkwürdige Notizen, indem der Verfasser darin über seine eigene Person und die Geschichte seiner Studien Nachricht gibt.

Schon von frühster Jugend an fühlte er einen Hang zu den Wissenschaften, unerachtet ihm seine Ältern hierin nicht im Geringsten unter die Arme greifen konnten. Seine Kinderspiele bestanden — wie er sagt — darin, Zirkel, Winkel, Parallel-Linien u. s. w. auf dem Boden zu beschreiben, und sie seinen Cameraden zu erklären. Späterhin kam er — gleich Pascal — von selbst auf mehrere Erfindungen, bis ihm endlich die Werke des Euklids in Arabischer Übersetzung in die Hände fielen. Jetzt erhielt er Unterricht bey Türkischen Lehrern, und fing an einzusehen, daß in der Literatur der Abendländer das zu finden sey, was er so angelegentlichst suchte. Er legte sich mit aller Anstrengung auf die Französische Sprache, studierte die Werke von Wolf u. a. und fühlte sich immer noch nicht von ihnen befriedigt.

Es war von jeher sein Entschluß gewesen, eine Reise in die Abendländer zu machen, bis Selim III. eine Schule der Mathematik bey Constantinopel anlegte, und er als beständiger, besoldeter Zögling in dieselbe trat. Öffentlich waren die Übungen der Schüler, und diese wurden im Anfange sehr von dem unwissenden Volk in ihren Messungen u. dgl. beunruhigt. Nach und nach bestanden diese öffentlichen Übungen mehr in Fortifications-Arbeiten und militärischen Evolutionen, welche endlich den Sieg über die Vorurtheile gewannen, und die Schule in den blühendsten Zustand versetzten. Die Professoren der Schule von Sudtize, wovunter nun auch Mustapha ist, nahmen sich vor, genaue Charten von den Staaten des Großherrn aufzunehmen, und unser Schriftsteller versprach bald dem Publicum Nachricht von dem Erfolge dieser nützlichen Bemühungen zu geben. „Das Vergnügen, gelesen zu werden, sagt er, besiegt falsche Scham bey mir, und ich habe nicht angestanden, in einer Sprache zu schreiben, in welcher ich meine Leser nicht vergnügen kann. Sie werden aber einem Muselmann, in Rücksicht auf seine guten Absichten, dennoch verzeihen." Darin hat er sich auch nicht betrogen; wir wünschen, bald Mehreres von ihm zu hören.

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 20. und Freytag den 22. Juny 1810.

Wen weder der Genuß des vorbeyfliegenden Augenblicks befriedigt, noch das Glück zur Vollbringung eigener löblicher Thaten begünstigte, was soll dem das Leben, ohne die süße Tauschung, es der Vorzeit anzuknüpfen und in die Jahrhunderte ungeborner Völker zu verlängern, so daß er mit gleicher Wärme des Gefühls alle Großen und Guten des Alterthums und auch die sich vergegenwärtige, welche einst in unseren Geschichten Lehre, Kraft und Zerstreuung suchen werden!

Johann von Müller.

(74 und 75.)

Bredow's historischer Frauenspiegel.

Auch das Weib ist Glied des Staates, und Theilnahme und Sorge um des Vaterlandes Ruhm und Heil ist auch der Frauen Recht und Pflicht. Wo das Weib Sclavinn ist, entartet der Mann zum Despoten; und nicht bloß ohne geistige und sittliche Bildung bleibet dort das Volk, auch Heldenmuth und Tapferkeit werden nicht geachtet noch geübt. Wo Verachtung der Weiber Ton ist, da wohnet die Unsittlichkeit; und vielleicht ist der Verderbtheit höchster Gipfel, wo diese Verachtung in Höflichkeit und äußere Ehren sich hüllt. So lehret die Erfahrung. Die Völker, bey denen man die Weiber in Harems sperrt, gewannen nie innere Ordnung im Staate; despotische Willkühr galt und gilt bey ihnen als Gesetz, und bindet und lähmt alle Geistesthätigkeit und Willensfreyheit; sie schufen keine emporschwingende Idee; edler National-Sinn blieb ihnen fremd; nur rohe Wildheit und von Habgier und Blutdurst angetriebene Kühnheit machten ihre Horden auf kurze Zeit furchtbar. So waren in den Jahrhunderten vor Christi Geburt die Perser; so sind jetzt die Mogolen und Türken. Man meine nicht, den Grund dieser Erscheinung in der allgemeinen Rohheit jener Nationen suchen zu müssen: mehr als zwey Jahrtausende überschauen wir jetzt die Völker des mittleren Asiens, und immer blieb ihnen unter allen Veränderungen und Revolutionen der härteste Despotismus, nie ward bürgerliche Freyheit dort nur Gedanke: aber stets war auch Polygamie, bey der, eheliche so wenig als älterliche Liebe aufkommen kann, die zu sclavischer Unterdrückung der Weiber führt, und daher ohne Ausbildung häuslicher Tugenden und moralischen Sinnes auch dem Manne despotische Zucht zum Bedürfniß macht, und ihn an sclavische Unterwürfigkeit gewöhnt. Auch die alten Deutschen waren roh; aber ihre Kriegslust ward zu Heldenmuth veredelt, indem sie für Vaterland und Freyheit, für Weib und Kinder fochten. „Was bey den Germanen, „sagt Tacitus," vorzüglich der Tapferkeit Anreitz ist: nicht Zufall, nicht ungefähres Zusammenschaaren bildet den Reiterhaufen oder des Fußvolkes Schlachtreihe, sondern Familien und Verwandtschaften, und in der Nähe ist was jedem das Theuerste, so daß die Kämpfenden hören der Weiber Geheul, das Geschrey der Kinder. Diese sind jeglichem die heiligsten Zeugen, und deren Lob am höchsten gilt. Zu den Müttern, zu den Frauen bringen sie die Wunden; und diese scheuen es nicht, die Streiche zu zählen und zu untersuchen, wie sie während des Kampfes Ermahnungen ihnen zurufen, und Speise und Getränk ihnen zutragen. Ja Schlachtreihen, schon zur Flucht geneigt und wankend, erzählen sie, seyen von den Weibern wieder zum Stehen und Kampf gebracht durch beharrliches Bitten, Entgegenwerfen der eigenen Brust und Hinzeigen auf die nahedrohende Gefangenschaft: denn empfindlicher als die eigene Knechtschaft ist dem Germanischen Manne die Furcht, Weib, Mütter oder Tochter in fremder Gewalt zu denken, so daß wirksamer zur Treue verpflichtet die Herzen der Gemeinden, wenn man unter ihren Geißeln auch edle Jungfrauen zu stellen befiehlt." Tacitus zeichnet aber auch besonders aus, daß die Deutschen fast einzig unter den Barbaren sich jeder mit einer Frau begnügen; ja daß in manchen Gemeinden Deutschlands, nur Jungfrauen heirathen, und nie Witwen. „Einen Mann nehmen sie dort, wie einen Leib und ein Leben, daß kein Gedanke darüber hinaus, keine Begierde nach einem entlegeneren Gut: sie lieben, könnte man sagen, nicht sowohl den Mann, sondern in dem einen Mann gleichsam die Ehe." Strenge Züchtigkeit daher war ein Ruhm der Germanischen Weiber. „Sehr selten ist, obgleich das Volk zahlreich, Ehebruch. Preisgegebener Jungfräulichkeit ist keine Verzeihung: nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Schätze möchte sie einen Ehemann gewinnen." Aber auch gleich der Eintritt in die Ehe zeigte, wie das Deutsche Weib geachtet wurde, und sich selbst achtete. „Heirathsgut bringt nicht das Weib, sondern dem Weibe der Mann. Die Geschenke aber sind nicht weibliche Tändeleyen, noch der Neuvermählten zum Putz; sondern ein Rinderpaar, ein gezäumtes Roß, ein Schild

mit Lanze und Schwert. Auf diese Geschenke bekömmt der Mann die Frau. Und wiederum bringt sie einige Waffenrüstung dem Manne zu. Die gegenseitige Überreichung dieser Geschenke gilt ihnen als die heiligste feyerlichste Einweihung der Ehe, dadurch achten sie sich auf das innigste und festeste mit einander verbunden. Daß sich das Weib nicht frey von den Gesinnungen der Tapferkeit, nicht fern von den Zufällen der Kriege wähne, wird sie gleich durch die Einweihung der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtinn von Arbeit und Gefahren. Gleiches im Frieden, Gleiches im Kampfe zu ertragen und zu wagen; das kündigen ihr an der Stiere Paar, das gerüstete Pferd, die gegebenen Waffen: dabey müsse sie leben, darin sterben; hier empfange sie, was sie der Tochter unentweiht und würdig übergeben, was die Schnur von ihr empfangen, und diese wiederum den Enkelinnen überliefern solle." — Und diesen Sinn, kam es darauf an, bewähreten sie durch die That. Als im Jahre 102 vor Christi Geburt die Cimbern, ein Germanischer Volkszweig, bey Aix im südlichen Frankreich von der Römer Gewalt unter Marius kühnbehärtlicher Leitung endlich zum Weichen gebracht wurden, und nach ihren Verschanzungen flohen, wurden sie hier von den Weibern mit wüthendem Unwillen empfangen; und da Feigheit ihnen das größte Laster, Flucht der äußerste Schimpf, und Gefangenschaft das unerträglichste Unglück schien, durchbohreten die Weiber von ihren Wagen herab die fliehenden Männer ohne Unterschied, diese den Gatten, jene den Vater, die den Bruder; den Römern erhob sich ein neuer Kampf und ein nicht minder hartnäckiger mit den Weibern; und da man freyen Abzug ihnen nicht zugestehen wollte; erwürgten sie erst die Kinder, und erhängten dann sich selbst. — Größe des Charakters zeigt sich auch bey roher Sitte, und das Gräßliche und Schauderhafte in äußeren Erscheinungen muß uns nicht des edlen Gemüthes innere Gründe verkennen machen: es gibt Lagen und Zeiten, in denen die Wirkungen kräftiger und edler Größe kaum anders als gräßlich dem Gefühle erscheinen können.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß unsere Zeit des Schwertes nicht bedürfte, und die Lage der Dinge nicht der Art sey, daß selbst das Weib zu Waffenübung und heroischem Muthe aufgefordert wurde: indeß, wenn Nationen neben körperlicher Tapferkeit auch Geist, Gefühl und Schönheitssinn gebildet haben, scheint das Weib, wo nicht Gesetz oder Sitte es von der allgemeinen Bildung ausschließen, aus seinem Character heraus zu treten, wenn es mit nerviger Hand und umpanzerter Brust selbst zu feindlichem Angriff oder blutiger Vertheidigung sich erhebt. Nur in seltenen außerordentlichen Verhältnissen finden wir es natürlich, und bewundern wir es als wahrhaft groß, wenn rings das Vaterland von feindlicher Gewalt in fremde Dienstbarkeit darnieder geworfen und gemißhandelt wird, daß eine Johanna d'Arc, von religioser und patriotischer Begeisterung getrieben, selbst die Fahne ergreift, und an der Spitze bewaffneter Schaaren dem Feinde entgegen zieht; wenn im Innern des Staates ein Wüthrich Bürger zu Tausenden mordet, und unmännliche Furcht, mächtiger als der allgemeine Abscheu, jeden kühnen Entschluß zurück schreckt, daß eine Charlotte Corday, des eigenen Lebens nicht achtend, den Dolch faßt, und die Menschheit rächt. — Aber auch ohne Fahne und Schwert und Dolch kann unter gebildeten Nationen das Weib in seinen Verhältnissen seine Theilnahme an des Vaterlandes Wohl beweisen, und zu dessen Heil kräftig mitwirken. Wäre nur in unsern Tagen nicht so vielen der Nahme Vaterland eine Thorheit, und auch besseren Männern und Weibern die Erhebung des Patriotismus ein Unbekanntes fremdes Gefühl, oder ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wir entschuldigen den großen Haufen: empfindlich drängt die Noth des täglichen Lebensunterhaltes, und die Sorge um Nahrung und Kleidung zieht auch manches emporstrebende Gemüth nieder. Des Menschen geistige Anlagen können sich nicht entfalten, so lange er noch mit dem körperlichen Bedürfniß zu ängstlich und schmerzhaft zu kämpfen hat, und sie werden von Kummer zusammen gepreßt oder gänzlich unterdrückt, wenn nie der Kampf sein Ziel erringt, wenn erfindsames Nachdenken und mühsame Anstrengung nie durch die Freude fröhlichen Gelingens belohnt und erheitert werden. Doch vergessen wir auch nicht, daß nur im Kampfe die Größe sich übt und stärkt, daß Noth ist die Mutter der Weisheit.

Armuth nur, Diophantos, erweckt die betriebsamen Künste,
Sie, die Lehrerinn ist der Thätigkeit.

sagt Theokrit (XXI. 1). Und nicht bey üppiger Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum des Bodens erwuchs der Hellenen Heldenmuth und Schönheit. „Dem Hellenischen Lande," sagt ein vertriebener König Sparta's, „ist Armuth von Anbeginn her einheimische Genossinn; Tapferkeit aber ist ein eingeführtes Gut, durch Weisheit erworben und kräftiges Gesetz, und durch sie lernete Hellas, Armuth abzuwehren und herrische Übergewalt." Wir dürften daher in vielen Fällen nicht Unrecht thun, wenn wir die gänzliche Niederbeugung des Gemüthes unter dem Druck des körperlichen Bedürfnisses als selbstverschuldete Schwäche oder Fehler des Willens anklagen.

Die Dichterinn Karschinn trägt ihren Nahmen als ein Denkmahl, was angestammte oder angeübte Charakterkraft über physische Entbehrungen vermag. Schon im älterlichen Hause, als Louise Dürrbach, mußte sie sich kümmerlich behelfen, ihre kleineren Stiefgeschwister warten und der Mutter die Kühe hüthen. Doch unterdrückte dieß ihre natürliche Neigung zum Singen und Lesen nicht. Darauf als sechzehnjähriges Mädchen an einen Strumpfwirker verheirathet, mußte sie Wolle sortiren, kämmen und spulen; aber während der Arbeit machte sie Verse, die sie gewöhnlich Sonntags niederschrieb. Nach dem Tode des ersten Mannes verheirathete die besorgte Mutter sie an einen Schneider, Nahmens Karsch, zu Frauenstadt in Großpohlen, der eben nicht der fleißigste und geschickteste seines Handwerkes gewesen zu seyn scheint. Hier fehlte es dem armen Weibe und ihren Kindern oft an den ersten Bedürfnissen, und der Mann, wie so gewöhnlich bey dem Gefühle der Unzufriedenheit über sich selbst, ließ, was er verschuldet hatte, die Frau entgelten, zankte, ja mißhandelte sie auf die roheste Weise. Dennoch ward ihr Geist nicht gebeugt, ihre Kraft nicht gebrochen; sie fuhr fort, Verse zu machen; und mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges, obgleich die häuslichen Leiden durch die allgemeine Noth jetzt zunahmen, gaben Friedrich's Heldenthaten ihr einen neuen Schwung, daß sie von jetzt an als Dichterinn bekannter wurde, und während ihr Mann die Musterte mahlte, sie zu Berlin und Magdeburg in gebildeten und patriotischen Familien freundliche Aufnahme und Ermunterung fand.

Dann aber möchten wir uns sehr rechtzeitig der weisen

Mäßigung des Socrates erinnern, die er durch Lehre und Leben so eindringlich empfahl. Einer seiner Bekannten klagte, daß es in Athen so kostbar zu leben sey, und rechnete ihm vor, wie theuer der Wein aus Chios, und der Purpur und die feineren Süßigkeiten. Socrates ging mit ihm, und auf dem Markte fragte er bey den Mehlverkäufern: wie theuer das Mehl? bey den Obsthändlerinnen: wie theuer die Oliven? (die in der Gegend von Athen in großer Menge wachsen); führte endlich den Unzufriedenen in einen Laden, wo man gewöhnliche Kleidungsstücke verkaufte, fragte nach dem Preise eines Mantels, und, zu seinen Begleiter gewandt, sprach er mit seiner freundlichen Ironie: Ich weiß nicht, Freund, du klagst über Theurung: ich finde es sehr wohlfeil in dieser Stadt.

Doch auch unter den besseren Weibern, die nicht immer zunächst sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? finden wir häufig zwey Abweichungen von dem kindlichpoetischen Unschuldssinn, der in freyer Selbstständigkeit entfaltet des weiblichen Gemüthes schönster Schmuck ist. Entweder sind es kräftige Weiber, die das Leben, und was sie umgibt, gebiethend beherrschen, wenigstens beherrschen wollen, und darüber die zarte Lieblichkeit verlieren, wodurch des Lebens ernste Strenge zu freundlicher Milde geheitert wird. Oder es sind gute liebe Wesen, wohl gar mit einiger Poesie des Gemüthes, halbgelehrte mitunter, die viel gelesen haben, durch Gedichte und Romane aber ihr Gefühl zur Empfindsamkeit verwichelten oder zur Schwärmerey überreitzten, und so die natürliche Kraft wahrer Seelenunschuld, und die Selbstständigkeit des Charakters verloren, und in Weichheit untergingen. Leicht gewinnen solche Charaktere auch den besseren Mann; denn ihr Wille ist gut, ihre Rede klingt schön; sie haben gute Maximen, und sagen sie in gebildeter Sprache, wohl gar mit den Worten der Dichter: aber dadurch täuschen sie Andere nicht bloß, sondern, was schlimmer ist, nur zu oft sich selbst. Denn es gehen diese Maximen nicht hervor aus eigenem kräftigen Gefühl, aus Nachdenken und Einsicht; sie sind auf dem Boden nicht gewachsen, sondern bloß eingesetzte Blüthen, die daher — eine Zeit lang schön blühen, bald aber auch welken ohne Frucht zu tragen. Es ist dieß übrigens nicht sowohl eigenthümlicher Charakter der Weiber unserer Zeit, als vielmehr Charakter des Zeitalters überhaupt: über das Raisonniren und Speculiren verloren wir das Empfinden und Handeln; wir übten den Geist, und vergaßen die Ausbildung des Leibes; wir baueten in die Höhe, und vernachlässigten das Fundament: — oder wir übten den Geist auch nicht einmahl, und erhärteten in einer Maschinerie, deren Folgen in Staat und Wissenschaft sich in mancher Gegend unsres gemeinsamen Vaterlandes nur zu deutlich offenbaren — Auflösung und Barbarey. — Es waren in den letzten Jahren unstreitig viel Mädchen und Weiber im Vaterlande, die, zur Ehre des Geschlechts muß es gesagt werden, mit wahrhaft Deutschem Sinne in ihren Kreisen wirkten, und durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart im Augenblicke der Gefahr manchen prahlenden Junker beschämten. Aber es war auch bey sehr vielen nur Zungenspiel: man gefiel sich in dem Enthusiasmus für gewisse patriotisch geachtete Ideen, es ließ sich Manches so schön sagen, und wie wenig mitunter dabey empfunden ward, das bezeugt so manche trauernde Mutter, so manches zerstörte Hauswesen, wo Tochter und Frau, von den Anlockungen der glätteren Schmeicheley nur zu leicht bethört, Mann und Vater und Vaterland vergaßen.

Ein schönes, geistreiches, gefühlvolles und in Unschuld und kräftiger Natur liebendes Weib ist das Höchste und Vollendetste, was diese Erde kennt; und nicht bloß eine schmeichelnde Freundlichkeit achten wir, was Engel der Tochter Weiße'ns schrieb: „Als Gott schuf, da ging er vom Leblosen zum Lebendigen, vom Vernunftlosen empor zum Vernünftigen, und sein letztes Werk war das Weib*)." In ihm ist aufgehoben die Trennung, die im Manne so oft den Menschen vom Menschen, Kopf vom Herzen scheidet. Auch im Weibe sind Geist, Herz und Willen; aber diese Drey sind Eins im schönen weiblichen Gemüthe, wo Lieblichkeit und Kraft sich gatten zur schönen Vollendung der Menschheit. Weit inniger hängt die liebende Tochter am älterlichen Hause, als der Sohn; die Umgebungen ihrer Kindheit, die Gegend, in der, die Gespielinnen, unter denen sie aufwuchs, bleiben ihr in freundlicherer Erinnerung: wie sollte nicht ein kräftigedles und gefühlvolles Weib auch das Vaterland in ihre Liebe aufnehmen, mit dessen Erhebung, Ruhm und Heil all der einzelnen Familien und Bürger Geist, Ehre und Wohlseyn gehoben wird? wie sollte ihr die Nation gleichgültig seyn, der sie, Vater, Bruder, Freund, Gatte und Sohn angehören? wie könnte sie die Sprache nicht ehren und lieb haben, in der sie ihre ersten kindlichen Empfindungen stammelte, in der sie ihre Freude und ihren Schmerz sang, die sich als innigste Vertraute um alle ihre Gedanken und Gefühle schlingt? — Und treu muß und wird ein solches Weib mit freyer Umsicht besorgen, was Küche und Keller und Kinderstube erfordern; aber wie kräftig kann sie zugleich auch wirken als Tochter, Mutter, Schwester, Gattinn, Geliebte und Freundinn, daß der Mann zu schönen Vorsätzen sich aufschwingt, in edlen Beschlüssen mit kräftiger Ruhe beharrt, und frey und heiter, wie das ganze Leben, so insbesondere das Vaterland mit Liebe umfängt, für seiner Bürger geistige und sittliche Bildung ringt, und nicht zagt, selbst das Leben zu opfern, wenn es Rettung der geistigen oder bürgerlichen Freyheit gilt.

Und dabey führen wir das Weib weder hinaus über die von der Natur ihm angewiesenen Kreise seiner Thätigkeit, noch fordern wir Neues und Unerhörtes. Hätte nur jedes Jahrhundert seinen Plutarch, oder erzähleten uns die Mémoires von anderen Zeiten und nicht bloß Hofgeschichte; wir würden eine reiche Sammlung von erhebenden Zügen wirksamer Charaktergröße aus dem Leben der Frauen zusammen stellen können, wenn schon der weiblichen Wirksamkeit schönster Theil sich in stille Verborgenheit zurück zieht. „Was ich der weiblichen Ehrbarkeit zu sagen habe," schließt Pericles seine Leichenrede in Athen, „läßt sich kurz zusammen fassen: dem stillen ruhigen Charakter, den die Natur euch gab, getreu zu bleiben, sey euer Ruhm; und euer Lob so wenig als euer Tadel sey draussen der Männer lautes Gespräch." Von den Weibern vor Allem gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. „Ich halte es für unstreitig," sagt Iselin der Schweizer, „wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das

*) Aus der Minerva für 1809. S. 144.

ganze Leben eines Menſchen iſt, wie faſt alle, die dieſen Vortheil genoſſen haben, ihn niemanden ſchuldig geweſen ſind, als ihren Müttern, und wie ſehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menſchheit ſich auf Weiberverſtand und Weibertugend gründet." — Einer fremden Griechinn, welche bewundernd die allgemeine Achtung, in welcher die Frauen zu Sparta ſtanden, ſagte: Ihr ſeyd doch die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrſchen! antwortete Gorgo, die Gemahlinn des heldenmüthigen Leonidas: Wir ſind auch die einzigen, welche Männer gebären.

Man möchte es ſo bey allgemeiner Betrachtung der Helleniſchen Sitten gerade von dem kriegeriſchen Volke der Spartaner, die uns gewöhnlich nur als die Soldaten Griechenlands erſcheinen, am wenigſten erwarten, daß hier das Weib beſonders geachtet worden ſey, und alſo auf den Mann habe wirken können. Allein theils beſtätiget ſich hier eines Griechiſchen Weiſen auffallend ſcheinende Bemerkung, daß es bey faſt allen kriegeriſchen Nationen gewöhnlich ſey, daß die Weiber viel über die Männer vermögen; theils war, wie überhaupt in den Geſetzen der Alten, in Lykurg's Geſetzgebung ganz vorzüglich, was Staatsmänner unſerer Zeit im Allgemeinen immer noch nicht genug beachten, die Erziehung ein Hauptaugenmerk. Auch die Jungfrauen mußten durch Laufen und Ringen ihre Körper abhärten und ſtärken. Denn

Den Kräft'gen zeugt, wem ſelber iſt biedre Kraft.
Am Roß erſcheint, am Farren erſcheint der Muth
Der Väter; nicht wehrloſe Tauben
Werden gezeugt vom beherzten Adler.
Doch Lehre fördert innerer Tugend Keim,
Und rechter Anbau ſtärkt mit Gedeihn das Herz;
Sobald der Sitten Zucht ermangelt,
Schänden, was edel entſproß, die Laſter.

Die Spartaniſchen Jungfrauen, ſelbſt geſchirmt gegen Weichlichkeit und Verzärtelung, entfernten auch, wurden ſie Mütter, von ihren Geborenen Alles, was verweicheln konnte. Sie gebrauchten keine einengende Windeln; ſie gewöhnten die Kinder mit jeder Speiſe vorlieb zu nehmen, im Dunkeln ſich nicht zu fürchten, und in der Einſamkeit nicht bange zu ſeyn; beſonders aber ſuchten ſie den häßlichen Eigenwillen und das daraus entſpringende Weinen zu verhüthen. Daher auch Auswärtige für ihre Kinder gern Lakoniſche Ammen nahmen, wie z. B. des Alcibiades Wärterinn Amykla eine Spartanerinn war. Selbſt aber in manchen körperlichen Fertigkeiten geübt, konnten ſie auch der Männer und Jünglinge Geſchicklichkeit beurtheilen, und in keinem Griechiſchen Staate galt dieſen das Urtheil der Frauen und Mädchen ſo hoch als in Sparta. Sie ſangen Loblieder zu Ehren des, der es verdiente. „Du biſt verloren, Bruder! rief Kleomenes dem fallenden Eukleidas zu: aber du ſtirbſt als Held, der für ewige Zeit — den Kindern Sparta's ein Vorbild ſeyn, und von ihren Weibern beſungen werden." Und wen die Jungfrauen geprieſen hatten, der ging ſtolz des Ruhmes von dannen. Begangene Fehler dagegen ſtraften ſie durch witzige Spöttereyen, und ihr Scherz und Spott trafen nicht ſtümpfer, als ernſthafte Verweiſe. Dieſe allgemeine Achtung gab den Frauen und Jungfrauen ein Vaterland; mit einem gerechten Gefühl des Stolzes konnten ſie der Tapferkeit des Sohnes, des Bruders, des Geliebten und Gatten ſich erfreuen: denn was er war und that, das ward er mit durch ſie, das war zum Theil ihr Werk; und fehleten Mann und Sohn, auch ihnen war Muth für das Land, dem ſie Männer gegeben, und das ihnen dankbare Achtung entgegen gab.

Kleonymus, ein Spartaner aus königlichem Geſchlechte, hatte wegen ſeines gewaltthätigen despotiſchen Charakters weder Vertrauen, noch Liebe bey ſeinen Mitbürgern, und ertrug es mit neidiſchem Unwillen, daß Areus, der Sohn ſeines älteren Bruders, König war. Dieſer Unwille ward bald durch perſönliche Erbitterung geſchärft. Kleonymus, ſchon dem Greisalter nahe, zwang ein junges ſchönes Mädchen, Chelidonis, ihn zu heirathen, die den Sohn des Areus, Akrotatus, einen Jüngling in der Blüthe der Jahre, mit Begeiſterung liebte. Die Ehe änderte der Chelidonis Neigung nicht, und brachte dem Kleonymus nur Spott und Schimpf, da ganz Sparta wußte, daß er von ſeiner Gemahlinn verachtet wurde. — Auf Rache ſinnend verließ Kleonymus die Vaterſtadt, ging zu Pyrrhus, dem unruhigen König von Epirus; und dieſer, wiewohl er eben erſt Macedonien erobert, und ſeine Herrſchaft hier noch keineswegs befeſtigt hatte, ergriff bey ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen gern die Gelegenheit, in das Innere der Griechiſchen Staaten einzudringen, um nicht ſowohl dem Kleonymus Sparta, als ſich die geſammte Hellas zu erobern. Mit furchtbarer Macht zog Pyrrhus daher, täuſchte mit heuchelnder Freundlichkeit, daß man ihm überall den Durchzug geſtattete, und rückte plötzlich einen Abend ſpät vor Lacedämon, als eben der König der Stadt Areus mit dem größten Theil der kriegsfähigen Mannſchaft einem angegriffenen Bundesgenoſſen zur Hülfe gezogen war. Pyrrhus daher, der da meinte, daß die Stadt ihm nicht entgehen könne, verwarf den Rath des rachegierigen Kleonymus, noch in der Nacht zu ſtürmen: ſie werden ja Morgen auch noch da ſeyn! antwortete er; und der Stadt Entblößung und Schwäche ward ihre Rettung. Als es Nacht geworden, beſchloſſen die Lacedämonier vor Allem, die Weiber fortzuſchicken über Meer nach Kreta. Dem widerſetzten ſich dieſe; und Archidamia, von königlichem Geſchlechte, des Agis Großmutter, trat mit einem Schwert in der Hand in den Rath der Alten: So entartet achtet ihr uns, ihr Ungerechten! daß ihr meint, wir könnten noch leben, wenn Sparta dahin iſt? Sorget ihr für die Stadt; wir werden für uns ſorgen, nichts zu thun, noch zu leiden, was Sparta's unwürdig wäre. — Darauf machten ſich die Lacedämonier daran, längs des feindlichen Lagers einen Graben zu ziehen, und an beyden Enden des Grabens bis zum Fluß alle Laſtwagen aus der Stadt bis zur Nabe der Räder einzugraben. Kaum war die Arbeit begonnen, als die Mädchen und Frauen erſchienen, in bloßen Unterkleidern oder aufgeſchürzten Gewanden; die kampffähigen Jünglinge und Männer von dieſer Arbeit fortwieſen, zu ruhen ſich und Kräfte zu ſammeln zum bevorſtehenden Streite; ſelbſt aber mit den Greiſen das Werk angriffen, und die ganze Nacht durch ſo eifrig arbeiteten, daß am Morgen ein fünf Ellen breiter, drey Ellen tiefer, und achthundert Fuß langer Graben gezogen war. Jetzt, da die ſtaunenden Feinde anrückten, reichten die Spartanerinnen den jungen Männern die Waffen: „Hier iſt der Graben: wir gruben ihn; euer Werk wird es ſeyn, ihn zu vertheidigen. Denn ſüß iſt zu ſiegen im Angeſicht der Vaterſtadt; und ruhmvoll zu ſterben in den Armen der Mütter und Frauen, als Sparta's würdige Söhne." Chelidonis aber, die Geliebte des Akrotatus, hielt ein Seil bereit, um, wenn

die Stadt erobert werden sollte, nicht in Kleonymus Gewalt zu fallen.

Pyrrhus griff an; allein über den Graben zu kommen gelang nicht. Da wandte sich Pyrrhus Sohn, Ptolemäus, nach der Seite gegen die Wagen. Schon waren einige aus der Erde herausgerissen, als Akrotatus die Gefahr bemerkte, mit dreyhundert Mann durch die Stadt eilte, durch ein Seitenthor hinaus in's Freye, und die Schaaren des Ptolemäus, den er durch einige Hohlwege verdeckt umging, vom Rücken her angriff. Da eings umdrängt stürzten viele der Feinde in den Graben, andere in den Fluß Eurotas, andere unter die Wagen, und nachdem der größte Theil getödtet war, flohen die Übrigen. Die Greise und Weiber waren Zuschauer gewesen der herrlichen That des Akrotatus. Als er jetzt zurück kam durch die Stadt, blutbespritzt und voll stolzer Freude über den gewonnenen Sieg, schien er den Spartanerinnen größer und schöner geworden zu seyn, und alle priesen die Chelidonis glücklich ihrer Liebe wegen. Einige Greise aber riefen dem Sieger nach: Jetzt geh, o Glücklicher, und umarme die Chelidonis!

Den folgenden Morgen führte Pyrrhus abermahls sein Heer gegen die Stadt: allein die kleine Anzahl der Lacedämonier wehrte sich mit einer Entschlossenheit und Tapferkeit, die menschliche Kräfte zu übersteigen schien. Und auch dazu wirkten die Weiber: sie standen dicht hinter der Schlachtreihe, brachten Geschosse, reichten Speise und Trank denen, die es bedurften, und nähmen und pflegten die Verwundeten. Doch Pyrrhus selbst durchbrach die Wagenburg, hieb nieder Alles, was sich ihm widersetzte, und drang schon neben dem Graben herein, als die Weiber sich hieher wandten, durch ihr Geschrey aller Aufmerksamkeit dorthin richteten, und gleich darauf ein Kretischer Pfeil das Pferd des Pyrrhus am Bauche verwundete, daß es wüthend vor Schmerz seinen Herrn zu Boden warf. Die Verwirrung, welche dadurch unter den Begleitern des Pyrrhus entstand, benutzten die Spartaner, und trieben die Feinde abermahls zurück. Indeß waren viele Lacedämonier getödtet und fast alle verwundet, und Pyrrhus durfte jetzt mit gerechtem Grunde auf Nachgiebigkeit rechnen, als das gute Glück der Stadt, hinlänglich geprüft habend der Männer Tapferkeit, Hülfe aus Korinth und den Areus mit 2000 Mann herbeyführte. Da gingen die Frauen zurück in ihre Wohnungen, man entließ die Greise, und die Neuangekommenen wehreten den Pyrrhus ab, daß er nach großem Verlust Stadt und Gegend verließ.

So gesinnete Mütter waren es, die einst ihre nach der Stadt zu fliehenden Söhne in den Kampf zurück trieben. So war es nicht Gedicht, sondern wirklich Rede und That wohl von mehr als einer Spartanischen Mutter an ihren feige aus der Schlacht entflohenen Sohn:

Fahre du hin, verhaßtes Geschlecht, in vertilgendes Dunkel;
Denn der Eurotas strömt zaghaften Hindinnen nicht.
Böses Geschick, unnützester Sclav', hinunter zum Hades!
Stirb! der du Sparta entehrst, und den ich nimmer gebar.

Eine solche Spartanerinn war es, die, als ihr die Nachricht gebracht wurde: ihr Sohn sey gefallen! nur fragte: Und hat er gesiegt? und man ihr das bejahete, fröhlich fortfuhr: Dazu habe ich geboren, daß Einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte. — Und so war es auch nicht bloß die zufällige Ermahnung einer einzelnen Spartanerinn, sondern der allgemeine Sinn des Patriotismus und der Ehrliebe, der alle Spartanischen Mütter beseelte, und den sie ihren Söhnen von der zartesten Kindheit an einzuflößen suchten: im Kampf für das Vaterland entweder siegreich zu bestehen, oder mit Ehren zu fallen. Das sagte mit Laconischer Kraft und Kürze jene Mutter, indem sie ihrem Sohne den großen Spartanischen Schild überreichte; Mit ihm oder auf ihm! d. i. kehre aus der Schlacht zurück nicht anders als tapferer Kämpfer mit deinem Schilde; denn der größte Schimpf der Feigheit schien, wenn Flüchtlinge, um rascher den feindlichen Geschossen zu entkommen, den nicht leichten Schild fortwärfen! oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Vertheidigung, so daß du auch todt den Schild dir rettest, und auf ihm zurück getragen werdest.

Solche Weiber mußten auch als Gattinnen kräftig wirken zur Stärkung männlichen Sinnes. Durch Züchtigkeit und unerschütterliche Treue gewannen sie das Vertrauen der Männer. Welche Strafe, fragte ein Gastfreund den Spartaner Geradas, habt ihr für den Ehebruch? Geradas antwortete: Ehebruch ist bey uns unbekannt. Aber, fuhr jener fort, wenn nun ein Ehebrecher sich fände? — Der müßte, sagte Geradas, einen Stier zur Strafe geben, so groß, daß er mit seinem Kopfe über den Berg Taygetus hinweg reichte, und aus dem Eurotas trinken könnte. Da der Fremde voll Verwunderung ausrief: Wo in aller Welt ist ein so großer Stier zu finden? erwiederte Geradas lachend: Und wo ist in Sparta ein Ehebrecher zu finden?

Doch mit dem Verfall der Staatsmacht verfiel auch die alte strenge Sitte, und Spartaner, die längere Zeit in Asien an den Höfen der Persischen Satrapen gelebt hatten, führeten Pracht und Luxus ein, und ihre Mitbürger verweichlichten. Agis, obgleich im üppigen Genuß des Reichthums aufgewachsen, aber von kräftigem Geist und edler Denkungsart, zeigte sich, noch nicht zwanzig Jahre alt, sobald er zum Königthum gelangt war, als einen erklärten Feind aller Pracht und entnervender Üppigkeit, und faßte den Gedanken, die Spartaner zu ihrer alten einfachen Lebensordnung zurück zu führen. Er wandte sich zuerst an seine Mutter Agesistrata und an seine Großmutter Archidamia, die durch ihre Reichthümer Großes im Staate vermochten; und wiewohl selbst von ihrer Kindheit her an alle die künstlichen Reitze der Pracht und des Wohllebens verwöhnt, wurden sie doch leicht und so ganz für den großen und schönen Gedanken des Jünglings gewonnen, daß sie es nun waren, die ihn zur Ausführung trieben, die mit den übrigen Frauen sprachen, durch diese auf die Männer zu wirken suchten, und selbst die ersten ihr großes Vermögen hingaben, um eine gleichmäßige Vertheilung der Güter zu Stande zu bringen. Solche Großmuth und Uneigennützigkeit mußte Eindruck machen, und Leonidas, der die Schuldenerlassung und gleichmäßige Gütervertheilung zu hindern suchte, wurde der Königswürde entsetzet (denn es waren in Sparta immer zwey Könige zu gleicher Zeit), flüchtete, sein Leben zu retten, in einen Tempel, und sein ehrgeitziger Schwiegersohn Kleombrotus gewann den Thron. Allein die Tochter des Abgesetzten, Chelonis, weigerte es, mit ihrem Gemahl einen Thron zu theilen, der ihrem Vater gebührete: sie verließ den Kleombrotus, setzte sich zu dem verlassenen Leonidas in den Tempel, folgte ihm nachher in die Verbannung, und pflegte und tröstete ihn. In Sparta indeß wurden die Schulden erlassen, muthvoll zogen die jungen Spartaner in's Feld; aber die Vertheilung der Äcker wußte ein reicher Verwandter des Agis zu hintertreiben, und die getäuschten Bürger riefen den verbannten Leonidas zurück. Dieser, am heftigsten entrüstet gegen seinen Schwiegersohn

Kleombrotus, ſuchte ihn vor Allem auf mit einem Haufen Bewaffneter, und umſchloß den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus ſich geflüchtet hatte. Es war von der Erbitterung des Leonidas das Äußerſte zu fürchten. Da ging Cheilonis, noch in Trauerkleidern und vernachläſſigtem Haare, wie ſie den Vater in ſeinem Unglück begleitet hatte, zu Kleombrotus in den Tempel, nahm ihre Kinder mit, und ſetzte ſich neben den Mann. „Dieß Trauergewand, ſprach ſie," hat mir nicht Mitleiden gegen Kleombrotus angelegt; ſondern, du weißt es, Vater! ich trage es ſeit deiner Verbannung. Soll ich es nun, da du wiederum deiner Feinde Sieger biſt, bis an das Ende meiner Tage tragen, nachdem ich den Gemahl meiner Jugend von deinen Händen habe ſterben geſehen? Doch erbittet er dich nicht, rühren dich nicht die Thränen ſeiner Frau und ſeiner Kinder; härter ſtrafeſt du ihn, als du ſelbſt es willſt. Denn woher nähme ich die Dreiſtigkeit, mich lebend noch vor den andern Frauen ſehen zu laſſen, die ich durch meine Bitten nicht beym Vater Mitleiden finde, vor kurzem unglücklich als Frau, nun als Tochter beſchimpft daſtehe und einen Mann verlaſſe, der mich mit Innigkeit liebt? Hatte er zu ſeinem Vergehen einen ſcheinbaren Vorwand, ich entriß ihm denſelben, indem ich durch mein Thun gegen ihn zeugte. Du aber gibſt ihm jetzt die beſte Rechtfertigung, da du die Königsmacht für etwas ſo Großes und Wünſchenswerthes achteſt, daß ſeinetwegen auch Schwiegerſöhne zu morden und Kinder zu verſtoßen gerecht ſey." Mit dieſen Worten lehnte ſie, von Schmerz erſchöpft, den Kopf an Kleombrotus, und warf einen verwirrten matten Blick auf die Anweſenden. Leonidas hieß darauf dem Kleombrotus aufſtehen und aus der Stadt zu gehen; die Tochter aber bath er, bey ihm zu bleiben, und ihn nicht zu verlaſſen, der ſie ſo ſehr liebe, und nur ihren Bitten das Leben des Mannes geſchenkt habe. Allein er überredete ſie nicht; ſondern wie ihr Mann aufſtand, gab ſie ihm das eine Kind an die Hand, das andere nahm ſie ſelbſt auf den Arm, und nachdem ſie vor dem Altare gebethet hatte, ging ſie mit ihm aus der Stadt; und, fügt Plutarch hinzu, war Kleombrotus nicht ganz von eitler Ehrſucht verderbt, ein größeres Glück mußte ihm ſeyn Verbannung *mit* dieſem Weibe, als Königthum *ohne* ſie.

Grauſamer war das Schickſal des Agis. Man ſchleppte ihn in's Gefängniß; Mutter und Großmutter verlangten umſonſt ordentliches Verhör und Gericht: noch ehe ſie zu ihm gelangen konnten, war Agis ermordet. Jetzt ließ man die Großmutter hinein: ſie wurde erhenkt. Darauf hieß man der Ageſiſtrata hinein gehen. Wie ſie den Sohn am Boden liegen, und die Mutter todt am Strick hängen ſah, nahm ſie mit Hülfe der Diener dieſe herab, legte den Leichnam ſorgfältig verhüllt neben den Agis, warf ſich dann auf ihren Sohn und küßte ihn und rief: Einzig deine Menſchenliebe, mein Sohn, hat dich und uns in's Verderben gebracht! — Da ſprang der lauernde Henker hinzu: Wenn du denn Gleiches billigeſt, rief er mit Wuth, ſo leide auch Gleiches! Und Ageſiſtrata trat gelaſſen an das Seil, und bethete: Bringe es nur Heil dem Vaterlande!

Agis Gemahlinn, *Agiatis*, hatte wenige Tage vor dieſem Unglück einen Sohn geboren, und war in ihrem Hauſe. Leonidas ließ ſie hohlen, und verlangte von ihr, ſeinen Sohn *Kleomenes* zu heirathen; denn ſie war die Erbinn eines großen Vermögens, und ausgezeichnet durch blühende Schönheit und Sanftheit des Charakters. Da nichts vermochte, ſie von dieſem Zwange zu befreyen, der Jüngling auch bald ſein ſchönes und edles Weib mit Leidenſchaft liebte; behielt ſie zwar gerechten Haß gegen Leonidas, aber gegen Kleomenes ward ſie ſanft, und gut. Oft ſprach ſie mit Liebe von ihrem getödteten Gemahl, erzählte mit Begeiſterung von ſeinen ſchönen Entwürfen für Sparta's Veredelung. Kleomenes hörte aufmerkſam zu, nahm im Stillen auf alle die Plane des Agis, und fing an nach altlykurgiſcher Weiſe einfach zu leben wie jener. Und ſo wie er nach ſeines Vaters Tode zur Regierung gelangt war, ſuchte er darin ſeinen Ruhm, Agis Gedanken, ungeſchreckt durch Agis Schickſal, im Staate auszuführen. Gebührt ſeiner Gemahlinn die Ehre, dieſe Vorſätze in ihm gepflanzt und auferzogen zu haben; ſo war es ſeine Mutter *Krateſikleia*, die ihn bey der Ausführung durch ihr Anſehen und durch Geld mächtig unterſtützte: ja, wie wenig ſie auch zu einer zweyten Ehe geneigt war, heirathete ſie dennoch den Megiſtonous, einen der vornehmſten Spartaner, um ihn dem Sohne zu gewinnen. Und wirklich kam die Ackervertheilung zu Stande, die alte Lykurgiſche Erziehung und Lebensweiſe ward wieder hergeſtellt, und Kleomenes wurde geehrt und geliebt als ein würdiger König Sparta's und wahrer Abkömmling des Herkules.

Doch blieb auch ihm das Glück nicht treu. Agiatis, die er fortdauernd mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, ſtarb, und ihr Tod erſchütterte ihn heftig. Doch ertrug er den Unfall mit der Seelengröße, die ſich ſelbſt ihm gebildet, und vergaß über das eigene Leiden des allgemeinen Wohles nicht, für das zu leben ſie ihn gelehret hatte. — Anfangs in allen Heereszügen gegen die Achäer Sieger, mußte er doch zuletzt der Übermacht der Macedonier weichen. Da erbeth ſich Ptolemäus III., König von Ägypten, ihm Hülfe zu ſenden, forderte aber dagegen ſeine Mutter und Kinder als Geißeln. Kleomenes ſcheuete ſich, ſeiner Mutter davon zu ſagen; und wiewohl er einige Mahl zu ihr ging mit dem Vorſatz, ihr die Sache vorzutragen, ſchwieg er dennoch davon, ſo daß ſie ſeine Verlegenheit merkte. Als er endlich, durch ſie ſelbſt aufgefordert, Muth faßte, mit ihr darüber zu ſprechen, lachte ſie laut auf: „Das alſo war es, was du ſo oft ſagen wollteſt und nicht ſagteſt? O bring uns doch ſchnell zu Schiffe, und ſende uns hin, wo du irgend meinſt, daß dieſer Leib Sparta noch nützen könne, ehe das Alter ihn hier in unthätiger Ruhe auflöſt." — Nachdem Alles zur Abreiſe bereitet war, gingen ſie, begleitet von der Spartaniſchen Heeresmacht, nach Tänarum. Kleomenes war tief gerührt und faſt ganz außer ſich vor Schmerz. Da führte die Mutter ihn in den Tempel des Neptun, umarmte den Weinenden, und ſprach: „Ermanne dich, König der Lacedämonier, daß, gehen wir hinaus, keiner uns weinen ſehe, noch irgend etwas thun, das Sparta's unwürdig wäre. Das allein ſteht in unſerer Gewalt; die Schickſale kommen, wie der Gott ſie gibt." Nach dieſen Worten ging ſie mit ruhigem Angeſicht hervor, beſtieg mit den Kindern das Schiff und fuhr ab. — Als ſie in Ägypten hörete, daß Kleomenes, um den Ptolemäus nicht zu beleidigen, Friedensvorſchläge anzunehmen Bedenken trage, ſchrieb ſie ihm: zu thun, was dem Vaterlande gezieme und nütze, und nicht um einer alten Frau und eines kleinen Kindes willen ewig den Ptolemäus zu fürchten. — Dennoch unterſtützte Ptolemäus den Spartaniſchen König nicht, wie er es hätte thun ſollen: Kleomenes ward geſchlagen, Sparta von den Macedoniern erobert, und der König ſchiffte nach Ägypten, um von hier neue Hülfe zu hohlen. Doch bald ward den Alexandriniſchen Hofleuten und dem kraftloſen wollüſtigen Könige die un-

gewohnte Charaktergröße und Kräftigkeit des Spartaners in Wort und That verdächtig; Kleomenes, sagte man, geht hier um, wie ein Löwe unter Schafen. Man setzte ihn gefangen, und empfahl den Wächtern, so daß Kleomenes es hörte: ein so wildes und gefährliches Thier nicht sorglos und nachlässig zu hüthen. Da beschloß Kleomenes, nicht bloß sich zu befreyen, sondern auch die Alexandriner aufzufordern, sich einer so gesetzlosen und ausschweifenden Regierung zu entledigen, und sich in Freyheit zu setzen. Allein diesen, setzt Plutarch hinzu, war nur so viel Kraft, des Kleomenes Kühnheit zu loben und zu bewundern; ihm aber zu folgen und beyzustehen, hatte niemand den Muth: alle liefen furchtsam aus einander, und verkrochen sich in ihre Häuser. „Da ist es denn kein Wunder, „rief Kleomenes aus, „daß Weiber herrschen über Männer, welche die Freyheit fliehen." Zugleich ermahnete er alle Spartaner, ihres Lebens würdig zu sterben, durchstieß sich selbst mit dem Schwerte, und der schönste unter den ihn begleitenden Jünglingen, Panteus, des Königs Liebling, umarmte den Sterbenden, wartete bis er an ihm keine Lebensspur weiter bemerkte, und stieß sich dann über ihm das Schwert durch die Brust.

Dieß Unglück beugte den hohen Sinn der Kratesikleia: nicht, daß sie selbst zu sterben fürchtete, aber daß ihre kleinen Enkel dieß Schicksal theilen sollten, machte ihr Mutterherz weich: sie umarmte die Kleinen, benetzte sie mit Thränen, und brach in lautes Geschrey aus. Der älteste Knabe indeß entsprang ihren Händen, lief auf das Dach des Hauses, und stürzte sich hinab; und als man ihn, obgleich schwer verwundet, doch noch lebend wieder aufhob, schrie er unwillig: O, warum wollt ihr mich denn auch nicht einmahl sterben lassen! — Bald kam der Befehl, daß die übrigen Kinder, die Mutter und alle Spartanischen Frauen, die bey ihr waren, sollten hingerichtet werden. Darunter war auch die Frau des Panteus, ein junges Weib von schöner edler Gestalt, die erst seit kurzem verheirathet, und, gegen den Willen ihrer Ältern, heimlich dem Manne nach Ägypten nachgekommen war, wo sie heiter und ohne Murren mit ihm das Leben im fremden Lande ertrug. Sie führete die Kratesikleia zum Richtplatz, trug ihr das nachschleppende Gewand, und sprach ihr Muth ein. Auch die letzte Bitte ward der Kratesikleia nicht gewährt, den Tod ihrer Enkel nicht zu sehen: die beyden Knaben wurden vor den Augen der Großmutter erwürgt; und die Unglückliche, die nur den Schmerz der Kinder zu fühlen schien, rief wiederhohlt, noch im Augenblick der eigenen Hinrichtung: o ihr Kinder! ihr armen Kinder! — Die Gattinn des Panteus aber schürzte sich das Gewand auf, und legte schweigend die sterbenden Frauen, so gut es sich thun ließ, ordentlich und anständig. Darauf selbst die letzte, löste sie wieder das aufgeschürzte Gewand, ordnete sich alles nach Sittsamkeit, daß keiner weiter ihren Leichnam zu berühren oder einzuhüllen nöthig hatte, und starb mit heldenmüthiger Fassung. — „So gab Lacedämon darin, daß auch noch in den letzten Tagen seiner hinschwindenden Größe die Tragische Handlung dieser Weiber mit dem Thun der Männer um den Preis stritt, einen Beweis, daß Tugend und wahre Seelengröße vom Schicksal nicht könne entehrt werden.

Auch das Volk der Römer war ein kriegerisches Volk, und hat aus sich selbst nur kriegerische Größe gebildet: aber auch hier blieb den Weibern ihre Achtung und ihr Einfluß. Lucretia's Keuschheit und Selbstmord rühmte der Römer als die Veranlassung zum Gewinn seiner republikanischen Freyheit. Als in Camillus Zeit Gold mangelte, dem Delphischen Gotte ein Weihgeschenk zu bringen, gaben die Römischen Frauen unaufgefordert jede ihren goldenen Schmuck; und der Senat beschloß dagegen, daß, was bis dahin nicht Sitte gewesen, auch den Frauen nach ihrem Tode öffentliche Lobreden gehalten werden sollten. — Allgemein bekannt ist der Nahme Cornelia, der Tochter des älteren Scipio, der den Hannibal besiegt hatte. Sie ward verheirathet an Tiberius Gracchus, der den hohen Werth seiner Frau so zu schätzen wußte, daß, als einst die Wahrsager deuteten, wenn man unter zwey im ehelichen Lager gefundenen Schlangen die männliche tödtete, es dem Tiberius, wenn die weibliche, es der Cornelia den Tod bringen werde, er die männliche Schlange tödtete und die weibliche frey ließ. Und nicht lange nachher, erzählet die Sage, sey er gestorben, und habe zwölf Kinder, von der Cornelia ihm geboren, hinterlassen. Und Cornelia, welche die Sorge um Haus und Kinder jetzt allein übernahm, bewies eine solche Verständigkeit, Mutterliebe und Seelengröße, daß Tiberius keinen unrechten Entschluß gefaßt zu haben schien, wenn statt eines solchen Weibes zu sterben er gewählet hatte. Selbst als der König Ptolemäus, der Sechste des Nahmens in Ägypten, das Diadem mit ihr theilen wollte, und um Vermählung mit ihr warb, schlug sie es aus und blieb Witwe, um ganz der Erziehung ihrer Kinder leben zu können. Doch die meisten starben in frühen Jahren: nur eine der Töchter, die nachher an den jüngern Scipio verheirathet ward, und zwey Söhne, die beyden berühmten Gracchen, blieben ihr; und diese erzog sie mit so eifriger Sorgfalt, daß sie, die nach allgemeinem Urtheil durch die herrlichsten Naturanlagen vor allen Römern jener Zeit sich auszeichneten, dennoch mehr der Erziehung als der Natur für ihre Größe zu danken schienen. — Beyde Brüder, wie sie erwachsen waren, faßten den edlen, aber kühnen Entwurf, durch neue gesetzliche Einrichtungen der Habsucht der Reichen zu wehren, und den von allem Eigenthum ausgestoßenen und zum Kriege daher muthlosen verarmten Bürgern wieder aufzuhelfen; und die Römer erzählten es sich gern, daß Cornelia auch hier mitgewirkt habe. „Immer noch, habe sie wohl gesagt, nennet mich Rom des Scipio Schwiegermutter, nicht Mutter der Gracchen." Sie selbst wandte ihr Vermögen auf, ihren Söhnen Anhänger zu gewinnen, und miethete heimlich auswärtige Männer, die sie als Schnitter verkleidet nach der Stadt schickte, um für die vorgeschlagenen Gesetze zu stimmen. Daher auch das Volk sie mit Begeisterung ehrte, ihren Bitten und Vorschlägen gern Gehör gab, und ihr noch lebend eine eherne Statue errichten ließ, mit der Inschrift: „Cornelia, die Mutter der Gracchen." Doch beyde Brüder wurden ein Opfer ihres patriotischen Edelmuthes: Tiberius, der ältere, wurde von den Senatoren und ihrem Gefolge erschlagen auf dem Capitolium; Cajus, der jüngere, von dem undankbaren Volke verlassen und von den aristokratischen Reichen verfolgt, floh in einen den Furien geheiligten Hain, und starb dort durch eigenes oder Feindes Schwert. Und jetzt, da sie todt waren, errichtete man ihnen Bildsäulen, heiligte man die Örter, wo sie getödtet wurden, brachte man die Erstlinge aller Früchte, und opferte und bethete dort, wie in den Tempeln der Götter. — Cornelia aber ertrug dieß Unglück mit edler und großer Seele. „Würdige Grabmähler haben die Todten gefunden!" pflegte sie zu sagen, meynend die Heiligthümer, in denen die Söhne getödtet waren. Rom verließ sie, und zog

nach dem schönen Campanien: aber gern versammelten sich die Gebildeten Roms, und wer aus Hellas kam, zu ihr, und Könige schickten und empfingen von ihr Geschenke. Am angenehmsten war sie, wenn sie ihres Vaters Leben und häusliche Einrichtung beschrieb; bewundernswürdig aber erschien sie, wenn sie von den Söhnen ohne Trauer und Thränen redete, und von den Leiden und Thaten derselben, als von Männern des Alterthums, erzählte. Einigen daher schien sie sinnlos zu seyn vor Alter oder durch die Größe der Übel, und gefühllos gegen ihr Unglück: aber nur Leuten, die selbst ohne wahres Gefühl nicht einsehen, wie aus edler Natur und Bildung, Standhaftigkeit im Dulden dem Menschen als schönste Frucht erwächst; und daß über die Tugend, wie sehr sie sich gegen Leiden zu verwahren sucht, das Schicksal oft zwar siegt, wenn es aber auch hart trifft, doch die Weisheit, Unglück zu ertragen mit ruhigem Muthe, uns darum nicht nimmt.

Marcus Brutus, der bey der natürlichen Lebhaftigkeit seines republikanischen Sinnes und bey seinem regen Gefühl für allgemeines Menschenrecht die angemaßte Obergewalt eines Einzelnen, der Alles nach seinem Interesse und eigener Willkühr entscheidet und ordnet, unerträglich fand, der alle die ersten Geister, Geschlechter und Tugenden Roms gleichgestimmt sah, verband sich mit den edelsten Männern der Stadt, den Cäsar zu ermorden; und ohne Eidschwur und feyerlich gelobte Treue schwiegen alle. Auch Brutus, der als das Haupt der Unternehmung geachtet, die ganze Gefahr umschauete, wußte zwar außerhalb des Hauses seine Gedanken niederzuhalten und ruhig zu scheinen; im Hause aber und Nachts war er nicht derselbe: bald weckte ihn plötzlich die Sorge aus dem Schlaf; bald tiefer in Nachdenken versunken und unruhig bey Schwierigkeiten, konnte er der neben ihm ruhenden Gattinn, Porcia, einer Tochter des Cato, nicht verbergen, daß irgend ein großer Gedanke ihn beschäftige. Porcia, die ihren Mann zärtlich liebte und mit tiefer Einsicht hohen Muth verband, nahm es sich nicht heraus, den Brutus wegen seines Geheimnisses zu fragen, bis sie sich selbst erprobt hatte. Sie nahm ein Messer und schnitt sich damit in die Hüfte, so daß viel Blut floß, und bald heftige Schmerzen und erschütternde Fieberschauer sie ergriffen. Als Brutus darüber ängstlich wurde; da, als der Schmerz am heftigsten war, sprach sie zu ihm: „Brutus! ich, eine Tochter des Cato, bin in dein Haus gegeben worden, nicht wie die Kebsweiber, um bloß Bett und Tisch mit dir gemein zu haben, sondern zu theilen, was dich erfreut, zu theilen was dich kränkt. Dir nun habe ich in unserer Ehe durchaus nichts vorzuwerfen; ich aber — wie kann ich dir Liebe und Dank beweisen, wenn ich weder ein geheimes Leiden mit dir trage, noch eine Sorge, die Treue erfordert? Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimniß zu ertragen: aber es ist, o Brutus, guter Erziehung und edlem Umgange Kraft über Natur und Sitte; und mir ja ward es zu Theil, des Cato Tochter und des Brutus Gattinn zu seyn. Früher vertrauete ich selbst Dem weniger; jetzt aber habe ich mich kennen gelernt, unbesieglich zu seyn dem Schmerze." Mit diesen Worten zeigte sie die Wunde, und erzählt, was sie gethan. Er aber, von Staunen getroffen, streckte empor die Hände und flehete, daß die Götter ihm verleihen möchten, glücklich zu vollführen die That, um ein Mann zu erscheinen, würdig der Porcia. — Nachdem er darauf für Heilung der Wunde gesorgt, entdeckte er ihr das Geheimniß, und Porcia schwieg. — Doch das Römische Volk war solcher Männer und dieser That nicht werth. Brutus mußte Italien verlassen, und Porcia begleitete ihn bis an's Meer. Da sie von hier nach Rom zurück kehren sollte, versuchte sie zwar die Heftigkeit ihres Schmerzes zu verbergen: aber ein Gemählde verrieth sie, die sonst festen Muthes war. Es war ein Gegenstand aus Homer's Ilias, Hector scheidend von Andromache, wie sie ihren kleinen Sohn aus seinem Arm genommen trägt, und ihm nachblickt. Wie Porcia dieß sah, erweichte die Abbildung des eigenen Leidens sie bis zu Thränen, und oft ging sie den Tag hin und weinte. Als einer von den Freuden des Brutus dabey in Gegenwart der Porcia die Homerischen Verse, die Andromache zu Hektor spricht, anführete:

Hektor! o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!

sagte Brutus lächelnd: „Doch fällt es mir nicht ein, der Porcia die Worte des Hektor zu sagen:

Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern.

denn nur Leibeskraft fehlet ihr zu gleichen männlichen Thaten; an Geist und Muth kämpft sie für das Vaterland tapfer wie wir." — Ein solches Weib mußte den Mann zu Muth und Thatkraft stärken, in ihrer Liebe aber zugleich ihm die süßeste Erheiterung des Lebens gewähren. Daß sie nach des Mannes Tode und nach dem Untergange der Römischen Freyheit nicht weiter zu leben gewünscht habe, wird dem Tiefgefühl inniger Liebe für Gatten und Vaterland nur natürlich erscheinen.

Doch die Krone der Römischen Frauen war Octavia, vielleicht auch an körperlicher Schönheit; denn diejenigen, welche die Cleopatra und Octavia gesehen hatten, fanden Cleopatra nicht schöner. Aber wie sie sich opferte für den Frieden des Vaterlandes und den Antonius heirathete; wie sie den Wüstling zurück führte zur Liebe des Edlen und Schönen, die von der Natur in ihr gepflanzt war; wie sie Bruder und Gatten versöhnte; wie sie die Sache des Treulosen, der ihrer unwürdig sie über eine Cleopatra vergessen konnte, bey den Bürgern Roms zu vertheidigen, und in Ehren zu erhalten, den Octavian, ihren Bruder, zu besänftigen suchte; wie sie, um ihn aus seiner Betäubung zu wecken, selbst nach Ägypten reisen wollte, aber auf Antonius Befehl in Athen bleiben mußte; wie sie endlich in Rom selbst auf Antonius Befehl aus seinem Hause geworfen ging, aber nach Antonius und der Cleopatra Tode nicht bloß ihre, sondern auch der Cleopatra Kinder von Antonius mit Geist und Treue zu Edelsinn und hoher Tugend erzog, das ist zu bekannt, um es hier nochmahls zu wiederhohlen.

Auch in der neueren Geschichte fehlt es nicht an weiblichen Charakteren, die durch eigene Geisteskraft, Edelsinn und Charaktergröße auf ihre nächsten Verhältnisse so eingewirkt haben, daß sie als ermunternde und aufreitzende Vorbilder könnten dargestellt werden. Nur seltener sind sie; und was eine alte Chronik von Deutschen Weibern, den Frauen aus Weinsberg, in treuer Einfalt erzählt, solche Weibertreue hat ein späteres, wir entscheiden nicht ob ungerechtes oder unglückliches Geschlecht für Fabel erklären wollen. Daß aber die gegenwärtige, und einst die von ihr erzogene Generation von Töchtern sie wiederum dem Deutschen Jünglinge und Mann in seiner eigenen Veredlung durch Weiberverstand und Weibertugend als historische Wahrheit beweise und rechtfertige, dazu fordern Zeit und Vaterland ernst und dringend alle weiblichen Gemüther auf.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 25., Mittwoch den 27. und Freytag den 29. Juny 1810.

Für die bleibenden Völker war gegen übermächtige Gewalt immer das einzige Mittel: Bündnisse, Eidgenossenschaften. Gegen die Präponderanz eines Einzigen gibt es Nichts, als die Vereinigung der Bedrohten zu Einem eben so mächtigen Willen. Letztere haben einen großen Vortheil: Alexander, Attila, Carl der Große hatten einen alles niederwerfenden Willen — aber er ist mit ihnen verschwunden, und hat ihre Macht andern zur Beute gelassen. Wie viele Jahrhunderte bestand der Schweitzerische, Holländische, auch der Deutsche Wille frey zu seyn? Auf der andern Seite ist verbündeter Wille dem des Einzigen während der kurzen Dauer seiner Flamme nur dann an Kraft zu vergleichen, wenn ihm irgend eine heilige Begeisterung für Freyheit, Religion oder Vaterland das gleiche Leben gibt. Wenn diese wunderwirkenden Gefühle aus den Herzen der Menge weggespottet und in ernsteren Gemüthern durch verrätherische Sophisten getödtet worden, so ist für so ein Zeitalter kein Mittel. Es wird auf Bündnisse schimpfen, wie Kinder das Messer schlagen, mit dem ihre Unerfahrenheit sie verletzt hat.

Johann von Müller.

(76 — 78.)

Historischer Frauenspiegel.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser dieses Aufsatzes im vorhergehenden Blatte äußert in den letzten Zeilen die Meinung, als wenn in der neuern Zeit die Beyspiele von Frauen, welche sich mit einem, über die Mehrzahl ihres Geschlechtes erhabenen Sinn in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen ausgezeichnet haben, so selten geworden, und führt aus der ganzen spätern Geschichte nur die Weiber von Weinsberg an *). Wenn er unter neuerer Zeit unser letztes Jahrhundert versteht, so glaube ich, wird ihm wohl nicht können widersprochen werden. Die Menschheit im Ganzen hat in dieser Epoche an körperlicher und Willenskraft, so wie an innerer Lebensfreudigkeit viel verloren. Der Verlust ist bedeutender, als man vor fünf und zwanzig Jahren zugeben wollte, wo das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert in stolzem Bewußtseyn seiner Verstandes-Cultur sich glücklich pries, und mit Verachtung auf jene so genannten Zeiten der Rohheit und Barbarey herab sah. Es ist mit diesem Vermögen gar Manches verschwunden, was die Welt vor den jetzigen gewaltsamen Krämpfen und Krisen hätte bewahren können, und wenn das ganze Geschlecht an Muth und Kraft sinkt, kann die eine zartere Hälfte sich nicht allein erhalten. Immer wirken beyde unzertrennlich auf einander, sie können nur mit einander fallen und steigen. So sind nun freylich unter verweichlichten Männern auch die kräftigen Frauen selten geworden, und jene Spartanerinn in dem oben erwähnten Aufsatze hatte sehr richtig bemerkt, daß nur jene Weiber werth sind, über ihre Männer zu herrschen, die auch Männer gebären. Wenn er aber unter der Benennung neuere Zeit das Mittelalter und das ganze XVI. und XVII. Jahrhundert mit einbegreift, so würde es, wie ich glaube, nicht schwer seyn, sehr viele hohe und würdige Gestalten aus dem Dunkel desselben hervor treten zu lassen, und selbst in dem letzten Jahrhundert hat Bedürfniß und Gelegenheit hier und dort manchen kräftigen Keim schön und wohlthätig entwickelt. Es kömmt nur darauf an, ihn mit Liebe und Lust aufzusuchen. Man könnte dem jetzigen Geschlechte daran zeigen, daß Muth, Kraft und höherer Geistesaufschwung sich theils (so wenig man das für möglich hält) sehr wohl mit inniger Anhänglichkeit an geliebte Gegenstände, und mit jeder weiblichen Tugend verträgt, theils daß, wo diese Vereinigung durch das Schicksal oder die Eigenthümlichkeit der Person nicht Statt finden konnte, auch Frauen mit Erfolg aus den Verhältnissen ihres Geschlechts getreten sind, und sich in fremden Sphären rühmlich ausgezeichnet haben.

Bevor aber noch die Frauen der neuern Zeit uns erscheinen; soll eine Frau des Alterthums nicht vergessen werden, die vor vielen der Betrachtung und des Ruhmes würdig ist, und

*) In deme dritbden jare (1140) voyr der Koninch Conrad, zo Beyeren unde bestalde dar eyne stadt, de Wynesbergh is genant, unde gewan de vursprochene stat; unde do de stat gewunnen was, do gaf der Koninch orloyf al den junefrowen unde den vrowen de dar waren, dat sy mugthen myth yn nemen, wat sy utz der stadt gedragen kunden; unde do worden de Vrowen des zo rade, das sy alle ander dynch bewerden lysen, nam eren man oph synen rughe; unde de geyn man un hatten, de namen ere vrynt unde droghen sy den bergh neder; unde do dat sach Hertzoghe Frederich, her wolde das weren: mer der Koninch sprach alleyne: yn de wyf bedroghen hetten, yth en wer nyth reden noch erlihen, dat eyn Koninch synen wort nyth stede yn hilte. Unde aldus behilden de wyf alle de manne van der stat.

deren in dem Frauenspiegel nicht erwähnt wird: Epponina, die Gemahlinn des Julius Sabinus. Dieser, aus einem edlen Gallischen Geschlechte entsprossen, hatte es versucht, das Joch der Römer abzuwerfen, und ein unabhängiges Reich in seinem Vaterlande zu gründen. Der Ausgang entschied gegen ihn. Nicht alle Gallischen Völker dachten wie sein Stamm, viele trugen ohne Beschwerde die Fesseln der damahligen Beherrscher der Welt, und Sabinus Vorhaben scheiterte an der zahmen Treue der Sequaner. Da er Alles verloren sah, hatte das Leben nur darum noch einigen Reiz für ihn, weil er es mit einer über Alles geliebten Gattinn zuzubringen gehofft hatte. Von ihr zu scheiden war ihm schwerer, als von Reichthum, Herrschaft und Ruhm. Die Liebe gab ihm den Entschluß, nie für die Welt zu sterben, und nur für Epponinen zu leben. Verkleidet begab er sich nach seinem Schlosse Lingones (Langres in Champagne), dort berief er seine Sclaven, gab sich ihnen zu erkennen, eröffnete ihnen sein Vorhaben, sein Leben durch Gift zu enden, und entließ sie Alle, bis auf zwey Freygelassene von erprobter Treue. Hierauf stieg er in die unterirdischen Gemächer der Burg hinab, und ließ die Gebäude in Flammen aufgehen, um der Welt glauben zu machen, daß sein Körper in denselben verzehrt worden sey. Jedermann hielt die geschickt ausgesonnene List für Wahrheit, selbst Epponina wurde durch die Nachricht davon in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Diesen Schmerz konnte er ihr nicht ersparen, denn auch er mußte zur Bestätigung seiner Todesnachricht beytragen — endlich sandte er ihr den vertrauten Freygelassenen Martialis mit dem ersten Zeichen seines Lebens, und mit der Bitte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um durch keine Äußerung von Freude den Glauben an seinen Tod zu zerstören. Epponina bezwang sich und ihr Entzücken, sie fuhr fort, die trostlose Witwe zu spielen, die sie kurz vorher noch wirklich war. So zeigte sie sich am Tage vor ihren Bekannten, die Nächte brachte sie, von dem treuen Martialis geleitet, in dem unterirdischen Gewölbe bey ihrem Gemahl zu. In dieser grauenvollen Einsamkeit, von ewiger Nacht umgeben, hielt die Liebe, die Seligkeit vereinigt zu seyn, das unglückliche Paar für so viele Entbehrungen schadlos. Hier gebar Epponina zwey Söhne, erzog sie mit Sorgfalt, und zeigte sich nur so viel öffentlich, als nothwendig war, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein zweyter Versuch, mit ihrem Gemahl nach Rom zu gehen, wo seine Freunde, denen sie sich anvertraut hatten, für Sabinus Begnadigung zu verwenden versprochen, lief fruchtlos ab, und ihr Glück bestand darin, unentdeckt in ihren düstern Aufenthalt zurück kommen zu können. So vergingen neun lange Jahre. Endlich enthüllte ein unglücklicher Zufall das Geheimniß der verborgenen Liebe! — sie wurden ergriffen und nach Rom geführt. Der Zulauf des Volkes, um sie zu sehen, war außerordentlich, das Schicksal der beyden Gatten, ihre Treue, ihre seltsame Verborgenheit erregte allgemeine Theilnahme. Sabinus, erschrocken und gebeugt, flößte bloß Mitleid ein, indeß Epponinens entschlossene Haltung ihr die Achtung Roms erwarb. Sie führte ihre Kinder an der Hand, und warf sich mit ihnen dem Kaiser zu Füßen, um Gnade für ihren Mann zu erflehen. Vespasian schien gerührt — dennoch sprach er das Todesurtheil über ihn. Nun ergoß sich Epponina in Verwünschungen gegen den Kaiser, und warf sich selbst ihre Schwäche vor, um Gnade gefleht zu haben. Dieser Trotz reizte ihren mächtigen Feind noch mehr, und er ließ sie mit ihrem Gemahl hinrichten, ohne zu ahnden, daß er ihr vielleicht mit dieser verdoppelten Strenge den liebsten Dienst erwies.

Die dramatische Kunst hat einige berühmte Frauen des Mittelalters zum Gegenstande ihrer Darstellungen gewählt. Die Welt kennt sie in dieser Gestalt, die freylich manchen Zusatz, manche Verschönerung theils erlaubt, theils fordert, aber auch ohne diesen fremden Schmuck wird die einfache Erzählung dessen, was sie waren und thaten, ihnen die Achtung der Nachwelt sichern.

Werner, der rühmlich bekannte Verfasser der Söhne des Thals, hat durch sein letztes Trauerspiel: Wanda, Königinn der Sarmaten, das Andenken dieser hochherzigen Frau ins Gedächtniß der Nachwelt gerufen. Sie herrschte über Pohlen, und war durch ihre Schönheit weit umher berühmt. Diese Reitze, oder das Reich, das sie besaß, erregten die Wünsche eines Deutschen Fürsten Ritiger. Er warb um ihre Hand, sie schlug ihn aus, und er kündigte ihr den Krieg an. Entschlossen führte sie ihre Völker ihm entgegen — im Angesichte beyder Heere wiederhohlte er seinen Antrag, und sie antwortete ihm, daß sie als eine Königinn nicht die Sclavinn eines Mannes werden könne, der gewiß nicht sie, sondern nur ihre Macht und Herrschaft liebe. Ritiger's Völker (vermuthlich weil sie sahen, um welcher Ursache willen sie ihr Blut hatten vergießen sollen) empörten sich hierauf, und er verlor sein Leben in diesem Aufstande. Wanda kehrte triumphirend zurück nach Krakau — opferte den Göttern, und um ihre Unterthanen vor einem zweyten, um ihrentwillen angefangenen Kriege zu bewahren — stürzte sie sich in die Weichsel.

Gewiß kennt der größte Theil des Publicums das Schicksal der muthigen Bianca della Porta aus dem Meisterwerke unsers edlen Landsmannes, Hrn. Hofraths von Collin. Der Verfasser hat mit eben so viel Klugheit als Zartgefühl manchen grellen Zug der Geschichte verwischt, ohne der Wahrheit des Charakters dieser Frau etwas zu benehmen. Die eigentliche Begebenheit ist folgende: Ezzelino, der größte Gibelline seiner Zeit, nach Friedrichs II. Tode ganz mit der Idee eines selbstständigen Königreichs Italien erfüllt, welchem er als König vorstünde, dieser von seinem Zeitalter so genannte Sohn der Hölle, hatte den größten Theil der Lombardischen Städte erobert und verheert. Er belagerte jetzt Bassano, das sein Podesta Battista della Porta heldenmüthig vertheidigte. Ihm zur Seite stand seine eben so schöne, als hochherzige Gemahlinn Bianca, aus der Familie de Rossi. Gewaffnet wie ein Krieger erschien sie auf den Wällen, um überall, wo es Noth that, die Krieger zu ermuntern. Sie stellte sich an die Spitze der Weiber, und ließ bey einem Sturm, den die Belagerer wagten, Steine, siedendes Wasser und Feuerbrände auf die Feinde hinab schleudern; die Weiber warfen sogar, von ihr ermuntert, mehrere derselben von den Leitern hinab. So retteten sie für dieses Mahl die Stadt, bis endlich Verrath den Feinden die Pforte öffnete. Battista kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung bis zum letzten Augenblick, an der Spitze der Seinigen, und fiel von vielen Wunden bedeckt. Nun stürzte sich Bianca mit dem Schwerte in der Hand ins Schlachtgewühl, um den Tod ihres Mannes zu rächen,

oder ihm zu folgen. Sie wurde umringt, gefangen, und vor Ezzelino geführt. Ihre Schönheit entflammte eine wilde Leidenschaft in der Brust des Eroberers. Bald durch Schmeicheleyen, bald durch Drohungen suchte er seine Absichten zu erreichen, sie widerstand ihm entschlossen, ja sie stürzte sich endlich vom Fenster herab, um seinen ferneren Zudringlichkeiten durch den Tod zu entgehen. Dieß muthige Vorhaben mißlang dennoch — sie blieb nicht todt, sondern wurde nur sehr beschädigt. Der Tyrann befahl, die größte Sorgfalt für sie zu tragen; sobald sie hergestellt war, erneuerte er seine Bewerbungen — und als er den Weg der Güte und List gleich unzulänglich fand, führte ihn zuletzt Gewalt an sein verabscheuungswürdiges Ziel. In Verzweiflung über ihr Schicksal sann die Unglückliche nun auf nichts als ihren Tod, zu dem man ihr mit erfinderischer Grausamkeit alle Wege zu verschließen suchte. Aber was wäre dem festen Willen unmöglich? Sie stellte sich nun nach und nach ruhiger, und verlangte als eine Begünstigung ihres Gemahls Leiche, die mit anständiger Pracht bestattet worden war, zu sehen. Man willfahrte ihr. Sie ließ den steinernen Grabdeckel aufheben und unterstützen, um bequemer hinab sehen zu können. Sie trat hin — beugte sich hinab — ersah den günstigen Augenblick, riß die Stütze weg, und zerschmetterte mit dem Gewichte des Steines ihr Haupt. So entging sie den Nachstellungen des Ezzelino und dem Gefühl ihrer Schmach.

Gisela, die Witwe Herzog Ernsts von Schwaben, wurde durch Staatsrücksichten gezwungen, dem Kaiser Conrad II. ihre Hand zu reichen — „er heirathete sie mit Gewalt" sagt die Chronik — und diese Ehe — die aus Zwang und Politik geschlossen wurde, wurde durch Gisela's gehaltvollen Charakter eine der glücklichsten. Wie froh ihres Besitzes sich Conrad fühlen mußte, beweist der Verfolg der Geschichte. Die Fürsten und Bischofe des Reichs weigerten sich, diese Ehe als gültig anzuerkennen, entweder weil sie wirklich in dem Grade der Verwandtschaft (Conrad war im fünften Grade mit Gisela befreundet) ein Ärgerniß fanden, das sie nicht durch das Beyspiel des Reichsoberhaupts bestärkt und gerechtfertigt sehen wollten, oder weil sie, was viel wahrscheinlicher ist, dem kräftigen, gefürchteten Manne die Krone wieder entreissen wollten. Indessen mußten sie in diesem Falle doch sehr von seiner Liebe zu seiner Frau überzeugt seyn, weil sie ihm die Alternative vorlegen konnten, entweder seiner Frau oder dem Kaiserthume zu entsagen.

Conrad, dem das Eine so schrecklich vorkam als das Andere, suchte Zeit zu gewinnen, und endlich siegte die männliche Tugend, das anständige kluge Betragen dieser Frau, so daß nicht allein keine Rede mehr von einer Ehescheidung war, sondern die meisten Fürsten verlangten, sie sollte mit ihrem Gemahle zugleich gekrönt werden, und der Erzbischof von Cölln, der Anfangs einer von Conrads Widersachern gewesen war, sich's als eine Ehre ausbath, die Ceremonie verrichten zu dürfen. Von nun an folgte sie als unzertrennliche Gefährtinn ihrem Gemahl überall hin, und leistete ihm durch ihr würdevolles Benehmen, ihre Klugheit und Kenntnisse wichtigen Beystand in seinen Staatsgeschäften.

Auf einem nicht so erhabenen Standpunct, mit Tugenden andrer Art geziert, war Catharina von Parthenay, aus dem berühmten Hause der Soubise, die, wie ihr Geschichtschreiber sagt, Heldenmuth mit Weiblichkeit, Schriftstellerey mit Mutterpflichten zu vereinbaren wußte. Ihr erster Gemahl war ein Baron Dupont, dessen Verlust sie, als er in der Bartholomäus-Mordnacht mit so vielen seiner Glaubensgenossen als ein Opfer fanatischer Grausamkeit fiel, in schönen Elegien beweinte. Hierauf gab sie einem Prinzen von Rohan die Hand. Sie beschäftigte sich mit Literatur, schrieb in ihrer Jugend mehrere Lust- und Trauerspiele, die mit Beyfall aufgenommen wurden, und übersetzte in spätern Jahren den Isokrates. Dennoch fand sie bey allen diesen Übungen ihres Geistes vollkommen Zeit, alle ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und drey Kinder, die sie in ihrer zweyten Ehe hatte, vortrefflich zu erziehen. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, zeichnete sich in den Bürgerkriegen unter Ludewig XIII. aus, und erwarb sich allgemeinen Ruhm und Liebe; ihre ältere Tochter Catharina hatte den Muth, den Bewerbungen des liebenswürdigen Heinrich IV. zu widerstehen, weil sie sich zu gering zu seiner Gemahlinn, und zu edel zu seiner Buhlerinn fühlte; ihre jüngste Tochter Anna ergab sich, wie ihre Mutter, den Wissenschaften, heirathete nie, und folgte ihr, als sie nach dem Tode ihres Gemahls sich nach Rochelle begab, in diese Stadt. Hier lebten sie beyde der Frömmigkeit und Literatur, hier hielt die Mutter in einem Alter von 91 Jahren die berühmte Belagerung dieses neueren Numantia aus, und schrieb, obwohl sie durch drey Monathe von Pferdefleisch und täglichen 4 Unzen Brod leben mußte, ihrem Sohne dem Herzog, der ein Oberhaupt der protestantischen Partey war, er solle sich durch keine Rücksicht auf ihre Lage in seinen Kriegs-Operationen stören lassen. Als sich die Festung endlich ergeben und capituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Capitulation mit eingeschlossen zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Rivot führen.

Hohen Sinn für Freyheit und Volksrechte — Heldenmuth und eheliche Zärtlichkeit — einer Römerinn aus den bessern Zeiten der Republik würdig, zeichneten Marie de Pacheco die Gemahlinn des Juan de Padilla, aus, der voll Jugendfeuer, aufstrebenden Heldengeistes und Liebe zu seinem Volke in dem Aufruhr der spanischen Städte gegen Carln V., als Haupt der Volkspartey, nach einem hartnäckigen muthigen Kampf, verwundet in die Hände seiner Feinde fiel, und sein Leben als Rebell auf dem Blutgerüste verlor. Vor seinem Tode schrieb er zwey Briefe: an seine Frau, und an Toledo, seine Vaterstadt, jenen, voll hoher würdiger Zärtlichkeit, einen schönen Beweis sowohl für seine Liebe, als für Mariens hohen Werth; diesen voll stolzer Freudigkeit über seinen Tod, den er als Märterer für die gute Sache zu erleiden glaubte.

Nach seinem Verlust rüstete sich Marie, das angefangene Werk ihres Gemahls fortzusetzen, und so ihm ihre Treue und Liebe besser als durch unthätige Klagen zu beweisen. Sie ging in seine Gesinnungen ein, ließ Toledo befestigen, und bereitete sich, es mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen. Eben so muthig als besonnen, wußte sie das Volk für sich und die hinterlassene Waise des geliebten Anführers, ihren unmündigen Sohn, zu gewinnen; der Cathedrale eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung des Krieges abzudringen, und durch ein geheimes Einverständniß mit Frankreich Carls Heere in Navarra zu beschäftigen. Als aber dort der Krieg geendet war, kehrte die Armee vor Toledo zurück, und belagerte es mit Nachdruck.

Eine Zeit lang ertrug das Volk, von Marien aufgemuntert und angeführt willig die Drangsalen einer Belagerung. Endlich wußte die Geistlichkeit, der Noth überdrüssig, und Marien um jener abgenöthigten Geldhülfe wegen feind, die Bürger gegen sie, als gegen eine Zauberinn, aufzuwiegeln; man zwang sie, die Stadt zu verlassen, und übergab diese dem Feind. Noch hielt sich Marie durch vier ganze Monathe in der Citadelle, und nur dann, als jeder fernere Widerstand unmöglich war, entfloh sie in Männerkleidern nach Portugall, wo ihre Verwandten lebten.

Mit welchem Nahmen könnte ein Österreichisches Blatt den Reihen der berühmten Frauen, die unerschütterlichen Muth, Entschlossenheit und männliche Tugenden mit allen milderen Eigenschaften des Weibes vereinigten, würdiger schließen, als mit dem Nahmen der unvergeßlichen Kaiserinn Maria Theresia! Sie, der letzte Sproße eines der ältesten ehrwürdigsten Fürstenhäuser, trat ohne Heer, ohne gesammelte Schätze, vertrauend auf die Rechtlichkeit der übrigen Mächte, die durch heilige Verträge ihr unbestreitbares Erbrecht gesichert hatten, die weiten Staaten ihres Vaters nach seinem Tode an. — Da erhob sich von allen Seiten der Krieg, da hofften Raubsucht und niedriger Eigennutz, der beschwornen Verträge nicht achtend, die reiche Beute, die nur zarte weibliche Hände vertheidigten, mit leichter Mühe zu theilen. Ein Feind nach dem andern stand auf, und trug den Krieg bis in das Herz ihres Reiches. Aber Theresia fand in sich, in ihrem Geiste, ihrer Entschlossenheit die Mittel, ihnen Allen zu widerstehen. Nur von dem fernen England unterstützt, das nicht kräftig genug für sie wirken konnte, both sie ihnen allein die Stirn, und erhielt sich nicht nur im Besitze beynahe aller ihrer angeerbten Staaten, sondern sie brachte sie während ihrer langen Regierung zu einem Flor und Wohlstand, den sie weder vorher jemahls hatten, noch späterhin, durch die Stürme der Zeit gestört, wieder erreichen konnten.

Und ihre Jugend hatte die Liebe im eigentlichsten Sinne verschönert. Nicht wie sonst bey Fürstentöchtern war ihre Ehe das Werk der Staatskunst, und ihr glückliches Gelingen ein Werk des Zufalls; nein, was sonst nur das Loos des Mittelstandes ist, wo die Befriedigung der edleren Triebe für den Mangel glänzender Glücksgaben, entschädigen muß, ward ihr, der Erbinn einer der ersten Thronen zu Theil. Eine heiße treue Liebe verband sie mit dem schönen und liebenswürdigen Herzog Franz von Lothringen, der mit seinem Bruder an ihres Vaters Carls VI. Hofe erzogen wurde. Heimliche Zusammenkünfte, ein zärtlicher Briefwechsel verbreiteten lebhaftere Reitze über die Jahre ihrer Jugend, und die schönste Frau, die reichste Erbinn ihrer Zeit, bewahrte die erste reine Flamme, die ihre jugendliche Brust entzündet hatte, treu bis zum Tode des einzig Geliebten, des Vaters ihrer vielen Kinder, gegen welche sie ihre Mutterpflichten in allem Umfang, den ihre Staatsgeschäfte erlaubten, erfüllte. Nie konnte ein andrer Mann sich rühmen, ihre Gunst besessen zu haben, und bey ungeheuchelter wahrer Frömmigkeit, bey jenen weiblichen Tugenden, die jedes Privatverhältniß geschmückt haben würden, beglückten ihre Herrschereigenschaften ein weites Reich durch die vierzig schönsten Jahre desselben.

.....

Nicht immer indeß war es den Frauen von ausgezeichneten Talenten oder seltener Geistesstärke möglich, zugleich auch in der Sphäre der Weiblichkeit zu bleiben, und so die Tugenden ihres Geschlechts mit männlicher Ausbildung zu vereinigen. Zuweilen hinderte das Schicksal diese Vereinigung, zuweilen lag sie gar nicht im Charakter und Ideengange des Individuums — darum bleiben diese nicht minder merkwürdig, und verdienen in ihrer Art eben sowohl unsere Bewunderung oder Achtung, nur daß diese nie so ganz und so rein seyn kann wie bey jenen.

Johanna d'Arc, das Mädchen von Orleans, möge diese Reihe beginnen. Aus der Geschichte sowohl als aus des unsterblichen Schillers Trauerspiel ist ihr Nahme, ihr Schicksal der Welt bekannt. Ob sie wirklich sich für eine Gottbegeisterte gehalten, ob sie von den Grafen Dünois und Baudricourt zu ihrer Rolle unterrichtet worden, wer kann nach so manchem verflossenen Jahrhundert darüber entscheiden? Aber nimmermehr wird, weder Shakespeare's patriotisch-parteyliche Darstellung, als der die Überwinderinn seiner Landsleute nur im gehässigen Lichte sah, noch Voltaires ekel-witzelnde Herabwürdigung eines hohen kräftigen Charakters Jemand — der nicht ganz vom Zeitgeiste durchkältet ist, überreden, sie nicht für ein starkmüthiges, entschlossenes, geistvolles Weib zu erkennen, von der edelsten Liebe für ihr Vaterland beseelt, ein Beyspiel und eine Beschämung gar vieler Männer ihrer und — — unserer Zeit.

Ihr gegenüber stehe Agnes Sorel, von ihrem Zeitalter vor Allem die Schöne genannt — Carl VII. Geliebte, Johannens Zeitgenossinn — Landsmänninn — vielleicht auch Freundinn, denn sie hatten beyde einerley Zweck, Carln aus seinem unrühmlichen Schlummer zu wecken, und ihr Vaterland von dem Joch des Fremdlings zu befreyen. Was Johanna auf dem gewaltigen Wege der Waffen, das versuchte Agnes auf dem der Liebe und Überredung. Sie war es, die den in Weichlichkeit und Furcht versunkenen König zum tapfern Widerstand aufmahnte, die ihn vor einer schimpflichen Flucht über die Loire durch die Drohung, ihn zu verlassen, abhielt, die ihre Güter in der Provence verpfändete, um ihm Mittel zum Kriege zu verschaffen — und die — was die größte Bürgschaft für den Gehalt ihres Charakters gibt — die Freundinn seiner rechtmäßigen Gemahlinn war.

Ganz in einer andern Sphäre, aber nicht minder berühmt ist Helouise, mit ihr von einem Lande erzeugt. Gebildet wie wenige Männer ihres Zeitalters, voll gelehrter Kenntnisse, doch dabey unendlich liebenswürdig, und durch ihre Schönheit sowohl als ihre Wissenschaft berühmt, lenkte Umgang, persönliches Verdienst und die Stimme des Ruhms die ersten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens auf den schönen und gelehrten Abälard, der ihr Lehrer in hohen Wissenschaften war, und bald von den Reitzen seiner schönen Schülerinn bezaubert, Lieder zu ihrem Preise dichtete, und zur Laute sang, die in ganz Frankreich nachgesungen, Helouisens Nahmen und Reitz, mit Abälard's Ruhm verbunden, durch ihr horchendes Vaterland trugen. Helouise schwebte in höhere Regionen des Ruhms und der Liebe — sie beyde das erste schönste Paar in Frankreich. Er von allen gelehrten Männern seiner Zeit theils bewundert, theils beneidet, — Sie, durch ihn und sich selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Unmöglich konnte sie sich entschließen, diesen Mann, dessen Bild die Liebe mit himmlischen

Glanz in ihrer Seele verklärte, zu den einengenden Bedürfnissen, zu der geistlähmenden Alltäglichkeit des Hausstandes herab zu ziehen. Sie war es, die seinen Antrag, sie zu heirathen, standhaft ausschlug, und vorzog, ihn ohne sich, auf der glänzenden Bahn des öffentlichen Ruhms fortschreiten zu lassen. Sie liebte nur ihn, seinen Geist, seine Ehre, und als ein schreckliches Schicksal diese schimmernde Hoffnung in ihrer vollsten Blüthe zerstörte, als Abälard davon niedergeschmettert — vernichtet, in einem verzweifelungsvollen Entschluß für sich und sie eine feindselige Beruhigung fand — als er sie zwang, die Welt zu verlassen, in der Er nicht mehr glänzen konnte — da folgte sie standhaft, obgleich nicht ohne innern Kampf seinem Wunsche, der dem liebenden Weibe Befehl war, entsagte, in einem Alter, wo Schönheit und Ruhm ihr ein genußreiches Leben sicherten, allen Freuden desselben, und begab sich in klösterliche Mauern. Auch hier noch lebte das Andenken des Jugendgeliebten in seiner ersten Klarheit und Reine immer fort in ihrer Seele. In dem grämlichen, zanksüchtigen, eigensinnigen Manne liebte sie noch den schönen, glänzenden, bewunderten Jüngling der vergangenen Jahre. Ihre Briefe an ihn, die theils gelehrte Erörterungen, theils weise und zweckmäßige Einrichtungen für das Kloster, dem sie als Äbtissinn vorstand, betreffen, sind voll von Zügen ihrer unauslöschlichen Liebe zu ihm. Oft milderte ihr weicher Sinn die Schärfe und Bitterkeit seiner Ansichten, oft verbesserte ihr richtiges Gefühl seine leidenschaftliche Hitze. So dauerte ihr Verhältniß bis an seinen Tod, den sie um 21 Jahre überlebte. Sie starb in einem beträchtlichen Alter; geachtet und geliebt von ihren Untergebenen und der Welt, die, ungeachtet ihrer sonderbaren Denkart über weibliche und häusliche Verhältnisse, der innern Würde ihres Charakters seit sieben Jahrhunderten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Beyspielloses Unglück erwecket in festen Gemüthern oft beyspiellosen Muth, und steigert die innere Kraft des Gemüthes zu einer bewundernswürdigen Höhe. So zeigte sich Johanna von Neapel, die Enkelinn Robert des Weisen von Anjou. Nach ihres Vaters Tode, der sie als eine unmündige Waise verließ, verlobte sie ihr Großvater mit Andreas Prinzen von Ungarn, der ebenfalls aus dem Hause Anjou abstammte. Die Gemüthsart dieses Prinzen ließ ihn bald diesen Schritt bereuen, aber es war zu spät, und ihm nichts übrig, als bey seinem Tode Johannen zur alleinigen Erbinn seiner Staaten einzusetzen, ohne ihrem Gemahl irgend einige Macht einzuräumen.

Johanna war jung, schön, belesen, gebildet — ihr Loos an der Seite eines rohen Mannes, der keinen ihrer Vorzüge zu schätzen wußte, mußte daher sehr traurig seyn. Indeß gerieth Andreas auf den Einfall, sich zum Könige von Neapel krönen zu lassen, und bewirkte es auch durch seine Unterhändler am Römischen Hofe; das empörte die Neapolitanischen Großen, und sie sannen darauf, sich den verhaßten Fremdling vom Halse zu schaffen. Der Mordanschlag wurde ausgeführt, Johanna sah sich von einem unerträglichen Mann befreyt, aber sein Tod statt ihr Lebensglück zu sichern, war eine neue Quelle anhaltender Unglücksfälle. Die Welt, die ihr Verhältniß gekannt hatte, hielt sie für mitschuldig an seinem Tode, so strenge Untersuchungen sie auch über seine Mörder hatte ergehen lassen, und Ludewig, König von Ungarn, des Ermordeten Bruder, kam mit einem Kriegsheer, das Blut seines Bruders zu rächen. Johanna entfloh nach der Provence, indem sie ihren Sohn Charobert in den Händen ihrer Großen zurück ließ, denen sie rieth, sich dem Könige lieber nicht zu widersetzen, um das Land nicht größeren Übeln bloß zu stellen. Ludewig zog in Neapel ein, Alles wich zitternd vor ihm; er bestrafte alle jene aufs grausamste, die an dem Tode des Andreas Antheil gehabt hatten, und richtete das Reich nach seinem Willen ein. Unterdessen hatte Johanna vom Papste die Lossprechung von allem Verdacht an dem Mord ihres Gemahls erhalten, sie kehrte zurück. Alles eilte zu ihren Fahnen, Ludewig mußte ihre Ansprüche anerkennen, er verließ Neapel, aber nahm ihren Sohn Charobert, seinen Neffen mit sich, der in dem ungewohnten Klima bald darauf starb. Sie vermählte sich noch zwey Mahl, mit Ludewig von Tarent, und Jacob von Majorca. Beyde starben bald nach einander. Nun beherrschte sie allein das ganze Reich, und brachte es durch ihre weisen Maßregeln auf einen solchen Grad von Blüthe, Ruhe und Reichthum, daß ihre Regierung als ein goldenes Zeitalter in den Jahrbüchern Neapels gepriesen wird, besonders erfreuten sich Künste und Wissenschaften der Unterstützung dieser gelehrten und verständigen Fürstinn. Um das Reich nicht der Gefahr eines Successions-Krieges auszusetzen, nahm sie den Prinzen Carl Durazzo an Sohnes Statt an, als sie aber kurze Zeit darauf sich zum vierten Mahle mit Otto von Braunschweig vermählte, fürchtete er, seine Hoffnung auf den Thron vernichtet zu sehen, und benutzte den Zwiespalt einer doppelten Papstwahl, um Johannen von dem einen derselben, den sie nicht als Oberhaupt der Kirche erkennen wollte, in den Bann thun, ihrer Länder berauben, und diese sich zusprechen zu lassen. Das Volk, erschrocken über diesen Fluch, verließ Johannen, und sie sah sich beynahe ohne Hülfe. Ihr Gemahl sammelte die wenigen Getreuen, die ihr noch anhingen, und sie sandte nach Frankreich um Unterstützung, indem sie zugleich den Bruder des Königs Ludewig von Anjou an Durazzo's Stelle für ihren Nachfolger erklärte. Unterdessen vereinigte sich das Volk um Durazzo's Fahnen, und die Königinn ward in ihrem Schlosse belagert. Mit Sehnsucht erwartete man die Französische Flotte — das Schloß konnte sich nicht mehr halten, endlich da auch ihres Gemahls letzter Versuch, es zu entsetzen, mißlang, ließ sie die Thore öffnen. In dem Augenblicke erschien die Flotte, Durazzo, von dieser unerwarteten Hülfe erschreckt, suchte Johannens gerechten Zorn durch scheinbare Unterwürfigkeit zu entwaffnen, aber sie, klüger als er, forderte bloß ein Gespräch mit dem Anführer der Flotte und freyes Geleit für sie. Sie kamen, Johanna erklärte ihnen noch ein Mahl ihren festen Willen, daß Ludewig von Anjou ihr Nachfolger werden, und daß sie sich nie dem Durazzo unterwerfen sollen. Sie selbst blieb in seiner Gewalt zurück, der, nun erbittert durch diesen letzten Schritt, sie wie eine gemeine Gefangene behandeln, und endlich auf Verlangen ihres alten Feindes, des Königs von Ungarn, ermorden ließ.

Ein Gegenstück zu Johannens Loos biethet das Schicksal der durch ihre Schönheit und ihr Unglück gleich berühmten Maria Stuart dar. Jedermann kennt ihre Geschichte. An dem glänzenden üppigen Hofe von Frankreich erzogen — schön, lebhaft, voll Talente, ausgebildet wie wenige ihres Geschlechts, (sie redete mehrere Sprachen, spielte die Laute, sang und dichtete sogar —) fühlte sie sich bestimmt, das Leben, das sie so lieblich, so fröhlich ansprach, auch recht fröhlich zu genießen. Ihr Herz hatte Rechte, und behauptete sie. Dar-

über wurde nun freylich oft die Stimme der Klugheit, ja der Vernunft überhört, aber es ist auch eben so gewiß, daß Mißgunst, fremde Herrschsucht; Übermuth des lange ungebändigten Schottischen Adels, und vor allem Religions-Haß und Secten-Geist, dieser jungen, in den kalten Tiefen der Politik noch nicht erfahrnen Fürstinn, Hindernisse und Gefahren in den Weg legten, die zu beseitigen eine Klugheit, Besonnenheit und Geisteskraft gehörten, wie sie nur wenig Fürsten, ja überhaupt nur wenig Menschen in ihrer Lage gehabt haben würden. Von dem Verdachte eines Antheils an dem Mord ihres Gemahls Heinrich Darnley haben die Untersuchungen der neuern Geschichtforscher sie losgesprochen, indessen haben jene Eigenschaften, die sie oft unendlich liebenswürdig machten, sie doch auch zu Handlungen hingerissen, die ihr weder als Königinn, noch als Weib geziemten, und die durchaus weder von dem Richterstuhle der Klugheit noch der Tugend gerechtfertigt werden können — z. B. ihre Ehe mit Bothwell, den die ganze Welt für den Mörder Darnley's und ihren Mitschuldigen hielt. Unendlich wahr und richtig hat Schiller in dem Trauerspiele, das ihren Nahmen trägt, ihren Charakter, in der Scene mit Kennedy im ersten Act, in dem Tone, den Mortimer sich gegen sie erlaubt, in dem Monolog im Garten, endlich in der Liebe ihrer Leute, und in Melvil's schwärmerischer Ergebenheit gegen seine unglückliche Gebietherinn dargestellt. So muß Maria gewesen seyn, um so gehandelt zu haben. Nur ein warmes treues Gemüth wird so treu und warm von denen, die es zunächst umgeben, geliebt. Nur ein großes Herz, erhaben über die engen Maßregeln gewöhnlicher Klugheit, ist fähig, den Gedanken zu fassen, sich in der höchsten Bedrängniß in die Arme der erklärten Feindinn zu werfen, denn nur ein großes Herz, das sich selber fühlt, traut auch Andern die Größe zu, eine solche Lage nicht zu mißbrauchen, und das Unglück, das edle Zutrauen auch an einem verhaßten Gegenstande zu ehren.

Welche Folgen dieser Schritt hatte, ist bekannt. Auf eine höchst widerrechtliche Weise bemächtigte Elisabeth sich der Person ihrer Gegnerinn, hielt sie als eine Gefangene, zog sie vor ein gänzlich unbefugtes Gericht, und behandelte sie überhaupt nicht als eine freye selbstständige Königinn, sondern als ihre Untergebene, von deren Handlungen sie Rechenschaft zu fordern berechtigt sey. Die Versuche, welche Maria während einer neunzehnjährigen, mitunter sehr harten Gefangenschaft zu ihrer Befreyung machte, konnte nur das innere rege Mißtrauen, und die schlaue Politik ihrer Feindinn, welche sich jedes Mittel zu ihrem Zwecke erlaubt hielt, als staatsgefährlich und hochverrätherisch ansehen, oder wenigstens der Welt in diesem Gesichtspuncte zeigen. Als jede Hoffnung verloren, und Maria von der Gewißheit ihres Untergangs überzeugt war, ergab sie sich mit Hoffnung in ihr Schicksal, und ging dem Tode mit eben der Würde entgegen, mit welcher sie ihr langes Unglück ertragen hatte. Wenn auch der Gedanke, als eine Märterinn für ihren Glauben zu sterben, einige Exaltation in die Stimmung ihrer letzten Augenblicke bringen mochte, so beweist doch die Ruhe und Heiterkeit, womit sie starb, für die Güte ihres Bewußtseyns, das unmöglich mit einer schweren Schuld belastet gewesen seyn kann.

Ganz in jedem Stücke das Gegentheil von diesem Charakter war der ihrer Nebenbuhlerinn Elisabeth. In der harten Schule des Unglücks erzogen, bewies sich an ihr, was nur zu oft der Fall ist, daß Unglück nur ein mildes Gemüth noch milder, ein festes, sprödes hingegen, noch schärfer und härter macht. Was indessen ihr Gefühl an Weichheit verlor, gewann ihr Geist an Festigkeit, Klarheit und Umfang von Kenntnissen. Sie benutzte die Einsamkeit des Towers zu ihrer Ausbildung, und stieg aus dem Kerker auf den Thron. Wenn bey Marien nur zu oft das Gefühl die Oberhand über den Verstand erhielt, so wußte Elisabeth jede Regung ihres Herzens dem Ausspruche der Klugheit und Besonnenheit zu unterwerfen, man kann sagen, daß in Marien das Weib über die Königinn, bey Elisabeth hingegen die Königinn über das Weib herrschte. Dennoch war sie nichts weniger als frey von den Schwächen ihres Geschlechtes. Eitel auf ihre Gestalt, bis zum kleinlichen Neid auf ihre reitzendere Nebenbuhlerinn, eingebildet auf Vorzüge und Talente, die nur das Weib des Mittelstandes zieren, und bey einer Herrscherinn nicht in Betracht kommen, hatte sie die Fehler der Weiblichkeit, ohne die Liebenswürdigkeit derselben zu besitzen, die Marien so unwiderstehlich machte. Selbst in die zärtlichen Gefühle ihres Herzens mischte sich Herrscherlaune und Stolz; und es scheint, sie glaubte in der Liebe eben so unumschränkt befehlen zu können, als im Cabinete — dieß beweiset ihr Verhältniß zu Leicester und Essex, wovon sie den ersten — wenigstens dem Scheine nach, zu Mariens Gemahl bestimmt hatte. So viele Gerechtigkeit man ihren Fürstentugenden widerfahren lassen muß, wodurch sie ihr Reich nach langen innern Zerrüttungen zu jenem Grad von Blüthe und Kraft empor hob, die der Grund seiner jetzigen Macht ist, so wenig scheint sie als Frau liebenswürdig gewesen zu seyn, das mag sie wohl selbst gefühlt haben, und vielleicht entstand gerade aus diesem Selbstbewußtseyn der brennende Haß gegen eine Nebenbuhlerinn, die ihr so nahe stand, daß niemand sich der Vergleichung erwehren konnte, und die alle jene Eigenschaften in hohem Grade besaß, welche Elisabethen fehlten. Nur zu oft bemerkt man selbst an ausgezeichneten Geistern ein unseliges Verlangen, sich gerade in jenen Fächern zu zeigen, wozu die Natur ihnen Geschick und Anlage streng versagt hat. — So wollte Elisabeth, die eine große Regentinn war, auch eine liebenswürdige Frau seyn, und dieses Streben verleitete sie zu so manchen Fehltritten, und war vielleicht mehr Schuld an Mariens Tode, als die politischen und religiösen Rücksichten, die den Deckmantel zu jener entsetzlichen That leihen mußten.

Auch das Ende dieser Königinn ist charakteristisch. In einem sehr vorgerückten Alter (sie war über 60 Jahre alt) war ihr Verhältniß zu dem 34jährigen Grafen v. Essex so sonderbar, daß man einer Seits nicht zweifeln kann, es haben noch Regungen von zärtlicher Art in ihrer Brust gelebt, und auf der andern die Mischung von Stolz, Laune und Härte unbegreiflich ist, womit sie diesen geliebten Günstling behandelt, und endlich — er war allerdings des Hochverrathes schuldig — zum Tode verdammen konnte. Essex hatte von ihr in schönern Zeiten einen Ring empfangen, von dem sie ihm erlaubte, in der dringendsten Noth Gebrauch zu machen. Nie, während aller seiner Verfolgungen und langen Leiden, hatte er diese Begünstigung genützt. Als aber sein Todesurtheil unterschrieben war, übergab er dieß Pfand der königlichen Freundschaft einer Dame, mit der Bitte, es der Königinn einzuhändigen. Elisabeth hatte diesen Schritt erwartet — die Dame, deren Gemahl ein

unversöhnlicher Feind des unglücklichen Esser war — behielt den Ring. — Elisabeth deutete das Nichtzurückstellen des Kleinods als unverzeihliche Halsstarrigkeit, und Esser wurde hingerichtet. — Zwey Jahre nach seinem Tode gestand jene Dame der Königinn auf ihrem Todbette ihr Vergehen — die Unterschlagung des Rings. Elisabeth wüthete, nur mit Mühe hielt man sie ab, die Sterbende nicht zu mißhandeln — aber von diesem Augenblicke an war ihr Innerstes zerstört. Ohne Speise und Trank, ohne auf Trost oder Bitten der Ihrigen zu hören, lag sie zehn Tage und Nächte angekleidet auf der Erde, nur auf einen Fußteppich und etliche Küssen gebettet, immer schweigend — den Finger im Mund — die Augen auf den Boden geheftet — und so verschied sie endlich — eben so seltsam und bedeutend, als es die meisten Züge ihres Charakters gewesen waren.

Zu nahe an unserer Zeit steht Catharina II. von Rußland, als daß bey so vielen dunkeln Stellen ihres Charakters und ihrer Geschichte sich die Mitwelt ein freymüthiges und ganz unbefangenes Urtheil erlauben könnte. Ob die Ermordung ihres Gemahls wirklich nur Nothwehr war, und Abhaltung des gleichen Schicksals, das ihr von ihm zugedacht gewesen — ob die Beseitigung des unglücklichen Ivans, dessen Mörder auf dem Blutgerüste sterben mußte, nicht ihr Befehl, — oder ob es eine Maßregel der Politik war, um das Reich vielleicht vor dem Unglück eines Bürgerkrieges zu bewahren? — Wer wagt es jetzt schon, darüber abzusprechen? Viele, die sie näher gekannt haben, haben Bewunderung und Achtung für sie geäußert. — Sie war Regentinn im wahren Sinne des Wortes. Stets nur für die Aufnahme ihres Staats besorgt, und diese Aufnahme auf den sichersten klügsten Wegen bezweckend, hat sie das Werk des großen Peter mit eben so viel Weisheit als Standhaftigkeit durchgeführt — sie hat für die Ausbildung und Cultur ihres Volkes aufs zweckmäßigste gesorgt, sie hat Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche unterstützt und verbreitet, im Auslande geehrt und ausgezeichnet, ja es existiren sogar einige dramatische Werke, welche sie zur Verfasserinn gehabt haben sollen. So mittelmäßig ihr ästhetischer Werth ist, so erhalten sie ihre Merkwürdigkeit und ihr Interesse von dem Umstande, daß eine Fürstinn, die ihre Pflichten als solche so genau und so wirksam befolgte, noch Muße und Stimmung hatte, um sich mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. Von ihren Verhältnissen zu ihren Lieblingen sollen diese Blätter ganz schweigen. Die Welt kennt sie ohne dieß — und so ist die Erwähnung wie das Urtheil darüber überflüssig. — Catharina war dessen ungeachtet eine der größten Regentinnen ihrer und der vergangenen Zeit — sie hat ihr Reich zu der Größe und Bedeutenheit gebracht, auf der wir es jetzt noch sehen, sie hat ihm die große, die entscheidende Stimme in den Verhandlungen der Europäischen Mächte verschafft, deren es sich jetzt noch erfreut — und so ist sie, nebst unserer edeln großen Theresia, die zweyte höchst merkwürdige Frau, welche sogar das achtzehnte, sonst ziemlich verweichlichte Jahrhundert hervor brachte.

Ohne Zweifel würde sich dieß Verzeichniß noch sehr vergrößern lassen, und besonders müßten sich in der Geschichte der Französischen Revolution, — wo, wie in allen großen Krisen der Menschheit, gewaltige Schicksale auch gewaltige Menschen hervor riefen und bildeten, viele Beyspiele weiblichen Heldenmuths und hoher Kraft und Treue auffinden lassen. Es wäre gewiß eine belehrende Arbeit, sie hervor zu suchen, und so aus jenem Chaos von Blut, Schrecken und Grausamkeiten, die einzelnen schönen Keime der Menschheit, die sich in ihm entfalteten, der Vergessenheit zu entziehen, damit wenn einst die Nachwelt sich schaudernd von dem Gemählde unserer Tage wendet, jene sanften guten Geister ihr erscheinen, und sie wieder mit uns versöhnen mögen.

.....

Nicht ausgezeichnete Talente oder Herrschereigenschaften, aber eine Liebenswürdigkeit, welche die Quelle ihres Unglücks war, indem sie die zartesten Empfindungen ihrer Herzen in harten Kampf mit kalter eiserner Politik brachte, hat mehrere Frauen der Vorwelt ausgezeichnet, und sie unserm Andenken theuer gemacht. Es sind solche, die, im niedrigen oder Mittelstande geboren, durch ihre Reitze und Tugenden die Liebe von Fürsten erwarben, und größten Theils ein Opfer ihrer Mißverhältnisse wurden. Unter ihnen ist Philippine Welserinn, die Gemahlinn Erzherzogs Ferdinand von Österreich (Kaiser Ferdinand I. zweytgeborner Sohn) vielleicht die einzige, welche das Glück genoß, mit dem Manne ihrer Liebe dreyßig Jahre in einer ruhigen Ehe zu leben, und ihre Söhne zwar nicht mit dem erzherzoglichen Titel beehrt, aber doch als Fürsten in bedeutenden Ämtern und Würden zu sehen. Sie war die Tochter eines Augsburgischen Patriciers, von uraltem Geschlecht, dennoch nicht alt und nicht mächtig genug, um eines Erzherzogs von Österreich vom Lande und der Welt anerkannte ebenbürtige Gemahlinn zu seyn. Vielleicht lag ihr günstigeres Schicksal in dem Umstande, daß ihr Gemahl nicht zum Erben der Österreichischen Staaten bestimmt, sondern nur Regent von Tyrol war, indeß sein älterer Bruder Maximilian die Kronen seines Vaters und des Deutschen Reiches trug. — Da verschwand das Mißverhältniß im Schatten eines untergeordneten Ranges, und die Kinder, die kein angebornes Recht auf Kronen besitzen konnten, hatten auch keine zu erben. Vielleicht aber bewahrte sie der milde Genius des Österreichischen Hauses von einem blutigen Schicksal, das sie, jener Umstände ungeachtet, in einem andern getroffen haben würde; dieses Hauses, das in einer langen Reihe von Jahrhunderten bey so gewaltiger Kraft und Herrschaft, bey so mannigfachen Schicksalen der Männer und Frauen desselben, wohl unzählige Beyspiele von inniger treuer Gatten-, Ältern-, Bruderliebe — nicht viele von Zwistigkeiten unter nahen Verwandten — gar keinen von jenen empörenden oder blutigen Auftritten zeigt, die die Geschichten anderer Dynastien beflecken, und dem Dichter häufigen tragischen Stoff gaben, den er in der Geschlechtsfolge des Österreichisch-Habsburgischen Hauses vergebens suchen würde.

So bearbeitet und dargestellt — ist das unglückliche Geschick der Inez de Castro, so wie der Agnes Bernauerinn der Welt nur zu bekannt. Diese letzte, verewigt durch das Trauerspiel des edeln Grafen von Törring-Gutenzell und durch Lipowsky's kritische Untersuchungen, eine Baderstochter von Augsburg, gewann durch ihre Schönheit oder Tugend die Liebe Albrecht's von Bayern-München, Herzog Ernstens Sohn. Mehrere Monathe widerstand sie entschlossen seinen Bewerbungen, und wurde endlich nun als rechtmäßige Gemahlinn sein. Er führte sie auf seine Feste Vohburg, und

dachte, dort ein stilles glückliches Leben mit ihr zuzubringen — aber ein Befehl seines Vaters entboth ihn zu einem Turnier, und dort ließ er ihn, als einem, der der Ehre des ritterlichen Kampfes, um seiner Verbindung mit einer gemeinen Dirne wegen, unwürdig wäre, vor dem ganzen Bayerischen Adel schimpflich von den Schranken weisen.

Diese Erniedrigung empörte Albrechts Herz, und da man ihm zu gleicher Zeit befahl, Agnesen zu entsagen, rüstete er sich zum öffentlichen Kampf gegen seinen Vater. Da riethen seines Vaters Vertraute diesem, den Weg der List und Güte zu versuchen. Es ward eine Gesandtschaft nach Vohburg geschickt, Herzog Albrecht zum gütlichen Gespräch mit seinem Vater einzuladen, und als des Sohnes Herz dieser Aufforderung nicht widerstand, und er mit den Rittern nach München zu seinem Vater zog, bemächtigte man sich in seiner Abwesenheit der unglücklichen Agnes, und stürzte sie in Straubing von der Brücke in die Donau.

Ungefähr ein ähnliches Schicksal hatte Inez de Castro. Don Pedro, Infant von Portugall, Alphons des Kühnen Sohn, hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn Constantia — mit der er mehrere Kinder und auch einen künftigen Thronerben, Ferdinand — erzeugt hatte, die schöne Inez aus dem edlen, mit dem königlichen Stamm verwandten Hause Castro geliebt, und da er seines Vaters Einwilligung zu dieser zweyten Heirath nicht zu erlangen hoffte, sich heimlich, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten vermählt, ja selbst des Papstes Erlaubniß dazu angesucht, der sie ihm auch in einer eigenen Bulle ertheilte, vermuthlich weil Inez mit dem Infanten verwandt war. Still und verborgen lebte Inez in dem Claren-Kloster zu Coimbra, glücklich durch die Liebe ihres Gatten und durch vier Kinder, die nach und nach die Seligkeit ihrer Verbindung erhöhten. Da fing endlich der König, oder vielmehr des Königs Günstlinge, welche fürchteten, daß nach des Vaters Tode die Familie der Inez in der Gnade des Thronfolgers höher stehen, und sie verdrängen möchten, en, Verdacht zu schöpfen, und diese Verbindung, die man zuerst nur für eine flüchtige Liebe hielt, für gefährlich anzusehen. Man suchte den alten König zu überreden, daß wenn der Infant wirklich mit Inez verheirathet sey, ihre Kinder einst denen von seiner ersten Gemahlinn Eintrag thun könnten. — Alphons ging in die Ansicht seiner Günstlinge ein, und stellte seinen Sohn zur Rede, indem er ihn fragte, ob er wirklich mit Inez vermählt sey, und wenn er es nicht wäre, ihm geboth, ihr zu entsagen. Der Infant wagte weder das Erste zu gestehen, noch konnte er das Letzte versprechen; da entschloß sich der König, die gefürchtete Schnur heimlich ermorden zu lassen. Don Pedro's Mutter und der Erzbischof von Braga warnten den Prinzen. — Unmöglich konnte dieser seinen Vater eines so grausamen Entschlusses fähig halten, und achtete ihrer Warnungen nicht. Als der König ihn eines Tags auf der Jagd beschäftigt wußte, eilte er mit seinen Vertrauten ins Claren-Kloster, mit dem Vorsatz, Inez zu ermorden. Die Unglückliche warf sich mit ihren Kindern dem harten Vater zu Füßen; ihre Thränen, ihre Reitze entwaffneten für einen Augenblick seinen Zorn — er konnte sich nicht entschließen, sie zu tödten, aber so wie er das Kloster verlassen hatte, und ihr Bild ihm nicht mehr vor Augen schwebte, ließ er die blutige That durch seine Getreuen, Alvaro, Coelho und Pacheko, vollziehen.

Nur die kluge Vermittlung der Königinn und des Erzbischofs verhinderten den Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem tiefgekränkten Sohn und dem grausamen Vater. — Die Mörder der Inez flüchteten sich vor der Rache des Prinzen nach Castilien. Als dieser aber zwey Jahre darauf nach Alphons Tode den Thron bestieg, erhielt er durch einen Gegendienst ihre Auslieferung von dem Könige von Castilien, und sie mußten dem Schatten seiner geliebten Gemahlinn zum Sühnopfer fallen. Hierauf ließ er ihre Leiche unter einer feyerlichen Begleitung aus dem Claren-Kloster, wo sie beygesetzt war, abhohlen, und, mit königlichen Kleidern bedeckt, auf den Thron setzen. In Gegenwart vieler Großen wurden die Acten seiner gesetzmäßigen Vermählung mit der Verstorbenen, die päpstliche Bulle, und alle Zeugnisse, die sie als wirkliche Gemahlinn des Infanten, und also als jetzige Königinn von Portugall erklärten, abgelesen, — die Anwesenden mußten die Schleppe der Entseelten als ihrer Landesfürstinn küssen — dann wurde die Leiche wieder unter eben so viel Feyerlichkeiten, von vielen tausend Menschen, die Fackeln trugen, begleitet, nach Alcobaza getragen, und dort in einem prächtigen Grabmahl von weißem Marmor zur Ruhe gebracht, auf dem ihr Bild, mit einer königlichen Krone geziert, die Liebe ihres unglücklichen Gemahls, womit er sie noch im Tode ehren wollte, bezeugte.

.....

Immer war es der edelste Beruf der Frauen, die wilde Kraft des Mannes durch Sanftmuth zu bezwingen, und den rohen Jäger und Krieger in die schöne Bahn häuslicher Tugend und geselliger, milder, veredelter Sitte zu leiten. Daher daß die Geschichte so vieler Frauen erwähnt, welche ihre heidnischen Gatten zur christlichen Religion beredet haben, zu dieser Religion, der wir vorzugsweise in Europa die Civilisation der rohen Völker verdanken, welche auf den Trümmern des Römischen Staats von allen Seiten über die erschrockene Welt hereinbrachen. So war Clothilde, die den Fränkischen Chlodwig und sein Volk, die Fränkische Juguld, die den König der Westgothen Hermenegild zum christlichen Glauben beredete. So hat Cäsarea viele Stämme der Parther, Ethelberga die Northumberländer, die Bayerische Prinzessinn Theodelinde viele Longobarden, Lidwina die Böhmen, Gisela ihren Gemahl Stephan und durch ihn seine Ungarn, die Böhmische Dambrowska den Herzog Micislav und die Pohlen, Margaretha von England die Schotten ihres Malcolm, und Thion, die Tochter des Angelsächsischen Fürsten Ethelfred, den Dänen Gormo zum Christenthume gebracht.

Vielleicht könnte diese Zahl noch vergrößert werden, wenn man die Geschichte recht aufmerksam in dieser Hinsicht durchgienge. — Jedes solche Beyspiel wäre dann ein Beleg mehr zu dem, was Schillers heilige, ewig wahre Muse singt:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen was ewig sich flieht.

Caroline Pichler,
geborne von Greiner.

Joseph von Hammer.

(Aus dem Morgenblatt.)

Selbst in politischen Zeitungen ist mehrmahls einer Verhandlung gedacht worden, welche die Abführung der orientalischen Handschriften aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien durch den Ritter Denon nach Paris betrifft; und sich damit endete, daß eine bedeutende Anzahl dieser Handschriften nach einem Franz. k. Decrete in Paris selbst für die Wiener-Bibliothek wieder zurück gegeben wurde.

Ein Deutscher Mann hat mit festem Muth, ohne alle diplomatische Beyhülfe und Vorsprache, bloß durch sich selbst diese Zurückgabe durch seine Gegenwart in Paris bewirkt. Die ganze Unterhandlung biethet reichen Stoff zu mancherley Betrachtungen. Da mir nun die dazu gehörigen Actenstücke, aus der ersten Quelle geschöpft, vor Augen liegen, so hielt ich es für Pflicht, auch für ein größeres Publicum Gebrauch davon zu machen. Eine beglaubigte Erzählung der Art mag für die Leser des Morgenblattes leicht eben so viel Anziehendes haben, als ein Bericht über die Insel King oder von einem Portugiesischen Helden aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Der Ritter Denon, welcher im July und August 1809 nach und nach an 800 Kisten mit naturhistorischen und artistischen Merkwürdigkeiten aus den öffentlichen Sammlungen Wiens requirirte, und nach Paris sandte, kam auch den 24. July auf die kaiserl. Bibliothek, und nahm daselbst alle orientalische Handschriften, selbst die Hebräischen und Syrischen nicht ausgenommen, in Beschlag. Auf dringende Vorstellungen, welche der General-Intendant Graf Daru als ein Freund aller Gelehrsamkeit selbst nachdrücklich unterstützte, fand sich zwar, daß die Conservatoren der Pariser-Bibliothek nur eine geringe Zahl von Persischen und Arabischen Handschriften nach dem davon vorhandenen Verzeichnisse des Lambecius gefordert hatten; allein der General-Director und Senator Ritter Denon glaubte, alles nach Paris senden zu müssen. Die Summe der auf diese Weise requirirten Handschriften betrug selbst, nachdem er die Corans und Türkischen Gebethbücher zurück geschickt hatte, noch einige Hundert. Da man mit Nachdruck in den Gegenvorstellungen darauf bestand, daß die kaiserliche Bibliothek in Paris dieß alles, oft in 5 bis 10 Exemplaren, schon besitze, was hier requirirt werde, so hatte man Anfangs Hoffnung, daß vor der Entscheidung der Conservatoren Langles und Dacier in Paris nichts würde abgeschickt werden; allein es blieb bey der ersten Verfügung. — So schienen an 300 Handschriften und mit ihnen alles, was die kaiserliche Bibliothek im Fache der orientalischen Literatur besaß, selbst die in der Druckerey des Sultans gedruckten Türkischen Bücher und Wörterbücher mit eingerechnet (sogar Meninski wurde requirirt) für den Platz, wo bisher eine rege orientalische Akademie blühte, und von woher uns so eben ein neuer Stern in der orientalischen Literatur aufgehen sollte, auf immer und ohne Wiederkehr verloren.

Doch ein wackerer Zögling jener orientalischen Akademie, der Hr. v. Hammer, ward ein Schutzengel dieser Anstalt, und kämpfte für sie mit der edelsten Unerschrockenheit, und — nicht ohne Erfolg. Einige Worte über diesen Mann selbst stehen hier wohl an der rechten Stelle.

Hr. Joseph v. Hammer (geb. zu Grätz am 9. Juny 1774) hatte in der hauptsächlich für die diplomatischen Verhältnisse des Wiener-Hofes in Constantinopel seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Akademie der orientalischen Sprachen seine frühere Bildung erhalten. Als ein feuriger, talentvoller und höchst wißbegieriger Jüngling hatte er sich auch das Zutrauen des großen Geschichtschreibers der Schweiz, der damahls bey der Staats-Kanzelley in Wien seine Anstellung hatte, völlig erworben, und seinem väterlichen Rathe und seinem Unterrichte verdankte er mehr, als irgend eine andere Schule einem Jünglinge gewähren konnte, dessen Durst nach gründlichem Wissen alle Quellen des Morgen- und Abendlandes in allen classischen Sprachen gleich begierig aufsuchte, und sich aneignete. Seine Erstlinge als Schriftsteller sind unter der Aufschrift: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest und Tirol im Jahre 1798 in Berlin gedruckt worden. Im folgenden Jahre wurde er zum Dienste der Gesandtschaft nach Constantinopel geschickt, und dort vollendete er, wozu er schon in Wien manches vorbereitet hatte, das merkwürdige Gedicht Schirin in zwey Mahl sieben Gesängen, von welchen die Weihe des ersten Theils an der Mündung des schwarzen Meeres, die zum zweyten auf der Ebene von Troja gedichtet ist. Das Gedicht selbst blieb mehrere Jahre in den Händen seiner Freunde in Berlin und Weimar, und erschien erst im vorigen Jahre in Leipzig gedruckt. Selbst die tadelsüchtigste Kritik stand nicht in Abrede, das durch diese aus mehr als 20 Persischen Handschriften und Liebesgedichten zusammen gesetzte kunstreiche Mosaik die Deutsche Literatur eine sehr nahmhafte Bereicherung erhalten habe. Wie Calidas Sacontala uns mit der zartesten Dichterblüthe Indiens umduftet, so führt uns diese Schirin in die üppigsten Zauberpaläste und Rosenlauben von Schiras ein. Nur die Einkleidung in freygereimte Stanzen gibt dem Gedichte hier und da ein zu abendländisches Ansehen. Man bedenke aber, daß der Verfasser mehr den Gästen als den Köchen mit seiner Schüssel aus dem Morgenlande zu gefallen suchte. — Von Constantinopel, wo er in Türkischer Kleidung und die Landessprache mit der Fertigkeit eines Eingebornen sprechend überall Zutritt fand, ergriff Hammer die günstige Gelegenheit, eine Reise durch den Archipelagus über Cypern und Syrien bis nach Ägypten zu machen. Seine Verbindung selbst mit dem damahls allmächtigen Capudan Pascha eröffnete ihm auch dort jeden Zugang zu literarischen Schätzen, von welchen ein für die Entzifferung der Hieroglyphen in Rosette gefundenes sehr wichtiges Werk noch in den Händen des großen Orientalisten Wilkins in London sich befindet; denn dahin hatte sich Hr. v. H. auf seiner Rückreise von Ägypten eingeschifft. In Cairo fand er eine vollständige Handschrift der Tausend und Eine Nacht, und übersetzte daraus die noch fehlenden Stücke ins Französische. Es war nicht Hrn. Cottas Schuld, dem er den Verlag übergeben hatte, daß diese Übersetzung nicht unter seinem Nahmen im Publicum erschien. Hr. v. H. überließ später seine Handschrift dem Hrn. Gaussin in Paris, der gewiß die Anmaßung nicht haben wird, seinen eigenen Nahmen an die Stelle des wahren Übersetzers zu setzen. Vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen Rußland und der Pforte befand sich Hr. v. H. als kaiserlich-österreichischer Consular-Agent in Jassy, und ging erst nach dem Einrücken der Russen in die Moldau nach Wien zurück.

Beym schnellen Einrücken des Französischen Heeres in Wien blieb Hr. v. H. um so eher zurück, als er so eben das erste Heft eines mit dem Grafen Wenzel Rzewusky (der sich am glorreichen Tage von Aspern so sehr auszeichnete) gemeinschaftlich unternommenen Journals: Fundgruben des Orients, wirklich vollendet, und die Versendung desselben an alle Freunde der orientalischen Literatur noch nicht beendigt hatte. Eine Haubitze fiel auf das Haus, das H. bewohnte, und zerschmetterte alles in seinem Wohnzimmer, das er wenig Augenblicke vorher, um seinen Bedienten zu rufen, verlassen hatte. Er hatte nur noch so viel Zeit, um in einem anstoßenden Zimmer seine wichtigsten Papiere zu retten, und verließ dann die brennende Wohnung. Als hierauf Ritter Denon, wie schon erwähnt worden ist, die sämmtlichen orientalischen Handschriften, deren Daseyn ihm bekannt worden war, in Beschlag nehmen wollte, both H. bloß als Privatmann und Gelehrter alles auf, um dieß Ansinnen abzuwenden, oder doch zu mildern. Graf Daru, ein Gönner der Musenkünste, hatte dem Hrn. v. H. ein Paket von dem edlen Sylvester de Sacy in Paris mit einem verbindlichen Handschreiben überschickt. Hammers Nahme war ihm von der rühmlichsten Seite bekannt worden, denn das Institut von Frankreich hatte Hammern kurze Zeit vorher das Accessit wegen der Preisfrage über den Einfluß des Islamismus auf Sitten und Cultur des Mittelalters zuerkannt, und diese Preisschrift war in den Französischen officiellen Papieren mit verdienter Auszeichnung gelobt worden. Jetzt flehte Hr. v. H. des Französischen Mäcens Vermittelung an, schrieb eine Bittschrift an den Kaiser, deren Übergabe Graf Daru selbst übernahm, und bestürmte bald ihn, bald den Ritter Denon selbst mit muthigen Gegenvorstellungen. Die Fundgruben des Orients, wovon der Prospectus in jedermanns Händen war, bewiesen hinlänglich, daß die orientalischen Handschriften in Wien wirklich benutzt wurden. Dieß und die 3000 orientalischen Handschriften in Paris, welche durch die Wiener 300 kaum irgend einen neuen Zuwachs erhalten konnten, benutzte der unerschrockene Vertheidiger in allen seinen Briefen. Als die Handschriften doch die Reise nach Paris antreten mußten, da schrieb H. an Langles, an Jaubert und alle, die auf die Zurückgabe einigen Einfluß haben konnten, rührende Bitten, nachdrückliche Vorstellungen, und verdoppelte seinen Eifer, als nach dem Friedensschlusse die Französischen Gewalten die Kaiserstadt geräumt hatten.

Seine erleuchteten Vorgesetzten konnten die reine Quelle dieses rastlosen Eifers nicht mißkennen. Er erhielt zu Ende des verflossenen Jahres Urlaub, selbst nach Paris zu gehen, um die Doubletten zurück zu fordern, wenn er es durch sich selbst dahin bringen könnte.

Doch glückte es ihm zu einer Zeit, wo von den seitdem bekannt gewordenen ganz Europa beglückenden Annäherungen noch keine Muthmaßung seyn konnte, besonders durch die großmüthigste Berathung des unvergleichlichen Sylvester de Sacy und mehrerer wahrhaft humanen Staatsmänner, wenige Tage nach der berühmten Rede des Grafen Montalivets, an welchen er sich gerade wenden mußte, auf einen Bericht des Ministers vom Innern ein Decret vom 7. Februar zu erhalten, nach welchem 107 Handschriften zurück gegeben werden.

Seine Briefe aus Paris sind voll des Lobes der humanen Aufnahme, die er dort fand. Mit Entzücken spricht er von Sylvester de Sacy: „Er ist," sagt er, „das gründlichste, reinste, uneigennützigste Verdienst selbst. Seine eben erschienene Grammatik ist ein Meisterwerk. Auch Chezy, der sich ganz dem Sanskrit gewidmet, und Quatremère, der sich ins Koptische, Tatarische und Mogulische geworfen hat, sind wackere Gelehrte, bey denen sich reiche Ausbeute und reines Korn erwarten läßt, und nicht bloße Notenspreu."

B.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren- und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1723. Russische Entdeckungsfahrten im Eismeer.

J. n. Chr. G. 1724. (Engl.) Barth. Stibb's Reise auf der Gambia.

J. n. Chr. G. 1725. (Franz.) Des Marchais Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1725. (Russ.) Veit Beering's erste Entdeckungsreise in Nordosten.

J. n. Chr. G. 1726. (Engl.) W. Smith's Reise nach Guinea.

J. n. Chr. G. 1726. (Engl.) W. Snelgrave's Reise nach Fidah und Dahome auf der Küste von Guinea.

J. n. Chr. G. 1729. (Engl.) Desselben zweyte Reise nach Fidah.

J. n. Chr. G. 1730. (Engl.) Franz Moore's Reisen in Senegambien.

J. n. Chr. G. 1730. (Franz.) Tourtechot-Granger's Reise nach Ägypten.

J. n. Chr. G. 1731. (Franz.) Tollot's Reise in die Barbarey u. s. w.

J. n. Chr. G. 1732. (Engl.) Oglethorpe's Reise nach Georgien in Nordamerika, um daselbst eine Colonie zu gründen.

J. n. Chr. G. 1732. (Deutsch.) Hebenstreit's Reise in die Barbarey.

J. n. Chr. G. 1733. (Russ.) J. Gmelin's Reise durch Sibirien — 1743.

J. n. Chr. G. 1734. (Russ.) Murawiew's Reise nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1734. (Schwed.) Otter's Reise in die Türkey und nach Persien.

J. n. Chr. G. 1735. (Span.) Don Georg Juan und Don Antonio de Ulloa's Reise in Peru.

J. n. Chr. G. 1735. (Russ.) Laffenius Reise in's Eismeer und nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1736. Reise des M. de Maupertuis und anderer Französischer Mathematiker nach Lappland, um einen Meridian-Grad zu messen.

(Diese Messung ist in neuern Zeiten berichtiget worden).

J. n. Chr. G. 1737. Reise des Französischen Mathemati-

kers de la Condamine und ſeiner Gefährten nach Peru, um daſelbſt einen Meridian-Grad zu meſſen.

J. n. Chr. G. 1737. (Engl.) Die Hudſonsbai-Compagnie ſchickt zwey Schiffe auf Entdeckungen nach Nordweſten aus.

J. n. Chr. G. 1737. (Schwed.) Fr. Ludw. Norden's Reiſe nach Ägypten.

J. n. Chr. G. 1738. Ruſſiſche Entdeckungsfahrten in den nördlichen Meeren.

J. n. Chr. G. 1739. (Ruſſ.) Spangenberg's Reiſe nach Nordoſten.

J. n. Chr. G. 1740. (Span.) Don Joſeph Pizarro's verunglückte Südſeereiſe.

J. n. Chr. G. 1740. (Franz.) De l'Isle's Reiſe durch Sibirien.

J. n. Chr. G. 1740. (Engl.) Lord Anſon's Reiſe um die Welt (in den Jahren 1740 bis 1744).

J. n. Chr. G. 1741. (Ruſſ.) Beering's zweyte Entdeckungsreiſe, mit Tſchirikow.

J. n. Chr. G. 1741. (Engl.) Middleton's und Moor's Fahrt nach Norden.

J. n. Chr. G. 1742. (Engl.) Jonas Hanway's Reiſe durch Rußland und Perſien, um einen Handel über das Caſpiſche Meer anzuknüpfen. (In den Jahren 1742 bis 1750).

J. n. Chr. G. 1744. (Franz.) De la Rocque's Reiſe nach Senegambien und Galam.

J. n. Chr. G. 1745. (Ruſſ.) Nowoſilzoff entdeckt die Aleuten.

J. n. Chr. G. 1746. (Engl.) Heinrich Ellis Reiſe nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1746. (Span.) Quiroga's Reiſe nach der Küſte des Magellanien-Landes.

J. n. Chr. G. 1747. Ruſſiſche Entdeckungsreiſen in Nordoſten, bis 1753.

J. n. Chr. G. 1747. (Schwed.) Peter Kalm's Reiſe nach Nord-Amerika.

J. n. Chr. G. 1749. (Franz.) Mich. Adanſon's Reiſe nach und in Senegambien — bis 1753.

J. n. Chr. G. 1749. (Schwed.) Friedr. Haſſelquiſt's Reiſe nach Paläſtina — bis 1752.

J. n. Chr. G. 1750. (Franz.) de Chabert's Reiſe nach Nord-Amerika, um die Küſtenkarten zu berichtigen.

J. n. Chr. G. 1751. (Schwed.) Peter Löffling's Reiſe nach Spanien und in das Spaniſche Amerika bis 1756.

J. n. Chr. G. 1751. (Franz) Abbé de la Caille's Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nach den Maskareniſchen Inſeln.

J. n. Chr. G. 1753. Die Ruſſen entdecken die Fuchs-Inſeln.

J. n. Chr. G. 1754. (Engl.) Ed. Ive's Reiſe aus Indien durch Perſien nach England.

J. n. Chr. G. 1756. (Holl.) Jac. de Bucquoy ſechzehnjährige Reiſe nach Indien, auch nach der Oſtküſte von Afrika.

J. n. Chr. G. 1757. (Deutſch.) Des Jeſuiten Moriz Thomann's Reiſe nach Indien und Manomotapa, und mehrjähriger Aufenthalt in dieſem Lande.

J. n. Chr. G. 1758. (Engl.) Joh. Lindſay's Reiſe nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1758. Entdeckungsreiſe der Ruſſen in Nordoſten.

J. n. Chr. G. 1759. (Engl.) Andr. Burnaby's Reiſe durch Nord-Amerika.

J. n. Chr. G. 1760. (Franz.) Chappe d'Auteroche's Reiſe nach Sibirien.

J. n. Chr. G. 1760. Fortſetzung der Entdeckungsreiſen der Ruſſen in Nordoſten.

J. n. Chr. G. 1760. (Ital.) Joh. Mariti's Reiſe nach Syrien und Paläſtina. (1760 — 68.)

J. n. Chr. G. 1760. (Dän.) Georg Hoſt's Reiſe nach und in Marokko, bis 1768.

J. n. Chr. G. 1761. (Dän.) Carſten Niebuhr's Reiſe in den Orient, nach Ägypten, Arabien, der Aſiatiſchen Türkey u. ſ. w.

J. n. Chr. G. 1761. (Holl.) Heinr. Hop's Reiſe in das Innere des Hottentotten-Landes.

J. n. Chr. G. 1761. (Franz.) Le Gentil's Reiſen nach und in Indien.

J. n. Chr. G. 1762. (Ruſſ.) Glottoff's Entdeckungsreiſe in Nordoſten.

J. n. Chr. G. 1762. (Ruſſ.) Korowin's Reiſe in das öſtliche Meer.

(Zu derſelben Zeit wurden noch mehrere Ruſſiſche Fahrten und Entdeckungsreiſen in Nordoſten unternommen und weiter fortgeſetzt.)

J. n. Chr. G. 1763. (Franz.) Anton Joſeph's Pernetti Reiſe nach den Maluinen- oder Falklands-Inſeln.

J. n. Chr. G. 1764. (Engl.) Commod. Joh. Byron's Reiſe um die Welt.

J. n. Chr. G. 1764. (Ruſſ.) Solowipff's und Synd's Entdeckungsreiſen in Nordoſten.

(Zu derſelben Zeit machten auch Andreief, Leontiew und Lyſſow Entdeckungsreiſen in dieſen Gegenden.)

J. n. Chr. G. 1764. (Engl.) Rich. Chandler's Reiſe nach Griechenland.

J. n. Chr. G. 1765. (Ruſſ.) Ochteredin's Entdeckungsreiſe in Nordoſten.

J. n. Chr. G. 1766. (Franz.) Louis Ant. de Bougainville's Reiſe um die Welt.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) Kerguelen-Tremarec's Reiſe in das nördliche Meer.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) Freville's Reiſe in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1767. (Engl.) Kapt. Wallis und Carteret's Reiſen durch das Südmeer und um die Welt.

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) De Pagès Reiſe um die Welt, theils zu Lande, theils zu Waſſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Caius Octavius Cäpiaß, oder wie er sich nachher nannte Cäsar, oder wie er zuletzt hieß, Augustus, fand zwar noch eine Republik, aber keine Republikaner mehr. Daher that er gar nicht übel, dem Rathe des wackern Agrippa die schmeichelnden Vorschläge des weitklugen Mäcenas vorzuziehen, und Rom in eine Monarchie zu verwandeln.

Sobald Cäsar Augustus einmahl die Gewalt in Händen trug, fand man natürlich alles sehr göttlich an ihm. Im Jahre 714 nach Roms Erbauung ließ er sich zum ersten Mahl den Bart abnehmen. Dieses große Ereigniß war für die Enkel der Scipionen und Cincinnaten allerdings wichtiger Anlaß, einen festlichen Tag zu begehen. Zu Ehren dieser Bart'chur ward dem ganzen Volke mit ungeheurer Verschwendung ein prächtiger Schmaus gegeben. Dio Cassius erzählt uns dieß im 48. Buch seiner Röm. Geschichte, Cap. 34. Man sage doch nicht, solche Anecdote sey dem Ernst der Geschichte unwürdig. Nein, sie ist ein höchst charakteristischer Zug in der Geschichte der Menschheit, lehrreicher, als die Schilderung aller eurer Hauptschlachten.

.....

Die Lyker, ein Völkchen in Klein-Asien, wichen, nach Herodots treuem Zeugniß (B. 1, Cap. 173), von der genealogischen Methode aller andern Nationen ab, und zwar, wie sie meinten, aus guten Gründen. Sie nannten sich nähmlich nicht nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern. „Frage dort einer den andern, von welcher Familie er stamme: so gibt er das Geschlechts-Register seiner Mutter und Großmutter und Urgroßmütter an." — Keine Nation hatte so zuverlässige Stammbäume, so ehrliche Genealogen.

.....

„Das Gallische Volk," so schrieb Julius Cäsar in seiner Geschichte des Gallischen Krieges (4. Buch §. 5), „ist überhaupt sehr leichtsinnig und wankelmüthig in Beschlüssen. In Gallien ists Sitte, Reisende auch wider Willen anzuhalten und auszufragen, was sie etwa gehört oder erfahren hätten; oder Kaufleute auf Marktplätzen zu umringen und von ihnen zu forschen, woher sie kämen, was sie Neues mitbrachten? Auf solche Gerüchte und Sagen bauen sie dann ihre wichtigsten Beschlüsse, die sie auf der Stelle wieder bereuen müssen; denn man sagt ihnen nicht immer das Wahrste, meistens das, was sie gern hören."

Ob die neuesten Bewohner Frankreichs mit jenen ältesten noch Ähnlichkeit haben, ist jetzt zur Streit- und Preisfrage geworden. Waren Römer und Athener wohl um ein Haar besser? Ist der Mangel des Phlegma eine National-Tugend oder Schwäche? Solche Frage verdient akademische Preisfrage zu seyn und aus der vergleichenden Völkergeschichte beantwortet zu werden.

.....

Soldaten sind, man kann sie nicht anders, nicht ehrenvoller bezeichnen, als bewaffnete Bürger, zum Schutz innerer und äußerer Sicherheit des Vaterlandes. Und reichen die stehenden Heere nicht zu, für deren Nahrung und Kleidung der unbewaffnete Bürger einen Theil von der Frucht seines Schweißes zahlen muß: so wird noch das übrige Volk zu gleichem Zweck aufgeboten, bewaffnet und ins Schlachtfeld geführt. — Warum wird dem Soldaten selbst im Frieden ein Vorrang vor den Bürgern gegeben? Warum tragen selbst Fürsten am liebsten militärische Uniformen? Sind unter allen verdienstvollen Ständen der Nation die Soldaten die verdienstvollsten? Oder ist es nöthig, um den militärischen Esprit de Corps zu zeugen, daß man den Bürger neben dem Krieger verächtlich macht, selbst in unsern mit Civilisation prangenden Staaten?

Nicht Frankreichs stehende Heere, sondern Frankreichs Bürgersoldaten legten den Grund zu Frankreichs jetziger Größe. Nicht Roms Soldaten, sondern Roms bewaffnete Bürger, stifteten das gewaltige Reich. Als Cäsar einst die aufrührerischen Soldaten der zehnten Legion „Bürger" anredete und sie mit diesem Worte verabschiedete, riefen sie mit stürmischem Schmerz: „Nein, Soldaten sind wir! führe uns, wohin du willst!" — Aber der größere Theil dieser Soldaten, welcher verächtlich auf den Bürger niederblickte, war selbst nie Bürger gewesen, sondern nur aus den unterjochten Völkern gehoben, die Unterjochung fortzusetzen. Doch zu dieser Zeit hatte Rom den Wendepunct seiner Hoheit erreicht, und nun sank es zur wohl verdienten, unsterblichen Schmach.

.....

Das Jetzt und Sonst ist denn doch in mancherley Hinsicht verschieden. Leben wir gleich nicht in den glücklichsten Zeiten, doch auch nicht in den rohesten.

Wie ein auch in vielen Stücken achtungswürdiger Monarch zu gleicher Zeit der ekelhafteste Barbar seyn, und mit glänzenden Eigenschaften die ausschweifendste Grausamkeit verbinden konnte, zeigte keiner so auffallend, als der Römische Kaiser Valentinian (im 4. Jahrhundert.)

Valentinian war keusch und mäßig. Die Freuden und Feste des Hofs kosteten dem Volke weder Seufzer noch Erröthen. Er verbeth das gewöhnlich gewordene Aussetzen neugeborner Kinder; stellte besoldete Kreisärzte an; stiftete Anstalten für das Emporheben der Wissenschaften; gab den Städten ämtliche Vertheidiger ihrer wohlhergebrachten Rechtsame; führte in seinen Staaten eine seltene Toleranz in Glaubenssachen ein; alle christliche Secten, Juden und Heiden hatten unter ihm freye Religions-Übung; er beschränkte die um sich greifende Habsucht der christlichen Geistlichen; ward Beschützer häuslicher Glückseligkeit und Tugend: — genug, Valentinian war der preiswürdigste Regent, wenn anders der schon Preis und Lob verdient, der blos seine Pflicht thut.

Aber eben dieser Kaiser, den man sich, nach dem, was ich von ihm erzählte, als einen der ersten Menschenfreunde denkt, hatte drey Favoriten, in deren Verbindung er wie ein Ungeheuer erscheint. Und mehr war er wirklich nicht. Der erste derselben war ein Mensch, Nahmens Maximin, der die edelsten Römischen Familien hinrichten ließ, und dafür von seinem Kaiser mit Titeln und Würden überhäuft ward. Die beyden andern Favoriten waren zwey wilde und scheußliche Bären, deren Behältnisse jederzeit in der Nähe von Sr. Majestät Schlafzimmer stehen mußten. Innocria hieß die eine, Mica Aurea die andere dieser Bestien. Wen der Kaiser zum Tode verurtheilte, ward ihnen zur Speise vorgeworfen. Er sorgte auch redlich für ihre Kost und Pflege, und weidete sich an dem grausenvollen Schauspiel, wenn sie die blutigen Gliedmaßen der Verurtheilten zerrissen und verschlangen!

Dem Maximin belohnte er die schrecklichen Verdienste endlich mit der Präfectur von Gallien, und Innocria's lange Dienstreue würdig zu ehren, ließ er sie wieder frey in die Wälder zurück kehren.

.....

Die Römische so genannte Universal-Monarchie dehnte sich von den Ufern des Euphrat bis zum Atlantischen Ocean; vom Rhein und der Donau bis zu den Kataraкten des Nils und den Wüsten, welche den Atlas begränzen; umschloß überhaupt einen Flächenraum von 180.000 Quadrat-Meilen, zwischen dem 24. und 56. Grad nördlicher Breite. Allerdings ein beträchtlicher Strich Landes! — Aber das jetzige Russische Kaiserthum hat einen bey weitem größern Umfang, als die ganze Römische Universal-Monarchie; es zählt weit über 300.000 Quadrat-Meilen, freylich größten Theils noch schlecht bevölkert, wogegen Roms Gebieth in der schönsten und volkreichsten Gegend der gemäßigten Zone lag. — Aber das heutige Französische Reich, mit allen dazu gehörigen Dependenzen, umfängt kaum 40.000 Quadrat-Meilen, und würde den Römischen Kaisern nur zu einem Paar Präfecturen groß genug gewesen seyn.

.....

Graue Otto von Sonnenperg vand Truchseß zu Walttpurg, Graue Eberharts Son, war ein Thumbherr zur Costannz; Demnach er aber ein erber Weseen und Wandell fürt, auch ains vernunfftigen Verstands was, ward er durch den ainen Thaill des Cappittells zur Costannz zue Bischoff erwölt, so erwölten der ander Thaill ainen von Freyberg, derhalben zwischen baiden bischouen sich ain langer Krieg begab, aber doch zur letst stannd der von Freyberg ab, vnnd belieb Graue Otto Bischoue der den Stifft, Erlichen vnnd woll geregirt. Was ein guettiger, frombter Man, sach vill lieber birsche, Roß vnnd Waider, dann an nen alltten Bauern. Er starb Anno tausent vierhundert ein vnnd neunzig, ligt zue Constannz hinden im Münster in ainer eigenen Cappell begraben." (Aus Pappenheims Chronik der Truchsesse von Waldburg.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Die Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein eine Stimme. — Der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst eine Stimme. — Der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein eine Stimme. — Der Fürst von Isenburg-Birstein eine Stimme. — Der Fürst von Kaunitz: für Ritberg eine Stimme. — Der Fürst von Reuß-Plauen-Graiz eine Stimme. — Der Fürst von Leiningen eine Stimme. — Der Fürst von Ligne: für Edelstetten eine Stimme. — Der Herzog von Looz: für Corbeck eine Stimme.

Die Aufrufordnung sowohl der alten, als der neuen Stimmen im Reichsfürstenrathe wird künftig nach der zehnten Strophe folgende seyn: 1. Oesterreich. 2. Oberbayern. 3. Steyermark. 4. Magdeburg. 5. Salzburg. 6. Niederbayern. 7. Regensburg. 8. Sulzbach. 9. Deutschorden. 10. Neuburg. 11. Bamberg. 12. Bremen. 13. Markgraf von Meißen. 14. Berg. 15. Würzburg. 16. Kärnthen. 17. Eichstädt. 18. Sachsen-Coburg. 19. Bruchsal. 20. Sachsen-Gotha. 21. Ettenheim. 22. Sachsen-Altenburg. 23. Konstanz. 24. Sachsen-Weimar. 25. Augsburg. 26. Sachsen-Eisenach. 27. Hildesheim. 28. Brandenburg-Anspach. 29. Paderborn. 30. Brandenburg-Bayreuth. 31. Fresingen. 32. Braunschweig-Wolfenbüttel. 33. Thüringen. 34. Braunschweig-Zell. 35. Passau. 36. Braunschweig-Kalenberg. 37. Trient. 38. Braunschweig-Grubenhagen. 39. Brixen. 40. Halberstadt. 41. Krain. 42. Baden-Baden. 43. Würtemberg-Teck. 44. Baden-Durlach. 45. Osnabrück. 46. Verden. 47. Münster. 48. Baden-Hochberg. 49. Lübeck. 50. Würtemberg. 51. Hanau. 52. Hollstein-Glückstadt. 53. Fuld. 54. Hollstein-Oldenburg. 55. Kempten. 56. Mecklenburg-Schwerin. 57. Ellwangen. 58. Mecklenburg-Güstrau. 59. Malthesergroßen. 60. Hessen-Darmstadt. 61. Berchtolsgaden. 62. Hessen-Kassel. 63. Westphalen. 64. Vorpommern. 65. Hollstein-Plön. 66. Hinterpommern. 67. Breisgau. 68. Sachsen-Lauenburg. 69. Korvey. 70. Minden. 71. Burggraf von Meissen. 72. Leuchtenberg. 73. Anhalt. 74. Henneberg. 75. Schwerin. 76. Kamin. 77. Naßeburg. 78. Hirschfeld. 79. Isenel. 80. Tübingen. 81. Querfurt. 82. Aremberg. 83. Hohenzollern-Hechingen. 84. Frislar. 85. Lobkowitz. 86. Salm-Salm. 87. Dietrichstein. 88. Nassau-Hadamar. 89. Zwiefalten. 90. Nassau-Dillenburg. 91. Auersberg. 92. Starkenburg. 93. Ostfriesland. 94. Fürstenberg. 95. Schwarzenberg. 96. Göttingen. 97. Mindelheim. 98. Lichtenstein. 99. Thurn und Taxis. 100. Schwarzburg. 101. Ortenau. 102. Aschaffenburg. 103. Eichsfeld. 104. Br. Blankenburg. 105. Stargard. 106. Erfurt. 107. Nassau-Usingen. 108. Nassau-Weilburg. 109. Hohenzollern-Sigmaringen. 110. Salm-Kirburg. 111. Fürstenberg-Baar. 112. Schwarzenberg-Klettgau. 113. Taxis-Buchau. 114. Waldeck. 115. Löwenstein-Werthheim. 116. Ottingen-Spielberg. 117. Ottingen-Wallerstein. 118. Solms-Braunfels. 119. Hohenlohe-Neuenstein. 120. Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. 121. Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein. 122. Isenburg-Birstein. 123. Kaunitz-Ritberg. 124. Reuß-Plauen-Graiz. 125. Leiningen. 126. Ligne. 127. Looz. 128. Schwäbische Grafen. 129. Wetterauische Grafen. 130. Fränkische Grafen. 131. Westphälische Grafen.

1) Das Directorium im Reichsfürstenrathe bleibt, wie es vorher war. 2) Die Alternirungen, welche bisher Statt hatten, werden auch künftig beobachtet, und die verschiedenen Häuser sowohl, als die Aste des nähmlichen Hauses haben sich über neue Alternirungen zu vergleichen. 3) Durch den Aufruf der Stimmen wird dem höhern oder gleichen Range der Fürsten unter sich gar nicht präjudicirt und die Rechte eines jeden bleiben vorbehalten. 4) Die Stimmen der säcularisirten Fürstenthümer bleiben an ihrer alten Stelle, so daß die zwey Bänke (Latera) können beybehalten werden, wenn es das fürstliche Collegium rathsam findet. 5) Die Fürsten, welche Stimmen, die auf den ehemahligen geistlichen zur Entschädigung erhaltenen Landen haften, auszuüben haben, erlangen dadurch kein Recht zu einem höhern Range, als sie vorher hatten. 6) Die Fürsten, welche für ihre verlornen Stimmen neue erhalten, behalten den Rang ihrer vorigen Stimmen. 7) In Gemäßheit der hier zum Grunde gelegten zehnten Strophe werden nun auch die neun übrigen Strophen eingerichtet.

§. 33. Das unbedingte Privilegium de non appellando kömmt allen Churfürsten für alle ihre Besitzungen, desgleichen dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt für seine alten und neuen zu Statten, und es wird dem Gesammthause Nassau für seine alten und neuen Besitzungen verwilliget werden.

§. 34. Alle Güter der Domkapitel, und ihre Dignitarien werden den Domänen der Bischöfe einverleibt, und gehen mit den Bisthümern auf die Fürsten über, denen diese angewiesen sind. In den zwischen mehrere vertheilten Bisthümern werden die, in den einzelnen Theilen befindlichen Güter dieser Art mit denselben vereiniget.

§. 35. Alle Güter der fundirten Stifter, Abteyen und Klöster, in den alten sowohl, als in den neuen Besitzungen, katholischer sowohl, als A. C. verwandter, mittelbarer sowohl, als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freyen und vollen Disposition der respectiven Landesherren, sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beybehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit nach den unten theils wirklich bemerkten, theils noch unverzüglich zu treffenden näheren Bestimmungen.

§. 36. Die nahmentlich und förmlich zur Entschädigung angewiesenen Stifter, Abteyen und Klöster, so wie die der Disposition der Landesherrn überlassenen gehen überhaupt an ihre neuen Besitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften, wo sie auch immer gelegen sind, über, so fern oben nicht ausdrückliche Trennungen festgesetzt worden sind.

§. 37. Die auf der einen Rheinseite befindlichen Güter und Einkünfte, welche Spitäler, Fabriken, Universitäten, Collegien, und andern frommen Stiftungen, wie auch Gemeinden der andern Rheinseite gehörten, bleiben davon getrennt, und der Disposition der respectiven Regierungen überlassen, d. h. so viel die rechte Rheinseite betrifft, der Regierung derjenigen Orte, wo sie liegen, oder erhoben werden. Jedoch sollen die Güter und Einkünfte solcher literarischen Anstalten, die ehemahls beyden Rheinseiten gemeinschaftlich waren, und dermahlen auf dem rechten Rheinufer fortgesetzt werden, diesen auf der rechten Rheinseite fortdauernden Anstalten verbleiben, in so fern sie nicht in Gebiethen entschädigter Fürsten liegen.

§. 38. Die für ihre Besitzungen jenseits des Rheins entschädigten Reichsstände haben ihre sowohl bloß persönlichen, als die von erwähnten Besitzungen herrührenden Schulden auf ihre zur Entschädigung erhaltenen Domänen und Renten zu übernehmen, und von denselben zu tilgen; doch vorbehaltlich der in dem Luneviller Frieden, und in den, von dem Französischen Gouvernement mit einzelnen Reichsständen geschlossenen, besondern Verträgen, enthaltenen Bestimmungen.

§. 39. Alle sowohl auf dem rechten als linken Ufer erhobenen Rhein-Zölle sollen aufgehoben seyn, ohne unter irgend einer Benennung wieder hergestellt werden zu können; jedoch mit Vorbehalt der Eingangsgebühren, (droits de douane) und eines Schifffahrts-Octroi, welches nach folgenden Grundlagen genehmiget wird.

Da der Rhein von den Gränzen der Batavischen Republik an bis zu den Gränzen der Helvetischen Republik ein zwischen der Französischen Republik und dem Deutschen Reiche gemeinschaftlicher Strom geworden ist, so geschieht die Errichtung sowohl, als die Anordnung und Erhebung des Schifffahrts-Octroi gemeinschaftlich von Frankreich und dem Deutschen Reiche.

Das Reich überträgt, mit Einwilligung des Kaisers, alle seine desfallsigen Rechte völlig und gänzlich dem Churfürsten Erzkanzler, welcher die Vollmacht des Deutschen Reichs hat, mit der Französischen Regierung alle allgemeine und besondere Anordnungen in Beziehung auf das Schifffahrts-Octroi abzuschließen; diese Anordnungen werden durch den Churfürsten-Erzkanzler zur Genehmigung des churfürstlichen Collegiums und zur Kenntniß des unter seinem Oberhaupte versammelten Reiches gebracht.

Die Taxe wird dergestalt ausgemittelt, daß sie den Betrag der aufgehobenen Zölle nicht übersteigt. Es wird eine höhere Taxe von der Schifffahrt der Fremden, und von den Schiffen, welche den Rhein herauf gehen, entrichtet, als von der Schifffahrt der Französischen oder Deutschen Uferbewohner, und von den Schiffen, welche den Rhein hinab gehen.

Die Erhebung derselben wird einer einzigen Behörde anvertraut, und die Erhebungsart so eingerichtet, daß die Schifffahrt so wenig als möglich dabey aufgehalten wird.

Der General-Director des Octroi wird gemeinschaftlich von der Französischen Regierung und dem Churfürsten Erzkanzler ernannt, welche wechselseitig einen Controlleur bey jedem Erhebungs-Bureau halten. Die Einnehmer auf dem rechten Ufer werden von dem Churfürsten Erzkanzler mit Einverständniß der Landesfürsten ernannt. Nichts desto weniger bleiben diese Administrations- und Erhebungs-Grundsätze noch dem weitern Übereinkommen unterworfen, welches über die endliche Einrichtung des Schifffahrts-Octroi selbst zwischen dem Französischen Gouvernement und dem Churfürsten-Reichserzkanzler Statt haben wird.

Es werden nicht weniger als 5 und nicht mehr als 15 Erhebungs-Bureaux errichtet. Diese Bureaux sind nur in Dienstsachen, außerdem aber keineswegs von der Gerichtsbarkeit der Landesherren ausgenommen. Sie werden hingegen bedürfenden Falls allen Beystand von Seiten der Landesherren erhalten.

Der Ertrag des Octroi im Ganzen hat vordersamst die Kosten der Erhebung, der Verwaltung und der Polizey zu bestreiten.

Der Überschuß wird in zwey gleiche Theile getheilt, deren jeder vorzüglich zur Unterhaltung der Leinpfade und der zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten auf jedem der respectiven Ufer bestimmt ist.

Der reine Rest der zum rechten Rheinufer gehörigen Hälfte wird: 1) Zur Ergänzung der Dotation des Churfürsten Erzkanzlers, dann für die übrigen in den §§. 9. 14. 17. 19 und 20 gegebenen Anweisungen; 2) Zur Bezahlung der in den §§. 7 und 27 subsidiarisch und bedingnißweise angewiesenen Renten verhypothecirt.

Falls sich ein jährlicher Überschuß von Einkünften ergäbe, so wird er zur stufenweisen Ablösung der Lasten dienen, mit welchen das Schifffahrts-Octroi-Recht belegt ist.

Der Churfürst-Erzkanzler wird sich jährlich mit der Französischen Regierung, und den an das Ufer gränzenden Landesfürsten der rechten Rheinseite über die Unterhaltung der Leinpfade, und die zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten in der Ausdehnung der respectiven Rheingränzen benehmen.

§. 40. Alle am rechten Rheinufer gelegenen von den, ehemahls auf dem linken Ufer bestandenen Lehenhöfen abhängende Lehen gehen in Zukunft unmittelbar von Kaiser und Reich zu Lehen: wenn die Landeshoheit darauf haftet mit reichsständischer Eigenschaft, im Gegenfall aber von dem Landesherren, in dessen Staaten sie eingeschlossen sind. Nur die Mainzer Lehen, welche Landeshoheit haben, sollen von Aschaffenburg zu Lehen rühren. Den neuen Lehenherrn bleibt überlassen, ob Sie sich bis zu einem künftigen Lehensfalle einstweilen mit einer bloßen Muthung von den neuen Vasallen begnügen, oder aber auf der wirklichen Lehens-Empfängniß bestehen wollen; jedoch sind in letzterem Falle die Vasallen dieß Mahl mit Taxen und andern Lehensgebühren zu verschonen.

§. 41. Da die Stimmen der unmittelbaren Reichsgrafen hier oben §. 24 auf die dieseitigen Entschädigungsgebiethe übertragen worden sind, so bleibt nur noch die Ausübungsart dieser Stimmen und andrer damit verbundener Prärogativen einer näheren Regulirung vorbehalten.

Wie die geistlichen Stimmen künftig geführt werden, ist ebenfalls hier oben §. 32 versehen.

§. 42. Die Säcularisation der geschlossenen Frauenklöster kann nur im Einverständniß mit dem Diöcesan-Bischofe geschehen. Die Mannsklöster hingegen sind der Verfügung der Landesherrn oder neuen Besitzer unterworfen, welche sie nach freyem Belieben aufheben, oder beybehalten können. Beyderley Gattungen können nur mit Einwilligung des Landesherrn oder neuen Besitzers Novizen aufnehmen.

§. 43. Der Genuß der zur Entschädigung angewiesenen Güter nimmt für die entschadigten Fürsten und Stände, welche nicht im Falle gewesen seyn möchten, vor den Declarationen der vermittelnden Mächte, Civil-Besitz zu ergreifen, mit dem 1. December 1802 seinen Anfang. Der Civil-Besitz selbst geht für Alle acht Tage vor jenem Termine an.

Die Rückstände der unter der Disposition der Nutznießer gestandenen Fonds bis zum Zeitpuncte des neuen Genusses, gehören den alten Besitzern, ohne jedoch hierdurch anderen Verabredungen zwischen den interessirten Theilen vorzugreifen.

§. 44. Alle seit dem 24. August 1802 in den Entschädigungslanden und Gebiethen vorgenommenen Veräußerungen, welche nicht als Folgen der gewöhnlichen Verwaltung anzusehen sind, werden hiermit für ungültig erklärt.

§. 45. Obige Verfügungen vernichten alle Ansprüche auf die durch den Frieden von Luneville an die Französische Republik abgetretenen Länder; jedoch versteht sich von selbst, daß Familien-Successions-Rechte von jenseits Rheinischen und ausgetauschten Besitzungen auf die Entschädigungs- und eingetauschten Objecte als Surrogate übergehen. Ferner sind diejenigen Ansprüche als vernichtet zu betrachten, welche an die für auf der linken Rheinseite verlorne Besitzungen, auf der rechten Rheinseite gegebenen Entschädigungslande gemacht werden könnten, so fern sie nicht innerhalb eines Jahres, vom 1. December 1802 an zu rechnen, vorgebracht, und gütlich oder gerichtlich erledigt seyn werden. Sollte aber im Mangel gerichtlicher Entscheidung oder in Verweigerung eines billigen Vergleichs der Grund liegen, warum ein wirklich vorgebrachter Anspruch nicht in dem Lauf des gedachten Jahres erledigt werden ist; so wird derselbe innerhalb eines zweyten Jahres durch Austrägal-Richter ohne Appellation entschieden werden.

Da der Churfürst-Erzkanzler ex jure novo dotirt wird, so muß, um diese Ausstattung zu sichern, der etwa aus einem Anspruche gegen denselben herrührende Revenuen-Verlust durch Verleihung heimfallender kaiserlicher und Reichslehen vergütet werden.

§. 46. Alle Tauschverträge, Länder-Purificationen, und andere Vergleiche aller Art, welche von den Fürsten, Ständen, und Gliedern des Reichs unter sich innerhalb eines Jahres geschlossen werden, sollen eben sowohl volle Kraft haben, und vollzogen werden, als wenn sie gegenwärtigem Hauptschlusse wörtlich einverleibt wären.

§. 47. In Ansehung der Verhältnisse der aus dem Besitz tretenden Regenten und Besitzer, auch der davon abhangenden Geistlichkeit, so wie ihrer bisherigen Dienerschaft in dem Hof- Civil- und Militär-Fache, und in Ansehung der besondern Verbindlichkeiten der entschädigten Fürsten und Stände, welche sich auf den anständigen Unterhalt der gedachten Regenten und übrigen Individuen, auf die Verfassungen der Lande, und die Übernehmung der Schulden, auch insbesondere auf die Entrichtung der Kammerzieler beziehen, und welche mit dem Eintritt in den wirklichen Genuß der Entschädigungsländer und Gebiethe ihren Anfang nehmen soll es nach den, in den folgenden §§. enthaltenen Vorschriften gehalten werden.

§. 48. Allen abtretenden Regenten bleibt ihre persönliche Würde mit dem davon abhangenden Range, und dem Fortgenusse ihrer persönlichen Unmittelbarkeit.

§. 49. Die Herren Fürstbischöfe und gefürsteten Äbte oder Prälaten behalten zugleich die Gerichtsbarkeit über ihre Dienerschaft dergestalt, daß Sie in bürgerlichen Rechtssachen, mit jedesmahligem Vorwissen der obern Landesbehörde, für solche Sachen in erster Instanz das Landgericht, wo solche zu verhandeln, zu wahlen, in peinlichen Fällen aber die erste Cognition zu nehmen haben, wo sodann die gedachten bürgerlichen Sachen in weiterer Instanz an die landesherrlichen Appellations-Gerichte zu bringen sind: in peinlichen Fällen hingegen, wenn sich die Peinlichkeit ergibt, der Verbrecher an die peinlichen Gerichte des Landes auszuliefern ist. Übrigens haben sich sämmtliche Diener eines solchen Fürsten den bestehenden und ergehenden landesherrlichen Gesetzen und sonderlich den Polizey-Anordnungen zu fügen.

§. 50. Den sämmtlichen abtretenden geistlichen Regenten ist nach ihren verschiedenen Graden auf Lebenslang eine Ihrem Range und Stande angemessene freye Wohnung mit Meublement und Tafel-Service, auch den Fürstbischöfen und Fürstäbten des ersten Ranges ein Sommeraufenthalt anzuweisen; wobey sich von selbst versteht, daß dasjenige, was Ihnen an Meublen eigenthümlich zugehört, Ihnen gänzlich überlassen bleibe, das aber, was dem Staate zugehört, nach ihrem Tode diesem zurück falle.

§. 51. Die Sustentation der geistlichen Regenten, deren Lande ganz oder doch großen Theils mit den Residenzstädten an weltliche Regenten übergehen, kann, da Ihr Einkommen sehr verschieden ist, nur nach Verhältniß desselben regulirt, mithin allenthalben nur ein minimum und ein maximum bestimmt werden.

In dieser Hinsicht wird: a) Für Fürstbischofe das minimum auf zwanzig tausend, und das maximum auf sechzig tausend Gulden;

Für den Herrn Bischof zu Würzburg, als Coadjutor zu Bamberg noch weiter die Hälfte dieses Maximums; b) Für Fürstäbte und Prälaten des ersten Ranges das minimum der Fürstbischöfe; für alle andern

Fürstäbte das minimum auf sechs tausend, das maximum auf zwölf tausend; für gefürstete Äbtissinnen aber das minimum auf drey tausend, das maximum auf sechs tausend Gulden: c) Für Reichs-Prälaten und Äbtissinnen, auch d) unmittelbare Äbte das minimum auf zwey tausend, das maximum auf acht tausend Gulden bestimmt. Bey allen diesen Bestimmungen wird jedoch der Großmuth der künftigen Landesherren kein Ziel gesetzt; vielmehr bleibt jedem, was er durch besondere Verhältnisse und Rücksichten weiter zu bewilligen sich veranlaßt findet, unbenommen. Wie nun hiernach die Regulirung zur Zufriedenheit der abtretenden Regenten wirklich geschehen sey, oder bey aufzuhebenden Prälaturen künftig gemacht werden wolle, darüber erwartiget die Reichs-Deputation von den neuen weltlichen Regenten spätestens binnen vier Wochen eine verlässige Anzeige, damit alsdann, falls wider Vermuthen ein und anderer Bestimmung wegen, bey der Anwendung obiger Regeln ein Anstand sich noch äußern sollte, die Deputation darüber erkennen möge.

§. 52. Die Weihbischöfe, in so ferne sie Präbenden haben, die Domkapitularen, Dignitarien, auch Canonici der Ritterstifter, auch adeliche Stiftsdamen behalten den lebenslänglichen Genuß ihrer Kapitelwohnungen; Ihnen, oder ihren Erben sind die auf den Ankauf oder Optirung ihrer Häuser gemachten Auslagen, falls der Landesherr solche nach ihrem Tode an sich ziehen will, zu vergüten; auch außer dem, an Orten, wo sie ein Privat-Eigenthum ihrer Wohnung hergebracht haben, wird ihnen dieses vorbehalten.

§. 53. Zu ihrer Sustentation aber sind den Domkapitularen, Dignitarien und Canonicis der Ritterstifter neun Zehntel ihrer ganzen bisherigen Einkünfte, und zwar jedem einzelnen, was er bisher genossen hat, zu belassen. Auf gleiche Weise sind die Vicarien bey ihren Wohnungen, und da sie meist gering stehen, bey ihrem ganzen bisherigen Einkommen, bis sie etwa auf anderen geistlichen Stellen versorgt werden, zu belassen, wogegen sie ihren Kirchendienst einstweilen fort zu versehen haben.

Die Domicellaren da, wo sie wirklich schon einigen Genuß ihrer Präbenden bezogen haben, werden in der Quote ihrer Sustentation den Kapitularen gleich gehalten, und rücken hiernächst, falls sich der Landesherr nicht in anderer Weg mit ihnen abfindet, in die vacirend werdenden Kapitels-Pfründen.

§. 54. Kapitularen und Domicellaren der Dom- Ritter- und Mediat-Stifter, welche nach den verschiedenen Statuten der Stifter entweder erst nach dem Ablaufe der Carenz-Jahre, oder nach eintretenden andern Verhältnissen zum Genusse kommen, sobald sie nur in dem wirklichen Besitze ihrer Präbenden sind, haben ganz gleiche Rechte als diejenigen, welche sich wirklich schon im Genuß ihrer Präbenden befinden.

§. 55. Die Stiftsfrauen und Fräulein bleiben in so lange bey ihrem bisherigen Genusse, als es dem neuen Landesherrn nicht räthlicher scheint, sie gegen eine, zu ihrer Zufriedenheit zu regulirende Abfindung aufzuheben.

§. 56. Für die kapitularischen geist- und weltlichen Dienerschaften gelten die nähmlichen Dispositionen, welche hiernach wegen der eigenen fürstlichen Dienerschaften folgen.

§. 57. Die Conventualen fürstlicher, auch Reichs- und unmittelbarer Abteyen, sind auf eine ihrer bisherigen Lebensweise angemessene anständige Art in ein oder der andern Communität ferner zu unterhalten, oder denen, welche mit landesherrlicher Verwilligung austreten, bis zu anderweiter Versorgung eine Pension von drey hundert bis sechs hundert Gulden nach dem Vermögen ihrer Stiftung zu verabreichen. Für die Laienbrüder ist auf ähnliche Art zu sorgen; Novitzen, welche durch Gelübde noch nicht gebunden, können von den Landesherrn mit einer dreyjährigen verhältnißmäßigen Pension entlassen werden.

§. 58. Kaiserliche Precisten, welche ihre Preces den Stiftern bereits präsentirt, und den schon eingetretenen Einrückungsfall nicht etwa haben vorbey gehen lassen, erhalten bey den künftigen Erledigungsfällen eine verhältnißmäßige Pension; und eben dieses gilt auch von denjenigen Pacisten, welche auf ihre Laienpfründen ein schon erworbenes, anerkanntes Recht haben.

§. 59. In Ansehung der sämmtlichen bisherigen geistlichen Regenten, auch Reichsstädte und unmittelbaren Körperschaften, Hof- geistlichen und weltlichen Dienerschaft, Militär und Pensionisten, in so ferne der abgehende Regent solche nicht in seinem persönlichen Dienste behält, so wie der Kreisdiener, da wo mit den Kreisen eine Veränderung vorgehen sollte, wird diesen allen der unabgekürzte lebenslängliche Fortgenuß ihres bisherigen Ranges, ganzen Gehaltes, und rechtmäßiger Emolumente, oder wo diese wegfallen, eine dafür zu regulirende Vergütung unter der Bedingniß gelassen, daß sie sich dafür nach Gutfinden des neuen Landesherrn, und nach Maßgabe ihrer Talente und Kenntnisse auch an einem andern Orte, und in andern Dienstverhältnissen gebrauchen und anstellen lassen müssen; jedoch ist solchen Dienern, welche in einer Provinz ansässig sind, und in eine andere gegen ihren Willen übersetzt werden sollen, frey zu stellen, ob sie nicht lieber in Pension gesetzt werden wollen.

In diesem letzten Falle ist einem 15jährigen Diener sein voller Gehalt mit Emolumenten, einem 10jährigen zwey Drittel, und denen, die noch nicht volle 10 Jahre dienten, die Hälfte als Pension zu belassen. Den wirklichen Pensionisten sind, falls nicht etwa neuerlich hier und da Mißbräuche untergelaufen wären; ihre Pensionen fort zu bezahlen.

Sollte der neue Landesherr einen oder den andern Diener gar nicht in Diensten zu behalten gedenken, so verbleibt demselben seine genossene Besoldung lebenslänglich. Sollten hingegen seit dem 4. August 1802 neue Pensionen oder Besoldungserhöhungen verwilligt, oder ganz neue Besoldungen gemacht worden seyn, so bleibt es billig dem neuen Landesherrn überlassen, ob er solche Verwilligungen den Grundsätzen der Billigkeit und einer guten Staatsverwaltung angemessen findet.

§. 60. Die dermahlige politische Verfassung der zu säculacisirenden Lande, in so weit solche auf gültigen Verträgen zwischen dem Regenten und dem Lande, auch andern reichsgesetzlichen Normen ruht, soll ungestört erhalten, jedoch in demjenigen, was zur Civil- und Militär-Administration, und deren Verbesserung und Vereinfachung gehört, dem neuen Landesherrn freye Hand gelassen werden.

§. 61. Die Regalien, bischöfliche Domänen, domkapitelische Besitzungen, und Einkünfte fallen dem neuen Landesherrn zu.

§. 62. Die erz- und bischöflichen Diöcesen aber verbleiben in ihrem bisherigen Zustande, bis eine andere Diöcesan-Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domkapitel abhängt.

§. 63. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt seyn; insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes auch Schul-Fonds nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens ungestört verbleiben; dem Landesherrn steht jedoch frey, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

§. 64. Mit den Mediat-Stiftern, Abteyen und Klöstern in den zu säcularisirenden Landen ist es ganz auf den nähmlichen Fuß, wie hier oben von den unmittelbaren angeordnet worden, zu halten. Es behalten nähmlich die Canonici der Mediat-Stifter, welche aufgehoben werden, nebst ihren Wohnungen neun Zehntel ihres bisherigen Einkommens, die Vicarien aber das Ganze, die Domicellaren neun Zehntel dessen, was sie etwa wirklich bisher schon bezogen haben, und rücken den Kapitularen nach. Solche Canonici jedoch, die überhaupt keine 800 Gulden beziehen, sind, wie die Vicarien bey ihrem ganzen Einkommen zu belassen. Äbte, deren Unmittelbarkeit bisher streitig, oder welche unstreitig mittelbar gewesen sind, erhalten verhältnißmäßig nach dem Vermögen ihrer Abtey 2000 bis 6000 Gulden Pension. Ihre und andere Kloster-Conventualen 300 bis 600 Gulden. Mit den Laienbrüdern und Novitzen wird es auf gleiche Art, wie von denselben hierobey bey unmittelbaren Stiftern erwähnt worden, gehalten. Von den Dienerschaften aller solcher Corporationen gilt alles das Nähmliche, was schon überhaupt wegen der Dienerschaften festgesetzt worden.

§. 65. Fromme und milde Stiftungen sind wie jedes Privat-Eigenthum zu conserviren, doch so, daß sie der Landesherrlichen Aufsicht und Leitung untergeben bleiben.

§. 66. Um nun auch den Unterhalt dieser großen Menge höherer, und anderer unschuldiger Personen auf möglichste Art sicher zu stellen, haben die neuen Landesherren alle solche Sustentations-Gelder auf ihre nächsten Recepturen anzuweisen, und als solche, welche das privilegirteste Unterpfand auf die Landeseinkünfte haben, jederzeit vierteljährig in guten Münzsorten nach dem 24 Guldenfuß unverzüglich abführen zu lassen.

daher auch ihren Gerichten keine Arrest-Anlegungen auf diese Alimentations-Gelder zu gestatten.

§. 67. Die Kreis-Directorien haben über den Vollzug alles dessen zu halten, und das erste Anrufen der Pensionisten, ohne Gestattung eines Termins oder einer Einrede sogleich gegen die Zahlungsbehörde, welche sich mit der Quittung über die geschehene Zahlung nicht ausweisen kann, die bereiteste Execution zu erkennen und zu vollziehen; bey eintretender weiterer Zahlungsgefahr aber die Revenüen, so weit sie zu diesem Zwecke nöthig, in unmittelbare Administration zu nehmen.

§. 68. Bey denjenigen geistlichen Ländern, welche nicht ganz oder größten Theils mit ihren Residenzen an einen weltlichen Herrn kommen, sondern unter mehrere vertheilt werden, gleichwohl aber ihre Residenzen, und meisten Lande diesseits des Rheins haben, sind sowohl in Ansehung der standesmäßigen Unterhaltung der unter der gegenwärtigen Veränderung leidenden Personen, als wegen der Sicherstellung der Dienerschaften des Landes, auch kirchlichen, religiösen Verfassung, und dergleichen, alle diejenigen Grundsätze in Anwendung zu bringen, welche hierüber schon festgesetzt worden. Nur erfordert die Vertheilung der Sustentations-Summa, und der Fonds, worauf solche gegründet werden, in diesen Ländern nothwendig nähere Bestimmung. Diesem nach fallen die auf einzelnen Theilen insbesondere ruhenden Lasten, z. B. die Unterhaltung eines mittelbaren Klosters, die Übernahme der Beamten und Diener eines einzelnen Amtes, und dergleichen mehr, denjenigen neuen Herrn allein zur Last, die solche erhalten, sonderlich kann die Erhaltung des domkapitlischen Personals, und der Individuen aller geistlichen und weltlichen Corporationen, die ihre eignen Fonds gehabt haben, bey einem vertheilten geistlichen Lande nicht in die ganze Masse geworfen werden, sondern nur denjenigen, welche die Gefälls und Güter solcher Domkapitel und Corporationen bekommen, zufallen, und unter diesen verhältnißmäßig vertheilt werden.

Zur Vertheilung unter sämmtliche neue Theilhaber eines solchen Landes bleiben also nur die auf das Ganze sich beziehenden Lasten übrig, wohin denn vorzüglich die Sustentations-Summa des von der Regierung abtretenden geistlichen Landesherrn gehört. Sämmtliche Theilhaber haben sich hierüber alsbald unter sich zu verstehen; sollte jedoch desfalls keine gütliche Übereinkunft binnen vier Wochen zu Stande kommen, so haben die Kreisausschreib-Ämter, und in dem chur- und oberrheinischen Kreise, wo der Fall der Theilung vorzüglich eintritt, Chur-Mainz und Hessen-Kassel gemeinsam diese Gegenstände zu erörtern, und die erforderlichen Bestimmungen zu treffen.

§. 69. Bey denjenigen Landen, wo die geistlichen Regenten ihre Residenzstädte auf der linken Rheinseite mit den dortigen Landen verloren, doch auch noch beträchtliche Besitzungen diesseits des Rheins behalten haben, kommen vorzüglich Sr. churfürstl. Durchlaucht zu Trier, als Churfürst des Reichs, auch Dero Domkapitel und Dienerschaften in Betrachtung. Da die übrigen diesseits rheinischen churfürstlichen Lande, und ihre Einkünfte bey weitem nicht hinreichen, alle diese Sustentationen zu bestreiten, zumahl dem Domkapitel zu Trier auf dieser Seite kein eigener Fond geblieben, so wird der Unterhalt Sr. churfürstl. Durchlaucht auf hundert tausend Gulden bestimmt. Das churfürstliche Collegium, einschlüssig der neu einzuführenden Herren Churfürsten, ist ersucht, diese Summa zu übernehmen, dem Herrn Churfürsten von Trier solche jährlich in zu bestimmenden Terminen zu entrichten, und zur Berichtigung dieses Gegenstandes einen eigenen Schluß im churfürstlichen Collegium zu fassen; dann wird festgesetzt, daß die Stadt Augsburg dem Herrn Churfürsten von Trier ihr bischöfliches Schloß, und die für ihre Dienerschaft nöthigen Gebäude in ihrem gegenwärtigen meublirten Zustande nebst den bisher gehabten Immunitäten, in ihrem ganzen Umfange lebenslänglich ungestört zu belassen habe.

§. 70. Die neuen Besitzer der Reste der churtrierschen Lande haben, da sie mit diesem Unterhalte ganz verschont bleiben, einen verhältnißmäßig größern Antheil des Trierschen Domkapitels, und der Trierschen Dienerschaft zu übernehmen; die billige Ermäßigung und Bestimmung dieses Pensionen-Antheils wird Chur-Mainz und Hessen-Kassel aufgetragen.

§. 71. Die Bestimmung der Unterhaltung des Domkapitels zu Kölln ist eben so, wie jene des Domkapitels zu Trier nicht bloß nach den diesseitigen Besitzungen und Einkünften des Domkapitels selbst abzumessen, sondern auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß die neuen Besitzer aus den Einkünften der ihnen zufallenden Lande keinen Regenten zu erhalten haben. Es haben daher die verbenannten Commissarien unter diesen Rücksichten auch dem Domkapitel zu Kölln den billigmäßigen Unterhalt auszumitteln.

§. 72. Auf alle übrige, zu den Landen letztgedachter Art gehörige geistliche Regenten, Domkapitel, Dienerschaften, Mediat-Stifter, Klöster, Stiftungen, geist- und weltliche Körperschaften, Landes- und kirchliche Verfassungen ist zwar alles dasienige ebenfalls anwendbar, was in Ansehung solcher geistlicher Lande, welche ganz, oder doch größten Theils mit den Residenzstädten der bisherigen geistlichen Regenten an einen weltlichen Regenten übergehen, oder welche nicht ganz oder größten Theils mit ihren Residenzen an einen weltlichen Herrn kommen, sondern unter mehrere vertheilt werden, gleichwohl aber ihre Residenzen und meisten Lande diesseits des Rheins haben, festgesetzt worden; es versteht sich jedoch von selbst, daß der Unterhalt aller zu dieser Classe gehörigen Personen, in so ferne ihre Fonds nicht ganz auf dieser rechten Rheinseite liegen, nicht so beträchtlich, als bey den eben benannten ausfallen könne, sondern daß solcher vorzüglich nach den Ihnen auf dieser Seite noch zustehenden Einkünften zu bemessen sey. Es kann daher auch bey solchen Domkapiteln und Stiftern der Unterhalt nicht durchgängig auf neun Zehntel ihrer vormahligen Einkünfte festgesetzt werden.

§. 73. Die Dienerschaften, welche nicht local und in den diesseitigen Ämtern angestellt sind, können nur nach dem Verhältnisse, wenn die diesseits rheinischen Reste der Lande zum ganzen Lande stehen, von den neuen Besitzern eine Unterstützung gewärtigen, es sey dann, daß solche, wie in Specie die diesseits angestellte churkölnische Dienerschaft auf die rechte Rheinseite zur Administration der diesseitigen Lande von ihren Landesherrn ausdrücklich beordert worden, in welchem Falle ihnen ihre ganzen Gehalte ohne Anstand fort zu bezahlen sind.

§. 74. Überhaupt ist diese Fürsorge nur auf diejenigen Kapitularen und Diener einzuschränken, welche ihren Regenten auf die rechte Rheinseite gefolgt, und auch inzwischen ihren Wohnsiz nicht jenseits aufgeschlagen haben, welcher Grundsatz allgemein anzuwenden ist. Es sind jedoch diejenigen Domherren, welche jenseits bey ihren Domkirchen geblieben sind, den herüber gegangenen gleich zu halten, falls sie sich künftig diesseits niederlassen werden.

§. 75. Für diejenigen geistlichen Regenten mit Ihren Domkapiteln und Dienerschaften, denen auf dieser Rheinseite, wie z. B. dem Herrn Fürstbischofe zu Basel, sehr wenig an Landen und Einkünften übrig bleibt, oder welche jenseits, wie z. B. der Herr Fürstbischof zu Lüttich, alles verloren haben, ist nöthig, einen besonderen Fond zu bestimmen, woraus Ihr billiger Unterhalt hergenommen wird. Diesem nach wird die Sustentation des Herrn Fürstbischofs von Lüttich, dessen Lage einzig ist, auf zwanzig tausend Gulden festgesetzt. Diejenigen Fürstbischöfe, die im Besitze zweyer oder mehrerer Bisthümer waren, geben zur Aufbringung dieser Summe den zehnten Theil der Pension eines ihrer Bisthümer ab; eben so werden sie für den Herrn Fürstbischof von Basel den zwanzigsten Theil der Revenüen eines ihrer Bisthümer abgeben, um für ihn die Hälfte des Minimums, nähmlich zehn tausend Gulden, aufzubringen, da dem ihm nur einige Parcellen seines Landes auf dem rechten Rheinufer geblieben sind. Im Falle nun einer der Fürstbischöfe, die ein Zehntel und Zwanzigstel eines ihrer Deputats an die Fürstbischöfe von Lüttich und Basel abgeben, früher als oben gedachte Fürstbischöfe versterben würden, so behalt der Landesherr, dem eine solche Pension zurück fällt, die Verbindlichkeit, das Zehntel und Zwanzigstel an gedachte Herren Fürstbischöfe von Basel und Lüttich fort zu entrichten. Ferner werden die beyden Herren Fürstbischöfe von Basel und Lüttich zu den ersten offen werdenden bischöflichen Sitzen empfohlen, jedoch bleibt es der Willkühr der beyden gedachten Herren Fürsten überlassen, Bisthümer zu übernehmen oder nicht, ohne in einem oder dem andern Falle ihre ohnehin auf das Minimum gesetzte Sustentations-Gelder an den Einkünften des Bisthums aufgerechnet zu erhalten.

Die beyden bemerkten Summen von zwanzig und zehn tausend Gulden werden nach folgender Austheilung von den Fürstbischöfen entrichtet.

Der Herr Churfürst von Trier geben von ihrer Pension von sechzig tausend Gulden als Bischof von Augsburg an den Bischof von Basel drey

tausend, an jenen von Lüttich sechs tausend Gulden, ferner als Probst von Ellwangen von der Pension von zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Würzburg wegen der Coadiutorie von Bamberg à dreyßig tausend Gulden: an Basel fünfzehn hundert, an Lüttich drey tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Hildesheim und Paderborn erhält für beyde Sitze fünfzig tausend Preußische Thaler oder achtzig tausend Gulden, gibt also von der Hälfte ab: an Basel zwey tausend, an Lüttich vier tausend Gulden.

Der Herr Bischof von Regensburg von seiner Pension von Freysingen à zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Ebenderselbe, wegen der Probstey Berchtelsgaaden à zwanzig tausend Gulden: an Basel tausend, an Lüttich zwey tausend Gulden.

Der Herr Churfürst Erzkanzler als Fürstbischof von Constanz und Worms à zehn tausend Gulden: an Basel fünf hundert, an Lüttich tausend Gulden.

Betreffend hingegen die Domkapitel und Dienerschaften, welche aus den diesseits rheinischen Gütern und Einkünften von den neuen Landesherrn Ihren nöthigen Unterhalt nicht erhalten können, als jene von Kölln, Trier, Worms, Lüttich, Basel, Speyer, Straßburg und andere, welche sich im ähnlichen Falle befinden; so soll für sie eine eigene Casse dadurch errichtet werden, daß jenen Domherren, welche mehr als eine Präbende hatten, zwey Zehntheile ihrer neun Zehntheile, welche Sie von diesen Präbenden zu beziehen haben, eingehalten, und diese Casse dem Churfürsten Reichserzkanzler untergeben werde, um hiervon nach einem gerechten Maßstabe die Austheilung dergestalt zu machen, damit nach den Kräften der Casse ihr Zweck erreicht werde. Nichts desto weniger haben diejenigen Landesherrn, welchen die Überreste solcher Lande, auch der Einkünfte der Domkapitel und anderer Corporationen zufallen, nach deren Verhältniß für den Unterhalt der leidenden Interessenten zu sorgen.

§. 76. In Ansehung derjenigen Geistlichen und Diener endlich, deren Körperschaften jenseits auf der linken Rheinseite aufgehoben werden, welche jedoch noch mehr oder weniger Güter auf dieser rechten Rheinseite haben, die künftig der Disposition der respectiven Landesherrn überlassen sind, versteht sich von selbst, daß diese Landesherrn, so weit diese Einkünfte reichen, den Unterhalt derjenigen Personen, welche als diesseits gebürtig von dem Französischen Gouvernement zu dem Unterhalt ohne Pension auf diese Seite verwiesen worden, oder welche eben dieser Einkünfte und ihrer Administration wegen, um davon ihren Unterhalt zu ziehen, schon während des Kriegs auf dieser Rheinseite ihre Wohnungen genommen, auch diese Einkünfte bisher wirklich genossen haben, eben so wie alle andere neue Landesherren diesen Unterhalt zu übernehmen, und zu diesem Ende diesen unglücklichen Individuen ihre Einkünfte, worauf ihnen ein gegründetes Recht zustehet, lebenslänglich zu belassen, und über solche nur nach deren Tode anderweit zu disponiren haben.

§. 77. Da auch wegen der, auf den Entschädigungslanden haftenden Schulden zur Beruhigung so vieler Gläubiger Vorsehung geschehen muß; so versteht sich zuförderst von selbst, daß bey solchen Landen, welche ganz von einem geistlichen Regenten auf einen weltlichen übergehen, letzterer alle sowohl Cameral- als Landesschulden eines solchen Landes mit zu übernehmen, mithin solche respective aus seinen neuen Kammereinkünften und Steuern eben so zu verzinsen und abzuführen habe, wie es der geistliche Agent würde haben thun müssen.

§. 78. Bey solchen geistlichen Landen hingegen, welche unter Mehrere vertheilt werden, kann sich zwar der Gläubiger, wenn ihm ein Special-Unterpfand verschrieben ist, an dieses Special-Unterpfand allerdings dergestalt halten, daß diejenigen Theilhaber eines solchen Landes, welche die Special-Hypothek besitzen, ihm einstweilen die Zinsen fort entrichten müssen; es sind aber hiernächst diese Schulden eben so wie diejenigen, welche nur eine General-Hypothek, oder auch nur versionem in rem für sich, oder endlich die ihre bisher gehabte Special-Hypothek, z. B. die Zölle, verloren haben, als allgemeine Landesschulden unter sämmtlichen Theilhabern eines solchen Landes in verhältnißmäßige Theile, und zwar die Kammerschulden nach dem Domänen-Ertrage, die Landesschulden aber nach dem Steuer-Capitale zu vertheilen.

§. 79. Damit jedoch die Gläubiger bis zu dieser Austheilung nicht auf ihre Zinsen warten müssen; so hat von solchen Capitalien, denen es an einer Special-Hypothek fehlt, der Inhaber des Hauptorts oder des grösern Theils des Landes einstweilen bis zur Abrechnung diese Zinsen zu berichtigen; es wäre dann, daß sich die Theilhaber da, wo die Theile nicht merklich verschieden sind, wenigstens der Verzinsung solcher Capitalien wegen, einstweilen unter sich verständen.

§. 80. Lägen hingegen die geistlichen Lande, von deren Schulden die Frage ist, zum Theil auf der linken Rheinseite; so sind diejenigen Landesschulden, die ihre Special-Hypothek auf der linken Rheinseite haben, oder die sonst nach dem Luneviller Frieden geeignet sind, auf die Französische Republik überzugehen, von der zu vertheilenden Schuldenmasse eines solchen Landes voraus abzuziehen.

§. 81. Sollten aber etwa irgendwo noch nach dem 24. August 1802 neue Schulden contrahirt worden seyn, so hängt deren Zahlung davon ab, ob wirklich der Nutzen oder das Bedürfniß des Staats solche Geldaufnahmen noch erfordert habe.

§. 82. Was sodann die Schulden ganzer Kreise, und zwar zuerst solcher, welche, wie der Fränkische und Schwäbische, ganz auf der rechten Rheinseite liegen, betrifft; so bleiben alle diejenigen Länder, welche bisher zu diesen Kreisen gehört haben, für solche Schulden verhaftet. Werden aber einzelne geistliche Kreislande unter mehrere weltliche Herren vertheilt; so muß ohnehin jedem Theile eines solchen Landes seine rata matricularis an Reichs- und Kreis-Prästanden bald thunlichst reglirt werden; nach welchem Maßstabe alsdann auch die neuen Besitzer zu Abtrag- und Verzinsung der Kreis-Capitalien zu concurriren haben. Bis aber diese Repartition wirklich geschehen ist, kann der Beytrag von solchen getheilten Ländern zu allen Kreis-Prästanden, mithin auch zu Verzinsung der Capitalschulden nicht anders geschehen, als auf die nähmliche Art, wie so eben in Betreff der Landesschulden getheilter Lande erwähnt worden ist.

§. 83. In Ansehung derjenigen Schulden aber endlich, welche die auf beyden Rheinseiten gelegenen chur- und oberrheinischen Kreise, und zwar Churrhein unmittelbar vor dem Kriege, Oberrhein aber erst während, und zu dem Kriege contrahirt haben, so sind nach allen vorwaltenden Verhältnissen die Gläubiger dieser chur- und oberrheinischen Kreise wegen dieser ihrer Capitalien und Zinsen sich an den diesseits rheinischen Landen der beyden Kreise zu halten allerdings befugt. Die Herren der diesseits rheinischen Lande, welche zu einem dieser Kreise gehören, haben sich über die Verzinsung und Abführung dieser Capitalien zu verstehen. Vor allem sind zu diesem Ende bey Oberrhein zu den dort eingeführten General- und Special-Cassen die exigiblen Ausstände, in so fern keine rechtliche Entschuldigung obwaltet, beyzutreiben; sodann zur Zinsen- und Capitalien-Zahlung zu verwenden, das weiter Erforderliche aber ist durch gewöhnliche Kreis-Römermonathe von den zu diesem Kreise noch gehörigen Landen beyzubringen.

§. 84. In so fern hingegen der matrikularmäßige Antheil der jenseits des Rheins gelegenen Kreislande an diesen Schulden von der Französischen Republik nicht unter die Kathegorie der von derselben zu übernehmenden Schulden gerechnet wird; so ist der Antheil der jenseits des Rheins gelegenen weltlichen Kreislande an den Kreisschulden denjenigen Landesschulden beyzuzählen, welche von den entschädigten Reichsständen ohne Belastung ihrer neuen Unterthanen zu übernehmen sind; und nur der Antheil der geistlichen Kreislande an den Kreisschulden fällt ohne Übertragung hinweg, und vermehrt die Schuldenmasse der diesseits des Rheins übrigen Kreisgebiethe, weil für dieselbe keine Entschädigung gegeben wird.

§. 85. Die Vollziehung dieser Beschlüsse haben sich die kreisausschreibenden Herren Fürsten, und am chur- und oberrheinischen Kreise Churmainz und Hessenkassel gemeinsam angelegen seyn zu lassen.

Würden jedoch, sowohl bey Austheilung dieser Schulden, als des zu regulirenden Unterhalts für die Geistlichkeit Fälle eintreten, wo wegen Collision der Interessen und aus Mangel gütlicher Übereinkunft die Beyziehung eines dritten Fürsten nothwendig werde; so haben sich die kreisausschreibenden Herren Fürsten oder Commissarien einen Obmann selbst zu erbitten.

§. 86. Obgleich nun auch sich von selbst versteht, daß die den Stän-

den des Reichs als Entschädigung zufallenden Reichslande, die bisher von solchen Landen entrichteten Kreis- und Reichssteuern, insbesondere die der Unterhaltung des kaiserlichen Reichskammergerichts gewidmeten Beyträge, oder Kammerzieler, ferner zu zahlen schuldig seyen: so findet man jedoch bey den vorgehenden Besitzveränderungen, und sonderlich bey der Verstückelung mehrerer Reichslande, zu mehrerer Sicherstellung des kammergerichtlichen Unterhalts nöthig, nach dem Sinne der älteren Reichsgesetze, insbesondere des §. 16. des j. R. A., festzusetzen:

daß 1) alle erblichen Reichsstände von den Ihnen als Entschädigung zufallenden geistlichen reichsunmittelbaren Landen, auch Reichsstädten, die davon bisher bezahlten Kammerzieler fort zu bezahlen haben. Sodann

§. 87.

daß 2) eben diese Verbindlichkeit denjenigen Reichsständen obliegt, welchen abgerissene Lande von jenseits rheinischen Hauptlanden, oder nur Theile diesseits rheinischer Entschadigungslande zufallen, dergestalt, daß der künftige Besitzer abgerissener Lande von jenseits rheinischen Hauptlanden die Katam. welche ein solches abgerissenes Land zum jenseitigen Hauptlande beygetragen hatte; von mehreren Theilhabern aber eines zertheilten Reichslandes der künftige Besitzer des größern Theils eines solchen Landes, oder dessen Hauptorts, den ganzen Kammerzielerbeytrag salvo regressu gegen die übrigen Theilhaber, einstweilen abzuführen habe; es wäre dann, daß dieser mit den Inhabern der kleinern Landesantheile über ihre Concurrenz binnen 2 Monathen sich verglichen, und diese getroffene Übereinkunft dem kaiserlichen Reichskammergerichte angezeigt haben würde. Endlich

§. 88.

daß 3) wo ein Land in mehrere kleine Parcellen zerfällt, die Kammerzieler, welche auf dem Ganzen bisher gehaftet, unter die einzelnen Theilhaber einstweilen ex aequo et bono von den kreisausschreibenden Herren Fürsten, im chur- und oberrheinischen Kreise aber von Churmainz und Hessenkassel, bis zur künftigen Rectification der Kammer-Matrikel auf den Fall zu vertheilen sind, wenn solche Theilhaber sich deßfalls nicht unter sich selbst binnen den vorgedachten zwey Monathen gütlich vergleichen, und hiervon das kaiserl. Reichskammergericht benachrichtigt hätten.

§. 89.

Schließlich wird Kaiserl. Majestät und dem Reiche anheim gestellt, den über das Sustentations-Wesen dieses Reichsgerichts von demselben erstatteten Hauptbericht baldthunlichst zu erledigen, und dessen künftige Verhältnisse bey der Abnahme seines Sustentations-Fonds, und den eintretenden Veränderungen gesetzlich zu bestimmen.

Signatum Regensburg, den 25. Februar 1803.

(L. S.)

Churfürstlich-Mainzische Kanzley.

25.

Reichsoberhauptliche Ratification des Indemnisations-Werkes, d. d. Regensburg, 28. April 1803.

Von der Römisch-Kaiserl. Maj. Franz des Zweyten, unsers allergnädigsten Kaisers und Herrn Herrn, zur gegenwärtigen allgemeinen Reichsversammlung verordneter Höchstansehnlicher Kaiserlicher Principal-Commissarius, Herr Carl Alexander, des heiligen Römischen Reichs Fürst von Thurn und Taxis, gefürsteter Graf zu Friedberg-Scheer, Graf zu Valsassina, Herr der Reichsherrschaft Eglingen, und der freyen Herrschaften Tischingen, Demingen, Balmertshofen ꝛc. Sr. Römisch-Kaiserl. Maj. wirklicher geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes ꝛc. ꝛc. geben den allhier versammelten, des heiligen Römischen Reichs Churfürsten, Fürsten und Ständen, vortrefflichen Räthen, Bothschaftern und Gesandten hiermit zu vernehmen:

Da die zur Erfüllung des 5. und 7. Artikels des Luneviller Friedens bevollmächtigte außerordentliche Reichs-Deputation, das ihr anvertraute Werk nunmehr zu Stande gebracht hat, und von Churfürsten, Fürsten und Ständen des Deutschen Reichs in ihrem gemeinsamen Gutachten vom 14. März auf dessen Bestätigung angetragen worden ist; so wollen Sr. Majestät der Kaiser nicht verweilen, diesem in seiner Beschaffenheit und in seinen Folgen so wichtigen Werke aus reichsväterlicher Sorgfalt für die Erhaltung des Friedens und der Ruhe Deutschlands, nach Maßgabe Ihrer Pflichten, die gesetzliche Vollendung zu ertheilen.

Der Endzweck, auf welchen in diesem entscheidenden Augenblick ihre Aufmerksamkeit sich richtet, bestehet darin, die Erfüllung der von Sr. Kaiserl. Majestät und dem Deutschen Reiche übernommenen Verbindlichkeiten einer Seits mit der Erhaltung der hergebrachten Reichsverfassung, anderer Seits mit den freundschaftlichsten Rücksichten thunlichst zu vereinbaren, die Allerhöchstdieselben für die Vorschläge der zwey als Vermittler eingeschrittenen Mächte, so wie für die Wünsche und die Zufriedenheit der Reichsstände tragen.

Es ist dieses der nähmliche Zweck, der alle Schritte und Bemühungen Sr. Majestät des Kaisers bey Zusammenberufung, und bey allen Verhandlungen der erwähnten Reichs-Deputation geleitet hat. In Gemäßheit desselben haben Sie sich während dem Laufe dieser Verhandlungen dem von den vermittelnden Mächten vorgeschlagenen, von der Deputation durch entschiedene Stimmenmehrheit angenommenen Entschädigungsplane so beförderlich erwiesen, als es immer die Vorschrift der maßgebenden Friedensartikel und die Granzen der auf die Erfüllung dieser Artikel und auf die Aufrechthaltung der damit vereinbarlichen Reichsverfassung abgezielten Deputations-Vollmacht erlauben konnten.

Und mit welcher freywilligen Mäßigung, und großen Rücksichten für die vermittelnden Mächte, und die mitinteressirten Reichsstände, Se. Kaiserl. Majestät sich hierbey bestrebt haben, die Behebung der sich ergebenden Anstände, wenn selbe von den rechtmäßigsten Interessen Allerhöchstihres Hauses herrühren, zu erleichtern, solches hat Ihre zu Paris den 26. Dec. v. J. geschlossene Convention an den Tag gelegt, worin sie die Verbindlichkeiten des Luneviller Tractats freywillig erweitert, und die einem Fürsten Ihres Hauses gebührende volle Entschädigung möglichst beschränket haben.

Eben so haben Se. Kaiserliche Majestät die thunliche Beförderung in Ansehung der dem Entschädigungsplane beygerückten, aus der angenommenen Entschädigungs-Basis nicht geflossenen, oder in die innere Verfassung des Deutschen Reichskörpers einschlagenden weiteren Anträge bewiesen. Auch hierüber haben Sie sich durch die angeführten Rücksichten bewogen gefunden, in vorgedachter Pariser Convention Ihre Bewilligung zu dem Deputations-Schlusse vom 23. Nov. v. J. in der Maßgebung zuzusagen, daß Sie dabey sämmtliche mit dem Entschädigungsplane an sich vereinbarliche Gerechtsame ausdrücklich verwahrten, die Allerhöchstdenenselben theils in Ihrer reichsoberhauptlichen Würde, theils als Regenten Ihrer Erbstaaten gebühren, da Sie in dieser letzten Eigenschaft, gleichwie Sie für Ihre Kriegsverluste an den Entschädigungen keinen Theil bekommen, auch den damit verknüpften Einschränkungen nur in so fern, als es die Ausführungsmöglichkeit der allgemeinen Entschädigungs-Basis erheischet, unterliegen können.

Nachdem endlich nach dem Schlusse der Convention vom 26. Dec. zu dem Deputations-Hauptschlusse vom 23. Nov. noch verschiedene Zusätze, Änderungen und Anträge hinzu gekommen sind, und daraus der neue Deputations-Hauptschluß vom 25. Hornung entstanden ist, auf dessen Gutheißung das Reichsgutachten unter einigen ausdrücklichen Vorbehaltungen anträgt; so sehen Seine Kaiserliche Majestät sich nach reiflicher Abwägung aller bisher angeführten Umstände, und nach dem Gefühle Ihrer aufhabenden theuersten Pflichten veranlaßt, dem eben genannten Reichsgutachten Ihre reichsoberhauptliche Genehmigung unter folgenden Bedingnissen zu ertheilen:

Daß die zu Paris am 26. Dec. v. J. geschlossene, und zur Kenntniß der Reichsversammlung vorgelegte Convention in Ihrer Kraft und Verbindlichkeit nach dem wörtlichen Inhalte Ihrer Artikel, insonderheit in Ansehung der in dem 4. Artikel enthaltenen Vorbehaltungen aufrecht zu bestehen habe.

Daß, in so fern diese Vorbehaltungen die Seiner Majestät als Kaiser und Reichsoberhaupte zustehenden Gerechtsame betreffen, die gesetz- und herkommensmäßige Ausübung dieser Gerechtsame sowohl bey Ausführung des gegenwärtigen Reichsschlusses, als für alle zukünftige Zeiten ungeschmälert erhalten werde.

Daß die in dem Reichsgutachten vom 24. März erwähnte Bestätigung der Reichsgrundgesetze, insonderheit des Westphälischen Friedens, und der darauf erfolgten Friedensschlüsse, in so fern solche durch den Luneviller Tractat, und den gegenwärtigen Reichsschluß nicht ausdrücklich abgeändert werden, desgleichen die darin angetragene Verwahrung der Deutschen Reichsverfassung in allen übrigen nicht ausdrücklich geänderten Puncten, wie solche für Churfürsten und Stände des Reichs, wohin auch der hohe Deutsche Orden zu rechnen, und die unmittelbare Reichsritterschaft mit eingeschlossen, bisher bestanden ist, in wirkliche Ausführung und Handhabung übergehe.

Daß, nachdem die Bedenken, welche von Seiner Kaiserlichen Majestät bey Gelegenheit der, in den frühern Deputations-Vorschlägen gemachten Anträge zur Vermehrung der Viril-Stimmen im Reichs-Fürstenrathe geäußert wurden, durch die spätern Vorschläge keineswegs gehoben worden sind, Seine Kaiserliche Majestät sich durch Ihre für die Erhaltung der Reichsverfassung, und die Beschützung der katholischen Religion heilig beschwornen Pflichten gemüßiget sehen, Ihre Ratification über diesen Gegenstand einstweilen zu suspendiren, und sich vorzubehalten, durch ein unverzügliches ferneres Commissions-Decret die Erstattung eines weitern Reichsgutachtens zu dem Ende zu verlangen, damit durch angemessene Vorschläge dafür gesorgt werde, daß, nachdem dem protestantischen Religionstheile schon in dem churfürstlichen und reichsstädtischen Collegien eine so entschiedene Stimmenmehrheit zufällt, die dargebrachten Verhältnisse der zwey Religionstheile nicht auch in dem fürstlichen Collegium, bis zur wesentlichen Überschreitung der Stimmen-Parität, abgeändert werden.

Das endlich in Ansehung derjenigen Puncte des letzten Deputations-Schlusses, deren Erörterung erst noch künftigen Anträgen und Unterhandlungen zu unterliegen hat, wie dergleichen nahmentlich in dem Schlusse des 2. und 39. §. vorkommen, Sr. Kaiserl. Majestät und dem Reiche die weitere gebührende Einschränkung vorbehalten bleibe.

Indem nun Se. Kaiserliche Majestät unter diesen vorausgesetzten Bedingnissen dem Reichsgutachten vom 24. März Ihre reichsoberhauptliche Genehmigung hiermit förmlich ertheilen, so ergreifen Sie auch diese Gelegenheit, um Ihren, und des gesammten Reichs aufrichtigsten Dank für die von den zwey vermittelnden Mächten in der vorliegenden wichtigen Angelegenheit verwendete Sorgfalt und Bemühungen öffentlich hiemit abzustatten; gleichwie Sie mit Zuversicht hoffen, daß gedachte Mächte die hierbey von Seiten Kaisers und Reichs erhaltenen überzeugendsten Beweise bereitwilliger Rücksicht für Ihre Wünsche und Vorschläge freundschaftlich erkennen werden, und daß somit das nunmehr gänzlich zu Stande gebrachte Friedenswerk auf das dauerhafteste versichert und befestiget worden sey.

Es verbleiben übrigens des Höchstansehnlichen Kaiserlichen Herrn Principal-Commissarius Hochfürstliche Gnaden den allhier versammelten vortrefflichen Räthen, Bothschaftern und Gesandten mit freundlichem, auch geneigtem und gnädigem Willen beständig wohl zugethan.

Signatum Regensburg, den 20. April 1803.

(L. S.)

Carl, Fürst von Thurn und Taxis mppr.

26.

Franz II. erklärt sich zum Erbkaiser von Österreich, d. d. Wien, am 11. August 1804.

Wir Franz II. von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Ungarn und Böhmen, Galizien und Lodomerien ꝛc., Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund und von Lothringen, Großherzog von Toscana ꝛc. ꝛc.

Obschon Wir durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Churfürsten des Römisch-Deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Österreich dahin gerichtet seyn, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten Europäischen Regenten und Mächten aufrecht erhalten und behauptet werde, welche den Souveränen Österreichs, sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung Ihrer, so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten, gebühret, und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate versichert ist.

Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Rangsgleichheit veranlaßt und berechtiget, nach den Beyspielen, welche in dem vorigen Jahrhundert der Russisch-Kaiserliche Hof, und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Österreich, in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten, den erblichen Kaisertitel gleichfalls beyzulegen.

In Gemäßheit dessen haben Wir, nach gepflogener reiflicher Überlegung, beschlossen, für Uns und für Unsere Nachfolger in dem unzertrennlichen Besitze Unserer unabhängigen Königreiche und Staaten, den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Österreich (als den Nahmen Unseres Erzhauses) dergestalt feyerlichst anzunehmen und festzusetzen, daß Unsere sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassungen, Vorrechte und Verhältnisse fernerehin unverändert beybehalten sollen. Zufolge dieser Unserer allerhöchsten Entschließung und Erklärung verordnen Wir

1) daß unmittelbar nach Unserem Titel eines erwählten Römisch-Deutschen Kaisers, jener eines erblichen Kaisers von Österreich eingeschaltet werde, sonach aber Unsere weiteren Titel als König von Germanien, Ungarn, Böhmen ꝛc. dann die eines Erzherzogs von Österreich, Herzogs von Steyermark ꝛc. und jene der übrigen Erblande folgen sollen. Nachdem jedoch seit Unserem Regierungs-Antritte mehrere Veränderungen in den Besitzungen Unseres Erzhauses vorgefallen, und durch feyerliche Tractate bestätiget worden sind, so lassen Wir zu gleicher Zeit die beyliegende, nach dem gegenwartigen Zustande neu regulirte Titulatur hiermit kund machen, und gehet Unsere Willensmeinung dahin, daß selbe künftighin Statt der bisher üblichen eingeführet und gebraucht werde.

2) Soll allen, sowohl Unseren Descendenten beyderley Geschlechts, als jenen Unserer Nachfolger in der Regentschaft des Erzhauses, der Titel von K. K. Prinzen und Prinzessinnen, nebst jenem von Erzherzogen und Erzherzoginnen von Österreich, dann von K. K. Hoheiten beygelegt und ertheilt werden.

3) Gleichwie aber alle Unsere Königreiche und andere Staaten vorbesagter Maßen in ihren bisherigen Benennungen und Zustande ungeschmälert zu verbleiben haben, so ist solches insonderheit von Unserem Königreiche Ungarn, und den damit vereinigten Landen, dann von denjenigen Unserer Erbstaaten zu verstehen, welche bisher mit dem Römisch-Deutschen Reiche in unmittelbarem Verbande gestanden sind, und auch in Zukunft die nähmlichen Verhältnisse mit demselben, in Gemäßheit der von Unseren Vorfahren im Römisch-Deutschen Kaiserthume Unserem Erzhause ertheilten Privilegien, beybehalten sollen.

4) Wir halten Unseren weiteren Entschließungen die Bestimmung derjenigen Feyerlichkeiten bevor, welche Wir für Uns und Unsere Nachfolger in Ansehung der Krönung als erblicher Kaiser festzusetzen, für gut finden werden, jedoch soll es bey denjenigen Krönungen, welche Wir und Unsere Vorfahren als Könige von Ungarn und von Böhmen empfangen hatten, ohne Abänderung auch in Zukunft verbleiben.

5) Diese Unsere gegenwärtige Erklärung und Verordnung soll in allen Unseren Erbkönigreichen und Staaten in den gehörigen Wegen unverzüglich kund gemacht und in Ausübung gesetzt werden. Gleichwie Wir nicht zweifeln, daß sämmtliche Stände und Unterthanen derselben diese gegenwärtige, auf die Befestigung des Ansehens des vereinigten Österreichischen Staatenkörpers zielende Verfehrung, mit Dank und patriotischer Theilnehmung erkennen werden. Gegeben ꝛc.

Wien, den 11. August 1804.

Großer Titel.

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser

von Österreich; König in Germanien, zu Jerusalem, zu Hungarn, zu Böheim, Dalmazien, Croazien, Slavonien, Galizien und Lodomerien; Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, zu Venedig, Salzburg, Steyer, Kärnthen und Krain; Großfürst zu Siebenbürgen; Markgraf in Mähren; Herzog zu Würtemberg, Ober- und Nieder-Schlesien, Parma, Plazenz, Guastalla, Auschwitz und Zator, zu Teschen, zu Friaul und zu Zara; Fürst zu Schwaben, zu Eichstädt, Passau, Trient, Brixen, zu Berchtoldsgaden und Lindau; Gefürsteter Graf zu Habsburg, Tyrol, Kyburg, Görz und Gradiska; Markgraf zu Burgau, zu Ober- und Nieder-Lausnitz; Landgraf in Breisgau, in der Ortenau und zu Nellenburg; Graf zu Montfort und Hohenems, zu Ober- und Nieder-Hohenberg, Bregenz, Sonnenberg und Rothenfels, zu Blumeneck und Hosen; Herr auf der Windischen Mark, zu Verona, Vicenza, Padua ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Mittlerer Titel.

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Romischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser von Österreich; König in Germanien, zu Hungarn, Böheim, Dalmazien, Croazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Jerusalem; Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, Venedig und Salzburg; Großfürst zu Siebenbürgen; Herzog zu Steyer, Kärnthen und Krain, zu Würtemberg, Ober- und Nieder-Schlesien; gefürsteter Graf zu Habsburg, zu Tyrol ꝛc. ꝛc.

Kleiner Titel.

Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser von Österreich, König in Germanien, zu Hungarn und Böheim ꝛc. Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Lothringen, Venedig und Salzburg ꝛc. ꝛc.

27.

Präliminar-Friedensartikel zwischen der Französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät: unterzeichnet zu London den 9. Vendemaire im 10. Jahre der Französischen Republik (1. October 1801.)

Der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volkes, und Se. Majestät der König des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, beseelt von einem gleichen Verlangen, das Elend eines zerstörenden Kriegs zu endigen, und zwischen beyden Nationen Einigkeit und gutes Vernehmen wieder herzustellen, haben zu diesem Ende ernannt: der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, den Bürger, Ludwig Wildelm Otto, Commissär in Betreff der Auswechslung der Französischen Gefangenen in England, und Se. Brittische Majestät den Herrn Robert-Banks Jenkinson, Lord Hawkesbury, Mitglied des geheimen Raths Sr. Brittischen Majestät, und Ihren ersten Staats-Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten, welche nach gehöriger Mittheilung Ihrer in guter Form abgefaßten Vollmachten über folgende Präliminar-Artikel überein gekommen sind:

Artikel 1. Sobald die Präliminarien unterzeichnet und ratificirt seyn werden, soll eine aufrichtige Freundschaft zwischen der Französischen Republik und Sr. Brittischen Majestät zu Wasser und zu Lande in allen Theilen der Welt wieder hergestellet werden. Diesem zu Folge und damit alle Feindseligkeiten sogleich zwischen den beyden Mächten und zwischen ihren respectiven Alliirten aufhören, sollen die Befehle an ihre Land- und Seemacht mit der größten Geschwindigkeit abgesandt werden, wobey sich jeder der contrahirenden Theile verbindlich macht, die nöthigen Päße und übrige Bequemlichkeit zu ertheilen, um die Ankunft der besagten Ordres zu beschleunigen, und ihre Vollziehung zu sichern. Auch ist man noch überein gekommen: daß eine jede Eroberung, welche von Seiten des einen oder des andern der contrahirenden Theile über einen von ihnen oder über ihre Alliirten nach der Ratification der gegenwärtigen Präliminarien Statt gehabt hätte, als nicht geschehen angesehen werde, und in die Zurückgaben, welche nach der Ratification des Definitiv-Tractats Statt haben werden, getreulich eingeschlossen seyn soll.

Art. 2. Se. Brittische Majestät werden der Französischen Republik und ihren Alliirten, nahmentlich Sr. katholischen Majestät und der Batavischen Republik, alle durch die Englische Macht während des gegenwärtigen Kriegs eingenommenen oder eroberten Besitzungen und Colonien wieder zurück geben, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der Holländischen Besitzungen auf der Insel Ceylon, von welcher Insel und Besitzungen Se. Brittische Majestät sich die völlige und gänzliche Souverainität vorbehalten.

Art. 3. Der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung soll der Handlung und Schifffahrt beyder contrahirenden Theile offen seyn, welche daselbst einerley Vortheile genießen werden.

Art. 4. Die Insel Maltha mit ihren Zubehörungen soll von den Englischen Truppen geraumt, und dem Orden von St. Johann von Jerusalem wieder zurück gegeben werden. Um die gänzliche Unabhängigkeit dieser Insel von dem einen oder dem andern der beyden contrahirenden Theile zu sichern, soll sie unter die Bürgschaft und den Schutz einer dritten Macht gestellt werden, welche durch den Definitiv-Tractat bestimmt werden wird.

Art. 5. Ägypten soll der hohen Pforte wieder gegeben werden, deren Länder und Besitzungen in ihrer Integrität, so wie sie vor dem gegenwärtigen Kriege waren, aufrecht erhalten werden sollen.

Art. 6. Die Länder und Besitzungen ihrer allergetreuesten Majestät (Portugall) sollen ebenfalls in ihrer Integrität aufrecht erhalten werden.

Art. 7. Die Französischen Truppen sollen das Königreich Neapel und den Kirchenstaat räumen. Die Englische Kriegsmacht soll ebenfalls Porto Ferraio und überhaupt alle Häfen und Inseln raumen, welche sie im mittelländischen oder im Adriatischen Meere in Besitz genommen haben möchte.

Art. 8. Die Republik der 7 (Jonischen) Inseln soll von der Französischen Republik anerkannt werden.

Art. 9. Die durch die gegenwärtigen Präliminar-Artikel bestimmten Räumungen, Abtretungen und Rückgeben sollen in Europa in dem Monath; auf dem festen Lande und in den Gewässern von America und Afrika in den 3 Monathen; auf dem festen Lande und in den Gewässern von Asien in den 6 Monathen, welche auf die Ratification des Definitiv-Tractats folgen, zur Ausführung gebracht werden.

Art. 10. Die respect. Gefangenen sollen sogleich nach der Auswechslung der Ratificationen des Definitiv-Tractats in Masse und ohne Lösegeld zurück gegeben werden, indem man von beyden Seiten die besonderen Schulden, die sie gemacht haben mochten, bezahlt.

Da über die Bezahlung des Unterhalts der Kriegsgefangenen einige Discussionen entstanden, so behalten es sich die contrahirenden Mächte bevor, diese Sache durch den Definitiv-Tractat nach dem Völkerrechte, und nach den durch die Gewohnheit geheiligten Grundsatzen zu entscheiden.

Art. 11. Um aller Veranlassung von Klage und Streitigkeiten zuvor zu kommen, welche bey Gelegenheit der Prisen entstehen könnten, die nach der Unterzeichnung der Präliminar-Artikel zur See gemacht seyn könnten; so ist man gegenseitig überein gekommen: daß die Schiffe und Effecten, welche im Canal und in der Nordsee nach einem Zeitraum von 12 Tagen (zu rechnen von der Auswechslung der Ratificationen der gegenwärtigen Präliminar-Artikel) genommen seyn möchten, von beyden Seiten wieder zurück gegeben werden sollen; daß dieser Termin von dem Canal und der Nordsee bis zu den Canarischen Inseln (letztere mit eingeschlossen), es sey im Ocean oder in der mittelländischen See, von einem Monath seyn soll; von 2 Monathen von den gedachten Canarischen Inseln bis zum Äquator; und endlich von 5 Monathen in allen Theilen der Welt, ohne irgend eine Ausnahme, noch eine andere noch mehr besondere Unterscheidung von Zeit und Ort.

Art. 12. Alle von beyden Seiten auf die Fonds, Einkünfte und ausstehenden Schuldforderungen, von welcher Art sie seyn mögen, die einer der contrahirenden Mächte, oder ihren Bürgern oder Unterthanen gehören, gelegten Sequester, sollen sogleich nach der Unterzeichnung des Definitiv-Tractats aufgehoben werden.

Die Entscheidung aller Reclamationen zwischen den Individuen der beyden Nationen, welche Schulden, Eigenthum, Effecten, oder irgend einige Rechte betreffen, die nach den bestehenden Gebräuchen und dem Völkerrecht bey der Epoche des Friedens aufs neue in Anregung gebracht werden müssen, soll vor die gehörigen Tribunäle gebracht werden; und in

diesen Fällen soll in den Ländern, wo die Reclamationen respective geschehen möchten, schleunig und völlig Recht gesprochen werden. Man ist überein gekommen, daß der gegenwärtige Artikel sogleich nach der Ratification des Definitiv-Tractats von den contrahirenden Mächten auf die respect. Alliirten und auf die Individuen ihrer Nationen unter der Bedingung einer billigen Reciprocität angewandt werden soll.

Art. 13. In Betreff der Fischerey an den Küsten von Terreneuve und der benachbarten Inseln und in den Meerbusen von St. Lorenz sind die beyden Mächte überein gekommen, sie wieder auf den Fuß zu setzen, auf welchem sie vor den gegenwärtigen Krieg war. Sie behalten sich es vor, durch den Definitiv-Tractat solche Einrichtungen zu treffen, welche billig und gegenseitig nützlich seyn werden, um die Fischereyen beyder Nationen in den Zustand zu setzen, der zur Aufrechthaltung des Friedens am dienlichsten ist.

Art. 14. In allen durch den gegenwärtigen Tractat über eingekommenen Restitutions-Fällen sollen die Fortificationen in demjenigen Zustande zurück gegeben werden, worin sie sich in dem Augenblick der Unterzeichnung des gegenwärtigen Tractats befinden; und alle seit der Besitznahme etwa angelegte Werke sollen unverletzt bleiben.

Man ist ferner überein gekommen, daß in allen in dem gegenwärtigen Tractat bestimmten Abtretungsfällen den Einwohnern, von welchem Stande oder Nation sie auch seyn mögen, ein Termin von drey Jahren (zu rechnen von der Ratification des Definitiv-Friedens-Tractats) zugestanden werden soll, um über ihr entweder vor oder während des gegenwärtigen Krieges erworbenes und besessenes Eigenthum zu disponiren; in welchem Termin von 3 Jahren sie ihre Religion frey ausüben, und ihres Eigenthums genießen können.

Eben dieses wird in den wieder zurück gegebenen Ländern allen denen bewilligt, welche daselbst irgend einige Etablissements während der Zeit errichtet haben möchten, da diese Länder im Besitz von Großbritannien gewesen.

Was die übrigen Einwohner der zurück gegebenen oder abgetretenen Länder betrifft, so ist man überein gekommen, daß keiner von ihnen weder an seiner Person, noch an seinem Vermögen, unter irgend einem Vorwand wegen seines Betragens oder seiner politischen Meinungen, oder wegen seiner Ergebenheit an eine der beyden Mächte, oder wegen irgend einer andern Ursache, es wäre denn wegen contrahirter Schulden, oder wegen Handlungen, die später als der Definitiv-Tractat erfolgt sind, gerichtlich verfolgt, beunruhigt oder gestört werden soll.

Art. 15. Die gegenwärtigen Präliminar-Artikel sollen spätestens in 14 Tagen ratificirt, und die Ratificationen ausgewechselt werden. Gleich nach ihrer Ratification sollen von beyden Seiten Bevollmächtigte ernannt werden, die sich nach Amiens begeben sollen, um gemeinschaftlich mit den Alliirten der contrahirenden Mächte zur Entwerfung des Definitiv-Tractats zu schreiten.

Zu Urkund dessen haben wir unterzeichnete Bevollmächtigte des ersten Consuls der Französischen Republik, und Sr. Brittischen Majestät, Kraft unserer respect. Vollmachten, die gegenwärtigen Präliminar-Artikel unterzeichnet, und mit unsern Siegeln versehen.

Gegeben zu London den 9. Vendemaire im 10ten Jahre der Französischen Republik (1. Oct. 1801).

Unterzeichnet:

Hawkesbury. Otto.

28.

Definitiv-Friedens-Tractat zwischen Sr. Maj. dem Könige von Großbritannien und Irrland auf einer; und der Französischen Republik, Sr. Maj. dem Könige von Spanien und beyden Indien, und der Batavischen Republik auf der andern Seite.

Se. Majestät der König des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland, und der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, gleich durchdrungen vom Verlangen, dem Elend des Krieges ein Ende zu machen, haben durch die am 1. Oct. 1801 zu London unterzeichneten vorläufigen Artikel bereits den Grund des Friedens gelegt.

Da nun im 15. Art. dieser Präliminarien verabredet wurde, daß von beyden Theilen Bevollmächtigte ernannt werden sollten, welche sich nach Amiens verfügen würden, um den Definitiv-Vertrag im Einverständniß mit den Alliirten der contrahirenden Mächte abzufassen, so haben

Se. Majestät der König des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland, den Marquis von Cornwallis, Ritter des erhabenen Ordens vom Hosenbande, geheimen Rath Sr. Majestät, und General ihrer Armeen;

und der erste Consul der Französischen Republik im Nahmen des Französischen Volks, den B. Bonaparte, Staatsrath;

Se. Majestät der König von Spanien und beyden Indien, und die Regierung der Batavischen Republik haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt:

Se. katholische Majestät den Don Joseph Nikolas d'Azara, Staatsrath, Großkreuz des Ordens Carls III., außerordentlichen Bothschafter Sr. Majestät bey der Französischen Republik;

und die Regierung der Batavischen Republik, den Rogger Johann Schimmelpenninck, ihren außerordentlichen Bothschafter bey der Französischen Republik,

welche, nach gebührender Auswechslung ihrer zu Ende des gegenwärtigen Vertrags in Abschrift beygefügten Vollmachten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Es soll Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß zwischen Sr. Majestät dem Könige des vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, seinen Erben und Nachfolgern einer Seits; und der Französischen Republik, Sr. Majestät dem Könige von Spanien, seinen Erben und Nachfolgern, und der Batavischen Republik anderer Seits seyn. Die contrahirenden Theile werden die größte Sorgfalt darauf wenden, um zwischen sich selbst und ihren Staaten eine vollkommene Eintracht zu erhalten, ohne zu gestatten, daß von der einen oder der andern Seite einige Art von Feindseligkeit, weder zu Wasser, noch zu Lande, aus was für einer Ursache, oder unter welchem Vorwande dieses auch geschehen könnte, ausgeübt werde. Sie werden sorgfältig alles vermeiden, was in die Zukunft das so glücklich wieder hergestellte gute Einverständniß stören könnte, und werden denjenigen, welche einem oder dem andern der contrahirenden Theile etwa Nachtheile zufügen wollten, weder mittels noch unmittelbar einigen Beystand leisten, oder einigen Schutz angedeihen lassen.

Art. 2. Alle auf beyden Seiten sowohl zu Lande als zu Wasser gemachte Kriegsgefangene und während des Kriegs weggeführte Geisseln sollen ohne Lösegeld spätestens 6 Wochen nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats, nach Bezahlung der Schulden, die sie während ihrer Gefangenschaft gemacht haben, zurück gegeben werden. Ein jeder der contrahirenden Theile soll die Vorschüsse vergüten, welche von einem derselben für die Unterhaltung der Kriegsgefangenen geschehen sind. Es soll zu diesem Ende eine gemeinschaftliche Commission ernannt, und ihr aufgetragen werden, die Compensationen, welche einer oder der andere der contrahirenden Mächte etwa zukommen möchten, zu bestimmen, und in das Reine zu bringen. Man wird gemeinschaftlich den Ort und die Zeit bestimmen, wo und wann sich die Commissarien versammeln sollen, denen die Vollziehung dieses Artikels wird aufgetragen werden, und wobey nicht nur die bestrittenen Kosten für die Kriegsgefangenen der beyden Nationen, sondern auch für die fremden Truppen in Anschlag gebracht werden sollen, welche, ehe sie gefangen wurden, in dem Solde und zur Disposition einer von den contrahirenden Mächten waren.

Art. 3. Se. Großbritannische Majestät geben der Französischen Republik und ihren Alliirten, nähmlich Sr. katholischen Majestät und der Batavischen Republik, alle Besitzungen und Colonien, welche ihnen zugehörten, und während dieses Krieges entweder in Besitz genommen, oder erobert worden sind, jedoch mit Ausnahme der Insel Trinidad, und der Holländischen Besitzungen auf der Insel Ceylon, wieder zurück.

Art. 4. Se. katholische Majestät treten an Se. Brittische Majestät die Insel Trinidad ab, und garantiren das Eigenthum und den Besitz derselben.

Art. 5. Die Batavische Republik tritt mit der Garantie des Eigenthumes und der Souveränität an Se. Brittische Majestät alle Besitzungen,

und Pflanzungen auf der Insel Ceylon ab, welche vor dem Kriege der Republik der vereinigten Provinzen, oder der Ostindischen Compagnie gehörten.

Art. 6. Der Hafen des Vorgebirgs der guten Hoffnung verbleibt der Batavischen Republik als Eigenthum mit allen Souveränitäts-Rechten, wie vor dem Kriege. Die Schiffe von jeder Gattung, welche den übrigen contrahirenden Theilen zugehören, sollen die Befugniß haben, daselbst einzulaufen, und so wie vormahls die nöthigen Verproviantirungen einzukaufen, ohne andere Abgaben als diejenigen zu bezahlen, welche die Batavische Republik ihrer eigenen Nation auflegt.

Art. 7. Die Gebiethe und Besitzungen Sr. allergetreuesten (Portugiesischen) Majestät, verbleiben im Ganzen so wie sie vor dem Kriege waren; nur sind die Gränzen der Portugiesischen Guyanne, bis an den Arawary-Fluß, der oberhalb dem Nord-Cap sich bey Nertiste und Penitence, ungefähr unter 1 1/3 Grad nördl. Breite in den Ocean ergießt, bestimmt. Diese Gränzen sollen diesem Fluß von seiner von dem Nord-Cap entferntesten Mündung an bis zu seiner Quelle folgen, und alsdann eine gerade Linie von dieser Quelle bis an den Rio-Branco gegen Westen gezogen werden. Dem zu Folge sollen das nördliche Ufer des Flusses Arawary, von seiner letzten Mündung an bis an seine Quelle, und die Ländereyen, die sich gegen Norden von der hier oben bestimmten Gränzlinie befinden, mit aller Souveränität der Französischen Republik gehören; so wie das mittagige Ufer dieses Flusses von der nähmlichen Mündung an, und alle südliche Ländereyen der erstbenannten Gränzlinie Sr. allergetreuesten Majestät verbleiben sollen. Die Schifffahrt auf dem Arawary-Fluß soll zwischen beyden Nationen gemeinschaftlich seyn. Die Verfügungen, welche zwischen den Höfen von Madrid und von Lissabon wegen der Bestimmung ihrer Gränzen in Europa getroffen worden sind, sollen nach dem, was deßfalls in dem Tractat von Badajez festgesetzt worden ist, vollzogen werden.

Art. 8. Die Gebiethe, Besitzungen und Rechte der erhabenen Pforte verbleiben in ihrer Integrität, so wie sie vor dem Kriege waren.

Art. 9. Die Republik der sieben Inseln wird anerkannt.

Art. 10. Die Inseln Malta, Gozo und Comino sollen dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem wieder zurück gegeben, und von ihm unter der nähmlichen Bedingung besessen werden, wie er sie vor dem Kriege besaß, jedoch unter folgenden Festsetzungen:

1) Die Ritter des Ordens, deren Zungen nach der Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats noch bestehen, werden eingeladen, sobald als die Auswechslung der Ratificationen Statt gehabt hat, nach Maltha zurück zu kehren. Sie werden alsdann ein General-Kapitel halten, und zur Wahl eines unter den Eingebornen der Nationen, deren Zungen verbleiben, gewählten Großmeisters schreiten; dafern eine solche Wahl nicht seit der Auswechslung der Präliminarien bereits geschehen ist. Allein es versteht sich, daß nur eine in diesem Zeitraum geschehene Wahl als gültig werde anerkannt werden, mit Ausschließung einer jeden andern, welche etwa vor dieser Zeit Statt gehabt haben möchte.

2) Da die Regierungen von Großbritannien, und der Französischen Republik wünschen, den Orden und die Insel Maltha in einen, in ihrem Betracht ganz unabhängigen Stand zu versetzen; so sind sie dahin übereingekommen, daß in Zukunft weder eine Englische, noch eine Französische Zunge seyn soll, und daß kein Individuum, welches der einen oder der andern dieser Mächte angehöret, in den Orden der Johanniter aufgenommen werden könne.

3) Es soll eine Malthesische Zunge errichtet, und von den Territorial-Einkünften und den Handlungs-Zöllen der Insel unterhalten werden. Diese Zunge soll die ihr eigenthümliche Würden, ihre Besoldungen und eine Herberge erhalten. Die Ahnenprobe soll nicht nothwendig seyn, um als Ritter bey dieser Zunge aufgenommen zu werden. Sie sollen zu allen Würden fähig seyn, und alle Vorrechte, gleich den Rittern der übrigen Zungen, genießen. Alle Municipal-, Verwaltungs-, bürgerliche, gerichtliche und andere von der Regierung der Insel abhängige Ämter sollen wenigstens zur Hälfte durch Einwohner der Inseln von Maltha, Gozo und Comino besetzt werden.

4) Die Truppen Sr. Brittischen Majestät sollen die Insel, und was dazu gehört, in drey Monathen, nach der Auswechslung der Ratificationen, oder wenn es möglich ist, noch früher verlassen. Zu dieser Zeit soll die Insel dem Orden in dem Zustand, worin sie sich befindet, wieder eingeraumt werden, dafern der Großmeister, oder die nach den Statuten des Ordens dazu hinlänglich bevollmächtigten Commissarien sich auf besagter Insel befinden, um Besitz davon zu nehmen, und die Truppen, welche Sr. Sicilianische Majestät, wie hier unten weiter festgesetzt ist, dahin schicken sollen, daselbst angekommen seyn werden.

5) Wenigstens die Hälfte der Besatzung soll immer aus eingebornen Malthesern bestehen, wegen der Übrigen hat der Orden die Befugniß, unter den Eingebornen derjenigen Staaten, welche im Besitze eigener Zungen verbleiben, werben zu lassen. Die Malthesischen Soldaten sollen auch Malthesische Officiere haben. Der Oberbefehl der Besatzung und die Ernennung der Officiere gebührt dem Großmeister, welcher sich derselben, auch bloß auf einige Zeit, nur zu Gunsten eines Ritters, und mit Genehmigung des Ordens-Rathes entschlagen kann.

6) Die Unabhängigkeit der Insel Maltha, Gozo und Comino, so wie die gegenwärtige Übereinkunft, werden unter den Schutz und die Garantie von Groß-Brittannien, Frankreich, Österreich, Spanien, Rußland und Preußen gesetzt.

7) Die Neutralität des Ordens und der Insel Maltha mit ihren Zugehörungen wird hiermit öffentlich verkündigt.

8) Die Häfen von Maltha sind offen für den Handel, und die Schifffahrt aller Nationen, welche daselbst gleiche und mäßige Abgaben bezahlen sollen. Diese Abgaben werden zum Unterhalte der Malthesischen Zunge, wie sie es in §. 3. festgesetzt ist, ferner zu den bürgerlichen und militärischen Einrichtungen der Insel, und zur Unterhaltung eines für alle Flaggen offenen allgemeinen Lazareths verwendet.

9) Die barbarischen Staaten sind von den Verordnungen der beyden vorhergehenden Paragraphe so lange ausgeschlossen, bis mittelst einer Übereinkunft, wozu die contrahirenden Mächte die Gelegenheit verschaffen werden, das System der Feindseligkeiten, welches zwischen den gedachten barbarischen Staaten, dem Orden des heil. Johannes, und der Mächten, welche eigene Zungen besitzen, oder daran Theil haben, besteht, aufgehoben seyn wird.

10) Der Orden wird sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen nach denselben Statuten regiert, welche zur Zeit, als die Ritter die Insel verließen, geltend waren, in so fern der gegenwärtige Vertrag keine Änderung darin macht.

11) Die Verfügungen der §§. 3. 5. 7. 8. und 10. werden in der gewöhnlichen Form zu Gesetzen und bleibenden Statuten des Ordens erhoben, und der Großmeister, oder wenn er in dem Augenblicke, wo die Insel dem Orden wieder übergeben wird, nicht daselbst wäre, dessen Stellvertreter, sind verbunden, die pünctliche Beobachtung derselben eidlich anzugeben.

12) Se. Sicilianische Majestät soll ersucht werden, zwey tausend Mann Eingeborne ihrer Staaten herzugeben, um in den verschiedenen Festungen der Insel als Besatzung zu dienen. Diese Truppen sollen ein Jahr daselbst bleiben, von der Übergabe der Insel an die Ritter an gerechnet, und wenn nach Verlauf dieser Frist der Orden nach dem Beyfall der garantirenden Mächte noch nicht eine hinreichende Truppenzahl angeworben hätte, um die Besatzung der Insel und ihrer Zugehörungen nach Maßgabe des §. 5. auszumachen, so sollen die Neapolitanischen Truppen noch so lange daselbst bleiben, bis sie durch eine von den gedachten Mächten für hinreichend erkannte Truppenzahl ersetzt seyn werden.

13) Die in dem §. 6. genannten Mächte, nähmlich Großbritannien, Frankreich, Österreich, Spanien, Rußland und Preußen sollen eingeladen werden, den gegenwärtigen Verabredungen beyzutreten.

Art. 11. Die Französischen Truppen werden das Königreich Neapel, und den Römischen Staat räumen; die Englischen Truppen werden ebenfalls Porto-Ferraio, und überhaupt alle Häfen und Inseln räumen, welche sie im Mittel- oder Adriatischen Meere besetzt halten sollten.

Art. 12. Die durch den gegenwärtigen Tractat stipulirten Räumungen, Abtretungen und Zurückgaben sollen für Europa in einem Monathe geschehen; für das feste Land und die Meere Amerika's und Afrika's in 3 Monathen; für das feste Land und die Meere Asiens in 6 Monathen, welche auf die Ratification des gegenwärtigen Definitiv-Tractats folgen werden; ausgenommen in dem Fall, worin dagegen besonders anders verfügt worden ist.

Art. 13. In allen durch den gegenwärtigen Tractat bestimmten Fällen von Zurückgabe sollen die Befestigungen in dem Zustande zurück gegeben werden, worin sie sich in dem Augenblicke der Unterzeichnung der Präliminarien befanden, und alle Werke, welche seit der Besitznahme werden errichtet worden seyn, sollen unberührt bleiben. Man ist überdieß darin überein gekommen, daß in allen stipulirten Abtretungsfällen den Einwohnern, von welchem Stande oder Nation sie immer seyn mögen, eine Zeitfrist von 3 Jahren, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Tractates an, zugestanden werden, um über ihr, sowohl vor als nach dem gegenwärtigen Kriege erworbenes oder besessenes Eigenthum Verfügungen zu treffen; in welchem Zeitraume von 3 Jahren sollen sie ihre Religion frey ausüben, und ihres Eigenthums genießen können. Das nähmliche Recht ist in den zurück gegebenen Ländern allen denjenigen, sowohl Einwohnern als andern, zugestanden, welche in der Zeit, worin diese Länder von Großbritannien besetzt waren, darin irgend einige Anlegungen werden gemacht haben. In Rücksicht der Einwohner der zurück gegebenen, oder abgetretenen Länder, ist man überein gekommen, daß keiner derselben in seiner Person, oder in seinem Eigenthume, unter keinerley Vorwand, wegen seines Benehmens oder politischer Meinung, oder seiner Anhänglichkeit an eine der contrahirenden Parteyen, oder wegen ganz anderer Ursache; es sey dann wegen gemachter Privat-Schulden; oder wegen Handlungen, die nach dem gegenwärtigen Tracate vorgefallen sind, soll können verfolgt, beunruhigt oder gestört werden.

Art. 14. Alle von beyden Seiten auf die Fonds, Einkünfte und Activ-Schulden, von welcher Art sie seyn mögen, einer der contrahirenden Mächte, oder ihren Bürgern, oder Unterthanen gehörig, gelegten Sequestrirungen sollen unmittelbar nach der Unterzeichnung dieses Definitiv-Tractats aufgehoben werden. Die Entscheidung aller Ansprüche zwischen Individuen der respect. Nationen, wegen Schulden, Eigenthum, Effecten oder irgend einiger Rechte, welche den angenommenen Gewohnheiten dem Völkerrechte gemäß, bey dem Zeitpuncte des Friedens wieder vorgebracht werden dürften, soll vor die gehörigen Gerichtsstühle gebracht werden, und in den Fällen soll in den Ländern, wo die Ansprüche werden gemacht werden, eine schleunige und vollständige Gerechtigkeit geleistet werden.

Art. 15. Die Fischereyen auf den Küsten von Terre-Neuve und den umliegenden Inseln, und in dem St. Lorenz-Meerbusen, werden wieder auf den nähmlichen Fuß gesetzt, worin sie vor dem Kriege waren. Die Französischen Fischer von Terre-Neuve und die Einwohner der Insel St. Peter und Miquelon sollen das Holz fällen können, welches ihnen nöthig seyn wird, in den kleinen Meerbusen Fortune und Desespoir, während des ersten Jahrs, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Tractats an zu rechnen.

Art. 16. Um allen Ursachen zu Klagen und Streitigkeiten zuvor zu kommen, welche bey der Gelegenheit der zur See gemachten Prisen, nach der Unterzeichnung der Präliminar-Artikel, entstehen könnten, ist man wechselseitig überein gekommen, daß die Schiffe, welche in dem Canale und in den Nordmeeren nach Verfluß von 12 Tagen, von der Auswechslung der Ratificationen der Präliminar-Artikel an zu rechnen, könnten genommen werden seyn, sollen von beyden Seiten zurück gegeben werden, daß die Zeitfrist von 1 Monathe, von dem Canale und den Nordmeeren an, bis an die Canarischen Inseln einschließlich, sowohl im Ocean, als im Mittelmeere, seyn soll; von 2 Monathen, von den Canarischen Inseln an bis an den Aequator; und endlich von 5 Monathen an allen übrigen Theilen der Welt, ohne irgend eine Ausnahme, nach einem andern mehr besondern Unterschiede der Zeit und des Orts.

Art. 17. Die Gesandten, Minister und andere Agenten der contrahirenden Mächte sollen gegenseitig in den Staaten der besagten Mächte des nähmlichen Ranges, der nähmlichen Privilegien, Vorrechte und Immunitäten genießen, deren die Agenten der nähmlichen Classe vor dem Kriege genoßen.

Art. 18. Da die Linie des Hauses Nassau, welche in der ehemahligen Republik der vereinigten Provinzen, gegenwärtig die Batavische Republik, etablirt war, daselbst sowohl in Privat-Eigenthume, als durch die in diesem Lande angenommene Constitutions-Veränderung Verluß erlitten hat, soll derselben eine Vergütung von gleichem Werthe für den besagten Verluß verschafft werden.

Art. 19. Der gegenwärtige Definitiv-Friedens-Tractat wird für die hohe Ottomanische Pforte, welche mit Sr. Brittischen Majestät alliirt ist, für gemeinschaftlich erklärt, und die hohe Pforte wird eingeladen werden, ihren Beytrittsact in der möglichst kürzesten Zeit zu liefern.

Art. 20. Man ist überein gekommen, daß die contrahirenden Parteyen, auf die von ihnen gegenseitig, oder von ihren Ministern und Officieren hierzu gehörig bevollmächtigt, gemachten Requisitionen sollen gehalten seyn, die Personen der Gerechtigkeit zu überliefern, welche der Verbrechen des Mordes, der Verfälschung, oder betrüglichen Bankerottes, in der Gerechtigkeit des requirirenden Partey begangen, angeklagt sind, wenn dieß nur nicht eher geschieht, als bis die offenbare Gewißheit des Verbrechens so sehr bestätiget ist, daß die Gesetze des Ortes, wo man die so schuldige Person entdecken wird, ihre Verhaftnehmung und ihre Überlieferung, an das Gerücht würden autherisirt haben, im Falle, daß das Verbrechen daselbst wäre begangen worden. Die Unkösten der Verhaftung, und Überlieferung an das Gericht sollen diejenigen tragen, welche die Requisition machen werden; wohl verstanden, daß dieser Artikel auf keine Weise die vor dem Abschlusse dieses Definitiv-Tractats begangenen Verbrechen des Mordes, der Verfälschung, oder eines betrügerischen Bankerottes, angehet.

Art. 21. Die contrahirenden Parteyen versprechen, alle in dem gegenwärtigen Tractate enthaltenen Artikel aufrichtig und redlich zu beobachten, und sie werden nicht zugeben, daß demselben von ihren Bürgern oder respect. Unterthanen directer oder indirecter Weise zuwider gehandelt werde, und die besagten contrahirenden Theile garantiren sich überhaupt und gegenseitig alle Verträge des gegenwärtigen Tractats.

Art. 22. Der gegenwärtige Tractat wird von den contrahirenden Theilen in Zeit von 30 Tagen oder früher, wenn es geschehen kann, ratificirt werden; und die Ratificationen werden in gehöriger Form zu Paris ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben wir Unterzeichnete Bevollmächtigte mit unserer Hand, und in Kraft unserer resp. Vollmachten, den gegenwärtigen Tractat unterzeichnet, und darunter unsere resp. Siegel abdrucken lassen.

So geschehen zu Amiens, am 4. Germinal, J. 10. (25. März 1802).

(Unterzeichnet)

Cornwallis. Bonaparte. Azara und Schimmelpenninck.

In Rücksicht des 18. Artikels des obigen Definitiv-Tractats, in welchem Artikel von der Entschädigung des Hauses Nassau-Oranien geredet wird, ist noch folgende Separat-Convention zwischen Joseph Bonaparte und Bürger Schimmelpenninck geschlossen worden.

Separat-Convention.

Unterzeichneter Bevollmächtigter der Französischen Republik erklärt in Übereinkunft mit der bereits existirenden Convention zwischen der Französischen und Batavischen Republik, und Kraft der speciellen Vollmachten, mit denen er von seiner Regierung versehen ist, daß verstanden werden soll, daß die Schadloshaltung zum Behuf des Hauses Nassau, die durch den 18. Artikel des Definitiv-Tractats stipulirt worden, in keiner Hinsicht und auf keine Weise der Batavischen Republik zur Last kommen soll; zu welchem Ende sich die Französische Regierung für die Batavische Republik zum Garant macht. Der Unterzeichnete Bevollmächtigte der Batavischen Republik nimmt im Nahmen derselben die oben gemeldete Garantie an, welche den 18. Artikel des Definitiv-Tractats erklärt, der heute von den bevollmächtigten Ministern der contrahirenden Mächte unterzeichnet worden. Gegenwärtige Convention soll durch die gegenseitigen Regierungen ratificirt, und die Ratificationen sollen in gehöriger Form ausgewechselt werden.

So geschehen zu Amiens, den 6. Germinal, J. 10. (27. März 1802.)

(Unterzeichnet)

J. Bonaparte. R. J. Schimmelpenninck.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Digitized by Google

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 2. und Mittwoch den 4. July 1810.

Welcher Glaube könnte besser geziemen, als der des neuen Testaments, welcher Jedem die hergebrachten und natürlichen Rechte bestätigt, Gleichheit einführt, Heldenrod beseelt und Geistesgegenwart um so mehr erleichtert, als nach Verlegung der schönsten Hoffnung menschlicher Natur, Niemand mehr bedarf, aus Todesfurcht im ganzen Leben Knecht zu seyn. — Der Glauben der Väter war das Band ihrer Treue, der Eckstein der Verfassungen, der Gesetzgeber ihrer Sitten, die Ruhe ihrer tapfern Seelen, wenn sie an den Feind rückten, und, wir behandeln ihn wie ein Zunftgewerb, indeß seiner Spott und mächtige Sinnlichkeit ihn aus dem Herzen der Jünglinge reißt. Ohne Religion wäre der Despot seiner Hunderttausende nicht sicher. Nicht Unglauben, Gebrauch des Glaubens, nicht was neu aus der Fremde kommt, sondern was den Menschen lehrt zu seyn, was er soll, aus neuen Beweggründen, fester als zuvor, das ist Aufklärung.

Johann von Müller.

(79 und 80.)

Cremsmünster,
Legende
von
Caroline Pichler, geb. von Greiner.

Dieses uralte Benediktiner-Stift, in Österreich ob der Enns in einem anmuthigen Thale vier Meilen von Linz gelegen, — ist durch seine Erziehungsanstalt für Jünglinge aus den höheren Ständen, noch mehr aber durch seine Sternwarte allgemein bekannt. Minder dürfte es vielleicht die Geschichte seiner Entstehung seyn. Sie wird allgemein dem Bayerschen Herzoge Thassilo zugeschrieben, der zuerst Mönche von der Regel des heiligen Benedikt (deren schöne Bestimmung es war, die Wälder auszuhauen und das Land urbar zu machen) kommen ließ, und im Jahr 77 den ersten Grund dazu legte.

So weit die verläßliche Geschichte. Die Sage aber erzählt, und mich dünkt, weit rührender und bedeutender, Thassilo's Sohn Gunthar habe in diesen Forsten, die damahls das ganze Land bedeckten, gejagt, und sey auf der Jagd von einem wilden Schweine getödtet worden; der Vater habe dann, damit kein solches Unglück mehr geschehen könne, beschlossen, die guten fleißigen Mönche kommen, und die Wälder aushauen zu lassen.

Noch sind im Stift zwey Gemählde vorhanden, welche sich auf diese einfach schöne Legende beziehen. Auf einem derselben steht neben dem trauernden Vater ein schneeweißer Hirsch mit flammendem Geweihe, der ihm bey der Leiche des Sohnes erschienen seyn soll.

Ich habe diese Sage und dieses Bild benützt, wie ich mich dadurch bewegt fühlte, und so, wie ich es zur poetischen Darstellung am tauglichsten fand.

Der Tag versinkt in immer trüb're Schatten,
Und das Geräusch des regen Lebens schweigt.
Wie hier vom Strom, wie dort aus feuchten Matten
Ein blauer Duft in leichten Wolken steigt!
Bald wird der Dämmerung die Nacht sich gatten,
Die trüb' und schwer sich in den Thälern zeigt.
Nur die Gebirgswelt dort in kühnen Massen
Scheint noch der Sonne letzten Strahl zu fassen.

Da steigt, auf höhern Befehl gesendet,
Ein Jüngling sinnend von dem Hügel nieder.
Er wünscht des Weges lange Müh' geendet,
Des Tages Last drückt die erschöpften Glieder;
Allein, wohin der müde Blick sich wendet,
Er kehret trüb' und unbefriedigt wieder,
Am tiefen Blau entbrennen schon die Sterne,
Und noch ist jeder Heimath Spur ihm ferne.

„So soll mich in den einsam stillen Gründen,
Hier, wo mein Ruf kein menschlich Ohr erreicht,
Die lange Nacht des rauhen Herbstes finden,
Die zögernd nur der späten Sonne weicht;
Wer wird den Freunden mein Geschick verkünden,
Wenn hier ein Unfall tückisch mich beschleicht?
Kein Obdach stehet hier mir gastlich offen,
Kein Schutz vor Nacht und Stürmen ist zu hoffen."

So klagt Lothar. Da sieht er's plötzlich blitzen,
Und aus des Thales dichtem Nebelflor
Erheben Thürme die vergold'ten Spitzen;
Jetzt steigt der Kirche hohes Dach empor,
Und süßer Laut, als wie von Menschensitzen,
Trifft nah und näher schon sein horchend Ohr;
Jetzt ist er da, jetzt sieht er mit Verlangen
Ein volkreich Thal zu seinen Füßen liegen.

Und aus dem Fenſter jeder Halmenhütte
Glänzt durch die Dämmerung des Lichtes Schein,
Und ladet in der ſtillen Freuden Mitte
Den irren Wandrer mild und gaſtlich ein.
Da naht ſich jemand ihm mit ſchnellem Schritte,
Ein Jüngling ſcheint's aus dieſem Thal zu ſeyn,
Der, ob er gleich zur Hütte heimwärts eilet,
Doch freundlich bey dem fremden Manne weilet.

Wie ſchnell ſich in der Jugend gold'nen Stunden
Der lockre Grund der leichten Freundſchaft baut!
Schon haben ſich die Herzen ausgefunden,
Schon ſind die Jünglinge bekannt, vertraut.
Und jede Furcht iſt für Lothar verſchwunden,
Vergeſſen iſt, wovor ihm erſt gegraut.
Er liebt den Jüngling, der auf ſeine Fragen
Gar freundlichen Beſcheid ihm weiß zu ſagen.

„Komm, ſetze dich hier in des Ufers Sande,
Hier, wo der Glühwurm durch das Dunkel ſtreift!
Ich gebe Kunde dir von dieſem Lande,
Auf dem dein Blick mit reger Neugier ſchweift.
Noch übrigt Zeit, bis dort am fernen Rande
Das letzte Roth in falbes Grau verläuft.
Dann bring' ich dich zur heimathlichen Hütte,
In meiner Altern, meiner Lieben Mitte."

„Ein reiches Stift beherrſchet hier das Land,
Dem kein's vielleicht an Pracht und Größe gleichet.
Kremsmünſter wird es von dem Fluß genannt,
Der dort durch's Thal in Silberkrümmen ſchleichet.
Und was du ſiehſt, zur rechter und linken Hand,
So weit der Blick in dieſen Flächen reichet,
Bis wo die Felſengipfel ſich erheben,
Iſt rings dem Stift die Gegend untergeben."

„Doch nicht ein eitler Prunk auf Erdengüter,
Die bald das Unglück, bald die Zeit entrafft,
Ein beſſrer Stolz erfüllt hier die Gemüther,
Der ſchöne Ruhm der Kunſt und Wiſſenſchaft.
Sie ſind der zarten Jugend treue Hüther,
Sie leiten ſie mit froh vereinter Kraft;
So wird ihr Gold, ihr geiſtiges Vermögen,
Dem Vaterland, der Nachwelt noch zum Segen."

„Siehſt du den ſtolzen Bau ſich dort erheben,
Der weit umher durch rein're Lüfte ſchaut?
Dort iſt des Menſchengeiſtes höchſtem Streben,
Der Sternenkund', ein Heiligthum erbaut.
Hier kann der Geiſt in's Unermeßne ſchweben,
Hier wird er mit dem Göttlichen vertraut;
Den Sternen wird die Laufbahn hier gemeſſen,
Und dieſer Erden eitler Tand vergeſſen."

„Auch daß wir hier der Fruchtbarkeit uns freuen,
Daß Korn und Gras die fetten Fluren deckt,
Und nicht mehr in den öden Wüſteneyen
Manch reiſſend Thier den ſcheuen Wandrer ſchreckt,
Daß Überfluß und fröhliches Gedeihen
Den Fleiß belohnt, und neuen Fleiß erweckt;
Das danken wir dem Arm der frommen Brüder.
Vor ihrer Art ſank einſt die Wildniß nieder."

„Schon ein Jahrtauſend iſt in's Meer der Zeiten
Mit ſtillem ernſten Fluß dahin gewallt,
Da war das ganze Land von allen Seiten
Ein undurchdringlich grauenvoller Wald;
Und wo jetzt frohe Feſte ſich bereiten,
Der Wolf' und Eber finſtrer Aufenthalt,
Und furchtſam, hier ein ſchrecklich Grab zu finden,
Entfloh der Wandrer ſcheu aus dieſen Gründen."

„Nur Eines Jünglings fürſtliches Gemüthe
Ward nicht von dieſer niedern Furcht bezwungen.
Günther, ſo mild, ſo kühn in zarter Blüthe,
Aus Agilolf's erhabnem Stamm entſprungen,
Durchſtreifte gern die waldigen Gebiethe,
Von Jugendluſt und Jagdbegier durchdrungen.
Ihm' ſchien es Spiel, ſich der Gefahr zu weihen,
Um rings das Land vom Jammer zu befreyen."

„Schon war durch ihn ſo manches Wild gefallen,
Und höher wuchs und feuriger ſein Muth.
Jetzt trennt er ſich von den Gefährten allen,
Und folgt allein der Spur von friſchem Blut.
Schon hört er nur von fern das Hüfthorn ſchallen,
So raſtlos treibt ihn der Begierde Gluth.
Des Tages größter Theil iſt ſchon verfloſſen,
Und ſeiner harren angſtvoll die Genoſſen."

„Doch wie ſich mehr die braunen Schatten ſtrecken,
Und Dämmerung vom Himmel niederwallt,
Da faſſet ſeine Treuen Angſt und Schrecken,
Sie ſtreifen ſuchend durch den dunkeln Wald,
Sie dringen durch die dicht verſchlungnen Hecken,
Der Jäger Ruf, des Hüfthorns Ton erſchallt:
Dem Aſt entſtürzt erſchrocken das Gefieder,
Der Wald erwacht, doch Günther ruft nicht wieder."

„Sie kehren, wie die Nacht dem Suchen wehrt,
Zu Thaſſilo, die Unglückspoſt zu bringen.
Der Vater, eh' er noch die Kunde hört,
Fühlt ſchon die Angſt zum innern Herzen dringen.
Ihn hält, was ſie in ihrer Pflicht gewehrt,
Nicht ab, ihn kann nicht Gram, noch Furcht bezwingen.
Nicht ſchrecket ihn die Nacht der alten Buchen,
Den theuren Sohn im wilden Forſt zu ſuchen."

„Die Seinen folgen ihm. Schon hat das Grauen
Der Finſterniß im Dickicht ſie umfangen,
Sie müſſen Bahn ſich mit den Schwertern hauen,
Und warmes Blut entquillet Stirn und Wangen.
Doch noch iſt nicht der Mühe Ziel zu ſchauen,
Noch zeigt ſich nicht, wornach ſie ſich verlangen.
Da ſtrahlt auf einmahl aus der dunkeln Ferne
Ein mildes Leuchten wie vom Abendſterne."

„Es nähert ſich, und wie'ſt ſtaunend ſehen,
Tritt langſam ein ſchneeweißer Hirſch hervor.
Von ſeinem zackigen Geweihe wehen
Die milden Lichter wunderbar empor,
Daß rings die Büſch' in grünen Schimmer ſtehen,
Und jeder grauſe Schatten ſich verlor.
Es ſchaut der Hirſch auf ſie mit ernſtem Blicke,
Und wendet ſich, und kehrt zum Buſch zurücke."

„Stumm ſieht der Herzog ſeine Treuen an. —
Ihm ſagt ſein Geiſt, wie dieß Geſicht zu deuten!
Er ahndet Unglück, doch er eilt voran,
Und winkt den Seinen fern ihn zu geleiten.
Sie folgen ſcheu der lichtbeſtreuten Bahn;
Wie ſie den Hirſch ſehn durch die Bäume ſchreiten,
So kommt, geführt von wunderbarer Helle,
Der ſtille Zug an die beſtimmte Stelle."

„O! welch' ein Anblick, der ſich ihnen zeigt!
Es liegt der Sohn todt zu des Vaters Füßen —
Das ſchöne Haupt zur Schulter hingeneigt,
Wie Blumen unter ſchweren Regengüſſen,
Die Bruſt, die nun von keinem Hauch mehr ſteigt,
Vom Zahn des wilden Ebers aufgeriſſen,
Und auf die edlen, ſchön geformten Glieder
Strömt all' ſein Blut in Purpurquellen nieder!"

„In wildem Schmerz ſtürzt Thaſſilo zur Erde,
Umfaßt des theuren Kindes kaltes Reſt,
Und haucht umſonſt, daß er erwarmen werde,
Wie heiß er ihn an Bruſt und Lippen preßt,
Nicht kehret mehr die freundliche Gebärde,
Es hält der Tod die ſtarren Züge feſt,
Und mitleidsvoll ſeh'n rings umher die Seinen,
Die früh gefallne Blüthe zu beweinen."

„Dort liegt nicht weit ſein Feind dahin geſtrecket,
Des ungeheuern Ebers wilde Kraft,
Der weit umher das ganze Land erſchrecket,
Und Hirt und Heerden mordend weggerafft.
In ſeiner tief durchſtoßnen Lende ſtecket
Des Jünglings Schwert, der ſichern Lanze Schaft.
So kräftig hat er mit dem Wild gerungen,
Und ſterbend nur das Sterbende bezwungen."

„O ſchöner Tod, für fremdes Wohl zu fallen!
Dein Blick beſänftigt den gerechten Schmerz,
Wir fühlen Troſt vom Himmel niederwallen,
Erhabne Ruh' kömmt in das kranke Herz.
Und von den niedern Erdenſorgen allen
Erhebt der Geiſt ſich freudig himmelwärts.
Du warſt mit Engelglanz in heitern Mienen
Dem einſam ſich Verblutenden erſchienen."

„Noch liegt der Vater auf des Sohnes Leiche,
Und ſchon eröffnet ſich des Aufgangs Thor.
Es rötbet ſich das Haupt der hohen Eiche,
Aus der Getreuen Kreis tritt Einer vor,
Und mahnet ihn: daß ſchon die Nacht entweiche;
Da richtet langſam ſich der Fürſt empor,
Und wunderud ſahen ſie in ſeinen Blicken
Den Schmerz gemiſcht mit himmliſchem Entzücken."

„Ach! ihm iſt wohl — nur wir ſind zu beklagen,
So ruft er aus. Doch das, was ich geſeh'n,
Nie ſoll mein Mund es zu verkünden wagen!
Nur tief und feſt ſoll mir's im Herzen ſteh'n.
Einſt ſpricht man noch in ſpäter Nachwelt Tagen
Von dem, was heut an dieſem Ort geſchah'n.
Ein Denkmahl will ich meinem Schmerze gründen,
Und meinen Troſt in Andrer Ruhe finden."

„Nicht ſoll der Forſt die Gegend mehr bedecken,
Ein ſchön'res Leben blühe hier empor.
Auf reichgebauten, menſchenvollen Strecken
Erhebe ſich der Saaten goldner Flor.
Wenn dann nicht mehr des Waldes Thiere ſchrecken,
Verliert kein Vater, was ich hier verlor.
So glaub' ich den Verklärten zu verſtehen,
Aus ſeinem Tod hervor ſoll Leben gehen."

Er ſpricht's; und bald erhebt, wie er gebeut,
Ein Kloſter ſich, da, wo ſein Sohn gefallen.
Schon hört man freundlich durch die Einſamkeit
Des wilden Forſts die Glockentöne ſchallen.
Schon ſieht man aus der Gegend weit und breit
Die Chriſten gläubig zu dem Kirchlein wallen,
Bald iſt der Wald um ſie herum verſchwunden,
Bald wird ein kleines Dörfchen hier gefunden.

So ward dieß Stift, o Fremdling! angefangen,
Das Land gebaut, das blühend um uns liegt.
Doch ſieh' — des Spätroths Schimmer iſt vergangen,
Vollkommen hat die Nacht den Tag beſiegt —
Die Ältern harren meiner mit Verlangen,
Wenn Freundſchaft und ein kleines Mahl dir gnügt,
So laß mich dich zu unſrer Hütte leiten,
Dann magſt du morgen fröhlich weiter ſchreiten.

Über den Einfluß der Bevölkerung auf das Glück der Menſchheit.

Das bekannte treffliche Werk des Engländers Malthus über das Princip der Bevölkerung, welches vor einigen Jahren in Deutſchland durch eine gute Überſetzung verbreitet wurde: hat auch in Frankreich einen Überſetzer an Herrn Prevoſt, Profeſſor der Philoſophie zu Genf, gefunden, und es ſcheint als ob dieſe Überſetzung die allgemeine Aufmerkſamkeit wenigſtens ſolcher Männer, die über die Angelegenheiten der Menſchheit in ihren großen Beziehungen nachzudenken gewohnt ſind, und eine Freude daran finden, in vorzüglichem Grade erregt hätte. In der That verdient es auch wegen der tiefen und hellen Anſichten, welche es von dem wichtigen Gegenſtande aufſtellt, ſorgfältig geprüft zu werden. Herr Prevoſt ſcheint nicht ohne innern Beruf an die Arbeit gegangen zu ſeyn.

Die Staats-Ökonomie, ſagt Herr Prevoſt, dünkt mich derjenige Zweig der Politik zu ſeyn, der von den Mitteln der Exiſtenz einer Nation, als ſolcher, handelt. Dieſe Mittel ſind offenbar die Individuen, woraus ſie beſteht, und die Hülfsquellen, welche die Exiſtenz dieſer Individuen ſichern. Die Bevölkerung und der Reichthum ſind alſo die beyden Abſchnitte, worunter alle Prinzipien der Staats-Ökonomie ſich ordnen laſſen. Von dieſen beyden Gegenſtänden iſt der eine von Adam Smith, vor faſt einem halben Jahrhunderte, ſcharfſinnig und gelehrt behandelt worden; der andere aber macht den Inhalt des vorliegenden Werkes aus.

Der Einfluß der zunehmenden Bevölkerung auf das Glück des menſchlichen Geſchlechts iſt der Hauptgegenſtand, den Herr Malthus in ſeinem Werke behandelt, und dieſer Einfluß iſt ohne Zweifel ſehr bedeutend. Alle lebendige Geſchöpfe haben eine immerwährende Tendenz, ihre Gattung zu vermehren. Der Doctor Franklin bemerkt, daß der Productionskraft der Pflanzen und Thiere nur dadurch Schranken geſetzt werde, daß ſie ſich durch ihre Vermehrung gegenſeitig die Mittel der Subſiſtenz entziehen. Wenn die Oberfläche der Erde, ſagt er, aller Pflanzen bis auf eine einzige beraubt würde, ſo wäre dieſe einzige, z. B. der Fenchel, hinreichend, ſie mit Grün zu bekleiden, und gäbe es keine andern Bewohner mehr, ſo würde ſie eine einzige Nation in wenig Jahrhunderten ganz bevölkern. Die Natur hat zwar mit vieler Freygebigkeit die Keime des Lebens in beyden Reichen verſtreut, allein mit dem Platze und den Lebensmitteln iſt ſie ſparſam geweſen. Ohne dieſe Einſchränkung würden in einigen tauſend Jahren Millionen von Welten bloß durch die Erde haben befruchtet werden können, allein eine gebietheriſche Nothwendigkeit unterdrückt dieſe übergroße Bevölkerung, und der Menſch iſt ihrem Geſetze eben ſo unterworfen, wie alle übrige lebendige Geſchöpfe. Sollte man aber nicht beſtimmen können, eines Theils, wie ſehr die Bevölkerung auf natürliche Art zunehmen würde, wenn ſie ſich ohne allen Zwang überlaſſen bliebe, und anderen Theils, wie hoch die Vermehrung der Erzeugniſſe der Erde unter den der productiven Induſtrie am meiſten günſtigen Umſtänden ſteigen könne?"

Nirgends iſt der Gang der Bevölkerung ohne alle Hinderniſſe, allein die neu bewohnten Länder ſind unwiderſprechlich diejenigen, wo ſie die wenigſten findet. Daher hat man ge-

funden, daß in den Nordamerikanischen Freystaaten, wo es nicht an Mitteln des Unterhalts fehlt, wo die Sitten noch rein sind, wo die frühzeitigen Ehen leichter werden als in Europa, die Bevölkerung in anderthalb Jahrhunderten sich weit schneller verdoppelt hat, als nur aller fünf und zwanzig Jahre.... Im Innern des Landes, wo der Ackerbau die einzige Beschäftigung der Colonisten war, und wo man weder die Laster noch die ungesunden Arbeiten der Städte kannte, erfolgte jene Verdoppelung in funfzehn Jahren. Ohne alle Übertreibung kann man annehmen, daß die Bevölkerung, wenn sie durch nichts aufgehalten wird, aller fünf und zwanzig Jahre um das Doppelte wächst, und nach geometrischem Verhältnisse zunimmt, d. h. eine Bevölkerung von hundert Individuen beläuft sich in fünf und zwanzig Jahren auf zwey hundert, fünf und zwanzig Jahre später auf vier hundert, u. s. w. nach der Proportion von 2, 4, 8, 16, 32 u. s. f.

Welches ist aber das Verhältniß von dem, wornach sich die Bevölkerung richtet, den Unterhaltsmitteln. Dieß ist schwerer zu bestimmen, allein man weiß doch, daß es ganz von jenem verschieden seyn muß. „Der Mensch ist auf einen beschränkten Raum angewiesen; wenn ein Acker Landes zum andern gefügt wird, bis endlich der ganze fruchttragende Boden eingenommen ist, so hängt das Zunehmen der Nahrungsmittel von der Verbesserung des schon urbar gemachten Bodens ab. Diese Verbesserung aber kann wegen der Natur des Bodens selbst nicht immer im Steigen seyn, im Gegentheil, sie wird allmählig sinken, da hingegen die Bevölkerung überall, wo sie Unterhalt findet, keine Gränzen kennt, und ihre Vermehrung wieder eine wirkende Ursache neuer Vermehrung wird?"

Wir wollen von der für die Industrie günstigsten Voraussetzung ausgehen. Nach Verfluß von fünf und zwanzig Jahren soll sich der Ertrag des Bodens verdoppelt haben, es würde nun thöricht seyn, anzunehmen, daß in den folgenden fünf und zwanzig Jahren der neue Ertrag wieder sich verdoppeln werde, so daß der erste Ertrag nun vervierfacht würde. Das Glücklichste, was man annehmen kann, ist daß am Ende dieser zweyten Periode, der neue Ertrag um die dem ersten gleiche Quantität gewachsen sey, sich folglich verdreyfacht habe. Wollte man auch diese übertriebene Voraussetzung annehmen, welche in wenig Jahrhunderten die Erde ganz in einen Garten umwandeln würde, so wird doch die Vermehrung der Unterhaltsmittel nur in der arithmetischen Progression, von 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. bleiben; weit entfernt also, mit der Bevölkerung gleichen Schritt zu halten. Angenommen, Frankreichs Bevölkerung betrage 40 Millionen Menschen, welche sein Boden ernähret, so wird nach fünf und zwanzig Jahren jene achtzig Millionen ausmachen, welche dieser Boden noch ernähren wird, weil sich sein Ertrag gleichfalls verdoppelt hat; allein fünf und zwanzig Jahre später wird sie hundert und sechzig Millionen betragen, und der Ertrag des Bodens doch nur für hundert und zwanzig Millionen zureichend gefunden werden. Also werden vierzig Millionen Einwohner Hungers sterben müssen.

Dieses Gesetz scheint ganz klar zu seyn, ob es gleich in der Wirklichkeit nicht immer diese Wirkung erzeugen dürfte; die Bevölkerung wird immerwährend aufgehalten durch Mangel an Unterhalt. „Aber dieses große und letzte Hinderniß, auf das alle andere hinauslaufen, wirkt auf eine unmittelbare Weise nur in dem Falle, wo der Hunger seine Verheerungen verbreitet." Es müssen daher gewisse aus diesem eben genannten hervorgehende Hindernisse, welche jedoch unmittelbarer wirken, die Bevölkerung mit den Unterhaltsmitteln in gleichem Verhältniß erhalten. Welches sind aber diese Hindernisse? Wie wirken sie? —

Zwey Arten derselben stellen sich der unbeschränkten Vermehrung des Menschengeschlechts entgegen. Die Eine verhindert im Voraus die Vermehrung der Bevölkerung, die Andere zerstört, sie so, wie sie sich bildet. Der Inbegriff der Hindernisse von der ersten Art macht das aus, was man ein hemmendes, (privatives), und die von der zweyten Art bilden das, was man ein zerstörendes, (destructives) Hinderniß nennen kann.

Der Mensch allein vermag entfernte Folgen vorauszusehen, und indem er die Beyspiele, welche ihm Gegenwart und Vergangenheit darbiethen, auf die Zukunft anwendet, bestimmt er dieser Erfahrung gemäß seine Handlungen. Daher kommt das hemmende (privative) Hinderniß, als eine Folge seines Willens betrachtet, auf seine Rechnung. Durch den Anblick des Elends, welches eine unbedachtsame Ehe oft nach sich zieht, betroffen, und dasjenige ahnend, in welches ihn ein solcher Schritt stürzen kann, wenn er nicht durch die Mittel seines Unterhalts im Stande ist, ihm zuvorzukommen, enthält er sich lieber einen für sein übriges Leben so bedeutenden Schritt zu thun, und diese Behutsamkeit, wenn sie sich mit einer strengen Tugend verbindet, stellt der Bevölkerung das Hinderniß entgegen, welches Herr Malthus den moralischen Zwang nennt. Verbindet sich die Tugend nicht damit, so wird sie zum Laster, und wirkt auch unter dieser Gestalt auf die Hemmung der Vermehrung der Bevölkerung.

Aber nicht bloß als hemmendes Hinderniß erzeugt das Laster diese Wirkung; es gehört auch zur Classe der zerstörenden (destructiven). „Solcher zerstörenden Hindernisse finden sich eine große Anzahl; einige erscheinen als eine unvermeidliche Folge der Naturgesetze, dahin gehören Epidemien, ungünstige Witterung, ungesunde Beschäftigungen; diese kann man mit dem einzigen Worte: Unglück bezeichnen." Andere sind die Frucht unserer Leidenschaften, unserer Ausschweifungen, wie Kriege und Verbrechen.

Diese Hindernisse haben zu jeder Zeit wirksam seyn müssen, denn zu jeder Zeit hat die Bevölkerung gestrebt, sich über die Mittel des Unterhalts zu erheben; ihre Einwirkung hat in der Bevölkerung und dem Wohlstande der Völker immerwährende Schwankungen erzeugen müssen; eine Gegend hatte im Anfange genug um ihre Bewohner zu ernähren, nach Verfluß eines gewissen Zeitraums überstieg die Menschenzahl ihre Hülfsquellen, der Mangel wurde fühlbar, die hemmenden und zerstörenden Hindernisse äußern nun ihren Einfluß, der Überschuß der Bevölkerung verschwindet, ja mehr als dieser, die, welche übrig bleiben, haben Platz und Lebensmittel genug, sie vermehren sich äußerst schnell, und nicht lange — so treten dieselben Veränderungen wieder ein. Sehr richtig hat James Stewart die productive Kraft mit einer Feder verglichen, welche ein veränderliches Gewicht zu tragen hat, woraus ähnliche Schwankungen entstehen.

Diese vorschreitenden und zurückgehenden Bewegungen sind fast niemahls von der Geschichte bemerkt worden, weil sie sich hauptsächlich in den niedern Classen der Gesellschaft offenbar-

ten, womit ſich die Geſchichtſchreiber niemahls beſchäftigen. Herr Malthus konnte alſo auch nicht hoffen, ſie genau zu entdecken und zu bezeichnen; allein er hat Thatſachen genug geſammelt, um den Einfluß und die Art der Hinderniſſe kenntlich zu machen, welche den Gang der Bevölkerung ſo wohl bey wilden als civiliſirten Völkern aufgehalten haben. Nachdem er auf eine theoretiſche und allgemeine Art beſtimmt hatte, wie die Bevölkerung zunehmen und was ſie darin aufhalten müſſe, mußte er zeigen, wie ſie bey den Nationen, die einander auf der Oberfläche der Erde gefolgt ſind, wirklich gewachſen ſey, welche Wirkungen dieſes Wachsthum hervorgebracht, und welche Hinderniſſe es aufgehalten haben. Dieſer Theil ſeines Werkes gehört zu den lehrreichſten und durchdachteſten. Der Verf. wirft zuerſt einen Blick auf den Zuſtand der wilden und der alten Völker, er findet überall, daß Mangel an Nahrung Gebräuche, Sitten und Kriege erzeugt hat, welche den Überfluß der Bevölkerung zerſtörten. Die Jägervölker in Nordamerika z. B. welche bloß vom Wilde leben, fühlen, daß ihr Unterhalt abhängt von dem Umfang des Landes, das ſie inne haben; daher ſuchen ſie dieſes mit eiferſüchtiger Aufmerkſamkeit vor jeder Verminderung zu ſchützen. „Der bloße Zuwachs eines Stammes wird von den andern als ein Angriff betrachtet bloß deßwegen, weil er eine Vermehrung des Bodens erfordert. Ein aus dieſem Grunde entſtandener Krieg endigt ſich nicht eher, als bis durch mehrere Verluſte das Gleichgewicht der Bevölkerung wieder hergeſtellt, oder der ſchwächere Theil ganz ausgerottet worden iſt. . . . Sehr oft fliehen die Bewohner des von Fremden überſchwemmten Landes in Wälder und Gebirge, und kommen hier großen Theils aus Mangel an Nahrung um, jeder denkt hier auf ſeine perſönliche Sicherheit. Oft gehen ſo ganze Stämme zu Grunde."

Die Hirtenvolker biethen ähnliche, wenn gleich nicht ſo furchtbare Erſcheinungen dar. Die Leichtigkeit ſich in Maſſe zu bewegen, und die Nothwendigkeit dieß oft zu thun, um neue Weideplätze zu ſuchen, haben jene unaufhörlichen Auswanderungen erleichtert, welche ſo lange Zeit die Schwärme furchtbarer und hungriger Eroberer aus dem Orient nach dem Occident trieben, wodurch endlich unſer ganzes Continent überwältigt wurde. Herr Malthus zeigt mit Klarheit und Scharfſinn, welche Verbindung Statt fand zwiſchen den Veränderungen ihres Bodens und ihren nach und nach durch Vermehrung der Bevölkerung ſteigenden Bedürfniſſen. Er geht von hier zu den neuern Hirtenvölkern des Orients über, und erklärt die Urſachen, welche ſich bey ihnen jener Vermehrung entgegenſtellen. Er findet derſelben vier, welche bey den alten Hirten im nördlichen Europa nur wenig Einfluß gehabt zu haben ſcheinen, nähmlich: den Zwang, den die Schwierigkeit ein Weib zu kaufen verurſacht, die Ausſchweifungen, die Epidemien und die aus dem Mangel entſtehenden Krankheiten, indeß Krieg und Hungersnoth die ältern Bewohner dieſer Gegenden nicht weniger geplagt haben, als ihre jetzigen Bewohner.

Die Griechen und Römer biethen unſerm Verfaſſer noch intereſſantere Beobachtungen dar; überall ſucht die Bevölkerung die ſie hemmenden Schranken zu durchbrechen. Hier haben die Geſetzgeber dieſes Streben anerkannt und verſucht, es aufzuhalten. Plato, Ariſtoteles ſprechen umſtändlich davon, allein die Mittel, welche ſie dazu vorſchlagen, ſind abſcheulich. Ausſetzung der Kinder, Umbringung der Sclaven ſcheinen ihnen allein wirkſam, die Colonien finden ſie nicht hinreichend. Je vollkommener aber die Civiliſation wird, deſto mehr Einfluß gewinnt das hemmende (privative) Hinderniß; Geſetze verbiethen die frühzeitigen Ehen, und erſt in einem gewiſſen Alter darf man Kinder zeugen. Der Geſetzgeber ſucht dem Überfluſſe der Bevölkerung zuvorzukommen, den er ſonſt ausrotten müßte; das zerſtörende Hinderniß wirkt aber immer mit mehr Gewalt, und jene Maßregeln bringen die nothwendige Wirkung nicht hervor. Der Verf. endigt die in dem erſten Buche enthaltenen Unterſuchungen mit folgenden Worten.

„Das hemmende (privative) Hinderniß, welches wir mit dem Ausdrucke: moraliſcher Zwang bezeichnet haben, iſt allerdings von Wirkſamkeit geweſen, und es würde thöricht ſeyn, zu behaupten, daß es gar nichts dazu beygetragen habe, das Prinzip der Population in Schranken zu halten, allein man muß doch geſtehen, daß es, in Vergleichung mit den andern Hinderniſſen, nur von ſchwacher Wirkung geweſen iſt. Unter den letztern haben die hemmenden (privativen) Hinderniſſe, welche aus dem Laſter entſtehen, bey den alten Römern in den letzten Zeiten ihrer Exiſtenz, und bey einigen andern Völkern bedeutende Wirkungen hervorgebracht. Indeſſen ſcheinen dieſe Hinderniſſe lange nicht ſo viel gewirkt zu haben, als die zerſtörenden. Das Prinzip der Bevölkerung ſcheint ſich mächtig entwickelt zu haben, und der Überfluß der Production, der daraus entſtand, iſt durch gewaltſame Urſachen vernichtet worden. In den meiſten Ländern, welche wir durchreiſt haben, ſcheint die Bevölkerung ſelten nur ſich genau nach dem mittlern und bleibenden Verhältniſſe der Unterhaltsmittel gerichtet zu haben. Im Ganzen ſchwankt ſie immer zwiſchen den beyden Extremen, zwiſchen Überfluß und Mangel, und dieſes Schwanken mußten wir erwarten, wenn wir das Gemählde des Zuſtandes, der in der Civiliſation noch nicht weit vorgeſchrittenen Nationen, aufſtellen wollten."

Auf dieſes Gemählde folgt das der Hinderniſſe der Bevölkerung in den verſchiedenen Staaten des neuern Europa. Es nimmt das ganze zweyte Buch ein, und hat für uns ein um ſo größeres Intereſſe, da, weil die Statiſtik und Staats-Ökonomie zwey ganz neue Wiſſenſchaften ſind, die meiſten Angaben und Thatſachen, worauf ſich der Verf. ſtützt, aus unſerer Zeit genommen werden.

In den meiſten Europäiſchen Staaten ſcheint die Tendenz der Bevölkerung über das Maß der Subſiſtenz anzuwachſen, mißverſtanden worden zu ſeyn. Die Regierungen, weit entfernt ſie zu beſchränken, ſind bloß durch die Hinderniſſe erſchreckt worden, welche den Überfluß derſelben zerſtörten, ſobald ſie ihre natürlichen Gränzen überſchritten hatte, und ſie haben ſie aufgemuntert, um das daraus entſtandene Deficit zu decken, ohne zu bemerken, daß ſie, ſtatt das Übel auszurotten, ihm dadurch vielmehr neue Nahrung gaben.

„Norwegen iſt vielleicht das einzige Land in Europa, wo der Reiſende der Furcht vor dem Übermaße der Bevölkerung erwähnen hört, und wo man die Gefahr einſieht, worein ein ſolches Übermaß die niedern Volksclaſſen ſtürzt." Beſondere Umſtände haben die Norweger darüber aufgeklärt, ihr Land beſitzt nicht viele große Städte und Manufacturen, jedes Dorf liefert gerade ſo viel Arme, als der Ackerbau verlangt, bey jedem Mayerhofe gibt es verheirathete Arbeiter, welche die nothwendigen Geſchäfte verrichten und die man Häusler nennt.

Sie erhalten von dem Besitzer des Gutes ein Haus und so viel Land, als zu Ernährung ihrer Familie erforderlich ist. Die Anzahl dieser Häuser ist beschränkt, und da eine Veränderung des Platzes nicht viel Hülfsmittel darbiethet, so bleibt der Landmann in der Regel sein Lebelang an dem Orte seiner Geburt; die Zahl der zusammenlebenden Menschen ist so klein, ihre Beschäftigung so wenig verschieden, und die Sterblichkeit so gering, daß jedes Individuum bestimmt sieht, welches seine Hülfsquellen sind, und die Nothwendigkeit fühlt, zu warten, bis sich eine freye Stelle findet, und dann erst sich zu verheirathen. So wird dem Übermaße der Bevölkerung immer vorgebeugt, es entsteht nicht, wie anderwärts, damit es sogleich unmittelbar der Einwirkung der zerstörenden Ursachen ausgesetzt sey, und es ist kein Zweifel, daß dieser Einfluß des hemmenden (privativen) Hindernisses sehr dazu beygetragen habe, in Norwegen den Zustand der untern Volksclassen zu verbessern, und zwar mehr als man von der Natur des Klima's und Bodens erwarten durfte. An den Küsten, wo der Fischfang die Hoffnung einer reichlichen Nahrung erzeugt, und wo folglich das hemmende (privative) Hinderniß nicht mit gleicher Stärke wirkt, ist das Volk arm, elend, und ohne alle Vergleichung weit übler daran, als der Landmann im Innern des Landes.

Ein angränzendes Land, Schweden, biethet ein ganz entgegengesetztes Schauspiel dar. Dieses hat große Städte, Manufacturen. Der Bergbau beschäftigt eine Menge Menschen, und ernährt die, welche nicht vom Ackerbau leben können. Die Regierung und die Schriftsteller haben immer auf Mittel gesonnen, die Vermehrung der Population zu befördern; allein was entsteht daraus? daß die Sterblichkeit viel stärker ist als in Norwegen, d. h. daß je weniger das hemmende Hinderniß wirken kann, desto stärker wird die Wirkung der zerstörenden Hindernisse vermehrt. Die jährliche Sterblichkeit in Norwegen ist nur wie 1 zu 18, in Schweden wie 1 zu 34. In Rußland ist sie, nach mehrern Angaben, noch geringer, und verhält sich nur wie 1 zu 60, indessen dürften dabey wohl Weglassungen in den Todtenregistern Statt finden.

Indem Herr Malthus so die verschiedenen Europäischen Staaten durchgeht, sammelt er eine große Menge Thatsachen, welche die Resultate des Prinzips der Population, und der mehr oder minder ihr entgegen wirkenden Hindernisse in das helleste Licht stellen.

Die Schweiz hat ihm besonders interessante Angaben geliefert. In den gesundesten Orten dieses Landes, sind die Geburten am wenigsten zahlreich. Da die Menschen hier lange leben, so finden die neuen Ankömmlinge wenig freye Stellen; an den Orten, wo frühzeitige Ehen gewöhnlich sind, sind auch die Emigrationen äußerst häufig, und doch ist das Elend hier immer so groß, daß selbst die Gebirgsbewohner darunter leiden.

Eine genaue Untersuchung des Zustandes von Frankreich, England und Schottland, begünstigt die Theorie des Verfassers nicht weniger. Je weiter aber diese Untersuchung vorschreitet, um so mehr entwickelt sich eine große und tröstende Idee, nähmlich die: daß das Fortschreiten der Civilisation dem hemmenden (privativen) Hindernisse einen immer mehr überwiegenden Einfluß gibt, indeß sie den der zerstörenden Hindernisse schwächt. Der von den Verfasser sogenannte moralische Zwang wirkt seiner Meinung nach in Europa vorzüglich dahin, daß die Bevölkerung sich immer mehr auf das gleiche Verhältniß zum Unterhalte beschränke.

Im dritten Buch untersucht Herr Malthus den Werth der andern Populations-Systeme, und der Maßregeln, welche man genommen hat, um den Plan der Versehung mit dem Menschengeschlechte zu befördern.

Literarische Notizen.

Franz Kurz.

Seit geraumer Zeit behauptet der Chorherr von St. Florian, in Oberösterreich, Franz Kurz, durch besonnenes Sammeln, durch kritische Zusammenstellung und ausgebreitete Erudition, eine vorzügliche Stelle im gelehrten Österreich. — Die beyden ersten Theile seiner Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns stellten uns den Bauernkrieg des Stephan Fadinger und Achatz Wiellinger, den vom großen Schwedenkönig Gustav Adolph angezettelten Aufruhr im Hausruckviertel und die von Martin Laimbäuer im Machlandviertel erregten Unruhen dar, — der dritte schilderte die ältesten Zeiten, Celten Noricum Vocio, den Schwager Ariovists und dessen Bundgenossen wider Cäsar. Die Stationen der Römer von Juvavia (Salzburg) her; Tarnanto, Tergelape, Laciacum, Ovilabis (um Neumarkt, Vöcklabruck, Mondsee, Lambach), Lentia (Linz, wo eine Schwadron equitum sagittariorum), Laureacum (Lorch, wo der Praefectus legionis secundae), der Befehlshaber der Donau-Flotille und die große Schildfabrik von dem beliebten norischen Eisen) — das Christenthum, dessen Blutzeugen und Verkündiger Florian, Maximilian und Severin, — die Austrasische Hoheit und die Hierarchie dieser Länder, Salzburg und Passau, — die Hunnen und Ungarn, die Ostmark und Markgraf Leopold, — Unruhen in Österreich zur Zeit Hildebrands in Folge des großen Investitur-Streites und der Fehde zwischen Kaiser und Papst.

Ein äußerst schätzbarer Codex diplomaticus aus den Archiven der Abteyen Gleink, Garsten, Waldhausen, Wilhering, Lambach, Baumgartenberg, St. Florian u. s. w. ist ein hoch willkommenes Geschenk für den vaterländischen Geschichtsforscher.

Nicht geringeres Interesse haben die Urkunden aus der Geschichte des Bauernkrieges und des famösen Passauer-Kriegsvolkes (IV. Theil) mit welchem Kaiser Rudolph seinem Bruder, dem König und Erzherzog Mathias die Länder, die ihm dieser mit Hülfe der Protestanten abgenöthiget, wieder zu entreißen, und seinen Neffen und Liebling Erzherzog Leopold von der Steyrischen Linie (Bruder Ferdinands II), statt des verhaßten Mathias auf den Böhmischen und wohl gar auf den Kaiserthron zu erheben trachtete.

Gegenwärtig beschenkt uns Kurzens höchst achtungswürdiger Fleiß mit einer sehr schätzbaren, den Oberennsischen Ständen zugeeigneten Geschichte der Landwehr in Oberösterreich.

Von den Germanen des Tacitus, von der nur Freygebornen zukommenden Ehre und Vorrecht, das Vaterland vertheidigen zu dürfen, geht er hinüber auf den Heerbann unter den Merovingern und Carolingern der alten Franken, — auf den Dienst der Vasallen, Sassen, Freyen und Söldner, auf den Umschwung der Dinge durch Entstehung

des dritten Standes, durch den Gewerbsfleiß und Reichthum der Städte, durch die Bauern-Colonien aus den Niederlanden, durch das planmäßige Niederhalten aristokratischen Trutzes durch die Fürsten von Österreich, allmählige Linderung der Leibeigenschaft und Waffenfähigkeit auch der Bauern.

Die Hussitenkriege geboten nachdrucksamere umfassendere Gegenanstalten. Landesaufgebot, Landsturm, Landwehre. — Gefährdung der öffentlichen Sicherheit durch die aus den Hungarischen und Böhmischen Kriegen zusammen gerotteten Räuberhorden. Eroberungen des großen Mathias Hunniady Corvin auch in Österreich. Türkengefahr seit dem Falle Constantinopels und dem Treffen bey Modrusch. — Religions-Kriege, Passauer-Kriegsvolk. — Bauernunruhen. Die Schweden. — Großes Defensions-Project der Oberennsischen Stände von 1641. — Türkische Gefahr, 1663 und 1683 abgewendet, jene durch Montecuculi bey St. Gotthard, diese durch den Entsatz des bereits aufs äußerste gebrachten Wiens.

Nach dieser gedrängten Inhaltsanzeige theilt gewiß jeder Freund der vaterländischen Geschichte den Wunsch einer baldigen Erscheinung dieser vorzüglich gelungenen Arbeit des trefflichen Verfassers.

Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit, durch Johann von Müller.

(Herausgegeben durch Johann Georg Müller.)

Um dieses merkwürdige Werk richtig zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen den Zweck desselben im Auge halten, wie der große Verfasser selbst es betrachtete, die Art und Weise, wie es entstand und in dem Zeitraum von den Jahren 1772—1806 allmählig zu der Gestalt und in der Stufe ausgebildet ward, wie es der Verstorbene als Bruchstück seines wissenschaftlichen Lebens der Mitwelt und der Nachwelt zurückließ. Eine vorläufige Notiz über diese Entstehungsweise des Werks aus der Vorrede des Herausgebers und der des Verfassers nebst andern Äußerungen desselben wird die beste Einleitung zu einer prüfenden Beurtheilung des Werkes seyn, ja diese selbst zum Theil entbehrlich machen.

Die Excerpte für diese allgemeine Geschichte wurden im Jahr 1772 begonnen. Der erste Grundriß desselben 1779 in Französischer Sprache entworfen, zum Behuf öffentlicher Vorlesungen. Deutsch wiederholte er dieselbe Vorlesung 1781 und 1782 zu Cassel, und 1785 den ersten Theil derselben, die alte Geschichte, zu Bern. Zum Behuf der Vorlesungen zu Cassel wurde das Werk aus dem Französischen übersetzt. In den Jahren 1796 und 1797, da er zu Wien lebte, entschloß er sich endlich, die äusserst abgekürzte Handschrift ganz umzuarbeiten und ins Reine zu schreiben. Die Abschrift, welche er behielt, verbesserte er noch von Zeit zu Zeit, selbst in der Stellung der Worte.

Die Excerpte, welche der Verf. aus 1833 Schriftstellern zum Behufe der Allgemeinen Geschichte gemacht hatte, sollten den Stoff liefern zu einem andern, jenem zugesellten Werk, welches unter dem Titel historische Bibliothek die Belege dafür aus den Quellen und kritische Untersuchungen über einzelne Puncte der Geschichte enthalten sollte. Über diese Excerpte sagt der Herausgeber: „Sie sind alle in deutscher Sprache, aber so stark abgekürzt geschrieben, daß es eine lange Übung „und einen Kenner der Geschichte und der excerpirten Bücher „braucht, um sie fertig und richtig lesen zu können." — Von einem solchen Sammler sind auch bloße Collectaneen wichtig. Schon daß er gerade auf diese oder jene Stelle eines Autors aufmerksam war, kann oft lehrreich seyn; auch ohne hinzugefügte, eigne Bemerkungen kann die Art und Weise, wie er eine Stelle citirt, sie auf die Untersuchung über einen gewissen Gegenstand bezieht, die Verbindung, in welche er sie mit andern Thatsachen oder Autoritäten bringt, dem in ähnlichen Untersuchungen Geübten Stoff zum Nachdenken geben, ihn zum Theil auf das leiten, was der sammelnde Forscher vorzüglich im Sinn und im Auge hatte, was er selbst wahrscheinlich meinte. Collectaneen eines solchen Schriftstellers sind dem Gelehrten, was die Werkstätte des bildenden Künstlers dem Freunde der Kunst. Möchte nur diesen gewiß unschätzbaren Collectaneen des großen Geschichtschreibers eine eben so sorgfältige Behandlung zu Theil werden, als etwa Lessings Collectaneen durch Eschenburg!

In den Jahren 1802 und 1806 gedachte Johann v. Müller dieses Werk der Allgemeinen Geschichte abermahls umgearbeitet heraus zu geben. Im Juny 1802 schrieb er an Hrn. v. Bonstetten: „Ich vollende einen Band der Schweizer-„geschichte, habe aber vor, sie dann auf etliche Jahre ruhen zu „lassen, weil ich eine ungleich umfassendere hö-„here literarische Arbeit — unternommen, zu der ich vorzügli-„chen Trieb spüre, und woraus ich das eigentliche monumentum „aere perennius machen möchte. Diese Gedanken be-„schäftigen mich Tag und Nacht. — Ich suche mich über „alle localen und temporellen Eindrücke der verschiedeneu gro-„ßen Begebenheiten hinaufzuschwingen, um ganz unbefangen „zu betrachten, was war, und was nun ist und wie es ward. „Noch habe ich von dieser Arbeit nichts zu Pa-„pier gebracht." — (Also war es eine ganz neue Bearbeitung, wenn gleich nach dem alten Grundriß, die der thätige Mann im Sinne hatte.) — „Jetzt sind die Blätter der Anna-„len der Menschheit mir wieder alle gleich wichtig, und bin ich „mit meiner Betrachtung allein bey dem unsichtbaren Führer „aller Dinge, die im Himmel und auf Erden sind. — Soll „man in consummatione sæculorum, wie nun wieder eine vor-„geht, keine Recapitulation machen? und wie kann das ohne „Wärme geschehen? — Ich brenne, wenn ich mir das Werk „denke; ich fühle mich jung, wie da wir die hohen Alpen be-„wanderten; überfließend von zärtlicher Sorgfalt für alle große „Rahmen, die ich durch die Nacht der bevorstehenden Zeit hin-„über retten möchte." —

Zuletzt hatte er sich diese Arbeit der Umbildung und vollendeteren Ausführung seines Werkes für Tübingen vorbehalten, wohin er 1807 berufen ward, bis die unerwartete Veränderung seines Schicksals durch den Ruf nach Westphalen alle seine litterarischen Plane vereitelte.

Noch vor wenigen Jahren schrieb er seinem Bruder: „Das „Buch über die Universal-Historie soll etwas ganz anders „werden, wenn ich noch so lang lebe, um jene unzäh-„ligen Auszüge und die inwohnenden höhern „Ansichten und gereiften Erfahrungen durch ver-„edelnde Umarbeitung dieser Umrisse in ein „Ganzes zu vereinigen." — In seinem Testament glaubte er (der das Große und das Höchste wollte, und darnach,

was er wirklich geleistet, selbst am strengsten beurtheilend), daß nur Fragmente daraus den Druck verdienen, deren Auswahl er seinem Bruder, dem Herausgeber gegenwärtiger Sammlung, überließ.

Wohl hat dieser aber Recht gethan, das Ganze zu geben, so ungleichartig auch einzelne Theile desselben bey der unregelmäßigen, so oft unterbrochenen und wiederbegonnenen durchaus fragmentarischen Entstehung und Ausbildung des Werkes, unter einander erscheinen müssen. Nicht die Ausarbeitung und der größere oder mindere Reichthum derselben, sondern der Geist, die Seele, die im Ganzen herrscht, das ist es, worauf es in diesem Werke am meisten ankömmt; und die hätten bey jeder Zerstückelung nothwendig verschwinden müssen. — In der That kann nicht leicht etwas an Gediegenheit der Schreibart und des Gehalts verschiedener seyn, als der I. Abschnitt der Einleitung nach der angefangenen Umarbeitung des ganzen Werkes von 1806, und der dritte Abschnitt derselben Einleitung, die Staatsverfassungen, wo die Schwäche des ersten Französischen Originals sich noch deutlich spüren läßt.

Eine Stelle des ersten Abschnitts dieser letzten Einleitung von 1806 wird den Zweck des Ganzen nach dem Sinne des Verfassers am besten vor Augen stellen können.

„Die Geschichte vom Anfange der Menschen, bis auf den zu „Paris geschlossenen Amerikanischen Frieden, haben wir in vier „und zwanzig Büchern entworfen, welche wir bey Freyheit und „Muße auszuarbeiten gedenken. Diese Darstellung einiger Ur„sachen des gegenwärtigen Ruins ist aus mehreren Gründen „unternommen worden: erstlich, um die Menschen von aber„gläubiger Furcht eines blinden Unsterns zu heilsamer Be„trachtung desjenigen zu bringen, was von ihnen herkommt und „was sie ändern können; zweytens, um von eitlen Hoffnungen „auf Ereignisse, die nie kommen oder schwerlich die erwartete Wir„kung hervorbringen werden, auf das Gefühl der Nothwendigkeit „von Grundreformen anderer Art zu leiten; drittens, wenn gro„ßen Gesellschaften hierzu das Vermögen oder der Wille fehlte, „kleineren Gemeinden (wie in unserm Vaterlande) oder einzelnen „Familien, von denen alles ausgeht, und in die sich alles auf„löset, in dem dunkeln Sturm etliche wohlthätige Ideen zu „Bestimmung ihres Weges vorzulegen; viertens, auf daß das „Getümmel der einander drängenden Begebenheiten die Jugend „nicht auf die Meinung bringe, es geschehe alles durch Kühnheit „und physische Kraft, und nicht vielmehr durch die Thorheit und „Schwäche deren, die sich selbst vergessen haben. Endlich (wenn „dem Verfasser erlaubt ist, seiner selbst zu gedenken) da der be„wegliche Anblick des fallenden Europa Stillschweigen ihm un„möglich, seine Lage aber das Reden, wo nicht gefährlich doch „unnütz machte, beschloß er (wie man innige Bedrängnisse gern „in die vertraute Brust von Freunden ergießt) mit den Guten „und Edlen seiner und künftiger Zeiten sich über Dinge zu un„terhalten, welche ihre wie seine Theilnehmung erregen werden, „so lang es Menschen gibt."

Miscellen.

Voll des tiefsten Schmerzes um seinen Freund Avitus, den ein früher Tod wegraffte, klagte der jüngere Plinius die moralische und wissenschaftliche Verwilderung der Römischen Jugend an, von welcher sein verstorbener Liebling eine schöne Ausnahme gemacht hatte. „Unsere jungen Leute," schrieb er (B. 8, 23) an Marcellin, „sind sogleich gemachte Männer, wissen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale seyn." Statim sapiunt, statim sciunt omnia; neminem verentur, imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt. Rom, als seine Jugend so entartet war, verdiente, statt die Welt zu beherrschen, von Barbaren beherrscht zu seyn.

Wem fallen bey jener Stelle nicht viele unserer jungen Allwisser ein, die, in unreifer Weisheit sich selbst genügend, ihrer Väter Erudition verspotten; alles aus sich selbst schöpfen, alles in eigener Genialität selbst construiren wollen, die Classiker höchstens aus Übersetzungen zum Zeitvertreib, die Wissenschaft aus bunten Journalen mit großem Ernst studieren; jeden verachten, nur sich selbst alles gelten!

Weichliche Scheu vor großen und dauernden Anstrengungen, weibische Fantasie, etwas Irreligiosität, für Tugend nur Convenienz, Politisiererey aus Zeitschriften, für nichts Sinn, für alles Worte haben, sich selbst seine Welt, im Egoismus versumpft seyn: macht dieß nicht heutiges Tages oft das Wesen eines jungen Mannes von Welt?

.....

Im Jahr 778 Roms, das heißt im 25. Jahr unserer Zeitrechnung, da Tiberius die Herrschaft führte, wurde Cremutius Cordus vor Gericht gezogen, und zwar, wie Tacitus in seinen Jahrbüchern (4, 24) sagt, eines jetzt zum ersten Mahl erhörten Verbrechens wegen. Er hatte nahmlich in seinen herausgegebenen Annalen den Brutus gelobt, und Cassius den Letzten der Römer genennet. Diese schriftstellerische Freyheit mußte wohl unter einem Tiber gerügt werden. Die Geschöpfe des verworfenen Sejan klagten den redlichen Cremutius an; und dieser vertheidigte sich, so finster auch Tiber blickte, ungefähr folgender Maßen:

„Mein Wort wird verklagt; so sehr ist meine That ohne Schuld. Doch auch jenes tastet nicht den Fürsten, nicht dessen Mutter an, die das Majestäts-Gesetz umschirmt; nein, man sagt, ich habe Brutus und Cassius gelobt, deren Thaten doch keiner, von allen, die ihrer erwähnten, ohne Ruhm ließ. — Lobte doch einst auch Livius, glänzend wie durch Geist, durch treue Anhänglichkeit, den Pompejus so sehr, daß Cäsar August ihn selbst einen Pompejaner hieß, und doch störte dieß ihr gutes Vernehmen nicht. Nirgends nannte er einen Scipio, einen Afranius, einen Cassius oder Brutus Meuchelmörder, oder Vatermörder. Nahmen, mit denen man sie heutiges Tages gern beschimpfen möchte. Die Edeln! Pollio's Schriften bewahren ihr herrliches Andenken; Messala Corvinus nannte den Cassius seinen Imperator — aber dennoch behielten beyde ihr Vermögen, ihre Stellen! Als Cicero den Cato über alles pries, antwortete ihm der Dictator Cäsar wahrlich auf andere Art; gewiß nicht vor Richtern. Antonius in seinen Briefen, Brutus in seinen Reden griffen den Augustus oft mit bittern, grundlosen Beschuldigungen an. Die Gedichte eines Bibaculus und Catullus wimmeln von Schmähungen auf die Kaiser — aber der göttliche Julius, der göttliche August duldeten es, und unterdrückten das alles nicht. Gleich bewundernswürdig wie ihre Mäßigung, war ihre Klugheit. Dem verachtete Vorwürfe veralten; aber denen ihr zürnet, die scheinet ihr zu bestätigen."

„Ich mag nichts sagen von den Griechen, bey welchen nicht nur Freyheit, sondern sogar die Frechheit ungeahndet blieb; oder wenn einer rügte, so rügte er Worte mit Worten. Immer aber war es den Griechen frey, von denen zu reden, die der Tod dem Hasse und der Gunst entzogen. Wiegle ich denn mit Brutus und Cassius das Volk in den Versammlungen auf zum Bürgerkriege, zu den Waffen, zur Erneuerung der philippischen Schlachtfelder? Sieben und Jahre schon verschwunden, nur noch aus Bildsäulen bekannt, die selbst der Sieger nicht verstieß, behaupteten sie so einen Theil ihres Andenkens bey den Schriftstellern. Jedem gibt die Nachwelt sein Lob; und treffe mich Verdammung — es werden andere kommen, die neben Cassius und Brutus dann auch meiner gedenken!"

So sprach Cremutius, ging aus dem Senat, des Todesurtheils gewiß, und endigte sein Leben durch Enthaltung aller Speise. Der feile Senat aber — ließ die Schriften des Cremutius verbrennen. Dennoch erhielten sie sich versteckt, und wurden wieder heraus gegeben.

Deshalb darf man, setzt Tacitus hinzu, der Thorheit derer lachen, die durch Macht der Gegenwart auch das Urtheil der Nachwelt bestechen zu können glauben!

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 6. und Montag den 9. July 1810.

Das große Drama der Weltveränderungen dauert endlich schon lange genug. Eroberer sind über den Trümmern ihrer Verheerungen unter dem Fluch der Völker gefallen. — Andere haben Reichthümer erpreßt ihren vaterländischen Sitten zum Gift — einige sind im Taumel innerer Parteyen von andern überrascht worden, einige durch Genuß und Ruhe in schmähliche Entnervung versunken. Andere haben vor Witz den gesunden Sinn, über Speculationen des Lebens schönste Hoffnung eingebüßt. — So viele gehen in ihr Verderben vor unsern Augen — wer will die zählen, welche schon dahin sind! Aus diesem dreytausendjährigen Schauspiel erhellet die große Lehre: Alles hat seine Zeit und Stelle in der Welt. Suche nicht mehr zu seyn, sey aber auch nie weniger, als zu deiner Zeit in deiner Stelle möglich ist!

Johann von Müller.

(81 und 82.)

Über Fox als Schriftsteller.

Ueber Fox, in so fern er am Ruder des Staates stehend, in den Lauf der großen Weltbegebenheiten eingriff, indeß alle Blicke des Continents, mit gespannter Erwartung, auf ihn gerichtet waren, ist schon so viel und so oft geschrieben worden, weniger über ihn als Schriftsteller; so daß es nicht uninteressant scheinen möchte, ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen, da er als Redner mit solcher Gewalt Gegner und Anhänger zu lenken und zu regieren verstand.

Bey seinem Leben hat Fox nur Weniges drucken lassen; einige Aufsätze in einer 1779 erschienenen Zeitschrift, the Englishman, eine Grabschrift auf den verstorbenen Bischof von Dower, und einige Sachen in Beziehung auf das Parlament. Gedichte hat er mehrere gemacht, in verschiedenen Sprachen, aber gedruckt sind nur die Zeilen auf Minister Crewe und ein kleines Gedicht an Mistr. Fox zu ihrem Geburtstage, denn die übrigen Verse, die unter seinem Nahmen herum gehen, sind offenbar untergeschoben; z. B. eine Ode an die Armuth, und ein Epigramm auf Gibbon.

Mit großer Liebe beschäftigte er sich stets mit dem Studium der Alten, zu denen er auch immer, wenn öffentliche Geschäfte ihn eine Zeitlang davon abgezogen hatten, mit gleicher Wärme und gleichem Eifer zurückkehrte; und seine Reden, seine Briefe beweisen, wie sorgfältig er sie studierte, und wie tief er in ihren Geist eindrang. Es läßt sich nicht bestimmen, wann er zuerst den Plan entwarf, ein historisches Werk auszuarbeiten; aber im Jahre 1797 erklärte er öffentlich, daß er nun einen größeren Theil seiner Zeit seinen Privatarbeiten zu widmen gesonnen sey. Schon damahls war er entschlossen, allen öffentlichen Geschäften zu entsagen, und sich selbst zu leben, und nur durch das Zureden mehrerer Freunde, deren Stimme bey ihm viel galt, ließ er sich von diesem Plane, von dessen Ausführung er stets mit großer Freude sprach, abbringen. Er änderte daher seinen Vorsatz, und blieb nur seit der Zeit länger auf seinem Landsitze, wo seine Liebe zu den Wissenschaften und zu der Poesie mit neuem Feuer erwachte, wie bey wenigen in der frischen Blüthe der Jugend. Anfänglich ergriff er bald dieß bald jenes, wie Zufall oder Neigung ihn leiteten, und lebte auf dem Lande, in ungestörter Muße, stets beschäftigt, und ein Vers aus Cowper, den er oft anzuführen pflegte,

How various his employments whom the world calls idle.

paßt genau auf sein Leben in der damahligen Zeit.

Während dieser Zurückgezogenheit, die, so wie er glaubte, längere Zeit dauern sollte, faßte er den Entschluß; einen Theil derselben zum Schreiben zu verwenden. Eine Zeitlang schwankte er bey der Wahl des zu behandelnden Stoffs. Nicht unempfindlich gegen den Nachruhm, der so oft große Geister entflammte, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, glaubte er die Bearbeitung eines historischen Werkes sey passender für sein bis dahin geführtes Leben, und nützlicher für die Mitlebenden und die Nachwelt, als kritische und ästhetische Untersuchungen. Diese Beweggründe und seine tiefen Kenntnisse der Verfassung Englands brachten ihn natürlich dahin, die Geschichte seines Vaterlandes vorzuziehen, und eine Periode auszuheben, die zur Erläuterung der großen, allgemein gültigen Grundsätze der Freyheit, die der Verfassung Englands zum Grunde liegen, dienen könnte, denn seine Vorliebe für diese Grundsätze, das Resultat seiner Beobachtungen im thätigen Leben und seines philosophischen Nachdenkens, hatte in seiner Abgeschiedenheit frische Kraft und neue Stärke gewonnen.

Er wählte daher die Revolution vom Jahre 1688 oder die Verbannung Jacob II. und die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien und seiner Gemahlinn, die Gründung der brittischen Nationalfreyheit, und der noch bestehenden Constitution. Dieser Theil der Geschichte zog ihn an und munterte ihn auf. Es war

der ausgezeichnetste Triumph der Sache, der er sein ganzes öffentliches Leben gewidmet hatte. Er war Anhänger oder vielmehr das Haupt der Whigs und Erhaltung und Behauptung der Freyheit des Parlaments, der Constitution gemäß, war das Ziel seines Strebens. Auch die Art, wie diese ganze Periode von anderen, berühmten und unberühmten, Geschichtschreibern behandelt ist, mußte ihn reitzen. Es entging seiner Aufmerksamkeit nicht, daß sie alle, durch Lieblingsmeinungen verführt oder absichtlich, die Thatsachen verdreht und falsch dargestellt haben.

Nach dem ersten Entwurfe wollte er mit der Revolution anfangen; aber bey genauer Durchsicht von Hume's Geschichte, änderte er seinen Vorsatz, da er einsah, daß die Parteylichkeit dieses schätzbaren Historikers dem Leser eine falsche Ansicht der Lage der Dinge gebe, und ging bis zu der Zeit zurück, da Jacob II. zur Regierung kam. Er fügte sogar noch ein Capitel zur Einleitung hinzu, um den Charakter und die Hauptbegebenheiten der früheren Zeiten anzugeben.

Wie aus mehreren Äußerungen im Gespräch und in freundschaftlichen Briefen erhellte, war er sogar nicht abgeneigt, noch weiter zu gehen. Er schrieb an Lord Holland, daß die Schriften, welche ihm dieser in Spanien aufgetrieben hatte, obgleich sie nicht die bestimmte Periode beträfen, ihm doch sehr nützlich seyn würden: gewiß sind sie, fährt er fort, auf jeden Fall sehr interessant, vielleicht bewegen sie mich weiter zu gehen, als sonst meine Absicht war.

So wie seine Arbeit fortrückte, sprach er immer häufiger von verschiedenen literarischen Unternehmungen, z. B. von einer Ausgabe von Dryden's Werken, einer Vertheidigung des Racine und des Französischen Theaters, von Versuchen über die Schönheiten des Euripides u. s. w. Im Jahre 1805 schrieb er an einen Freund, nachdem er angeführt hatte, daß ein neuer Schriftsteller Racine nicht genug bewundere. — „Es bringt mich förmlich auf. Je veux contre eux faire un jour un gros livre, wie Voltaire sagt. Dryden selbst, der mit so großer Achtung von Corneille spricht, setzt Racine herab. Wenn ich noch seine Werke herausgebe: so soll er dafür büßen, darauf können Sie rechnen. Wie herzlich wünsche ich dahin gelangen zu können, es für Recht zu halten, mein ganzes übriges Leben nur solchen Gegenständen zu widmen, und nur allein solchen."

Um dieselbe Zeit sprach er auch davon, eine Abhandlung über die Natur der Poesie, Geschichte und Beredsamkeit zu schreiben, und gerade in der Folge der Gegenstände, wie sie hier aufgezählt sind. Er schien den Plan dazu ganz fertig zu haben, und es versprach nicht leicht zu viel, da er selbst wußte, wie langsam er arbeitete, und leicht vorhersehen konnte, daß bey irgend einer Veränderung, seine Freunde nicht ablassen würden, ihn zu bitten, wieder an 'politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Schwieriger noch war es ihm, sich gegen seine eigene Neigung zu stemmen, die ihn oft von historischen Nachforschungen ableitete, zu kritischen und ästhetischen Untersuchungen, zum Studium der Classiker und der Werke der Phantasie und Dichtkunst. Beweise von dem Einfluß, den solche Unterbrechungen auf seine Arbeiten und seinen Geist hatten, finden sich in Menge. Seine Briefe sind voll von Klagen und Störungen, die durch Staatsgeschäfte veranlaßt wurden; er spricht aber gern und mit Vergnügen von ganzen Tagen, die er dem Studium des Euripides und Virgil gewidmet hatte."

Wie er seine verschiedenen Beschäftigungen würdigte, kann man aus vielen seiner Briefe deutlich ersehen; so schrieb er an einen Freund:

Lieber Grey!

Zur Vertheidigung meiner Meinung über die Nachtigall finde ich eine Stelle im Chaucer, der von allen Dichtern die größte Vorliebe für den Gesang der Vögel gehabt zu haben scheint, er nennt ihren Gesang einen lustigen Gesang; und obgleich Theokrit sechs bis sieben Mahl von Nachtigallen spricht, so sagt er doch nie, daß ihr Gesang klagend oder melancholisch sey. Es ist mehr, nirgends nennt er den Gesang lustig, wie Chaucer; da er ihn aber zugleich mit dem Gesang der Drossel anführt, und als diesem ähnlich, so scheint darin zu liegen, daß es ein fröhlicher Gesang sey. Sophokles ist gegen uns; aber er sagt, der klagende Itys und der Vergleich mit der Electra geht eher auf die Ausdauer bey Tage und Nacht, als auf den Gram. Überhaupt gilt ein Tragiker in solchen Dingen nicht halb so viel als Theocrit und Chaucer. Ich kann gerade nicht die Stelle finden, in der Odyssee, wo Penelope's Rastlosigkeit mit der Nachtigall verglichen wird, aber ich weiß gewiß, daß sie nur in Hinsicht auf ihre Rastlosigkeit und Wachsamkeit mit ihr zusammengestellt wird. Wollen Sie die zwölf letzten Bücher der Odyssee durchblättern, so werden Sie sicher die Stelle finden; und ich bin überzeugt, daß Sie für Ihre Jagd belohnt werden, Sie mögen die Stelle treffen oder nicht. Die Stelle im Chaucer ist in der Blume und dem Blatte p. 99, die eine im Theokrit, die ich vorzüglich meine, steht in einem Epigramm, wenn ich nicht irre, im vierten. Dryden hat das Wort lustig den Dompfaffen beygelegt in der Blume und dem Blatte; vielleicht aus Nachgiebigkeit gegen die gewöhnliche Meinung; aber ich bitte Sie, lesen Sie seine Beschreibung der Nachtigall, sie wird Ihnen gefallen. Fast erschrecke ich, daß mir diese Untersuchung mehr Vergnügen macht, als die mit Schaftsbury, Sunderland u. s. w., so wie ich mich lieber mit diesen beschäftige, als im Unterhause bin.

Der Ihrige ꝛc. ꝛc.

C. J. Fox.

In der That kämpfte er so wenig gegen seine Lieblingsneigung, daß, wenn einer in ihn drang, seine Griechen eine Zeit lang bey Seite zu legen, und sein Geschichtswerk zu vollenden, er antwortete: Ich denke nicht daran, meine Griechen wegzulegen, und würde den ganzen Plan lieber nicht ausführen, wenn es mich daran hindern sollte, meinen Lieblingen einige Zeit zu schenken.

Aber nicht bloß Staatsgeschäfte und andere Arbeiten hinderten ihn, seine Geschichte rascher zu vollenden, sondern er selbst wußte recht gut, daß er im Schreiben so langsam war, als geschwinde, wenn er öffentlich auftrat und sprach. Fox, der mit hinreißender Beredsamkeit Stunden lang im Parlamente unvorbereitet sprach, war ganz ein anderer Mann, wenn er in seinem Arbeitszimmer etwas schriftlich aufsetzen wollte. Er hatte mehrere Tage gebraucht, um den Brief an die Wählherren von Westminster, im Jahre 1793 zu schreiben, und die Durchsicht seiner Rede an den Herzog von Bedford raubte ihm mehr Zeit, als alle glauben, die seine Genauigkeit und

Pünctlichkeit in Allem, was die Sprache betrifft, nicht kennen. Hierzu kam noch die gröſseste Gewiſſenhaftigkeit in Hinſicht auf den kleinſten Umſtand jedes Factums, das er anzuführen oder nur zu beachten hatte, und er ſah ein, daß dieſe ihn ſehr lange aufhalten mußte, bey der Menge und Mannigfaltigkeit von Unterſuchungen, die er anzuſtellen genöthigt war. „Meine Geſchichte rückt fort, ſchreibt er, aber ſehr langſam. Die Wahrheit iſt, daß ich ſehr langſam ſchreibe, aber ich will ausdauern. Ich glaube, ich bin zu gewiſſenhaft, ſowohl in Hinſicht auf die Sachen, als die Sprache, obgleich es bey letzterer kaum möglich iſt. Es iſt erſtaunlich, wie viele Facta man angeführt findet, wofür nirgends ein Beweis aufzutreiben iſt. Mündliche Überlieferung, werden Sie ſagen, kann bey einigen der Grund ſeyn, aber gewiß nicht bey allen."

Während er die Einleitung ſchrieb, die ſeiner eigenen Anſicht zu Folge, mehr eine Abhandlung iſt, worin auf bekannte Thatſachen nur hingedeutet wird, als eine genaue Unterſuchung über beſtrittene Puncte, und bey welcher, wie er auch zugab, es eben nicht ſo wichtig ſey, bis auf die geringſte Kleinigkeit genau zu ſeyn, ſtießen ihm doch einige Schwierigkeiten auf, für die Nachrichten der Geſchichtſchreiber die Hauptquellen aufzufinden. In ſolchen und ähnlichen Fällen wendete er ſich an den Lord Lauderdale. Der folgende Brief iſt an dieſen Freund geſchrieben im Jahre 1800.

Lieber Lauderdale!

Ich denke ernſtlich daran ein Geſchichtſchreiber zu werden, und habe ſchon den Anfang gemacht; aber was ich bis jetzt gearbeitet habe, iſt ſo unbedeutend, daß es kaum genannt zu werden verdient, wenn ich mich nicht mit dem Satze: dimidium qui cepit, tröſten will. Was man erwarten mag, weiß ich nicht; wenn man aber viel erwartet, wird man getäuſcht; indeß ſcheue ich gewiß nicht die Mühe irgend einer Unterſuchung, die ich nur im Stande bin anzuſtellen, und noch viel weniger weiſe ich irgend eine Hülfe von mir, die ich bey ſolchen Nachforſchungen haben kann. Ich hoffe daher, daß Sie ſich nicht damit begnügen werden, mir bloß zu empfehlen, daß ich mich nach Hülfe umſehen ſolle, ſondern daß Sie mir auch einen Wink geben werden, von welcher Art die Hülfe ſeyn kann, und bey wem ich darauf hoffen darf. Um Sie in den Stand zu ſetzen, dieß deſto beſſer zu thun, muß ich Ihnen ſagen, daß mit dem Tode Carls II. meine Geſchichte anfängt, daß ich aber in der Einleitung eine vollſtändige Überſicht von ſeiner Regierung gebe, und daher mich ſehr freuen werde, neue Nachrichten über ihn zu erhalten. Dieß Capitel, welches zur Einleitung dienen ſoll, iſt bis jetzt auch noch nicht fertig; denn, noch weit entfernt, einige handſchriftliche Papiere unterſucht, oder auch nur angeſehen zu haben, oder einige andere Documente, die noch nicht ganz allgemein bekannt ſind, weiß ich nicht einmahl einige von der Art zu finden, und daher würde mir jede Nachricht darüber ſehr willkommen ſeyn. Es liegt für mich eine der größten Schwierigkeiten darin, die Quellen aufzufinden, nach deren Nachrichten die Schriftſteller gewiſſe Thatſachen aufſtellen, denn ſehr oft verweiſen ſie nicht darauf. Bis jetzt, da ich mir nur eine allgemeine Überſicht verſchaffe, iſt es für mich noch nicht ſo wichtig. Vorzüglich bey dem Popiſh- und Ryehouse Plot finde ich, daß Rapin und Hume beyde ſo vieles anführen, wobey ich nicht errathen kann, aus welcher Quelle ſie es geſchöpft haben, ſo daß ich ſehr in Verlegenheit gerathen würde, wenn ich eine ordentliche Geſchichte dieſer Begebenheiten liefern ſollte. Wenn ich mich nun in ähnlichen Verlegenheiten befinde, können Sie mir da angeben, wohin ich mich wenden kann, um Nachweiſungen zu erhalten, oder wenn ich Ihnen Fragen vorlege, können Sie mir dieſe beantworten?

Lord Lauderdale that beydes, und von ihm und Herrn Laing erhielt Fox manche wichtige Nachweiſungen. Kurze Zeit darauf gab dieſer die Geſchichte von Schottland heraus, die Fox einen wahren Schatz nannte, und die ihn bey ſeiner Arbeit ſo anſpornte, daß er nie eifriger war, ſeinen Plan auszuführen, als wie er eben dieß Werk geleſen hatte. Er correſpondirte ſeit der Zeit fleißig mit dem Verfaſſer, und wir wollen dem Leſer einige dieſer Briefe mittheilen.

Sir,

Ich habe es lange verſchoben, Ihnen zu melden, daß ich Ihre Geſchichte von Schottland erhalten habe, und Ihnen zu danken für die frühe Mittheilung dieſes trefflichen Werks. Es hat mich in jeder Hinſicht befriedigt, — und in einigen Puncten, die Englands Geſchichte betreffen, ſcheinen Sie mir darin mehr Licht gegeben zu haben, als irgend einer von den Geſchichtſchreibern, die über die Engliſche Geſchichte geſchrieben haben.

Was Sie gegen Hume ſagen: in Beziehung auf Glamorgan, iſt ganz treffend; doch hätte ich noch lieber geſehen, daß Sie den Theil ſeines Beweiſes, den er Glamorgan's defeazance nennt, betrachtet hätten, welches der Theil desſelben iſt, der am beyfallswertheſten ſcheint.

Unter Carls II. Regierung bemerke ich, daß Sie der grauſamen Begebenheiten mit Wier nicht erwähnen, die Hume ausführlich erzählt; doch was Sie von Lauri von Blackword ſagen, iſt ganz dem ähnlich, was er von Wier erzählt.

Ich hatte auch gefunden, daß Hume auf theatraliſche und falſche Art den Umſtand erzählt, daß Carl I. das Geräuſch bey Errichtung ſeines Schaffots hörte, doch wußte ich nicht, daß er Herberts authentiſche Erzählung ſo ſpät geſehen hatte. Im Allgemeinen glaube ich, daß Sie Hume zu ſanft behandeln. Er war ein trefflicher und ſehr geiſtreicher Mann; aber ſeine Partheylichkeit für Könige und Fürſten iſt unerträglich. Nach meiner Überzeugung iſt es ſehr lächerlich, und iſt der thörichten Bewunderung, die Weiber und Kinder bisweilen gegen Könige hegen, ähnlicher, als der richtigen oder falſchen Anſicht eines Philoſophen.

Ich brauchte nicht erſt überzeugendere Beweiſe in Hinſicht auf Oſſian; hätte ich ſie nöthig gehabt: ſo bothen Sie dieſelben in Menge dar.

Ob Ihr Werk, das zu einer Zeit erſcheint, wo die Grundſätze, nach welchen es geſchrieben zu ſeyn ſcheint, ſo aus der Mode gekommen ſind, allgemeinen Beyfall finden wird, oder nicht, weiß ich nicht; aber für alle, die eine genaue Kenntniß ihres Landes zu haben wünſchen, iſt es ein ſchätzbares Werk, und wird gewiß dazu dienen, dem Unheil entgegen zu arbeiten, das Hume, Dalrymple, Macpherſon, Somerwile und andere von Ihren Landsleuten angerichtet haben. Sie werden leicht glauben, daß ich Hume nur dieſen anderen beyordne, weil er eine eben ſo böſe Tendenz bey der Darſtellung hatte.

Ich will meinen Freund Lord Lauderdale bitten, Ihnen diesen Brief zuzustellen.

Ich bin ꝛc.

R. Anne's Hill Sept. 24. J. C. Fox.

1800.

In einem andern Briefe an denselben schrieb er:

Meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief vom zehnten. Ich habe die Stelle im Ralph gefunden, und noch vielmehr wichtigere Sachen über die Begebenheiten dieser Zeit, die von andern Geschichtschreibern nur obenhin berührt sind. Ich wundre mich täglich mehr, daß Ralph als Historiker in weit geringerem Ansehn steht, als er verdient.

Ich werde ganz frey mit meinen Fragen Sie belästigen, wenn ich Etwas nicht auffinden kann; aber es würde mir sehr leid thun, wenn Sie in Ihrer Antwort sich bloß auf die angegebenen Sachen einlassen, und mir nicht Ihre Meinung über diesen oder jenen Punct mittheilen wollten."

(Der Beschluß folgt.)

Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen?

Eine Parallele.

P.. den 20. May 1810.

Ich hatte es schon gelesen, theuerster B., daß Kaiser Napoleon für die Erfindung der besten Flachs-Spinnmaschine einen Preis von einer Million Franken ausgesetzt hat. Eine größere Belohnung ist, so viel ich weiß, noch für keine Erfindung zugesichert worden. Der höchste Preis, der je ausgestellt und auch ertheilt worden ist, war der Englische von 20,000 Pfund Sterlingen (ungefähr 480,000 Franken), den Harrison im Jahre 1764 für seine Seeuhr erhielt. Durch eine Parlaments-Acte war dieser Preis schon im Jahre 1714 ausgesetzt worden. Er stand also 50 Jahre lang, ehe er gewonnen wurde.

Ich glaube es mit Dir, daß gewiß auch viele Deutsche Köpfe sich anstrengen werden, um jene große Prämie zu gewinnen. Und wäre es zu verwundern, wenn ein Deutscher den Sieg davon trüge! Deutschland wird selbst von den Franzosen*) das Vaterland der Maschinen genannt. Den Deutschen verdankt man die wichtigsten Erfindungen in dem Gebiethe der mechanischen Künste und Gewerbe; und wenn man sagt, daß sie in der Zahl der gemachten Erfindungen von den Engländern übertroffen werden, so ist dieß nur von den Erfindungen in den neuesten Zeiten zu verstehen. — Den Franzosen kommt in der Reihe der Erfinder der dritte Rang zu.

So eben, mein Bester: erhalte ich den zweyten Band von Poppes Geschichte der Technologie, worin Du die Geschichte sehr mannigfaltiger Zweige der technischen Künste selbst bis ins kleinste Detail aufgezeichnet findest. Vorzüglich nach den Resultaten, welche ich aus diesem Werke gezogen, konnte ich folgende Parallele aufstellen, die Deine Neugierde nicht länger in Ungewißheit lassen und meinen obigen Behauptungen das Siegel aufdrücken wird.

*) S. z. B. Grignon Mémoires sur l'art de fabriquer le fer. Paris 1775. 4 p. 199.

1. Erfindungen der Deutschen.

Schon die Erfindung der Buchdruckerkunst, Kupferstecherkunst und Ätzkunst gab den Deutschen über das Verdienst anderer Nationen ein beträchtliches Übergewicht. Aber wie viele andere nicht minder schätzbare Erfindungen reihten sich an jene an, welche dieß Übergewicht so ungemein verstärkten. Deutschland brachte im zehnten Jahrhundert die erste Windmühle hervor, und ein Deutscher erfand zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das erste Beutelwerk in Mühlen zur Absonderung des Mehls von der Kleye. Deutsche verfertigten zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die ersten Feld- oder Wagenmühlen, wie sie Armeen mit sich führen; und die erste vom Wasser getriebene Sägemühle hatte Deutschland schon im vierten Jahrhundert. Bohrmühlen zum Bohren hölzerner Röhren scheinen nicht minder den Deutschen ihre Existenz zu verdanken, so wie Drehmühlen, auf welchen durch eine und dieselbe bewegende Kraft viele Sachen auf ein Mahl abgedreht werden können. Deutsche erfanden ferner zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Schuffermühlen zur Bereitung der Schuffer oder Knicker, die Kaffehmühlen und Kaffehbrenner, und in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Hobelmühle zur schnellen Verfertigung breiter und langer Spähne. Die letztern Maschinen machten freylich in der Erfindungsgeschichte keine sehr große Epoche. Ungleich merkwürdiger und nützlicher hingegen, war die deutsche Erfindung der Bandmühlen, auf welchen man schnell und leicht viele Stücke Band auf einmahl wirken kann.

Ein Deutscher, aber nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, der Nürnberger Rudolph, erfand auch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Maschinen zum Drahtziehen. Ein anderer Deutscher erfand das Druck- oder Prägewerk und das Nändelwerk in Münzen. In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts kamen zuerst in Deutschland die eigentlichen Pochwerke oder Pochmühlen mit Stampfern ans Licht. Stoßheerde, hölzerne Blasebälge, oder Kastengeblase und viele andere Hüttenmaschinen sind ebenfalls von Deutschen geschaffen worden. Eisenschneidwerke oder Eisenschneidmühlen, worin man sehr schnell viele eiserne Stäbe in kleinere Stücke zertheilen kann, hat man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland zuerst erbaut; und höchst wahrscheinlich haben auch Deutsche zuerst die Kunst erfunden, das Zinn in dünne Bleche zu schlagen, oder Stanniol zu machen.

Daß Deutsche, vermuthlich zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, die Erfinder des Leinenpapiers waren, kann niemand widerlegen. Deutsche erfanden auch die meisten Maschinen für Papierfabriken. Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erfand ein Deutscher die Lumpenschneidmaschine, nachdem schon etliche zwanzig Jahre früher ein anderer Deutscher den Holländer oder die holländische Maschine zum Zermahlen der Lumpen erfunden hatte. Die Holländer erkannten zuerst den Werth dieser nützlichen Erfindung, und rissen sie gleichsam als ihr Eigenthum an sich. Das Tret-Spinnrad erfand Jürgens zu Wattenmüttel bey Braunschweig im Jahre 1550. Das Doppel-

Spinnrad, oder das Spinnrad mit zwey Spuhlen, erfand der Prediger Trefurt zu Riede im Hannöverischen, vor etlichen vierzig Jahren. Eine Webemaschine zum Selbstweben der Zeuge hatte schon im siebenzehnten Jahrhunderte der bekannte Dr. Becher angegeben. Wenn sie auch noch sehr unvollkommen war, so gab sie doch zu den nachfolgenden bessern Erfindungen der Engländer und Franzosen die nächste Veranlassung. Das Klöppeln der Spitzen hat in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein deutsches Frauenzimmer, Barbara Utmann, erfunden. Die Kunst mit Menschenhaaren zu sticken und zu poussiren, erfanden im Jahre 1782 die drey Schwestern von Wyllich zu Zelle, nachdem schon im Jahre 1770 der Juwelier Scharf in Coburg, die so genannte Haarmahlerey (die Verfertigung sehr ähnlicher Porträte mit gestreuten Haaren) erfunden hatte. Das Weben der schlauchförmigen Seile ist die Erfindung eines Würtembergers aus den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts.

Die erste Taschenuhr verfertigte Peter Hele zu Nürnberg im Jahre 1500. Die Luftpumpe erfand Otto von Guerike im Jahre 1650. Demselben verdienten Manne verdanken wir auch die erste Elektrisir-Maschine (freylich nur mit einer Schwefelkugel). Schon diese drey Erfindungen allein werden den Deutschen einen ausgezeichneten Rang unter den Erfindern auf der Erde eingeräumt haben. Höchst wahrscheinlich ist auch die Erfindung der Windbüchsen in Deutschland entsprungen. Nicht bloß das erste Flintenschloß mit einem Feuerstein und einem stählernen Rade, sondern auch das so genannte Französische Schloß, das in der Folge die Franzosen verbesserten, ist eine deutsche Erfindung aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Deutsche Büchsenmacher verfertigten auch zuerst gezogene Schießgewehre. Pistolen hatte man in Deutschland, als man noch in keinem andern Lande etwas davon wußte.

Orgeln, von Händen und Füßen bewegt, nahmen zu Ende des dreyzehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland ihren Ursprung, und fast alle nachmahlige Erfindungen, zur Vervollkommnung dieser musikalischen Werkzeuge rühren von Deutschen her. Das Fortepiano erfand Schröder im J. 1717. Am meisten zeichneten sich die Deutschen von jeher in der Erfindung trefflicher und höchst nutzbarer mechanischer Werke aus, wie dieß alle bisherige Erzählungen bewiesen haben. Der Erfinder des so künstlichen und sinnreichen Mahlschlosses, welches nur ein Eingeweihter ohne Schlüssel auf- und zumachen kann, war Ehemann zu Nürnberg im J. 1540. Zu Nürnberg, wo man höchst wahrscheinlich die ersten ordentlichen Stecknadeln verfertigte, erfand man auch zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Wippe, oder dasjenige Werkzeug, womit Nadler in einem Augenblicke den Stecknadelkopf runden, und ihn fest mit dem Schafte vereinigen können. — Selbst der Schiebkarren ist eine deutsche Erfindung.

Böttcher, aus Schleiz im Voigtlande, erfand das Europäische Porcellan im J. 1706. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hatten Deutsche die Kunst erfunden, Eisenbleche zu verzinnen. Auch hölzerne Siedegefäße kamen in Deutschland zuerst ans Licht. Auf Deutschen Salinen wurde die so genannte Tröpfelgradirung in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfunden. Das Gradir-Haus enthielt aber Anfangs stroherne Wände, die erst im achtzehnten Jahrhunderte in Dornwände verwandelt wurden.

Es ist unmöglich, Alles was Deutsche erfunden haben, in einen so engen Raum, als hier erlaubt ist, zusammen zu fassen. Du mußt Dich, theuerster B.., mit der Aufzählung der vornehmsten Erfindungen begnügen. Nach demselben Verhältnisse werde ich Dir nun auch eine Übersicht von den Erfindungen der Engländer geben.

2. Erfindungen der Engländer.

Es ist wahr, wenn Deutsche in frühern Zeiten die nützlichsten Erfindungen gemacht haben, so muß man den Engländern doch die allerkünstlichsten Maschinen zuschreiben, welche größten Theils in spätern Jahrhunderten entsprangen, und diese Maschinen sind: der Strumpfwirkerstuhl, die Kämm- Krempel- und Spinnmaschinen zu Wolle und Baumwolle, die Dampfmaschinen, die Repetir-Uhren und die See- oder Längenuhren. Den Strumpfwirkerstuhl erfand der Magister Lee im J. 1589; die Kämm-Krempel- und Spinnmaschinen Richard Arkwright im Jahre 1775. Zwar hatten schon früher Spinnmaschinen (auch zu Flachs) existirt; aber diese waren so mangelhaft gewesen, daß Arkwrights Maschinen mit Recht für ganz neue Erfindungen passiren konnten. Savary gab im Jahre 1699 den Dampfmaschinen ihren Ursprung. Was diese in der Folge durch Watts und Boultons Erfindungen gewonnen haben und wie nutzbar man sie in Bergwerken und in so vielerley Arten von Fabriken zur Betreibung von mannigfaltigen mechanischen Vorrichtungen angewandt hat, ist bekannt genug. Die Repetir-Uhren erfand Barlow im J. 1676. Die erste Seeuhr, aber noch nicht diejenige, welche man des Preises würdig fand, brachte Harrison im Jahre 1736 zu Stande.

Die Schnecke in Taschenuhren, eine ungemein sinnreiche Erfindung, wodurch man den ungleichen Zug der Feder corrigirt, verdanken wir einem Engländer. Den Regulator der Taschenuhren, die Spiral-Feder, erfand Hook im J. 1658; den Englischen Hacken oder die Ankerhemmung der großen Uhren erfand Clement im Jahre 1680; und das für die astronomischen Uhren so wichtige Rost-Pendul, welches die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Gang der Maschine so schön compensirt, erfand Graham im J. 1740. Im Jahre 1733 brachte Blakey große Maschinen zu Stande, womit man Uhrfedern, Uhrkerben und viele andere Uhrtheile in größter Geschwindigkeit und sehr genau verfertigen konnte.

Kay erfand im Jahre 1737 einen Weberstuhl, worauf ein Mann die breitesten Tücher weben konnte. Elulow brachte vor zwölf Jahren einen andern Weberstuhl ans Licht, worauf man allerley Zeuge cylindrisch zu weben vermochte. Selbst-Webemaschinen kamen aus der kunstreichen Hand eines Miller, und anderer zum Vorscheine. Everet erbaute seine große vom Wasser getriebene Scheermühle zum Scheeren der Tücher im Jahre 1758. Moirir-Maschinen zum Wässern der seidenen Zeuge hatten die Engländer in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts er-

funden; in der Mitte desselben Jahrhunderts aber die schönen Glättmaschinen zu Papier und zu Zeugen. Die Druckmaschinen mit Walzen für die Zeugmanufacturen erhielten im Jahre 1770 durch die HH. Taylor und Walker ihr Daseyn. Antis erfand sein treffliches Spinnrad, woran sich der Faden auf der Rolle von selbst weiter hackt, vor ungefähr vierzehn Jahren.

Waschmaschinen zum Waschen der Lumpen in Papierfabriken erfanden die Engländer in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ungefähr zu derselben Zeit erfanden sie auch das so genannte Pergament-Papier oder Velin-Papier. Dollands achromatische Gläser setzten im Jahre 1657 allen bisherigen Erfindungen in der Optik die Krone auf. Newton brachte im Jahre 1672 das erste ordentliche Spiegel-Teleskop zu Stande. Er brach dadurch die Bahn zu des großen Herschels nachmahligen Erfindungen. Die Erfinder der neuen Thonwaaren (der Steingutwaaren) des Wedgwood, welche nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfolgte, war eine der wichtigsten, die je von Engländern gemacht worden ist.

Cylinder-Maschinen zum Ausdehnen des Eisens in Stangen und Bleche nahmen in England ihren Ursprung; so wie die Walzenmaschinen zum Silber-Plattiren, zur Knopfverfertigung ꝛc. Boulton gebührt der Dank für die meisten dahin gehörigen Erfindungen. Was hat dieser treffliche Mechaniker ferner durch seine großen ungemein wirksamen Prägemaschinen geleistet! Auch seine Erfindung den Stahl einzulegen war keine der gemeinsten.

Herrliche lakirte Waaren, den Japanesischen ähnlich, kamen in England zuerst ans Licht. Das Emailliren der eisernen und kupfernen Gefäße erfand Hickling zu Birmingham vor zwölf Jahren. Das Kochen mit heißen Wasserdämpfen, welches man jetzt so häufig und mit so vielem Vortheil benutzt, kam in England vor wenigen Jahren zuerst auf. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein Engländer den geschmolzenen Stahl oder Gußstahl erfunden. Ein anderer Engländer erfand die Kunst, gegossenes Eisen zu schmieden. Überhaupt verdanken wir den Engländern sehr viele Erfindungen in der Eisen- und Stahlwaaren-Fabrication. Welche bedeutende Vortheile haben sie darin seit fünfzig Jahren entdeckt! Wie schön sind z. B. ihre neuen Stahlpolituren, ihre Stahlvergoldungen, ihre Schleif- und Härtungsmethoden! Noch keine Nation hat es ihnen hierinn gleich gethan. Die herrliche Erfindung, Feuergewehre gegen das willkührliche Losgehen zu sichern, ist bis jetzt viel weniger nachgeahmt worden, als sie zum Besten der Menschheit verdiente.

Groß war die englische Erfindung der Eisenwege oder Eisenbahnen, welche den Gang der Fuhrwerke so sehr erleichtern, groß die Erfindung der eisernen Brücken, der eisernen Mühlen, und vieler anderer in Eisen gebauter Werke. Die Rettungsboote des Bosquets des Greatheads und anderer gereichen dieser Nation nicht minder zu großer Ehre. Welche nützliche Ideen haben sie außerdem bey ihren Fuhrwerken, bey ihrer Canal-Schifffahrt, und bey manchen andern Anstalten ausgeführet!

.....

Da hast Du nun, bester Freund, in einer kurzen Übersicht dasjenige, was Du von Deutschen und Engländern wissen wolltest. Um noch einmahl auf die für Frankreich zu erfindende Flachs-Spinnmaschine zurück zu kommen, so wisse, daß solche Maschinen schon vor 60 und mehrern Jahren von André und Perron zu Paris erbaut worden sind. Sie leisteten aber für Flachs bey weitem das nicht, was unsere jetzigen Woll- und Baumwoll-Spinnmaschinen für Wolle und Baumwolle leisteten. Wie trefflich können jetzt dem Erfinder einer Flachs-Spinnmaschine die Arkwrightschen Erfindungen zu Statten kommen! Wie viel ist ihm durch den vorhandenen Mechanismus der Woll- und Baumwoll-Spinnmaschinen erleichtert worden! Bey der Erfindung einer Flachs-Spinnmaschine wird es vorzüglich darauf ankommen, daß die gesponnenen Fäden während dem Drehen gleichförmig mit einer schleimartigen (speichelartigen) Flüssigkeit befeuchtet werden, ohne welche die Fäden nicht die gehörige Geschmeidigkeit erhalten können.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Fortsetzung.)

J. n. Chr. G. 1767. (Franz.) A. Rochon's Reise nach Marokko.

J. n. Chr. G. 1768. (Ruß.) Krennizin's Reise nach Nord-Osten.

J. n. Chr. G. 1768. (Engl.) J. Long's Reisen in das Innere von Nord-Amerika.

J. n. Chr. G. 1768. (Ruß.) Samuel Georg Gmelin's, Güldenstädt's, Lepechin's und Pallas's Forschungsreisen durch Rußland, auf Befehl der Kaiserinn Catharina II.

J. n. Chr. G. 1768. (Franz.) A. Rochon's Reise nach Indien.

J. n. Chr. G. 1769. (Engl.) J. Bruce's Reise nach Habessinien.

J. n. Chr. G. 1769. (Ruß.) Reisen mehrerer Gelehrten in Rußland, auf Kosten der Kaiserinn, in verschiedenen Gegenden des Reichs, um den Durchgang der Venus zu beobachten.

J. n. Chr. G. 1769. (Span.) Der Vicekönig von Neuspanien schickt eine Expedition aus, um die Nord-Westküste von Amerika in Besitz zu nehmen. Monterey wird entdeckt.

J. n. Chr. G. 1769. (Franz.) Chappe d'Auteroche's Reise nach Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1769. (Franz.) Surville's Reise in die Südsee.

J. n. Chr. G. 1769. (Engl.) J. Cook's erste Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1769. (Engl.) S. Hearne's Reise von der Hudsonsbay nach dem Eismeere, bis 1772.

J. n. Chr. G. 1769. (Ruß.) Nik. Rytschkow's Reise durch Rußland.

J. n. Chr. G. 1770. (Schwed.) C. A. Ekeberg's Reise nach Oſt-Indien.

J. n. Chr. G. 1771. (Franz.) Kerguelen-Tremarec's Reise gegen den Südpol.

J. n. Chr. G. 1771. (Franz.) Bernardin's de St. Pierre Reise nach den Maskareniſchen Inſeln.

J. n. Chr. G. 1771. (Schwed.) C. P. Thunberg's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Indien und Japan — bis 1779.

J. n. Chr. G. 1771. (Pol.) Benjowſky's Reise nach Madagaskar.

J. n. Chr. G. 1771. Eroberungen der Spanier in Nordweſt-Amerika unter Don Joſeph Galvez.

J. n. Chr. G. 1771. (Franz.) Marion's und Duclesmeur's Reise in die Südſee.

J. n. Chr. G. 1771. (Franz.) Borda's Seereise nach verſchiedenen Küſten von Europa, Afrika und Amerika, um die Seecharten zu verbeſſern.

J. n. Chr. G. 1771. (Franz.) Sonnerat's Reise nach Neu-Guinea.

J. n. Chr. G. 1772. (Engl.) Cook's zweyte Reise um die Welt.

J. n. Chr. G. 1772. (Engl.) Penroſe's Reise nach den Falklands-Inſeln.

J. n. Chr. G. 1772. (Engl.) Rob. Norriſ's Reise nach Abomeh, im Königreich Dahome in Guinea.

J. n. Chr. G. 1772. (Schwed.) Herrm. Müller's Reise nach Marokko.

J. n. Chr. G. 1772. (Schwed.) A. Sparrmann's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und um die Welt.

J. n. Chr. G. 1772. (Ruſſ.) Bragin's Reise in's öſtliche Meer.

J. n. Chr. G. 1772. (Ruſſ.) Joh. Gottl. Georgi's Reise durch Rußland.

J. n. Chr. G. 1773. (Engl.) J. C. Phipps (Lord Mulgrave's) Seereiſe ins Nordmeer und nach dem Nordpole.

J. n. Chr. G. 1773. W. Bartram's Reise durch Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1773. (Ruſſ.) Hablizl's Reise in die Perſiſche Provinz Ghilan.

J. n. Chr. G. 1774. (Engl.) Kapt. Thomas Forreſt's Reise nach Neu-Guinea und den Molukken, bis 1776.

J. n. Chr. G. 1774. (Franz.) Dr. Petit-Radel's Reise nach Indien.

J. n. Chr. G. 1774. (Franz.) P. Sonnerat's Reiſen nach Oſtindien und China — bis 1781.

J. n. Chr. G. 1775. (Span.) Don Juan de Ayala und Juan Francis und de la Bodega y Quadra beſchiffen die Nordweſtküſte von Amerika und entdecken den Puerto de la Trinidad, den Puerto Bucarelli u. ſ. w.

J. n. Chr. G. 1775. (Schwed.) A. Sparrmann's Reise durch das Hottentotten-Land.

J. n. Chr. G. 1776. (Engl.) Capt. Cook's dritte Reise um die Welt, — bis 1780.

J. n. Chr. G. 1776. (Engl.) Rich. Pickersgill's Entdeckungsreiſe nach Nordweſten.

J. n. Chr. G. 1776. (Engl.) Anburey's Reiſen in dem innern Nordamerika, — bis 1781.

J. n. Chr. G. 1777. (Engl.) Mich. Lane's Reise nach Nordweſten, um eine Durchfahrt zu ſuchen.

J. n. Chr. G. 1777. (Engl.) W. Patterſon's Reise durch das Hottentotten- und Kaffer-Land.

J. n. Chr. G. 1778. (Engl.) Champman's Reise nach Kochinchina.

J. n. Chr. G. 1778. (Engl.) Makintosh's Reiſen nach Indien u. ſ. w. — bis 1780.

J. n. Chr. G. 1778. (Engl.) Capt. Cook unterſucht die Nordweſtküſte von Amerika.

J. n. Chr. G. 1778. (Franz.) Sonnini's Reise nach Ägypten und Griechenland.

J. n. Chr. G. 1779. (Span.) Don Ign. Arteaga's und Quadra's Entdeckungsreiſe längs der Nordweſtküſte von Amerika.

J. n. Chr. G. 1780. (Franz.) Levaillant's erſte Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und durch das Hottentotten-Land.

J. n. Chr. G. 1781. (Franz.) Foucherot's und Fauvel's Reiſen nach Griechenland und Ägypten.

J. n. Chr. G. 1781. (Span.) Don Felix d'Azara's zwanzigjährige Reiſen in Südamerika — bis 1801.

J. n. Chr. G. 1782. (Franz.) Des Grafen von Ferrières-Sauvebouf Reiſe in die Türkey, nach Perſien und Arabien — bis 1789.

J. n. Chr. G. 1782. (Engl.) Hugh Boyd's Geſandtſchaftsreiſe nach Kandi auf der Inſel Ceylon.

J. nach Chr. G. 1783. (Engl.) Capt. Wilſon's Ankunft und Aufenthalt auf den Pelew-Inſeln.

J. n. Chr. G. 1783. (Dän.) O. Paul Erdmann Iſert's Reiſen nach und in Guinea.

J. n. Chr. G. 1783. (Engl.) D. Thomas Howel's Reiſe aus Indien durch Armenien und Natolien.

J. n. Chr. G. 1783. (Engl.) Rob. Saunder's Reiſe nach Tibet.

J. n. Chr. G. 1783. (Franz.) Volney's Reiſe nach Syrien und Ägypten (in den Jahren 1783, 84, 85.)

J. n. Chr. G. 1783. (Franz.) Follie's Reiſe durch die Sahara.

J. n. Chr. G. 1784. (Franz.) Levaillant's zweyte Reiſe nach dem Hoffnungskap.

J. n. Chr. G. 1784. (Franz) Lajaille's Reiſe nach Senegambien.

J. n. Chr. G. 1784. (Franz.) De Guigne's Reiſen nach Peking, Manilla und Ile-de-France, — bis 1801.

J. n. Chr. G. 1785. (Engl.) Dixen's und Portlock's Reiſe durch das Südmeer und nach der Nordweſtküſte von Amerika.

J. n. Chr. G. 1785. (Engl.) J. Matthews Reiſe nach Sierraleona.

J. n. Chr. G. 1785. (Amerik.) Der Capitäne J. Hanna's und Peters Reiſen nach der Nordweſtküſte von Amerika und Entdeckung einiger Inſeln.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscellen.

Als Maximilian I. von Bayern die Jesuiten (er konnte nicht leiden, daß man ihnen diesen Nahmen gab, sondern forderte, man sollte sie Väter der Gesellschaft Jesu heißen) nach Donauwörth zur Betreibung des Bekehrungsgeschäftes schickte, so wies er ihnen einige hundert Gulden auf das confiscirte Vermögen einer zu jener Zeit hingerichteten angeblichen Hexe an, damit sie das Volk mit Rosenkränzen, Paternostern, theologisch-polemischen und ascetischen Tractätleins versähen. Jene Hexe war Anna Pucherinn, eine sehr reiche Kaufmannswittwe in Donauwörth gewesen. Durch die Folter hatte man ihr das Geständniß erpreßt, mit dem Teufel, der ihr als ein schöner, munterer Jüngling von einer andern Hexe zugeführt wurde, gegessen, getrunken, getanzt, sich ihm mit Leib und Seele ergeben, an Hexentänzen Antheil genommen, nach jeden Schmausereyen sich zu dem Teufel in das Bett gelegt, mit ihm gebuhlt, bey einem von ihm zusammen gezogenen Donnerwetter in Donauwörth über den Platz auf und ab auf dem Besen durch die Luft einen Ritt gemacht, und drey Nebel hervorgebracht zu haben, die das Obst der Gegend umher verderbt hatten.

.....

In den Cassen des Kaisers Rudolph II. war 1610 zu Prag ein solcher Mangel an Baarschaft, daß man dem Einkäufer aus der Hofküche, der nur noch einen einzigen Gulden im Rest hatte, als er sich bey der Kammer um weitere Geldverordnung anmeldete, den Bescheid ertheilte, er sollte sich mit dem Gulden so lange behelfen, als er konnte, denn für dieß Mahl sey nichts vorhanden.

.....

Rudolph II. hatte in der letzten Zeit seines unglücklichen Lebens oft viele böse Laune. Dieser Tage — schrieb der Bayrische Abgesandte Joachim v. Donnersberg am 10. Jul. 1610 an Maxim. I. — sind Se. Maj. sehr übel gelaunt gewesen. Über einem Mittagessen haben Sie Tafel und Speisen über einander gestoßen. Sie sind in Ihr Zimmer gegangen, und haben den geheimen Rath Dr. Hegemüller rufen lassen. Als dieser kam und angemeldet wurde, ließen Se. Maj. den Kammerdiener in das Vorzimmer hinaus rufen: Er, Hegemüller, sey ein Lecker, habe kaiserl. Maj. lange genug betrogen; soll Sie forthin nicht betrügen. Abends geht der Kaiser mit seinen Kammerdienern gar seltsam um. Er setzt den obersten Kämmerer oft das Rappier an die Brust ꝛc. (M. s. den II. Bd. von P. P. Wolf Geschichte Max. I. ꝛc.

.....

Der große William Pitt (Chatam) hatte bekanntlich mit dem ersten Lord der Schatzkammer, dem Düc of Newcaſtle, manchen sehr lebhaften Streit. Pitt beherrschte das Ministerium durch seinen Geist, Newcaſtle imponirte durch seinen Rang; Pitt machte die Plane, Newcaſtle hatte die Sorge für das dazu nöthige Geld u. s. w. — So war denn auch ein Mahl die Frage, ob eine Escadre zur Beobachtung der Französischen abzusenden sey. Pitt war bestimmt dafür; Newcaſtle wollte eben so hartnäckig das Gegentheil. In dieser Stimmung machte letzterer dem ersten einen Besuch. Pitt hatte das Podagra, lag zu Bette, und litt kein Feuer im Camin. Newcaſtle war äußerst frostig, fand die Kälte unerträglich, und fing das Gespräch mit einer Beschwerde darüber an. — Bald darauf ward er das Bett von Mylady gewahr. — „Ey!" sagte er, — „Mit Ihrer Erlaubniß! — Die Kälte ist gar zu groß." — Und so nahm er ohne weiteres Besitz davon.

Jetzt denke man sich die beyden Staatsminister, bis an das Kinn in die Federn versteckt, und in dem hitzigsten Streite über den bewußten Gegenstand. — „Es geht nicht!" — schrie der Düc. — „Es geht durchaus nicht. — Eine Flotte in dieser Jahreszeit! Wo denken Sie hin!" — — „Aber sie soll, und sie muß auslaufen" — erwiederte Pitt. — „Ich habe Ihnen ja die Ursache gesagt. — Es kann nicht anders seyn. — Es soll und muß geschehen!" — So vertheidigte jeder seine Meinung mit Heftigkeit, und gesticulirte mit Händen und Füßen dazu. — Indessen — um es beyläufig zu sagen — Pitt behielt die Oberhand; die Flotte lief aus, und der Admiral trug einen vollständigen Sieg davon.

.....

Die Fronleichnams-Processionen in München wurden im 16. Jahrhundert mit einem wunderlichen Gepränge, und einem Reichthume der seltsamsten bildlichen Darstellungen gehalten. In den Befehlen und Anordnungen einer solchen Procession unter Wilhelm I. im Jahre 1589 findet man die Voraussetzungen angegeben, unter denen Personen zu den Hauptfiguren gewählt wurden. So wurde gefordert, daß Gott der Vater sey eine gerade, lange, starke, wohlformirte Person, mit einem langen, ziemlich dicken grauen Barte, nicht gelb, kupferfarbig oder pfinnig (mit Ausschlag behaftet), sondern glatt unter dem Angesichte, der wie der seligen Doctor Sixt ausgesehen, oder wie der Inderstorfer Wirth eine Gestalt habe. In Ansehung der Person Christi sollte der Director der Processionen 14 Tage zuvor fleißig auf den Gassen, Kirchen ꝛc. acht haben, um Personen zu ersehen von gehöriger Mannslänge, nicht zu dick, von guter gesunder Farbe, wohlgebildetem länglichen Angesicht, ohne mißförmliche Nasen, Schielen, Zahnlücken; von feinen Physiognomien, nicht langen grauen, sondern ziemlich kurzen kastanienbraunen oder noch etwas lichteren Bärten mit zwey Spitzen, auch sonst am Leib nicht tadelhaftig, insonderheit aber sittsam und gottesfürchtig. Die Hohenpriester Melchisedech, Aaron, Annas, Caiphas u. dgl. sollen theils dicke, lange, graue Bärte, theils gar kurze Knebelbärtchen, zwey kleine Zipfel am Kinnbacken, dicke aufgeblasne Gesichter haben, sonst auch von Leib dick seyn, oder aber, wenn ihnen dieß fehle, Kissen einschieben. Zu den Riesen Goliath und Urias wurden die zwey langen Schmiede Gebrüder von Mittenwald verschrieben, und ihnen außer der Weisung 12 Gulden zum Geschenk gegeben. Dem Teufel, der Feuer ausspie, gab man einen halben Gulden und alle Materialien, als Schwefel, Branntwein, Baumwolle.

Ein Programm vom Jahre 1603 zeigt fast noch dieselbe Vertheilung der Figuren unter die Zünfte als bey der Prozession von 1580. Unter den letztern trifft man noch die Stuhlschreiber, Procuratoren und andere der Feder zugethane an. Sie sind zwischen den Mahlern, Glasern, Schwertfegern und Bildhauern, und den Becken und Käskäufeln. Bey der Procession von 1603 machten, wie bey der von 1580, tausend achthundert, wohlgerüstete Männer Spalier in den Straßen. Vor den Herrnthoren stand das grobe Geschütz, das nach jedem Evangelium mehrmals abgefeuert ward, auch gaben die dabey aufgestellten 100 Musketier' und Schützen eine Salve darunter.

.....

Luigi Alamanni, ein Florentiner und Feind des Mediceischen Hauses, mußte, als Kaiser Carl V. um den Unruhen in Florenz ein Ende zu machen, einen Mediceer mit uneingeschränkter Macht dort zum Herrscher einsetzte, sein Vaterland meiden, und schloß sich seit der Zeit an den König Franz I. von Frankreich. Mehrere Mahle schickte ihn dieser als Gesandten nach Italien, sogar an den Kaiser Carl V. Als er einst in einer Anrede an diesen mit großem Pathos den kaiserlichen Adler anführte, recitirte Carl lächelnd eine Stelle aus einem Gedichte Alamanni's, worin er den kaiserlichen Adler einen Raubvogel nannte, der nur, um besser alles zu verschlingen, zwey Schnäbel habe:

L'aquila grifagra,
Che, per piu divorar, due becchi porta.

Der Dichter ließ sich indeß nicht irre machen; ohne seine Fassung zu verlieren, erwiederte er: „Man spricht ganz anders zu einer Zeit in Versen, anders zu andern Zeiten in Prosa. Man muß den raschen Einfall eines Jünglings, der seine Verbannung nicht so leicht verschmerzen konnte, nicht mit der Überzeugung eines ernsteren, gesetzteren Alters verwechseln."

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 11. und Freytag den 13. July 1810.

Eine kleine Stadt, welche thut so viel sie kann, ist ehrwürdiger als der mächtigste König, der seine Schuldigkeit nicht thut. Überhaupt ist nicht groß oder klein, was auf der Landkarte so scheint — es kommt auf den Geist an. So hatte die einzige Stadt Athen eine größere Macht als der König von Asien — so hat Friedrich mit sechs Millionen Unterthanen, wider Mächte, denen achtzig unterworfen waren, sieben Jahre sieghaft gestritten. Jeder ist, wozu er sich macht.

Johann von Müller.

(83 und 84.)

Vorschläge zur Erleichterung und Erweiterung der inländischen Schifffahrt und des Handels in dem Erbkaiserthum Österreich.

Unter diesem Titel ist so eben in Commission der Geistingerschen Buchhandlung eine Schrift erschienen, deren Inhalt die Aufmerksamkeit jedes Patrioten auf sich ziehen muß *). Die Reinheit, Gründlichkeit und Unbefangenheit in den Ansichten des mit seinem Gegenstande vollkommen vertrauten Verfassers **) erregen den lebhaftesten Wunsch, daß sowohl sämmtliche Stände der Provinzen, welchen das Buch selbst gewidmet ist, als alle diejenigen, welche hierin Einfluß haben, die hier vorgetragenen Vorschläge beherzigen, untersuchen und der Realisirung entgegen führen möchten. Ich will hier den Inhalt dieses Werkes kurz darzustellen suchen, um so im Voraus eine Übersicht von dem zu geben, was man in demselben finden kann, und sonach vielleicht eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf dasselbe zu leiten.

Nach der Abtretung der österreichischen Küstenländer wird es nothwendig, auf Maßregeln zu denken, um durch neue und veränderte Abzugswege den Nachtheilen zuvor zu kommen, welche die Verschließung der alten Frachtzüge dem Handel und dadurch der gesammten National-Industrie nothwendig zufügen würde. Zwar hängt der Flor der illyrischen Provinzen selbst von dem Flore seiner Handelsstädte, Triest, Fiume, Carlsstadt ꝛc. ab, welcher selbst wieder aus den österreichischen Erbstaaten seine Nahrung zieht und es ist daher um so weniger zu erwarten, daß die illyrische Regierung durch Zölle und andere Hindernisse die Handelsverbindung zwischen diesen Ländern erschweren sollte, als vielmehr die entgegengesetzte Maßregel nicht nur für Illyrien, sondern auch für Italien und Frankreich selbst von wesentlichem Vortheile ist. (S. 1—20.) Um aber den inländischen Handel nicht von auswärtigen Dispositionen abhängig zu machen; so ist es auf jeden Fall nothwendig, sowohl vor der Hand durch billige mit Frankreich und Italien abzuschließende Handelstractate den zeitherigen Verkehr für die erste Zeit sicher zu stellen, und zu den nöthigsten Land- und Wasser-Verbindungen, die schicklichsten Übereinkünfte zu treffen, als auch für jeden Fall den Handelszug auf der Donau nach dem schwarzen Meere zu berücksichtigen *). Auf diesen wichtigen Ausfuhrsweg war schon vor Jahren, und selbst noch, nachdem bereits die beschwerliche Landfracht von Wien nach Triest gehörig in Gang gekommen war, die Aufmerksamkeit der Speculanten gerichtet; aber das Mißlingen einzelner Unternehmungen und einige andere damit verknüpfte Hindernisse hatten diese Handels-Route, auf welcher noch kaum vor 25 Jahren die Verführungskosten eines Preßburger-Metzens aus dem Bannate nach Kilia-nova nicht höher als auf einen Gulden zu stehen kamen, in übeln Ruf gebracht. Es kostet unterdessen keine ungewöhnliche Arbeit, um auch auf diesem Theile der Donau bis an das schwarze Meer, die Schifffahrt eben so leicht und gefahrlos zu machen, als auf irgend einem andern Flusse. Das verrufenste Hinderniß der tiefern Donaufahrt, die Wasserfälle zwischen Orsowa und dem so genannten eisernen Thor, welche durch die bey niederem Wasser hervorragenden Klippen gebildet werden, (bey höherem Wasser ist die Fahrt gefahrlos; und selbst bey niederem ist sie durch Lootsen zu bewerkstelligen) kann mit weniger Arbeit aus dem Wege geräumt werden, als nöthig war, um den Strudel und

*) Die Schrift beträgt im Texte 200 Seiten, ist mit 4 Kupfertafeln versehen, von denen drey, wichtige Partheien aus englischen Canal-Fahrten und die eine die Wasserfälle auf der Donau bey Orsowa vorstellen, und kostet 3 fl.

**) Der Verfasser ist der vielseitig verdiente wirkliche Hof-Commissionsrath, Hr. Joseph v. Schemerl, Ritter des österreich. kaiserlichen Leopoldsordens.

*) Der geistvolle Verfasser dieses zuerst in den geschätzten vaterländischen Blättern erschienenen Auszuges, Herr Prechtl bewies in einem noch ungedruckten Aufsatze, daß dieser Weg eigentlich der natürlichste Abzugsweg Österreichs ist.

Wirbel in Österreich bey einem viel schnellern Falle des Wassers gefahrlos zu machen. Die Flußverbesserungen im türkischen Gebiethe lassen sich im freundschaftlichen Einverständnisse mit der Pforte vornehmen. An den steilen Felsenwänden der Donau können, wie bey andern Flüssen in anderen Ländern, bequeme Ziehwege eingehauen, oder an denselben hölzerne Brücken befestiget werden, wie letzteres wirklich vor Zeiten unweit Orsowa geschehen war. Gegen Räubereyen und Gewaltthätigkeiten würden kaiserliche Consuln, in den wichtigern Ortschaften aufgestellt, hinlängliche Sicherheit gewähren; Factoreyen und Handlungs-Comptoirs in Gollaz, Kilia-nova, Swinia, würden dem Donauhandel allen Vorschub leisten, und den gehörigen Umsatz der Frachten sichern. So könnte auf diesem Wege eine ungeheure Quantität feiner und gröberer Producte der österreichischen Monarchie ausfließen; so z. B. bloß mit Bauholz, welches in den ungeheuern Waldungen der Moldau und Wallachey um die mäßigsten Preise eingehandelt werden kann, eine große Menge Öhls und andere Früchte bezahlt werden, welche Österreich jetzt für baares Geld mittelbar von den afrikanischen Raubstaaten bezieht: und selbst einen großen Theil unserer ost- und westindischen Bedürfnisse könnten wir gegen Schiffbauholz und andere Producte einlösen, welche die Seemächte aus den mehr nördlichen Ländern beziehen. Vieler anderer Vortheile auf diesem Frachtzuge nicht zu gedenken. Assecuranz-Gesellschaften für die Sicherheit dieser Donauschifffahrt würden diesen Handelsweg besonders in Aufnahme bringen. Wien selbst, die Königinn der Städte an der Donau, deren Gewässer solcher Gestalt das westliche mit dem östlichen Europa verbinden, von welchem aus ununterbrochene Wasserverbindungen mit allen Ländern der Monarchie, viele fremden Staaten und vier verschiedenen Meeren Statt finden können, wäre zu einer freyen Handelsstadt zu erklären, und sein Commerz durch Begünstigungen aller Art zu erhöhen (S. 20—38).

Diese Wasserverbindungen im Innern der österreichischen Staaten durch Flüsse und Canäle, unter einander und mit dem Hauptstrome, der Donau, sind das große Mittel, durch welches sich Österreich nicht nur allein für jede äußere Sperrung, jeden äußern Verlust entschädigen, sondern auch seinen National-Wohlstand auf die höchste Stufe treiben kann.

Die bisherigen beschwerlichen Landfrachtzüge haben nicht nur die Ausführung des größten Theils der groben Producte, an denen Österreich einen so großen Überfluß besitzt, unmöglich gemacht, sondern auch alle Artikel überhaupt, in der Ausfuhr sowohl als Einfuhr, mit großen Preisen belastet, die auf die National-Industrie und den National-Wohlstand nachtheilig zurück wirkten. So hat z. B. die Börse-Deputation in Fiume und Buccari im Jahre 1794 ämtlich bestätigt, daß Ungarn über zwey Millionen Metzen jährlich, auch in gewöhnlichen Jahren, über die See ausführen könne, wenn der Metzen Körner um 3 Gulden bis an die Küste gestellt werden könnte; ein Preis, der bey der bestehenden Landfracht nicht gemacht werden konnte. Die Landfrachtkosten von Wien nach Triest, so wie zwischen Wien, Prag und Lemberg, wurden ehemahls auf jede Meile zu 4 kr. pr. Ztner angeschlagen, und vor Ausbruch des letzten Kriegs war dieser Frachtlohn schon auf 16 kr., und gegenwärtig ist er sogar bis auf 24 kr. gestiegen. Diese Frachten drücken daher mehr als jemahls unsern Export-Handel. Bequeme Wasserverbindungen im Innern der Monarchie verschaffen dagegen nicht nur jedem Theile derselben Gelegenheit, seine Erzeugnisse und Producte mit den geringsten Kosten an alle jene Puncte hinzuführen, wo sie entweder vertauscht oder gegen baares Geld verkauft werden können, und erhöhen solcher Gestalt die innere Industrie, und begünstigen auch den Durchzug fremder Waaren durch diese bequemen Wege, wodurch der National-Wohlstand gleichfalls nicht wenig gewinnt.

Diese Wasserverbindungen könnten folgender Gestalt eingeleitet werden:

1) Durch die Vereinigung der Moldau mit der Donau — hauptsächlich auf zweyerley, bereits von Vogemonte (1709) vorgeschlagenen Wegen; wovon der eine in der Gegend von Rosenberg über Freystadt mittelst des unter Mathausen in die Donau sich einmündenden Aistflusses — und der andere mittelst des unter Krems in die Donau fallenden Campflusses, und der von Altweitrach kommenden über Schwarzbach bey Moldautheim in die Moldau fließenden Laschnitz, in welche man, mittelst des Zwettelflusses und eines andern in diesen Fluß einfallenden Baches, dann der zwischen dem letztern und einem andern jenseits eines kleinen Bergrückens in die Laschnitz sich einmündenden Baches herzustellenden Verbindung, aus dem Camp gelangen würde, hergestellt werden könnte.

2) Durch die Verbindung der Donau mit der Elbe, durch Mähren hindurch; — eine Verbindung, welche die wichtigsten Vortheile gewähren würde, da sie die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Galizien bewerkstelligte. Sie würde an der March oder Müglitz unweit Hochenstadt anfangen, und durch zwey schöne ganz dazu geeignete Thäler, deren eines von der Sazawa, das andere von der Erlitz bewässert wird, bis an die Elbe bey Königgratz fortgesetzt werden. Zu diesem Ende würde dann sowohl die March als die Elbe schiffbar gemacht werden, wozu beyde Flüsse ganz dazu geeignet sind.

3) Durch die Vereinigung der Weichsel mit der Donau. Die Resultate der hierüber auf Befehl des Kaisers im Jahre 1805 angeordneten Untersuchung haben bewiesen, daß diese Vereinigung mittelst der Zwischenflüsse, der March und Brcsova, und eines aus letzterm unweit Weiskirchen abzuleitenden; bey Oswiczin in die Weichsel einzumündenden, sowohl aus der Oder als der Brcsova von dem einen, und aus der Weichsel unweit Skotschau von dem zweyten Theilungspuncte zu speisenden Schifffahrts-Canals in Stande gebracht werden könne. Durch diesen Canal kämen Galizien, Mähren, Schlesien, Ungarn und Österreich in die vortheilhafteste Handels-Verbindung; durch ihn würde ein höchstwichtiger Durchzugshandel aus dem mittelländischen Meere nach der Ost- und Nordsee gegründet, da diese Verbindung den ganzen ungeheuern Bogen um das ganze südliche, das westliche und einen Theil des nördlichen Europa nach der kürzesten Sehne abschneidet.

4) Durch eine andere Wasserverbindung aus Niederungarn — welche aus der Theis mittelst des Francisci-Canals nach der Donau, aus dieser in die Drave, und sodann entweder mittelst des schon längst projectirten Bukowarer-Canals in die Save, und aus dieser mittelst der Kulp über Carlstadt nach Fiume, und auf der Save über Sis-

bach nach Triest fortgesetzt; oder aber an der Drave ununterbrochen bis zu jenem Puncte fortgeführt werden könnte, wo die von Wien aus anzulegende Verbindung mit der adriatischen See diesen Fluß übersetzen würde. Letzterer Weg scheint der vortheilhafteste zu seyn.

5) Endlich durch die Verbindung der Donau mit dem adriatischen Meere, von Wien aus. Diese freylich große, und gegenwärtig nur im Einverständnisse der österreichischen mit der französischen Regierung ausführbare Arbeit würde durch Anlegung mehrerer Theilungspuncte ausgeführt werden. Der erste Theilungspunct müßte in Österreich, der zweyte in Ungarn, der dritte in Untersteyer, der vierte im Laibacher, und der fünfte im Adelsberger-Kreise Statt finden; ungefähr mittelst 504 Schleußen müßte das ganze abwechselnde Gefälle überstiegen, drey große Flüsse, (die Muhr, die Drave, die Save) viele mittlere und eine noch größere Anzahl kleinerer Flüsse und Bäche übersetzt, ein kleiner Bergrücken in der Länge von 390 Klaftern an der Höhe des dritten Theilungspunctes, dann eine Strecke von 2⅞ Meilen bey dem letzten Theilungspuncte unterirdisch durchgefahren werden, um an einem schicklichen Puncte am Abhange des Gebirges wieder zu Tage zu kommen, längs welchem der Udriza-Fluß seinen Lauf nimmt, dessen linkes Ufer, so wie jenes des Isonzo bis unter Görz verfolgt werden müßte, von welchem letztern Punct der Canal gegen den Fuß des Berges Vallone gewendet, und längs demselben bis Duino geführt werden müßte, in dessen Hafen er sich einmündete. Die Fahrt auf diesem etwa 74 Meilen langen Canal würde in 18 Tagen zurückgelegt werden, und auf demselben die Fracht pr. Zentner und Meile ⅛ kr. betragen, wenn 45 kr. pr. Zentner als Zoll zur Deckung der Auslagen ꝛc. genommen werden (S. 38—88).

Durch diese Wasserverbindungen (auch wenn vor der Hand nur die drey erstern realisirt würden) und durch die gelegentliche Benützung der schiffbaren und schiffbar zu machenden Flüsse würden alle Theile der Monarchie unter einander, und mit dem Auslande in Verbindung gebracht, und durch dieselbe unsere Ausfuhr außerordentlich vermehrt, während durch die bisherigen schweren Frachtzüge ein großer Theil inländischer Producte für den auswärtigen Handel verloren war. Österreich gab so sein Geld an Fremde, weil es seine Producte, durch die Belastung der Land-Frachtkosten außer Concurrenz gesetzt, ihnen nichts zur Rückladung anbiethen konnte. Bisher betrug z. B. nur für Zucker, Kaffeh und Cacao die jährliche Einfuhr nahe an 14 Millionen Gulden; und vom Jahre 1759 an (dem Zeitpuncte, von welchem vorzüglich die Engländer anfingen, Canäle zu bauen) bis jetzt betrug der Werth der aus den englischen Colonien, aus Ostindien und über England in die österreichischen Provinzen eingeführten Waaren nach einer annähernden Berechnung nicht viel unter 1000 Millionen. Erwägt man dagegen die geringe Menge von Waaren, welche die Engländer von uns zurück erhielten, so sieht man, daß diese Insulaner ihr Land mit mehr als 2000 Meilen langen Canälen nach allen Richtungen recht wohl mit österreichischem Gelde durchkreutzen konnten.

Durch diese Wasserverbindungen werden ferner alle auswärtigen Waaren sowohl von Norden als Osten, viel wohlfeiler bezogen werden können, als bisher, welches dem Activhandel doppelt zu gut kommt. Durch sie wird, wie bemerkt, ein höchst einträglicher Transito- und Speditions-Handel erhalten werden. Die Preise der Lebensmittel und aller Erzeugnisse werden sich gleichfalls sowohl durch die leichtere Fracht, als durch die beträchtliche Ersparung an Zugvieh ꝛc. sehr vermindern. Die Canalfracht erspart gegen die Landfracht auf 600 Zentner 39 Pferde, 7 Menschen und 10 Wagen. Bis hierher wurden in der Monarchie beyläufig 156,000 Stücke Zugvieh zur Verführung der Producte aller Art verwendet. Diese verzehren jährlich wenigstens 13,979,129 Metzen Haber, 6,661,980 Zentner Heu, und 3,871,175 Schober Stroh; zu deren Erzeugung ein Land von wenigstens 440 Quadrat-Meilen erfordert wird. Diese Consumtion zu Geld angeschlagen, beträgt das Nahrungserforderniß für das Zugvieh 39,971,880 Gulden, und die Unkosten des Fuhrwerkes selbst, mäßig gerechnet 19,623,250 Gulden; mithin kostet sämmtliche Landfracht in der Monarchie in den gewöhnlichen Jahren über 59½ Million Gulden, eine Summe, die nach den gegenwärtigen Preisen bis über 120 Millionen steigt. Mit diesem Fuhrwesen sind wenigstens 100,000 Menschen, theils Knechte, theils Handwerker, die nur für dasselbe in Thätigkeit sind, beschäftigt. Durch die erwähnten Wasserfrachten werden nun wenigstens ⅔ des Zugviehes und eben so viel an Menschen erspart. Mithin werden durch dieselbe die Preise sämmtlicher Consumtions- und Handelsartikel um die Summa von wenigstens 40 Millionen in der wohlfeilen, und um mehr als 80 Millionen in den gegenwärtigen Zeiten vermindert. Mehr als 66,000 Menschen werden für den Ackerbau und die Manufacturen gewonnen; und ein großer Theil des solcher Gestalt ersparten Futters kann auf die Vermehrung des Hornviehes verwendet werden. Mehrerer anderer guter Folgen nicht zu erwähnen (S. 88—112).

Wir wenden uns nun mit dem Verfasser zum Vergleiche des Erträgnisses dieser vorgeschlagenen Wasserstraßen mit den erforderlichen Herstellungskosten.

Rechnet man im geringen Anschlage das zu transportirende Waaren-Quantum auf dem Canal zwischen der Donau und dem adriatischen Meere auf 3 Millionen Centner, zwischen Galizien und Wien auf 3½ Millionen Centner, auf dem böhmischen Moldau-Canal 1½ Millionen Centner, auf dem Elbe-Canal auf 2 Millionen Centner; und werden im Durchschnitte auf dem ersten und zweyten dieser Züge die Ein- und Ausladungs-Distanzen auf sechzig, auf dem dritten und vierten auf 40 Meilen angenommen; so würde der Frachtlohn, wie oben, zu ⅛ kr. pr. Zentner und Meile bestimmt, auf dem ersten das

jährliche Erträgniß	2⅛	Millionen.	
auf dem zweyten	5⅛	—	—
auf dem dritten	1½	—	—
auf dem vierten	2	—	—
somit das Total-Erträgniß	11	Mill.	seyn.

Dagegen beträgt die Länge der herzustellenden Canäle beyläufig 130 deutsche Meilen; die Länge der schiffbar zu machenden oder zu verbessernden Flüsse; der Elbe, Moldau, March und Weichsel, ohne die Donau, die in ihrer Schifffahrt den eigenen Fond ihrer Verbesserung hat, dazu zu rechnen, kann auf 153 Meilen angenommen werden. Rechnet man nun die Meile der herzustellenden Canäle auf den hohen Durchschnitt zu 400,000 fl., und die Meile der Flußverbesserungen auf

50,080 fl.; so beliefen sich die Kosten sämmtlicher herzustellenden Wasserverbindungen auf 60 Millionen Gulden.

Die Zinsen dieses Capitals und sämmtliche zur Canal- und Flußschifffahrt anzuwendende jährliche Unterhaltungskosten betragen die Summe von 8,011,610 Gulden. Somit bleibt ein jährlicher Überschuß der Einnahme über die Ausgabe von beynahe 3 Millionen Gulden zu einem Amortisations-Fond für das Constructions-Capital.

Das Herbeybringen dieses Capitals von 60 Millionen zur Ausführung jener Wasserverbindungen würde, nach dem Vorschlage des Verfassers, nicht schwierig werden. Da diese Erleichterung durch Wasserverbindungen jedem Einzelnen zu gutem kommt; so ist die ganze Anstalt auch durch ein großes National-Unternehmen zu bewerkstelligen. Vertheilt man die 60 Millionen auf die Bevölkerung der Monarchie, so fallen auf jeden Kopf 3 fl. Diese Summe würde in 12jährigen Raten, als auf welche Zeit der ganze Bau zu vertheilen wäre, also daran jährlich 15 kr. von jedem einzelnen Bewohner vorgeschossen. Es versteht sich von selbst, daß die Reichern, und Jene, die von dem Unternehmen größern und directeren Nutzen ziehen, wie die Güter- und Fabriken-Besitzer ꝛc., größere Antheile auf sich nehmen; wodurch eine beträchtliche Zahl der ärmern Classe nicht zur Anleihe kommt. Nach 12 Jahren nimmt die Zurückzahlung dieses Vorschusses ihren Anfang mit 5 Millionen jährlich nebst den verfallenen Interessen aus dem obenerwähnten Überschusse; so daß binnen 12 Jahren der sämmtliche Vorschuß wieder getilgt seyn würde. Der Überschuß der Einkünfte kann sodann auf weitere Verbesserungen verwendet, und eine reiche Quelle neuer Revenüen werden.

Der Verfasser beurtheilt bey dieser Gelegenheit mit wichtigen Gründen das neue französische Verkaufs-System der Canäle, vermittelst welchem die nöthigen Summen für den neuen Canalbau aufgebracht werden, zeigt dessen Mängel und die wesentlichen Vorzüge des vorgeschlagenen Anleihe-Systems gegen dasselbe. (S. 112 — 140.)

Im siebenten Absatze (S. 140 — 147.) gibt der Verfasser hierauf einige Maßregeln an, die sogleich bis zur weitern Ausführung der vorgeschlagenen Wasserverbindungen zu ergreifen wären. Hierher gehört vorzüglich die Aufstellung einer gehörig organisirten Local-Aufsicht für sämmtliche Flüsse und Ströme unserer Monarchie. Diese Aufsichten über die Unterhaltung und Verbesserung der Flüsse sind in der That eben so natürlich und nothwendig, als die Aufsichten über die Unterhaltung der Straßen. Es wären dann ferner sogleich besondere Commissionen unter der Leitung einer eigenen Central-Direction aufzustellen, um sämmtliche Wasserverbindungs-Vorschläge nach einem gleichen System zweckmäßig zu entwerfen, und nach dem gehörigen Detail zu bearbeiten.

Im achten Absatze zählt der Verfasser für jene, welche etwa nicht sogleich begreifen möchten, wozu so viele Wasserstraßen einem Lande wie Österreich dienen sollten, die ungeheure Menge der inländischen Erzeugnisse, nach Horneck, Bisinger, Lichtenstern und andern auf, welche Gegenstände des innern und äußern Verkehres sind, oder werden können, und zeigt, wie sich unser Wohlstand durch den leichtern Verkehr dieser Producte so sehr erhöhen könne. (S. 147 — 170.)

Im neunten Absatze redet der Verfasser von der Erhöhung der inländischen Production durch Erhöhung der Landescultur vermittelst zweckmäßiger ökonomischer Bildungs-Institute, so wie durch Erhöhung des Fabriken- und Manufacturen-Betriebs selbst, als weiteren Mitteln zur Belebung des innern Handels. Ist gleich dieser Theil der Schrift nicht so erschöpfend bearbeitet, wie der vorhergehende, sondern vielmehr nur als ein Anhang derselben zu betrachten, so enthält er doch sehr gute Bemerkungen. (S. 170 — 182.)

Im zehnten endlich führt er einige wichtige Bemerkungen über Handelsleute und Fabrikenwesen aus. Besonders zu beherzigen sind die gründlichen Erinnerungen, die er in Betreff der in diesen Zeiten gewöhnlichen, übel geleiteten Handelsgeistes, und dessen nachtheiligen Einflüssen auf Staatscredit, Steuerwohlstand und National-Industrie vorbringt. In Betreff der Fabriken äußert er den guten Wunsch, daß man die Fabrikate, wie das in Frankreich und den Niederlanden der Fall war, ihrer Qualität nach in Aufsicht nehmen sollte, damit nicht viele Fabrikanten das Verboth ausländischer Manufacturen-Einfuhr zur Begünstigung eines Monopols mißbrauchen können, mit welchem sie sich auf Unkosten aller Classen zum Nachtheile des Staates und des Credits unserer Manufacturen bereichern. „Der Aufwand, sagt der patriotische Verfasser am Schlusse seines Werkes, und der übertriebene Luxus, den sich jetzt die Gewerbsleute erlauben, die Sucht, sich nicht allein über die Gränzen und Verhältnisse ihres Standes in ihrer Lebensart, ihren Wohnungen, Einrichtungen und Unterhaltungen zu erheben, sondern auch in kurzer Zeit ein ansehnliches Capital auf die Seite zu legen, um nach einigen Jahren lucrativer Arbeit die Früchte ihrer oft gemißbrauchten Begünstigungen zu genießen — vertheuert die Erzeugnisse jeder Art sowohl durch merkliche Erhöhung der Preise, als durch ihre schlechtere Qualität. Dieser Aufwand setzt daher manche Artikel gänzlich außer der Concurrenz im Auslande, welches dieselbe Waare um billigere Preise oder in besserer Qualität aus andern Ländern erhält, wo die sparsamere Lebensart des Fabrikanten und Kaufmanns keinen so hohen Aufschlag auf seine Waare nöthig macht. So leidet der Staat Nachtheil in seinem Handel, und manches Haus geht dabey zu Grunde. Durch Sparsamkeit, Fleiß und Genügsamkeit haben sich die berühmtesten Handelsstädte zu jener Stufe von Wohlstand emporgeschwungen, der ihre Staaten so blühend machte. So hatten Amsterdam, Venedig, Genua und die Schweiz der einfachen Lebensart ihrer Kaufleute größtentheils ihren Reichthum, ihre Größe und das Zutrauen zu verdanken, daß die Welt in ihren Handel setzte — einen Handel, der sich nach den entferntesten Plätzen fremder Welttheile ausdehnte, und die Macht, das Ansehen und den Reichthum dieser Staaten auf den höchsten Gipfel erhob."

Über Fox als Schriftsteller.

(Beschluß.)

Fox und Laing standen seit der Zeit in einem Briefwechsel, woraus erhellt, daß er sich unermüdet bestrebte, für jede Behauptung der Schriftsteller, die er zu Rathe zog, die Beweisstellen aufzufinden, und die geringste Abweichung in ihrer Erzählung zu verbessern, wenn sie auch nicht sehr wichtig zu seyn schien. Mit der größten Genauigkeit erwog er die Gründe für und wider eine Sache, ehe er sich zu entscheiden wagte, und sein Werk zeigt auf jeder Seite, daß diese Mühe nicht ohne Erfolg aufgewendet ward.

Schwierig ward diese Arbeit sehr bald durch die Art, wie

Dalrymple und Macpherson die Geschichte behandelt hatten, er klagte häufig über sie, und je mehr er ihre Werke prüfte und studierte, desto mehr fand er, daß er noch tiefergehende Untersuchungen anstellen müßte. Er sah ein, daß er, wo möglich, die Originale der Urkunden selbst aufsuchen müßte, aus welchen sie Auszüge gemacht hatten, und daß nur eine genaue Prüfung aller Handschriften im Schotten-Collegium zu Paris ihn in den Stand setzen könnte, zu bestimmen, welchen Glauben Macphersons Auszüge verdienten. Er scheint aber bald die Hoffnung aufgegeben zu haben, dieses bewerkstelligen zu können, denn er glaubte schon vor seiner Reise nach Paris, im Jahre 1802, daß gewiß die wichtigsten Urkunden, wenn auch nicht alle, vernichtet wären. Doch mußte er zu erfahren suchen, was die Papiere enthielten, die so lange im Schotten-Collegium zu Paris aufbewahrt worden, welche früher Carte und Macpherson benutzt hatten, und ob noch einige davon vielleicht in Abschriften, oder auch nur Fragmente derselben aufzufinden wären.

Was Fox darüber fand, schrieb er einem Freunde, und unter seinen Papieren war ein Verzeichniß der Schriften, die bald nach dem Tode Jacobs II. nach dem Schotten-Collegium zu Paris geschafft wurden, und dort bis zur Zeit der französischen Revolution waren. Es waren folgende:

4 Folianten } Aufsätze von Jacobs II. eigener Hand; geschrie-
6 Quartbände } ben von seinem 16. Jahre an.
2 Manuscripte in 4to, Briefe von Carls II. Minister an Jacob II. der damahls als Herzog von York in Brüssel und Schottland sich aufhielt.
2 Manuscripte in 4to, Briefe von Carl II. an seinen Bruder Jacob, Herzog von York*).

Fox schrieb an Heren Laing:

Was Carte's Auszug betrifft: so zweifle ich nicht, daß er treu ist; aber ich muß eine Bemerkung machen, die sich auf Carte und Macpherson bezieht, und in Hinsicht auf den letztern einen Betrug aufdeckt, der so unverschämt ist, als der mit Ossian. Die Auszüge sind ganz offenbar nicht aus dem Tagebuche gemacht, sondern aus einem erzählenden Auszuge; und ich habe es nun ganz unumstößlich herausgebracht, daß im Schotten-Collegium zwey verschiedene Manuscripte waren, das eine von Jacobs eigener Hand, das aus Schriften von verschiedenem Formate bestand, die zusammengebunden waren, und das andere eine Art von geschichtlicher Erzählung, die, nach jenem eben genannten erst später verfertigt war. Diese Erzählung sollte, wie die Sage ging, Dryden, (wahrscheinlich Charles Dryden, der Sohn des großen Dichters) durchgesehen, und den Styl verbessert haben, und man wußte im Collegium nicht, ob sie schon bey Jacobs Leben aufgesetzt war, oder unter der Aufsicht seines Sohnes, des Prätendenten. Ich zweifle, daß Carte das eigentliche Tagebuch zu Gesicht bekommen hat, aber ich weiß bestimmt, daß Macpherson es nie in Händen hatte; und doch, wenn man seine Vorrede lies't, p. 6—7, sollte man glauben, daß er es nicht nur genau durchgesehen habe, sondern daß alle seine Auszüge, wenn auch nicht die von Carte, aus demselben gewonnen wären. Macphersons Unverschämtheit, solch einen Betrug zu spielen, zu einer Zeit, da fast jeder noch diesen Betrug entdecken konnte, würde bey jedem andern Mann unglaublich seyn, wenn nicht die inneren Zeugnisse seiner Auszüge gegen ihn, noch durch das Zeugniß der wichtigsten Personen aus jenem Collegio bestätigt würden. Gordon glaubte, als ich ihn zu Paris sah, im October 1802, daß alle diese Papiere verloren wären. Jetzt höre ich von Jemand, der es wohl wissen kann, daß die wichtigsten, nähmlich Jacobs eigenhändige Schriften, in der That vernichtet sind, und auf die Art, die Gordon angab, daß aber der erzählende Auszug, aus welchem Macpherson seine Nachrichten lieferte, noch immer existirt, und daß Hr. Alexander Cameron zu Edinburgh, ihn entweder selbst besitzt, oder weiß, wo er zu finden ist."

Fox suchte bey seinem späteren Aufenthalt in Paris nicht allein Gewißheit über diese Papiere zu erhalten; sondern, da Dalrymple sich oft auf Documente im Archiv des Departements der auswärtigen Angelegenheiten bezieht, ohne jedoch etwas abdrucken zu lassen, so wünschte er Barillon's Originalbriefe zu durchsuchen und hoffte, daß noch viele Schriften in demselben Archive eben so interessant und wichtig seyn würden. Während des Krieges konnte er nicht erwarten, selbst die Papiere zur Ansicht zu bekommen, und er war schon im Begriff einen Freund zu bitten, ihm Abschriften von den Briefen, die er genau bezeichnen konnte, zu besorgen, als der Friede ihn in den Stand setzte, selbst nach Frankreich zu gehen, wo die Liberalität der Regierung ihm allen Vorschub that, die Papiere, die er sehen wollte, zu durchsuchen und abzuschreiben. So lange er in Paris war, verbrachte er auch größtentheils den Morgen im Archiv des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, mit mehreren Freunden, die ihm bey der Arbeit hülfreiche Hand leisteten.

In Barillon's Briefsammlung fand er, was er suchte: er schrieb sie ganz ab, und in einem Briefe an einen Freund sagte er: „meine Arbeit zu Paris ist nützlicher gewesen, als ich sagen kann:" und an einen anderen schrieb er: daß Barillons Briefe mit Geld aufgewogen zu werden verdienten. Auch in D'Avaux Briefen scheint er manchen wichtigen Umstand gefunden zu haben, denn einen Theil derselben schrieb er ebenfalls ganz ab, obgleich schon ein Auszug öffentlich bekannt gemacht ist.

Die Correspondenz der eben erwähnten Minister mit ihrem

*) Diese Manuscripte sind während der Revolution in Frankreich vernichtet worden. Ehe Lord Gower, der englische Gesandte, aus Paris wegging, schrieb er an den Vorsteher des Collegiums, Hrn. Gordon, und erbath sich diese wichtigen Papiere zu retten, und sie nach England zu schaffen. Was man ihm antwortete, ist unbekannt, er erhielt indeß die Papiere nicht. Nicht lange darauf ging auch Hr. Gordon nach England und sein Nachfolger, Herr Alexander Innes, der einzige Engländer, der im Schotten-Collegium blieb, überlegte mit Hrn. Stapleton, der im Begriff war Frankreich zu verlassen, auf welche Art die genannten Manuscripte noch gerettet werden könnten, und es schien ihnen, daß letzterer sie aus seinem Wohnorte St. Omer am besten nach England schaffen könnte. Man packte Alles sorgfältig ein, sind schickte das Packet an einen französischen Kaufmann in St. Omer, damit um so weniger Verdacht erregt würde. Die Handschriften kamen glücklich an und wurden in den Keller gelegt. Gleich darauf ward der Franzose eingezogen, vielleicht weil man wußte, daß er mit Engländern in Verbindung stand. Seine Frau, dadurch in Schrecken gesetzt, fürchtete, daß man Haussuchung halten möchte, schnitt die prächtigen Bände, worauf das königliche Wappen stand, von den Manuscripten ab und vernichtete sie. Die Papiere selbst wurden zusammen gebunden, nach dem Landhause des Kaufmanns heimlich hingebracht und im Garten vergraben. Aber auch dort blieben sie nicht lange, die Frau wird immer ängstlicher, und zuletzt grub sie die Handschriften wieder aus und verbrannte sie.

Hofe war das Wichtigſte, was Fox mit nach England zurückbrachte; ſeine Bemühung, auch die Briefe des ſpaniſchen Geſandten zu erhalten, der in London zu jener Zeit war, hatte keinen ſo glücklichen Erfolg.

Bey ſeiner Zurückkunft verglich er ſeine bisherigen Arbeiten mit den neuen Materialien; ergänzte das Fehlende, und ſchrieb darüber ſeinem Freunde: „Ich finde, daß das Einſchieben dieſer kleinen Stücke für mich ein ſehr beſchwerliches Geſchäft iſt.“

Wäre ſein Werk ganz vollendet, ſo könnte man aus demſelben am beſten ſehen, was er beabſichtigte, und wohin er ſtrebte. Unglücklicher Weiſe iſt es unvollendet geblieben, und es wird daher nicht unintereſſant ſeyn, zu hören, was einer ſeiner vertrauteren Freunde darüber ſagt.

Über die Art, wie Geſchichte geſchrieben werden müſſe, hatte er reiflich nachgedacht, und ſich die Alten zum Muſter genommen. Er fühlte daher nicht nur einen Widerwillen gegen Anmerkungen, wie neuere Geſchichtſchreiber ſie geben, ſondern er glaubte auch, daß Alles, was ein Hiſtoriker ſagen wollte, als Theil einer zuſammenhängenden Erzählung eingefügt werden, und nie als eine Abſchweifung, noch viel weniger als eine angeknüpfte Abhandlung erſcheinen müſſe. Er ſagt daher, daß mit dem Schluſſe des zur Einleitung dienenden Capitels ſeine Pflicht darin beſtehe, die Facta, ſo wie ſie nach einander folgten, vorzutragen, oder nach ſeinen eigenen Worten, die Geſchichte dieſer Zeiten zu erzählen. Bey einem Geſpräche über den Zuſtand der Literatur in der Zeit Jacobs II., zeigte er, wie unerſchütterlich treu er dieſen Grundideen bleiben wollte. Der Hauptinhalt dieſes Geſprächs war folgender. Er klagte, daß er nicht in ſeine Geſchichte eine Nachricht von dem Leben der damahligen Schriftſteller und ihren Werken eingeflochten habe, oder eine Beurtheilung ihres Styls. Als ihm eingewendet wurde, daß Hume und Voltaire ſolche Gegenſtände am Ende der Geſchichte eines jeden Regenten, oder in einem beſondern Capitel abgehandelt hätten, ſo bemerkte er, indem er die Art, wie ſie dieß ausgeführt hatten, ſehr erhob, daß dieſe Manier, die Gegenſtände abzuhandeln, gut ſeyn möchte, wenn man kritiſche Verſuche ſchriebe; daß aber, ſeiner Meinung nach, es mit ſeinem Unternehmen ſich nicht vertrüge, denn wenn er aufhörte zu erzählen, ſo würde er keine Geſchichte liefern.

Fox hatte ſich dieſe Regeln aus den Alten abſtrahirt, und iſt ihnen in ſeiner Geſchichte in gewiſſer Hinſicht treu geblieben, da ſich keine Noten und keine Anhänge finden. Das erſte Capitel indeß iſt durchgängig eine Ausnahme von ſeinen aufgeſtellten Regeln, da es, ſo wie der Gegenſtand es auch erforderte, durchgängig Raiſonnement enthält. Auch in den beyden folgenden Capiteln hat er nur der Form nach ſie befolgt, denn ſeine Anſichten, ſeine Gefühle, ſeine Grundſätze treten allenthalben hervor, und zeigen ihn uns, wie er war und dachte. Bey ſeiner großen Gewiſſenhaftigkeit in der Unterſuchung der Facten iſt indeß dadurch nirgends der Wahrheit Gewalt angethan.

Die Regeln des Styls hatte er reiflich erwogen. Natürlich mußte ihn ſeine Beſchäftigung dahin bringen, das Schreiben mit dem öffentlichen Reden zu vergleichen, und die verſchiedenen, ja ſelbſt die entgegengeſetzten Principien, nach welchen man in beyden zur Vollkommenheit gelangen kann, waren oft der Gegenſtand ſeines Geſprächs. Der Unterſchied lag, nach ſeiner Anſicht, nicht ſowohl in der Sprache oder dem Ausdrucke, als in der Anordnung der Gedanken, und Länge und Bildung der Perioden. Ein Schriftſteller müſſe, meinte er, um nicht der Deutlichkeit zu ſchaden, diejenigen Theile einer Abhandlung trennen und ſondern, die der Redner, durch Hülfe des Tons und der Action, mit einem Mahle vorlegen könne, ohne ſeine Zuhörer zu verwirren. Häufige Anſpielungen, die im Sprechen ſo gute Wirkung thäten, machten beym Schreiben den Sinn dunkel, und ſtörten die Einfachheit der Rede. Eben ſo die raſchen Wendungen, die unvorhergeſehenen witzigen Einfälle, die im Augenblick entſtehen, erfreuen und überraſchen die Zuhörenden; aber ſie erſcheinen kalt und ohne Leben, wenn ſie mit Bedacht in einem ſchriftlichen Aufſatz angebracht werden.

Sein Brief an die Wahlherren von Weſtminſter zeigt deutlich, wie genau Fox auf dieſen Unterſchied achtete. Er ſchrieb ihn während einer Parlamentsſitzung. Er handelte von ſolchen Dingen, über die er täglich ſprach. Dennoch iſt keine Abhandlung in engliſcher Sprache weniger oratoriſch. Eine ſo genaue Beobachtung dieſer Grundſätze koſtete ihm viele Mühe und Anſtrengung. Er war ſo beſorgt, daß ſeine ſchriftlichen Arbeiten Spuren der Kunſt an ſich trügen, in deren Ausübung er den größten Theil ſeines Lebens hingebracht hatte, daß er oft Wendungen verwarf, die bey einem andern Schriftſteller der Vorwurf, daß ſie zu redneriſch wären, durchaus nicht treffen zu können ſchien.

Er ſcheint ſelbſt ſeinem Urtheile über dieſen Gegenſtand nicht getraut zu haben, und ſogar, wenn er ſich die größte Mühe gegeben hatte bey der Ausarbeitung, ſo war er doch nie mit ſeiner Arbeit zufrieden. Nach der Geſchichte des Grafen von Argyle iſt das einleitende Capitel das correcteſte und ausgearbeitetſte, was er geſchrieben hat; dennoch glaubte er nicht, daß es frey von dem Fehler ſey, der vorzüglich ſeinen Werken, wie er meinte, anklebe müßte. Daher ſchrieb er: „Ich habe endlich meine Einleitung fertig, die trotz aller Mühe, doch mehr einer Rede gleicht, als ſie ſollte.“

Einfachheit in Worten und in den Wendungen gefiel ihm am meiſten, und nach dieſer ſtrebte er vorzüglich. Er war um ſo ſorgfältiger einfach zu ſchreiben, weil nach ſeiner Anſicht, das Beyſpiel mehrerer großen Schriftſteller ſeiner Zeit, den Geſchmack des Publicums verdorben hätten, und daß durch ihre Nachahmer die Reinheit der engliſchen Sprache gefährdet wäre. Obgleich er Hume's und Blackſtone's Styl ſehr lobte, und von Middleton immer mit Bewunderung ſprach, ſo verſicherte er doch, daß in ſeiner Geſchichte kein Wort vorkommen ſollte, welches nicht Dryden gebraucht hätte. Bey aller Sorgfalt für die Reinheit der Sprache, hätte er doch lieber einen niedrigen und gemeinen, als einen hochtrabenden, krankenden Ausdruck gebraucht.

Das Manuſcript, nach welchem die Geſchichte Jacobs II. gedruckt ward, iſt faſt ganz von Miſtr. Fox geſchrieben. Bey ſeinen Arbeiten war er ſelten allein. Er hatte die Gewohnheit, ſeine Gedanken auf Couverte von Briefen oder abgeriſſene Stückchen hinzuwerfen, und ſie dann ſeiner Frau vorzuleſen, von der ſie darauf zierlich niedergeſchrieben wurden. Bey dieſem Dictiren änderte er noch oft ein Wort, oder eine Redensart. Gewöhnlich zerriß er dann das Stückchen Papier; einige ſind indeß aufbewahrt worden, und zeigen, wie viel er corrigirte, umänderte und probirte, ehe er es zum Abſchreiben verlas.

Eine ausführliche Lebensbeſchreibung zu geben, hielt er

Herausgeber des von For vollendeten Bruchstücks seines Geschichtwerkes nicht für gerathen, weil sonst, wie er im Vorbericht meldet, manches Interessante weggelassen werden müßte, um noch lebende Personen nicht zu beleidigen, oder man gezwungen wäre, von der Wahrheit abzuweichen. Um indeß seinen künftigen Biographen in Stand zu setzen, genau und ausführlich Alles vorzulegen, sind alle seine Briefe gesammelt, und werden sorgfältig aufbewahrt.

Chronologische Übersicht der denkwürdigsten Entdeckungsreisen zu Lande und zur See, der alten, mittleren und neuern Zeit.

(Beschluß.)

J. n. Chr. G. 1785. (Russ.) Joseph Billing's und Sarytschew's Entdeckungsreisen in Nordosten (1785 bis 1794).

J. n. Chr. G. 1785. (Franz.) Silv. Meinr. Xav. Golberry's Reise nach und in Senegambien.

(Zu derselben Zeit machte Boufflers seine anonym herausgegebene Reise nach Bambuk.)

J. n. Chr. G. 1786. (Franz.) La Perouse's Entdeckungsreise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1786. (Franz.) De Grandpré's Reise nach Nieder-Guinea.

J. n. Chr. G. 1786. (Engl.) W. Franklin's Reise aus Bengalen nach Persien.

J. n. Chr. G. 1786. (Engl.) Capt. Lawrie und Guise schiffen nach Nordwest-Amerika und entdecken die Charlotten-Inseln.

J. n. Chr. G. 1786. (Engl.) Capt. Meares und Tipping besuchen die Nordwest-Küste von Amerika.

J. n. Chr. G. 1786. (Engl.) Capt. Berkley führt unter Österreichischer Flagge das Schiff: der kaiserliche Adler, von Ostende nach der Nordwest-Küste von Amerika.

J. n. Chr. G. 1786. (Franz.) Capt. Landolphe reiset, in Gesellschaft des Naturforschers Palliffot-Beauvois nach Benin, wo eine Französische Niederlassung angelegt wird.

J. n. Chr. G. 1786. (Engl.) Capt. Collnet's und Duncan's Fahrt nach der Nordwest-Küste von Amerika.

J. n. Chr. G. 1787. (Franz.) Lesseps's Reise durch Nordasien.

J. n. Chr. G. 1787. (Engl.) W. Bligh's Reise durch die Südsee — bis 89.

J. n. Chr. G. 1787. (Amerik.) Capt. Gray's Reise nach Nordwest-Amerika.

J. n. Chr. G. 1788. (Engl.) Comm. Arthur Philipp's Reise nach Neuholland, um daselbst eine Niederlassung zu errichten. — Shortland's, Wati's, Marshall's, Gilbert's Rückreisen von da auf verschiedenen Wegen und neue Entdeckungen.

J. n. Chr. G. 1788. (Engl.) White's Reise nach Neusüd-Wallis (auf Neuholland.)

J. n. Chr. G. 1788. (Engl.) Eröffnung der Afrikanischen Gesellschaft und Abreise ihrer ersten Ausgesandten Ledyard und Lucas.

J. n. Chr. G. 1788. Ant. Zacharias Helm's Reise durch Peru.

J. n. Chr. G. 1788. (Holl.) Haringmann's Reise nach Marokko.

J. n. Chr. G. 1788. (Span.) Don Estevan Martinez schiffet nach Unalaschka.

J. n. Chr. G. 1788. (Franz.) Briffot's Reise nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1789. (Span.) Martinez fährt nach Nutkasund, um daselbst eine Spanische Niederlassung anzulegen, worüber ein Streit zwischen England und Spanien entstand.

J. n. Chr. G. 1789. (Span.) Malaspina's Reise um die Welt — bis 1793.

(Mit demselben reiste auch der deutsche Naturforscher Thaddäus Hänke, welcher nachmahls Südamerika bereisete.)

J. n. Chr. G. 1789. (Franz.) De Grandpré's Reise nach Bengalen.

J. n. Chr. G. 1789. (Engl.) Machenzie's erste Reise durch das Innere von Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1789. (Franz.) Lemprière's Reise nach Marokko.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) Major Houghton's Reise in das Innere von Mittelafrika.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) King's Rückreise aus Neuholland nach Europa.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) Kapt. Edward's Reise um die Welt — bis 1792.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) Kapt. Vancouver's Entdeckungsreisen im Südmeere und an der Nordwestküste von Amerika — bis 1795.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) D. R. Leckie's Reise nach Nagpur in Indien.

J. n. Chr. G. 1790. (Engl.) Mac-Cluer's Reise nach den Pelew-Inseln.

J. n. Chr. G. 1790. (Franz.) Etienne Marchand's Reise um die Welt — bis 1792.

J. n. Chr. G. 1790. (Holl.) Jacob van Reenen's Reise in das östliche Kafferland.

J. n. Chr. G. 1791. (Franz.) D'Entrecasteaux's Reise in das Südmeer, um den verlornen La Perouse aufzusuchen, und neue Entdeckungen zu machen — bis 1794.

J. n. Chr. G. 1791. (Engl.) Joseph Fayrar's Reise nach Abomeh in Dahome in Guinea.

J. n. Chr. G. 1791. (Amerik.) Ingraham's Reise in das Südmeer.

J. n. Chr. G. 1791. (Holl.) De Jong's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

J. n. Chr. G. 1791. (Span.) Don Manuel Quimper's Fahrt nach den Sandwich-Inseln u. s. w.

J. n. Chr. G. 1792. (Amerik.) Robert's Reise in die Südsee.

(Er sah dieselben Inseln, welche Ingraham das Jahr vorher entdeckt hatte.)

J. n. Chr. G. 1792. (Engl.) Browne's Reisen in Nordafrika und Syrien.

J. n. Chr. G. 1792. (Engl.) Lord Macartney's Gesandtschaftsreise nach Sina — bis 1794.

(Beschrieben von Staunton und Barrow, welcher letztere auch insbesondere die Reise nach Cochinchina und den Aufenthalt daselbst einzeln und ausführlich geschildert hat.)

J. n. Chr. G. 1792. Anlegung einer Brittischen Colonie auf der Insel Bulam an der Küste von Nieder-Senegambien.

J. n. Chr. G. 1792. (Ital.) Papi's Reise nach Ost-Indien.

J. n. Chr. G. 1792. (Russ.) Lieutenant Adam Laxmann's Fahrt nach Japan, um eine Handelsverbindung anzuknüpfen.

J. n. Chr. G. 1793. (Engl.) Gründung einer freyen Neger-Colonie auf der Küste von Sierraleona.

(Von dieser noch bestehenden Colonie aus, machten einige Zeit nach ihrer Anlegung, die beyden Engländer Watt und Winterbottom eine bemerkenswerthe Reise in das Innere des Landes, nach der Negerstadt Tiembo.)

J. n. Chr. G. 1793. (Engl.) Collnett's Reise in das Südmeer, um Anstalten zur Verbesserung des südlichen Wallfischfangs zu treffen.

J. n. Chr. G. 1793. (Russ.) Pallas's Reise durch die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs.

J. n. Chr. G. 1793. (Franz.) Petit-Radel's zweyte Reise nach Indien, und besonders nach den Maskarenischen Inseln.

J. n. Chr. G. 1793. (Franz.) Olivier's sechsjährige Reise in die Türkey, nach Ägypten und Persien.

J. n. Chr. G. 1793. (Engl.) Dav. Woodard's Reise nach Celebes und nach Nordwest-Amerika. — Neue Entdeckung im Busen von Kalifornien.

J. n. Chr. G. 1794. (Engl.) H. Wansey's Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1794. (Franz.) Baudry des Loziéres Reise nach Louisiana.

J. n. Chr. G. 1794. (Holl.) Han Braam's Gesandtschaftsreise nach China.

J. n. Chr. G. 1795. (Franz.) Rochefoucault's Reise durch Nordamerika — bis 1707.

J. n. Chr. G. 1795. Isaak Weld's Reise durch die Nordamerikanischen Freystaaten — bis 1797.

J. n. Chr. G. 1795 (Engl.) Mungo Park's Reise nach Nigritien.

J. n. Chr. G. 1795. (Engl.) Syme's Gesandschaftsreise nach Ava.

J. n. Chr. G. 1795. (Franz.) C. F. Volney's Reise nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1796. (Engl.) J. Wilson's Reise nach der Insel Otahiti u. s. w., um Glaubensprediger dahin zu bringen.

J. n. Chr. G. 1797. (Engl.) Broughton's Entdeckungsreise nach Nordosten.

J. n. Chr. G. 1797. (Engl.) Fr. Hornemann's Reise in das innere Afrika.

J. n. Chr. G. 1797. (Engl.) J. Barrow's Reisen in das Innere von Südafrika — bis 1798.

J. n. Chr. G. 1797. (Engl.) Kapt. Coxe's Reise in das Burmanische Reich.

J. n. Chr. G. 1797. (Franz.) Abbé Beauchamp's Reise nach Trapezunt.

J. n. Chr. G. 1798. (Franz.) Des Französischen Ober-Generals Napoleon Bonaparte (jetzt Französischen Kaisers) Heereszug nach Ägypten, mit einem Gefolge von Gelehrten und Künstlern.

(Wie viel bis jetzt schon durch diese Expedition für die Länder- und Völkerkunde geschehen ist, und noch geschehen wird, ist bekannt.)

J. n. Chr. G. 1798. (Schwed.) Skjöldebrand's Reise nach dem Nordkap.

(In derselben Gesellschaft reisete auch der Italiäner Acerbi, der die Reise ausführlich beschrieben hat).

J. n. Chr. G. 1798. (Engl.) W. White's Reise von Madras nach Colombo, und von da nach der Ostküste von Afrika.

J. n. Chr. G. 1798. (Franz.) Pouqueville's Reise nach Morea u. s. w.

J. n. Chr. G. 1799. Alexander von Humboldt's und Aimé Bonpland's Reise nach den Wendekreisen bis 1804.

J. n. Chr. G. 1799. (Engl.) W. Wittmann's Reise in die Türkey und nach Ägypten — bis 1801.

J. n. Chr. G. 1799. (Engl.) Chirurgus Baß entdeckt die nach ihm benannte Straße, welche Van-Diemensland von Neuholland scheidet.

J. n. Chr. G. 1800. Französische Entdeckungsreise nach Australien, angefangen unter Kapt. Baudin's Oberbefehle, beschrieben von Péron. (In den Jahren 1800—1804.)

J. n. Chr. G. 1800. (Engl.) Kapt. Flinder's Reise nach Australien.

J. n. Chr. G. 1800. (Engl.) J. Grant's Entdeckungsreise nach Australien.

J. n. Chr. G. 1800. (Engl.) Turnbull's Reise nach der Südsee — bis 1804.

J. n. Chr. G. 1801. (Franz.) Perrin's du Lac Reise nach Louisiana.

J. n. Chr. G. 1801. (Franz.) Michaux's Reise nach Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1801. Nordamerikaner unternehmen auf dem Flusse Onega eine Entdeckungsreise in das Innere ihres Landes.

J. n. Chr. G. 1801. (Engl.) Graf Valentia's fünfjährige Reise nach Indien u. s. w.

J. n. Chr. G. 1801. (Holl.) Truter's Reise in das innere Hottentotten-Land zu den Beetschuanaern.

J. n. Chr. G. 1802. (Engl.) Tuckey's Reise durch die Baßstraße nach Neu-Südwallis.

J. n. Chr. G. 1802. (Engl.) Thomas Lindley's Reise nach Brasilien.

J. n. Chr. G. 1802. (Engl.) Scott Waring's Reise nach Persien.

J. n. Chr. G. 1802. (Franz.) J. B. Fressange's Reise nach Madagaskar.

J. n. Chr. G. 1802. (Franz.) Robin's Reise nach Louisiana.

J. n. Chr. G. 1803. (Russ.) Krusenstern's Reise nach Japan und um die Welt.

J. n. Chr. G. 1803. (Span.) Don Balmis Reise um die Welt, um die Kuhpocken-Impfung in die Spanischen Niederlassungen zu verpflanzen.

J. n. Chr. G. 1803. (Franz.) Leschenault's de la Tour Reisen nach den Inseln Java, Madura, Bali u. s. w.

J. n. Chr. G. 1803. (Engl.) Major Lambton's Messung eines Meridiangrads in Indien.

J. n. Chr. G. 1804. (Amerik.) Reise des Oberst Lewis im Innern von Nordamerika.

J. n. Chr. G. 1804. (Engl.) Mungo Park's zweyte Reise nach Nigritien.

J. n. Chr. G. 1805. Reise einer Russischen Gesandtschaft durch Nordasien nach China.

J. n. Chr. G. 1805. Dr. Heinr. Lichtenstein's Reise durch das Hottentotten-Land zu den Beetschuanaern.

J. n. Chr. G. 1805. (Span.) Capt. J. B. Monteverde entdeckt eine Gruppe von 29 Inseln auf seiner Fahrt von Manilla nach Lima.

J. n. Chr. G. 1806. (Russ.) Adam's Reise nach dem Eismeere.

J. n. Chr. G. 1807 und 1808. (Franz.) Ange de Gardane's Reise durch die Türkey nach Persien, und von da wieder zurück.

J. n. Chr. G. 1809. Rückreise der Französischen Gesandtschaft aus Persien.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 16., Mittwoch den 18. und Freytag den 20. July 1810.

Am Höchsten raget wohl die große Todesweihe
Für sein verwandtes Volk, sein Vaterland hinan.
Dreyhundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe
Durchs Thor der Ewigkeit den übrigen voran.

So groß ist auch der Tod für einen guten Fürsten
Mit Zepter, Waag' und Schwert in tugendhafter Hand;
Wohl mag der Edlen Muth nach solchem Tode dürsten
Denn es ist Tod zugleich für Volk und Vaterland.

(85 — 87.)

Rückerinnerung an Österreichische Helden.

Von
J. W. Ridler*).

Heroismus.

Bey dem Überfalle von Habelschwerdt und dem Blockhause von Oberschwedeldorf durch die Österreicher (18. Jänner 1779) sah der Österreichische Anführer voraus, daß der Preußische Commandant in Glatz den angegriffenen militärischen Posten zu Hülfe eilen würde. Nach den ersten Kanonenschüssen hatte dieser auch ein zusammengesetztes Bataillon den Angegriffenen zur Unterstützung gesandt. Wurmser, durch seine Streifposten von dessen Abmarsch unterrichtet, rückte denselben mit drey Eskadrons, theils von seinem, theils vom Barkoischen Husarenregimente entgegen **). Die Preußen bildeten ein Viereck; Wurmser befahl es zu sprengen ***); doch zwey Mahl wurden die Husaren durch die Bayonnette und das Musketenfeuer der Preußen abgetrieben. Da rief Rakowsky seiner Eskadron zu: „Brüder, wir müssen hinein, und solltet ihr den Weg über meinen Leichnam finden." Mit dem, den Ungrischen Reiter immer begeisternden Zuruf: „Reita, Magyar, Reita!" stürzte sich der Held in die feindlichen Bayonnette, erhielt eilf Wunden, bahnte aber, wie einst Arnold von Winkelried bey Sempach, den Seinigen, die ihm treulich folgten, den Weg zum Siege. Ein Theil der Preußen verlor das Leben unter den Säbelhieben der erbitterten Husaren; die übrigen konnten das ihrige nur durch das schnelle Wegwerfen ihrer Gewehre retten. Rakowsky verschied noch auf dem Schlachtfelde.

.....

Lopresti, Lieutenant beym Regiment Belgiojoso, vertheidigte mit 23 Mann das in Servien an der Donau liegende Schloß Rama vier Stunden lang gegen die wüthenden Angriffe von 4000 Türken (d. 28. Brachmonath 1788) Nicht die Tapferkeit der Stürmenden, nur das Zusammenstürzen der untergrabenen schlechten Mauer bahnte den Türken den Weg in das Schloß. Aber auch jetzt noch wehrt sich Lopresti mit seiner kleinen Schaar, die sein Beyspiel begeistert; der junge Held fällt, keiner der Seinigen will ihn überleben, und nur mit dem Tode des letzten sind die Türken Herrn von den Ruinen des Schlosses.

.....

Eperjeschy, Lieutenant beym Wallachisch-Illyrischen Regiment, hatte gleich im Anfang des letzten Türkenkriegs mehrere Proben seiner Geistesgegenwart und Unerschrockenheit abgelegt. Im July 1788 stand er mit dem Fähndrich Stock und 72 Mann in der Römer-Schanze an dem Vulkaner Passe. Am 9. desselben Monaths erhielt er durch einen zuverlässigen Kundschafter die Nachricht, daß die Türken einen Hauptangriff auf seinen Posten für den andern Tag beschlossen hätten. Eperjeschy sammelte sogleich seine Mannschaften um sich: „Cammeraden," redete er sie an, „so eben erhalte ich die sichere Nachricht, daß uns die Türken Morgen einen heißen Tag machen wollen. Ich werde deshalb sogleich einen von euch an den General absenden, um Succurs von ihm zu begehren. Bis dieser ankommt, wollen wir die Feinde als Männer empfangen. Ich schwöre hiermit, lieber zu sterben, als den uns anvertrauten wichtigen Posten zu verlassen, oder mein Leben durch eine schimpfliche Gefangenschaft zu erkaufen. Wer so denkt, wie ich, schwöre meinem Beyspiele zu folgen." — Alle schworen; alle bestätigten darauf den Schwur durch einen Handschlag, einander nicht zu verlassen, sondern als brave Cammeraden sich beyzustehen. — Nun wurde einer von ihnen durch das Loos gewählt, um den G. M. Brugglach von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Doch schon mit dem frühesten Morgen des nächsten Tages, ehe noch eine Verstärkung angelangt war, hörte man in den dem Vulkaner Passe nahe gelegenen

*) Diese Züge von Heldensinn Österr. Krieger sind theils früher, theils jetzt aus Actenstücken, oder nach den Erzählungen glaubwürdiger Augenzeugen gesammelt worden. Letztere glaubten wir mit einem Sternchen bezeichnen zu müssen, und bitten jedermann um Berichtigung der Thatsachen, wenn sie sich nicht so ganz, wie sie hier erzählt werden, zugetragen haben sollten.

**) Jetzt Kienmayer und Stipschütz.

***) Zwey Mahl schon war dieß Wagstück der leichten Österreichischen Reuterey in diesem Kriege gelungen.

Ortschaften ein Gewehr- und Kanonen-Feuer, das einige Stunden lang dauerte, schwächer ward, zuletzt ganz verstummte. Durch Gefangene erfuhr man in der Folge Eperjeschy's und seiner Mitkämpfer Schicksal. Dieser kleine Haufe brachte durch den hartnäckigsten Widerstand den Türken einen beträchtlichen Verlust bey, bis es diesen gelang, da immer frische Truppen den Sturm erneuerten, die von ununterbrochenem Kampfe Ermatteten, welche sich wahrscheinlich auch schon verschossen hatten, zurück zu drängen, und in die Schanze einzubrechen. Die Sieger, über ihren Verlust ergrimmt, hieben in ihrer Wuth alles nieder. Aber auch keiner von Eperjeschy's Mannschaft forderte Pardon, keiner suchte zu entrinnen; alle starben fechtend in der Schanze, wie sie es feyerlich gelobt; alle hatten als Helden ihr Gelübde gelöst.

.....

Als am 3. May 1809 bey dem Rückzug über den Traunfluß bey Ebersberg die feindliche Infanterie schon die Brücke erreicht hatte, kam der Gemeine Stephan Paltso (vom Regiment Kienmayer Husaren und von Oberst-Lieutenant erste Escadron) als der letzte Plenkler, unbekannt mit den Seitenwegen zu der bereits mit Feinden besetzten Brücke. Entschlossen, lieber als Held zu sterben, als in die feindliche Gefangenschaft zu gerathen, schlug er sich mit dem Säbel durch die feindlichen Bayonnette, blessirte viele, stieß mehrere bey dem abgeschossenen Geländer der Brücke ins Wasser, brachte die ganze hier postirte feindliche Mannschaft in Unordnung, und kam glücklich zu seinen Cameraden, die ihn mit Jauchzen empfingen.

.....

*In der Schlacht am 22. May beym Angriff auf das Dorf Aspern wurde ein Österreichischer Officier durch die Brust geschossen, und stürzte zu Boden. Er raffte sich wieder auf, rief aus allen Kräften: „Es lebe das Haus Österreich," und — sank todt nieder. — Ließe sich der Nahme dieses Helden nicht erforschen?

.....

*In eben der glorreichen Schlacht bey Aspern begegneten Sr. Maj., dem Kaiser von Österreich, mehrere verwundete Krieger, die vom Schlachtfelde in die Verbandhäuser gebracht wurden; sie weinten laut. Der Monarch in der Meinung, daß der Schmerz ihnen diese Thränen auspresse, tröstete und beschenkte sie. „Ach Herr General," riefen sie dem Kaiser zu, den sie nicht erkannten, „nicht unsere Wunden sind es, warum wir klagen, aber unsere Cammeraden kämpfen noch — und wir können ihnen nicht mehr beystehen. .....

*Während der Belagerung von Valenciennes 1793 trugen einige Englische Soldaten aus dem schon verlassenen Dorfe Marly einen Kasten in ihre Tranchéen, um hier dem Brittischen General Abercrombie sein Bett zu bereiten. „Aber wenn eine feindliche Bombe, rief diesem ein Österreichischer Ingenieur zu, hier niederfällt . . . ." „Elle me tuera," erwiederte Abercrombie kalt. .....

Et in hoste laudanda virtus.

Bey Bestürmung des verschanzten Lagers vor Landrecy (17. April 1794) wurde einem Gemeinen vom Regiment Spleny der rechte Schenkel durch eine Kanonenkugel weggerissen. Zwey seiner Cammeraden brachten ihn aus dem Treffen; ein kaiserlicher Ingenieur-Officier, der ihm begegnete, bezeigte ihm sein Mitleiden und einer der Führer setzte hinzu: „Das schlimmste ist doch, von solchen — — zum Krüppel geschossen zu seyn." „Ey was," erwiederte der Verwundete, „sie thun ihre Schuldigkeit und wir die unsrige; wer sich brav rauft, ist kein — —, sondern ein braver Kerl.

.....

Schlachtgebeth eines Österreichischen Generals.

General Spork, der im dreyßigjährigen Kriege oft den Franzosen gegenüber stand, pflegte vor jedem Gefechte folgendes Gebeth zu verrichten: „Lieber Gott, stehe mir gegen die Franzosen bey; oder wenn du mir nicht beystehen willst, so sey wenigstens neutral, und du sollst deine Freude haben, wie ich die Kerls herum hauen will." Dieser in jeder Hinsicht merkwürdige Mann war aus der Landschaft Dellbrück im Bisthum Paderborn gebürtig. Als Knabe verließ er seine Heerde, um einem Trupp kaiserlicher Reiter zu folgen, stieg durch seine Verdienste bis zu den höchsten militärischen Würden, und wurde von seinen Monarchen (er diente drey Kaisern) mit Gütern und der Grafenwürde belohnt. In seinem höchsten Glücke schämte er sich nie seiner niedern Abkunft; auch unterschrieb er sich häufig: „Hans Spork; Graf." Ich bin ja eher Hans Spork gewesen, und dann erst Graf geworden," antwortete er denjenigen, die über diese sonderbare Unterschrift lächelten. .....

Wer ist der erste Feldherr.

Auf die Frage der Amphictyonen: Wer am tapfersten in der Schlacht bey Salamis gefochten, nannte jeder Griechische Feldherr beym Bundesheere seinen eigenen Nahmen; aber auch alle räumten dem Themistocles den zweyten Platz ein.

Prinz Moritz von Nassau gab einer Dame auf ihre Frage: Wer der größte jetzt lebende Feldherr sey, nach langem Ausweichen die Antwort: „Madame, Marquis Spinola ist der zweyte."

„Sie haben die tapfersten Truppen der Welt überwunden," sagte der bey Hochstädt gefangene Marschall Tallard seinem Sieger Marlborough. „Ich hoffe," erwiederte der Englische Feldherr, „daß sie diejenigen ausnehmen werden, durch welche diese Tapfersten sind überwunden worden."

Als Eugen während seines Aufenthalts in London bey dem neuen Minister Lord Bolingbroke speiste, durch dessen Intriquen Marlborough das Commando verloren hatte, brachte ihm sein Wirth diesen Toast zu: „dem größten Feldherrn in Europa." „Wenn ich es bin," erwiederte Eugen sehr fein, „so haben nur Sie, Mylord, mich dazu gemacht."

Friedrich der Große sandte dem General Washington einen Degen mit der Inschrift: „Der älteste Feldherr dem Größten."

Eugen und Friedrich waren, wenn auch nicht die größten, doch die bescheidensten.

.....

*In der Schlacht bey Aspern wurde auch der Prinz von Hessen-Homburg Oberster des Infanterie-Regiments Hiller verwundet. Abends am 22. als der Feind bereits in vollen Rückzug war, besuchte ihn ein Freund, sich nach dem Zustand seiner Wunde erkundigend: „Ach was kümmert mich meine Wunde," rief der Prinz, „ich will wissen wie es mit der Schlacht steht." „Wir haben vollkommen gesiegt, mein Prinz.", Gottlob," rief der junge Held freudig aus, „nun fühle ich keine Schmerzen mehr."

.....

Das Reg. Benyovsky erhielt in der Schlacht bey Aspern den Befehl, den Kirchhof zu stürmen. Es rückte in Bataillons-Massen an. — Der Feind feuert über die Ringmauer, durch die Schießlöcher und von dem Kirchthurm. Nichts erschüttert das Regiment, und der Corpral Samuel Ballogh springt zuerst auf die Mauer; ein Französ. Gardist stieß mit dem Bayonnet nach ihm, in demselben Augenblick schlägt ihn aber Ballogh zu Boden, und springt in den Kirchhof; die Seinigen folgen ihm unwiderstehlich; Kühnheit und Muth schienen sich hier erschöpfen zu wollen. Die Feinde auf dem Thurme sehen diese Erbitterung und werfen von oben Geldstücke herunter, um sich Pardon zu erwirken. — Das ist eine Scene von einem der eilf Angriffe auf Aspern.

.....

Menschlichkeit gegen Feinde.

Muth und Menschlichkeit verband im gleichen Grad der Gemeine Milnik, vom Infanterie-Regiment Erzherzog Ludwig (Nr. 8.), der in dem Treffen am 22. April 1809 unter den Plenklern sich befand. Als diese von den feindlichen zurückgedrängt wurden, verhinderte ihn ein Prellschuß am Fuße, sich mit hinreichender Geschwindigkeit zurück zu ziehen; er verbarg sich daher von einem Haufen Feinde verfolgt, in ein Gesträuch. Der größere Theil der Franzosen entfernte sich indessen sehr bald, und nur vier Mann, unter ihnen ein Verwundeter, blieben zurück. Nun stürzte Milnik aus seinem Hinterhalt hervor, und erschoß sogleich einen der Feinde. Die übrigen drey wurden durch diesen Angriff im Rücken so sehr überrascht, daß sie in der höchsten Bestürzung die Kolben ihrer Gewehre abschlugen, um Pardon bathen, und ihm Geld, einer auch seine Uhr, anbothen. „Das werdet ihr jetzt nothwendiger brauchen, als ich, erwiederte der edle Krieger, und begnügte sich, sie als Gefangene fortzuführen. Er überlieferte sie dem Obersten des leichten Dragoner-Regiments Klenau, der sein tapferes und edles Betragen laut gerühmt, und ihn auch ansehnlich beschenkt hat.

.....

In der Schlacht bey Aspern nahm der Feldwebel Franz Feller vom Infanterie-Regiment Benyovsky (Nr. 31.) einen feindlichen Officier gefangen, und führte ihn zurück. Ein Österreichischer Soldat, der ihnen begegnete, fiel sogleich über den Gefangenen her, und riß ihm seine Orden herab. Feller hält den Wüthenden zurück; vergebens; er greift den Officier aufs neue an; Feller aufgebracht über dieses unwürdige Betragen, stößt den Erbitterten mit dem Bayonnet nieder, und bringt seinen Gefangenen in Sicherheit.

.....

In der Schlacht bey Wagram findet der Gemeine Johann Koszak, gleichfalls vom Regiment Benyovsky, einen Sächsischen Officier, der schwer blessirt war, in einem brennenden Dorfe. Der Verwundete muß den schrecklichsten Tod sterben, wenn ihm Niemand zu Hülfe kommt. Doch Koszak ist allein, ohne allen Gehülfen. In dieser Verlegenheit sucht er in dem Bauernhause einen Schubkarren, legt den Sächsischen Officier darauf, und führt ihn so lange fort, bis er einen Österreichischen Arzt findet, der den Verwundeten verbinden kann. Niemand wird die edle That des braven Koszak verkennen, dessen Menschlichkeit unter dem größten Mordgewühl nicht erstickt wurde, und der den Rest seiner von dem langen Kampfe beynahe erschöpften Kräfte dazu verwandte — einem verwundeten Feinde dem sichern schrecklichen Tod in den Flammen zu entreißen.

.....

Militärisches Ehrgefühl.

Bey dem nächtlichen Überfall von Cremona durch den Prinzen Eugen (1. Hornung 1702) wurde der Französische Oberfeldherr Marschall Villeroy von dem kaiserlichen Hauptmann Mac-Donald, einem Irrländer, vom Regiment Bagni gefangen. „Ich bin der Marschall Villeroy, flüsterte der Gefangene dem Hauptmann zu," ich gebe ihnen 10,000 Pistolen, und verspreche ihnen ein Regiment; führen sie mich auf die Citadelle." Mac-Donald obschon arm, gab entrüstet zur Antwort: „Ich diene schon lange meinem Herrn dem Kaiser getreu, — werde nicht erst heute anfangen, an ihm zum Verräther zu werden;" und führte den Marschall zu dem Feldzeugmeister, Grafen Guido Starhemberg. Diesem Beweise von Ehrgefühl huldigte auch der Feind; Villeroy rühmte in einem Briefe an den Cardinal d'Etrée die Treue Mac-Donalds gegen seinen Kaiser, und die damahlige Welt pries den braven Krieger. — Doch den schönsten Lohn fand der biedere Mac-Donald in dem Lobe seines Vaters, den Frohsinn und Heiterkeit auch in einem 100jährigen Alter nicht verlassen hatten. Oft wenn dieser gefragt wurde, wie er sich so frisch und munter erhalte, gab er zur Antwort: „Durch die Erinnerung an die edlen Thaten meines Sohnes."

.....

Bey dem Ausfall, den General Massena den 17. April 1800 Morgens um halb 3 Uhr aus Genua machte, wurde eine Division vom Infanterie-Regiment Fröhlich aus ihrer vortheilhaften Stellung auf dem Berge Ratty durch eine Französische Colonne vertrieben, die Kette der Österreichischen Blokirungsposten durchbrochen, und dadurch der erste Schritt gethan, die Aufhebung der Blokade von Genua zu bewirken. — Da trat der Feldwebel Carl Schermeng *) hervor, und erklärte in Gegenwart des Oberst-Lieutenants und seines Hauptmanns Gayer: „Wenn durch unser Zurückweichen die kaiserliche Armee ein Unglück erleidet, so wird es überall heißen, das Regiment Fröhlich ist die einzige Ursache aller dieser Unfälle. Um diesen Vorwurf von uns abzuwenden, müssen wir das Äußerste wagen, und den Feind, ehe er noch Verstärkungen erhält, aufs neue angreifen. Ich kenne jeden Steg in der ganzen Gegend genau; erlauben Sie daher, „daß ich mit dreyßig Freywilligen mich dem Feinde in den Rücken schleiche. Hören Sie dann oben auf dem Berge ein Musketenfeuer, so greifen Sie ihn nur getrost in der Front an." Der Oberst-Lieutenant lobte die brave Gesinnung des Feldwebels, und billigte dessen Angriffsplan. Schermeng gelangte glücklich durch einige Umwege vom Feinde unentdeckt ganz nahe in dessen Rücken auf den Berg, verbarg die Seinigen hinter Felsen und Gesträuche, und wählte die bessern Schützen zum Schüssen aus; indeß die andern die Gewehre laden mußten. Durch das Geschrey der Angreifenden wurden die Feinde in Hinsicht der Anzahl getäuscht, durch das wohlangebrachte Musketenfeuer in Verwirrung gebracht, und als sie sich auch in der Front mit einem Angriff bedroht sahen, zogen sie sich sogleich zurück. Die Division nahm ihre vorige Stellung wieder ein, und der Feldwebel Schermeng, der schon

*) Jetzt Ober-Lieutenant bey der Burg-Garde.

wegen früherer Beweise seiner Tapferkeit die silberne Ehren-Medaille erhalten hatte, wurde für diese neue That mit der goldenen belohnt.

.....

Der Grenadier Andreas Danieck, vom Reg. G. H. Würzburg, vom Grenadier-Bataillon des Obrist-Lieutenants von Demontant, rückte den Tag vor der Schlacht bey Wagram als Wiedergenesener aus dem Spital ein. Allein er war noch so sichtbar schwach, daß ihn sein Hauptmann für unfähig hielt, jetzt schon Dienste zu leisten. Danieck erklärte dagegen, er fühle sich stark genug, die bevorstehende Battaille mitzumachen. Der Arzt, der in dieser edlen Streitsache um Rath gefragt wurde, stimmte ganz der Meinung des Hauptmanns bey. Doch Danieck erwiederte mit Hastigkeit: „Herr Hauptmann, ich muß diese Schlacht mitmachen, rauben Sie mir diese Ehre nicht; ich werde mich zwingen, Gott wird mir Kräfte geben." — Danieck rückte mit aus; wer hätte auch seiner Beredsamkeit widerstanden? — die Schlacht begann; und die erste feindliche Kanonenkugel, die auf diese Bataillons-Masse abgeschossen wurde, zerschmetterte die Brust des Helden.

Dankbare Mitbürger werden den Nahmen dieses Biedermanns ehren!

Beym Ausbruch des Krieges zwischen Großbritannien und dessen Colonien in Amerika stellte sich bey dem Heere des Congresses, um die Rechte seines Vaterlandes zu vertheidigen, auch ein 70jähriger Greis. Als man ihm für seine patriotische Gesinnung herzlich dankte, seine Dienste aber seines Alters wegen verboth, erwiederte er: „Mein Alter schadet der guten Sache nichts; die Kugel, die mich trifft, verschont wenigstens einen jungen Burschen" Raynal, der diese Anecdote erzählt, rühmt die Rede des Amerikaners als die Äußerung einer echt Römischen Seele, und das mit Recht. — Doch hat Danieck weniger, als jener Amerikanische Pflanzer gethan?

.....

Beym Rückzug der Österreichischen Armee aus der Oberpfalz nach Böhmen bildete eine Compagnie vom Reg. G. H. Würzburg den Nachtrab. Als in einem Dorfe nahe bey Waldmünchen feindliche Truppen sich sehen ließen, und die Mannschaft darüber in Besorgniß gerieth, gefangen genommen zu werden, trat der Gemeine Friedrich Manger hervor, und rief seinen Cammeraden mit Entschlossenheit zu. Wer spricht von Gefangenschaft? Haben wir nicht noch Gewehre und Patrontaschen. Herzhaft angegriffen! Ich will sehen, wer uns dann fangen wird! Diese Worte flößten der Mannschaft Muth und Entschlossenheit ein, der Feind wurde angegriffen, geworfen, und der Rückzug ungehindert fortgesetzt.

.....

Der Tambour Leopold Engel, vom Infanterie-Regiment Weydenfeld (Nro. 37) bewies im Treffen bey Raczin (19. April 1809) einen Muth, der sein Alter weit überstieg. — Sein Nahme wurde daher auch von dem Regiments-Commandanten in die Liste derjenigen gesetzt, welche sich der Ehren-Medaille würdig gemacht hatten; allein von der in Warschau niedergesetzten Commission wurden ihm nur sechs Ducaten als Belohnung zuerkannt. „Nicht um Ducaten, sprach der edle Jüngling ist es mir zu thun; ich leiste auf diese, und jede Medaillenzulage Verzicht, wenn man mir erlaubt, das Ehrenzeichen zu tragen;" und nur auf vieles Zureden der staunenden Herrn Generale nahm er die sechs Ducaten an: „Gut, bey der ersten Gelegenheit muß ich die Medaille haben, oder ich bleibe todt." — Der Brave hielt Wort.

Beym Sturm auf Sandomir wurde die Abtheilung, bey der er sich befand, zwey Mahl zurückgeworfen; Engel springt in den Graben und ruft der Mannschaft zu: „Cammeraden! in dieser Schanze liegt meine Medaille, ich sehe sie, kommt mit mir." Er wirft seine Trommel über die Brustwehr, kletterte über diese hinweg, ist der erste in der Schanze, nimmt ein auf der Erde liegendes Gewehr, schlägt damit unter die Kanoniers, und jagt diese ungeachtet einer an dem Kopfe erhaltenen Wunde in die Flucht. Die übrige Mannschaft folgt ihm nach, die Schanze sammt den darin befindlichen Kanonen wird erobert, und Engel wegen seiner Tapferkeit mit der silbernen Medaille geschmückt. *)

.....

Liebe und Anhängigkeit zu den Vorgesetzten.

Der Oberlieutenant Rohl vom Husaren-Regiment Wurmser, wurde zur Bedeckung eines Preußischen Transports mit einiger Mannschaft commandirt, und auf dem Rückmarsche (30. Sept. 1792) bey Fleville in Champagne vom Feinde überfallen und umrungen. Peter Eteß, einer der Wurmserischen Husaren focht mitten unter den feindlichen Reitern mit ausgezeichneter Tapferkeit, und suchte sich nur immer mit dem Säbel einen Weg zu seinem Anführer zu bahnen, um sich dann mit ihm durch die Feinde durchzuschlagen. — Vergebens, die Franzosen waren dem kleinen Haufen der Wurmserischen Husaren zu sehr überlegen, und der Oberlieutenant Rohl fiel nach dem tapfersten Widerstande unter den Säbelhieben der Feinde zu Boden. Er kam zwar wieder zum Regiment, starb aber einige Tage darauf an seinen Wunden. Eteß schlug sich nach dem Falle seines geliebten Anführers, den er für todt hielt, durch die Feinde zwar durch, fiel aber bald darauf durch den Blutverlust von vierzehn Wunden, unter welchen mehrere am Kopfe waren, ganz erschöpft, ohnmächtig zu Boden, und wurde als todt vom Feinde liegen gelassen. Nach einigen Stunden erhohlte er sich wieder, wankte mit vieler Mühe fort, und kam glücklich zu den Vorposten seines Regiments, die ihn nach Varennes brachten. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Tapferkeit erhielt er die goldene Medaille. Öfters pflegte der brave Eteß zu sagen: „Das Ehrenzeichen von meinem Kaiser freut mich recht sehr; doch gern wollt' ich es hingeben, könnte ich dadurch meinem Oberlieutenant wieder das Leben verschaffen; Er war mit uns Gemeinen immer so — herzensgut.

.....

*) In der Schlacht bey Wattigny (15. und 16. October 1793) wurde der damahlige Oberst-Lieutenant Marquis von Chasteller mit sechs Bayjonnetstichen (er zählt jetzo vierzehn Blessuren, trotz Pappenheim) schwer verwundet, und blieb von den Seinigen für todt gehalten, auf dem Schlachtfelde liegen. Nachdem sich aber der Feind entfernt hatte, raffte sich Chasteller auf, besaß aber nicht mehr so viel Kräfte, ganz aufzustehen, sondern blieb mitten unter den Todten und den Sterbenden

*) Würde es nicht ein Gewinn für das Regiment seyn, wenn Engel eine Erziehung erhielte, die ihn zu einen seinem hohen Ehrgefühl angemessenern Posten fähig machen würde.

ſitzen. In dieſer Stellung bemerkte ihn ein Dragoner von Coburg, der ſogleich ſein Pferd dahin lenkte, und als er hörte, wie ſchwer Chaſteller verwundet ſey, ihm ſein Pferd anboth. Eben wollte dieſer den gefälligen Antrag annehmen, als er mit großem Erſtaunen bemerkte, daß der Dragoner ſelbſt eine gefährliche Wunde im Unterleib habe. Chaſteller dankte daher dem wackern Krieger, und erinnerte ihn, auf ſeine eigene Rettung nur bedacht zu ſeyn. Der Dragoner erwiederte aber mit vieler Gelaſſenheit. „Ey, Herr Oberſt-Lieutenant, nehmen Sie nur immer mein Pferd, was iſt am Ende an mir gelegen, aber an Ihnen verlöre der Kaiſer einen braven Offizier, der ſich nicht ſo leicht wie ich erſetzen läßt. Ich bitte Sie nur, wenn Sie ins Hauptquartier kommen, mich von hier abhohlen zu laſſen." — Chaſteller, durch dieſen Edelmuth innigſt gerührt, nahm das angebothene Pferd an, beſonders, da er einſah, daß für die Wunde des Braven es weit heilſamer ſey, wenn er auf einer Tragbahr fortgebracht würde, als wenn er noch eine weite Strecke reiten müßte.

.....

In dem Gefechte bey Regensburg (am 22. April 1809) wurde der Unterlieutenant Hartenkeil, vom Infanterie-Regiment Prinz Rohan, der die Plenkler commandirte, von 4 feindlichen Reitern umrungen, und war, da er keinen Pardon annehmen wollte, in Gefahr zuſammengehauen zu werden. Da eilte aus eigenen Antrieb der Corporal Franz Segetta, und der Gemeine Johann Haberland, vom Reg. G. H. Würzburg und dem Grenad. Bataillon des Obriſt-Lieutenants von Demontant, auf die Feinde los; den einen, der eben einen Hieb führte, ſtach Segetta mit dem Bayonnette vom Pferde, Haberland den zweyten; der dritte wurde erſchoſſen, der vierte in die Flucht gejagt, und Lieutenant Hartenkeil glücklich zu ſeiner Truppe zurückgebracht.

.....

Als der General-Major, Fürſt Louis Lichtenſtein, in dem Treffen bey Hauſen (19. April 1809) an der Spitze ſeiner Brigade gefährlich verwundet wurde, eilte der Gefreyte Wenzel Dediz, und der Tambour Joſeph Wagner vom Reg. G. H. Würzburg herbey, hoben ihn vom Pferde, trugen ihn auf den Verbandplatz, und von da in einen Wagen. Dieſe beyden Männer verdienen den Dank des Vaterlandes, da ſie nicht nur einen durch ſeine Tapferkeit ausgezeichneten General der feindlichen Gefangenſchaft entriſſen, ſondern auch durch die ſchnell verſchaffte ärztliche Hülfe das Leben eines Prinzen gerettet haben, der ein Sproſſe eines Hauſes iſt, das als die Wiege ſo vieler Helden und Patrioten allen Öſterreichiſchen Bürgern ſtets theuer und werth geweſen iſt; eines Hauſes, deſſen durch ſo viele patriotiſche Tugenden ausgezeichnete Glieder ſchon unter der glorreichen Regierung Marien Thereſiens: die Montmorencys Öſterreichs genannt zu werden verdienten.

Anmerkung. Dediz wurde von dem Fürſten reichlich beſchenkt, und der Medaillen-Commiſſion anempfohlen.

.....

In dem Treffen bey Ebersberg (3. May 1809) erhielt der Oberlieutenant Knopf vom Regiment G. H. Würzburg den Auftrag mit einer halben Compagnie dem Feinde in die linke Flanke zu fallen; allein er wurde durch die feindliche Übermacht zurückgedrängt, von 50 Franzoſen umrungen, und war in der höchſten Gefahr, niedergeſtoſſen zu werden. Kaum hatte dieß der Korporal Andreas Suchainsky bemerkt, als er herbeyeilte, 5 der Feinde erlegte, die übrigen in die Flucht trieb, und den Oberlieutenant Knopf glücklich befreyte.

.....

Als in der Schlacht bey Wagram das Dorf Süſſenbrunn durch das feindliche Feuer in Brand gerieth, munterte der Feldwebel Engelbert Hinkel vom Reg. G. H. Würzburg ſeine Leute auf, ihre Officiers und Cammeraden, die im Dorfe verwundet lagen, ja nicht im Stiche zu laſſen. Mitten unter dem feindlichen Kugelregen trugen die Braven die Verwundeten auf ihren Rücken zurück, und retteten ſie auf dieſe Art von dem ſchrecklichen Tode, in den Flammen verzehrt zu werden.

Anmerkung. Dieſer Feldwebel wurde v. Sr. Majeſtät mit der ſilbernen Ehren-Medaille und einem Geſchenk von 200 fl. belohnt.

.....

Als in dem Treffen bey Linz (17. May 1809) der Major Marynovſky vom Reg. G. H. Würzburg ſchwer verwundet wurde, eilte der Corporal Joſeph Pollak mit einigen Leuten herbey, und trug ihn zurück. Der Major, welcher ſeine Wunde als eine tödtliche erkannte, bath den Corporal, ſich nicht ferner um ihn zu bekümmern, ſondern nur für ſein eigenes Leben, für ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſeyn. Doch keine Vorſtellungen vermochten dieſen, ſich von ſeinen geliebten Commandanten zu trennen; er brachte ihn in ein Haus, und ſchützte ihn in der Folge bey einer feindlichen Überrumplung von den Mißhandlungen übermüthiger Sieger. Auf ſeinem Sterbebette übergab ihm denn der Major 150 fl. in B. Z. mit der Bitte, dieſes Geld ſeiner Familie einſtens zu überbringen. Pollak bewahrte es als ein Heiligthum, und verbarg es gut, daß er es nach einer achtmonathlichen Gefangenſchaft der Familie ſeines Majors ganz zurückſtellen konnte.

.....

Als in der Schlacht bey Aſpern am 21. Abends ein Angriff der Öſterreichiſchen Cavallerie auf die Franzöſiſche abgeſchlagen wurde, ſtürzte bey dem ſchnellen Rückzug das Pferd des General-Majors Neuſtädter, ohngefähr 50 Schritte vor der Fronte des dritten Bataillons vom Infanterie Reg. des Erzherzogs Ludwig. Kaum hatte der Ober-Lieutenant Peregrin Gasgebt dieſen Unfall wahrgenommen, als er trotz des ſchnellen Vorrückens der feindlichen Cavallerie, von der die Öſterreichiſche verfolgt wurde, aus der Bataillons-Maſſe hervorſprang, und den General Neuſtädter zurück trug, unter der höchſten Gefahr von der feindlichen Reiterey niedergehauen zu werden.

.....

Nach der Schlacht bey Wagram erhielt der Feldmarſchall-Lieutenant Graf Klenau den Auftrag, mit dem 6ten Armee-Corps den Rückzug der Öſterreichiſchen Armee zu decken. Als er am 9. July mit Anbruch des Tages bey Hollabrunn die feindlichen Vorpoſten recognoſcirte, ſtieß er, bloß von einem kleinen Gefolge begleitet, auf eine ſtarke Abtheilung feindlicher Cavallerie. Furcht hatte noch nie in Klenau's Bruſt Platz gefaßt; wohl aber werfen ihm ſeine Freunde vor: ſein Muth arte zuweilen in Verwegenheit aus. Doch der Tapfere weiß ja auch am beſten, wie viel er auf ſich ſelbſt zählen kann; und ehe noch Klenau durch ſeinen Sieg bey Heidelberg 1795 den Rückzug der Öſterreichiſchen Armee nach Ulm verhindert, und

einen für Österreichs Waffenruhm glänzenden Feldzug vorbereitet hat, wußte er schon lange, was Truppen einem geachteten Anführer zu Liebe wohl wagen. Klenau griff die feindliche Abtheilung sogleich an; allein ihre Überlegenheit verwickelte ihn in eine große Gefahr. Gleich bey dem ersten Angriff stürzte das Pferd des Ordonanz-Corporals Csillak (vom Husaren-Regiment Kienmayer) *) an seiner Seite in eben dem Augenblick, als ein feindlicher Reiter einen Stoß auf ihn führte. Csillak zu Fuß vergaß sich selbst, sah nur die Gefahr seines geliebten Anführers und führte einen so schnellen und gewaltigen Hieb auf den feindlichen Reiter, daß dieser sogleich vom Pferde sank; er dringt dann mit der größten Entschlossenheit unter die Feinde, nimmt diesem sein aufgefangenes Pferd, das er um keinen Preis missen wollte, wieder ab, schließt sich an den General Klenau an, und schützt ihn wie ein undurchdringlicher Schild. Er fing eine Menge Hiebe, welche die Feinde auf den General führten, durch geschickte Paraden auf, und verließ, trotz 5 erhaltenen Wunden, das Schlachtfeld nicht eher, als bis er den General Klenau gerettet sah.

Anm. Dieser brave Krieger erhielt wegen dieser That von Sr. kais. Hoheit dem Generalissimus nebst 1000 Gulden die goldene Medaille zur Belohnung.

.....

Solche Züge von Edelmuth und Aufopferung seiner selbst für die Vorgesetzten werden bey einem Heere immer zahlreicher werden, das viele Officiere zählt, die ihre Untergebenen so gut behandeln, wie der edle Rohl sie behandelt hat; welche die allgemeine Achtung des Heeres besitzen, wie Chasteller und Klenau sie schon als Oberst-Lieutenants besessen haben; Officiere, die für jeden braven Krieger eine so hohe Achtung hegen, und das für sein Leben wagen, was Peter von Rothmund in dem Gefecht bey Willeringen gewagt hat; oder die eine so große Sorgfalt für die Verpflegung der Truppen bewiesen, wie das Officier-Corps des Infanterie-Regiments Erzherzog Ludwig nach der Schlacht bey Aspern bewiesen hat.

.....

Der Feldmarschall-Lieutenant, Freyherr von Hiller, hatte das 5. und 6te Armee-Corps mit der zweyten Reserve vereiniget, und war am 23. April von Neu-Ottingen dem feindlichen Heere unter den Befehlen des Marschalls Lefevre entgegen gerückt. Das 8. Husaren-Regiment, Kienmayer, bildete den Vortrapp und stellte sich bey Willeringen in Colonnen auf. Eine feindliche Abtheilung von Jägern zu Pferde, ungefähr 1000 Mann stark, kam demselben entgegen; der Ober-Lieutenant (jetzt Rittmeister) Peter von Rothmund erhielt nun den Auftrag, die Vorposten der feindlichen Colonne anzugreifen; zu seiner Unterstützung folgte die zweyte Majors-Division. Rothmund griff an der Spitze seiner wenigen Mannschaft mit der kühnsten Entschlossenheit die Feinde an, und warf sie in eben dem Augenblick, als auch die Division herbey geeilt war, und die rückwärts aufgestellte größere Abtheilung der feindlichen Cavallerie, die bey diesem Angriff über 150 Mann und Pferde verlor, in die Flucht gejagt hatte. Beym weitern Verfolgen der Feinde stieß indeß Rothmund auf eine neue Escadron von Jägern zu Pferd, die sich bemühte, die kleine Abtheilung der Österreichischen Husaren zu umringen. In diesem Handgemenge wurde dem Husaren Domaniez, einem durch seine Tapferkeit ausgezeichneten Mann, das Pferd erschossen. Kaum hatte Rothmund bemerkt, daß der Brave hülflos unter seinem Pferde liege, und der größten Gefahr ausgesetzt sey, von den Feinden gefangen, zusammengehauen, oder von den Rossen zertreten zu werden, als er mit edlem Feuer seinen Husaren zurief: „Retteteuern braven Cammeraden;" auf den feindlichen Commandanten, der an der Spitze seiner Escadron stand, los sprengte, und ihn mit einem Hieb vom Pferde stürzte. Seine Mannschaft, begeistert durch das heroische Beyspiel ihres Anführers, griff mit derselben Entschlossenheit die feindlichen Jäger an, schlug sie in die Flucht, und rettete den braven Domaniez. Dieser, dem Tode oder der Gefangenschaft, die ihm noch schmerzlicher als der Tod selbst geworden wäre, entrissen, vergaß in den ersten Augenblicken seinen Rettern zu danken. Mit Wehmuth sah er nur auf sein todtgeschossenes Pferd, und es währte lange, ehe er sich von seinem ehemahligen treuen Gefährten losreißen konnte.

.....

In der Schlacht bey Aspern hatte auch das Infanterie-Regiment Erzherzog Ludwig, das gegen Eßling stand, sehr viel gelitten und den größern Theil seiner Officiere verloren. Erschöpft durch die Anstrengungen dieser zweytägigen Würgschlacht, warf sich der gemeine Mann auf den Erdboden hin; er sah am nächsten Morgen neuen blutigen Scenen entgegen, und hatte nicht das geringste, womit er sich laben und für den bevorstehenden Kampf stärken konnte. Traurig und mißmuthig sah einer den andern an; mitunter klagte auch einer, daß gerade in den entscheidendsten Momenten die Kräfte der Natur schwinden. Diese wenigen Worte und das beredte Schweigen der größern Menge ging für den kleinen Rest der Officiere nicht verloren; sie schossen sogleich eine Summe von 200 fl. zusammen, um Wein zur Stärkung ihrer braven Truppen zu kaufen. Mit eben demselben Eifer wurde dieser auch herbey geschafft, und noch vor Anbruch des Tages unter die Truppen ausgetheilt.

.....

In dem Treffen bey Rohr (20. April 1809) wurde ein Gemeiner vom Dragoner-Regiment Levenehr von sechs Französischen Jägern zu Pferd umrungen, einige Mahl verwundet, und war in der größten Gefahr, zusammen gehauen zu werden. Der Husar Doßlopp vom Regiment Kienmayer, sieht einen seiner Waffenbrüder umrungen, sprengt zwischen die Feinde, hauet zwey vom Pferd, verwundet zwey, und jaget die übrigen in die Flucht. Die Generale Schusteck und Vecsey waren Augenzeugen dieser kühnen That. Rührend war der Dank des Geretteten, der seine blutende Hand dem wackern Doßlopp reichte, ihn dann an sein Herz drückte, und Gelegenheit zur Wiedervergeltung sich wünschte. Doßlopp lehnte allen Dank durch die Worte ab: „Cammerad, das hättest du ja auch für mich gethan, freuen wir uns, daß dein Pferd und dein Säbel nicht eine Beute des Feindes geworden ist."

.....

Die Österreichischen Heere sind aus vielen kriegerischen Nationen zusammengesetzt, die verschiedene Sprachen reden, verschiedene Gebräuche haben, und nach verschiedenen Gesetzen regiert werden. Unwissenheit und Neid schildern sie als Völker, die sich wechselseitig ganz fremde sind. Doch man blicke auf

*) General Klenau war im Jahre 1795 Oberster dieses Regiments, damahls Wurmser.

die Schlachtfelder, wo Österreichs Heere gefochten haben; nur Brüder, liebende Brüder sind sich die Völker, die unter dem Panier mit dem zweyköpfigen Adler streiten. Der Unger und Croate wissen es sehr gut, daß für ihre National-Existenz bey Ofen und Mohacz, bey Belgrad und Zentha das Blut der Böhmen und Österreicher reichlich geflossen ist; diese werden es dagegen nie vergessen, daß zur Rettung Deutscher Provinzen der Unger und Croate bey Linz und Prag, Pfaffenhoven und Plania auch ihr Leben geopfert haben. Wer kann dann behaupten, daß diese Völker sich Fremdlinge sind, deren Väter nun schon seit Jahrhunderten, bald für die Rechte einer geliebten Dynastie, der Wiege so vieler Hirten ihrer Völker, bald für das Interesse des einen oder des andern Landes ihr Blut vergossen! — In Tagen der Gefahr wurde der Bund zwischen ihnen geschlossen; in Tagen der Gefahr der heilige Bund oft noch erneuert und mit Bruderblut besiegelt. — Nur die Geschichte unserer Tage spreche, ob sich Österreichs Völker fremde sind?

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

Christoph Meiners.

Binnen dem kurzen Zeitraum eines Jahres hat die Historie ihre würdigsten Priester verloren. — Der große Johannes Müller, der kritische Schlözer, der scharfsinnige Spittler, der emsige Meiners wurden im Laufe desselben zu ihren Vätern versammelt. Müllers und Schlözers hat das Archiv bereits umständlich gedacht, Spittlers ehrwürdigem Andenken wird es ehestens auf gleiche Weise huldigen. Meiners wird gegenwärtig erwähnt; — nach ihm einiger gleichfalls in den letztverflossenen Wochen hinüber gegangenen, ausgezeichneten Schriftsteller des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Meiners war zu Otterndorf im Lande Hadeln den 21. July 1747 geboren. Über seine frühere Bildung findet man zum Theil seine eigene Geständnisse in Pütters Geschichte der Universität Göttingen. Seine Celebrität reicht nur bis in die Mitte des vorletzten Jahrzehendes. Seit dieser Epoche konnte keine seiner zahlreichen Schriften, die oft nur aus schonender Achtung schweigende Kritik versöhnen. Aber man beurtheilte ihn oft sehr einseitig und ungerecht, und so wie man früher vielleicht manches seiner Producte, z. B. die Briefe über die Schweiz, zu sehr erhoben und überschätzt hatte, so verkannte man später auch das wahrhaft verdienstliche, was selbst seine geistlosen Compilationen noch immer zu brauchbaren Repertorien erhebt. Ist es irgendwo nöthig, den Schriftsteller von dem öffentlichen Lehrer auf einer der berühmtesten Universitäten Deutschlands genau zu unterscheiden, so ist es bey Meiners. Gerade um die Zeit, wo sein schriftstellerischer Ruhm ganz zu verwelken anfing, und nur noch eine Übersetzung des Werks, worauf sich allein sein literarischer Ruhm gründet, und welches gewiß fortdauern wird, seiner Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom ins Französische, ihm die Mitgliedschaft des National-Instituts erwerben konnte, war seine Wirksamkeit für die Zucht und Ordnung der Georgia Augusta, und für den Flor der Universität, mit der er aufs innigste zusammengewachsen war, die bedeutendste, und erzeugte zugleich bey ihm, wo alles zu einem Buch wurde, die Idee zur Geschichte der Universitäten, deren Nichtvollendung immer zu bedauern seyn wird. Er hat selbst eine kleine Schrift, eine Anweisung an Jünglinge zum Lesen und Excerpiren heraus gegeben, worin freylich das Geheimniß selbst schwerlich verrathen seyn dürfte. Auf jeden Fall war er einer der rastlosesten Excerpten-Macher, die in unsern Zeiten ihre Excerpte in Bücher umzustämpeln gewußt haben; Dank sey es dem unerschöpflichen Brunnen der Göttinger Universitäts-Bibliothek. In Lichtenbergs hinterlassenen Schriften finden die Wissenden manchen witzigen Einfall darüber. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Geschichte der Religionen, wozu er schon in seinen frühesten Schriften, besonders in seiner historia doctrinae de Deo vero, den Grund gelegt hatte. Mehrere Abhandlungen zu diesem Zweck besonders in den schätzenswerthen Commentarien der Göttinger Societät der Wissenschaften, tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Denkers, und verdienen daher stäts aufbewahrt zu werden. Auch war dieß stäts sein noch am meisten von den Studierenden besuchtes Collegium, obgleich als vorlesender Professor er nie großes Glück machte. Schade, daß gerade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: die Geschichte der Religionen, in zwey starken Octav-Bänden, ohne alle lichtvollere Anordnung und Ableitung der Begriffe blieb, und durch das Aufhäusen ungewogener, und durch die Critik nicht gesichteter, Excerpten fast ganz ungenießbar wird. Die meisten seiner Collectaneen standen als Vorarbeiten zuerst in dem Göttingischen historischen Magazin und conglomerirten sich dann nach und nach zu Werken, die schwerlich zur Nachwelt dringen werden. Ein Aufsatz in jenem Magazin über die Rechtmäßigkeit des Negerhandels, der seinem Verstand nur auf Unkosten seines Herzens Ehre machen könnte, veranlaßte einen der witzigsten Romane in unserer Sprache, den Quinctius Heimeran Flaming von Lafontaine. Aus seinen Schriften über das Mittelalter, und besonders aus den fleißig bearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 13. und 16. Jahrhundert, wird ein jüngerer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Meiners unläugbares Verdienst wurde auch im Auslande dankbar erkannt. Auf seine Empfehlung wanderte mancher Apostel deutscher Kultur und Wissenschaft zur Newa und Moskwa. Auf Meiners Entscheidung beriefen sich italiänische Academien. Göttingen wird ihn stets unter seine eifrigsten Verfechter und Anwalde, Deutschland unter seine fleissigsten Literatoren zählen. Er starb den 8. May in seinem 64. Jahre, mehr lebenssatt, als erschöpft, durch Anstrengung voll Hoffnung auf eine bessere Welt.

.....

Georg Friedrich Brandes.

Der am 13. May in einem Alter von 52 Jahren zu Hannover verstorbene geheime Kabinetsrath G. F. Brandes wird von den Kennern stets zu den geistreichsten Schriftstellern unsers deutschredenden Völkervereins gezählt, aber auch für einen der wirksamsten Männer in seinem Kreise geachtet werden. So schwächlich seine Gesundheit, und so zärtlich auch sein Körperbau war, so wenig hatte dieß auch seinen regen Geist, und seinen festen Willen Einfluß. Er lebte, wie er dachte und schrieb, und

darum durfte ers oft schreiben, wie andre leben, denken und schreiben sollten. Darum konnte er auch als Recensent der geistreichsten und gelesensten Schriften des In- und Auslandes bey einem der gründlichsten, und durch Mässigung und feinen Ton den Weltmännern annehmlichen Recensionsinstitute, den Göttinger gelehrten Anzeigen, viele Jahre hindurch sein Kenneurtheil abgeben. Ja darum konnte er selbst die größte, folgenreichste, zweydeutigste Begebenheit unserer Tage, die französische Revolution in seinen schon 1790 erschienenen Betrachtungen über die französische Revolution, und den kurz darauf folgenden Betrachtungen über die Folgen derselben in Rücksicht auf Deutschland selbst recensiren. Brandes genoß eine vorzügliche Erziehung und vielseitige Bildung im Hause seines Vaters, welches mit Recht für einen Tempel des Geschmacks und guten Tons in Hannover galt. Wer erinnert sich nicht der trefflichen Bibliothek, welche der Herzog von Oldenburg kaufte, und der reichen und ausgesuchten Kupferstichsammlung, die dann von der Rosischen Kunsthandlung in Leipzig versteigert wurde, beydes Besitzthümer des Hofraths Brandes in Hannover, und die unverdächtigsten Zeugen seiner Liebe zur Kunst und Wissenschaft? Dieß war sein Vater, und unter diesen Umgebungen wuchs Brandes zum Geschäftsmann und Schriftsteller empor. Sein erster schriftstellerischer Versuch war eine Parallele des Londoner- Pariser- und Wiener-Theaters, und er sprach von allen dreyen als Augenzeuge. Später beschäftigte auch ihn die französische Revolution in moralischer und politischer Rücksicht ungemein; doch nahm er dabey nicht so entschieden Partey, und erklärte sich weniger bitter gegen die unberufenen Freyheitsapostel, als sein noch lebender Freund Rehberg, mit welchem er übrigens stets aufs engste verbunden war. Eine Grundidee und Lieblingsvorstellung in seinen Ansichten über den Stand der europäischen Jetztwelt war, daß durch den allzugroßen Einfluß, den die Weiber auf alle geselligen Verhältnisse gewonnen hätten, unsre Denk- und Handlungsweise ungemein verflochten, und unser geselliger Ton äußerst frivol geworden sey. Er hatte alles, was über die Weiber in ältern und neuern Zeiten gedacht, gespottet und gerühmt worden war, genau erforscht, und die Blüthen der feinen Geselligkeit, die damahls in Hannover zu finden waren, selbst gebrochen und — blieb stets, auch seiner Kränklichkeit wegen, unverheirathet. Frucht dieser Ansichten und Erfahrungen ist seine Schrift über die Weiber, besonders in der letzten ausgeführten Ausgabe: Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem gesitteten Leben, in drey Theilen. Als er in den letzten Jahren durch den gebietherischen Drang der Zeitumstände und die Schläge, die das einst so glückliche hannöverische Land fast vor allen deutschen Ländern so hart trafen, von öffentlichen Geschäften zurücktrat, wandte er, wie einst der große Redner und Staatsmann im alten Rom, seine Muse noch zur Ausarbeitung einiger Schriften über Lebensphilosophie und Bestrebungen der Gegenwart an. So entstanden seine gehaltreichen Schriften über den Geist der Zeit, über das Duzen zwischen Kindern und Ältern (die wohl einige schwache Seiten hat) und sein Schwanenlied: Über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höhern Stände Deutschlands. Diese an seinem Sterbetage fertig gewordene und ausgegebene Schrift ist ein heiliger Nachlaß an seine vielbekümmerten Zeitgenossen, verdient aber nicht bloß als solcher, sondern auch wegen der Reife erschöpfender Urtheile über das, was uns noth ist, von allen Völkern deutscher Zunge beherzigt zu werden. So wird sie dem Abgeschiedenen zur gemüthlichsten Todtenfeyer. Die Aphorismen voll Welt- und Menschenkenntniß verdienen mit Klingers Phantasien eines Weltmannes verglichen zu werden.

Auch als Stylist verdient Brandes unter die guten Schriftsteller in unsrer Sprache gerechnet zu werden. Ohne üppig und gesucht witzig zu seyn, wie der über ähnliche Gegenstände weltschöpfliche Hippel, oder Jean Paul, war doch sein Vortrag durch Fülle und Lebhaftigkeit gleich anziehend, und er verstand, als ein Mann von Welt, selbst die Toilette des Styls durch eine scheinbare Zwangloßigkeit und Nachlässigkeit hier und da zu verbergen. Die Gediegenheit der besten Muster der Engländer in den Essays und in der practischen Moral wußte er mit der französischen Eleganz zu vermählen; und wenn er auf mehrere seiner Schriften setzte: für höhere Stände, so gab er auch auf jeder Seite derselben die unverkennbarsten Beweise, daß ein gebildeter Mann aus den höhern Ständen spreche. Denn er war in Wort und Schrift, so wie im Leben, ein Optimat im besten Sinne des Worts. Groß und bleibend sind seine Verdienste um die einst so beneidete, und auf ihren Glanz mit Recht stolze, Georgia Augusta, dieser Mutter der historischen und practischen wissenschaftlichen Kultur, die uns Deutschen so wohl ansteht, und die wir nie mit metaphysischen Seifenblasen vertauschen sollten. Er hatte gleichsam ein Erbrecht, sich um Göttingen verdient zu machen, und nützte diese hohen Schule, als vieljähriger Referent in allen Universitätssachen, selbst verschwägert mit zwey der noch lebenden Zierden dieser Universität, mit dem Nestor der deutschen Philologen, dem ehrwürdigen Heyne, und mit dem alles Wissenswürdige der Natur- und Menschenkunde so geistreich umfassenden Blumenbach. Darum hatte er zu einer Zeit, wo allerley Stürme und Zwiespalte drohten, und Mißverständnisse gefährlich werden konnten, vor allen das Recht, bey einer feyerlichen Veranlassung seiner Universität das Denkmahl zu stiften, das wir unter der Aufschrift: Über den gegenwärtigen Zustand der Universität zu Göttingen kennen. War er auch weder dem Rang, noch den Kräften nach kein Münchhausen, so handelte er doch im Geiste dieses großen Stifters. Möge dieser Geist über alle spätern Kuratoren ausgegossen seyn! Über seine letzten Lebenstage, und sein Ende drückt sich ein gelesenes Blatt in einer aus Hannover eingesandten Nachricht so aus: „Er schränkte sich, besonders in seiner zurückgezogenen Lage, nur auf wenig Freunde; Rehberg, Stieglitz, v. Bremer u. s. w., ein; wohlthätig ohne Prunk, wohlwollend aus Gefühl und Überzeugung, belehrend ohne Prätension, ward er von allen, die ihn näher kannten, ohne Unterschied des Alters und Ranges geliebt und geehrt, und nur eine Stimme, ein Gefühl sprach bey seinem Tode, und bey der freywilligen, glänzenden Begleitung zu seinem Grabe. Die letzten Tage seines Lebens waren sehr leidenvoll: unheilbare Fehler im Gehirn, bey dem sonst die Natur die Kraft, die sie dem übrigen Körper entzogen, vereint zu haben schien, endeten sein rastlos thätiges, gemeinnütziges Leben."

Der alte und neue Kalender.

Beyträge zur Schilderung des Charakters der Alpenbewohner werden stets den Menschenforscher interessiren. Bey diesen Naturmenschen konnte weder Verfeinerung der Sitten noch Regierungsform die ursprünglichen Züge ganz verwischen. Carl von Bonstetten, Friederike Brun, und zum Theil auch Ebel haben uns schöne Parthien zu einem solchen Gemählde geliefert, doch wie viel fehlt noch, um es ganz zu vollenden. Es herrscht so viel Verschiedenheit unter diesen Gebirgsvölkern selbst, und auch nicht eines ist vollständig dargestellt. Wer vermag es auch? Ich wenigstens werde nur Fragmente liefern, und dieses Mahl etwas von der unbeweglichen, man könnte auch sagen hartnäckigen, Anhänglichkeit der Bewohner der rhätischen Alpen an alte Gebräuche und Meinungen ihrer Vorfahren. Nur eines Beweises will ich gedenken, da mir hundert zu Gebothe stehen.

Wenn schon seit 1700 die gebildete Welt überzeugt wurde, daß der alte Julianische Kalender auf unrichtigen Berechnungen beruht, und also nicht mehr gebraucht werden könnte, so behielt ihn doch Bünden länger als kein anderes aufgeklärt seyn sollendes Land bey; ja als verschiedene Gemeinden und Hochgerichter im Lande selbst, als sogar die reformirten Mitbürger der Kantone Glarus und Appenzell zum herzzerschneidenden Kummer aller Anbether des alten heidnischen Kalenders, bey Anlaß der Revolution in der Schweiz den neuen Christlichen annahmen, so blieben etlich und zwanzig Gemeinden des Kantons Graubünden dennoch ihrem alten Freunde getreu, und beschlossen feyerlich, mit ihm zu leben und zu sterben. Hier half kein Zureden der Regierungs-Behörde, welche für gut befunden hatte, diesen wichtigen Artikel der Landes-Polizey der freyen Wahl ihrer Mitbürger zu überlassen, hier prallten alle Ermahnungen des hochwürdigen Synodus, welcher die Schicklichkeit vorstellte, mit andern gewiß eben so vernünftigen, frommen als einsichtsvollen Ländern die Zeit gemein zu haben, ab, wie die Wellen des tobenden Meeres am unerschütterlichen Felsen. Es ist doch einer kleinen Untersuchung werth, warum in andern Rücksichten sonst nichts weniger als eingeschränkte Leute einem Gebrauche von jeher anhangen konnten, welcher der gesunden Vernunft schnurstraks zuwider läuft, von dem sie mehr Nachtheil als Nutzen haben, und der sie überall lächerlich macht.

Das Bünden in den Jahren 1582 bis 1584 sich wie alle protestantische Staaten der Einführung des gregorianischen Kalenders widersetzte, weil Gregor XIII. dieselbe zu gebietherisch begehrte, und der Kaiser seine Befehle auf eine ziemlich dictatorische Art unterstützte, ist natürlich. Damahls ließen sich die freyen Schweizer nicht gern sclavisch behandeln, und doch betrugen sich die Bündner mit Vernunft und Mäßigung dabey. Denn als der Kaiser im Jahre 1583 dem Bischof Peter von Chur befahl, man solle den neuen Kalender ohne Umschweife annehmen, antworteten die Regenten Bündens: man werde zwar bey dem alten Kalender bleiben, doch behalte man sich vor, über die Sache zu berathschlagen, insofern sich die ganze Eidgenossenschaft den neuen Kalender gefallen lasse; und als im Jahre 1585 die Geistlichkeit im Veltlin von den Bündnerischen Amtleuten mit einer Strafe belegt wurde, weil sie dem Decrete vom 8. Hornung zuwider, dem Papste in dieser Hinsicht gehorcht hatte, so wurde ihr zwar für dießmahl die Strafe erlassen, doch mit dem Bedinge, sich jenem Decrete zu unterwerfen.

Doch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dachten die Bündner anders, als beym Schlusse des sechzehnten. Damahls fühlten die evangelischen Stände Deutschlands und der Schweiz die Nothwendigkeit einer Kalender-Verbesserung. Der Kanton Zürich, der als Vorort in der Eidgenossenschaft die Einführung des neuen verbesserten Kalenders mit Eifer betrieb, erließ deshalb ein Schreiben an den Freystadt der drey Bünde, und sandte ihm eine Abschrift der Ausforderung der in Regensburg versammelten protestantischen Reichsstände an die evangelische Eidgenossenschaft vom 30. Christmonath 1699, den alten julianischen Kalender wegen seiner auffallenden Mangelhaftigkeit gegen den neuen von protestantischen Astronomen verbesserten zu vertauschen. Er fügte auch diesem Schreiben den Auszug aus dem evangelisch-badischen Jahrrechnungs-Abschiede bey, kraft dessen die evangelischen Stände wirklich beschlossen hatten, mit dem Jahre 1701 den neuverbesserten Kalender einzuführen. Endlich lag auch noch das Gutachten der Herren Seckelmeister Rahn und Stadthauptmann Hirzel dabey, welchen der Magistrat der Stadt Zürich die Unterstützung dieses Gegenstandes aufgetragen hatte, und in welchem die Gründe, warum der alte julianische Kalender zu verwerfen sey, vortrefflich aus einander gesetzt waren. Alles dieses machte in Bünden keinen Eindruck, man hatte das Versprechen vom Jahre 1583 vergessen, und nun wurde einmüthig beschlossen, beym alten Kalender zu bleiben. Mehr als alle Vorstellungen der Reichsstände, der evangelischen Kantone, und unterrichteter Astronomen, hatte eine elende Scarteke Eindruck gemacht, die unter das Volk war vertheilt worden. Schon der Titel ergriff die bekümmerten Seelen: „Alte Zeit oder gründlicher Bericht, warum die neue Zeit nicht anzunehmen sey. Der Storch unter dem Himmel weißt seine bestimmte Zeit, die Turteltaube, die Schwalbe und der Kranich haben acht auf die Zeit, wann sie wiederkommen sollen, Jerem. VIII. v. 7. In Druck gegeben von einem getreuen Landmann. In Chur zu finden bey Casper Welser sammt den alten Schreibkalendern und dem alten Bauernkalenderlein."

Es wäre dem gemeinen Menschenverstande Hohn gesprochen, wenn ich den Unsinn wiederhohlen wollte, der in diesem elenden Machwerke enthalten ist. Genug, wenn ich sage, daß meistens Religionshaß die Gründe hergeben muß, um den neuen Kalender abzurathen; der letzte, vermuthlich also der stärkste, ist folgender: „Neuerungen, wenn man abweicht, von dem was unsere Altfordern mit theurem Schweiß und Blut erworben, und auf uns fortgepflanzt haben, haben niemahls gut gethan." Sapienti sat.

Vergebens gab sich im Jahre 1754 der berühmte Prof. Martin Planta, den die im Jahre 1752 von ganz England (doch auch so spät) erfolgte Annahme des neuen Kalenders aufgemuntert hatte, alle Mühe, in einer kleinen Schrift den Vorzug des neuen Kalenders vor dem alten, seinen Landsleuten aufs Bündigste zu beweisen. Er predigte tauben Ohren.

Was bis in den achziger Jahren des letzten Seculum durch die Vernunft nicht hatte zuwege gebracht werden können, vermochte endlich das Interesse wenigstens bey einigen Gemeinden. Der Krieg zwischen England, Frankreich und den Nordamerikanischen Colonien zwang viele Kaufleute, ihre Waaren, da die See so unsicher war, über Bündens Bergpässe zu senden.

Es mußte auch dem Einfältigſten auffallen, daß die Ungleichheit des Kalenders dem Waaren-Transporte ſehr hinderlich war. Die Stadt Chur, das Bregell und das Oberengadin nahmen alſo den neuen Kalender an. Ihnen folgten nach und nach andere Gemeinden, doch mehrere nach als vor der Revolution.

Wer ſollte es wohl glauben? Mehr als eine Gemeinde, die den neuen Kalender wirklich eingeführt hatte, gab ihm einen oder zwey Jahre hernach wieder den Abſchied; und wer läßt ſich ſo etwas nur träumen? das ſonſt nicht ſtandhafte, das neue Moden ſo liebende ſchöne Geſchlecht, dieſes bewies eine ſo romanhafte Treue gegen den alten Kalender, dieſes bewog die Männer, beſonders diejenigen, ſo unter dem Pantoffel ſtanden, bald durch ſchmeichelnde, bald aber durch minder angenehme Liebkoſungen, dieſen neuen Gaſt entweder gar nicht anzunehmen, oder dem ſchon angenommenen wieder die Thür zu weiſen. Hat man nicht ſolche Amazonen öffentlich erklären gehört, daß ſie lieber ihren Glauben als den alten Kalender verlaſſen wollen? Wäre es noch der Mann geweſen, ſo ließe ſich die Sache begreifen.

Wenn ſchon Jedermann begierig ſeyn muß, die Gründe dieſer außerordentlichen Anhänglichkeit an den alten Kalender zu vernehmen, ſo ſchäme ich mich für meine Landsleute, ſie anzuführen. Sie ſind von denjenigen, die man vor hundert Jahren hatte, wenig verſchieden.

1) Einer der vornehmſten: Sobald alle Proteſtanten den neuen Kalender werden eingeführt haben, ſo werden die Katholiken ſogleich wieder den Alten annehmen. Überhaupt ſpielt Religionshaß in dieſer Rückſicht ſowohl als in andern in Bünden bey beyden Glaubensarten noch eine große Rolle.

2) Unſere Vorfahren waren weiſe, vernünftige Männer; wäre der alte Kalender nicht der wahre geweſen, ſie hätten ihn gewiß abgeſchafft.

3) Neuerungen haben bis jetzt noch wenig Gutes hervorgebracht; (Dieſes zielt meiſtens auf die ſeit der Revolution in Bünden nicht ſehr beliebten Veränderungen.) es ſey alſo beſſer bey dem Alten bleiben. (Ein Lieblings-Ausdruck.)

4) Die Tage, wenn man Aderlaſſen, oder Arzeney einnehmen, diejenigen, wenn man das Vieh zulaſſen, die Schweine ringeln, die Schaafe ſcheeren; die Tage, wenn man dieſes oder jenes ſäen oder ſtecken, die eine oder die andere Feldarbeit verrichten ſoll, beſonders alle Loostage ſind nach dem alten Kalender beſtimmt. Was für eine Unordnung müßte es in den Hausgeſchäften, ja in der ganzen Landwirthſchaft geben, wenn alles dieſes auf ein Mahl umgeändert würde.

5) Auch die dermahligen Aſtronomen, ſo wie alle diejenigen, die den neuen Kalender annehmen, ſind Ignoranten. Die Sonne ſcheint doch alle Jahre am nähmlichen Tage auf dem gleichen Fleck nach dem alten Kalender in mein Zimmer und an jenen Felſen. Alſo iſt er der rechte. Mit dieſem ſiegreichen Dilemma brachte ein hochweiſer Pfarrer alle Gegner des alten Kalenders in ſeiner Gemeinde zum Schweigen. Er wäre fähig geweſen, den Märtyrertod wie ein zweyter Paul Einhorn für den alten Kalender zu leiden, und ſterbend auszurufen: Verflucht ſey der neue Kalender!

6) Es gibt ein Blümelein in einer Gegend Bündens, welches ſtets an den alten Oſtern, und niemahls an den neuen blühet.

Daß nur die roheſte Unwiſſenheit Gründen von ſolcher Art bey dieſem guten Bergvolke Eingang verſchaffen kann, leuchtet wohl Jedermann ein. Doch hat auch die Art der Verfaſſung vielen Antheil daran, daß dergleichen Antiquitäten beybehalten werden. Wenn man eines Theils Gegenſtände der Berathung und der Wahl des Volks überläßt, von denen es nicht das Geringſte verſteht, ſo müſſen freylich ſonderbare Reſultate entſtehen, und wenn man andern Theils bemerkt, daß in dieſem Lande noch immer der Parteygeiſt ſpuckt, der bey einer ſolchen Verfaſſung ſtets ſeinen Spielraum hat, ſo verwundert man ſich nicht, wenn Perſonen für den alten Kalender ſtimmten, die von ſeiner Unbrauchbarkeit ganz überzeugt waren, wenn eine Partey in einer Gemeinde den neuen Kalender verwarf, um die andern zu kränken.

Don Carlos.

Ob das Dunkel, welches das Schickſal des unglücklichen Don Carlos verhüllt, je wird aufgehellt werden, möchte ſehr zu bezweifeln ſeyn. Was auch ſpaniſche Geſchichtſchreiber nach dem Vorgange des Cabrera — der ſeinen Filipe segundo (Madrid 1619. Fol.) dem Sohne ſeines Helden widmete — läugnen mögen, der gewaltſame Tod des Infanten iſt mehr als wahrſcheinlich. Abgerechnet, daß die Stimme der Mitwelt, wie gleichzeitige Geſchichtſchreiber des Auslandes ſie ausſprachen, und ſelbſt öffentliche unwiderlegt gebliebene Staatsſchriften — das Manifeſt des Prinzen von Oranien — den Vater der Unthat beſchuldigten; es wird die Sage beſtätigt durch die im deutſchen Muſeum befindliche Erzählung eines Augenzeugen, welcher den Kopf des Prinzen vom Rumpfe getrennt fand, als die vorige Königinn von Spanien den Sarg öffnen ließ. Ein Paar Worte des Tacitus, welche der ehemahlige Beſitzer des vor mir liegenden Exemplars des Cabrera, Amelot de la Houſſaye, an den Rand geſchrieben hat, ſind eine ſo treffende Gloſſe, als ob ſie zur Erklärung des finſtern Geheimniſſes ausgeſprochen wären: suspectum semper invisumque dominantibus qui proximus destinaretur (Hist. I.) Juvenem potentiae promptae, et studio popularium accinctum, vergentibus jam annis suis metuens (Annal. 12.)

Unter den Erzählungen ſpaniſcher Schriftſteller findet ſich eine, welche wenig bekannt zu ſeyn ſcheint; der Verfaſſer, der ſelbſt ein gutes Vorurtheil für ſeine Glaubwürdigkeit zu erwecken bemüht iſt, war der Begebenheit eben ſo nahe als Cabrera, und obgleich er mit dieſem in den Hauptangaben übereinſtimmt, ſo hat er doch manche beſondere Umſtände angeführt. Es iſt Salazar de Mendoza, der in ſeinem, dem Könige Philipp III. gewidmeten Origen de las dignidades seglares de Castilla y Leon — (Toledo 1618. Fol.) S. 165—168 die Erzählung des De Thou zu widerlegen ſucht, und das Ereigniß alſo darſtellt: „Ich will ausführlich und mit hiſtoriſcher Treue erzählen — ſagt er im Eingange — wozu ich deſto mehr verbunden bin, da ich die Sache aus der nächſten Quelle habe, ſo daß man mir nicht das caſtiliſche Sprichwort vorwerfen kann: wer weit herkommt, lügt viel. In Spanien haben wir das Waſſer dieſer Bäche klarer und reiner getrunken, weil wir der Quelle näher ſind.“

„Der Prinz war ſo unruhiger Gemüthsart, und ſeine Sit-

ten so verdorben," fährt er fort, „daß sich der König genöthigt sah, ihm Einhalt zu thun, nachdem er viele und sehr außerordentliche Bemühungen angewandt hatte, ihn zu bessern. Er begehrte den Rath vieler frommen und gelehrten Personen, welchen er die Sache so vorstellte, daß sie frey reden konnten, und sprach darüber auch mit seinen Staatsräthen. Nach reiflicher Erwägung entschloß er sich, den Prinzen einzusperren, weil es so am besten war und am passendsten, um ihn zu bessern und zur Besinnung zu bringen. Er wählte dazu die Nacht des 19. Januars 1568, und trat um eilf Uhr in des Prinzen Zimmer, welches im Pallaste zu Madrid in dem Halbgeschosse rechter Hand im Hofe sich befand. Er ward von seinem Oberschenk Ruy Gomez de Sylva, seinem Oberstallmeister Antonio de Toledo, dem Herzoge von Feria, Hauptmanne der spanischen Garden, und allen Staats- und Kriegsräthen begleitet. Der Prinz lag im Bette, und bey ihm waren seine Kammerherren Francisco Gomez de Sandoval, und der Mayordomo Don Fadrique Enriquez. Als er seinen Vater sah, richtete er sich auf und sprach sehr verwirrt: Was ist das? Wollen Eure Majestät mich umbringen? — Nein, antwortete der König, ich will Euch nicht umbringen, aber Eure Lebensweise will ich ordentlicher machen. Er nahm ihm den Degen, der sich bey dem Kopftheile des Bettes befand, und gab selbigen dem Herzoge von Feria mit den Worten: Euch ist die Bewachung des Prinzen anvertraut. Darauf fuhr er mit der Hand unter die Kissen und fand einen ledernen Beutel, in welchem einige Thaler und einige vergoldete Schlüssel waren. Er ging dann ins Vorzimmer, wo die Garde der Monteros *) war, und sagte: Sind noch mehrere von euch im Pallaste? Fernan Sanchez de Angulo antwortete: Es haben noch mehrere den Dienst bey der Königinn und der Prinzessinn von Portugall. Der König befahl sie zu rufen, und als dies geschehen, ging er in ein Zimmer, das weiter entfernt im Thurme lag, und öffnete einige Schreibtische des Prinzen, und als er dieselben wieder verschlossen, nahm er die Schlüssel mit sich. Bald kehrte er ins Vorzimmer zurück, wo die Garden waren, und sprach zu ihnen: Ihr sollt bey der Bewachung des Prinzen den Befehlen, welche euch der Herzog von Feria in meinem Nahmen geben wird, mit der Treue folgen, die ihr stets bewiesen habt; und obgleich es bey euch nicht hergebracht ist, bey Tage zu dienen, so möget ihr es doch thun, und ich werde euch dafür belohnen. Sagt dasselbe euren Gefährten. — Der König begab sich darauf wieder in sein Gemach, begleitet von denjenigen, die mit ihm gekommen waren, außer dem Herzoge von Feria, der als Wächter bey dem Prinzen blieb. Die Ritter, welche bey Don Carlos waren, entfernten sich. Der Herzog befahl, sein Bett in des Prinzen Zimmer zu bringen, und setzte es an die Thüre, wo die Garden Wache hielten. In dieser Lage blieb der Prinz sechs Tage, und ward von seinem eigenen Hofstaate bedient. Nach Ablauf dieser Zeit ward der Herzog der Bewachung des Prinzen enthoben, welche alsdann Ruy Gomez de Sylva erhielt. Zu demselben Zwecke bestimmte der König den Grafen von Lerma und sechs seiner Hofbeamten. Auch ernannte er dazu acht von der Garde der Monteros. Allen ward von Ruy Gomez und dem Staatsrathe Martin de Velasco ein Eid abgenommen, womit sie versprachen, den Prinzen treulich zu bewachen, und Niemanden ohne des Königs ausdrücklichen Befehl in sein Gemach treten zu lassen. Die Wache der Ritter und Garden befand sich in einem geräumigen Gemache, daß an des Prinzen Zimmer stieß. Graf Lerma hatte sein Bett unter dem Bette des Prinzen stehen, und Nachts stellte er es zu den Füßen desselben. Jede Nacht hatten zwey Ritter und zwey Gardisten die Wache, welche nach Stunden wechselten, so daß immer ein Ritter und ein Gardist auf den Beinen und wach waren. Bey Tage standen an jeder Thüre zwey Gardesoldaten, und die Schlüssel zu allen Thüren hatten die Monteros-Garden. So ward der Prinz bewacht bis zu seinem Tode."

„Gleich nach des Prinzen Einsperrung schrieb der König an den Papst, den Kaiser, die Königinn von Portugall, und nach Frankreich. An demselben Tage (20. Januar) sagte er es allen seinen Räthen, und schrieb's den vornehmsten Städten und Provinzen und den Grandes."

„Der Prinz ertrug seine Gefangenschaft mit Muth und Geduld, und zeigte im geringsten nicht Kummer und Traurigkeit. Er beschäftigte sich damit, die Geschichte von Spanien und andern Ländern zu lesen, und unterhielt sich mit seinen Dienern in angenehmen Gesprächen. Mitten im Sommer ging er entkleidet und barfuß, und schlief unbedeckt unter freyem Himmel. Er trank viel Wasser mit Schnee nüchtern und des Nachts, legte Schnee in sein Bett, und aß übermäßig viel Obst und andere der Gesundheit schädliche Dinge. Vergebens suchte man ihn daran zu hindern, und ihn von solchen Unordnungen abzuhalten. Er unterdrückte dadurch die natürliche Wärme des Körpers. Dann entschloß er sich, nicht mehr zu essen, und so brachte er eilf Tage zu, ohne etwas andres als kaltes Wasser zu genießen. Wenn er etwas Warmes und Nahrhaftes zu sich nehmen wollte, war der Magen so schwach, daß er es nicht bey sich behielt. So ward sein Körper erschöpft, ohne daß die vielen Heilmittel, die man anwandte, ihm nutzten. Er starb am 24. Julius 1568, und befahl, ihn in den Ordenskleidern des heiligen Dominikus und Franziskus begraben zu lassen. Er ward im Dominikanerkloster zu Madrid beygesetzt *), und von dort 1573 nach dem königl. Kloster San Lorenzo (Escorial) gebracht. Er war ein sehr großer Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, und einem Diener, der es hierin versah, entzog er sein Vertrauen und seine Gunst."

„Nur was mit diesem Berichte übereinstimmt, setzt der Verfasser hinzu, kann als echte Nachricht über dieses Ereigniß angesehen werden, und was davon abweicht, ist bösliche Entstellung oder ein Mährchen. Dahin gehört die Sage, daß man dem Prinzen die Wahl der Todesart überlassen habe, indem man ihm einige Todesarten in Gemählden vorgezeigt, und darunter auch das Bad des Seneca. Eine andere Fabel erzählt,

*) Monteros de Espinosa. In frühern Zeiten schon hatten die Hidalgos von Espinosa, als Belohnung für Entdeckung einer Verrätherey, von einem Grafen von Castilien das Vorrecht erhalten, des Fürsten Haus, Gemächer und Bett zu bewachen. Mehrere der castilischen Könige bestätigten dieses Recht, und Alphonso VIII. bestimmte die Familien, welche dasselbe ausüben sollten. Sandoval, hist. del Emperador Carlos V. Bd. I. S. 94.

*) An demselbem Tage, wo er gestorben war, sagt Cabrera; und Philipp schlichtete einen Streit, der unter den Großen wegen des Vorrangs beym Begräbnisse entstand, mit dem besonnenen Gleichmuthe! den er immer behauptete, setzt er hinzu.

die Inquisitoren wären bey dieser Sache im Spiele gewesen, und hätten das Urtheil gesprochen, welches von dem Könige wären bestätigt worden. Aber die Inquisitoren verurtheilen gar nicht zum Tode, und können es nicht, weil sie geistliche Richter sind, und Niemand bestätigt ihre Urtheile, als sie selbst."

„Man sagt ferner, der Prinz hätte seine Todesart nicht gewählt, und gesagt, man möchte ihn tödten, wie man wollte; da wären eines Morgens vier Sclaven in sein Zimmer getreten, von denen drey ihm Hände und Füße gehalten hätten, während er von dem vierten mit einer seidenen Schnur wäre erdrosselt worden: Andre sagen, er wäre, die Füße im Wasser haltend, mit offnen Adern gestorben. Aber alles dieß sind Erdichtungen."

Nachdem Mendoza die Gerüchte, welche Philipp II. anklagten, so entscheidend abgewiesen hat, wendet er sich gegen die Erzählung, welche de Thou im Anfange des 43. Buches mittheilt, und wirft dem Verfasser vor, daß er keinen gültigen Gewährsmann für seine Angaben habe, und daß unter den Baumeistern des Escorials kein Franzose Nahmens Foix, auf welchen de Thou sich beruft, jemahls gewesen sey.

Miscellen.

Montesquieu besuchte oft seine Schwester Mad. d'Hericourt, zu Marseille. Einst spaziert er Abends in der Nähe des Hafens. Er bemerkt in einer Barke einen jungen Mann, von dem er vermuthet, er warte auf den Schiffer, um eine See-Promenade zu machen. Er steigt in eben die Barke, und sieht mit Befremden, daß der junge Mann zu rudern anfängt. Er erkundigt sich, und vernimmt, daß er ein Juwelier ist, der an Sonn- und Festtagen den Schiffer machte, um etwas Geld zu verdienen, und um die Anstrengungen seiner Mutter und zweyer Schwestern zu unterstützen. Alle viere arbeiten und sparen, um zwey Tausend Thaler zu sammeln, mit denen sie ihren Vater loskaufen wollten, der in Tetuan Sclave ist. Montesquieu läßt sich die Nahmen des Vaters und des Herrn; dem er gehört, geben, händigt beym Aussteigen dem Schiffer einen Beutel mit acht Doppel-Louisd'ors und zehn Thalern ein, und entfernt sich.

Sechs Wochen nachher kommt der Vater an; das Erstaunen der Seinigen macht ihn selbst Staunen: Niemand erwartete ihn und er glaubte erwartet zu werden, und seiner Familie seine Befreyung schuldig zu seyn; die Dürftigkeit, die er bey ihr wahrnimmt, macht ihm die Zahlung seines Löse-Geldes, die beym Besteigen des Schiffes, welches ihn nach Frankreich zurück brachte, ihm eingehändigten funfzig Louisd'ors, die Bezahlung der Reisekosten und der Kleidung, welche er erhalten hat, unerklärlich.

Vater und Mutter wagen es nicht, den Sohn zu befragen; dieser denkt an den unbekannten Wohlthäter. Zwey Jahre gehen vorbey. Der Sohn trifft Montesquieu auf der Straße, er kniet vor ihm nieder, beschwört ihn, ihm zu folgen, die Freude der Seinen zu theilen, und die Huldigungen ihres Dankes anzunehmen. Montesquieu will den jungen Mann nicht kennen; der Auftritt sammelt die Vorübergehenden, und der Wohlthäter verschwindet unter der Menge.

Er würde immer unbekannt geblieben seyn, hätten nicht die Verwalter seines Nachlasses unter seinen Schriften eine Note gefunden über 7500 Livres, die an Hrn. Main, englischem Banquier in Cadix gesandt waren. Man verlangte darüber Aufschluß. Herr Main antwortete: er habe die Summe, den Aufträgen des Herrn Präsidenten von Montesquieu gemäß, für die Befreyung eines Sclaven in Tetuan, Nahmens Robert, verwandt.

.....

Wie es oft der Fall ist: daß wir in einem Buche nicht finden, was wir darin suchen, so finden wir dagegen manchmahl in einem andern, was wir da nicht suchten. Folgende Matrodiott (Kunst, das menschliche Leben zu verlängern) in nuce, deren sich selbst ein Hufeland nicht schämen würde, steht in — Heil's Index et defensor in processu inquisitionis: Valetudinem potissimum conservant aër lucidus, liber ac ventilatus, non obscurus, non conclusus, nec foetore aliquo corruptus, item conveniens ratio cibi et potus vices exercitii et quietis, statà tempora somni et vigiliarum, affectus animi tranquilliores, et evacuatio denique κατὰ χρησιν.

.....

Thomas Murner, aus dem Franziskaner-Orden, Doctor der Theologie und Licenciat der Rechte, der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte, und den Theologen durch seine Befangenheit mit Luther, den Juristen durch die seltsame Verdeutschung der Institutionen, wovon im Reichsanzeiger 1804 Nro. 22. 1805 Nro. 244 nähere Notizen sind, und den Freunden der poetischen Literatur durch mehrere Producte seines derben Witzes bekannt ist, erfand ein Chartiludium Logicae, von welchem er versichert, er habe mit Hülfe desselben solche, die noch gar nichts von der Logik gewußt, in Zeit eines Monaths darin so weit gebracht, daß manche geglaubt hätten, die Sache gehe nicht natürlich zu. Es gab also eine Zeit, wo Kartenspielen und Philosophie studieren — Synonyme waren.

.....

„Cavendum est," praesertim si ipse aedifices, ne cui motum sumptu et magnificentia prodeas," schrieb Cicero, als — hatte einen Tisch im Hause, der eine Million Sestertien, gegen 4000 Thaler nach unserm Gelde, gekostet hatte. Daß Cicero's Vermögen für den Posten, auf welchem er stand, nur mittelmäßig war, und sein Guter ihm nicht mehr als ungefähr 4000 Thaler, (dem gedachten Theil des Kaufpreises seines Tisches von Citrusholz!) trugen, sagt er selbst Paradox. VI., 2 3 Wenn er also nichts desto weniger bald nachher äußert: „Ex meo tenui vectigali, detractis sumptibus cupiditatis, aliquid etiam redundabit," so möchte dieß wohl — das seyn, was wir heute Paradoxon heißen.

.....

In der Sitzung, welche die Gesellschaft des Ackerbaues zu Versailles den 6. Januar v. J. hielt, stattete Herr Jouvencel einen Bericht über ein italiänisches Werk des Herrn Dandolo, die Behandlung und Verbesserung der Wollenbeerden betreffend, ab. Man findet in demselben folgende Bemerkung über die Ausführung der Merinos aus Spanien:

Die schwedische Nation ist die erste in Europa, welche durch Hülfe des Raths Ulstroamer dergleichen im Jahre 1723 aus Spanien kommen ließ. — In Sachsen wurden sie im J. 1765 eingeführt, und dem Lande dadurch unermeßliche Vortheile verschafft. — Friedrich II. that sie ums J. 1760 in seine Staaten kommen. — Gegen das J. 1770 fand ihre Einführung in Österreich, Deutschland, und in verschiedenen Theilen Frankreichs an. — Im J. 1782 transportirte van Rumere über tausend nach dem Cap der guten Hoffnung. — Der berühmte Washington ließ sie Anno 1777 nach Virginien kommen, aber erst nach seinem Tode vermehrte sie der Obrist Humphrosen in großer Anzahl in Massachusets. Zum Beweise der Dankbarkeit der Nation wurde bey dieser Gelegenheit eine Denkmünze geschlagen. — Die Engländer führten sie zuletzt bey sich ein, aber durch die Bemühungen des Herzogs von Bedford, des Lords Sommerville und anderer reicher Gutsbesitzer, ersetzten sie die verlorne Zeit reichlich. — Man liest in ihren Blättern, daß Herr Stone, in der Grafschaft Leicester, den 11. Juny 1798 für Wollen von 6 Widdern nur in 2 Stunden 68.000 Fr. bezog. — M. Bakewell hat von einem einzigen Widder 38.000 Fr. Miethlohn in der Begattungszeit bezogen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 23., Mittwoch den 25. und Freytag den 27. July 1810.

Die Basis der Monarchieen läßt sich berechnen, die Grundveste der Republiken ist moralisch, also fest oder locker, nachdem die Gemüther. Im Heer ist genug, daß der Zwang die Macht habe, Jeden zu nöthigen, auf Parade und Wachen und in Actionen, welche selten sind, sich gehörig zu betragen. Die Republik bedarf, daß jeder im ganzen Leben mäßig, arbeitsam, zu allem entschlossen und bereit sey, für das gemeine Wesen zu leben oder zu sterben.

Johann von Müller.

(88 — 90.)

Aus Collins Rudolphiade.

Als, gelöst die Versammlung, nun alles strömt aus dem Saale,
Winkt dem Czernin der König, und heißt ihn länger noch bleiben,
Sagt dann leise zu ihm, das Antlitz zum Boden gewendet:
„Glaub', ich zürne die nicht Czernin; ich fürchte, du treuer,
„Wahr wohl bleibe dein Wort, und Unheil nahe dem Throne.
„Aber ich mag nicht tragen den Schimpf, mit welchem mich grausam
„Kunegunde verfolgt, so Tag als Nacht. — Du hörtest es selber."
Ihm entgegnet Czernin, den Zorn gewaltsam bekämpfend:
„Hört' ich doch nie dieß Wort von deinen Lippen vernommen!
„Heiden hast du bezwungen, erleget mächtige Heere,
„Schnaubst furchtlos entgegen den todtverbreitenden Feinden;
„Und nun jagt dich in Furcht der Frauen spitzige Zunge.
„Wolle — und sie verstummt. Nicht ziemt es den Frauen zu reden,
„Lauret vom Krieg und Frieden das Wort, vom Lose der Völker."
Ottokar schüttelt seufzend das Haupt, und näher ihm tretend
Faßt er des Freundes Hand, und spricht mit heimlicher Miene:
„Wie in das Grab verschließ' ich Wort. Dir sey es vertrauet:
„Wahrlich das Weib hat Gewalt über mich. Nicht ist es zu läugnen.
„Alle Kraft verlischt mir sogleich im männlichen Busen,
„Hör' ich den zürnenden Schall aus ihrem gellenden Munde.
„Nichts zu gegnen vermag ich. Mir stockt der Laut in der Kehle.
„Seht', hier wirket die Hölle. Sie sandte das Weib mir als Rachgeist
„Margaretha zu rächen, die fromme, duldende, stille,
„Die ich grausam verstieß — Gott mög' es mir jenseits verzeihen.
„Aber mich schreckt ihr Schatten bey Nacht in ängstlichen Träumen,
„Nicht versöhnt sie Gebeth, und der Messe heiliges Opfer.
„Gram ja hat sie getödtet, und Gram soll wieder mich tödten."

Sprachs, verhüllte die Augen, und schwankte hinaus zu dem Saale,
Doch Czernin vom Erstaunen gebannt, blieb lange noch stehen,
Tief betrauert den König der vielgetreue Vasalle.

Also trieb Rudolphas in Flucht die höhnenden Böhmen.
Aber im Rücken drängt anstürmend der König der Hungarn
Ladislav; da entstand im Heer ein chaotisch Getümmel.
Wie wenn Gewitter sich heben zugleich im Norden und Süden,
Und die kreuzenden Winde sich stürmend einander begegnen;
Rundum im Kreise wirbelt der Staub, und hebt sich die Saat auf:
Also Ottokars Reiter — von vorne fliehend und rückwärts
Hemmen die Flucht einander, und wirren sich dichter und dichter
Unter Getös und Geheul und wildem Gewieher der Rosse.
Ottokar siehts von der Höhe des Hügels. Das Unheil zu wenden
Ruft er Lobkowitz schnell, und sagt die geflügelten Worte:
„Weh! Im Rücken nahm uns der Feind, der wüthende Hungar.
„Nun zu Milota hin, entbieth' ihm meine Befehle:
„Schnell doch rück' er hervor, und falle zur Seite den Feind an;
„Öffnen muß er den Weg, ach nicht zum Siege, zur Rückkehr."
Ein die Sporne setzte der Greis und flog im Galopp ab,
Traf am Hange des Bergs im Schatten grünender Eichen
Unter den Seinigen stehn Milota, die Arme verschränket,
Schauend das Unglück müßig; — die Pferde grasten im Felde.
Da entbrannte dem Alten das Herz, so schalt er Milota:
„Wie fühlloser, du weilst, und schaust hier, müßig gelagert,
„Wie der grausame Tod die edelsten Böhmen dahin rafft! —
„Schnell zu den Waffen, und schnell auf das Roß, und stürmet gewaltsam
„Wie ein Bergstrom rast von Gewitterregen geschwollen,
„Ab in der Hungarn Heer, und drängt sie hinweg von dem Lager;
„Öffnet den Unsern die Bahn, ach nicht zum Siege, zur Rückkehr!
„Ottokar sendet mich her; drum achtet meine Befehle."
Aber zum Rückzug blasen heißt die Trompeter Milota;
Auf den gebiethenden Schall steigt jeder Reiter zu Pferd' auf,
Wendet sich schnell zur schimpflichen Flucht; da rufet Milota
Lachend Lobkowitz an mit herzzerschneidendem Spotte:
„Rückzug will der König — und ich beginne zuerst ihn;
„Denn nicht sinn' ich darauf von sicherem Tod ihn zu retten,
„Nein, zu rächen des Bruders Geist, des frühe verlornen,
„Dem er das Weib verführt, ihn selbst der Mörder geschlachtet.
„Solches End' erwartend entflammt' ich ihn eifrig zum Kriege;
„Grauer thörichter Knecht, das kündt deinem Tyrannen!"
Schnell mit dem Wort' enteilt er, den flüchtigen Rappen gewendet;
Aber nicht mäßigt den Zorn der Edle, sondern entsendet
Schnell den gewichtigen Speer; der traf den falschen Verräther,
Wo man den Dieb brandmarkt, im Rücken, zwischen die Schultern.
Doch zu schwach war der Wurf, er ritzte nur leise das Fleisch auf.

Als nun Ottokar sah Milota fliehn mit dem Heere,
Nicht mehr hielten ihn Zweifel; er sah den grausen Verrath ein;

Und zu Lobkowitz rief der König, ſich ſchlagend die Stirne
Mit geballeter Fauſt: „Nicht alſo ſollteſt du kehren
„Als ein Unglücksbothe, du treuer Gefährte des Königs!“

Wie die Eiche der Stürme Drang nur feſter noch härtet:
Alſo nicht gebeugt, nein, ſtolzer und feuriger rief nun
Lobkowitz, hochaufſchwingend das Schwert in nerviger Rechte:
„König, alles verläßt uns, nur deine Tugend allein nicht!“

Und des Königs Herz erſtarkte dem männlichen Worte.
„Wahrlich, o Greis!“ ſo ſprach aufſchwingend im Sattel der König,
„Jetzo haſt du ein Wort, ein hohes, ein gutes geſprochen;
„Beſſer ſterben im Kampf, als fliehend mit den Verräthern.“
Sagts, und ab von dem Hügel ſtürzt er den Böhmen entgegen;
Lobkowitz mit, und wer gerufen dem Rufe nicht Stand hält,
Niedergemäht vom blitzenden Schwert des zürnenden Greiſes
Haucht er ſein Leben aus, zu ſpät bereuend die Feigheit.
Doch die andern gebannt von Schrecken hielten das Roß an.
Alſo ſammelten ſich der Reiter hundert und mehr noch,
Unter ihnen, der Banner des Reichs, das Entſetzen der Heiden
Einſt — nun entſtellt vom Staub, gerollt vom Führer getragen,
Träuet der Adler nicht mehr, und der aufgerichtete Löwe.
Hoch nun hebet die Bruſt der finſtere König gewaltſam;
Alſo ruft er ſie an die ihn umgebende Heerſchaar:
„Alles gebt nun verloren! Die Ehre nur bleibt noch zu retten.
„Fliehe wer fliehen will! Wem Leben mehr iſt als Ehre!
„Denn ich führe zum Tod, und täuſchen will ich nun keinen.
Als nun alles in Stille harrt, vom Entſetzen ergriffen,
Keiner doch flieht, von Scham gehalten und Ehrfurcht:
Fährt in der Rede fort mit gerührterem Tone der König:
„Seyd ihr geſtohn, wie dem Speer des Jägers die bebende Hirſchkuh,
„Auf, ſo laſſet uns dann, dem edelen Thiere vergleichbar,
„Bieten dem Feind, des Todes gewiß, die tapfere Stirne,
„Ungerochen nicht, und nicht unedel uns fallen!“
Sprachs und nimmt den Banner hinweg dem zagenden Führer,
Reißt die Fahne mit Kraft ſchnell ab von der blinkenden Stange,
Auch das goldene Band geſtickt von der Königinn Händen.
Jetzt umwindet er ſich die Bruſt mit dem prangenden Tuche
Vier Mahl, bindet es feſt mit dem Band, ihm ſtaunten alle
Schauernd — denn ein jeglicher ahnt, es weihe zum Tode
Ottokars Hoheit ſich ein, und hoffe nimmer auf Rettung.
Alſo geſchmückt, vorſtreckend den Speer, mit gelöſetem Zügel
Sprengt er vor allen voran, und Lobkowitz dann ihm der nächſte; —
Weit zurück erſt folgten die Andern, wie ſehr ſie auch eilten.

Als nun den König erſah der letzte der blühenden Brüder
Trautmansdorf, da glühet dem Jüngling im Herzen die Luſt auf:
Rache zu nehmen für ſie durch den Tod des finſtern Beherrſchers.
Und entgegen riß er ſich vor, kampfluſtig, muthigen Sinnes.
Fürchterlich prallten die Speere nun an. — Siehe dem Jüngling
Glitt vom vorgehaltenen Schild aufprallend ins Helmdach
Sein gewaltiger Speer, und entblößte den Scheitel des Königs;
Aber in Trümmer zerſprang dem König am Schilde des Jünglings
Sein gehärteter Stahl, daß die Stücke weithin verflogen.
Beyde nun zogen das Schwert. Der Jüngling ſchon Sieger im Herzen
Denkt mit einem Streich des Königs entblößtes Haupt nun
Schnell zu ſpalten, und hebet den Stahl und ſchwinget ihn hoch auf:
Kaum daß Ottokar ſieht des Kämpfers Panzer ſich heben,
Wo ſich am Unterleib der Harniſch fügt an die Schienen:
Schnell dort hinein den grauſamen Stahl in die Eingeweide
Stoßt er gewaltſam; da ſank vom Pferd der muthige Jüngling; —
Ihm nicht war es vergönnt, den Tod der Brüder zu rächen.

Andere ſtürmeten vor, und umdrängten Ottokar kämpfend,
Trennten ihn von den Seinen, nur Lobkowitz ſtand ihm zur Seite.
Aber nicht ſchrecket der Tod den Todgeweideten König;
Ottokar ſtärkt im Kampfe die Kraft, und kühlet die Nerven.
Wie Numidias Löwe ſtolz und kämpfend daher fährt
Im gewaltigen Sprung einhohlend zerſtreuete Feinde;
Aus dem grimmigen Aug dem glühenden Blutdurchſtrömten
Blitzet der Tod; Nacht thront auf der Stirne düſteren Falten;
Jetzo der ſtruppige Wald der eiſendrähtigen Mähnen
Sträubt ſich empor und fleugt wie von Sturmesweben getrieben
Hin und her, aushohlt zum Streich die gewaltige Tatze;
Jedem Schlage ſtürzet ein Feind, er häufet die Leichen:
Alſo nun rechts nun links in die Schaaren weichender Feinde
Setzet Ottokars Kraft, und mähet den Gräbern die Ernte;
Immer mit Hohn ausrufend bey jedem fallenden Gegner:
„Öſterreicher vernehmt's. — Ich bin's — Ich Ottokar — Muthig!
„Stürmet heran! Nicht gezaudert! Ihr Alle! Gegen den einen!
„Schauet das traf! So ficht ein König! Ihr Helden heran nur!
„All' euch ſend' ich zur Hölle! Da liegt und verzweifelt am Boden!“
Viele ſtürzten der Edlen ꝛc. ꝛc.

(Ende der Proben.)

Philipp II., König von Spanien.

Unter keinem König hat Spanien eine ſo wichtige Rolle geſpielt, unter keinem hat es auf einer ſo hohen Stufe der Macht und des Anſehens geſtanden, unter keinem hat es einen ſo bedeutenden Einfluß auf die europäiſchen Staaten gehabt, als unter dieſem, dem mächtigſten Monarchen ſeiner Zeit. Es hat nur an kleinen Umſtänden gelegen, daß es ſchon in den letzten Regierungsjahren desſelben an ſeinem Glanze verlor, nur an kleinen Umſtänden, daß es nicht lange Zeit ſo da ſtand, wie jetzt Frankreich. Nur leutſeliger durfte Philipp II. ſeyn, oder ſich ſo zu ſtellen wiſſen, und er wurde Deutſchlands Kaiſer, verlor keine Niederlande; nur weniger bigott, und er eroberte ganz Italien; nur etwas kühner, und Frankreich würde unterlegen haben. Ein Seeſturm ſollte ſeine große Flotte nicht überwältigen, und was der Held unſerer Tage noch nicht vollbringen konnte, wäre ihm, dem Allgewaltigen ſeiner Zeit, gelungen. Welche Kleinigkeiten, und wie würde jetzt Europa geſtaltet ſeyn, wenn ſie nicht geweſen wären! Jetzt, wo Spanien unter dem Protectorate eines Napoleon, unter der Regierung ſeines Bruders aufs neue in die Reihe der Nationen treten ſoll, die es ſo lange faſt ganz unbeachtet gelaſſen hatten; jetzt, wo die Indolenz dem Fleiße, das Mönchthum vernünftiger Religion weichen und Spanien ſich wieder des alten Nahmens würdig machen kann, jetzt muß es wohl intereſſant ſeyn, den Blick auf einen König zu werfen, den nur Kleinigkeiten hindern konnten, der Größte ſeiner Zeit zu werden; den aber dieſe eben ſo beugten, ſeine Nation ſo demüthigten, ſo entkräfteten, daß ſie erſt in unſern Tagen ſich einmahl zu ermannen den Verſuch machte.

Philipp II., Carls V. Sohn, ward zu Valladolid 1527 geboren, und erhielt ſeine Erziehung von Mönchen, die ſeinen Ernſt in finſtere, graue Strenge kehrten, ſeine Religion zu ſchwärmeriſcher Bigotterie machten, ſeinen Scharfſinn, ſeine Klugheit, ſeine Arbeitſamkeit auf Kleinigkeiten lenkten, und jeden Muth, jede Kühnheit, jeden Schwung der feurigen Jugendkraft bey Zeiten unterdrückten.

Kaum 16 Jahre alt, ward er ſchon mit einer portugieſiſchen Prinzeſſinn, Maria, vermählt. Sie gebar ihm Carlos, und wenn es wahr iſt, daß die erſte Liebe das ganze

Leben hindurch unser Herz erfüllt, so muß er für sie wahrhaftig wenig empfunden haben; denn schon im zweyten Jahre der Ehe, bey der Entbindung des Don Carlos, starb sie, und nichts konnte doch diesen Erstgebornen vom Tode retten, dem ihn sein Mißtrauen geweihet hatte.

Bis zum Jahre 1548 verwaltete Philipp die Regierung in Spanien, mit der ihm Carl V. beauftragt hatte. Aber hier ward er von diesem nach den Niederlanden gerufen. Mit vielem Erstaunen sahen indessen diese Unterthanen Carl des Vten den Unterschied zwischen ihm und dem Vater. Philipp konnte nur spanisch sprechen und verachtete alles, was nicht spanisch war. Alle Gemüther wurden von ihm dadurch und durch seine Grandezza abgewendet. Als Carl die Huldigung von den Ständen für seinen Sohn verlangte, so leisteten sie sie zwar, allein nicht eher, als bis dieser sich verpflichtet hatte, keine Ausländer in der Regierung anzustellen.

Noch viel unglücklicher lief Carls Versuch ab, dem stolzen Sohne nach seinem Tode die deutsche Kaiserwürde zu verschaffen.

An sich war diese schon seinem eignen Wunsche gemäß 1530 seinem Bruder, Ferdinand, für den Fall seines Todes von den deutschen Fürsten übertragen worden, jetzt überwog indeß die väterliche Liebe die zu dem Bruder, und Carl versuchte nichts weniger, als die deutschen Fürsten zu bewegen, jene Wahl zu vernichten, und seinen Sohn als künftigen Kaiser anzuerkennen.

So wenig Deutschlands Fürsten dazu geneigt wären, so würde Carl doch vielleicht durchgedrungen seyn, wenn sein Sohn herablassender, minder stolz und zurückscheuchend gewesen wäre. Aber dieser entfernte alle Herzen, wie in den Niederlanden. Die ersten Fürsten ließ er mit unbedecktem Haupte stehen, wenn er sie einer Unterhaltung würdigte. Carls Bruder, Ferdinand, der, um den Plan, welcher im Werke war, nicht zu stören, in Philipps Abwesenheit die Regierung Spaniens hatte übernehmen müssen, hörte kaum, was man gegen ihn vorhabe, als er nach Deutschland flog, und durch die Festigkeit, mit der er auf seinem Rechte bestand, den schwankenden Muth der deutschen Fürsten belebte; er vernichtete vollends die wenige Hoffnung, die Carl und Philipp noch allenfalls gehabt hätten. Über Deutschlands Fürsten, seinen Onkel und die ganze Welt aufgebracht, eilte Philipp in sein geliebtes Spanien zurück.

Bis zum Jahre 1554 weiß die Geschichte nichts von ihm. Aber in diesem Jahre bestieg Heinrich des VIII. Tochter, Maria, den Thron von England, und der ehrgeitzige Carl faßte den Plan, diese Insel noch mit seinen unermeßlichen Besitzungen durch eine Verheirathung seines Sohnes mit dessen Herrscherinn zu vereinigen. Philipp, 26 Jahre alt, hatte nichts dagegen, die eben so häßliche, als am Geiste schwache Marie zu ehelichen, und diese selbst war über Carls deshalb gemachte Anträge ganz entzückt, da sie, die eifrigste Katholikinn, an ihrem Gemahl die kräftigste Unterstützung gegen den Protestantismus zu erhalten hoffte.

Indessen auch hier wurden Philipps Absichten gänzlich vereitelt. Was ihn seiner künftigen Gemahlinn angenehm machte, setzte alle Engländer selbst in Furcht und Schrecken. Ungeheure Summen wurden unter Mariens Minister vertheilt, um ihre Erlaubniß zu dieser Ehe zu erhalten, und mit ihnen ward nichts erreicht, als diese und — der Titel eines Königs von England. Auf alle Rechte desselben, auf das Recht der Thronfolge, wenn Marie ohne Kinder blieb, mußte er feyerlich Verzicht thun, und dagegen, wenn er in dieser Ehe Kinder zeugte, diesen die Niederlande und England, ja im Fall Don Carlos ohne Erben stürbe, selbst Spanien als Erbtheil zusichern.

Es war kein Wunder, daß bey solchen Bedingungen Philipp eben kein Verlangen trug, in die Fesseln dieses Ehejoches zu kommen. Maria brannte vor Begierde, in seine Arme zu eilen, und er schrieb nicht einmahl einen Brief an sie; kaum ließ er ihr nur durch einen vorläufig abgesandten Marquis seine baldige Abreise anmelden. Anfangs des Julius 1554 segelte er endlich aus Corunna ab und kam am 20. in England an. Wenige Tage darauf ward das Beylager vollzogen, und Carl beschenkte ihn zugleich mit Neapel, Sicilien, Mayland und dem Titular-Reiche Jerusalem.

Es ist nicht zu läugnen, daß trotz den Bedingungen, welche das Parlament bey dieser in der Geschichte einzigen Vermählung festgesetzt hatte, doch mit Recht für England viel zu fürchten war. Wer garantirte denn jene? Wer schützte denn gegen die Übermacht? Wer verwehrte es Philipp, sich in die Gunst des Volkes zu setzen, und dadurch alles auszurichten?

Niemand, als er sich selbst. Auch hier ward sein Benehmen die Scheidewand zwischen ihm und allen Herzen. Man lachte über seine Grandezza. Wenige Jahre nach Mariens Tode kannte man kein größer Fest an Elisabeths Hofe, als sie zu parodiren. Man haßte seinen Stolz, seine Wuth gegen Ketzer. Vergebens suchte er nur die eitle Ceremonie der Krönung vollzogen zu sehen. Vergebens häuchelte er eine Toleranz, wie sie bey ihm nie wieder beobachtet worden ist, und spielte den Beschützer der Elisabeth, die von Maria aufs äußerste gehaßt wurde, für deren Leben die Engländer fürchten mußten.

Vierzehn Monathe blieb Philipp in England, dann zeigte sichs bestimmt, daß eine angebliche Schwangerschaft Maria's nichts, als die Wassersucht sey. Ihr Umgang war ihm nun vollends unerträglich. Er sah sich getäuscht in allem, was er beabsichtiget hatte, und ließ seinen Groll gegen seinen Vater aus, der jetzt seine Altersschwäche (?) nicht besser beurkunden konnte, als durch die Abtretung aller seiner Staaten an einen Sohn, welcher sie ertrotzte.

In der That zeigte sich Philipp für das kaiserliche Hochzeitgeschenk nicht im geringsten dankbar. Als er nach Spanien zurück gekehrt war, wünschte ihn Carl sehnlich in Flandern bey sich zu sehen. Wie würde ein anderer Sohn sich beeifert haben, dem zärtlichen, alten, kranken Vater zu willfahren. Philipp setzte erst Bedingungen fest. Er verlangte uneingeschränkte Herrschaft über alle italiänische Staaten, er verlangte in Flandern zu herrschen. Kaum war er im Besitz der erstern, als er alle Minister seines Vaters abdankte. Auffallend in der That, daß bey solchem Verfahren ihm Carl auch alle noch übrigen Staaten abtrat. Allein ohne Zweifel war er schon zu weit gegangen, sein Ehrgeitz hatte zu große Opfer gebracht. Er konnte nicht mehr alles seyn, darum wählte er lieber, sich mit dem Nichts zu begnügen, das ihm so bald in eine andere Welt folgen mußte; 1555 trat er ihm daher die Niederlande und drey Monathe später im Januar 1556 auch Spanien ab. .....

So war denn Philipp unumschränkter Monarch, und was noch mehr sagen will, er war der erste, größte Monarch seiner Zeit, man mag nun auf die Größe der Länder, oder die Kraft der Völker sehen, welche er beherrschte.

Außer dem größten Theile von Spanien gehorchten ihm in Europa Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande. Von Afrika hatte er den ganzen nördlichen Küstenstrich von Oron bis Tunis, die herrlichen Canarien-Inseln und das grüne Vorgebirge. Von Asien gehörten ihm zum Theil die Molucken und die Philippinen, so wie die Sunda-Inseln ganz. Die Columbus, Cortes und Pizarros hatten schon seinem Vater einen Theil von Amerika unterjocht, der größer, als das halbe Europa war.

Dieß war die Ländermasse, über welche Philipp herrschte, als er als König auftrat. Was war sie aber im Vergleich mit den Staatskräften, die sich ihm in einem Zeitalter darbothen, wo die übrigen Reiche sich eben erst ein wenig vom Druck des Feudalismus erhohlten: Alle Fürsten Europa's hatten nicht so viele Reichthümer, als Philipp allein aus Amerika's Goldgruben zog. Keine Nation hatte eine Flotte, die der seinigen die Spitze hätte biethen können. Seine Armee war die zahlreichste, tapferste, im Krieg und Sieg gleich erfahrenste, und wurde von den besten Generalen angeführt.

Damahls war Spaniens glänzendes Zeitalter. Damahls spielte es den Schiedsrichter in Europa.

Portugall war, durch Handel und seine Entdeckungen gegen Osten hin, ganz mit seiner Territorial-Größe in Widerspruch, unter Emanuel und Johannes III. mächtig und groß geworden. Allein auch sein Gestirn war im Untergehen. Johann war alt und suchte seinem Volke das Glück zu erhalten, das er ihm in der thätigern Jugend verschafft hatte.

England war jetzt ohnmächtiger, als vor einem halben Jahrhundert, obschon selbst da seine Größe wenig zu bedeuten gehabt hatte. Jetzt mußte es doch wenigstens den Titularkönig immer zum Freunde zu behalten suchen, wenn es ihm auch größere Rechte nach Möglichkeit streitig machte.

Deutschland hatte, wie immer, und wie auch noch jetzt, mit sich selbst genug zu thun, und von den Niederlanden aus wußte Philipp in hohem Grade auf dasselbe zu imponiren.

In Italien war Rom der einzige Staat, der ihm die Spitze biethen konnte. Genua's und Venedig's Epoche war vorbey. Kaum konnte letzteres den daher stürmenden Osmannen widerstehen.

Die nördlichen Staaten waren der damahligen Politik noch fremd, und sich selbst so überlassen, wie sie die größere südliche Hälfte Europa's unbeachtet ließen.

Das einzige Frankreich war es, das allenfalls Philipp die Spitze biethen, und seinen Plänen Hindernisse in den Weg legen konnte, da es zwischen den italiänischen und niederländischen Provinzen desselben mitten inne lag. Indessen Franz I. war von Carln genug gedemüthigt worden. Jetzt herrschte Heinrich II. darin; und auch dieser hatte sich glücklich geschätzt, mit Carl kurz vor dessen Abtritte von der Weltbühne einen fünfjährigen Waffenstillstand schließen zu können.

So vereinte sich alles dazu, Philipp die glorreichste und glücklichste Regierung zu versprechen. Es schien, als dürfe er nur erhalten, beschützen, und jedem, der ihn nicht als den ersten Monarchen anerkennen wolle, seine Macht bemerkbar machen.

Und ein Krieg, der sich gleichsam im ersten Jahre seiner Regierung entspann, gab dazu die beste Gelegenheit.

Der eben so geschlossene Waffenstillstand wurde nähmlich von Heinrich, der durch die Intriguen und die Absolution des Papstes dazu bewogen ward, eben so geschwind gebrochen, als er ihn mit Carl V. geschlossen hatte.

Der Papst schloß mit Heinrich ein Bündniß, und beging die lächerliche Thorheit, als angeblicher Lehnsherr von Neapel, Philipp dieses Reich abzusprechen, weil er versäumt hatte, das Geschenk abzutragen, das bey dem Regierungsantritte gewöhnlich war.

Philipp ging, als ein guter Katholik, ungern daran, gegen das Oberhaupt der Kirche zu streiten. Er ließ von einer Commission über sein Recht dazu urtheilen. Sie meinte, es gezieme ihm, als ein Sohn bey dem allgemeinen Vater erst mit Bitten einzukommen, dann aber, wenn diese nicht beachtet würden, als ein Fürst zum Schwert zu greifen. Im September 1556 rückte Alba aus Neapel in den Kirchenstaat ein und bis gegen Rom vor. Die französischen Truppen, auf die der Papst gerechnet hatte, waren erst bey Piemont angekommen, und nur ein Waffenstillstand von 40 Tagen rettete Rom selbst.

Als im nächsten Feldzuge die französische Heeresmacht selbst den Kirchenstaat beschützen sollte, so ging es nicht um ein Haar besser. Und da endlich die Franzosen dem eigenen Staate zu Hülfe kommen mußten, so dankte der Papst Paul IV. es nur dem Katholicismus Philipps, daß er der Sieger, und Philipp der Besiegte zu seyn schien. So weit erniedrigte sich Philipp, daß er durch den Herzog Alba um Verzeihung bitten ließ, in die Güter der Kirche einen Eingriff gethan zu haben. Wie wenig hatte der Geist der Zeit auf Philipp gewirkt! Wie dogmatisch war seine Religion! Wie wenig kannte er Fürstenwürde!

Wenn die ersten Handlungen eines Fürsten, wie überall, in Absicht auf Eindruck, die wichtigsten sind, dann ist in der That Philipps Benehmen eben so unpolitisch, als eines großen Geistes unwürdig.

Jedoch, wie wenig er eigentlich große Pläne zu fassen vermochte, davon zeigte ja die Art, wie er, während Alba gegen Rom vordrang, Heinrich II. die Spitze bot.

Es ist nicht zu läugnen, daß seine Vorsicht die eines Fabius übertraf. Nicht genug, daß er ein treffliches Heer in den Niederlanden organisirte, worüber der Herzog Emanuel von Savoyen den Oberbefehl führte, eilte er selbst nach England, um dessen Kräfte gegen Frankreich aufzubiethen, was ihm wenigstens in so weit gelang, daß 8000 Mann auf einer ansehnlichen Flotte, von Marien, mittelst gezwungener Anleihen ausgerüstet, da das Parlament selbst nichts bewilligte, in den Niederlanden landen konnten. Und als er nun Heinrich weit überlegen war, als Heinrichs Heer, das dem von ihm belagerten St. Quentin zu Hülfe kommen wollte, in den nahen Defileen total geschlagen wurde, als ihm hier ganz Frankreich offen stand, und St. Quentin nur mit einem kleinen Corps beobachtet werden durfte, erkannte Philipp die Größe des von Emanuel und dem Graf Egmont erfochtenen Sieges, da — gelobte er dem heiligen Laurentius das mit so ungeheuern Kosten erbauete Escurial, und blieb übrigens — vor den Mauern der Stadt, die ihm auch jetzt noch zu furchtbar

war, um sie im Rücken zu lassen, bis der tapfere Vertheidiger derselben, Coligny, seinem Könige Zeit, sich zu erhohlen und ein neues Heer zu sammeln, verschafft hatte. Dann ward St. Quentin mit stürmender Hand an eilf verschiedenen Orten zugleich angegriffen, wobey Philipp, das erste und letzte Mahl in seinem Leben, sich in völliger Rüstung zeigte. Aber Coligny's Zweck war erreicht. Ein neues Heer stand da, Philipp zu empfangen. Die Zeit zum Kriegführen war vorbey, die Engländer und Spanier entzweyten sich; während Philipp in Brüssel sein Winterquartier nahm, eroberte der Herzog von Guise das schlecht besetzte Calais, den einzigen Platz, den die Engländer noch in Frankreich hatten; und obschon im folgenden Jahre 1558 Graf Egmont einen wichtigen Sieg bey Gravelingen erfocht, so war Philipp doch eben so froh, als Heinrich, daß noch in demselben Jahre (1558) ein Friedens-Congreß zu Stande kam. So kam der Friede ohne weiteres auf sehr vortheilhafte Bedingungen zu Stande, und Philipp heirathete, nach dem zu derselben Zeit erfolgten Tode Maria's, seine dritte Gemahlinn, Elisabeth, die Schwester Heinrichs II. Zugleich sah Philipp seinen sehnlichen Wunsch erfüllt, nach Spanien eilen, und den Kampf mit dem Protestantismus beginnen zu können, welcher dort zu seiner großen Beunruhigung, so wie in den Niederlanden, reißende Fortschritte gemacht hatte.

Bevor er indessen die Niederlande verließ, hielt er es für nöthig, die Früchte, die die Ketzerey hier getrieben hatte, nach Möglichkeit auszurotten; und schon dadurch legte er den Grund zu den spätern Gräueln, dem schrecklichen Kriege, den fast einzig der Protestantismus mit der Despotie des Papstthums und eines demselben blind ergebenen Königs führte. Er ließ sich in einer Rede, die kurz vor seiner Abreise in der Versammlung der Stände gehalten wurde, gerade zu merken, daß er jedes Mittel ergreifen wolle, die Ketzerey auszurotten: Die Vorstellungen mehrerer Minister dagegen wurden von ihm sehr trotzig aufgenommen. Philipp erklärte, er wolle lieber kein König seyn, als über Ketzer herrschen. Um seinem Verlangen Gewicht zu geben, that er die wichtigsten Eingriffe in die Rechte, die er ihnen selbst, ehe sie seine Herrschaft anerkannten, garantiet hatte. Er ließ z. B. ein spanisches Heer im Lande bleiben, was doch durchaus mit den Privilegien desselben nicht verträglich war. Nimmt man zu dem allen noch Philipps Verachtung alles dessen, was ihm die Herzen des Volks hätte gewinnen können, denkt man daran, daß die Herzoginn von Parma, welche er als Regentinn der Niederlande in seiner Abwesenheit einsetzte, ganz dem Willen der Nation entgegen, zu dieser Würde gelangte, daß die Zahl der Bischöfe von fünf auf sieben zehn vermehrt, und jeder von dem mißtrauischen Volke als ein Inquisitor angesehen wurde: so kann man leicht den Schluß machen, daß der Abfall der vereinigten Niederlande, schon ehe Philipp sie verließ, gegründet und in der Hauptsache vollkommen vorbereitet war. Unzufrieden, mißvergnügt über diese zur Ketzerey geneigten, auf ihre Freyheit eifersüchtigen Unterthanen, eilte endlich der despotische König am 20. August 1559 nach seinem geliebten Spanien, wo er nach einer glücklichen Überfahrt von 9 Tagen zu Loredo in Biscajo anlangte.

Ein kleiner Umstand mußte Philipp in seinem Eifer für das, was er Religion nannte, noch sehr bestärken.

Kaum war er nähmlich ans Land gestiegen, als ein plötzlich entstandener Sturm seine Flotte so beschädigte, daß über 1000 Menschen mit dem größten Theile der Kunstschätze von den Wellen verschlungen wurden, die Carl in Deutschland, Flandern und Italien in 40 Jahren gesammelt und Philipp mit hinübergenommen hatte. Wenn er als Sieger bey St. Quentin dem heiligen Laurentius ein Prachtgebäude, wie das Eskurial ist, baute, konnte er wohl weniger thun, als sich dem Himmel zum Vertheidiger des Glaubens weihen? Mit diesem Vorsatze kam er in Madrid an, und bald hatten die Spanier große Ursache, sich die Freude reuen zu lassen, die sie über seine Ankunft gehabt hatten.

Das Inquisitions-Gericht, von Ferdinand und Isabellen zunächst gegen die leicht abfallenden bekehrten Mauren und Juden eingesetzt, maßte sich jetzt Rechte an, die es dem Vornehmsten, so sehr wie dem Geringsten furchtbar machten, und Philipps Grausamkeit, die er wahrscheinlich für Pflicht hielt, gab seinem Verfolgungsgeiste neue Kräfte. Nur allein in den beyden Castilien und Arragonien gab es achtzehn Tribunäle und weit über 20,000 dabey angestellte Räthe, Secretäre, Gerichtsdiener und Kundschafter. Nichts von seiner Verfahrungsart, von den barbarischen Strafen, die über anders als streng katholisch Denkende verhängt wurden. Nur zwey Beyspiele von dem, was Philipp that, die Frechheit desselben auf den höchsten Grad zu treiben!

Einer der ehrwürdigsten Prälaten, der Erzbischof von Toledo, wurde wegen einiger zweifelhaften, von ihm in einem Katechismus aufgestellten Lehrsätze, Philipps ausdrücklichem Befehl zu Folge, gleich jedem Missethäter vor dieß Gericht gezogen und vom Papste mit der größten Mühe nach sechs und einem halben Jahre aus dem Gefängnisse befreyt, um dann — einige Wochen darauf an den Folgen dieser Behandlung zu sterben.

Kurz vor seiner Ankunft war in Valladolid ein großer Auto da fe gewesen. Noch schmachteten 30 Protestanten in den Gefängnissen daselbst. Kaum erfuhr es Philipp, als er ein neues angesetzt verlangte, dem er mit seinem ganzen Hofstaate beywohnte. Der Erzbischof von Zamora hielt eine Rede. Philipp stand von seinem Sitze auf, zog sein Schwert und ließ sich einen Eid abnehmen, daß er gegen alle Ketzer die Inquisition schützen, und alle Unterthanen ihr zu gehorchen zwingen wolle.

Ein Edelmann, den man zum Scheiterhaufen führte, rief: „Kannst Du, König, so die Martern Deiner Unterthanen ansehen? Errette uns vom Tode, wir verdienen ihn nicht!"

„Nein," versetzte Philipp zornig, „ich wollte selbst Holz hinzu tragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Böse wicht wäre, wie Du!"

(Der Beschluß folgt.)

Bonneval.

Die Geschichte dieses honnetten und geistreichen Abenteurers ist bekannt genug. Man hat mehr als einen Roman daraus fabrizirt. Aber was diesen österreichischen General und guten Katholiken eigentlich dahin brachte, ein türkischer Pascha und gottloser Muselmann zu werden, das weiß man erst seit

der Bekanntmachung mehrerer Briefe von ihm und dem berühmten Jean Bernard Rousseau, deren Originale in der Pariser-Bibliothek niedergelegt worden sind. Es war eine Klatscherey, nichts weiter, als eine elende Klatscherey, und noch obendrein von Weiberzungen. Ich hebe das Interessanteste aus diesen Briefen aus.

Im ersten, der vom 23. November 1723 aus Brüssel datirt ist, schreibt Rousseau an einen Grafen D**, daß er Bonneval täglich erwarte; daß dessen Bruder nach Brüssel kommen, sich mit ihm versöhnen will, und daß Rousseau befürchtet, die hundische Güte von Bonnevals Herzen (la bonté de son chien de coeur) werde ihm einen Streich spielen. Dieß komisch zürnende Zeugniß aus Rousseau's Munde nimmt sogleich für den Helden ein.

Im zweyten Briefe, vom 10. März 1724, schreibt Rousseau: Ich habe hier viele Freunde, brave Leute, jedoch zum Umgang wenig tauglich. Gott hat mir zum Trost den Grafen Bonneval gesandt. Ich bringe zwölf Stunden vom Tage mit ihm zu, ohne es gewahr zu werden. Er macht ein sehr gutes Haus, und geht selbst wenig aus, denn Jedermann kommt selbst zu ihm, sogar der stolze Herr Plenipotentiaire mit seiner Familie, nach dem der Graf wenig fragt, weil er, so wie ich, die Menschen nach dem, was sie werth sind, und nicht nach dem, was sie vorstellen, schätzt. (Dieser Plenipotentiaire war der Marquis de Prié, kaiserlicher Minister am Hofe zu Brüssel.)

In den beyden folgenden Briefen kommt nichts von Bonneval vor, aber im fünften entwirft Rousseau mit wenigen Zügen das Bild jenes Marquis de Prié, der in der Folge eine große Rolle in Bonnevals Geschichte spielte. Leute, sagt er, die nicht Geist genug besitzen, um klug zu seyn, wollen sich mit einer gewissen Schlauheit durchhelfen, die jederzeit den kleinen Menschen eigen ist. Das mag denn auch das einzige Verdienst des Marquis de Prié seyn, der, ob er gleich dieses Land regiert, der platteste, eckelhafteste Mensch ist, den ich kenne. Er wird hier allgemein verabscheut.

Der sechste Brief endlich, vom 18. August 1724, enthält die Geschichte der erwähnten Klatscherey. Vor sechs Tagen erzählt Rousseau, wollte die Gräfinn Apremont, die älteste Tochter aus dem Hause Prié, Briefe aus Spanien empfangen haben, mit der Nachricht, daß ein gewisser Marquis des Eaux, ihr alter Liebhaber, in Spanien ermordet worden sey. Diese Neuigkeit wurde herumgetragen, ohne fürs Erste weitere Muthmaßungen hinzuzufügen. Aber Tages darauf fand die Frau Marquise de Prié für gut, in einer öffentlichen Assemblee zu erklären, daß diese Mordthat bloß die Folge eines galanten Umganges sey, den der Marquis mit der Königinn von Spanien gepflegen. Er habe alle Warnungen verschmäht, und darauf in demselben Pallaste, in welchem die Königinn verbannt wohne, die Dolchstiche empfangen. — Der Rheingraf, der bey dieser vornehmen Klatscherey gegenwärtig war, und am selbigen Abend bey Bonneval speiste, hinterbrachte sie diesem ganz warm. Bonneval achtete wenig darauf, und meinte, eine solche Impertinenz verdiene nicht herausgehoben zu werden, weil sie von selbst fallen würde. Am andern Morgen erzählte ihm der Graf Lanoy dasselbe, der es nur eben erst aus dem Munde der Frau Marquise vernommen, und ihr sehr bitter geantwortet hatte: sie solle doch nicht glauben, daß der Zutritt zu dem Bette einer Königinn von Spanien eben so leicht sey, als zu dem der Gräfinn Apremont.

Indessen wurden die Damen nicht müde, ihr Geschichtchen an den Mann zu bringen. Dem Prinzen von Nassau erzählten sie es mit dem Zusatz: es sey unbegreiflich, wie ein so liebenswürdiger Mann, als der Marquis des Eaux, sich in ein kleines Ungeheuer habe vergaffen können, welches der Auswurf des Menschengeschlechts wäre. Der Prinz, der zum Grafen Bonneval kam, um Abschied von ihm zu nehmen, theilte ihm auch diese Verschönerung mit. Der Graf fing an, sich zu ärgern, hielt sich aber noch zurück. Als er jedoch am Abend erfuhr, daß das Gerücht in der ganzen Stadt herumlaufe, erklärte er in der Assemblee, die wöchentlich zwey Mahl in seinem Hause gehalten wird, sehr laut: „daß nur Huren und Schelme es ausgesprengt, und daß man nur in einem Bordell so niederträchtig von einer französischen Prinzessinn und spanischen Königinn reden könne." — Er bath zugleich alle seine Freunde, diese seine Worte überall, wohin sie kämen, zu verlautbaren. Er selbst schrieb die Geschichte sogleich nach Wien, an befreundete Minister, weil er wohl voraus sah, daß es zwischen ihm und dem Hause Prié zu allerley Weiterungen kommen könne.

Der siebente Brief ist vom Grafen Bonneval selbst. Er erzählt darin die Begebenheit mit denselben Umständen. Überall sagt er, verkündeten die Marquise und ihre Tochter jene infamen Verläumdungen, bey der Tafel, am Spieltisch, beym Geben und Empfangen der Besuche, oft in Gegenwart des Marquis, der, statt die Unverschämtheit seiner Damen zu zügeln, vielmehr noch einige kalte Spöttereyen und boshafte Bemerkungen hinzufügte. Ich habe lange an mich gehalten; da aber Alles hier von Fremden wimmelt, und es endlich so weit kam, daß ein Hauptmann vom Regiment Baden mich versicherte, man schwatze schon in Gent von nichts Anderem, und sein Gastwirth habe es ihm sogar vertraut; da bin ich endlich losgebrochen, aus Furcht zu platzen. Mag daraus entstehen, was da wolle. Ich sende Ihnen beyliegende Erklärung, die ich in mehr als zwanzig Abschriften in der Assemblee austheilt habe. Sie werden ohne Zweifel sagen, ich sey ein Narr? Aber Sie kennen mich. In Deutschland gab ich einem preußischen General eine derbe Ohrfeige, weil er bey dem Herzog von Gotha, in meiner Gegenwart, zu sagen wagte: unser guter alter König Ludwig XIV. sey ein J — F —. Ich habe damahls diese Ehrensache so glücklich ausgefochten, daß ich vor ähnlichen mich gar nicht fürchte. Da der Wein einmahl angezapft ist, so will ich ihn auch bis auf den letzten Tropfen austrinken, und nie dulden, daß man die Ehre unsers königlichen Geblüts antaste. Es muß heraus, woher die Weiber diese Geschichte, oder ob sie sie selbst geschmiedet haben? — Ich habe ein zweyfaches Recht, mich des beleidigten Rufs unserer Prinzessinn anzunehmen; denn durch die Häuser Foix und Albret habe ich die Ehre mit dem königlichen Hause verwandt zu seyn. Das hat Heinrich der Große selbst bezeugt, in einem Briefe an das Parlament von Paris, der sich in den Händen meines Schwiegervaters befindet, in welchem er dem Parlament eine Angelegenheit des Herzogs von Biron sehr warm empfiehlt, weil er, durch das Haus Bonneval sein wahrer Verwandter sey. — Ich wiederhole die eigenen Worte dieses großen Monarchen nicht aus Stolz, sondern um mir ein Schild für mein Betragen daraus zu machen. Sollte

man es mir auch in Wien, als einem kaiserlichen Officier, verübeln, so muß man doch Rücksicht darauf nehmen, daß ich ein Verwandter der Königinn von Spanien bin. Auch wird es sehr gut seyn, daß diese Sache mit Ernst betrieben wird, um der Herren Holländer und Deutschen willen, die sich bisweilen ein sehr freyes Geschwätz über unsern Hof erlauben.

Die erwähnte, von Bonneval ausgetheilte, Erklärung lautete folgendergestalt:

„Die Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfinn Apremont, haben in ihrem Hause, in Gesellschaften, an der Tafel, auch in Gegenwart des Marquis de Prié, Proguberators der österreichischen Niederlande, gesagt und wiederhohlt; daß sie durch Briefe die Nachricht empfangen, daß ein gewisser Marquis des Gaux zu Madrid sey ermordet worden, weil man ihn Nachts bey der jungen Königinn gefunden, die deshalb von ihrem Gemahl und Schwiegervater verstoßen worden. Diese Gespräche sind dem Grafen Bonneval, General des Kaisers hinterbracht worden, welcher hierdurch in ganz Brüssel bekannt macht, daß die Männer, welche ein solches Geschwätz sich erlauben, elende Schurken, die Weiber H** und Freudenmädchen sind, welche verdienen, daß man ihnen den Rock von dem H— wegschneidet. Von dieser Erklärung nimmt der Graf Bonneval Niemand in ganz Brüssel aus, selbst nicht den Herrn Progubernator und dessen werthe Familie, es wäre denn, daß sie ihm die Wahrheit ihrer gehässigen Anschuldigungen unumstößlich erweisen könnten."

Man kann denken, welchen Lärm eine solche öffentliche Ausforderung erregte. Der Quelle des Gerüchts mußte nun nachgespürt werden. Bonneval schreibt im achten Briefe: die Prinzessinn Sophie von Hohenzollern, eine Stiftsdame zu Meterbiltz, habe an die Gräfinn Apremont geschrieben, daß Madame de Reve, gleichfalls Stiftsdame daselbst, Briefe von ihrem Bruder aus Spanien erhalten habe, worin die Ermordung des Marquis des Gaux gemeldet werde; aber kein Wort von der Königinn. Erst am andern Tage habe es der Frau Marquise de Prié beliebt, hinzuzufügen, daß der König von Spanien ihn erdolchen, und seinen Leichnam zum Fenster hinaus werfen lassen. Allein das seltsamste von der Geschichte (so fährt Bonneval fort) ist: daß Madame de Reve, an welche wir eine Staffette nach Meterbiltz gesandt haben, erklärt, sie begreife nicht, was man von ihr wolle, denn sie habe seit fünf Monathen keine Zeile aus Spanien erhalten. Beweis't das nicht abermahls, daß alle Dummköpfe boshaft, und alle Boshaften Dummköpfe sind? — Der neunte Brief von einem Grafen du L*, an den ersten Secretair des französischen Premier-Ministers, bestätigt alles, schildert gleichfalls die schwatzhaften Damen als ein paar bekannte H**; den Herrn Progubernator als einen Mann, dessen guter Ruf nicht wie Balsam riecht, und den Grafen Bonneval als einen Don Quixote. — Weder der spanische Hof, noch das Haus Orleans, aus dem die junge Königinn entsprossen war, nahmen sich der Sache im geringsten an, ungeachtet Bonnevals Schwiegervater, der Herzog von Biron, Oberstallmeister des Herzogs von Orleans, und mehrere der vornehmsten Herren, alles in Bewegung setzten, um Bonneval zu unterstützen. Dieser schreibt im zehnten Briefe, der Marquis de Prié sey sehr unruhig, weil die spanischen Minister auf dem Kongreß zu Cambray Feuer und Flamme über ihn gespieen hätten. — Im eilften Briefe meldet Rousseau, daß er so eben nach Wien abreise, und daß Bonneval einen derben Brief an den Kaiser geschrieben habe, an dessen Hofe die piemontesische Excellenz (nähmlich der Marquis) ohnehin nicht gut angeschrieben sey.

Der folgende Brief, von demselben, ist aus Wien datirt. Es heißt darin: die Sache des Grafen sey in guten Händen. Man mißbillige zwar, daß er sich zum Champion einer fremden Prinzessinn aufgeworfen, allein man sey doch noch viel mehr gegen den Marquis eingenommen. — Dieser hatte sich indessen herausgenommen, seinen Gegner auf die Festung Anvers setzen zu lassen. Von dort schrieb Bonneval, es sey ihm gelungen, seine Sache aus den Klauen des Prinzen Eugen zu ziehen, dessen Günstlinge gewöhnlich die größten Schelme im türkischen und römischen Reiche wären. Der Kaiser, sagt er, hat sich insgeheim für mich erklärt, und mir es durch den Prinzen von Cardonna, den Präsidenten des Raths von Flandern, schreiben lassen u. s. w. —

Im dreyzehnten Briefe meldet Rousseau aus Wien (vom 17. Januar 1725) mit großem Bedauern, daß der Spruch des über Bonneval gehaltenen Kriegsraths, nachdem er drey Wochen auf des Kaisers Tische gelegen, endlich publizirt worden; der Graf sey verabschiedet, und zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Indessen bleibe seine Ehre unbefleckt; denn man habe sich des Worts kassirt nicht bedient. — Der vierzehnte Brief von demselben meldet, daß auch der Marquis in Ungnade gefallen, und daß man nie so streng gegen Bonneval würde verfahren seyn, wenn er nicht einen unanständigen Brief an den Prinzen Eugen geschrieben hätte, in dem er ihm seine blinde Anhänglichkeit an den Marquis bitter vorwirft, und den Prinzen gleichsam herausfordert. Darum habe der Kaiser nicht weniger thun können. Es sey gewiß, daß er den Grafen liebe, und seine Verdienste schätze.

Der fünfzehnte Brief ist von der Gräfinn Bonneval an den Grafen D**. Mir scheint, schreibt sie, daß der Wiener-Hof meinen Gemahl hart behandelt, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anweis't. Noch mehr beunruhigt mich aber Bonnevals Aufenthalt im Haag, von wo aus er einen Courier abgesandt hat, um Erläuterungen einzuhohlen. Er hat sein Ehrenwort gegeben, sich zu stellen. Im Haag geht er frey herum. Das ist vielleicht schon mehr, als zu viel, für seine mächtigen Feinde, um ihn ins Verderben zu stürzen. Ich habe ihm einen Vertrauten mit der Post gesandt, um ihm diese Bemerkungen mitzutheilen.

Der sechzehnte Brief von Rousseau aus Wien, schildert die Bestürzung von Bonnevals Freunden, über dessen Entschluß, im Haag zu bleiben. „Dieser Schritt hat sehr üblen Eindruck gemacht, uns allen den Mund versiegelt, und die Hände gebunden. Leider befindet er sich nicht im gleichen Falle; er hat wie ein Rasender geschrieben, und, weil er wohl vorausgesehen hat, daß wir seine Briefe nicht abgeben würden, so schickt er sie gerade mit der Post an ihre Adressen. — Der Herzog von Ahremberg hatte bereits alles so gut eingeleitet; man wußte schon, daß man den Grafen nicht länger als vier und zwanzig Stunden auf dem Spielberge würde gelassen haben, um doch dem Prinzen Eugen eine Schein-Genugthuung zu geben. Das alles haben wir ihm durch Vertraute zugeflüstert. Aber nun hat er selbst alles verdorben, indem er vom

Haag aus gerade an den Prinzen die härteſten Dinge geſchrieben. Stellt er ſich nicht, ſo wird er citirt und kaſſirt. Stellt er ſich, ſo hat er es mit dem Prinzen zu thun, der, da er mächtig genug war, einen ſo allgemein gehaßten Menſchen wie den Marquis, zu ſchützen, natürlich auch mächtig genug ſeyn wird, ſich ſelbſt gegen den einzelnen Bonneval ſiegreich zu vertheidigen. Dieſer hat, durch ſein unbeſonnenes Betragen, niemanden genutzt, als dem Marquis, und niemanden geſchadet, als ſich ſelbſt."

So weit gehen die Nachrichten über dieſe unanſtändige Klatſcherey und deren Folgen. Es iſt bekannt, daß Bonneval — weit entfernt, ſeinen Muth und Trotz zu bergen — lieber den türkiſchen Turban nehmen, als ſeinen Feinden zum Schauſpiel dienen wollte. Man nahm ihn am türkiſchen Hofe mit offenen Armen auf. Der letzte Brief in dieſer Sammlung iſt von dem Paſcha Bonneval an ſeinen Bruder in Paris, in der beſten Laune von der Welt geſchrieben. Er ſcherzt darin über die Unfruchtbarkeit einer ſeiner Nichten, empfiehlt ihr und ihrem Gemahl eine Badereiſe, gewiſſe Pillen, und die Auſtern von Rochelle. Dann fährt er fort:

„Du wirfſt mir vor, daß ich dir nicht geſchrieben, ſeit ich in der Türkey bin? — aber du ſelbſt und alle meine Verwandte (meine Frau ausgenommen) habt ihr mir wohl, während meiner Händel in Deutſchland, auch nur das mindeſte Lebenszeichen gegeben? Habt ihr mir den kleinſten Dienſt erwieſen? — Und doch beſtand mein ganzes Verbrechen darin, daß ich den Prinzen Eugen zum Zweykampf gefordert, dieſen Prinzen, der eine achtzehnjährige, vertraute Freundſchaft zwiſchen uns brach, bloß um eine Verläumdung zu unterſtützen, die ſeinem alten Haſſe gegen das erlauchte franzöſiſche Haus ſchmeichelte."

„Jene Ausforderung allein, und nicht mein Prozeß mit dem Marquis von Prié, hat mir das Urtheil zugezogen, ein Jahr auf dem Schloſſe Brünn gefangen zu ſitzen, alle meine Würden zu verlieren, und mich dem Hoflager nie auf zwey Meilen zu nähern. So lautet das Urtheil, nicht aber, daß ich den Kopf verlieren ſollte, wie gewiſſe Fabelſchmieder in meinen vorgeblichen Memoiren ſagen."

„Ihr alle meine Herren, habt mein Verfahren gegen den Prinzen Eugen als eine unkluge Verwegenheit betrachtet, ob es gleich in Deutſchland gar nichts Neues iſt, daß die größten Fürſten ſich ſelbſt zuerſt erbiethen, beleidigten Cavalieren Genugthuung zu geben. Ihr Franzoſen werdet doch nimmer der albernen Gewohnheit entſagen, die Sitten fremder Länder bloß nach den eurigen zu beurtheilen. So lernet denn, daß Frankreich das einzige Land iſt, wo kleine große Herren es wagen dürfen, ihre Feigheit mit dem Ehrenmantel ihres Ranges zu bedecken. Der Herzog von Lothringen, Schwager des Kaiſers Leopold, und deſſen Feldherr, ein Mann, der in jeder Rückſicht wohl mit dem Prinzen Eugen verglichen werden darf, hat ſich in Ungarn mit einem ſimpeln Lieutenant von der Cavallerie geſchlagen, den er, ohne ihn zu kennen, beleidigt hatte, und ſolche Beyſpiele gibt es bey Tauſenden."

„Da übrigens Prinz Eugen mich beym Kriegsrath verklagt hat, (obgleich die Ausdrücke der Ausforderung etwas zweydeutig ſind) ſo hat er keinen andern Vortheil über mich erhalten, als den man dem geringſten Officier in der Armee in ſolchen Fällen zugeſteht, der Kriegsrath muß — wenn man ſich an ihn wendet — (welches aber in Deutſchland ſehr ſelten geſchieht) nach den ſtehenden Geſetzen ſprechen, und dieſen zufolge gelten auch zweydeutige Ausdrücke für eine wirkliche Ausforderung. Der Kaiſer hat in der ganzen Sache mir weder Unrecht gethan, noch Gnade erzeigt; ich kann mich über das Urtheil nicht beklagen, weil die Geſetze gegen mich waren. Aber ich bitte Dich, was findeſt Du in all dem Ehrenrühriges für mich? Ich habe meinen Degen mit dem des bravſten Prinzen auf der Welt meſſen wollen, der aus Laune und Eigenſinn eine Verläumdung gegen eine franzöſiſche Prinzeſſinn in Schutz nahm; das iſt es Alles, und wenn der Fall ſich heute noch einmahl zutrüge, ſo würde ich es wieder eben ſo machen, wenn ich auch alle Folgen voraus wüßte. Die Sache, die ich verfechten wollte, ſtellte mich dem Prinzen gleich, und bey dieſer Gelegenheit kann ich ihm nicht einmahl die Ehre anthun, ihn mit mir zu vergleichen. Wenn es in unſerm Vaterlande Edelleute mit kleinen Seelen gibt, die anders denken; ſo ſind ſie nicht würdig, den ſtolzen Deutſchen an die Seite geſtellt zu werden. Ich weiß auch ſehr gut, daß viele deutſche Fürſten das Benehmen des Prinzen ſehr getadelt haben; denn Alle ſind ſo brav, daß nicht Einer unter ihnen iſt, der nicht zuerſt einem beleidigten Cavalier Genugthuung anböthe. Aber Prinz Eugen iſt ja kein Deutſcher. Es würde fürwahr kein Blatt aus ſeinem Lorbeerkranz verloren gegangen ſeyn, wenn er ſich mit mir, einem kaiſerlichen General von hoher Geburt, und einigem Rufe in der Armee, geſchlagen hätte. Glaube mir, Bruder, dieſe Art von Hochmuth bedeckt ſtets irgend eine Schwachheit. Die deutſchen Sitten unterſagten ihm eine ſolche Klage, und er ſelbſt hat vorher ſehr oft über diejenigen geſpottet, die, es ſey wo es ſey, ſich eines ſolchen Schildes bedienten. Kurz, ich kann mit Phaeton ſagen:

Il est beau qu'un mortel jusques au ciel s'élève,
Il est beau même d'en tomber.

„Trotz aller Verfolgungen, die ich erlitten, habe ich weder meinen Appetit, noch meine gute Laune verloren. Selig ſind diejenigen, die ihre Philoſophie im Blute tragen!"

„Nach und nach bin ich denn nun in der Türkey von Stufe zu Stufe geſtiegen, trage einen vier Pfund ſchweren Turban auf meinem Haupte, einen langen Bart, einen langen Kaftan, und möchte mich todt lachen, wenn ich bedenke, was mich zu dieſer Maskerade geführt hat. Indeſſen bin ich meiner Familie eine Rechtfertigung darüber ſchuldig, und da Du das Haupt der Familie biſt, ſo richte ich ſelbige an Dich, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Als ich von Venedig nach Bosnien, einer Gränz-Provinz des Sultans kam, wurde ich auf Verlangen eines kaiſerlichen Officiers, der ſich eben dort befand, arretirt. Die Deutſchen verſchwendeten große Summen, um zu bewirken, daß ich als Deutſcher ihnen ausgeliefert würde. Nach einem fünfzehn monathlichen Verhafte — (Du kannſt Dir meine Unruhe während dieſer Zeit wohl denken) — erſchien ein Befehl, ihnen zu willfahren, weil ein Artikel des Tractats von Paſſarowitz beſtimmte, daß man die Flüchtlinge von beyden Theilen einander zurückgeben ſolle. In dieſer Noth, um nicht in die Hände meiner grauſamſten Feinde zu fallen, blieb mir nichts anders übrig, als den Hut mit dem Turban zu vertauſchen. Wenn der franzöſiſche Geſandte bey der Pforte mich als Franzoſen reklamirt hätte, ſo wäre ich ihm augenblicklich ausgeliefert worden; er hat es aber nie thun wollen.

ich vermuthe schon warum? Er ist nähmlich der Urenkel eines Juden von Avignon, und da er nicht früh genug auf die Welt gekommen war, um den Herrn Christus kreuzigen zu helfen, so war er wenigstens hoch erfreut, einen Christen verkaufen zu können."

„Seine Schuld ist es also, daß ich den Turban trage. Aber Du sollst wissen, daß ich bey dessen Annahme mich keineswegs den Ceremonien unterworfen habe, die der Verfasser meiner vorgeblichen Memoiren zum Zeitvertreibe seiner Leser mich ausstehen läßt. Du begreifst auch wohl, daß ein so entschlossener Kerl, als ich bin, nicht fünfzehn Monathe lang gezögert haben würde, ein Türk zu werden, wenn ich mit diesem Vorsatz in des Sultans Staaten gekommen wäre. Ich mußte mich aus den Klauen der Österreicher retten, das war mein einziger Beweggrund, und ich hätte mich allenfalls für den Teufel selbst erklärt, um ihnen zu entgehen."

„Die Gründe meine Reise waren sehr vernünftig. Ich kann mit Wahrheit sagen: der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich darf mich nicht deutlicher darüber herauslassen, weil ich hohe Personen, ohne deren Zustimmung, kompromittiren müßte. Kurz, ich will lieber, allen frommen Kopfhängern zum Trotz bleiben, wo ich bin, als in Deutschland als ein guter Christ lebendig geschunden zu werden."

Hier erzählt Bonneval seinem Bruder in einem langen Gassenhauer, wie er seine Zeit zubringt; rühmt sein Wohlbefinden, seinen Wein, seinen Harem, vergleicht sich mit Alcibiades, den man auch ungerechter Weise aus seinem Vaterlande vertrieben; sagt, daß er so nahe den Gräbern der alten Philosophen, auch deren Denkungsart angenommen, und daß sein altes Breviarium, Plutarch, ihn nie verlasse. „Man ist nur dann meineidig, ruft er aus, wenn man die Gesetze der Natur nicht befolgt. Graubärtig, wie Anacreon, leere ich, gleich ihm, die Weinflasche am Bosphorus, wo Liebe und Wein, Bachus und Cythere, mich nie verlassen. Ich genieße die Gegenwart, und ein Rindvieh ist, wer es nicht eben so macht. Ich habe weder Podagra, noch Husten, noch Steinschmerzen; ich reite wie ein Jüngling, und bin auch noch gut zu Fuße. Aber der Dämon, der den heiligen Paulus quälte, fängt leider an, mich zu verlassen."

„Meine alte Kriegsbegierde ergreift mich noch bisweilen, doch, die Wahrheit zu gestehen, der letzte Herr, dem ich gedient habe, hat mir alle Höfe so verleidet, daß mir die Wahl eines neuen Herrn frey stehen müßte, und der, den ich meine, würde mich vielleicht nicht wollen. Hier leb' ich nach Belieben, und thue, was mir gefällt. Ich habe so viel, daß ich auch der Neigung zum Verschwenden, die man mir immer vorgeworfen hat, ein wenig nachhängen kann. Indessen leugne ich nicht, daß das allzuruhige Leben einem Menschen nicht immer behagt, der von Jugend auf im Geräusch der Waffen und der großen Welt sich herumgetrieben. Ohne meine Bücher, deren ich eine ansehnliche Menge besitze, würde ich wenig Zeitvertreib nach meinem Geschmack finden. Aber ich bin mit meinem Schicksale zufrieden. Mein Ruf muß auch in der Christenheit eben noch nicht sogar schlecht seyn, da ich noch immer Freundschaftsversicherungen von den vornehmsten Deutschen erhalte, und da sogar die Österreicher mich gegen die Minister des Sultans gerühmt haben. Selbst Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, meine ehemahligen Freunde, verläugnen mich nicht, und mit allen Gesandten der christlichen Mächte — den kleinen Ambassadeur ausgenommen — stehe ich im besten Vernehmen."

„Leb wohl, lieber Bruder, und vergiß nie, daß es auf dieser Welt nichts, als Abgeschmacktheiten gibt, die da eingetheilt werden in lustige, ernsthafte, politische, juristische, theologische, gelehrte, traurige, et cetera et cetera, aber daß nur die erste Gattung, verbunden mit der Vorsicht, den Leib immer offen zu halten, ein langes, fröhliches Leben gewährt."

Biographische Züge.

Johann Gottfried Seume.

Den 15. Juny wurde die morsche Hülle des am 13. in gänzlicher Ermattung verschiedenen Seume in Töplitz auf dem dortigen Todtenacker eingesenkt. Er war seiner großherzigen Freundinn, Elise von der Recke aus Leipzig, in jene, auch ihm Heil versprechende, Bäder gefolgt. Diese edle, überall hülfreich mitfühlende Frau, so wie sie in Rom an der Pyramide des Cestius einem andern Freunde die letzte Gebühr zahlte, besorgte auch hier dem müden Wanderer seine Ruhestätte. Ein erwählter Kreis guter Menschen, die sich gerade hier zusammen fanden, umschlossen sein Grab. Der katholische Dechant war an ihrer Spitze. Der Sänger der Urania, Tiedge, sang ihm einen Nachruf, Professor Clodius aus Leipzig sprach die Rede an der Gruft. Ein Lied von Hölty und das Requiem wurden gesungen. So ward ihm auch außer seiner eigentlichen Heimath eine beneidenswerthe Todtenweihe. Er hatte in den letzten zwey Jahren unaussprechlich gelitten. Eine höchst schmerzhafte Unterleibskrankheit, deren Keime er in sehr frühen Jahren in seinen sonst felsenfesten Körper legte, als er bey einer Desertion vom Regiment zwey Mahl vier und zwanzig Stunden in Sümpfen versteckt lag, hatte seine edelsten Lebenstheile angegriffen. Zwar hatte er bey einer scheinbaren Besserung schon der bösen Morbona ein Absagegedicht geschrieben, das Niemand in der neuesten Sammlung seiner Gedichte ungelesen lassen soll; allein selbst der freundliche Äskulap, dem er diese dritte Ausgabe seiner Lieder aus Dankbarkeit zueignete, hoffte nur wenig. Dennoch hatte er noch in den letzten Osterfeyertagen eine kleine Wallfahrt zu seinem väterlichen Freund Wieland nach Weimar gemacht, kam gestärkt von dem Gespräche dieses Patriarchen, für den er stets die reinste Ehrfurcht empfand, zurück, und begann mit frischen Lebenshoffnungen seine Badereise. Aber den unermüdlichen Fußwanderer bis Syracus und bis Abo ereilte hier doch der Tod, der ihn unter dem Kartätschenfeuer der Unterjochungskämpfe in Pohlen, auf den Eisfeldern in Canada und unter den Dolchen der römischen Banditen im Haine bey Ariccia noch immer schonend vorübergegangen war. Hätte er wenigstens die Schicksale seiner Jugend, und die Erfahrungen seines Mannsalters erst noch niederschreiben können, wozu er im letzten Winter, durch Freundes Bitten und Mahnungen der Natur geweckt, wirklich schon den Anfang gemacht hatte. Denn dieser reingediegene deutsche Mann und originelle Dichter ist viel von Schicksalsschlägen gehämmert, aber nie platt geschlagen worden. Auf seinem Grabe steht ein Stein in fester Würfelgestalt. Unerschütterliche Festigkeit für Alles, was er als recht und wahr und gut erkannte, auch Kerker und Bayonnetstiche nicht zu scheuen, und ein viereckiger Mannsinn, in der Bedeutung, wie einst die Griechen dieß

Wort nahmen, waren die Hauptzüge seines Charakters. Er mochte sich wohl selbst gern zuweilen einen Sonderling schelten hören, und erzählte es in vertrautem Zwiesprach wohl auch einem Herzensfreund, daß Vater Wieland ihm die Ehre angethan habe, ihn für den einzigen achtbaren Cyniker seiner Zeit zu halten; er verglich im Scherz den Tornister, den er auf seinem Rücken am Ätna und zu Sipolli getragen hatte, mit der Pera der Nachkömmlinge des Antisthenes; auch pflegte er es wohl mit Freundlichkeit zu erwähnen, daß in den letzten Jahren bey seinen sthenischen Übeln die Heilkunst ihn zuerst genöthigt habe, ein Glas Wein zu trinken, und der Schnurrbart, der sein männlich braunes Gesicht in den letzten vier Jahren zierte, war die einzige Toilette, die ihm zuweilen einen Blick in den Spiegel abgewann; aber dieß Alles war bey ihm durchaus keine Maske und Äfferey. Es erwuchs natürlich aus seiner ganzen Art, zu seyn und zu denken.

Ein innerer, heiliger Zwang geboth dem, der mit schweren Entbehrungen und Aufopferungen die höchste bürgerliche Unabhängigkeit und Freyheit behauptete, nur dem reinen Sittengesetz in seiner Brust gemäß zu handeln. Wahrer Hellenensinn durchglühte seine Brust, und er erwärmte sich täglich an der Lectüre der großen Alten, klagte über nichts bitter, als daß seine letzte furchtbare Ischurie ihn mitten in der Lectüre des Thucydides unterbrochen habe, hatte zu seinen einzigen Begleitern nach Sicilien den Theokrit, nach Finnland den Aristophanes, dichtete in diesem Sinn noch spät sein Heldenspiel Miltiades, und schrieb eine lateinische Vorrede zu Plutarchs Biographien, die sobald wohl noch nicht gedruckt werden dürften. Aristogiton und Thrasybul waren seine Helden, und er wäre in Zeiten, wo jene lebten, auch ein Tyrannicida geworden. Jetzt hauchte er seinen Griechensinn wenigstens in Gedichten, deren Muse nur zu oft die Indignation war, und in Vorreden zu seinen Wanderungen aus. Nichts eckelte ihn mehr an, als die Halbheit dieser Tage, und darum rief er oft im vollen Eifer: es muß noch mehr zerstört werden! Aber nie brachte ers, der aus voller Brust liebte, und nie Groll noch Haß hegte, zu tymonischer Menschenfeindlichkeit. Derselbe, gegen sich selbst so strenge Mann bewährte die schon aus Homer abgezogene Regel, daß des Helden Auge leicht Thränen vergieße; umfaßte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit seine Freunde, besuchte regelmäßig das Grab seines Vaters, und schlug die Stelle eines russischen Hofraths mit 2,500 Rubeln Gehalt, die ihm auf seiner letzten Reise nach St. Petersburg nach einer Audienz bey der Kaiserinn Mutter angetragen wurde, bloß deßwegen aus, weil seine alte Mutter im Dorfe Posern bey Weissenfels noch lebe, die er nicht verlassen könne; lief, um eine Stunde lang einen Freund zu sehen, 12 Meilen in einem Tage, und war selbst der süssesten Empfindung, der reinsten Frauenliebe nicht unempfänglich. Gewiß, es war ein köstlicher, seltener Kern in dieser rauhen Schaale, die sein Pylades Veit Schnorr in Leipzig, mit dem er einst bis Wien pilgerte, brav, aber noch immer zu sanft vor den Titel seiner Gedichte zeichnete, die aber ein zweyter erlesener Freund, der gemüthvolle Gerhard v. Kügelgen, so wie sie Natur und Schicksal ausprägten, ergreifend wahr mahlte, und in seiner Gallerie aufbewahrt. — Denn wie hartprüfend hatte auch das Schicksal ihn erzogen! Sein Vater, einst ein wohlhabender Landbauer in Posern bey Weissenfels, war ihm durch Unglücksfälle und Krankheiten früh ins Grab gesunken. Des hülflosen Knaben nahm sich ein edler Menschenfreund, der Graf Hohenthal-Krauthayn an, und gab ihn zum Rector Korbinski in Borna, dessen altväterische aber gründliche Zucht der Zögling später selbst in struppichtkomischen Hexametern schilderte. Er wurde mit dem Geist der Griechen und Römer vertraut, aber die theologische Schnürbrust in Leipzig beengte den gewaltigen Springinsfeld. Der Wanderungstrieb ergriff den 18jährigen Jüngling unwiderstehlich. Er bezahlte am Abend noch seine geringen Schulden pünctlich, und lief am folgenden Morgen, mit keiner Habe, als dem Tacitus in der Tasche, spornstreichs nach Kassel, fiel dort in die Schlingen werbender Seelenverkäufer, und wurde mit andern, von ihrem Landesvater für Blutgeld verkauften Hessen nach Amerika eingeschifft. Es war in den Sternen geschrieben, daß der enthusiastische Freund der Freyheit zwey Mahl gezwungen seyn sollte, in den Linien derer zu stehen, die gegen die Freyheitslustigen kämpften. Dort in Canada und an den Alleghannies schloß er den Freundschaftsbund mit dem edeln von Münchhausen, und hauchte in Wechselgesängen, deren einige sich noch in seinen Gedichten erhalten haben, seinen kochenden Unmuth so gut, als seine glühenden Freundschaftsgefühle aus. Als man ihm bey der Rückkehr nach Europa seine Kapitulation nicht hielt, entsprang er, wurde ergriffen, und erhielt, als er Spießruthen laufen sollte, nach seiner kräftigen Vertheidigung einen ehrenden Abschied.

Zum zweyten Mahl gerieth er in preußischen Dienst, und wurde in eine Stadtgarnison gesperrt. Auch hier rettete er sich durch die Flucht, und kam nun durch allerley Schicksale zur russischen Armee in Pohlen, gewann des General Igelströms Gunst, expedirte als Secretär die diplomatische Correspondenz in der wichtigsten Krise Pohlens, ward gefangen nach Warschau geführt, und erlebte dort in der Gefangenschaft die Schreckensscenen des von Suwarow erstürmten Praga. Der Lieutenant Seume, dem mancher Geiger des Günstlings Subow vorgezogen wurde, erhielt den Auftrag vom General Igelström, einen kranken Jüngling in die Bäder nach Pisa zu bringen, kam aber nur bis Leipzig. Die Kaiserinn Katharina starb. Seume konnte unmöglich an dem Tage zurück auf seinem Posten seyn, den Kaiser Paul bestimmt hatte, und wurde aus der Liste gestrichen. Eine freymüthige Vorstellung brachte ihm den ehrenden, aber nicht lohnenden Abschied, und damit hatte sein Kriegsdienst ein Ende, zu welchem er doch, als der Kampf für Herd und Vaterland näher und näher rückte, oft zurückkehren wollte. Nun begann ein bloß literarisches Leben für ihn, und mit diesem seine zweyte Epoche. Er hätte durch eine Disputation in lateinischer Sprache, eine Parallele der alten und neuen Bewaffnung, die er später in einer deutschen Schrift weiter ausführte, schon als Gelehrter Platz ergriffen. Privatvorlesungen über alte Klassiker und in der ihm sehr geläufigen englischen Sprache, später das durch ihn ehrenvolle Amt eines Correctors in seines edeln Freundes Göschen Druckerey zu Grimma, wo er auch wohnte, war mehrere Jahre hindurch sein Erwerb, von dem er auch seiner guten alten Mutter mittheilte. Die Schriftstellerey war ihm nie Speculation, nur Mittel und Hebel, große Lieblingsideen auszusprechen. Seine politischen Blicke über Pohlens Schicksal, über Suwarow's und des Königs Poniatowsky Charakter, über Katharina und Paul sollten von dem Geschichtschreiber dieser Zeit nicht unbeachtet

bleiben, und wurden von Johannes v. Müller nach Gebühr gewürdigt. Sein Wahrheitssinn widerstrebte sogar jeder poetischen Verschönerungslust und Schmeichelrede. Als Matthison in seinem Sarkophag aufs Jahrhundert zu liebkosend sprach, zeigte er flugs die Rückseite in seinem Kraftgedicht: das scheidende Jahrhundert. So ist fast jedes seiner Gedichte ein ächt individuelles Kind eines momentanen Frohsinns oder noch häufigern Mißmuths, und ein Beleg für sein eignes Geständniß: „ich habe mich von Furcht und Hoffnung los gemacht; aber für die Menschheit, für Licht und Recht und Vernunft zu sprechen und zu schreiben, will ich nicht eher aufhören, als bis meine Zunge den letzten Gedanken stammelt." Die letzte Politur verschmähte er ihnen zu geben. Es widerstrebte dieß Ausfeilen seinem ganzen Wesen. Doch hat er in drey schnell auf einander folgenden Ausgaben redlich gebessert. In dieser Epoche war es vorzüglich, wo ihm der Umgang mit den damahls noch lebenden Veteranen Leipzigs, mit Morus, Weisse, Blankenburg, mit Öser, Klausing, Carus, aber auch ausser Leipzig mit Wieland, Schiller, Gleim, mannigfaltigen Genuß und bildende Belehrung zuführte. Vor allen war ihm Gleim ein väterlicher Freund, auch, wie bey so manchem andern nicht vom Glück begünstigten jungen Musenfreund, ein helfender Genius!

Mit dem Jahre 1801 beginnt gleichsam der letzte Abschnitt seines Lebens. Die Herausgabe seiner Gedichte verschaffte ihm den Reisepfennig zur Ausführung seines Lieblingsplans, auf der Landspitze von Syrakus den Theokrit in der Ursprache zu lesen. So entstand sein berühmter Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802. Mit denselben Stiefeln und einerley Tornister legte er fast 600 Meilen zu Fuß zurück, und berührte rückwärts auch die Metropole an der Seine. In Rom schloß er den engsten Bund mit Fernow. Beyder Freunde kosmopolitische Betrachtungen auf dem Kapitol sind auch verschiedentlich zur Kenntniß des Publicums gekommen, und Manches hat seitdem die Nemesis erhörend ausgeführt. Vier Jahre darauf folgte mein Sommer im Jahr 1806, wo er nach Petersburg pilgerte, durch den edeln Beck bey Klinger eingeführt wurde, in Pawlowsk gnädige Aufnahme fand, Moskwa begrüßte, die Erdbeere in Sipola und die Sommerfrüchte Schwedens kostete, und am 1. Oct. wieder in seiner Klause zu St. Thomas in Leipzig saß. Er pflegte dieß im Scherz seine Fischreise zu nennen, so wie die erste seine Traubenreise. Er hatte ja am bothnischen Meerbusen die zarten Strömlinge, bey Landolina in Syrakus der Trauben gekostet, woraus einst die Griechen das vinum Pollium preßten. Aber der kräftige Fußgänger war er auf seiner nordischen Reise lange nicht mehr. Er machte davon nur 150 Meilen gehend. Die Beschreibungen dieser beyden Reisen wurden vom Publicum mit ungemeinem Beyfall aufgenommen; der Spaziergang nach Syrakus erlebte sogar schon mehrere Auflagen. Wer sie las — und wer las sie nicht, und kehrte in unsern Tagen nicht gern zu ihnen zurück, besonders zur merkwürdigen Vorrede zu meinem Sommer — kennt den Verfasser, als wenn er viele Maaß Salz mit ihm gegessen hätte. Hier und da griff er wohl unsanft, und im Affect auch einseitig bitter, das an, was ihm verderbender Mißbrauch schien. Der unversöhnliche Feind der kleinen und großen Zwingherren leitete alles Unglück Deutschlands von den Immunitäten der privilegirten Stände ab, hatte eine offene Fehde mit der, seiner Meinung nach, alle Moralität tödteten Accise, und brandmarkte, wo er es vermochte, die Frohnen. Ein fühlloser Frohnvogt hatte seinem kranken Vater, der die Frohne nicht mehr verrichten konnte, einst das Herz gebrochen, daß er nach drey Tagen gestorben war. Durch seine Schriften und Gedichte erwarb sich Seume von der Newa bis zum Rhein wohlthätigen Einfluß auf seine Zeitgenossen. Doch nützte er auch noch durch eine stillere, wenig gekannte Wirksamkeit. Ihm verdankt man die classische Correctheit, womit Klopstocks Werke, in Göschens Officin gedruckt, ein Monument der Nation bleiben werden. Er correspondirte oft mehrmahls über eine einzige grammatische oder metrische Abweichung mit Klopstock selbst. Alxingers Bliomberis, wovon Göschen die letzte schöne Ausgabe gab, glättete und verbesserte er zur größten Vollendung, und leistete dem fremden Gedicht meisterhaft, was er, vielleicht aus Grundsatz, den seinigen versagte. Göschens unvergeßliches Verdienst um die ersten Classiker der Nation konnte also nicht bestehen, wenn er nicht mit ungewöhnlichen Kosten einen Seume und Lorent als Correctoren eine lange Zeit bey sich wohnen hatte. Außer diesen fast gar nicht gekannten, und doch höchst mühsamen, Arbeiten wirkte auch Seume auf viele Jünglinge, die in Leipzig studirten, und von welchen immer einige Erwählte sich besonders ihm anschlossen, durch Mittheilung seines Stoicismus, seiner Erfahrungen und Lebensansichten als ein wahrer Agathodämon. Sein Beyspiel predigte seinen begüterten, und daher auch mitunter üppigern, Mitbürgern eine Lehre, die ihnen ein Ärgerniß ward. Denn die edelsten Bewohner Leipzigs aller Stände beeiferten sich stets um die Wette, einen Mann in ihre Kreise zu ziehen, dessen Leben war wie sein Wort. Was Lucian vom Philosophen Demonax erzählt, daß sein Eintritt in das Haus seiner reichen Mitbürger immer als die Erscheinung eines guten Genius angesehen wurde, galt buchstäblich auch von Seume. Einer dieser edeln Männer, dem er auch zuletzt seine Gedichte weihte, Haußner, bewies ihm in seiner langwierigen Krankheit wahre Bruderliebe. Wohl heute dem Wanderer am Ziel! Er ist nun in dem Kreise, von welchem er selbst in dem auf dem Leipziger Kirchhof gedichteten Liede singt:

Laßt mich hier mit einer alten Rolle
Einsam sinnend auf und nieder geh'n,
Und mit Hoffnung in die seelenvolle
Freundliche Gesellschaft aufwärts seh'n!

Miscellen.

Das Verhältniß Friedrichs des Großen zu seiner würdigen Gemahlinn, einer Prinzessinn von Braunschweig, war vielleicht einzig in seiner Art, so wie fast alles, was dieser seltene Mensch that, — sein Ich originell aussprach. Man weiß, daß er seine Gemahlinn nicht selbst gewählt hatte. Sie war ihm von seinem Vater gegeben, den er damahls haßte, und er hatte sich zu dieser Wahl nur durch die Zuredungen seiner Mutter bestimmen lassen, die er liebte. — Aber auch selbst bey einer so gezwungenen Ehe war er nie ungerecht gegen die Prinzessinn selbst. Er lebte mit ihr zwar nicht als Ehemann, und vermied sogar, nach dem Hochzeitfeste zu Salzdahlen, die Brautnacht auf eine erfinderische Art — aber er ging mit ihr wie ein Verehrer aus den Zeiten der Chevalerie um; mit dieser Veneration benahm er sich gegen sie bis an das Ende seines Lebens. Wenn er mit ihr in dem Schlosse zu Berlin wohnte, welches im Carneval und im Sommer bey der Revüe-Zeit der Fall war, so ließ er sich nicht

nur jeden Morgen nach dem Befinden der Königinn erkundigen, sondern sandte ihr auch öfters eine Art Billet doux, worin er ihr theils in französischen Versen, theils in Prosa seine Hochachtung bezeigte. Die Königinn erwiederte diese Briefchen auf ähnliche Art, da sie im Französischen so geübt war, daß sie eine Menge geistlicher Schriften meisterhaft aus dem Deutschen übersetzte. War eine solche Übersetzung vollendet, so sandte sie dieselbe dem Könige zu, so wenig Geschmack er auch an allem fand, was Ascetik heißt. Er machte ihr dagegen Geschenke mit seinen freyern Schriften, die ihrer religiösen Denkungsart nicht sehr behagen konnten. Aber selbst dieß Heterogene ihrer Meynungen störte ihre guten Verhältnisse nicht. Der König bezahlte ihre Schulden, die sie wegen des zu ökonomischen Hof-Etats nicht vermeiden konnte, jedes Mahl mit gütiger Bereitwilligkeit, und achtete sie stets als eine der edelsten Frauen.

Im vierten Artikel seines so äußerst denkwürdigen Testaments vom 8. Januar 1769, vermehrte er ihre Einnahme nach seinem Tode, außer andern wichtigen Vortheilen für ihren Haushalt, mit 10.000 Thalern, — und setzte die merkwürdigen Worte an den Reichsnachfolger hinzu: j'exige qu'il ait pour elle la déférence convenable à la veuve de son Oncle, et à une Princesse, dont la vertu ne s'est jamais dementie. — Indeß war es doch auffallend, daß der große König seiner so von ihm hochgeachteten Gemahlinn nie die prachtigen Umgebungen von Potsdam zeigte, die er geschaffen hatte. Allein auch dieß läßt sich erklären. Der König lebte in seinem Sanssouci gleichsam en Garçon, und ließ sich durch Besuche von Prinzessinnen gar ungern genieren. Noch mehr würde dieß das Gefolge der Königinn gethan haben, und sie war entweder zu bescheiden, oder — zu stolz, den König um einen Besuch in Potsdam zu bitten, den er ihr als König und als Gemahl wenigstens nach der Hofsitte doch wohl selbst anbiethen mußte.

.....

Es ist merkwürdig, welchen tiefen und weit aussehenden Blick Friedrich II. in den National-Charakter der Franzosen that, zu einer Zeit, wo dieser Charakter von seiner gegenwärtigen Richtung noch so entfernt war: „Si j'avais — sagte dieser scharfsichtige Fürst — une nation à créer, je me crée-rois la française.

.....

Dütens erzählt uns folgenden sehr charakteristischen Zug aus dem Privatleben Friedrich's II. Der Oberst Guischard, genannt Quintus Icilius, theilte die Anecdote dem Wiedererzähler mit. Abbe Bastiani und Milord Mareschall bestätigten Alles durch ihre Zusätze.

Quintus Icilius, der lange der königlichen Gunst genossen, hatte Witz, schöne Kenntnisse, und war, obgleich guter Hofmann, doch nichts minder als feiler Schmeichler. Er verliebte sich in eine junge, liebenswürdige, reiche Witwe; ward wieder geliebt, und wollte sie heirathen. Allein der König sah es nie gern, wenn seine Vertrauten an Vermählung dachten. Er sagte: Ich darf ihnen dann kein Geheimniß mehr vertrauen, aus Furcht, sie beichten es ihren Hälften wieder. — Quintus machte mehrere Versuche, des Königs Erlaubniß zu erhalten. Immer vergebens. „Warum mich denn schlechterdings verlassen, lieber Quintus?" sagte der König eines Tages zu ihm, indem er ihn umarmte: „Sie geben doch zu, daß Sie mir lieb sind. Aber, wenn Sie eine Frau nehmen, ich seh' es voraus, müssen wir uns trennen."

Die abschlagende Antwort machte den guten Quintus böses Blut. Er sprach fast gar nicht mehr mit dem Könige. Zwar mußte er täglich an dessen Tafel speisen; immer aber hatte er grollende Miene. Der König bemerkte es; es verdroß ihn, und er nahm sich vor, Rache zu üben.

Friedrich pflegte gewöhnlich über Tafel irgend einen der Tischgenossen zur Scheibe seines Witzes zu machen. Marquis d'Argens, der beständig bey ihm aß, hatte seit zwanzig Jahren dazu gedient; er war eben abwesend. Quintus sollte nun herhalten.

Als er ihn wieder übeln Humors bey Tische sah, wandte er sich mit den Wörten an ihn; „Quintus, ich habe die größte Lust, Ihre Lebensbeschreibung zu machen." —

— Wie es Ew. Majestät gefällt; ich fürchte mich nicht! —

„Je nachdem!" sagte der König: „Wenn ich nun zum Beyspiel folgender Maßen anfinge: Es war ein Mahl ein gewisser Guischard, Sohn eines Töpfers von Magdeburg."

— Was machts, Sire? Töpfer oder Porzellanhändler, ich drehe dafür nicht die Hand um! —

Es ist bekannt, der König hatte eine Porzellan-Fabrik angelegt, und es wurde darin für seine Rechnung gearbeitet und verkauft. Der König etwas getroffen, fuhr aber in seiner Rede fort:

„Es begab sich, daß dieser Guischard die Ehre hatte, zu des Königs Umgang zu gelangen, so wenig er es auch verdiente."

— Desto schlimmer für den König, der Leute zu seinem Umgang wählte, die es nicht verdienten. —

„Alle Gäste erschracken über Quintus oder Guischard's Kühnheit. Der König aber ließ sich nicht stören, sondern erzählte weiter:

„Noch mehr! wiewohl derselbe nie im Feuer gewesen war, hatte er dennoch drey Bataillons zu befehligen, mit denen er aber eigentlich nicht den Krieg machte, sondern plünderte und maraudirte."

— O, was das betrifft, Ew. Majestät wissen wohl, wir haben die Beute mit einander getheilt. —

Er spielte damit auf die beym Grafen von Brühl gemachte an. Der König verstand ihn; die andern wußten nicht, wovon die Rede war. Seine Majestät runzelte die Stirn; jeder schien in Verlegenheit. Endlich nach mehrern pikanten Zügen, die aber eben so lebhaft auf der Stelle erwidert wurden, schloß der König mit den Worten:

„Nun, Quintus! was sagen Sie dazu? Bin ich nicht ein guter Geschichtschreiber?"

— Wahrlich, Sire, wenn ichs frey sagen darf, die Könige sind ein herzlich schlechte Autoren, thäten besser, sich mit ihren Staatsangelegenheiten, als mit Gelehrsamkeit zu befassen, worin sie selten etwas leisten. —

Jeder schlug den Blick auf den Teller nieder, und wagte nicht, den König anzusehn. Man fürchtete jeden Augenblick, Quintus werde zum Fenster hinaus geworfen. Der König blieb sich aber gleich.

Das Mahl war zu Ende. Man stand auf. Die Gesellschaft ging in den anstoßenden Saal, den Kaffeh zu nehmen, nur Quintus Icilius nicht. „Wo ist denn Quintus?" rief der König, da er ihn nirgends sah: „will er denn nicht den Kaffeh nehmen?" — Man sagte ihm, er habe sich zurück gezogen. „Wie? schmollt er etwa mit mir? Sucht ihn auf. Es soll Alles vergessen seyn."

Man suchte ihn auf. Er aber wollte nicht kommen. Der König schickte den Abbe Bastiani, mit dem Befehl, er solle ohne anders kommen. — Die Antwort war: „Sagen Sie dem König nur, wenn er Narren an seiner Tafel wolle, müsse er sie besser bezahlen." (Quintus hatte damals doch vom König 200 Louisd'ors Pension.) Abbe Bastiani drang in ihn, dem König zu gehorchen; stellte ihm die Folgen einer Antwort, wie diese, vor. Es half alles nicht. Der Abbe kam allein zum König, und brachte die Antwort, wie er sie bekommen. Friedrich lachte laut auf. „Morgen wird er wohl besserer Laune seyn!" sagte er.

Quintus verließ folgenden Tages früh um 4 Uhr Sanssouci und ging nach Potsdam. Der König, als ers erfuhr, war sehr ärgerlich. Es verstrich einige Zeit; darauf schrieb ihm Quintus, und bath um Einwilligung zur Heirath. Friedrich gab keine Antwort. Ein anderer Brief: — eben so vergeblich. Er schickte sechs Briefe nach einander — keine Antwort. Beym siebenten endlich schrieb ihm der König: „Quintus, Sie haben mich grausam beleidigt. Indessen, wenn Sie Verzicht darauf thun, sich zu vermählen, verzeih' ich Ihnen, und gebe Ihnen meine Gnade wieder." — Quintus antwortete: „Sire, Statt aller Gnadenbezeugungen von Ew. Majestät bitt' ich um Erlaubniß, mich zu verheurathen."

Der König erlaubte es, aber von nun an wollte er ihn nicht mehr sehen. Quintus, der sich mit seiner Frau gern auf deren Güter begeben hätte, mußte in Potsdam bleiben, wie im Stadtarrest. — Zwar durfte er endlich wieder zum König kommen, aber in dem Maß, wie vorher genoß er dessen Gunst nie wieder. Einige Jahre nachher starb Quintus. Friedrich war bey der Todesnachricht sehr bewegt. Er sagte zu einem seiner Generalen: „So verlassen mich meine Freunde. Die Zeit nahet, wo mir es eben so machen werden. Auch Sie werden mich verlassen, oder ich Sie."

Er schrieb an Guischards Witwe, sie zu trösten; machte ihr ein Geschenk von 3000 Thalern, sicherte ihr eine Pension von 1200 Thalern zu, übernahm es für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, und nahm sich die Bibliothek und das Medaillen-Cabinet ihres verstorbenen Gemahls, dafür er ihr aber den vollen Werth auszahlen ließ.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag, den 30. July 1810.

Die Formen ändern sich — ewig sind nur Wahrheit und Recht. Wo sind sie, daß wir sie suchen? Ganz und immer nirgend, heller und fester, bald da bald dort. Der Geschichtsforscher suche sie, der Geschichtsschreiber stelle sie dar, der Staatsmann halte sie fest. — Hätten diese immer mit dem Geiste der Zeiten fortgelebt, mit ihrer Würde auch Popularität, mit gutem Willen angemessenen Ernst verbunden, hätten sie sichs angelegen seyn lassen, wie an Rang, so auch moralisch die Ersten der Nation oder wenigstens durch Männer von anerkannter Vortrefflichkeit bedient und berathen zu werden, sie würden jetzt noch Beyspiel und nicht Warnung seyn.

Johann von Müller.

Philipp II., König von Spanien.

(Beschluß.)

Indem Philipp so sich im Innern seines Reiches furchtbar machte, drohten ihm indessen bald auch wieder äußere Feinde.

Die Osmannen sowohl, als die Corsaren der afrikanischen Küste, mußten ihm mancherley Bedenklichkeiten einflößen.

Die Türken, deren blühendste Epoche damahls war, als sie Solimann, ihr größter Sultan, beherrschte, hatten während des Krieges mit Heinrich, dessen Bundesgenossen sie zum Scandal der ganzen Christenheit waren, die italiänischen Küsten und Minorka verwüstet, und Philipp hielt es unter seiner Würde, nur Friede mit ihnen, den Ungläubigen, zu machen. Er beschränkte sich darauf, die ihren Anfällen ausgesetzten Küsten in Vertheidigungsstand zu setzen, und blieb übrigens so auf dieser Seite im Kriege begriffen.

Die afrikanischen Corsaren, unter denen Tausende vertriebener Mauren waren, mußten deshalb Erbfeinde der Spanier seyn, und sie gaben ihm daher noch mehr Anlaß zu Besorgnissen. Dragut, einer der besten Seeleute, der besten Helden seiner Zeit, hatte eben Tripolis eingenommen, und von da aus verwüstete er bald die spanischen, bald die italiänischen Küsten. Noch in den Niederlanden hatte Philipp darauf gedacht, sich dieses Platzes zu bemächtigen, und so kam denn im October 1559 eine Expedition zusammen, welche von Messina erst nach Syrakusa und nach der Insel Gerba abging, die Tripolis gegenüber liegt. Der Admiral Medina Cöli nahm sie ohne Mühe in Besitz, und beschloß, das kleine Fort darauf in eine wichtige Festung zu verwandeln. Damit ging aber viel Zeit verloren, und ehe Medina Cöli zu Ende war, erschien eine türkische Flotte, die die Seinige theils zerstörte, theils nahm, theils versprengte; mit Mühe entkam er selbst, und die Insel ging natürlich eben so geschwind verloren, als sie erobert worden war. Ein Glück für Spanien, daß der türkische Admiral seinen Sieg nicht benutzte.

Philipp verbarg übrigens seinen Unwillen über Medina Cöli's verkehrte Anstalten mit dem Gleichmuthe, den er in jeder Lage; auch späterhin bey noch größern Unfällen äußerte.

Glücklicher waren die Commandanten in Oran und Masarquivin auf dieser Küste, die die furchtbaren Angriffe der Eingebornen so lange zurückschlugen, bis Philipps Flotte glücklich einen Entsatz zuwegen brachte. Besser lief endlich auch ein Angriff auf Penon de Velez ab, ein Raubnest auf einer Felseninsel, der afrikanischen Küste gegenüber, das für unüberwindlich gehalten, aber von Don Garcias von Toledo in wenig Tagen erobert wurde. Die Freude darüber war in Spanien gränzenlos. Sie ließ den Kummer vergessen, den Medina Cöli's Unstern verbreitet hatte. Nur Philipp konnte sich nicht freuen. In Spanien rottete zwar die Inquisition glücklich jeden Funken der Ketzerey aus. In den andern Ländern dagegen machte der Protestantismus immer größere Fortschritte.

Nach vielem Streiten und Einreden von Seiten des Papstes und der katholischen Fürsten, war endlich ein allgemeines Concilium zu Trient zusammen gekommen, das aber den Krieg des Protestantismus, den Philipp dadurch in Europa geendigt zu sehen gehofft hatte, nur noch mehr entflammte.

Philipp war indessen fast der einzige katholische Fürst, der den Beschlüssen dieses Conciliums ganz unbedingt huldigte, und sie in Spanien seinen Unterthanen als Glaubensnorm vorschrieb. Schon dachte er daran, ihnen dieses Ansehen in den Niederlanden zu verschaffen, als eine Unternehmung Solimanns seine Blicke auf eine andere Seite lenkte.

Die Belagerung von Maltha begann. Es ist bekannt, daß die ganze Kraft der Osmannen an diesem Meerfelsen scheiterte. Ewig werden die Thaten der Tapferkeit, der Subordination, des Muthes, die die Maltheserritter bey diesem Sturme zeigten, in den Annalen des Krieges aufbewahrt bleiben. Aber

weniger bekannt dürfte es seyn, daß sie sich fast allein für Philipp aufopferten, daß ihre Erhaltung zu seinem Vortheile war, daß er unsäglichen Schaden erlitten hätte, wenn sie unterlagen, daß sie ihn aufs dringendste um Hülfe und Beystand bathen, und ihn erst in dem Augenblicke erhielten, wo die Türken zur Hälfte von ihrem Schwerte, zur Hälfte von Krankheiten und den Beschwerden des Lagers hingerafft waren, und den Muth, das Zutrauen zu sich selbst durchaus verloren hatten.

Die Malteser, geschworne Feinde der Barbaren, hatten nur Philipps Küsten geschützt, denn Frankreich, Genua und Venedig lebte mit ihnen in Frieden. Unterlagen sie, so wandte sich Solimanns ganze Macht gegen ihn. Wie sehr würde ein anderer Fürst geeilt haben, der Dankbarkeit und Großmuth gekannt, ja der nur den eigenen Vortheil verstanden hätte. Aber Philipps politischer Egoismus, seine kleinliche Vorsicht nahm darauf nicht Rücksicht. Er gab allerdings dem Vicekönig von Sicilien Befehl, 6000 Mann Hülfstruppen überzusetzen, aber, wie gesagt, erst dann, als die Türken so geschwächt und muthlos waren, daß sie die Belagerung beym bloßen Anblicke dieses Corps aufhoben, und ohne die Geistesgegenwart ihres Admirals bis auf den letzten Mann verloren gewesen wären. So siegte er, so gewann er Ruhm und Ehre, und — hatte doch Nichts aufs Spiel gesetzt.

Er war nun froh, seine Aufmerksamkeit auf die Niederlande werfen zu können.

Wir wissen, wie bey Philipps Abreise der Keim zur Unzufriedenheit gesäet war. Die Regentinn darinn war denn nicht wohl geeignet, diesen zu vertilgen. Sie war Philipp treu ergeben. Seine Verfolgungs-Edicte wurden von ihr streng vollzogen. Protestanten und Katholiken wurden davon gleich sehr empört. Der Prinz Wilhelm von Oranien, die Grafen von Horn, von Egmont machten Vorstellungen bey der Regentinn, sie schrieben an den König, sie klagten bey demselben nahmentlich über den Vertrauten der Herzoginn, den Cardinal Granvella, der am Ende selbst vor Ärger abdankte; aber Philipp blieb in seinem Religionseifer gleich unerbittlich, und statt nachzugeben, sollten nun auch die Schlüsse des Tridentinischen Conciliums, wie in Spanien, aufgenommen werden.

Graf Egmont reisete selbst nach Spanien. Philipp nahm ihn gütig auf; — auf seine Vorstellungen aber gab er solche Antworten, — daß nur er, der truglose, getäuscht wurde, und seinen Irrthum nicht eher einsahe, bis ein Rescript des Königs die gelinden Maßregeln, die die Regentinn, auf Egmonts Bericht trauend, genommen hatte, aufs heftigste tadelte, und jedes Mittel zu gebrauchen befahl, das die Ketzerey ausrotten könne.

Die Ersten des Landes, die Grafen Egmont, Horn und Wilhelm von Oranien machten wieder Vorstellungen, als die Regentinn diesem Befehle nachkommen wollte. Die Edelleute, protestantische und katholische, gingen noch weiter, und verpflichteten sich gegenseitig, sich der Einführung der Inquisition aus allen Kräften zu widersetzen, sie möge sich äußern, in welcher Gestalt und mit welchem Nahmen sie wolle, und jeden aus ihrem Bunde in jedem Falle, und bey jedem Angriffe gemeinschaftlich zu vertheidigen.

Die Regentinn wollte dagegen die Waffen ergriffen wissen. Graf Egmont sollte commandiren. Er sagte offen, daß er nicht mit Ehren für die Inquisition fechten könne. So gewannen die Edelleute Zeit, 400 an der Zahl in Brüssel zu erscheinen, und der Regentinn noch lebhafter zuzusetzen. Sie verwies sie an den König selbst. Eine zweyte Deputation ging nach Spanien. Sie richtete so wenig, wie Egmont aus; im Gegentheil befahl Philipp, ein Corps aufzustellen, und dazu hatte er um so mehr Ursache, da sich in Antwerpen, in Brüssel und andern Orten der Geist des Aufruhrs selbst zeigte, so sehr auch Egmont, Horn und Oranien denselben durch Güte und Gewalt zu bannen suchten.

Indessen so loyal sich die Ersten des Landes unter diesen Umständen benahmen, so wenig erkannte es Philipp. Er befahl insgeheim, sie so lange im Guten zu erhalten, bis sie, ohne Aufsehen zu erregen, gezüchtiget werden könnten. Philipps Truppen bestraften mehrere in Aufruhr begriffene Städte, und so kam das Jahr 1567 heran, wo er nun in große Überlegung nahm, ob er selbst nach den Niederlanden reisen, und alles durch seine Gegenwart beylegen sollte, welches die Regentinn als das beste Mittel vorgeschlagen hatte, oder ob er einen General zu senden hätte. Die Vernichtung der Niederländischen Freyheit war beschlossen; der Vorwand war gefunden. Obschon alles beschwichtigt war, so marschirte doch Alba aus Italien über Savoyen, Burgund, Lothringen mit einem Corps von 12000 Mann dahin ab, und langte im August 1567 in Brüssel an.

Schon die Nachricht seines Marsches hatte alles mit Schrecken erfüllt, und seine Ankunft beschleunigte nur die Flucht aller derer, die dem Sturme, der sich erhob, noch nicht entflohen waren, und ihn voraus sahen. Wilhelm von Oranien und sein Bruder gehörten zu den ersten, die außer den Niederlanden Schutz für sich, Hülfe für ihr Vaterland suchten. Egmont und Horn dagegen fielen, minder argwöhnisch, als das erste Opfer von Albas List und Grausamkeit.

Jedermann weiß, wie Alba hauste. Anfangs hoffte man ihn und Philipp zu erweichen; aber da erscholl die Nachricht von Don Carlos Hinrichtung. Er hatte für die Niederländer bluten müssen. (?) Man sagt, er habe Spanien heimlich verlassen, und sich an ihre Spitze stellen wollen. (??) Konnten sie hoffen, daß der König Unterthanen verzeihen würde, da er den Erstgebornen selbst der Inquisition opferte? — — Jetzt war das Signal zur Empörung gegeben, jetzt fing jener Krieg der Niederländer für Freyheit und Religion an, wo sie so oft unterlagen, um zu neuen Kämpfen gerüstet dazustehen. Unsägliche Leiden und Mühseligkeiten mußten sie erdulden, ehe sie zum Ziele kamen. Endlich aber siegten sie. Spaniens Größe sank von dem Augenblicke an, wo Wilhelm von Oranien die Waffen ergriff. Alle Anstrengungen Philipps, die von ihm nothgedrungen ergriffenen gelindern Mittel, dienten nur dazu, sein Unglück zu vergrößern. Täglich mehrten sich die Truppen seiner empörten Unterthanen. Deutsche Fürsten unterstützten sie mit Mannschaft, Frankreichs Heinrich IV. und Englands Elisabeth mit Geld, Soldaten, Anführern und Bedürfnissen. Nach 30jährigen Kämpfen, die nur durch mehrere Friedenscongresse unterbrochen wurden — was mußte Philipp empfinden, als er dazu seine Zuflucht nahm! — stand jene Regierung da, deren

Daseyn erst der Sache und der Form nach in unsern Tagen verlosch.

Während er bey Albas Nachrichten aus den Niederlanden nichts weniger als Zufriedenheit zu fühlen berechtigt war, entzündete sein Glaubens-Despotismus auch in Spanien, in Granada, einen kleinen Krieg — besser eine Rebellion der längst bezwungenen, längst angeblich bekehrten, aber aufs äußerste gedrückten Mauren. Die Unglücklichen wurden nach hartnäckigem Widerstande bezwungen, und theils als Sclaven verkauft, theils ermordet, theils in die übrigen Provinzen versetzt. Philipp vollendete hier, was Ferdinand und Isabelle zur Hälfte ausgeführt hatten. Spanien verlor den Rest der arbeitsamen Unterthanen, der Fabriken und seine besten Ackerleute.

Ungleich wichtiger war sein, einige Jahre darauf erfolgender Krieg mit den Türken. Er unternahm ihn, um den Venetianern zu Hülfe zu kommen, für die der Papst sich bey allen Fürsten, nur nicht bey ihm verwendet hatte. Die schreckliche Seeschlacht bey Lepanto vernichtete auf kurze Zeit die Kräfte der Türken zur See, ohne daß sie indessen sonst etwas bewirkt hätte. Philipps natürlicher Bruder, Johann von Östreich, hatte diesen Sieg erfochten, und vergrößerte seinen Ruhm bald darauf noch durch die Einnahme von Tunis, wo er so gern einen von ihm beherrschten Staat gegründet hätte. Philipp ward von ihm und dem Papste darum angegangen; er verweigerte es indessen hartnäckig. Theils beschäftigte ihn der Krieg in den Niederlanden um diese Zeit (1573) schon zu sehr, theils fürchtete er zu heftige Angriffe des Sultans auf diese Colonie; auch mochte wohl Eifersucht gegen seinen Bruder eine geheime Triebfeder seyn. Der Erfolg bestätigte auch seine Furcht bald. Johann hatte die Kränkung, vor Selim's Truppen eben so geschwind fliehen zu müssen, als er die Küste bezwungen hatte. Philipp war jetzt nur froh, daß Selim starb und Amurath den Frieden und dessen Künste mehr liebte, als seine Vorgänger.

.....

Während die niederländischen Händel Philipp so viel zu schaffen machten, daß er zum ersten Mahle sich überwand, mit dem Sultan einen dreyjährigen Waffenstillstand einzugehen, fiel der König Sebastian von Portugal in einer Schlacht gegen die Mohren, die er zu bekehren gehofft hatte, und Philipp machte nun seine Ansprüche auf Portugal geltend, da Sebastian keine Erben hinterließ. 1580 wurde der alte Alba, gleich Suworow in unsern Tagen, aus seinem Exil, wohin ihn Philipps beleidigter Stolz verwiesen hatte, gerufen, diese Ansprüche mit den Waffen gegen alle geltend zu machen, welche sie nicht anerkennen wollten, und der Greis eroberte durch seine kühnen Märsche, die unglaublich auf die Schwäche des ihm entgegengestellten Heeres und seiner Anführer berechnet waren, dieses Reich mit ungeheurer Schnelligkeit. Es möchte wohl die glücklichste Unternehmung seyn, die in Philipps Regierung fällt. Man vergesse nicht, daß die portugiesische Flotte, und die herrlichen ost- und westindischen Colonien zugleich in seine Hände kamen. Doch was nützte Spanien dieß alles? Was Albas Thätigkeit gewann, zerstörte Philipps Despotismus und seines Nachfolgers Indolenz, so, daß diese Provinz noch schneller verloren ging, als sie erobert war.

Die Niederländer hatten von dieser Diversion große Erleichterung gehofft. Sie sahen sich getäuscht, und Philipps ganze Macht fiel mit verdoppeltem Muthe, mit verdoppelter Stärke auf sie. Zum Glücke kam ihnen England jetzt aufs thätigste zu Hülfe, und Philipp gab alle Hoffnung, sie zu überwinden auf, so lange sie jene Insel immer aufs neue im Kampfe stärkte.

Das brachte ihn auf den Gedanken, England zu erobern, und zu diesem Zwecke jene unüberwindlich genannte und doch ach! so geschwind überwundene Flotte auszurüsten, die Spaniens unglücklichste Catastrophe herbeyführte. Keine Unternehmung hat wohl so viel gekostet, und keine so wenig ihren Zweck erfüllt; keine hat vom ersten Augenblicke an mit so entschiedenem Unglücke zu streiten gehabt, als diese. Was Elisabeths Admiral aus Mangel an Pulver unzerstört lassen mußte, was seine furchtbaren Brander verschonten, das vernichtete der entsetzlichste Sturm. Über 60 Millionen hatte die Flotte gekostet.*) Spaniens Verfall in Absicht der Finanzen schreibt sich von diesem Unglücke her. Ganz Europa jubelte, besonders in England und Holland war die Freude unbeschreiblich, während in Spanien jede große Familie den Tod eines oder mehrerer ihrer dabey umgekommenen Mitglieder betrauern mußte. Philipps Ruhe bey der Nachricht von diesem Schlage war erheuchelt. Die Worte: „No embié yo la armada contra los vientos y fortuna de la mar, si no contra los hombres," oder, wie Schiller ihn sagen läßt:

Die Flotte habe ich gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen abgesendet; — zeigen von seiner Selbstbeherrschung, nicht aber von dem, was in seinem Innern vorging.

Zwey Jahre später, 1590, hoffte er eben so Frankreich zu erobern, wie es ihm mit Portugal geglückt war. Heinrich III. war ermordet worden, und die innern Zwistigkeiten gaben ihm also gegründete Hoffnung. Indessen auch diese scheiterte. Sein bester Feldherr, Alexander Farnese, Herzog von Parma, rettete sich nur mit Mühe mit dem Heere, das von Heinrich IV. schon ganz umzingelt war. Philipps neue Versuche, Ränke, Cabalen dienten nur dazu, die Niederländer mächtiger zu machen, die unter abwechselndem Glücke ihm nun immer kühner die Spitze bothen, und um so weniger bezwungen werden konnten, je mehr Philipp erst durch seine Expedition nach Portugal, dann nach England, hierauf nach Frankreich, die kleinern, z. B. der Kampf mit den Mauren, nicht gerechnet, seine Kräfte zersplittert, seine Aufmerksamkeit zerstreut hatte. Daß er den Prinzen von Oranien in die Acht erklärte, mußte den Abscheu, den Rachegeist von dessen Anhängern um so mehr vergrößern, je weniger die Anschläge auf ihn gelangen.

Was Philipp seine Regierung noch mehr verbittern mußte, war die Kühnheit, mit welcher die englischen Geschwader, seit dem Verluste der großen unüberwindlichen Flotte, jedes Jahr die spanischen und amerikanischen Küsten plünderten, verheerten, und so den Verlust der ungeheuern Summen vergrößerten, den jene unglückliche Expedition veranlaßt hatte. Acht Jahre hatte Philipp diese Kränkungen ertragen. Die Niederlande und Frankreich erschöpften seine Kräfte, und jetzt raffte er diese krampf-

*) Es gingen allein gegen 80, meist ungeheuer große Schiffe verloren.

haft zusammen — und gab (1596) einen Nachact zu jenem grossen, 1588 gegebenen Trauerspiele. Er unternahm einen Sturm auf Irland, oder besser, er wollte ihn unternehmen, denn auch hier scheiterte der ganze Plan, ehe er reif war. Essex erschien vor Cadix, und plünderte, zerstörte alles, was er vorfand. Der Schade war ungeheuer, und Philipp verlor seine Besonnenheit dergestalt, daß die in Lissabon ausgerüstete Expedition im Winter Irland angreifen sollte. Indessen, die Folge davon war, daß ein heftiger Sturm die Hälfte ins Meer versenkte, und die andere Hälfte nach Ferrol jagte, wo man nun gern nicht wieder an die Unternehmung dachte.

Diesem Unglück folgten einige harte Schläge in den Niederlanden. Heinrich IV. und Elisabeth vereinten sich zur nachdrücklichen Unterstützung dieser Provinzen. Philipp, erst der reichste Monarch, war jetzt so verschuldet, daß er sich selbst von aller Verbindlichkeit gegen seine Gläubiger in einem Edicte, wegen Übernehmung mit Zinsen, lossprach und alle Achtung für Fürstenehre, alle fernere Ansprüche auf Credit, aufgab. Dieß raubte seinen Unternehmungen vollends alle Kraft. Er schloß, von Kummer, Krankheit und Alter gebeugt, mit Frankreich Friede, trat die Niederlande an seine Tochter Isabelle und ihren Gemahl ab,*) und starb im Escurial kurze Zeit darauf (1598) an einer Krankheit, die auch den sanftesten, geduldigsten hätte zur Verzweiflung bringen können. Ihm jedoch preßte sie während funfzig Tagen kaum leise Seufzer aus. Seine Standhaftigkeit, seine Ergebung wäre des besten Mannes würdig gewesen. Er starb, wie er gelebt hatte, noch im Todeskampfe für Aufrechthaltung der katholischen Religion, die er seinen beyden Kindern, der Isabelle und Philipp III. aufs ernstlichste anempfahl, mehr besorgt, als für alles.

Er hatte den Staat reich gefunden, und hinterließ ihn verschuldet. Spanien war mächtig gewesen, und seit der Mitte seiner Regierung achtete es bis jetzt Niemand mehr. Die entferntern Besitzungen verlor es unter ihm und nach ihm grösstentheils. Einen Nachfolger, der seine Fehler hätte gut machen können, hinterließ er nicht. Welche wichtige Folgen für Spanien, für Europa, für die ganze Welt hatte der kleine Umstand, daß Philipp dort und nicht in den Niederlanden erzogen und gebildet war!

*) Daß der Zweck, den er dabey hatte, nur halb erreicht, und die Hälfte der Niederlande doch auf ihrem Vorsatze blieb, sich frey zu machen, ist bekannt.

Miscellen.

Der am 2. April 1806 verstorbene Professor der schönen Wissenschaften und der Moral K. H. v. Seibt in Prag wurde unter Maria Theresia's Regierung von einem niedrig denkenden Menschen, Nahmens M**, der vom Auslande wegen schlechter Handlungen vertrieben, und in Prag aus Mitleid angestellt worden war, unter heimlicher Protection angeklagt: daß er in seinen Vorlesungen falsche Lehrsätze verbreitete — welches so weit ging, daß man ihm alle seine Manuscripte wegnahm, und sie nach Wien schickte, weil die große Kaiserinn Maria Theresia bey solchen Anklagen sehr strenge verfuhr, aber auch, wenn sie getäuscht ward, alles that, die Sache wieder gut zu machen.

Ein paar Jahre vorher bath Seibten einer seiner Verehrer und Zuhörer, der Kammerherr und Gubernial-Rath Freyherr v. Koz — ob er nicht einem Bedürfnisse abhelfen, und ein gutes Gebethbuch drucken lassen wolle? Seibt erwiederte, er habe hierzu keinen Beruf, noch weniger Zeit. Aber auf dringendes Bitten des Freyherrn von K. entschloß er sich nur in sofern dazu, nach und nach, so wie es seine übrigen Geschäfte erlaubten, daran zu arbeiten. Der Baron von K. bath noch dabey, daß, so wie ein Bogen im Druck fertig sey, er ihm denselben jedes Mahl zustellen wolle. Dieses geschah auch.

Die Vortrefflichkeit dieses Gebethbuchs beweisen die vier in Prag gemachten Auflagen, ohne die vielen wiederhohlten Nachdrücke im Reiche, wo es überall eingeführt ist. Gerade als einige Bogen von diesem Gebethbuche abgedruckt waren, geschah die oben erwähnte Anklage, wo Seibt sich zur Untersuchung nach Wien stellen mußte. Der Freyherr von K., ohne seinem Freunde ein Wort zu sagen, reiste zugleich nach Wien, wo er sich um die Kammerherrn-Stelle bewarb, die er auch sogleich erhielt. Er wagte es, der Kaiserinn einen Fußfall zu thun, und um Schutz für Seibt zu bitten. Entrüstet sagte sie zu ihm: „Rede er mir nicht von Seibt, und steh' er auf." Hierauf nahm er die fertigen Bogen aus der Tasche, und legte sie auf den Schreibtisch der Monarchinn, mit der Äußerung: „Ew. Majestät wollen gnädigst geruhen, sich selbst von der Gerechtigkeit meines Gesuchs zu überzeugen — wer so schreibt, trägt keine falschen Lehrsätze vor." Darauf setzte die Kaiserinn unter dem Vorsitze des gelehrten Prälaten Rautenstrauch eine Commission zur Untersuchung der Seibtschen Schriften nieder. Einige Tage nachher, als der Baron von K. die Monarchinn zur Kirche führte, sagte sie zu ihm: „Seibt schreibt schön." „Ja, Ihro Majestät, antwortete der Baron von K., er denkt auch so!" —

Nach einiger Zeit war das Resultat der ganzen niedergesetzten Commission, daß Seibt völlig unschuldig sey. Sogleich nach Empfange dieser Nachricht schrieb die erhabene Monarchinn ein Billet an den Herrn Baron von K.: „Melde er sogleich seinem Freunde, daß er für unschuldig erklärt worden sey, damit er eine schlaflose Nacht weniger habe."

Wer erkennt hieraus nicht die große Seele der erhabenen unvergeßlichen Monarchinn! Aber auch die Größe der uneigennützigen Freundschaft des Freyherrn von K.! —

Seibt bekam hierauf Audienz bey der Kaiserinn, welche ihn mit gnädiger Huld empfing, und ihm befahl, wenn sein Gebethbuch fertig sey, Ihr sogleich eine Anzahl davon zu übersenden, weil sie es am Hofe einführen wolle. Er erhielt reichlich Diäten und Reisekosten. Zugleich sagte sie ihm: Sie habe Befehl gegeben, ihm zur Erholung alle Merkwürdigkeiten Wiens zu zeigen. Auch befahl sie ihm, wenn er in Zukunft wieder angefochten würde, sich gerade an sie zu wenden. Er äußerte hierauf seinen Wunsch, daß er sogleich nach Prag zurück reisen dürfe, weil seine Frau krank sey, und stündlich ihre Niederkunft erwarte. Gerührt von seiner ehelichen Treue — welche sie sehr zu schätzen wußte — befahl sie ihm, ja sogleich abzureisen. Einige Tage nachher brachte ein Eilbote dem Grafen von W** ein Päckchen, mit dem Befehl, dasselbe sogleich dem Freyherrn von K. einzuhändigen; an diesen aber den Auftrag, dieß Schachtelchen dem Rath Seibt selbst zu übergeben. Bey der Eröffnung befand sich ein kostbarer Ring von Diamanten darin, und darunter ein Billet, worauf stand: „Meinem lieben Seibt zum Andenken, Maria Theresia." Seibt vergoß Thränen des innigsten Dankes.

.....

Bekanntlich starb Innocenz IV. im December 1254 in Neapel. Sein Grabmahl befindet sich in der Domkirche daselbst. Zufälliger Weise öffnete man seinen Sarg im Monath September 1807. Der Zustand, in welchem man den Leichnam fand, ist sonderbar. Von den Gebeinen fehlten ihm nur zwey Zähne. Kopf, Hände und Beine waren vom Rumpfe getrennt. Er war in Seide gehüllt, welche noch allen ihren ursprünglichen Glanz hatte. Dabey lag ein goldner Ring mit einem Saphire, der ihm von den Fingern gefallen zu seyn schien. Die Handschuhe waren von Seide und mit Gold gestickt. — Im J. 1550 wunderte sich jedermann, als Franz I. bey der Hochzeit der Herzoginn von Angoulême mit Strümpfen erschien.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

IV.

Öffentliche Staatsacten.

29.

Waffenstillstand zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und König, und der französischen Republik, d. d. Judenburg den 7. Aprill 1797.

„Der General Bonaparte, Oberbefehlshaber der fränkischen Armee in Italien,

und Seine königl. Hoheit, der Erzherzog Carl, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee,

um die Friedensunterhandlungen, welche eröffnet werden, zu erleichtern, sind übereingekommen:

Artikel 1. Es soll Waffenstillstand zwischen der fränkischen und kaiserlichen Armee, von heute Abend 7. Aprill bis zum 13. Aprill Abends seyn.

Art. 2. Die fränkische Armee wird folgende Linien behalten: die Vorposten des rechten Flügels dieser Armee werden in der Position, worin sie am heutigen Tage sich befinden, zwischen Fiume und Triest bleiben; die Linie wird sich von da aus also erstrecken, daß sie über Treffen, Lithay, Zilli, Windisch-Feistriz, Marburg, Ehrenhausen, das rechte Ufer der Mur, Gratz, Bruck, Leoben, Trafeiach, Mautern, den Weg von Mautern bis Rottenmann, Rottenmann, Jening, das Enstthal bis Radstadt, St. Michel, Spital, das Drauthal, nach Lienz geht.

Art. 3. Der Waffenstillstand wird auf gleiche Weise für Tyrol Statt haben; die Generale, welche die fränkischen und kaiserlichen Truppen in diesem Lande commandiren, werden die Posten, die sie besetzt halten sollen, durch gegenseitige Verabredung bestimmen.

Die Feindseligkeiten werden, in Tyrol, nicht eher wieder anfangen, als 24 Stunden, nachdem die beyderseitigen Oberbefehlshaber deshalb überein gekommen, und in allen Fallen 24 Stunden, nachdem die Generale, welche die fränkischen und kaiserlichen Truppen in Tyrol commandiren, sich gegenseitig davon benachrichtigt haben werden.

Geschehen zu Judenburg, den 7. Aprill 1797.

Unterzeichnet:

Graf von Bellegarde, Feldmarschall-Lieutenant. — Bonaparte, General en Chef der Armee der fränkischen Republik.

Merveld, General-Major.“

30.

Waffenstillstand für Tyrol und Italien, d. d. Verona, den 18. Aprill 1797.

„Wir Unterzeichnete, Balland, Divisions-General an der Etsch, und Graf Neipperg, Befehlshaber des Vortrabs vom Armeecorps des Generals Loudon, haben für Tyrol und Italien folgende Bedingungen des Waffenstillstandes, der am 7. Aprill zwischen der kaiserlichen und fränkischen Hauptarmee geschlossen worden ist, festgesetzt:

Artikel 1. Der Waffenstillstand fängt den 18. Aprill an, und dauert bis auf den 23. Aprill.

Art. 2. Die Gränzen für die fränkischen Truppen sind: Bassano an der Brenta, Volargne, Pastrengo, Lacise, und die Hälfte des Gardersees.

Art. 3. Die Gränzen der kaiserlichen Truppen laufen über Quero, Feltre, Kosel, Thiene und Schio, Peri, Rivalta, Malfesine, Limon, Rocca d'Anfo, Lover, und längst des Tyrols bis Ponte de Legno, am Ursprung des Oglio-Flusses. Der ganze Landstrich zwischen beyden Gränzen ist neutral.

Art. 4. Dieser Waffenstillstand wird verlängert, wie der Waffenstillstand zwischen beyden Hauptarmeen weiter erneuert wird. Die Aufkündigung geschieht 24 Stunden zuvor.

Geschrieben auf der Citadelle zu Verona, den 18. Aprill 1797.

Loudon, Neipperg. — Balland.“

31.

Bothschaft des fränkischen Vollziehungs-Directoriums an den Rath der Fünfhundert und an den Rath der Alten, vom 20. Aprill 1797; die mit Österreich abgeschlossenen Friedens-Präliminarien betreffend.

„Bürger Stellvertreter! Wir beeilen uns, durch diese Bothschaft die Unruhe zu entfernen, welche über die Echtheit der Friedensnachricht unter dem Publicum entstanden ist, und welche der Volkshaß und der Wuchergeist zu bestärken sich angelegen seyn ließen. Die Friedens-Präliminarien sind zwischen dem General Bonaparte und den Bevollmächtigten des Kaisers wirklich abgeschlossen. Der General-Adjutant der italiänischen Armee, Sole, kam gestern Abend mit diesen vorläufigen und schon unterzeichneten Bedingungen hier an, und stellte sie dem Directorium zu. Dieser Officier hat seinen Weg durch ganz Deutschland genommen, und die Feindseligkeiten haben überall aufgehört.

Die Grundlagen dieser vorläufigen Zusagen, welche heute bereits durch das Directorium ratificirt wurden, sind:

Der Kaiser und König thut Verzicht auf Belgien;

Die Gränzen von Frankreich werden so anerkannt, wie sie durch die Gesetze der Republik decretirt sind;

Die Errichtung und Unabhängigkeit einer Republik in der Lombardie.

Diese Bedingungen, so gemäßigt als ehrenvoll, sind die Bürgen für die Festigkeit und Dauer eines Friedens, der so rühmlich durch die Liebe zur Freyheit, die unermüdbare Tapferkeit unserer Truppen, und das Talent der Generale, die solche seit sechs Jahren zum Siege führen, erkämpft ward.

Unterzeichnet: Reubell, Präsident.
Lagarde, General-Secretär.“

32.

Friedens-Tractat zwischen Österreich und Frankreich, d. d. Campo-Formio bey Udine. 17. Oct. 1797.

„Seine Majestät der Römische Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und die fränkische Republik, um den Frieden zu befestigen, dessen Grundlagen durch die, auf dem Schlosse Eckenwald, bey Leoben, in Steyermark, den 18. Aprill 1797 (29. Germinal, Jahr 5 der Einen und untheilbaren fränkischen Republik) unterzeichnete Präliminarien festgesetzt worden sind, haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nähmlich:

Seine Majestät, der Kaiser und König:

den Herrn D. Martius Mastrilly, edlen neapolitanischen Patricier, Marquis von Gallo, Ritter des königlichen Ordens vom heil. Januar, Kammerherrn Sr. Maj. des Königs beyder Sicilien, und dessen außerordentlichen Großbothschafter am Wiener Hofe;

den Herrn Reichsgrafen Ludwig von Cobenzl, Großkreuz des königl. St. Stephans-Ordens, gedachter kaiserl. königl. apostolischen Maj. Kammerherrn, wirklichen geheimen Staatsrath, und außerordentlichen Großbothschafter bey Sr. Maj., dem Kaiser aller Reussen;

den Herrn Maximilian Grafen von Meerveld, Ritter des Deutschen und des militärischen Marien-Theresien-Ordens, Kammerherrn und General-Major der Reuterey in den Armeen Sr. k. k. Majestät;

und den Herrn Ignaz Baron von Degelmann, bevollmächtigten Minister Sr. kaiserlichen Majestät bey der helvetischen Republik:

Und die fränkische Republik,

den Bürger Bonaparte, Obergeneral der fränkischen Armee in Italien;

welche, nach Auswechslung ihrer gegenseitigen Vollmachten, folgende Artikel festgesetzt haben:

Artikel 1. In Zukunft und für immer soll ein feſter und unverbrüchlicher Friede zwiſchen Sr. Majeſtät, dem römiſchen Kaiſer, Könige von Ungarn und Böhmen, ſeinen Erben und Nachfolgern, und der fränkiſchen Republik ſeyn. Die contrahirenden Theile werden mit der größten Sorgfalt bemühet ſeyn, zwiſchen ſich und ihren Staaten ein vollkommen gutes Einverſtändniß zu unterhalten, ohne zuzugeben, daß von nun an von der einen oder andern Seite Feindſeligkeiten irgend einer Art, zu Waſſer oder zu Land, aus welcher Urſache und unter welchem Vorwand es auch ſeyn möchte, ausgeübt werden, und man wird gefliſſentlich alles vermeiden, was künftig die glücklich hergeſtellte Eintracht ſtören könnte. Es ſoll, weder mittelbar noch unmittelbar, denen, die dem einen oder dem andern der contrahirenden Theile Nachtheil zufügen wollen, Hülfe oder Schuz ertheilt werden.

Art. 2. Sogleich nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags werden die contrahirenden Theile allen Beſchlag aufheben laſſen, der auf die Güter, Rechte und Einkünfte der in den gegenſeitigen Gebieten und den damit vereinigten Ländern wohnhaften Privat-Perſonen, ſo wie der darin befindlichen öffentlichen Anſtalten, gelegt worden; ſie verpflichten ſich, alles, was ſie an ſolche Privat-Perſonen, oder öffentliche Anſtalten, für ihnen dargeliehene Fonds ſchuldig ſind, zu entrichten, und alle zu deren Vortheil auf jede von ihnen geſtellte Renten zu bezahlen oder zurück zu geben.

Gegenwärtiger Artikel wird auch in Anſehung der ciſalpiniſchen Republik als gültig erklärt.

Art. 3. Seine Majeſtät der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, entſagt für ſich und ſeine Nachfolger, zu Gunſten der fränkiſchen Republik, allen ſeinen Rechten und Anſprüchen auf die ehemahligen Belgiſchen Provinzen, die unter dem Nahmen öſterreichiſche Niederlande bekannt ſind. Die fränkiſche Republik wird dieſe Lande hinführo auf immer, mit voller Oberherrlichkeit und Eigenthum, und mit allen davon abhängigen Territorial-Gütern, beſitzen.

Art. 4. Alle vor dem Kriege auf dem Boden der in dem vorigen Artikel benannten Länder, als dafür eingeſetztem Unterpfand, haftende Schulden, wovon die Contracte in der gehörigen Form eingegangen worden ſind, fallen der fränkiſchen Republik zur Laſt. Die Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaiſers, Königs von Ungarn und Böhmen, ſollen das Verzeichniß derſelben dem Bevollmächtigten der fränkiſchen Republik, ſobald wie möglich, und noch vor Auswechslung der Ratificationen, zuſtellen, damit bey der Auswechslung die Bevollmächtigten beyder Mächte über alle Erklärungen oder Zuſätze zu dieſem Artikel übereinkommen, und ſolche unterzeichnen können.

Art. 5. Se. Majeſtät der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, willigt ein, daß die fränkiſche Republik die ehemahls venetianiſchen Inſeln in der Levante: Corfu, Zante, Cefalonia, Santa Maura, Cerigo, und die übrigen davon abhängigen Inſeln, ſo wie Butrinto, Larta, Vonizza, und überhaupt alle ehemahls venetianiſchen Niederlaſſungen in Albanien, die unterhalb dem Meerbuſen von Lodrino liegen, mit voller Landeshoheit beſitze.

Art. 6. Die fränkiſche Republik willigt ein, daß Se. Majeſtät, der Kaiſer und König, mit voller Landeshoheit und Eigenthum die nachbenannten Länder beſitze, nähmlich: Iſtrien, Dalmatien, die ehemahls venetianiſchen Inſeln im adriatiſchen Meere, die Mündungen des Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen, und die Länder, welche zwiſchen den Erbſtaaten Sr. Maj. des Kaiſers und Königes, dem adriatiſchen Meer und einer Linie gelegen ſind, die von Tyrol ausgehen, dem Waldſtrome vorwärts Gardola folgen, und den Garderſee bis nach Lacisa durchſchneiden ſoll. Von da an ſoll eine militariſche Linie bis San Giacomo, die beyden Theilen gleich vortheilhaft iſt, durch von beyden Seiten ernannten Genie-Officiere, noch vor Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags, gezogen werden. Die Gränzlinie ſoll hierauf bey San Giacomo über die Etſch gehen, dem linken Ufer des Fluſſes bis zur Mündung des Weißen-Canals folgen, mit Inbegriff des Theils von Porto Legnago, der auf dem rechten Ufer der Etſch liegt, nebſt einem Bezirk umher, der 3000 Toiſen im Umkreis hat. Die Linie ſoll an dem linken Ufer des Weißen-Canals, an dem linken Ufer des Tartaro, an dem linken Ufer des Canals Poliſella bis zu ſeiner Ergießung in den Po, und an dem linken Ufer des großen Po, bis an das Meer fortlaufen.

Art. 7. Se. Majeſtät der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, thut auf ewig, für ſich, ſeine Erben und Nachkommen, zu Gunſten der ciſalpiniſchen Republik, Verzicht auf alle Rechte und Anſprüche, welche gedacht Sr. Majeſtät der Kaiſer auf diejenigen Länder machen könnte, die er vor dem Kriege beſeſſen, und die nunmehr einen Theil der ciſalpiniſchen Republik ausmachen, welche dieſelben mit voller Landeshoheit und Eigenthum mit allen davon abhängenden Ländereyen beſitzen ſoll.

Art. 8. Se. Majeſtät der Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, erkennt die ciſalpiniſche Republik als eine unabhängige Macht.

Dieſe Republik begreift die ehemahlige öſterreichiſche Lombardey, die Provinzen Bergamo, Breſcia, Crema, die Stadt und Feſtung Mantua, das Mantuaniſche, Peſchiera, den Theil der ehemahligen venetianiſchen Staaten, welcher der an dem 6. Artikel zur Gränze der Staaten Sr. Majeſtät des Kaiſers in Italien gezogenen Linie gegen Weſten und Süden liegt, das Modeneſiſche, das Fürſtenthum Maſſa und Carrara, und die drey Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna.

Art. 9. In allen durch den gegenwärtigen Vertrag abgetretenen, erworbenen oder vertauſchten Ländern ſoll allen und jeden Einwohnern und Eigenthümern Aufhebung des Beſchlags verwilliget werden, der wegen des zwiſchen Sr. kaiſ. königl. Majeſtät und der fränkiſchen Republik Statt gehabten Krieges auf ihre Güter, Sachen und Einkünfte gelegt werden, ohne daß ſie in dieſer Rückſicht wegen ihrer Güter oder Perſonen ſollen angefochten werden können.

Diejenigen, welche in Zukunft ihren Wohnort in gedachten Ländern nicht mehr behalten wollen, müſſen ihre desfallſige Erklärung innerhalb drey Monathen nach Bekanntmachung des Friedensſchluſſes von ſich geben. Sie ſollen eine Zeitfriſt von drey Jahren haben, um ihre beweglichen und unbeweglichen Güter zu verkaufen, oder ſonſt nach Willkühr darüber zu verfügen.

Art. 10. Die durch den gegenwärtigen Vertrag abgetretenen, erworbenen oder vertauſchten Länder bringen auf denjenigen, welchem ſie zufallen, die Schulden über, die auf ihrem Boden hypothecirt ſind.

Art. 11. Die Schifffahrt auf dem Theile der Flüſſe und Canäle, der zur Gränze zwiſchen den Beſitzungen Sr. Majeſtät des Kaiſers, Königs von Ungarn und Böhmen, und der ciſalpiniſchen Republik dient, ſoll frey ſeyn, ohne daß die eine oder die andre Macht darauf irgend einen Zoll anlegen, oder ein bewaffnetes Kriegsfahrzeug halten könne, welches jedoch die zur Sicherheit der Feſtung Porto Legnago nöthigen Vorſichts-Maßregeln nicht ausſchließt.

Art. 12. Alle, durch die Städte, oder die Regierung, oder durch bürgerlichen Verwaltungen der ehemahligen venetianiſchen Staaten zur Unterhaltung der deutſchen und fränkiſchen Armeen, bis zum Tage der Unterſchrift des gegenwärtigen Vertrags, vorgenommene Verkäufe oder Veräußerungen, ſo wie alle eingegangene Verbindlichkeiten, werden beſtätigt und als gültig erkannt.

Art. 13. Die Domainial-Urkunden und Archive der verſchiedenen durch gegenwärtigen Vertrag abgetretenen oder aufgetauſchten Länder werden, innerhalb drey Monathen nach Auswechslung der Ratificationen, an diejenigen Mächte ausgeliefert, welche das Eigenthum derſelben erworben haben. Die Plane und Karten der Erdtheilen, Städte und Länder, welche die contrahirenden Mächte durch gegenwärtigen Vertrag erwerben, ſollen ihnen getreulich zugeſtellt werden.

Die Kriegspapiere und Verzeichniſſe, die während des jetzigen Krieges den General-Stäben der beyderſeitigen Armeen abgenommen worden, ſollen auf gleiche Weiſe zurück gegeben werden.

Art. 14. Beyde contrahirende Theile, von gleichem Verlangen beſeelt, alles zu beſeitigen, was dem zwiſchen ihnen glücklich hergeſtellten guten Einverſtändniß nachtheilig ſeyn könnte, verpflichten ſich auf das feyerlichſte, aus allen ihren Kräften zur Erhaltung der innern Ruhe in ihren beyderſeitigen Staaten beyzutragen.

Art. 15. Es soll unverzüglich ein Handlungsvertrag auf billige, und solche Grundlagen errichtet werden, welche Sr. Majestät dem Kaiser, Könige von Ungarn und Böhmen, und der fränkischen Republik gleiche Vortheile zusichern, wie in den beyderseitigen Staaten die am meisten begünstigten Nationen genießen.

Bis dahin sollen alle Handelsverbindungen und Verhältnisse wieder in den Zustand, worin sie vor dem Kriege waren, hergestellt werden.

Art. 16. Kein Bewohner in allen von den österreichischen und fränkischen Armeen eingenommenen Ländern kann, weder persönlich noch in seinem Eigenthum, wegen seiner während des Krieges zwischen den beyden Mächten geäußerten politischen Meinungen, oder bürgerlichen, militärischen oder kaufmännischen Handlungen, vor Gericht gezogen oder gekränkt werden.

Art. 17. Se. Maj. der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, soll, den Grundsätzen der Neutralität gemäß, in keinem seiner Häfen, während des gegenwärtigen Krieges, mehr als sechs bewaffnete Kriegsfahrzeuge von jeder der kriegführenden Nationen aufnehmen dürfen.

Art. 18. Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, macht sich verbindlich, dem Herzog von Modena, zur Entschädigung für die Länder, welche dieser Fürst und seine Erben in Italien besessen, das Breisgau abzutreten, welches derselbe auf die nähmlichen Bedingungen besitzen soll, Kraft deren es das Modenesische besaß.

Art. 19. Die noch nicht veräußerten, liegenden und persönlichen Güter Ihrer königlichen Hoheiten, des Erzherzogs Carl und der Erzherzoginn Christine, welche in den an die fränkische Republik abgetretenen Ländern liegen, sollen ihnen unter der Bedingung zurückgegeben werden, daß sie solche innerhalb drey Jahren verkaufen.

Auf gleiche Weise soll es mit den liegenden und persönlichen Gütern gehalten werden, welch. Sr. königl. Hoheit, der Erzherzog Ferdinand, in dem Gebiethe der cisalpinischen Republik besitzt.

Art. 20. Es soll zu Rastadt ein, bloß aus den Bevollmächtigten des deutschen Reichs und der fränkischen Republik bestehender Congreß, zur Abschließung des Friedens zwischen diesen beyden Mächten, gehalten werden. Dieser Congreß soll einen Monath nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrags, oder, wo möglich, noch früher, eröffnet werden.

Art. 21. Alle von beyden Seiten gemachte Kriegsgefangene, und die während des Krieges genommene oder gegebene Geiseln, welche noch nicht ausgeliefert sind, sollen innerhalb vierzig Tagen, von der Unterzeichnung dieses Vertrags an gerechnet, zurück gegeben werden.

Art. 22. Die Contributionen, Lieferungen, und alle und jede Abgaben und Kriegsleistungen, die in den gegenseitigen Staaten der contrahirenden Mächte Statt gehabt, sollen, von dem Tage der Auswechslung der Ratificationen dieses Vertrags an, aufhören.

Art. 23. Sr. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und die fränkische Republik, werden künftig in Rücksicht des Ranges und der übrigen Etikette das nähmliche Ceremoniel gegen einander beybehalten, welches vor dem Kriege beständig beobachtet worden.

Se. besagte Majestät und die cisalpinische Republik werden unter einander das nähmliche Etikette-Ceremoniel beobachten, welches sonst zwischen Sr. Maj. und der Republik Venedig üblich war.

Art. 24. Gegenwärtiger Friedensvertrag wird als gemeinschaftlich für die batavische Republik erklärt.

Art. 25. Gegenwärtiger Vertrag soll von Sr. Maj. dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und von der fränkischen Republik, innerhalb dreyßig Tagen, von heute an gerechnet, oder, wo möglich noch früher, ratificirt, und die Ratifications-Urkunden in der gehörigen Form zu Rastadt ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet zu Campo-Formio, bey Udine, den 17. October 1797. (26. Vendemaire, Jahr 6 der Einen und untheilbaren fränkischen Republik.)

Unterzeichnet:

Bonaparte.

Marquis von Gallo.
Ludwig Graf von Cobenzl.
Graf v. Meerveld, Gen.-Major.
Baron von Degelmann."

33.

Geheime Artikel und Additional-Convention zu dem Tractat von Campo-Formio, den 17. October 1797.

Artikel 1. Se. Majestät der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, geben Ihre Einwilligung, daß die Gränzen der fränkischen Republik sich bis an die unten bemerkte Linie ausdehnen, und verbinden sich, Ihre Verwendung eintreten zu lassen, daß die fränkische Republik bey dem Frieden des deutschen Reichs eben diese Linie erhalte, nähmlich: Das linke Rheinufer, von der schweizerischen Gränze unter Basel an bis an den Ausfluß der Nette oberhalb Andernach, die Brückenschanze von Mannheim auf dem linken Ufer, die Stadt und Festung Mainz, die beyden Ufer der Nette von ihrem Ausflusse bis zu ihrem Ursprung bey Bruch mit eingeschlossen. Von da geht dann die Linie durch Senscherode, Berley bis nach Kerpen, von hier nach Lauersdorf, Blankenheim, Marmagen, Coll, Gemund, nebst dem Umkreise und Gebiethe dieser Gemeinden an den beyden Ufern der Olff bis zu ihrem Einfluß in die Roer, ferner die beyden Ufer der Roer hinunter, die Orte Haimbach, Nideggen, Düren und Jülich mit ihren Umkreisen und Gebiethen, so wie auch die Ortschaften an den Ufern mit ihren Umkreisen bis nach Linnich mit gerechnet. Von hier aus erstreckt sich die Linie weiter durch Hoffern und Kelensdalen, Papelermod, Lutersforst, Rodenberg, Haverstoo (wenn es sich in der Richtung der Linie befindet), Anderscheid, Kaldekuchen, Vampach, Herringen und Großberg, mit der Stadt Venlo und ihrem Umkreise. Und wenn, ohngeachtet der Verwendung Sr. kais. königl. Majestät, das deutsche Reich nicht einwilligen wollte, daß die fränkische Republik die oben bemerkte Gränzlinie erhalte, so machen sich Se. kais. königl. Maj. förmlich verbindlich, nicht mehr als ihr Contingent, das jedoch in keine Festung gelegt werden darf, zur Reichsarmee zu liefern, ohne daß hierdurch den Frieden und der Freundschaft, die zwischen Sr. Maj. und der Republik so eben wieder hergestellt worden sind, zu nahe getreten werde.

Art. 2. Sr. kais. königl. Maj. werden bey der Unterhandlung des Reichsfriedens ebenfalls Ihre Verwendung eintreten lassen: 1. daß die Rheinschifffahrt von Hüningen an bis dahin, wo der Rhein die holländische Gränze erreicht, sowohl für die fränkische Republik als auch für die Reichsstände am rechten Ufer frey sey. 2. Daß die Gebiethsbesitzer gegen den Ausfluß der Mosel nie und unter keinem Vorwand der freyen Schifffahrt und dem Auslaufen der Schiffe, Barken und andrer Fahrzeuge aus der Mosel in den Rhein sich widersetzen können. 3. Daß die fränkische Republik auf der Maas die freye Schifffahrt erhalte, und daß die Zölle und andre Abgaben von Venlo an bis in das Holländische abgeschafft werden.

Art. 3. Sr. kais. königl. Majestät verzichten für Sich und Ihre Nachfolger auf die Oberherrschaft und das Eigenthum der Grafschaft Falkenstein und deren Zugehörungen.

Art. 4. Die Lande, welche Se. kais. königl. Majestät in Gefolge des 6. Artikels des heute unterzeichneten öffentlichen Definitiv-Tractats in Besitz nehmen sollen, werden zum Ersatz für diejenigen Lande dienen, auf welche Sie vermöge der öffentlichen Artikel 3 und 7, so wie durch den vorhergehenden, Verzicht gethan haben. Diese Verzichtleistung hat aber nur alsdann ihre Wirkung, wenn die kaiserl. königl. Truppen die durch obige Artikel erhaltenen Lande in Besitz nehmen.

Art. 5. Die fränkische Republik wird sich dahin verwenden, daß Se. Majestät der Kaiser in Deutschland das Erzbisthum Salzburg, und den zwischen diesem Erzbisthum und den Flüssen Inn und Salza und dem Tyrol gelegenen Theil des bayrischen Kreises, mit Einschluß der Stadt Wasserburg auf dem linken Ufer des Inn mit dem Umkreise eines Striches von 3000 Ruthen erhalten.

Art. 6. Se. kais. königl. Majestät treten bey dem Reichsfrieden der fränkischen Republik die Oberherrschaft und das Eigenthum des Frickthals und alles dessen ab, was dem Hause Österreich auf dem linken Ufer des Rheins zwischen Zurzach und Basel gehört, vorbehaltlich, daß Se. Majestät bey dem obgedachten Frieden eine verhältnißmäßige und Ihnen anständige Entschädigung in Deutschland erhalten. Die fränkische Republik wird diese Lande mit der Schweizer-Republik vereinigen, vermöge einer Übereinkunft, welche beyde unter sich treffen können, ohne weder dem Kaiser noch dem Reiche dadurch Nachtheil zuzufügen.

Art. 7. Beyde contrahirende Theile sind überein gekommen, daß, wenn bey dem nahen Frieden des deutschen Reiches die fränkische Republik einen Zuwachs in Deutschland erhält, Se. kais. königl. Maj. ebenfalls ein Aquivalent bekommen sollen, und im entgegengesetzten Fall, wenn Se. kais. königl. Majestät einen dergleichen Zuwachs erhielten, die fränkische Republik gleichfalls ein Aquivalent zu erwarten habe.

Art. 8. Dem Fürsten von Nassau-Diez, Statthalter von Holland, soll eine Territorial-Entschädigung gegeben werden. Diese soll aber weder in der Nachbarschaft der österreichischen Besitzungen, noch in jener der holländischen Republik gelegen seyn können.

Art. 9. Die fränkische Republik nimmt keinen Anstand, dem Könige von Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wieder zurück zu geben. Dem zufolge wird keine Frage von irgend einem neuen Länderzuwachs für den König von Preußen seyn, welches sich beyde contrahirende Mächte einander garantiren.

Art. 10. Wenn der König von Preußen dahin einwilliget, der fränkischen und holländischen Republik die kleine Besitzungen von seinem Gebiethe auf dem linken Ufer der Maas, so wie auch des dort eingeschlossenen Savenaer, und andere Besitzungen gegen die Yssel hin abzutreten, so werden Se. kais. kön. Majestät sich verwenden, daß diese Abtretung ausführbar gemacht, und von dem deutschen Reiche angenommen werden. Die Vollziehung des gegenwärtigen Artikels soll die Wirkung des vorhergehenden nicht schwächen können.

Art. 11. Se. Majestät der Kaiser widersetzen sich dem Gebrauche nicht, den die fränkische Republik von den kaiserlichen Lehen zu Gunsten der ligurischen Republik gemacht hat. Se. k. k. Maj. werden sich mit der fränkischen Republik zugleich verwenden, daß das deutsche Reich allen Souverainetäts-Rechten entsage, die dasselbe in Italien, und vorzüglich in den Landen haben könnten, die zur cisalpinischen und ligurischen Republik gehören, und daß dasselbe auf alle kaiserliche Leben, als Lunigiana, und auf alle zwischen den Staaten von Toscana und Parma, der ligurischen und lucchesischen Republik und dem ehemahligen Modenesischen liegen, verzichte. Diese Lehen sollen zur cisalpinischen Republik gezogen werden.

Art. 12. Se. kais. kön. Majestät werden sich bey der deutschen Reichs-Friedensunterhandlung mit der fränkischen Republik zugleich verwenden, daß die verschiedenen Fürsten und Stände des Reichs, die in Gefolge der gegenwärtigen Vertragsartikel, oder des noch mit dem deutschen Reiche zu schließenden Vertrags einigen Verlust an Gebieth oder Rechten erleiden — besonders die Churfürsten von Mainz, Trier, Cölln, der Churfürst von Pfalzbayern, der Herzog von Würtemberg und Teck, der Markgraf von Baden, der Herzog von Zweybrücken, die Landgrafen von Hessen-Cassel und Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Saarbrück, von Salm-Kyrburg, Löwenstein-Wertheim und von Wied-Runkel, und der Graf von der Leyen — schickliche Entschädigungen in Deutschland erhalten, die in gemeinschaftlicher Einstimmung mit der fränk. Republik regulirt werden sollen.

Art. 13. Die Truppen Sr. kais. kön. Majestät werden zwanzig Tage nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Tractats die Städte und Festungen Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm, Ingolstadt, so wie das dem deutschen Reiche gehörige Gebieth bis an die österreichischen Erbstaaten räumen.

Art. 14. Die gegenwärtigen geheimen Artikel sollen die nähmliche Kraft haben, als ob sie Wort für Wort in dem heute unterzeichneten öffentlichen Friedenstractat eingerückt worden wären. Sie sollen zur nähmlichen Zeit durch die beyden contrahirenden Theile ratificirt, und die Ratificationen in gehöriger Form zu Rastadt ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet zu Campo-Formio, den 17. October 1797. (26. Vendemaire, J. 6 der Einen und untheilbaren fränk. Republik)

Bonaparte.
Marquis de Gallo.
Ludwig Graf v. Cobenzl.
Graf v. Meerveld, Gen.-Major.
Freyherr v. Degelmann.

34.

Militär-Convention zwischen den Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers und der fränkischen Republik zu Rastadt. 1798 1. Dec.

Nachdem sich, in Vollziehung des Vertrags von Campo-Formio und der Additional-Convention, die Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers, Königs von Ungarn und Böhmen, und die Bevollmächtigten der fränkischen Republik, mit den zur Anordnung der Räumungsbewegungen beauftragten gegenseitigen Generalen versammelt: so sind sie über nachstehende Artikel übereingekommen, und haben sich solche wechselseitig garantirt.

Art. 1. Die Truppen Sr. Maj. des Kaisers, Königs von Ungarn und Böhmen, und die Reichs-Truppen, die in ihrem Solde sind, räumen das Reichsgebiethe, so daß sie den 25. Dec. (10. Nivos) in den Erbstaaten Sr. Maj. des Kaisers und über dem Innfluß sind.

Art. 2. Das Contingent Sr. Maj. des Kaisers geht über den Lech zurück, und darf nicht in den Reichsfestungen gebraucht werden.

Art. 3. Die österreichischen Truppen von der Mainzer Garnison dürfen am 25. Dec. nicht über 15,000 Mann betragen.

Art. 4. Am nähmlichen Tage räumt die fränkische Armee die venetianischen Lande, die Sr. Maj. der Kaiser besitzen soll.

Art. 5. Es bleiben 15,000 Mann fränkischer Truppen in den besetzten venetianischen Landen, sowohl um die Garnison der verschiedenen festen Plätze zu bilden, als um die Ordnung zu erhalten.

Art. 6. Am 20. Dec. werden die Truppen Sr. Majestät des Kaisers die Festungen Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg geräumt haben, und sie zurück geben, wem sie gehören. Die Artillerie- und Kriegs- und Mund-Provisionen, die gegenwärtig in diesen Plätzen sind, und Sr. Maj. dem Kaiser gehören, sollen bis dahin fortgeschafft werden.

Art. 7. Den 10. Dec. (20. Frimaire) umzingeln die fränkischen Truppen die Stadt Mainz, und lassen dabey den österreichischen Truppen die Communication offen.

Art. 9. Vor dem 8. Dec. (18. Frimaire) erklären die Bevollmächtigten Sr. Majestät des Kaisers dem Reich, daß der Wille ihres Souverains ist, das Gebiethe und die Festungen des Reichs zu räumen.

Art. 10. Die Bevollmächtigten Sr. Maj. des Kaisers werden sich verwenden, um den fränkischen Truppen von Seiten des Churfürsten von Mainz oder von Seiten des Reichs die Besitzung der Stadt Mainz während der Unterhandlungen zu verschaffen, so daß die fränkischen Truppen den 30. Dec. (10. Nivos) daselbst seyn können, und, wenn der Churfürst von Mainz oder das Reich nicht darein willigen wollte, die fränkische Republik sie mit Gewalt dazu nöthigen kann.

Art. 11. Die fränkischen Generale, welche die um die Festung Ehrenbreitstein her liegenden Truppen commandiren, sollen den österreichischen Truppen, welche diese Festung räumen, alle nöthige Erleichterung zu ihrem Marsche machen. Sie sollen zugleich den österreichischen Generalen die Pferde, Schiffe und andere nöthigen Mittel zum Transport der Artillerie und des Kriegs- und Mundvorraths verschaffen.

Art. 12. Die fränkischen und cisalpinischen Truppen sollen den 30. Dec. (10. Nivos) die Plätze Palma nuova, Osopo, Porto Legnago, Verona, und ihre Schlösser, Venedig und das venetianische Gebieth bis an die Demarcations-Linie räumen.

Art. 13. Der commandirende General der Truppen Sr. Maj. des Kaisers in Italien, und der commandirende General der fränkischen Truppen, werden alle nöthigen Maßregeln ergreifen, um die Vollziehung des 6. Artikels des Tractats von Campo-Formio zu sichern. Diese beyden Generale werden sich gleichfalls verabreden, um alle Hindernisse zu heben, welche der auf den 30. Dec. (10. Nivos) bestimmten Besetzung, durch die kaiserl. Truppen, der Länder und Festungen, welche sie zufolge des besagten Artikels und des 5. Artikels, der geheimen Additional-Convention besetzen sollen, entgegenstehen möchten.

Art. 14. Wenn noch etwas von Artillerie und Kriegs- und Provision-Magazinen, das der fränkischen Republik gehörte, in denen Landen und Festungen, die ihre Armee in Italien räumen wird, bey der Besetzung dieser Lande und Festungen durch die Truppen Sr. Majestät des Kaisers zurück bleiben sollte, so soll alle Erleichterung und Schutz zu Wegschaffung der besagten Magazine gegeben werden.

Geschehen und unterzeichnet zu Rastadt den 1. Dec. 1798 (11. Frimaire, Jahr 6. der fränkischen Republik.)

Unterzeichnet:

Bonaparte.
Ludwig Graf von Cobenzl.
Graf de Bailliet de la Tour.
Graf von Meerveld.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 1. August 1810.

Nach zwölf Zofingern fiel bey Sempach ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten. Damit sich keine feindliche Gemeinde dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Stadt Banner von Zofingen so treu zu hüthen, wie der Schultheiß Niclaus Thut."

Johann von Müller.

(92.)

Rückerinnerung an Österreichische Helden.

Von

J. W. Ridler.

(Fortsetzung.)

Die Fahne.

Schon in den Zeiten, als der Krieg aufhörte, ein roher Faustkampf zu seyn, wurde die Fahne als ein Heiligthum der Krieger betrachtet. Bildnisse der Götter oder Symbole des Heiligsten, was ein Volk kannte, schmückten sie; denn die Religion, in den ältesten Zeiten das stärkste Band, Völker zu einem Willen zu vereinigen, wurde von weisen Gesetzgebern benützt, die Idee von der Heiligkeit der Fahne den Völkern recht kräftig einzuprägen. Vorzüglich war dieß der Fall bey den Römern; bey dem Volke, das im Alterthum die größten und dauerhaftesten Eroberungen gemacht, und nebst den Griechen vorzüglich die Art und Weise Krieg zu führen zu einer Wissenschaft erhoben hat.

Die Fahne einer Römischen Legion war ein silberner Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der auf einem Spieße befestiget war, und bisweilen einen Donnerkeil in seinen Klauen hielt, auf seinem Kopfe aber eine kleine Kapelle trug. Schon als Bild desjenigen Vogels, der dem Stifter Roms, dem vergötterten Romulus, den Vorrang über seinen Bruder Remus gegeben hatte, war er den Soldaten gleich einer Gottheit heilig. Im Lager wurde er sammt den übrigen Fahnen vor dem Zelte des Feldherrn aufgestellt. Dieser Ort war gleichsam der Tempel der Armee; hier wurden Opfer geschlachtet, Auspicien gehalten, Eide abgelegt, und öffentliche Reden an die Armee gehalten. Einer der versuchtesten Krieger in der Legion, der mehrere Feldzüge mitgemacht, mehrere ruhmvolle Narben aufzuweisen hatte, dem ersten Centurio der Triarier (Primipilus) wurde der Adler anvertraut; ein eben so einträgliches und ehrenvolles, als gefährliches Amt. Der Primipilus war über die übrigen Centurionen gesetzt, er genoß mit den Rittern gleichen Rang, und hatte auch mit dem Consul und den Tribunen einen Sitz im Kriegsrath. — Doch den Adler zu verlieren galt für schimpflich, sowohl für die Legion, als für den Primipilus; und häufige furchtbare Todesstrafen folgten auf eine solche die Römischen Waffen entehrende That, welche die Strenge der Kriegsgesetze allein der Feigheit der Legion zuschrieb. Daher warfen kühne Feldherrn in gefährlichen Momenten der Schlacht den Adler unter die Feinde; nun waren die Soldaten gezwungen, alle ihre Tapferkeit aufzubiethen, ihren Adler aus der Mitte der Feinde sich zu hohlen. Ein ehrenvoller Tod stand ihnen im Kampfe bevor; lebenslängliche Verachtung, die sich auch auf die künftige Welt erstreckte, oder ein schimpflicher Tod war ihnen gewiß, wenn der Adler in den Händen der Feinde blieb! War da eine Wahl wohl noch möglich? —

Doch wenden wir uns von dem kriegerischsten Volke des Alterthums zu den Österreichischen Heeren, und sehen wir, was einzelne Helden, was ganze Corps geleistet haben, wenn es auf die Erhaltung oder Rettung einer Fahne ankam.

.....

Kurz vor der Schlacht bey Mohacs (11. August 1687) hatte in einem Gefechte die Leibschwadron des Regiments Commercy ihre Standarte verloren; eine Schande, die der Prinz für sein Regiment tief fühlte. Als er daher im Anfange der Schlacht einen Türken mit einer Copy vor der kaiserlichen Schlachtlinie herumsprengen sah, bath er den Herzog Carl von Lothringen um die Erlaubniß, diesem Türken seine Fahne abzunehmen, um dadurch seinem Regimente die verlorne zu ersetzen. „Vetter, das ist keine Arbeit für Euch," war die Antwort des Herzogs. Commercy wiederhohlte noch einige Mahl seine Bitte, doch immer vergebens. „Wohlan," rief er dann mit Heftigkeit aus, „Niemand mache mir von jetzt an einen Vorwurf, daß meine Leibschwadron ihre Standarte verloren hat, ich wollte ihr eine andere erkämpfen; doch man verbiethet es mir." — Der Her-

zog ehrte den Schmerz des Prinzen, und gewährte ihm jetzt seine Bitte. Commercy sprengte nun auf den Türken los, verfehlte ihn aber in der Hitze mit der Pistole. Der Türke wandte sich jetzt gegen seinen Angreifer, und rannte ihm die Copy in die Hüfte. Der Prinz verlor jedoch keineswegs den Muth oder die Geistesgegenwart, sondern hielt mit der Linken die Copy fest, und spaltete mit dem Säbel in der Rechten dem Türken den Kopf. Nun zog er sich die Copy, deren Fähnchen weiß, vom Blute des Prinzen aber ganz roth gefärbt war, aus seiner Hüfte, brachte sie dem Herzoge, und übergab sie dann dem Fahnenjunker mit den Worten: „Hier hat die Schwadron wieder eine neue Standarte; man vertheidige sie besser als die erste, sie kostet mich mein eigenes Blut." — Dieses heroische Betragen des Prinzen gefiel dem Kaiser Leopold I. sowohl, daß er diese Copy nach Wien bringen, und in einer Kirche aufhängen ließ; die Kaiserinn Eleonore sandte dagegen dem Regiment eine neue Standarte, an der sie mehrere Verzierungen selbst gestickt hatte.

.....

Vom gleichen Ehrgefühl, wie Prinz Commercy, war Graf Guido von Starhemberg beseelt, die Zierde des Deutschen Ritterordens, und unter seinem Vetter Ernst Rüdiger die Seele bey der Vertheidigung von Wien. 1683. Bey dem Sturm auf Belgrad war er, wie sein Waffenbruder Eugen, unter den ersten Stürmenden. Während er mit der Fahne in der Hand vordringt, den Seinigen durch seinen Zuruf Muth einflößt, springt eine Mine unter seinen Füßen, und — Guido wird unter derselben lebendig begraben. Mit schwerer Mühe arbeiteten ihn seine Gefahrten langsam wieder heraus. Zur Belohnung seiner Tapferkeit gab ihm der Churfürst von Bayern den ehrenvollen Auftrag, die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung nach Wien zu überbringen. Als er die Geschichte des Sturmes beyden kaiserlichen Majestäten erzählte, und die Kaiserinn ihm bey der Geschichte seiner Versenkung angstvoll fragte: Wie ihm damahls zu Muthe gewesen sey, erwiederte er kalt: „Ich war nur um meine Fahne und meine Ohren besorgt. Um jene, daß sie nie in einer Moschee als schimpfliches Siegeszeichen prange; um die Ohren, damit ich die Janitscharen um den Preis prelle, den ihre Agas dafür bezahlen.

.....

Während in der Schlacht bey Ebersberg (3. May 1809) die Österreichische und Französische Armee vor der Traunbrücke im stärksten Feuer stehen, und mit der größten Anstrengung und Erbitterung sich bekämpfen, stürzt der Corporal Muntyan, vom Regiment Benyovsky, von einer feindlichen Kugel getroffen zu Boden. Die Feinde stürzten auf ihn. Dem Tode nahe ist die Rettung der Fahne Muntyan's einziger Gedanke; im Fallen streckt er sie hoch empor, und ruft seinen Kameraden aus allen Kräften zu: „Brüder, rettet eure Fahne!" — Der Feldwebel Caspar Feuchtner schlägt sich durch die feindlichen Haufen, reißt die Fahne aus der Hand des Gefallenen, der sie bis jetzt noch immer fest gehalten hatte, und bahnt sich den Weg zu den Seinigen. Doch die Fahne ist eine zu lockende Beute für die Feinde; Feuchtner haut die Stange mit dem Säbel in der Mitte ab, die Fahne verschwindet für den größern Haufen, der von der Verfolgung abläßt, und Feuchtner schlägt sich glücklich mit der Fahne durch die ihn noch umgebenden Feinde zu seinem Battallion durch.

.....

In eben diesem Treffen trägt der Corporal Anton Bogdan (vom Reg. Benyovsky) die Fahne des zweyten Battallions. In dem allgemeinen Handgemenge macht der Feind besonders Jagd darauf. Bogdan kann durch das Gedränge seinen Weg zur Brücke sich bahnen, fechtend zieht er sich bis an das Ufer der Traun, stürzt sich in die Fluthen des reißenden Stromes, und schwimmt mit der Fahne in der Hand glücklich durch.

Anmerk. Dieses ist dasselbe Regiment, das unter dem Nahmen Haller in der Schlacht bey Plania sich so rühmlich ausgezeichnet hat. Die Preußen hatten einen Hohlweg besetzt, aus dem sie ein mörderisches Gewehrfeuer auf die vorrückende Österreichische Cavallerie machten. Das Regiment Haller erhielt den Befehl, die Feinde mit dem Bayonnet daraus zu vertreiben; ein Hauptmann, der die größere Gewandtheit seiner Landsleute den Säbel zu handhaben kannte, befahl seiner Compagnie den langen Säbel, den damahls der Ungarische Infanterist noch trug, zu ziehen; er selbst stürzte sich der erste in den Hohlweg unter die feindlichen Bayonnete; das ganze Regiment ahmte dieß Beyspiel nach, und die Preußen waren in kurzer Zeit aus diesem Posten verjagt. — Bald darauf kam Feldmarschall Daun geritten „Wer hat befohlen hier den Säbel zu ziehen?" Hauptmann N. N. war die Antwort. „Er ist Major." Im Reiche der Todten; die Preußen haben ihn aufgespißt." Wohlan man suche seinen Leichnam auf; er wird als Major begraben; und hinterläßt der Todte Wittwe oder Kinder, so soll doch für diese der Vortheil dieses Avancements nach dem Tode nicht verloren gehen. — In den Acten dürfte wohl der Nahme dieses Österreichischen Curtius aufzufinden seyn.

....

Ein Heer von Veteranen verdiente dasjenige genannt zu werden, mit dem Eugen die ersten Lorbern in dem Spanischen Erbfolgekriege auf den Ebenen von Carpi und Chiari erndtet. Der größere Theil dieser Krieger hatte in den Schlachten bey Mohacs und Zenta gefochten, die Wälle von Ofen und Belgrad erstürmt, und ruhmvolle Narben aufzuweisen! An die Beschwerden des Krieges gewöhnt, mit den Gefahren des Todes vertraut, war für sie der Tag der Schlacht ein heiliger Festtag. Unter ihnen war auch das Regiment, welchem die Ehre zu Theil wurde, noch in unsern Tagen Eugens Nahmen zu führen. Bey Wien wurde Heerschau gehalten. Der Römische König Joseph staunte über die Haltung, den kriegerischen Ernst, und die sprechenden Gesichtszüge dieser Helden. „Glauben nicht Euer Majestät, rief ihm Eugen zu, daß einer von diesen Braven im Stande wäre, zu fliehen, und seine Fahne im Stiche zu lassen? Gewiß keiner." — Da ritt der Flügelmann von Eugens Regiment, vor dessen Fronte die Unterredung statt fand, zu dem Prinzen hervor. „Im Nahmen meiner Kameraden schwöre ich," rief der unter den Waffen ergraute Veteran, „Keiner von uns wird fliehen, Keiner seine Standarte retten

sen!" — Die nächsten Reiter wiederhohlten den Schwur; und als die entferntern hörten, wovon die Rede sey, rief die ganze Linie, einem Lauffeuer gleich, in der höchsten Begeisterung aus: „Keiner von uns!" — Diese Braven hatten auch ihr Wort wie Helden gelöst, die größten Siege mit erfochten, und keine ihrer Standarten in diesem 13jährigen Kriege verloren.

Derselbe heroische Geist beseelte dieses Regiment in dem letzten Kriege Österreichs mit der Pforte. Beym Ausbruch desselben rief der Obrist von Savoyen Leonardo seine Officiere zu sich. „Unsere Bestimmung ist " redete er sie an, „die Päße Siebenbürgens gegen die Angriffe der Türken vertheidigen zu helfen. Dieß raubt mir das Vergnügen an ihrer aller Spitze zu kämpfen. Ich erinnere Sie deshalb meine Herrn, erinnern Sie ihre Waffenbrüder daran: daß unser Regiment die Ehre hat, den Familiennahmen desjenigen Helden zu führen, der das Schrecken der Türken gewesen ist. Jeder von uns kämpfe daher so, als ob der verewigte Held mitten unter uns stünde, als ob wir ihm das Geständniß abzwingen wollten: Ihr seyd noch würdig meinen Nahmen zu führen. — Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen; hiemit geleite sie Gott."

Diese männlichen Worte zu Männern gesprochen, sind auch im hohen Andenken geblieben; alle Päße Siebenbürgens, Porezeny und Callefat zeugen davon; in allen diesen Gegenden fochten Abtheilungen dieses Regiments mit all der Bravheit, die man nur von einer ausgezeichneten Reiterschaar erwarten kann. Auch in diesem Kriege verlor dieses Regiment keine seiner Standarten.

.....

Der Vortrapp des kaiserlichen Heeres ging in der Nacht vom 10. auf den 11. September 1789 bey Beschania über die Save, und rückte vom Feinde unentdeckt: bis auf die Anhöhe von Wratsar, da es dem Hauptmann Aleri *) vom Seressaner Freycorps gelungen war, fünf recognoscirende Türken aus Belgrad aufzuheben. Kaum bemerken die Türken in dieser Festung die kaiserlichen Truppen, als gegen 800 Spahis einen Ausfall wagten. Zwischen den Anhöhen von Wratsar und der Eugenischen Schanze erstreckt sich ein morastiger Grund, über den eine schmale Brücke führte; von derselben dehnten sich bis an den Fuß der Anhöhe Maisfelder hin, in welchen mehrere Türken sich verbargen. „Sie sehen dort den Feind" sagte der Feldmarschall Loudon zum Major Fedak von Grämen Husaren, **) „treiben Sie ihn zurück." Die Türken flohen sogleich vor den anrückenden Husaren; ein Rittmeister ohne erhaltene Order verfolgte sie mit seiner Eskadron bis über die Brücke, hieb einige vierzig zusammen, und mehrere Husaren, hingerissen von ihrem Muthe, stürzten sich in die Eugenische Schanze; allein hier erst nahmen sie die große Anzahl der Spahis, die von einem Corps Janitscharen verstärkt worden waren, gewahr; mit einem Kugelregen empfangen, jagten sie voll Bestürzung zurück, und verbreiteten unter ihren Kameraden ein panisches Schrecken. Die ganze Eskadron eilte nun im vollen Traben über die Brücke zurück; einige stürzten sich in den Moraſt, fanden hier ihren Tod, oder wurden gefangen. Die Flüchtigen rissen auch die zweyte Eskadron mit fort. Vergebens war der Zuruf ihres Majors: „Brüder! seyd ihr die Braven von Grämen, sonst das Schrecken der Türken!" — Vergebens war das wiederhohlte Appelblasen; denn der Schrecken hatte alle ihre Sinne betäubt. — Da stand nun an der kleinen Brücke voll Verzweiflung der Major, nur von 8 bis 10 Getreuen umgeben; seine Division floh heute zum ersten Mahl; sie floh unter Loudons Augen! Er wünschte sich den Tod, und in Vertheidigung dieser Brücke wollte er fallen. — Der Standartenführer, Demeter Kozma, war einer der wenigen, die stets an der Seite ihres Anführers geblieben waren; doch kaum bemerkte er bey dem heftigen Andringen der Feinde dessen Gefahr, als er voll Zorn den Fliehenden nachjagte, „Fluch und Schande euch Memmen" rief er ihnen mit donnernder Stimme zu, „ihr verlaßt den Major? Wohlan auch die Standarte sollt ihr verlieren; ich sterbe mit ihm. Freut euch auf den Empfang, wenn ihr ohne Major und Standarte zum Vater *) zurück kommt." Auf diese Worte ermannten sich die Husaren; einige folgten sogleich dem wackern Kozma, andere hielten die fliehenden Kameraden mit Gewalt auf; die Division sammelte sich, warf den Feind mit Ungestümm in die Eugenische Schanze zurück, erbeutete noch eine Menge Schlachtvieh, und zog sich dann auf erhaltenen Befehl in guter Ordnung an den Fuß der Anhöhe zurück.

.....

Den 20. April 1809 erhielt das Infanterie-Regiment Nro. 1. **) den Befehl, die Strasse bey Kloster-Rohr zu decken; das zweyte Battallion dieses Regiments wurde eben dieses Zweckes wegen in einen nahe gelegenen Wald gelegt; hier behauptete es sich, obschon mit einem beträchtlichen Verlust an Mannschaft, fast bis Mittag gegen die wiederhohlten Angriffe der Feinde. Als aber mehrere feindliche Cavallerie-Colonnen, von Artillerie und Infanterie wohl unterstützt, den Wald von beyden Seiten umgingen, zog sich das Battallion, bereits auf ein kleines Häufchen zusammen geschmolzen, aus dem Walde zurück, um noch die Strasse nach Rohr zu erreichen.

Allein kaum war es auf freyem Felde, als es sich auch von der feindlichen Cavallerie, zu deren Unterstützung Artillerie und Infanterie herbeyeilte, angegriffen sah. In dem Augenblick, da das Battallion kein anders Loos, als Gefangenschaft oder Tod erwarten konnte, sprang der Lieutenant Schmelmayer hervor, entriß dem Führer die Fahne: „Kameraden, rief er, dieses Ehrenzeichen wollen wir retten, oder sterben;" und stellte sich an die Spitze des Battallions. Da der Angriff mehrerer feindlicher Cavallerie-Regimenter im Rücken und in der Flanke immer heftiger, die Gefahr immer größer wurde, riß Schmelmayer die Fahne von der Stange, wickelte sie um den Leib, und vertheidigte sie auf das heldenmüthigste gegen die feindlichen Reiter. Vergebens bothen ihm diese einige Mahl Pardon an; aufgebracht über diesen Widerstand drangen mehrere auf ihn ein, und hieben ihn, nach der verzweifeltsten Gegenwehr, zusammen. Sterbend fiel er auf das Panier seines Monarchen, das er zu vertheidigen gelobt hatte, und das von seinem Blute

*) Er war Pope, und leistete wegen seiner Ortskenntnisse und seiner großen Verbindungen in Servien dem kaiserlichen Heere die nützlichsten Dienste.

**) Jetzt Hessen-Homburg.

*) Loudon.

**) Es hat die Ehre das Leibregiment des Monarchen zu seyn.

ganz gefärbt war. — Sein Nahme wird allen seinen Mitbürgern, für welche die Worte: Vaterland und Ehre kein leerer Schall sind, ein ewig werther und theurer Nahme seyn.

.....

In dem Treffen am 21. April 1809 wurde das dritte Bataillon des Infanterie-Regiments Erzherzog Ludwig, vom Feinde in einem Walde sehr stark gedrängt, um den weichenden Truppen wieder Muth einzuflößen, blieben der Fahnenträger und die beyden neben ihm stehenden Officiere, die Oberlieutenants Ritter und Gastgeb*) auf ihren Posten; allein ihre Unerschrockenheit setzte sie der größten Gefahr aus, vom Feinde umrungen und niedergehauen zu werden. Da forderte der Gemeine Roman Hrziwy seine neben ihm stehenden Kameraden auf, doch nicht zu dulden, daß man von ihnen einst sage, sie hätten wie feige Memmen vor ihren Augen zwey Officiere und die Fahne ihres Regiments wegnehmen lassen; er stürzte dann mit dem Bayonnet auf die Feinde los, und begeisterte durch sein heroisches Beyspiel die übrige Mannschaft, ihm zu folgen: die Fahne und die beyden Officiere wurden gerettet. In der Folge des Gefechtes in die linke Wade verwundet, verließ er dennoch das Schlachtfeld nicht eher, als bis das Treffen beendiget war.

.....

In dem Treffen am 22. April 1809 wurde das erste Bataillon des Regiments Koburg (Nro. 22) durch das heftige feindliche Musketten- und Kartätschen-Feuer zum Weichen gebracht, und dessen Fahnenträger todt geschossen. Wegen Schnelligkeit des Rückzuges bemerkte man den Verlust der Fahne nicht sogleich. Der erste, der sie neben dem todten Fahnenträger liegen sah, war der Feldwebel Alois Faich. Mitten unter dem feindlichen Kugelregen lief er über dreyßig Schritte zurück, hob sie auf, die nicht weit von dem schnell vorrückenden Feinde lag, schlug sich durch einige aus einem Seitengebüsche hervordringende Plänkler durch, und brachte am Arm verwundet dieses Ehrenzeichen seinem Bataillon zurück. „Meine Wunde freuet mich, sagte der Brave zu denjenigen, die ihn bedauerten, ich werde immer mit Stolz auf sie hinsehen, so oft ich die Fahne unsers Bataillons erblicke.

.....

Als in der Schlacht bey Eckmühl (22. April 1809) durch das Eindringen der feindlichen Cavallerie fünf Compagnien des Infanterie Regiments Großherzog Würzburg, theils versprengt und gefangen, theils niedergemacht wurden, ergriff der Oberlieutenant Wilhelm Neumann die Fahne des Bataillons, erweckte das Ehrgefühl der noch übrigen Mannschaft, und forderte sie auf, ihre Fahne, das Heiligthum braver Soldaten, vertheidigen zu helfen. Diese wenigen männlichen Worte reichten hin, der Mannschaft ihr Selbstvertrauen wieder zu geben, und am andern Tage brachte Neumann diese, schon für verloren gehaltenen, Truppen sammt der Fahne zum Regiment zurück.

.....

Anton Stepnitzky, Gefreyter vom Regiment Stain, ein durch seinen in früheren Gefechten bewiesenen Heldenmuth ausgezeichneter Mann, bemerkte während des schnellen Übergangs der Österreicher über die Schiffbrücke bey Regensburg, (am 23. April 1809) daß der Fahnenträger des zweyten Bataillons von seinem Regiment niedergestürzt, und die Fahne auf der Brücke unter Todten und Verwundeten liegen geblieben ist. Sein Entschluß war schnell gefaßt, sein Regiment sollte keines der Ehrenzeichen, dessen Rettung noch möglich war, verlieren. Kaum war der Marsch der Österreichischen Armee vorüber, als er sogleich auf die Brücke, die mit Verwundeten und Leichen ganz bedeckt, und hie und da schon flott gemacht war, zurückeilte, unter dem heftigsten Kanonen- und Kartätschen-Feuer die Fahne holte, und mit den Gefahren des Feuers und Wassers ringend, sie glücklich seinem Regimente zurückbrachte.

.....

Virtus et in hoste laudanda.

Nach den Gefechten an der Laditscher-Brücke bey Brixen, dann bey Sterzing und Innsbruck, am 11ten 12. und 13. April 1809, rückte der Feldmarschall-Lieutenant Marquis Chasteler, Commandirender des achten Armeecorps, am 15. Abends in letztgedachter Provinz-Hauptstadt ein. Gegen 8000 Mann, worunter 350 Bayersche und 600 Französische Cavalleristen, 107 Officiers, 10 Stabs-Officiers, der Oberst Constantin von den Ordonnances permanentes, der General-Lieutenant von Kinkel, der General Bisson ꝛc. ꝛc. ꝛc. hatten sich, mit allem Gepäck, 6 Kanonen, 2 Haubitzen, 2 Adlern, 2 Fahnen ꝛc. kraft einer, von Major und nunmehrigen Theresien-Ritter v. Teimer unterfertigten Capitulation ergeben.

Chasteler's allererste Sorge war die gute Behandlung der blessirten Kriegsgefangenen, die er gleich am andern Morgen im so genannten Bürgerspital in der Neustadt, mit seinem ganzen Generalstab besuchte, um sich von ihrer unklagbaren und sorgfältigen Pflege mit eigenen Augen zu überzeugen. — Insbesondere reichte er dem Obersten des 11ten Linien-Infanterie-Regiments Kinkel, von Dittfurt (der erst mit der vierten Wunde, nach löwenkühner Gegenwehr sich ergab) mit der biederen Hochachtung braver Kameraden die Hand, ließ ihm sogleich zwey besondere, ruhige Zimmer einräumen und es sich nicht nehmen, selbst alles zu seiner Pflege und Erhaltung anzuordnen.

Als der Oberste Dittfurt am 21. April an seinen Wunden starb, wurde er, auf Chastelers ausdrücklichen Befehl, weit über seinen Rang, mit all jenen militärischen Ehren beerdigt, die Ihm selbst (einem k. k. Feldmarschall-Lieutenant) zugestanden hätten. Das Regiment Hohenlohe-Bartenstein begleitete die Leiche.

Diese bisher nur sehr Wenigen aus der Innsbrucker-Zeitung kund gewordene Thatsache verdient um so mehr der Aufbewahrung, je schamlosere Unwahrheiten so manches Deutsche Blatt gegen Chastelers, von Namur, Mainz, Magnano, von der Adda und Trebia her, so rühmlich bekannten Nahmen, zu verbreiten bemüht gewesen ist.

*) Dieser wackere Officier ist später auf dem Bette der Ehre gestorben.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Genealogische H Erzherzoginn von Österreich, Maria Ludovica,

st.

Tochter.

Markgr. Eccard's von Meissen Tochter.

ammherr des älteren Hauses Anjou, das auch
hlen geherrscht hat, und 1435 erlosch.

mont, Stammherr des Hauses Bourbon. † 1317.

g I., Herzog v. Bourbon. † 1341.

I., Graf de la Marche. † 1361.

ann I., Graf de la Marche. † 1393.

ig, Graf von Vendome. † 1446.

Johann II. † 1477.

Franz. † 1495.

rster Herzog von Vendome. † 1537.

Johann

ine Gemahlinn Jeanne d'Albret Kön. v. Navarra. † 1562.

Carl,

König von Frankreich und Navarra. † 1610.

Ludwig XIII. † 1643.

Ludwig XIV. † 1715.

Franz II. † 1560.

Ludwig Dauphin. † 1711.

p V., König von Spanien. † 1746.

III., König von Spanien. † 1788.

ica, Gemahlinn Kaiser Leopolds II. † 1792.

Franz I., Kaiser von Österreich.

Ludovica, Gemahlinn Napoleons I.

ganz
gern
Sch

talli
Feir
den
ger
tena
erſch
umr
mei
den
ſie
und
dan
dure
folg
In
ließ
been

talli
liche
und
des
Der
der
chen
auf
ſchl
pen
Ehr
mid
wer
unſ

das
des
ſpre
Ob
lio
forl
ver
ten
uni
ren

dm

*)

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 3. und Montag den 6. August 1810.

Die Freymüthigkeit historischer Darstellung wird in der Monarchie durch periodische Erneuerung der Verwaltung, durch andere Regenten und Minister oft unbedenklicher, als wo ein bestehender Senat oder eine Gemeinde in dem Tadel der Väter manchmahl zu ängstlich die Censur ihres Institutes findet. Daher die größten griechischen Geschichtsschreiber (Herodot, Thucydides, Xenophon, Polyb) nach vielen Verfolgungen ihr Grab außer dem Schooß der vaterländischen Erde gefunden, hingegen Livius unter einer Verwaltung, deren Einführung er nicht billigte, und Tacitus, jener strenge Richter der Tyranney, unter sehr verschiedenen Regierungen, mit Wohlstand und Würde ein hohes Alter erreicht haben.

Johann von Müller.

(93 und 94.)

Züge der Sittengeschichte Frankreichs während der zweyten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Eine große Partey der französischen Schriftsteller stellt seit einiger Zeit das sogenannte Jahrhundert Ludwigs XIV. als eine Art von moralischem und genialischem Eldorado auf, wo vom Glanze des erhabensten Thrones bestrahlt, und unter den Augen des Größten der Könige, alle Tugenden sich mit den höchsten Geistesgaben vereinigten, um die Nation auf den Gipfel des politischen und moralischen Ruhms, und zu dem höchsten Grade des bürgerlichen Glücks zu erheben. Ganz anders erscheinen die Sitten jener Epoche in den gleichzeitigen Schriftstellern, und bey genauer geschichtlicher Prüfung. Hier zeigt sich allenthalben ein wunderbares Gemisch von Galanterie und Religiosität, von ungezähmtem Hange nach Vergnügungen aller Art, mit plötzlichem Zurückziehen in Mönchs- und Nonnen-Zellen, von Tanz und Krieg, von Heroismus und Liederlichkeit. Einige Männer von großen Tugenden, andere von vorzüglichem Genie und einige wenige, welche diese beyden Vorzüge vereinigen, ragen über eine zahllose Menge von gemeinen, ihren Lüsten nachhängenden Menschen mit halbgebildetem Geschmacke und oft voll Parteylichkeit für und wider jene größere Geister, hervor; und vielleicht ist es gerade diese Ungleichheit, die einem Zeitpuncte einen großen Glanz in der Kulturgeschichte eines Landes verleiht. Bey einer größern Ausbildung vermindert sich sowohl die Bewunderung als der Wetteifer, und das Schlechte in Sitten und Werken tritt auffallender hervor, als das Bessere, so daß die Epochen, die am meisten über sich selbst klagen, oft in vieler Rücksicht die glücklichen und beneidenswürdigsten sind. Doch zu einzelnen Zügen. Aus jenem Zeitalter der Ehre und der Großmuth und des Anstandes werden von undelikater Geldlust folgende Züge erzählt:

Als der Ober-Finanz-Intendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er den ersten Marschall Grammont, den ersten Marquis von Villeroi, den Marquis de Souvré und den Grafen von Hautefeuille zum Essen ein, und ließ beym Nachtische drey Becken mit Louisd'or auf den Tisch stellen, damit sie davon nehmen möchten, so viel sie wollten. Sie steckten die Taschen so voll sie nur konnten, und eilten, ohne ihre Wagen zu erwarten, zu Fuße davon. Der Intendant lachte sehr über die Mühe, die sie hatten, mit dieser schweren Last zu gehen. — Als Fouquet dem Könige jenes prächtige Fest im Schlosse Vaux gab, das ihm nachher zum Staats-Verbrechen angerechnet wurde, legte er in das Zimmer jedes Hofmannes einen Beutel mit Gold zum Spielgelde, Jedermann bewunderte und benutzte diese Großmuth, die heutzutage für eine große Impertinenz aufgenommen werden würde. Vielleicht aber, setzt Duclos zu dieser Bemerkung hinzu, würden jetzt die nämlichen Großen, die ein solches Geschenk mit Stolz verschmähen würden, dem Intendanten ungescheut eine eben so große Summe abborgen, mit dem festen Vorsatze, sie nie wieder zu erstatten, was vielleicht delikater, aber sicher nicht ehrlicher wäre. Bey der Ungnade desselben Finanz-Ministers fand man seine Brieftaschen voll von Liebeserklärungen der vornehmsten Damen, die ihm seine Reichthümer verschafft hatten. Auch war die Hauptursache seines Unglücks die Unverschämtheit, die er gehabt hatte, die Gunstbezeugungen der liebenswürdigen Lavalliere, als sie schon erklärte Geliebte des Königes war, für eine große Geldsumme erkaufen zu wollen.

Über das plötzliche Reichwerden der Unternehmer der Kriegslieferungen und anderer Finanz-Operationen, und über den unerträglichen Luxus und die große Eitelkeit dieser Leute, welche damahls Partisans hießen, findet man in den Schriften der damahligen Zeit, und unter anderm in Labruyeres Charakter-Schilderungen dieselben Klagen und satyrischen Züge, die seitdem so oft wiederholt worden sind, und die auch schon da-

mahls nicht neu waren. Auch heiratheten schon unter Ludwig XIV. mehrere Edelleute aus berühmten Familien, wenigstens der Magistratur, reiche Erbinnen dieser neuen Prasser, deren Vater oft noch in der Armuth und Dunkelheit schmachtete, während sie von ihrer Familie, von ihrem Adel, und von den Pflichten ihres Standes sprachen, und durch ihre Pracht die Eifersucht der wirklichen Großen aufreitzten.

Mit Erstaunen liest man in den Memoires des Grafen von Grammont, die von seinem eigenen Schwager Hamilton geschrieben sind, daß dieser witzige Günstling zweyer Könige, Carls II. in England und Ludwigs XIV., sich kein Gewissen daraus machte, im Spiele zu betrügen, und großentheils aus diesem Gewinnste seine verschwenderischen Ausgaben bestritt. Als die Memoires gedruckt werden sollten, wollte Fontenelle aus Achtung für den Helden derselben die Censur versagen, aber der alte Grammont zwang ihn, den Druck zu erlauben, weil ihm derselbe fünfzehnhundert Livres eintragen sollte.

Der Cardinal de Retz, deckt in seinen freylich erst lange nach seinem Tode, unter der Regentschaft öffentlich bekannt gewordenen Memoires selbst eine Menge von Liederlichkeiten, Unsittlichkeiten und Renomistereyen auf, die er mit seiner glänzenden Laufbahn im geistlichen Stande zu verbinden wußte; und doch wurde er in seinen unglücklichen Zeiten von den sonst so strenge denkenden Jansenisten thätig, und sogar mit Geld unterstützt.

Welche Verbrechen geistliche Würden zu decken vermochten, und wie wenig sie unternehmende Menschen an ihrem Fortkommen hinderten, beweist auch folgende schon an sich höchst sonderbare Geschichte. Der Abbe von Batteville war zuerst Oberst im Regiment von Burgund, und zeichnete sich in den spanischen Kriegen aus. Mit einer Ungerechtigkeit in seinem Avancement unzufrieden, verließ er den Dienst, und wurde Karthäuser. Nachdem er sein Gelübde gethan hatte, fand er die Einsamkeit zu langweilig, ließ sich von seiner sehr angesehenen Familie einiges Geld schicken, und verschaffte sich eine Uniform, Pistolen und einen Degen. In der Nacht kleidete er sich in seiner Zelle als Reiter um, und ging gegen den Garten zu, hinter dessen Mauern man ihm ein Pferd bereit hielt. Unterwegs traf er seinen Prior an, erstach ihn mit einem Dolche, und entwischte. Er ritt fort, bis er sich in einem abgelegenen Gasthofe aufhalten mußte, um sein Pferd ausruhen und füttern zu lassen. Er ließ sich eine gute Mahlzeit zurichten; eben als er sich an den Tisch setzen wollte, kam ein andrer Reisender an, der durchaus das Essen mit ihm theilen wollte. Nach einem kurzen Zwiste schoß er diesem Unbekannten eine Kugel durch den Kopf, und bedrohte die Wirthinn und den Knecht, sie bey dem geringsten Lärm eben so zu behandeln; er ließ sich mit gespannter Pistole das Pferd von dem Knechte ein Stück weges fortführen, und entfernte sich alsdann aufs schnellste. Nach manchem Abenteuer kam er in der Türkey an, wurde Mahomedaner, und erhielt eine Militärstelle, in der er sich so sehr auszeichnete, daß er Pascha wurde, und das Commando über einige feste Plätze der Halbinsel Morea erhielt. Hier unterhandelte er mit den Venetianern, die mit der Pforte im Kriege waren, und erhielt durch ihre Vermittlung gegen die Auslieferung seiner festen Schlösser, die Absolution vom Papste, seine Sekularisation, und eine ansehnliche Pfründe in der Franche-Comté. Als Ludwig XIV. diese Grafschaft erobern wollte, war er dem Könige dazu behülflich, und wurde von demselben zum Erzbischofe der neuen Provinz ernannt. Der Papst fand jedoch das Scandal zu groß, und wollte die Ernennung nicht bestätigen. Batteville mußte mit zwey Abteyen und dem Ober-Dechanat von Besançon vorlieb nehmen, und lebte bis an seinen Tod, der im Jahre 1710 in seinem 90. Jahre erfolgte, gefürchtet und geehrt, als großer Herr mit einem kostbaren Tische, und prächtiger Jagd-Equipage, und besuchte zuweilen seine ehemahligen Cameraden im Karthäuser-Kloster.

Recht der Blutrache im XV. Jahrhundert.

Im Verhältnisse gegen unsere Zeiten waren im fünfzehnten Jahrhunderte die Mordthaten noch sehr häufig. Die Ursache davon lag in dem Rechte der Blutrache, die in unserm Vaterlande noch ihre volle Gültigkeit hatte, so zwar, daß nach einer verübten Mordthat keine Obrigkeit unmittelbar zur Bestrafung des Thäters einschritt, sondern es den nächsten Verwandten des Ermordeten überließ, wie sie den Mörder umbringen wollten oder könnten. Erst, wenn diese zu schwach waren, und die Obrigkeit um Hülfe anriefen, oder wenn sich der Thäter der Verwandtschaft Genugthuung zu leisten erboth, mochte sich die Obrigkeit mit dem Geschäfte befassen, und im ersten Falle den Mörder Genugthuung zu geben anhalten, im zweyten aber dieselbe zu vermitteln. Davon war man so überzeugt, daß ein Todtschläger, dem einige Appenzeller gegen alles Anerbieten die Blutrache nicht nachlassen wollten, sich für befugt hielt, bey dem Kaiser Friedrich III. darüber Klage zu führen; und daß dieser dem Abte Ulrich VIII. von St. Gallen den Auftrag gab, die Verwandten zu bereden, sich von dem Mörder begütigen zu lassen. Hingegen wurde im Jahre 1442 in Toggenburg den Brüdern Hober von Jonschwil die Verfolgung des Mörders ihres Bruders, der Genugthuung antrug, verbothen, und befohlen, sich von ihm vor Gerichte abfinden zu lassen. Als aber später die Verwandten weder Blutrache nahmen, noch dazu die Obrigkeit um Hülfe riefen, und deßwegen die Mordthaten oft völlig ungestraft blieben, befahlen im Jahre 1514 die Eidgenossen ihrem Landvogte im Thurgau, daß er die Todtschläger strafen sollte, wenn auch die Verwandten des Ermordeten nicht geklagt hätten. Das Recht und die Pflicht, Blutrache zu nehmen, band vorzüglich den nächsten Verwandten; that dieser darauf Verzicht, so durften entferntere Verwandte keine Rache mehr ausüben.

Die Genugthuung, welche die Obrigkeiten zwischen den Todtschlägern und Verwandten vermittelten, bestand gewöhnlich in einer öffentlichen Kirchenbuße, in guten Werken für die Seele des Erschlagenen, in einem Schadenersatze, und in der Ehrerbiethung gegen die Erben. Hier einige Beyspiele. Als sich die Bergknechte mit den Zuzwilern und Ziberwangern in Streithändel gerathen, und in denselben auf beyden Seiten einige geblieben waren, sprachen die von beyderseitigen Obrigkeiten erwählten Schiedsrichter: daß die von Zuzwil und Ziberwangen mit 300 Männern in die Kirche der Bergknechte mit Kreuze gehen, dort 2 Pfennige opfern, und 30 Pfund Pfennige zum Troste der Gebliebenen zahlen, die Bergknechte aber solches mit 100 Männern und 10 Pfund Pfennige erwiedern sollten. Hin-

gegen sprach 1524 Ritter Ludwig von Helmsdorf über den Todtschlag, den Andreas Böhi von Gäbris bey Zukenried mit seinen Söhnen an Heinrich Hug verübt hatte, als Vermittler dieser Genugthuung aus: Die Böhi kommen an einem bestimmten Tage mit 80 Männern in die Kirche zu Amtzell, thun darin öffentliche Kirchenbuße, lassen an demselben Tage zwölf Messen lesen, gehen bey jeder mit zwölf Männern zu Opfer, und legen jeder zwey Pfennige sammt einer Kerze auf den Altar; sie lassen für die Armen ein Mutt Kernen zu Brot backen; sie stiften für den Erschlagenen ein Jahrzeit, unterhalten ein Jahr lang für ihn in der Pfarrkirche ein Licht, errichten ein steinernes fünf Schuh hohes aus einem Stücke verfertigtes Kreuz, und setzen es dahin, wo es die Verwandten haben wollen; sie verlassen ihre Heimat in Gäbris, das Kirchspiel Heiligen-Kreuz, und die Herrschaft Zukenried; sie treten, wenn sie den Blutsverwandten des Ermordeten auf dem Wege begegnen, auf die Seite, besuchen kein Wirthshaus, Spiel oder Tanz, wo sich einer derselben befindet, kommen nie wieder nach Zukenried, und zahlen den Verwandten für den Schmerzen und Arztlohn 112 Gulden. — Auf die nämliche Weise mußten durch eine Vermittelung obrigkeitlicher Beamten Sebastian Egger, Heinrich Egger von Rengersried, und Ulrich Niederer die Todtschläger des Anton Altherrn im Jahre 1535 zu Goldach „nach altem christlichem Brauche Buße thun," das ist: in der Kirche vor dem Umgange nackend, nur in schwarzen oder weissen undurchbrochenen Hosen, die Lenden mit einem Tuche umgürtet erscheinen, in einer Hand das bloße Schwert, in der andern eine brennende pfündige Wachskerze halten, auf dem Grabe des Entleibten niederknien, für dessen Seele zu Gott bethen, die Freundschaft um Verzeihung bitten; durch neun Priester für denselben Messen halten lassen, bey jeder Messe zu Opfer gehen, und durch ihre Begleiter 300 Wachskerzen, deren jede fünf Heller am Werthe haben soll, auf den Altar legen. Ferner mußten sie ein fünf Schuh hohes und drey Schuh breites steinernes Kreuz machen lassen, den Armen ein Mutt Kernen zu Brot backen, den Verwandten des Ermordeten auf dem Wege ausweichen, und um denselben nicht unter die Augen zu kommen, in der Kirche die hintersten Stühle einnehmen; kein Wirthshaus, Schiff, Badstube betreten, und den Verwandten für ärztliche Pflegung und Unkosten 174 Gulden bezahlen. Da nebst diesem der erschlagene Mann von den Mördern dem Herrn, dessen Leibeigener er war, mit 50 Pfund Pfennige, wie oben gemeldet worden, mußte vergütet werden, und oft auch, nachdem der Mörder mit den Verwandten schon abgekommen war, der Reichsvogt ihn noch mit einer Geldstrafe belegte, kosteten die Mordthaten zwar nicht das Leben, aber Vielen ihr ganzes Vermögen.

Clement Marot.

Dieser geniale Dichter, welcher mit Recht der Poet der Fürsten, und der Fürst der Poeten genannt wird, erblickte im Jahr 1495 zu Cahors in Quercy das Licht der Welt, und kam in seinem zehnten Jahre nach Paris, wo er bey dem Herrn von Neuville Page wurde, und 1518 bey der Herzoginn v. Alençon zum Kammerdiener avancirte. Sein Vater, Jean Marot, war ein beliebter Dichter und Verfasser zweyer Versuche, in denen die Expeditionen Ludwigs XII. gegen die Genueser und darauf gegen die Venetianer poetisch erzählt werden. Unser Dichter folgte dem Könige Franz I. im Kriege, und wurde 1525 in der Schlacht bey Pavia verwundet und gefangen. Nach erhaltener Freyheit kehrte er nach Frankreich zurück, kam wegen der Religion in Verdacht, und wurde ins Gefängniß geworfen, wo er verschiedene Schriften verfertigte. Nach vielen andern erlittenen Schicksalen, deren Erwähnung hier nicht am rechten Orte wäre, verließ er Frankreich wieder, und begab sich nach Genua, wo er wegen begangenen Ehebruchs gehangen werden sollte, aber durch Calvin's Vermittelung mit der Landesverweisung davon kam. Hierauf ging er nach Turin, und starb daselbst 1549.

Clement Marot, mit dem in der französischen Poesie eine neue Periode anfängt, hatte, wie jeder ausgezeichnete Mann, Feinde und Verkleinerer seines Ruhmes. Einer seiner heftigsten Gegner war Français Sagan; und in spätern Zeiten fällte Voltaire ein Urtheil über ihn, das wegen seiner Einseitigkeit hier eine Stelle verdient. Er versichert nähmlich, „daß sich das Lesenswerthe aus Marots Gedichten auf 5 bis 6 Blätter reduciren lasse." Anmuth und Zartheit sind ein Eigenthum an Marots vorzüglichsten Gedichten; und leichtsinnig, jovialisch, witzig, wie sein Charakter, sind auch seine Poesien. Scherzend, im Tone der naiven Fröhlichkeit, sagt er die ernsthaftesten Wahrheiten, und macht den Damen mit einer Zierlichkeit und einem feinen Witze den Hof, der den besten Dichtern des goldenen Zeitalters der französischen Literatur gleich kommt, so daß selbst la Bruyere sagt: Marots Sprache ist nicht mehr die unsrige; aber das ist auch fast der ganze Unterschied, der sich zwischen diesem Dichter und den Dichtern unsers Zeitalters findet. Sein Gedicht: der Tempel des Cupido ist das erste allegorische Gedicht von Bedeutung bey den Franzosen. Seine Epigramme, deren er 280 gedichtet hat, sind sämmtlich ganz vorzüglich. Man findet unter ihnen sogar einige Sonette, welches die ersten Versuche sind, die französische Sprache an die Form eines regelmäßigen Sonetts, nach dem Muster der Italiener zu bequemen. Ein Vorwurf, welcher ihn mit Recht trifft, ist, daß er häufig, wie viele unserer neuen deutschen Dichter, dem Wortspiele nachjagt, und oft schmutzige Gegenstände behandelt, wobey er aber, wie auch Bayle behauptet, seinen Witz, sein leichtes, lebhaftes und erfinderisches Genie gerade am sichtbarsten beweis't.

Zum Schlusse dieser kleinen Skizze mögen hier einige Anecdoten stehen, die seinen Witz charakterisiren:

Als er sich einst in sehr dürftigen Umständen befand, ging er zum Könige und sagte: Ich komme, mich bey Ew. Majestät über einen Gläubiger zu beklagen, den ich unzählige Mahl befriedigt habe, der aber dessen ungeachtet fortfährt, mich ungestüm zu mahnen, und mir Ungelegenheiten zu machen. „Wer ist der Schurke?" fragte der König. „Mein Magen, Ihro Majestät; obgleich ich ihn schon oft gesättiget habe, so mahnt er mich dennoch aufs neue, und ich bin nicht im Stande, seine Forderungen zu befriedigen." Dem Könige gefiel dieser Einfall, und er bewilligte dem Dichter eine jährliche Pension.

Marot ward wegen Stachelschriften aus Frankreich vertrieben. Er begab sich in die Schweiz, und sein Bild wurde zu Paris öffentlich verbrannt. Da er in der Schweiz viel Kälte ausstand, so schrieb er an den König; „Ich habe nie so sehr gefroren, als da ich neulich in Paris verbrannt wurde."

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Fortsetzung.)

Franz II. folgte sein Bruder Carl IX. Er war den 27. Junius 1550 zu St. Germain en Laye geboren, und bestieg den Thron den 5. December 1560 in einem Alter von 10 Jahren. Er ward den 15. May 1561 zu Rheims gesalbt, und starb zu Vincennes den 30. May 1574 am Pfingsttage zwischen drey und vier Uhr Nachmittags im 24. Jahre seines Alters. Er hatte dreyzehn und ein halb Jahr regiert. Sein Herz ward zu den Cölestinern nach Paris gebracht, und sein Körper in St. Denis beygesetzt. Er vermählte sich 1570 mit Elisabeth von Österreich, Tochter Kaisers Maximilians II. die im Jahre 1592 starb, von ihr hatte er Marien Elisabeth, die nur ein Alter von fünf Jahren erreichte.

Carl IX. hatte von Marie Touchet einen Sohn, der in früher Jugend starb, ferner Carl von Valois, Herzog von Angouleme, von dem die letzte Linie der Herzoge von Angouleme abstammt. Er starb im Jahre 1650. Marie Touchet vermählte sich in der Folge mit Franz von Balzac, Herrn von Antragues, Vater der Henriette Balzac, einer der Maitressen Heinrichs IV. Ihm folgte sein Bruder

Heinrich III., König von Pohlen, er bestieg den Thron 1574 in einem Alter von 23 Jahren, und ward zu Rheims den 13. Februar. 1575 gesalbt. Er ward zu St. Cloud am 1. August 1589 um 8 Uhr Morgens von Clement ermordet. Dieser war ungefähr 22 Jahre alt, aus dem Dorfe Sorbonne, nahe bey Sens gebürtig, und in den Convent der Dominicaner dieser Stadt aufgenommen worden. Heinrich starb den folgenden Morgen in einem Alter von 38 Jahre, nachdem er 15 Jahre und 2 Monathe regiert hatte. Sein Körper ward nach der Abtey von Compiegne gebracht, wo er bis 1610 blieb, und dann nach St. Denis gebracht wurde. Er vermählte sich im Jahre 1575 mit Louise von Lothringen, Tochter Nicolas Grafen von Vaudemont, nachgebornen Bruder des Herzogs von Lothringen; sie starb 1601, und wurde in der Capuziner-Kirche, welche sie in der Vorstadt St. Honore gegründet, und die seitdem nach dem Platze Ludewigs des Großen verlegt worden, beygesetzt. Ihm folgte

Heinrich IV., König von Navarra, geboren zu Pau den 13. Dec. 1553. Sein Recht zur Krone leitete er als ein Abkömmling Roberts, Grafen von Clermonts, eines Sohns Ludewigs des Heiligen, der die Erbinn von Bourbon geheirathet hatte, her. Er bestieg den Thron 1589 in einem Alter von 36 Jahren, und ward zu Chartres, Sonntags den 24. Februar 1594 geweiht. Mit ihm fängt die Linie des Hauses Bourbon an. Von Seiten seines Vaters her war er König von Navarra. Dieser Nahmens Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, hatte die Johanna Albret, Tochter des Königs von Navarra, geheirathet. Heinrich IV. erhielt den Beynahmen des Großen. Er hatte die frühern Jahre seines Lebens, und die ersten seiner Königlichen Regierung unter den Waffen zubringen müssen. Rechtmäßiger Erbe Frankreichs mußte er dasselbe mit den Waffen zum Theil erst erobern; aber als er sich endlich Herr desselben sah, so wandte er auch seine ganze Aufmerksamkeit auf die innere Wohlfahrt und Ordnung des Staats. Alles war in diesem, während der schrecklichen Religionskriege, und den schwachen Regierungen seiner Vorgänger verwildert, die öffentliche Sicherheit, der Ackerbau, die Handlung, die Ausübung der Gerechtigkeit, die Hebung der Auflagen, und besonders die Vorrechte des Soldatenstandes, die in unerträgliche Frechheiten und Gewaltthaten ausgeartet waren. Er schaffte die überflüssigen Kriegsvölker ab, nöthigte die entlassenen Soldaten, die ungebaut liegenden Ländereyen fruchtbar zu machen; verboth jedermann, Schießgewehr zu tragen, verstattete den hohen Kriegsbedienten keine Leibwache mehr; und reinigte die Straßen von Räubern. Den Landleuten hinterließ er eine große Summe rückständiger Steuern, die sie nicht bezahlen konnten. Die Französischen Bauern erinnern sich noch der gütigen Worte, die er in Ansehung ihrer brauchte; er wolle nicht eher ruhen, bis sie alle Sonntage eine Henne im Topfe hätten. Viele falsche Edelleute hatten sich während der bürgerlichen Unruhen von den Abgaben los gemacht; diese bestätigte er nicht für Geld in ihrer angemaßten Freyheit, sondern ließ sie die schüldigen Summen nachzahlen. Seinen tapfern Adel, der in seinem Dienst so vielen Aufwand gemacht hatte, wünschte er sogleich belohnen zu können; allein es fehlte ihm an Geld, und außerdem war dieser Adel seit der Regierung der vorigen Könige so sehr zur Verschwendung geneigt, daß es nicht leicht war, ihn zu sättigen. Heinrich gab ihnen daher zu verstehen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn sie die kostbare Lebensart bey Hofe verließen, sich auf ihre Güter begäben, und das Feld bestellen würden. Er selbst war in seinem Anzug, und in allen Arten der Ausgaben ein Muster der guten Wirthschaft, die damahls ihm und dem ganzen Königreich so nöthig war. Gewöhnlich trug er einen grauen Rock mit einer Weste von Atlas oder Taffet, ohne weitere Ausschmückung, und er lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mühlen und Bälder auf den Rücken trügen. Er hatte einst zu wiederholten Mahlen Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen verboten; da aber diese Verbothe, wie gewöhnlich nicht beobachtet wurden, so wiederhohlte er zwar die vorigen Befehle durch ein öffentliches Edict, erklärte aber dabey, daß er die Scharfrichter und Schelme, wie auch die öffentlichen Huren von dessen Beobachtung ausnehme. Sogleich fand das Edict allgemeinen Gehorsam, und niemand trug weiter Gold und Silber auf den Kleidern, wenigstens so lange Heinrich lebte.

Er war zugleich Überwinder und Vater seiner Unterthanen, Feldherr und Minister des Reichs. Mit ungemeiner Freymüthigkeit verband er große Staatsklugheit, erhabene Gesinnungen mit liebenswürdiger Einfalt; mit dem Muth eines Soldaten unerschöpfliche Menschenliebe, Großmuth, Freygebigkeit und Gerechtigkeit. Er pflegte zu sagen, er habe sowohl zwey Füße und zwey Hände, als seine Unterthanen, und sey nur darin von ihnen unterschieden, daß er Gerechtigkeit handhaben müsse. Sein Verstand war feurig, sein Witz schnell. Er verschaffte dem durch Bürgerkriege zerrütteten Frankreich neues Leben und Stärke. Er vervollkommnete den Seidenbau, verbesserte die Künste, vergrößerte die Handlung und Schifffahrt, brachte die Seemacht in Aufnahme, verschönerte die öffentlichen Gebäude, machte den Anfang zur Vereinigung der Seine und der Loire, und stiftete die Universität zu Aix in Provence. In der Wahl seiner Minister war er glücklich. Die Herren von Bellievre, Sillery, Villeroi, Jeannin und Sülly waren die vertrautesten und tüchtigsten. Der letztere, der von einem bloßen Edelmann bis zur Würde eines Herzogs aufstieg,

brachte die Finanzen in so vortreffliche Ordnung, daß viele Schulden bezahlt, die Magazine und Zeughäuser angefüllt, und vierzehn bis fünfzehn Millionen Livres in den königlichen Schatz zurück gelegt wurden. Die jährlichen Einkünfte des Königs, die unter Heinrich III. nur 40 Millionen Livres betrugen, wurden durch Süllys Einrichtungen auf 80 Millionen vermehrt, ohne das Volk dabey auszusaugen, bloß durch Beförderung der Künste, Manufacturen und Kaufmannschaft, durch welche die Unterthanen, folglich auch die königlichen Einkünfte bereichert wurden. Dieß ist jedoch nicht so zu verstehen, als wenn Heinrich der Große gar keine Schulden hinterlassen hätte. Er war den Engländern, Holländern und Schweizern noch bey fünfzig Millionen schuldig. Allein da sich die Kronschulden im Jahre 1605 auf dreyhundert Millionen beliefen, so war es nicht möglich, dieselben ganz abzutragen.

Über den weitaussehenden Entwurf Heinrichs, die ganze Christenheit in einen Körper in die christliche Republik zu vereinigen, wird in diesem Archive noch umständlicher geredet.

Heinrich IV. ward in der Straße Feronnerie*), Freytags den 14. May 1610 in einem Alter von 57 Jahren, und im 21. seiner Regierung ermordet. Er ward zu St. Denis beygesetzt. Sein Herz ward eines vom Könige gegebenen Versprechens zufolge zu den Jesuiten von La Fleche gebracht.

Der Vollbringer dieser schrecklichen That war Franz Ravillac, geboren zu Angouleme, ungefähr 31 oder 32 Jahre alt. Er ward auf dem Greve-Platz den 27. desselben Monaths hingerichtet.

Heinrich IV. häusliche und eheliche Schicksale sind nicht weniger merkwürdig, als sein politisches Leben. Unserm Jahrhundert beträchtlich näher, als die andern Monarchen Frankreichs, welche der Graf Lacepede in seinem Bericht nahmhaft gemacht, halten wir uns auch für verpflichtet, unsern Lesern davon eine so ausführliche Erzählung zu geben, als der Raum dieser Blätter solches nur verstatten wollen.

Heinrich IV., noch König von Navarra, wurde im Jahre 1572 mit Margaretha von Valois, einer Tochter Heinrichs II. Königs von Frankreich und Catharinen von Medicis vermählt. Soll man demjenigen glauben, was Margaretha in ihren Memoiren davon sagt, so war ihr diese Verbindung äußerst mißfällig. Ihr Abscheu gründete sich auf die Verschiedenheit der Religion, indem Heinrich, der überdem ein Jahr jünger war, sich zur reformirten Kirche bekannte. Sie stellte dieß ihrer Mutter vor, wie dieselbe sie zur Vermählung beredete. Ob sie gleich im höchsten Grade leichtsinnig, und zu Ausschweifungen geneigt war, war sie doch eine eifrige Katholikinn; ein Werk ihrer Gouvernante, der Madame Courton, die ihr einen unbegränzten Eifer und Ehrfurcht gegen die Römische Lehre eingeflößt, und sie von Lesung aller reformirten Schriften abgehalten hatte. Verschiedene haben den Abscheu Margarethens gegen diese Verbindung aus einer Neigung gegen den Herzog von Guise herleiten wollen.

So viel ist gewiß, Margaretha gab ihre freywillige Beystimmung zu dieser Verbindung nicht. Da sie dem Willen des Königs und der verwitweten Königinn, von denen sie bedroht wurde, sich nicht widersetzen durfte, so ließ sie sich endlich bewegen. Indeß war der Zwang, den sie sich anthat, sichtbar. Sie wollte weder die Ehepacten unterzeichnen, noch bey der Trauung ihr Jawort von sich geben. Denn als der Cardinal Bourbon, der die Trauung verrichtete, sie dem gewöhnlichen Formular zufolge, fragte, ob sie den König von Navarra zum Gemahl haben wolle? erwiederte sie nichts darauf; aber der König ihr Bruder, der ihr zur Seite stand, drückte ihr den Kopf mit der Hand nieder; dieß Zeichen ward für ihre Einwilligung angenommen, und die Trauung vollzogen.

Bey der dieser Vermählung folgenden Pariser Bluthochzeit, nahm einer der unglücklichen Hugenotten, Nahmens Tejan, seine Zuflucht zu dem Cabinet der Königinn Margaretha, warf sich auf ihr Bett, und flehte um sein Leben. Die Königinn, die von dem Mordanschlag gegen die Protestanten nicht unterrichtet war, verbarg sich hinter das Bett, wohin auch Tejan seine Zuflucht nahm. Margaretha erhielt ihm auch das Leben, und von einem Officier die Versicherung, daß ihr Gemahl, der König von Navarra, außer Gefahr sey. Dieser Officier hing ihr einen blutigen Schlafrock um, und führte sie nach dem Zimmer der Herzoginn von Lothringen.

Die Guisische Partey bemühte sich die Einwilligung des Carls IX. zur Ermordung des Königs von Navarra und des Prinzen von Conde zu erhalten; indem ihrer Meinung nach die That nur halb gethan sey, wenn man diese Häupter der Hugenotten am Leben ließe. Weil aber dieser Vorschlag keinen Beyfall fand, so suchten sie wenigstens Catharinen von Medicis zu bewegen, die Ehe des Königs von Navarra mit Margaretha zu vernichten. Aber Margaretha vereitelte den Anschlag durch die Antwort, die sie auf die ihr vorgelegte Frage, ob sie bereits von ihrem Gemahl berührt worden? ertheilte. In ihren Memoiren drückt sich Margaretha darüber folgender Maßen aus.

„Sie wollten meine Mutter überreden, meine Ehe mit dem Könige zu trennen. Sie verlangte daher von mir einen Eidschwur, ob der König von Navarra mich berührt habe? denn sey dieß nicht geschehen, so würde die Ehescheidung dadurch erleichtert. Ich erklärte, sie könne versichert seyn, ich verständige nichts von dem, was sie wissen wolle. Ich konnte auch mit Recht das sagen, was jene Römische Dame ihrem Manne antwortete, der ihr vorwarf, sie habe ihm niemahls gesagt, daß er einen bösen Athem hätte, sie habe sich eingebildet, es sey dieß allen Mannspersonen gemein, da kein anderer ihr jemahls so nahe als ihr Gemahl gekommen *).

(Nicht eine römische Dame, sondern die Gemahlinn des Königs Hiero von Sicilien.)

*) Die Ermordung Heinrichs, bey den Umständen, unter welchen sie geschah, konnte nur in einer so schmalen Gasse als Feronnerie geschehen, indem die königliche Bedeckung genöthigt wurde, sich auf die Seite zu begeben. Es ist daher ein merkwürdiger Umstand, daß Heinrich II. von Compiegne aus, unter den 4. May des Jahres 1554 also sechs und fünfzig Jahre vor der Ermordung Heinrichs IV. im nähmlichen Monath, am nähmlichen Tage, einen schriftlichen Befehl ausgestellt hat, die Straße Feronnerie zu erweitern, um dem König den Weg von dem Louvre nach seinem Palais Tournelle bequemer zu machen.

*) Dupleix (Scipio) aus Condom im Dep. Gers, geboren 1550, gestorben 1661, sagt in seiner Geschichte von Frankreich, die jetzt, da man bessere geschriebene Werke hat, wenig mehr gelesen wird, folgendes über Margarethen:

Gegen ihren Gemahl sprach ihr Betragen freylich stets Kaltsinn, aber es fehlte viel, daß ihr Umgang mit andern Personen sich auf dieselbe Art bewährt hätte. Heinrich ließ ihr auch hierin völlige Freyheit, und ihre Dankbarkeit äußerte sich dadurch, daß sie die Galanterien des Königs gänzlich ignorirte. So wie er sich ihrer Hofdamen, so bediente sie sich seiner Hofleute, und beyde Eheleute erhielten hierdurch eine wechselseitige Kenntniß ihrer Schwächen, die, so lange keiner darüber laut ward, für abgethan, und der Vergessenheit überliefert angesehen wurden.

Während der Zeit, daß ihr Gemahl nach dem Pariser Blutbade bey Hofe in Verhaft gehalten ward, erfuhr sie, daß er nebst ihrem Bruder, dem Herzog von Alencon, die Flucht nehmen wollte. Sie entdeckte solches ihrer Mutter und ihrem Bruder Carl IX., doch unter der Bedingung, daß man nur ihre Flucht verhüten, ihnen aber sonst kein Leid zufügen solle. Dem ungeachtet ward eine Commission zur Untersuchung der Sache niedergesetzt, und Margaretha übernahm es, für ihren Gemahl die Antworten auf die Fragen, so ihm vorgelegt wurden, selbst abzufassen. Aus diesen Umständen hätte man ein förmliches Einverständniß beyder Eheleute schließen sollen, allein dem war nicht so. Unstreitig hatte Margaretha ihre geheimen Ursachen; allem Vermuthen nach besorgte sie, man würde sie, falls sie zu einer neuen Ehe schritte, zu mehrerer Ordnung anhalten, welches bey ihrem veränderlichen Charakter ihr nicht behagte, da im Gegentheil ihr Betragen von ihrem Gemahl sich einer vollkommenen Toleranz zu erfreuen hatte.

Heinrich entwich endlich mit Vorwissen seiner Gemahlinn aus dem Verhaft, und da man bey Hofe besorgte, sie möchte ein gleiches thun, so hielt man sie in genauer Verwahrung, und Heinrich III. schlug ihr ihr Verlangen ab, da sie um die Freyheit anhielt, ihren Gemahl zu sehen. Catharina von Medicis ihre Mutter verschaffte ihr endlich dieselbe, und führte sie selbst ihrem Gemahl, der sich damahls in Gascogne aufhielt, zu. So lange Catharina von Medicis gegenwärtig war, herrschte zwischen beyden Ehegatten noch ein ziemliches Einverständniß, aber kaum war diese abgereist, als ein neues Mißvergnügen zwischen beyden ausbrach.

Als endlich Heinrich den Thron von Frankreich bestiegen hatte, ließ er an einer Ehescheidung mit Margarethen arbeiten. Sobald er von seinen Feinden befreyt, und zur römischen Kirche übergetreten war, ging seine Sorgfalt dahin, das Reich mit einem Erben zu versehen, welches aber, so lange er in seiner Ehe mit Margarethen lebte, nicht zu erwarten war. Er bemühte sich deswegen ihre Einwilligung zu erhalten; sie war leicht dazu zu bewegen, und man war daher bemüht, Ursachen aufzufinden, die dieser Trennung zum Vorwande dienen könnten.

Es wurden auch bald ihrer drey angegeben, um diesen Schritt vor den Augen der Welt, und mit Schonung beyder Parteyen zu rechtfertigen. Die erste war: Margaretha sey in ihrem neunzehnten Jahre von ihrem Bruder Carl IX. und ihrer Mutter Catharina von Medicis gezwungen worden, in die Vermählung zu willigen. Die andere, sie sey mit dem König im dritten Grade verwandt, und bey dem Papste sey deshalb weder von ihr noch von dem Könige um Dispensation angehalten worden. Zwar hatte Carl IX. diese Dispensation von Rom erhalten, es war aber ohne Vorwissen der Prinzessinn geschehen. Drittens sey zwischen ihnen eine geistliche Verwandschaft, indem Heinrich II. Margarethens Vater, Heinrichs IV. Taufbathe gewesen. Beyde Theile wurden hierauf gerichtlich befragt. Margaretha bezeugte mit einem Eide, sie sey zu dieser Vermählung gezwungen, die Dispensation ohne ihr Vorwissen ausgewirkt worden, und endlich habe sie in vierzehn Jahren den König nicht gesehen. Neun Zeugen wurden hierauf gleichfalls abgehört, welche durch verschiedene Umstände die Aussage der Königinn bekräftigten. Hierauf ward das Urtheil von den Cardinal Franz Joyeuse, dem Erzbischof Horaz del Monte und dem Bischof von Modena, Caspar Silvigardi, Nuntius des Papstes, 1599 den 17. September abgefaßt, und die Ehe für ungültig erklärt.

Die in den Scheidungs-Acten angegebenen Gründe waren mit Genehmigung beyder Parteyen aufgeführt, und es würde für die Achtung beyder erhabenen Personen sowohl bey ihren Zeitgenossen als der Nachwelt wohlgethan gewesen seyn, wenn keine andere zur Sprache gekommen wären. Aber Heinrich sah sich auf verschiedene ihm unangenehme Gerüchte, die man verbreitete, genöthigt, oder glaubte es wenigstens zu seyn, ein Manifest dieses Gegenstandes wegen zu publiciren.

Wir begnügen uns von diesem merkwürdigen Actenstück, seiner Länge wegen nur den Anfang und Beschluß zu geben, den übrigen Theil desselben aber Auszugsweise anzuführen.

„Ich halte mich für verpflichtet, dem Publicum die Gründe vor Augen zu legen, die mich nach einer 28jährigen Ehe bewegen, mich von der Schwester der Könige meiner Vorgänger, unter dem Vorwande einer zu nahen Verwandschaft zwischen uns zu trennen. Erhaben über die Gesetze glaube ich niemanden als Gott Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig zu seyn. Aber da verschiedene Fremde, und mehrere meinem Dienst nicht treu ergebene Franzosen, hiervon Gelegenheit nahmen, meine Aufführung zu verschreyen, indem die einen mich der Wollust, die andern des Atheismus, alle der Undankbarkeit beschuldigen; so habe ich geglaubt, diejenigen aufklären zu müssen, welche sich durch die Bosheiten meiner geheimen Feinde haben verführen lassen, indem ich den Augen der ganzen Welt die wahren Ursachen der von mir verlangten Ehescheidung vorlege. Auf dem erhabenen Standpunct, auf dem mich die Vorsehung gestellt, ist es nicht genug, ohne Tadel zu leben, sondern man muß auch den Verdacht vermeiden, und ich muß endlich den Vorhang, der so lange die Unordnungen meiner Familie verschleyert, aufziehen."

„Man sagt, der Himmel sende denjenigen, die er andern zu beherrschen geboren werden lassen, Vorbothen ihres kommenden Unglücks. Wie der Blutregen, der zu Rom vor der Schlacht bey Canná fiel, eine Vorbedeutung des Unglücks so die Republik betraf, war, so kann auch ich sagen, daß das Blut,

„König Heinrich war zwey Mahl vermählt. — Aus seiner ersten Ehe mit Margaretha von Valois, hat er keine Kinder gehabt. — — Hingegen hat sie in seiner Abwesenheit zwey Söhne bekommen, den einen vom Herrn von Chauvalon, welcher noch lebt, und ein Capuciner ist, unter den Nahmen Pere-Ange, und den andern, welcher gestorben ist, mit Herrn von Aubiac. Ich habe beyde Söhne gekannt. Die Wahrheit verbindet mich, dieses wider meinen Willen bekannt zu machen, weil es ein großer Beweis von der Bescheidenheit des Königs ist, welcher dieses unordentliche Leben der Königinn, als eine rechtmäßige Ursache der Ehescheidung hätte anführen können."

welches am Tage meiner Verbindung vergossen wurde,*) mir die bittern Kränkungen anzukündigen schien, welche diese unglückliche Verbindung mir bringen würde. Ich halte mich nicht bey diesen bösen Anzeigen auf, noch erlaube ich mir Bemerkungen über die Worte Königs Carls IX., des Bruders dieser Schamlosen, der sie besser als ich kannte, und spasshaft sagte, er gäbe seine Margarethe nicht allein dem Könige von Navarra zur Gemahlinn, sondern auch allen Ketzern seines Königreichs. Ich gab diesen Worten einen bessern Sinn, als den welchen der König mich hören lassen wollte, indem ich mir einbildete, er betrachte sie als ein Band, durch welches er alle Hugenotten unauflöslich an seinen Dienst fesseln wolle. Die Zeit hat indeß das Geheimniß dieses Orakels enthüllt."

Nach diesem Eingange folgt eine Erzählung der schamlosesten und ausschweifendsten Liebes-Abenteuer der Königinn, sie ward beschuldiget, seit ihrem eilften Jahre für dergleichen empfänglich gewesen zu seyn, und sogar der Verdacht eines strafbaren Umgangs zwischen ihr und ihrem Bruder, dem Herzog von Anjou, nachmahligen König Heinrich III., erregt. Wir glauben unsere Leser gar füglich damit verschonen zu können. Es ist genug, die Existenz eines solchen Actenstücks zu wissen. Selbst müde der Abscheulichkeiten, schließt das Manifest mit den Worten:

„Aber ich will nicht weiter in das Detail ihrer Liebesgeschichten gehen. Denn man erblickt hier nichts anders, als einer Königinn erniedrigende und unwürdige Dinge. Aus einen Rest von Rücksicht will ich einen Vorhang darüber ziehen, und dieses Manifest enden, um dem Leser nicht beschwerlich zu fallen. Ich begnüge mich Gott zu bitten, daß er ihr Herz rühre, und daß er ihr die Wirkung seiner Gnade verleihe, ohne welche keine Hoffnung vorhanden, sie könne von der Blindheit, in der sie versunken, geheilt werden."

Nach einem solchen Manifeste erstaunt man mit Recht, die Königinn Margaretha wieder bey Hofe zu sehen. Und doch war dieses wirklich der Fall; sie hielt bey dem Könige darum Erlaubniß an, die ihr auch gewährt wurde. Dieß geschah im Jahre 1605, sie ward mit den größten Ehrenbezeugungen sowohl vom Könige, als von der neuen Königinn Maria von Medicis empfangen. Man räumte ihr zuerst das Schloß Boulogne, hernach das Hotel de Sens ein, sie verließ aber solches, um in der Vorstadt St. Germain zu wohnen, wo sie einen prächtigen Pallast aufführen ließ. Das Leben so sie daselbst geführt, hat uns Mazarin geschrieben.**) Die größten Freunde und Lobredner Margarethens waren die Priester und Mönche, bey denen ihre Rechtgläubigkeit oder die Freygebigkeit gegen ihre Kirchen und Klöster alle ihre Laster austilgte. Sie starb den 27. März 1615. Bey dem Könige machte sie sich dadurch beliebt, daß sie verschiedene Anschläge und Verschwörungen gegen seine Person offenbarte, und ihm dadurch Gelegenheit gab, solche zu zernichten. Sie war eine der gelehrtesten und witzigsten Damen ihrer Zeiten, und hinterließ verschiedene Schriften, die unter dem Nahmen Memoires de la Reine Marguerite bekannt sind. Sie gehen bis zum Jahre 1582. Sie enthalten viele zuverläßige Nachrichten; doch hat sie mehrere Dinge, die ihre Person betreffen, entweder ausgelassen oder ihnen eine andere Gestalt zu geben gesucht.

Heinrich IV. vermählte sich im Jahre 1600 mit Marien von Medicis, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, die im Jahre 1642 starb. Kinder aus dieser Ehe waren Ludwig XIII. Ein Prinz, der jung starb. Jean Baptist Gaston starb 1660. Elisabeth vermählt an Philipp IV. von Spanien, starb 1644. Christine, vermählt an Victor Amadeus, Prinzen von Piemont, in der Folge Herzog von Savoyen, starb 1663. Henriette Marie, Gemahlinn Carl. I. Königs von Großbritannien, starb 1669.

Natürliche Kinder,

Von Gabrielle d'Etree, die zuerst an Nicolai Damerval, Herrn von Liancourt, verheirathet war. Ihr Vater war Anton d'Etree, Marquis von Cauvres, Seneschall von Boulonnois, seine Gemahlinn Francisca Babau, Jacob Herrn de la Bourdaisiere Tochter. Sie hatte einen ältern Bruder, Franz Hannibal Herzog von Etrees, Marschall von Frankreich, der seine Schwester um 71 Jahre überlebte, und 1670 in einem Alter von 98 Jahren starb. Gabrielle ward von Heinrich IV. zur Herzoginn von Beaufort erhoben, und starb 1599. Von ihr hatte er, Cäsar, Herzog von Vendome, von Etampes und Beaufort, der im Jahre 1665 starb. Er wurde im Jahre 1609 mit Francisca v. Lothringen, einzigen Tochter und Erbinn des Herzogs v. Mercoeur vermählt. Die Nachkommen dieses Paares haben in unsern Tagen die Throne von Portugall und Sardinien besessen. Ferner Alexander, genannt der Chevalier von Vendome; Großprior von Frankreich starb 1629. Catharine Henriette, vermählt an Carl von Lothringen, Herzog von Elbeuf, starb 1663.

Von Henriette Balzac Antragues, Marquise von Verneuil, sie starb 1633. Heinrich, Herzog von Verneuil, starb 1682. Gabrielle-Angelique, Gemahlinn des Herzogs von Epernon, starb 1627.

Heinrich der IV. hatte ihr ein Eheversprechen gegeben. — — Ihre Familie und sie selbst stolz darauf, gingen mit den Feinden Frankreichs, den Spaniern, Verständniße ein. Der heftige Charakter der Marquise hatte Zwistigkeiten zwischen ihr und der Königinn veranlaßt. Oft äußerte

*) Die Pariser Bluthochzeit. Wie diese Massacre im Auslande aufgenommen ward, zeigt am schönsten Elisabeths Betragen. Der französische Gesandte in England mußte der Königinn den Vorfall melden. Wie groß war sein Entsetzen, als er in den Pallaß kam, und hier auf allen Gesichtern den größten Abscheu las. In den Sälen herrschte tiefes Stillschweigen, er ging durch eine Reihe von schwarzgekleideten Hofherren und Damen. Das Audienz-Zimmer war schwarz ausgeschlagen. Hier erwartete ihn die Königinn in Trauerkleidern. Niemand grüßte ihn, niemand blickte ihn an, er war über diesen Aufzug so betroffen, daß er kaum sprechen konnte. Elisabeth verschonte ihn indeß und verlangte keine Erklärungen. Wie er aber von der Audienz zurück kam, hatte er noch Muth genug an Carl IX. zu schreiben, daß er sich schäme, ein Franzose zu seyn.

**) Sie kam, sagt Mazarin, im Jahre 1605 nach Paris, wo man ihr das Schloß Madrid, im Gehölze von Boulogne, einräumte, daselbst blieb sie fünf Wochen, dann begab sie sich in das Hotel de Sens, weil sie aber daselbst eine verdrießliche Begebenheit hatte, indem einer von ihren Lieblingen an der Seite ihres Wagens, von einem jungen Edelmann erschlagen ward, verließ sie diesen Pallast, und kaufte einen andern, in der Vorstadt St. Germain, wo sie große Gebäude und prächtige Gärten anlegte. Hier hielt sie ihren kleinen Hof so lange sie lebte, indem sie zugleich ein wollüstiges und andächtiges Leben führte, sich mit Wissenschaften und Eitelkeiten, mit Werken christlicher Liebe und Ungerechtigkeiten beschäftigte."

ste einen unbesonnenen Trotz gegen dieselbe, und erkühnte sich, ihre Kinder denen der Königinn gleich zu schätzen. Sie fiel in die Ungnade des Königs, der ihr und ihrer Familie den Proceß machen ließ, aber das Urtheil seinen gütigen Gesinnungen und seinen Neigungen gemäß, theils milderte, theils gänzlich aufhob.

Von Jaqueline Bueil, Gräfinn von Moret. Anton von Bourbon, Graf von Moret, der in der Schlacht von Castelnaudari 1632 getödtet wurde.

Von Charlotte des Essart, Gräfinn von Romoratin. Johanne Baptiste, Äbtissinn zu Fontevrault, starb 1670, Marie Henriette von Bourbon, Äbtissin von Chelles, starb 1629.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Kaiser Adrian dichtete sterbend das von Pope so glücklich nachgebildete Animula vagula blandula.

Lucan, als seine Adern auf Nero's Befehl geöffnet wurden, sagte noch eine Stelle aus seinem Gedichte Pharsalia her, in welcher die Wunde eines sterbenden Kriegers beschrieben war. Von Petron ist das Gleiche bekannt.

Patrü verfaßte unmittelbar vor seinem Tode das in Frankreich noch jetzt bewunderte: Je songeais cette nuit etc. und Desbarreaux auf dem Sterbelager das fromme Sonett, welches anfängt:

Grand Dieu! tes jugemens sont remplis d'equité etc.

Margaretha von Österreich, erst Verlobte Carls VIII. von Frankreich, der zurück trat, und dann Braut des Infanten von Spanien, dichtete sich in einem gefährlichen Seesturme die naive Grabschrift:

Ci git Margot, la gente demoiselle,
Qu'eut deux maris et qui mourut pucelle.

Malherbe verwies in den letzten Zügen seinem Wächter Solöcismen, und sagte zu seinem Beichtvater, der ihm das bessere Leben dumm und trivial schilderte: O stille davon! Ihr schlechter Styl könnte mir's verleiden!

Lamotte Levayer, der am liebsten über weit entlegene Länder sprach, fragte noch mit röchelnder Stimme, einen Freund im Augenblicke des Abschiedes: Nichts Neues vom Mogol?

.....

Der Barbier Ludwigs IX. hieß Olivier le Diable. Diesen Nahmen verwandelte er mit Genehmigung des Königes in le Malin, später in le Mauvais, und endlich, weil er ein starker Fußgänger war, auf Ludwigs Befehl in le Daim.

Mad. de Gomez behielt immer ihren spanischen Nahmen bey, weil ihr der Nahme ihres Gatten Bonhomme zu erniedrigen schien.

Theophile Viaud adoptirte, als seine Nebenbuhler ihn spöttisch Beau nannten, den poetischen Nahmen Theophile, und erwarb Lorbern.

Jean Dorat hieß Disnemandi, was im limousinschen Dialecte dinant le matin, d. h. einen Menschen, der nur vom Frühstücke leben muß, bedeutet. Er wählte daher von der Stadt, wo er wohnte, den Nahmen Dorat, und wurde späterhin sehr ärgerlich, als seine Tochter wider seinen Willen einen Goulu heirathete.

Einer der bekannten Reformatoren und Anhänger Luthers übersetzte seinen Nahmen Schwarzerd (nicht Herzschwarz, wie es im Französischen heißt) zierlich ins Griechische: Melanchthon.

Statt le docte Morel wurde boshaft in die Errata gesetzt: le docteur Morel, und einen Schwärmer statt der Aufschrift seines Buches: Delices de l'esprit der Titel Delires d'esprit vorgeschlagen.

Plato, Locke, Pascal sprachen heftig wider die Poeten. Longuerue war, bey all seiner tiefen Gelehrsamkeit, ein solcher Antagonist der Dichter, daß er in seiner unermeßlichen Bibliothek nicht ein poetisches Buch besaß. Indessen äußerte er doch über Ariost: Pour ce feu il m'a quelquefois amusé. — Daß selbst Malherbe behauptet, die Lieblinge Apolls bringen dem Staate nicht mehr Nutzen, als gute Kegelspieler, ist längst bekannt.

Bayle tadelte mit Recht, daß die Poeten gewöhnlich nicht aufhören zu dichten, als ob sie verdammt wären, das poetische Nectar-Fäßchen bis auf die Hefe zu leeren.

Priors Chloe, und Ronsards Cassandre waren dicke Gasthofaufwarterinnen. Colletet heirathete seine drey Mägde. Seine dritte Frau hieß die schöne Claudine. Um das Publicum zu bereden, er habe sich mit der zehnten Muse vermählt, verbreitete er Gedichte unter ihrem Nahmen.

.....

Eginhard im Leben Carls des Großen, macht eine prächtige Beschreibung des Staates, in welchem Carl aufzog, wenn er Audienz gab, oder bey andern feyerlichen Gelegenheiten sich zeigte; setzt aber gleich dazu, wie Carl sich gewöhnlich zu kleiden pflegte, was den größten Contrast bildet. Er hatte, heißt es bey dem Biographen, ein leinenes Hemde, ein glattes wollenes Wamms, leinene Hosen und Strümpfe unter den Knieen mit Bändern befestigt. Die Knie bloß, Schuhe mit Riemen, welche über Schienbein und Wade kreutzweis gewunden waren. Über dieß Alles ein weiter Mantel von Tuch, im Winter ein Pelz.

.....

In Lehmanns speyerischer Chronik findet man S. 873. bey Kaiser Sigismund, als er nach Straßburg gekommen, am zweyten Tage seiner Anwesenheit früh Morgens von einigen Straßburger Frauen besucht worden sey. Der Kaiser, der noch im Bette lag, sprang [illegible] auf und warf bloß einen Mantel um. Barfuß tanzte er nun mit den Frauen durch die Stadt. Als sie in die Körbergasse gekommen, kauften sie für sieben Kreutzer ein paar Schuhe und zogen sie dem Kaiser an, „welches alles der Kaiser, als ein fröhlicher schimpflicher Herr, zugelassen und noch ferner mitgetanzt, bis er ermüdet sich wieder zur Ruhe begeben."

.....

In einer Sammlung von Idyllen, welche 1766 in Berlin herauskamen, befindet sich in einer derselben, welche S. 28 steht, folgende Zärtlichkeits-Äußerung einer Hirtinn: Sie fiel dem Schäfer um den Hals und biß ihn in die Lippen. — Käme da noch ein Perlenzahn dazu, so könnte diese beißige Liebe in einem neuen Gedichte à la — oder à la — stehen.

.....

Ein sonderbarer, vielleicht der sonderbarste, Schläfer — die Siebenschläfer etwa ausgenommen — war jener Oxforder Geistliche, dessen eine Londoner Zeitung von 1765 erwähnt. „Zu Oxford befindet sich ein Geistlicher, der alle Wochen sechs Tage verschläft. Er wacht Sonntag Morgens auf, predigt, geht nach Hause, ißt, trinkt, raucht einige Pfeifen Tabak und schläft gegen Mitternacht ein, aus welchem Schlafe er unter nicht eher als kommenden Sonntag Morgens erwacht.

.....

Barclai in icone animarum vierter Theil, erzählt, daß in den niederländischen Kriegen 24 spanische Soldaten in Gefangenschaft gerathen, von denen 8 zum Strange verurtheilt wurden, und zwar sollte das Loos entscheiden. Unter ihnen war ein Engländer, den das Loos der Befreyung traf. Ein Spanier, als er dieß sah, heulte und jammerte. Der Britte trat zu ihm und sagte, gib mir zehn Goldgulden, so trete ich dir mein Loos ab und ziehe noch einmahl. Er erhielt das Geld, zog und ein Mahl, und — audaces fortuna juvat — zog wieder ein Freyloos.

.....

Im Jahre 1471 stellte Sachsen zum Reichs-Contingent 30 Reuter, 80 Fußgänger, Bayern eben so viel, Mecklenburg 14 Reiter, 28 Fußgänger, das Markgrafthum Baden 15 Reiter und 30 Fußgänger, und so alle übrigen Stände und Städte; unter letztern gab Metz die meisten, nähmlich zu Fuß 50, zu Pferde 25, und Weißenau die wenigsten, von jeder Gattung nur einen Mann. Sollte jemand Lust haben, die jetzigen Leistungen mit den ältern zu vergleichen, der findet ein vollständiges Verzeichniß im siebenten Buche von Lehmanns speyerscher Chronik, eine Vergleichung, welche in manchem Betrachte nicht uninteressant seyn dürfte.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 8. und Freytag den 10. August 1810.

Aus dem Alterthum des Nordens weiß man nur einige Nahmen. Wer nichts thut für die Ausbildung des Menschen, durch neue Anwendung der Natur und nöthige Verwahrung wider Mangel, Furcht und Vorurtheile, verdient und hat keinen Geschichtsschreiber. Die Gedanken eines Privatmanns von Athen, das Leben Epaminondas des Thebaners, ist merkwürdiger als der ganze Nord bis auf Herrmann den Cheruskern. Es ist gut, daß barbarische Regenten vergessen werden, auf daß die Gewalthaber nicht meinen, die Macht reiche hin zum Ruhm!

Johann von Müller.

(95 und 96.)

Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien *),

Ein Beytrag zum gelehrten Österreich, zur Geschichte unseres Archivwesens und des historischen Quellenstudiums in Österreich überhaupt.

Ob: Archiv herstamme von dem griechischen Ἀρχη (Urzeit, Anfang) oder von dem lateinischen Arca (Kist, Schrank)? das wollen wir hier nicht entscheiden. Da indessen das Griechische die Vollständigkeit bezeichnet, das Römische aber nur den Behälter, so geben wir keck jenem den Vorzug.

Familien- Communal- und Collegien-Archive (füglicher könnte man diese alle Registraturen nennen) sind nur Theile des Staats-Archives, von dem sie ausgehen, in dem sie zuletzt immer wieder ihren Vereinigungspunct finden. Wir reden hier bloß vom Staats- oder Central-Archive, als von der vollständigen, wohlverwahrten und wohlgeordneten Sammlung aller, auf irgendein inneres oder äußeres Staatsinteresse Bezug habender Urkunden.

Schon aus dieser Definition gehet der große Umfang und die große Wichtigkeit eines solchen Archives unbestreitbar hervor. Der Umfang hebt an mit dem Anbeginn der Geschichte, streift alle Staaten, die je mit diesem Staate in Berührung gekommen sind, und geht dann mit der Geschichte des Tages fort. Das Archiv umschließt des Staates hauptsächlichste Verhandlungen, Ansprüche, Beweise, Geheimnisse; Dinge, denen der erste, günstige Anlaß unendliche Folgen geben kann. Das ist die positive Wichtigkeit. Es verschließt sie aber auch zugleich sorgfältig, und entzieht sie der Kenntniß der Nebenbuhler oder Feinde. — Und darin besteht die negative Wichtigkeit.

Manche, die nur loben, was flimmert und glänzt, oder nur suchen, was eben heute gefunden und genossen werden kann, haben verächtlich geurtheilt von solchem staubigen Wesen, und aus der neuesten Geschichte die Entbehrlichkeit der ältern beweisen wollen. — Als ob Wahrheit und Recht je veralten könnten, als ob eben unsere Gegenwart allein, nicht auch vorübergehend wäre, wie doch jede Zeit und jeder Zustand es war! *) als ob nicht eben darin der Ruhm der Historie und ihrer Töchter bestünde, daß sie die Zeiten zuerst belehrt, dann überlebt!

Erst dann und früher nicht, würde die Freyheit der Staaten und der Einzelnen völlig untergehen, wenn über dem zufälligen Übermaße, zugleich auch des alten Ebenmaßes, über der gestatteten, der behaupteten Würde, über den neuen Gebothen, der alten Unterhandlungen, über der Furcht, der Pflicht, und über der Gefahr der Rettung vergessen würde. **)

Dieses letzte der Übel zu verhüthen, ward uns die Historie gegeben, und ihre Siegelbewahrerinn die Diplomatik.

Wie überhaupt nicht so leicht etwas ganz blinder Zufall und außer Bedeutung und Zusammenhange ist, so ist es insbesondere nicht die doppelte Bedeutung der Diplomatik, als welche auf die Vergangenheit bezogen, Ächtheit oder Trug in den Verhandlungen und Aufzeichnungen eben so treu und wahr zu Tage fördert, wie sie, auf die Gegenwart bezogen, denselben richtigen Tact in den großen Geschäften gibt, zumahl in den auswärtigen, wo, was zur Unzeit behauptet, oder nachgegeben wurde, weit schwerer zu verbessern

*) Erschien zuerst 1808 in den geschätzten vaterländischen Blättern, nun hier ungleich reichhaltiger und vollständiger.

*) Zu diesen sprach es Tacitus wohl nicht sein hehres Wort: „Omnia quae vetustissima creduntur, nova fuere et quod hodie tuemur exemplis, inter exempla erit."

**) C'est l'oubli seul, qui degrade l'ame, mais elle peut trouver un asyle dans le passé, quand d'arides circonstances privent les actions de leur but.

ist, als im Innern, wo es nur der Befehle und Gegenbefehle braucht.

Nicht pedantische Erudition, Brauchbarkeit für jeden vorkommenden Zweck ist die, bey Einrichtung jedes Archives zu lösende Aufgabe. Der Archivar soll die erfoderlichen Materialien vollständig, und bestimmt und schnell liefern, — er soll sie aber auch ausarbeiten können, zum geheimen, halb oder ganz öffentlichen Gebrauch. Daß er Capital, Uncial, Cursiv oder Minuskel, tyronische Noten oder Sigeln, ägyptisches oder Baumwollen-Papier, Wappen und Innsiegel kenne, ist ein sehr untergeordneter Theil seines Berufes, und wer nur das versteht, oder in einem Archive nur sein Lokalgedächtniß walten läßt, etwa wie in einem Keller oder Speisegewölbe, ist noch eben so wenig ein Archivar, als der ein Feldherr ist, der nur die Handgriffe des Exercitiums, nur die Bestandtheile einer Flinte oder eines Husaren-Reitzeuges kennet, und seine Regiments-Rechnung in Ordnung zu halten weiß. Nichts desto weniger sind diese, scheinbar winzigen Kenntnisse unentbehrliche Ringe der großen Kette, in der durchaus kein Glied fehlen darf. Aus Sandkörnern, aus Stein für Stein thürmt sich der stolze Bau himmelwärts.

Allemahl verräth es einen beschränkten, und unbilligen Geist, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Mittel, auf Kosten aller andern erheben zu wollen. In einem wohlgeordneten Staate muß jede Sache so wie jedes Talent seine eigenthümliche Stelle haben, fast wie in einem guten Lexicon jedes Wort sie hat. An seinem Orte und zu seiner Zeit ist Alles unentbehrlich, aber das ist die Kunst der Künste, jedem seinen rechten Platz anzuweisen, jedes zur rechten Stunde zu benützen.

Es bleibe der Staatswirthschaft, die erwirbt, und der Strategie, die beschützt und erweitert, ihr hoher Ruhm der Wissenschaft, die sammelt und erobert, die sorgt, daß die alte Erfahrung nicht unnütz verrauche, sondern zur Kenntniß und Auswahl des Bessern diene, der Wissenschaft, welche dazu das Recht verleiht, wozu jene das Gold und das Eisen leihen, wird dadurch an ihrem Ruhme so wenig benommen, als an ihrem Nutzen. „Orientia tempora notis instruit Exemplis."

Die Archive sind Saatfelder, die den heiligen, zur rechten Zeit mächtig emporstrebenden Keim des alten Ruhms, des Rechts, der Nacheiferung in ihrem Schooß tragen, die Gemüther erheben, indem sie vollbrachter Großthaten Möglichkeit erhärtend, besserer Tage Wiederkunft weissagen, — sie sind Mausoläen, nicht der Verwesung, sondern der Erhaltung.

Darum haben auch die Archive mit Grund die Aufmerksamkeit jedes Gouvernements auf sich gezogen, und so manchen der Wackersten und Gelehrtesten in ihrem Schooße beschäftiget. Weit entfernt, daß sie, in unserm eisernen Zeitalter vernachlässiget wären, hat man sie vielmehr allenthalben mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten verbunden, das überall die Summe ausdrückt, die aus dem Valet der Kriegsmacht, und aus dem Facit der Finanzen jedes Staates zusammen addirt wird. Die Erfahrungen sind nicht so ferne, daß man die wichtigsten Staatshandlungen und Umwälzungen gar zu gerne nach ältern Beyspielen beurtheilt hat.*) — Man ist gewichen von dem Irrwahn, als müßte eine Urkunde zuerst den Staub der Jahre tragen, bevor sie ins Archiv gehört. Man hat Bureaux statistiques und topographiques errichtet, und in diese die besten und neuesten Abhandlungen, Memoires, Etats, länderweise aufgenommen; kurz man hat, eingedenk des: actas aetatem docet — die Würde des Wissens, den Nutzen der Erfahrung, die Macht der öffentlichen Meinung durch zahlreiche und kostbare archivalische Anstalten anerkannt.

Wenn wir insbesondere vom österreichischen Archivwesen in gedrängter Kürze reden wollen, können wir nicht leicht weiter hinaufsteigen, als auf Albrechts des Lahmen, unerreichten Sohn, Rudolph den Weisen, Erbauers des herrlichen Münsters zu St. Stephan in Wien, der keinen andern Fehler begangen hat, als daß er schon in seinem 26. Jahre gestorben ist. Dieser Fürst, der ein halbes Jahrhundert vor den Concilien zu Kostnitz und Basel, bey den, aus der streitigen, passauischen Bischofswahl entstandenen Irrungen, gegen den drohenden römischen Hof so viele Festigkeit bewies, der die hohe Schule zu Wien stiftete, seine geheimsten Anschläge durch eine von ihm selbst erfundene Zifferschrift barg, die Geistlichkeit und den Adel zwang, zu gemeinen Lasten beyzutragen, Tyrol erwarb, und das alte Stammeigen an der Aar und Reuß erweiterte, — dieser Rudolph forschte der Erste, der Geschichte und den Ansprüchen seines Hauses mit edlem Stolze ins hohe Alterthum nach. Als Carl IV. (obgleich Rudolphs Schwiegervater, dennoch mit Neid und List, doch nie mit offener Gewalt Habsburgs Widersacher) auf dem Reichstage zu Metz 1356 die goldne Bulle gab, und darin Österreichs und des großen Freyheitbriefes Friedrichs des Rothbarts, für welchen doch das Herzogthum Bayern zurückgegeben worden, völlig vergessend, die erhabnen Vorrechte der Chur- und Wahlfürsten des Reichs bestimmte, zog Rudolph diesen und andere Freyheitsbriefe desto sorgsamer ans Licht, ließ alle Urkunden und Briefe in einem geheimen Gemache seiner Burg zu Wien sorgfältig zusammentragen, nannte sich in Folge derselben, Jedermanns ungefragt: „Des heil. röm. Reichs Erzjägermeister, der kaiserlichen Pfalz Erzherzog, der ganzen Herrschaft zu Österreich mit kaiserlicher Gewalt oberster Landesherr," und vermehrte sein Wappen, weil er dachte, großem Erbe, großem Geist, noch größern Erwartungen müßten auch die äußeren Zeichen entsprechen.

Deßhalb und wegen der sonderbaren Vermischung erdichteter Freyheitsbriefe von Julius Cäsar, und Nero mit den Vergünstigungen der salischen und Hohenstauffischen Kaiser haben mehrere Hyperkritiker und planmäßige Feinde Habsburgs, die Zeit dieses kühnen Erzherzogs sehr irrig für die Zeit der Erfindung jener Hausprivilegien halten wollen. — Die Einsicht der Urkunden selbst, und die nüchternste kritische Prüfung derselben, hat indessen auch die Ungläubigsten und Böswilligsten verstummen gemacht. — Aber soviel ist gewiß, der scharfsinnige, kräftige Fürst wollte zuerst Herr und König seyn in seinem eigenen Lande, bevor er auswärts wirkte, gegen den Muth Ungarns, den Neid Bayerns, und die Arglist des Kaisers und Böhmenkönigs Carl. — Wir wissen wohl, daß ihn hierbey sein Erzieher, Graf Ulrich von Schaumburg geleitet, aber wir kennen leider die guten Köpfe nicht, deren er sich hierbey bedient haben mag. Seine (12. März 1365) neu gestiftete Universität konnte ihm nur spitzfindige Metaphysiker und theologische Klopffechter geben an Heinrich von Hessen, Heinrich von Oyta, The-

*) Z. B. die Vergleichung zwischen der Abdication Carls IV. in Folge der Verschwörung von Aranjuez mit jenen Kaiser Carls und Philipps V.

mas von Straßburg und Albrecht von Sachsen. Selbst der höchst unkritische Chronikschreiber, Thomas Ebendorfer von Haselbach war noch nicht geboren, und der große Sternkundige und Sterndeuter, Johann von Gmunden, Vicekanzler der Universität und Stifter ihrer Bibliothek, trat wahrscheinlich erst mehr als 30 Jahre nach Rudolphs Tod sein Lehramt an.

Sein jüngster Bruder, Leopold der Fromme war, so wie er durch seinen übermüthigen Adel einen guten Theil der helvetischen Stammgüter, und bey Sempach selbst das Leben verlor, die Ursache eines noch viel größern Übels, der Theilungen oder Mutscharden und der daraus entsprungenen, weit aussehenden Händel im Hause Habsburg, das so lange seinen Feinden unterlag, bis diese verderbliche Zerstückelung der angebornen Macht endigte, — leider erst unter Maximilian I. — Bis auf ihn herrschten in den Landen ob und unter der Enns, in Inneröstereich, in Tyrol, und den vorderen Landen abgetheilte Linien des Erzhauses, nicht selten in augenblicklich divergirenden Interessen.*) Die ältesten Urkunden von Habsburg-Lenzburg und Kyburg, und selbst der Seitenlinie von Habsburg-Laufenburg gingen verloren, als Kaiser Sigmunds kleinlicher Haß und der Spruch der Versammlung zu Kostnitz Herzog Friedrichen (der hiervon mit der leeren Tasche hieß) seines stammväterlichen Eigens im Aargau, Thurgau und Rheinthal beraubte, und die Eidgenossen den Stein zu Baden gewannen, wo das alte Hauptarchiv sich befand. — Was im Breisgau und am nördlichen Ufer des Bodensees war, raffte Sigmund selbst zusammen, und ließ es eilig nach Brünn und Prag überbringen. Ein guter Theil dieser ältesten Denkmahle fiel dort in die Hände Torstensons und Königsmarks**) und wanderte mit so vielen andern Denkmahlen der alten österreichischen Größe am Ende des dreyßigjährigen Krieges nach Schweden. Vieles flüchtete Sigmund vor der blinden Wuth der Hussiten nach Wien zu seinem Schwiegersohne, König Albrecht, dieser, als die wilden Horden in Österreich selber einbrachen, nach Innsbruck. Hier blieben diese Urkunden wohl verwahrt und vergessen, bis sie 1752 bey der von der großen Theresia angeordneten allgemeinen Untersuchung der Archive, Hofrath Rosenthal daselbst fand, und mit nach Wien brachte. — Einiges Wenige könnte etwa auch noch in den Händen der vom alten Hause Habsburg einzig noch übrigen Sprossen, der Lords Fielding von Habsburg, Grafen von Denbigh und Desmond seyn, die noch im brittischen Parlamente sitzen, und von den Grafen von Lauffenburg herstammen, aus denen Gottfried vor dem Glücke seines Vetters, König Rudolphs, über's Meer nach England floh. Manches aus dieser ältesten Periode des Hauses König Rudolphs, was im Frauenmünster zu Zürich, zu Wettingen, Einsiedeln, Beronmünster, zu Basel und zu Bern im Archive des uralten Hauses Müllinen (mit Wessenberg, der ältesten Ministerialen Habsburg) in den Händen des gelehrten Altschultheißen Friedrich Freyherrn von Müllinen lag, ist durch den damahligen Director, Freyherrn von Hormayr, wenigstens abschriftlich in das Hausarchiv gebracht worden.

Auf so manche Fürsten, die nur der Gegenwart gedacht, oder das Gute und Große mehr gewollt, als vollbracht haben, folgte Maximilian I. an Blut und Sinn jenem Rudolph am nächsten verwandt. — Er, der die reiche burgundische Erbschaft, ganz Spanien und die neue Welt an sein Haus gebracht, der die längst durch Verträge vorbehaltene Nachfolge in Ungarn und Böhmen seinen Enkeln neuerdings gesichert hatte, wußte den Werth solcher Ansprüche vollständig zu würdigen, ob ihn gleich Frankreichs Eifersucht und ganz vorzüglich der Geldmangel, der ihn hinderte, die Eidgenossen zu gewinnen, in seinen ungeheuren Entwürfen nicht selten ganz zurückgehalten haben.

Maximilian sah die Administration als Physiologie, die Geschichte als Pathologie, die Reformation der Kriegskunst und der innern Ordnung, wie sie der damahlige Umschwung der Ideen geboth, als die Materia medica seines Reiches an, und weihte allen Dreyen gleiche Vatersorge. Er, der sein und seines Vaters Leben von den bayrischen Priester, Joseph Grünbek mit der einzigen, wohlbegründeten Beschränkung: „Liber laudis post mortem" — schreiben ließ, in dem weiß Khunig,*) in dem Thewrdank, und in dem von Albrecht Dürer in Holz geschnittenen Triumphzug alle seine Abenteuer, Heldenthaten und Plane der Nachwelt überlieferte; — Er, der in der Legende von den österreichischen Heiligen seinen Ursprung zuversichtlich auf Carl den Großen und Cäsar zurückführte, — Er, der Freund Willibald Pirkheimers, Hauptmannes von Nürnberg, Geschichtschreibers des Schwabenkrieges, in dem er selbst gefochten, Georgs v. Freundsberg, Vaters der neueren Tactik, des deutschen Gueschlin und Bayards, — Christophs von Stadion, Bischofs zu Augsburg, Conrads Geltes,**) Johannes Sta-

*) Friedrich der Schöne und Otto der Kühne. — Der blutige Zwist um Alberts V. (als Kaiser II.) Sigismunds, Ladislavs Posthumus Vormundschaft. — Ernst der Eiserne und Friedrich mit der leeren Tasche. — Kaiser Friedrich IV. und Albert VII.

**) Die während der Residenz Ferdinands I. und Rudolphs II., wie früher durch Carl IV., den Numa seiner Böhmen, so reichlich vermehrten wissenschaftlichen und Kunst-Schätze Prags litten noch vor 1648 als Königsmark die kleine Seite überrumpelte, und dann mit dem Pfalzgrafen, nachmahligen Könige Carl Gustav die ganze Stadt hart ängstigte. Nach der Schlacht auf dem Weißenberge, die der Herrschaft des Winterkönigs so schnell ein Ende machte, schleppte nähmlich ein Bundsgenosse, der bayerische Maximilian 20 mit solchen Schätzen und Denkmahlen beladene Wägen nach München. Die Spanier und Wallonen warfen alle in der Landessprache geschriebenen Bücher, ohne weiters als Ketzerisch auf große Scheiterhaufen. Die eben erst aus der Presse kommende Auflage des verdienten Geschichtschreibers Dalemil wurde gänzlich vertilgt.

*) Welche naive (in unsern Tagen hier und da, viel zu wenig beachtete) Rücksicht auf Publicität und den Gang der öffentlichen Meinung liegt nicht im Motto des Weißkunigs, den dieser große Kaiser meist seinem Kanzler Treitzsauerwein zu dictiren pflegte:

„Merk; viel wird von Mir geschrieben,
„Was Sachen und Krieg ich hab' getrieben.
„Darum schreib, was Ich Dir sag.
„So kommt die recht Wahrheit an den Tag."

**) Geltes, Eufpinians Landsmann, zwey Jahre vor diesem (1459) zu Schweinfurt geboren, in Colln ganz den schönen Musen ergeben, ausgebildet in der Theologie, Sternkunde, Rede- und Dichtkunst zu Heidelberg, Erfurt, Rostok, Leipzig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom und Venedig, ward am 1. May 1491 zu Nürnberg durch K. Friedrich IV., wie einst durch Carl IV. Petrarca, als Dichter gekrönt, von Max. I. nach Ungarn und

bius,*) Jacobs Manlius,**) Agrikolas, Johannes von Dalberg, Jasons Mainus, Reuchlins und Conrad Peutingers,***) war zugleich der Stifter eines Central-Archives, der kaiserlichen Hofbibliothek und der ersten gelehrten Gesellschaft in Österreich, (sodalitas danubiana im engen Verbande mit der Sodalitas rhenana).

Er, der mitten unter den Kriegen wider Ungarn und Böhmen, Venedig und Frankreich, so rastlos an die Begründung einer solchen Anstalt gedacht, setzte zum ersten Director seines geheimen Archives, seinen von Schweinfurt in Franken gebürtigen Leibarzt, den berühmten Johann Cuspinian (so übersetzte er selbst nach damahliger Sitte seinen deutschen Nahmen: Spießhammer) der Philosoph, Geschichtschreiber, Arzt und Dichter an seinem Hoflager war, ein Mann von derselben ungeheuren Ausbreitung, von demselben unermüdeten Willen, aber bey weitem nicht von gleichem Scharfsinne, wie zweyhundert Jahre nach ihm, Leibnitz. — Cuspinian sammelte das erste Hausarchiv in der Burg zu Wien, in dem sogenannten, grünen Thurm, worauf der Jäger und der Hirsch gemahlt war. Er brachte mit dem Bischof von Gurk, nachmahligen Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang von Wellenburg die Zusammenkunft Maximilians mit den beyden Gebrüdern, Sigmund von Pohlen und Wladislav von Ungarn und Böhmen König, und die Wechselheirath zwischen Wladislavs Sohn, dem bey Mohacz erschlagenen König Ludwig und der österreichisch-spanischen Infantinn Maria, dann zwischen eben dieses Ludwigs Schwester Anna, und Mariens und Carls V. Bruder, dem Infanten Ferdinand zu Stande. Er wurde auch zum Dichter gekrönt, und da er so viele große Geschäfte ruhmwürdig vollbracht, glaubte man ohne Gefahr diesen Gelehrten zum Präsidenten des geheimen Raths und österreichischen Kanzler (welche Stellen bis dahin manche Ungelehrte begleitet) ernennen zu können. In diesen Ämtern starb Cuspinian von jedermann verehrt und betrauert, zehn Jahre nach den geliebten Kaiser (1529).

Schon geraume Zeit vor seinem Tode hatten es gehäufte Berufsgeschäfte Cuspinianen unmöglich gemacht, die Untersuchung und practische Bearbeitung des Archives aus eigener Kraft zu vollenden, Manlius, Stabius und Ladislaus Suntheim, *) drey in der Geschichte und in der Verfassung der Vorzeit unerfahrne, aber patriotische und grundgelehrte Pedanten sollten ihn darin erleichtern, und die Urkunden des Hauses Habsburg in allen fremden Ländern zusammensuchen. Das geschah zwar, aber nirgends konnte dazumahl Österreich seinen Herodot finden, wie ihn Bayern hatte, an Johann Aventin (einem bekannten Zöglinge der Wiener-Universität und ihm Lehrer, Thomas Ebendorfer von Haselbach, Peurbach und Regiomontanus). Was jene drey fanden, war theils ganz informis rudis indigestaque moles, theils diente es nur den abgeschmackten Träumen einen äußern Anstrich zu leihen, Kraft welcher sie sich nicht wenig darauf zu Gute thaten, des uralten habsburgischen Hauses Ursprung, von den Aniciern und Perleonen in Rom, von Hector, und selbst von Cham, dem Sohne Noahs, Generation für Generation ganz getrost herzuleiten.

Die, Maximilians Sinne so sehr entgegenstrebenden Theilungen zwischen der österreichischen und spanischen Linie, zwischen Carl V. und Ferdinand I. (Worms 28. April 1521, und Brüssel den 30. Jänner, 1. und 18. März 1522) waren auch den Archiven von unglücklicher Vorbedeutung. Derselbe vereinzelnde Geist gewann auch wieder in der deutschen Linie die Oberhand. Wenn gleich ohne Todttheilung (die nach strengen altdeutschen Rechten das Erbe gebrochen hätte) geschahen gleichwohl unter Ferdinands Söhnen sehr nachtheilige Landerauszeichnungen oder Mutscharden. Maximilian II. blieb Herr in Österreich, Ungarn und Böhmen — Ferdinand in Tyrol

auf alle hohen Schulen Deutschlands geschickt, ein Coryphäe der Societas rhenana, 1501 von Ingelstadt an die Hofbibliothek und Universität Wien versetzt, starb daselbst am 4. Februar 1508.

*) Stabius (Stab) eines Landmanns Sohn aus der Gegend um Wien (geb. um 1470, † 1510) Cosmograph und Historiker Max. I., leitete diesen Kaiser in ununterbrochener Stammesfolge von Noah her, und stellte das famose Horoscopion universale. An der Wiener hohen Schule tradirte er Mathematik.

**) Jacob Mannel, romanisirt Manlius, aus Freyburg im Breisgau; kam mit der Genealogie Habsburgs auf den trojanischen Hektor zurück, diente Max. I., Ferdinand I. und Max. II., der ihn zu seinem Rathe und Historiographen erhob, starb zu Wien 1589. Er war es, der dem hinwelkenden Kaiser, nachdem er noch bey herannahendem Ende die Tageslast muthig fortgetragen, die schlaflosen, letzten Nächte, durch Vorlesung seines Memorienbuches verkürzen mußte.

***) Conrad Peutinger, geb. zu Augsburg am 15. Oct. 1466, † 24. Nov. 1547 ebendaselbst, gebildet zu Padua und Rom und alsdann Stadtschreiber in seiner, damahls so wichtigen und reichen Vaterstadt, genoß des vertrauten Umgangs Max. I., so oft dieser große Kaiser nach Augsburg kam. Carl V. ernannte ihn zum kaiserl. Rath und erhob ihn und seine Familie zum Patriciat. 1493 fing er an, seinen thesaurum rerum germanicarum zu sammeln, und schrieb in der Folge: humanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus Dioecesi, — die Sermones Convivales, und de Inclinatione Rom. Imperii et gentium Commigrationibus etc. Als Kenner und Liebhaber der Geschichte und Alterthümer beförderte er auch fremde Schriften zum Drucke (Warnefrid: de gestis Longobard. Jornand. de rebus goticis, Conrad Ursperg), und hatte ein schönes Münz- und Antiquitäten-Cabinet, dessen Kleinod die uralte, auf 12 Pergamentblätter gezeichnete Charte des römischen Reiches mit allen seinen Straßen und Stationen, die nach Peutingers Tod in Holland gestochen, unter dem Nahmen der tabulae Peutingerianae der gelehrten Welt allbekannt ist. Das Peutingerische, aber nur mehr aus eilf Stücken bestehende Exemplar wird in der hiesigen kaiserlichen Hofbibliothek aufbewahrt.

Auch seine Gemahlinn, Margaretha Welser, und seine Tochter Juliana, zeichneten sich durch Gelehrsamkeit und vorzüglich durch eine classische Latinität aus. Der berühmte Marcus Welser war zum Theil der Erbe von Peutingers literarischen Nachlasse.

*) Ladislaus Suntheim von Ravensburg aus Schwaben, Priester zu Constanz, letztlich Oberherr zu Wien († 1508) verfertigte um 1491 mit dem Probst Jacob zu Klosterneuburg, die so genannten tabulas claustro-neoburgenses, eine mit vielerley Fabeln und Unrichtigkeiten gefüllte Geschichte Österreichs unter den Babenbergern, der man gleichwohl das Verdienst emsiger Sammlung keineswegs absprechen kann. — Sein zweytes Hauptwerk: Über die Guelphen um 1511 geschrieben, beförderte der große Leibnitz in seinen Script. Brunsvic. zu Tage. Übrigens durchreiste Suntheim, mit Manlius und Stabius ganz Deutschland und zum Theil auch die Schweiz, um nach der Gesinnung des großen Maximilian, alle Geschichts-Denkmahler seines Hauses an Ort und Stelle zu sammeln.

und in den Vorlanden, — Erzherzog Carl in Inneröſterreich. Jede dieſer Linien führte die Urkunden mit ſich, die ſie zu ihren beſondern Zwecken für erforderlich hielt. Das öſterreichiſche Staatsarchiv ſank beynahe zur Regiſtratur des Landes ob und unter der Enns herab. Auf Ergänzung oder Fortſetzung wurde nicht gedacht. Bis 1750, war kein eigentlicher Director mehr, ein Regierungsrath und der ſogenannte, geheime Haus- und Schatzregiſtrator führten die Schlüſſel.

Wie in der Zuſammenſetzung der weiten habsburgiſchen Herrſchaft, aus ſo verſchiedenen Provinzen Mangel an Einheit von jeher ein Grundgebrechen war, ſo äußerte ſich, zumahl nach Maximilians Tode neuerlich derſelbe Fehler in den Archiven, welche die Kriege, Bündniſſe, Erb- und Pfandſchaften, das „Tu (felix Austria) nube!" und alle die höchſtverſchiedenartigen Titel ausdrückten, durch die der öſterreichiſche Kaiſerſtaat, im Laufe von ſechtshalb Jahrhunderten in ſeine heutige Ausdehnung zuſammen gekommen iſt.

Zu dieſer Vertheilung der Archive nach den drey Hauptſitzen der abgetheilten Linien Wien, Grätz, und Innsbruck kam noch die Verlegung der Reſidenz von Wien nach Prag und Rudolph II. und der beklagenswerthe Bruderzwiſt dieſes Kaiſers mit ſeinem Nachfolger Mathias, an welchen ſich, bey Rudolphs täglich bedenklicherer Sinnesverwirrung alle Erzherzoge, und ſelbſt ihr Stammesvetter, der katholiſche König, anſchloſſen.

Viele der wichtigſten Staatsgeſchäfte ſind in die Hände verdienter Männer aus den erſten Familien des Staates gekommen. — Söhne und Enkel folgten ihren Ahnherrn, wenn auch nicht immer an Verſtand und Muth, doch mehr als ein Mahl in Amt und Vertrauen. Dieſe haben ſich nun mehrere Mahle berechtigt geglaubt, Papiere ihrer ſo beehrten Vorältern gleich Stammbäumen oder Fidei-Commißbriefen weiter zu vererben; — Stände, Corporationen, und ſelbſt einzelne Stellen haben es nicht ſelten, in einem Anfalle von Privat-Patriotismus, ſogar für eine Art von Pflicht angeſehen, die Urkunden, welche der Zufall in ihre, oder in die Archive der Provinz zuſammen getragen hat, dem Auge der Central-Behörde vorzuenthalten, und als ein Peculium zu verwahren, worauf dem gemeinſamen Oberhaupte des Staates, und den nicht minder gerechten Forderungen der National-Bildung keine Rechte zur Seite ſtünden *).

*) Wir wollen nur einiger ſolcher Beyſpiele gedenken. So hat der Oberfeldherr Ferdinands I. wider Zapolia und die Türken; Markgraf Caſimir von Brandenburg, zum Andenken ſeines Aufenthalts in Ungarn, ohne weiters viele der wichtigſten und älteſten Urkunden mit auf ſeine Feſte Plaſſenburg geführt. Erſt 1785 kamen ſie zurück. Der Markgraf Carl Alexander both ſie nähmlich Joſeph II. an, und ſendete damit ſeinen mit Recht berühmten Archivar, Philipp Ernſt Spieß, nach Wien. (Bey dieſem Anlaſſe gab Spieß mehrere der intereſſanteſten von ſeinen archiviſchen Nebenarbeiten und Aufklärungen ans Tageslicht.) — Viele der wichtigſten Acten aus den dem Prager und Weſtphäliſchen Frieden vorhergegangenen Negociationen wurden zu Wien in den Licitationen verſchiedener Miniſter verkauft, vom Grafen von Wackerbarth, Geſandten des Churfürſten von Sachſen und Königs in Pohlen, Friedrich Auguſt, auf dem Trödel erſtanden und nach Dresden geſchickt, wo ſie in einer Feuersbrunſt vollends zu Grunde gegangen. Viele der wichtigſten Papiere von Wallenſtein und Montecuculi fanden ſich noch unlängſt — von jenem zu Budweis unter dem Dache, von dieſem in einer Privatverlaſſenſchaft, wo ſie auf dem Puncte ſtanden, als Maculatur abgegeben zu werden, Eugens Memoires und Privat-Correſpondenz in dem Nachlaſſe ſeines gelehrten General-Adjutanten Hohendorf, und eines vertrauten Kammerdieners. Die Bemerkung kann hier nicht unterdrückt werden, daß auch auf die Papiere und Sammlungen der Hofräthe Roſenthal, Kollar und Schmidt, dieſer um den Staat ſo hoch verdienten Gelehrten, ein wachſameres Auge hätte gerichtet werden dürfen. — Den empfindlichſten Verluſt hat unſerm Staatsarchive der Cardinal Granvella, allgewaltiger Rath Carls V. und Philipps II. zugefügt. Jene Acten, die er nach Carls Abdankung 1557 auf Ferdinand I. ernſtes Begehren dem Reichsſecretär Oberburger von Brüſſel verabfolget, waren nur ein kleiner Theil deſſen, was er ſelbſt in mehr als 200 großen Cahiers nach Beſançon ſeiner Vaterſtadt bringen ließ, und als er (21. Sept. 1586 zu Madrid) ſtarb, auf ſeinen Neffen vererbte. Als der Granvelliſche Mannsſtamm erloſch, erbte ſie ein weiblicher Nachkomme, der Graf von St. Amour. Mit Geld und Gut überaus zufrieden, überließ er die literariſchen Schätze ſeinen Haushofmeiſter, der Manches davon in das Käſegewölbe vergeudete. Nur Einiges kam an den Parlamentsrath Chifflet, Sohn des berühmten Genealogen. Der gelehrte Abt des Benedictiner-Stiftes zu St. Vincenz in Beſançon, Bapt. Boizot, kaufte 1670 alles an ſich, und legirte es ſeinem Stifte mit der Bedingniß, dieſe Schätze wöchentlich drey Mahl der Einſicht des ſachkundigen Publicums öffnen zu laſſen, vergebens both Leibnitz, both der Herzog von Braunſchweig, ja Ludwig XIV. ſelbſt beträchtliche Summen, vergeblich war den Ryswicker Friedensgeſandten in ihrer Inſtruction die Reclamirung dieſer Acten anbefohlen, die als ein offenbares fremdes Eigenthum nicht bona fide beſeſſen werden könnten; vergeblich wurde der gelehrte Kulpis, Würtembergiſcher und Schwäbiſcher Kreisgeſandte in Ryswick, nach Beſançon abgeordnet; nicht minder fruchtlos machte der gelehrte Dr. Pregitzer 1703 neuerliche Anregung davon — Eben ſo benahm ſich Frankreich mit dem Archiv zu Enſisheim, das viele der merkwürdigſten Hausurkunden in ſich ſchloß; Herzog Bernhard von Weimar hatte es ſammt den Elſaß und Sundgau erobert. Als dieſer Held (18. Jul. 1639) zur großen Freude Richelieu's ſtarb, übernahm Frankreich ſeine ganze Verlaſſenſchaft, ſein kleines, aber tapferes Heer, und jenes Archiv. — Zwar bedung der Friede zu Münſter die Rückgabe aller Papiere, die nicht unmittelbar zur Adminiſtration der abgetretenen Lande gehörten, aber dieſe Stipulation wurde, wie ſo viele andere, niemahls erfüllet.

Bald traten die fürchterlichen Stürme der Meinungs- Religions- und Freyheitskriege hinzu, die faſt durch ein volles Jahrhundert das deutſche Reich, Ungarn, Böhmen, die nordiſchen Reiche, die Niederlande und Spanien und Portugall erſchütterten. Die Stimme des Rechts und der Wiſſenſchaften verhallte in dem Getümmel der Waffen und in dem wilden Geſchrey des Aufruhres und des Bürgerkrieges. Tauſende von Urkunden wurden vernichtet, wie man im offenen Felde dem Gegner Mund- und Kriegsvorrath wenigſtens unbrauchbar machet, andere mit vieler Frechheit verfälſcht. Man hat mehrere Beyſpiele dieſer Art von den conföderirten böhmiſch- und mähriſchen Mißvergnügten, in Öſterreich von Andreas Thonradtl von Ebergaſſing, ja ſelbſt in der Steyermark wurde in die Übergabs-Urkunden (von 1186) an Öſterreich, ziemlich ungeſchickt, mit unähnlicher Hand und friſcherer Dinte der ſo ganz in den damahls gährenden Ideen von Selbſthülfe, von ſtändiſcher Wahlfreyheit ꝛc.

liegende Zusatz gemacht: si dux idem sine filio decesserit, ministeriales nostri, ad quemcunque velint, divertant.

Wie haben nicht insbesondere Stephan Fadinger und Achaz Willinger, die Massaniellos des Landes ob der Enns, gegen die Urkunden der Klöster und Herrschaften gewüthet, welchen unersetzlichen Schaden haben sie dadurch nicht der Historie zugefügt? — Schon in den Unruhen, die in Österreich nach Maximilians I. Tode entstanden waren, und die alsdann sein Enkel Ferdinand durch das strenge Gericht, so er zu Neustadt über die Widerspenstigen ergehen ließ, mit starkem Arm bändigte, schon im großen Bauernkriege von 1525, war ähnlicher Unfug geschehen, zumahl in Tyrol und in Salzburg, wo die Aufrührer nur durch die eilige Hülfe des schwäbischen Bundes bezwungen, und der auf der Festung Hohensalzburg hart belagerte Erzbischof, Matthäus Lang (dieser staatskluge und treue Minister des großen Maximilian) befreyt wurde.

Elementarzufälle haben nicht minder das Ihrige gethan, der vaterländischen Geschichte Nachtheil zu bringen. Sehr viele der wichtigsten Staatspapiere aus der Epoche Carls V. wurden in dem fürchterlichen Sturme, den dieser Kaiser auf seinem Zuge gegen Algier gestand (im October 1541) ein Raub des empörten Meeres, ein beträchtlicher Theil des Reichsarchives, das auf der Donau nach Wien geführet werden sollte, fiel in den Fluß, so daß das Archiv der ehemahligen Reichshofkanzley nur gar wenige Urkunden besaß, welche das Zeitalter Friederichs IV. und Max I. erreichen. Die ältern: so genannten Reichs-Registraturbücher fand in der Folge (niemand hatte sie gewußt) Rosenthal zu Innsbruck. Sie beginnen 1401 mit Kaiser Rupert. Sigmund hatte sie vor den Hussiten nach Wien zu Herzog Albrecht geflüchtet, von da kamen sie an den Vormund des Sohnes eben dieses Albrecht, an Kaiser Friedrich nach Neustadt, und als ihn der Ungarn großer König, Mathias Hunnyady Corvin, aus Österreich vertrieb, flüchtete der Kaiser sich mit seinen Schätzen und mit seiner Tochter Kunigunde nach Innsbruck zu Erzherzog Siegmund.

Von allen diesen, für unsere Staatsgeschichte der Vorzeit so wenig tröstlichen Aussichten,*) wollen wir zu einer freundlicheren kehren, zu dem Bilde eines Fürsten, der unter den großen Geschäften, den Musen stets treu geblieben ist. Es war Erzherzog Ferdinand, dritter Sohn Kaiser Ferdinands I. ein schöner, ritterlicher Fürst, von romantischen, ich möchte sagen, ächt provencalischen Wesen. Er, der einen Postzug im vollen Rennen aufhielt, und die schwerste Stechlanze mit einer Hand weit hinschleuderte, der wider den schmalkaldischen Bund und wider die Türken rühmlich gestritten, darauf in Ungarn und Böhmen Statthalter gewesen, und nicht minder bekannt ist durch seine Liebe und Ehe mit der schönen Augsburgerinn, Philippine Welser, hielt die ernsten Forscher der Geschichten seines Hauses, in einem schönen Kranz um sich versammelt. Die Meister des Gesanges, die trefflichen Mahler und Bildner sollten dann durch allen Aufwand ihrer Kunst schmücken, was durch den Verstand und Fleiß jener aufgefunden worden.

Auf sein Geheiß schrieb Gerhard van Roo*) die erste und beste Geschichte Habsburgs; dem Archivar, Christoph Wilhelm Putsch,**) mußten sich alle Diplomatarien, selbst der Klöster, selbst des Adels, zum Behufe seiner Forschungen aufthun. Eben so bekannt sind die archivalischen Verdienste seines gelehrten Secretaire, Jacobs Schrenk***) von Notzing, und

*) Zwar wurde in zweyen Hausordnungen, eben um des Zerstörungsgeistes jener Tage willen, für die Archive und deren Untersuchung besondere Fürsorge getroffen: „— Also sollen fürs zehende die Schatzgewelber und Registraturen zu Wien, Gratz und Innsbruck visitirt, reformirt und in ein bessere Ordnung bracht, zuvorderst aber alle Original-Freyheiten, Privilegien und deren Confirmationes mit Vleis ersehen, vnd die Lehen durchgangen, auch andere Documenta vnd Briefliche Gerechtigkeiten, was zu yedem Theil der Landen gehört zusammengerichtet, die Hauptbrief von den gemeinen abgesondert, an gewissen Orthen aufbehalten, vnd in Summa all des Hauses Österreichs Immunitäten, Freyheiten, Privilegia vnd derowegen vorhandene Documenta, Urkunden und Briefliche Gerechtsame aus allen Schatzgewelbern und Registraturen, auch Reichs- und anderen Kanzleyen aufgesucht in ein Inventari zusammengetragen, vnd yedes orths verwahrlich gelassen werden, bis man sich eines anderen gewissen Orts sambtlich mit einander vergleichet." (K. Rudolphs II. Hausordn. dato Prag 5. Febr. 1602) „ut autem nobis omnibus commemorata facta et conventiones juraque familiae probius perspecta sint, presenti unione sancimus, ut ordinationes, privilegia testamenta atque adeo omnia et singula domum nostram concernentia Documenta in archivis tam hic Viennae, tam Gratii et Oeniponti vel ubicunque ea reperiri queant, diligentissime perquirantur et nobis mutuo communicentur (Hausordn. K. Mathias dato Wien 27. Dec. 1611) aber diese weisen Verfügungen blieben, wie noch manche andere, auf dem Papiere.

*) Gerard van Roo, aus Oudewater in Holland gebürtig, war Bibliothekar Erzherzogs Ferdinand, der ihn ungemein liebte, ihn zu seinem Rath erhob und durch eine kostbare goldene Kette mit seinem Bildniß auszeichnete. Man hat von ihm: Convivium Cantorum und die erste eigentliche und zusammenhängende Geschichte Österreichs in 11 Büchern: Annales rerum Domi belloque ab Austriacis Habburgicae Gentis Principibus a Rudolpho I. usque ad Carolum V. gestarum, in einer sehr reinen Sprache, mit ruhiger Klarheit und kaum so zu erwartender Unparteylichkeit, auch nicht ohne Kenntniß der großen Geschäfte der übrigen Welt geschrieben. Roo starb 1590 im December. Die Annales erschienen erst 1592 bey Agricola zu Innsbruck in einer sehr schönen Ausgabe. Der Erzherzog ließ nur 100 Exemplare abdrucken.

**) Christoph Wilhelm Putsch, aus einem bürgerlichen Geschlechte Frankens, Cuspinians Verwandter und durch ihn dem Dienste Österreichs geschenkt, zeichnete sich eben so sehr in der Geschäftslaufbahn als Kanzler der Regierung und Kammer zu Innsbruck aus, wie Er als unermüdeter und kritischer Sammler die Arbeiten Roo's und jene Dezius und Schenks über das Cabinet von Ambraß unterstützte. Seine Collectanea tyrolensia in 2 Foliobänden Manuscript auf der Innsbrucker Bibliothek enthalten einen schätzbaren Vorrath von Materialien, die freylich nun bey den spätern Arbeiten der Freyherrn von Sperges und von Hormayr und Eichhorns (Episcop. Curiensis) entbehrlich geworden sind.

***) Sein herrliches Cabinet zu Ambraß ließ Erzherzog Ferdinand durch seinen Rath, den bayerischen Edelmann Schrenk von Nutzing († 1612) und seinen Secretär, Conrad Dezius (Dietz) von Weidenberg bearbeiten. Letzterer sammelte zugleich mit Putsch für Roo's Annales, und setzte sie alsdann fort. — Schrenk schrieb das große Kriegsheldenbuch oder Armamentarium heroicum. Sein edler Fürst hatte nähmlich den schönen Gedanken gehabt, die Original-Rüstungen (und dazu durch den Pinsel der be-

Conrad Decius von Weydenberg. Die herrliche Druckerey der Gebrüder Agricola zu Innsbruck hatte die besondere Bestimmung, den schönen Innhalt solcher Arbeiten auch durch ein schönes Aeusseres zu empfehlen. — Ferdinand legte auf seinem Lustschlosse Ambras das berühmte Cabinet naturhistorischer, artistischer und antiquarischer Schätze an, und sammelte gegen 200 Originalrüstungen der berühmtesten Helden aller Nationen, und zumahl seines Hauses, aus den 14. 15. und 16. Jahrhundert mit ihren Bildnissen. Als 1806 Tyrol an Bayern kam, wurde dieses Cabinet als ein Familieneigenthum nach Wien gebracht, wo es leider noch immer nicht aufgestellt und erst eines anständigen Locals gewärtig ist. Unter Ferdinand vollendeten Abel und Collin zu Innsbruck das herrliche Denkmahl seines Urgroßvaters Maximilian und der zahlreichen Großthaten desselben; Löffler, Reinhardt u. a. die imposanten Statuen, welche die ehrwürdige Grabstätte umgeben.

Bald nach Ferdinands Tode (24. Jänner 1590.) trat der Erzherzog, und Hoch- und Deutschmeister, Maximilian, auf kurze Zeit König in Pohlen, das Gouvernement Tyrols und der Vorlande an. Er vollendete Ferdinands Bemühungen für die Geschichte und das Archivwesen, zog den gelehrten Franz Guillimann aus Freyburg im Uechtland, erst Schulrector zu Solothurn, dann Secretär des spanischen Gesandten in der Schweiz, Don Alfonso Casale, in seine Dienste, und bewog Rudolph II. ihn zum Historiographen des kaiserlichen Hauses zu ernennen. Unter unzähligen Schwierigkeiten und Neckereyen durchsuchte Guillimann alle Bibliotheken und Archive, erhielt von dem Schatzregistrator Kriebl wichtige Materialien zur Historie Maximilians I. größtentheils eigenhändige Aufzeichnungen, die der unsterbliche Kaiser auf seinen Reisen und Feldzügen gemacht. Er gab nach einander seine Helvetia, — origines habsburgicae — de Episcopis argentinensibus, — de origine et Stemmate Conradi Salici — Commentarii a Maximiliano I. Compositi, — Annales Einsiedlenses etc. etc. — Zu seinen Werken gehören die schönen Bildnisse österreichischer und tyrolischer Fürsten, von dem Augsburger Kupferstecher, Lucas Kilian. Der Erzherzog räumte ihm eine eigene Presse zu Freyburg ein. — Der Rath Haber, der Professor, Johann Paul Windek zu Freyburg im Breisgau, der gelehrte Melchior Goldast waren seine einzigen Freunde, desto mehr zählte er Neider und Verfolger. Die Kammer zu Ensisheim verweigerte ihm mehrmahls seinen Gehalt und die benöthigten Vorschüsse. Bey aller Freundschaft des Erzherzogs starb der rastlos thätige uneigennützige Mann (14. Oct. 1612.) in den dürftigsten Umständen. Die goldene Kette, die ihm Maximilian nach der Vollendung seiner Originum habsburgicarum selbst umgehangen hatte, mußte die Kosten seines Begräbnisses bestreiten.

Schön reihet sich an Roo und Guillimann, Mathias Burglechner, tyrolischer Kanzler unter eben dem Erzherzog Maximilian, unter Leopold und der Vormünderinn Regentinn Claudia († 1632). Diesen drey trefflichen Männern ist es zu verdanken, daß das tyrolische Archiv (aus welchem 1751 das Central-Archiv ganz vorzüglich regenerirt wurde) eine solche Stufe der Ordnung und Reichhaltigkeit behauptet hat. Dieses war um so wichtiger, als sich nicht nur tyrolische, sondern auch durch die obgedachten Zufälle die interessantesten böhmischen und österreichischen Documente (sogar die ältesten und wichtigsten Haus-Privilegien) in Innsbruck befunden haben. Burglechners aus XIII Foliobänden bestehender tyrolischer Adler (seit 1803 in dem hiesigen geheimen Hausarchive) ist ein Schatz der wichtigsten naturhistorischen, genealogischen und topographischen Notizen. Er war Tyrol, was Tschudi der Schweiz, Aventin Bayern gewesen ist.

Was diese Männer in Tyrol und für das Ganze gewirkt haben (neben ihnen ist auch zu nennen der später aus den westphälischen Friedenshandlungen genug bekannte Isaak Vollmar, und für das wichtige Archiv der Vorlande und des ganz zerrütteten Lehenwesens, der Regierungsrath und Landvogt, Joseph Freyherr von Hormayr, † den 8. August 1779 als ober-österreichischer Kanzler, geheimer Rath und Stephanordens-Ritter), das verdankt Österreich dem gelehrten Wolfgang Lazius, Leibarzt *) und Historiograph Ferdinands I. Wie viele Urkunden und Denkmahle (wir wollen unter vielen nur Ottokar Horneks Reim-Chronik nennen) hat sein Fleiß nicht erhalten und ausgelegt? — Seine Vienna, seine Commentarii reipublicae romanae, de gentium Migrationibus — die Genealogia austriaca etc. lassen seinen Nahmen nicht untergehen, fände auch der Critiker noch so viel und mit noch so vielem Grunde daran zu tadeln. Ohne bestimmten Charakter stand er der kaiserlichen Hofbibliothek, dem Archive und dem Münzcabinette vor. Er starb am 19. July 1565.

Was ferner von den Kriegen mit den Türken und Ungarn, ja um die ganze Sicherheit des Westen vor dem Osten unter Ferdinand I. und Maximilian II. übrig ist, danken wir Auger Gislain Busbek. Unehlicher Sohn eines Edelmanns aus Commines (geb. 1522) den Carl V. legitimirte und zu Geschäften bilden ließ, war er als Gesandter bey der Pforte, und sogar nach Persien bestimmt, Geschäftsträger der Erzherzoginn Elisabeth Gemahlinn Carls IX. von Frankreich, Tochter Max II. früher Lehrer der Prinzen dieses edelmüthigen Kaisers. — Busbek († 1592 zu S. Germain en Laye) war der erste Orientalist, scharfsinniger Staatsmann, und ob er gleich nie eine Compagnie commondirt hat, dennoch Verfasser einer trefflichen Schrift über die Kriegsart der Türken und wider die Türken.

rühmtesten Meister auch die Porträts) der Fürsten seines Hauses und der vorzüglichsten Helden seines und des unmittelbar vorhergegangenen Jahrhunderts zu sammeln! — Welche Ernte der frappantesten, historischen Rückerinnerungen und Paralellen! — Damit verband er noch ein damahls reiches Naturalien- Münz- Antiken- und Kunstcabinet. Der verdienstvolle Director Neumann und der nunmehrige Oberstlieutenant Baron Voith übernahmen im Jänner 1806 den vorzüglichern Theil dieses Cabinets aus den Händen des Inspecteur général Villemancy und des Intendan Stassard. Nur zehn Rüstungen wurden für den Kaiser Napoleon vorbehalten, nähmlich jene Franz I., Carls IX., des Connetable von Bourbon, Heinrichs von Bourbon, des Herzogs Heinrich von Montpensiers, des ermordeten Herzog Heinrichs von Guise und seines Bruders, des Herzogs von Mayenne, beyde Häupter der Ligue, des Connetable Annas von Montmorency, Heinrichs von Montmorency und des enthaupteten Herzogs von Biron.

*) Sonderbar, daß in Österreich so viel des Wichtigsten für die Literatur durch die kaiserlichen Leibärzte geschehen ist: Cuspinian, Lazius, Garelli, Swieten u. a.

Unter den letzt genannten und unmittelbar nachfolgenden Kaisern trat noch eine andere Ursache hinzu, daß das Haus-Archiv mit Ende des sechzehnten und fast bis ans siebenzehnte Jahrhundert am ärmsten ist, und sowohl in der Reihe der Tractaten, als noch mehr in den ihnen vorangegangenen Unterhandlungen wesentliche Lücken zu ergänzen sind. Österreich hatte nähmlich in seinen türkischen, schwedischen und französischen Kriegen vorzüglich von den Reichsständen, deren Loos es hier mit galt, Beystand zu suchen, und hierzu den reichsoberhauptlichen Einfluß seinem ganzen Umfange nach geltend zu machen. Die Geschäfte gingen somit großtentheils durch die Reichskanzelley und die Reichshofräthe. Ja viele der angesehensten österreichischen Staatsdiener suchten diese letztgenannte Würde, theils um in doppelter Eigenschaft wirken zu können, theils aus demselben bekannten Grunde, aus welchem die spanischen Minister derselben Zeit nach dem Cardinals-Hute trachteten. — Wirklich hat auch die Reichskanzelley die Unterhandlungen des Kaiserhauses mit den meisten Höfen ausschließend besorgt. Hiervon waren nur ausgenommen: Spanien (welches als ein Familienhof stets durch eigne Bothschafter beschickt wurde, die mit dem Kaiser unmittelbar correspondirten). *) — Rußland, das, an den Wunden blutend, die das Fremdlingsjoch und die Unruhen der Pseudo-Dmitrij ihm geschlagen, bis das Haus Romanow den Thron bestieg, und Peter der Große anfing nach Süd und Westen zu drücken, noch wenigen Einfluß in die mittel-europäische Politik hatte, und nur außerordentliche Missionen zu Allianzen wider Schweden und Pohlen erhielt; Venedig, die Schweiz und Graubündten (die dortigen Abgesandten stunden unmittelbar unter den Regierungen zu Gratz und Innsbruck, weil die Vertretung dieser provinziellen Interessen ihr Haupt-Agendum ausmachte) endlich die Pforte. Mit dieser, die es damahls noch für Glaubenssache hielt, den Franken niemahls Frieden, höchstens nur Waffenstillstände zu gestatten, noch mehr mit den Gränzpaschen und Ayans konnte fast nie mit einem andern Recht, als mit jenen des Stärkern vorgegangen werden, darum gingen diese Angelegenheiten durch den Hofkriegsrath, oder durch das unter Rudolph II. in Inneröstterreich nach dem Vorbilde der uralten deutschen Markgrafschaft errichtete „Generalat der windischen und petrinianischen Gränzen." **)

So blieb es bis auf das Regierungsende Leopolds I. Unaufhörliche Kriege und innere Unruhen hinderten das Gedeihen jeder Frucht des Friedens. Unbedeutend ist, was für die zerstreuten Archive durch die einzelnen Bemühungen des Freyherrn Richard Strein von Schwarzenau (geb. 1537. gest. 8. Nov. 1600.) Schülers des gelehrten Hottomann, Maximilian und Rudolphs II. geheimen Rathes, Kammerpräsidenten und Gesandten in Pohlen, geschah. Das Land ob der Ens verdankt ihm jedoch die Erhaltung seiner wichtigsten Urkunden, und die Historie des Hauses die Rettung und Sammlung des Weißkhunigs, dieses höchst schätzbaren Commentars, den Maximilian I., gleich Cäsar und Friedrich, über seine Thaten und Plane niedergeschrieben hat. Dagegen fielen aber auf seines Erdreich alle die wohlmeinenden Bemühungen des Grafen Franz Christoph Khevenhüller, der als Jüngling auf einer florentinischen Galeere eben so muthig gegen die Türken stritt, als klug, Er — Bothschafter in Madrid, die beyden Linien des Hauses Habsburg, nach sechzigjährigem Kaltsinn einander wieder näher brachte, — des Grafen Johann Quentin von Jörger der nach seinem Übertritt zur katholischen Lehre, Leopolds Vertrauter ward; aber auf des Kaisers eignen Befehl die interessantesten und geheimsten Partien seiner: Commentarii historici de rebus memorabilibus sui temporis verbrennen mußte, und des Freyherrn Wagner von Wagensels, Lehrers Joseph I. in der Geschichte. — Den Herausgebern der anhaltischen geheimen Canzelley der Cancellaria hispanica, der Acta consultatoria bohemica, der friedländischen Prodition, der Secreta secretorum calvino turcica etc. ja, auch dem scharfsinnigen l'Isola sah man es gar wohl an, daß oft mehr ezeitiger Patriotism, auch wohl Parteygeist, als erschöpfende Kenntniß der Quellen ihnen die Feder geführt habe.

Selbst die bescheidenste und zweckdienlichste Publicität findet, da die größere Zahl nicht immer auch die bessere, und die Seniores nicht immer Saniores sind, wohl zu jeder Zeit und an jedem Orte viele und vielvermögende Widersacher: die Unwissenden, die was ihnen noch unbekannt, auch der ganzen Welt geheim wähnen, somit bey jeder gemeinnützigen Verlautbarung ihre Innung um ein wichtiges Zunftgeheimniß bestohlen glauben, und über jede Publicität klagen, wie die Kinder über das Messer, womit ihre eigene Ungeschicklichkeit sie verletzt hat; — die Verdienstlosen, die natürlich nicht gerne davon reden hören, was sie selbst nicht haben oder nicht fassen, endlich die Tartüffe, die durch die Publicität alle ihre Zickzack und Außenwerke mit einem Schlag verlieren und gleich das nackte Corps de place unrettbar bedroht sehen. Daher, daß man die Publicität bald verachtet, bald gar zu sehr gescheut hat, daher kömmt es, daß, wir uns schon seit der Reformations-Zeit gegen die zahlreichen religiösen und politischen Gegner des Erzhauses im Falle entschiedene Überstimmung befanden, und ihrer planmäßigen schriftstellerischen Offensive fast nie eine Defensive in gleicher Waffenart entgegen zu setzen hatten. — Jeder ist wozu er sich macht, und haben denn wir selbst uns der Täuschung entledigen können, Athen und Rom, Carthago und Syrakus neben einander, und die Bürgermeister und Milizhäupter der griechischen Städte mit Alfred, Harun al Raschid, Carln oder Peter dem Großen in Vergleich zu setzen, und zu glauben, die Großthaten an den Thermopylen, bey Salamin und Platea hätten sich nirgends mehr wiederhohlen. Schon Sallust hat die Ursache dieser Illusion sehr einfach aufgedeckt: „Atheniensium res gestae — minores — quam fama fertur — per terrarum orbem pro maximis celebrantur, quia ibi provenere magna scriptorum ingenia.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wer erinnert sich hierbey nicht der Sendungen Adam Dietrichsteins des brüderlichen Freundes Maximilians II. und des Grafen, Franz Christoph Khevenhüller, dessen Annales Ferdinandei die reichhaltigsten und fast einzigen österreichischen Memoires sind.

*) Aber auch dieses hat der Zeitenlauf geändert. Das Reichskanzelley-Archiv wurde im Oct. 1807 mit dem Hausarchive vereinigt, nachdem vorher sorgfältig alles ausgeschieden worden, worauf andere Stände des deutschen Reichs hätten Anspruch machen, oder wobey Privat-Interessen hätten eintreten können. Zur Aushändigung derselben an alle Betheiligten wurde bekanntlich aus den Mitgliedern des ehemahligen Reichshofraths eine eigene Hofcommission zusammengesetzt. Von den Militärbehörden wurden die nicht dahin gehörigen turcica abgegeben, sobald Kaunitz das Ministerium antrat, und die Staatskanzelley zugleich zum selbstständigen Departement erhoben wurde.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 13., Mittwoch den 15. und Freytag den 17. August 1810.

Löbliche und lehrreiche Thaten allein, sind der Nachwelt zu überliefern, aus ältern Zeiten dasjenige zu melden, was von unserm Volk merkwürdig und zu wissen möglich ist, von den letzten Geschichten diejenigen, welche lehren, was der Mensch mehr fürchten soll, ob die Noth oder die Ruhe, den Feind, oder sich selbst?

Johann von Müller.

Über das geheime Haus- Hof- und Staats-Archiv in Wien.

(Beschluß.)

Man darf sagen, daß im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts auch die Verhandlungen an sich immer gehaltloser wurden, wenn nicht irgend ein ausgezeichneter Mann das Gepräge seines eigenthümlichen Charakters hineinlegte. Wie in den wichtigsten Gegenständen des Denkens die leidige Sucht des Controvers jeden kühneren Geistesaufflug niederhielt, in jeder Verbesserung und Neuerung unglücksschwangern Keim neuer Verwirrung vorherzusehen wähnte, wie sich damahls die Gelehrten statt aufs Forschen, vielmehr auf mühsames (wenn schon vielfältig unnützes) Sammeln verlegten, so bargen sich auch in der Diplomatik die Hauptideen, um deren Realisirung es sich handelte, unter einem Wust von Förmlichkeiten, Curialien und Ceremoniel, in welchem letztern leider der spanische Hof und die Reichskanzeley mit ihrem Beyspiele vorangingen. Nicht ohne Mitleid sieht man die Archive und Registraturen dieser Zeit in so verschiedenen Jahren, nach verschiedenen Bedürfnissen und Zwecken eingerichtet, hin und wieder Alles enthalten, außer was sie eigentlich enthalten sollten. Nicht selten sind sie mit der individuellen Politik angelegt, daß weder neben noch nach dem zeitlichen Vorsteher Jemand im Stande seyn soll, das Erforderliche ohne große Mühe und Zeitverlust aufzufinden.

Daß Eugen und Villars in Rastadt von diesem Advokaten-Rezessiren eine Ausnahme gemacht, daß Männer, wie Leibnitz, sich in allen Theilen des menschlichen Wissens, und in den großen Geschäften zugleich hervorthaten, hat darin den Fortgang des Bessern mächtig bestärkt, und man kann sagen, daß der große Friederich auf die Art und Weise, Geist und Styl der öffentlichen Verhandlungen, und auf das Verhältniß des Wissens zur Anwendung, in seiner Zeit eben so kräftig gewirkt habe, als die französische Revolution auf unsere Tage.

Der Verlust oder die Unwissenheit so mancher wichtiger Verträge und Denkmähler, fiel beym Ausbruche des spanischen Successionskrieges und der Achtserklärung von Bayern und Cölln sehr empfindlich. Da dachte man wieder an die Nothwendigkeit eines Zentralarchives, zumahl für Alles, was den Hof, das regierende Haus, und die äußern Verhältnisse betraf. Leopold I. befahl (1703) den böhmischen und österreichischen Hofkanzlern, Grafen von Wratislaw und von Seilern, ein Archiv für beyde Lande zu errichten. Der Nahmensähnlichkeit wegen kamen die vorhandenen Hausachen in das österreichische Archiv. An Durchsuchung der Provinzial-Archive, worin gerade das Wichtigste war, und an Theilweise Vereinigung derselben mit diesen Hausarchiven wurde nicht gedacht. Welche hohen Begriffe man überhaupt von der Wichtigkeit dieses Zentralinstitutes hatte, erhellet daraus zur Genüge, daß die Organisirung desselben dem Tarator, als Nebenarbeit bey seinen Currentgeschäften aufgetragen wurde. Eugens, des königlichen Schätzers und Beförderers alles Großen und Nützlichen, vertraute Correspondenz enthält hierüber mehrere satyrische Winke.

So blieb es bis nach dem Tode Carls VI. Da setzte Carl Albrecht Churfürst aus Bayern, viele gelehrte Federn (unter andern Ickstädt) in Bewegung, die von allen Mächten garantirte und doch angegriffene pragmatische Sanction zu bestreiten. Der Kanzler Ludwig von Halle, zog aus den brandeburgischen Archiven alte Pergamente hervor, die Begier seines neuen Königs auf Schlesien zu rechtfertigen. Die öffentliche Meinung wurde dadurch ungewiß, und niemand bedurfte es mehr, als eben die, von allen verlassene, von den meisten bedrohte Theresia, daß ihre Unterthanen und die alten Bundsgenossen Ihres Hauses, von dem festen Grunde Ihres Erbfolgerechts überzeugt, und eben dadurch auch bereit seyen, ihr das väterliche Erbe mit Gut und Blut zu sichern. Der Staatssecretär Johann Christoph von Bartenstein *) trat selbst

*) Bartenstein war 1689 zu Straßburg geboren, sein Vater, Johann Philipp, aus Thüringen, seine Mutter aus der alten österreichischen, zu Ebreichsdorf ansaßigen Familie derer von Bek, die um der Glaubensänderung willen emigrirten und ihren Nahmen manchmahl auch mit dem griechischen Artopäus verwechselten. Ihre Brüder

gegen jene, mit ungemeinem Aufwand von Gelehrsamkeit, erhobenen Ansprüche Carls VII. als gründlicher Widerleger auf. Er der im Dienste Österreichs, durch Fleiß und Verstand, durch den Schutz der Kaiserinn Elisabeth (er war wie sie zuvor Protestant gewesen) und des Staatskanzlers, Philipp Ludwig Grafen von Sinzendorf, solches Glück gemacht hatte, daß er mit Gundaccar Stahremberg vor und nach dem pohlnischen Wahlkrieg, das Haupt der Gegenpartey des alternden Eugen war, — veranlaßte bey jener dringenden Gelegenheit die erste Untersuchung der so reichen Archive zu Innsbruck und Grätz. Als mit dem Achnerfrieden der Einfluß des Grafen Wenzel von Kaunitz täglich zunahm, und das von Bartenstein eifrig verfochtene System der Allianz mit den Seemächten, dem neuen Bunde mit Frankreich wich, ergab sich Bartenstein mehr und mehr seinem Lieblingsstudium, schrieb insbesondere eine voluminöse österreichische Staatsgeschichte zum Unterricht des Erzherzogs Joseph, und setzte endlich bey der Kaiserinn durch, daß ein, alle höheren Interessen und Titel umfassendes geheimes Staats-Hof- und Hausarchiv zusammengetragen werden sollte.

Unterdessen hatte jene Umstaltung der Diplomatik und Archivswissenschaft, welche die Bollandisten, und die Congregation de St. Maure begannen, welche Hert, Heineck, Schilter, Eccard, Joachim, Schannat und Meichlbeck in Deutschland fortpflanzten, ihre Vibrationen bis nach Österreich verbreitet, daß sein chronicon gottwicense — Mabillons Tractat de re diplomatica — das den obengenannten Gelehrten die Äbte von Göttweih, Gottfried Bessel*) und Magnus

stunden, der eine als geheimer Rath am churbrandenburgischen Hofe, der andere als Kanzler der Herzoge von Sachsen-Zeitz. Carl VI. erhob Bartenstein 1717 zum Regierungsrath, 1721 zum Hofrath, 1727 zum Staats-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten und 3. Februar 1733 in Rücksicht seiner großen Verdienste, und seiner altadelichen Abkunft, zum Reichsfreyherrn. Nach einander beeiferten sich die Stände der verschiedenen Provinzen des Kaiserstaates und die Reichsritterschaft, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Am 13. May 1753 wurde er geheimer Rath und Directorial-Vicekanzler, 1764 Stephansordens-Commandeur und starb 5. August 1767. Rühmliche Erwähnung verdient auch sein Sohn, Joseph Freyherr von Bartenstein, geheimer Rath, Stephansordens-Commandeur, Wahlbothschafter bey zwey Kaiserwahlen und durch mehr als ein halbes Jahrhundert, Reichshofrath und Reichshofraths-Vicepräsident.

*) Godefried Bessel, ward am 5. Sept. 1672 zu Buchheim in Franken geboren, hörte die Philosophie, dann zwey Jahre Theologie, und beyde Rechte unter den Benedictinern zu Salzburg, und nachdem er am 21. Junius 1693 die feyerlichen Gelübde zu Göttweig abgelegt hat, setzte er die Theologie an der Universität zu Wien mit solcher Auszeichnung fort, daß er im Jahre 1693 nicht nur zum Priester geweihet, sondern auch zur theologischen Doctor-Würde erhoben wurde. — Bald hierauf fügte es sich, daß er die Philosophie zu Seelingstadt lehrte, wo er bey einer öffentlichen Disputation dem Churfürsten und Erzbischofe zu Mainz, Franz Lothar, bekannt wurde. Dieser von Godefrieds seltenen Talenten eingenommen, nahm ihn als Hofkaplan zu sich, und schickte ihn nach Rom, die Curien daselbst zu besuchen, und sehr wichtige Geschäfte zu schlichten. Von dort kehrte er kaum als Doctor des Kirchenrechtes zurück; schon mußte er das beschwerliche Amt eines Officialen und Kanzlers zu Mainz übernehmen. Hierin erwarb er sich solche Achtung, daß der Churfürst an das göttweigische Stiftskapitel folgendes von ihm schrieb:

„Tam praeclara virtutum, doctrinaeque specimina dedit, ut eum dignum exinde judicaverimus, cui totius Archiepiscopatus Moguntini Officialatum, ac judicium generale concrederemus, quo quidem in officio regularis vitae innocentia, morum candore, pio optimi religiosi exemplo, doctrinae soliditate, conversationis puritate, operationum mansuetudine, studiorumque assiduitate tanquam lucerna supra candelabrum posita universo clero nostro tam laudabiliter per annos plurimos praeluxit, ac etiamnum praelucit in praesens, ut in Domino laetemur, nobis pro vinea Domini operarium tam zelosum, ac indefessum obtigisse."

Die mit den Officialate verbundenen Amtsverrichtungen waren es nicht allein, welche diese Empfehlung verdienten. Er mußte zu ganz außerordentlichen Geschäften weitre Reisen, und zwar vier Mahl nach Rom, drey Mahl nach Wien, zwey Mahl nach Wolfenbüttel (wie er auch bey der Wahl des römischen Kaisers Carl VI. verzügliche Dienste geleistet hat) unternehmen, da kürzere Reisen zu Chur- und Reichsfürsten stäts abwechselten. Er wurde geheimer Rath. Alle diese Erhebungen konnten Godefried nicht hindern, seine Entlassung zu erbitten, und nach Göttweig zurück zu kehren. — Indessen starb Abt Barthold, und man schätzte sich überaus glücklich, Godefried Bessel zu dessen Nachfolger am 7. Ernennung 1714 wählen zu können. Sein unveränderlicher Gönner, der Churfürst zu Mainz erbath sich selbst, ihm die äbtliche Segnung zu Bamberg zu ertheilen. Kaiser Carl VI. aber, dessen Gemahlinn Elisabeth durch Godefried in der katholischen Religion unterrichtet war, bestimmte ihn zu seinem Theologen im J. 1716, und bedienten sich seiner oben in den beschwerlichsten Angelegenheiten, so, daß er ihn binnen einem Jahre nach Raab in Ungarn und nach Kempten, später hierauf nach Mecklenburg schickte. — Größere Würden die ihm wirklich beschieden waren, lehnte er ab, außer der eines Rectors der Wiener-Universität und N. Ö. Verordneten, welche beyde er zwey Mahl bekleidet hat.

So sehr Godefried das Glück nach Verdiensten zu begünstigen schien; so mannigfaltig waren die Drangsale, welche ihn trafen. Eben kehrte er am 18. May 1718 als der mit Göttweig durch die Gnade Kaiser Carls VI. vereinigten Abtey zu S. Adrian in Szalamar zurück, als plötzlich eine Feuersbrunst entstand, welche das ganze Stiftsgebäude dergestalt ergriff, daß selbst die schwersten Glocken schmolzen, und kaum die wichtigern Urkunden, Becher und Kirchengeräthe konnten gerettet werden.

Nur Godefried wußte Mittel zu finden, nicht nur Wohnungen für Geistliche, Domestiken und Gäste von Grunde aus herzustellen, sondern auch die Kirche herrlich zu dekoriren, die Bibliothek mit so zahlreichen, als seltenen und kostbaren Manuscripten, Incunabeln und neuern Büchern aller Classen der Wissenschaften, Sammlungen von Münzen, Kupferstichen, Naturalien und andern Seltenheiten auszuschmücken. Das Stift stand schon über 600 Jahre, und stets mangelte demselben trinkbares Wasser. Es mußte täglich durch Lastthiere über den hohen Berg getragen werden. — Godefried war es vorbehalten, auch diesem Bedürfnisse durch eine Maschine zu steuern, mittelst welcher aber eine steile Anhöhe, und Strecke von 1600 Schuhen, das beste Wasser in bleyernen Röhren gegeben wird.

Der im Jahr 1741 ausgebrochene Krieg, wo die Bayern ihn selbst als Geißel wegschleppten, machte es unmöglich, dasjenige, was er bis dahin unternommen hatte, zur Vollkommenheit zu bringen. Bey allen diesen Sorgen, Reisen und Geschäften fand er doch Zeit, sich selbst mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Nachdem er schon bey Gelegenheit des Übertritts Ihrer Maj. der Kaiserinn Elisabeth, damahli-

Klein*) die Benedictiner von Mölk, Anſelm Schramb, Philbert Huber, Martin Kropf, die Gebrüder Hieronymus und Bernhard Peß, *) die Capitularen von St. Blaſien Ruſten Heer und Marquard Herrgott,**) die

gen Prinzeſſinn von Wolfenbüttel, wie auch des braunſchweig-wolfenbüttelſchen Herzogs Ulrich zur katholiſchen Religion, eine polemiſche Abhandlung in Druck gegeben hatte, ſo wandte er auch viele Jahre an, um eines der berühmteſten Werke über die deutſche Diplomatik unter dem Titel: Chronicon gottwicense zu verfaſſen, und in ſehr prächtigen Ausgaben der gelehrten Welt mitzutheilen, worüber zu Nürnberg eine Münze mit ſeinem Bildniſſe und der Aufſchrift geprägt wurde: „Quod coenobium non solum ab incendio splendide restituit, verum etiam luculentissimorum annalium opere illustravit. Omnis antiquitatis germanicae ibidem Promus Condus."

So mannigfaltige und höchſt wichtige Geſchäfte ſetzen außer Zweifel, daß er noch viele andere ſchriftliche Aufſätze hinterlaſſen habe, die in mehreren Bänden aufbewahret ſind. Schon zur Zeit, wo er nach Meklenburg geſandt wurde, verbreitete ſich ein Gerücht, Godefried wäre an einem Fieber geſtorben; und der Kaiſer war darüber ſo betroffen, daß Er ſagte: „Wir haben einen Diamanten unſrer Krone verloren." Damahls kehrte er geſund zurück, und erlebte eine dreyfache Jubelfeyer der Ordens-Profeß, des Prieſterthums und der Doctorwürde, welche Ihre Maj. Maria Thereſia und Franz I. mit Ihrer höchſten Gegenwart beehrten. Aber ein Jahr darauf ſtreckte ihn ein unglücklicher Fall und Schenkelbruch dahin (am 22. Januar 1749 im 76. Jahre ſeines Alters).

*) Magnus Klein, zu Waſſerhof in Kärnthen am 1. May 1717 geboren, war ſo glücklich, von dem Abte Godefried Beſſel nicht nur mit beſonderer Vorliebe, unter die Zahl ſeiner Profeſſen am 28. Sept. 1739 aufgenommen zu werden, ſondern auch, nachdem er die Theologie zu Wien vollendet, und am 15. Auguſt 1741 ſein erſtes feyerliches Meßopfer dargebracht hatte, ſtets an ſeiner Seite, und der Theilnehmer ſeiner gelehrten Arbeiten zu ſeyn. Unter dieſem Lehrer konnte es bey Kleins trefflichen Naturgaben nicht fehlen, daß er ſich als Secretär, Archivar und Kanzley-Director die ausgebreiteſten Kenntniſſe vorzüglich aber diejenigen erwarb, welche zur Diplomatik, ältern und neuern Geographie, Geſchichte, Genealogie, Münzkunde unentbehrlich ſind. Eben darum fand er auch nothwendig, daß er nebſt den orientaliſchen auch die meiſten lebenden, vorzüglich aber die altdeutſche Sprache und Dichtung ſich eben ſo, wie die ewigen Werke der Alten eigen machte. So ſehr er die ſo genannte große Welt ſelbſt in der Hauptſtadt floh; ſo ſehr wurde ſeine Freundſchaft von Gelehrten und Patrioten geſucht, und ſein Urtheil über Urkunden, Ahnenfolge, Stammbäume und Gränzberichtigungen von allen Seiten eingehohlt. Da er kein anderes Vergnügen kannte, als die Wiſſenſchaft, ſo ſammelte er auch mit Bienenfleiß, beſonders in Beziehung auf ſeine Lieblingswiſſenſchaft die Diplomatik, und ältere Geſchichte.

Indeſſen ſtarb Odilo der Nachfolger Godefrieds, und Magnus wurde am 14. Aprill 1768 zum Abte erwählet. Auch jetzt blieb Magnus ſtets unermüdet, eifrig, wohlthätig, ein Freund, Beſchützer und Beförderer aller Wiſſenſchaften. Gleichwie er durch Fortſetzung eines beträchtlichen Theiles vom Stiftsgebäude, Herſtellung einiger Pfarrhäuſer und Kirchthürme, und Anſchaffung ſehr vieler Kirchengeräthe, Denkmahle hinterlaſſen hat; ſo wurde vorzüglich die Bibliothek mit mehrern tauſend Bänden der auserleſenſten ältern und neuern Werke vermehrt, und damit dieſer koſtbare Schatz nicht unbenützt bleiben möchte, ſchickte er von Zeit zu Zeit jüngere Stifts-Profeſſen auf Univerſitäten, oder wies ſie an andere gelehrte Männer zur Ausbildung an.

Schnlichſt erwartete die gelehrte Welt die Früchte ſeiner ſo ausgebreiteten und gründlichen Wiſſenſchaft. Allein die Sorgen und Geſchäfte für eine der größern geiſtlichen Familien, viele Kirchen und Pfarrhäuſer, womit ſich noch andere eines N. O. Ständ. Verordneten vereinigten, geſtatteten jene Muße nicht, die zur Bearbeitung wichtiger Werke erforderlich iſt. Erſt nachdem er wieder in das Stift zurück kehren konnte, wandte er alle Nebenſtunden an, um wenigſtens einen Theil der Fortſetzung des Chronicon unter dem Titel: Notitia Austriae antiquae et mediae zu geben. Es mangelte dem 2. Bande nur weniges, als er plötzlich vom Schlag berührt, am 25. Nov. 1783 ſtarb.

*) Schramb Anſelm, geboren den 15. Sept. 1658 in St. Pölten, legte den 25. Nov. 1676 ſeine Ordensgelübde ab, und las den 19. Aprill 1683 ſeine erſte Meſſe. Er machte ſeine philoſ. und theologiſchen Studien zum Theil an der Univerſität in Wien, zum Theil im Stifte, und ward in Wien Doctor der Philoſophie und freyen Künſte.

In der Folge lehrte er ſelbſt im Stifte die Philoſophie und dann auch Theologie.

Seine Liebe zu literariſchen Arbeiten bewog ſeinen Abt Gregor, ihm als Bibliothekar den Auftrag zu geben, die Geſchichte des Stifts in chronologiſcher Ordnung aus den Urkunden des Archives und aus den Handſchriften der Bibliothek zu ſchreiben. Er ſammelte ſeine Materialien fleißig, und im J. 1702 erſchien das Chronicon Mellicense seu annales Monasterii Mellicensis. Viennae. Typis J. G. Schlegel fol.

Zwar vermißt man in dieſem Werke die hiſtoriſche Kritik, beſonders im Bezug auf die Geſchichte des Landes oder auch Blicke auf die übrige Welt. Aber doch hat es als Materialienſammlung ſeinen Werth.

Nebſt andern unbedeutenden Schriften gab er auch als Profeſſor der Philoſophie eine Ethica seu philosophia moralis, sententiis et documentis historicis illustrata. Viennae 1695, die im J. 1705 eine zweyte Auflage erlebte, und, im Geiſte jenes Zeitalters beurtheilt, nicht ohne Verdienſt war.

Er ſtarb im Jahr 1720 den 20. Dec. am Schlagfluſſe.

Hueber Philibert, geb. in Wien 1662, machte Profeſſion den 25. Dec. 1681, und trat zuerſt als Prieſter zum Altar den 29. Sept. 1689. Er kam ſo ſpät zur Prieſterwürde, weil er durch den damahligen Türkenkrieg genöthiget, mit mehreren andern Mitbrüdern von Mölk flüchten und ſeine Berufsſtudien unterbrechen mußte.

Im J. 1692 ward er Archivar des Stifts. Er brachte das Archiv in Ordnung, wo bis dahin alles in der größten Verwirrung unter einander gelegen hatte. Dieſe ſeine Vorarbeiten ſind es, die Anſelm Schramb bey der Verfertigung ſeines Chronicon unter dem Titel Archivum Mellicense benützte.

Im J. 1702 ward er von dem hochherzigen Abte Berthold, dem Erbauer des neuen herrlichen Stiftsgebäudes, dem Wiederherſteller der anſehnlichen Bibliothek und dem nachmahls wirklichen geheimen Rathe Carls VI. nach Wien berufen, um auch den allda im Mölker-Hofe befindlichen Theil des Archivs ſyſtematiſch zu ordnen. Im Jahre 1706 unternahm er wieder eine ähnliche Arbeit im Archive der Kanzley zu Mölk.

Der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit in archivariſchen Einrichtungen bewog den damahligen Abt zu Göttweig, unſerm Hueber 1708 zu ſich zu bitten, um auch ſein Stiftsarchiv aufzuräumen und in Ordnung zu bringen. Er befolgte dieſen ehrenvollen Auftrag mit Eifer, aber nach 5 Monathen ward er ſchon von ſeinem Abte zurück gerufen, und mußte jene Arbeit unvollendet verlaſſen.

Von nun an lebte er mehrere Jahre im Mölker-Hofe zu Wien, wo er endlich nach dreyßigjährigen Vorarbeiten das mühſame und für die vaterländiſche Geſchichte und Genealogie intereſſante Werk: Austria ex Archivis Mellicen-

Jesuiten Erasmus Fröhlich***) und Anton Steyerer,†) den Cisterzienser Hanthaler††) den Jesuiten Calles †††) kühn zur Seite stellen durfte. Diese rühmliche Stimmung wurde Anfangs (meistens ist auch das schon genug) nicht gehindert,

sibus illustrata vollendete, welches 1722 zu Leipzig bey Gleditsch erschien.

Er begann jetzt ein größeres Werk: collectio diplomatica, wozu er reichliche Sammlungen im Vorrath hatte. Allein seine Gesundheit fing an zu schwanken, und er kehrte in sein Stift zurück, wo er den 25. August 1725 starb, bedauert von Allen, besonders von seinen gelehrten Freunden Bernhard und Hieronymus Pez.

Pez Bernhard, geb. zu Ybs den 23. Febr. 1683 erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung an den Gymnasien zu Wien und Krems. Sein ausgezeichneter Fortgang und seine auffallende Liebe zu den Studien machte, daß er gleich nach vollbrachten Humanioren in das Stift Melk aufgenommen wurde, obwohl er noch kaum das 16. Jahr angetreten hatte. Im Jahre 1700 am Ostertage legte er seine Gelübde ab. Nach vollendeten philosophischen Studien ward er bey dem Gymnasium in Mölk als Lehrer der Gramatik angestellt. Ganz widmete er sich nun der classischen Literatur der Griechen und Römer, und verlegte sich nebenher auf die hebräische und auch auf die französische Sprache. Im J. 1704 ward er nach Wien geschickt, um an der Universität die Theologie zu studieren. Hier setzte er das Studium der biblischen Sprachen mit seltenem Eifer fort.

Im J. 1708 den 29. May las er die erste Messe.

Schon im folgenden Jahre ließ er eine Abhandlung de irruptione in Tyrolim an. 1703 a Gallis et Bavaris facta bey Schlegel in Wien drucken, die, auch des guten Styls wegen, vielen Beyfall fand. Er verlegte sich nun ganz auf das Studium der historischen Kritik nach Mabillon. Mit einem literarischen Heißhunger und mit rastloser Geduld durchwühlte er die Geschichtsbücher des Mittelalters, und übte sich in der Anwendung seiner kritischen Prinzipien. Unangenehm war es ihm zwar, nun in dieser liebgewonnenen Beschäftigung gestört zu werden, durch das mühvolle Amt der Leitung und religiösen Ausbildung der jungen Stiftszöglinge (1712). Etwas über ein Jahr stand er demselben mit Eifer und Erfolg vor, und schätzte sich glücklich, als es ihm nach diesem Zeitraume wieder gegönnt wurde, frey von heterogenen Geschäften, sich ganz seiner Neigung zu literarischen Arbeiten zu überlassen.

Jetzt entwarf er sich den Plan zu einer bibliotheca Benedictina, in welcher er alle Schriftsteller seines Ordens aus jedem Zeitalter und jedem Lande aufführen und ihre Werke würdigen wollte. Er gab nun Umlaufsschreiben an alle Benedictiner-Klöster, und ersuchte seine Ordensbrüder um Beyträge zur Ausführung seines großen Werkes, dessen Plan sammt jenem Umlaufsschreiben auch in den actis Eruditorum Lips im Sept. 1716 abgedruckt ist. Allein er merkte bald, daß jene Aufforderungen in die Entfernung bey der damahligen literarischen Apathie der meisten Klöster, die nur auf aristotelische Philosophie und scholastische Theologie einen Werth legten, nichts wirkten. Er faßte daher den Entschluß, selbst Reisen zu machen, um jene Ausbeute sich zu hohlen, die er von der gutmüthigen Dienstfertigkeit Anderer bisher fruchtlos erwartet hatte. Er veränderte aber nun den Plan seiner Arbeiten, und ging vorzüglich darauf aus, historische Schriften und Denkmahle aufzufinden, und in getreuen Copien zu sammeln, die bisher ungekannt und unbenützt in alten Handschriften verborgen lagen, und zur Beleuchtung der Geschichte früherer Jahrhunderte brauchbar waren. Den ersten Versuch machte er mit der Untersuchung der Stiftsbibliotheken in Tyrnstein und zu Wien in dem Schotten und Dorotheerstifte. Im J. 1715 durchreisete er auf Kosten seines würdigen Abtes Berthold, die Stifter Oberösterreichs, und im folgenden Jahre die noch übrigen Stifter Unterösterreichs in Gesellschaft seines Bruders Hieronymus, der schon damahls die Herausgabe seiner Scriptores rerum Austriacarum vorbereitete.

Um unterdessen in den deutschen Stiftern mehr Sinn für diplomatische, historische und kritische Literatur, wie diese vorzugsweise von den Benedictinern der Maurian-Congregation in Frankreich getrieben wurde, aufzuregen, schrieb er im Herbste und Winter nach der Rückkehr von seiner literarischen Reise die bibliothecam Benedictino-Maurianam etc., die bey den Brüdern Veith in Augsburg 1716 in 8. herauskam.

Im folgenden Frühjahre bereisete er in Gesellschaft seines Bruders Bayern und Schwaben, wo sie auf den Bibliotheken der Stifter, Domkapitel und Klöster eine ansehnliche Ausbeute, jeder für seine besonderen Zwecke machten, welche sie nun nach ihrer Rückkehr im Herbste, mit rascher Thätigkeit zu verarbeiten begannen.

Schon im Frühling des J. 1721 gab Bernhard die ersten drey Bände seines Thesaurus Anecdotorum novissimus (Aug. Vind. et Graecii Sumbt. fratrum Veith. Fol) heraus. Bis zum J. 1728 waren alle 5 Bände erschienen, und in einem 6ten Bande lieferte er noch des Ulrichs von Babenberg Codicem diplomatico-historico-epistolarem, der auch unter diesem Titel einzeln ausgegeben ward. Dieses Werk hatte Bernhards Ruhm begründet und ihm Zuschriften der angesehensten und gelehrtesten Männer Europens verschafft.

Noch in diesem Jahre ward er vom Grafen von Sinzendorf, Staatskanzler Carls VI., der als Gesandter zu einem Congreß nach Soissons geschickt wurde, eingeladen, ihn dahin zu begleiten. Mit Freuden ergriff Bernhard diese Gelegenheit, die literarischen Schätze Frankreichs und seine Gelehrten, vorzüglich die damahls so berühmten Benedictiner, der Congregation von St. Maur näher kennen zu lernen, nachdem er sie lange schon in der Ferne bewundert, und mit manchen derselben in Briefwechsel gestanden hatte. Pez begleitete seinen hohen Gönner nur bis Paris, und blieb da bey den Benedictinern zu St Germain de Prez zurück, die ihn mit enthusiastischer Liebe aufnahmen, durch drey Monathe gastfreundlich bewirtheten, und ihm auch jedem literarischen Genuß reichlich verschafften.

Beladen mit gelehrter Ausbeute, geehrt von den berühmtesten Männern Frankreichs, und voll der innigsten Achtung für sie, kehrte er allein zurück und besuchte auf seiner Rückreise neue Gegenden, und bereicherte seine literarische Sammlung mit neuen Schätzen, die er im Herbst in sein Stift zurück brachte.

Kaum war der Staatskanzler, Graf Sinzendorf, in Wien angekommen, als er seinen vorigen Reisegefährten, unsern Bernhard, nach Wien berief, und mit ihm über die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften berathschlagte.

Auf Ersuchen des berühmten Abts Godefried Bessel ging Bernhard im J. 1731 auf einige Monathe nach Göttweig um da den jungen Geistlichen in der Literargeschichte, Diplomatik und Palaeographie Unterricht zu ertheilen.

Noch mitten in der vollsten literarischen Thätigkeit und schon im 53. Jahre starb er am 27. März 1735.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften gibt Martin Kropf in seiner Bibliotheca Mellicensi.

Pez Hieronymus, geboren zu Ybs den 24. Febr. 1685, folgte dem Beyspiele seines Bruders Bernhards, und trat auch, nachdem er seine humanistischen Studien in Krems und Wien und den philosophischen Lehrkurs in Linz vollendet hatte, in das Benedictinerstift Melk ein, wo er am 26. December 1703 seine Gelübde ablegte. Er studirte die Theologie theils in Mölk, theils an der Universität in Wien, nachdem er schon vorher durch 3 Jahre am Gymnasium zu Melk die lateinische Grammatik gelehrt

allmählich sogar ermuntert und unterstützt, eine schöne Nacheiferung entglühte, und es war vorher in mehrern Jahrhunderten nicht so viel für Historie und Diplomatik geschehen, als nun in 25 Jahren.

hatte. Erst im J. 1711 den 8. Sept. hielt er die erste feyerliche Messe.

Bald wurden beyde Brüder, sich ohnehin so ähnlich an rein-moralischem Sinne und Wissenschaftsliebe, die unzertrennlichen Gefährten ihres Lebens und ihrer literarischen Thätigkeit. Auch Hieronymus widmete sich ganz den historisch-antiquarischen Studien und war unermüdet in der Aufsuchung und Benutzung alter Urkunden. Zum Behufe dessen machte er einige literarische Reisen, theils in Gesellschaft seines Bruders, theils allein, durch Österreich und einige angränzende deutsche Lande. Er beschränkte aber den Plan seiner Arbeiten vorzüglich auf die vaterländische Geschichte.

So entstanden seine Scriptores rerum Austricarum veteres ac genuini etc., deren erster Band bey Gleditsch in Leipzig im J. 1721 Fol. erschien. Der zweyte Theil ward im J. 1725 und der dritte im Verlage des E. F. Bader zu Regensburg im J. 1745 ausgegeben.

Von ihm sind auch die Acta S. Colomanni Regis et Martyris Austriae Tutelaris; dissertationibus et notis historico criticis illustrata. Crembsii 1713 4., und die Historia S. Leopoldi Austriae Marchionis ex diplomatibus, chartis donationum, coaevis potissimum meliorisque notae Scriptoribus concinnata. Viennae, 1746 fol.

Auch er mußte, wie einst sein Bruder, das Amt eines Novizenmeisters übernehmen, das er aber ebenfalls nach Verlauf eines Jahres niederlegte, um ungestört seinen Lieblingsarbeiten obliegen zu können. Nach dem Tode seines unvergeßlichen Bruders, war ihm die Aufsicht der Stifts-Bibliothek übertragen, die er bis an das Ende seines Lebens führte. Viele Jahre bekleidete er auch das Amt und die Würde eines Sub-Priors in seinem Stifte.

Wenn auch Hieronymus Petz jene durch keinerley Mühe, Hindernisse oder Kränkungen besiegbare Lebhaftigkeit des Geistes nicht besaß, womit sein Bruder Bernhard sich auszeichnete; so ward er doch nicht minder geachtet und geliebet als sein Bruder. Sein starker Körperbau und seine Mäßigkeit führten ihn zum unbeschwerten Greisenalter. Im 78. Jahre seines immerfort thätigen Lebens, schwanden endlich seine Kräfte und am 14. Oct. 1762 vollendete er.

Kropf Martin, geboren zu St. Leonhard, einem Flecken bey Melk, den 9. July 1701. Er suchte aus Liebe zu den Wissenschaften die Aufnahme in Melk. Er erreichte seinen Zweck und legte am 1. Jänner 1722 seine Ordensgelübde ab. Nach vollendeten Studien stand er am 29. Sept. 1728 zum ersten Mahl als Priester am Altare.

Bald darauf ward er als Lehrer der Rhetorik am Gymnasium zu Melk angestellt. In der Folge erhielt er den Auftrag, als Lehrer mit den jungen Clerikern die Humanitäts-Studien zu wiederhohlen, und ihnen weitere philologische Kenntnisse beyzubringen.

Seine Liebe zu literarischen Beschäftigungen erwarb ihm den Ruf zur Bibliotheksaufsicht, wo er Anfangs als zweyter Bibliothekar dem berühmten Hieronymus Petz adjungirt, und sohin dessen Nachfolger wurde.

In diesem Zeitraume sammelte er Data zu einer Art Literargeschichte des Stifts Melk, die er endlich bearbeitet herausgab, unter dem Titel: Bibliotheca Mellicensis seu vitae et Scripta inde a Sexcentis et eo amplius annis Benedictinorum Mellicensium Viennae, apud P. Kraus 1747 4to. Späterhin ward ihm zur Belohnung seiner Verdienste der angenehme Posten eines Administrators der zum Stifte Melk gehörigen Herrschaft Leesdorf nächst Baden anvertraut.

Als er endlich durch das hohe Greisenalter, das er erreichte, sich mehr und mehr entkräftet fühlte, trat er wenige Jahre vor seinem Tode die Administration einem Mitbruder ab, brachte aber in dem Schlosse seine noch übrigen Jahre in literarischer Ruhe zu, bis er den 27. Jänner 1779 eines sanften Todes starb.

Göttweih und Mölk haben durch Bessel und Klein, Huber, Schramb, Kropf und beyde Petze für Österreichs Historie und Diplomatik binnen zwanzig Jahren mehr gethan, als vor und nach ihnen durch allen öffentlichen und Privatfleiß geleistet worden ist. Sie haben die Congregation von S. Maure erreicht, und Bessel steht über Mabillon.

**) Dem reichsgefürsteten Benedictinerstift St. Blasien auf dem Schwarzwalde gebührt der Ruhm, über die Genealogie und Geschichte Habsburgs zuerst das Licht der wahren Kritik verbreitet, unzählige wichtige Denkmahle dem zerstörenden Zahn der Zeit entrissen, und dadurch ein weites Feld geöffnet, und zugleich auch gebahnt zu haben. Was Vignier und Gerard über Habsburgs eigentliche Abkunft, mit Beseitigung der alten Träumereyen andeuteten, was Schöpflin und Zurlauben mit ihren Forschungen im Einklange fanden, das haben Hergott, Heer und Gerbert zur anschaulichsten Überzeugung gebracht.

Marquard Hergott und Rusten Heer (jener geb. zu Freyburg 9. Oct. 1694 Profeß. 17. Nov. 1715, † 9. Oct. 1762, — dieser zu Klingnau 19. April 1705, Profeß. 15. Nov. 1733, † 2. April 1769) begannen und vollendeten das Riesenwerk der: Monumenta augustae Domus Austriacae, und der gelehrte Fürst, Abt Martin Gerbert von Hornau (geb. zu Horb, 12. Aug. 1720, Profeß. 28. Oct. 1737. Fürst Abt 15. Oct. 1764, † 13. May 1793) gab noch die vortrefflichen fasti Rudolphini hinzu. Wem wäre seine Historia nigrae Sylvae, sein Rudolphus Anticaesar, Codex epistolaris Rudolphi I., sein iter allemannicum, italicum, gallicum, de veteri Liturgia, de translatis Habsburgicorum Principum Cadaveribus (von Königsfelden in der Schweiz) ad Conditorium S. Blasii etc unbekannt? Von ihm unterstützt schrieb P. Franz Kreutter (geb. 15. April 1736, † 2. Dec. 1806.) die Geschichte Vorderösterreichs. Gemeinsam mit dem berühmten Wormser Weyhbischof, Alexander Wündtwein, unternahm er die hochberühmte Germania Sacra. Davon erschienen durch P. Amilian Ußermann (geb. 30. Oct. 1737 † 21. Oct. 1798) nebst einem vortrefflichen Prodromus, das Bisthum Würzburg und Bamberg. Von P. Ambros Eichhorn (geb. 26. Sept. 1758, jetzo Präfect des Gymnasiums zu Klagenfurt) das Bisthum Chur, von dem großen Diplomatiker P. Trudpert Neugart das Bisthum Constanz. Unvollendet blieben die gelehrten Arbeiten von Victor Keller, Cyprian Köhler, Xaver Lenz, Ignaz Korp, Philipp Jacob Umber. Rühmlicher Erwähnung verdient auch der als ausgezeichneter Lehrer der Diplomatik an der Freyburger hohen Schule gestandene, letzte Fürst-Abt Berthold Rettler. — Von auswärtigen gelehrten Mitarbeitern hat nur einer etwas Vollständiges geliefert, nähmlich der gelehrte P. Moriz Hohenbaum van der Meer (geb. 1718, † 18. Nov. 1795) die noch ungedruckte Historie des Bisthums Sitten in Wallis. — Viele dieser gelehrten Männer übersiedelten 1807, nach dem ihnen angewiesenen Kloster St. Paul in Unterkärnthen. Dort ruhen jetzo auch die Leichen der, 1772 von der Stätte, wo König Albrecht durch Johannes Parricida fiel, nach St. Blasien übersetzten ältesten Habsburgischen Fürsten.

***) Erasmus Fröhlich, geb. zu Gräz 2. Oct. 1700, trat 1716 in den Jesuiter-Orden und † zu Wien 7. July 1758 als Lehrer am Theresianum und Vorsteher des dortigen Münz-Cabinets, und der einverleibten garellischen Bibliothek. Tief erfahren in der reinen und angewandten Mathematik, und mit Rechte hochgeschätzt als Schriftsteller über die ältere Münzkunde, besonders Syriens und Ägyptens, hat er sich durch seine Diplomataria sacra ducatus

Im Jahre 1752 trat Bartenſtein zugleich mit dem Miniſter, Grafen Uhlefeld, ganz aus dem Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte, welches Kaunitz antrat. Aber die Stelle eines Archivdirectors behielt er auch noch nach ſeiner Ernennung zum böhmiſch-öſterreichiſchen Vicekanzler und illyriſchen, dann Sanitäts-Hofdeputations-Präſidenten bis an ſeinen Tod. Unvergeßlich iſt ſein Andenken ſchon allein durch das wohl überdachte Syſtem, das er in den Angelegenheiten der illyriſchen Nation gefaßt hat, und durch den männlichen Rath, den gleichzeitigen Angriff von Preußen, Sachſen, Bayern, Frankreich, Spanien und Sardinien, durch allgemeine Nationalbewaffnung, durch Inſurrection der Ungarn, durch einhelliges Zuſammenwirken abzuſchlagen, ohne ſich in trügeriſche Unterhandlungen einzulaſſen, und damit die Zeit, die Überzeugung von dem eigenen Rechte und die Gewalt der Begeiſterung zu verlieren. *)

Zur Zuſammentragung des Zentralarchives aus den Provinzen, warf Bartenſtein ſein Auge auf den k. k. Rath Anton Theodor Thaulow von Roſenthal, (geb. zu Prag 1702). Dieſer wurde zum geheimen Hof- und Hausarchivar und zugleich ein angemeſſenes Perſonal ernannt. Auch brachte Bartenſtein den Secretair Freysleben als zweyten Archivar dahin. Er hatte in vielen wichtigen und geheimen Dingen ſich zwar nicht ſeines Kopfes, aber ſeiner ſchnellen und deutlichen Hand bedient. Ferner hatte er gewünſcht, den ſchon dazumahl durch ſeine Scriptores rerum hungaricarum mit Recht berühmten Hofagenten, Johann Georg Schwandner (geb. zu Stadlkirchen bey Stadt Steyer 21. Sept. 1716, † als erſter Hofbibliothek-Cuſtos den 28. Sept. 1791) zum dritten Archivar zu erhalten, aber die Kaiſerinn verſchob dieſen Antrag auf beſſere Zeit, und er unterblieb.

Roſenthal vollbrachte 1749 — 1750 ſeine Sendung in Prag, 1751 — 1753 in Innsbruck und Grätz, 1762 — 1764 in Preßburg, Ofen und andern Ortſchaften Ungarns. — Von der vorhergegangenen Zerſtreuung dieſer Schätze mag die Thatſache einen Begriff geben, daß das böhmiſche Archiv aus der königlichen Landtafel, aus dem Kronarchiv (das erſt auf dem Wiſchehrad, dann im Königshofe zu Prag, ſeit Carl IV. aber auf dem Schloſſe Carlsſtein unter der Aufſicht zweyer Burggrafen vom Herrn- und Ritterſtande war) aus der alten beſonders für die Epoche Carls IV., Wenzel, Siegmunds wichtigen Reichs-, dann aus der ſtatthalteriſchen und Kammergiſtratur, aus dem Altſtädter, Wittingauer, aus dem gräflich Kynskiſchen und Kollwrathiſchen Archiven, und eben ſo das öſterreichiſche aus dem Schatzgewölbe in der Burg, aus dem böhmiſch-öſterreichiſchen Kanzeley-Archive, aus jenem von Innsbruck und Grätz, aus der Schatzkammer und der Hofbibliothek **) mühſam zuſammengetragen werden mußten.

Styriae, durch ſeine treffliche: Archontologia Carinthiae, durch das größten Theils von ihm bearbeitete, unter dem Nahmen ſeines viel verſprechenden Zöglings, des Grafen Rudolph Coronini erſchienene: Tentamen promovendae Seriei Comitum et rerum Goritiae ein unvergeßliches Andenken geſtiftet. Nicht minder intereſſant ſind auch ſeine Genealogie des Hauſes Cilly, ſeine Abhandlungen, ob Rudolph von Habsburg jemahls des böhmiſchen Ottokar Lehensmann geweſen ſey? Dann über die Anecdote wegen der Belehnung, die jener dieſem in einem Gezelt ertheilt haben ſoll, deſſen plötzlich niederfallende Vorhänge, Ottokars Schmach gleichwohl offenbarten, ferners Contra vulgatam de Rudolfi excommunicatione sententiam — quo tempore Leopoldus Marchionatum Austriae adiverit etc. Mit Pray entwarf er den Plan ſeiner wichtigen Annalium regni Hungariae.

†) Anton Steyerer, geb. 31. Auguſt 1673 zu Brunnecken in Tyrol. 1690 Jeſuite, Lehrer und Beichtvater der Erzherzoginnen Töchter, Kaiſer Joſeph I. Mit der älteren derſelben, Joſepha Amalia, vermählten Königinn in Pohlen und Churfürſtinn zu Sachſen, ging er mit nach Dresden, wo er am 26. April 1741 Todes verblich. Man hat von ihm, außer einigen theologiſchen Schriften: Elogia principissarum domus Austriae, historia domus austriacae, die vortrefflichen Commentarien zur Geſchichte Albrechts II. des Weiſen (Leipzig 1725) durch deren Reichthum an bisher ungedruckten Urkunden, und unbenützten Beweisſtellen gleichzeitiger Schriftſteller, die öſterreichiſche Hiſtorie von 1300 bis 1370 an Aufklärung unendlich gewonnen hat. Dieſe Commentarien waren nur ein Auszug ſeiner ungeheuren Collectanea historica austriaca von Rudolph bis auf Friedrich IV. in 13 Folianten. Unter den einzelnen Abhandlungen rühmt Galles jene über Leopold VII. den glorreichen, vorletzten Babenberger, als ſeinen vorzüglichſten Leitfaden.

††) Chryſoſtomus Hanthaler, Ciſterzienſer in Lilienfeld, und Bibliothekar dieſes Stiftes, hat unſtreitig die größten Verdienſte um die Hiſtorie und Genealogie der Babenberger. Ihm danken wir insbeſondere vier der älteſten Geſchichtſchreiber dieſer Periode, Aiold von Pechlarn, Capellan Markgrafen Albrechts des Siegreichen; die Excerpten des Kloſterneuburgers Leopold aus dem Zeitbuche des dortigen Chorherrn Rikard, welcher zur Zeit des heiligen Markgrafen lebte; Ortilo (mit der erſten Ciſterzienſer Colonie von Morimond auf Leopolds des Heiligen Geheiß und mit ſeinem Sohne, dem nachmahligen Biſchof Otto von Freyſingen, des großen Barbaroſſa verſtändigem Geſchichtſchreiber, nach Heiligenkreutz und von da nach Lilienfeld verpflanzt); endlich den Dominikaner Pernold, (Beichtvater Margaretha's, Schweſter des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, und Gemahlinn, nicht des römiſchen Königs Heinrichs VII., dann des in der Schlacht wider Rudolph umgekommenen Ottokar). Auch in der Münzkunde und Heraldik haben Hanthalers Werke (1735 — 1747) nicht weniger als in der Hiſtorie und Genealogie geleiſtet.

†††) Sigmund Galles (geb. zu Aſchbach in N. Ö. 12. Sept. 1696 ſtarb zu Wien bey St. Anna 3. Jänner 1761), Münzkenner, Geſchichtſchreiber der deutſchen Kirche und der ausländiſchen Biſchöfe, Trauerredner Carls VI., gehört vorzüglich unter unſeren Geſichtspunct durch ſeine 1750 erſchienenen Annales Austriae, von der Urzeit, bis nach Erloſchung der Babenberger, nach langer, innerer Zwietracht und nach Ottokars gewaltſamen Tod Öſterreich an Habsburg gelangte.

*) Da dachte Er, wie der ſcharfſinnige Verfaſſer des Princeps, und ſprach auch einſt, als Alles verzweifeln wollte, ſeine Worte nach: Fortunam montano flumini omnia prosternenti comparare soleo. Omnia ejus conspectum fugiunt, omnia ejus furori cedunt — nihilominus nihil impedimento minus homines pacatioribus temporibus possint obicibus aggeribusque prospicere. — Ita fortuna vim suam praecipue exerit, ubi nulla adest ad resistendum instructa vis — eo suos impetus convertit, ubi — nulla impedimenta — novit esse exstructa.

**) Noch jetzt beſitzt die Hofbibliothek mehrere Originalurkunden, zumahl von aufgehobenen Klöſtern, die ihrer Natur nach unläugbar ins Archiv gehören, wie dieſes ſchon der gelehrte Spieß in ſeinen Reiſebemerkungen bey Gelegenheit, des ihm in eben dem Inſtitute vorgewieſenen Exemplare des neueſten Reichsabſchiedes von 1654 gerügt hat.

Hierauf übergab Bartenstein der Kaiserinn Theresia einen Archivsplan, der sich zwar nicht über die Stufe emporgeschwungen hatte, welche diese Wissenschaft in jener Zeit allgemein behauptete, aber doch so vielnahmig war, daß Theresia eigenhändig darauf schrieb: „Wer nicht selbst ein lebendiges Archiv ist, wie der respectable Bartensteinische Kopf dafür zu halten, wird schwerlich einen dergleichen Vorschlag machen, vielweniger etwas dabey ausstellen können."

Unter andern Denkwürdigkeiten fand Rosenthal in Innsbruck, ein aus den Zeiten Herzog Rudolphs des Weisen herstammendes Original-Exemplar der goldenen Bulle, das sechzehn Blätter mehr als das Frankfurter-Original und einige Stellen enthält, die weder in diesem noch im Maynzer-Pfälzer-Prager-Trierer-Nürnberger-Exemplare vorkommen, aber es war ein noch viel interessanterer Fund, daß er den Innsbrucker Archivspractikanten, Joseph von Sperges-Palenz mitbrachte, der von den Knabenjahren an, nur der classischen Literatur, Historie und Diplomatik gelebt, mit dem Kanzler Freyherrn von Hormayr und Tartarotti, Vanetti, Graser, Sterzinger und der berühmten Laura Saibante, einer der vorzüglichsten Gründer der Akademie degli agiati zu Roveredo gewesen ist. 1764 kam er zur Staatskanzelley hinüber, und starb, als Stephansordensritter, Hofrath und geheimer Referendar der italienischen Geschäfte (26. Oct. 1791) nachdem er in der Lombardey einen ganz eigenen Geist des Wetteifers angezündet, und die Brüder Fontana, Scopoli, Spallanzani, Frank, Radaelli, Ferrari, Giulino, Dionisius, Volteggio, Dahlham, Griselini,*) den Fürstabt Gerbert, den Secretär Lambacher,**) in ihren schönen Bestrebungen unermüdet unterstützt hatte.

Ein Official, Anton Weinkopf, nachhin Secretär der gleichfalls von Kaunitz gestifteten Akademie der bildenden Künste, wurde eigends zur Zeichnung der vorhandenen seltenen Siegel und Schriftgattungen aufgenommen, worin er es auch zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht, und bis in sein fast achtzigjähriges Alter, († 26 Febr. 1808 nach vier und fünfzigjährigen Archivdiensten) darin fortgefahren hat.

Als die Kaiserinn dem Archive in der Burg, der Burgwache gegenüber, auf der sogenannten Bathianysliege, ein zwar beschränktes, aber doch sehr schickliches Lokal eingeräumt hatte, (das im October 1807 wegen allzuengen Raumes mit zwey Zimmern der ehmahligen Reichskanzelley vermehrt werden mußte) fuhren Rosenthal und Sperges unermüdet fort, die Urkunden zu ordnen, genau collationirte Abschriften davon zu nehmen, die einzelnen Stücke chronologisch zu reihen, in Repertorien nach Materien zu bringen, wogegen aber die Nahmen- und Ortsverzeichnisse der gewünschten Vollständigkeit bey weitem nicht zugeführt wurden. Das ganze Archiv spaltete sich in die österreichische, ungarische und böhmische Abtheilung.

Rosenthal selbst arbeitete unermüdet. Die österreichischen Freyheitsbriefe, zumahl jener Carls V. von 1530, der von Rudolph IV. zuerst angenommene Erzherzogstitel, das böhmische Staatsrecht, gelehrter Briefwechsel mit Herrgott, Schöpflinn, Grandidier und Zurlauben beschäftigte ihn beständig. Vollendet hat er indessen nur gar Weniges. Nicht genug zu bedauern ist, daß so manche seiner Privatarbeiten und Sammlungen aus seinem Nachlasse nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Hofrath Rosenthal starb am 10. Juny 1779.

Während seiner langen Amtsführung war in Österreich für die diplomatischen Wissenschaften ungemein viel geschehen. — Rosenthal, der sich als Vorsteher des Archivs, zum Freund und Mitarbeiter jedes patriotischen Gelehrten berufen glaubte, hat wirklich durch diese schöne Bereitwilligkeit den Wissenschaften noch mehr genützt, als durch eigene Arbeiten. Schrötter († als Hofrath in der Staatskanzelley 3. Juny 1780) vollendete großen Theils durch ihn seine ausgezeichneten Arbeiten, aus dem österreichischen Staatsrechte, über welches Christian August Becks Specimina jur. publ. aust. boh. et hung. nur sehr lükenhafte Grundzüge enthielten. Das Beyspiel Schrötters und seiner gelehrten Freunde Revitzky, Binder, Kollar, entriß wie vordem das Beyspiel Cuspinians, Streins, Busbeks, Vollmars und so vieler anderer Landsleute und Auswärtiger von Roger Baco an, bis auf de Thou, Coluccio, Machiavelli, Leibnitz, Herzberg, und Fox, den Unwissenden und Mittelmäßigen, den letzten, unaussprechlich theuren Nothanker, „Gelehrsamkeit und Savoir, faire (Ton und Tact im practischen Leben, in den großen Geschäften) schlößen einander aus!!" — Die von ihm bewirkte Herausgabe der wichtigsten Staatsurkunden zerstörte auch den lichtscheuen Wahn, als läge darin alles Heil, daß solche Schätze in modernden Archiven sorgfältig der Verwesung aufgespart würden. — Reichshofrath Senkenberg*) (dessen Sohn allbekanntlich 1779 im bayerischen Erbfolgekriege vom Berlinerhofe zu der Widerlegung der österreichischen Ansprüche durch eine Copie, von welcher nie ein Original existirt hat, benützt werden wollte) erhellte durch seine schätzbaren Arbeiten, viele dunkle Stellen der österreichischen Historie, — es trat Schwandner mit seiner Calligraphie, und später mit seiner

*) Bekannt durch seine Übersetzung der Denkwürdigkeiten des Fra Paolo Sarpi, (1791) und durch seine Geschichte des Temeswarer Bannats.

**) Von dem magistratischen Secretär, Philipp Jacob Lambacher, zugleich Aufseher der städtischen Bibliothek zu Wien, haben Wir nebst einer Beschreibung derselben (1750) und zwey interessanten Abhandlungen über das Alter des Schwabenspiegels, und über Alberts I. Zug gegen Holland (1757 — 1758) — eine treffliche Schilderung der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts in dem österreichischen Interregnum (1773) und in dem Beweise des Rechtstitels, kraft dessen Rudolph Österreich seinen Söhnen Albrecht und Rudolph zuwandte (1754).

*) Senkenberg und Moser, die fruchtbarsten Staatsrechtslehrer aller Jahrhunderte. Bey jenem hat die Breite der Tiefe noch weniger Abbruch gethan. Unter den zahlreichen Schriften des Reichshofraths, Heinrich Christian von Senkenberg, findet sich die reichlichste Ausbeute für die Geschichte und das Staatsrecht Österreichs in den: Selectis juris et historiarum 1732 — 42, in den Meditationibus etc. fide Monumentorum Anecdotorum 1739, in den Dissertationen varii generis 1743 — de judiciis palatini in caesarem 1745, in dem damahls so wichtigen Beweise filiam ultimi gentis suae, privative succedere 1736 — in der Sammlung ungedruckter und rarer Schriften 1745 — 50, und im Gebrauche des uralten deutschen, bürgerlichen und Staatsrechtes 1759. Es erschien zu seiner Zeit von Seite Österreichs keine Staatsschrift, an welcher er nicht wenigstens berathenden Antheil genommen hätte.

charta linea antiquissima*) Kaub,**) Michaeler,***) Alter,†) Katona††) Kaprinai, Cornides; der hungarische Moser, Kovachich und lange vor letzterm, schon der Altvater Mathias Bel, mit ihren kritischen und diplomatischen Arbeiten hervor. — Die Irrungen der Krone Böhmen mit dem Herrn von Zedtwitz zu Asch, (Reichshofrath v. Braun war hier der Federführer) dann wegen der oberpfälzischen Lehen und Pfandschaften, (zum letzten Mahle 1802 — 1804 historisch-diplomatisch behandelt durch den Präsidenten Baron Hakelberg, den Vizepräsidenten Baron Bieschin und den Freyherrn von Hormayr) jene Österreichs mit den Burgauischen Innsaßen (Baron Löhr; Borie, Sartori) mit dem Gotteshausbund wegen der Churer Vogtey, mit Brixen und Trient, (die Archivare von Roschmann und Gaßler) mit Baden wegen der Erbschaft des Hauses Geroldseck und Mahlberg (der Subdelegirte zur Kammergerichts-Visitation nachhin Justizhofrath v. Hormayr) bewirkten viele der Historie höchst wichtige Aufklärungen. — Ungarns Ansprüche auf die Zipserstädte und einen guten Theil von Roth-Kleinreussen und Podolien (1763 — 1773) beschäftigten das Archiv (Schrötter, Rosenthal; Pray) nicht weniger, als die bayerische Erbfolge nach dem Tode Maximilians III. Schrötter hatte in demselben die Titel aufgefunden, aus denen ganz Niederbayern dazumahls angesprochen, und das Innviertel bis zum Wienerfrieden wirklich behauptet worden ist. Die zur Nothwehr Salzburgs wider Bayern von Kleinmayern*) (1783) geschriebene Juvavia trug ungemein zur Erhellung der Historie Tyrols, Inner- Ober- und Niederösterreichs bey. Eben so auch die 20 Jahre spätere Herausgabe, so vieler gewählten Urkunden der oberennsischen Stifter durch den bewunderungswerthen Fleiß des Florianer Chorherrn Franz Kurz (geb. zu Kefermarkt im Mühlviertel 2. July 1771.)

Unter Rosenthals Mitwirkung schrieb der unvergeßliche Hofrath und erste Bibliothek-Custos Franz Adam Kollar (geb. zu Tarchowa 15. April 1723., gest. 10. July 1783) seine Analecta vindobonensia, seine diplomatische Geschichte Juris patronatus und jene potestatis legislatoriae circa sacra, regum apost. Hung. und seine Amoenitates historiae jurisque publ. Hungarici.

Zur Zeit der allgemeinen Säkularisation und des deutschen Indemnisations-Werkes 1803 — 1805 veranlaßte das Epavi — oder landesherrliche Heimfallsrecht, mehrere gelehrte Untersuchungen (Freyherr v. Hormayr, Hofrath Steinherr, Landvogt Graf Benzel, Kanzleydirector Haas.)

Die kritische Seite der Diplomatik haben zu Rosenthals Zeiten in Österreich zunächst nur dreyerley Streitigkeiten berührt; jene des böhmischen Historiographen Pubitschka**) wider Gelas Dobner,***) über die Ächtheit des Schenk-

*) Man kannte nähmlich bisher Urkunden auf Linnenpapier erst aus dem vierzehnten Jahrhundert. In Frankreich ist die früheste von 1302, wahrscheinlicher 1316, in England von 1340, in Italien von 1360, in Spanien von 1367, in Deutschland von 1318 zu Kaufbeuern — unstreitig die älteste also im k. k. Hausarchiv von Grafen Albrecht von Görz 1287, von Herzog Leopold dem Glorreichen 1315, — von Heinrich, Herzog von Kärnthen, Tyrol, Prätendenten von Böhmen 1327. — In jener Schrift aber edirte Schwandner eine in der Hofbibliothek vorfindige Urkunde Friedrichs II. von 1248 auf Linnenpapier.

**) Constantin Franz von Kauz, k. k. Rath und Beysitzer der Bücher-Censurs-Hofcommission, geb. zu Wien 21. May 1735, † eben allda 28 Jänner 1797, uns vorzüglich bemerkungswerth durch seine Dissertationen über den Nahmen Österreich und das österreichische Wappen, dann durch seine Geschichte österreichischer Gelehrten.

***) Carl Joseph Michaeler, Jesuite, geb. zu Innsbruck 6. Dec. 1735, † zu Wien 22. Jänner 1804. Außer mehrern Elegien in ovidischen und catullischen Geschmack und vielen, von pedantischer Gelehrsamkeit strotzenden Untersuchungen über das Paradies, über das Geburts- und Sterbejahr Christi, über den Cölibat, über die erste Gestalt und Bevölkerung Tyrols, über den Ursprung der griechischen Theogonie, über die ältesten Völkerstämme, zeichnen sich insbesondere die tabulae paralellae antiquissimorum linguae teutonicae dialectorum aus.

†) Franz Carl Alter, Custos der Wiener Universitäts-Bibliothek und Professor der griechischen Sprache und Diplomatik, geb. zu Engelsberg in Schlesien 27. Jänner 1749, gestorben am 19. März 1804. Im gelehrten Pedantismus Michaelers siegender Nebenbuhler, Verfasser von beynahe 200 gelehrten Schriften und Notizen, so wenig hatte er sich das Multum non multa zu Herzen genommen. Für uns ist vorzüglich bemerkenswerth seine Diplomatik für Slaven, vorzüglich für Böhmen.

††) Der zu Papa geborne Exjesuite, ehemahlige Lehrer zu Tyrnau und nunmehrige Domherr zu Großwardein, der unermüdetste und breiteste Sammler und Geschichtsforscher des ungarischen Königreichs.

*) Franz Thaddäus von Kleinmayern, geb. 25. September 1733 zu Zell im Ziller-Thale, wo sein Vater salzburgischer Pfleger war, erhielt seine Bildung zu Salzburg, Wien und Wetzlar, ward salzburgischer Hofbibliothekar und Hofraths-Director, geheimer Rath, mehrere Mahle Mitglied der provisorischen Landes-Administration und Statthalterschaft, Abgeordneter auf den Münzprobations-Tagen nach Augsburg, dann nach München und Wien in Salzburg. Jurisdictions- und Territorial-Angelegenheiten, und starb endlich als Präsident der obersten Justizstelle daselbst den 5. März 1805. Seine Abhandlung vom Staate des Erzstiftes Salzburg, insbesondere zur Prüfung des anmaßlichen Juris regii der Herzoge von Bayern (1765, 1770, 1780), seine Nachrichten von Juvavia (1780), seine, gemeinsam mit dem Hofkanzler Franz Anton Freyherrn von Kürsinger, bearbeiteten Ansprüche Salzburgs an die Verlassenschaft Churfürst Maximilians III. von Bayern, erwarben ihm eine Stelle unter den ersten, kritischen Historikern und Publicisten Deutschlands. Vieles, z. B. die Geschichte der salzburgischen Landschaft, des Domkapitels ꝛc. hinterließ er im Manuscript. Ihm verdankt die gelehrte Welt außer den eigenen hochverdienstlichen Arbeiten, auch noch einen Theil der so gemeinnützigen Bildung seines trefflichen Schwiegersohns, des ehmigen salzburgischen Schulen-Directors und Professors, nun k. k. Raths und Directors des Waisenhauses zu Wien, Michael Wierthaler, geb. 25. Sept. 1758 zu Maurkirchen im Innviertel.

**) Franz Pubitschka, Jesuite, geboren zu Commotau 19. August 1722, † zu Prag am 5. Juny 1807, bekannt durch seine Abhandlung von den ältesten Wohnsitzen der Wenden und Anten, durch seine series rerum slavo-bohemicarum, durch seine chronologische Geschichte Böhmens (1768 — 1773).

***) Gelas Dobner, geb. zu Prag 30. May 1719, Piarist 1736, Rector der Prager Schulen 1762, Consultor provincae 1775, † zu Prag 24. May 1790. Ihm dankt man die monumenta bohemica VI. B. die kritische Herausgabe Hayek's, des böhmischen Herodot und mehrere gelehrte Abhandlungen über den Ursprung der Czechen, über das cyrillische Alphabet, über den böhmischen Wappenschild, über die mährische Markgrafschaft, über den heil. Johann von Nepomuk ꝛc. ꝛc.

briefes Herzogs Boleslav II. für das Stift Brzewniow bey Prag von 993., und jene über die Ächtheit der Fundation des ungarischen Klosters Martinsberg bey Raab durch König Stephan 1001., endlich jene über die Schenkurkunden Conrads des Saliers, für die Kirche zu Trient mit den Grafschaften von Trient und Botzen. (1765 von Bonelli unaufgefordert vertheidigt, 1801 von Hormayr neuerdings angestritten.) *)

Nach Rosenthals Tode wurde Michael Ignaz Schmidt**) aus Würzburg, der Livius der Deutschen als Director des geheimen Hausarchives berufen.

Für das Archiv selbst hat er nicht vieles, und auch dieses nur sehr langsam geleistet. Seine Blüthe war damahls schon vorüber, er gab sich vielmehr, und nicht mit Unrecht, ganz dem Hauptwerke seines Lebens, „seiner Geschichte der Deutschen," hin. Bey seinem Tode hinterließ er darüber nichts Zusammenhängendes, was seine Ansichten der neuern Zeiten ausgesprochen hätte. Alles was man bey ihm fand, beschränkte sich auf einige neunzig, theils ganz, theils halb beschriebene Blätter, die aber bloße Auszüge, aus weniger bekannten Staatsschriften und ähnliche Aufzeichnungen enthielten. († 1. Nov. 1794) Thätiger war dazumahl bey noch ungeschwächter Lebenskraft der Archivar, Cassian Anton von Roschmann († 18. April 1806) dessen angefangene Geschichte Tyrols, dessen Prüfung der (Westenriederschen) Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk — mit vielen kritischen Kenntnissen, wenn auch nicht mit dem ächten, historischen Scharfblick ausgerüstet sind. Unter ihm hat der Archivsoffizial Joseph Hellwig durch „seine Zeitrechnung zur Erörterung der Daten für Urkunden in Deutschland" einen höchst schätzbaren Beytrag zu den Werken Pilgrams und Haltaus, zu der „Kart de verifier les Dates" geliefert. Der wienerische Piarist Gregor Gruber***) in seinem Lehrsystem der Diplomatik, der treffliche Martin Schwartner, *) die großen Diplomensammler Ungarns Székely und Heuenessi, der Bibliothek-Custos Heyrenbach, Herausgeber des Weyßkhunigs, der ältesten Geschichte Österreichs, jener der Prinzessinn Kunigunde († 1779) Pray**) durch seine vielumfassenden Bemühungen, Adrian Rauch in seinen Scriptoribus und vor allem, durch die Edition des wichtigen Codex Coronius, der Fürstabt Martin Herbert, P. Trudpert Neugart (der jetzt nach der Sekularisation von St. Blasien, Österreich noch näher angehört) haben sich in dieser Zeit um die vaterländische Diplomatik einen bleibenden Nahmen erworben. Alter schrieb, wie bereits bemerkt, über einen Theil der slavischen Diplomatik. Viele schätzbare Quellen öffnete v. Engels unermüdeter Fleiß. Auf dem Wege, Baluze und Bayle, zugleich werden zu können, entriß Uns erst kürzlich den Tod Carl Eder (geb. zu Cronstadt 20. Jänner 1760 † zu Hermannstadt 11. Feb. 1810.) Die in ihrer Art einzige Siegelsammlung des Domherrn Smitmer***) darf hier nicht unerwähnt bleiben.

*) Während des kurzen Besitzes von Lindau 1804—1806 ist auch die berüchtigte Urkunde Kaiser Ludwigs hierher gekommen, über die zwischen Heider, Conring, Wagnereck, Tentzel und Rasler so lebhafte Federkriege geführt worden sind. (1643—1672.)

**) Michael Ignaz Schmidt, geboren zu Arenstein im Würzburgischen, 30. Jänner 1736, Universitäts-Bibliothekar zu Würzburg 1771, alsdann 1774 geistlicher Rath und Professor der Reichsgeschichte, 1780 k. k. wirklicher Hofrath, Beysitzer der Censurs- und Studien-Hofcommission und Director des geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives. † 1. Nov. 1794, schrieb den methodus catechizandi, den Entwurf der Würzburger Schuleinrichtung, die Geschichte des Selbstgefühls, großen Theils auch den fränkischen Zuschauer und die Würzburger gelehrte Zeitung, dann seine berühmte „Geschichte der Deutschen." Sie hat, wie Alles, was hervorragt, sehr ungleiche Urtheile erfahren, bleibt aber um so mehr, wenn auch keine vollkommene, keine wahrhaft klassische, dennoch bisher entschieden die vorzüglichste. Nicht unwerth der Beherzigung scheint, was über dieses Geschichtswerk im österr. Plutarch im Leben Schmidts gesagt wurde.

***) Georg Gruber, geb. zu Horn 7. August 1739, † 20. April 1799, Piarist 1765, Lehrer der Universalhistorie an der savoyischen Ritterakademie 1775, am Theresianum 1781, endlich an der Wiener hohen Schule 1785. sein System der Diplomatik gab er (1777—1795) selbstständig und in Abrissen, Vorlesungen heraus. Das Erzhaus stellte er 1774 eigens in universalhistorischer Beziehung dar. Sein Nahmensbruder, Leopold Gruber, gleichfalls Piarist (geb. zu Wien 6. Sept. 1733, † 13. Jänner 1807), machte sich verdient durch die Herausgabe des specimen bibliotheca austriaca, des Reichs-Agenten Vogel. Adrian Rauch, gleichfalls einem Piaristen, geb. zu Wien, 2. April 1731. † daselbst 16. Jun. 1802 verdanken wir außer jenen Scriptoribus rerum austriacarum auch die schätzbare Fortsetzung der vom Hofrathe Schrötter begonnenen Geschichte Österreichs, vom Tode des letzten Babenbergers Friedrichs des Streitbaren, bis zur Herrschaft Habsburgs.

*) Martin von Schwartner, geb. zu Käsmark in Zips, 2. März 1769, gebildet erst im Vaterlande, dann zu Göttingen, 1783 Conrector des evangelischen Gymnasiums in seiner Vaterstadt, 1785 Lehrer der höhern Classen zu Odenburg, seit 1788 Professor der Diplomatik und Custos der Universitäts-Bibliothek zu Pesth, schrieb schon 1790 die vortreffliche Introductio in rem dipl. praecipue Hung., sehr vermehrt 1802. Dissertatio de gente Croviaca success. aug. domus non adversa 1790. Versuch einer Statistik von Ungarn 1798, vermehrt 1809.

**) Georg Pray, Jesuite, geb. zu Neuhäusel am 12. Sept. 1723, starb als Domherr von Großwardein und infulirter Abt von Tormova und Historiograph Ungarns, zu Pesth, 23. Sept. 1801. Commiliton von Denis und Eckel, Schüler Fröhlichs. Seine Schriften über die ungarische Historie sind eben so zahlreich und voluminös, als inhaltsschwer. Als Hauptwerke kennt man, außer seinen vielen Manuscripten, mit deren lehrreichen Inhalt uns schon Schönwiesner vorläufig bekannt gemacht hat, die annales veteres Hunnorum. — Annales et historia regum Hungariae. — Die ungarische Hierarchie. — Die kritischen Abhandlungen über die Königinnen Elisabeth und Margareth, über Salamon, Ladislav und Herzog Emerich, — über das Priorat zu Aurana; über die Siegel der Könige und Königinnen und über die Krönungsart der letztern, über die rechte Hand des heiligen Königs Stephan ꝛc. ꝛc.

***) Der Domherr in Wien und Maltheser, von Smitmer († 1796) brachte diese, von dem gelehrten padovanischen Patrizier Sertorio Orsato begonnene, eines Souverains würdige Collection auf 400 Original-Siegel und 9000 Abdrücke. In fünfzehn Abtheilungen durchläuft sie ihren Kreis, von den Griechen und Römern, von außereuropäischen Reichen und von den Kaisern und Königen aller Dynastien, bis herab auf die Siegel der Städte, des mindern Adels, oder denkwürdiger bürgerlicher Geschlechter, in musterhafter Ordnung, begleitet von eruditen Anmerkungen; manche Piece von einer eignen, kleinen Dissertation. Gegenwärtig befindet sich diese äußerst interessante Sammlung in den Händen des geheimen Cabinets-Officialen Löschner, der sie noch immer einer höhern Vollendungsstufe zuzuführen bemüht ist.

Der beyspiellose französische Krieg mußte mit den vorhergehenden, wenigstens in seinem nachtheiligen Zurückwirken auf die Künste des Friedens Ähnlichkeit haben. Die dem Strome der Zeit etwas fernern Archivarbeiten entbehrten während dessen nothwendig jenen Betrieb, der sie ehedem gefördert hatte, die erledigten Stellen wurden in dem Drang der Umstände nicht wieder besetzt, die alten ausgezeichneten Diener waren außer Stande, ihre Arbeiten mit der vorigen Thatkraft fortsetzen zu können. — Der Friede machte auch darin eine wohlthätige Änderung. Bald nach dem Eintritte des Grafen Ludwig Cobenzl ins Ministerium, im November 1801 erfüllte die, seit Schmidts Ableben, durch sieben Jahre nicht ersetzte Stelle eines Archivdirectors, der Hofrath der geheimen Hof- und Staatskanzelley, Carl Freyherr von Daiser, als Geschäftsmann eben so rühmlich bekannt, als durch Geschmack und Kenntnisse in mehreren wissenschaftlichen Zweigen, und durch verschiedene, historische und publizistische Schriften, die er zwar immer anonym, theils allein, theils mit seinem Freunde und Landsmanne, Mumelter, geschrieben hat. Leider hinderte ihn seine damahls schon ganz zerrüttete Gesundheit, die ihm zur Aufnahme des Archives vorgelegten Plane auszuführen. Er starb am 1. July 1802.

Seit seinem Tode war die Besorgung der Archivsgeschäfte, dem Erben des literarischen Nachlasses, des Freyherrn von Sperges, Joseph Freyherrn von Hormayr, Hofsecretär im Ministerium, der auswärtigen Geschäfte übertragen, und derselbe durch ein allerhöchstes Handbillet, vom 2. April 1801 zum wirklichen Director des geheimen Archives ernannt.*)

Die vier Jahre des Friedens wurden unaufgehalten benützt, nicht nur in der Fertigung der Abschriften und Repertorien von Zeit zu Zeit fortzufahren, sondern auch die reichen Materialien zu ordnen, welche 1803 — 1805 aus den Archiven von Innsbruck, Trient, Brixen, Venedig, Padua, Verona, Vicenza nach Wien überbracht worden sind.

Zwar wurden dieselben größtentheils in gewissenhafter Befolgung des XVI. Preßburger Friedensartikels den respectiven Gouvernements wieder ausgeliefert, aber dennoch so mancher, der Geschichte höchstschätzbare, Aufschluß gewonnen, und der dem 1801 von Innsbruck nach Wien berufenen geheimen Archivar, Franz Gaßler dabey eine Thätigkeit bezeugt, die seiner frühern Jahre vollkommen würdig war, in welchen er das Lebens Guillimanns, die Schilderungen aus Urschriften unserer Voreltern, und so manche andere, nie in den Druck gekommene, schätzbare Abhandlung geschrieben hat.

In der Folge eben dieses Friedensschlusses traten zum geheimen Staats-Archive, annoch jene von Salzburg und

*) Joseph Freyherr von Hormayr, geb. zu Innsbruck am 20. Jänner 1781, trat in Dienste 1797, kam im Spätjahre 1801 nach Wien und bald darauf ins Departement der auswärtigen Geschäfte, 1803 Hofsecretär, im December 1808 Ritter des Leopolds-Ordens, 1809 Intendant des 8ten Armee-Corps in Tyrol und Vorarlberg, und im September d. J. k. k. wirklicher Hofrath. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften ist im Aprillhefte 1808 der österreichischen Annalen. Es folgt hier ergänzt, jedoch mit Weglassung einiger, ganz unbedeutenden lyrischer und dramatischen Kleinigkeiten: 1) Eine lateinische Übersetzung der, für die untern Schulen bestimmten, von dem Archivar Roschmann zusammengetragenen Geschichte Tyrols 1788. (Davon kamen nur die ersten 4 Bogen in den Druck.) 2) Ausflüge in das obere Innthal 1792. (Manuscript.) 3) Tyrolisch-historischer Kalender für 1793. (Gleichfalls Handschrift.) 4) Geschichte Tyrols von 772 bis 1100 (Manuscript) 1794. 5) Geographisch-statistisch-topographisches Lexicon der gefürsteten Grafschaft Tyrol. 1795. (Manuscript, vollendet bis zum Buchstaben M, und bestimmt, die Reihe der bey Stettin in Ulm erschienenen Lexiken dieser Art zu vervollständigen.) 6) Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Stambs aus Urkunden. 1795. (Gleichfalls Manuscript.) 7) Versuch einer pragmatischen Geschichte der Grafen von Andechs, nachherigen Herzoge von Meran. Innsbruck bey Trattner 1796. 8) Kritisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter. Wien bey Gaßler, 1802. 9) Deren II. Abtheilung des I. Bandes, 171 ungedruckte Urkunden zu Tage fördernd. Wien bey Gaßler, 1803. (Dieses Werk war bestimmt der philosophischen Geschichte Tyrols, als kritische Vorarbeit voranzugehen.) 10) Tyroler-Almanach für 1802. Wien bey Gaßler, mit Kupfern und Porträts. (Durchaus historischen und statistischen Inhalts.) 11) Tyroler-Almanach für 1803. Wien bey Gaßler. 12) Tyroler-Almanach für 1804. Wien bey Gaßler. 13) Tyroler-Almanach für 1805. Wien bey Degen. 14) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. 1805. bey Cotta in Tübingen. (Geht bis zur vollendeten römischen Eroberung.) 15) Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland. Mit Kupfern und Karten. Frankfurt und Leipzig 1807. 16) Österreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten, und der berühmtesten Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates, XVII Theile. Wien bey Anton Doll. — Ins Französische übersetzt und J. M. der Kaiserinn Louise zugeeignet, von dem gelehrten Dr. Johann de Carro, dem Verbreiter der Vaccine in Österreich, und auf einem großen Theile des Continents — (1810, bey Strauß in Wien.) 17) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. (I. Bandes II. Abth. Urkundenbuch. 1808. bey Cotta in Tübingen. 18) Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland. II. Band. Frankfurt und Leipzig 1808. 19) Über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundschaft im österreichischen Kaiserstaate und Kaiserhause. Wien bey Anton Doll 1808. 20) Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. 1810. (Wien bey Strauß, ein wöchentlich drey Mahl erscheinendes Journal.)

Eine andere raisonnirte, aber nur summarische Übersicht seiner Schriften ist in dem Bericht über die deutsche Literatur, welchen der berühmte Charles Villers 1809 an das National-Institut zu erstatten hatte: „Depuis 1806, Mr. le Baron de Hormayr fait paraitre à Tubingue, chez Cotta, les Volumes successifs d'une „Histoire du Tyrol." Ce savant Ecrivain (qui publie aussi volume par volume un „Plutarque autrichien) parait s'être proposé pour modèle le célebre Historien de la Suisse. Au reste, l'Histoire de ce peuple montagnard, ami de la liberté et des lois, religieux, dévoué à ses princes, est très-intéressante pendant tout le moyen-âge, et liée à celle des tous les autres états de l'Europe. Elle n'avait pas encore été traitée d'une manière satisfaisante. Cette tâche difficile était reservée aux talens et à l'assiduité de Mr. de Hormayr. Mais comme une Quantité de fables et de fausses traditions défiguraient cette histoire, et qu'il importait d'abord de les écarter, Mr. de Hormayr a rejeté ce travail preliminaire, qui était indispensable, mais minutieux et épineux, dans des „Mélanges critiques et diplomatiques," qui ont paru avant l'histoire du Tyrol, et qui sont comme cette histoire remplis d'intérêt, tant par les pièces originales qui y paraissent pour la première fois, que par la Critique exacte et judicieuse, avec laquelle l'auteur discute plusieurs points obscurs et difficiles.

Berchtesgaden hinzu. Ersteres, ein Eigenthum der ältesten Metropole des südlichen Deutschlands, deren Gründung zugleich die Epoche der völligen Christianisirung dieser Gegend ist, zeichnete sich durch Alter und Vollständigkeit der Originale, wie durch Fleiß und Schönheit der Abschriften aus. Die Abtey St. Peter, Metzger, Düker, Zauner und ganz besonders Kleinmayern haben sich bleibende Verdienste um die Historie und Diplomatik des mit Österreich seit Jahrhunderten so vielfältig verbundenen Erzstiftes erworben.

Die frühe Anlage dieses Zentralarchives, die unzähligen Zuflüsse aus der Ferne, die kostbaren Beyträge aus den Hauptländern des Kaiserstaates, deren jedes eine Geschichte für sich hat, so wie sie an Sprache, Sitten und Gesetzen unendlich verschieden sind, die thätige Fürsorge mehr als eines Fürsten und jener vieler Gelehrten, derer hier dankbar erwähnt wurde; (denn: hoc praecipuum Munus annalium, ne virtutes sileantur) hauptsächlich aber das, daß seit dessen Stiftung keine Revolution das gesegnete Österreich verheert hat, wie ringsum, — das hat diesem Archiv einen Reichthum; eine Mannigfaltigkeit und Einheit gegeben, die es einzelner vielfältig wieder ersetzter Verluste und Lücken ungeachtet, ganz gewiß unter die alter ersten und wichtigsten Institute dieser Art in Europa emporheben.

Dennoch lag selbst in diesen, mehrern Theils günstigen Umständen die entschiedene Möglichkeit höherer Ausbildung, auch war es sehr natürlich nicht ausführbar gewesen in dem letzten, drangvollen Jahrzehend eben so unaufgehalten fortzuschreiten, wie vordem. Somit wurde Vervollkommnung wirkliches Bedürfniß.

Unter dem Ministerium des dirigirenden Staatsministers Grafen von Stadion, erhielt das bisher, von literarischen Subsidien ganz entblößte Archiv eine Bibliothek, die rücksichtlich der Zeitkürze, und daß gar kein eigentlicher Fond dazu verwilliget war, gewiß, zumahl für das historische Quellenstudium, jede gerechte Forderung befriediget. Es erhielt ferner eine ganz neue Organisation, durch Umarbeitung der Repertorien und Register. Die Register wurden von dem an, nach einem abgesonderten, dreyfachen Plan, Geographisch, Onomastisch und Technisch geführet, die Beschreibung jeder einzelnen Urkunde, die bisher, mager genug, sich auf das bloße Datum, und eine, oft mangelhafte, Inhaltsanzeige beschränkte, geschah nun nach der genauesten Bemerkung des Lokals, in dem sich jedes Stück insbesondere befindet, viel vollständiger und mit Rücksicht auf Graphik, Semiotik und Formelkunde, also, daß keine Seltenheit für die Schrift- und Zeichenkenntniß, für den Urkundenstyl und die Solemnisations-Gebräuche dem aufmerksamen Beobachter entgehen kann. Eine eigene Rubrik zeichnet die historischen Denkwürdigkeiten oder practische Beweiskraft für dieses oder jenes zweifelhafte Factum, für dieses oder jenes staatsrechtliche Interesse auf. — Die ganze große Masse soll sich theilen, in die ungarische, böhmische, österreichische, lothringische und gallizische Abtheilung, (welche letztere jedoch ihre Vervollständigung erst von der Aushändigung der Metrikaleeten gewärtiget, die vor anderthalb Jahrzehenden nach Petersburg überbracht, und zuvor mit dem Wilnaer Bücherschatz auf eine Weise behandelt wurden, welche an Cimbria und Mummius zu Troja und Corinth, und an das Schicksal der alexandrinischen Bibliothek lebhaft erinnert) in Miscellen und österreichischer Kaiserstaat. In diese letzte Rubrik gehören auch jene Papiere, welche die jeweiligen Regenten der Primogenitur und Chefs des Hauses, als Souverains über den Complex aller ihrer Reiche gefertiget haben.

Die furchtbaren Stürme des Krieges vermochten gleichwohl nicht, dieser herrlichen Sammlung, wesentlichen Abbruch zu thun. — Es gehört unter die Zeichen der Zeit, daß während der Krieg hier und dort gar zu sehr philantropisirt wurde, dennoch wissenschaftliche und Kunstschätze, — die wichtigsten Vehikel der Ausbildung und des Nationalgeistes und historische Denkmahle, durch so viele theure Erinnerungen geheiligt, — mit zur Beute gezählt wurden.

Schmerzlich ist jede Wunde des Krieges, aber es bringt doch

„Der neue Lenz auch neue Saaten mit
„Und leicht erstehn die leichten Hütten wieder,"—

aber jene Verluste sind darum die schmerzlichsten, weil solche Schätze dann aus dem schönen Kreise der Bildungsmittel in den der Trophäen hinübertreten, und statt zum Nutzen, nur mehr zur Ostentation dienen. Das geheime Staats- sowohl als das ehemahlige Reichs-Archiv mit allen Zugehörden wurden 1805 und 1809 nach Temeswar geflüchtet. Der in letzterem Jahre erlittene (durch die Zeitungen irrig dargestellte) Verlust konnte sich daher nur auf einige, vom Münchner Oberhofbibliothekar Baron Christoph Aretin mitgenommene unbedeutende Codices und Duplicate, und auf den zurückgelaßnen Theil der Reichskanzeley-Registratur actorum publicorum beziehen; wichtiger für die Rechte so vieler Privaten und Communitäten, als für die Staatenhistorie.

Glücklich auch hierin die Wiederkehr einer Zeit, wo Kenntnisse und Künste jeder Art, und ein durch erhebende Erinnerungen, und durch Selbstgefühl großzusäugender Nationalgeist sich aufrecht erhalten mögen, unbesorgt im ersten Keime schon zertreten zu werden, durch der Bellona ehernes Gespann. In ihnen liegt der Völker Glück und Kraft, in ihnen die wahre Segensformel zur Beschwörung künftiger Gewitter!

Die eiserne Maske.

Während der kurzen Zeit, daß ich in Paris war, hatte ich Gelegenheit, einiges Licht über einen Gegenstand zu bekommen, der sehr lange die Neugier der Anecdoten-Liebhaber beschäftigt hat; ich meine die bekannte eiserne Maske. Ich will hier erzählen, was ich darüber in Erfahrung gebracht habe; es hat mir eine Vermuthung an die Hand gegeben, die hier besonders in Rücksicht auf ein Wort des Königs an den Herzog von Choiseul eine Stelle finden kann, weil sie alle bisherigen anderen hierüber gemachten aufhebt. —

Gegen das Jahr 1685 schickte der Herzog von Mantua, als er sich Frankreichs Unternehmungen widersetzen wollte, seinen Minister nach allen Höfen Italiens, sie zu bewegen, in eine Verbindung gegen ihren gemeinschaftlichen Feind zu treten. Diesem Manne, der ein geschickter Negotiateur war, gelang es auch, die meisten Mächte dieses Landes den Wünschen seines Herrn hierüber geneigt zu machen; Es blieb nur noch der Herzog von Savoyen übrig. Der Minister kam auch nach Turin, daran zu arbeiten, diesen großen Herrn von Frankreichs Interesse abzuziehen. Das Versailler-Cabinet, von den geheimen

Verwendungen des Unterhändlers unterrichtet, gab darüber seine Instruction an den Marquis von Arcy, damahligen französischen Gesandten in Turin. Dieser fing damit an, den Minister des Herzogs von Mantua durch Liebkosungen und Freundschaftsbezeugungen an sich zu ziehen. Hierauf brachte er ihn dazu, verschiedene Lustparthien mit ihm zu machen, und besonders ihn endlich auf einer Jagd zu begleiten, die sie nach der Seite von Pignerol, einer damahls Frankreich zugehörigen Stadt, hinführte. Sobald sie sich auf französischen Grund und Boden befanden, bemächtigten sich dazu angestellte Leute des mantuanischen Ministers, und brachten ihn nach Pignero, und von da nach den St. Marguerite-Inseln, wo er unter Gewahrsam des Herrn St. Marcs und des Majors Rosarges bis 1690 festgehalten ward, wo sie endlich den Befehl bekamen, ihn weiter nach der Bastille zu führen. Das Schicksal dieses Ministers blieb zwey ganzer Jahre unbekannt; 1692 erschien aber endlich in der kurzgefaßten Geschichte von Europa ein aus Turin geschriebener Brief, in dem die Art, auf welche er verschwunden sey, bekannt gemacht ward. Allein, da der französische Gesandte seine Vorsichten so gut genommen hatte, daß es fast unmöglich war, Beweise dieser Thatsache aufzustellen, so hielt der französische Hof es für das Klügste, sie glattweg abzuläugnen, da eine solche Verletzung des Völkerrechts alle regierende Häupter gegen das Versailler-Cabinet aufgebracht hätte, deren Rechte und Würde durch selbes sie insgesammt gekränkt gesehen hätten.

Am 19. November 1703 starb die eiserne Maske in der Bastille, und wurde folgenden Tags auf dem St. Paulskirchhofe begraben; dieß hat man nachher aus Dujonca's, Oberaufsehers der Bastille, Journal erfahren. Auch hat sich in dem Kirchenbuche der St. Pauls Gemeine gefunden, daß den 20. November 1703 ein gewisser Marchiali, ungefähr 45 Jahr alt, in Gegenwart des Majors Rosarges und eines Wundarztes der Bastille, daselbst beerdigt worden sey. Rosarges war derselbe, welcher die eiserne Maske, seitdem sie von den St. Marguerite-Inseln dahin gebracht worden war, bewacht hatte. Daß der Nahme Marchiali ein italienischer ist, kommt dieser Vermuthung zu statten; und die Vergleichung von Dujonca's Journal mit obgesagtem Kirchenbuche läßt keinen Zweifel mehr darüber übrig, daß nicht dieser Marchiali der nähmliche auf solche Weise entführte, und so, daß er niemahls erkannt werden konnte, bewachte Minister des Herzogs von Mantua gewesen sey. Der französische Hof hatte zu viel Interesse dabey, eine solche Thatsache in dem tiefsten Stillschweigen begraben zu sehen, daß er nicht alle die in der Geschichte der eisernen Maske beschriebene Vorsicht hätte beobachten sollen; und um mit einem einzigen Worte alle bisher erfundenen Systeme dieses historischen Problems aufzulösen, zu zernichten, will ich noch anführen, daß der Herzog von Choiseul mir erzählt: Ludwig XV. habe ihm einmahl gesagt, er wisse genau, wie es um die wahre Beschaffenheit mit der eisernen Maske zusammenhinge. Der Herzog hatte sich sehr neugierig gezeigt, in das Geheimniß einzudringen, und war so weit, als er nur konnte, gegangen; das heißt, so weit, sich zu unterfangen, Se. Majestät zu bitten: Sie möchten es ihm entdecken. Allein der König hatte ihm nie etwas weiter darüber sagen wollen, als daß, unter allen darüber angestellten Vermuthungen keine einzige die richtige sey. Einige Zeit aber, nachdem die Frau von Pompadour über eben die Sache einmahl in den König gedrungen, hatte er ihr zur Antwort gegeben, es sey der Minister eines italienischen Fürsten, und diese hatte es dem Herzoge von Choiseul wieder erzählt.

Einige Umstände, welche mir der Abbé Barthelemy erzählte, unterstützen gleichfalls diese Erklärung der zu einem solchen Gegenstande, solcher Neugier gewordenen Begebenheit. Der Abbé hatte einst sehr genau den Gouverneur der St. Marguerite-Inseln, den Marquis von Castellane, gekannt. Diesen bath er ein Mahl, ihm doch mitzutheilen, was dort, dem Gerüchte nach, über die eiserne Maske gesagt worden wäre, und was sich davon in dem Munde der Leute erhalten haben möchte. Der Marquis hatte ihm bey seiner Rückkehr ein Memoire darüber zu lesen gegeben, das ich gesehen habe. Es war von einem gewissen Claude Souchon, einem damahls sechs und siebenzigjährigen Greise, und jüngeren Mitgliede der Compagnie Franche de Castillane abgefaßt, der um das Geheimniß des Herrn von St. Marc in Betreff dieses Gegenstandes gewußt hatte. Claude Souchon sagt in dieser Denkschrift, er habe oftmahls von seinem Vater und von Herrn Favre, dem Almosenier des Herrn von St. Marc erzählen hören: der mit so vieler Sorgfalt bewachte Gefangene wäre ein Gesandter des Reichs am Turiner Hofe gewesen. Er berichtet die Entführung dieses Ministers mit fast eben den Umständen, als der oben angeführte Brief. Dieser Unterrichter verwechselte freylich einen Gesandten des Herzogs von Mantua, eines Reichsfürsten, mit einem Gesandten des Reiches selbst. Er setzte noch hinzu: Dieser Minister sey dem Herrn von St. Marc in der Gegend von Fenestrelles überliefert worden; Herr von St. Marc habe ihn unter Todesdrohungen genöthigt, an seinen Secretär zu schreiben: er solle ihm seine Papiere bringen. Auf dieses Schreiben sey auch wirklich der Secretär mit den Papieren gekommen, die sogleich an den Marquis von Louvois geschickt worden wären. Souchon sagt noch ferner: Die eiserne Maske sey neun Jahre nachher auf den St. Marguerite-Inseln gestorben.

Demzufolge also würden, wenn dieser Umstand wahr wäre, verschiedene Behauptungen Voltairens unrichtig seyn; als das Geschichtchen von dem Teller und dem Fischer, und daß die eiserne Maske durch den Herrn von St. Marc nach der Bastille gebracht worden sey. Hat aber Voltaire sich bey so wesentlichen Umständen, die er aus guter Hand her zu haben behauptet, geirrt; so kann man auch wohl noch einen großen Theil von demjenigen in Zweifel ziehen, was er außerdem noch hinzugesetzt hat, dieser berühmten Anecdote einen Anstrich von Wunderbarkeit zu geben.

Man wäge die Umstände aller dieser, aus so verschiedenen Zeiten und Orten herstammenden Zeugnisse wohl gegen einander ab; den Brief aus Turin; Souchons Denkschrift; Ludwigs XV. Geständniß; alle sehr authentisch und so wohl mit einander übereinstimmend; so wird, denke ich, die Vermuthung: Die eiserne Maske sey keine andere, als der Minister des Herzogs von Mantua gewesen, unstreitig zur augenscheinlichsten Gewißheit erhöht.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 20. und Mittwoch den 22. August 1810.

Die Erniedrigung der unterjochten Welt machte den Soldaten übermüthig. Frechheit und Raub schien ein Ruhm, und Alles erlaubt, ausser Versäumniß der Waffenübungen. Um die Tyranney über alle Nationen zu behaupten, schmeichelten die Kaiser dem Heer, darüber vergaßen die Soldaten, daß ihre Väter, Brüder und Kinder in der Zahl der Unterdrückten waren. Die Kaiser, um den Senat, die Ritterschaft, um freye Männer nicht mehr zu fürchten, hielten sich mit ängstlicher Unruhe an die Soldaten. Billig wurde einer nach dem andern vom Throne gestoßen, diese Rache gebührte der Welt.

Johann von Müller.

(100 und 101.)

Gustav III. in Italien.

Der König von Schweden bestätigte durch sein Betragen den bekannten Satz, daß es keinen Helden gibt, der dieß für seinen Kammerdiener wäre. In Gustav III. mußte der Mann der großen Momente unterschieden werden, von dem Manne aller Stunden. Joseph II. hat wohl zu wegwerfend von ihm geurtheilt wenn er gesagt hat, er sey un roi Comedien. Aber wahr ist es, daß Gustavs Tugenden viel von der Virtuosität eines Acteurs an sich trugen, der eine erhabene Bühne und ein zahlreiches Publicum fordert, um in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen. — Ein Ehrgeiz, der oft in Eitelkeit ausartete, war das Motif aller seiner Handlungen: fand dieser Gelegenheit, sich in großen Unternehmungen auszuzeichnen, so nahm sein Bekämpfen der Hindernisse den Schein eines festen Willens an, und die Größe des Zwecks verschleyerte die Unangemessenheit der äußern Mittel, die ihm zu Gebothe standen. Aber wenn eben dieser Ehrgeiz in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens nach Bewunderung strebte, so fiel die unsichere Ansicht auf, die Gustav von seinem inneren Werthe und von den Mitteln hatte, die ihm seine Lage darboth. Er erschien dann oft abenteuerlich, wo er außerordentlich seyn wollte, und verfiel in Ungleichheiten von Größe und Kleinheit, von Prunk und Knauserey.

Der König von Schweden war brillant in der Unterhaltung, und muß in allen andern Verhältnissen des geselligen Lebens liebenswürdig gewesen seyn, wo seine Eitelkeit unbedingte Huldigung gefunden hat. Aber in Italien, wo er zu Ersparung der Kosten als Privatmann reisen, und dessen ungeachtet als König behandelt seyn wollte, ward er oft drückend, anmaßend, launenhaft. Am wenigsten zu seinem Vortheile erschien er im genauern, engern Umgange mit seinen Freunden und Gefolge. Die wenige Achtung, die ihm diese bewiesen, der geringe Einfluß, den er auf ihre Ansichten und ihr Betragen hatte, zeugte unwidersprechlich dafür, daß er sich von denjenigen, die ihn täglich umgaben, weder Furcht noch Liebe zu verschaffen wußte. Die Beweise aufopfernder Anhänglichkeit, die er dessen ungeachtet von seiner Nation und einigen Personen, die damahls mit ihm in Italien waren, erfahren hat, gehören den Thaten, dem Ruhme des Beherrschers Schwedens, nicht der Person Gustavs; dem Manne in der Geschichte, und im Salon, nicht dem Manne im Privatleben an. Niemand, den ich gekannt habe, sonderte so sehr, wie Gustav, seine Thaten und seine Reden von sich selbst ab. Das unzusammenhängende in seinem Charakter, zeichnete sich sogar in den festen Formen seines Gesichts und seines Körpers ab: Zwey Profile und ein schiefer Wuchs, ohne eigentliche Entstellung des Ganzen.

Einzelne Züge schildern den Menschen besser, als ein Urtheil im Allgemeinen. Ich überlasse es dem Geschichtsschreiber, den König von Schweden darzustellen. Ich überliefere dem Publicum den Grafen v. Haga in Italien, so wie ich ihn gesehen, so wie ich an Ort und Stelle Erkundigungen über ihn habe einziehen können.

So lange der Graf v. Haga allein in Italien reisete, und bis dahin, daß der Kaiser Joseph, unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein, ihm nachgefolgt und vorgeeilt war, betrug sich ersterer mit der Einfachheit, die seine angenommene Rolle ihm auflegte. In Florenz war er wirklich liebenswürdig. Aber sein Nebenbuhler zog die Aufmerksamkeit von ihm ab, durch die höhere Bedeutung seiner Person, seiner Reise, und seiner Formen, die den Italiener mehr ansprachen. Der Graf von Falkenstein verbreitete bey aller ersinnlichen Mühe, die er sich gab, nur Privatmann zu seyn, einen Nimbus von etwas Höherem um sich herum, und kettete die Menschen an sich zugleich durch Liebe und durch Achtung. Der Graf v. Haga blieb nur Privatmann, wenn er nicht daran erinnerte, daß er mehr sey. Nun aber wollte er unaufhörlich daran erinnern, und so wie er die Bühnen betrat, auf denen Joseph vor ihm erschienen war, fühlte er sich überall außer dem Gleichgewichte.

In Rom, wo er nur wenige Tage blieb, ſprach er ſchon von dem Wunder der Welt, daß zwey große Souveräns in dieſer Stadt zuſammenträfen. In Neapel ließ ihn die Königinn bitten, die Zahl der Perſonen unter ſeinem Gefolge zu beſtimmen, die jedes Mahl mit ihm zur Tafel bey Hofe eingeladen werden ſollten. Er gab die Antwort, daß alle diejenigen, welche täglich mit dem Könige von Schweden ſpeiſeten, ein Recht auf eine gleiche Auszeichnung an der Tafel ihrer Sicilianiſchen Majeſtäten hätten. Er gab es zu, daß ihn die Erſten des Neapolitaniſchen Hofes an dem Fuße der Treppe, jeder zwey Armleuchter tragend, empfingen, und ihn auf gleiche Art bis an die Thür ſeines Wagens zurück begleiteten. Die Hofleute, die ihn vorher Mr. le Comte genannt hatten, ſuchten ihm zu erkennen zu geben, daß ihm dieſe Etikette nur als König gebührte, und nannten ihn bey der Rückbegleitung Votre Majesté und Sire. Die auswärtigen Miniſter, die Großen vom Hofe und einige reiche, in Neapel etablirte Fremde bewirtheten ihn in ihren Häuſern. Er nahm die Einladung mit der Bemerkung an, daß er hoffe, ſie würden keine andere Gäſte einladen, als diejenigen, die er an ſeinem Hofe in Stockholm aufnehmen würde. Die Chargés d'Affaires durften auf ſein Verlangen nicht zugezogen werden. Ein Diner, das ihm der Venetianiſche Reſident anboth, ſchlug er aus. Zu den Geſellſchaften der Geſandten vom zweyten Range kam er früher oder ſpäter nach dem Verhältniſſe der Schwere, die ihre Souveräns auf der Wage des politiſchen Gleichgewichts behaupteten. Der Miniſter von Malta mußte zwey Stunden auf ihn warten.

Der König ließ ſeine Kronjuwelen aus Stockholm nachkommen, um damit geſchmückt bey Hofe zu erſcheinen. Ein ſehr großer Brillant, auf einem Epaulet angebracht, zeichnete ſich darunter aus. Malora, ſagte der König von Neapel zu ſeinem Kammerdiener beym Schlafengehn, das iſt ein Stein! Wie viel Pfund Eiſen mag mein Bruder König wohl dafür gegeben haben?

Zuweilen erſchien der König in der ſchwediſchen Nationaltracht, zuweilen in franzöſiſcher. Sein Gefolge hätte über die Verbindlichkeit, ſich durch die erſte auszuzeichnen, närriſch werden mögen. Einige weigerten ſich ſchlechterdings ſie zu tragen. Die Königinn von *** ließ ihre Kinder darein kleiden, ob als Compliment oder als Satyre, blieb Vielen zweifelhaft.

Der König von Schweden zeigte eine große Vorliebe für die Franzoſen unter den Fremden, die mit ihm in Neapel waren. Der daſige Hof war gerade damahls mit dem Hofe zu Verſailles unzufrieden. Der Oberhofmeiſter hatte den Grafen Haga zuerſt bewirthet, und keinen Franzoſen zugezogen. Die auswärtigen Miniſter folgten ſeinem Beyſpiele. Milord Tilney war der erſte, der den Comte Chinon, Neveu des Marſchalls Richelieu, bath, als der König bey ihm zu Nacht aß. Es iſt ſonderbar, ſagte dieſer, daß der Friede zwiſchen den Bourboniſchen Höfen bey einem Engländer geſchloſſen wird.

Dieß Souper war äußerſt prächtig. Dem König wurde auf Gold ſervirt, der übrigen Geſellſchaft auf Silber. Der König fragte Lord Tilney, ob er dieſe Koſtbarkeiten vom Hofe geliehen hätte? Statt der Antwort auf dieſe indiſcrete Frage, kehrte Milord Tilney den goldnen Teller um, der vor Sr. Majeſtät ſtand, und zeigte ihm ſein Familienwappen. Nun wahrlich! ſagte der Graf Haga, ich glaube mich ſchier auf meinem Schloſſe zu Stockholm!

Schon in Neapel ſprach man viel von dem leichten Leben des Königs. Dieſer Ruf verfolgte ihn nach Rom. So viel iſt außer Zweifel, daß der Pallaſt, den er in Rom bewohnte, während ſeiner Anweſenheit daſelbſt einen wahren Tempel der Venus Pandemos vorſtellte.

.....

Um ſo auffallender war es, daß der König in der heiligen Woche 1784, eben dieſen Pallaſt plötzlich in eine lutheriſche Kirche verwandelte und darin das Abendmahl beging. Er ſagte, es geſchehe, um den Nachtheil wieder gut zu machen, den die Königinn Chriſtine durch ihren Übertritt zur katholiſchen Religion der Religion ſeines Reichs zugefügt hätte. Er hatte zu jener feyerlichen Handlung den Biſchof von Stockholm herüber kommen laſſen. Nachdem dieſer den Papſt hatte offiziren ſehen, rief er ſehr naiv aus, es iſt doch eine ſchöne Sache, erſter Biſchof in Rom zu ſeyn.

Das Gefolge des Königs weigerte ſich, an der Communion Theil zu nehmen. Ein Beweis des geringen Einfluſſes, den er auf ſeine nächſten Umgebungen hatte.

.....

In größeren Geſellſchaften ſpielte der König Karten. Er ſagte, eine jede Geſellſchaft von mehr als zwölf Perſonen, worin nicht geſpielt werde, ſey ſchlechte Geſellſchaft.

.....

Man kennt die Anecdote des Improviſators, der vor dem Könige geſungen hatte, ein paar Dukaten von ihm erhielt, dieſe unter die Dienerſchaft in der Antichambre vertheilte, und folgendes Epigramm machte: Quest' è il celebre Conte di Rege che tutto vede, poc' intende, e niente paga.

Das poco intende iſt unwahr. Der König beſaß ſehr ausgezeichnete Kenntniſſe, beſonders in der Geſchichte und Literatur. Er führte eine äußerſt brillante Converſation. Galiani war von ihm bezaubert, und blieb es auch, nachdem er ihn geſprochen hatte. Er erzählte mir eine Antwort, die der König dem Papſte gab, als dieſer in den Buſen des ketzeriſchen Fürſten ſeine Klagen ſchüttete, über die vermeintlichen Eingriffe Sr. Apoſtoliſchen Majeſtät in die Rechte der Kirche. Stellen Sie ſich vor, ſagte ihm der Papſt, jetzt verlangt der Kaiſer auch die Nomination zu dem Erzbisthum Mailand! Geben Sie nach, antwortete der König. Hätte ihr Vorfahr auf dem heiligen Stuhle, ſich gleich nachgiebig gegen meinen Vorfahren Guſtav Waſa bewieſen, als es die Beſetzung des Bisthums Upſala galt, ich käme noch in ihre Meſſe.

Der Geſchmack des Königs in der ſchönen Literatur war nicht ſo ausſchließend franzöſiſch, als man es nach der ganzen Bildung, die er erhalten hatte, hätte vermuthen ſollen.

In der Sculptur leitete ihn Sörgel, und er ſchien für die Größe der Bedeutung und die Schönheit der Formen in den Antiken Sinn zu haben. In der Mahlerey aber ging es ihm wie es allen Weltleuten gehen muß; das hiſtoriſche und poetiſche Intereſſe, das glänzende des Colorits, und das pikante des Helldunkeln, zogen allein ſeine Blicke auf ſich. Die Wahrheit eines Lionardo da Vinci, Raphaels, Tizians hatten keinen Anſpruch auf ſeine Bewunderung.

Dagegen ſind das tutto vede, e niente paga in jenem Epigramm, treffend. Die Neugierde des Königs erſtreckte ſich auf alles, und der Vorwurf der Knauſerey kann nicht von ihm

abgelehnt werden. Ich weiß von zuverlässiger Hand, daß er auf einer Poststation in Deutschland einen brillantenen Ring in einem Wirthshause, in dem er abgestiegen war, hatte liegen lassen. Die Wirthinn, die ihn fand, lief nach dem Wagen, worin der König schon wieder gestiegen war, und überreichte ihm den Fund: Der König kehrte sich zu den Umstehenden und sagte: die gute Frau kennt nicht den Werth dieses Steins. Er zog darauf den Beutel hervor, nahm nach und nach Goldstücke von Werthe heraus, befingerte sie, steckte sie wieder ein, und hörte damit auf, der Wirthinn ein kleines Stück Silbergeld in die Hand zu drücken. In Venedig hohlte ein Taucher aus der Tiefe des Meeres einen Ring, den der König hinein geworfen hatte. Er erhielt dafür einige Groschen.

Einen andern Vorwurf verdient der König wegen seiner Unvorsichtigkeit im Reden, die oft in lächerliche Prahlereyen ausarteten. In Turin bath ihn der König von Sardinien, seinen Aufenthalt an seinem Hofe zu verlängern. Ich kann nicht, mein Cousin, antwortete der Graf Haga. Unter uns, ich muß in meine Staaten zurück kehren, ich will im künftigen Sommer Norwegen erobern.

In Paris mißfiel er bey dem zweyten Aufenthalte. Einer seiner Lieblinge ward daselbst im Duell erstochen, nachdem er seinen Gegner vorher schwer verwundet hatte. Dieser war ein Mann von Bedeutung am Versailler Hofe. — Der König wollte den Großmüthigen spielen, er besuchte am folgenden Tage den Mörder seines Freundes, der aus seinen Armen in den Tod geeilt war.

Der Engländer erste Landung in Irland.

Verliert eine gebildete Nation, durch die Schuld entarteten Charakters oder verderbener Verfassung, ihr köstlichstes Kleinod, Unabhängigkeit, so bietet ihr Fall ein größeres Schauspiel dar, und in weitern Kreisen ist die Erschütterung fühlbar, als wenn ein kaum entwildetes Volk in dem Kampfe erliegt, wo künstlichere Bildung mit roher Naturkraft ringt. Aber mag jene in ihren Fall manches Edle und Große hinabreißen, mögen mehr geistige Kräfte sich reiben, furchtbar wird der Kampf auch für dieses seyn, so wie ein starker jugendlicher Körper unter heftigern Krämpfen stirbt, als der erschöpfte, welcher langsam sich auflöst. Ein solches Volk von kräftiger Natur waren die Iren, als der Sturm über sie einbrach, der ihre Unabhängigkeit zerstörte, ehe sie gebildet genug waren, den Werth dieses Schatzes zu fühlen, und durch dieß Gefühl begeistert ihn muthig zu bewachen. Die Geschichte ihrer Unterwerfung — und selbst der Versuche späterer Jahrhunderte, die Schuld der Väter zu tilgen — ist eine kräftige Erläuterung der gediegenen Worte des Tacitus: wenn Einzelne kämpfen, werden Alle besiegt.

Die einheimische Sage erzählt freylich von einer Zeit, wo dieses Volk gebildet, glücklich und groß war, und klagt über manche Umstände, die sein ungünstiges Geschick, noch vor jenem entscheidenden Ereignisse vereint hatte, um es von der rühmlich erstiegenen Stufe herabzustürzen. Mögen es Fabeln, oft widersinnige Fabeln seyn, oder fantastische Ausschmückungen einfacher Thatsachen: ein Volk, das in dem größten Zeitabschnitte seines historischen Lebens, aller politischen Selbstständigkeit entbehrend unter dem Drucke der Fesseln lag, die jedes Aufstreben der Nationalkraft hemmten, eines der unglücklichsten Völker Europas, mag gern zurücksehen in Zeiten, welche die Sage zu dem goldnen Alter seines Ruhmes macht. Gönne man dem verwundeten Nationalgefühle den Trost, welchen der Blick in die fantastische Welt der Urgeschichte gewährt. Ein Volk, unzufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, hängt sich gern, sagt Gibbon, an jedes Traumbild vergangener oder künftiger Herrlichkeit.

Es gibt Völker, die nach dem Verluste ehemahliger Bildung gedankenlos auf den Trümmern alter Hoheit wohnen, doch eben diese Trümmer, diese unzerstörbaren Denkmahle besserer Zeitalter, erzählen der Nachwelt lauter als jede Überlieferung die Geschichte gefallener Größe. Aber auf dem Boden der brittischen Insel, welche die Natur so reich begabte, sah man auch in frühern Zeiten keine Spur, daß der Bildung Licht ihn erwärmt und befruchtet habe. Wer kann glauben, es sey ein großes Volk gewesen, ein glückliches Volk, das nur in gelegentlich errichteten Hütten wohnte, ohne Städte, unkundig der einfachsten Künste, die nicht nur zur Bequemlichkeit, sondern selbst zum Daseyn bürgerlicher Gesellschaft nöthig sind! Nur in großen, enge verbundenen Gemeinden kann die Rauhheit der nackten Natur abgeschliffen werden. Die Normänner, wie man im Mittelalter die Anwohner des baltischen Meeres nannte, die rüstigen Seefahrer, die auf mehrere europäische Staaten so bedeutenden Einfluß gewannen, hatten früh in Ireland Ansiedlungen gegründet, und konnten, selbst roh, dort Bildner der Eingebornen werden. Sie errichteten die ersten Gebäude von Steinen, sie bauten die ersten Städte an den Küsten, in ihren Händen war der Handel der Insel, während die Iren in der ersten Kindheit gesellschaftlicher Verbindung lebten, sie führten zuerst gemünztes Geld ein, welches so langsam allgemeines Bedürfniß ward, daß noch am Ende des 14. Jahrhunderts Tauschhandel unter den Iren war. Ireland hat noch jetzt zu beklagen, daß es nicht unter die Herrschaft der humanisirenden Römer gefallen, die bey andern Völkern dem entwildeten Boden die Keime physischer und geistiger Kultur anvertrauten, welche unter dem Einflusse günstiger Zeiten gediehen.

Mit der allgemeinen Verbreitung des Christenthums im fünften Jahrhunderte, der ersten gewissen Thatsache der irischen Geschichte, beginnt die erste Dämmerung der Civilisation. Nur eine Dämmerung war's, denn in den folgenden sieben Jahrhunderten war Ireland zwar berühmt durch die Gelehrtheit seiner Mönche, aber der abgeschiedene schulgelehrte Mönch wirkte nicht bildend auf das rohe Geschlecht der Eingebornen, die um ihn in ihren Rasenhütten wohnten. Mag Sylvester Giraldus, der im zwölften Jahrhunderte als Augenzeuge über irländische Angelegenheiten schrieb, sich Übertreibungen erlaubt haben, weil sein König die Rohheit der Iren als einen Vorwand seines Angriffs gebraucht, mehr noch als diese Schilderungen bezeugen Thatsachen, die durch einheimische Nachrichten bestätigt werden, die Barbarey, in welcher das Volk bey der Ankunft der feindlichen Fremdlinge lag. Nicht völliger Nomadenzustand, doch meist Hirtenleben und wenig Feldbau. Gewerbe überließ der Nationale den nordischen Ansiedlern. Nur nach Gebräuchen und Gewohnheiten, welche das Gedächtniß unwissender Richter (Brehonen heißen sie) aufbewahrte, wurden Streitigkeiten geschlichtet, und für jede Rechtsverletzung mußte eine

Sühne, ein Wehrgeld, bezahlt werden, einem Sohne z. B. für den erschlagenen Vater ein und zwanzig Kühe.

Die Masse des Volkes war in Stämme getheilt, und in harter Abhängigkeit von rohen Häuptlingen. Diese Stämme, obgleich verbündet, wurden durch innere Fehden getrennt. Die Verfassung des gesellschaftlichen Zustandes roh wie Menschen und Sitten, und geeignet Zwietracht zu wecken und zu verewigen. Über den Fürsten der verschiedenen Landschaften, in welche die Stämme getheilt waren, stand ein Oberkönig, dem die untergeordneten Häuptlinge auf bestimmte Zeit zur Heeresfolge und zu einem Tribute von Vieh, Hausrath und Kleidern verpflichtet waren; er aber mußte ihre Zuneigung durch Geschenke ähnlicher Art gewinnen, wofür er Bewirthung auf seinen Reisen verlangte. In frühern Zeiten war der Oberkönig aus einer einzigen Familie wählbar, später aus zwey wirklich abwechselnd herrschenden Geschlechtern; daher unaufhörlicher Streit um die Obergewalt, die bald in dem einen Stamme, bald in dem andern die stärkste Faust erkämpfte. Die verderblichen Folgen dieser rohen Verfassungsform zu mildern, ward der nächste Würdige zum Roidamna (Coadjutor) bestellt; er mußte dem Oberkönige die Regierungsgeschäfte erleichtern, und folgte ihm in der Herrschaft. Oft aber stand der Roidamna gegen den König auf, und oft fielen beyde als Opfer einer mächtigern Partey. Den Fürsten der einzelnen Landschaften wurde auf gleiche Weise ein Nachfolger erwählt Tanist genannt, und dieses Wahlsystem war so sehr Verfassungsgrundsatz, daß selbst neben jedem Bischofe sein Amtsfolger (Comorban) stand. Unbeschränkt herrschte der Fürst in seinem Gebiete, und wandte oft, Anmaßungen abzuwehren oder aus Eroberungslust, seine Waffen gegen den Oberkönig. Wie er diesem, so waren ihm die Stamm-Häupter seiner Provinz zu Tribut, zu gemessenen Kriegsdiensten und zur Bewirthung verpflichtet.

Solche Länder, durch Vielherrschaft getheilt, wurden immer eine leichte Beute dem fremden Eroberer. Durch kein festes politisches Band, durch kein gemeinsames Interesse verbunden, sieht jeder kleine gesellschaftliche Verein eigennützig nur auf sich selbst, und heftiger gegen den Nachbar erbittert, als gegen den Feind des Vaterlands, widerstehen sie einzeln, um einzeln zu fallen, oder wenn der Feind nicht einen nach dem andern zu bezwingen vermag, stellt er den Schwächern dem stärkern Nachbar entgegen, und braucht ihn zum Werkzeuge, die Übrigen zu besiegen. Die harte Knechtschaft, in welche die kräftigen Nordländer, mehrere Jahrhunderte vor der englischen Abenteurer Ankunft, die Iren warfen, schien dem Lande ein ernster Wink seines Schicksals zu seyn. Aber schon damahls konnte gemeinsame Gefahr das getrennte Volk nicht einigen; es gab unruhige Factionen, die durch Strenge empört waren, andere, welche die Fahne des Aufruhrs ergriffen, weil sie nicht gezüchtigt werden konnten, und jede hielt es gelegentlich mit dem gemeinsamen Feinde, um Rache zu üben, oder ehrgeizige Entwürfe durchzusetzen. Unter innern Kämpfen, unter äußern Gefahren, war keine Verbesserung der Verfassung möglich; die alte Form konnte sich nur nothdürftig erhalten. Selbst der kräftige Vaterlandssinn einiger Wenigen diente bloß dazu, die Unordnung zu verlängern, und das Ereigniß zu verzögern, welches — wie ein eifriger Lobredner des irischen Alterthums sich ausdrückt — in einigen Fällen das Wünschenswürdigste ist, Auflösung.

Ireland war in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts reif zur Entscheidung seines Verhängnisses. Nach langen innern Fehden zwischen den mächtigen Familien O'Conor und O'Nial ward der Fürst von Connaugt, Roderich O'Conor, Oberkönig. Er war der Mann für gewöhnliche Verhältnisse, sogar nicht ohne Kriegsruhm unter seinen Landsleuten, aber ohne Energie, ohne die kühne Entschlossenheit, ohne die schnellen Hülfsmittel eines umfassenden Geistes, welche entscheidende Zeiten fordern. Sein Zeitgenosse, Heinrich II. in England, einer der vorzüglichsten Fürsten des Mittelalters, war unter allen Nachbarn, welche ihr Auge auf die Insel richten konnten, ausgezeichnet durch Kraft und Einsicht, und auch der Einzige, der Eroberungsentwürfe auszuführen vermochte. Schon vierzehn Jahre vor der Engländer Landung, faßte Heinrich den Gedanken, sich Ireland zu unterwerfen, und wandte sich an den Papst, um den Mangel rechtlicher Ansprüche zu ersetzen. Adrian dem III. Heinrichs Landsmanne, war eine Gelegenheit willkommen, die hierarchische Gewalt über jene entfernte Insel auszubreiten, welche kaum angefangen hatte, den Primat des römischen Bischofs anzuerkennen. Der Papst schickte (1156) zur Antwort eine Bulle, wie Heinrich sie wünschte, sammt einem goldenen Ringe zum Zeichen der Investitur. Er rühmte des Königs Entschluß, die Gränzen der Kirche zu erweitern, die Kunde der Wahrheit unter rohe, unwissende Völker zu tragen; und da Ireland unbezweifelt, wie Heinrich selbst anerkenne, gleich andern Inseln, welche das Licht des Glaubens erleuchtet, in dem Gerichtssprengel des heiligen Peters und der römischen Kirche liege, und der König versprochen habe, die Laster der auszurotten, und alljährlich dem römischen Stuhle einen Zins von jedem Hause zu zahlen: so wolle der Papst einwilligen und erlauben, daß der englische König die Insel angreife und unterwerfe, um die Sitten der Einwohner zu bessern und des Glaubens Herrschaft auszubreiten.

Heinrich hatte nun, in der Meinung des gläubigen Hofens, ein Recht auf Ireland, aber noch fehlte es an Zeit und Gelegenheit, sein Unternehmen auszuführen. Die französischen Besitzungen der Kö ige, normännischen Stammes, die Heinrich durch seine Verbindung mit der Erbinn von Guyenne, der vielgesuchten Eleonore, noch vermehrt hatte, verwickelten ihn in Kriege mit Frankreich, und seine Streitigkeiten mit einem kühnen Priester seines Landes, in langwierige Unruhen. Endlich als Heinrich eben in Frankreich war, um erheirathete Ansprüche zu verfechten, kam die günstige Gelegenheit, sich durch Einmischung in die Zwistigkeiten eifersüchtiger Häuptlinge Ireland zu unterwerfen. Dermod Mac-Murchad (Irisch Diarmuid Mac-Morrough), Fürst von Leinster, hatte sich, als Anhänger der Gegner Roderichs, den König zum Feinde gemacht, und einen seiner mächtigen Nachbarn durch empörenden Liebesfrevel zu unversöhnlichem Hasse gereizt. Sobald der Fürst von Connaught durch seine Faction zur Obergewalt gelangt war, verbündete er sich mit Dermods Feinde. Der Fürst von Leinster, verlassen von seinen Vasallen, die durch harten Druck empört waren, konnte den Ausspruch seines Gegners, der ihn der Herrschaft verlustig erklärte, nicht entkräften. Er floh nach England, fremde Waffen zur Wiedereroberung seines Gebiethes zu sammeln. König Heinrich war seine einzige Hoffnung, und als er ihn nicht in England fand, eilte er nach Frankreich. Günstig war für Heinrichs alten Plan das demüthige Gesuch des

Flüchtlings, der ihm sein wiederzuerobertes Gebieth zum voraus zu Lehen übergab, aber ungünstig der Augenblick zur Ausführung seiner Entwürfe. Er nahm das Versprechen der Lehnspflicht an, und den Beystand, den er selbst nicht geben konnte, erlaubte er seinen Unterthanen, dem vertriebenen irischen Häuptlinge zu leisten. Mit des Königs offenem Briefe eilte Dermod nach England zurück, und suchte Anhänger zu werben; aber sey's, daß er wenig Vertrauen gewann, oder daß eine ungünstige Meinung von seinem Vaterlande verbreitet war, er fand in dem Jahrhunderte kühner Abenteurer Niemand, den seine Klagen rührten, den seine Versprechungen anlockten. Seine Hoffnung war fast verschwunden, als man ihm rieth, sich an den Grafen Richard von Chepstow in Wales zu wenden, der sich großen Kriegsruhm erworben. Dermod gewann endlich den Grafen, dem er seine Tochter zur Ehe und mit ihr sein verlornes Gebieth zum Erbe anboth. Richard, gewöhnlich Strongbow (Starkbogen) genannt, versprach, im nächsten Frühlinge einen ansehnlichen Heerhaufen nach Ireland zu senden. Dermod ging, um heimlich in sein Vaterland zurückzukehren, nach St. David in Süd-Wales. Hier gab ihm sein Glücksstern, durch die Verwendung des Bischofs, welcher den irischen Priesterfreund begünstigte, zwey neue Anhänger, den kriegserfahrnen Robert Fitz-Stephen und Moritz Fitz-Gerald.

Das war der erste folgenreiche Entwurf zu Irelands Eroberung. Ein verjagter Häuptling gewann ein paar Ritter in Wales, welche ungünstige Glückslage zwang, in Abenteuern Heil zu suchen. Dermod eilte zurück nach seiner Insel, wo er in einem Kloster, das wie viele andere von ihm erbaut war, verborgen lebte, und ungeduldig dem Frühlinge entgegen sah, der ihm Hülfe bringen sollte. Das Gerücht von seiner Rückkehr und seinen Hoffnungen verbreitete sich bald, und es sammelten sich um ihn seine alten Anhänger. Der Häuptling stellte sich an ihre Spitze, und wagte einen Kriegszug, der bey Roderichs Annäherung mit verstellter Unterwerfung endigte. Im May 1170 landete Fitz-Stephen mit 30 Rittern, 60 Knappen und 300 ausgesuchten Bogenschützen, nicht weit von Werford. Mit ihm kam ein Verwandter des Grafen Richard, für diesen Kundschaft einzuziehen von dem Zustande der Insel, und am folgenden Tage verstärkte ein anderer Ritter aus Wales Fitz-Stephens kleinen Heerhaufen. Dermod eilte seinen Verbündeten freudig entgegen, und alsbald ward ein Angriff auf Werford beschlossen. Nach tapferm Widerstande ergab sich die Stadt, als Fitz-Stephen, seine Schiffe verbrennend, sich zum Sturme rüstete. Dermod überließ seinen Freunden die Stadt mit ihrem Gebiethe, die er Fitz-Stephen und Fitz-Gerald versprochen, und der Verwandte des Grafen von Chepstow erhielt zwey ansehnliche Landstriche an der Küste zwischen Werford und Waterford. Dieß waren die ersten englischen Ansiedler auf Irelands Boden, welche sich lange durch Sitten und Sprache von den Eingebornen unterschieden, und auch jetzt, ungeachtet der Revolutionen folgender Jahrhunderte, noch nicht ganz mit ihnen verschmolzen sind.

Nach diesem glücklichen Anfange sann Dermod, bis auf dreytausend durch Eingeborne verstärkt, auf weitere Eroberungen in Leinster. Ein benachbarter Häuptling, den Dermod für seine Empörung züchtigen wollte, ward zuerst von dem Sturme ergriffen. Die Fortschritte des Fürsten von Leinster, dem Fitz-Gerald neue Hülfsvölker zugeführt, vermochten endlich den König, ein Heer gegen die kühnen Eroberer aufzubiethen, bevor neue Verstärkung sie furchtbarer machen konnte. Mit überlegener Macht zog Roderich den Feinden entgegen. Es sank Dermods Muth. Mit Wärme sagte der kraftvollere Fitz-Stephen zu dem Bundesfreunde, es müsse ein Fürst nicht bloß auf dem Schlachtfelde hohen Geist und ausharrenden Muth zeigen, ein großer Mann finde immer, auch in der schrecklichsten Lage, Hülfsmittel in sich selbst, und von allen verlassen, könne er sein Unglück durch ruhmvollen Tod enden. Die tapfern Britten blieben den gedrängten Fürsten treu, entschlossen Gutes und Böses mit ihm zu tragen. Roderich wagte keinen Angriff auf das schwache Bundesheer, das in einer festen Stellung verschanzt war; der Verlust einer Schlacht würde sein schon geschwächtes Ansehen ganz vernichtet haben. Um die Fremdlinge von seinen empörten Vasallen zu trennen, ließ er den englischen Rittern freyen Abzug und Reisegeld anbiethen, wenn sie einen Fürsten verlassen wollten, der so biederer Bundesfreunde unwerth sey. Aber stolz verwarf Fitz-Stephen diese Vorschläge, welche, wie sich's leicht verrieth, nicht aus Selbstvertrauen und festem Muthe stammten. Roderich ließ darauf dem Fürsten von Leinster befehlen, die Fremdlinge zu entlassen, deren Absichten er verdächtig machte. Dem gehorsamen Vasallen ward Wiederherstellung aller seiner Rechte versprochen, dem Widerspenstigen Verderben gedroht. Auf den Entschluß seiner Bundesgenossen trauend, beantwortete Dermod des Königs Bothschaft mit stolzer Verachtung. Roderich rüstete sich zum Kampfe. Der gleichzeitige Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, Sylvester Giraldus, wie viele Historiker des Mittelalters ein Nachahmer der Form der Alten, aber nicht beseelt von ihrem lebendigen Geiste, läßt die Führer der Britten und Iren wohlgesetzte Reden halten. Dermod schildert den König als einen Tyrannen, die Krieger ermunternd seine und ihre Rechte zu vertheidigen; Fitz-Stephen zeigt seinen Waffengefährten, was sie schon erworben, und was ihre tapfern Schwerter noch erwerben können, und Roderich sucht seine Streiter gegen den Fürsten von Leinster zu empören, und schildert ihnen die Gefahren, welche die fremden Ansiedler dem gemeinsamen Vaterlande drohen. Mag er so gesprochen oder so empfunden haben, der Augenblick, entscheidend für Irelands Schicksal, forderte Thaten mehr als Worte. Roderichs furchtsame Politik gab den Ausschlag. Wo er kämpfen sollte, hörte er auf den Rath friedfertiger Priester, durch deren Vermittelung er einen Vertrag mit Dermod schloß. Roderich wollte den aufrührerischen Vasallen, der schon so oft seine Treulosigkeit bewährt hatte, in der Unterwerfung von Leinster nicht hindern. Dermod erkannte ihn als Oberherrn der Insel, gab seinen Sohn als Bürgen seiner Treue, und versprach heimlich, die brittischen Bundesgenossen zu entlassen.

Es zeigte sich bald, daß er's mit seinem Versprechen nicht ernstlicher meinte, als überhaupt mit seiner Treue. Er setzte seine Eroberungen in Leinster fort, Roderichs Interesse kränkend wo er's vermochte, und seine Bundesfreunde befestigten sich ungestört in den Gebiethen, die er ihnen abgetreten. Die Nation kümmerte wenig, was nach dem Friedensschlusse weiter in Leinster vorging, und die Ansiedlungen der Fremdlinge mochten nur wenigen Hellsehenden ein bedenkliches Ereigniß scheinen. Die Engländer, zu dieser Zeit nichts weniger als vollkommen civilisirt, aber im Kriege geübt, an rasche normännisch-französische Taktik gewohnt, und zu einem großen Zwecke vereint,

waren furchtbar einem Volke, welches, obgleich günstig bedacht von der Natur, nicht wie jene fühlten, daß aus Eintracht Kraft erwächst. Die Iren wichen nicht ohne tapfere Gegenwehr, aber schwach war ihr Widerstand, von keiner Kriegszucht geleitet; sie griffen oft an, aber ihre Tapferkeit, ungestüm, nur nicht ausharrend, ward leicht zurückgeschlagen. Von keiner festen Burg geschützt, von keiner Rüstung bedeckt, und mit unzulänglichen Waffen versehen, vermochten die halbnackten Iren selbst durch persönlichen Muth nichts gegen die ritterlich gerüsteten Engländer, und in dem verhängnißvollen Augenblicke, der über Irelands Unabhängigkeit entschied, wollten die einzelnen Häuptlinge, ohne Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland, sich selbst nur der Gefahr entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehen und Ehescheidungen der Französischen Könige.

(Beschluß.)

Heinrich IV. folgte sein Sohn Ludwig XIII., geboren zu Fontainebleau den 27. September 1601, gelangte zur Krone den 14. May 1610. Er starb zu St. Germain en Laye den 14. May 1643 im 42. Jahre seines Alters, am nähmlichen Tage, wie sein Vater Heinrich IV. nach einer Regierung von 33 Jahren. Er ward zu St. Denis beygesetzt. Er vermählte sich 1615 mit Anna von Österreich, Tochter Philipp III. von Spanien, die 1666 starb.

Kinder: Ludwig XIV. und Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans, Stammvater des neuen Orleanschen Hauses.

Ludwig XIV. geboren zu St. Germain en Laye, den 5. September 1638, gelangte zur Krone den 14. May 1643. Er starb zu Versailles Sonntags den 1. September 1715 um 8 Uhr des Morgens in einem Alter von 77 Jahren weniger 18 Tagen, und wurde zu St. Denis beygesetzt. Er war vermählt mit Maria von Österreich, einzigen Tochter Philipp IV. von Spanien. Sie war den 20. September 1638 geboren, 1660 vermählt, und starb 1683. Kinder: Ludwig, Dauphin, genannt Monseigneur, starb zu Meudon den 14. April 1711. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode erzählte man allgemein, wie er sich oftmahls der Worte bedient habe: Sohn eines Königs, Vater eines Königs, niemahls König. Die Erfüllung dieser Worte schien die Meinung derjenigen, die auf Vorhersagungen einen Werth legen, zu begünstigen, aber das anscheinende Wunderbare verschwindet, wenn man weiß, daß sie dem Vater Philipps von Valois, der sich ihrer zu bedienen pflegte, abgeborgt, und auf die dauerhafte Gesundheit Ludwigs XIV., der von der Natur einen festern Körper als sein Sohn hatte, gegründet waren. Der Dauphin war mit Maria Anna Christina Victoria von Bayern verheirathet, die den 20. April 1690 verstarb. Folgendes war die Nachkommenschaft derselben:

1) Ludwig Herzog von Bourgogne, der Stammvater der letzten Capetinger, die den Thron Frankreichs besaßen. Er starb den 18. Februar 1712, im 31. Jahre seines Alters, ein Prinz, den der berühmte Erzbischof Fenelon gebildet, und von dessen vortrefflichen Grundsätzen und wohlgeordneten Neigungen, sich Frankreich dereinst die Wiederkunft der goldenen Zeiten versprach; ihm war seine Gemahlinn, Maria Adelaide von Savoyen Herzoginn von Bourgogne, im 26. Jahre ihres Alters, sechs Tage in die Gruft vorangegangen. Der Tod dieser Prinzessinn war für Ludwig XIV. äußerst schmerzhaft; denn sie allein war es, die den König in den trüben Tagen seines Alters, wo ihm das Glück so manche empfindliche Schläge versetzte, aufzuheitern vermochte; noch waren zwey Kinder aus dieser Ehe am Leben, Ludwig Herzog von Bretagne, und Ludwig Herzog von Anjou, aber schon im nächsten Monath nach dem Tode seiner Ältern, wurde das erstgeborne dieser Kinder, der Herzog von Bretagne, der an die Stelle seines Vaters Dauphin geworden war, in einem Alter von fünf Jahren vom Tode weggerafft, doch wurde sein jüngerer Bruder, der Herzog von Anjou nachheriger König Ludwig XV. der gleichfalls tödtlich krank darnieder lag, wieder Vermuthen gerettet. Frankreich sahe in einer Zeit von zehn Monathen eine Dauphine, und drey Dauphins sterben, und befürchtete eine Zeitlang auch den Verlust des vierten. Diese unerwarteten Todesfälle in der königlichen Familie, wurden von einem großen Theile des Volks einer Vergiftung zugeschrieben, und viele hatten den Herzog von Orleans, nachmahligen Regenten des Reichs, in Verdacht, als ob er sich durch die Leichen des königlichen Hauses den Weg zum Throne hätte bahnen wollen. Allein die folgende Zeit hat diesen Prinzen gerechtfertigt, und es ist jetzt ausgemacht, daß alle diese Personen an einem Scharlachfieber gestorben sind, welches damahls in Frankreich noch andere Standespersonen wegraffte.

2) Philipp, Herzog von Anjou, König von Spanien, war der zweyte Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XIV., er starb den 9. Julius 1746.

3) Carl, Herzog von Berry, er starb den 4. May 1714.

Ludwig XIV. hatte außer dem Dauphin noch zwey Söhne und drey Töchter, die sämmtlich in ihrer Jugend starben. Ohne diese hatte er mehrere außer der Ehe erzeugte Kinder, die er legitimirte; so hatte er von der Herzoginn von Valliere, die 1674 eine Carmeliterinn ward, und 1710 im 65. Jahre ihres Alters starb, folgende: Ludwig August von Bourbon, Graf von Vermandois, er starb 1683. Maria Anna, genannt Mademoiselle von Blois, vermählt an Ludwig Armand, Prinz von Conti, sie starb 1739.

Die übrigen natürlichen und legitimirten Kinder Ludwigs XIV. waren:

Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine, er starb 1736. Ludwig Cäsar, Graf von Vexin, Abt von St. Denis und St. Germain de Pres, er starb 1683. Ludwig Alexander von Bourbon, Graf von Toulouse, starb 1737. Louise Francisca von Bourbon, genannt Mademoiselle von Nantes, vermählt an Ludwig III. Herzog von Bourbon Conde, sie starb 1743. Louise Maria von Bourbon, genannt Mademoiselle de Tours, sie starb 1681. Francisca Maria von Bourbon, genannt Mademoiselle von Blois, vermählt an Philipp II. Herzog von Orleans, Regent von Frankreich; sie starb 1749. Zwey andere Kinder starben jung. Ludwig XIV. folgte sein Urenkel.

Ludwig XV. Er war geboren den 15. Februar 1710, bestieg den Thron am 1. September 1715, und starb den 10. May 1774. Während seiner Minderjährigkeit führte zuerst sein

Groß-Oheim Philipp II. Herzog von Orleans, Sohn des Bruders Ludwigs XIV. zweyter Ehe, die Regierung bis an sein Lebensende den 2. December 1723. Er verlobte den jungen König am 27. November 1721 mit Maria Anna Victoria, Tochter des Königs von Spanien Philipp V., Enkel Ludwig XIV. und Oheim Ludwigs XV., die zu dem Ende an dem französischen Hofe erzogen wurde; da aber nach dem Tode des Herzogs von Orleans, die Regierung in die Hände Ludwigs Heinrichs, Herzogs von Bourbon Conde kam, und andere Grundsätze geltend gemacht wurden, so ward die spanische Prinzessinn den 5. April 1725 nach Spanien zurück geschickt, und für den jungen König Ludwig XV. in gedachtem Jahre um Maria Catharina Sophia Felicitas, Tochter des dethronisirten Königs von Pohlen, Stanislaus Leszinsky geworben, die Vermählung der jungen Prinzessinn geschahe den 16. August per Procuratorem und ward am 5. September 1725 zu Fontainebleau vollzogen.

Stanislaus Leszinsky, durch Carl XII. v. Schweden auf den Thron Pohlens erhoben, ward Mitgenosse der Gefahren und Unglücksfälle dieses Prinzen. Nach dem fürchterlichen Umschlage des Glücks, der den letztgenannten Monarchen seit der Schlacht bey Pultawa betraf, hatte er sich eine Zeitlang mit seiner Familie zu Stockholm aufgehalten, war aber bald seinem Protector nach der Türkey gefolgt. Noch ehe Carl XII. die Türkey verließ, wies er dem Könige Stanislaus in den ihm anheim gefallenen Herzogthum Zweybrück, einen sichern Zufluchtsort und bestimmte Einkünfte an. Der frühzeitige Tod des Königs von Schweden, der am 11. December des Jahres 1718 seine Laufbahn vor den Wällen von Friedrichshall endete, nöthigte Stanislaus einen andern Sicherheits-Platz zu suchen; er fand denselben endlich auf französischem Gebieth, wo er zwar mit Achtung aufgenommen, ihm auch verschiedene Unterstützung gereicht wurde, er aber nichts desto weniger einer sorgenvollen Zukunft entgegen sahe.

Die Familie des Stanislaus beschränkte sich in seinem neuen Zufluchtsorte, allein auf seine Gemahlinn und seine Tochter Maria, nachherigen Königinn von Frankreich, denn seine älteste Tochter Anna hatte er im Jahre 1717 zu Zweybrück verloren. Jetzt in seiner Zurückgezogenheit auf dem französischen Gebieth, warb der junge Markgraf Wilhelm Georg von Baaden um die Hand der Prinzessinn Maria, und allem Vermuthen nach würde diese Verbindung auch zu Stande gekommen seyn, wenn die Mutter des Markgrafen, Francisca Sybilla Augusta, geborne Prinzessinn von Sachsen-Lauenburg, sie vereinbar mit der Würde der Häuser Baaden und Sachsen gehalten hätte. Diese Prinzessinn war in der Folge, als die Erhebung Mariens zur Königinn von Frankreich statt fand, die erste, die sich und ihre Angehörigen der aufgehenden Sonne empfahl.

Die Königinn Maria starb 1769. Ludwig hatte von ihr folgende Kinder: Louise Elisabeth, geboren als Zwilling den 14. August 1727. Sie ward den 5. October 1739 mit Philipp, Infanten von Spanien und Herzog von Parma vermählt. Ferner:

Ludwig, Dauphin, geboren den 4. September 1729. Er war zwey Mahl vermählt, das erste Mahl mit Maria Antonia Raphaela, Philipp V. Königs von Spanien Tochter; sie war den 11. Junius 1726 geboren, ihre Vermählung mit dem Dauphin wurde den 23. Februar 1745 zu Versailles vollzogen, sie starb aber bereits den 22. Julius 1746. Der Dauphin vermählte sich darauf mit Maria Josepha, Friedrich Augusts, Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen Tochter, sie war den 4. November 1731 geboren, und wurde den 10. Januar 1746, dem Herzog von Richelieu zu Dresden als Procurator des Dauphins vermählt, die Ehe aber am 9. Februar desselben Jahres zu Versailles vollzogen. Sie starb 1768. Kinder dieser Ehe waren:

Ludwig XVI. geboren den 23. August 1754.

Ludwig Stanislaus Xaver, Graf von Provence, geboren den 17. November 1755, er ward den 14. May 1771 mit Maria Josephine Louise, Tochter Victor Amadeus III. von Sardinien vermählt, welche Ehe aber kinderlos geblieben ist.

Carl Philipp Graf von Artois, geboren den 9. October 1757; ferner zwey Schwestern, von der die ältere Maria Adelheid Clotildis, geboren den 23. September 1759, am 21. August 1775 mit Carl Emanuel Ferdinand, Prinzen von Piemont, nachherigen Könige von Sardinien vermählt wurde; sie starb den 7. März des Jahres 1802. Elisabeth Philippine Maria, geboren den 3. May 1764, die ehelos starb.

Ludwig XVI. folgte seinem Großvater am 10. May 1774 in der Regierung, und starb den 21. Januar 1793. Seine Gemahlinn, Antoinette Maria von Österreich, Tochter Franz I. und Marien Theresiens, folgte ihm im October desselben Jahres im Tode. Sie war den 2. November 1735 geboren, und den 16. May 1770 vermählt.

Ludwig XVI. schloß die Reihe der Capetinger, welche seit dem Jahre 987, also während einer Reihe von 806 Jahren ununterbrochen den Thron Frankreichs besessen hatten. Von seinen directen Nachkommen ist nur eine Tochter, Maria Theresia Charlotte, geboren den 19. December 1778 vorhanden; sie ist in einer bis jetzt kinderlosen Ehe mit Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, Sohn des Grafen von Artois, Bruder Ludwigs XVI. und Marien Theresiens, Tochter Victor Amadeus III. von Savoyen vermählt, und außer ihr, von der directen Nachkommenschaft Ludwigs XV. nur noch der Bruder des Herzogs von Angouleme, Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geboren den 24. Januar 1778, und bis jetzt noch unverheirathet vorhanden.

Der orleanische Zweig dieses Hauses, der in directer Linie von dem Bruder Ludwig XIV. abstammt, beruht allein auf Philipp Ludwig Herzog von Orleans, geboren den 6. October 1773, (seine Schwester Eugenie Adelheid Louise ist geboren den 23. August 1777) Er ist mit der Prinzessinn Antonie von Sizilien vermählt; auch die Häuser Bourbon, Conde und Bourbon Conti, die beyde von dem Prinzen Conde, Vaters Bruder Heinrich IV. abstammten, und wovon das erstere, die directe männliche Descendenz, des in der Kriegsgeschichte berühmten Prinzen, der große Conde von den Franzosen genannt, das zweyte, die Descendenz des Bruders dieses berühmten Feldherrn, des Prinzen Armand ist, sind dem Erlöschen nahe.

Mit Philipp V. Herzoge von Anjou, und Enkel Ludwig XIV. gelangten die Capetinger zu dem Besitz den Throne Spanien und Neapel, auch erhielten sie den Fürstenstuhl von Parma; aber der Stoß, der sie von dem Thron Frankreichs herabstürzte, entriß ihnen in seinen Folgen auch diese Kronen, und ihre Herrschaft beschränkt sich jetzt nur allein auf die Insel Sicilien.

Mit dem Jahre 1804 gelangte nach einer fürchterlichen Revolution, mit Napoleon eine neue Dynastie auf den

Thron Frankreichs, und durch ihn drey seiner Brüder, und einer seiner Schwäger auf europäischen Thronen. Gerade zu der Zeit, da er seine politische Laufbahn eröffnete, hatte er sich mit Josephine Taſcher la Pagerie, auf Martinique gebürtig, und in erster Ehe mit dem Vicomte, Alexander Beauharnois vermählt, verheirathet; welche Verbindung am 16. December verwichenen Jahres, durch ein Senatus-Consult, dem auch die Trennung des geistlichen Bandes gefolgt ist, aufgehoben worden.

Miscellen.

In den Bädern von Balaruc (District Montpellier, Departement von Herault) starb am 26. Juny 1810 Herr Joseph de Montgolfier, in einem Alter von ungefähr siebenzig Jahren. Er war einer der vorzüglichsten Mechaniker Frankreichs, und Miterfinder der Aerostaten, denen man dankbar, auch wenn die Kunst einst erfunden seyn sollte, sie willkührlich in den Strömen der Atmosphäre zu leiten, den Nahmen der Montgolfieren lassen sollte. Sein Bruder, J. E. Montgolfier, der im Sept. 1799 starb, und mit dem er in der Manufaktur zu Vidalon die Papiermacherkunst gemeinschaftlich veredelte, daß sie in Frankreich zuerst, was vorher nur durch holländische Arbeiter geschah, Velinpapier fabrizirten, — kam freylich auch der Erste auf den Gedanken der Luftschifferey durch Einschließung verdünnter Luft in leichte, hohle Bälle. Als er nähmlich einmahl in seiner Cafetiere Wasser kochen ließ, das er mit einem sphärisch zusammen gefaltenen Papier bedeckt hatte, schwellte dieß auf und stieg empor. Der Wink war gegeben; die Gebrüder Montgolfier verfolgten ihn gemeinsam. Ein Patent von der Akademie der Wissenschaften, zwey tausend Livres Pension und der St. Michelsorden lohnten oder beehrten den Erfinder.

Der jüngst verstorbene Montgolfier war, wie sein Bruder, zu Annonay geboren. Sein erfinderischer Geist ward vielen Künsten nützlich. Wer denke hier nicht an Montgolfiers Belier-Hydraulique, der das Wasser in einer Höhe von sechzig Fuß empor trieb? Er ward Mitglied des Instituts von Frankreich, Administrator beym Conservatoire der Künste und Gewerbe, und empfing von seinem Kaiser den Rang eines Reichs-Ritters.

.....

Als Carl der Dritte, König von Spanien, auf dem Sterbebette lag, und die heilige Weggehrung empfangen sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe, worauf er die wahrhaft königliche Antwort gab: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen allen gleich damahls verziehen, als sie mich beleidigten."

.....

Kaiser Otto der Große, der Scepter und Schwert gleich rühmlich führte, war desto minder bekannt mit den Buchstaben; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn (er war 34 Jahre alt, da sie starb) lernte er, wie Wittekind erzählt, lesen, brachte es aber noch so weit, daß er Bücher ohne Anstoß lesen und verstehen konnte.

.....

Ein andrer vortrefflicher Fürst, Markgraf Jacob von Baden (gest. 1453), war Schreibens unerfahren, sah aber ein, wie viel ihm damit fehlte, und hielt deßwegen darauf, daß seine Prinzen es lernen mußten.

.....

Noch späterhin konnten auch solche Frauenzimmer, in deren Umgange Männer von wissenschaftlicher Cultur Vergnügen fanden, nicht allemahl schreiben. Von dem im Jahre 1485 verstorbenen Heidelbergischen Humanisten Rudolph Agricola meldet eine ungedruckte Biographie desselben: Sehr angenehm sey ihm der Umgang mit Frauenzimmern gewesen, besonders mit solchen, die das Schreiben verstanden, so, daß er einen Briefwechsel mit ihnen habe unterhalten können.

.....

Daß noch vor hundert Jahren nicht Alle, die zu den gebildeten Ständen gehörten, schreiben konnten, zeigt ein, vom 22. Februar 1707 darunter Vergleich, in welchem ein Fräulein M. Eh. von Ellrichshausen so unterschrieben hat: „Vor mich und meine Schwester Anna Dorothea, weil sie Schreibens ohnerfahren."

.....

Gibbon saß im Jahr 1764 unter den Ruinen des Kapitols, während die Carmeliter die Vesper im Tempel Jupiters sangen, und den kam zum ersten Mahle der Gedanke in seine Seele, den Verfall und Zu dieser Stadt zu schreiben.

Mallebranche, der nur Philosophie und Theologie studirte, um sich für einen geistlichen Orden zu bilden, fand in einem Buchladen ein Buch: l'ame des Descartes, blätterte darin, nahm es mit, durchlas es, und wurde so zu den tiefen Betrachtungen und jenen physischen, moralischen und metaphysischen Abhandlungen veranlaßt, die ihn zum Platz seines Jahrhunderts erhoben.

Cowley fiel in früher Jugend Spencers Feenkönigiun die Hände; er ward vom Inhalte begeistert und weihte sich den Musen.

Wir danken Pope's Mißgestalt die unnachahmlichen Scherzen seiner Gedichte.

Eine Schrift Richardsons weckte Johnsons Talente.

Vaucanson begleitete seine Mutter zu ihrem Gewissensrathe. Sie vergoß Thränen der Reue, ihr Sohn langweilte. In diesem Zustande Unthätigkeit beschäftigte die gleichförmige Bewegung einer Pendeluhr nen Geist. Er näherte sich, untersuchte, und errieth, was er nicht sehen konnte. Bald gelang seinem Genie ein ähnliches Kunstwerk. Vom glücklichen Erfolg ermuntert, schritt er immer vorwärts, und schuf nach sein berühmtes Automat, den Flötenspieler.

Wie der Zufall Milton und Shakespear auf die Bahn der Unsterblichkeit hinwies, ist bekannt.

Der junge Moliere, der oft ins Schauspielhaus kam, führte ein regelloses Leben. Sein Vater fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, Comödiant zu werden. Wollte Gott, rief sein Großvater aus, er würde ein so guter Comödiant als Montrose. Diese Worte thaten große Wirkung. Moliere sagte der Tapezier-Profession ab, und so gewann Frankreich seinen besten Komiker.

Corneille wurde verliebt, besang seine Huldinn, dichtete Reime und schrieb dann seine vortrefflichen Trauerspiele. Ohne jene zärtliche Neigung wäre der bescheidene Corneille Advocat geblieben.

So dankt Europa der Frömmigkeit einer Mutter, dem Tode Cromwells, der Wilderey, dem Ausrufe eines Greisen und einer Schwalbe fünf rühmlich ausgezeichnete Charaktere.

Was dem unsterblichen Newton der Fall eines Apfels eingeflößt, wissen wir.

Ignaz Loyola; ein spanischer Edelmann und Officier, wurde bey der Belagerung von Pampeluna verwundet. Seine Fantasie erhitzte sich, als er während seiner Krankheit das Leben der Heiligen las; er wollte vorerst einen Roman schreiben, beschloß aber zuletzt der Stifter eines religiösen Ordens zu werden, und ward's. Wer kennt nicht die Jesuiten?

J. J. Rousseau's entschiedene Neigung für das Sonderbare erwachte über einer gelehrten Frage der Akademie von Dijon, im nähmlichen Jahre, da seine berühmte Declamation wider die Künste und Wissenschaften erschien.

La Fontaine, 22 Jahre alt, noch für kein Fach entschieden, hörte von ungefähr ein Gedicht Malherbe's declamiren, gewann ihn lieb, kaufte ihn, lernte ihn auswendig, recitirte die schönsten Stellen den Echo der Wälder, und — dichtete selbst.

Flamsteed lag krank darnieder, fand zufällig Sacro Bosco's Buch über die Sphäre, und ward Astronom. So hatten Defoe's Essais sur les projets auch den wichtigsten Einfluß auf Franklins Leben, und Willoughby's Werk über die Vögel Pennant zum Studium der Naturgeschichte verleitet.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 24. und Montag den 27. August 1810.

Nachdem durch die Hand des Makrinus, Caracalla gestorben, waren die meisten Kaiser, wegen Schwäche des Alters oder ihres Geistes oder ihrer Partey, Sclaven des Heers. Keiner hatte weit umfassenden Blick, und war zugleich im Frieden und im Krieg muthig und klug. Die waren noch die Besten, die den letzten Augenblick verspäteten. Verfall der Gesetze und Sitten thut mehr zum Untergang einer Nation, als Niederlagen. Rom, dienstbar, muthlos, ließ das Scepter der Erde ohne Schlacht fallen. So ist weder Athen am Aegos durch Lysander, noch Sparta durch Epaminondas bey Leuktra, oder Griechenland am Tag bey Charonea, noch Carthago durch die Scipionen, diese Städte sind durch sich selber gestürzt worden.

Johann von Müller.

(102 und 103.)

Prüfung des sogenannten Bevölkerungs-Princips in der Politik.

Von Joseph Rohrer.

Nach einem Lieblingsgut pflegt jeder Staat zu streben,
Für dieß bildet sich die Meinung und das Leben;
Bis endlich, wenn der Trieb die Schranken übersteigt,
Das allbegehrte Gut sein eignes Übel zeugt.

Nach Goldsmith Bürde.

Es liegt in der Natur des menschlichen Gemüthes, oder der theoretischen Vernunft, Alles bis auf den Grund zu untersuchen, und die mannigfaltigen Fäden bis auf den Ursprung, von welchem sie ausgingen, zu verfolgen. Dieser Fall traf auch den schönen Kreis jener mannigfaltigen Kenntnisse, welche des Menschen hohe Würde beurkunden, aber nicht immer mit gleichem Glücke! Wie wenig Fichte mit seinem, den Wissenschaften überhaupt zum Grunde gelegten, Satze: „Ich bin ich," Leser von gesundem Menschenverstande einzunehmen vermochte, ist bekannt. Auch das durfte dem, an gelehrten Untersuchungen theilnehmenden, Publicum nicht unbekannt seyn, daß der große Kant, welcher so mancher Wissenschaft Boden und Haltung sicherte, dennoch Anstand nahm, für die philosophischen Wissenschaften im Allgemeinen einen Hauptgrundsatz zu entwerfen. Begreiflich ist es wohl, warum selbst manche, wahrhaft gelehrte Männer bey der Legung eines Fundamental-Satzes schüchtern zu Werke gehen; weil sie nähmlich, wie man zu sagen pflegt, ihr Publicum kennen, welches von dem an die Spitze einer Wissenschaft gestellten Grundsatze nichts anders erwartet, als daß er eine Pandora-Büchse sey, woraus Alles von selbst fleußt, und durch deren Öffnung Jeder sogleich in sämmtliche Geheimnisse der Wissenschaft eingeweiht werden kann. Es genügt der Unersättlichkeit mancher Leser keineswegs, daß, vermög der eigentlichen Etymologie des Wortes, ein Grundsatz weiter nichts, als die Wissenschaft begründen, und ihr einen verläßlichen Anhaltpunct geben soll.

Doch weder die Schwierigkeit der Bearbeitung manches Gegenstandes an sich, um seiner selbst willen, noch die schwierige Denkart der Leser, welche vorgesehen werden kann, ist es, die auf jeden guten Kopf zu wirken vermag. Oft fühlt sich der letztere nur um so ernstlicher bewogen, irgend eine, des wahren Gelehrten würdige, Untersuchung zu verfolgen, je mehr Hinderungen sich ihm von allen Seiten entgegen zu thürmen scheinen. Unter die Männer dieser Art gehört unstreitig auch der Vice-Präsident von Sonnenfels. — Wer es weiß, wie hart die politische Laufbahn war, welche Er betrat; wie mannhaft und edel derselbe sich mitten zwischen den Gefahren benahm, die der Wahrheit und ihm drohten; mit welchem Feuergefühle selbst im verflossenen Jahrzehend noch, wo man die Schuld alles Unheils bloß über die Aufklärer wälzte, dieser, sich immer gleiche Mann den Wissenschaften öffentlich das Wort sprach, wie Er dem Geiste mancher vaterländischen Denker, welche bereits zu verstummen und ihre nützlichen Einsichten zu vergraben, den bittern Entschluß zu fassen schienen, nur Schwungkraft durch sein Beyspiel gab; — wer, sage ich, alles dieses weiß, wird keinen Augenblick anstehen, diesen würdigen Gelehrten, als einen der beherztesten, einheimischen Denker zu verehren.

So war denn auch Sonnenfels der Erste unter uns, welcher einen Hauptgrundsatz für die politischen Wissenschaften aufzustellen, und für die Regierungen als oberste Prüfungsmaßregel geltend zu machen versucht hat. Ob dieser Versuch gelang, ob das so benannte Bevölkerungs-Princip allen Forderungen des über Staatswissenschaft, ohne Vorliebe für seinen Entwerfer, uneingenommen reflectirenden Verstandes Genüge leiste? dieses sey der Gegenstand meiner Prüfung. Doch selbst dann, wenn sich meine Überlegungen sträuben sollten, diesen Satz

unbedingt anzunehmen, fühle ich es tief, daß nur der, dem hochherzigen Hrn. Verf. ganz eigene, sehnliche Wunsch, den Regierungen Menschenachtung recht dringend zu empfehlen, die Impulsion zum Entwurfe dieses Hauptgrundsatzes für die Politik gegeben haben muß. Wer wird, um der veranlassenden Ursache willen, nicht selbst eine irrige Meinung mit unveränderlicher Achtung gegen den, der Zeit und dem Werthe nach, ersten politischen Schriftsteller unsers Vaterlandes, mit bescheidenem Mißtrauen gegen sich selbst, einer genauen Prüfung unterziehen wollen; zumahl wenn man bedenkt, wie wichtig selbst für Staatenwohlfahrt und Menschenglück es sey, welch eine Regierungs-Maxime, als oberste, sich in den Gemüthern der Machthaber und ihrer Stellvertreter festsetze!

.....

Man höre vor allem den Herrn Verfasser selbst:

„Der Einzige, der in der Staatswissenschaft einen allgemeinen Grundsatz aufzustellen suchte, war, so viel mir wenigstens bekannt ist, Gottlob von Justi. Er hat hierzu die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit angenommen. Unbezweifelt ist dieses ein wahrer Satz, aber nicht der beweisende Grundsatz. Die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit ist zwar das Augenmerk, und der immer fortdauernde Endzweck der Staaten. Aber eben, weil er dieses ist, kann die Aussage desselben nicht als Prüfungssatz oder allgemeiner Grundsatz angenommen werden, da durch den letzteren die Güte der Maßregeln, die in ihrer Übereinstimmung mit dem Endzwecke bestehet, geprüft werden soll."

„Die Vergrößerung der bürgerlichen Gesellschaft begreift — alle untergeordneten einzelnen Mittel, welche in vereinigter Wirkung die allgemeine Wohlfahrt befördern. Sobald nun von einer Anstalt, von einem Gesetze erwiesen ist, daß sie der Vergrößerung der Gesellschaft vortheilhaft, oder ihr wenigstens nicht entgegen sind; so enthält dieser Beweis schon zugleich den höheren in sich: daß sie die allgemeine Wohlfarth entweder von Seite der Sicherheit, oder von Seite der Bequemlichkeit befördern, oder daß sie dieselbe wenigstens nicht beschränken. Ich nehme daher die Vergrößerung der bürgerlichen Gesellschaft durch Beförderung der Bevölkerung zu dem gemeinschaftlichen Hauptgrundsatze der Staatswissenschaft, und der darunter begriffenen Theile an: und der Prüfungssatz jeder Maßregel, welche zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt genommen wird, heißt nur: Ist sie der Bevölkerung zuträglich? — Ist sie der Bevölkerung nachtheilig?"

Da der Herr Verfasser zu bemerken glaubte, daß man ihm die Absicht zu unterschieben trachte, nicht bloß den oben benannten Fundamental-Satz als objectives Princip aufgestellt zu haben, sondern gleichsam als objectives Heiligthum auf den Altar gesetzt, als letzten Vernunftzweck, als höchstes Gut im Staate verehrt wissen zu wollen: so verwahrt sich derselbe gegen eine ähnliche Zumuthung also: „Wer da sagt, die Bevölkerung enthalte alle Mittel den Endzweck zu befördern, sollte wenigstens nicht dahin mißverstanden werden, daß er die Bevölkerung zum Endzwecke des Staates machte."

Dieser würdige Herausgeber des Handbuches der innern Staatsverwaltung ist übrigens so wenig eifersüchtig auf die Ehre, durch das Gesagte, etwas Neues auf das Tapet gebracht zu haben, daß er vielmehr selbst in einer Note wörtlich jene Äußerung des Johann Jacob Rousseau aufführt, welcher dieselbige Meinung vorbringet. Immer wenn ich auf den Genfer Philosophen denke, erinnere ich mich folgender Stelle Lessings, die zwar auf den Britten Huart gerichtet ist, noch weit mehr aber auf dem geistvollen Hans Jack paßt: „Ich vergleiche ihn mit einem muthigen Pferde, das niemahls mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert." Ist es wirklich so dem, daß selbst Irrthümer großer Geister, weil sie unsern Kopf zum Nachdenken durch ihre Paradoxien gleichsam elektrisiren, bey ernstlicherer Prüfung belehrend für die Menschheit werden können; so habe ich schon hierdurch mich hinlänglich gerechtfertigt, warum ich es wage, ein Princip anzugreifen, welches, wie es sehr großen Anschein hat, nicht bloß in Büchern einen kleinen Raum einnimmt, — sondern bereits bey mehrern Regierungen gute Aufnahme fand, in Saft und Blut überging und als eine kostbare Essenz im Innern des Staates verwahrt wird.

....

Wir wollen uns gleich Anfangs die vortheilhaft in die Augen springende Seite des oben buchstäblich aufgeführten Satzes keineswegs verhehlen, wenn es schon wünschenswerth ist, daß wir durch zu starres Hinschauen auf einen Punct nicht zu eigenem Schaden unsere Augen blenden.

Physisch bleibt der Satz wohl unläugbar, daß, je größer die Kraft an sich ist, und je concentrirter sie auf einen Punct hinwirkt, desto größer auch die Wirkung seyn müsse. Haben z. B. die Premurzi, (ein slavisches Küstenvölkchen im Königreiche Illyrien, das große Geschicklichkeit im Wegemachen zeigt.) irgendwo einen, ihrem Unternehmen im Wege stehenden, Baum wegzuschaffen; so umwinden sie die obere Hälfte desselben mit einem schweren Seile, an dessen beyde Ende sich zu 50 bis 100 dieser betriebsamen Leute anhalten und so gleichförmig anziehen, daß der große Holzkoloß in einem Nu gleichsam aus der Erde gerissen wird. Was wir hier im Kleinen sahen, dieß gilt auch im Großen.

Setzen wir z. B., die k. bayrische Regierung wollte ihre neuen Unterthanen im nördlichen Tyrol auf dem Fuße bey Militär-Aushebungen behandeln, wie sie in ihrem Altlande zu thun pflegt; würde sie hierdurch nicht der guten Sache des Landes und ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse vielleicht wesentlich schaden! Der Satz: je weniger es dem Landwirthe an ackerbauenden Händen fehlt, desto besser geht die Arbeit, desto reichlicher fällt der Erfolg aus, ist nirgends beachtungswerther, als in Gebirgländern. Wer je die Berggüter des tyrolischen Oberinn- und Wippthales, ja selbst eines großen Theils des Unterinnthales sah, weiß es, daß dort zwey Menschen nöthig sind, wo einer im Flachlande erklecken würde; weil nähmlich die abschüssigen Gründe sehr oft keinen Pflug, oder wenigstens keine Pferde oder Ochsen anzuwenden erlauben; weil ferner der im Gebirge meistens einzig noch gerathende türkische Weitzen, weit mehr Arbeit fordert, als der Anbau der gewöhnlichen Getreidearten im bayrischen Mutterlande; weil endlich in den Gebirgshöhen die so genannte gute Jahreszeit oft auf so wenig Wochen beschränkt ist, daß alle Hände vollauf zu thun haben, um die karg zugemessenen günstigen Tage schnell zu benützen, und dem früh sich einfindenden Froste und Schnee zu entgehen. Sehr weise würde demnach die bayrische Regierung thun, wenn sie so viel möglich wenig Tyroler aus ihrem Lande heraus,

oder vielmehr von ihrer Bergheimath weg zöge, weil hier, wo der Kampf der Elemente eine weit stärkere Gegenwehr fordert, die häuslichen Anstrengungen vielseitiger seyn müssen, um der Familie einen Nothkreuzer zu erobern; welches nirgends nöthiger ist, als im Gebirge, worin keineswegs jede Frucht alle Jahre zeitig wird, und wo das Anschwellen von Wildbächen oft Jahre lang gehegte Hoffnungen vernichtet.

Wahrlich der Schade, der durch Menschenminderung manchmahl angerichtet wird, ist, mit der kritischen Feder eines rationellen Landwirthes beleuchtet, noch weit größer, als er von einem verehrlichen Schweden, Olof Linderholm, in seinem zu Stockholm 1802 erschienenen, Handlexicon für Landwirthe angeschlagen wird *).

Wenn wir z. B. im größten Theile der vormahls österreichischen Niederlande, nähmlich in den so genannten Departements Jemappe, Lys, Dyle, Schelde und der beyden Nethen (doch ohne die Campine und die neueste Vergrößerung durch Holländisch-Brabant) auf einer Hectare, das ist, auf einem Raum von 1780 Wiener Quadrat-Klaftern im Durchschritte anderthalb Menschen wohnen sehen, indeß bey uns selbst in der cultivirtesten Provinz, im Lande Österreich über der Enns, schon nach Abrechnung des unfruchtbaren Bodens, auf einer Fläche von 4426 Quadrat-Klaftern nutzungsfähigen Landes, im Jahre 1808 nur erst Ein Mensch zu stehen kam: sollte man hier nicht auf die Vermuthung gerathen, daß die außerordentliche, landwirthschaftliche Cultur Belgiens mit der nicht minder auffallend großen Volksmenge gleichen Schritt halte? Oder wenn in dem kleinen, nicht wenig gebirgigen Herzogthum Berg auf einer geographischen, gevierten Meile nach der Mittelzahl beynahe 5000 Seelen existirend angenommen werden können, indeß sich auf gleichem Raum, in oben benanntem Jahre nur 2935 in Österreich unter der Enns ausweisen: wollte man nicht gleichfalls hier zu dem Schlusse berechtigt seyn, daß die ungemeine Fabrik-Industrie jenes Ländchens in unzertrennlicher Verbindung mit der höchst ansehnlichen Menschenanzahl sey!

Viel Wahres und selbst für Politiker beherzigungswerthes sagt uns freylich auch in dieser Hinsicht der schon einmahl im gewählten Motto für diese Abhandlung citirte englische Dichter, der aus seiner kleinen Landpfarre so hell blickende Goldsmith durch folgende Verse:

„Weh einem Staate, dem nur Reichthum Stärke dünkt,
Der an Vermögen steigt, und an Bevölkrung sinkt!
Erlösch ein großes Haus im letzten seiner Glieder;
Ein Hauch erschuf es einst, ein Hauch erschafft es wieder,
Allein zerstört ein Volk von Bauern stark und kühn, —
Bald fühlt ihr den Verlust, und nie ersetzt ihr ihn."

*) „Akenogen, oder die ackerbauende Volksmenge nach der Übersetzung, schreibt derselbe, ist bey uns, Kinder und unvermögende Leute ausgenommen, nicht größer als eine halbe Million. Jeder Ackerbauer muß also 6 Personen ernähren, 4 Tonnen Acker und 8 Tonnen Landes an Weide und Wiese besorgen, und, wenn man den im Lande selbst erzeugten Getreidevorrath nur zu 6 Millionen Tonnen berechnet, 15 Tonnen (wird, wenn jede ausgesäete Tonne sich vierfach vervielfältigt, wohl heißen sollen 12 Tonnen) Getreide produciren, welches die Tonne zu 5 Reichsthaler berechnet, auf die Person den Werth von 60 Rthlr. beträgt, jedem Ackerbauer also einen Preis von 1000 (soll heißen 1200) Rthlrn. gibt, die das gemeine Wesen unglücklicher Weise verliert, so oft ein Bauer den Ackerbau verläßt, oder bey ansteckenden Krankheiten oder im Kriege umkommt. Allgem. Lit. Zeit. vom J. 1803 Nro. 194."

Allein selbst dieses, was ich bisher zu Gunsten des Bevölkerungs-Princips sagte, beweiset weiter nichts, als daß Alles in beständiger Wechselverbindung steht, und das eins das andere berührt, anzieht oder abstoßt. In physischer Hinsicht mußten freylich die Menschen die erste Impulsion selbst zur landwirthschaftlichen Industrie und zur Vervielfältigung der Producte gegeben haben. Allein je weiter man vorschreitet, desto mehr entscheiden Maschinen, desto wesentlichern Einfluß hat dann in das Triebrad der Production das stehende und umlaufende Kapital. Ohne Getreide-Vorrath nutzen die Arbeiter nichts, wenn deren noch so viele sind; denn sie können nicht arbeiten, ohne ihren Körper durch Nahrung bey Kräften zu erhalten. Überall, wo viel Brod ist, finden sich leicht Menschen; aber nicht überall, wo viele Menschen sind, findet sich leicht Brod, leicht Holz, leicht Wohnung, mit einem Wort, leicht Lebensbedarf. Was nützen euch Menschen, ohne wohl genährt, hinlänglich wider Kälte und Regen geschützt und gekleidet zu seyn? Weit öfter ist eine große Menschenmenge Folge von hinlänglicher Boden-Production, als umgekehrt eine große Menschenmenge noch einen großen Vorrath, nebst ihrer Subsistenz, uns darbeut. Der Schluß, wo eine große landwirthschaftliche Kultur ist, finden sich viele Menschen, — zeigt sich überall bestätigt, vom schönen Thale Rivole im Toscanischen bis zum reitzenden Campine im Nethen-Departement; aber keineswegs gilt der Satz umgekehrt: wo die meisten Leute sind, dort kann man auch auf eine hinlängliche Fülle von Lebensmitteln, auf den größten reinen Ertrag, nach Abschlag aller Productions-Kosten, zählen. Kein Lateiner, der nach alter bündiger Sitte vorgeht, wird den Schluß als logisch richtig erklären: juxta hoc, praeter hoc; ergo per hoc, ergo propter hoc.

Überhaupt hat es den Anschein, daß man nur zu oft mit dem Worte Ursache sein Spiel treibt; und mir gefallen in dieser Hinsicht die rationellen Ärzte, welche äußerst sorgfältig entfernte Veranlassungen und neben eintretende Umstände von den nächsten Ursachen unterscheiden, und welche höchst selten bloß einen einzigen wirkenden Grund annehmen, vielmehr alle so genannten Prädispositionen reiflich erwägen. Manchmahl ist es ein wirklicher Zirkel, indeß unsere Politiker nichts, als ein Viereck wähnen. Endlich glauben Einige alles, was in der physischen Welt gelte, sey auch auf den Staat anwendbar; sie übersehen die sittliche Person in demselben!! Doch wer wollte gleich hier alle Fehler, welche sich selbst unsre bessern, staatswissenschaftlichen Schriftsteller zu Schulden kommen lassen, auskramen?

.....

So viel können wir nicht verhehlen, daß uns auch dann noch nicht die volle Richtigkeit des Bevölkerungs-Princips einzuleuchten vermochte, als wir folgende, von dem ehrwürdigen Verfasser selbst sich herschreibende, Bemerkungen und Beschreibungen seines aufgeführten Hauptgrundsatzes mit Aufmerksamkeit durchlasen:

„Alle Anstalten der Regierung sollen also darauf zulaufen, die Volksmenge zu erhalten, zu vergrößern. Die Volksmenge wird indessen immer nur eine bestimmte Größe seyn, die nothwendig ihre Gränzen, oder ein so genanntes Maximum hat: und diese Gränzen sind jedem Staate von seiner politischen und physischen Lage und von dem Zusammenflusse der Umstände von selbst vorgezeichnet. Genua wird nie den Bevölke-

rungsstand von Frankreich erreichen: der kahle Felsen von Maltha nie so viele Bewohner erhalten können, als das fruchtbare Kalabrien. Gleichwohl soll dieses weder die Verwaltung von Genua, noch den Johanniter abhalten, alle Mittel anzuwenden, ihrem Gebiethe die größte Bevölkerung zu geben, deren dasselbe fähig ist. So, wenn der Mensch mit allem Bestreben dennoch die Vollkommenheit nicht erreichen wird, bleibt es in der Sittenlehre immer noch ein unumgestoßener Satz: Man muß die größte Vollkommenheit zu erreichen suchen. In der Politik, wie in der Moral: wenn kleine, wenn von der Natur nicht sehr begünstigte Staaten gleich niemahl so volkreich werden können, als diejenigen, welche einen weiten Umfang mit der Glückseligkeit des Bodens vereinigen, so entkräftet dieses doch den Satz nicht: daß die Regierungen, die Bevölkerung auf das Höchste zu bringen bemüht seyn sollen; auf das Höchste nähmlich, als solche zu erheben durch die in der Gewalt jeder Regierung liegenden Mittel möglich ist. Diese Bestimmung wird die Auflösung der meisten Entwürfe geben, welche gegen den Grundsatz der Bevölkerung gemacht werden."

Wir wagen es zu sagen, daß uns in dieser ganzen Darstellung Volksmenge von Bevölkerung nicht sorgfältig genug unterschieden scheint. Ein kleiner Staat kann nicht so volkreich als ein großer, aber er kann dennoch mehr bevölkert als der letztere seyn. Ein Fall, der gar nicht selten in der lieben Wirklichkeit vorkommt. Nicht die Vermehrung der Volksmenge, sondern die Vermehrung der Bevölkerung soll die Principal-Maxime der Regierung seyn; dieß war ohne Zweifel des verehrungswürdigen Gelehrten eigentliche Gesinnung, als er obige Äußerung niederschrieb, wenn gleich derselbe über der Güte der Sache und dem Wohlthätigen dieser Maxime für den Staat, wovon er sich durchdrungen fühlte, die Worte nicht auf das strengste wog. — Wenn man die relative Volksstärke zweyer Staaten vergleichen und nach dieser nun einmahl das Wohl beyder Theile beurtheilen will; dann muß man sich nicht bloß im Allgemeinen fragen: in welchem Staate sind der Menschen überhaupt mehr; sondern welcher dieser beyden Staaten hat (abstrahirt von seinem größern Umfange) auf gleichem Flächenraum mehr Menschen im Durchschnitte? Wenn nun, nebst einer größern Bevölkerung auf gleicher Oberfläche z. B. auf einer gevierten Meile der eine Staat noch eine größere Menge so bevölkerter, gevierter Meilenflächen voraus hat, dann kann man erst, nach dem Sinne des Verfassers, auf größere Festigkeit eines solchen Staates und auf höhere Güte der Regierung desselben schließen. Allein uns scheint auch dieser Schluß noch viel zu gewagt, und auf viel zu wenigen Prämissen zu beruhen. Dieser Satz scheint uns vielmehr geeignet, die Regierungen in den Gedanken einzuwiegen und einzuschläfern, daß sie schon sehr viel für den Staat bey großer Bevölkerung erreicht haben, da sie doch oft im Grunde äußerst wenig für ihn thaten und arbeiteten; weil, wie wir uns bald überzeugen werden, die Vermehrung der Bevölkerung größten Theils mehr Werk der Natur als Kunst ist, ja sogar seyn muß, wenn sie anders von Dauer seyn soll. Wir würden den Beurtheilern der Staaten und der Güte ihrer Regierungen rathen, vorläufig weit mehr Data zu erheben, um sich folgende Frage behörig auflösen zu können: Wie verhält sich Volksgröße und Volksgüte zur Bodengröße und Bodengüte in jedem der zwey zu vergleichenden Staaten! Es kann nähmlich der Fall eintreten, daß eine weit kleinere Volksmenge, ja selbst eine kleinere Bevölkerung wegen der hohen, technischen, artistischen, intellectuellen und moralischen Bildung der Staatseinwohner weit mehr leistet, und für die Güte ihrer Staatsverwaltung und den Wohlstand ihres Gemeinwesens beweiset, als eine ungleich größere Volkszahl auf verhältnißmäßig größerem, wie natürlich fruchtbarerm Boden. Denn mit natürlicher Bodengüte steht oft die Volksgüte, im edelsten Sinne dieses Wortes, gerade im umgekehrten Verhältnisse. Die Menschen könnten bey gleicher Bevölkerung mehr auf solchem Boden leisten, aber sie wollen nicht! Der gute Wille, dieses Erhabenste am Menschen, fehlt! Der Faulheit folgt Liederlichkeit auf dem Fuß. So geht es dann zu, daß ähnliche Völker, wenn ein Mißjahr sie überrascht, oft mehr in die Noth verfallen, weil sie ohne Überlegung aufzehrten und ohne Ökonomie alles versplitterten, als andere Nationen, welchen kein so ergiebiger Fruchtboden von der Natur zu Theil ward. Weit mehr entscheidet die Qualität, als die Quantität der Menschen. Nur bey gleicher Qualität der Einwohner zweyer Staaten kann erst auch ihre Mehrheit entscheiden. Eben so entscheidet die Größe des Bodens an sich nichts, selbst im Verhältnisse zur Größe seiner Bewohnerschaft äußerst wenig; so lange man nicht auch auf seine Cultur sieht. Die künstlich errungene Güte des Bodens entscheidet weit mehr, als seine natürliche. So wie man auf einen sehr vernünftigen Landwirth dann vorzüglich schließt, wenn er einen an sich schlechten Boden zum bessern macht; und so wie man selbst ein solches verbessertes kleines Gut manchmahl weit lieber kauft, als ein größeres, verwahrlosetes von natürlich guter Erdscholle: eben so wird man auch mit Recht jene Regierung als die vernünftigere vorziehen, welche bey weniger natürlichen Hülfsmitteln mehr leistete, und man wird das Glück jener Staaten höher schätzen, welche es mehr durch Intensität, als Extensität zu erringen suchten.

Als ich im Sept. des Jahres 1791 aus Bregenz am Bodensee, wo ich bey dem damahls österreichischen Kreis- und Oberamte mich für unsern Staatsdienst zu bilden suchte, — eine Reise zu den mir gegenüber liegenden Appenzeller Bergen, deren kahle Scheitel ich so oft vor Augen hatte, zu machen beschloß, wie sehr ward ich für diesen Entschluß gelohnt; wie vieles fand ich über meine Erwartung. Schien es doch, als schwebte auf jedem nur halbwegs grünen Flecke ein Häuschen irgend eines dieser freyen Schweizer! Wahrlich der treffliche Arzt, Johann Gottfried Ebel hat recht gesehen, wenn er auf 3 Quadrat-Meilen bewohnbaren Landes (der ganze Appenzellerische Innerroden dürfte nur auf 4 gevierte Meilen sich belaufen,) 16000 Einwohner, wenigstens annimmt. Als ich den so genannten Hohenkasten bestieg, dessen feyerliche Stille mich so sehr zu Betrachtungen über Natur und Menschenleben und bürgerliche Gesellschaften einlud; so, — dessen erinnere ich mich noch sehr gut, — kam mir auch damahls das so benannte Bevölkerungs-Princip in den Sinn; ein Umstand, der sehr natürlich war, da ich vor sehr kurzer Zeit erst die politische Schule verließ. Wie, sagt' ich da zu mir selbst, von den Leuten, die mich umringen, weiß wohl kein Mensch etwas von einer Bevölkerungs-Polizey. Die Ortsvorsteher oder so genannten Ammänner kümmern sich um Menschenvermehrung vollends nichts; ihre Sache ist Viehwirthschaft. Selbst der höchste im Canton, der Landammann, war nie etwas

anders als ein Landmann oder höchstens Handwerksmann zugleich. Dennoch wimmelt in den Thälern und auf den Vorbergen Alles von jungem Volke; und, wo nur immer ein erträglicher Fußpfad sich windet, schlendern Knaben und Mädchen an Feyertagen, nach Processionen-Weise, in die Alpen. Aller dieser Jugend sammt ihrer Vorsteherschaft ist größten Theils sogar der Nahme einer Polizey fremd. Es finden sich nirgends Thorschreiber, von welchen die Menschen, die heraus- und hineinkommen, aufgezeichnet werden.

Zeigen sich auch irgendwo Begränzungen mit dürren Tannenhölzern oder mit grünem Strauchwerk gezogen, und die Gitter geschlossen; so geschieht dieses doch nur, damit das liebe Vieh nicht aus- und einlaufe. Ist es auch den Menschen nicht erlaubt, dergleichen Gehäge (Stapfeten) aufzulösen, damit man bequem mit seinen Begleitern in gleicher Linie durchgehen könne: so ist es doch Niemanden verbothen (verwehrt) über den Zaun zu steigen; ja es sind eigene Steighölzer angebracht. Wozu wäre wohl auch hier eine eigene Bevölkerungs-Polizey, welche in der Regel Einwanderungen begünstigte und Auswanderungen abwehrte? Die Natur hat schon selbst am Besten für die Dauer des Menschengeschlechts gesorgt. Häufig fand ich es, durch eigene Ansicht bestätigt, was Ebel Seite 112 in seiner Schilderung des Gebirgsvolkes vom Kanton Appenzell schreibt: „Die Weiber gebären von dem zwanzig- bis zum vierzigsten Jahre wenigstens, im Durchschnitt zeugt jede 8 bis 9 Kinder; es gibt aber viele, welche Mutter von 14 bis 18 Kindern sind." An Geburten fehlt es nirgends; wohl aber an vielen Orten an Nahrungsmitteln, um die Gebornen groß aufzuziehen, und an guten Ärzten, um die krankgewordenen gehörig aufzubringen, statt sie schleuniger dem Tode zuzuführen! — Wo eine große Liberalität der Meinungen herrscht, und wo den Handlungen kein Zwang entgegen wirkt, vielmehr die Gewerbsfreyheit thront, (und das ist in diesen Gebirgshöhen der Fall,) da findet sich Nachwachs vollauf an Menschen! Spendete doch auch die Natur hinlängliche, für Menschen verzehrliche Producte! Es ist also wohl ganz gut, daß im Appenzeller-Lande kein Bevölkerungs-Projectant sich einfindet! Der Zeugungstrieb bedarf keiner Aufmunterung durch Braukassen. Die Unmöglichkeit des Menschenzuwachses entsteht nur durch den zu beschränkten Kreis der Lebensmittel, welchen sowohl das Gebirge als selbst das Flachland darbiethet. — Kann irgend eine Regierung wohl die physischen Gränzen errathen, bis wie weit sie mit ihren Bevölkerungsplanen vorrücken darf; und, wenn sie das nicht kann, soll sie etwa auf Gerathewohl an Menschenvermehrung arbeiten? Kann selbst die beste Staatsverwaltung es etwa bestimmen, wie weit sich der Volkszuwachs hinauf ins Gebirge ausdehnen dürfe, um nicht mit dem Hungerblümchen der Pyrenäen (der Draba pyrenaica, die auch in Appenzell ihren Wohnsitz erkohr,) ins Gedränge zu kommen?! Läßt sich etwa das bey Menschen so berechnen, wie man es bey Pflanzen vermag, rücksichtlich deren die Regionen sowohl auf der Nord- als Südseite schon so ziemlich ins Reine gebracht sind, worin Hochstämme in niedriges Weidengebüsch und krüppelhaftes Strauchwerk sich umstalten, bis am Ende die Schneelinie sich einstellt, und nur Steinflechten die letzte vegetabilische Zierde kahler Felsen bilden. — Um sicher zu gehen, müßte die Regierung vorläufig in Gebirgländern, deren Europa so viele hat, die Berge messen, ihre Höhe berechnen, und ihre Bewohnbarkeit untersuchen lassen, damit sie nicht Gefahr laufe, Menschen noch mit ihren Ansiedlungsplänen in solche Gegenden zu treiben, wo man fast alle 5 Minuten stille stehen muß, um wieder hinlänglich zu Athem zu kommen. Wo wird aber die Regierung Leute hernehmen, welche mit Sachkenntniß sich diesen Untersuchungs- Messungs- und Rechnungsgeschäfte zu unterziehen fähig seyn werden? Hat nicht erst neuerlich der Verfasser der classischen Reisen durch Deutschland, der berühmte Leopold von Buch, welchem das österreichische Salzkammergut, Salzburg und Tyrol, so reichliche Bemerkungen verdanken, in dem trefflichen Journal für Chemie und Physik, das in der Realschul-Buchhandlung zu Berlin erscheint; es bis zur Evidenz erwiesen, daß sein öffentlicher Herabwürdiger, Schultes, *) dem nun schon die zweyte Regierung ihr Vertrauen zu schenken versucht, keineswegs rechnen könne, oder, in Beziehung auf die angeblichen Berichtigungen der Höhenangaben, Glauben verdiene? Man vergesse doch ja nicht, wie sehr die österreichische Staatsverwaltung selbst unter dem so hellen Joseph von Manchen jener Leute betrogen wurde, welche sich als Planimetristen ausgaben, und von ihr genützt worden sind, um die Größe des Bodens zu messen, ohne welche man unmöglich wissen kann, wie groß oder klein die bestehende Bevölkerung ist; wie weit man also noch mit der Volksvermehrung auf vaterländischem Boden vorrücken darf! Ist ferner wohl die Meteorologie, trotz der vorhandenen guten Instrumente, schon so weit rücksichtlich ihrer wissenschaftlichen Begründung und Bearbeitung, vorgeschritten, daß man mit Gewißheit sagen kann; diese oder jene, hohe oder tiefe Gegend ist für die Volksgesundheit unschädlich, und zur Nachzucht eines mannhaften Volksstammes geeignet? An welche Scala soll man sich hier wohl halten können, und wo ist der Maßstab, der uns erreichbare Aufschlüsse über die physische Lage eines Landes zur Ergreifung von Bevölkerungs-Maßregeln zu verschaffen vermag?! Ist nicht z. B. gerade die von Bran-

*) Eben dieser hat auch einen öffentlichen Verdacht auf die Höhenmessungen des in literarischen Ehren grau gewordenen Bergrathes Haquet zu werfen gesucht, welcher aber demselben, so viel uns bewußt ist, mündlich bereits nach Verdienst zu Krakau das Nöthige erwiederte, worüber wir uns das einstweilige Stillschweigen auferlegen. — Dennoch dürfte es schon an der Zeit seyn, daß man der literarischen Wuth dieses Hrn. Schultes eine Schranke setze, damit er nicht fortfahre, Männer von unstreitigem Verdienst, wie z. B. die evangelischen Prediger, Bredetzky und Generisch, und sogar Jacquin, Haquet ꝛc., — herabzusetzen. Wahrlich ein Mann, welcher die Karpathen Zwerge gegen die Alpen nennen kann, und alle Andern, die seines Glaubens nicht sind, auf eine so lächerliche Art zu erniedrigen sucht, wollte derselbe noch länger auf mitleidiges, stilles Bedauern Rechnung machen dürfen! —

Doch, so lange noch selbst ein Gemez den Kriwan der Karpathen zu 7320, die Lomnitzer Spitze zu 8316 und die Ruska Pojana zu 10000 franz. Fuß hoch angibt, indeß unsers Wissens sogar der berühmte Gotthard der Schweiz, nach Saussure, nur 6390 französische Fuß übers Meer, nach Pini 6575 Fuß, nach Weiß aber höchstens 6700 Fuß hoch ist; — wozu eine weitläuftige Widerlegung! Sind nicht die drey zuletzt genannten Männer entschiedene Gelehrte, soll man deshalb, weil sie in ihrer Messung und Berechnung der Höhe des Gotthards von einander abweichen, etwa die Kenntniß des Einen um des Andern willen verdächtigen? Können nicht alle drey gleich menschlich irren! Doch einer gewissen Classe von Kritikastern ist nichts heilig, weder ehemahlige Freundschaft, noch Vaterland, noch die Religion ihrer guten Väter!

ſen nach Saillon ſich ausdehnende, für die herrlichſte Vegetation ſo außerordentlich ergiebige, Walliſer-Gegend, (worin Flora ihre ſchönſten Geſpielinnen geſammelt, und vor jedem Ungemache der Nord- und Weſtwinde geſchützt zu haben ſcheint,) der ungünſtigſte Diſtrict für das Dorf einwohnende Volk? Iſt nicht gerade hier der Hauptſitz des Kretinismus, welcher die Menſchen faſt unfähig für alle bürgerlichen Anſtalten macht! — Ich ſehe wirklich nicht ab, wie man es anſchicken ſoll, um das ſobenannte Maximum der Volksgröße in Erfahrung zu bringen und feſtzuſetzen, bis wohin man ſich einlaſſen darf, ohne Staat und Volk in Auslagen und Unglück zu ſtürzen.

Oder laſſen ſich hier etwa Gränzpfähle ausſtecken, welche von der politiſchen Lage an die Hand gegeben werden? — Gleichfalls mit Nichten! — Keinem Staatenforſcher, der z. B. Belgien näher zu kennen ſich befleißigt hat, kann es unbekannt ſeyn, daß es in dieſer intereſſanten Provinz bereits Departements gibt, worin die Einwohner, im Verhältniſſe zu ihrer Betriebſamkeit, ſo wenig Boden finden, daß ſie nicht etwa bloß Flachs und Klee im Holländiſchen Brabant, (ehe deſſen Einverleibung durch das jüngſte Senatus-Conſult Napoleons geſchah,) ſich bauen mußten, um ihren Händen ein Nebengewerb und ihrem Vieh Futter zu ſchaffen; ſondern daß ſie auch in eben dieſes, politiſch von ihnen bis auf die neueſte Epoche getrennte Land, (worin ſie häufig Feldgründe pachteten, um ihre eigene phyſiſche Exiſtenz möglich zu machen,) wenigſtens vier Mahl des Jahres, wegen der Kartoffeln, die von ihnen dort gezogen wurden, ſelbſt ohne Nachtwachen zu ſcheuen, zu laufen ſich genöthigt ſahen! — Ich frage nun, kann dieß wirklich je Wille der Regierung ſeyn, oder von ihr als Befehl je laut gemacht werden? Da aber ſo was keineswegs angeht, thut alſo die Regierung nicht weit beſſer, wenn ſie ſich hier nicht einmiſcht? Oder kann die Staatsverwaltung etwa es ihren Unterthanen verbiethen, ſich nicht weiter zu vermehren, damit ſie nicht in die fatale Lage verſetzt werden, nothwendig außer ihrem Gebiethe für ihre Familien Brod zu ſuchen?! Oder ſoll der Staat etwa in ſolchen Ländern ſeine Hände in den Schooß ſtecken, wo die Bevölkerung bereits ſo groß iſt, daß die Leute bey der Stufe der Einſichten, auf welcher ſie ſtehen, kein Mittel mehr abſehen, um ſich im Inlande Brod zu ſchaffen, und daher wenigſtens zu periodiſchen Auswanderungen auf einige Monathe in jedem Jahre ſich genöthigt glauben? Oder ſoll immer noch, ſelbſt in dem gegebenen Falle, das Tagewerk der Regierung ſich dahin concentriren, die Bevölkerung zu vermehren, oder wenigſtens nicht ſinken zu laſſen?! — Geſetzt die deutſche Staatsverwaltung in den Rhöngegenden, wo faſt der dritte Theil der Unterthanen alljährig eine geraume Zeit hindurch, ſeine Nahrung außerhalb ſeines Vaterlandes ſucht, werde empfänglich für die hohe, von Fichte gepredigte Weisheit, zufolge deren (man ſehe deſſen Tugendlehre Seite 449) eine „unverheirathete Perſon nur zur Hälfte ein Menſch iſt" und folglich Epaminondas, Timenes, Eugen, Friedrich, Fenelon, Hume, Kant ꝛc. ꝛc., nur Halbmenſchen waren!!! — Geſetzt, ſage ich, dieſe Staatsverwaltung verbanne die Eheloſigkeit aus der Claſſe der katholiſchen Geiſtlichen, oder des Gelehrten- und Soldaten-Standes trotz der Warnungen, welche von andern wackern Männern in dieſer Hinſicht vorgebracht werden: *) Sollten ſich wirklich unſere Vertheidiger des Bevölkerungs-Princips bereden zu glauben, das Volk an der Rhöne werde ſofort weſentlich durch dieſe Maßregeln ſeinen Wohlſtand erhöhen? Uns ſcheint unmaßgeblichſt, die Regierung würde weit beſſer thun, die Fortpflanzung der Menſchen ihre letzte Sorge ſeyn zu laſſen, dagegen die Fortpflanzung guter Geſinnungen, nützlicher Kenntniſſe, techniſcher Geſchicklichkeiten, und vor allem einer verſtändigern Feldwirthſchaft zur erſten Angelegenheit ihrer Sorge zu erheben. Dann würde die inländiſche Production der Nahrungsmittel nothwendig ſich vermehren, und der neue Volkszuwachs, welcher von ſelbſt folgte, würde keineswegs ſo häufig in die Verlegenheit geſetzt werden, ſeinen Wanderſtab ins Ausland zu nehmen, und bey Fremden precaire Hülfe zu ſuchen!!

Doch die Wichtigkeit des Gegenſtandes an ſich für den Staat, wie nicht minder das Gewicht ſo vieler Männer von Kopf und Gefühl, welche ſich bisher zu Gunſten einer eigenen Bevölkerungspolizey erklärten, ohne ſich mit Polizey-Einleitungen und Vorkehrungen rückſichtlich der Volksbildung, der körperlichen Sicherheit und der Gewerbe zu begnügen, fordert es von mir, genauer darzuthun, daß alle ſo benannten Bevölkerungsplane, welche man einzurathen, und leider! auch einzuſchlagen verſucht hat, und noch verſucht, bald unnöthig, folglich überflüßig, noch weit öfter aber unausführbar, das iſt praktiſch unmöglich ſind, bald wieder, wenn ſie anders zur Ausführung gedeihen, mit Ungerechtigkeiten offenbar oder verſteckt verbunden, unmoraliſch und gemeinſchädlich, das heißt das Staatsbeſte ſelbſt zerſtörend, zu ſeyn pflegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Der alte Hieronimus Wolf meint in ſeinen Annotationen ad officia Ciceronis: nur dann ſollten die studiosi homines heirathen, wenn alle Frauen wie Zenobia wären, welches wohl ein vergeblicher Wunſch ſeyn dürfte! Und Herr Prof. Hugo in Göttingen ſagt rückſichtlich der Krieger: „Der Staat möge es machen wie er wolle, zwey Dinge, wie Krieg und Ehe, würden ſich nie, ohne große Unbequemlichkeiten und ohne große Einſchränkung der Freyheit, mit einander vereinigen laſſen. „O mein arm Frau!" ſollen in Danzig die Ruſſen den Preuſſen nachgeſpottet haben." (S. deſſen Lehrbuch des civiliſtiſchen Curſes. Zweyter Bd. 1809 S. 233.

Der Engländer erſte Landung in Irland.

(Beſchluß.)

Kaum hatte Dermod ſeine Provinz unterworfen, als ſein Ehrgeiz den kühnern Plan ergriff, Anſprüche auf Connaught geltend zu machen, und dem Oberkönige die Herrſchaft zu entreißen. Seine brittiſchen Bundesfreunde riethen zu weiſer Zögerung, und zur Verbergung ſeiner Abſichten bis zur Ankunft engliſcher Verſtärkung. Dermod wandte ſich noch einmahl an Richard, und Strongbow, gereizt von dem Kriegsglücke ſeiner Landsleute, rüſtete ſich jetzt, der Aufforderung des irriſchen Häuptlings zu folgen. König Heinrich aber, eiferſüchtig auf die Macht ſeiner Unterthanen, verſagte dem Grafen ſeine Einwilligung, und entließ ihn endlich mit zweydeutigen Worten, die Richard als Billigung deutete. Strongbow ſammelte eine Menge Abenteurer in Wales, und landete im Auguſt 1171 bey Waterford. Dermod kam mit ſeinem Heere den neuen Bundesgenoſſen entgegen, und als er ſeine Tochter dem Grafen vermählt hatte, gingen alle vereinigt auf Dublin los, gegen deſ-

sen Einwohner der Fürst von Leinster erbittert war. Die Stadt wurde im Sturme erobert, und fiel unter Strongbows Herrschaft. Wie ein verwüstender Strom wälzte das Heer der Verbündeten sich über die Gränzen von Leinster. Unruhig sah Roderich die Gefahr seinem eigenen Gebiethe nahe rücken; aber vielleicht war's eine demüthigende Erfahrung, welche er, zum Entsatze von Dublin herbeyeilend, über die Unzuverlässigkeit seiner dienstpflichtigen Vasallen gemacht hatte, was ihn eben so sehr als sein furchtsames Gemüth verleitete, durch Worte den Sturm zu beschwören, der jetzt noch, oder nie, durch Muth und Energie gebändigt werden konnte. Er sandte dem Fürsten von Leinster den unmächtigen Befehl, sich zu entfernen, mit dem Tode des Sohnes drohend, der als Geisel in Connaught lebte. Vergebens suchte er das Vaterherz seines Feindes zu beunruhigen: der rohe Häuptling schickte ihm trotzige Antwort, und sein unschuldiger Sohn ward, nach einigen irelandischen Nachrichten, ein Opfer barbarischer Sitten.

Diese Grausamkeit konnte nur die Gemüther von Roderich abwenden, der sein Ansehen immer tiefer sinken sah, und entweder nichts that, seine Macht zu schützen, oder vergebliche Anstrengungen machte. Die untergeordneten Häuptlinge sahen der Herrschaft unvermeidlichen Wechsel mit Gleichgültigkeit voraus, einige, von Eifersucht verblendet, mit boshafter Freude. Nicht empörtes Nationalgefühl war's, was den ersten großen Bund der Iren gegen die Fremdlinge knüpfte; äußere günstige Umstände machten es einem erleuchteten Manne möglich, seinen Landsleuten die Mittel zu zeigen, kräftig für ihres Landes Befreyung zu handeln.

Die raschen Siege seiner Unterthanen weckten Heinrichs Eifersucht. Er fürchtete, es werde Graf Richard sich ganz Ireland unterwerfen, und eine unabhängige Herrschaft gründen. Mit scheinbarem Unwillen verboth er jedem englischen Schiffe, Soldaten und Kriegsbedürfnisse auf die irische Küste zu bringen, und befahl allen seinen Unterthanen, die in Ireland waren, bis zum nächsten Osterfeste nach England zurück zu kehren, bey Strafe ewiger Acht und Verbannung. Strongbow wurde alsbald von vielen englischen Rittern verlassen, und als in derselben Zeit sein Schwiegervater Dermod starb, verließen ihn auch fast alle Iren. Es verschwand die Aussicht, sich als Oberherr des Gebiethes von Leinster anerkannt zu sehen; Mangel an Bedürfnissen drängte ihn, und ein furchtbarer Sturm schien den Abenteuern des bisher verwöhnten Lieblings des Glückes zu drohen.

In diesem entscheidenden Augenblicke, als England und Ireland den verlassenen Haufen befeindeten, da zeigte ein Irelander einen Vaterlandssinn, der ihn hoch erhob über seine schlaffen Zeitgenossen. Lorenz O'Tuathail (bey den Engländern, O'Tool) war der Nahme des Patrioten, den die Geschichte nicht vergißt, die nach Gesinnung und Willen, nicht allein nach dem Erfolge, Verdienstkronen austheilt. Fürstlichen Stammes, war er früh zum Erzbisthum von Dublin gelangt, aber Talent und Geistesbildung machten ihn der Stelle würdig. Gränzenlose Gastfreyheit, vereint mit bescheidenem freundlichen Wesen, erwarb ihm der Großen Zuneigung, und diese bedeutenden Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Würdevoll ohne Stolz, fromm ohne Heucheley, fand er immer und überall Ehrerbiethung, und selbst von Feinden erzwang er Segenswünsche; denn er befeindete Niemand als die Feinde seines Vaterlandes. Das Ansehen, welches ihm der gediegene Charakter seiner Grundsätze und seines Betragens gewann, benutzte er nicht bloß in dem Wirkungskreise seines Amtes, sondern auch zur Verbesserung der Lage seiner Landsleute, und arbeitete unermüdet, die Wuth der Parteyen zu besänftigen und den rohen Ehrgeiz zu zügeln. Als die Engländer den ersten Angriff auf sein Vaterland wagten, wollte er die entzweyten Häuptlinge bewegen, ihre kleinen Zwiste vergessend sich gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden. Seine Zeitgenossen waren nicht so unwissend, die Weisheit seines Rathes zu verkennen, aber nicht aufgeklärt genug, den Weg zu betreten, den er ihnen vorzeichnete. Jetzt, als die Lage der Fremdlinge unerwartet so mißlich wurde, jetzt erwachte seine Hoffnung, einen vaterländischen Bund zu stiften, zur Vertreibung des kleinen Haufens. Sein Wunsch war Irelands Unabhängigkeit, und das ganze gemeinsame Vaterland umfaßte der Wunsch des wackern Mannes. Er eilte von Provinz zu Provinz, von einem Häuptlinge zum andern. Noch sey es nicht zu spät, sagte er ihnen, zu einer großen edeln That sich zu ermannen. Ihre gegenseitige Erbitterung, ihre unzeitige Eifersucht müßten sie überwinden, und leicht würden sie siegen über den gemeinen Feind. Die Gelegenheit sollten sie ergreifen, denn jetzt oder nie könnten sie die stolzen Fremdlinge vertilgen. Möchten sich die Britten rühmen, es habe das Schicksal ihnen die Obergewalt über die Nachbarinsel bestimmt; nein, sollten die Iren Sclaven werden, so sey es nicht äußere Gewalt, was sie bezwinge, sondern innere Zwietracht.

Die Worte des Bischofs begeisterten alle Gemüther. Als er unter seinen Landsleuten den Vaterlandssinn kräftig erweckt hatte, sandte der kluge O'Tuathail Abgeordnete an den normännischen Beherrscher der Insel Man und der Hebriden, um ihn durch geschickte Vorstellung eigener Gefahr zu bewegen, Dublin von der Seeseite einzuschließen.

Strongbow warf sich in die Stadt mit aller Mannschaft und allen Vorräthen, die er aufbringen konnte. Eine normännische Flotte sperrte den Hafen, und ein großes irelandisches Heer, mit Roderichs Kriegsvölkern vereint, umschloß die Stadt zu Lande. Lorenz O'Tuathail bewies, daß er nicht mit Worten allein, sondern auch mit Thaten sein Vaterland retten wollte. Gerüstet erschien er voll Heldensinn an der Spitze eines mächtigen Heerhaufens; und nie vielleicht führten Priesterhände, in jenen Zeiten oft bewaffnet, das Schwert für eine so glorreiche Sache. Die Noth der Belagerten wuchs mit jedem Tage, und als das Heer der verbündeten Irelander zwey Monathe vor Dublin gelegen hatte, ohne einen Sturm zu wagen, da ward von den gedrängten Britten des Erzbischofs Vermittlung angerufen. Strongbow wollte den irelandischen Oberkönig als seinen Herrn erkennen, und Leinster von ihm zu Lehen nehmen. O'Tuathail übernahm die Vermittelung, und brachte schnell die Antwort zurück, an welcher er selbst wahrscheinlich mehr Antheil hatte, als sein König. „Die Britten sollten sogleich alle feste Plätze übergeben, und dann, allen Ansprüchen entsagend, ungekränkt die Insel verlassen; sonst wollte Roderich stürmen und alles dem Schwerte opfern."

Schweigend sahen sich die Britten an, als dem Kriegsrathe diese Antwort gebracht wurde. Scham und Schmerz preßten die Brust jedem der muthvollen Krieger bey dem Gedanken, den niemand auszusprechen wagte in dem schmählichen Worte:

Ergebung. Da brach endlich der tapfere Fitz-Gerald das Schweigen. „Was sollen wir thun? rief er. Sollen wir uns, Gnade flehend, beugen vor dem unversöhnlichen Feinde? Lieber tausend Mahl gestorben, als gelebt in Entehrung! Wohlan, müssen wir vergehen vor Hunger, wenn wir länger ausharren in diesen Mauern, so laßt uns denn auf einmahl untergehn, wie es freygebornen Männern ziemt; laßt uns die letzte Kraft aufbiethen; uns selbst zu retten, und die biedern Waffenbrüder, die in Wexford gedrängt werden. Hinaus gegen die Feinde! Finden wir sie unvorbereitet, dann ist unser ein rühmlicher Sieg; wo nicht, so fallen wir als Männer, und sterben nicht als Hunde."

Diese kräftigen Worte entschieden. Am folgenden Morgen wagten die Engländer den Angriff auf das Lager der Iren. Nur sechshundert Krieger konnten sie aufbiethen, aber sechshundert, von einem Heldengedanken begeistert, waren genug. Die Tausende, welche sorglos vor der Stadt lagen, waren nicht von gleichem Geiste beseelt; jeder Häuptling führte seinen Haufen, unbekümmert um das Heil und die Ehre der Verbündeten, in welchen seine Eifersucht noch immer die Nebenbuhler sah. Der Angriff war unerwartet. König Roderich badete sich gemächlich im Liffey, und mußte nackt aus dem Flusse springen, um seine Kriegsvölker zu ereilen, die entrüstet flohen. Die andern Häuptlinge, als sie des Königs Flucht vernahmen, brachen eilig auf, ohne einen Schwertschlag für des Vaterlandes Rettung zu wagen, und ließen den Britten ein reiches Lager zur Beute.

Noch vor diesem unerwarteten Siege hatte Strongbow einen Vertrauten an seinen unwilligen König gesandt, um ihn zu versichern, daß er und seine Bundesfreunde stets nur für Heinrich gestritten, und alle Eroberungen, als treue Vasallen, in des Königs Hände legen wollten. Die Abgeordneten kamen, noch während der Belagerung von Dublin, zurück ohne beruhigende Antwort; aber während Graf Richard sein Siegesglück verfolgte, rüstete sich Heinrich, jetzt freyer von innern und auswärtigen Kriegen, zur Landung in Ireland. Von einem zahlreichen Heere begleitet, betrat er im October 1172 den Boden der Insel. Die englischen Abenteurer behielten ihre Eroberungen als Lehen der Krone, und die muthlosen irischen Häuptlinge, jeden Gedanken an Widerstand aufgebend, eilten einer dem andern zuvor, sich dem mächtigen fremden Könige als Vasallen, oder als Zinspflichtige, zu unterwerfen.

Die Nation hatte so lange schon die Landungen und Ansiedlungen der Ostmänner — wie man die nordischen Seefahrer nannte — gesehen, und war so unempfänglich für Gemeingeist, daß der Angriff der Engländer sie wenig überraschen konnte, und längst gewöhnt an gewaltsamen Wechsel der Gebiether, machte es sie wenig empören, daß sich der englische König zu ihrem Oberherrn aufwarf. Wäre sie nur, einmahl zum Verluste ihrer Selbstständigkeit reif, sogleich völlig unterworfen worden; hätte Heinrich so über die ganze Insel herrschen können, wie er über die englischen Ansiedler in Ireland geboth: so würde dem ganzen Volke die Wohlthat englischer Gesetze geworden seyn, die Civilisirung des Landes schnellere Fortschritte gemacht haben, und Sieger und Besiegte wären längst in ein Volk verschmolzen. Aber Heinrich hatte bey seiner Abreise aus Ireland nicht einen Fuß breit Landes mehr, als den englischen Waffen bey seiner Ankunft unterworfen war. Roderich blieb noch eine Zeitlang unabhängig in den Gebirgen von Connaught, und die irischen Fürsten, die sich dem englischen Könige mit Lehenspflicht verbanden, behielten in ihren Gebiethen alle die rohen Rechte, welche sie vorher besessen hatten. Bis zu Elisabeths Regierung war nur etwa ein Drittheil der Insel englischer Herrschaft und englischen Gesetzen völlig unterthan. Vierhundert Jahre lang mußte das unglückliche Land unter furchtbaren in jedem günstigen Augenblicke erneuten Kämpfen um die Herstellung der einmahl verlornen Freyheit verbluten. Einheimische Unruhen und auswärtige Kriege waren es nicht allein, was die englischen Könige abhielt, kräftige Maßregeln zu Irelands Unterwerfung zu nehmen; sie verkannten den Werth des trefflichen Eilands, während Frankreich, wo doch nach weiser Berechnung keine dauernde Eroberungen zu machen waren, den Ehrgeiz der kriegerischen Beherrscher reizte. Es hätten sonst die ungebildeten Iren den glücklichen Eduarden (I, III) dem mächtigen Heinrich (V) widerstehen mögen? Es gab eine Zeit, wo verblendete Politiker behaupteten, England würde glücklich seyn, wenn Ireland in den Abgrund des Meeres versänke, und in Cromwells Tagen that Jemand den fanatischen Vorschlag, das ganze Geschlecht der Eingebornen auszurotten und die Insel mit Juden zu bevölkern. Diese ungerechte Geringschätzung des herrlichen Landes und seiner biedern Bewohner war bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in allen Maßregeln der Regierung oft empörend sichtbar; sie theilt mit andern Mißgriffen in der Staatsverwaltung und einer oft kleinlichen Eifersucht der englischen Machthaber die Schuld, daß zwischen Engländern und Iren, trotz der politischen Union, noch immer nicht Union der Gemüther gegründet ist, daß diese in jenen nicht die Mitbürger, nur die selbstsüchtigen Zwingherren sehen, und Ireland nur noch ein roher Diamant ist in der brittischen Krone.

Große Geister sind oft Propheten.

Was Wieland vor vielen Jahren in „seinen Gesprächen unter vier Augen" über Napoleon drucken lassen, hat man mit Recht gleich einer Prophezeihung angesehen. Doch ist er nicht der einzige, der in gewisser Hinsicht den Schleyer der Zukunft gelüftet hat.

Auch Herder schrieb schon in einem seiner frühesten Werke, in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit im 4. Bande S. 158 von Carl dem Großen:

„Ruhe also, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammen gegraben, wie der rüstiger Mann, zu einem kleinen Zweck schon Hand ans Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest du in deiner barbarischen Zeit Institute, die Folgezeit hat sie gemißbraucht und mißbraucht sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Capitulare gegen so manche Rechtssatzungen späterer Zeiten. Du sammeltest die Bresamen der Vorwelt; dein Sohn, Ludewig verachtete und verkaufte sie, er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Nichts war dir mehr als Unwissenheit, falte Barbarey und träger Stolz zuwider. Vielleicht erscheinst du im Jahr 1800 wieder und änderst die Maschine, die im Jahr 800 begann; bis dahin wollen wir deine Reliquien ehren."

Wie sonderbar! der merkwürdige 18. Brumaire, der Frankreich eine ganz neue Gestalt gegeben hat, fiel auf den 9. Nov. 1799, also etwas über anderthalb Monathe vor dem Anfang des Jahres 1800.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 29. und Freytag den 31. August 1810.

Von der Zeit an, als die Sache des Reichs das Geschäft eines Einzigen wurde, verloren die Geschichtschreiber sowohl die Kenntnisse, als die Theilnehmung, wodurch von den Alten viel geringere Kriege gleichwohl unsterblich gemacht wurden. Die Kenntniß des Hofs wurde der Weg zum Glück, wie vormahls die des Heers, des Volks und Senats, daher beschrieben diese die Hofsitten, die vorigen das öffentliche Leben. Den Siegen eines Volks für Freyheit oder Herrschaft, bleibt das Leb, weil das Volk nie stirbt. Die Siege der Kaiser wurden unter Nachfolgern aus Furcht oder Schmeicheley verschwiegen, besonders wenn die oberste Gewalt an ihre Feinde kam.

Johann von Müller.

(104 und 105.)

Über die ersten Fortschritte der Literatur in England, bis zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

Es würde unnöthige Mühe seyn, die ersten Spuren der englischen Literatur in jenen Zeiten aufsuchen zu wollen, wo der Nahme Britannien der übrigen kultivirten Welt bekannt wurde, und die Römer ihre Eroberungen auch über diese Insel ausbreiteten. Wir wissen, daß die Einwohner derselben damahls noch in einem Zustande der Wildheit lebten, und die Verfeinerung des stolzen Römers nur wenig Einfluß auf diese mit Verachtung von ihm betrachteten Barbaren hatte. Wir müssen also dem Zeitpuncte unsrer Untersuchung näher rücken, wir müssen da anfangen, wo die Britannier ihre Selbstständigkeit wieder erlangt hatten, wo der politische Einfluß Roms auf das übrige Europa aufhörte, wo die größte Revolution, welche die Geschichte uns aufstellte, den Zustand fast der ganzen damahls bekannten Erde umwälzte, von dem, was Rom gestiftet hatte, kaum die Spuren übrig ließ, und diese ehemahlige Weltbeherrscherinn selbst in einen untergeordneten Zustand versetzte. Dieses geschah durch den Einfall der nördlichen Nationen in das mittägige Reich zu Anfang des fünften Jahrhunderts.

Während der zweyhundert Jahre, in welchen diese rauhen Eroberer den größten Theil Europa's zum Schauplatze der traurigsten Verwüstungen machten, war die Literatur nicht bloß in den ehemahligen römischen Provinzen, sondern auch auf dem classischen Boden des alten Latiums selbst, fast ganz erloschen. Nur einige schwache Funken, die noch in den Klöstern glimmten, dienten dazu, Europa von der gänzlichen Verfinsterung zu retten. Viele der nordischen Horden hatten während dieses Zeitraumes nicht nur in den Ländern, in welchen sie sich festsetzten, ein regelmäßiges Regierungssystem, unter welchem allein Geistesfähigkeiten sich entwickeln können, eingeführt, sondern sich auch zum christlichen Glauben bekehrt. Die Streitigkeiten, welche die griechische und lateinische Kirche theilten, erweckten den Geist zum Nachdenken; die Vertheidigung der verschiedenen Meinungen brachte eine gewisse Gewandtheit der Sprache hervor, und führte nach und nach auf den Weg zur Verfeinerung des Styls.

Die Angelsachsen, die schon im Jahre 510 zum christlichen Glauben bekehrt worden waren, standen nothwendig mit Rom, dem Hauptsitze der Religion, und auch damahls noch dem Hauptsitze der Literatur, in Verbindung; die Geisteskultur erhielt also auf diesem Wege in England Zuwachs, aber nicht in einem so hohen Grade, als die Kirche es wünschte, daher der päpstliche Stuhl nach andern vorhergegangenen, wohlthätigen Verfügungen im Jahre 688 einen gelehrten Mönch, Nahmens Theodor, ursprünglich einen Griechen, in der Eigenschaft eines Erzbischofs von Canterbury, abschickte, um die Überreste der Barbarey aus England zu verbannen. Aber seine Bemühungen beschränkten sich größten Theils nur auf Einführung der kirchlichen Gebräuche, und der wahren Aufklärung blieben noch lange die Mittel versagt. Hauptsächlich fehlte es hierzu an Büchern. Die Bibliotheken waren fast in allen Ländern durch die Zerstörungssucht der nordischen Horden ein Raub der Flammen geworden, und was an einzelnen Werken davon übrig geblieben war, ließen die Päpste sorgfältig aufsuchen, und aus den entferntesten Gegenden nach Rom kommen. In England war der Besitz eines Buches ein Schatz, der nicht selten bey den Erbschaften blutigen Streit erregte. Gemeiniglich schenkte der Besitzer es einer Kirche, legte es unter großen Feyerlichkeiten auf dem Altare nieder, und glaubte dadurch der ewigen Seligkeit gewiß zu seyn. Der fürchterlichste Kirchenbann war gegen denjenigen ausgesprochen, der einen solchen Schatz zu entwenden wagte. Der Verkauf eines Buches war ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß mehrere bedeutende Personen Zeugen dieser Handlung seyn und Verkaufsacte unterschreiben mußten.

Bey so wenigen Hülfsquellen würde die Literatur in Eu-

ropa überhaupt vielleicht fortdauernd in einem erbärmlichen Zustande geblieben seyn, hätte eine fast ähnliche Begebenheit, wie die Eroberungen der Gothen, ihr nicht auf eine entgegengesetzte Art gedient und einen unerwarteten Schwung gegeben. Dieses geschah durch den Einfall der Araber in die damahls christlichen Länder.

Bey der Liebe zu den Wissenschaften, die bekanntlich diesen Kriegern eigen war, konnte es nicht fehlen, daß die griechischen Geistesproducte, die sie auf ihren Zügen durch den ehemahligen Lieblingssitz der Musen fanden, ihren feurigen Köpfen das größte Vergnügen gewährten. Sie begnügten sich nicht bloß, sie zu lesen, sondern sie übersetzten sie sorgfältig ins Arabische, schrieben Commentare dazu, oder verfertigten eigene Werke darnach. Ihre Begierde, in diesem neuen Gebiethe der Kenntnisse sich weiter umzusehen, war so mächtig, daß, als sie demnächst mit ihren Eroberungen bis Spanien vorgedrungen waren; und sich daselbst festgesetzt hatten, sie sich durch ihre Kalifen vom Kaiser zu Constantinopel die besten griechischen Autoren verschaffen ließen, um Abschriften davon zu nehmen. Hierdurch verbreiteten sich die Schätze des Orients über die Abendländer, und Carl der Große, der hundert Jahre später die Schriften der Araber ins Lateinische übersetzen ließ, machte die beste Anwendung davon für seine ausgedehnten Staaten. Indessen war die Hauptaufmerksamkeit dieser Araber nur auf philosophische, astronomische, mathematische und andere wissenschaftliche Gegenstände gerichtet; dennoch aber befand sich in ihrer Büchersammlung ein großer Theil der originalen Muster griechischer Dichtkunst, und daß sie für die Nachwelt nicht verloren gegangen sind, verdanken wir ihnen allein.

Aber wir verdanken ihnen vorzüglich noch die den Griechen und Römern unbekannte Kunst, die Einbildungskraft in das romantische Gebieth der Fictionen sich verlieren zu lassen, und wunderbare Geschichten zu erfinden, wodurch der Grund zu unsern heutigen Romanen gelegt worden ist. Viele Alterthumsforscher glauben, die arabischen Fictionen wären dem westlichen Theile Europa's erst durch die Kreuzzüge bekannt geworden. Unstreitig haben diese vieles dazu beygetragen, den Geschmack daran herrschend zu machen; es scheint aber, daß er schon im achten Jahrhundert Wurzel gefaßt hatte. Du Cange wenigstens benachrichtigt uns, daß die Spanier, bald nach dem Einfalle der Saracenen, das Studium der lateinischen Sprache gänzlich vernachlässigten, und nur die Bücher der Araber lasen, deren begebenheitreicher Inhalt ihre Sinne reitzte, und deren pomphaften Styl sie sich bald zu eigen machten. Diese theilten ihren romantischen Geschmack, vermittelst der Handelsverbindungen, die zwischen Spanien und Frankreich bestanden, ihren Nachbarn bald mit, unter welchen er bey den Einwohnern von Armorica oder Basse-Bretagne, eine besonders günstige Aufnahme fand; und da seit dem vierten Jahrhunderte, wo ein Herr Walliser, welches aus Britannien, unter Anführung des römischen Feldherrn Maximus ausgewandert war, diese Provinz Galliens gewisser Maßen neu bevölkert hatte, folglich Bretagne und Wallis, wo die Sprachen des Pöbels sich jetzt noch gleichen, in einer vaterländischen Verbindung standen, die nur durch die Länge der Zeit unterbrochen werden konnte, so wurden auf diesem Wege die arabischen Fictionen bald nach England verpflanzt.

Man könnte zweifeln, ob die Ausschweifungen des erhitzten orientalischen Gehirns sich wohl mit dem Phlegma der Angelsachsen vertragen hätten? Aber der Hang zum Wunderbaren ist bey allen Völkern groß, sie mögen zwischen den Tropen oder unter den Polen wohnen, und er wird desto ämsiger von ihnen genährt, je geringer die Geistescultur ist, in welcher sie noch leben. Überdem war der Geschmack der Einwohner Britanniens durch die hyperbolischen Gesänge der gothischen Scalden oder Barden schon vorbereitet dazu. Einige Fragmente, die von der Dichtkunst dieser frühen Sänger noch vorhanden sind, zeigen, daß sie an das Daseyn von Riesen, an Bezauberungen, an Drachen und andre Ungeheuer damahls schon glaubten. Mit diesen Ideen verbanden sich gar leicht die arabischen Fictionen, die von einer gefälligern und mannigfaltigern Gattung waren, und sich mehr zu der aufkeimenden Civilisation jener Zeiten schickten, als die bombastischen Hirngeburten der frühern welschen Dichter, deren Gegenstände sich bloß auf ihr kleines Vaterland beschränkten, und deren Schmuck die ungestalteten Bilder der Edda, dieses unsinnigen Gewebes der gothischen Mythologie, waren. Jedoch verdrängte die arabische Fabel diese nicht ganz; beyde vermischten sich vielmehr, und bildeten ein eigenthümliches, fantastisch-kolossalisches Ganzes, welches die Grundlage zu jener energischen Schreibart wurde, durch welche sich etwa hundert Jahre nachher Chaucer, und späterhin Spencer, besonders aber der dramatische Held Shakespear auszeichneten, und die noch heutiges Tages die englischen Producte der Einbildungskraft charakterisiren.

Aber es sind aus dem achten und der größten Hälfte des neunten Jahrhunderts zu wenig Documente, besonders der nationalen Dichtkunst, zu uns übergekommen, um dem Fortgange der Literatur in diesem Zeitraume mit einiger Genauigkeit zu folgen. Die damahligen Gelehrten, (unter denen man zu allererst Beda (735), dessen historia ecclesiastica wir verdanken, was wir von diesem Zeitraume wissen, imgleichen Alcuin, (804) der von Britannien nach Frankreich gerufen wurde, die Studien Carls des Großen zu ordnen, zu erhöhen haben) bedienten sich bloß der lateinischen Sprache. Sie war die Sprache der Gelehrten, so wie Gelehrsamkeit das ausschließliche Vorrecht der Geistlichen. Aber ein glückliches Ereigniß ließ gegen das Ende des neunten Jahrhunderts das Licht des Wissens hinter den Klostermauern hervorgehen, und es allgemeiner verbreiten.

Einer der besten Fürsten, welchen die Geschichte von irgend einer Nation je aufgestellt hat, Alfred, (872) war nicht blos als Held und Regent groß, er war es auch als Patriot und Mensch. Er begnügte sich nicht, sein Vaterland vom schmählichen Joche der Dänen zu befreyen, und zugleich vom Abgrunde des Verderbens zu retten, ein regelmäßiges Regierungs-System einzuführen, und mit eigner Hand ein weises Gesetzbuch zu schreiben, welches noch vorhanden ist; sondern er machte seinen Nahmen hauptsächlich dadurch unsterblich, daß er wohlthätig nützliche Kenntnisse und Wissenschaften unter seinen Unterthanen ausbreitete und vervielfältigt auf die Nachwelt brachte. Bey seinem Durste nach Wissenschaften fühlte er es sehr hart, daß er nach Rom gehen mußte, um seine Wißbegierde zu stillen, indem er in seinem eigenen Königreiche nicht einmahl einen Lehrer hatte finden können, um ihn als Knaben das A b c zu lehren. Er war daher kurz nach Antritt seiner

Regierung darauf bedacht, öffentliche Schulen einzuführen, an denen jeder Bürger Antheil nehmen konnte. Er gründete die Universität Oxford. Er lud seinen Adel ein, ihre Söhne zu den Wissenschaften zu erziehen. Er verlangte von seinen Hofleuten, die keine Kinder hatten, ihre jüngern Bediente, wenn sie Fähigkeiten an ihnen bemerkten, dem Kirchenstande zu widmen. Er erlaubte nicht, daß ein ungelehrter Geistlicher zu irgend einer Würde in der Kirche gelangte; mit einem Worte, er suchte das Wohl seines Staats auf Geisteskultur zu gründen. Sein Genie, sein unermüdeter Fleiß und sein Eifer überwanden mächtig die großen Hindernisse, die sich seinem edlen Bemühen entgegen stellten. Er selbst ging denjenigen, die zu diesem Zwecke mit ihm arbeiteten, mit seinem Beyspiele voran, und übersetzte sogar seinen Unterthanen mehrere lateinische Autoren ins Sächsische.

Es sey uns erlaubt, hier im Vorbeygehen einer Erfindung zu erwähnen, der sich Alfred bediente, um die Tagesstunden zu berechnen. Er ließ sich sechs Wachskerzen verfertigen, jede zwölf Zoll lang und eben so viele Unzen schwer. Diese Kerzen, auf welchen zwölf Abtheilungen bezeichnet waren, brannten zusammen 24 Stunden, mithin reichte eine jede der Abtheilungen auf eine Drittelstunde hin. Sie waren dem Aufseher seiner Kapelle übergeben, der sie sorgfältig unterhielt, und der seinen König nach der erhaltenen Vorschrift vom Verlaufe der Zeit benachrichtigte. Aber da bey windigem Wetter diese Kerzen schneller; als gewöhnlich, brannten, denn damahls kannte man noch keine Glasscheiben, ließ die Nothwendigkeit ihn noch eine Art Laternen erfinden, in welcher sie vor dem Eindrucke des Windes gesichert waren.

Diese kostbare Zeitbenutzung des Königes blieb nicht ohne Nachahmer, auch nicht ohne heilsame Wirkung. Nur Schade, daß die Nachfolger Alfreds nicht auf seiner Bahn fortwandelten, im Gegentheile sich seiner wenig würdig zeigten. Fortdauernd durch innere und äußere Streitigkeiten beunruhigt, dachten sie bloß an ihre Erhaltung, und achteten so wenig auf Wissenschaften, daß Alfreds heilsame Einrichtungen nach und nach in Verfall geriethen. Edred war am Ende schwach genug, alle seine Regentenrechte einem boshaften, verschmitzten Mönche, Dunstan, abzutreten, dessen Interesse es heischte, das Licht der Aufklärung zu entfernen, um den Fanatismus, welcher keine Beleuchtung verträgt, wieder herrschend zu machen. Unter der grausamen Geißel dieses geistlichen Tyrannen wurde England in den Zustand versetzt, in welchem ein Land zu der Annahme eines fremden Joches leicht den Nacken beugt; es fiel also den Dänen nicht schwer, die zu einer neuen Eroberung zurück gekehrt waren, es unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen.

Während der ganzen Epoche, vom Tode Alfreds bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts, sind keine Geistes-Producte, es sey denn, daß man einige elende Legenden dahin rechnet, in England zum Vorscheine gekommen; dahingegen andere Länder auf dem Wege der Kultur mächtige Fortschritte thaten, besonders Frankreich, dem es jetzt vorbehalten war, seine benachbarten Inselbewohner aus der Barbarey, in welche sie gänzlich wieder versunken waren, auf immer heraus zu ziehen.

Dieses geschah um die Mitte des eilften Jahrhunderts durch Wilhelm, Herzog der Normandie, welcher, um seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen, an der Spitze einer ansehnlichen Macht in England landete. Seine Armee bestand nicht bloß aus Normännern, sie war, nebst diesen, aus den Angesehensten von Bretagne, Boulogne, Poitou, Flandern, Maine, Orleans und Isle de France zusammen gesetzt. Diese, nachdem der Zweck erreicht war, und Wilhelm den englischen Thron bestiegen hatte, erhielten Parcellen des eroberten Landes, und wurden demselben einheimisch. Sie verbreiteten um sich her die französische Verfeinerung, und noch jetzt sind in England Überreste der Künste vorhanden, die sie mit sich brachten. Die Literatur insbesondere zeigte sich plötzlich in einem ungewöhnlichen Glanze. Der Eroberer selbst liebte und beschützte sie. Er entsetzte nach und nach diejenigen, die bis dahin die ersten Stellen begleitet hatten, theils wegen ihrer Unwissenheit, theils weil sein politisches Interesse es heischte, und rief an ihrer Statt die Gelehrtesten seiner Landsleute nach England hinüber, die auf der Universität Paris, damahls der blühendsten in Europa, waren erzogen worden. Unter ihnen befand sich auch Geoffrey, welchem die Leitung der Schule von Dunstable übertragen wurde, und der das erste bekannte dramatische Stück, ein geistliches Schauspiel, in England schrieb.

Unter andern heilsamen Einrichtungen suchte der Eroberer dem Mangel an Büchern abzuhelfen, welcher damahls noch so groß war, daß einige wenige Schriften, welche die Universität Oxford besaß, als ein Heiligthum in angeketteten Kisten in der Kirche St. Marie aufbewahrt wurden. Er ließ aus fremden Ländern Bücher entlehnen, und sie in den Klöstern abschreiben, wo eigene Zimmer dazu eingerichtet waren, und zum Glück für die Nachkommenschaft verfiel die Wahl nicht bloß auf kirchliche, sondern auch auf profane Schriften. Viele der Mönche waren durch dieses Abschreiben selbst zu Schriftstellern gebildet worden, und hatten eine große Fertigkeit in der lateinischen Sprache erlangt, welcher sie sich daher in ihren Schriften bedienten; wodurch sie die Herrschaft derselben noch auf geraume Zeit verlängerten.

Eigentlich hatte England um diese Zeit keine gestämpelte Nationalsprache. Sie war durch die verschiedenen Einfälle fremder Nationen in einen buntscheckigen Jargon verwandelt worden. Das alte brittische Idiom war durch die Sachsen in die Gebirge von Wallis vertrieben worden; das Angelsächsische, welches seitdem dreyhundert Jahre lang die Sprache der Engländer war, hatte durch den Besuch der Dänen große Veränderung erlitten, und dieser Jargon wurde durch die Eroberung der Normänner aufs neue verändert. Er gerieth dabey so sehr in Verachtung, daß noch im zwölften Jahrhunderte sich nur der Pöbel desselben bediente.

Aber schon vor der Eroberung Wilhelms wurde die sächsische Sprache an den Ufern der Themse wenig geachtet, und die vornehmere Classe bediente sich bloß der französischen. Seit dem Jahre 652 war es der Gebrauch der reichen Sachsen gewesen, ihre Kinder zur Erziehung in die Klöster Frankreichs zu schicken, woher sie mit den französischen Sitten auch die Kenntniß der französischen Sprache in ihr Vaterland zurück brachten. Diese Gemeinschaft zwischen Frankreich und England war vermehrt worden, nachdem König Ethelred der Zweyte, von den Dänen vertrieben, sich in die Normandie geflüchtet hatte, und da späterhin Eduard der Bekenner, welcher am Hofe des Herzogs der Normandie erzogen worden war, zum englischen Throne gelangte, wurde die Affectation, französi-

ſich zu ſprechen, ſo groß, daß ſelbſt die niedere Volksclaſſe davon angeſteckt wurde. Um wie viel mehr mußte alſo die Landesſprache nun erlöſchen, als ſich ein normänniſcher Prinz auf dem engliſchen Throne befand? Wilhelms politiſche Zwecke erforderten es überdem, ſeine Landesſprache zur allgemein herrſchenden zu machen. Er befahl daher, daß die Geſetze bloß in franzöſiſcher Sprache gehandhabt werden, die Studenten auf den Univerſitäten nur Lateiniſch oder Franzöſiſch mit einander reden, ja ſogar, daß man beym Unterrichte der Kinder in den Schulen ſich der franzöſiſchen Sprache bedienen ſollte.

Aber die Schriftſteller hingen, wie geſagt, fortdauernd am Gebrauche der lateiniſchen Sprache. Sie ſchrieben ſie gut und fließend. Sie ahmten in ihren Producten die Vorbilder des alten Latiums ſorgfältig nach. Sie thaten mächtige Fortſchritte in dieſem Bemühen, wovon ſchon zu Wilhelms Zeiten die heilſamſten Wirkungen ſichtbar wurden, und woraus hundert Jahre ſpäter ſo reiche Früchte hervorgegangen waren, daß ſie noch jetzt unſere Bewunderung heiſchen.

Unter den vorzüglichen Gelehrten des zwölften Jahrhunderts zählen wir hauptſächlich Robert von Dunſtable, Thomas von Becket, Johann von Salisbury, Eadmer, Mönch zu Canterbury, Wilhelm von Malmesbury, Heinrich von Hutingdon, Simeon von Durham, Roger Hoveden, Benedict Abt zu Petersborough, Gyraldus Cambrenſis und Joſeph von Exter. Ihre Schriften ſind theils ganz, theils in Fragmenten zu uns übergekommen. Obwohl ſich viele der Proſa bedienten, ſo finden wir doch, daß ſie alle mehr oder weniger der Poeſie ergeben waren. Die Gegenſtände ihrer Muſe waren nicht ſelten philoſophiſch, mit aller kathetiſchen Würde vorgetragen, hauptſächlich aber hiſtoriſch. Einige ihrer epiſchen Gedichte haben einen großen Reichthum an poetiſcher Phraſeologie, und man dürfte ſagen, daß ihnen bloß die Virgiliſche Keuſchheit fehlt, um claſſiſch genannt zu werden. Einzelner ihrer Verſe würde ſich Claudian nicht geſchämt haben. In gleichem Maße hatte ihr proſaiſcher Styl einen Grad der Vollkommenheit erreicht; er war in ihren hiſtoriſchen Schriften ſchon gedrängt, ſachreich, darſtellend, nicht mehr der trockene Chroniken-Styl, und überhaupt ſchien der Hang zur hiſtoriſchen Stiftſtellerey, wodurch ſich bis auf den heutigen Tag England vor allen andern Nationen ausgezeichnet hat, in dieſer Epoche ſchon ihren Anfang zu nehmen.

Indeſſen wurden die Fortſchritte auf dieſer Bahn zur litterariſchen Vervollkommnung aufs neue unterbrochen. Stets gewohnt in Allem Frankreich zum Vorbilde zu wählen, verdrängte in England die ſpeculative Philoſophie und die ſcholaſtiſche Sophiſterey, von Peter Lombard, Erzbiſchof zu Paris, und dem berühmten Abelard zuerſt gelehrt, (1150) die Producte der Einbildungskraft faſt gänzlich, und wir würden die ganze Epoche vom Ende des zwölften, bis zu der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mit Stillſchweigen übergehen müſſen, wäre ſie nicht der Troubadours wegen merkwürdig, die um dieſe Zeit ſangen. Ihre Lieder haben freylich keinen reichen Beytrag zur Literatur geliefert; aber ſie legten den Grund zur Verbannung der lateiniſchen Sprache, und zu der eigentlichen vaterländiſchen Poeſie, ſo wie ſie Einfluß auf die Verfeinerung der Sitten, folglich auf die Veredlung des Geſchmacks hatten. Es ſind nicht die Wiſſenſchaften allein, die eine Nation aus ihrem rohen Zuſtande reißen, es ſind nicht bloß die Werke des Nachdenkens, des Forſchens, des ängſtlichen Studiums, welche dieſe heilſame Wirkung hervorbringen; der Kopf will nicht bloß zu dieſem Zwecke unterrichtet, ſondern das Herz auch gerührt ſeyn. Dieſes thaten die Troubadours durch ihre leichten, ohne Mühe Eingang findenden Lieder, die, indem ſie die Empfindungen reitzten, feinere Gefühle weckten, als die claſſiſchen Nachahmer der Geiſtlichen, deren Einbildungskraft nur kalt ſeyn konnte, da ihr Herz die Liebe, dieſer mächtigen Schöpferinn des Schönen, verſchloſſen bleiben mußte. Richard Coeur de Lion, ein ausgezeichneter Held der damahligen Kreuzzüge, und ſelbſt Minneſänger, lud aus Frankreich mehrere Troubadours ein, unter denen die Geſchichte beſonders Blondel de Nesle, Richards nachherigen treuen Gefährten, Fouquet de Marſeille und Anſelm Faydit erwähnt. Faſt jede Standesperſon hatte um dieſe Zeit ihre eigenen Troubadours, die ihnen auf ihrem Zuge ins gelobte Land folgten, um Augenzeugen und Sänger ihrer Thaten zu ſeyn. Die nähmlichen Geſinnungen ihrer Herren annehmend, athmeten ihre Lieder bloß Ehre und Heroism, erſt Gott und Liebe gegründet. Aber das für dieſe Zeit ſo Erſtaunenswürdige einer Unternehmung in weit entlegenen Gegenden, deren Bewohner man für Ungeheuer hielt, der Pomp, womit der Zug begleitet war, die Erhabenheit und Größe des Zweckes ſelbſt, veränderten bald den urſprünglich natürlichen und einfachen Styl der erſten Minneſänger, und ein hyperboliſcher trat an deſſen Stelle. Eben ſo veränderten ſich die hiſtoriſchen Facta, die für die überſpannten Ideen, welche man ſich in den Kreuzzügen machte, nicht wunderbar genug waren, in erdichtete Begebenheiten, die jeder aus entfernten Ländern zurückkehrende, ſelbſt in aufgeklärteren Zeiten, der Wahrheit unterzulegen geneigt iſt, ſo daß unter Eduard I. (1272) der Charakter der Poeſie verändert war, und ſich ganz wieder zu den arabiſchen Fictionen hinneigte. Die Tendenz der damahligen Balladen und Romanzen war ſo, daß ſie alle möglichen Abgeſchmacktheiten verjährter Traditionen zuließ, wobey Einheit des Gegenſtandes und Zuſammenhang der Theile ſo wenig als Wahrheit beobachtet wurden. Erſt unter Eduard II. fingen die verwilderten Troubadours an, Methode in ihre Lieder zu bringen.

Unterdeſſen fehlte es der Muſe der damahligen Dichter immer noch an Gegenſtänden des guten Geſchmacks, welche herbeyzuſchaffen der Hof nothwendig die Bahn brechen mußte. Das bis dahin an demſelben herrſchende Ceremoniel war mit Barbarism gemiſcht, ſo wie die nationalen Sitten eine Art von Wildheit beybehalten hatten; die deutlich zeigten, daß die Civiliſation der Menſchen nur noch im Werden war, daß ſie ihre angeborne Rohheit, und mit derſelben ihre Einfalt, zwar abgelegt, aber noch keinen Begriff von wahrer Artigkeit und Anſtändigkeit erlangt hatten. Ihr Aufwand war ohne Glanz, ihre Pracht plump, ihre Vergnügungen abgeſchmackt. Aber Eduard III. brachte hierin mächtige Veränderungen hervor. Gleich zu Anfange ſeiner Regierung zog er gegen Frankreich zu Felde, und nachdem er durch Beſiegung zweyer Könige deſſelben ſeinem Vaterlande einen dauerhaften Frieden geſchenkt hatte, wurden allenthalben die Spuren dieſes Glücks ſichtbar. Eduard liebte die Pracht, umgab ſeinen Thron mit einem mehrern Glanze, ſeine Unterthanen befanden ſich in einem ſo glücklichen Zuſtande, daß ſie dem Beyſpiele ihres Fürſten folgen

konnten, und der Reichthum ging gepaart mit der Veredlung des Geschmacks, welcher von jetzt an auch in die Producte der Schriftsteller übertragen wurde. Hierzu kam, daß diese sich nun ihrer eigenen Landessprache bedienten, und daß die französische Sprache, die bisher die herrschende gewesen war, ihren Untergang in England fand. Eduards Stolz empörte sich gleich anfangs gegen ihren Gebrauch; er befahl, daß sie nicht mehr in den Acten der Regierung vorkommen, daß nicht mehr in den Schulen in dieser Sprache gelehrt werden, daß man sich bey allen Gelegenheiten nur der englischen bedienen sollte, die auch die Sprache des Hofes geworden war, und die Chaucer jetzt zuerst als Dichter bearbeitete.

Geffrey Chaucer war die größte Zierde der Regierung Eduards III. und Richards II. Er wurde im Jahre 1328 geboren, und zu Oxford erzogen, wo er in den scholastischen Wissenschaften, so wie sie damahls gelehrt wurden, reißende Fortschritte gemacht hatte, als sein lebhafter Geist, sein richtiger Verstand, sein gesunder Witz, und andere ausgezeichnete Fähigkeiten, verbunden mit einem angenehmen, empfehlenden Äußern, ihn an den glänzenden Hof Eduards führten, zu dessen Verschönerung er nicht wenig beytrug. Wiederholte Reisen in öffentlichen Geschäften nach Frankreich und Italien vervollkommneten seine Bildung. Bisher waren die Schriftsteller Englands Leute von eingeschränkter Erziehung gewesen, aber Chaucer war ein Mann von Welt, wovon seine Gedichte ganz das Gepräge tragen. Erfahren über mancherley Gegenstände und Dinge, die in einem niedrigen Stande ihm unbekannt geblieben wären, eingeweiht in den Ton der Ersten des Inn- und Auslandes, persönlich bekannt mit den besten Dichtern Italiens und Frankreichs, angefeuert durch das Beyspiel eines Petrarch, Boccaz und Alain Chartier, dabey vertraut mit den Meisterwerken der Alten, mußte sein ergiebiges Genie nothwendig Früchte einer edleren Art hervorbringen, als man bis jetzt gekannt hatte. Aber da mit ihm die Geschichte der englischen Poesie im eigentlichsten Verstande ihren Anfang nimmt, und wir uns nur vorgesetzt hatten vor diesem Zeitpuncte auf die Literatur in England einen Blick zu werfen, so wird hier die Gränze gesteckt.

Über die Umschaffung der Geographie.

In diesen Blättern, die für ein gebildetes Publicum bestimmt sind, mögen einige Worte über einen Gegenstand, der vielseitig anspricht, nicht am unrechten Orte stehen.

Die Natur knüpft Alle an ihren mütterlichen Boden. Jeder ist durch die Geburt, als Glied der menschlichen Gattung, unter seines Gleichen versetzt.

Dadurch unterscheidet sich aber der Mensch von dem Thiere, daß er an seine äußere Umgebung nicht durch ein Naturgesetz gebunden ist, sondern mit Freyheit über den ursprünglichen Wohnort hinausstreben, auf dem ganzen Erd-Schauplatz seinen dauernden Aufenthalt mit bewußter Absicht wählen kann, und, wenn er von dieser ihm verstatteten Wahl keine Anwendung macht, durch seine Thätigkeit wenigstens auch ungeheure Fernen berührt.

So wie der Mensch des Gedankens fähig ist, so geht daher dieser über seine nahe Welt in die entfernte hinaus. Er wirft sich, da die Natur in ihm ihrer sich bewußt wird, nothwendig die Frage über die Gattung, über sich selbst, als Glied derselben, über den großen Schauplatz, der jener überhaupt und ihm insbesondere zum Wohnsitze frey gelassen ist, auf. Diejenige Wissenschaft, welche auf diesen Gegenstand gerichtet seine Frage beantwortet, ist die Geographie. Sie stellt den Menschen als Erdbewohner, einer Race oder einem Stamme angehörig, die Erde als den großen Wohnsitz des menschlichen Geschlechtes dar.

Um ihre Aufgabe zu lösen, muß sie das Gesetz, welches ihre Form und ihren Inhalt bestimmt, nur aus der Natur schöpfen, und durch das feste Princip, das sie andeutet, sich vor der Vermengung mit fremdartigen Dingen schützen.

Da dieses vielfältig verkannt worden ist, so muß das Vorurtheil der bisherigen Behandlung der Geographie durch die Aufstellung des richtigen Gesichtspunctes, aus dem diese betrachtet werden muß, widerlegt werden.

Die Natur hat dem Menschengeschlechte den Wink gegeben, wie es seinen Wohnsitz sicher und bequem aufschlagen könne: sie hat nähmlich, das feste Land theilend, der Zeit trotzende Massen, die Gebirge, als ewige Natur-Scheidegränzen hingestellt, andeutend, daß der Stamm, der in ihren Thälern den Frieden suchen wolle, durch sie denselben geschützt finden werde. Sie hat durch den das Thal suchenden Fluß, und den dem Meere zueilenden Strom ausgesprochen, daß, wie sie durch das Hohe getrennt und geschieden, sie in der Tiefe das Mittel der Vereinigung dargebothen habe.

Die Natur-Scheide- und die Natur-Verbindungs-Puncte, Berg, Thal, Fluß und Strom, sind daher das Erste, was die Geographie, die Natur getreu nachbildend, darzustellen hat. Nur die erstern, die Gebirge, geben den Ländern eine wissenschaftliche dem Wechsel der Zeit entrissene Benennung.

Der Bewohner des Landes, daß die Natur abgegränzt hat, will als Mensch in seinem Wohnsitze physisch leben, und über die Außenwelt die Herrschaft seines Geistes ausüben. Es ist daher nothwendig, zunächst von den Naturbedingungen, unter denen er überhaupt leben, und noch mehr ein schönes menschliches Daseyn finden kann, zu reden. Diese Naturbedingungen sind, außer der durch die Fluß- und Stromstraßen vorbereiteten Verbindung, gegeben in dem Reichthum oder der Armuth ursprünglicher Erzeugnisse. Die Naturgeschichte stellt diese insgesammt als Mannigfaltiges im System verbunden, in ihren vollständigen Merkmahlen dar; die Geographie nennt, nach dem Obigen, nur diejenigen, die auf die Möglichkeit der Existenz an einem Wohnorte, auf die Freude und die Anmuth des Lebens Einfluß haben, also die Mineralien, Pflanzen, Thiere, welche menschliche Bedürfnisse befriedigen, und Begriffen unterwürfig gemacht werden können.

Hiermit hat sie ihren Umkreis vollendet, und es knüpft sich an sie eine neue Wissenschaft an, welche den Menschen als Bürger abhängig von einer Regierung, den Boden der Gesellschaft dienstbar als Staatsgebieth, und die einzelnen Staaten als Glieder eines höhern Organismus darstellt.

Der Mensch, immer strebend und nie befriedigt, achtet den Wink der Natur nicht, achtet nicht die Scheidewand, die sie warnend gezogen, den Frieden unter ihm zu vermitteln,

sondern übersteigt sie, und entzweyt sich so mit sich selbst, dieses jedoch gemäß seiner Anlage.

Jeder nähmlich wird, obgleich in menschlicher Gesellschaft geboren und scheinbar selbstständig, doch nur vollkommen erzogen und ausgebildet in jener kunstvollen Verbindung, die wir Staat nennen. In dieser entwickelt er sich zwar schneller, aber, indem er die Frucht der Freyheit zu genießen beginnt, berühren ihn auch die Schrecken der Willkühr. Mitten unter den Anstalten, ihm die erste zu sichern, unterliegt er einer künstlich geordneten Obergewalt, welche strebend, ihr Gebieth zu erweitern, ihn den Freuden des Lebens entreißt, und oft, das allgemeine Glück vorspiegelnd, auf den Trümmern einer halben Welt das sucht, was sich nur Jeder selbst im stillen Frieden des Lebens und Wirkens geben kann. Seit künstliche Staaten sind, hat die Herrschbegierde und die Habsucht eben so sehr als die Nothwendigkeit gerechter Abwehre die Naturgrenzen der Urstämme verrückt, und mit dieser Verrückung den Krieg gleichsam verewigt.

Dieses ist die Schattenseite der künstlichen Staatengesellschaft, aber ihre lichtern Parthien mildern das Grauen, das jene erregt. Durch den äußern Unfrieden, und das innerlich aufgehobene Gleichgewicht werden alle ruhende Kräfte geweckt, entwickelt, gestählt, die Nothwendigkeit, nach verlorner Unschuld sich durch Rechtsbegriffe zu zügeln, wird immer dringender gefühlt, die Mühe, in ein großes Ganzes verflochten in diesem sich unabhängig zu erhalten, ernster. So verstärkt die Furcht vor der Zerstörung die Liebe und die Energie des Lebens, und ruft die Besonnenheit zur Herbeyschaffung der Mittel auf, wodurch der Werth von diesem gerettet wird.

In diesem Kampfe nun, der aus aufgehobnem Gleichgewichte entspringt, wechseln nothwendig die Theile, die in ihm begriffen sind, und die Kunde von dem Zeitleben der Staaten oder die Statistik ist daher selbst rein zeitlich, denn, was der Dichter sagt:

Die Rahmen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein —

gilt von mehr als einer Periode der Geschichte.

Wenn man daher schon in die Geographie die durch immer wechselnde Zeitumstände herbeygeführten Gränzen, Rahmen u. s. w. aufnimmt, so raubt man dieser ihren höhern Charakter, innere Gewißheit, verliert für Selbststudium, für Unterricht, und für die richtige Auffassung der Statistik jeden festen Haltungspunct, und muß besonders den jugendlichen Sinn durch das politische Spiel verderben.

So viel glaubte ich in einer klaren Sprache hier und in Tagen sagen zu dürfen, wo die Nothwendigkeit der Umschaffung der Geographie von dem Gebildeten gefühlt wird, Zeune bereits einen halben Schritt, sie auszuführen, gethan hat, und auch Malte-Brun eine neue Bahn verfolgt. Das Weitere gehört an eine andere Stelle.

Der Römer Verkehr mit Indien.

Über die Verschwendung der Römer ist von dem belesenen Meursius an, bis herab zu dem noch belesenern Verfasser der Sabina so viel gesammelt und zusammengestellt worden, daß man fast glauben sollte, der Gegenstand sey erschöpft. Wer hat nicht von den schwelgerischen Mahlzeiten Luculls, von der zerlassenen Perle der Königinn Cleopatra, von Cedertischen, das Stück zu dreyßig tausend Thalern und drüber, von Villen, die an Größe Städten, und von Fischteichen, die an Umfang Seen glichen, gehört? Dennoch ist selbst auf diesem Felde alterthümlicher Forschung noch eine bedeutende Nachlese übrig, ja manche Gegend so gut wie gar nicht benutzt. Ob ein Volk üppig lebt, und wie viel es verthut, lernt man am besten aus den Bedürfnissen kennen, die es von dem Auslande bezieht, und den Summen, die dahin abfließen. Wer die Beschaffenheit und die Mannigfaltigkeit des Luxus im heutigen Europa richtig würdigen will, wird an den englischen Zollregistern, und den Verzeichnissen der eingeführten Waaren aus beyden Indien den sichersten Maßstab finden.

Dieß gilt in der That auch von dem römischen Luxus. Die Völker am Indus und Ganges sind bekanntlich in den Welthandel, so weit wir seine Geschichte kennen, von jeher verflochten gewesen. Die Natur selbst scheint nicht gewollt zu haben, daß das herrliche Indien seine Schätze für sich behalte: so viele Wege hat sie geöffnet, um es an Europa zu knüpfen. Wie genau es aber ehedem durch Alexandrien mit der Hauptstadt Italiens, dem schwelgerischen Rom, zusammenhing, und was dieses alles von ihm bedurfte, und nicht bedurfte, davon sind merkwürdige Nachrichten durch den ältern Plinius auf uns gekommen. Mehrere Theile des sechsten, zwölften und dreyzehnten Buches seiner berühmten Naturgeschichte gehören hieher, und sind für den angegebenen Zweck bey weitem noch nicht hinlänglich benutzt, ungeachtet der Unparteyische sie oder vielmehr das ganze Werk der ernsten Pflege gewiß würdiger findet, als so manche andere aus dem Alterthum erhaltene Werke und Werklein, die, mit einem wahrhaft ekeln Fleiße bearbeitet, sich in jeder Messe verjüngen. Einiges über die Beförderung des römischen Luxus durch den Handel mit Indien aus dem erwähnten Schriftsteller auszuheben, wird auch für diese Blätter nicht zweckwidrig seyn.

Was zuerst auffällt, ist die Menge indischer, oder, wie man eigentlich sagen sollte, morgenländischer Waaren, welche die Römer bereits in Plinius Tagen kannten, und mehr oder minder suchten. Perlen und Diamanten, gemeine und seltene Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer und Zimmet, kostbare Salben, dergleichen der Orient allein hervorbringt und bereitet, Ebenholz, baumwollene und andere Zeuge, das alles, und was nicht sonst noch nennt der erwähnte Naturalist, und beschreibt es kenntlich und ausführlich genug. Auch ist er nicht der einzige, der dieser fremden Erzeugnisse und Seltenheiten gedenkt. Bekanntlich sagt Virgil ebenfalls, daß Indien den Römern sein Elfenbein, Sabäa ihnen seinen Weihrauch sende, und der Serer die Wolle von Bäumen kämme. Und in welchem Alter kommen denn überhaupt nicht Nachweisungen indischer Waaren oder Anspielungen auf sie vor?

Dagegen könnte man freylich mit Recht erinnern, daß Kenntniß ausländischer Erzeugnisse nicht gleich für ihren Gebrauch beweise; und daß es sogar von einigen der indischen völlig gewiß sey, daß der Römer ihrer entweder gar nicht, oder doch nicht in Menge bedurfte. Allein wie dem auch sey, — daß ungeheure Summen für den ausländischen Waarenbedarf jährlich von Rom ausflossen, verbürgen zwey Stellen im Plinius selbst; denn in der einen (VI, 26.) sagt er ausdrücklich: „Es ist merk-

würdig, daß Indien kein Jahr unter fünfzig tausend große Sesterzien aus unserm Reiche schöpft, und dafür Waaren sendet, die um das Hundertfache theurer bey uns verkauft werden, (als sie dem Kaufmann zu stehen kommen;)" und in der zweyten (XII, 41.) heißt es: „Nach einer mäßigen Berechnung ziehen Indien, die Serer und die Halbinsel Arabien, jedes Jahr hundert tausend große Sesterzien aus unserm Reiche. So viel kosten uns Leckereyen und Weiber." Der Unterschied zwischen beyden Angaben beträgt gerade die Hälfte, oder schwankt beyde nach Romé de l'Isle auf unsere Münzen zurückgeführt, zwischen drittehalb und fünf Millionen Reichsthaler. Angenommen indeß, die kleinere sey die richtigere, so zahlte Rom, selbst nach dieser, beynahe so viel, wie London, dessen Waareneinfuhr aus Ostindien, nach den Zollregistern von 1732 — 1772, jährlich drey Millionen und vierzig tausend Thaler beträgt, wobey billig noch zu erwägen ist, daß das Geld zu Rom damahls, aller Wahrscheinlichkeit nach in ungleich höherem Werth stand, als heut zu Tage in London, und der Londoner Kaufmann Waaren angibt, was der römische schwerlich konnte.

Doch hierbey kommt noch ein anderer Umstand in Betrachtung. Plinius sagt: „So viel kosten uns Leckereyen und Weiber." Gleichwohl finden sich unter den römischen Leckereyen weder Caffeh noch Thee, noch Zucker, für uns, zumahl jetzt, ausnehmend wichtige Artikel in dem Handel mit Indien. Wollen wir den Überschuß auf die Rechnung der römischen Damen und deren berüchtigte Diamanten- und Perlenliebe schreiben? Das wäre sehr unhöflich gegen das schöne Geschlecht, und ungerecht oben ein. Nein, was ich durch Leckereyen gegeben habe, bezeichnet eigentlich jedes Vergnügen, möge es mit dem Auge empfangen, oder mit dem Munde genossen, oder mit der Nase eingesogen werden. Wie viel die letzte den Römern kostete, übersteigt in der That allen Glauben. Ohne auf ihre Salben und Salbenbäder und gesalbten Weine mich zu berufen, mag Plinius abermahls auftreten und zeugen. „Sachkundige, schreibt er, (XII, 41.) versichern, die Specerey-Ernte Arabiens betrage ein ganzes Jahr hindurch nicht so viel, als Kaiser Nero am Begräbnißtage seiner Poppäa habe verbrennen lassen." Und von Sulla berichtet in dessen Leben Plutarch: „Die Weiber brachten, als er beerdiget ward, eine solche Menge von Spécereyen, daß, ohne die zu rechnen, welche man auf zwey hundert und zehn Bahren nachtrug, ein Bildniß des Sulla in Lebensgröße und ein Lictor aus kostbarem Weihrauch und Zimmet geformt werden konnte." Was gehört dazu, um so zu riechen, wie man in Rom roch? und wie viele Caffeh- und Zuckerladungen mag nicht ein einziger solcher Weihrauch- und Zimmetbrand daselbst aufgewogen haben?

Armen-Anstalten Italiens.

Italien ist an Armenfonds sehr reich; das große Spital in Mailand allein besitzt noch jetzt nach den während der Revolution erlittenen großen Verlusten mehrere Millionen. Es finden sich in allen Städten Spitäler, worunter sich das von Padua besonders auszeichnet, und wirklich habe ich auf allen meinen Reisen noch keines angetroffen, das diesem in allen Theilen beykäme. — Man findet hin und wieder auch Waisenhäuser, so wie man manches Findelhaus antrifft. — Auch hat es einige Anstalten für Wahnsinnige, unter denen, wie man mich versichert, sich das von Reggio auszeichnet; die Unglücklichen sollen darin sehr gut behandelt werden. Für Kranke, Findelkinder, und einen (kleinen) Theil der Narren ist also gesorgt; für die andern Armen aber, die nicht in diese Classe gehören; ist noch wenig geschehen; einzig Bologna und das Mailändische haben dießfalls einige Anstalten. Die Arbeitsanstalt von Bologna soll sehr gut seyn. Unglaublich groß ist übrigens in ganz Italien der Bettel, doch nirgends so lästig, als in Modena und Venedig: in letzterm zählt man 20000 Bettler, von denen gewiß vier Fünftheile arbeitsfähig sind. Man hofft (ja es sollen dießfalls schon einige Decrete erlassen worden seyn), daß in allen Departementen der Bettel verbothen werden soll. — Man kann sich leicht vorstellen, wie viel die öffentliche Sicherheit, Moralität, und die so sehr der Arbeiter bedürfende Landwirthschaft, und die Manufacturen dabey gewinnen würden. Die in Cleven, Lecco, Mailand ꝛc. neuerrichteten Baumwollen-Manufacturen müssen ihre Weiber alle aus der Schweiz ziehen; sie haben sogar Mühe, unter den Italienerinnen nur die Spuhlerinnen zu finden. — Gewiß ist der Mangel an Arbeiter auch eine der Ursachen, warum Italiens Ackerbau nicht die raschen Fortschritte macht, die man in vielen andern Staaten (besonders Norddeutschlands) wahrnimmt.

Miscellen.

Kepler äußert sich in einem seiner Briefe im Jahre 1611, welche in Banschens Sammlung stehen, er beschäftige sich (zur Lust) mit einer deutschen Übersetzung des Euklides. Dabey gehe er darauf aus, die Kunstausdrücke deutsch zu geben. Er schäme sich recht, daß man für das griechische Wort: „Parallelen kein anderes als wiederum Parallelen setzen könne.

Man sieht hieraus, daß Kepler ein einziges Wort haben wollte, und daß ihm der Ausdruck: gleichlaufende Linien, nicht genügt hat. Er fügt weiter hinzu:

Dabey sey es nothwendig, daß Mehrere gemeinschaftlich zusammen stimmten, und Sorge dafür trügen, daß die Kunstausdrücke (termini) gemein-gebräuchlich würden, und daß nicht ein Gelehrter so, ein anderer anders spräche. — Er, Kepler, habe mit eben dem Rechte, mit welchem Euklides im Griechischen neue Benennungen aufgebracht habe, auch dergleichen in deutscher Sprache formirt und aufgestellt. —

Diese Arbeit Keplers ist verloren gegangen; oder liegt sie noch irgendwo im Verborgenen? — Es wäre doch gewiß wünschenswerth, wenn sie sich noch auffinden ließe, daß sie ans Licht gezogen würde!

.....

Die allermeisten Abhandlungen und Briefe, welche wir von Keplern noch besitzen, auch alle seine Hauptwerke, sind in lateinischer Sprache geschrieben. Doch haben wir auch noch einige seiner deutschen Arbeiten. Sein Styl in diesen ist lange nicht so angenehm, als sein lateinischer; denn dieser ist trefflich, — fließend, feurig und körnig zugleich. Dennoch enthalten auch die deutschen Aufsätze Keplers manches, das noch bemerkenswerth ist, und zeichnen sich vor manchen deutsch-geschriebenen Abhandlungen seiner Zeitgenossen (von 1600 bis 1630) günstig aus. Seine Vertheidigung einer etwas gereinigten Astrologie führt einen lateinischen und deutschen Titel zugleich, und ist unter der Aufschrift: Tertius Interveniens, ziemlich bekannt. (In Quart gedruckt 1610 zu Frankfurt am Main; ein Alphabet stark; ohne Seitenzahlen.) Einige Sprachausdrücke aus diesem Buche mögen doch hier stehen:

„Kümmerlich und bösslich spürt man die Parallaxe bis zur Sonne; hernach verschwindet sie ganz."

„Gott hat Gnad eingewendet, daß das Unglück sittlich vorüber-gerauschet ist."

„Durch ein Instrument kann man das Eingeweide des Himmels nicht selbst sehen." (Interiora coeli.)

„Tycho's Observationen der Sonne sind vor einem merklichen Fehlschuß, dessen Doctor Fesel sie verargwohnet, gar wohl gesichert."

„Den Schein-Bruch, welcher sich in der Luft hienieden begibt, hat er wohl angemerkt." (Diffractionem luminis.)

„Der Apberis.nus muß fehlen und treffen, wie andre erdichtete Löffelkünste." —

„Mein Gegner sage nun eins oder das ander; so kann mein Saturn darneben hin-hotten." —

.....

Kepler war ein sehr fleißiger Beobachter der Witterung. Er versichert (in zwey Stellen), er habe 16 Jahre hindurch jeden Tag die Witterung aufgeschrieben. Seine Vergleichungen des Standes der Planeten bewirkten in ihm die Überzeugung, daß ihr Einfluß unzweifelhaft sey, und daß aus ihren Gegensätzen, Conjunctionen, Quadraturen und mehrern Aspecten sich wahrscheinliche Schlüsse auf die Änderung und Hauptgestaltung des Wetters ziehen lassen. Aber die speciellen Angaben, wie sie oft von Kalendermachern als Prognostica eingesetzt werden, bestritt er, und verwahrte sich gegen üble Auslegungen sorgfältig. Er brachte dabey Distinctionen vor, welche nicht überall leicht zu fassen sind, auch wohl nach neuern Einsichten nicht ganz vertheidigt werden können. Aber seine Deutungen zeugen doch auch in diesem Fache von einem eigenen Scharfsinn.

.....

Kepler war schon überzeugt, daß wir in unsrer Zeitrechnung bey fünf, oder doch über Jahre fehlen und zurück sind. Sein Lehrer, Mästlin, war (abwesend von ihm) auf dieselbe Überzeugung gekommen. Kepler hat sich erstaunend viele Mühe in der Chronologie gegeben, und war in der alten Geschichte sehr bewandert. Seine Untersuchungen darüber sind mit ausnehmendem Fleiße geführt.

.....

Mit eigentlicher Liebhaberey forschte Kepler über die Gründe der Musik, und durchspähte die Grundverhältnisse des Monochords. Er verglich die Längen der Saiten mit Wohlklängen und Übelklängen aufs genaueste, und construirte die Harmonie geometrisch. Aber er nahm eine zweyte Vergleichung vor, welche ihn mehrere Jahre hindurch beschäftigte, und lange selbst in der Irre herum trieb. Er stellte die Verhältnisse dieser Saitenlängen mit den Längen der Linien zusammen, welche die so genannten Aspecten am Himmel, die Quadraturen, die Sextil-Scheine, die Halb-Sextile, die Drei-Scheine — ausmachen. Erst nach mehrern Jahren nahm er wahr, daß die Gesetze nicht die nahmlichen seyen, wenn gleich mehrere sehr harmonirten; und daß verschiedenen Consequenz-Verhältnissen in Musik die am Himmel, in Rücksicht ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses, wie er sich ihn vorstellte, nicht entsprächen. Dagegen achtete er auf einige am Himmel construirte Linien-Verhältnisse sehr, welche er in der Musik kaum bemerklich fand. Wer ein System hierüber nicht näher einzusehen Zeit und Geschick hat, wird es wohl nimmermehr glauben, in welche Tiefen er hierbey sich eingrub!

.....

Man liest hier und da die Behauptung, Kepler habe nicht viel auf Astrologie gehalten, und habe sie nur des Brots wegen öffentlich nicht verwerfen mögen. Einige Äußerungen von ihm sprechen für diese Behauptungen, aber doch nur zum Theil. Kepler hielt allerdings auf eine gewisse gereinigte Astrologie, und hielt viel darauf; er verwarf die gemeinen Deutungen der Astrologen vom Ptolemäus an bis auf seine Zeiten grossen Theils, aber lange nicht alle. Er glaubte fest und gewiß, daß die Stellungen der Gestirne zur Zeit der Geburt des Menschen seinen Grundcharakter, die Bildung seines innern und äußern Wesens gleichsam bestimmen; daß hierbey ein grosser geheimer Concentus vorhanden sey; und daß, wenn die gedachten Stellungen am Himmel wieder kehreten, oder gerade ihre Gegensätze (auch nur modificirte Contrarietäten) — daß die Einflüsse auf den Menschen alsdann sich wohl zu erkennen geben, daß die Beobachtungen über diesen Siderismus im Wesentlichen recht gut zusammen, und genaue Berechnungen darüber wohl gegründet waren. Sein Glaube an den Gehalt dieses Calculs war nicht fingirt, sondern ernstlich und aufrichtig, und nicht wenige Jahre seiner frühern Lebenszeit hindurch, sondern noch im reiferen Alter. Dieses erhellet aus sehr vielen Stellen seiner Werke, und seiner Briefe insbesondere. Wer dieses läugnen wollte, würde die Verehrung gegen ihn, oder gegen seine übrigen Einsichten übertreiben. (Mehrere noch ungedruckte Briefe Keplers, welche der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes durchzulesen Gelegenheit bekommen hat, haben diesen noch mehr in dieser Überzeugung bestärkt.) So wahr dieses aber auch ist, so ist doch auf der andern Seite eben so gewiß, daß Kepler viele Träumereyen der Astrologen rügte und verwarf, daß er ihre Vermessenheit in vielen bestimmten Voraussagungen streng tadelte, und manche seiner eigenen Annahmen bey bessern Einsichten zurück legte. Wie sehr er sich angelegen seyn ließ, die eigentlich höhere Astronomie theoretisch auszubilden und zu erweitern, ist außerdem über allem Zweifel erhaben.

.....

Unter den Kaisern des alten Roms war Vespasian gewiß keiner der übelsten; aber zahlen mußte sein Volk, und immer zahlen. Steuern lagerten sich, wie jetzt in England und — — — auf alle Kleinigkeiten. Sogar auf den Harn legte Vespasian eine Abgabe. Titus fand, sie sey doch nicht so recht anständig. Der witzige Monarch nahm aber einige aus dieser Geldquelle eingegangene Goldstücke, und hielt sie dem Sohne vor die Nase: „Versuche es doch, sie riechen gewiß nicht übel!"

Einige Senatoren brachten einmahl in Vorschlag — denn an dergleichen nichtsbedeutende Complimente war der Senat damahls nur sehr gewöhnt — dem Kaiser eine Bildsäule für drittehalb hunderttausend Denare errichten zu lassen. „Nicht doch, nicht doch!" rief Vespasian, und streckte lächelnd die hohle Hand dar; „gebt dieß Geld lieber hin, und macht diese Hand zum Piedestal dazu!"

.....

Man erstaunt, zu welchem Wahnsinn manche Herrscher der Welt durch das bloße wollüstige Gefühl ihrer Macht hingerissen werden konnten. Raserey en der Neronen, Heliogabale, Karakallen u. s. w. sind in unsern Tagen nicht mehr gedenkbar. Dieß ist die Macht allgemeiner höherer Kultur.

Kaiser Hadrian, der gar zu gern ein großer Mann seyn wollte, und eben darum oft sehr kleinlich ward, wollte auch sogar, wo nur das Genie entscheidet, größer seyn, als die Künstler. Er selbst entwarf zu öffentlichen Gebäuden die Risse, und da ihm einst der Architekt Apollodor bemerkte, daß die Statuen für seine Tempelpforten zu groß entworfen wären, so daß die Göttinnen nicht wieder heraus gehen könnten, wenn sie einmahl dazu die Lust annähmen möchte, — ließ er den Kritiker umbringen.

Am lächerlichsten war er, als er glaubte, sein majestätisches Machtwort reiche hin, die Gesetze des Schönen und Wahren zu bestimmen. Was Homer bey ihm versündigt haben mochte, weiß man nicht; aber er suchte ihn ganz außer Credit zu setzen, und den Antimachus an seiner Statt als den Fürsten der Dichter zu erheben. Hadrians Macht verschwand aus der Welt, Homers Majestät blieb.

.....

Die Grabschriften lügen oft gern von den Todten, wie die Zeitungen von den Lebendigen. Aber folgende enthält doch eine schöne Wahrheit.

Similis, einer der ältesten und würdigsten Oberkämmerern Trajans und Hadrians, entzog sich endlich dem Wirrwarr des Hof- und Kriegslebens. Er war zu rechtschaffen und edel gewesen, um auf seinen Ämtern durch das Unglück der Völker ungeheuern Reichthum zusammen gepreßt zu haben. Aber doch besaß er eine artige Villa. Dahin ging er, und lebte in der schönen Einsamkeit in beneidenswürdiger Ruhe, sieben Jahre noch. Darum ließ er auf sein Grab die Inschrift setzen: „Hier ruhen die Gebeine des Similis, der ein hohes Alter erreichte, aber nur sieben Jahre gelebt hat."

.....

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 3. und Mittwoch den 5. September 1810.

Wenn das ganze Gebirg in einen Bund vereiniget würde, es wäre der stärkste Staat in Europe. Wenn auch nur einem Volk die Freyheit über alles lieb ist, und es bleibt in den wenig bedürftigen Sitten der Alten, so wird es in der Noth die Ebenen verlassen und auf diesen Gipfeln der alten Welt so lang und unüberwindlich wohnen, als jene Mainotten, die auf weit geringeren Höhen den alten Ruhm von Sparta behaupten, und als die Afghanen, welche in Kandahars Bergen kriegerisch und frey geblieben, bis bey eingeschlummerter Kraft der Despoten Persiens alles übermüthige Unrecht endlich durch den Umsturz ihres Throns auf einmahl gerächt werden konnte. — Hätte Rom die Alpenvölker lieber wollen zu Freunden haben, als zu Knechten, so würden sie für ihre Freyheit muthiger als unter ausländischer Herrschaft gestritten, und Helvetien und Italien vor dem äußersten Unglück bewahrt haben. Große Monarchieen vergrößern sich zu eigenem Untergang: sie fallen, sobald sie niemand mehr fürchten, und unbedauert, weil gemeiniglich durch eigene Schuld.

Johann von Müller.

(106 und 107.)

Schatten der Vorzeit.

Czar Peter.

Indeß Rußland mit dem Schicksal kämpfte, stellte Czar Peters Geist und Kraft der Welt das Schauspiel eines großen Kaiserthums dar, das auf einmahl sich belebte, und, um neben den gewaltigsten Monarchien zu glänzen, sich nur zu fühlen bedurfte.

Alexej, Peters Vater, hatte seine Unternehmungen vorbereitet: er zuerst veranstaltete Posten. Er errichtete einige Fabriken: die Czarinn kleidete sich in Manufakturen des Landes; zu seiner Zeit lernten die Russen in Betten schlafen. Er verbeth, Kalbfleisch zu essen; weil er wollte, daß man die Kälber aufwachsen lasse. Die Ausfuhr des Getreides und Wachses nahm ab, weil der innere Verbrauch stieg. Nicht länger wurden Bier und Branntweine aus fremden Ländern eingeführt; die bey wachsender Volksmenge vermehrten Kirchen brauchten mehr Wachs. Auch Glasfabriken stiftete Alexej; und ließ Eisenbergwerke ausspüren. Nur gab der Geist des Alleinhandels den Großen Privilegien, welche den emporkeimenden Fleiß beschränkten. Der Czar selbst hatte sich mehrere Handelszweige vorbehalten: sein Schatz bestand großen Theils in Pelzen, Salz, Getreide; seine Beamten pflegten ihren Sold in Naturalien zu bekommen; der Czar war der allgemeine Wirth; auf seine Rechnung wurden Gasthöfe gehalten.

Alexej bestätigte allen Nationen seines Reichs die Religionsfreyheit. Er herrschte über die Mönche, und bediente sich im Nothfalle der Strelize, um sie in Ordnung zu halten. Es wurde ein Gesetzbuch gedruckt. Der Czar gab einigen Truppen die europäische Taktik und Kriegszucht.

Dieser große Fürst hinterließ drey Söhne: Fedor und Iwan, von Maria Misloslafsky; Peter, von Natalia Narischkin; Sophia war eine Tochter der ersten Gemahlinn.

Fedor, in dem siebenten Jahre seiner Gewalt, unternahm und vollzog eine That, welche die Macht des russischen Despotismus bewies: kein Edelmann von altem Geschlechte wollte unter einem weniger edeln Officier dienen, ja dem Statthalter eines Landes oder einer Stadt nicht gehorchen, wenn desselben Großvater weniger als der seinige gewesen. Diese Ansprüche gründete der Adel auf die Rosrad (Geschlechtsregister), welche von Zeit zu Zeit von dem Czar bestätigt wurden. Als Fedor einst alle zusammen gebracht, und man ihre Revision erwartete, ließ er sie in das Feuer werfen. Der Patriarch hielt eine Predigt, und alle Familien-Vorrechte wurden abgeschafft. Der Knäs Wasilej Galitzyn, ein durch mancherley Talente und große Tugenden ausgezeichneter Minister, hatte diesen Rath gegeben.

Sterbend ernannte Fedor, da er keine Kinder hatte, seinen jüngsten Bruder, den zehnjährigen Peter, zum Thronfolger, weil Iwan blind und von sehr eingeschränkten Gemüthskräften war. Aber Sophia, unterstützt von den Strelitzen, erregte einen Aufstand, worin die Urheber dieser Veranstaltung umgebracht, und, nebst Peter, Iwan zum Czar ausgerufen wurde. Sie selbst erklärte sich, zuerst, Regentinn, hierauf, Selbstherrscherinn zu seyn. Nach diesem, einverständlich mit Tscheglovitoj, Commandanten der Strelitze, ihrem Geliebten, beschloß Sophia den Ruin ihres jüngsten Bruders. Aber Peter entfloh in das Dreyfaltigkeitskloster.

An diesem Tage, an dem 8. August 1689, lernte der junge Czar den Hauptmann le Fort von Genf kennen, und vernahm durch desselben Erzählung, wie die Länder Europens aussehen. Le Fort entwickelte in seinem jungen Gemüthe eine äußerste

Begierde nach Ordnung und Cultur und den Haß der Barbarey.

Seine erste That war der Sturz der Herrschaft Sophiens, die er in ein Kloster verschloß. Nach Iwans Tode unternahm er, was noch kein König: er stieg vom Thron, um regieren zu lernen. Nach einer Reise, die er aus Liebe zum Seewesen nach Archangel gethan, unternahm er den großen Zug durch die polizirten Länder. Aber dieser, seine Thaten im Frieden, und wie er von Carl XII. siegen lernte, sind allzuberühmt, um in diesem kurzen Abriß erzählt zu werden.

Man darf den Czar nicht bloß an sich, man muß ihn nach der Lage beurtheilen, worein die Fortschritte aller Staaten Rußland versetzt hatten: man mußte jenen nachstreben, oder (wie Pohlen und die Türkey) ihr Spiel werden.

Fünf und zwanzig Millionen Livres waren das Einkommen bey seinem Regierungsantritt; hundert, als er starb. So viele neue Reichthumsquellen hatte Peter an das Licht gebracht! Man kann das Sinnbild, welches er für sich wählte, einen Marmorfels, woraus eine halb vollendete Statue gehauen wird, nicht anders als angemessen finden. Desto rastloser mußte er arbeiten, je weniger er auf die Beharrlichkeit und Einsicht seiner Nachfolger oder auf die widerspenstigste Barbarey seiner Nation zählen konnte. Daher Peter unglaublich vieles selbst gethan und zugleich das Geringste und Größte betrieben. Oft wohnte er den Gerichten bey; bis in die Nacht war er im Senat. Fast alle Länder, deren Anstalten er einführen wollte, alle Provinzen, wo er sie einführen wollte, sah er selbst. Da die Geistlichkeit Rußland in der Liebe der alten Rohheit stärkte, unterdrückte er das Patriarchat, wagte (wie zu Constantinopel Michael III.) seine Ceremonien in ein Possenspiel zu verwandeln, und vereinigte die höchste geistliche und weltliche Gewalt in seiner Person. Er selbst sang am Altar als erster der Bischöfe; die Verwaltung der Kirche übertrug er einer Synode, welche von ihm gesetzt, und Werkzeug seines Willens war. Dreyzehntausend Mönche (so viele hatte das Reich mit Inbegriff der Nonnen) führte er, nach alter Art, hinter den Pflug, und in Spitäler und Waisenhäuser zurück, er verboth, Jünglinge unter dreyßig, Weiber unter fünfzig Jahren aufzunehmen (weil jene sich doch für geistliche Verrichtungen bilden konnten); befahl der jungen Clerisey das Studium der Gesetze und die Übersetzung guter Bücher.

Nach Aufhebung der Strelitzen-Garde bildete er sein Heer auf deutsche Art, und ließ durch Gendorow den Codex der militärischen Gesetze ordnen.

Die von Verdienst oder Glück der Ahnen stammenden Vorzüge achtete er nicht, und gab schmeichelhaftere dem persönlichen Verdienste: der Rang eines Officiers adelte; ein Edelmann, der nichts gelernt hatte, war ohne Rang; wer in den ersten acht Ämterclassen diente, wurde dem ältesten Adel gleich gehalten.

Alles dieses zeigt, daß in Rußland noch keine öffentliche Meinung existirte, und Gehorsam die Summe der Moral war; die Reform wurde dadurch sehr erleichtert, aber sie gab mehr Schein von Cultur als tiefwurzelnde Civilisation.

Der Czar zählte sein Volk, und fand in Rußland 271 Städte, 44,000 Flecken, 715,000 Dörfer: 5,091,857 Menschen bezahlten das Kopfgeld; dritthalb hunderttausend Mann, welche zu Wasser und Lande dienten, der Adel, geistliche und bürgerliche Beamten und eigentliche Landeigenthümer sind nicht unter dieser Zahl.

Der schwedische Krieg gab ihm, was er vornehmlich wünschte, Schifffahrt in dem baltischen Meer; denn der Seehandel war ein Hauptgegenstand seiner Sorge; nur dieser konnte seinem weiten Reiche Leben ertheilen. Peter liebte ihn so, daß er zu sagen pflegte: „Wäre ich nicht russischer Kaiser, so möchte ich Admiral von Großbritannien seyn!“ Er wünschte den archangelschen Handel nach Petersburg zu verlegen; das Meer bey Archangel ist selten über drey Monathe offen, doch schien die Schifffahrt in der livischen Bucht noch größern Gefahren ausgesetzt. Ehe Peter starb, sah er jährlich 1200 Schiffe in seine Häfen einlaufen. Vierzig Linienschiffe und Fregatten, über zwey hundert Galeeren hinterließ er, aber die Bemannung mit guten Matrosen fehlte. Eben so hatte er eine vortreffliche, aber aus Mangel geschickter Leute, schlechtbediente Artillerie.

Eilf große Ströme erleichterten die Communication der Provinzen seines unermeßlichen Staats: er suchte, wie Carl der Große, sie zu vereinigen, und das kaspische, baltische und weiße Meer zu verbinden. Von Riga über Petersburg führte er eine Heerstraße bis an die Wolchowa; ein regulirter Postcurs ging von Petersburg bis nach Selingenskoi Ostreg.

Zu Astrachan gab er den Armeniern und Grusinen die Freystätte, welche sie während der persischen Unruhen begierig suchten; sie fabricirten Wolle und Seide, sie vervollkommneten den Weinbau; die Inseln der Wolga wurden Gärten; der Reiz bürgerlicher Ordnung zog Indianer aus Multan, Tataren und Mogolen, dahin; eine Million Menschen lebte von der Beschiffung und Fischerey der Wolga.

Nach Peking sandte er Isbrand Ides, zu Emporbringung des Handels mit Sina; bald erforschten Ezirkow und Beraj bey Kamtschatka die Verbindung mit Amerika.

Peter hatte einige Manufacturen angetroffen, und hinterließ, mit Inbegriff der Bergwerke, 230. In die Rollen der Kaufleute waren 188,000 Mann eingeschrieben. Vormahls trieb jeder alle Handwerke in roher Unvollkommenheit; jetzt wurden sie abgetheilt. Hierauf zog er Leute von allerley Gewerbe, die sich zu geschwinder und besserer Arbeit helfen konnten, in große Städte zusammen. Waffen wurden zu Tula und Serpuchow, Tücher zu Räschky in der Ukraine fabricirt. Aufkeimender Handel bedarf der Anstrengung vereinter Kräfte; also konnte er nicht allem Alleinhandel vorbeugen: doch ließ er nur zu Petersburg und Moscow und unter obrigkeitlicher Aufsicht Innungen bestehen.

Nach so vielen großen Dingen erneuerte er die kaiserliche Würde.

Eine einzige Furcht plagte ihn, daß sein großes Werk, nach seinem Tode, gestürzt oder vernachlässiget würde. In den unaufhörlichen Stürmen hatte er keinen ununterbrochenen Blick auf die Bildung seines Sohns Alexej fixiren können; dieser hatte eine Mutter, von der sich Peter getrennt hatte, und welche ihn gegen die Neuerungen einnahm. Der Czar hielt dafür, daß in Ernennung eines Regenten die Ehre und das Beste des Reichs allein zu betrachten, und unfähige Prinzen in Klöstern zu versorgen wären: er kannte keinen Unterschied der Stände, als welchen die Natur und eigene Anstrengung macht. In diesem Geiste wollte er, daß auch jeder Edelmann seine liegenden Güter einem seiner Söhne, den er selbst wählen könne, hinterlasse. Endlich ließ er Alexej hinrichten, wenigstens um eines Verbrechens willen, als weil er keine Tugenden

hatte; in des Vaters Augen war das größte Verbrechen, Rußland in die Barbarey zurück fallen zu lassen. Hierauf ertheilte er allen russischen Kaisern das Recht, ihre Nachfolger zu ernennen; alle Classen der Nation beschworen es, und (weil Peter billig nie etwas that, ohne seinen Gründen Publicität zu geben) der gelehrteste russische Geistliche, Theophanes Prokopowitsch, zeigte die Vortheile dieser Einrichtung. Er selbst wurde von dem Tode überrascht, ehe er dieses Recht üben konnte.

Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft.

Von Joseph Rohrer.

Körös-Mezö den 12. Sept. 1809.

Der erste Ort, der dem Wanderer aus Galizien nach Ungarn auf der nordöstlichsten Seite des letztern Königreiches begegnet, ist Köröschmezö. So sprechen die Deutschen diesen Ort der Marmarosch aus, von welchem ich Ihnen schreibe. Die Rußniaken dieser Gespannschaft heißen ihn Jasyna und die Walachen eben dieses Comitats, den ich zu bereisen, nicht geringe Lust fühlte, Fraszin. Es kann sich wirklich sehr leicht der Fall für einen gebildeten Reisenden in Ungarn ergeben, daß derselbe, je nachdem er irgend eine einheimische Person von dieser oder jener Volksschaft, höhern oder niedrigern Standes fragt, eine fünffach verschiedene Ortsbenennung als Antwort zurück erhält. Es gibt nähmlich Ortschaften in diesem Lande, welche in Ungarischer, Slawischer, Walachischer, Deutscher und Lateinischer Sprache ihren Eigennahmen behaupten. Schwerlich wird man in einer so großen Nähe irgendwo auf dem platten Lande in Europa (ich rede nicht von London, Wien, Hamburg, und andern Haupt- und Handelsstädten) so viele Sprachen neben einander selbst unter dem gemeinen Volke reden hören, als in Ungarn. Denn daß hier Landes, wo ich nun zum ersten Mahl wieder die Feder in die Hand freudig nehme, auch Müller und Fleischer mitunter das Husaren-Latein reden, ist doch nicht bloß Scherz, sondern baarer Ernst. Anfangs auf meinen frühern Reisen durch Ungern, vorzüglich im Zempliner Comitate unter den Reformirten, fiel es mir freylich auf, häufig Spectabilis Domine oder Vestra Claritas genannt zu werden.

Allerdings gehört etwas Entschlossenheit dazu, eine Gespannschaft bereisen zu wollen, welche der Ungar selbst als sein Siberien ansieht. Zwey Ursachen machen zumahl den nördlichen Theil des Marmaroscher Comitats so kalt und rauh. Erstlich seine Höhe an sich; denn man fährt, wenn man von Pest ausgeht, immer höher ins Gebirge, bis man dieses Comitat endlich erreicht, zum anderen die östliche Lage desselben. Denn die Bemerkung soll keineswegs neu seyn, daß von zwey Ländern unter gleicher nördlicher Breite jenes Land oder Ländchen weit kälter zu seyn pflegt, welches mehr gegen Osten, als dasjenige, was mehr gegen Westen liegt. Wenn man demnach auch in andern Ländern der österreichischen Monarchie unter gleicher Nordbreite noch Traubenhügel gewahrt, so sind diese demnach selbst um Szigeth, dem Hauptorte der Marmarosch, keineswegs zu sehen.

So wenig nun aber auch die Marmarosch Anziehendes für den Freund heiterer Formen hat, so ist sie doch, wenigstens in politischer Hinsicht, ein so interessanter Platz, als nur irgend ein anderes gefälligeres Comitat seyn kann. Denn die Marmaroscher Gespannschaft bildet größtentheils ein königliches Krongut (Peculium regium,) und trägt wegen ihrer ergiebigen Salzbergwerke dem Staatsschatze weit mehr ein, als noch so lachende Gegenden und kornreiche Saaten in andern Comitaten eintragen, worin der Edelmann und Grundherr für sich die Steuerfreyheit noch immer anzusprechen, um des Gemeinbesten willen keineswegs aufgab!

Die Mamarosch ist größer, als Salzburg sammt Berchtesgaden; jene umfaßt einen Flächenraum von 178, dieses von 171 geographischen Quadratmeilen. Allein wie sticht ihre Unecultur gegen dieses deutsche Land ab! Indeß Salzburg mit Berchtesgaden 5 Städte 28 Marktflecken und 1290 Dörfer zählt, hat die Marmarosch vollends keine Stadt, lediglich 5 Marktflecken und 157 kleinere Ortschaften. Im Salzburgischen fanden sich im Jahre 1806 — 202718 Einwohner, indeß man in der Marmarosch im Jahre 1806 mehr nicht als 63780 gezählt haben soll! Nehmen wir auch an, daß die Bevölkerung der Marmarosch jetzt 70000 Einheimische wenigstens enthält, wie ich von Sachkundigen versichert werde: so fallen doch erst im Durchschnitte auf jede Quadratmeile 348 Seelen aus. Salzburg trotz seiner Eisklippen hat dennoch mehr als drey Mahl so viele Menschen auf jeder gevierten Meile. Leutseliger ist es nun also wohl selbst in den schaurigen Höhen und tiefen Thälern Salzburgs, als in der gebirgigen Marmarosch!

Doch lassen Sie uns noch eine, aus Ungarn selbst hergenommene Parallele ziehen! Wie verschieden ist nicht die Marmaroscher Gespannschaft z. B. von der, auf der entgegengesetzten Seite des Königreichs liegenden Eisenburger? Das letztere Comitat enthält nur 96 Quadratmeilen, verhält sich also zum erstern an Größe wie 1 zu 2; dennoch enthält es, nebst 2 Städten, 40 Marktflecken und 610 Dörfer, ohne die Prädien (Meyerhöfe) zu rechnen. Man darf also im Mittel 6 Ortschaften auf den Flächenraum einer gevierten Meile annehmen, indeß kaum ein einziges Dorf noch füglich auf einer gleich großen Area in der Marmarosch angenommen werden kann. Und dann vollends die Bevölkerung, welch ein außerordentlicher Unterschied! Da man schon im Jahre 1785 in diesem Comitat 227017 Einwohner, mit Einschluß des Adels, gezählt hat; so ergibt sich, daß auf einer Quadratmeile im Mittel 2365 Einheimische angenommen werden können.

Wenn man das Wort Dörfer für die nordöstlichen Comitate Ungarns gebraucht, so muß doch wenigstens dieß bemerkt werden, daß man nicht dieser Benennung den strengsten deutschen Sinn unterlegen soll. Vor der Regierung Maria Theresiens verfiel man noch kaum auf die Idee, die Häuser in Linien neben einander anzulegen, ich meine in solchen Orten Ungarns, wo bloß Rußniaken, Walachen oder Madjaren zu Hause sind, und der Deutsche nicht in der Nähe gewohnt hat. Hier in der Marmarosch ist dieses gleich mit dem Orte, woraus ich jetzt schreibe, der Fall; er ist neu angelegt. Eine schöne Straße führt vom Hause des hiesigen k. Waldmeisters bis zum Mauthhause des Dreißigers. Überall zu beyden Seiten sind niedliche Häuser, weiß und rein gehalten. Aber diese Einrichtung gaben sich keineswegs die Einwohner von selbst; sie schreibt sich von ächt österreichischem Geiste her. Hier und überall in der Marmarosch wo man Ordnung rücksichtlich der Landbauten findet, hat man

Dieſes ganz der königlichen Cameral-Adminiſtration in Szigeth zu danken. Die Leute lebten hier ſporadiſch, bald da, bald dort im Gebirge. Ein echtes Chaos herrſchte in Beziehung auf ihre Wohnungen, wenn es anders Wohnungen zu nennen ſind; denn es war im Grunde nichts feſtes. Ein Bergſturmwind riß oft einen Theil des Ganzen ſo leicht weg, als das Gebläſe eines Knaben den Flügel ſeines Kartenhauſes. Erſt der Staatsverwaltung der Könige aus Habsburgiſch-Lothringiſchem Hauſe muß es Ungarn verdanken, wenn in der Marmaroſch ordentliche Dörfer ſind. Man heißt daher auch hier dieſe Dorfſchaften gewöhnlicher nach dem ungariſch lateiniſchen Amtsſtyle, Contractionen. Anfangs als ich de Contractionibus reden hörte, (denn die meiſten Madjaren in den Theiß-Comitaten ſprachen von jeher in meiner Gegenwart lateiniſch, weil ich nicht hinlänglich madjariſch verſtand, und ſie entweder nicht deutſch konnten, oder wenigſtens nicht reden wollten,) — ſo glaubte ich, es ſeye vielleicht die Rede de Contractibus oder de Contributionibus bis ich mich endlich überzeugte, daß das neu geſchaffene lateiniſche Wort einen dritten Sinn habe. Faſt möchte ich ſagen, erſt die gegenwärtige Generation mußte ſich fügen, näher zuſammen zu rücken; ich ſage wohl bedacht, mußte! Denn es war Zwang nöthig, wollte man anders nicht Sittenrohheit unter dieſen Bergbewohnern verewigen; daß man wenigſtens unter den Walachen, welche gegen die Seite des Urſprungs der weißen Theiß ihre Lagerorte haben, ſeines Lebens nicht ſicher war, wenn man einen Metallknopf, ein Schnällchen, oder glänzende Glaskügelchen, oder Spiegelchen auf ſeinem Hute oder auf der Weſte zeigte, (wie es bey deutſchen Handwerksburſchen der Brauch iſt,) werde ich bereits hier beym erſten Eintritte von Ungarn verſichert. — Zwar kann man auch in Deutſchland jetzt noch Gegenden finden, wo vielleicht nicht über hundert Bauernhöfe auf einer Quadratmeile ſtehen, und wo ein Hof vom andern manchmahl ſo entlegen liegt, daß ein Nachbar dem andern kaum hörbar zuzurufen vermag. Jeder, der die ehrwürdigen Überbleibſel des herziniſchen Waldes, wie fern ſie noch in den ehemahls vorderöſterreichiſchen nun Badiſchen Landen zu ſehen ſind, beſucht, oder der bis zu den ſogenannten Reutplätzen des einſt ſo ſchaurigen Nordwaldes im paſſauiſchen Kirchſpiele Breitenberg ſich durchgedrungen hat, weiß es, wie einſam dort die Bauernwirthſchaften liegen. Allein in jenen Gebirgen, dem Stolze der alten Germanen, hat kein Reiſender etwas zu fürchten; es ſind Deutſche, es ſind, man erlaube mir den Ausdruck unſerer Altvordern; es ſind biedere Leute. Nicht ganz der gleiche Fall gilt den Walachen; es iſt ein Zwittervolk; römiſch auf ſlaviſch, oder umgekehrt gepfropft; meiſt in Leibeigenſchaft von jeher ſchmachtend; bey dem man es ſogar dahin abſichtlich anzulegen ſchien, damit es nie zu einer liberaleren Geſinnung erwache; nie Gefühle von Menſchenwerth in ſeinem Buſen hege, ſondern bloß aus Furcht vor dem Trabanten-Stock oder einem engen Hundsloche recht, das will ſagen, den Launen ſeiner kleinen Herrn gemäß handle, welche von jeher gegen den gemeinen Mann viel ſchrecklicher, als die größten Eroberer wütheten. Ich geſtehe es übrigens Ihnen, im Vorbeygehen geſagt, — ich halte hohe Dinge auf Lamanon's Spruch: „Il n'est pas nécessaire d'etudier la politique, pour savoir, si un gouvernement est bon ou mauvais. Il souffit de voir la façon, dont un homme riche parle à un homme pauvre."

.....

Ich kam aus dem Königreiche Galizien, und zwar aus dem Staniſlawer Kreiſe zu Pferde; denn von dieſer Seite läßt ſich nicht mit Wägen nach Ungarn fahren. Schon zu Dekatyn ward ich gezwungen, von der Kaleſche abzuſitzen, welche denn auch, ohne mich, nach Lemberg zurückgefahren wurde. Das Gleiche begegnete dem rühmlich bekannten Grafen Vincenz von Batthiany, der, wie ich höre, eben dieſen Weg nach der Marmaroſch einſchlug, als er auf der Rückreiſe aus der Türkey in ſein Vaterland zurück wollte. Der Oberamtmann Fleiſchmann in Radworna, welchem auch ich Dank für die gaſtfreundliche Aufnahme ſchuldig bin, ſtellte dieſem ungariſchen Statthaltereyrathe die Unmöglichkeit vor, ſeinen Reiſewagen über dieſes Hochgebirge in das ungariſche Flachland zu bringen, weßwegen auch der letztere ſich zum Verkaufe des Wagens entſchließen mußte. Eben dieſer Hochachtungswerthe Reiſende und ich wurden übrigens von dem ſchon oben genannten k. k. Kammeral-Vorſteher mit dem gleichen Begleiter auf unſere Gebirgsreiſe verſehen. Unſer Führer nähmlich über die wahrhaft ſchaurigen Berge, welche ſich an Ungarn ſchließen, war ein Beamter, welcher Hohenauer hieß; ein Mann von 71 Jahren, der erſt im fünfzigſten Jahre heirathete, und noch acht Kinder, alle munter und fröhlich, mit ſeiner gleichfalls nicht jungen Frau zeugte. Ein Beweis, daß, wenn nur Geſundheit und mäßiges Auskommen nicht fehlt, uns um Nachkommenſchaft nirgends zum Beſten unſers Kaiſerſtaates bange ſeyn ſoll. — Ich ſchmeichelte mir bisher ein guter Bergſteiger zu ſeyn; allein; ob ich gleich nur die Hälfte der Lebensjahre zähle, welche mein alter Begleiter auf ſeinem Rücken trägt, ſo ſah ich doch, daß dieſer Greis es mir mit ſeinen Eilſchritten, da wo wir vom Pferde abſtiegen, und zu Fuß gehen wollten, bevorthat. Solche Unterſchiede bringt allmählich die Lebensart hervor, die großentheils ſitzende in Hauptſtädten, und die bewegliche dieſes muntern Alten, in freyer Bergluft!

War ich nicht mit einem gebratenen Haſelhuhn (allerdings ein ſeltener Schriftſteller-Braten!) und Zucker und Kaffeh auf die Gebirgsreiſe verſehen, dann wäre es mir übel gegangen. Der Kaffeh iſt, im Vorbeygehen geſagt, außerordentlich theuer in Ungarn, wenigſtens in den gegenwärtigen Verhältniſſen, welche ich nicht wieder zu erleben wünſche. Das Pfund desſelben koſtet in Körös-Mezö, woraus ich Ihnen ſchreibe, 25 Gulden, und tiefer in Ungarn ſoll es 25 Gulden koſten! Denken Sie ſich, wie Jenen, geringer beſoldeten Beamten zu Muthe ſeyn muß, welche nun einmahl an dieſe levantiſchen Bohnen gewohnt ſind *).

*) Dieſe Stelle ward im Herbſte des vorigen Jahres geſchrieben. Indeſſen muß man dankbar anerkennen, daß ſeit O'Donell, welcher das für uns (leider nur auf ſehr kurze Zeit!) war, was Silberkranz für einen nordiſchen Staat geweſen iſt, das Loos der Beamten ſehr verbeſſert worden iſt, indem ihnen faſt das Duplum im Courantgelde nun ausgefolgt wird. — Höchſt

Wenn man selbst mit etwas gutem Gelde in der Tasche dennoch nichts dafür erhält, das ist freylich ein übler Fall! Und dieser Fall, wo das deutsche Sprichwort „für Geld und gute Worte Alles," ohne Anwendung ist, habe ich nicht bloß auf meinen frühern Reisen durch Ungarn und Galizien erlebt, sondern ich befand mich leider auch dieß Mahl wieder in demselben. Es war nähmlich zu Mikuliczin das ganze Judenhaus leer. Nun haben aber leider die Juden dennoch hier das Wirthshaus so gut, wie im benachbarten Jamny, wo selbst die Gemeinde unter dem vorigen Grundrichter (Woyt) auf die Entfernung des Juden drang, und so gut, wie überall im Lande trotz des Verboths! Die Ursache, warum die Judenschenke wie ausgestorben schien, bestand darin, weil Weiber, Männer und Kinder ohne Unterschied nach Jablonitza reiseten, um bey dem dortigen Juden-Ältesten, wo gleichsam ihre Schule ist, ihre Feyertage zu feyern. Wie dem armen Reisenden, der sich nach einem warmen Bissen, einem guten Trunke Bier und einem ordentlichen Zimmer sehnt, bey dieser Wirthschaft zu Muthe ist, das können Sie errathen. Als ich nach Jablonitza kam, entschuldigte sich freylich der Wirth, den ich dort sprach. Er gab vor, daß ihn und seine Leute seine Religion zwang, das sogenannte Tisri zu feyern, das ist nähmlich das Neujahr 5571. Lieber Mann sagte ich zu ihm, wenn nun also Reisende in dieser Woche zu euch kommen, wo ihr zwey Tage hintereinander die zwey Neujahrsfeste feyert, und den dritten Tag darauf auch wieder einen Feyertag, die Fasten Gadalia habt, wo ihr folglich allerwenigstens vier Tage, das Hin- und Herfahren mitgerechnet, vom Hause wegbleibt; sollen etwa die christlichen Reisenden unterdessen auf der Straße liegen bleiben, und im Freyen ihre Küche aufschlagen? Glaubt ihr nicht schuldig zu seyn, wenigstens einen Küchenvorrath und Küchengeschirre bey Hause zurück zu lassen; soll das wirklich eure Religion wollen, daß ihr Fremden, sie mögen Heiden, oder wer immer seyn, nicht beystehet! „Ja wissen Sie denn das nicht gnädiger Herr! entgegnete der Jude im frommen Glaubenseifer, daß ihnen unser Küchengeschirr nicht hätte können ausgefolgt werden. Denn nur unsere Weiber dürfen in diesem für Christen kochen. Wenn einmahl eine Christinn in unsern Töpfen herum rührt, dann sind diese Geräthe nicht mehr koscher; wir können sie nicht mehr brauchen; und wo würden wir in unserm Gebirge bald irgendwo frisches, neues Geschirr zum Kaufen auffinden können. Kommen Sie ein anderes Mahl, dann soll es schon besser seyn!" Ich dachte, wenn nur alle Reisende, die zum ersten Mahl nichts zu essen vorfanden, das zweyte Mahl wieder einsprechen könnten; und fügte mich schweigend um so leichter in den weisen Spruch des fein gebildeten Metastasio

L'ira del fato avverso
Tollerando si vince;

als ich, wie schon oben zu verstehen gegeben wurde, noch paar gute Bissen eines kalten Haselhuhns, von mir in ein sehr gelehrtes Papier gehüllt; (daß sich über Staatskunst und Kochkunst mit gleicher Salbung ausbreitete,) in meiner kleinen Weidetasche trug. So bekam zu gutem Glücke noch Alles seine verdiente Portion; ich das Fleisch, ein Hund die Knochen, und der Wind das windige Blatt!

.....

So munter ich bis Mikuliczin der Reise mich unterzog, so ernst ward ich allmählich, je näher ich nach Jablonitza, dem galizischen Gränzorte auf dieser Seite nach Ungarn kam. Vor meiner trabte nur mehr ein Bauer, der mir den Weg zeigte, mit seinem Gebirgspferde voran. Ich überließ mich, ich möchte sagen, gleichsam passiv dem Thier, das mich gutwillig geschleppt hat. In dieser Gegend ist eine eigene Race kleiner Gebirgspferde, welche ohne Hufbeschlag den Weg auf steile Felsen machen, indeß ein ungewohntes fremdes Roß sicher auf solch einer schiefen Bahn sich zu todt stürzen würde. Nur dann ward ich aufmerksamer, und rafte meine Kräfte zusammen, wenn ich mit dem Pferde über den reißenden Pruthfluß durchwatten mußte, welches wegen seiner sonderbaren Krümmungen gewiß sechs Mahl zu geschehen hat. — Immer ward es stiller in der ganzen Gegend. Selbst die murmelnden Berggewässer schienen sich wo anders hin zu ziehen. Könnt' ich mir doch, so dacht ich in meiner Seele, wenigstens eine flötende Goldamsel hieher zaubern, wie ich sie so oft nächst Wien am Kobenzelberge mit Stolz auf die Natur, welche sie und mich gebar, gehört habe! Doch der Purpursaum der Wolken ward immer falber, und schwarze Schatten verbreiteten sich vom Gebirge herab. Kein Strahl einer sinkenden Sonne erquickte meinen lechzenden Blick. Nur zuweilen ergriff noch mein Auge mit lebender Hastigkeit eine aus den Berggräsern sich heraus windende Glockenblume. Ich senkte die eine meiner Hände, wie ein Halbtodter vom Pferde herab. Mich jammerte beynahe zu sehen, wie sich die stengellose Carlina in die Tiefen des Bodens verbirgt; sie, die der fromme Älpler in Tyrol, je nachdem sie sich öffnet, oder schließt, zu seiner sanft sprechenden Wetterprophetinn erkohr. Dießmahl schien mir ihre große, weiße Blume, welche ich sonst nie ohne innige Freude gleichsam näher ans Herz zu schließen wünschte, lediglich, einen Leichenkranz für einen guten Alpensohn zu bilden, geeignet. Hat mich anders mein Auge nicht getäuscht, (denn es war mattes Zwielicht, welches mir auch zuweilen wider Willen vorzugaukeln schien,) so habe ich auch eine andere, nicht minder holde, Gespielinn, die ihre himmlisch blaue Blume gleichfalls in den Busen der Erde versenken zu wollen schien, — ich habe die stiellose Gentiane entdeckt. Doch wie gesagt, ich traue mir selbst nicht. Meine Fantasie zog zusehends die Farbe an, welche in den Umgebungen des Nadelholzes spielte. — In diesen Augenblicken abendlicher Schwermuth, überraschte mich — ein Mädchen. Wie sie zu mir kam, das weiß ich nicht; aber wie sie aussah, werde ich nie

---

merkwürdig zur Ehre der österr. Regierung sind, und werden noch lange die Worte eines sehr unbefangenen, mit dem hellen Blicke eines Staatswirths forschenden Gelehrten, des seligen Büsch in Hamburg, gereichen, welcher im Jahre 1800 folgende Stelle im ersten Bande seiner vortrefflichen Abhandlung vom Geldumlauf Seite 494 abdrucken ließ: „Das Haus Österreich hat mehr als andere Staaten den Ruhm behauptet, die gegen seine Gläubiger ergangenen Verpflichtungen erfüllt zu haben, denen es nach alter Weise für einen Theil reale Sicherheit in seinen Staaten gab."

vergeſſen; es war die lebendige Geſtalt von Matthiſons neuer Heiligen.

Sanft wie der Schein um Raphaels
Madonnenbilder ſtrahlt,
Und im Kriſtall des Wieſenquells,
Der ſtille Mond ſich mahlt.

Sie grüßte mich

Mit eines Göttermundes Ton,
Der Steine wandeln heißt.
Da ſauſelte des Raſens Grün,
Wie wenn, behend und leicht,
Im Tanz die Elfenköniginn,
Die zarten Halme beugt.

„Ihr ſeyd traurig, Herr! lispelte das rußniakiſche Mädchen: Wollt Ihr nicht ſo gut ſeyn, euch bey uns die Zeit zu vertreiben!" Nun nahm ſie aus der Schürze zwey Mohnköpfe und rieth mir, den ſüßen Mohn in den Mund zu nehmen. Ich ward wirklich betroffen von der Güte. Sie lief, eh' ich noch aus der kleinen Schwärmerey mich ganz erhohlte, mit beflügelten Schritten von mir; und im Fliehen befahl ſie, zu warten. Ich und mein Klepper harrten der holden Geberinn. Sie kam richtig, einen alten Vater, mit einem auf die Bruſt fließenden Bart an der Hand, und brachte Forellen, damit ich mir dieſelbe in Jabloniza ſieden laſſen könne. Ich glaube nicht, daß jenen armen Studenten ſo wohl war, welchem nach der Legende die heilige Königinn Kunigunda, als er ihr zu Ehren kniend, die Violine ſpielte, einen goldenen Pantoffel zugeworfen hat, als mir! Ich wollte dieſe Leute mit einer Banknote beſchenken; ſie nahmen nichts an. „Mein Vater hat ja ſelbſt ſo Schafe auf der Alpe, was ſoll uns eure Gabe? Wir bitten euch — und Sie bath noch! — ſeyd nicht wieder ſo traurig Herr! wenn Ihr anders unſere Gegend auf der Rückreiſe beſuchen wollt! O, wenn Ihr in unſere Hütte dann kommen werdet, (ich ſah dieſelbe von Ferne in einer großen Anhöhe,) dann will ich euch einen Kuchen von türkiſchem Weitzen backen, und unſern beſten Schafkäs geben." Keine Sylbe weiter von dieſer holden Scene. Hohe Sitteneinfalt, weiche nie aus dieſen Thälern, wo die Friſchheit der weiblichen Geſichter, und ihr ſchöner Körperbau jeden Mann vom Geſchmack, trotz der bizarren Kleidung, wenn er anders das Glück hat, die Mädchen dieſer Gebirgsrunde in der gottesdienſtlichen Verſammlung zu Jabloniza zu ſehen, in angenehmes Staunen verſetzen wird. — Dem Manne, dem nie in der Stunde der Betrübniß eine weibliche, theilnehmende Hand die Stirne glättete, wird der Eindruck, welchen dieſer Vater, dieſe Tochter auf mich machten, nie erklärbar ſeyn! Wohl gibt es unter jedem Himmelsſtriche gute Menſchen; und keine Gegend iſt ſo rauh, die nicht Diamanten verbirgt, wenn man nur das Glück hat, auf dieſelben zu treffen! Mit ſehr gemiſchten Empfindungen eilte ich nach Jabloniza, um nicht von der Nacht überraſcht zu werden. Der dortige Jude, Srul Mamarosch, kam mir mit Branntewein aus der Schenke entgegen, und dieß Mahl trank ich der Menſchheit ein Glück auf aus dem Stingelgläschen gebrannten Waſſers gewiß mit ſo redlichem Herzen, als nur irgend ein Gaſt in Ungarn ſeinem Geber die Geſundheit aus einem vollen Tokayer-Glaſe trinken kann. Die Morgenſonne fing kaum an, am folgenden Tage die Gipfel der Berge zu röthen, ſo ritt ich ſchon nach Körös-Mezö. Als ich aus der Jabloniza-Waldung, zum erſten Mahl wieder auf ungariſchen Boden, von einem Gerſtenfelde herab dieſes romantiſche Thal mit ſeinen ſchimmernden Theißquellen ſah; erweiterte ſich mein Herz. Froh drückte ich dem Mautheinnehmer Sadecki die Hand, der mir bis zu der Holztafel entgegen kam, worauf die Worte Salva Guardia aufgezeichnet ſtanden. Doch ich ſehe wohl, es lohnt die Mühe, Ihnen noch einen Brief aus dieſem Orte zu ſchreiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Züge.

Lalande.

Lalande ward zu Bourg, in Ain-Departement, im Jahr 1733 geboren. Seine Ältern, nur mittelmäßig begütert, liebten ihn zärtlich. Ihm war jene feurige Fantaſie zu Theil geworden, die den Menſchen früh durch das Vorgefühl deſſen, was einſt aus ihm werden ſoll, begeiſtert, und früh ſchon überließ er ſich einer Lebhaftigkeit des Geiſtes und einer Freyheit der Manieren und Meinungen, der er zwar im Verfolge ſelbſt mehr als ein Mahl Einhalt zu thun ſich genöthigt ſah, die aber demungeachtet immerfort einer der hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters geblieben iſt.

Er hatte noch kaum die Kinderſchuhe ausgezogen, als ſich auch ſeine Neigung für Wiſſenſchaften, beſonders für die mathematiſchen, ſchon zu äußern anfing, und Beobachten, Ausmeſſen und Fragen ihm zur Liebhaberey ward. In zarter Jugend ſchon fragte er ſeinen Vater, auf welche Art denn auch die Sterne am Himmel befeſtiget ſeyen? Noch kaum zwölf Jahr alt, wußte er des Abends aus dem Hauſe ſeiner Ältern zu entwiſchen, um einen damahls erſchienenen Kometen zu betrachten. Hielt er ſich auf dem Lande auf, ſo kletterte er auf die Bäume, um nichts von dem Auf- und Untergange der verſchiedenen am Himmel ſichtbaren Sternbilder zu verlieren. In noch frühern Jahren bildeten der Trieb und das Bedürfniß ſich auszuzeichnen ihn auch zum Redner. Er fand ein großes Vergnügen daran, andern etwas zu erzählen und Rührung bey ihnen hervorzubringen; auch verfertigte er zuweilen kleine Predigten, die er mit gutem Erfolge vor ſeinen verſammelten Hausgenoſſen abhielt. Wozu er aber ganz vorzüglich geboren ſchien, das war die Aſtronomie. Als er einmahl von ungefähr in den Händen eines Fremden ein Teleſkop erblickt, und dieſer ihm den Gebrauch deſſelben erklärt hatte, gerieth er vor Freude und Enthuſiasmus beynahe außer ſich, und wußte es dann dahin einzuleiten, daß auf dem Dache ſeines Wohnhauſes eine Art von Sternwarte angelegt, und mit mancherley Inſtrumenten, wovon mehrere ſich noch bey ſeinem Tode vorfanden, verſehen ward.

Im Jahr 1744 ſchickten ihn ſeine Ältern in das Jeſuiter-Collegium nach Lyon. Hier war es, wo ſeine in ſo zartem Alter erwachte Liebe zu den Wiſſenſchaften ſich neuerdings zu Tage legte. Sogar ſeine Erhohlungsſtunden wandte er daſelbſt zum Studieren an, und verſteckte ſich während derſelben mehrmahls, um von ſeinen Cameraden nicht abgerufen zu werden. Im Laufe mehrerer in Lyon verlebter Jahre gewann er den Wiſſenſchaften in ſo hohem Grade Geſchmack ab, daß er, um dieſen ganz gehören zu können, bey den Jeſuiten ins Noviziat treten wollte. Einzig die Thränen der Mutter, denen er nie zu widerſtehen vermochte, konnten ihn von der Ausführung dieſes Vorhabens abhalten. Allein das Feuer ſeiner Einbildungskraft

foderte zu heftig empor, als daß er sich in seinen Studien ausschließlich auf mathematische und abstrakte Wissenschaften hätte beschränken sollen. So sehr sein erster Lehrer, der Pater Beraud, ihn unausgesetzt bey seiner Liebhaberey für die Astronomie zu erhalten wußte, machten doch auch die ausgezeichneten Talente des Pater Tholomas Eindruck genug, daß er sich über ein Jahr lang beynahe ausschließlich dem Studium der schönen Wissenschaften widmete; da er aber ungefähr um eben diese Zeit eine Disputation, alle Theile der Philosophie im Allgemeinen und nahmentlich die Astronomie umfassend zu vertheidigen hatte, verfaßte er zu seinem individuellen Gebrauche Anfangsgründe der Astronomie in lateinischer Sprache. Auch soll er gerade damahls durch den Anblick einer Sonnenfinsterniß in so hohes Erstaunen gesetzt worden seyn, daß alle diese Umstände zusammengenommen ihn endlich wieder zu dem Dienste der ernsthaftern Wissenschaften zurückführten, dem er auch von da an getreu blieb. Seiner Liebhaberey für schöne Literatur entsagte er darum aber nie ganz.

Nachdem Lalande das Jesuiter-Collegium verlassen hatte, erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, einen Curs in der Rechtswissenschaft zu Paris zu machen. Hier eilte er sogleich nach dem königlichen Collegium. In diesem Versammlungsort ausgezeichneter Gelehrten gelang es dem neuen Ankömmlinge bald, mehr als einen Mann von großen Verdiensten in sein Interesse zu ziehen. Nicht nur ließ ihm der eben damahls von Petersburg zurückgekommene Astronom Delille, wie ein zärtlicher Vater, seinen Unterricht angedeihen; sondern bald würdigten ihn auch Maraldi, La Condamine und vor Allen Lemonier, der ihm eine besondere Zuneigung einzuflößen wußte, ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit. Er machte in kurzem so außerordentliche Fortschritte, daß mehrere Beobachtungen des kaum achtzehnjährigen Jünglings würdig erklärt wurden, in die Sammlungen der Lehrer eingetragen zu werden, und dann auch wirklich nachher in verschiedenen Sammlungen im Druck erschienen.

Indessen war er bereits als Lizenziat der Rechte, und als Advokat angenommen worden. Er beschäftigte sich aber nach wie vor mit Erlernung mehrerer Sprachen und Wissenschaften, und immer mit jener Thätigkeit, die nicht weniger, als sein lebhaftes und zartes Dankgefühl gegen seine Lehrer, diese zur Bewunderung hinriß. Von ihnen sprach er noch in seinem höchsten Alter nie ohne sichtbare Rührung, und Alle blieben fortwährend seine Freunde. Lemonier allein konnte es nicht vergessen, daß sein damahls schon berühmt gewordener Zögling bey einem wichtigen Anlasse einer andern, als seiner Meinung gewesen war. Dieser Zwist, in dem der junge Astronom durch die Liebe zur Wissenschaft sich vielleicht etwas zu weit führen ließ, hatte seine Verbannung aus dem Hause des Lehrers zur Folge. Dieß war dem Zögling freylich sehr empfindlich; doch setzte er sich über alle kleinliche Rücksichten beleidigter Eigenliebe hinweg, und kehrte, wiewohl immerfort weggeschickt, stets wieder zu Lemonier zurück, indem er ihm das Wort eines alten Philosophen zu seinem Lehrer Diogenes wiederhohlte: „Es soll sich kein Stock finden lassen, der stark genug wäre, mich von meinem Lehrer fern zu halten."

Lalande's Ältern, die ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatten, riefen ihn nun wieder nach Bourg zurück, wo er ihnen zu Liebe mehrere Prozesse führte. Er vollführte dieß mit Leichtigkeit und um so größerer Rednerkunst, da ihm die Natur jene Schnelligkeit der Gedanken und Stärke des Ausdrucks verliehen hatte, die Rührung und Überzeugung hervorbringt, und auf einen hellsehenden Geist nicht weniger, als auf ein gefühlvolles Herz schließen läßt. Auch würde er sich ohne Zweifel auf dieser Laufbahn einen großen Nahmen erworben haben, wenn nicht ein unvorgesehenes Ereigniß seine Bestimmung anders gelenkt und ihm eine von jener ganz verschiedene Art von Zelebrität auf immer zugesichert hätte.

Es war nähmlich der Abbé de la Caille, in der Absicht, die Distanz des Mondes von der Erde zu bestimmen, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgereiset, und begehrte nun, daß man dießfalls in Berlin Beobachtungen anstellen lassen möchte. Lemonier, wohl bekannt mit den Fähigkeiten seines Zöglings, erhielt die Erlaubniß, ihn dahin senden zu dürfen, und Lalande, voll Entzücken über die ehrenvolle Mission, verreisete auf königliche Kosten, und als Bevollmächtigter der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, und wurde durch Maupertuis dem Könige vorgestellt. Wenn Friedrich auf der einen Seite nicht ohne einige Verwunderung den neunzehnjährigen mit so wichtigen Beobachtungen beauftragten Astronomen erblickte, so wußte er auf der andern, als ein erprobter Kenner des Verdienstes, denselben auch gehörig zu würdigen, und gestattete ihm den Zutritt zu seinem Hofe und seinen vertrautern Kreisen.

Lalande's bald darauf erfolgte Aufnahme in die Akademie zu Berlin; die ausgezeichnete Art, wie er von Voltaire, Euler, d'Argens und Algarotti empfangen wurde; die Menge von Gelehrten und Literaturen, die damahls den Thron des Königes von Preußen umgaben: kurz, Alles war dazu geeignet, seine Seele noch stärker zu electrisiren. Und so wurde das Jahr, welches er zu Berlin zubrachte, eines der vergnügtesten seines Lebens, so wie es auch für sein künftiges Schicksal eines der entscheidendsten war.

Bey Lalande's Rückkehr nach Paris, wohin er ein bedeutendes Resultat seiner Arbeiten zurückbrachte, ward er einmüthig in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Auch da noch machte er beständig Curse in der Chemie, Botanik, Anatomie und Naturgeschichte. Neben unersättlicher Wißbegierde und bey großer Thätigkeit und Beweglichkeit des Geistes, hatte er keine Idee davon, wie man irgend ein Feld des Wissens unbetreten lassen könne. Er suchte daher auch in andern nützlichen und angenehmen Künsten nach Einsichten. Er schrieb sogar über Gegenstände derselben, wie er dann z. B. im Jahr 1751 selbst ein Werk „Grundsätze der Harmonie und Musik" im Druck erscheinen ließ.

Damahls schon und bis zum letzten Moment seines Lebens machte er sich ein Vergnügen daraus, unter den jungen Leuten Kenntnisse zu verbreiten; das Verdienst an Armen und Unbekannten hervorzuziehn, und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Aber gerade wegen seiner unruhigen Thätigkeit, seines freymüthigen Sinnes, und seines bisweilen etwas zu heftigen Eifers begann auch schon damahls sich mehr als ein Ungewitter über sein Haupt zusammen zu ziehen. Solche Stürme schien er aber gar nicht ungern zu haben.

Fortwährend war Astronomie seine Lieblingswissenschaft geblieben. Kaum Mitglied der Akademie, unternahm er mit Clairaut eine weitläufige Arbeit über verschiedene Zweige jener

Wissenschaft, besonders über die Cometen. Eben damahls ward ein Comet erwartet, über den er nicht ohne glänzenden Erfolg ungeheure Berechnungen anstellte. Er publizirte nicht nur eine Übersetzung von Halley's Tabellen, mit bedeutenden eigenen Zusätzen, sondern er war auch der erste, welcher Elemente der Berechnung der Bahn mehrerer anderer Cometen im Druck erscheinen ließ, und es wagte, noch genauere Tabellen, als die des eben genannten Gelehrten zu verfertigen. Diese Arbeit, für die ein ganzes Menschenleben nicht hinreicht, erfüllte auch wirklich sein ganzes Daseyn.

Zwey Durchgänge der Venus, deren einer im Jahr 1761, der andere aber im Jahr 1769 erfolgen sollte, beschäftigten die Aufmerksamkeit der Astronomen. Jetzt verfertigte Lalande eine astronomische Karte, auf welcher für alle Länder der Augenblick jener Durchgänge angegeben war. Gelehrte, Große und selbst Fürsten luden ihn von allen Seiten ein, seine Beobachtungen bey ihnen anzustellen; Lalande aber zog Paris vor. Von hier aus sandte er der Akademie zu Petersburg Instrumente und Leute zum Beobachten. Auch war er der erste, der von dieser großen Unternehmung, von welcher er so zu sagen das Haupt war, ein Resultat erhielt und öffentlich bekannt machte.

Während Fremde die Früchte seiner Arbeit genossen, bereicherte er auch sein Vaterland mit den Entdeckungen des Auslandes. Er war es, der zuerst in Frankreich den Galvanismus die Platina u. s. m. bekannt machte. Von früher Morgenstunde bis zum Mittagessen arbeitete er ununterbrochen jeden Tag. Häufig hielt er dabey noch Vorlesungen in der Akademie. Die Zahl derselben beläuft sich auf mehr als einhundert und fünfzig. Auch schickte er an die Akademien in den Provinzen und an auswärtige Abhandlungen ein, um bey philosophischen Preisaufgaben zu concurriren; wie er denn wirklich ein Mahl bey der Akademie zu Kopenhagen, und ein andermahl bey der zu Marseille den Preis der Beredtsamkeit davon trug. Im J. 1760 erschien von ihm eine Denkschrift auf den Marschall von Sachsen, und einige Jahre später eine Abhandlung über die Sanftmuth, welche letztere er, nach seiner eigenen Äußerung, darum verfertigte, um zu versuchen, ob er die Heftigkeit seines eigenen Charakters überwinden lernen könnte. Außer allen diesen Arbeiten beschäftigte er sich, nachdem er verschiedene Seehafen durchreiset hatte, sehr ernsthaft mit der Marine, hielt auch Vorlesungen darüber, und verfaßte mehrere in dieses Fach einschlagende Schriften; unter andern eine Abhandlung über die Schifffahrt, und eine andere über die Canäle. „Ich bin," sagt er von sich selbst, „ein leidenschaftlicher Liebhaber des Seewesens. Auf meine Pettschaft habe ich ein Schiff stechen lassen; sodann den Mond, als dessen leitendes Gestirn, und eine griechische Devise, deren Sinn ist: Wissenschaft durch Tugend geleitet; weil das Schiff die componirteste Maschine ist, Tugend aber den Weisen durch Fluthen und Stürme des Lebens führt." Die ausgezeichneten Dienste, welche Lalande in dem erwähnten Fache des Unterrichts leistete, erhoben ihn zum Mitgliede der Akademie zu Brest, und bewirkten ihm von Seite der Regierung eine Pension von tausend Franken, um die er gar nicht angehalten hatte, und welche er auch voll edeln Diensteifers auf den Etat zum Unterricht eines seiner Zöglinge bestimmte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Wie Gesners Idyllen ein Gegenstück sind zu den theokritischen, so könnte man auch wünschen, idyllische Landschaften nach Theokrit, als Gegenstück zu den Gesnerschen. Dazu wären Zeichnungen nach der schönen Natur Siciliens zu benutzen. Unfehlbar haben schon manche Künstler an theokritische Landschaften gedacht: recht bestimmt aber doch wohl nicht; wenigstens einen Cyklus und eine Sammlung solcher etwa in radirten Blättern gibt es nicht. Unter Gesners radirten Blättern, und unter Kolbe's nach Gesner's Gouache-Gemählden, sind einige, worin er selbst an Theokrit dachte, mehr noch als in seinen Idyllen. — So schrieb ich für mich im Seebad zu Libau 1806. Mit Vergnügen fand ich 1809 in Rom ein Paar sicilische Landschaften in Öhl, staffirt mit Figuren theokritischer Idyllen, von Carl Graf aus Livland. M.

.....

Bacon (de Augm. scient. lib. II. cap. 4.) erhob sich schon zu einer so umfassenden Idee der allgemeinen Literargeschichte, wie sie noch keiner realisirt hat. Und doch schweigen die Verfasser der Compendien und Handbücher (exempla sunt odiosa), wo sie von frühern Bemühungen für dieß Fach reden, in der Regel von Bacon. Aber er ist überhaupt einer von den großen Schriftstellern, den die Klugen brauchen und verschweigen, nur die Besten dankbar nennen.

.....

Hat man ein Leben und eine Charakteristik Rousseau's unpartheyisch, vielseitig und eingreifend genug, und ihres Gegenstandes würdig? Ich zweifle. Weil er sein Leben selbst beschrieb, so hielten die Meisten die Lebensbeschreibung aus dem Standpuncte des parteylosen Dritten für ein überflüssiges, wenigstens undankbares Unternehmen. Wohl aber wünschte man eine ausführliche Lebensbeschreibung des Mannes, verfaßt mit genauer Rücksicht auf alles, was er in seinen Schriften von sich selbst gesagt hat, und mit Rücksicht auf die Urtheile der berühmtesten Zeitgenossen; dabey eine strenge Würdigung seiner Verdienste um die Wissenschaften und Künste und um sein Zeitalter überhaupt, gegründet auf eine sorgfältige Zergliederung seiner sämmtlichen Werke. — Zu einem solchen Buche sind viele schätzbare Beyträge vorhanden, die ich größtentheils kenne: das Buch selbst ist noch nicht geschrieben. — Als ich im Winter 1803 von seinen Confessions die früher bekannt gewordene Hälfte wieder las, fand ich selbst darin manche Data seines frühern Lebens nicht hinreichend benutzt von seinen Beurtheilern. — Wieviel fehlte ihm zum harmonischen Menschen! Wieviel seinem Gefühle an Reinheit und Delicatesse! Aber glühende Phantasie hatte er, das reizbarste Gefühl, und in den Schriften außerdem seltne Freymüthigkeit, hinreissende Beredtsamkeit. Die Meisten übrigens vergessen engherzig genug, wie bey Rousseau in den Confessions die Absicht, aus seinem Standpuncte sich selbst ganz wahr darzustellen, vorherrschte. Und daß die Meisten, wenn sie ganz wahr und offen seyn könnten und wollten, nicht Besseres in vielen Fällen von sich darzustellen vermöchten; daß ferner Rousseau ein Mann war, der alle natürliche Triebfedern in sich und Andern wirken wollte, wie die Alten.

.....

Ein Abbate, der Sofokles elend übersetzt hatte, und dennoch auf sein Werklein sich viel einbildete, ging einmahl zu Rom im Corso spazieren, und gaffte überall umher, ob er bemerkt wurde. Eccoti, rief ein witziger Kopf einigen Freunden zu, ecco vi, Signori, il traduttore di Sofocle! (Sehen Sie da, sehen Sie da, meine Herren, den Übersetzer des Sofokles!) Die Angeredeten lachten. Unser Abbate aber ließ sich nicht irre machen: er hatte traduttore (Übersetzer) verstanden, und belohnte mit dem freundlichsten Bückling das Compliment.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 7. und Montag den 10. September 1810.

Carl der Kühne, in tiefem, schwarzem Schmerz, nicht niedergeschlagen, aber wüthend, strengte alles an, den Krieg zu erneuern. Es murrten die Völker, selbst Hofleuten schien Eigensinn, was ihm Festigkeit. Allein der Muth, nicht aufzugeben, machte gleichwohl, daß er noch nicht fiel. Dem Unglück trotzen ist groß, aber unweise, die Maßregeln durchsetzen zu wollen, wodurch das Unglück kam. Der Zweck, seine burgundischen Stände zu Salins auf einmahl durch Begeisterung hinzureißen, war verfehlt. Solche Wirkungen der Beredsamkeit sind selbst im Norden möglich, aber nur bey freyen Völkern, oder wenn ein großer, das Glück meisternder Mann die Nation mit seinem Geiste zu beleben gewußt.

Johann von Müller.

(108 und 109.)

Holland.

Wie das ephemere Königreich Hetrurien, welches wir am politischen Horizont eben so schnell und kaum bemerkt entstehn als verschwinden sahen, sank auch das Königreich Holland nach einem Daseyn von vier Sommern in das Nichtseyn zurück.

Am 24. May 1806 wars, da zu Paris zwischen Frankreich und den Hochmögenden der Vertrag abgeschlossen ward, vermöge dessen der alte ehrwürdige Freystaat der vereinigten Niederlande, späterhin batavische Republik geheißen, in ein Königreich Holland verwandelt ward, Ludwig aus dem Hause Bonaparte die neugeschaffene Königskrone empfing, während Frankreich die Garantie der neuen Verfassung, und der Besitzungen Hollands in beyden Welttheilen übernahm. Und am 3. July 1810 legte Ludwig seine königliche Würde wieder ab. Ein Decret Napoleons, sechs Tage später geschrieben, vereinigte Holland mit der französischen Monarchie, weil es, erdrückt von der Last seiner Schulden, erschöpft von ungeheuren Abgaben, ohne Handel, ohne Hülfsquellen, ohne Macht und Kraft seine Unabhängigkeit zu behaupten, nicht mehr für sich selbst bestehen konnte.

So beschloß die holländische Nation ihr Daseyn, nachdem sie ihre politische Existenz zweyhundert und ein Jahr behauptet hatte, anfangs durch Waffenruhm verherrlicht, dann durch Flotten auf allen Meeren, durch Kolonien in allen Indien glänzend, endlich durch innere Zwietracht gebrochen.

In dem großen Moment, da dieser Staat aus der Weltgeschichte verschwindet, und die erste seiner Städte, das weltberühmte Amsterdam, zur dritten des abendländischen Kaiserreichs hinabsinkt, ist ein Blick auf Hollands Schicksale eben so anziehend als lehrenvoll. Weilt man doch gern am Sarge eines berühmten Sterblichen. Der Auf- und Untergang der Nationen ist das ernste Schauspiel, in welchem sich die noch lebenden unterrichten; der prophetische Spiegel ihrer Zukunft.

Wenn der Holländer auf seinem Dache sitzt, sagt Raynal, und von weitem das Meer sieht, wie es achtzehn bis zwanzig Schuh über dem Boden seines Landes erhaben ist, wie es brüllend gegen die Dämme stürzt, die er ihm entgegenbaute: sinnt er und denkt bey sich, früher oder später wird jenes wilde Ungeheuer Meister. Dann wird ihm seine unsichere Heimath verächtlich; sein Haus von Holz oder Stein in Amsterdam ist dann nicht mehr sein Haus. Das Schiff ist seine Zuflucht, sein Vaterland; nach und nach wird er gleichgültiger, und seine Sitten nehmen das Gepräge dieser Idee an. Ihm ist das Wasser, was andern Völkern die Nachbarschaft der Vulkane.

Wenn (fährt Raynal fort) zu diesen physischen Ursachen, welche die Vaterlandsliebe lähmen müssen, einst noch der Verlust der Freyheit kommen sollte: würden die Holländer nicht ein Land verlassen, welches nur durch freye Menschen blühend werden kann? Dieß Kaufmannsvolk wird seinen Handel, sein Geld irgend anders wohin tragen. Jene Inseln Asiens, seine afrikanischen Comptoirs, seine Kolonien in der neuen Welt, alle Hafen Europens werden ihm Asyle öffnen. — Und doch! sieht man heutiges Tages die allgemeine Erschlaffung, den Durst nach Reichthum, den alles verschlingenden Kaufmannsgeist, den immer gewaltigen Hang zu Luxus und Bequemlichkeit, die fortschreitende Nachgiebigkeit für Erblichkeit der Oberherrschaft — was muß man erwarten? — Müssen nicht, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, die vereinigten Niederlande unvermerkt, ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeiten, unter die Monarchie gerathen?

Soweit hatte Raynal richtig geahnet. Seine Weissagung, vor ungefähr vierzig Jahren ausgesprochen, da er für Holland noch nichts so sehr als die Präponderanz eines Erbstatthalters fürchtete, ist in Erfüllung gegangen; freylich aber aus andern Gründen, und durch Verkettung von Ereignissen, die kein Sterblicher voraussagen konnte.

.....

Ehe die Völkerschaften, welche das flache Moorland zwischen den Mündungen der Schelde und Ems austrockneten und anbauten, einen eigenen Staat bildeten, und Spaniens Joch abschüttelten, war ihr Leben ohne Einfluß auf die Schicksale anderer Nationen; ihre Geschichte ohne Interesse für den übrigen Welttheil. Roms Legionen drangen nicht bis zu jenen Sümpfen vor, wo der Schlamm der Flüsse, und was das Meer auswarf, bald neues Erdreich gebar, bald verschlang. Zu den Zeiten des Erdbeschreibers Mela hatten der Rhein- und der Vechtfluß und die Übrigen dort, ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im dreyzehnten Jahrhundert waren Nordholland und Friesland nur durch den schmalen Strom Flevo geschieden, und grünte da festes Land, wo sich jetzt ein weitläufiger Meerbusen vom Enkhuiser Sande und Takezyl in Friesland bis zu den Inseln der Zuyder See ausgewölbt hat.

Einzelne Fischerhütten lagen lange Zeit einsam auf den Sanddünen am Meer umher, nur vom Strandholz und Schilf dürftig errichtet; bis die wachsende Menschenmenge von Morgen her drängte, die Sümpfe durch Kanäle und Graben trocken legte, das ungewisse Bett der Ströme befestigte, und den nagenden Wellen des Ozeans das übriggebliebene feste Land durch kostspielige, ungeheure Dämme entriß. Indem die Noth den Menschen zwang, den Gewässern erst den Boden, dann dem Boden die kärgliche Nahrung abzukämpfen, entstand in diesem Niederlande ein hartes, ausdauerndes, gewerbsames, thätiges Volk, unverzagt in Gefahren, sparsam, kühn auf dem Meere, erfinderisch, allen Bequemlichkeiten fremd.

Nur in der Freyheit konnte hier ein Volk gedeihen; der Aufwand eines schwelgerischen Hofes würde diese werdenden Fluren bald wieder in Moor und Sanddüne verwandelt, die kleinen Fischerflotten zerstört, und die rege werdenden Werkstätte verödet haben. In der That genossen die Städte und Dörfer der Niederlande, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert sammelten und mehrten, großer Freyheit unter allen Fürsten, deren Zepter über das Niederdeutschland bis zur Nordsee in verschiedenen Zeiträumen herrschte.

Als Roms Macht vergangen war, und die Franken ihr Reich zwischen den Rhein und Pyrenäen aufgerichtet hatten im fünften Jahrhundert, ward das Niederland nicht zu demselben gezählt, sondern zu Deutschland überhaupt. Wie überall, auch hier formten sich nach den Völkerwanderungskriegen einzelne Große und Mächtige, welche als Herrn und Grafen größere und kleinere Gebiethe regierten, schützten, und wieder mit dem Streben nach Unabhängigkeit Mächtigern zinsbar wurden. Die Städte erwarben schon im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts Munizipalrechte. Die meisten dieser Landschaften fielen an das mächtige Haus Burgund, dessen letzter Herzog, Carl der Kühne, im Jahr 1477 durch die Tapferkeit der Schweizer unterging. Seine Tochter Maria, dem Kaiser Maximilian I. vermählt, brachte die Niederlande an Österreich, und sein Urenkel Kaiser Carl V., vereinigte sie, unter dem Nahmen des burgundischen Kreises, dem römischen Reiche.

Die zahlreichen Rechtsame und Freyheiten, durch welche die Städte und Dorfschaften der Niederlande volkreich und blühend geworden waren; Freyheiten, die das Haus Burgund geehrt, die selbst Carl V., trotz seiner oft listigen Politik, bedächtlich geschont hatte, verachtete sein Nachfolger Philipp II. König von Spanien.

.....

Alle siebenzehn niederländische Provinzen, wenn schon seit Jahrhunderten durch Verschiedenheit der Herrn, der Verfassung und Gesetze getrennt, daß keine von besonderer Theilnahme für die andere bewegt wird, fühlten fast mit gleichem Unwillen Philipps Tiranney, als er zur Ausrottung fremder Religionsmeinungen die Inquisition erneuerte, neue Bisthümer und Erzbisthümer gründete, und, um unbeschränkt zu seyn, selbst die weltlichen Rechtsame der Stände — die durch Alterthum heiligen Verfassungen antastete. Cardinal Granvella verwandelte die Gährung in Empörung. Zu spät ward er (im Jahr 1564) zurückberufen. Der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feyerten mit dem Trotz kirchlicher Schwärmerey ihren Gottesdienst öffentlich.

Philipp sandte den Herzog von Alba, die Rebellen in Zaum zu halten. Dieser ließ die Häupter der edeln Grafen von Egmont und Horn auf dem Schaffot fallen. Durch sein Revolutionstribunal, der Raad der Beroerten geheißen, starben des gleichen schmählichen Todes mehrere tausend Menschen. Zahllose starben auf den Schlachtfeldern.

Unter Alba's Verwaltung drohten die Niederlande bald ungeheure Wüste zu seyn. Er wurde zurückgerufen. Die Tapferkeit und kluge Mäßigung seines Nachfolgers Don Zuniga Requesens vermochte mehr über die Mißvergnügten, als Alba's Mörderey. Aber schlecht von seinem Könige unterstützt, und bald vom Tode übereilt, gelangte er nicht zum Ziel. Die Rebellion, an deren Spitze der tapfere und staatskluge Wilhelm Prinz von Oranien jede Unternehmung der Spanier unter ihrem Don Juan von Austria und nachmahls unter dem Feldherrn Alexander Herzog von Parma fruchtlos zu machen wußte, erstarkte.

Nur der verschiedenen Landschaften uralte gegenseitige Eifersucht; des hohen Adels und der Häuptlinge Nebenbuhlerey; der verschiedenen Religionsparteyen ewig wacher Argwohn wider einander; daraus entspringender Zwiespalt der Interessen und Zwecke, erschwerten den Niederlanden selbst Kampf und Sieg. Erst am 23. Jänner des Jahrs 1579 schlossen die sieben nördlichen Provinzen (Geldern, Holland, Utrecht, Seeland, Friesland, Overyssel und Gröningen) die Union zu Utrecht, durch welche sie bis auf unsere Zeiten im Verbande blieben. Aber erst, als Philipp von Spanien schändlich genug 35,000 Thaler auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien bot, und ihn ächtete, erklärten sie sich von spanischer Herrschaft los.

Aber für diese Unabhängigkeit hatten sie noch einen dreyßigjährigen schweren Kampf zu kämpfen, den Prinz Moriz von Nassau, als Statthalter, in Wilhelms Fußstapfen fortsetzte, da dieser durch eines Meuchelmörders Kugel (1583) gefallen war. Mehr als ein Mahl, durch Spaniens Übermacht gedrängt, rangen die Niederländer verzweifelnd am Rande des allgemeinen Verderbens; mehr als ein Mahl bothen sie der Königinn Elisabeth von England, dann den Franzosen, ihr zerstörtes Land zum Eigenthum dar, und doch vergebens.

Aber Frankreichs und Englands Kriege gegen Philipp II. dann der Tod dieses Monarchen, die Schlaffheit seines Sohnes Philipps III., die Siege Moriz's bey Neupoort und im Brabantischen über die Sp-

nischen Waffen, und die der niederländischen Admirale über die Flotten der damahls größten Seemacht auf Erden, führten endlich den ruhmvollen Frieden von Antwerpen im Jahr 1609 herbey, in welchem Spanien die sieben vereinigten Provinzen als unabhängigen Freystaat anerkannte.

Zwar galt dieser Friedensschluß nur für zwölf Jahre; der Kampf erneuerte sich nach Ablauf der Frist. Aber die Niederländer hatten in diesem Zeitraum, ungeachtet ihrer innern Unruhen, schon einen Grad von Macht und Ansehn erschwungen, daß sie, auf Schlachtfeldern und Meeren zuletzt Sieger, im münsterschen Frieden (1648) die reichen Eroberungen an ihren Gränzen, wie in den spanischen Indien, als Denkmähler ihrer Tapferkeit behielten.

So ward, nach einem siebzigjährigen Kampfe, unter fürchterlichen Strömen Blutes, die Freyheit der vereinten Niederlande gegründet und behauptet.

Schon wie die junge Republik noch unter Anstrengungen der Verzweiflung gegen die erste Macht des Welttheils für ihre Freyheit focht, erwarb sie durch Gewerbsfleiß und hohe Sparsamkeit die Achtung des Auslandes. Aus den Morästen der Nordsee und vieler Strommündungen hervorblühend, ward der Ozean, gegen dessen Wuth sie früher, als gegen Spanien zu ringen hatte, das Element, auf welchem sie nun Reichthum und Lorbeen sammelte. Der Krieg mehr als eines halben Jahrhunderts hatte die Bürger abgehärtet; der Sieg sie zu gewagten Unternehmungen entschlossen gemacht. Durst nach Ruhm und Reichthum ward Leidenschaft; aber Wohlleben und Bequemlichkeiten schwächten noch nicht die rauhe Kraft republikanischen Bürgersinns.

Damahls störte blinde Religionswuth den häuslichen Frieden fast aller europäischen Nationen; und eben diese Verfolgungen bereicherten den neuen Freystaat, der ein Asyl der Unterdrückten ward, mit schnell wachsender Bevölkerung. Dieser schwellenden Volkszahl fehlten Boden und Ernten; Nahrung mußte jenseits des Weltmeers gesucht werden. Die Republikaner wurden aus Noth Korsaren, schufen auf Kosten der Portugiesen und Spanier eine Marine, und beugten den Stolz ihres alten Unterdrückers dadurch am schmerzlichsten, daß sie ihm den Handel mit Indien zum Theil entzogen, dessen bisherige Stapelplätze, Lissabon, Cadix und Antwerpen, alle in seiner Gewalt vereint lagen.

Frankreich wie England sahen lange frohlockend den Verfall der spanischen Übermacht, und halfen den Holländern ihre Eroberungen und Beuten in fremder Weltgegend schirmen, — Eroberungen, deren Werth jene zwey Reiche damahls noch nicht zu schätzen wußten.

So wurden in der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, bald nach errungener Freyheit, die vereinigten Niederlande der erste Handelsstaat der Welt, und ihrer Seemacht kam keine andere gleich. Mit ungefähr hundert Kriegsschiffen trotzten sie jeder nebenbuhlerischen Gewalt. Ihre ostindische Gesellschaft, bereits in den zweifelhaften Augenblicken des Freyheitskrieges (1602) gegründet, eroberte Inseln und Königreiche in Asien, mit einem Fond von 6,459,840 Gulden; und die ersten Actien desselben von 3000 Gulden stiegen bald zu einem Werth von 18,000 empor. Mit ungefähr zweyhundert Schiffen betrieb sie den Handel bis China, sogar nach Japan, wohin kein anderes europäisches Volk den Eingang fand. Sie versorgte unsern Welttheil mit den aromatischen Producten der Gewürzinseln, mit Gold, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Stoffen des Orients. — Geringern Glückes konnte sich die später gestiftete westindische Compagnie rühmen; aber sie begann, als Frankreich und England schon eifersüchtig auf Hollands Größe und die Quellen seines Reichthums blickten.

Cromwel war der erste, welcher die Britten an ihre Bestimmung mahnte, als geborne Seeleute die Herrschaft des Ozeans zu ergreifen. Ludwig XIV. strebte für sein Volk nach gleichem Ziel; er schuf neue Hafen, Arsenale, Werften, Kriegsflotten, Aber in seinen Unternehmungen mehr prangend, als planvoll; begieriger, mächtig zu erscheinen, als zu seyn, fehlte seiner Marine die Basis — thätiger Seehandel, womit damahls in Frankreich kaum der Anfang gemacht worden war. So erhielt Großbrittanien, welches seinen Kommerz in der Stille nach allen Weltgegenden ausdehnte, unvermerkte Oberhand. Bald hatte Holland mit der furchtbaren Rivalinn auf allen Meeren zu streiten. Unbehuthsam stürzte es sich durch allzulebhafte Theilnahme an den französischen Kriegen in Schulden, und erschöpfte noch mehr seine Kräfte in dem spanischen Successionskriege durch ungemessene Anstrengungen.

Dieß und besonders der zwieträchtige Geist des Föderalismus, welcher das Innere des republikanischen Hauswesens zerrüttete, zwang Holland, von der glänzenden Rolle und der Theilnahme an den Händeln der europäischen Welt zurückzutreten. Die Eifersucht der freyen Niederländer gegen die Tendenz der Statthalter aus dem Hause Oranien zur Monarchie, hielt den Bundesstaat in immerwährender verderblicher Gährung, und erfüllte ihn mit Factionen, deren Groll vom Vater zum Enkel vererbte.

.....

Zwar siegte das Haus Oranien endlich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die republikanische Partey, durch die es fast ein halbes Jahrhundert lang die Statthalterschaft über die meisten der vereinten Provinzen verloren hatte. Es gelang ihm sogar, in blutigen Volksunruhen (1747) die Statthalterwürde in allen Provinzen für Oranien erblich zu machen auf männliche und weibliche Nachkommen, und sich auch in spätern Jahren durch Hülfe preußischer Waffen (1787) in den ertrotzten Rechten zu behaupten: aber Wilhelm V. hatte sein Hoheitsrecht nicht auf des Volkes Neigung, sondern auf fremden Schutz gegründet, und seinen republikanischen Widersachern das gefährliche Mittel verrathen, wie man die usurpirte Gewalt stürzen könne.

Als daher die Fahnen des republikanisirten Frankreichs im Jahr 1794 an den Gränzen der Niederlande wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit leidenschaftlichem Ungestüm. Oranien, welches immer die Sache Englands geführt, und zumahl im nordamerikanischen Kriege zum großen Schaden des Staats geführt hatte, während die antioranische Partey für Frankreich sprach — Oranien ging unter. Frankreichs Feldherrn gebothen fortan in Holland, und die alte Verfassung der Bundesstaaten ward zertrümmert.

Nun entstand eine batavische Republik; die sieben Provinzen wurden in einen einzigen Freystaat verschmolzen; die Macht der Gesetzgebung einer stellvertretenden Versammlung, die Vollziehung einem Directorium von fünf Männern über-

geben. Aber diese Verfassung, das Ebenbild der damahligen französischen, unbesonnen einem Volke aufgedrungen, dessen Denkart, Übung und Bedürfniß dabey als Nebensache übergangen worden waren, lastete bald eben so schwer auf die Nation, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit. Denn von nun an hörte sie auf, frey zu seyn; sie ward die willenlose Dienerinn des Siegervolks, half dessen Lasten tragen, ohne dessen Siege zu genießen.

Freylich schon sechs Jahre nachher änderte man die unbequeme Verfassung, theilte die Republik wieder in ihre gewohnten sieben Provinzen, wozu als achte die Generalitätslande gefügt wurden; vereinfachte das Regierungspersonal; reduzirte die gesetzgebende Versammlung auf fünf und dreyßig Deputirte; erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staats-Gewind von zwölf Männern. Aber nicht daher allein war des Landes Elend quellend; Hollands Handel war verschwunden.

Noch kurz vor dieser schrecklichen Epoche hatten sich die Holländer zu den ersten Handelsnationen gezählt; ihre Flaggen wehten noch auf allen Meeren; kein Volk trieb einen so starken Ökonomiehandel, besonders im baltischen Meer, wie sie; ihre Fabriken, ihre Fischereyen, ihre Kolonien, vermehrten jährlich die Summen des National-Wohlstandes. Dieß alles war nicht mehr. Die batavische Republik, unfähig mit den geringen Überbleibseln eigener Kraft nach eigenen Zwecken zu handeln, sah ihre Flotten durch die Überlegenheit Großbritaniens verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Kommerz auf bloße Küstenfahrt und Landhandel beschränkt, und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Der Friede oder vielmehr der Waffenstillstand von Amiens (1802) raubte ihr noch die reichste ihrer Inseln, Ceylon.

Doch alle diese Unfälle zogen nur als Vorspiel vor größern her. Der erschöpfte Freystaat behielt keine Zeit, die Kraft der Genesung zu sammeln, sondern ward schnell wieder in den neuen Krieg Frankreichs und Großbrittaniens (1803) hineingerissen. Surinam und das Kap wurden Englands Raub; brittische Schiffe blokirten Hollands Küsten; die Niedergeschlagenheit ward gränzenloser, je sichtbarer die Summe der öffentlichen Schuld und die Verarmung stieg.

Zum dritten Mahl mußte binnen zehn Jahren (1805) die holländische Staatsverfassung reformirt werden. Man hoffte vielleicht der Nation mehr Energie zu verleihn, indem man ihrer Regierung erhöhte Gewalt und Einheit gäbe. So ward die Gesetzgebung einem Corps von nur neunzehn hochmögenden Herrn und die Vollziehung einem einzigen Manne übertragen, der als Rathspensionär fünf Jahre lang im Amt stehen sollte. Aber Schimmelpenninks Tugenden waren in diesem Sturm unfähig, ein Vaterland zu retten, welches weniger durch den Verlust alter Ordnung, als durch den Verlust der Selbstständigkeit und der alten Hülfsquellen unterging.

Die Zeiten der unsterblichen Tromp und Ruyter waren ohne Wiederkehr verschwunden; man vernahm von keinen holländischen Flotten mehr, die sich in den Ozean hinauswagten, den Übermuth Albions zu beugen. Was hätte auch die Republik, welche im Jahr 1805 nur noch kaum fünfzehn Linienschiffe, und eben so viel Fregatten aufzeigen konnte, der brittischen Seemacht entgegenstellen sollen? — Dagegen vernahm man von batavischen Landtruppen, welche, den französischen Fahnen folgend, die Feldzüge derselben gegen deutsche Monarchen unterstützen mußten.

.....

Den Verlust des Ozeans schien eine Erweiterung des holländischen Landgebieths ersetzen zu sollen. Aber was sind jene dem Meer abgezwungenen Dorf- und Sandfelder ohne Flotten, ohne Fabriken, ohne Handel, durch welche sie allein verschönt und angebaut wurden?

Ein wichtiger Schritt geschah, als durch den Tractat zu Paris (1806) Napoleons Bruder, Ludwig die Königswürde von Holland annahm, und dem in eine Monarchie verwandelten Freystaat die Besitzungen in beyden Welttheilen, und die jetzigen Gesetze garantirt wurden. Mit Aufopferung der republikanischen Verfassung gewannen die Holländer wenigstens Hoffnungen einer bessern Zukunft. Und daß Napoleon es zum Grundgesetz machte, daß die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupt vereinigt werden sollten, schmeichelte auch denen, welche beym temporären Verlust äußerer Unabhängigkeit wenigstens noch einen Trost in der Existenz eines Hollands fanden.

Aber alle Hoffnungen der Zukunft versöhnten nicht mit den Schmerzen der Gegenwart, und der Glanz der Königskrone verblendete kein Auge über das Elend des Landes. Ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und doch im Falle, allen Feldzügen Napoleons zu folgen, nur vom Schleichhandel lebend, unter einer Staatsschuld von beynahe neunzig Millionen erliegend, ohne Macht, ohne Ansehn, sank die Nation zur Apathie der Verzweifelung. Umsonst waren die Anstrengungen ihres Königes, dieß Schicksal zu mildern.

Dieß war der Augenblick, in welchem Napoleon Holland dem französischen Reiche einverleibte, und so den Todeskampf einer beklagenswerthen Nation endete, welche ohne Kraft und Kraft längst nur noch den Nahmen der Freyen, ohne Freyheit, führte.

.....

Der Untergang Hollands ist offenbar kein Werk der gegenwärtigen Zeiten, sondern wurde längst vorbereitet im Schoß der Vergangenheit. Niemahls hat ein reiches Volk seine Selbstständigkeit lange behaupten mögen, welches nicht im eigenen Boden der Heimath die Quellen des Reichthums und die Basis der Selbstständigkeit fand. Ohne Handel und Manufacturen ist Holland bald öde. Großbrittanien hingegen kann auch ohne auswärtigen Kommerz eine respectable Macht, und sich selbst genügend seyn, da es die ersten Lebensbedürfnisse, Getraide, Viehzucht, Holz, Eisen u. s. f. selbst besitzt.

Der holländische Republikaner war daher von jeher durch einen ganz andern Geist beseelt, als der römische oder schweizerische. Diesen galt das Vaterland mehr, als Reichthum durch Handel; dem holländischen der Handel mehr, als die vaterländische Wohnstätte. Der Römer war außer Rom unter Barbaren, der Schweizer fühlt außer den Alpen sein Heimweh.

Der holländische Republikaner mußte seine Freyheiten und Rechtsame lieben, als die nothwendigen Bedingungen, unter welchen er allein Gewerbsfleiß und Handel und Wohlstand erlangen konnte. Der Römer liebte die Freyheit aus Stolz; der Schweizer liebt sie auch in der Armuth, und verschmäht den Reichthum, wenn er der Preis seiner Freyheit werden soll.

Mit dem Verlust des Handels aber verlor die Freyheit auch

Unabhängigkeit für den Niederländer ihren Werth, das Vaterland sein Interesse.

Die Niederländer waren von jeher toleranter in ihren kirchlichen, als in ihren politischen Interessen. In diesen blieben die Provinzen und Städte unversöhnlich getrennt, wie sie es schon unter den alten Grafen und Häuptlingen von Flandern, Holland, Utrecht, Friesland u. s. w. waren. Daher die föderalistische Form ihrer ersten freyen Verfassung, und der Sieg der Statthalter über die Parteyen — endlich die Schwäche Aller. Die Niederlande erfuhren, was alle Staaten von ähnlicher Verfassung, wie Griechenland, Deutschland, die Eidsgenossenschaft erfuhren.

Es ist leichter, die Freyheit erkämpfen, als bewahren; weil es leichter ist, groß zu handeln im Enthusiasmus, als mit gemächlicher Überlegung; ferner weil Noth die Kräfte steigert, Ruhe sie erschlafft.

Holland hörte nach dem Aachner Frieden (1748) auf, eine Kriegsmacht zu seyn. Während ringsumher andere Staaten ihre stehenden Heere vermehrten, verminderten die Niederlande ihre Truppen, um Geld zu ersparen. Sie hatten sich selbst entwaffnet, während Frankreich, Preußen, England, Deutschland am furchtbarsten gerüstet standen. Schon seit den militärischen Promenaden des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1787 konnte kein Holländer mehr ohne Furcht zu Bette gehen, ob er nicht am andern Morgen als Preuße, oder Franzose, oder als Engländer aufstehen werde?

Biographische Züge.

Lalande,

(Beschluß.)

Alle Jahre besuchte Lalande seinen Geburtsort. Jedes Mahl ward er mit Entzücken empfangen; wo denn auch seine Seele sich von den Gefühlen der lebhaftesten Freude durchdrungen fühlte, so oft er die Freunde und die Örter, wo ihm die Jahre seiner Kindheit vorüber geflogen waren, eine Menge in ihm den Wohlthäter verehrender Verwandter, und vor allen seine Mutter, eine ehrwürdige Matrone, wieder erblickte, die er bey allen ihren religiösen Übungen begleitete und mit beynahe an Anbethung gränzender Zärtlichkeit verehrte.

Als würdiger Nachfolger eines Vaugelas-Ozanam und anderer berühmten Männer aus seinem Vaterlande suchte er hier die Liebe zu den Wissenschaften und Studien wieder anzufachen, und errichtete unter seinen Landsleuten eine akademische Gesellschaft. Er durchreisete wiederhohlt die ganze Provinz, erhielt die Erlaubniß, einige Moräste darin auszutrocknen, und publicirte eine Statistik jenes Departements, das erste Werk der Gattung, das in diesem Lande erschienen ist.

Mitten unter allen diesen Beschäftigungen und Reisen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit beynahe allen Gelehrten Europa's oder vielmehr der Welt, und war beständig bemüht, sie einander näher zu bringen, und unter sich in Verbindung zu erhalten, wodurch der Wissenschaft selbst ein nicht zu berechnender Gewinn ward. Durch diesen unermüdeten Eifer wurde er gleichsam zum Mittelpuncte, in welchem alle neue Beobachtungen und Entdeckungen zusammen trafen. Nachdem er im Jahre 1762 mit noch drey Akademikern beauftragt worden war, die Geschichte der Akademie zu schreiben und ihre Memoiren von den letztern Jahren zum Druck zu befördern; nachdem man überdieß die Besorgung des astronomischen Theils der Encyclopädie in seine Hände gelegt hatte, setzte er großen Ruhm darin, diese Archive der Wissenschaften mit allem, was nur immer zur Beförderung der Fortschritte in der Astronomie geeignet war, zu bereichern. Auch Denkschriften auf verdienstvolle Männer, die er liebte und hochschätzte, ja sogar auf manche andere, die ihm Stoff zu gegründeten Klagen gegeben hatten, wurden jenen Sammlungen nicht selten beygerückt.

Es dürften wenige bey Laland's Lebzeiten verstorbene Gelehrte oder auch berühmte Damen zu finden seyn, auf die er nicht eine Lobschrift verfertigt hätte. In solchen Fällen galt ihm jedermann gleich: Gelehrter, Literator, Künstler, Freund, Feind, Unbekannter, Meister, Zögling, kurz jeder, wer er immer seyn mochte, schien ihm auf verdientes Lob gleiche Ansprüche zu besitzen. Selbst Gefahren hemmten hierin seinen Gang nicht. Die Denkschriften auf Lavoisier und Bailly ließ er kurze Zeit nach ihrem Tode in einem Augenblicke öffentlich erscheinen, wo er durch eine solche Verwegenheit für seine eigene Sicherheit große Gefahr lief. Die ausgezeichnetsten unter jenen Elogien sind die des Vicq d'Azir, Barthelemi, Delille, Gadet, Dupuy, Commerson; die auf de Verron, welche der Schwester des Verfassers eine Pension bewirkte; die auf Madame Lepaute, Duboccage u. a. m. Auch machte er sichs, im Gegensatze mit der Handlungsweise gewöhnlicher Menschen, zur Gewissenssache, verdienstvollen Männern noch bey ihren Lebzeiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So las er z. B. die Denkrede auf Lemonier öffentlich vor, während dieser noch lebte. Auch machte er nicht selten die Werke der Gelehrten im Voraus bekannt, gleichsam als ob er diese in Eid und Pflicht nehmen wollte, dieselben dem Publicum nicht vorzuenthalten. So ist z. B in seiner Geschichte der Astronomie (1806) mit großem Ruhm eines Gedichts über die Sternkunde gedacht, woran sein Freund Gudin damahls unter seinen Augen arbeitete.

.....

Allein die Natur hat den Fähigkeiten und Kräften des menschlichen Geistes unwandelbare Gränzen gesetzt; wer versucht, darüber hinaus zu schreiten, sieht sich in kurzem genöthigt, in seinen eigenen Fußstapfen wieder umzukehren. So brachten auch bey Lalanden, gerade als er sich mitten auf seiner Laufbahn befand, alle diese vielfältigen Arbeiten eine Entkräftung hervor, die lange Zeit für sein Leben fürchten ließ. Seine Schuld hatte er damahls der Gesellschaft bereits entrichtet; was er besaß, legirte er der Akademie, und erwartete nun mit Ergebung sein wie er glaubte, sich näherndes Ende. Aber nicht lange, so gewann die Lebenskraft bey ihm wieder Oberhand; er genas, und konnte bald wieder eben so wie vorher seinen Studien obliegen.

Er war zum Professor am Collegium von Frankreich ernannt worden. Eine Menge junger Leute, entflammt durch seine Schriften und sein Beyspiel, strömte herzu, um seines Unterrichts zu genießen. Hier leitete er nach einander die Studien der berühmtesten Astronomen Frankreichs, unter denen er nicht ohne Selbstgefühl einen Delambre, Mechain, Piazzi und mehrere andere zählte. Auch Varron, der Bougain-

ville auf seiner Reise um die Welt begleitete, war sein Zögling; ein anderer, La Paute d'Agelet, schiffte sich mit La Peyrouse ein. Noch zwey seiner Schüler begaben sich, der eine mit Cassini, der andere mit Pingré, nach Amerika; wieder andere reiseten in die Südländer, und einige endlich machten im Jahre 1798 die Expedition nach Ägypten mit. Eine Sternwarte, welche de Beauchamp, ein ausgezeichneter Astronom, zu Bagdad anlegen ließ, ist, laut einer in Marmor gegrabenen Inschrift, Lalande's Verdiensten geweiht. Eine andere in dem neuen Königreich Grenada in Amerika wurde nach ihm benannt; und so erscholl sein Ruhm durch alle bekannte Länder der Erde. Machte ihm nun gleich ein so glänzender Erfolg seiner Bemühungen große Freude, ließ er sich doch dadurch nicht berauschen; vielmehr setzte er alle mögliche Mittel in Ausübung, um es mit seinem Ruhm und seiner Thätigkeit durch Erfüllung des ganzen Umfangs seiner Kräfte noch höher zu treiben. Einen seiner Neffen, Lefrançais, ließ er zu sich kommen, um ihn zu unterstützen, verheirathete ihn, adoptirte seine Familie, und bildete ihn durch Unterricht zu seinem Nachfolger, durch den auch späterhin ein beträchtlicher Theil der von dem Lehrmeister selbst bekleideten Stellen wieder besetzt wurden. Auch Mad. Lefrançais, seine Niece, und mehrere andere Damen, wurden von ihm in Unterricht genommen und halfen ihm zu mehrern seiner gelehrten Arbeiten mitwirken, was ihn zuerst auf die Idee führte, eine Astronomie für Damen zu schreiben. In der Lebhaftigkeit seines Eifers setzte er einen Geldpreis für den aus, welcher, was bald nachher erfolgte, der erste einen Cometen entdecken würde. Späterhin im März 1802, deponirte er bey dem National-Institute die Summe von 10,000 Franken, um einen astronomischen Preis zu stiften, der nun auch wirklich alle Jahre daselbst ausgetheilt wird. Noch mehr: man sah ihn sogar Versuche machen, öffentlich als Lehrer seiner Lieblingswissenschaft, nämlich nicht in seiner Schule, sondern nach Art der griechischen Philosophen unter freyem Himmel, so wie ein Ort ihm zu seinen Betrachtungen am gelegensten schien, aufzutreten; ein Versuch, der zu Paris sehr ins Lächerliche gezogen wurde, in seiner Heimath hingegen, wo er jene öffentlichen Lectionen hielt, desto ungetheiltern Beyfall fand. Von allen Seiten her drängten sich Scharen Wißbegieriger zu diesem Unterricht zusammen; Männer, Weiber und Kinder beeilten sich, daran Theil zu nehmen. Was seiner literarischen Verühmtheit das letzte Siegel aufdrückte, ist sein großes Werk über die Astronomie, das nach dem einstimmigen Urtheil der Gelehrten vor allen bisher erschienenen den Vorzug verdient, und die nützlichste Schule sowohl, als das unentbehrlichste Handbuch für angehende Astronomen seyn und bleiben wird. In der That ist er in diesem Werke darauf bedacht gewesen, jene Wissenschaft, deren Apostel er so gern sich nennen ließ, allgemein faßlich und verständlich zu machen; auch ist dasselbe, so wie seine Geschichte der Astronomie, seine Abhandlung über die Ebbe und Fluth, seine Ephemeriden, die von ihm herausgegebenen Bände der Connaissance des temps, und mehrere andere seiner Werke, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurden. Es ist unmöglich, aller seiner zahllosen literarischen Producte hier im Detail Erwähnung zu thun; das Interessanteste darüber wird man in Delambre's Denkschrift beysammen und zugleich eine Übersicht desjenigen finden, womit die Kritik und der Spott so häufig gegen ihn zu Felde zogen, ohne ihn jedoch jemahls von seinem bewunderungswürdigen Gleichmuth abbringen zu können.

.....

Außer den erwähnten Reisen nach Paris, Berlin und in alle Provinzen Frankreichs, machte Lalande, der auch mit vielen englischen Gelehrten in Verbindung stand, zweymahl die Reise nach England, wohin ihm sein Ruf seit langem zuvorgeeilt war. Er besuchte daselbst die Observatorien, wurde wie zu Berlin dem Könige und den Großen des Reichs vorgestellt, und von den Akademien und gelehrten Gesellschaften zum Mitglied angenommen. Besonders knüpfte er in jenem Lande ein enges Freundschaftsband mit dem berühmten Herschel und dessen Schwester, und brachte, mancherley andere wichtige Beobachtungen ungerechnet, die von Harrisson zusammengesetzte Pendeluhr nach Frankreich zurück, deren Beschreibung ebenfalls in seiner Astronomie enthalten ist.

Im Verfolge beschäftigte er sich mit seiner Reise nach Italien, wohin er aus Liebhaberey für die Künste und Wissenschaften schon lange zu gehen gewünscht hatte. Hier, wie überall, sah er aus den entferntesten Gegenden Gelehrte, Künstler, Partikularen um den Ruhm wetteifern, wer ihn am besten begleiten, ihm Empfehlungen verschaffen, oder sich mit ihm unterhalten könnte. Auf eine besonders verbindliche Weise wurde er von dem Papst Clemens dem XIII. aufgenommen, mit dem er lange Zeit unterhandelte, daß die Nahmen der Galiläi und Copernicus aus dem Index gestrichen werden möchten. In Rom hielt er sich eine geraume Zeit auf, und beobachtete daselbst unter andern auch eine Finsterniß. Er besuchte die Pontinischen Sümpfe, über welche mehrere Beobachtungen in seiner aus neun Bänden bestehenden Reisebeschreibung enthalten sind — in einem Werke, welches, so sehr es sich durch Genauigkeit, Gelehrsamkeit und Philosophie auszeichnet, dennoch, in Folge einer nicht seltenen Laune des Schicksals, im Auslande weit mehr Celebrität als in Frankreich erhalten hat.

Seine letzten Reisen gingen durch die Schweiz, Holland und mehrere Provinzen von Deutschland, und glichen einem ununterbrochenen Triumphzuge. Zu Padua hatte er sein Brustbild auf der Sternwarte aufgestellt gesehen; zu Mannheim erhielt er den Beynahmen eines Gottes der Astronomie; zu Gotha eilten eine Menge Gelehrte herbey, ihn zu sehen, und als Haupt und Patriarch zu begrüßen. Auf ihr Zureden hielt er sich in dieser letztern Stadt eine geraume Zeit auf, kehrte mehrmahls dahin zurück, und ließ unter den Auspicien einer liebenswürdigen und aufgeklärten Fürstinn eine Sternwarte anlegen, die ebenfalls ein Hauptsitz und Vereinigungspunct der Astronomie geworden ist. Nach seiner Zurückkunft nach Paris fing er mit der Herzoginn von Gotha eine regelmäßige Correspondenz an, und unterrichtete sie von Zeit zu Zeit über alles, was der Lauf der Zeiten Neues im Reiche der Künste und Wissenschaften hervorbrachte. Mehr als einer seiner gelehrten Zeitgenossen, die sichs zur Freude gerechnet haben, ihn im Greisenalter mit grausamen und übel angebrachten Spotte zu quälen, müßten sich schämen, wenn sie wüßten, in welchen ehrenvollen Ausdrücken er in jenem Briefwechsel von ihnen gesprochen hat.

Diese Celebrität, die ihm in seiner Jugend, vermöge seiner Verdienste, zur Gewohnheit geworden war, ward in sei-

tern Alter, und in den Tagen, wo man ihn weniger suchte, für ihn eine Art blinden und gebietherischen Bedürfnisses, dem er sich gleichsam gezwungen sah, immerfort Nahrung zu verschaffen. In dieser Epoche ließ er nicht eine Gelegenheit ungenützt, öffentlich aufzutreten, um wieder an seinen Nahmen und seine Werke zu erinnern; ja es schien mitunter, als ob er sich nicht scheute, etwas Paradoxes einzig in der Absicht zu thun oder zu sagen, um die Aufmerksamkeit des Publicums dadurch auf sich zu ziehen. So gehört hierher, daß, nachdem er sich selbst mit dem Gedanken erfüllt und durchdrungen hatte, den höchsten Grad moralischer Vollkommenheit zu erreichen, er nun glaubte, sich selbst als Beyspiel aufstellen zu dürfen, und zu wiederhohlten Mahlen bekannt machte: er glaube in dem Besitz aller menschlichen Tugenden zu seyn; wo denn freylich ein witziger Kopf hinzusetzte: „mit Ausnahme der Bescheidenheit." Allgemein ist er auch wegen öffentlicher Ausstellung einer noch weit irrigern Meinung getadelt worden, von welcher er, was sein mit dieser Verirrung der Fantasie in einem immerwährenden Widerspruch stehendes Betragen hinlänglich verbürgte, im Herzen nicht einmahl überzeugt war. Doch diese Schwachheiten alle fallen einzig seinem spätesten Alter zur Last. Was hingegen bis an das Ende seiner Tage an ihm zu rühmen blieb, ist jene äußerste Bescheidenheit, womit er allen und jeden Tadel, er mochte verdient seyn oder nicht, aufnahm. An die Stelle seines von Natur hitzigen und ungestümen Charakters, der ihm so manche Vorwürfe zuzog, war eine beyspiellose Gelassenheit getreten, eine seltene Seelengröße und Edelmuth. Er, der während seiner langen Laufbahn so oft verläumdet worden war, setzte keinen herab. Wenn er sich je eine Art von Rache erlauben wollte, erwähnte er allenfalls seiner geleisteten Dienste und des Undanks, womit man ihn dafür gelohnt hatte; aber auch solche Bemerkungen machte er ohne Leidenschaft, nie in der Absicht zu schaden. Die Fehler anderer verschwieg er so wenig, als seine eigenen, und ließ seinen Feinden nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren, als sich selbst.

Wie gleichgültig er gegen jeden auch noch so bittern Tadel über seine Person und seine Werke gewesen sey, mag folgende Anecdote beweisen. Als einst bey einem Nachtessen eine Dame, die ihm vorher nie zu Gesicht gekommen war, ein Lied gesungen hatte, worin er unter dem Nahmen des Astronömchens lächerlich gemacht war, hörte er dem Gesange zu, klatschte Beyfall, lehrte die Sängerinn noch eine neue Strophe, die sie nicht gewußt hatte, und sagte dann zu ihr: „Der kleine Astronom bin ich!" Bey einer andern Gelegenheit ging er noch weiter. Es hatte jemand mehrere seiner Verkehrtheiten zum Gegenstand eines lustigen Spottgedichtes gemacht; da Lalande nun fand, daß eine seiner größten Lächerlichkeiten darin unberührt gelassen worden war, so dichtete er sogleich die beißendste Strophe von allen noch selbst hinzu.

Immer wußte es Lalande bey Kritiken und Feindschaften wohl zu unterscheiden, wenn etwas einer ernsthaften Aufmerksamkeit würdig war. In diesem Falle ließ er kein Mittel unversucht, Personen, die er hochschätzte, wieder für sich zu gewinnen, wobey dann Liebe für die Wissenschaften meistentheils den Sieg über alle andere Rücksichten davon trug. Einmahl hatte er mit einem berühmten Gelehrten einen sehr lebhaften Streit gehabt. Als derselbe nun dem Publicum eine neue und wichtige Beobachtung mitgetheilt hatte, näherte er sich ihm wieder mit lebhaftem Interesse, umarmte ihn zuletzt, und sagte: „Der Feind eines Mannes, von dem eine so schöne Entdeckung herrührt, mag ich nicht seyn!" Im Umgange war er ein Feind aller unnützen Umschweife; in seinen Gesprächen las man den Abdruck seiner Seele, und wenn sein Geist das, was er sagte, oft glänzender ausschmückte, so war es der Schmuck einer Wahrheit, die nicht zu beleidigen oder wehe zu thun, sondern Licht zu verbreiten bemüht war.

Mit dieser sich immer gleich bleibenden Weisheit des Geistes sah Lalande endlich in einem Alter von 73 Jahren und 9 Monathen seine Todesstunde sich nähern. In diesem furchtbaren, nicht selten das Resultat des ganzen Lebens darstellenden Momente zeigte er eine unbeschreibliche Furchtlosigkeit und Ruhe. Es war kein eitles Prahlen mit Worten, kein trauriges Losmachen von den Banden des Lebens, sondern die Gelassenheit eines weisen und rechtschaffenen Mannes, der sich in den Tod ergibt, weil er sterben muß, und den Verlust des Lebens darum nicht bedauert, weil er einen edeln Gebrauch von demselben gemacht hat. Dem Reisenden gleich, der, wenn er sich genöthigt sieht, einen Aufenthalt zu verlassen, wo er lange Zeit glücklich gelebt hat, jeden ihm noch übrigen Augenblick aufs genaueste zurathe hält, schien der sterbende Astronom am Ende seiner Laufbahn um den Verlust auch nur einer seiner letzten Minuten besorgt zu seyn. Zwar unausgesetzt damit beschäftigt, seine Freunde und Familie zu trösten, empfing er dennoch bis an den letzten Athemzug Briefe, und dictirte Antworten in die Feder; fragte um Neuigkeiten, und interessirte sich für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Noch am Vorabend seines Todes ließ er sich Journale vorlesen. „Morgen wird es zu spät seyn!" sagte er. Er hörte seinem Vorleser noch aufmerksam zu, und sagte alsdann zu seiner Niece und den Umstehenden: „Ihr könnt nun gehn; ich bedarf von nun an nichts mehr." Bald darauf verschied er ohne Schmerzen oder Todeskampf.

.....

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die Lalande selbst in seinen Memoiren und Notanten über seine Liebhabereyen und seinen Charakter gemacht hat; immer haben Geständnisse merkwürdiger Männer über sich selbst ein gewisses Interesse.

Ich bin, sagt er, allem Prunken, aller Eitelkeit feind; meine Eigenliebe (und jeder hat die seinige) zielt auf literarischen Ruhm.

Nicht Krankheit, nicht Widerwärtigkeit, nicht Ungerechtigkeit werden meine Geduld, meine Sanftmuth stören.

Nachsichtsvoll gegen Lächerlichkeiten und Fehler; finde ich alles gut.

Ich kann Scherze, Sticheleyen, Kritiken sehr gut ertragen; aber ich necke auch gern.

Die Vergnügungen der großen Welt sind mir zuwider; ich mag weder Spiel noch Feste, noch Gastereyen leiden.

Ich gehe nicht ins Schauspiel. Die Wissenschaft, und die Gesellschaft mit Leuten von Geist, besonders mit gebildeten Frauenzimmern, sind meine einzige Erhohlung. So war es für mich der Umgang mit Frau Geoffrin, du Boccage, du Défant, de Bourdic, de Beauharnais, de Salm u. a. m. Um mich zu ihnen zu begeben, machte ich große Fuß-

wanderungen; da fand sich denn unterwegs mancher Arme, und es that mir wohl, wenn ich geben konnte.

Oft habe ich andern Geld vorgestreckt; man gabs mir selten zurück; ich forderte es nie wieder.

Ich treibe die Freymüthigkeit bis zur Rauhheit; was wahr ist, mochte ich nie verhehlen, und hatte es auch beleidigt.

Ich bin mit manchem alten Freund zerfallen, nur weil ich ihm meine Stimme nicht bey akademischen Wahlen gab.

Die Bürde des Hasses war meinem Herzen immer am schwersten zu tragen. Ich machte mir durch meine Offenheit viele Feinde, aber ich haßte sie nicht, und suchte sie immer wieder zu mir zurück zu bringen.

Alles, was zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts gehört, macht mir Freude; was bloß zu dessen Vergnügen gehört, daraus mache ich mir wenig.

Dankbarkeit hat für mich den höchsten Reitz. Ich muß jedes Mahl unwillkührlich Thränen vergießen, wenn ich von einem Beweis der Dankbarkeit erzähle, den ich gab oder empfing. Ich war zu Lyon um den Pater Berard, zu Avignon, um den Pater Dumas zu besuchen, die meine Lehrer gewesen; zu Chanteloup, um den Hrn. von Choiseul zu sehen, der mir beym Könige einen Dienst geleistet. Am Hofe hätte er meine Dankbegierde kaum bemerkt, in seinem Exil empfand er sie tief.

Jeder Undank, den ich litt, erhöhte nur mein Gefühl für Erkenntlichkeit. Ich bezeugte sie vor mehreren Jahren einem bekannten Manne, dem ich Verpflichtungen schuldig war. Er schrieb mir einen Brief, den ich noch immer als ein ruhmvolles Zeugniß aufbewahre, und der folgender Maßen schloß: „Ich habe Leuten, die mich jetzt kaum einer Antwort würdigen, wesentliche Dienste geleistet, und Sie, für den ich nichts gethan, reden mir immer von Ihrer Schuld. — Leben Sie, mein Herr, für den Ruhm der Wissenschaft und der Freundschaft, und sollte ich nach der Ordnung der Natur Sie überleben, so erkläre ich Ihnen voraus, ich will diese für den Gelehrten so ehrenvolle Wahrheiten über Ihrem Grabe bekennen; es wird für mich der köstlichste Genuß seyn, öffentlich die Güte zu preisen, die Sie für mich hatten, der ich jetzt nichts bin, so wie die ernsten Wahrheiten, die Sie mir sagten, da ich noch in Gunst stand."

Unter den berühmten Männern, die Freundschaft für mich hatten, zähle ich mit Vergnügen Montesquieu, Fontenelle, J. J. Rousseau, Dalembert, Clairaut, Maupertuis, La Condamine, Voltaire, Reaumur, Barthelemi, Euler, Raynal, Macquer, der mich mit seiner Tochter verheirathen wollte, was ich aus Freundschaft für diese Familie ausschlug, weil ich ihr eine bessere Parthie wünschte.

Ich bin ganz anspruchslos, selbst als Schriftsteller. Ich erkenne die Superiorität meiner Genossen ohne Umstände an, und verhehle es in meiner Denkrede auf Pingré gar nicht, daß sich die Akademie geirrt habe, als sie mir bey einer Wahl den Preis zuerkannte.

Man wirft mir vor, ich stelle mich immer zu weit voran, mache zuviel von mir reden. Ich gestehe den Fehler gern ein, und entschuldige mich auch nicht, wegen meiner natürlichen Aufrichtigkeit oder wegen meiner Tugendliebe. Ich habe nichts dagegen, es ist ein Vergehen gegen die Gesellschaft, wenn man über die Fehler Anderer schweigt. Das heißt, aus Schonung für die Schlechten, die Guten aufopfern.

Ich werde leicht gerührt, meine leicht. Anhänglichkeit für meine Familie, die süßeste aller meiner Pflichten, weckte besonders diese Empfindsamkeit. Ich habe den Meinigen, während meines Lebens schon, den Genuß meiner Einkünfte überlassen.

Die Weiber liebte ich immer sehr; ich liebe sie noch. Ich suchte immer zu ihrem Unterricht beyzutragen; aber meine Neigung für sie ruhte doch auf Grundsätzen; nie wurden sie weder meinem Vermögen noch meinen Studien nachtheilig; ich bin keinen Morgen ihrentwillen ausgegangen. Ich habe manchen artigen Frauenzimmer gesagt: „Es hängt von Ihnen ab, mein Glück zu machen, aber nicht von Ihnen, mich unglücklich zu machen." Sie behaupten, ich hätte nie in meinem Leben aufrichtig geliebt; wenn das heißt, bis zur Narrheit, nun ja, so habe ich niemahls geliebt.

Wenn ich Meinungen äußerte, die der Ruhe einiger Individuen gefährlich werden konnten, so wars in dem Glauben, meine Reflexionen wären nicht eben dem großen Haufen zusprechend oder faßlich. Sie schienen mir nur ein Vereinigungspunct für Philosophen zu seyn.

Ich bin so glücklich constituirt, daß ich mich niemahls vor etwas fürchtete, nicht vor Menschen, nicht vor Gefahren, selbst vor dem Tode nicht. Diese Stimmung, eine bloße Folge einer gesunden Natur, war mir oft nützlich.

Ich bin reich; aber ich habe keine Launen und Bedürfnisse. Ich habe wenige Domestiken, keine Pferde; bin mäßig; in meiner Kleidung einfach; gehe zu Fuß, und ruhe aus, wo ich eben bin. Geld ist mir unnütz.

Ich möchte weder auf Vermögen noch auf Rang stolz seyn. Leute, die am wenigsten reich sind, nehme ich am freundlichsten auf. Freunde finden mich immer, in welcher Lage sie auch seyn mögen.

Auf den Tod bin ich so gefaßt, daß, wenn ich etwas eine Beobachtung anstelle, oder ein Memoire bearbeite, zu mir selbst sage: Sieh da, vielleicht zum letzten Mahl! — Aber es ist dann eine Freude mehr für mich, der Astronomie noch einen Dienst geleistet, noch einen Stein zum Gebäude meines Denkmahls gefügt zu haben.

Ich bin nicht nur mit meiner physischen Konstitution, sondern auch mit meiner moralischen zufrieden, mit meiner Philosophie, meiner Lust nützlich zu werden, meiner Empfindsamkeit, meiner Gleichgültigkeit gegen Lustbarkeiten und Gram, meinem Muth den Lastern Trotz zu biethen, obgleich der Trotz mir schon Widersacher schuf. Ich genieße also wohl des Glücks volles Maaß, dessen der Mensch fähig ist. Ich halte mich auch für den glücklichsten Sterblichen auf der Erde, und sage mit Bayard: „Ich fühl's, mein Geist entschwebt in Frieden mit sich selbst."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 12. und Freytag den 14. September 1810.

Vom Anfang an war der schwäbische das Gegentheil von dem schweizerischen Bunde: es war dieser von dem Volk entsprungen und Nachts in einer Wirke aus trauter Freundschaft aufgeblüht; seine Mittheilung hielten die benachbarten Städte und Länder für ihr grösstes Glück. Dem schwäbischen Bunde gab den ersten Antrieb ein kaiserliches Pönalmandat; vermittelst Acht und Aberacht wurde er zuerst auf acht Jahre erzwungen. Es war der Unterschied einer Liebe, die sich des Gemüths und der Sinne bemeistert, und einer vom Vater gebothenen Ehe. Die Verfassung der Alpenvölker ist aus den Händen der Natur, nach der alten Einfalt Jahrhunderte herunter gekommen, ihr Bund ward sofort auf ewig und blieb, indeß die Welt anders wurde, derselbe. Aber der große Bund aller vornehmen Fürsten, Herren und Städte von Schwaben, zum Zweck der öffentlichen Sicherheit ist von dem kaiserlichen Hof ausgegangen; sey er die Frucht der Erfahrung Friederichs, oder ein Anfang jener vielen, schönen und neuen Gedanken, wodurch Maximilians Geist dem alten Reich aufzuhelfen getrachtet. Er ist sehr natürlich, aber seine Behauptung wider Eigennutz und Vergrößerungssucht erfordert viele Kunst und Kraft. Er war auf zehn, auf acht, auf drey, auf zwölf Jahre und nach den Zeiten verschieden.

Johann von Müller.

(110 und 111.)

Die Smitmerisch-Löschnerische Sphragitodek in Wien*).

Diese Siegelsammlung ist sicher in Hinsicht der Zahl alter Siegelstämpel (typaria) und Siegelabdrücke, und dann der vortrefflichen Eintheilung und kritischen Beschreibung derselben die Einzige ihrer Art in ganz Deutschland; wahrscheinlich auch in ganz Europa.

Den Grund zu dieser Sammlung legte um die Mitte des 17. Jahrhunderts der gelehrte Padovaner Sertorio Ursato Ritter von St. Marco. Er besaß bereits 289 Stämpel, nach seinem Tode (1678) kam sie an den damahligen holländischen Geschäftsträger zu Venedig Stricker, von diesem an den Nürnbergischen Kaufmann Geisel, von welchem sie Eckard Rink kaufte, der sie seiner Tochter, Gattinn des als Historiker, Publicist und Paläograph berühmten königlich-pohlnischen und churfürstlich-sächsischen Hof- und Justiz-Rathes Glafey hinterließ. Vor etwa vierzig Jahren wurde sie das Eigenthum Franz Pauls von Smitmer, Domherrn an der Metropolitan-Kirche zu Wien (geb. 1750 † 4. Oct. 1796).

Dieser dehnte diese Sammlung weiter aus, vermehrte sie mit 88 neuen Stämpeln, ordnete selbe und brachte sie in ein systematisches Verzeichniß. Er arbeitete daran sechs und zwanzig Jahr mit zwey Gehülfen, der Eine für das Mechanische, der Andere für das Wissenschaftliche; — so ökonomisch er auch übrigens war, so scheute er doch keine Unkosten, wenn er dadurch etwas zur Vervollkommnung seiner Sammlung oder seiner in Bezug auf den Maltheser-Orden so vollständigen historischen Bibliothek beytragen zu können glaubte. Seine weitläuftigen Verbindungen als Ritter dieses Ordens, und durch das nahe verwandte Wiener-Handelshaus Smitmer, erleichterten ihm ungemein die Bereicherung und Ergänzung seiner Sammlung; wo er keine Original-Stämpel erhalten konnte, suchte er sich wenigstens gute Abdrücke zu verschaffen, deren er bey seinem Tode mehr als 8000 hinterließ. Er theilte die ganze Sammlung in 15 Classen, 8 für die geistlichen, 7 für die weltlichen Personen und Gemeinheiten, jede Classe für sich ist alphabetisch, dann chronologisch geordnet, der allgemeine Catalog darüber in zwey Theile getheilt, der erste ein Register der Nahmen der Eigenthümer der Siegel, der zweyte ist ein raisonirtes Repertoire aller Siegel mit Rücksicht auf Heraldik, Diplomatik, Genealogie und Geschichte. Es sind dabey selbst der Hauptinhalt der Urkunden, Citationen und Widerlegungen mit aufgenommen. Dieses Repertoire hat 31 Bände in Form von Portefeuilles, damit der Zuwachs immer nachgetragen werden kann, und auch jede beliebige Zusammenstellung zu einem bestimmten Zwecke oder einer Übersicht möglich bleibt. — Nach Smitmers Tode kam diese Sammlung an den fürstlich Starhembergischen Wirthschafts-Director Kovacs, welcher sie etwa vor zwey Jahren seinem Anverwandten dem geheimen Cabinets-Officialen Wenzel Löschner, dem gegenwärtigen Besitzer überließ. Dieser brachte die Zahl der Original-Stämpel bereits auf 400, und vermehrte die Siegelabdrücke mit 600 neuen, er ergänzte die in Verlust gerathenen Theile des Catalogs und arbeitet mit eben so vieler Liebe und Eifer als Sachkenntniß an der Vervollkommnung seiner Sphragitodek.

Die ganze Sammlung beläuft sich gegenwärtig auf mehr

*) Bereits in Nro. 97. dieses Archivs, S. 421 wurde dieser merkwürdigen Collection vorübergehend erwähnt.

als 9000 Stücke, sie hat hauptsächlich das Mittelalter zum Gegenstand, die Siegelabdrücke, welche großen Theils sehr schön sind, (so oft dieß nähmlich durch ein gut conservirtes altes Siegel möglich war.) sind mit Ausnahme von einigen hundert Stücken, welche im farbigem Wachse abgedruckt sind, aus einer, dem Auge sich angenehm darstellenden, weißen Masse verfertigt, in welcher sich vor ihrer Erhärtung alle Bestandtheile des Siegels aufs genaueste abdrucken, und die dann so hart wird, daß man ohne das Siegel zu verletzen, selbes mit aller Stärke gegen die Wand werfen kann, diese Masse trotzt selbst dem Feuer und allen zerstörenden Zufällen, die Einfassung dieser Abdrücke ist von gelbangestrichenen und vergoldeten Carton. Auf jedem Siegel befindet sich an der Seite das Nummer seiner Classe und die Jahrzahl, auf der Kehrseite der Nahme des Besitzers*).

*) Um den ungeheuern Aufwand von Erudition darzuthun, mit welchem Smitmer bemüht war, jedes einzelne Siegel zu erläutern, setzen wir in dieser Note zwey Beschreibungen solcher Siegel bey, wie selbe aus seiner Feder geflossen sind. I. „An. 904 — a63 Oval. Länge 7. Umschrift: + XPE (Christe) PROTEGE HLVDOICVM REGEM. Des Königs Kopf rechts gewendet mit aufgesetztem Helm, der unter dem Kinn zusammen schließt. Dieses Siegel im ungefärbten Wachse ist aus dem Archiv des Klosters Göß und jener Urkunde aufgedruckt, die P. Erasmus Fröhlich in Diplomataria sacra Styriae ausgegeben, P. I. pag. 3. inter Diplomata Gaessensia Num. 1. Dat. Anno Incarn. 904 Indictione VII. Anno regni Ludovici Vto, und wo dieser Ludovicus divina favente Gratia Rex — Arpo Comitis Orthacon filio donat in proprium hubas in valle Leubna et in valle Göstaris. Dieser König Ludwig III., Kaisers Arnulphi Sohn mit dem Beynahmen Infans, ward nach seines Vaters Tode 900, im siebenten Jahre seines Alters von den deutschen Ständen zum König erwählt und hiermit ihm auch Steyermark unterworfen. Er kam aber niemahls nach Italien und ward also auch nicht zum Kaiser gekrönt, dessen ungeachtet zählt man ihn doch insgemein unter die Kaiser. Er starb 912 ohne Kinder und Gemahlinn. Zwischen diesem seinem Siegel und jenem des deutschen König Ludwigs II., mit dem Beynahmen der Jüngere, der von 876 — 882 regierte, ist sehr weniger Unterschied. Man vergleiche jene, welche zu sehen bey Schannat in Vindiciis Tab. VI. und in Traditionibus Fuldensibus pag. 210, und wieder bey Eccard To. II. Rerum francicarum pag. 890, und bey Haremberg in Historia Gandersheimen. Tab. III. N. 8. davon sie Joh. Heümannus copirt hat, To. II. Comtaria de Re diplomatica Imperatorum ac Regum Germanorum Tab. III. Num 9 et 10. Auf beyden die nähmliche Umschrift; beyde von ovaler Figur; die Köpfe eines und des andern rechtwärts gewendt, jeder hat eine Pickelhaube auf; nothwendig unterscheiden sich aber die Gesichter. Nebstbey ist auf dem Siegel Ludwigs des Jüngern der Kopf ohne aller Kleidung, auf dem Siegel aber, von Ludwig III. oder Infans, sieht man um den Hals etwas von der Kleidung. — Die Benedictiner von der Congregation St. Mauri in dem neuen Lehrgebäude der Diplomatik To. V. auf der Tabula Sigillorum A. Num. 51. hatten gleichfalls aus Schannat libro supra citato das Siegel von Ludwig II., Könige in Deutschland, mit dem Beynahmen der Jüngere, copirt, und zwar von der dortigen Urkunde aus dem Jahre 877, worüber sie Lib. II. cap. V. Sect. 3. Art. 1. §. 608. bemerken, daß dieses sein Siegel in dem Diplom ein Ring genennet werde; und daß er der Letzte von den carolingischen Königen sich der Umschrift bedienet habe: christe protege etc., und endlich auch, daß er auf seinem Siegel eine besondere Tracht führe. Was diese letzte Bemerkung über das Siegel König Ludwigs II., oder wie sie zählen des III., anbetrifft, kann man solche nur von der Pickelhaube verstehen, denn von einer andern Tracht ist nichts zu sehen, er ist um den Hals ganz bloß; aber auch die nähmliche Art Pickelhauben trifft man da an auf dem Siegel König Ludwigs III. mit dem Beynahmen Infans."

II. „An. 1396 — c. 1. Rund. Größe 3. Ohne Umschrift. Der österreichische Balkenschild, um welchen sich ein vierfüßigee Drache krümmt. — Dieses Siegel in rothen Wachse aus dem Archiv des Jesuiten-Collegii zu Wien, hängt an einer Urkunde: Dat. zu Wienn an Suntag als man singet oculi in der Vasten 1396. wo Albrecht Herzog zu Oesterreich — — dem Hansen Staindlein verleihet das Mez Ungeldt zu Sand Ulreich vor Wydmer Torze Wienn. Am Ende wird gelesen: Unter unser Pettschafft wann wir unser Insigl nuezemal bey uns nicht hetten. — Der um den österreichischen Schild auf dem Siegel sich krümmende Drache ist das Zeichen jenes Drachen-Ordens, von dem Joh. Gottlieb Böhm eine besondere Prolusio de ordine Draconis instituto a Sigismundo Imperatore ausgegeben Lipsiae 1764 in 4., und davon Torelli in Armamentario Ordinum Equestrium To. II., Giustiniani P. II. Historia degli ordini Militari, Javyn in seinem Theatre d'honneur et de chevalerie To. II., und andere Geschichtschreiber der Ritter-Orden, Nachrichten geben. — Sehr verschieden beschreiben uns diese, und stellen zum Theile auch in Kupferstichen das Zeichen dieses Ordens vor. Eberhard Windeck, ein gleichzeitiger Historiograph des Kaisers Siegmund, in seinem Buch de vita et gestis Sigismundi Imp. bey Menkenio To. I. Scriptor. Rer. Germanicar. col. 1136 schreibt: „Ein Lintwurmb hienge an einem Crewze." Auf dem Kreuze stünde: „o quam misericors est Deus nach der Lüge, justus est pius, nach der Zwercke." Mit dieser Beschreibung stimmet das Ordenszeichen auf dem Grabstein aus dem Jahre 1450 von Rennprecht von Walsee österreichischen Obersimarschallen überein. S. Hanthaller fasti campilii. I P. II. et P. I. Dec. IV. § 2. Num. 18, wo doch statt Pius gelesen wird Paiuus. — Windeck l. c. macht einen Unterschied zwischen jenen vier und zwanzigen, denen der Kaiser das Kreuz und den Lindwurm gab, und jenen andern viel mehrern, die den Wurm allein trugen. — Ob der Drache oder Wurm sich um einen Wappenschild krümme, zum Zeichen des gedachten Ritter-Ordens finde ich selten immer, wie da auf dem Siegel des Herzogs Alberts, ohne Kreutz, und zwar so um das Edlasbergische Wappen eines einem Thurm eingehauen im Steine zu Wien, in dem sogenannten Federlhofe am Lugeck, und dabey die Inschrift: Pati et Abstinere et Sapere a Deo sunt 1494. Wie darum so der Drach ohne Kreutz, und vierfüßig um das Wappen des Königs und Erzherzogs Ladislaus ober der Pfarrkirchenthüre zu Berchtholdsdorf. — Man betrachte den nähmlichen Drachen auf einem Silberpfennig vom Herzog Leopold, mit dem Bildniß des heiligen Theobalds auf der Kehrseite, obwohl die Abzeichnung davon in der Nummotheca Principum Austriae P. I. Tab. VII. Num. 7. sehr unkenntbar ausgefallen ist, und dort der P. Marquardus Herrgott geglaubt hat, daß die zwey Fische die Grafschaft Pfirt bedeuten und nicht ein Drache eines ritterlichen Ordens-Symbolum, so um das österreichische Balkenschildlein sich krümme. Ich zweifle gar nicht, daß auf jenen zwey Brakteaten wo P. Hanthaller in seinem Verzeichnuß Wienerischer Schau- Denk- und Laufmünzen Num. 2 et 3. fig. VII. et IX. und P. Herrgott und Heer in Numotheca Principum Austriae Tab. I. Num. 7 et 8. sich beyfallen haben lassen, das österreichische Panther zu sehen, wieder der Drach dieses in denen Zeiten des Herzogs Albrechts IV., Leopolds des Hochmüthigen, und Herzogs Ernst des Eisernen sein berühmten Ritterordens, oder der ritterlichen Gesellschaft der Drachen seye. — Ich zweifle auch gar nicht, daß jener Drache, den man auf Münzen öfters um das Wappen des siebenbürgischen Fürsten Stephan Bothory und Gabriel Bathory siehet, seinen Ursprung von dem in Ungern ver-

In so guten Händen diese, eines Souverains würdige Sammlung auch immer seyn mag, ist es dennoch sehr zu wünschen, daß sie irgend einem öffentlichen Institut, einer unserer vielen, wahrhaft kaiserlichen Sammlungen angehören möchte, um sie vor jedem Zufalle zu wahren, dem ein solcher Schatz in Privathänden, auf so mancherley Arten ausgesetzt ist. Wirklich ist es auch nur einem Zufalle zu danken, daß diese Sammlung, die während der letzten feindlichen Invasion bereits von mehrern Kennern und Freunden des Alterthums, in der Absicht, sie anzukaufen, besehen und geprüft wurde, nicht bereits eine Zugehörde des Musée Napoléon ist.

Beyträge zur Geschichte der Reformation in Österreich.

Allerley Missif vom Herren Doctor Martin Luther sambt einer Quittung per 500 fl., so die frau Dorothea Jörgerin, herrn Wolfgangen Jörgers gemahl, denen Studenten, so zu Wittenberg in der heiligen schrifft studieren, geschenckht hat, auf herrn Christophen Jörger vnd sein Muetter Dorothea Lautent.

(Aus dem einst Graf Jörgerischen, nun Weißenwolfischen Archiv in Steyereck. (cf. Raupach, Evangel. Österreich. Th. 1. S. 25. und erläutert 37. 38. f.)

Nro. 1.

Dem Gestrengen vnd Vösten Christophen Jörger, meinen gunstigen herrn vnd guetten freindt.

Gnad vnd frid in Christo, Gestrenger vnd vester lieber Junkherr Christoph, Ich schick euch hie Magr. Michael Streſel zum Prediger, wie ihr mich gebetten habt, vnd bitte widerumb, wollet demselbigen euch lassen beuolhen sein, Es ist ein from, gelert, sittig, vnd fleißig Mensch, daß ich hoff, er solle guetten nuz bey euch schaffen, Ich habe auch dessgleichen euer lieben Muetter geschrieben, wie ihr begehrt habt durch diesen Magr. Michael, Gott göbe euch allen seinen sögen, daß ier seine ehre sehen vnd außbraitten mügt Amen, vnd grieſt mier in Christo euer Liebe Muetter sambt allen euren, Hiemit Gott beuolhen, Zu Wittenberg am Sonabent nach Exaudi (den 3. Junius) 1525.

Martinus Luther.

Nro. 2.

Dem Gestrengen vnd Vesten Christoffen Jörger zu Tollet meinen gunstigen Besondern herrn vnd freinde.

Gnad vnd fridt in Christo Jesu, Gestrenger vöster lieber Herr vnd freindt, Ich hab Magr. Michael Steſel fuerbar mit freiden empfangen, insonderheit, weil euer Zeugniß so guet von ihm geht, Christus wiert ob seinen wort wol halten, daß es nit die leng entzogen werde, sondern mit grosser frucht wider komen lassen, Indeß mieſſet ier **getult haben, bis daß Wetter überhin gehe**, Ier habt recht gethan, daß ihr Magr. Michael habt lassen ziehen, **weil sichs nicht gebiert, auch nicht vermicht, ihm zu schutzen**, denn **ein Jeglicher mueß fuer sich selbst sehen**, vnd bekhümern in diesen Fall, datzu euch Gott gnad göbe, welche Stunde es auch not sein wiert, Grieſſet in Christo euer liebe Gmachl, die euch Gott segne nach seinen Lob vnd ehren Amen, Hiemit gott beuolhen Amen, Wittenberg Epiphanie Domini (den 6. Jäner 1527.)

Martinus Luther.

---

mahls so stark glühenden Drachenorden habe. Siehe des Martin Schmeizel (der zwar schreibt, daß er nicht wisse, woher der Drache um das Wappen der genannten Siebenbürger Fürsten komme.) Erläuterung gold und silberner Münzen von Siebenbürgen, in 4. Halle, 1748. Num. 16. 17. 18. 20. 21. 24. 25. — Kaiser Siegmund in einem Wappenbriefe dd. 1418 für Andreas de Chap, einen Ritter des Drachenordens, schreibt: Clipeus Dracone cruce rubea in dorso signato cum pedibus quatuor et retro disjunctis et penitus quasi divisis ex utroque latere fuit circumflexus, cujus Draconis os apertum et inter dentes albos, lingua rubra extensa, rostro subacuto et auribus erectis videbatur. Cujus Draconis collum cauda propra tripliciter circumdedit, cujusque caudae finis seu pars extrema erit erecta. S. ungarisches Magazin Vol. II. p. 115. Der nahmliche K. Siegmund, in einem andern Briefe, wo er den Herzog von Lithauen, Vitoldus, und desselben Gemahlinn der Herzoginn Juliana, den Drachenorden 1429 mittheilt, beschreibt das Ordenszeichen nochmahl: Effigiem draconis curvati per modum circuli cauda collum circumgirantis divisi per medium dorsi ad longitudinem a summitate capitis usque ad extremum caudae effluente sanguine et desuper crucem. — Nothwendig aber, weil die meisten Geschichtschreiber der Ritterorden behaupten, daß erst nach dem Jahre 1400 der Drachenorden vom Kaiser Siegmund gestiftet worden sey, um wider die Ketzerey der Hussiten vereinigt zu kämpfen, muß ich nun auch erproben, daß zu Zeiten, wo Herzog Albert Anno 1396 sein Siegel mit dem Ordenszeichen an dem obangeführten Briefe gehänget, dieser Ritterorden schon wirklich bestanden, und Herzog Albert IV. demselben einverleibt gewesen sey. — K. Siegmund in dem Briefe an Vitoldus den Lithauer Herzog schreibt: Dum adhuc solium Regnorum nostrorum Hungariae etc. potestate et nomine fungeremur, plures dies noctesque insomnes deduximus vias quaerentes, quibus comodiosius Regnis nostris praeesse et tam hostes fidei christianae — — ac etiam malos christuolos possemus ad pacis pulchritudinem revocare (dieses war nach dem Jahre 1392, wo seine erste Gemahlinn, Maria gestorben, Vladislaus, der König von Pohlen, ihm die ungarische Krone streitig machte, und die Türken in Ungarn eingefallen sind) ut quod in nobis forte deficeret, accumulato societatis praesidio firmius supplere mus — — pro divisa et Societate effigiem Draconis curvati postandam elegimus etc. — Richtig ist, daß wenigstens Anno 1397 es schon mehrere Drachenordens-Ritter müsse gegeben haben, nachdem aus diesem Jahre ein Testament nennet: Dominum Victorium a Puteo (Pozzi) Militem draconis qui modo praecepto magnifici et potentis Domini Johannis Galeatii reperitur apud sereniss. Venceslaum Imperatorem nostrum pro ejus negotiis pertractandis. — Auf der gräflich Nostitzischen Bibliothek in Prag findet sich ein Codex aus Pergament, wo die ältesten Gutthäter zu der Kapelle St. Christoph, und zu dem Hause auf dem Arlberg aufgemerkt sind, mit ihren Wappen. Er fängt an bey dem Jahre 1393, und reichet bis 1415, und da sieht man auf den ersten Blättern unter andern Wappen der damahligen österreichischen Herzoge auch jene des Herzogs Albert IV., genannt Mirabilia Mundi mit dem beygesetzten Symbolo des Drachenordens nähmlich ein vierfüßiger, rund gekrümmter, grüner, und mit Blutstropfen bemahlter Drache. (Es bleibt hiermit vollkommen erprobt, daß auf dem Siegel dieses Herzogs Albert, der Drache, welcher sich um den österreichischen Balkenschild krümmet, das Zeichen und Symbolum der Gesellschaft, oder des Ritterordens vom Drachen sey."

Nro. 3.

Der Edlen vnd Tugentreichen Frauen Dorothea Jörgerin*) Wittwe zu Tollet meiner besondern freindin in Christo.

Gnad vnd fride in Christo Jesu, Erbare Tugentsame fraue, ich hab Magr. Michael Streſel mit freiden empfangen, vnd sonderlich weil ier demselbigen so guet Zeugniß gibt, daß er sich so Christlich vnd Fruchtbarlich bey euch erzaigt, wie ich mich dann auch versehen zu ihm habe, vnd gott mier solche zuuersicht nicht hat lassen zu schanden werden, Ich dankh auch euch sambt meiner Kheten freindlich eures threuen vnd Teiren geschenks, Gott der Almechtige wolle euch gnediglich in seinen heyligen Wort, wie er hat angefangen, vnderhalten vnd mehren Biß auf die Zukhunfft, die Tiranney wirt gott wol richten vnd schickhen zu seinen Lob vnd euren Heil, Hiemit gott beuolhen Amen, am Tage Epiphaniae 1527.

Martinus Luther.

Nro. 4.

Ein Notel zur Form eines Christlichen Testaments füer die edle frau Torothea Jörgerin Wittwe.

In Namen vnsers lieben Herren Jesu Christi Amen. Ich Torothea Jörgerin, Herren Wolfgangß Jörger Ritters seligen nachgelassne Wittwe setze vnd stelle mein Testament, oder letzten willen, zum Bekendniß meineß glaubenß vnd zum Zeugnuß meines Lebens, auf mosse vnd weiß wie volget.

Erstlich bekhene ich, darauf ich auch (mit Gottes Hülffe vnd gnaden) bleiben will, daß ich glaube an Gott den Vatter, Schöpffer Himels vnd der erden, vnd an Jesum ꝛc. ꝛc. Vsque in finem, durch diesen glauben hat mich mein lieber herr Jesus Christus gnediglich gelert, daß ich weiß, wie ich allein durch sein bluet vnd Todt von Sünden, Todt vnd Höll erlöset bin, vnd nicht durch meine Werkh oder verdienst, die geringsten sinden hab (nit) künen bezallen, sondern ie mehr ich gethan habe, sinde oder Ablaß zu lösen, ie höher ich gott erziernet, vnd seinen Sohn veracht habe. Vnd ist mier laidt, daß ich so lang vnd Tief in eigener werkh gerechtigkheit, vnd andern sinden vnd lästerungen meines herren Jesu Christi gelegen bin virklend vnd verfüert, aber bin doch fro, vnd dankh ihm von hertzen grundt in ebigkheit, daß er mich auß so villen grossen Irthumb, darin ich gestöckt bin, erlöset vnd erleichtert hat, vnd noch teglich behüet füer den falschen Rotten vnd geistern, Vnd auf solchen glauben vnd erkhentnüß hab ich von ihm empfangen zu Wahrzeichen vnd versicherung solcher vergöbung der sinden vnd Erlösung von dem Todt die zwey sigel oder gemahlschatz der Tauffe in meiner kindtheit, vnd mer das heilige Sacrament seines leibs vnd bluets, damit ich genes worden bin, vnd nicht zweifeln mueß, er sey mein gnediger gott, vnd ich für Ihn in gnaden durch seinen lieben Sohn vnsern herren, vnd nicht durch mein verdienst noch guette werkh, dann ich der Wittertäufer vnd schwärmer lästerung wider disse zwey heilige Sacrament von herzen vnd mit ernst verwerffe, vnd ihnen entsage, sambt allen Irthumen, der wider disen meinen glauben strebet, ich gestrebt oder noch streben mag, denn solcher glaube ist aller heyligen vnd der ganzen Christenheit Glaube, vnd also glaube ich mit Ihnen, und sie (mit) mier, vnd seint alle durch denselben Glauben Heylig vnd Selig worden mit mier, vnd ich mit ihnen, vnd ist kein ander Nahmen noch Glaube, darin man kundt heilig vnd Selig werden, sondern auſſer disen Glauben ist alles sindt vnd verdambt, es heist vnd gleist wie heilig es wölle. In disem Glauben beuilch ich meine Seele vnd Geist in die hendt meines herren Jesu Christi, vnd bitte mit hertzen, daß er mich darin Steerkhe vnd erhalte fest vnd vnbefleckht bis auf seinen Tag; denn solch bekhentnuß will ich hinder mier lassen, vnd darauf will ich von disen Jamerthal schaiden, vnd mein ende beschliessen; des helf mier mein herr vnd Heylandt Jesus Christus, mit dem Vatter vnd heyligen Geist gelebt vnd gewenedeit ein einiger Gott in ebigkheit Amen.

*) Unsere österreichische Argula von Grumbach.

Zum Andern beuelch, lasse, vnd schaff ich, soviel meinen Müetterlichen Ambt gebüert, meinen lieben kindern daſselbig Euangelium vnd Glauben, damit vnß Gott iezt gnediglich vnd reichlich begabet, vnd bitte vnd ermahne sy aus aller Muetterlichen Treue, (damit ich sie auch gern alle (als) meine Geistliche kinder meinen Gott überanttworten möcht) Sie wellen ihn füer allen Dingen, das Reich Gottes vnd seine gerechtigkheit suchen, fest bey dem Euangelio bleiben vnd halten, daſselbig federn vnd mehren von ganzen hertzen, beydes vnden sich selbst, vnd bey ihren Leiblein, vnd wo sie kinnen, vnd sich hüelten, daß ihnen der Mammon nicht lieber sey, denn das theure Heylige Bluet Christi nicht Teilhafftig seyn vnd geniessen, denn es ist doch alles füer Gott ewigkhlich verfluecht vnd vermaledeyt, was des Segens beraubt ist, den das bluet Christi über uns sprengt durch sein Heyliges Euangelium.

Zum dritten bitte ich sie auch, vnd beuilch ihnen mütterlicher Pflicht nach, daß sie fest halten wöllen an der brüederlichen Liebe vnd einigkheit, vnd eines sich gegen das Ander zu vnwillen, Zwitracht oder vngunst (nicht) bewögen lasse, sonndern ob sich vrsach zur vnlust erhobe mit Worten oder Werken, dieselbe durch die Liebe vnd gedult, Schweigen vnd übermisten, denn Gott dir nicht leuget, spricht selber, daß Brüederliche fride vnd einigkheit der gröste schatz auf erden sey, vnd er mit glükh vnd heil daselbst gebn, wie er verheist Psalm 133, denn so groß ist kein guet noch reichtumb, das nit entlich zerrinnen mueß, wo die Brüeder vneins seint, wie Christus euch selbs sagt, daß ein Königreich zu grundt gehet, wenn es vber sich selbst vneinß ist; widerumb ist das Güetlein so gering nicht, wo man eintrechtig dabey lebt, es mueß wachsen vnd gemehret werden, Ist alles die vrsach, daß Gott verheist in obbemelten Psalm Segen Glück vnd Heil, wo Brüeder einig leben, das thut vnd helt er auch, Widerumb eitel fluech vnglükh vnd verderben gibt er, wo man vneinig Hoffertig, vnd Stolz vnder einander lebt.

Zum Vierten, wiewoll meine lieben Töchter sich bewilligt haben gegen meine lieben Söhne müetterlichen Güetter halben. Aber weil ich beim Leben derselben mächtig bin zu ordinieren, so ist mein Will vnd mainung (kunftiger vrsachen zur vngetrew oder uninigkheit zuvorkhomen, so viel mier miglich) daß dieselbigen Muetterlichen Guetter gleich geteilet werden.

Doctor Martinus Hantschrifft.

Nro. 5.

Der Edlen Tugentreichen Frauen Torothea Jörgerin zu Tollet, meiner gunstigen frauen in Christo.

Gnad vnd fride in Christo, erbare Tugentsame frauw, ich sollt euch wol vill schreiben, darzu mich auch Mgr. Michael oft ermahnet, denn er euer gar offt vnd aufs allerbeste gedenckt

so hoffe ich doch, es sey nit noth, euer Gewissen vill mit mehrern worten zu meistern, weil er Michael solches besser vnd mit mehr Wissen, denn ich, thuet vnd thain kann, Aber aines mueß ich nechst lassen (sic), Ich mörkh, er hab euch etwan vmb gelt oder steuer geschrieben, welches mich auf ihn verdreust, so er doch bey mier woll haben mag, was ihm not ist, was ich ihm beuolhen hab zu fodern, Noch ist er für mir scheichsamb, daß ichs ihm mueß auffdringen, was er bedarf, darum ist nicht not, liebe frau, daß ier ihm etwas schickt, Griest mir euer bede liebe Söhne sambt eurem ganzen Heifflein, Christus wolle euch alle sterkhen und behalten in reinem rechten bestendigen Glauben Amen. Sonnabends nach Reminiscere (den 13. März) 1528.

Martinus Luther.

Nro. 6.

Der Edlen Tugentreichen Frauen Thorothea Jörgerin Wittwe zu Tollet meiner günstigen frauen vnd guetten freindin in Christo.

Gnad vnd frid in Christo, edle Tugentreiche frau, Ich hab euer schrifft an mich sambt der Khutten Ladwergen, darzu auch meiner lieben Khete die vier Ungerischen Gulden in Ieren Briefe empfangen, vnd bedankhen vnß beede gegen euch aufs freindlichist, So hab ich Mgr. Michael Strefel das sein auch zugeschickht, dessen widerschrifft ich alle stund erwarte. Daß auch euer schrifft meldet vnd begehret, wie michs am besten deucht, die 500 fl, so ier füerhabt anzulegen an arme Gesellen, so in der Heiligen Schrifft studieren, hab ich mit Magistro Philippo sambt anderen meinen guetten herren vnd freinden für das beste angesehen, weill es an solch nothig nutzlich Werth soll angelegt werden, daß es auf Zins werde ausgethan, damit es ewig vnd villen möcht hilflich seyn, denn man zwo Personhnen jerlich eine guette Hilfe thain khann, so lang es gemehrt wird, wol angelegt sein, welche wier der Universitet zu Wittenberg wohl aufzusehen wollten beuelhen, demnach hab ich mit vleiß geschriben Herren Lazaro Spengler Syndico zu Nürnberg, daß er solch Gülden wollt durch treue Hendler, wie er wol zu thain waiß, zu Linz lassen erfragen, vnd zu sich nehmen lauts euer Handschrifft (auf wider zuschicken) zugefertiget hab, daneben gebetten, daß er förderlich dazu seyn wöll, damit es auf dem Rathauß zu Niernberg möcht aufgenohmen vnd verschrieben werden, welches am allergewissten wäre; wo nicht, daß ers zu mier schickht, vnd anderst wo angelegt wurde, So nun auch diese Mainung gefiele, so wäre die sache schlecht (sic), Ich will füer meine Persohn dazu thain das Beste, so ich immer mag, vnd bin fro, daß Gott euer hertz bewegt hat, solch guet werkh in Christo zu gedenkhen, denn leider iezt auch bey vnß, da doch gottes wort bis zu überdruß reichlich gebrödiget wierd, solcher Gnade wenig oder gar nichts scheinet, sondern vielmehr das Widerspill, daß sie ihre arme Pfarrer schier erhungern (lassen), Beede, die von Adel, Bauer vnd Burger, ist jedermann zu rauben geneigt mehr denn zu helfen, Aber es mueß vielleicht das Sprichwort wahr werden, ie neher zu Rom, ie erger Christ, Und das Math. 11. Es wird die Königin aus Saba auftretten am jüngsten Tag, vnd das Volk verklagen ꝛc. ꝛc. demselben vnsern lieben herren Jesu Christo beuilh ich euch sambt allen den euren in seine reiche gnade Amen. Donnerstag nach Oculi (den 8. März) 1532.

D. Martinus Luther.

Nro. 7.

Der Edlen Tugentreichen frauen Torothea Jörgerin Wittwe zu Keppach, meiner günstigen guetten freindin.

Gnad vnd frit in Christo, Edle Tugentreiche frau, Wie Ihr mir nechstmals vnd dasselb zum andernmal habt geschrieben der 500 fl. halber, so ier zu gottes ehren beygelegt, laß ich euch wissen, daß ichs auf euer erste schrifft durch gewisse trewe leuth aus Niernberg zu Linz hab lassen fodern, vnd zu mehrern Glauben dazu eure Handschrifft mitgeschickt, Was aber dazwischen kommen ist, (weiß ich nicht), Man hat ihnen zu Linz nichts von gelt noch golt zu sagen wissen. Haben wir also euer schrifft vergebens wieder hineingeschickt, oder gen Niernberg dem Stadt Sindico Mgr. Lazerus Spengler, von dem habe ichs gewiß, entweder da zu Niernberg oder andertwo anzulegen, denn mein Gutdunkhen ist, daß mans nit einzeln verteile, sondern Jerlich, vnd etwo damit zwo Personen hülfe, vnd in der Theologia zu studiern beuelch, aber dos alles nach eurem wolgefallen, hiemit gott beuolhen Amen, am Neuen Jahrßtag 1533.

Schickh euch hiebey ein nell oder form, wie Mgr. Michael Strefel bericht, daß ihr begehren sollet, wollet dasselb für guet nehmen.

Euer Williger D. Martinus Luther.

Nro. 8.

Der Erbaren Tugentreichen frauen Dorothea Jörgerin Wittwen zu Köppach, meiner günstigen frauen vnd besondern freindin.

Gnad vnd frid ꝛc. ꝛc. Erbare Tugenthaffte frau, euer schrifft der 500 fl. halb, so man sollt in Linz auf nechst vergangene Ostern empfangen haben, ist mier zu spat komen, nichts destoweniger hab ich euer Bitt Merttin Seldener zu Niernberg durch herren Lacerum Spengler lassen bitten vnd vermügen, daß ers noch wollte fodern vnd empfahen mit Verschreibung, wie sichs gebiert, vnß gen Niernberg schaffen, wiewol ichs gern gesehen, als ich auch vorhin geschrieben, ihr hett es selb herein verschafft aufs aller gewißest ihr konntet. Weil ich auch vermörkht aus euer schrifft, daß euch daß gefällt, solch Almosen von Hand auszugeben armen Studenten, denn auf Zins anlegen, wo ihr auf der mainung bleibt, gefällt mirs nit übel. Daß euch auch ein Prediger bekhumert hat eures Sohns halben vnd eines Richters, wie mir herr Michael anzeigt hat, sollt ihr euch nit bekhumern noch irren lassen, Lasset sie miteinander ins Recht tretten, die sach geht euer Persohn nit an, das recht mueed sie wohl schenden, vnd darf sich euer gewissen nichts damit beschweren, Hiemit gott beuolhen sambt allen euren Kindern vnd allen den euren, datum Wittenberg, den 6. May 1533.

Eur williger Dr. Martinus Luther,
noch halb krankh.

Nro. 9.

Der edlen Tugentreichen Frauen, Dorothea Jörgerin Wittwe meiner gonstigen guetten freundin.

Gnad vnd seide in Christo, Edle tugentsame frau, ich sieg euch zu wissen, daß mier von euretwegen sind die fünf hundert Gulten an guter grober Minz zukommen durch Wolfgang Soldener gen Leibzig, vnd von danen durch Gregor Kurmayr anher gen Wittenberg verschafft, vnd weil sie euer Bitte

vnd Beger nach ich austheilen, vnd des Mgr. Andreas nicht vergessen soll, so hab ich hundert mit Rath guetter herren vnd freinde dauon auszutheilen verordnet, Nun haben dieselbigen guetten herren vnd freindt wohl fuergeschlagen, daß man die andern vier hundert hett an Zins angelegt, vnd damit zway stipendia gestifft, so hette man ewiglich alle drey iar zwen Studenten können helfen, Aber ich hab ihnen geantwortet, daß es euer Will nit sey, wie der Brief lautet, (sondern) von der Hand auszuteilen, Haben sie mich betten, euch aber noch zu schreiben, obs euer beschlossner Will: sey, sonst gehts strucks von der Hand vnter solche arme Gesellen, so in der Heiligen schrifft Studieren, oder ob man soll zwen ewige Studenten zu fürdern damit stifften, welches sie für das Beste ansehen, Solch ihrer Bitt nach, hab ich euch zuuor wollen schreiben vnd bitten, mier noch einmall zu schreiben, was euer Willen am besten sey, so will ichs treulich ausrichten, Indeß sollen die 400 fl. ruhig liegen, bis ich euer Antwort bringe, auf daß ich der guetten herren Bitte nicht veracht, Hiemit behuet euch Gott sambt allen den euren, vnd laß ihm solch euer treues guetes Werkh wolgefallen zu seinen Lob vnd Ehren Amen. Mgr. Michael Strefel wird euch selbst schreiben, Hat ein kleines Anfechtlein bekhomen, aber es soll ihm nicht schaden Gottlob, sondern nutze seyn, am 25. Tag October 1533.

Martinus Luther.

Nro. 10.

Ein Handtgeschrifft von Dr. Martin Luther von Wittenberg, die geben ist auf 24. October, die anbetrifft fünf hundert Gulden.

Ich Martinus Luther Doctor vnd Prediger zu Wittenberg, Bekhene hie mit dieser meiner Handtschrifft, daß mier Alhie zu Wittenberg in meinen Stiblein überantwortet sindt worden von wegen der Edlen vnd Tugentreichen frauen Dorothea Jörgerin Wittwen 500 fl. in guetter grober münz, vnder arme gesellen zu teilen, die in der heyligen schrifft Studieren, wie sie mich denn des schrifftlich gebetten hat. Solch Gelt ist mier durch Jörge Janniller burger zu Leibzig, Andreas Einnehmers von Nierubrg Diener überantwortet. Geschehen am 24 Tag Octobris 1533, mit meinem gewöhnlichen betschaft hierunder gedruckt bezeugt.

Nro. 11.

Der Erbarn Tugentreichen Frauen Dorothea Jörgerin ꝛc.

Gnad vnd frit in Christo, Erbare Tugentreiche frau, ich füge euch zu wissen, daß Gottlob euer Almosen sehr wol angelegt ist, vnd viel Armen geholfen hat, vnd noch hilfft, daß ich nit kann zweifeln, Gott der euchs zu thain hat eingegeben, der zeige auch an offentlich, daß ers ihm läßt wolgefallen als ein liebes Dankhopfer, damit ier bekhennet vnd preiset die Gnade, so er euch durch seinen lieben Sohn Jesum Christum erzeiget hat. Gott stärkhe euch in vöstem glauben, daß in diser geringen Stadt vnd armen Schule souil frommer geschickter gesellen gewußt werden, die durchs Jar Wasser vnd Brot gezeret, frost vnd nackhet gelitten, auf daß in der Heiligen schrifft vnd Gottes Wort (studieren) möchten, welchen euer Almosen ein grosse Labsal vnd Erquickhung ist worden, Ich hab schon über die Helfft ausgespendet, vnd schrifft vnd Handzeichen empfangen, daß es redlichen Gesellen vnd keinen losen Bueben worden ist, Solches hab ich euch nit wöllen vorhalten, damit ier wissen mügt, wie es mit eurem Geld gehe vnd stehe, Dem Andresen hab ich meistens für andere gegeben zumall 10 fl., vnd dem wieder 10 fl., vnter die andern mit 2, 3, 4, 5 fl., darnach sichs hat mit Rath guetter freindt leiden wollen, vnd sind alle frölich vnd dankhbar, zum Warzeichen schickt man euch durch Michael Strefel bestellt das biechlein eingebunden, welchen ich, weil er jetzt an der Pfarr müessen seyn, 10 fl. gegeben, vnd er euch sehr lest griessen, Christus sey mit euch vnd allen den euren Amen. Montags nach Jubilate (den 27. April) 1534.

Martinus Luther Dr.

Nro. 12.

Der Edlen Tugentreichen Frauen Dorothea Jörgerin ꝛc.

Gnad vnd früt in Christo, Tugentreiche Erbare liebe frau, Es hat mich Mgr. Andreas gebetten, daß er nicht ohn mein schrifft zu euch kommen möcht, weil die Lufft alhie sein Leib nit leiden will und wegtreibt, Er wierd Euch wohl alle gelegenheit anzeigen, Es gehet wie die schrifft sagt, Etlich hungern, etlich sind trunkhen, Bey euch ist hunger vnd duerst zum wort Gottes, bey vns ist mans so satt, vnd überdrüssig, (unter vielen) daß es Gott verdreussen mueß. Wohlan, die Welt ist Welt, Gott helf vns allen, Euer Almosen hat Gottlob viel guetten Leuten geholfen, so der heyligen schrifft sich befleissigen, denn gar viel aus andern Landen vertrieben ums Worts willen, die bey vnß wasser vnd brot gebraucht froh werden sind, daß sie doch haben Bücher, vnd zuweilen ein Kreiblin mügen khauffen, dazu euer Almosen gedient hat. Christus vnser herr wird ihms gefallen lassen, ders auch in euer Herz zu thain gegeben hat, Mit mier stehets wie es Magister Andreas euch sagen wird, jetzt stark, jetzt krankh, jetzt frölich, jetzt vnlustig, Aber Christus ist dennoch allezeit der herr, will, soll, khann, mueß auch bleiben, Amen. Mgr. Michael Strefel hat wieder eine Pfarr, stehet nu besser denn zuuor. Christus vnser lieber herr behiete, stärkhe, vnd bereite euch vnd alle die euren auf seine seligen zukünftigen Tag sambt uns allen, denn es will die Welt so gar überaus bös werden; Das helfft uns wider die dieselbige Welt auch bitten. Donnerstag nach Ambrof (den 8. April) 1535.

Martinus Luther.

Nro. 13.

Der Tugentreichen edlen Frauen Dorothea Jörgerin Wittwe zu Köppach meiner günstigen frauen vnd guetten freindin.

Gnad vnd fridt in Christo, Erentugentreiche frau, Es hat Magister Andreas Hechel mit mier geredt, wie ihr Willens, ein Testament aufzurichten euren Töchtern zu gut, aber die Söhne wollen das nit gestatten, weil sich die Töchter zuuor haben verziher vetterlichs vnd müetterlichs Teils, Und darauf gueten rat begert, So acht ich, wo iers bey den Söhnen erheben kunt mit Güette, daß sie darein verwilligen, so hette es seinen Fortgang, wo aber das nit seyn khan, vnd die Töchter zuuor solches vergeben haben, so kanns euer gewissen nicht beschweren, wo ihr das nicht mügt wiederbringen, was sie vergeben haben, damit wollet euch hierinen nicht bekhomern.

Darneben hat auch Er Andreas gebetten, an euch zu schreiben vnd zu bitten, daß ier die Wolthat an ihm begangen wol-

sends bis zu Ostern volfieren wollet, vnd solch kleine Zeit noch hie erhalten im Studio, Hierin werdet ihr euch wol wissen gut vnd christlich zu halten, Hiemit Gott sambt den euren beuolhen, Mein Hausehre frau Khete leit euch freindlich griessen, Zu Wittenberg Montags nach St Jacobi (den 1. August) 1536.

Martinus Luther D.

Nro. 14.

Der erbaren vnd Tugentreichen frauen Dorothea Jörgerin ꝛc. ꝛc.

Gnad vnd früt in Christo, Erbare vnd Tugentsame fraue, Wier haben eure liebe Neffel vnd Kinder Alhie angenohmen vnd hoffen, sie seien woll vnd ehrlich versorget bey einen fromen Magister George Weyer, Gott gebe ihnen gnad, daß sie wol studieren vnd from werden, als ich mich gentzlich zu ihnen versehe, denn es in dieser bösen Zeit wol noth ist, mit guetten leben vnd betten vnser vorigen sündt vnd tegliche mehrung derselben für Gott versienen, vnd die Ruten, so vor der Thier ist, auf vnser haudt gebunden abwenden, denn die vorige Abgötterey im Babstumb (die sie noch nit lassen wöllen) (!!!) vnd vnser Vndankhbarkheit truckhen vnß hart. Der Barmhertzige Gott woll mit seinen Geist nachsetzen, vnd sein guet werkh durch sein Heyliges wort in vns angefangen gnediglich volbringen Amen, In des genad ich euch beuilch, vnd bettet für mich vmb ein seliges stindlein, denn es sollt ja nunmehr die Zeit da seyn meiner Heimfart vnd Ruehe. Datum St. Margarethen (den 11. Juli) 1542.

Martinus Luther D.

Nro. 15.

Dem gestrengen vnd Ehrnuesten Christoph Jörger zu Tollet, meinen gönstigen herren vnd guetten freinde.

Gnad vnd frit im herren, Gestrenger Ernuöster lieber herr vnd freindt, Auß euer schrifft an mich, vnd Mag. Gregor Maior gethan hab ich vernohmen, wie euch vast sehr beschwert, daß ihr als ein Regent zu Wien sollet mit zu Opfer, vnd allerley bebstischen (!!!) gehen, vnd euch als ein rechter Babist stöllen in eisserlichen Geberden, vnd doch im herzen vil anders vnd wider gesinnet sich fühlen, sonderlich weil durch solch Exempel jenes Teil gestärkht, vnd diß Teil geergert vnd geschwächt, Darauf ier von mier trost begehrt. Erstlich weil sich euer Gewissen hierin sich beschweret findet, so künnt ihr keinen bessern Rathmaistern noch Doctor finden, denn eben solch euer eigen gewissen, Warumb wöllt ir also leben, da euch ohn vnderlaß euer gewissen solt beissen vnd straffen, auch kein ruehe lassen, wäre doch das die rechte (wie mans vor Zeiten hieß) Vorburg der Hölle, Darumb, wo euer gewissen hierin vnruehig oder vngewiß ist, da suecht wie ihr khönnt, daß ier aus solcher Unruhe (welche strebt wider den Glauben, der ein sicher fest Gewissen machen sollt je lenger je mehr) euch wichlen müget, vnd daheimen, wie bißher, in dem euren, bey dem wort bleibet, denn daß ier solt mit den andern in der Procession opfern, vnd dergleichen begehen, so wurde euer gewissen darwider murren, Nachdem ier die Warheit erkhandt, so wiert solches eben souil seyn als die warheit verlaugnet heissen, wie Paulus Rom. 14 sagt, wer wider sein gewissen thuet, der ist verdambt, oder wie seine wort lautten, was nicht aus dem Glauben gehet, das ist sünde, Solches vnd deß mer, acht ich, werdet ier aus der schrifft vnd andern büchern, welche das gewissen wol lehren vnd halten, genugsam verstanden haben, Euer König ist des Teifels Diener in solchen Sachen (!!!) Darumb, ob ihm gleich jedermann schuldig ist in zeitlichen zu gehorchen, so kann man doch in Geistlichen (??) sachen (die das ebige Leben angehen — z. B. Opfer und allerlei bebstisch??) nicht gehorsam seyn, als der nicht kann ebiges leben geben, vnd keinen beuelch, sondern eitel verbot hat von Gott, sich des geistlichen ebigen lebens zu Meistern in seinem Regiment zu äussern, sondern soll selber schueller vnd Vnterthan seyn Gottes Worts. Hiemit denn lieben Gott beuolhen Amen, Montags nach dem Christage (den 30. Dezember) 1543.

Martinus Luther D.

Nro. 16.

Der erbaren und Tugentreichen frauen Dorothea Jörgerin Wittwen zu Köppach ꝛc. ꝛc.

Gnad vnd frit im Herren, Erbare Tugentreiche liebe fraue, Euer Niffel halben versehe ich mich, werd ier Präcepter M. Georg Maior alle Gelegenheit geschrieben haben, Daß ier aber bekumert seid vber euer Söhne vneinigkeit will ich wol glauben, ist mier warlich beedes, ihr vneinigkeit, vnd euer Triebsall ganz leidt, Nun was soll man thain? es mueß vnfal vnd Kreuz in diesem leben seyn, dadurch Gott vns treibe zu seinem Wort vnd Gebeth, auf daß er vnß erhören vnd trösten möge, Darmit sollet ier nit ablassen, mit Gottes Wort sie zur brüederlichen Liebe zu uermahnen, vnd daneben ernstlich bitten, daß Gott zu solchen Vornehmen sein gedeuen vnd gnad geben wölle, wie er vnß zu bitten und zu trauen beuolhen hat, Bittet, so wird euch gegeben, suechet, so werdet ier finden, klopfet an, so wierd euch aufgethan, Ich wollt ihnen dißmal wol auch schreiben, aber weil es ein Verdacht hat, als were ichs durch euch bericht, will ichs sparen, bis ich sagen kann, daß ichs von andern erfaren hab, vnd alsdenn solch böse Exempel, so scharf ich khan, füerbilden, dazu Gott seine gnade gebe Amen, (den 5. September) 1544.

Martinus Luther D.

Nro. 17.

Dem Gestrengen Ehrnuösten Christoph Jörger zu Tollet meinen gönstigen Herren vnd guetten freindte.

Gnad vnd frit im Herren, Gestrenger Ehrnuöster lieber herr vnd freindt, Ich höre es gern, daß ier vom Ambt erlöset vnd in böser Ruehe des gewissens kundt seyn, Wier haben den Herren Leopolt Secretarien gern gehört, vnd vnsers geringen vermögens dienst vnd willen erbotten, wozu er vnser bedarf, Daß bey euch das liebe wort so schwerlich gehet, des mueß sich erbarmen der Vatter aller Barmhertzigkheit. Der König ist ein vnseliger Mann, vnd gehet ihm wie dem Könige Achas zu Jerusalem, welcher auch, je mehr vnglückh ihm widerfur, je mehr er wider Gott strebte (so sprach Luther vom edlen, duldsamen Ferdinand zu dessen Unterthanen) daß ich wol denken khan, wo man Gott sein heyligen nahmen nit ehren wird, so kanns des Königs halben nit guet werden, der seine Hende vol unschuldiges Bluet macht, vnd stärkht den feindt Christi, den Babst, (!!!)

daß vil Seelen ohn Gottes wort bleiben müessen, Darum ist noth zu bitten mit Ernst, daß der liebe Vatter nicht wölle ansehen vnser verdienst, vnd des Königs Toben, sondern seine bloße gnade vnd Barmhertzigkheit, vnd in vnß unwürdigen seinen Nahmen ehren, daß der Türk nit ruehme, wo ist nun ier Gott? denn er hat lange genug gerüemet, vnd ist hoch kommen mit Worten vnd lestern, Gott woll ihn stürmen, vnd sein ein Ende machen Amen, Grieß mir euer liebe frau Muetter, Hiemit gott beuolhen Amen, Am 27. Aprilis 1545.

Martinus Luther D.

Nro. 18.

Dem gestrengen Ehrnuösten Christoph Jörger meinen gunstigen guetten herren vnd freindte.

Gnad vnd feit im Herren, Gestrenger Ehrnuöster lieber herr vnd freint, Es hat mich Doctor Gregor vermöcht, diese kleine schrifft an euch zu schreiben, Nachdem euer Sehn zu fast ihm schuldig ist, vnd alhie solche Stadt vnd wesen nicht ist, daß man kundt vil fürstreckhen oder lang borgen, An ding ists mit vnß, von der Handt in den mundt. Darum wöllen Eur Gstreng denkhen, daß hie nicht ist lange vorstreckhen oder Vorrath, vnd gütlich genennten Doctor entrichten. Der Knabe studiert wol, vnd ist sehr geschickt, daß der Costen vbel angelegt ist, solches werdet ihr wohl wissen aufs beste zu entnehmen, denn E. Gstreng sollen dem Knaben zuuer vorstreckken vmb allerley kunfftig fertigkheit, denn hernach bezalte bringt mit sich vil vnrichtigkheit, wie täglich füer augen ist, diser stierbt, jener verdirbt, daß alle wege besser ist Fürsorge denn Nachsorge, Hiemit gott beuolhen Amen, Montags nach Lucie (den 12. Dezember) 1545.

Martinus Luther D.

Miscellen.

Kaiser Conrad III. nannte die Erde des Soldaten Bett, den Himmel seine Decke, und den Harnisch sein Haus.

.....

Ludwig III. pflegte zu sagen: man bediene sich im Kriege gegen den Feind vieler Hände und weniger Köpfe. Eine Lehre, durch die, wenn sie seine Nachfolger mehr beherzigt hätten, manch Unheil verhüthet worden wäre.

.....

Elend ist, wer den Tod wünschet; noch elender aber, wer ihn fürchtet! Diesen Spruch pflegte Kaiser Heinrich V. im Munde zu führen.

.....

Als man den Kaiser Sigismund fragte, wen er fähig halte zum regieren? gabe derselb zur Antwort: denjenigen, welchen das gute Glück nicht stolz, und das böse nicht verzagt macht.

.....

Einer beschwerte sich zu Koßnitz, daß es allda um alle Freyheit geschehen sey. Wenn keine Freyheit mehr hier wäre, rief Kaiser Sigismund, so dürftest du dich gewiß nicht so laut hier beklagen.

.....

Auf die Frage, die man dem Kaiser Friedrich III. vorlegte, welche unter seinen Räthen er am vorzüglichsten liebe? erwiederte der Kaiser: Diejenigen, so Gott den Herrn mehr fürchten als mich.

.....

An Kaiser Maximilians I. Hof schrieb Jemand an die Wand eines Zimmers folgende Verse:

Als Adam hackt' und Eva spann,
Wo war damahls der Edelmann?

Kaiser Maximilian schrieb mit eigner Hand darunter:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

.....

Heinrich IV., außer sich vor Freuden über die Geburt des Dauphin, ließ mehr als zweyhundert Personen in das Cabinet der Königinn, um ihn zu sehen. Die Hebamme wurde ungeduldig; aber der König klopfte ihr auf die Schulter, und sagte: Schweige, schweige, werde nicht böse! Das Kind gehört Allen; jedermann muß sich darüber freuen.

.....

Ein Armer verfolgte in Paris einen wohlgekleideten Mann. — Im Nahmen des H. Petrus! sagte der Bettler: Im Nahmen des H. Josephs, im Nahmen der Jungfrau Maria, im Nahmen Gottes! Endlich, als er an die Statue von Heinrich dem IV. kam: Im Nahmen Heinrichs des Vierten! — „Hier!" sagte der Andere: „Im Nahmen Heinrichs des Vierten!" und gab ihm einen Louisd'or.

.....

Annas von Montmorency, Pär, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des sechzehnten Jahrhunderts, wurde in der Schlacht bey St. Denys tödtlich verwundet. Ein Franziskaner eilte mit seinem Zuspruch herbey; aber der große Mann sagte in einem gesetzten, standhaften Tone: Glaubst du, mein Freund, daß mir, der an die achtzig Jahre mit Ehren gelebt, nicht gelernt habe, eine Viertelstunde sterben?

.....

Der Herzog von Mayenne, welcher Heinrich IV. die Krone streitig gemacht hatte, wurde mit ihm ausgesöhnt, und kam zuletzt nach Monceaux, wo ihn Heinrich freundschaftlich im Park empfing, und bey der größten Hitze den dicken, mit Hüftweh und allen körperlichen Beschwerden geplagten Mann lange herum führte, indem er sich vermuthlich mit ihm über die noch anzubringenden Verschönerungen unterhielt. Endlich sagte er: Gestehen Sie es nur, Herr Vetter! ich geh' ein wenig zu geschwinde für Sie. Der Herzog erwiederte, er sey nahe am Erliegen. — Hier haben Sie meine Hand, Herr Vetter! sagte der König mit Lächeln; wobey er ihn umarmte, und ihm auf die Achsel klopfte: Bey Gott! das ist die einzige Rache, die ich je an Ihnen ausüben werde.

.....

Einer, der mit Schaumünzen von Gyps handelte, trug über jeder die eine vorn, die andere auf dem Rücken; auf jener war das Bild von Heinrich IV., auf dieser von Ludwig XIV. — „Wie viel der ersten?" fragte man ihn. — Sechs Livres. — „Und der andre? kostet er eben so viel?" — Ich vereinzle sie nicht, mein Herr; denn ohne den ersten kaufte mir den zweyten niemand ab.

.....

Voltaire und Lamotte riethen dem Piron, er sollte von den Schauspielern mehr für seine Stücke verlangen. Er wollte nicht. — Wie sagte Voltaire, armer Piron! Sie sind nicht reich. — Es ist wahr, antwortete jener, allein das kümmert mich nicht; es ist so gut; als wenn ichs wäre.

.....

In der Provence ist es gebräuchlich, daß man dem Gouverneur, wenn er das Gouvernement antritt, einen Beutel mit einer ansehnlichen Summe überreicht. Als der Marschall von Villars in dieser Eigenschaft dahin kam, unterrichtete man ihm von den Gebrauche, gab ihm aber zugleich zu verstehen, daß sein Vorgänger so großmüthig gewesen wäre, den Beutel nicht anzunehmen. Villars nahm ihn, und sagte: Mein Vorgänger war ein unnachahmlicher Mann.

.....

Als Herr Bignon, ungeachtet seiner wenigen Kenntnisse, Bibliothekar des Königs wurde, sagte sein Oheim, Herr von Argenson, zu ihm: Seht, Neffe! da habt Ihr eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen!

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 17. und Mittwoch den 19. September 1810.

Nachdem die Haus-Maier aus dem Geschlecht Pipins von Herstall, eine Zeitlang unter den Königen vom Stamm der Merovingen geherrscht, regierten sie bald über jene und ohne jene mit aller Macht der alten Heerführer. Solche Gewalt gebührt dem, der sie verwalten kann, und dem die Nation es zutraut. Einem unmündigen Sohn Pipins von seiner Gemahlinn wollte das Volk nicht gehorchen, sondern folgte Carln Martell, seinem Sohn von einem Kebsweibe, weil er ein Held war. Als der Geist Carl Martells in seinen Urenkeln erstarb, wurden sie verlassen, es lag den Franken weniger daran, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König habe. Die Legionen, die nur auf Geld gesehen, gehorchten auch dem Vitellius und Heliogabal: das Volk der Franken dem größten Mann.

Johann von Müller.

(112 und 113.)

Adelstolz der Alten.

Kaum mögen uns in unsern Tagen adelstolze Personen oder Familien vorkommen, die nicht noch von dem Ahnenstolze der Alten übertroffen würden. Bekannt ist ja, wenn wir bey den Nationen anfangen, der bis zur äußersten Verachtung anderer Völker gehende Nationalstolz, nicht nur der Hebräer, sondern auch der Griechen. Später erst, um Christus Zeit, fingen die römischen Dichter an, ihr Volk von Troja aus, und zwar von vergötterten und göttlichen Ahnen, von Anchises und Venus abstammen zu lassen. Livius sagt uns aber auch von einer Zeit in der alten Königs-Periode, wo römischer National-Adel so wenig Basis hatte, daß die Nation aus Fremdlingen wie zusammengeflossen war, wo in Rom der neue Adel mehr galt, als der alte, wo jeder Parvenü, jeder Aventurier eher sein Glück machen konnte, als ein geschickter Eingesessener. Genug, was wir von Ansprüchen bey den Spaniern und Engländern auf ihre behauptete National-Vorzüge hören, alles dieses möchte noch sehr gemäßigt klingen, gegen die Anmaßungen der genannten alten Nationen, die, nicht zufrieden mit menschlicher Herkunft, ihren Ursprung von Göttern ableiteten, oder wie die stolzen Athener, um nicht an barbarisches Blut zu gränzen, lieber aus der Erde entsprossen seyn wollten. Kein Wunder, daß die Dichter ihre Gesänge den Göttern weihten, mit denen ihre Nation verwandt war; kein Wunder, daß ihre Lieder verschlungen wurden, wenn sie von den Thaten der National-Ahnen, an denen jedes Individuum Theil hatte, ertönten. Doch, wir wollen ja auch einiges von dem Ahnenstolze und den Genealogien einzelner Personen und Familien hören.

Kein alter Schriftsteller wird uns von einem berühmten Manne erzählen, der von guter Abkunft war, ohne die antiquitas generis oder gloria majorum in seiner Biographie voran zu setzen. Ich darf nur an das übermüthige Weib jenes römischen Patriciers erinnern, wie sie von dem Adel, doch nur ihres Mannes, so aufgeblasen wurde, daß sie ihre Schwester, eine Plebejerinn, auf das bitterste verachtete, und nicht allein ihre Familie wider sich empörte, sondern auch fast öffentlichen Zwiespalt durch ihren tollen Übermuth verursachte. Ein ganzer Phantast, behauptete ein gewisser Menecrates mit aller Hitze seinen göttlichen Ursprung, und, wenigstens ganz nüchtern auch nicht, beruhte Alexander der Große auf seinem Jupiter Hammon; ob er gleich inconsequent genug eine Mißheirath mit eines persischen Satrapen Tochter, durchaus wider den Willen seiner Generale, eingegangen war. Hielten die Alten auf Geschlechts-Adel, so konnten ihnen auch Geschlechts-Verzeichnisse nichts geringes seyn, denn ein gehörig verfertigter Stammbaum liegt ja den Familien-Ansprüchen zum Grunde. Wem freylich gleichviel gilt, ob er von gestern oder vorgestern herstammt, der wird nicht begierig über seinen Vater oder Großvater hinausfragen. Als einen genauen und fleißigen Genealogen finden wir unter andern den Atticus, einen uralten, echten Römer, wie ihn Nepos gleich beym Eingange seiner Lebensbeschreibung einführt (ob origine ultima stirpis Romanae generatus). Dieser vornehme Römer, welcher in den glänzendsten Conjuncturen lebte, mit vieler Staatsklugheit sich zwischen den Häuptern, die den Staat theilten, erhielt, und mit fast angestammter Mäßigung die schmeichelhaftesten Anerbiethungen ablehnte, verwendete seine stille Muße auf das genealogische Studium, wiewohl er auch, was freylich dazu gehört, nach der Versicherung seines Biographen, ein guter Alterthumskenner war. Genug, Atticus beschrieb nicht nur die Geschlechter mehrerer Familien im Zusammenhange, sondern auch einzelne, als unter andern die Julische, wo er von jedem Mitgliede seine Ahnenreihe vor- und rückwärts verfolgte, dabey genau bemerkte, wer jede Familien-Person gewesen, was sie für Ältern gehabt,

was für Ehrenstellen sie bekleidet, in was für Zeitverbindungen sie gelebt hatte. So soll er mehrere römische Familien mit vieler Anmuth beschrieben haben, besonders, setzt Cornel hinzu, für diejenigen, welche gern Nachrichten von alten berühmten Geschlechtern lesen. Aus dem Eifer, den, wie wir hier sehen, schon die Alten hatten, vornehme Geschlechter zu beschreiben, wendet sich uns wenigstens diese nutzbare Seite zu, daß genaue Familien-Genealogien oft die Stützen und Grundlinien einer guten Volks- und Landes-Geschichte werden.

Friedrich und Katt.

Aus den bald in der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen erscheinenden „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königl. preußischen Prinzessinn Fr. Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrichs des Großen, Markgräfinn von Bayreuth, vom Jahre 1709 bis 1733, von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben."

Abends den eilften August, als die Königinn neben der Bülow saß, und ihren Kopfputz abnahm, hörten sie in dem Cabinete dieser Prinzessinn einen fürchterlichen Lärm. Das Cabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellainstreifen belegt, und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Krystallen ausgeziert; alles goldne Geräthe der Krone, so wie der Schmuckkasten der Königinn befand sich darin. Sie rief sogleich: ihr ganzes Porzellain wäre zerschlagen, man möchte sich darnach umsehen. Die Bülow ging mit drey Kammerfrauen sogleich hinein, sie fanden aber nichts zerbrochen, noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm ward drey Mahl wiederhohlt, und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Gallerie, die sich zwischen des Königs und der Königinn Zimmer befand, und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königinn sagte: Jetzt wird's zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist. Darauf nahmen sie alle Lichter in die Hand, und kaum waren sie aus der Thür getreten, so hörten sie ganz nahe neben sich seufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie Niemand wahrgenommen hätte? mit Nein, sagte aber, daß sie eben dasselbe Geräusch gehört hätte. Meine Mutter hatte viel Muth und Festigkeit, sie ließ rund umher alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs; allein man fand nichts. Sie sowohl, als die, welche gegenwärtig waren, erzählten mir den folgenden Tag diesen Vorfall.

Wenige Tage darauf war bey der Königinn Conzert. Ich begleitete dabey gewöhnlich mit dem Clavier und der Laute, und was in der Stadt von Liebhabern war, durfte sich daselbst einfinden. Wie ich lange genug Musik gemacht hatte, wollte ich mich in ein Zimmer begeben, wo die Damen Karten spielten; plötzlich hält mich Katt auf, und sagt: Um Gotteswillen! geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen einen Augenblick Gehör! Ich bin in Verzweiflung, denn man hat mich bey der Königinn und Eurer königl. Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in den Kopf gesetzt. Ich schwöre es Eurer königl. Hoheit, fuhr er fort, bey allem was es Heiliges gibt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königinn keck versichern, daß ich dem Kronprinzen schlechtweg geschrieben habe, daß ich ihm, wenn er einen solchen Schritt thut, nicht folgen werde, und ich stehe mit meinem Kopf dafür, daß dieses Mahl nichts zu fürchten ist. — Ich sehe ihn schon, antwortete ich, auf den Schultern wackeln, und fürchte, er liegt Ihnen nächstens zu Füßen. Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle entfliehen, und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildniß in einer Dose zu tragen? — Was den ersten Punct anbetrifft, so habe ich nur mit Heren von Levener davon gesprochen, und einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt; den zweyten hielt ich nicht für wichtig, da ich das Porträt Eurer königl. Hoheit selbst gemahlt, und es als meine Arbeit gezeigt habe. — Sie spielen ein gewagtes Spiel, antwortete ich, und ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet seyn werde! — Er veränderte die Farbe, und sagte nach einigem Nachdenken: Wenn ich unglücklich werde, ist es für eine gute Sache, und der Kronprinz wird mich nicht verlassen. — Das war meine letzte Unterredung mit ihm, und das letzte Mahl, daß ich ihn sah. Damahls dachte ich nicht, daß ich so gut wahrsagen könnte! ich sagte ihm das alles, nur um ihn bescheidener und vorsichtiger zu machen.

Den folgenden Tag, als am fünfzehnten August, welches des Königs Geburtstag war, kam alles, um der Königinn Glück zu wünschen. Bey solchen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich. Ich hatte abermahls eine lange Unterredung mit Grumbkow, er hatte seine finstere Laune verabschiedet, und sein Gespräch betraf dieses Mahl die großen Eigenschaften des Königs; er beschloß es mit den Worten: ich werde Ihnen nächstens zeigen, wie sehr ich Eurer königl. Hoheit zugethan bin. Er sagte das auf eine so ausdrucksvolle Art, daß es mich erstaunte, und ich nicht begriff, was er sagen wollte. Die Bülow war auf dem Fuß, sich stets mit ihm zu necken; zuweilen ging ihr Spaß sogar zu weit, so daß ich ihr oft sagte, sie sollte sich in Acht nehmen, aber ihre Lebhaftigkeit riß sie immer fort. Heute stritten sie wie gewöhnlich mit einander; Grumbkow beschloß aber sein Gespräch mit ihr, so wie er gegen mich gethan hatte, mit den Worten: „Sie werden in Kurzem erfahren, wie sehr ich Ihr Freund bin."

Die Königinn hatte beschlossen, uns den folgenden Tag in Montbijou mit einem kleinen Feste zu überraschen, das gleichsam die zweyte Feyer von des Königs Geburtstag seyn sollte. Nie vergesse ich diesen Tag! — Sie hatte den Speisesaal sowohl als die Tafel auf das Niedlichste verzieren lassen, und jeder fand unter seiner Serviette ein artiges Geschenk. Wir waren alle in der besten Laune, die beyden Hofmeisterinnen, die Gräfinn Finkenstein und die Bülow ausgenommen, welche den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball, und weil ich den Tanz sehr liebte, that ich mir, ohne nur zu sehen, was sonst um mich vorging, etwas Rechtes zu Gute. Die Bülow sagte verschiedene Mahle: „es ist spät, ich wollte, man hörte auf." — Ey, sagte ich, lassen Sie mir die Freude, recht satt zu tanzen, es wird so bald nicht wieder geschehen. — „Das möchte wohl möglich seyn," antwortete sie, und ich fing wieder von vorne an. Nach einer halben Stunde zog sie mich am Ärmel: „Machen Sie doch einmahl ein Ende! nun haben Sie genug. Sie sind so beschäftigt, daß Sie weder hören noch sehen." — Aber was gibt es denn? fragte ich verwundert. — Sehen Sie doch die Königinn an! antwortete sie, und deutete auf meine Mutter, die in einem Winkel des Zimmers

mit ihrer Hofmeisterinn, der meinigen, und der Gräfinn Finkenstein leise sprach. Alle viere blaß wie der Tod und in der sichtbarsten Bestürzung. Ich fragte sogleich, worauf es ankäme, und ob es meinen Bruder anginge? — Sie zuckte die Achseln und sagte, daß sie es nicht wüßte. Die Königinn wünschte endlich der ganzen Gesellschaft gute Nacht, und stieg mit mir in den Wagen, sprach aber den ganzen Weg durch kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herzklopfen, und befand mich in der unaussprechlichsten Unruhe, ohne ihr eine Frage machen zu dürfen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so folterte ich meine Hofmeisterinn mit meinen Fragen, was vorgefallen sey? Sie sagte mit Thränen im Auge: „Sie werden es früh genug erfahren" Da sie aber meine Beängstigung sah, fügte sie hinzu: „die Königinn habe ihr, um meine Ruhe zu schonen, verbothen, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken, da sie mich aber in diesem Zustande sähe, sey es besser, mir die Sache zu gestehen, als mich etwas noch Fürchterlicheres voraussetzen zu lassen. Der König, fuhr sie fort, hat heute früh der Hofmeisterinn von Konnken eine Staffette mit der Nachricht geschickt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut gefunden habe, ihn festzusetzen; sie sollte diesen Vorfall der Königinn um ihrer Gesundheit willen so behuthsam wie möglich beybringen, und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, setzte sie hinzu, den eilften, daß der Kronprinz festgesetzt ward, an eben dem Tage, wie die Königinn alle den Lärm in ihrem Cabinete und in der Gallerie hörte." — Ich glaubte bey dieser traurigen Erzählung in Ohnmacht zu sinken. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Gränzen, und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Gleich den andern Morgen ließ mich die Königinn rufen, und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war. „Ich habe, schrieb er, den Schurken festsetzen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie, entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben." — Die Königinn und ich waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Die Königinn sagte mir weiter: daß Katt den vorigen Tag sehr in Geheim aufgehoben, und alle seine Papiere und Habschaft unter Siegel gelegt seyen. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Da dieser Umstand sehr sonderbar ist, will ich ihn erläutern. Grumbkow war seit dem fünfzehnten von meines Bruders Verhaftnehmung unterrichtet, und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen, die ihn besuchten, seine Freude darüber an den Tag zu legen. Der dänische Gesandte, Hr. Lövener, ward durch seine Spione davon unterrichtet; und rieth ihm sogleich in einem Billet, sich, so lange es noch Zeit sey, aus dem Staube zu machen. Katt ging unverzüglich zu dem Marschall Natzmer, und bath um Erlaubniß, des folgenden Tages sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albert zum Mittagsessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, willigte er in seine Forderung. Katt hatte sich einen ganz besondern Sattel machen lassen, in welchem man Geld und allerley Kleidung verwahren konnte; dieser war unglücklicher Weise noch nicht fertig, und hielt ihn lange auf; er verbrannte indeß seine Papiere, und eben wie er aufs Pferd steigen wollte, um zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhielt, noch drey Stunden vergehen lassen, damit sie dieser Unglückliche zu seiner Flucht benutze, so daß er ganz erstaunt war, als er ihn noch zugegen fand.

Als der erste Schmerz bey der Königinn vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe? Ich bejahte es, und erzählte ihr alle die Auftritte, die wir bey dieser Veranlassung gehabt hatten, und daß ich ihr nichts davon entdeckt hätte, damit sie, wenn der Fall je statt fände, nicht mit darein verwickelt werden möchte, daß ich aber, nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwey Tagen gegeben hatte, auf nichts wenigers, wie dieses, gefaßt gewesen sey. Was hat er aber, fuhr sie fort, aus unsern Briefen gemacht? wir sind verloren, wenn man sie findet. — Ich habe ihn oft darüber gesprochen, war meine Antwort, und er versicherte mich immer, daß er sie verbrannt habe. — Ich kenne ihn besser, sagte die Königinn, und wollte wohl wetten, sie sind alle unter Katts Papieren. — Das ist möglich, erwiederte ich, und in dem Fall ists um meinen Kopf geschehen. — Und um den meinen, antwortete meine Mutter; ich habe die Gräfinn Finkenstein hohlen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist. — Wirklich erfuhren wir auch des andern Tages, daß meines Bruders Sachen alle bey Katt wären; die Officiere, welche bey der Versiegelung gegenwärtig gewesen waren, beschrieben mir sogar alle da vorgefundne Küsten, und ich erkannte die Schatulle, die unsre Briefe enthielt. Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königinn, ihren Caplan Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möchte, sie aus Katts Hause zu entfernen. Aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. — Diese Briefe waren für uns von der äußersten Wichtigkeit; mehrere redeten von dem König in ziemlich starken Ausdrücken — ich wiederhohle es nochmahls, ich bereue tausend Mahl, daß ich es an Ehrfurcht gegen ihn habe fehlen lassen, aber ungeachtet meiner bösen Zunge behielt ich ihn immer lieb, und es war vielmehr, um durch einige gute Einfälle meinen Verstand zu zeigen, als aus bösem Herzen, daß ich es that. Doch ich lenke wieder ein.

Des andern Morgens sah ich die Gräfinn Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in mein Zimmer kommen. Sie rief mir zu: ich bin verloren! gestern, wie ich von der Königinn zu Hause komme, finde ich ein Kästchen mit Katts Wappen gesiegelt, und an die Königinn adressirt in meinem Hause, bey beyden war dieses Billet. Sie reichte es mir zum Lesen, und ich fand folgende Worte darin.

„Haben Sie die Güte, beygehende Schatulle der Königinn zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessinn Briefe an den Kronprinzen." — Vier vertraute Männer, fuhr Frau von Finkenstein fort, brachten sie meinem Gesinde. Ich weiß mich zu nichts zu entschließen, — soll ich der Königinn etwas davon sagen? soll ich sie dem Könige schicken? denn wenn ich das letzte nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Gesellschaft zu leisten. — Wir bathen und quälten sie so lange, daß sie sich endlich, obschon mit Furcht und Zittern, entschloß, die Königinn davon zu unterrichten. Meine

Mutter war über dieſe gute Nachricht höchſt erfreut, bis ein reiferes Nachdenken ſie aufmerkſam machte: wo ſie dieſe Küſte hin thun ſollte? Wenn man ein Geheimniß daraus machte, und Katt in ſeinem Verhör ihrer erwähnte, ſtürzte man die Gräfinn Finkenſtein ins Unglück, und die Königinn ſtellte ſich jedem Verdacht, und alſo der ganzen Wuth des Königes bloß; ſchaffte man ſie aber öffentlich zur Königinn, ſo mußte es dem Könige zu Ohren kommen, und er würde die Königinn gezwungen haben, ihm die unſeligen Briefe als Werkzeug ihres eignen Unglücks auszuliefern. Nach manchem Hin- und Herreden und ſattſamen Abwägen entſchloß man ſich endlich zu dem Letzten, die Schatulle ward in Pontifikal der Königinn gebracht, und ſie verſchloß ſie in Gegenwart aller ihrer Leute in ihr Cabinet.

Kaum war ein Hinderniß beſeitigt, ſo entſtand ein anderes: jetzt kam es darauf an, ſich der Briefe zu bemeiſtern. Die Königinn war der Meinung, ſie zu verbrennen, und dem Könige ganz einfach zu ſagen: da ſie von gar keiner Wichtigkeit geweſen wären, hätte ſie es nicht für nöthig gehalten, ſie ihm zu zeigen. Dieſer Vorſchlag ward allgemein verworfen, und der Tag ging mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beſchloſſen ward. Den folgenden Tag überlegte ich mit der Sonnsfeld von neuem, und endlich ſagte ich: mir fällt noch ein Mittel ein, aber man müßte ſich, um nichts zu wagen, ſehr gut dabey benehmen. Man müßte das Siegel von dieſem Küſtchen, das nur von Leder iſt, abnehmen, das Vorlegeſchloß erbrechen, unſere Briefe herausnehmen, und andere ſchreiben, die wir an ihre Stelle legten. Ich glaube ſogar, man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen, und wenn die Königinn verſpricht, der Ramen nichts davon zu ſagen, ſo mache ich mich anheiſchig, es ins Werk zu ſetzen. Fräulein von Sonnsfeld gab mir großen Beyfall, man ſchlug es der Königinn vor, und ſie war es zufrieden; man machte ihr nun begreiflich, daß alles auf das Geheimniß ankäme, daß die Ramen, die viele Menſchen ſähe, ein Wort, das Verdacht veranlaßte, entwiſchen laſſen könnte, — die Königinn verſprach ihr nichts zu ſagen, und hielt Wort. Nachmittags ſchickte ſie alle ihre Damen fort, und behielt mich allein bey ſich. Da die Küſte für ſie und mich zu ſchwer war, um ſie zu tragen, mußten wir den Kammerdiener der Königinn mit in das Geheimniß ziehen; aber dabey wagten wir nichts, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen, und dieſes Hinderniß machte uns zittern! indem wir aber das Wappen betrachteten, welches ſehr einfach war, und einen Hund, von vielem Waffengeräth umgeben, vorſtellte, glaubten wir leicht ein ähnliches finden zu können; wirklich ergab ſichs auch, daß des Kammerdieners Petſchaft dieſem ſehr ähnlich war. Das Vorlegeſchloß war nun erbrochen, und wir kamen an die Unterſuchung der Briefe.

Der Anblick dieſer Papiere verurſachte mir eine tödtliche Angſt. Ich hatte oftmahls heimlich an meinen Bruder geſchrieben, und um nichts zu fürchten zu haben, im Fall, daß die Briefe dem Könige in die Hände fielen, ſchrieben wir mit Citronſaft; hielt man ſie dann über das Feuer, ſo ward die Schrift leſerlich. Meine Briefe enthielten meiſtens Schmähungen gegen die Ramen, und Klagen über ihren Einfluß auf die Königinn. Der Eindruck, den die Königinn empfangen mußte, wenn ſie ihr zu Geſichte kamen, konnte mir nicht anders, als ſehr nachtheilig ſeyn. Das wäre aber bey alle dem doch geſchehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck der ſich in dieſem Augenblick melden ließ, aus dieſer Verlegenheit befreyt. Da ihm die Königinn einige Tage vorher hatte rufen laſſen, konnte ſie ſich nicht entbrechen, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorging, ſo beſtürzt, daß ſie mir beym Weggehen ſagte: „um Gottes willen! verbrenne alle die verfluchten Briefe, und laß keinen einzigen übrig.“ — Das ließ ich mir nicht zwey Mahl ſagen, ſondern alle die meinigen, deren nicht weniger als fünfhundert an der Zahl waren, wurden dem Vulkan zum Opfer gebracht. Auf ſie folgten die der Königinn, und ſie kehrte eben zurück, als dieſes ſchöne Stück Arbeit vollendet war. Jetzt ſchritten wir zu der Durchſicht der übrigen Papiere. Wir fanden zwey Reiſepäſſe eines Franzoſen mit Nahmen Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verſchiedene andere ziemlich gleichgültige, einen Beutel mit tauſend Piſtolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen, die mein Bruder ſowohl über die Moral als die Geſchichte gemacht hatte, und einige Kleinodien, ſowohl von Gold als Edelſteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Ausdrücke: „Ich reiſe ab, lieber Katt, und habe meine Maßregeln ſo gut genommen, daß mir nichts dreht. Meine Reiſe geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgebe. Keith iſt ſchon benachrichtigt, und geht gerades Wegs nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Vale! Seyn Sie gutes Muths.“ Wir hielten es für gut, alles dieß zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin, Briefe von vielerley Datums zu ſchreiben. Aber wie wäre möglich geweſen, deren zwölf oder fünfzehnhundert heraus zu bringen? Wir nahmen Papier von jedem Jahrgang, und das Ganze ward ſo genau zuſammen gepreßt, daß der Teufel ſelbſt nichts gemerkt haben würde. Ungeachtet aller unſrer Sorgfalt war die Kiſte aber dennoch ſo leer, daß dieſer Umſtand uns verrathen hätte; die Königinn kam darauf, einen ganzen Kram von Doſen und andern Kleinigkeiten hinein zu ſtopfen — mir war daß nicht recht, ich hätte ſie lieber mit Briefen angefüllt; und ich both mich an, vor der Rückkehr des Königes noch einige hundert Stück zu ſchreiben, allein ſie wollte es nicht. Der Kaſten wurde alſo wieder zugeſchloſſen, und man ſah gar nicht, daß er berührt worden war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die heiligen Berge.

Was iſt begreiflicher, als daß ein religiöſes Gefühl bey allen Völkern die Berge geheiligt? Der Menſch in ſeinem Schmerz und in ſeiner Freude erhebt den Blick zum Himmel. Iſt es nicht menſchlich, daß er, bethend auf den Erhöhungen der Erde, den Weſen höherer Art ſich zu nähern glaubt, die über den Sternen wohnen? Iſt es beſonders zu verwundern, daß der beſchränkte Verſtand des Naturſohns, der die Gottheit erkennt in der allbelebenden und erhaltenden Sonne, die Berge als ihre Lieblinge verehrt, auf denen ſie am längſten verweilt? Daß er voll heiligen Eifers hinanſteigt, den Mor-

genstrahl zu begrüßen, und trauernd von dem letztern Flimmer des Abends zu scheiden?

In dem Zustande der Kindheit erzeigten alle bekannten Völker, Ägypter und Griechen, wie die Bewohner des heissten Nordens, Lappen und Grönländer, der Königinn des Lichtes göttliche Ehre; und der ganze weit ausgedehnte westliche Continent kannte beynahe keine anderen Götter. Diesem einfachen Gottesdienste huldigten auch die Urbewohner Indiens, das älteste Volk der Erde, von dem die übrigen milde Sitten und Künste lernten.

Zu Ehren der Sonne, an die noch heute die Bramanen jeden Morgen gewisse Gebethe richten, brannten auf hohen Gebirgen ewige Feuer, als Theile der Sonne. Daher wurden die Berge in spätern Zeiten dem Gott und Symbol des Feuers, dem Schiwen geheiligt; daher sein Nahme Kuirischa d. h. Herr der Berge. Die Wohnung und der Himmel des Schiwen, wohin dessen Anhänger gelangen, ist der Berg Meru, auf der Insel Schamban, nach der mythischen Geographie der Indier das Mittelland der Erde. Seine glänzende Oberfläche wirft die Strahlen der Sonne in die entferntesten Länder. Die Abhänge sind mit Gewächsen himmlischen Ursprungs bedeckt. Von scheußlichen Schlangen zurückgeschreckt, wagt es kein Sünder, sich ihm zu nahen; kein sterblicher Gedanke erreicht seinen Wolken durchdringenden Gipfel *). Ihn nennt der Dichter der Sakontala den König der Berge, auf den der Mond seinen Fuß setzt, wenn er mit erblassenden Strahlen vom Himmel sinkt **).

Nicht minder theuer dem Schiwen ist der Berg Tirunamaley auf Coromandel, wo ihm ein ewiges Feuer in erhabener Tempelhalle lodert. Seine Heiligkeit ist so groß, daß nach einem National-Sprichwort der bloße Gedanke an Tirunamaley in der Todesstunde unfehlbar zur Seligkeit hinüber führt ***).

Auch Wischnu liebte die Berge. In seiner sechsten Verwandlung lebte es als Büßer Nahmens Rama unter den Sterblichen, um diese auf dem Berge Sitrekondon in der Lehre der Seelenwanderung zu unterrichten †); und in seiner achten Verwandlung, wo er als Paraſſurama Tugend und Verachtung der irdischen Güter lehrte, flüchtete er sich, von den undankbaren Bramanen jeder Freyſtätte beraubt, über den Ganges, auf das Gebirg Gate, dessen Fuß damahls noch vom Meere bespült wurde. Da bath Wischnu den Beherrscher des Meeres, seine Fluthen zurück zu ziehen; Warunin erfüllte des Gottes Bitte, und so entstand die Küste Malabar ††).

Der berühmteste Berg der indischen Mythologie aber heißt Mandregiri. Unter diesem Nahmen wird die Erde selbst verstanden, in der Gestalt eines ungeheuern Berges, den die Götter und Riesen, in dem Milchmeer schwimmend, im Kreise drehen, um den Trank der Unsterblichkeit zu bereiten. Damit der Koloß nicht untergehe, verwandelte sich Wischnu in eine Schildkröte, und trug ihn auf seinem Rücken †††).

*) Bagavadam Buch 5.
**) Sakontala deutsche Übers. S. 105.
***) Sonnerats Reise nach Ostindien. Thl. I. S. 182.
†) Ebendas. S. 138.
††) Sonner. Thl. I. S. 140.
†††) Ebendas. S. 135. Auf dem Rücken einer Schildkröte bauten, nach der alten Irokesischen Sage, die Fischotter und Fische aus dem Thon des Meeres eine Insel, die sich allmählig vergrößerte, und endlich unsere Erde bildete. Wie kamen die Irokesen zu der Erde tragenden Schildkröte der Hindus?

Wie die Indier, so verehren auch die Tibetaner die Berge. Auf den höchsten Gipfeln errichten die Lamas Trophäen von allen Gattungen Waffen, wo sie für die Erhaltung der Menschen und Pferde bethen; und der Dalai Lama, zugleich Gott und oberster Priester, dem Tode nicht unterworfen, sondern ewig wiedergeboren, hat seinen Wohnsitz auf einem hohen Berge bey Potala an der chinesischen Gränze aufgeschlagen. Dieses Heiligthum umwohnen mehr als zwanzigtausend Lamas in verschiedenen Kreisen nach dem Verhältniß ihres Rangs *).

Daß die alten Perser die Berge als Heiligthümer betrachteten, darüber liefern fremde und einheimische Schriftsteller den Beweis. „Es ist bey ihnen Sitte," sagt Herodot **), „die Gipfel der höchsten Gebirge zu ersteigen, um den Zeus ihr Opfer zu bringen. Das ganze Himmelsgewölbe nennen sie Zeus." Und Xenophon erzählt ***), dem Cyrus sey am Ziele seiner Thaten eine Traumgestalt von übermenschlichem Anstand erschienen. Cyrus, sprach sie, rüste dich, schon gehst du zu den Göttern. „Da nahm er wahr, daß seines Lebens Ende nahe, und bereitete sich, dem vaterländischen Jupiter, der Sonne und andern Göttern zu opfern auf den Höhen der Berge; denn auf ihnen verrichten die Perser ihre Opfer."

Diese Gewohnheit, eine unmittelbare Folge des alten Sonnen- und Feuerdienstes der Magen, findet sich überall bestätigt in den heiligen Büchern der Parsen. Dem Ormuzd geborenen Feuer Fra diente Djemschmid, der Vorläufer des Zerduscht, den die Griechen Zoroaster nennen, auf dem Berge Khareſom. Ein ähnliches brannte auf der Spitze des Revand in Khoraſan, und bey ihrem Anblick war den Gläubigen die Formel vorgeschrieben: „Ich rühme hoch allen Berg des Glanzes, Glückswohnung von Ormuzd geschaffen — heilig, rein und groß" †).

Nach dem Bun — Deheſch, der persischen Kosmogonie, hat die Erde ebenfalls ihr Daseyn einem Berge, und zwar dem Albordj zu danken. Eine ungeheure Wasserfläche bedeckte das Chaos; da ging zuerst Albordj hervor, und erhob sich in acht hundert Jahren bis zur Region des Lichtes. Aus ihm entstanden, wie aus einer großen Wurzel, die übrigen Gebirge, „die beglückt sind, und rein, und Quellen des Vergnügens" ††).

„Er umkreiset die Welt, und steht in der Erde Mitte."

„Sonne, wie Wasser, umgibt in den Höhen die Erde, ruht auf Albordjs Gipfel."

„Albordj ist es," spricht die Sonne, „hinter welchem ich, Sonne, mich zeige mit dem Sternenheer, und komme zurück auf meiner Bahn" †††).

Auf diesen Berg zog sich Zoroaster zurück, um, fern von dem Umgang mit Menschen, den Allerhöchsten zu befragen, und in tiefer Ruhe zu betrachten, was er seinem Vaterlande verkündigen wollte. Hier nahte er sich Ormuzds Strahlenthron; hier hörte er dessen Orakel, und empfing zur Belehrung der Sterblichen das lebendige Wort, den Zendaveſta ††††).

*) Cérémonies et cout. relig. p. 354. 357.
**) Lib. I. c. 131.
***) Cyropaed. lib. VIII.
†) Zendaveſta Thl. II. S. 163.
††) Bun — Deheſch XII. S. 73.
†††) Ebend. V. S. 67.
††††) Kleukers Leben Zoroast. S. 16. Stoff zu Parallelen bietet die Be-

Ehe ich die Völker verlasse, welche die Sonne, und deren Symbol, das Feuer, verehrten, sey es mir erlaubt, einen Augenblick die geographische Ordnung zu verlassen, und, der Vergleichung wegen, an ein Land jenseits des großen Oceans zu erinnern, wo sich dieser Dienst vielleicht am reinsten erhalten hat. Ich meine das Land der Apalachitin in Florida. Dieses Volk feyerte jährlich ein großes Sonnenfest, auf dem Berg Olaimy, einem der schönsten und fruchtbarsten in Amerika. Seine Abhänge sind mit duftenden Blumengefilden und schattigen Hainen von Citronen und Palmbäumen bedeckt, in deren Zweigen die himmlischen Sänger Tonarzulis ein ewiges Loblied der Sonne singen. Merkwürdig sind die Opfer dieses Festes. Die Priester der Sonne, wohlthätig, wie ihre Gottheit, vertheilten Gewänder unter die Armen *).

Die Urväter der Israeliten opferten auf Gebirgen dem Jehova. Auf Moria schlachtete Abraham, statt seines Sohnes Isaac, den Widder, und ihn nennt Moses „den Berg, da der Herr sieht" **). Bekannte sind der Sinai, wo dieser Gesetzgeber aus einer Wolke die heiligen Tafeln empfing; Horeb, der höchste Berg Arabiens, von dem es in den Psalmen heißt: „Der Berg Gottes ist ein fruchtbarer Berg" ***), und Zion, wo der Tempel des Herrn steht. „Der Berg, da des Herrn Haus ist," ruft der Prophet aus, „wird gewiß höher seyn, denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden" †).

Auf die Spitze des Carmel beschied Elias den Achab, um die Gottheit Jehovas zu bewähren, und das Feuer des Himmels verzehrte sein Opfer. Von demselben Propheten wird geweissagt: Er wird drey Tage vor dem Messias kommen, auf den Bergen Israels stehn, über sie weinen und sie beklagen, und zu ihnen sprechen, daß seine Stimme schallt von einem Ende der Welt bis zum andern: „Ihr Berge des Landes Israel, wie lange steht ihr in einem dürren und verödeten Lande?" Dann wird er zu ihnen sagen: „Der Friede kommt in die Welt." Daher weissagt Isaias: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Bothen, der den Frieden verkündet!" ††)

Allein auch die Götter der benachbarten Phönizischen und Arabischen Völkerstämme hatten ihre Sitze auf den Bergen umher. So wurden von den Moabitern und Madianitern auf dem Berge Phegor Mysterien des Beelphegors gefeyert, einer Gottheit, die dem Lingam der Indier sehr nahe kam †††); und die Israeliten, immer zum Polytheismus geneigt, ließen sich einweihen in diese Geheimnisse; ja sie erbauten, den fremden Göttern zu lieb, denen die Bergopfer wohlgefällig waren, auf erhabenen Gerüsten, künstliche Berge, weil sie deren in der Natur nicht überall fanden. Eine Abgötterey, worüber die Propheten nicht selten in heiligen Eifer geriethen ††††).

Den Übergang von den Orientalen zu den Griechen bilde der Kaukasus, von beyden hochgefeyert, und das Haus Gottes genannt *), und besonders merkwürdig, weil höchst wahrscheinlich von seinem Rücken die Väter unsrer Väter ausgingen, Europa zu bevölkern **); am berühmtesten aber durch die Strafe des Prometheus. Hier duldete, an einen Felsen geschmiedet, der Bildner und Wohlthäter des Menschengeschlechts unsägliche Qualen für die Entwendung des himmlischen Feuers. Ein Stoff, der den Äschylos zu einer seiner schönsten Tragödien begeistert hat.

Wer kennt nicht den hohen Olymp, der versammelten Götter ewige Wohnung? Die geheiligten Sitze der neun Schwestern, den Parnaß und Pindus, auf dem, leider, jetzt die Schafe des Paschas von Janina weiden? Wer kennt nicht den Ida in Troas, wo die drey Göttinnen, streitend um den Preis der Schönheit, dem glücklichen Hirten ihre blendenden Reitze enthüllten, den nähmlichen, von dessen Spitze die Unsterblichen herabblickten auf den blutigen Kampf um Ilion? Der kretensischen Ida, der den neugebornen Zeus in stiller Grotte verbarg, bis er, von den Nymphen des Berges erzogen, heranwuchs zum Vater der Götter und Menschen? und hundert andere Gebirgsnahmen, berühmt durch mythologische Sagen, oder durch Tempel der Götter geweiht? Denn es war Sitte bey den Griechen, ihre heiligen Bildsäulen auf Gebirgen aufzustellen, und die Götter nach diesen ihren Sitzen zu benennen ***).

Die Göttinn der Wälder ist auch die Beschützerinn der Gebirge †). Die Gefilde der Ebene der blonden Demeter überlassend, verfolgt Artemis auf waldigten Gipfeln, von dem Chor der Oreaden oder Bergnymphen begleitet, das fliehende Wild, oder genießt, auf ein Felsenstück gelehnt, in sinnende Träume verloren, die süßeren Freuden der Einsamkeit ††). Einem einzigen des verhaßten Männergeschlechts, dem Hippolytus, war es vergönnt, ihr zu folgen auf die geliebten Höhen. Er opfert ihr zum Danke den Kranz

— „Gewunden in der unentweihten Au,
Wohin kein Hirt die Heerden je zur Weide führte,
Wohin kein Eisen kam, in jener Frühlingsau,
Die unentheiligt nur von Bienen wird durchschwärmt" †††).

Auch als Selene waren die Berge der Göttinn theuer. Auf dem Latmos in Carien, wo Endymion schlummert in verschwiegener Grotte, verläßt sie in stiller Nacht den Wagen des Lichtes und haucht einen geistigen Kuß auf die jugendlichen Lippen des seligen Schläfers. Ein schönes Bild des Mondes, der am Himmelsbogen sich senkt, und in die Gebüsche der Berge sich verliert.

Auf dem Tmolos in Lydien war Dionysos geboren. Ein

merkung, daß beynahe alle Religionsstifter, ehe sie ihre Lehre verkündeten, sich der Einsamkeit der Gebirge überliefen. Auch der göttliche Stifter unsrer Religion lebte vierzig Tage in Gebirgswüsten. Auf einem Berge hielt er die berühmte Rede; auf einem andern ward er verklärt, und gen Himmel gehoben.

*) Rochefort hist. nat. et mor. des isles Antilles p. 185 seq.

**) Genes. 22. 14.

***) Ps. 68. 16.

†) Isaias 2. 2.

††) Isaias 52. 7.

†††) Nach den Traditionen der Rabbinen hatte sogar Aschmedai, der König der Teufel, neben Jehova seinen Aufenthalt auf dem Horeb. Eisenmengers entdecktes Judenthum. Thl. I. S. 351. folg.

††††) Ezech. 16. 24. folg.

*) Philost. vita Apollon. Thyan. lib. II. c. 5.

**) Es läßt sich überhaupt mit vielem Grunde behaupten, daß von den Gebirgen herab die Erde bevölkert wurde; und in sofern ist der Mohomedanische Mythus, nach welchem der Engel Gabriel das aus dem Paradiese verstoßene Menschenpaar auf dem — noch heute von den Mekkaischen Pilgrimmen verehrten Berge Arafat wieder zusammen führte, gewiß nicht ohne Bedeutung. Der Garten Eden selbst blühte, wie mehrere Gelehrte vermuthen, auf Gebirgen, dem Taurus, oder dem Ararat in Armenien. Huet. de situ Paradisi.

***) Pausan. L. I. c. 32.

†) Montium nemorumque custos virgo. Hor. lib. III. od. 22.

††) So stellt eine antike Gemme die Diana montana vor.

†††) Euripid. Hippolyt. übers. v. Bothe. S. 75.

Gipfel ist, wie die Höhe der Phrygischen und Thrazischen Berge und der Cythäron, den Festen rasender Mänaden geweiht. „Beglückt," ruft bey dem Euripides ein Chor von Bacchantinnen aus:

„Wer in Gebirgen schweifend, die Seele heiligt,
Lautaufjubelnd dem hehren Sühnfest,
Und den Tag feyert Kybele's, der erhabenen Gottmutter,
Und empor schwinget den Thyrsos, und mit Epheu sich die Stirn kränzt,
In dem Festtanz Dionysos!
Drum hinauf, Frauen, hinauf!"... *)

Und in einem von Strabo **) erhaltenen Fragmente einer verloren gegangenen Tragödie desselben Dichters, heißt es von dem Bacchus:

Der auf dem Ida sich freut mit der theuern Mutter
Beym Getöse der Pauken,
Der Silenos und Marsyas,
Und den ganzen Olympos versammelt,
Beklagend den Flötenerfinder."

Nach der Geographie der Griechen ruhte das Himmelsgewölbe auf den Säulen der Gebirge. Die berühmteste Säule dieser Art war der Atlas am westlichen Ende der Erde, den neuere Gelehrte in dem Pic von Teneriffa, von phönizischen Schiffern gesehen, wieder erkennen wollen. Andere verstehen darunter den Berg, der noch heute diesen Nahmen führt, der, wie Plinius sagt, sich aus dem Sande Lybiens zum Himmel erhebt, und zu den Ufern des Oceans herabneigt, dem er seinen Nahmen gegeben. Sein Gipfel steigt über die Wolken empor, bis zu dem Kreise des Mondes, und füllt die Seele mit dem Schauer der Einsamkeit und des ewigen Schweigens. Zur Nachtszeit wird er von Blitzen erleuchtet; da feyern Satyre und Ägipanen ihre Tänze beym Klange der Zymbeln und Flöten ***). Ein anderer Schriftsteller erzählt, daß auch die Lybier den Atlas verehrten, wie ein Zeichen der Gottheit und der Göttlichkeit des Eides †).

Als Werkstätte des Häphästos und der einaugigten Cyclopen ist der Ätna berühmt; nicht minder berühmt durch die Strafe des Titanen Typhon, auf welchen Zeus die Last des Berges in dem Götterkriege gewälzt. Von ihm sagt der alte Okeanos in der Tragödie des Äschilos:

Da liegt nun, duldend,
An den Engen des Meeres sein Körper,
Brennend ausgestreckt unter Ätna's Flammenfuß.
Auf den Gipfel schmiedend sitzt
Häphästos. Feuerströme werden einst
Brechen hervor aus seinem Schlunde,
Und gefräßig verzehren
Sikeliens gesegnete Fluren.
So schäumt der Zorn des Typhon
Hoch auf im Flammensturm;
Verbrannt von dem Blitze des Zeus,
Doch nicht besiegt" ††).

Wie sich aber in den griechischen Mythen das Sanfte und Zarte überall an das Schreckliche knüpft, so leiht auch der Ätna der unglücklichen Demeter wieder sein Feuer, die Fackel anzuzünden, mit der sie, die verlorene Tochter suchend, den weiten Erdball durchwandelte *).

Es wäre überflüßig, zu erinnern, daß die Römer mit der Religion der Griechen auch den Glauben an die Heiligkeit der Berge angenommen, und, den Beyspielen ihrer Vorgänger getreu, die höchsten Gipfel den Göttern geweiht haben. Allein, damit nicht zufrieden, schufen sie sich, wie uns ein Kirchenvater erzählt **), einen eigenen Gott Montinus, der die Berge beschützte; und Gruter hat uns die Inschrift eines in der Gegend von Rom gefundenen Altars aufbewahrt, der auf Geheiß der Berggötter dem Blitzeschleudernden Jupiter errichtet worden war ***).

Wenn gleich die alten Deutschen ihre Götter vorzüglich in Hainen verehrten, opferten sie doch auch, besonders in Niederdeutschland, auf Gebirgen; ja nicht selten waren die heiligen Haine auf Bergspitzen gelegen. Ein solcher heiliger Berg der Obotriten findet sich bey dem Dorfe Prilwitz am Tollenzersee. Er war dem Radegast, einer wendischen Gottheit, geweiht. Noch jetzt findet man auf ihm Alterthümer, besonders Urnen mit Asche, und den nähmlichen Wald, durch den die Opfernden zogen, um auf steiler Anhöhe zu dem Tempel des Gottes zu gelangen †). Ein anderer Berg in dieser Gegend heißt der Prowesberg, von dem Götzen Prowe, unter dessen Augen die Wenden Gericht hielten; und auf einem Berge Thüringens soll der bekannte Büsterich gehaust haben, von seiner Höhe herab die weite Gegend schreckend, und im Gehorsam erhaltend mit Blitzes Flamme ††).

Die Scandinavische Mythologie versetzt die Wohnungen der Riesen in die Eisgebirge des hohen Nordens. Von ihrem Gipfel führt eine Brücke in den Himmel der Asen, und die Riesen hätten sie längst erstürmt, wenn der Ase Heimdall sie nicht bewachte †††), auf dem Berge Hnitberg verwahrte der Riese Suttung und seine Tochter Gunnlödä den Dichtermeth, den Odin, in der Gestalt eines Adlers geraubt, um die Gabe des Gesangs unter Götter und Menschen zu verbreiten. Noch jetzt erblickt man auf unzugänglichen, mit ewigen Eis und Schnee bedeckten Gipfeln der Gebirge, die Schweden von Norwegen trennen, ungeheure Bildsäulen, aus ganzen Felsen gehauen, Riesen der Vorwelt, die durch das Gebeth des heiligen Königs Olaus versteinert wurden ††††).

Den Beschluß mache Flathinnis, das Elysium der alten Kaledonier, auf einem hohen Inselberge gelegen. Von

*) Euripid. Bacchantinnen S. 183.
**) Geogr. lib. X. pag. 452.
***) Plin. hist. mundi. lib. V. c. 1.
†) Maxim. Tyr. Serm. XXXVIII.
††) Aeschyl. Prometh. ex edit. Carbit. p. 126.

*) Stat. Theb. lib. XII.
**) Arnob. cap. 1. p. 152.
***) Die Inschrift heißt:
Aram. Jovi. fulgu
ratori. S. Ex. praecep
to. Deorum. Mont
tensium.....
Cruter. p. 21.
†) Masdens Alterthümer der Obotriten, Vorr. S. 25.
††) Sagittar. Antiq. Thuring. p. 9.
†††) Jüngere Edda Fab. 25. Auch bey den Griechen kämpften die Götter mit den Riesen. Aber sie blieben Sieger, während die nordischen Götter noch immer in banger Besorgniß schweben. Ein treffendes Bild, um den Unterschied der beyden Mythologien zu bezeichnen. Dort hat die schöne Form gesiegt, hier führt sie ewigen Krieg mit den Ungeheuern.
††††) Olaus magn. hist. gent. Septentr. Lib. II. C. 15.

ihm sagt ein alter Gesang: „Sanft grünet sein Abhang, von Wolken nicht entblößt. Durchsichtig aber und prächtig sind die Wolken, und jede verhüllt in ihrem Busen eines Stromes Quelle. Herabwandernd von der steilen Höhe, klingen die Ströme dem fernen Ohr, wie die schwachen Töne einer halbgerührten Harfe. — Die rauhen Winde gehen nicht über den Berg, kein Sturm nimmt seinen Lauf durch die Wolken. Die Sonne des Herbstes blickt in der Höhe des Mittags von ihrem blauen Himmel auf die Gefilde; sie eilt nicht nach Westen zur Ruhe, noch steigt sie von Osten empor. Auf erhabenen Hügeln stehen die Hallen der Abgeschiedenen, die hocherbauten Wohnungen der vorangegangenen Helden*).

Christliche Missionarien vertrieben nach und nach die Götter von den Gipfeln der Berge, und Geister bevölkerten die luftigen Sitze. — Sylphen und Elfen weben da ihre nächtlichen Tänze, und finstre ungestalte Gnomen bewachen die Schätze der Erde im tiefsten Schacht. Sanften Sinnes, und den Guten freundlich geneigt, beschützt der Rübezahl das Riesengebirge und der Berggeist Ur den einsamen Hirten der Schweizeralpen. Aber auch böse Geister, Teufel und Hexen, treiben ihr Gebirgshöhen ihr Wesen.

Die Hexen zu den Bracken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf **).

Der Feldberg selbst, wo diese Zeilen geschrieben wurden, wird von Geistern bewohnt. Wer kennt nicht aus den Allmannischen Gedichten den Denglegeist, der

in mitternächtige Stunde
Uffem silberne Gschirr e goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg.

Ob dieser Geist zu den guten oder bösen gehört, war bisher unentschieden, und bange Furcht füllte vielleicht manchen Busen —, wenn nicht der liebenswürdige Dichter durch seinen Geisterbesuch auf dem Feldberg***) jede Besorgniß gehoben hätte.

*) Macpherson Introd. to an hist. of Brit. p. 183.

**) Göthe's Faust. S. 197.

***) Hebels Allemann. Gedichte. S. 5.

Miscellen.

Ludwig XV. besuchte die neuen Kriegskanzleyen. Als er in die Kanzley des Herrn Dübois, ersten Commis des Herzogs von Choiseul kam, sah er eine Brille da liegen, griff darnach, und sagte: „Ich muß doch versuchen, ob sie so gut ist, wie diejenige, deren ich mich bediene." Sein erster Blick fiel auf ein Papier, das man wohl nicht ohne Absicht hingelegt hatte, indem es ein prächtiges Lob auf den Monarchen und seinen Minister enthielt. Schnell warf der König die Brille weg. Sie ist nicht besser, sagt' er, als die meinige; sie vergrößert zu sehr.

.....

Der Bischof von Autun zeigte dem Erzbischof von Rheims einen schönen silbernen Schenktisch, mit der Bemerkung, daß er für die Armen wäre. „Sie hätten," versetzte der Erzbischof, „die Façon ersparen können."

.....

Die allzu große Aufmerksamkeit auf die Gefahr macht oft, daß man hinein geräth.

Man gibt dem Schicksal nach, wenn man es ändern will.

Unterdrückte Herzen sind niemahls unterwürfig.

Der Arme lacht öfter und wahrer. Seneca.

Das sicherste Mittel, sich über seine Unwissenheit zu trösten, ist, daß man alles für unnütz hält, was man nicht weiß.

Es ist leichter, andern Gehör zu geben, als sich selbst.

Man kommt weiter, wenn man zu rechter Zeit stille steht.

.....

Als Marmontel seine Cleopatra gab, ließ er, um sie interessanter zu machen, von einem Künstler eine Schlange verfertigen, welche, bevor sie Cleopatra stach, laut pfiff. Nach der Aufführung des Stücks fragte jemand den Grafen Charolais um sein Urtheil. Er antwortete: Ich halt' es mit der Schlange.

.....

Ein Reisender wurde von Voltaire im Schlosse zu Ferney sehr wohl aufgenommen, und äußerte am folgenden Tag': Es gefalle ihm so gut, daß er sechs Wochen zu bleiben gedenke. Voltaire gab ihm lächelnd zur Antwort: Sie wollen, wie es scheint, keine Ähnlichkeit mit Don Quischott haben; der sah die Wirthshäuser für Schlösser an, Sie aber nehmen die Schlösser für Wirthshäuser.

.....

Schreiben des Voltaire an den Herzog von Choiseul, als er mit le Franc de Pompignan (einem schlechten Versemacher) im Streite war, und der Bruder desselben, welcher in Kriegsdiensten stand, sich verlauten ließ, er wolle dem großen Dichter mit Stockschlägen antworten. — „Ich weiß nicht, was ich dem Herrn le Franc gethan habe. Der eine zerreißt mir täglich die Ohren, der andre droht, sie mir abzuschneiden. Mit dem Reimer nehm' ich es auf; Ihnen überlasse ich den Raufer; denn ich habe meine Ohren nöthig, um zu hören, was Sie nicht lobenswürdiges von Ihnen verbreitet."

.....

Von Don Pedro, der im Jahre 1357 den portugiesischen Thron bestieg, sagte man: Er hätte nie regieren sollen, oder nie!

Folgender Zug bezeichnet die eigenthümliche Denkart dieses Königs sehr auffallend.

Ein Domherr von hohem Adel ermordete seinen Schuster. Was lag auch an einem rechtschaffenen Handwerker, der dabey Hausvater und Ernährer einer wackern Familie ist! So dachte das hohe Tribunal, und schlug den Domherrn zur Strafe seines Verbrechens nur auf ein Jahr lang vom Chor aus.

Aber dem Sohne des Ermordeten leuchtete der Richter Grundsatz nicht ein. Er ermordete rächend den Mörder seines unglücklichen Vaters. Da verurtheilte der König Pedro den Verbrecher, — ein Jahr lang keine Schuhe zu machen.

.....

Der Dauphin (Sohn Ludwigs XV.) nahm zur zweyten Gemahlinn eine Prinzessinn von Sachsen, deren Vater den König Stanislaus, den Vater der Königinn von Frankreich, des Throns beraubt hatte; so daß die Dauphine mit Zittern vor ihrer Schwiegermutter erschien. Den dritten Tag nach der Vermählung mußte sie, der Sitte gemäß, ein Armband mit dem Bildniß ihres Vaters tragen; und da begreift man, wie viel Überwindung es der Tochter des Stanislaus kostete, vor ihren Augen, wie im Triumph, in ihrem eignen Pallaste, das Bild Augusts III. glänzen zu sehen. Ein Theil des Tages ging verüber, ehe daß jemand den Muth hatte, diesen Schmuck anzuschauen. Die Königinn warf zuerst einen Blick darauf, und sagte: Dieß also, meine Tochter, ist das Porträt des Königs, Ihres Vaters? „Ja, liebe Mutter," erwiederte die Dauphine: „Sehen Sie nur, wie ähnlich es ist!" — Es war das Bild des Stanislaus. — Man kann sich die frohe Überraschung gedenken. Dieser feine, rührende Zug, von den Höflingen Galanterie genannt, obwohl er eines bessern Nahmens werth war, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Von Stund an nahm die Königinn die Dauphine als Tochter auf, und lebte in dem vollkommensten Einverständnisse mit ihr und ihrer ganzen Familie.

.....

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 21. und Montag den 24. September 1810.

Überhaupt (was zur Warnung dient) waren viele Gelehrte der mittlern Zeit an Geist und Fleiß den größten aller Zeiten gleich, aber ohne wohlthätige Wirkung für Zeitgenossen und für die Nachwelt verloren, weil sie für bodenlose Tiefen selbstgemachter Theorie den Weg der Erfahrung und Beobachtung verließen, und unbekümmert um den Sinn der Verfasser, aus Texten der Schrift und des Rechts heraus fetterten, was ihnen gefiel.

Johann von Müller.

(114 und 115.)

Friedrich und Katt.

(Fortsetzung.)

Der König kam den sieben und zwanzigsten Abends sieben Uhr an, sein Gesinde eine Weile vor ihm. Vergebens fragten wir nach meinem Bruder; Niemand konnte uns von ihm Nachricht geben, noch sagen, wo er sey. Nur die Art, wie er gefangen genommen war, erzählten sie uns; da dieser Bericht mit allem, was mir mein Bruder mehrmahls darüber sagte, übereinstimmt, so will ich ihn, nebst manchen andern Umstande, den er mir außer diesem erzählte, jetzt einrücken.

Wie er in Anspach ankam, beklagte er sich sogleich bey dem Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Mahle wiederhohlt, was ich auch öfters gehört hatte: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär' ich tausend Mahl davon gelaufen; aber du hast keinen Muth, und bist ein bloßer Schurke." — Diese so oft wiederhohlten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bath den Markgrafen, unter dem Vorwande eines Spazierritts, ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahnete, wich er immer aus, und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen andern. Einige Meilen von Anspach erhielt er die Staffette von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß er in zweyen Tagen zu entfliehen gedächte, und daß er sollte ein Gleiches thun. Im Haag wollen sie zusammen treffen; zugleich versicherte er ihn, daß seine Flucht gar nicht fehlschlagen könnte, und setzte man ihm nach, so böthen ihm die Klöster auf seinem Wege eine Zuflucht dar. Er sendete die Antwort mit einer Staffette ab, vergaß aber unglücklicher Weise die Aufschrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt stand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung, und die Staffette, anstatt nach Berlin zu gehen, lieferte diese Briefe diesem Katt aus.

Der König war indeß bis in die Nähe von Frankfurt gereist, wo er in einem Dorfe übernachtete, und genöthigt war, mit seinem ganzen Gefolge sein Lager in Scheunen aufzuschlagen. Meinem Bruder ward auch eine zu Theil, die er mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener theilen sollte. Der König hatte Keith's Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Mensch sehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber des ungeachtet aus seiner Dummheit Vortheil ziehen; unter dem Vorwande in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abenteuer auszugehen; befahl er ihm, ihn früh um vier Uhr zu wecken, und ihm Pferde zu verschaffen, welches, weil den Tag gerade ein Pferdemarkt einfiel, sehr leicht war. Der Knabe that es, aber anstatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett, und weckte den Kammerdiener. Dieser Mensch hatte die Geistesgegenwart, nicht zu thun, als ob er etwas merke, und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Comödie abzuwarten. Mein Bruder sprang indeß auf, kleidete sich selbst an, und statt seiner Uniform zog er ein französisches Kleid an, worauf er ausging. Unverzüglich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow'n von dem Vorgange, der augenblicklich in der größten Bestürzung zu den Generalen von des Königs Gefolge lief, nähmlich zu den Generalen Bedenbruck, Waldow und Derchow; dieser letzte war der größte Spitzbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienste des Satanas, und war außerdem meines Bruders geschworner Feind. Sogleich gingen sie alle viere aus, um ihn zu suchen, und nachdem sie den ganzen Flecken vergeblich durchgestöbert hatten, fanden sie ihn auf dem Pferdemarkt auf einen Wagen gelehnt. Seine französische Kleidung befremdete sie sogleich; anfangs fragten sie ihn sehr ehrerbiethig, was er da mache? Mein Bruder hat mir oft gesagt, daß ihn damahls Wuth und Verzweiflung, sich entdeckt zu sehen, zu dem Äußersten hingerissen

hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen also sehr rauh. Rochow sagte ihm darauf: „Gnädiger Herr, der König ist aufgewacht, und will in einer halben Stunde abreisen, verändern Sie also, um Gottes Willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie sieht." Mein Bruder verweigerte es, und sagte, er wolle spazieren gehen, und ehe der König abreise, wieder zurück kehren. Sie stritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder bestellt hatte, ankam; er wollte sich auf eines derselben werfen, allein die Herren umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück, und zwangen ihn, seine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Rasender, mußte sich aber doch bemeistern lassen. Abends kamen sie nach Frankfurt, und den Morgen darauf erhielt der König eine Staffete von Katts Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief sogleich Rochow und Waldow, und theilte ihnen die empfangenen schönen Nachrichten mit. Wie man sagt, soll ihm der Kammerdiener damahls schon den Vorgang des vergangenen Morgens gemeldet haben; er befahl den beyden Herren, auf meinen Bruder Acht zu geben, und mit ihren Köpfen für ihn zu stehen; dann geboth er, ihn unverzüglich in die Yacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurt nach Wesel zu Wasser zurück zu legen gedachte. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen — es war der eilfte August.

Der König bestieg die Yacht erst den folgenden Morgen. Sobald er meinen Bruder erblickte, warf er sich auf ihn, und würde ihn erdrosselt haben, hätte ihn der General Waldow nicht seinen Händen entzogen. Er riß ihm die Haare aus, und schlug ihn in einem Augenblick ganz blutig. Auf die dringende Bitte dieser Herren erhielten sie es endlich, meinen Bruder in ein anderes Schiff führen zu dürfen. Man nahm seinen Degen, und alle seine Kleider, fand aber kein einziges Papier bey ihm; denn der Kammerdiener meines Bruders hatte sich ihrer, ehe die Untersuchung vorgenommen wurde, bemächtigt, und sie in seiner Gegenwart verbrannt — wodurch er denn der Königinn und mir einen großen Dienst leistete. Außerdem fiel während des ganzen Wegs nichts Merkwürdiges vor. Der König sah meinen Bruder nicht, schwor aber alle Tage, daß er sterben solle, und mein Bruder sann unaufhörlich auf Mittel, der Wachsamkeit seiner beyden Begleiter zu entgehen.

Auf diese Weise kamen sie in Wesel an, wo ihm der König außer den beyden schon erwähnten Herren eine starke Wache gab, und ihn als Staatsgefangenen behandelte. Tags darauf rief er ihn vor sich; es war niemand bey ihm, wie der General Mosel, ein tapferer Officier und sehr redlicher Mann. Der König fragte ihn zum Anfang in wüthendem Tone, „warum er habe desertiren wollen?" das waren seine eignen Ausdrücke. — Weil, antwortete der Prinz mit festem und sicherm Tone, weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sclaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreißer, rief der König, der weder Ehre noch Muth hat. — Ich habe dessen so viel wie Sie, erwiederte der Prinz, und that nur was Sie, wie Sie mir mehr wie hundert Mahl gesagt haben, an meinem Platze gethan haben würden. Durch diesen Ton auf das Äußerste getrieben, zog der König seinen Degen, und würde meinen Bruder, ohne den General Mosel, der sich zwischen sie warf, durchbohrt haben. Dieser redliche Mann rief: tödten Sie mich mein König! aber schonen Sie Ihren Sohn! — Allen Bemühungen des Königs zum Trotz, deckte er meinen Bruder so gut mit seinem Körper, daß er ihm nichts anhaben konnte. Seit diesem Tage ließ man sie nicht mehr zusammen kommen; man stellte dem Könige vor, daß er ja immer über das Leben meines Bruders verfügen könne, allein solche Behandlung sey durch das Christenthum verbothen. Auf diese Vorstellung hin verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen.

Er blieb nur einige Tage in Wesel, und setzte dann seinen Weg nach Berlin fort. Mein Bruder sollte ihm, auf seinen Befehl nach vier Tagen folgen, weil er aber seinen beyden Argus nicht recht traute, gesellte er ihnen einen dritten, den General Doslow, bey, der ein eben so großer Schurke wie Derchow war. Ungeachtet des Königs Verboth erlaubten ihm Waldow und Rochow, Besuche anzunehmen; mein Bruder war in jenen Gegenden angebethet; seine Großmuth, Herablassung und Güte hatte ihm alle Herzen gewonnen. Die grausame Behandlung, die er vom König erfahren hatte, entschuldigte ihn, machte aber auch Alles für sein Leben fürchten; auf diese Weise fand er Leute genug, die ihr Leben gewagt hätten, um ihn zu befreyen. Man hatte ihm schon Stricke verschafft, um aus den Fenstern zu steigen, und eine Bäuerinn-Kleidung, um zu entfliehen, als der General Doslow alle seine schönen Plane zerstörte. Dieser, der einer von des Königs Günstlingen war, gedachte ihm recht den Hof zu machen, und nahm zu diesem Endzweck, unter dem Vorwande, Rochow und Waldow ihre Last zu erleichtern, die Bewachung des Prinzen über sich. Von dieser Zeit an war er so belagert, daß es ihm nicht mehr möglich war, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Man reiste also vier Tage nach dem Könige mit ihm ab, und führte ihn, dessen Befehlen zufolge, in einen kleinen, sechs oder sieben Meilen von Berlin gelegenen Ort.

.....

Sobald der König angelangt war, begab sich meine Mutter allein zu ihm in sein Kabinet. Bey ihrem ersten Anblick sagte er ihr mit wüthendem Tone: Ihr Sohn ist todt — und gleich dazu: wo ist das Kistchen mit den Briefen? — Die Königinn brach sogleich in ein lautes Geschrey aus, und fragte, wie es möglich sey, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wuth aufgeopfert habe? — Er ist todt! wiederhohlte der König, und ich will das Kistchen. — Die Königinn hohlte es, und rief dabey ganz außer sich: O mein Gott! mein Gott! Ich hörte all dieses Klagegeschrey, das mir wie Dolchstiche durch das Herz fuhr. Kaum hatte der König die Kiste in den Händen, so schlug er sie, ohne sich beym Aufschließen weiter aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus, und trug sie fort. Die Königinn verlor keinen Augenblick, sondern bemächtigte sich sogleich der Siegel, und alles dessen, was Verdacht erregen konnte, und gab es mir zum verbrennen. Nachher kam sie zu uns, und erzählte uns den Vorgang — Gott weiß, was ich bey dieser schrecklichen Erzählung, die mit einem Thränenstrome beendigt ward, empfand.

Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schicksal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun sollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geschwistern, um ihm die Hand zu küssen; allein kaum erblickte er mich, so ward er ganz schwarz vor Wuth, und versetzte mir drey ungeheure Faust-

schläge ins Gesicht, von denen einer die Schläfe traf, so, daß ich sinnlos niederfiel, und mir den Kopf gegen einen Vorsprung der Wandbekleidung zerschlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnsfeld nicht so glücklich gewesen, mich bey dem Kopfputze zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füßen treten, und seine Schläge wiederhohlen; allein die Königinn und meine Geschwister bildeten einen Wall um mich her, und ließen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schwestern, die mich noch immer ohne Leben liegen sah, hohlte ein Glas Wasser und etwas Geistiges, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Wegen des Königs, der sich mit denen, die mich umgaben, umherbalgte, konnte man mich nicht einmahl vom Boden aufheben; aber das viele Reiben und die starken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, so daß man mich endlich auf ein Tabouret heben konnte, das sich in dem Fenster befand, an dem dieser ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtlosen Zustande geblieben! Es ist mir nicht möglich, den trostlosen Zustand, in welchen alle, die in diesem Zimmer sich befanden, versetzt waren, zu beschreiben. Der König war halb erstickt vor Zorn; sein Blick war wild, sein Gesicht aufgedunsen, und der Schaum lag auf seinen Lippen; die Königinn rang die Hände, und stieß das kläglichste Geschrey aus. Meine Geschwister lagen vor dem Könige auf den Knien, selbst das kleinste, das nur drey Jahre alt war, und weinten und schluchzten. Frau von Konnken und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod, und unfähig eine Sylbe zu sprechen — und ich..... ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein schreckliches Zittern schüttelte meinen ganzen Körper, und kalter Schweiß floß mein Gesicht herab. Der König hatte endlich seine erste Behauptung aufgegeben, und statt zu sagen: mein Bruder sey todt, schwor er bey allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen lassen wolle. Diese so oft wiederhohlten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesschwäche, und ich sagte laut: schenken Sie mir meines Bruders Leben, und ich heirathe sogleich den Herzog von Weissenfels. Seine Wuth verhinderte ihn, mich zu verstehen, und aus Furcht, daß ich diese zierlichen Worte wiederhohlen möchte, verstopfte mir Fräulein von Sonnsfeld den Mund mit einem Schnupftuche, gerade wie ich sie noch ein Mahl wollte sagen. Nun ergoß sich der König in Schmähungen gegen mich; nach seiner Behauptung sollte ich an allem Übel, das uns befallen hatte, schuld seyn, und mein Kopf sollte ihm dafür genugthun. Damahls hätte er mir keinen größern Dienst leisten können, als seine Drohung ins Werk zu richten. Mein Schmerz war so groß, daß ich die Welt mit Freuden verlassen hätte.

Während dieser Scene erblickte ich den armen Katt, den vier Gensdarmes zum Könige führten. Er war blaß und entstellt; bey meinem Anblicke zog er den Hut ab, und ich bemerkte, daß sein Gesicht die größte Bestürzung ausdrückte. Man trug seinen und meines Bruders Koffer, die beyde versiegelt waren, hinter ihm her. Gleich darauf benachrichtigte man den König von seiner Gegenwart, und er eilte fort, wobey er stets rief: „nun werde ich endlich Beweise genug gegen den Schurken von Friz erhalten, um ihm den Kopf wegputzen zu können." — Die Hofmeisterinn der Königinn folgte ihm, desgleichen die Ramen; diese letzte ergriff seinen Arm und sagte; „Um Gotteswillen! wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so tödten Sie doch nicht die Königinn! Ich versichre Sie, sie hat von dieser Sache nichts gewußt, und mit guten Worten können Sie alles von ihr erhalten." — Die Hofmeisterinn redete in einem andern Ton: „Bis jetzt, sagte sie, thaten Sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter, frommer König zu seyn, und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! Opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber seyn Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Großen, und Philipps II.; sie starben ohne Nachkommenschaft, und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel." — Der König sah sie an: „Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber Sie sind eine wackere Frau, und meinen es gut. Gehen Sie, und beruhigen meine Frau." Wirklich bewunderte ich den Eifer und den Muth dieser Dame, in einer solchen Zeit also zu sprechen; sie wagte es darauf hin, nach Spandau geschickt zu werden. Dagegen erstaunten wir über die Unverschämtheit, mit welcher die Ramen in der Königinn Gegenwart behauptete, daß diese von nichts unterrichtet sey. Man schleppte mich endlich aus dem Zimmer der Königinn — denn ich zitterte dergestalt, daß ich keinen Fuß aufstellen konnte — und brachte mich in ein anderes, wo der König nie hinkam.

Dieser hatte indeß Grumbkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der letztere war General-Fiskal und ein sehr schlechter Mensch, der erstere General-Auditor. Sobald der König eintrat, warf sich Katt auf die Knie; der König fiel über ihn her, versetzte ihm mehrere Backenstreiche und Stockschläge ins Gesicht, trat ihn mit Füßen, und behandelte ihn auf die unwürdigste Weise. Nun fing das Verhör an. Katt gestand sogleich, daß er mit dem Prinzen über seine Flucht übereingekommen wäre; allein gegen die Person des Königs, sogar gegen seine Angelegenheiten, habe er nie einen Anschlag gehabt; ihre Absicht sey nur dahin gegangen, nach England zu fliehen, und sich, um gegen den Zorn des Königs geschützt zu seyn, unter den Schutz dieser Krone zu begeben. Auf die Frage nach den Briefen der Königinn und den meinigen, sagte er, daß er sie auf Befehl meines Bruders der Königinn übermacht habe. Darauf befragte man ihn über mich, und ob ich von dem Plane unterrichtet gewesen sey? er verneinte es. Nun wollte man wissen, ob er nicht mit Briefen von dem Prinzen an mich beauftragt gewesen sey, und ob ich ihm nie welche für meinen Bruder zugestellt hätte? er antwortete, daß er sich erinnerte, mir ein Mahl eines Sonntags, wie ich so eben aus dem Dom zurückgekehrt sey, einen Brief überreicht zu haben, sein Inhalt sey ihm aber nicht bekannt gewesen, und ich habe ihm nie einen anvertraut. Weiter gestand er, daß er mehrere Mahle heimlich in Potsdam gewesen sey, wo ihn dann der Lieutenant Span in die Stadt eingelassen habe, auch daß Keith um ihren Plan gewußt, und sie auf der Flucht habe begleiten sollen. Nach dem Verhöre durchsuchte man meines Bruders und Katts Koffer, man fand aber keinen einzigen Brief. Grumbkow, der uns dieses Mahl in seinen Netzen zu halten glaubte, war darüber in Verzweiflung, und sagte zum Könige: „Ihro Majestät! diese Teufelsweiber sind klüger wie die Schlangen; — sie haben uns betrogen."

Der König begab sich wieder zur Königinn, und sagte zu

ihr: Ich habe mich nicht geirrt. Ich wußte wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Complotte Theil nahm. Katt gesteht so eben, daß er ihr Briefe zugesteckt hat — ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Nahmen, das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drey Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie ihre Fehler bereuen kann. Melden Sie ihr das, und befehlen ihr, sich gleich nach dem Verhöre zur Abreise bereit zu halten. — Der König war während aller dieser Reden noch vor Zorn außer sich. Die Königinn schwor bey allen Heiligen des Paradieses, daß Katt mir niemahls einen Brief gebracht hätte, und both sich an, mich darum fragen zu lassen. Man erinnere sich jetzt, was ich über diesen Brief sagte, den ich, der Ramen wegen, der Königinn nicht hätte können zeigen. Jetzt hielt ich mich nun für verloren, und dieser Gedanke, statt mich zu erschrecken, war mir lieb. Um mich nicht mit der Königinn zu entzweyen, beschloß ich mich keck durchzuschlagen, und antwortete der Frau von Konnken sogleich: daß ich mich wunderte, warum die Königinn aus diesem Briefe ein Geheimniß machen wolle; er sey mir öffentlich eingehändigt worden, und habe nichts, wie die einfachsten Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich hätte ihn zwar gleich verbrannt, aber ich erinnerte mich seines Inhalts so gut, daß ich, wenn der König es wünschte, jedes Wort niederschreiben könnte; die Königinn, der ich ihn damahls wohl gezeigt hätte, müsse sich dessen nur nicht mehr erinnern. Frau von Konnken brachte diese Antwort dem Könige, der sich darauf fort begab, um dem Ende des Verhörs beyzuwohnen. Ich beredete die Königinn so gut, den Brief gelesen zu haben, daß sie nicht den geringsten Zweifel dagegen hatte. Sie meldete mir mit einem Thränenstrome des Königs Befehl, und empfahl mir vor allen Dingen, nur nichts in Rücksicht der Küste einzugestehen. — Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen soll — was ist dann zu thun? — Die Bedrängniß, in der wir sind, sagte sie, entschuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre. — Ich will in allen Stücken Ihnen gehorchen, sagte ich; aber nie kann ich etwas thun, das mein Gewissen verletzt. Der gute Gott wird mich nicht verlassen! ich werde lieber alles aufopfern, als Sie in Gefahr setzen; aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle, einen falschen Schwur lege ich nicht ab. — Darauf nahmen wir von einander Abschied. Sie hielt mich lange in ihren Armen, und wir trennten uns mit unendlichem Schmerze.

Die ganze Stadt war über den Jammer unserer Familie bestürzt. Meine Geschichte ward auf allen Straßen erzählt, denn die Zimmer der Königinn waren im Erdgeschoß, die Fenster standen offen, und alle Vorübergehenden hatten den mit mir vorgefallenen Auftritt gesehen und gehört. Wie man mich in mein Zimmer trug, mußte ich durch einen Haufen Menschen gebracht werden, die alle weinten, und schrien. Da alles vergrößert wird, sagte man in mehrern Theilen der Stadt, daß ich todt sey, ja sogar auch mein Bruder, und das vermehrte noch die allgemeine Trostlosigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Tod.

Che altro ch' un sospir breve è la morte?
Petrarca.

All' überall wandeln wir auf Leichen; täglich sehen wir Leichen; alle unsere ältern Verwandte und Freunde scheiden allmählich von uns; plötzlich wird oft aus unserer Mitte ein Jüngling gerissen, dessen organischer Körperbau, dessen blühende Gesundheit ein Greisenalter versprach; dort schlummert ein Kind für lange wieder ein, das kaum einige Tage, Monden oder Jahre der freundlichen Sonne, dem Abglanz der absoluten Güte entgegen lächelte. Wohl hatten die Sparter recht, wenn sie sagten:

Andere blüheten sonst, jetzt wir, bald andere wieder,
Deren Geschlechter von uns nimmer werden gesehn.

Wahrlich, nichts ist alltäglicher als der Tod. Und an dieses so alltägliche Ereigniß, das Alles, was lebt, erwartet, daß in unserem Entstehen begründet ist, das Vor- und Nachwelt als Ursache und Wirkung mit einander verkettet, denken wir nur mit Mißmuth, mit Schauder und Entsetzen. Wir brechen, so oft uns dasselbe näher berührt, in Klagen aus; — wir wundern uns, daß das Trennbare zertrennt, das Vergängliche vernichtet wird, nein! die Form ändert.

Das Schmerzgefühl, das der Verlust unserer Geliebten in uns erregt, läßt sich freylich nicht mit kalten philosophischen Gründen beschwichtigen; aber Beruhigung gewährt es doch, wenn man mit forschendem Verstande dem Fürchterlichen nicht in das Auge blickt. Möchten doch auch andere Leidende Erleichterung finden, wenn sie sehen, wie kinderlose Verlassene sich trösten. Und wird ihr Schmerz auch nicht ganz gehoben, nur gelindert, so dürfte doch eine nähere Betrachtung des Todes den Nutzen haben, daß sie ihn für kein Übel mehr halten, die Todesfurcht besiegen. Sie werden dann begreifen, warum ein großer Mann die Philosophie am richtigsten zu bestimmen glaubte, wenn er sie eine Betrachtung des Todes (Μελέτη τοῦ θανάτου) nannte.

Diese Betrachtung überzeugt uns bald, daß wir durch den Tod nie verlieren, nur gewinnen können; da, wenn auch die Hülle der allgemeinen Masse zurückgegeben, der schöne organische Bau, welcher mit Kraft und Stärke wirkte, zerstört wird, in seine Urstoffe zerfällt, sich verflüchtigt, doch unser besseres Ich fortdauert; zu der ewigen Urkraft, von der es ausging, wieder zurückkehrt; da der Saame des Guten, den wir im Leben ausgestreut, nach unserem Abschiede noch immer und nach Jahrhunderten noch Früchte trägt. Durch diese Betrachtung belehrt, werden wir uns den Tod, unseren treuesten letzten Freund, der aus vielen Jammer uns erretten kann, nicht als ein knöchernes Schreckengespenst mit furchtbarer Hippe, sondern, mit Lessing, als einen freundlichen Jüngling, der die Fackel auslöscht, und dem stürmenden Meere Ruhe gebeut, vorstellen.

Es mangelt uns zwar nicht an Untersuchungen mancherley Art über den Tod. Dichter, Philosophen, Ärzte und Religionslehrer haben ihn von verschiedenen Seiten betrachtet. Die meisten ihrer Untersuchungen habe ich gelesen, darüber gedacht; zu einer Zeit wo mir der Tod das Liebste entriß, jede freye Stunde mit diesen Betrachtungen ausgefüllt, manchmahl meine fragmentarische Bemerkungen flüchtig hingeworfen. Aber werden

diese flüchtigen Bemerkungen wohl für die Leser des Archivs, denen ich allen langes glückliches Leben wünsche, von einigem Interesse seyn? Freund Jacobi, der mir diesen Aufsatz abgefordert hat, glaubt es; weil er einige Beobachtungen, über die Art, wie verschiedene Menschen in verschiedenem Alter, in verschiedenen Krankheiten, in verschiedenen Ländern, von verschiedenen Ständen, von verschiedenem Charakter sterben, enthält. Als Arzt, sagte er, müsse ich alles hierher gehörige gelesen haben, und als Arzt, der einst Jahre, nach dem Rath des Hippokrates, dem Heere in verschiedene Länder folgte, und nun schon im zweyten Jahrzehnd in einer volkreichen Stadt Menschen aller Classen, Fürsten und Bettler sterben sah, hätte ich mehr als ein anderer Gelegenheit gehabt, den Tod sehr nahe, und in verschiedenen Gestalten zu beobachten.

Man sollte glauben, ein Arzt der von einer Verschiedenheit des Todes spricht, habe keinen bestimmten Begriff davon. Aufhören zu leben, heißt sterben; der Moment, in welchem man stirbt, Tod; in diesem einzelnen Momente kann nun keine Mannigfaltigkeit statt finden. Alles das, was sich vor dem Tode Mannigfaltiges in den Erscheinungen äußert, und wodurch sich etwa ein Tod von dem andern zu unterscheiden scheint, ist nicht er, ist eine verschiedene Modification des Lebens. Wie der letzte Funke desselben verglimmt, des Todes Reich beginnt, ist allgemeine Gleichheit in den körperlichen Erscheinungen; die mechanischen und chemischen Gesetze behaupten ihre Rechte über das Sterbliche, das Organische wird unorganisch, wird Stoff für neu sich bildende Organismen. Aber diese Auflösung ist so wenig Tod, als das in der Muttererde am längsten der Auflösung widerstehende Todtengrippe, das denkende Ich des Menschen ist. Nur der Moment, wie schon bemerkt wurde, in welchem das Leben erlischt, der einzelne Organismus aufhört im Gesammtorganismus sich kämpfend selbstständig zu erhalten — nur dieser Moment ist Tod, der abstracte Begriff von Sterben, das wieder der abstracte Begriff von Erscheinungen ist, welche das Aufhören dieser Selbstständigkeit in der Körperwelt zu begleiten pflegen.

Wollte ich auf diese Art fortfahren das Wesen des Todes genauer zu erörtern, so würde ich mich in eine sehr trockene, speculative Untersuchung verirren, und vielleicht würde ich am Ende nicht viel weiser, als beym Anfang derselben seyn. Denn, wenn einer der tiefsinnigsten Forscher über Leben und Tod, der zu frühe der Welt und den Wissenschaften entrissene Bichat, das Leben nicht besser als durch den Inbegriff aller Thätigkeiten die dem Tode widerstehen, und den Tod durch das Ende des Lebens zu bestimmen weiß *); so würde ich vielleicht kaum eine bessere Definition des Todes aufstellen. Und doch soll nach Ciceros Rath jede Abhandlung mit der Definition des Gegenstandes beginnen, damit man wisse, was das sey, wovon eigentlich die Rede ist.

Allein der Bichatsche Zirkel, so sehr ihn auch strenge Dialectiker tadeln müssen, soll nicht ohne Nutzen für uns seyn; er führte den trefflichen Denker aus den Regionen der grauen Speculation in die grünen Gefilde der Erscheinungen zurück; fest ergriff er die auch von Creve früher schon aufgestellte und gehörig gewürdigte Idee eines doppelten Lebens im Thiere, im Menschen, eines organischen, vegetativen, und eines animalischen Lebens. Das erstere haben wir mit den Pflanzen gemein; das andere besitzen die Thiere ausschließlich; nur das letztere verbindet uns activ mit der Außenwelt, verknüpft unsere Existenz mit der aller übrigen Wesen des Universums. Das erstere, das wir auch und zwar in einem hohen Grade besitzen, beschränkt sich nur auf unsere Erhaltung, auf das selbstständige Daseyn unsers Körpers, ist ein inneres Leben. Aufnehmen, Verähnlichen und wieder Ausstoßen fremder Stoffe, ist der ganze Umfang desselben.

Im Thiere, im Menschen, sind beyde Leben auf das Innigste mit einander verbunden; doch hört das thierische Leben manchmahl viel früher auf, als das organische; mit letzterm endet aber das animalische augenblicklich; das erstere ist bey dem natürlichen Tod des hohen Alters, und bey einigen lähmenden Krankheiten, letzteres bey den meisten plötzlichen und bey den gewaltsamen, die Organisation zerstörenden Todesarten der Fall.

Wenn der Gedanke an den Tod unangenehm ist, so ist er es nur, weil wir das End des animalischen Lebens dabey berücksichtigen, weil dadurch alle Bande, die uns mit der Außenwelt verknüpfen, zerrissen werden; nur der Gedanke an diese Trennung, nicht der Schmerz, (denn auch die Fortdauer einer schmerzhaften Existenz wünscht mancher schon lange Leidende), macht den Tod für den Lebenden schrecklich. — Allein im Tode selbst denkt man nicht mehr oder äußerst selten an diese Trennung. Bey dem natürlichen Tod wird der Greis allmählig von der Welt abgelöst; er lebte schon einige Zeit nur ein inneres Leben, und stirbt ohne Bewußtseyn fast wie eine Pflanze Aber auch bey dem zufälligen Tod von Krankheit ist der Gedanke an Trennung undeutlich, oder er wird in den meisten Fällen gar nicht gedacht. Wenn der Mensch plötzlich stirbt, so hören beyde Leben fast gleichzeitig auf; Athmen und Kreislauf stehen still; in eben diesem Momente ist die Empfindung, das Bewußtseyn verloren; andere organische Verrichtungen, Dauung, Ausleerungen, Muskelbewegungen dauern manchmahl fort, und geben so zu dem Wahn, als ob der Todte noch während dieser Dauer litte, Anlaß.

Man führte den Todeskampf in der letzten Stunde, die marternden Schmerzen, die krampfhaften Zerrungen der Muskeln, das Augenbrechen, das Röcheln, das Hinstarren, das Entsetzen und Beben, welches man bey einigen Sterbenden beobachtet, zur Unterstützung dieses Wahnes an. Ein Frömmling spricht bey dieser Gelegenheit auch von den Versuchungen des Teufels in der letzten Stunde. — Allein erstere sind, wie ich schon bemerkt habe, und in der Folge noch deutlicher erhellen wird, nicht der Tod, sondern das, was ihm vorgeht, Krankheit; letztere sind entweder sinn- und gewinnreiche Erfindungen von verschiedenen Völkern und Zeiten, oder Folge eines beschleunigten Kreislaufes, einer erhöhten Empfindlichkeit, einer durch Ammenmährchen allzu sehr erhitzten Fantasie.

Um die verschiedenen Arten zu sterben genauer zu bestimmen, kann man alle unter zwey Gattungen begreifen. Einmahl erlischt das Leben zuerst in den äußern Theilen, und am Ende im Herzen; der Tod beginnt in der Peripherie und endet im Mittelpuncte; ein ander Mahl hört das Leben zuerst im Herzen, dann in den übrigen Theilen auf. Der Tod schreitet vom Mittelpunct zur Peripherie. Auf eine oder andere Weise

*) Recherches physiologiques sur la vie et la mort. Edit. III. Paris 1805. pag. 1 et 165.

sterben, wie man gleich sehen wird, alle Menschen; aber in beyden Fällen hat der Tod nichts Schreckliches.

Betrachten wir zuerst den natürlichen Tod, der freylich der seltenste ist. Bey diesem hört sehr oft das thierische Leben viel früher auf als das organische; wenigstens ist dieses bey einem im hohen Alter erlöschenden Greisen der Fall; er stirbt theilweis; alle seine äußern Verrichtungen hören eins nach der andern auf. Die Sinne schwinden, sinnliche Eindrücke glitschen über sie weg.

Das Gesicht verdunkelt sich; den die Häute und Feuchtigkeiten des Auges werden dichter und undurchsichtig; die Lichtstrahlen gelangen nicht bis zu der ohnehin weniger empfindlichen Netz- oder Nervenhaut des Auges; es stellt sich jene Blindheit ein, welche Ärzte Blindheit des Alters nennen. Das Gehör wird schwächer, geht verloren; die schallenden Luftschwingungen gelangen nur unordentlich zum innern Ohr; allmählich werden sie von der starren ausgetrockneten Nervenhaut des Irrganges gar nicht mehr empfunden.

Die dicke, verhärtete, hornartige, ihrer Gefäße zum Theil beraubte Haut ist nur noch das durch längeres Empfinden abgestumpfte Organ eines undeutlichen Gefühls. Alle übrigen von der Haut abhängenden Organe sind geschwächt, gestorben. Die Kopfhaare, der Bart werden grau, und fallen aus Mangel nährender Säfte aus. Riechende Stoffe machen auf die ausgetrocknete Nase keinen, oder nur einen schwachen Eindruck. Nur der Geschmack erhält sich am längsten, weil er, vom organischen Leben eben so abhängig als vom thierischen, zur Fortdauer innerer Verrichtungen äußerst nothwendig ist. Dieser Sinn ist bey Alten, lange nachdem die andern schon gerissen sind, das einzige Band, das sie an die Außenwelt knüpft, und an dem allein noch das Glück ihres Daseyns zu hängen scheint.

Der Sinnesorgane zum Theil beraubt, isolirt in der Schöpfung, bemerkt der Greis endlich auch das Schwinden seiner Geisteskräfte. Er hat keine neuen Vorstellungen mehr, weil die Sinnen keinen Stoff mehr dazu darbiethen. Die Einbildungskraft, die ohnehin nur in der Jugend am lebhaftesten ist, erscheint im Alter abgenutzt, ist unthätig. Das Gedächtniß erinnert sich zwar noch der frühern Vergangenheit, denn Sinne hatten den Stoff dargebothen, oder ihn doch verstärkt; aber das Ebenvergangene vergißt der Greis augenblicklich; selbst mitten in der Rede stockt er, schweift aus, weil er den Vordersatz verloren hat. Auch die Urtheilskraft des Alten, die sich doch am längsten von den Sinnen mehr unabhängig erhält, wird endlich doch unstät und schwankend.

So wie die Thätigkeit des Gehirns herabgestimmt, allmählich vernichtet wird, so werden es auch die davon zum Theil abhängenden bewegenden Organe. Die nur noch durch starre, meistens unthätige Muskeln bewirkten Bewegungen der Alten sind träg und sparsam. — Fremd für das ihn Umgebende, frey von Begierden, Leidenschaften und Empfindungen, sitzt der Greis, das alte Mütterchen, in sich zurückgezogen am wärmenden Kamine, und finden ihr ganzes Glück in der Empfindung ihres Daseyns. Endlich werden auch die Muskelfasern der Gefäße, des Herzens steif, verknöchert, unbeweglich; und nun erlischt auch die organische Bewegung, das innere organische Leben so unmerklich als es im Mutterleibe begann. Wie eine Pflanze beginnt, wie eine Pflanze, endet bey dem natürlichen Tode, der Mensch.

Ich sah oft Greise, nachdem alle ihre Kräfte und Sinne allmählich geschwunden waren, wie eine Lampe verlöschen. Ich sah einige Alte, die nicht so hinfällig waren, die aber dieses Hinschwinden ihrer Kräfte fühlten, in einem frohen Augenblick sich nach der Auflösung sehnen; gleichsam begeistert mit einem verklärten Blick in das Jenseits schauend, riefen sie aus: Nun laß, o Herr! deinen Diener in Frieden fahren.

Von der Todesart neugeborner Kinder kann hier gar nicht die Rede seyn; ihr animalisches Leben ist, wenn es wieder endet, kaum noch entwickelt; ihr Bewußtseyn ist dunkel; wie sollte ihr Tod schrecklich seyn? Auch schlummern sie gewöhnlich unter einigen leichten Zuckungen sanft hinüber; ihr Tod ist der heitere Abend eines schönen Tages. Bey größeren Kindern, vorzüglich, wenn sie an schnell laufenden Krankheiten sterben, gehen dem Tode bisweilen schmerzhafte Anfälle, Zuckungen und Krämpfe vor. Allein gerade in diesem Alter kennt man die niederschlagende Furcht vor dem Lebensverlust, die eitlen Schreckengespenster einer fürchterlichen Zukunft noch nicht. O wie oft sagten mir nicht Kinder: Ich will ja gerne sterben, wenn man mich nur ruhig läßt, mich nicht mit Arzeneyen plagt. Bisweilen zwar scheint bey einigen kranken jungen Leuten kurz vor dem Tode die Thätigkeit des Gehirns erhöht; das Leben, in seinem Erlöschen, seine volle Kraft zusammengedrängt in diesem Organe zu äußern; aber dann gewinnt der Geist eine Stärke, er erreicht eine Höhe; das Gefühl von Muth, von Kraft, äußert sich bey dieser letzten Scene auf eine so enthusiastische Weise, daß das Ganze den Umstehenden übernatürlich scheint. Mit frohem Blicke sagte mir mancher sterbende Jüngling, mehrere Stunden vor seinem Tode, den Augenblick seines Sterbens voraus; so lange er Bewußtseyn hatte, blickte er oft gleichsam ungeduldig nach der Uhr, als wollte er den Moment der Auflösung beschleunigen.

Wenn junge Leute, wie es so oft geschieht, an schleichenden abzehrenden Krankheiten sterben, so denken sie nur selten an den Tod. Ein behagliches Gefühl und die schmeichelnde Hoffnung begleiten sie bis an ihr Ende, das sie nicht fürchten, nicht einmahl vorsehen; sie erbleichen, während sie noch weitaussehende Projecte für künftige Lebenstage entwerfen, und sich mit den süßesten Täuschungen einschläfern.

In dem reiferen Alter scheinen die Menschen am meisten den Tod zu scheuen; da mangelt es ihnen vorzüglich an jener Ergebung, die den Alten und Jungen so eigen ist. Allein dieses ist eine Folge der langwierigen Unterleibs-Krankheiten, der Hypochonderie, der Melancholie, vielleicht auch des Ehr- und Geldgeitzes, welche in diesem Alter die Menschen so mächtig beherrschen. Die Hyder Hypochondrie raubt dem Menschen alle Kraft; sie flößt ihm eine unüberwindliche Furcht des Todes ein, und vervielfältigt so zu sagen dieses unvermeidliche Ereigniß, indem es sein Bild immer vergegenwärtigt, und doch die Kraft raubt, dem Schreckengespenst näher in die Augen zu blicken, und ihm die fürchterliche Larve abzuziehen. Dieses polypenartige Ungeheuer, und nicht der Tod, ist furchtbar. Wie mancher von dessen Armen umstrickte Unglückliche weihte sich dem Tode, um der Furcht vor ihm zu entfliehen!

Schon wurde jetzt, da von dem Einflusse des Alters auf die Todesart die Rede war, mit auf die Krankheiten, welche den Tod herbeyführen, Rücksicht genommen. Doch dieser Gegenstand heischt noch einige Erläuterung, da bey verschiedenen Krankheiten der Tod auf eine andere Weise zu erfolgen pflegt.

In Krankheiten von Erschöpfung, in jenen langwierigen Übeln, die, wie ein langwieriger Durchfall, ein anhaltender Saft-Verlust, eine Wassersucht, die Lebenskräfte allmählich aufzehren, ist gewöhnlich der Geist ruhig; ihn quält kein Gefühl des Schreckens, der Angst; und doch sieht der Kranke die Annäherung seines Endes bestimmt vorher; aber er spricht davon, als ob von dem Ende eines andern die Rede wäre. Auch solche Kranke berechnen manchmahl mit einer auffallenden Genauigkeit den herannahenden Augenblick ihres Scheidens.

Zwar erfolgt nicht bey allen Krankheiten der Tod auf eine solche sanfte Weise. Düstere, schwermüthige Vorstellungen rauben manchem Kranken, der an einem bösartigen Nervenfieber stirbt, in den letzten Tagen seines Daseyns jeden Muth; er träumt von Mördern, von gewaltsamen Todesarten, fleht ängstlich um Rettung, um Hülfe; aber der Tod nähert sich, seine Vorstellungen werden schwankender, sein Traum undeutlicher, und er träumt nicht mehr, wenn er in den tiefen Todesschlaf fällt. Auch bey denen, die den schmerzhaftesten Krankheiten unterliegen, tritt eine sanfte, heitere Stille vor dem Tode ein. So lange die Entzündung in den Eingeweiden wüthet, die Spannung vermehrt, die Empfindlichkeit steigert, schreyt der Kranke laut auf, und will verzweifeln. Doch die Entzündung geht in den Brand, in den örtlichen Tod über. Nun ist mir wieder wohl! seufzt wohlbehaglich aus tiefer Brust der Kranke, der sich genesen wähnt; und wenige Augenblicke darauf schlummert er, ohne es zu wissen, hinüber ins bessere Seyn. Heftige Zuckungen erschüttern oft vor dem Tod den Leidenden; jedes seiner Glieder verdreht sich, die Brust wird gewaltthätig gehoben, oder zusammengepreßt, der Hals erstickend aufgebläht; das Gesicht schwillt an, die Augen rollen umher, oder starren aus ihren Gruben hervorgedrängt, oder in sie zurückgezogen, auf eine Stelle hin; die Zähne knirschen, der Mund schaumt, oder stößt unarticulirte Töne aus, welche alle Umstehende verscheuchen. — — Diese erschrecklichen Zuckungen sind nur dem Zuseher schrecklich. Wie oft leiden Kinder in ihrem früheren Leben an Zuckungen, ohne daß diese tödtlich werden, oder die Kleinen sich in der Folge darüber beklagten; sie wissen nicht, was mit ihnen geschah, und erstaunen, wenn sie nun erwachend die ängstlich beschäftigten Ältern in Thränen sehen. Welche heftige, fürchterliche Zuckungen erblickt man nicht in der Epilepsie, der Fallsucht! Der Anfall endet; der Leider klagt über keine Schmerzen, höchstens über eine Müdigkeit in den zuvor so gräßlich erschütterten Theilen. Und selbst wenn jemand an Zuckungen stirbt, so wird er vor dem Tode immer schwächer; er wird verwirrt, verliert sein Bewußtseyn; ein ruhiger Augenblick tritt ein, ein Augenblick des Entschlafens, der Stille, der Ruhe, die kein Unfall mehr stört. Die Flügel des Todes rauschen näher; und je näher um so sanfter ist ihr Säuseln, bis sie uns überschatten, und der blaße Schleyer auf uns herabsinkt. Ein heiliger Kreis ist, nach Herder, um einen Entschlafenen; das sagt sein ruhiges Gesicht, seine heiteren Mienen. Auch Gesichtszüge, welche Leidenschaften lange verzerrt hatten, werden von der kühlenden Hand des Todes geendet, so, daß in wenig Minuten mancher Entschlafene schöner ist, als er es je in seinem Leben war. Also, ich wiederhole es, was dem Tode Schreckliches vorhergeht, ist nicht er; aber auch das, was auf ihn Schreckliches folgt, ist er nicht — sind seine Folgen, die zu ihm selbst nicht gehören. Das Gerippe im Grabe ist, wie gesagt, so wenig der Tod als mein fühlendes Ich dieses Gerippe ist; es ist nur die abgestreifte Hülle, die nichts mehr fühlt, und mit der wir eigentlich nicht mehr fühlen sollten. Unser besseres Ich ist hinübergewandelt zum Urquell des Lichts, nach dem sich der Weise lange sehnte.

Dieser dem Tode jeden Stachel raubende Gedanke, wurde den gebildeteren Griechen und Römern in ihren heiligen Geheimnissen fest eingeprägt, und die sanfte Christus-Religion verbreitete ihn über einen großen Theil des bewohneten Erdballs. Aber auch wilde Völker, zu denen dieses heilige Licht nicht drang, sterben das meistemahl ohne Furcht. Ich müßte alle Reisebeschreibungen plündern, und würde diesen Aufsatz hundert Mahl größer machen als er seiner Natur nach seyn darf, wenn ich hier die ruhige Art zu sterben der verschiedenen über den Erdkreis zerstreuten Völker anführen wollte. Die Naturmenschen Amerikas mögen hier Alle vertreten. Nach Ulloa u. a. kümmern sie sich wenig um den Tod, dieser mag auf eine Krankheit oder auf eine Verletzung folgen, oder die Folge einer Strafe oder der Rache ihrer Feinde seyn: Der alte entnervte Greis fleht seinen Sohn um den Tod mit der Keule, und verflucht ihn, wenn die zitternde kindliche Hand ihm diesen Liebesdienst versagt. Der gefangene und gemarterte Iroquese höhnt seine Feinde unter den gräßlichsten Qualen, und muntert sie auf, seiner ja nicht zu schonen, weil auch er ihrer nicht geschont haben würde. Ruhig hängt der schwache kranke Paraguaier in seiner Hängmatte von Allen verlassen; ohne Klagen erduldet er die schmerzhaften Musquito-Bisse, so lange er sie noch fühlt. Bey allen Amerikanischen Nationen, sagt Pau, bemerkt man am Ende des Lebens jene auffallende Ruhe, die man bey gebildetern und stolzern Menschen Geistesgröße nennen würde, die aber bey ihnen nur mechanische Wirkung ihrer verdorbenen Organisation ist. Doch hier kann ich Pau nicht beystimmen. Ich glaube, daß die Ursache, warum einige mit kaltblütigem Gleichmuth, andere mit ängstlicher Unruhe, und wieder andere mit zufriedener Ergebung sich dem Tode nähern, höher in der Erziehung, in dem Stande, in dem Charakter der Menschen begründet sey. — Rohe ungebildete Menschen sind auch im Sterben das meistemahl unempfindlich, sie haben eben so wenig, wie das Vieh, über das sie sich nicht viel erheben, keinen Begriff von Sterben. Wie oft sah ich rohe Bauern in Pohlen, in der Moldau, eben so standhaft wie Amerikaner sterben. Selbst im gebildetern Deutschland antwortete vor kurzem ein Bauer seinem Pfarrer, der ihm bey drohender Gefahr einen Arzt zu rufen rieth: Mein Leben ist die Auslage nicht werth; in dummer Gleichgültigkeit verschied er am andern Tage. Vor wenig Jahren stand ich am Sterbebette einer alternden Coquette. Am Tage wo sie sich öffentlich, ihrer Religion gemäß, mit dem Heiligsten versöhnte, war große Galla in ihrem Hause; sie selbst beschäftigte an diesem Tage ihre Kammerjungfer mehr als an einem Balltag; da durfte kein Schleifchen an dem niedlichen Negligé zu locker, keines unrecht angebracht seyn. Zwey Tage, und sie waren die letzten ihres Lebens, konferirte sie über das Todtenkleid, über ihr Leichenbegängniß, und wenn ich mich recht erinnere, so forderte sie noch eine Viertelstunde vor ihrem Tode den Spiegel, der auch wirklich, als sie schon erblaßt war, auf dem Bette lag — Ich sah einen Geizigen sterben, und seine letzte stammlende Klage war: O wie so ungeheuer sind die Auslagen für mein Lei-

chenbegängniß! Ich hörte am Tage nach der Schlacht die Soldaten über die Mienen scherzen, mit denen ihre Cameraden verschieden, und über die, welche sie in ihrem Tode machen würden.

Der tödtlich verwundete Nelson starb ruhig, als man ihm den herrlichsten Sieg bey Trafalgar verkündigte, und Charlotte Corday besteigt muthig das Mordgerüst, weil sie das Vaterland von einem Ungeheuer befreyt zu haben glaubt. Weikard, in seinem philosophischen Arzte, erzählt mehrere hierher gehörige Beyspiele. Nur eine Stelle sey mir erlaubt aus ihm hier anzuführen: „Leute die in ihrem Leben lustig und entschlossen waren, konnten sich eben so leicht bey der Ankündigung des Todes fassen. Wie lange werde ich noch leben? fragte mich einstens ein herzhafter Sterbender. Ich vermuthe, bis Morgen, antwortete ich. Also lassen Sie es an meinen Herrn berichten, versetzte er, und ich will jetzt von den Meinigen Abschied nehmen. — Rabelais scherzte bis er starb *). Der leichtsinnige Petronius starb wie er gelebt hatte. Thomas Morus war fröhlich bis auf den Richtplatz."

Moralische Todes-Angst ist freylich schrecklich; nur ein Mahl sah ich einen verzweifelten Bösewicht zur Richtstätte führen; er kämpfte wie ein Rasender, verfluchte sich und sein Daseyn und das ganze Universum, und sein letztes Röcheln war eine Gotteslästerung. Noch jetzt bebt jeder meiner Nerven wenn ich an den Tod dieses Unglücklichen denke. Der Gedanke an den sterbenden Gerechten verdränge jenen aus meiner Seele. Ich will hier nicht von dem Tode des Göttlichen sprechen; das Heiligste werde nicht mißbraucht; aber auch Sokrates starb als Gerechter eines gewaltsamen Todes. Ein Blick auf ihn wird uns zeigen, daß zwar die Ärzte nach Bacons Rath den Mitteln nachdenken sollen, ein sanftes Sterben (Euthanasia) zu bewirken; daß diese Euthanasie aber vorzüglich durch einen ruhigen Rückblick in das vergangene Leben und einen hoffnungsvollen Blick in das Jenseits bewirkt werde.

„Was meinst du? sagte Sokrates zu dem, der ihm den Giftbecher reichte: Sollte ich wohl etwas von diesem Getränke einem der Götter zum Trankopfer ausgießen dürfen, oder nicht? Wir stoßen, antwortete jener, nur eben soviel davon, als wir für hinreichend halten; Gut! erwiederte Sokrates, aber zu den Göttern bethen ist erlaubt, und es geziemt sich daß meine Wanderschaft von hinnen dorthin möge glücklich seyn! Also bitt' ich, und es geschehe so! Kaum hatte er das gesagt, so setzte er den Becher an und trank ihn gelassen, ohne Widerwillen aus. Vielen von uns war es bisher so ziemlich gelungen uns des Weinens zu enthalten; als wir ihn aber trinken sahen, ihn selbst wie er nun getrunken hatte, vermochten wir es nicht mehr. Auch mir (Phädon) selbst flossen strommeise die Thränen, so daß ich, mich verhüllend, über mich selber weinte. — Was thut ihr da, ihr seltsamen Menschen? sagte Sokrates. Vorzüglich deßwegen schickt ich die Weiber fort, daß sie nicht eben auf diese Weise ungeziemend sich geberden möchten. Denn ich habe gehört, daß man unter glückwünschendem Zuruf sterben müsse. Wollet deshalben ruhig seyn, und standhaft. Als wir das gehört, schämten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er ging auf und ab, bis er fühlte, daß ihm die Beine schwer würden; da legte er sich auf den Rücken. Denn so hatte jener Mensch, der das Gift gebracht hatte, ihn geheißen. Dieser betastete ihn auch von Zeit zu Zeit die Füß' und die Beine. Darauf kniff er ihn stark in den Fuß, und fragte: Ob er es fühlte? Er antwortete: Nein. Dann in die Beine u. s. w. immer höher uns zeigend, wie Sokrates kalt würd' und erstarrte. Er selbst betastete sich, und sagte: Sobald es ihm bis ans Herz ginge, würde er von hinnen gehen. Schon war ihm der Unterleib erkaltet; da enthüllte er sich (denn er hatte sich verhüllt) und sagte seine letzten Worte: O Kriton! sprach er, ich bin dem Äskulapios noch einen Hahn schuldig! Bring ihm einen zum Opfer, und versäum' es nicht. Das soll geschehen, sagte Kriton: Aber sieh, ob du noch etwas anderes zu sagen habest? Diese Frage beantwortete er nicht mehr, und über ein Weilchen bekam er Zuckungen. Da enthüllte jener Mensch ihn wieder. Sein Blick war starr. Als Kriton das sah, drückte er ihm den Mund zu und die Augen. Dieß o Echekrates! war das Ende unsers Freundes, und unserer Meinung nach des besten Mannes unter allen, die wir damahls kannten, auch des vorzüglich weisesten und gerechtesten." *)

*) Wie bekannt, verlangte er in der Sterbestunde einen Domino, weil er in der Schrift gelesen hatte: Beati, qui in Domino moriuntur.

*) Platos Phädon nach Stolbergs Übersetzung am Ende.

Miscellen.

Ein Engländer reiste, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nach Schweden, in der Hoffnung, noch einen alten Kriegsmann aufzuspüren, der unter Carl XII. gedient hätte. Sein Nachforschen war lange vergebens, bis er endlich von einem Obersten aus jener Zeit hörte, der sich an einem kleinen Ort im Stillen aufhielt. Der Engländer machte sich auf den Weg, kam an einem Abend daselbst an, und verfügte sich gleich nach der Wohnung des Obersten. Der Kammerdiener konnte ihn nicht anmelden, weil sein Herr im Begriff war, sich zur Ruhe zu legen, beschied ihn aber auf den folgenden Morgen zu einer gewissen Stunde, mit dem Zusatze, daß er ihm dann etwas sonderbares zeigen wollte. Zur bestimmten Zeit fand der Reisende sich ein, und der Kammerdiener stellte ihn hinter eine Glasthüre, durch welche man in das Schlafzimmer des Obersten sah. Was Sie heute sehen werden, sagt' er, geschieht jeden Morgen auf eben dieselbe Weise. — Nun ging er, seinen Herrn zu wecken. Dieser sprang alsbald aus dem Bette, kniete nieder, und verrichtete sein Gebeth. Hierauf ließ er sich ankleiden, erschien in seiner völligen Uniform, setzte den Regimentshut auf, und steckte den Degen an die Seite. Der Kammerdiener entfernte sich, kehrte aber augenblicklich zurück mit einem silbernen Teller, auf welchem er seinem Herrn eine Pistole überreichte. Der Oberste öffnete das Fenster, schoß die Pistole los, und sagte: Carl dem XII. zu Ehren! Nachdem er dieses gethan hatte, mußte der Kammerdiener ihn wieder auskleiden, und er frühstückte mit dem Engländer, mit dem er sich auf eine sehr interessante Art unterhielt.

.....

Für jeden Menschen gibt es Situationen, in welchen er, wenn er übrigens Geist hat, zum Dichter wird. So wird es der Engländer Bruce ist dessen Reisen sonst — und desto besser! — wenig Poesie ist, als er auf den ausgetretenen Nil fährt; als er, unter einem einfachen Dach von Zweigen, das sein Fahrzeug vor der Sonne schützet, von einem kühlen Lüftchen angeweht, die große Wasserfläche in der vollkommensten Ruhe und Stille, und die Ufer an beyden Seiten mit den köstlichsten Producten des Ackerbaues bedeckt sieht.

„Der Gesang der Schiffleute stimmt mit der Bewegung ihrer Ruder überein; und das Schiff gleitet so sanft dahin, daß es ein treffendes Gemählde des lächelnden Glücks in seinem günstigsten Laufe zu seyn scheint."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 26. und Freytag den 28. September 1810.

So drückend, hemmend, endlich entweder betäubend oder unerträglich, das Herumtreiben in einerley Kreise ist, so müßlich ist der Weg zwischen schauerlichen Abgründen ohne andere Leitung als trügerischen Irrwischen der Fantasie. Bey der Kürze des Lebens ist gut, zu haben, wovon man ausgeben könne. Da dem größten Theile der Menschen zu eigenem Geben wo nicht Kraft, doch Muße fehlt, so ist gute Haltung wünschenswerth, diese aber in den Vorarbeiten zu finden, wodurch seit so vielen Jahrhunderten in Europa blühende Staaten und nicht nur die trostbedürftige Menge, sondern auch höherer Geistesgenüsse empfängliche Männer befriedigt, oder weiter geführt worden sind.

Johann von Müller.

(116 und 117.)

Carls V. Aufenthalt und Reisen *).

(Nach dem Tagebuche seines Cabinets-Secretairs Vandenesse.)

1519.

Im Jänner 1519 begab sich König Carl von Saragossa nach Barcellona. Noch auf dieser Reise ward ihm die Nachricht von dem Tode des Kaisers (Maximilian, seines Großvaters) überbracht, welche aber durch einige Zeit geheim gehalten, und erst nach den Feyerlichkeiten bey Ernennung der Ritter des goldenen Vließes bekannt gemacht wurde; wo sodann die Exequien folgten.

Von Barcellona wurden der Herr von Chievres, und der im vorigen Jahre statt des verstorbenen Sauvaige eingetretene Großkanzler Mercurin Gattinara, ehemahligen Präsidenten von Burgund, auch viele andere Herren und Prälaten nach Montpellier abgeschickt, welche alle in Trauer gekleidet waren, und einen Zug von 1500 Pferden ausmachten. Die Unterhandlungen mit den französischen Abgeordneten wurden jedoch durch die tödtliche Krankheit des Großmeisters von Boissy vereitelt.

Die erste Nachricht über die auf den katholischen König ausgefallene Kaiserwahl überbrachte von Seiten der königlichen Gesandten der belle Sauche *). Von Seite der Churfürsten fand sich bekannter Maßen der Pfalzgraf Friederich zu Molin de Rey bey den erwählten Kaiser ein, wohin sich selber wegen der zu Barcellona ausgebrochenen Pest begeben hatte, nachdem die Cortes von Catalonien denselben über zehn Monathe aufgehalten hatten.

1520.

Am 25. Jänner 1520 begab sich K. Carl von Barcellona über Burgos, Valadolit und St. Jacob **) in Gallicien, nach Corunna, wo selber am 4. May eintraf, und den Prinzen von Oranien fand.

Hier bestieg der Kaiser am 20. May das Schiff, und landete am 27. zu Dover, von dort aber an der Küste von Flandern. — (Und ist Ihro kaiserliche Majestät auf den 2. Juny um 4 Uhr Nachmittags in Seeland zu Vliessingen angekommen. Bekanntmachung durch die Regierung zu Innsbruck vom 9. Juny 1520).

1521.

Im October reisete K. Carl mit der Statthalterinn nach Deutschland zur Krönung ließ den Erzherzog Ferdinand in den Niederlanden zurück, und kam am Andreasabend nach Speyer, wo erster Reichstag war; zu dieser Zeit ging der Erzherzog nach Österreich. Hier starb der Oberst-Kämmerer Herr von Chievres.

1522.

Am 6. July 1522 war der Kaiser zu St. Ander in Biskaya angekommen, und hielt sich daselbst bis auf den 27. July auf, nahm das Nachtlager zu Molgar, kam am 28. nach Urenosa, am 29. nach Tremezen, befand sich am 30. und 31. July

*) Schon in Nro. 3. dieses Archives, vom 5. Jänner, wurde dieses Itinerärs und seines hohen, kritischen Werthes zur Berichtigung so mancher superficiellen, auch wohl ganz irrigen Angabe neuerer und selbst gleichzeitiger, aber schlecht unterrichteter Geschichtsforscher erwähnt.

Der Aufzeichner dieses Reise-Journals, der Flammänder Heinrich Vandenesse, von 1519 bis nach der Abdication, des großen Carls unzertrennlicher Begleiter, wurde, als er hiernach in Philipps II. Cabinett übertrat, von diesem auf des Vaters Ruhm eifersüchtigen Fürsten, der deshalb auch Mallneers schatzbare Memoires verbrannte, gleich einem Staatsgefangenen surveillirt, und es fehlte nicht wenig, auch ihn hätte das Schicksal von Ponce, Barthelemi Carranza, Perez und Escobedo getroffen.

*) Conf. Robertson Gesch. K. Carls V. II. B.

**) Von St. Jacob zu Compostell schrieb selber am 12. April nach Innsbruck.

zu Urquillara del Campo; langte am 1. Auguſt zu Dorera an, hielt ſich am 2. und 3. zu Vigard, am 4. aber zu Musgne auf, und zog am 5. Auguſt in Valenza ein. Am 25. dieſes Monaths kam der Kaiſer nach Carbaßon, und am 26. nach Valadolit, hielt ſich auch daſelbſt bis auf den 2. September auf. — Hier überbrachte der Herr von Beaurain den Erfolg ſeiner Unterhandlung mit dem Herzog von Bourbon.

Am 2. Sept. langte der Kaiſer zu Tordeſilla an, und ließ daſelbſt dem König Philipp I. ſeinen Herrn Vater bey ſeiner Grabſtätte, welche nachmahls nach Grenada überſetzt ward, Exequien abhalten.

Am 4. October reiſte der Kaiſer nach Valadolit zurück, begab ſich am 23. nach Valbona; traf aber am 26. ſchon wieder in Valadolit ein, und verblieb daſelbſt bis auf den erſten Aprill des folgenden Jahres.

Am 1. November, als dem Feſte der Allerheiligen, trat der Kaiſer aus der Kirche hervor, beſtieg im Freyen einen Thron, und ließ dem verſammelten Volke eine allgemeine Amneſtie über die vorgegangene Empörung, mit Ausnahme weniger Hauptverbrecher, kund machen.

1523.

Vom 1. bis auf den 8. Aprill befand ſich der Kaiſer zu Valbona. Vom 8. Aprill aber bis auf den 9. May wieder zu Valadolit. Begab ſich ſodann nach Tordeſilla, und traf am 16. zu Valadolit zurück ein, wo er ſich bis auf den 13. Juny aufhielt; an dieſem Tage aber nach Tordeſilla, und am 14. nach Medina del Campo kam, auch den 17. nach Tordeſilla, und den 21. Juny nach Valadolit zurück reiſte.

Vom 21. Juny bis auf den 28. Auguſt verweilte der Kaiſer zu Valadolit, unter welcher Zeit die verwitibte Königinn von Portugall, Eleonora, ſeine älteſte Schweſter, anlangte.

Am 25. Auguſt befand ſich der Kaiſer zu Duguas, vom 26. bis 29. zu Torquemada; vom 29. Auguſt bis 14. Sept. aber zu Arkos. Am 15. kam ſelber nach St. Johann, den 16. nach Villorada; den 17. nach St. Domingo, den 18. nach Nagera, und den 19. September nach Lo Grogno, wo ſich ſelber bis auf den 9. October aufhielt. An dieſem Tage aber nach Arcos begab. Am 16. kam K. Carl nach Eſtriolles in Navara. Am 11. und 12. befand ſich ſelber zu Ponte dela Regara, und vom 13. Sept. 1523 bis auf den 2. Jänner 1524 zu Pampeluna. Von dort ward der Connetable von Caſtilien als General, und der Prinz von Oranien als Oberſter über das Fußvolk nach Fontarabien abgeſchickt.

1524.

Am 2. Jänner reiſte der Kaiſer nach Sigada. Den 3. nach Valvatiera, am 4. aber nach Victoria, wo ſich ſelber bis auf den 7. May aufhielt, und ſodann nach Miranda kam. Vom 8. bis 10. befand er ſich zu Birbieſta, und vom 11. März bis 21. Aprill verblieb er zu Burgos, vom 21. bis 30. zu St. Pietro, und kam ſodann nach Burgos zurück, wo ſich ſelber bis auf den 9. May befand. Um dieſe Zeit begab ſich der Prinz von Oranien und noch mehrere Burgundiſche Herren zum Herzog von Bourbon nach Italien auf die Reiſe. Sie ſchifften ſich zu Barcellona ein, fielen aber zu Villa franca der franzöſiſchen Flotte in die Hände, welche ſie für kaiſerliche Galeren anſahen. Am 9. May kam der Kaiſer nach Lerma, und kehrte am 12. nach Burgos zurück. Den 21. July traf er wieder zu Lerma ein, reiſte am 24. von daſelbſt nach Valdefole ab, kam den 25. nach Torquemeda, verblieb den 26. und 27. zu Duenas, und traf am 28. July zu Valadolit ein, wo er bis auf den letzten September reſidirte. Hier befiel ihn ein viertägiges Fieber, welches durch 5 Monathe anhielt. Vom letzten September bis auf den 4. November verblieb ſelber zu Niaga (Anyaguia) *), hier ging die Vermählung der Prinzeſſinn Katherina, vierten Schweſter des Kaiſers, mit dem König von Portugall vor ſich.

Am 4. November befand er ſich zu Medina del Campo, am 5. und 6. zu Renola. Am 7. zu Pare, am 8. zu Leſpinas de Sigonia, am 9. und 10. zu Quadarama. Den 11. Nov. bis an das Ende dieſes Jahres zu Madrid, und in dem dabey gelegenen Thiergarten.

1525.

Vom 2. bis auf den 7. Jänner unterhielt ſich der Kaiſer in dem Jagdbezirke el Pardo, und blieb nach ſeiner Zurückkunft bis auf den 4. Aprill zu Madrid. Von da erhob ſich ſelber am 5. Aprill zu St. S. de Quadalupe, kam an dieſem Tag nach Maynda, am 20. nach Valderaſſa, wo er am 23. verblieb, war am 24. zu Toringes, den 25. und 26. zu S. Ollala **), und vom 27. Aprill bis auf den 1. September zu Toledo, an welchem Tage der Kaiſer nach Pinto, am 2. nach Villoreda: und am 3. nach Guadarrama kam, vom 4. bis auf den 16. September in Segovia, und dortiger Gegend verblieb. Am 16. zu Foye, am 17. zu Boitraque, und am 18. zu Madrid ankam, um den König von Frankreich zu beſuchen, welcher nach Ausſage der Ärzte ſehr krank war. Am folgenden Tag traf die Herzoginn von Alençon, des Königs Schweſter, daſelbſt ein, welche der Kaiſer auf der Mitte der Treppe empfing, und zu dem Krankenbette des Königs führte, worauf der Kaiſer wieder abreiſte, die Herzoginn aber bey ihrem Herrn Bruder verblieb. K. Carls Nachtlager war am 19. zu Getafe, am 20. kam ſelber nach Illeſgeos, und am 21. Sept. zu Toledo an, wo ſich ſelber bis auf den 13. October aufhielt. Dahin kam auch die Herzoginn von Alençon mit mehreren franzöſiſchen Herren. Am zweyten Tage nach ihrer Ankunft reiſte die Königinn Eleonora von Portugall, nach einer Unterredung mit derſelben von Toledo auf Talauera, worauf auch die Herzoginn nach einem Aufenthalte von einigen Tagen wieder von Toledo nach Madrid, und von dort, ohne zu einer Schlußhandlung gelanget zu ſeyn, nach Frankreich zurück kehrte.

Am 13. bis auf den 21. October befand ſich der Kaiſer zu Aranjuez; vom 22. October bis auf den 11. Februar des folgenden Jahres aber wieder zu Toledo.

1526.

Am 14. Jänner wurde der Vertrag von Madrid geſchloſſen. Um dieſe Zeit kam auch der Herzog von Bourbon nach Toledo, wo die verwitibte Königinn von Portugall nach abgelegter Trauer, und vorbey gegangener Verlobung mit dem

*) à la chartreuse d'anyaguia.
Vom 4. und 24. October iſt ein Brief aus Tordeſillas vom Kaiſer vorhanden.

**) In einem Schreiben des Kaiſers heißt dieſer Ort Olyas.

König von Frankreich aus Talauera ebenfalls eintraf, welcher der Kaiser, und der Herzog von Bourbon entgegen kamen.

Letzterer nahm am 12. Februar seinen Abschied, um nach Mayland zurück zu gehen. An eben diesem Tage hielt der Kaiser zu Illescas sein Nachtlager, und blieb den 13. daselbst. Am 14. verfügte sich selber nach Madrid, und begab sich am 18. mit dem Könige von Frankreich nach Tiriton. Am 20. Februar kamen sie mit einander nach Liesca, wo sie die Königinn von Frankreich, und die Königinn Germaine de Foix, in Begleitung der Gräfinn von Nassau, und anderer Damen besuchten, welche ihnen bis an die Treppe entgegen kamen. Sie verfügten sich hierauf in einen Saal, wo sich alle viere unter einem Himmel niederließen, und besprachen, die Damen aber indessen tanzten. Die zwey Monarchen beurlaubten sich hierauf, und begaben sich nach Tiriton zurück. Am 21. nach dem Mittagspeisen verfügten sich der Kaiser und der König in einer Sänfte noch einmahl nach Yliesca um von den Königinnen Abschied zu nehmen, und kehrten sodann in ihr Nachtlager nach Tiriton zurück, an welchem Orte die zwey Monarchen von einander schieden.

Der Kaiser kam wieder nach Yliesca, wo der Großmeister von Rhodus sich beurlaubte. Hier wurde der Vicekönig de Lannoy als Graf von Ast ernannt, und bald hernach erhielt der Herr von Roeux die Bestimmung als Oberst-Stallmeister.

Am 23. Februar nahm der Kaiser von seiner Schwester, der Königinn in Frankreich, Abschied, welche zu Yliesca verblieb; er selbst aber nahm den Weg gegen Sevilla, wo die Prinzessinn von Portugall, seine Braut, bis auf den 9. März eintreffen sollte. Sein erstes Nachtlager auf dieser Reise nahm der Kaiser zu Santa Clara. Am 24. Februar kam selber nach Talauera, am 25. nach Aropeso, wo selber bis auf das Ende des Monaths verweilte. Den 1., 2. und 3. März waren Se. Majestät zu Torre, den 4. zu Madrigal, wo selber bis auf den 8. verblieb, und am 9. in Sevilla seinen Einzug hielt. Bey den ohnehin bekannten Vermählungs-Feyerlichkeiten eröffnete der Herr de la Chaux den Tanz.

Zur Zeit des dortigen Aufenthalts kam auch der König von Portugall auf einen Besuch. Eben so ging die Vermählung des Herzogs Ferdinand von Arragonien, mit der Königinn Germaine de Foix, daselbst vorbey. Dieser ward zum Vicekönig von Valenza ernannt.

Am 13. May war der Kaiser zu Carmona, am 14. zu Fuentes, am 15. zu Assise, vom 16. bis auf den 24. zu Cordona, am 27. zu Calder, und vom 28. May bis 4. Juny zu Santa Fee, vom 4. Juny bis 26. August aber zu Grenada. Hierher kam der Vicekönig von Neapel aus Frankreich zurück, welchen der Kaiser in seine Statthalterschaft unter Begleitung verschiedener Edelleute abordnete. Am 27. August befand sich der Kaiser zu Santa Fee; traf aber am 28. August schon wieder zu Grenada ein, wo selber bis auf den 10. December residirte, nur daß er auch den 17. bis 20. October zu Santa Fee zubrachte.

Am 10. December kam der Kaiser auf Alcala la Real, am 11. auf Martos, am 12. auf Gaen, am 14. auf Bayossa, am 15. auf Ande, am 16. auf Vissa, am 17. allos Palatios, am 18. auf Santa Croce, am 19. nach Magro, am 21. nach Somanda, am 22. nach Toledo, wo selber bis auf den 30. verblieb, am 30. auf Aranjuez, und am 31. nach Occanna.

1527.

Am 1. und 2. Jänner verharrte K. Carl zu Occaigna, am 3. kam selber nach Aranjuez, am 4. nach Mora, am 5. zu Madrid an. Vom 6. bis 8. al Pardo, am 9. nach St. Augustino, am 10. nach Boitrapo, am 12. nach Hominestera, wo selber sich bis auf den 16. aufhielt, am 16. nach Castelli. Am 17. nach Hontenilla, am 18. nach Niago, hier verblieb selber bis auf den 23., und vom 23. bis auf den 7. Februar zu Tordesillas. Am 7. kam selber nach Segalla. Vom 8. Febr. bis auf den 24. August hielt sich der Kaiser zu Valadolit, wohin der Kanzler Gattinara aus Italien zurück kam, auf. Hier wurde am 22. May der Kronprinz (Philipp II.) geboren, allein die Lustbarkeiten wurden durch die inzwischen gekommene Nachricht von dem Tode des Herzogs von Bourbon*) unterbrochen, für welchem am kaiserlichen Hoflager die Exequien gehalten wurden.

Den 24. kam der Kaiser nach St. Martin, am 25. nach Villapendro, am 26. August bis auf den 10. October war selber zu Palenza, an diesem letzteren Tage zu Valdesole, vom 12. bis auf den 17. October zu Lerma, und den Rest dieses Jahres hindurch zu Burgos.

1528.

Vom 1. Jänner bis auf den 20. Hornung setzte der Kaiser seinen Aufenthalt zu Burgos fort, und kam am 20. Hornung nach Lerma, war am 22. und 23. zu Pentezilla, am 24. zu Pignafide, am 25. zu Lazaretto, wo selber auch am 26. und 27. verblieb, und den 28. Februar zu Castelnoto zubrachte. Vom 1. bis 8. März verblieb selber zu Portvago, am 8. kam er nach St. Augustino, und residirte vom 9. März bis 22. April zu Madrid. Am 23. war selber zu Maillory Dorio, am 24. zu Tordesillas, am 25. zu Villa de Camelo, am 26. zu Bonagos, am 27. zu Capillos, am 28. zu Requena, am letzten April und 1. May aber zu Brignol, den 2. zu Doerta, und vom 3. bis 20. April zu Valenza, wo Se. Majestät einen Einzug hielt, und viele Feyerlichkeiten veranstaltet wurden. Am 20. kam der Kaiser nach Maluarda; und am 22. nach Villa reale, den 23. nach Conagos, den 24. nach St. Martin, den 25. nach Mereli, den 26. nach Halwignet, den 27. nach Saspar, den 28. nach Vasa-eloros, den 29. nach Alcanaerda, und verblieb vom 30. April bis auf den 20. July zu Montison.

Den 21. July kam der Kaiser nach Pardriguera, den 22. nach Falmon, war vom 24. bis auf den 26. zu Saragossa, am 27. zu Moelo, am 28. zu Calacabur, am 29. zu Riso, am 30. zu Medina-Celi, am 31. July zu Sigonienca, am 1. August zu Sidrach, am 2. zu Guarda-Bolaraa, und vom 3. August bis auf den letzten October zu Madrid, sodann aber zu Toledo.

1529.

Von Madrid kam der Kaiser am 8. März nach Aranjuez, am 10. nach Ysson, am 11. zu Alcala, am 12. zu Maldegonia, am 13. zu Giotta, am 14. zu Sidrach, am 15. zu Siguesca, am 16. zu Medina Celi, am 17. zu Rich, am 18. zu Cathalayat, am 20. zu Hispa, vom 24. bis 17. April zu Saragossa, den 18. zu Bergeleros, am 19. zu Frangna, am 20. zu Lareda, am 22. zu Belponio, am 24. zu Sernera, am 25. zu Ygolada, am 26. zu Madama de Montesorts, am 27. zu

*) Beym Sturm auf Rom.

Molina del Rey, und vom 28. April bis auf den 27. July zu Barcelona, wo ſich der Kaiſer auf das Schiff begab, um zu ſeiner Krönung zu Bologna zu gelangen. Zu Barcelona blieb der Oberſt-Hofmeiſter Graf von Pont de Vaux zurück, und ſtarb, worauf der Herr von Roeux deſſen Stelle erhielt, und der Graf von Montfort Oberſt-Stallmeiſter ward. Am 29. July erreichte der Kaiſer Palamos, und verblieb daſelbſt bis auf den 2. Auguſt, wo ſelber das hohe Meer durchſegelte, und am 5. Auguſt zu Villa franca bey Nizza die Küſte erreichte.

Am 6. und 7. hielt ſich Kaiſer Carl zu Manoue, und am 8. zu Madonna di Pieta. Vom 9. bis 12. aber zu Savona auf, wo ſelber den Herrn von La Chaux wegen Ratification des Friedens-Vertrags von Cambray an den König von Frankreich abfertigte. Dieſer begab ſich nach vollbrachtem Geſchäfte nach Burgund nach Hauſe, und ſtarb bald hernach. Am 12. kam der Kaiſer nach Genua, und verweilte daſelbſt bis auf den 30ſten. Hierher kamen vier Cardinäle, deren Haupt der Cardinal Farneſe war, um den Kaiſer in Nahmen des Papſtes zu bewillkommen.

Am 30. Auguſt ſetzte K. Carl ſeine Reiſe von Genua über Monaſtero, am 31. über Borgo de Fornari, am 1. September über Gavio, am 2. über Tortona, am 4. über Voghera; am 5. über Caſtell S. Giouani fort, und kam am 6. nach Piacenza, wo ſelber bis auf den 24. September verblieb. Hier erſchien auch von Seite des Königs von Frankreich der Admiral de Brior, Chabot genannt um die Beſtätigung des Vertrags von Cambray bey den Kaiſer anzuſuchen.

Am 24. kam ſelber nach Fiorenzola, am 25. nach Borgo S. Daino, und war am 26. zu Parma, wo der Großkanzler Gattinara ſeine Ernennung als Cardinal erhielt.

Am 28. kam der Kaiſer nach Reggio, wo ihm der Herzog von Ferrara aufwartete.

Am 1. Oct. war K. Carl zu Modena, am 4. alla Certoſa, und langte am 5. zu Bologna an, wo der Papſt bereits eingetroffen war. Hier empfing der Kaiſer die eiſerne Krone vom Cardinal Cinque Porte, welcher von dem heiligen Conſiſtorio hierzu den Auftrag hatte, und die Kaiſerkrone vom Papſte ſelbſt; dieſe letztere Feyerlichkeit ward am St. Mathiastage vorgenommen, und bey ſelber der Herr von Roeux in den Grafenſtand erhoben. Der Kaiſer verblieb zu Bologna bis auf den 22. May 1530. in welcher Zeit der Beichtvater des Kaiſers, Biſchof von Oſma den Cardinalshut erhielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zuſtand der Wiſſenſchaften im Kloſter St. Gallen, im neunzehnten Jahrhundert.

(Probe aus Ildephons von Arx Geſchichte des Cantons St. Gallen.)

Die Wiſſenſchaften und Schulen waren zu St. Gallen im Verhältniſſe, darin jedes Zeitalter gegen das unſrige ſteht, in einem hohen Grade gut beſtellt. Denn zu einer Zeit, da das bloße Schreiben und Leſen ſehr ſelten war, und für eine große Kunſt gehalten wurde, da man ſchon ein Gelehrter ſeyn mußte, um ſeine Mutterſprache ſchreiben zu können, verſtand, las und ſchrieb man in St. Gallen die deutſche, lateiniſche und griechiſche Sprache; man übte ſich in der Dicht- Rede- und Schreibkunſt, lernte Muſik, Sternkunde und Arzeney, verfertigte Zeichnungen kleine Mahlereyen, Schnitzwerke (Bas reliefs) und getriebene Arbeit.

Viele waren in der Schriftauslegung, in der Geſchichte und in den claſſiſchen Schriftſtellern ſehr wohl bewandert, welches ſie nothwendig werden mußten, da ſie jenes heilige Buch mit den Auslegungen der Väter, und der Geſchichte Joſephs des Juden ihr ganzes Leben hindurch über Tiſche leſen hörten, und die Claſſiker von Jugend auf in den Händen hatten. Die griechiſche Sprache, welche die Fähigern aus der Grammatik des Deſitheus lernten, verſtanden viele; ſie nannten ſich die griechiſchen Brüder. Ein Theil des Gottesdienſtes wurde in dieſer Sprache abgehalten. In der Muſik waren ſie die größten Meiſter jener Zeit; ihre Arien wurden, nachdem die Päpſte ſolche in den Meßgeſang aufgenommen hatten, in ganz Europa geſungen. Heute iſt noch nie ein Muſikſtück der berühmteſten Tonkünſtler mit größerm Entzücken und Beyfalle aufgenommen worden, als König Conrad I. mit ſeinem Hofe ein Stück anhörte, welches ein Geiſtlicher von St. Gallen zu Mainz, wo er Profeſſor war, am Oſtertage mit zwey Biſchöfen, ſeinen ehemahligen Lehrjüngern, abſang. Er, die Königinn, und des Königs Schweſter riſſen den Sänger zu ſich, nahmen ihre Ringe von den Händen, und ſteckten ſie ihm an die Finger. Damahls machte immer der, welcher die Arie erfand, auch den Singtext dazu. Für ihre Muſiknoten hatten ſie noch keine Anleiter, ſie bedienten ſich anſtatt derſelben verſchiedener Zeichen, Striche und Puncte, um die Töne damit zu beſtimmen. Die Muſik ward den St. Gallern von Rom zugebracht. Nemlich ein Sänger des Papſts, welchen Kaiſer Carl der Große für die Kirche zu Metz von Rom verſchrieben hatte, gab ihnen darin den erſten Unterricht; und zwar um ſo lieber, weil er zu St. Gallen in einer Krankheit, von der er auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland war befallen worden, die bereitwilligſte Unterſtützung gefunden hatte. Ein Geſangbuch (Antiphonarium), welches ein aus dem durch die Normänner verwüſteten Cimelia entflohener Prieſter mit ſich nach St. Gallen brachte, belebte da die Muſikkenner, beſonders den h. Notker, aufs neue.

Das Bücherſchreiben war ihre Hauptbeſchäftigung; ſie verſchrieben die Werke, welche ſie abſchreiben oder vergleichen wollten, von entfernten Orten, oft aus Italien oder Frankreich her; dieſes war der gewöhnliche Gegenſtand des Briefwechſels, den Gelehrte mit einander führten. Sie ſchrieben nur auf Pergament, das ſie aus den Häuten der wilden Thiere mit ſolcher Kunſt zuzurichten wußten, daß man es jetzt oft in Urkunden ſo weiß und dünner als das feinſte Poſtpapier antrifft. Ihre Schrift war am Anfange des neunten Jahrhunderts durch viele Merowingiſche und Longobardiſche Züge und Buchſtabenverbindungen noch ſehr verunſtaltet; auch erſchienen grobe Schriften, die mit Weyherrohren auf dickem unſauberm Pergament, das faſt Häuten ähnlich iſt, geſchrieben ſind. Aber von dem Jahre 800 an, verloren ſich dieſe Kurſiv-Schriften, und verwandelten ſich nach und nach in die Karolingiſch-Römiſche, welche von derjenigen wenig unterſchieden iſt, mit der jetzt die lateiniſchen Bücher gedruckt werden. Wenn ſie ein Prachtwerk ſchreiben wollten, welches faſt allein bey Büchern, die zum Gottesdienſte gebraucht wurden, der Fall war, bedienten ſie ſich einer ſchö-

nen oder goldenen Dinte, färbten das Pergament mit Purpurfarbe, und zierten die Anfangsbuchstaben und Titel reich mit Gold und verschiedenen in hohen Farben gemahlten Figuren aus. Dieses alles geschah mit so vieler Kunst, daß sich der Glanz des Goldes und Silbers, der Dinte und der Farben bis jetzt neunhundert oder tausend Jahre lang so schön erhalten haben, als wären diese Bücher erst vor einigen Tagen geschrieben worden. Die größten Kenner des Alterthums betheuerten, anderswo selten solche Handschriften angetroffen zu haben. Man arbeitete sich in die Hände; einige verfertigten das Pergament, andere zogen die Linien, andere schrieben die Bücher, andere vergoldeten die Titel und Anfangsbuchstaben, andere mahlten sie aus, andere verglichen das Geschriebene mit dem Original, und die letzten banden dasselbe gewöhnlich in fast einen Zoll dicke eichene mit Leder, Elfenbein oder Metall überzogene Breter ein. Weil die Bücher nicht in Kursiv, sondern in Minuskel oder Uncial geschrieben wurden, und darum der Schreiber bey jedem Buchstaben absetzen mußte, ging das Schreiben sehr mühevoll und langsam von statten. Der Schreiber Gadbert beklagt sich darüber bey seinen Lesern. Sie wußten auch ohne Dinte zu schreiben und zu zeichnen, da sie mit einem Griffel die Buchstaben oder Striche auf das Pergament eingruben. Der Dienst, welchen die Klöster mit diesem Bücherschreiben der Welt leisteten, kann nie hoch genug gewürdigt werden. Denn hätten sie von der h. Schrift, von den h. Vätern, von den Kirchengeschichtschreibern, von den römischen und griechischen Schriftstellern nicht so viele Exemplarien verfertigt, so würden wahrscheinlich alle Bücher der Alten, und mit denselben alles menschliche Wissen verloren gegangen, und die Menschheit in die äußerste Unwissenheit und Rohheit versunken seyn. Doch gingen ungeachtet ihres fleißigen Abschreibens viele sehr geschätzte Werke der Vorwelt zu Grunde.

Die Schulen, welche schon mit dem Kloster ihren Anfang genommen hatten, waren in diesem Zeitraume nach den Vorschriften der Reichsgesetze fortdauernd in die äußere und innere getheilt. Die äußere besuchten die, welche nicht Lust hatten, in das Kloster zu treten; viele Bischöfe, Pfarrherren und Prälaten erhielten in derselben ihre Bildung. Die Innere war allein für die bestimmt, welche die klösterliche Kleidung trugen, und größtentheils noch als Kinder von ihren Ältern dem Klosterleben waren gewidmet worden. Diese wurden als Mitglieder des Stiftes angesehen, und als solche kostfrey erzogen. In beyden Schulen bediente man sich der Ruthe: um an diesen meistens adeligen Jünglingen die Unachtsamkeiten und den Unfleiß zu bestrafen; worüber der sich nicht verwundern wird, welcher weiß, daß in St. Gallen es Sitte war, die Klostergeistlichen wegen Fehler wider die Ordensregel an eine Säule zu binden, ihnen die Oberkleider auszuziehen, und sie zu geißeln, und daß auch die Bischöfe auf ihren Senden, oder Sittengerichten die Leute, welche sich gegen ein Geboth Gottes oder der Kirche vergangen hatten, mit Geißelstreichen dafür züchtigen ließen.

Wie viel man damahls auf die Schulanstalten und Studenten hielt, beweisen die Stiftungen, welche ihnen König Konrad I., und der Abtbischof Salamon III. machten. Sogar stiftete Erchenbert, ein Leibeigener der Abtey St. Gallen, den Studenten ab seinen Gütern zu Elk auf den Ostertag ein Glas Wein. Die Professoren in St. Gallen standen mit dem Hofe und den Gelehrten ihres Zeitalters im Briefwechsel, und erhielten oft den Ruf auf entfernte Lehrstühle.

Im achten Jahrhunderte hatte man in St. Gallen noch wenige Bücher. Abt Gotzbert war der erste, der sich derselben Vermehrung angelegen seyn ließ. Die Äbte Grimald und Hartmot vergrößerten deren Zahl theils mit ihren Hausbibliotheken, theils mit denen, welche sie durch die Klostergeistlichen neu schreiben ließen. Man sammelte und schrieb so ämsig, daß die neue Bibliothek bald vierhundert Bände zählte, deren manche mehrere Werke enthielten. Es waren Bibeln, Kirchenväter, besonders Augustin, Gregor, Hieronymus, Isidor und Beda; Kirchen- und profan-Geschichtschreiber, liturgische Bücher, Legenden, Regeln der Ordensstifter, Sammlungen der römischen, allemannischen, salischen ꝛc. Gesetze; Sammlungen der fränkischen Kapitularien, der Dekretalen und Concilien; Gedichte, Grammatiken, Homilien, Arzneybücher, und sechs und zwanzig in angelsächsischer oder schottländischer Schrift geschriebene Bücher. Ein Bibliothekar machte in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts einen Catalog darüber, der sehr schätzbar ist: theils, weil er zur Probe dienet, welche Bücher damahls in den besten Bibliotheken Deutschlands anzutreffen waren, theils, weil er mehrere Bemerkungen enthält, welche die Bibliothekare bey ihren Büchermusterungen am Rande hinsetzten, wo sie oft das Alter des Buchs, den Werth oder Unwerth des Inhalts, und die Personen, welche dieselben bey Handen hatten, bemerkten. Nebst der gemeinen Bibliothek hatte im Kloster noch Jeder eigene Bücher, darunter gewiß die Classiker zu zählen sind, die sie fleißig lasen, da doch in dem Catalog wenige angemerkt stehen. Von dieser zum Theil tausendjährigen Bibliothek ist jetzt im Kloster St. Gallen noch ein großer Theil vorhanden, welcher, obschon von Gelehrten häufig benutzt und zum Drucke befördert, dennoch ihrem Forschungsgeiste noch lange Stoff geben wird.

Friedrich und Katt.

(Fortsetzung.)

Ich brachte eine sehr traurige Nacht hin, in welcher mich die finstersten, traurigsten Bilder aufschreckten. Mein Schicksal kümmerte mich nicht, auch die gedrohte Abreise machte mir keine Sorge, aber mehr wie alles in der Welt fürchtete ich, von Fräulein von Sonnsfeld getrennt zu werden, und in fremde Hände zu fallen. Alle diese traurigen Betrachtungen hielten mich wach, als man mir am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor meinem Zimmer verdoppelt sey. Kaum hatte ich das Bett verlassen, als die Ramen eintrat. Sie kam mit einem gestissentlich traurigen Gesicht, mir im Nahmen der Königinn zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katt verhört hätten, auch zu mir senden würde, sie bäthe mich daher, wohl Acht zu haben, und hoffte, ich würde das ihr gegebene Versprechen genau halten. Man denke sich meine Verlegenheit, da ich einen solchen Auftrag durch eine verdächtige Person erhielt, die mich und die Königinn jeden Augenblick durch Verrath an den König ins Unglück bringen konnte. Sie setzte noch mit Häucheley hinzu: die Königinn ist wegen dieses Verhörs in tausend Sorgen, denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben, es zu ertragen. —

Ich weiß nicht, antwortete ich, wie es der Königinn einkommen kann, sich über so eine Geringfügigkeit zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt, und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß. — Ja, sagte sie, es gehen aber auch andere fürchterliche Dinge vor. Ihre Abreise ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das zum heiligen Grabe heißt; dort sollen Sie wie eine Staatsgefangene behandelt werden, man wird Ihnen Fräulein von Sonnsfeld und alle Ihre Leute nehmen, und Sie werden sehr zu beklagen seyn. Der König, antwortete ich, ist mein Vater und mein Herr; er kann nach Wohlgefallen über mich beschließen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld, und weiß zuverlässig, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird. — Sie haben nur deswegen so viel Muth, sagte sie darauf, weil Sie das alles nur für Drohungen halten, aber ich habe den Befehl des Königes zu Ihrer Verweisung mit eignen Augen von seiner Hand unterzeichnet gesehen. Außerdem sehen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwey Stunden den Hof zu verlassen; sie und ihre ganze Familie ist nach Lithauen verwiesen. Der Lieutenant Span, der Katt heimlich in Potsdam einließ, ist kassirt, und nach Spandau gebracht; eine Maitresse des Kronprinzen, die in Potsdam wohnte, soll vom Henker gepeitscht und verbannt werden. Dühan (er war meinem Bruder, dessen Lehrmeister er gewesen war, sehr lieb) ist nach Memel verwiesen. Jaques (der Bibliothekar des Prinzen) eben dahin, und Ihre Hofmeisterinn hätte ein gleiches Schicksal gehabt, wäre sie nicht diesen Winter zum Glück mit der Königinn entzweyt gewesen. — Dieser Zwist war darüber entstanden, daß die Sonnsfeld behauptet hätte, man habe Unrecht gethan, auf Grumbkows Sturz zu beharren; es wäre besser gewesen, erst meine Heirath abzuschließen, und dann an der Verabschiedung dieses Ministers zu arbeiten. Das hatte die Königinn verdrossen, die sie sehr übel behandelte. — Ich begreife noch nicht, wie ich das alles so geduldig anhören konnte; Gott gibt uns wirklich im Falle der Noth besondere Kraft. Meine Fassung rettete mich, und machte die Megäre glauben, daß ich entweder unschuldig sey, oder mich nicht muthlos würde machen lassen. Sie war aber sehr im Irrthum, meine Festigkeit war nur scheinbar, denn ich hatte die Verzweiflung im Herzen. Wie sie sich entfernt hatte, brauchte ich mich nicht länger zu zwingen. Das Unglück so vieler wackern Leute ging mir durchs Herz, das Unglück meines Bruders verursachte mir Todesangst, und die Trennung von meiner Hofmeisterinn erfüllte mich mit dem tiefsten Schmerz.

So ging der ganze Tag hin. Von einer Stunde zur andern erwartete ich mein Verhör, und bey jedem kleinen Geräusch klopfte mir das Herz. Allein ich wartete vergebens, niemand erschien, und ich ward endlich etwas ruhiger. Mein ganzes Gesicht sowohl, wie mein Körper, war von dem Fall, denn ich gethan hatte, geschwollen und zerschellt, und ich war so ermattet, daß ich mich gegen den Abend niederlegen mußte.

Den Morgen darauf erneuerte die dienstfertige Ramen ihren Besuch. Sie wiederhohlte mir nochmahls im Nahmen der Königinn ihre Ermahnung zur Standhaftigkeit, und sagte: mein Verhör habe noch nicht Statt finden können, weil man gesonnen sey, meinen Bruder mit Katt und mir zu confrontiren; der Prinz würde also, um alle Unordnung, die daraus erfolgen könnte, zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden. Ich antwortete wieder ganz im vorigen Ton. Der Königinn war dieses ganz unleidlich, sie hielt mich dergestalt von Furcht verblendet, daß ich gar nicht mehr wüßte, was ich sagte, und also bey der ersten Gelegenheit die ganze Geschichte mit der Kiste gestehen würde, denn anders konnte sie sich meine Behauptung, alles, was ich wüßte, einzugestehen, gar nicht erklären. Nachmittags schickte sie also ihren getreuen Kammerdiener an mich ab, um mich um Gottes Willen zu bitten, daß ich nichts verrathen möchte. Ihm entdeckte ich sogleich die Verlegenheit, in welche mich meine Mutter setzte, indem sie die Ramen mit solchen Aufträgen zu mir schickte. Ich bath ihn, die Königinn zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätte, daß ich nie etwas sagen würde, was ihr Ungelegenheit machen könnte, nur bäthe ich sie, nicht so oft zu mir zu schicken, weil das bey dem Könige Verdacht erregen könnte; hätte sie mir aber etwas mitzutheilen, so sollte sie ihm den Auftrag geben, und nicht der Ramen, denn diese Frau wäre von der Briefgeschichte nicht unterrichtet, ich könnte mich also darüber mit ihr nicht erklären. Ich mußte die Sache auf diesen Fuß nehmen, aus Furcht, die Königinn unmuthig zu machen, denn es hätte sie gewiß verdrossen, wenn sie wahrgenommen hätte, ich mißtraue dieser Frau.

Dieser Tag verstrich wie der vorige, und vergeblich blickte ich bis um 1 Uhr in der Nacht am Fenster, um den Trost zu haben, meinen Bruder wenigstens nur vorbeygehen zu sehen. Der Gedanke, ihn zu sehen, flößte mir den lebhaftesten Wunsch ein, mit ihm im Verhör zusammengestellt zu werden. Er ward aber nicht erfüllt; der König änderte seinen Willen: man führte meinen Bruder am 5. September nach Küstrin ab, wo er in die Festung eingesperrt wurde; alle seine Leute, überhaupt alle seine Habseligkeiten, wurden ihm genommen; er behielt nichts, wie das Kleid und das Hemd, das er auf dem Leibe trug. Er erhielt keine Bedienung, und statt aller Beschäftigung gab man ihm die Bibel und ein Gebethbuch. Seine Ausgaben wurden auf 4 Groschen des Tags beschränkt; das Zimmer, daß ihm zum Gefängniß diente, empfing seine ganze Helle aus einer einzigen kleinen Lucke, und Licht erhielt er erst bey seinem Nachtessen, das ihm um 7 Uhr gereicht wurde; die übrige Zeit blieb er im Finstern. Welch ein grauenvolles Schicksal für einen Prinzen, der sich schon die allgemeine Hochachtung erworben hatte! So vieles Unglück mußte ihn durchaus nur erbittern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in diesem traurigen Aufenthalte schickte der König Grumbkow, Mylius und Gerber, um ihn zu verhören. Seine Antworten stimmten mit Katts Aussage überein; allein anstatt Grumbkow, der gleichsam der Lenker seines Schicksals war, zu schonen, behandelte er ihn mit der kühnsten Geringschätzung, und sagte ihm die härtesten Dinge. Darauf zeigte man ihm die Kisten, und fragte, ob alle darin enthalten gewesenen Stücke noch vorhanden wären, oder Briefe daraus fehlten? Er glaubte, Katt würde die Papiere verbrannt haben, antwortete also in Rücksicht der Briefe bejahend, setzte aber hinzu, daß viele Dosen und andere kleine Geräthschaften darin wären, die er nicht kenne, die also wahrscheinlich Katt hineingelegt hätte. Diese Antwort öffnete ihnen die Augen, und entdeckte ihnen den von uns gespielten Betrug. Das Übel war aber nun geschehen, und

sie konnten sich wohl vorstellen, daß weder Drohungen noch Thätlichkeiten uns je bewegen würden, den Inhalt der Briefe zu gestehen. Während des ganzes Verhörs, und sogar im Protokoll gab man meinem Bruder nicht den Titel von königlicher Hoheit. Grumbkow und Seckendorf waren sehr wohl überzeugt, daß meines Bruders Verbrechen ein bloßer Jugendstreich sey; als Kronprinz hätte er einen bloßen Verweis verdient: sie hielten also für gut, den König zu überreden, daß er als Offizier zu behandeln sey, und nannten ihn den ganzen Prozeß durch nur den Obersten Friz, und aus diesem Gesichtspuncte konnte er wirklich als Deserteur angesehen werden.

Sobald ihre Untersuchung zu Ende war, gingen sie nach Berlin zurück, und die von Katt ward von neuem vorgenommen. Mehr wie ein Mahl war der König im Begriffe, ihm die Folter geben zu lassen; allein der General Wartensleben, ein warmer Freund von Seckendorf, verhinderte, daß man nicht zu dieser Abscheulichkeit schritt.

Mein Schicksal blieb sich immer gleich. Jeden Abend nahm ich von Fräulein von Sonnsfeld und meinen Leuten den zärtlichsten Abschied, denn ich wußte nicht, ob ich sie je wieder sah. Mein Geschmeide, und alles, was ich an Kostbarkeiten besaß, hatte ich heimlich der Königinn geschickt. Ich hatte mich noch nicht entschließen können, meines Bruders Briefe zu verbrennen; daher hatte ich sie alle in ein Kästchen verwahrt, daß ich jeden Abend der Hofmeisterinn meiner jüngern Schwester zuschickte, denn da wußte ich würde Niemand sie suchen. — Kurz, ich nahm alle mögliche Vorsicht, um nicht überrascht werden zu können.

Endlich reiste der König ab, und noch an demselben Abend begab sich die Königinn zu mir. Ihr Anblick brachte mich außer mir vor Freude. Sie sagte mir, daß sie nicht mehr glaube, daß man mich nach Heiligen-Grabe bringen wolle, denn der König habe seit mehrern Tagen nicht mehr davon gesprochen, über meinen Bruder habe sie ihn auch ein Bischen besänftigt, indem sie alles, was vorgefallen war, Keith zur Last gelegt hätte. Vielleicht wird man neugierig seyn, sein Schicksal zu wissen.

Wie mein Bruder in Frankfurt verhaftet ward, befand sich der Fürst von Anhalt eben daselbst. Seit sich dieser Prinz mit Grumbkow entzweyt hatte, war er völlig zu seinem Vortheile verändert, mischte sich in keine Intrigue mehr, und suchte einem Jeden zu dienen; mir war es auch gelungen, ihn mit der Königinn und meinem Bruder auszusöhnen. Er sollte den König nach Wesel begleiten, und ich weiß nicht, aus welcher Ursache er seinen Pagen vorausschickte. Der erste Mensch, der diesem beym Eintritte in die Stadt vor Augen kam, war Keith, den er genau kannte; er wußte, wie gut er bey dem Kronprinzen stand. Ey mein Gott! rief er, ich bin erfreut, dich hier zu sehen; ich glaubte, du wärest schon in Gewahrsam. — Ich versteh nicht, was du meinst, antwortete jener, und wüßte nicht, womit ich so eine Behandlung verdient hätte. — Schon gut, sagte der Page, weißt du denn aber, daß der Kronprinz festgesetzt ist? — Keith stellte sich ganz unbefangen, suchte aber die Unterredung zu beendigen, setzte sich sogleich zu Pferde, und eilte, unter dem Vorwande, einem Deserteur nachzusetzen, mit verhängtem Zügel aus der Stadt. So langte er glücklich im Haag an, doch hatte er nur drey Stunden Vorsprung, und der Oberst Dümoulin, den der König ihm bey seiner Ankunft in Wesel nachschickte, kam unmittelbar nach ihm daselbst an. Sobald Keith Haag erreicht hatte, begab er sich unter des englischen Gesandten, Lord Chesterfields, Schutz, der ihn denn auch im Angesichte Dümoulins in das Packetboot führte, in welchem er England glücklich erreichte. Da dem Könige keine andere Rache an ihm übrig blieb, ließ er ihn in Wesel in Effigie hängen, seinen Bruder aber machte er zur Strafe, dem Kronprinzen, ohne des Königs Erlaubniß, Pferde zugeführt zu haben, zum Sergeanten.

Um diese Erzählung nicht zu unterbrechen, überging ich einen Umstand, der seitdem viel Einfluß auf mein Schicksal gehabt hat. Ehe der König Berlin verließ, erklärte er meiner Mutter, daß er meine vierte Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth zu verheirathen gedenke; ja diese Heirath ward sogar öffentlich erklärt. Die Königinn war sehr froh darüber; denn seit sie diesen Prinzen dem Könige zu meinem Gemahl vorgeschlagen hatte, fürchtete sie sich immer, diese Heirath möchte wieder zur Sprache kommen; sobald man ihm aber meine Schwester zutheilte, war ihre Furcht ganz zerstreut, und eine Sorge gehoben. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, kam sie täglich zu mir; den Tag vor ihrer Abreise sagte man ihr, Prinz Heinrich sey in Paris an einem hitzigen Fieber gestorben; sie sagte mir diese Nachricht ganz leise ins Ohr, und ich antwortete: es thue mir sehr leid, und sey Schade, denn es sey ein Prinz von Verdiensten gewesen. Und mich freut's, sagte sie, denn ich fürchtete immer, daß er Absichten auf dich hätte. — Jetzt, da er mit meiner Schwester versprochen war, hatte es doch keinen Anschein, daß man sich noch einmahl anders entschließen würde, antwortete ich. Hierauf trennte sie sich von mir, nicht ohne viele Thränen, befahl meinen Schwestern und ihren Damen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, und trug mir auf, meine Briefe an sie durch die Hände der Frau ihres Kammerdieners gehen zu lassen. Sie reiste den fünfzehnten September ab.

Ich gewöhnte mich recht gut an mein Gefängniß. Alle Tage zerstreute ich mich mit Lesen; der Morgen gehörte der Andacht, der Nachmittag und Abend dem Lesen unterrichtender Bücher, über die ich Anmerkungen und Betrachtungen aufsetzte. Unerachtet meiner unaufhörlichen Besorgnisse für meinen Bruder, fühlte ich doch eine wahrhaft philosophische Seelenruhe, und war in die Rathschlüsse der Vorsehung vollkommen ergeben.

Eines Tages, wie ich meiner Gewohnheit nach beschäftigt war, trat meine Kammerfrau, dieselbe, deren ich schon mehrmahls gedachte, eine redliche, treue, mir ganz ergebene Person, mit einem höchst bestürzten Gesicht in mein Zimmer. Was fehlt euch? rief ich erschrocken; soll ich vielleicht abreisen? — Nein, Ihro Hoheit, antwortete sie, aber ich befinde mich in einer grausamen Verlegenheit. Ein Sergeant der Gensdarmes ist diesen Morgen zu meinem Mann gekommen, und hat ihm wollen ein kleines Paket für Ihro königl. Hoheit einhändigen. Ich weiß, daß man meinen Mann schon im Verdacht hat, weil er ihm gut war; ich weiß also nicht, ob er das Päckchen annehmen soll oder nicht, um so weniger, da wir der Treue des Sergeanten nicht gewiß sind. Indeß bin ich bereit, alles, was Sie befehlen, zu thun, und selbst mein Leben in Ihrem Dienste zu wagen. — Wisset Ihr denn aber nicht, was das Päckchen enthält, fragte ich, und ob es von Wichtigkeit ist? — Der Sergeant, antwortete sie, hat meinem Manne gesagt, daß es

ein Portrait ſey. — Nun begriff ich ſogleich, daß es dasſelbe ſey, welches mein Bruder Katt in Verwahrung gegeben; mir ward ſogleich deutlich, welche unſelige Folgen es haben müſſe, wenn dieſes Bildniß meinem Vater in die Hände fiele, der ſogleich ſagen würde, Katt habe mich zu dieſem Verſtändniß gemißbraucht; ich bath alſo die Kammerfrau um Gottes Willen, mir das Päckchen zu verſchaffen; wirklich gab ſie's auch den folgenden Tag in meine Hände, und die Sache blieb ein Geheimniß.

Zwey Tage darauf hatte ſie einen neuen Schrecken. Ein Unbekannter brachte ihr einen Brief, in dem ſie einen andern von meinem Bruder an mich eingeſchloſſen fand. Sie eilte, ihn mir zuzuſtellen, und ich empfing ihn mit unglaublichem Herzklopfen. Er war mit Bleyſtift geſchrieben, und enthielt Folgendes, wie ich es nach der Urſchrift, die ich noch koſtbar aufhebe, abgeſchrieben habe:

Liebe, theure Schweſter!

„Dem Kriegsrathe gemäß, der ſo eben gehalten werden ſoll, wird man mich verketzern, denn um für einen Erzketzer zu gelten, bedarf es weiter nichts, als nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu ſeyn. Du kannſt dir alſo leicht denken, welch ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die ſie gegen mich ſchleudern mögen, gar wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schweſter kein falſches Zeugniß gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindert, dir meine vollkommenſte Freundſchaft zu bezeigen. Ja, liebſte Schweſter, es gibt in dieſem faſt völlig verdorbenen Jahrhundert noch Menſchen die redlich genug ſind, mir die nöthigen Mittel zu verſchaffen, um dir meine Ergebenheit zu bezeigen, und wenn ich weiß, daß du glücklich biſt, liebſte Schweſter, ſo wird mir das Gefängniß ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit ſeyn. Chi ha tempo, ha vita — das diene uns zum Troſt. Ich wünſchte von Grund des Herzens keinen Dollmetſcher zwiſchen uns zu bedürfen — möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Ihr Principe, und meine Principeſſa (ſo hatten wir meine Laute und ſeine Flöte genannt) ſüße Harmonien hervorbringen, oder, um deutlicher zu reden, wo ich dir mündlich ſagen kann, daß nichts in der Welt meine Freundſchaft für dich je vermindern wird. Adieu!"

„Der Gefangene."

Dieſer Brief rührte mich unendlich, ich weinte von ganzem Herzen. „Mein Gott! ſagte ich zu meiner Hofmeiſterinn, wie beklage ich meinen armen Bruder! er ſcherzt noch bey ſeinem Unglück — und Gott weiß, was für Übel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbiethen Sie mir dieſen Troſt nicht! Dieſelbe Perſon, welche mir ſeinen Brief ſo glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in ſeine Hände zu ſchaffen." — Fräulein von Sonnsfeld wollte meinem erſten Entzücken nicht widerſtreben, nach und nach machte ſie mir aber begreiflich, welche Gefahr mich eine ſolche Unternehmung ausſetzte.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscellen.

Den gelehrten und verdienten Arzt, John Freind ließ der Ritter Walpole, damahliger Miniſter, in den Tower ſetzen, weil er als Parlamentsglied ſich gegen den Verhaft des Biſchofs von Rocheſter laut erklärte. Der edle Richard Mead, derſelbe, der den Ertrag ſeiner Praxis, die ihm jährlich wohl 4000 Pfund Sterling einbrachte, zu wohlthätigen Zwecken verwandte (ſ. Sprengels Geſchichte der Arzneykunde), ſchlug aus, den kranken Walpole, zu welchem er als Arzt gerufen wurde, zu beſuchen, bis ſein Freund John Freind vom Miniſter frey gegeben ſey. Es geſchah. Nun überreichte Mead dem Befreyten fünftauſend Guineen, das von ihm während der Gefangenſchaft von Freind's Kranken eingenommene Arztlohn.

.....

Wer, im Lateinſchreiben geübt, den Ammianus Marcellinus umarbeitete in Rückſicht des Styls, thäte, bey der Trefflichkeit des Inhalts, vielleicht etwas nicht ganz Undankbares. Wenigſtens könnte, wer längere Arbeit der Art ſcheuet, einige vitas der Scriptores Historiae Augustae umarbeiten.

.....

Martoni-Laguna in ſeiner Ausgabe von Acontii Epistola de ratione emendorum librorum, rühmt an ihm incorruptum gravissimis de rebus judicium, p. LXXVI. Quam verum enim illud est, ſagt er daſelbſt, quod in judicio de scribentibus ferundo in consilio utique habeadam scribentium aetatem censet. So ſagt Acontius ſelbſt p. XXIII. „Quae literis mandavit Joannes Hus, si aetatem, qua floruit, respicias, plane aurea sunt; si cum nostrorum hominum monumentis conferas, nullius sunt pretii. Ergo talia aetate illa emittere, omni fuit laude dignum - hodie vero edere etiam paullo meliora, magnae fuerit incitiae." — In unſern Tagen hat die ſchwediſche Académie des Inscriptions et belles lettres etc., für 1800 die Preisaufgabe gegeben: „De bien considerer le caractère et le génie de chaque siècle en jugeant les grands hommes qui y ont vécu." Gekrönt wurde die Schrift von Portalis fils (gedruckt Paris, an VIII. 8.) Ich wünſchte ich, dieſer hätte, außer den in der Geſchichte merkwürdige Perſonen, auch und vorzüglich die in der Literar-Geſchichte Merkwürdigſten genauer beachtet, an welchen ſich die Forderung der Aufgabe noch gröſſerer Evidenz befriedigen ließe. Von dieſer Seite iſt das Thema noch zu bearbeiten übrig.

.....

Ein muntrer Kopf beſuchte Neutons Grabmahl, und der vielen prächtigen, unnützen Inſchriften, die er fand, überdrüſſig, ſchrieb er auf eine leere Seite des Marmors: Kennſt du den Mann nicht, ſo gehe weg!

.....

Unter den Beyſpielen von Hundestreue verdient folgendes auch eine Stelle. — Ein bejahrtes Frauenzimmer in Maltha hatte ein Schoßhündchen, welches ihr durch ſeine Anhänglichkeit große Freude machte. Beyde hatten lange mit einander gelebt, und waren unzertrennlich geweſen; da wurde ſie krank. Das Hündchen lag auf ihrem Bette, und hütete ſeine Freundinn, ohne zu weichen, Tag und Nacht, bis ſie ſtarb. In dem Augenblicke ſprang es vom Bette herab, that einen Schrey — und war todt. — Den Eindruck hiervon auf die Anweſenden kann man ſich vorſtellen. Auch der Arzt der Verſtorbenen, ein gelehrter Mann, Nahmens Lucano, fand die Sache der Unterſuchung werth. Er öffnete das gute Thier — es war eine Hündinn — und was er entdeckte, ſchien ihm ſo wichtig, daß er einen Aufſatz darüber, von einem ſeiner Freunde ins Franzöſiſche überſetzt, an die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ſandte. In dem Original hatte er ſich des arabiſch-maltheſiſchen Ausdrucks bedient: Kalbha mieksura, welches mit dem italieniſchen Il cuor si schiantò, übereinſtimmt, und im Deutſchen ſo viel iſt, als: Ihr Herz war zerſprengt.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 1. und Mittwoch den 3. October 1810.

Immer sichtbarer wurde der Übergang aus den Zeiten ausschließlicher Größe der Burgen und Klöster in solche, wo Würde und Genuß allgemeiner verbreitet wurde, wozu das Beyspiel der schweizerischen Freyheit sehr viel beytrug. Die Sterblichen, welche die nie stillstehende Arbeit der Natur nach dem Maßstabe ihres Daseyns beurtheilten, erschöpften sich auch damahls in vergeblichen Klagen und Kämpfen über das Werk der Zeit. Aber was geschehen sollte, wurde, wie immer, durch den Widerstand nur noch befördert. Die Freyheit nach jenen alten Begriffen war eine von Willkühr unabhangige, inwohnende Würde des Menschen; der Adelstand, die Classe freyer Landeigenthümer, in deren Hand hauptsachlich die Landwehre war. Angestammte lebenslängliche Bereitschaft zu Selbstaufopferung fur die Erhaltung des Ganzen war die Auszeichnung und nächst geschickter Waffenfuhrung reine Geisteshoheit die Haupteigenschaft der edlen Ritter. Von dem Blute, von der ersten Bildung des Mannes, dessen Väter nie sich knechtisch hingeworfen, wurde höherer Sinn erwartet. — Dadurch fiel der Adel, weil er in dem Wahn, zu allem geboren zu seyn, der Mühe unwerth glaubte, es zu verdienen, und, über seinen Ursprung unwissend, gegen die neue Zeit mit Rohheit kämpfte, oder der Herabwürdigung sich hingab.

Johann von Müller.

(118 und 119.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1530.

Am 22. März nahm der Kaiser seinen Weg über Castelfranco, am 23. über Correggio, und am 24. über Gonzaga nach Mantua, wo selber vom 25. März bis auf den 20. April verblieb, und die Markgrafschaft Mantua zu einem Herzogthum erhob. Hier starb der Oberst-Stallmeister Graf von Montfort.

Am 20. April kam der Kaiser nach Peschiera, am 21. nach Dolca, am 22. nach Ala, am 23. nach Roverbella, vom 24. bis 28. war derselbe zu Trient, und war am 28. zu Neumarkt, am 29. zu Botzen, am 30. zu Briren, am 1. May zu Sterzing, am 3. zu Matrey, und am 4. zu Innsbruck, wo der Cardinal Gattinara starb und dem Herrn von Granvella die kaiserlichen Siegel übergeben wurden.

Am 5. Juny kam selber nach Schwatz, wo 14000 bewaffnete Bergknappen paradirten, am 7. nach Kufstein, am 8. nach Rosenheim, am 9. nach Valley, und vom 10. bis 14. war selber zu München, an diesem letztern Tage zu Bruck, und kam endlich am 15. Juny nach Augsburg, wo er dem zweyten Reichstage persönlich beywohnte, und bis auf den 23. November verblieb.

Auf der Rückreise nach den Niederlanden erfuhr der Kaiser den Todfall der Erzherzoginn Margarethe zu Cöln, wo er für selbe die Grequien abhalten ließ. Daselbst wurde auch sein Herr Bruder Ferdinand zum römischen König erwählt.

1531.

Am 7. Jänner erhoben sich der Kaiser und römische König nach Bergham, waren am 8. und 9. zu Jülich, und kamen am 10. nach Aachen, wo die Krönung des römischen Königs erfolgte, welcher zu Aachen zurück blieb, der Kaiser aber nahm den 13. Jänner sein Nachtlager zu Mastricht, verblieb am 16. und 17. zu Lüttich, war am 21. zu Namur, und verblieb vom 28. Jänner bis auf den 13. März zu Brüssel, vom 13. bis auf den 16. März aber zu Löwen, von 17. bis auf den 20. zu Mecheln, den 20. zu Antwerpen, den 24. zu Gent, den 3. April zu Termond, und vom 4. April bis 26. November zu Brüssel, vom 28. Nov. bis auf den 12. December zu Dornach, wo der Kaiser sein drittes Capitel vom goldenen Vließe hielt.

Den 12. kehrte der Kaiser zurück nach Ast, kam am 13. nach Eggen, und verblieb vom 14. Dec. bis auf den 17. Jänner des folgenden Jahres zu Brüssel, daselbst ward der Herr Johann von Hainn, Herr von Bosse, zum Oberst-Stallmeister, der Herr von Rie zum ersten Somelier, und der Herr von Pelour zum Kammerherrn ernannt. Se. Majestät versammelte die niederländischen Stände, stellte ihnen die neue Statthalterinn Königinn Maria, seine Schwester vor, traf die nöthigen Anstalten zur Verwaltung der verschiedenen Provinzen, und beurlaubte sich von den Ständen.

1532.

Am 17. Jänner nahm der Kaiser von seiner in Brüssel zurück gebliebenen Frau Schwester Abschied, und begab sich nach Löwen, am 18. nach Diest, am 19. nach Tongern, am 21. nach Mastricht, am 23. nach Aachen, am 24. nach Jülich, und blieb vom 25. bis auf den 29. zu Cöln, und am 29. zu Bonn, am 30. zu Andernach und am 31. Jänner zu Coblenz.

Am 1. und 2. Februar war selber zu Voppart, am 3. zu Bergbingenheim, und vom 4. auf den 9. zu Mainz. Am 9. zu Birhes, am 10. zu Neuſchloß, am 13. zu Heidelberg, am 15. zu Vichingen, am 16. zu Stuttgard, am 17. zu Schorndorf, am 18. zu Gemünd, den 20. zu Doſmd, am 21. zu Dünkelsbühl, am 22. zu Gengenbach. Am 23. zu Stein, am 24. zu Neumark, am 26. zu Seſenburg, am 27. zu Linnflecken, und vom 28. Februar bis auf den 8. September zu Regensburg, wo ſelber ſeinem dritten Reichstage beywohnte.

Auf einer Jagd hatte ſich der Kaiſer während der Reiſe am Fuß ſtark verletzt. Am 8. Sept. kam der Kaiſer mit dem römiſchen König nach Straubing, am 9. nach Oſterhofen, am 10. nach Paſſau, und traf am 4. October zu Wien ein. Von wo ſelber am 13. November nach Bologna abreiſte, und bis auf den 28. Februar des folgenden Jahres daſelbſt verblieb.

1533.

Am 28. Februar kam der Kaiſer von Bologna auf Modena, am 2. März auf Reggio, und verblieb vom 28. März bis auf den 9. April zu Genua, wo er ſich nach Spanien zurück einſchiffte. Am 10. beſtieg die Herzoginn von Savoyen mit ihrem älteſten Prinzen zu St. Remo das Schiff, mußte aber am 11. wieder ans Land fahren, weil ſie das Meer nicht ertragen konnte.

Der Kaiſer ſetzte ſeine Reiſe mit dem Prinzen bis in die Gegend von Marſeille fort, wo ihm der Graf von Trede, Gouverneur der Provence, und der Capitän Jonas, im Nahmen des Königs von Frankreich ihre Dienſte anbethen, Se. Majeſtät nach Marſeille einluden, und mit Erfriſchungen bedienten, da ſelber aber die Flotte nicht verlaſſen wollte, den Marcheſe del Guaſto, den Commendator Major d'Alcantara, den Herrn de la Chaux, und andere in Marſeille herrlich bewirtheten. Als der Wind günſtig wurde, ſetzte der Kaiſer ſeine Reiſe fort, und erreichte am 21. April die Küſte von Rouſſillon, wo er nur mit dem Herzog von Alba, dem Grafen von Benevent, und einigen Herren von ſeiner Hofſtatt ſich an das Land ſetzen ließ, und mit Poſtpferden zu der Kaiſerinn nach Barcellona fuhr, wohin am 15. April die übrige Flotte nachkam und wo man bis auf den 10. Juny verblieb. Aber ſchon am 19. Juny war der Kaiſer wieder nach Barcellona gekommen; weil ſeine Gemahlinn gefährlich erkrankte. Am 8. July kam ſelber nach Montiſon zurück, und verblieb daſelbſt bis auf den vorletzten December.

1534.

Am 15. Jänner kam der Kaiſer nach Madrid, am 12. Februar nach Toledo. Am 20. July war ſelber zu Morad, am 22. zu Portillo, am 24. zu Val S. Martino, vom 27. bis auf den 5. October zu Palenzia, und vom 10. October bis auf den 2. März des folgenden Jahres zu Madrid.

1535.

Am 2. März war der Kaiſer zu Alcala, vom 13. März bis auf den 18. May aber zu Saragoſſa, an welchem Orte die Vermählung des Pfalzgrafen Friederichs *) mit der Prinzeſſinn Dorothea von Dännemark zu Stande kam.

Se. Majeſtät kam nach Barcellona, um den Zug nach der Barbarey vorzunehmen, und den König von Tunis wieder einzuſetzen, welches Reich Barbaroſſa gewaltthätig an ſich geriſſen, und die benachbarten Seeküſten beunruhigt hatte. Am 1. May kam Doria mit 20 Galeeren zu Barcellona an; zur nähmlichen Zeit erſchien Alvaro de Baſſan Capitän der 12 ſpaniſchen Galeeren, und etwas ſpäter der Vicekönig von Granada mit 50 Schiffen, 5 Caravellen und einer Galeere, welche der König von Portugall dem Kaiſer zu Hülfe ſchickte. K. Carl wollte der Muſterung ſeiner Kriegsleute am 20. März perſönlich beywohnen, deren 1500 waren. Er beſtieg am 3. May zu Majorca die Flotte, und kam den 3. Juny nach Mahon, einem kleinen Ort in Minorca. Am 10. überfiel den Kaiſer ein ſo heftiger Sturm, daß am 11. kein Schiff vom andern einige Wiſſenſchaft hatte. Am 11. landete ſelber mit ſeiner Flotte zu Cagliari in Sardinien, wo 12,000 Mann Deutſche, Italiener und Spanier nebſt den bereits auf der Flotte befindlichen, eine gleiche Anzahl ausmachenden Bemannung eingeſchifft wurden. Hier vereinigten ſich auch die übrigen Schiffe mit der Flotte in einer ſolchen Anzahl, daß Se. Majeſtät mit 300 Segeln am 6. Juny zu Carthago in Afrika anlangte. — Da die Geſchichte der Eroberung von Tunis hinlänglich bekannt iſt, ſo beſchränke ich mich hier anzuführen, daß der Kaiſer am 17. Auguſt wieder auf ſeinem Schiffe übernachtete, und am 22. zu Trapani in Sicilien landete, wo ſelber bis auf den 1. September verblieb, und am obigen Tage nach Arcamonta kam. Vom 3. bis 12. blieb ſelber zu Montreal und ſodann bis auf den 18. Oct. zu Palermo. Die hier verſammleten ſicilianiſchen Stände bewilligten dem Kaiſer neben der gewöhnlichen Steuer 100000 Ducaten in 3. Terminen zahlbar. Hier verblieb Don Ferrando de Gonzaga als Vicekönig zurück. Vom 21. October bis 2. November verweilte der Kaiſer zu Meſſina, paſſirte an dieſem Tage die Meerenge am Faro, und übernachtete in Calabrien. Vom 25. November bis auf den 22. März 1536 reſidirte ſelber zu Neapel, wo viele Turniere, und andere Kurzbarkeiten abgehalten wurden.

In Neapel kam die Nachricht vom Tode des Herzogs von Mailand, und von jenem der Königinn von England.

In Neapel erfolgte auch die Vermählung des Herzogs Alexander von Medicis, mit der natürlichen Tochter des Kaiſers, Margarethe, Herzoginn von Parma. Auch vermählte ſich Philipp von Lannoy, Prinz von Salmona, Sohn des Vicekönigs Miegovals, mit der Wittwe des Ludwig Gonzaga, Iſabella Colonna, Herzoginn von Traietto.

1536.

Am letzten März langte der Kaiſer in dem Kirchenſtaate zu Terracina an, wo ihm ein Erzbiſchof und 3 Biſchöfe von Seite des Papſtes entgegen kamen. Am 1. April traf ſelber zu Velletri ein, und fand zu ſeinem Empfange die Cardinäle Farnese Vulci und S. Severino. Am 2. April kam der Kaiſer nach Simenette, dem Hauſe Orſini gehörig, am 3. nach Arena, dem Aſcanio Colonna zuſtändig, wo die zwey Cardinäle Farneſe und Santa Fiora ihm im Nahmen des Papſtes entgegen kamen, am 4. nach S. Paulo bey Rom, wo zwey Cardinäle erſchienen, und am 5. nach Rom. Außer der Stadt erwarteten den Monarchen die Conſuln, der Adel und die Bürgerſchaft, die geſammte Cleriſey, der päpſtliche Hofſtaat und Cardinäle, mit Ausnahme von zweyen, welche bey dem

*) Seine erſte, unglückliche Liebe war des Kaiſers Lieblingsſchweſter Eleonore, nachher Königinn von Portugall und dann von Frankreich, und zwiſchen dieſen Ehen, Bourbons Braut.

Papſte verblieben, der den Kaiſer auf der Treppe vor der Peterskirche erwartete.

Am Oſterſonntag den 16. Aprill war der Kaiſer bey der feyerlichen, päpſtlichen Meſſe zugegen, und ſang das Evangelium.

Am 17. Aprill hielt der Kaiſer in Beyſeyn des Papſtes, des Collegiums der Cardinäle, der Geſandten von Frankreich und Venedig, auch mehrerer Herren und Prälaten die berühmte Rede, wo er das Betragen des Königs von Frankreich von Anfang ſeiner Regierung her anführte, und entweder einen ſtandhaften Frieden, oder einen Zweykampf antrug, deſſen Preiß entweder Burgund oder Mailand für den Sieger werden ſollte.

Den 18. Aprill nahm der Kaiſer von Sr. Heiligkeit Abſchied, und wurde von den geſammten Cardinälen bis an die Gränzen des Kirchenſtaates begleitet. Das Nachtlager war zu Monte Roſa. Am 21. war ſelber zu Aqua pendente, am 22. zu Peruggia, am 23. zu Monaſterio bey Siena, wohin der Oberſt-Hofmeiſter, Graf von Roeux, auf der Poſt nachfolgte, am 27. war der Kaiſer zu Siena, wo der Cardinal von Lothringen, von Seite des Königs von Frankreich, anlangte, und noch an dieſem Tage nach Rom abreiſte; der Kaiſer aber nahm ſein Nachtlager zu S. Caſſiano, und traf am 28. zu Florenz ein. Auf dem Wege erſchienen auch der Herzog Wilhelm von Bayern, und der Herzog von Braunſchweig, auch der Markgraf von Brandenburg bey Sr. Majeſtät.

Am 4. May kam der Kaiſer von Florenz auf Piſtoja, am 5. nach Lucca, wo der Cardinal von Lothringen zurück eintraf. Am 13. nach Volari, von wo dieſer Cardinal nach Frankreich zurück kehrte, am 14. nach Pontremole, wo der Biſchof von Chalons eintraf, am 16. zu Fornovo, wo der Bruder des Herzogs von Ferrara, Don Franceſco in kaiſerl. Dienſte trat.

Am 26. May war der Kaiſer zu Aſti, von welchem Orte aus der franzöſiſche Geſandte, Bolly, durch einen kaiſerlichen Trompeter bis an die Gränze von Frankreich begleitet wurde.

Hierher kam auch der Pfalzgraf Philipp, die Herzoginn von Savoyen und Mantua, und der Pfalzgraf von Saluz, welcher in franzöſiſchen Dienſten war, und nun zu ſeinem natürlichen Herrn zurück kehrte. Am 22. Juny brach der Kaiſer zu Aſti auf, und kam nach Alba, am 23. nach Savigliano, wo auch die Cardinäle Trivulci und Caraccioli eintrafen, deren erſterer zum König von Frankreich, letzterer aber zum Kaiſer, als päpſtliche Legaten beſtimmt waren. Hier kam auch der kaiſerliche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Herr von Likerke zurück. Von Savigliano aus wurde ein Corps zur Belagerung von Turin abgeordnet. Der Kaiſer hielt auch Foſſano belagert, wo ſich der Herr von Montpeſat ergeben mußte, und mit ſeiner Beſatzung freyen Abzug nach Frankreich erhielt. Zu dieſer Zeit nahmen die Franzoſen den Georg Capusman mit 300 leichten Pferden gefangen, welcher in franzöſiſche Dienſte trat, im Jahr 1537 bey Terouane gefangen, und zu Bivord geköpfet ward. Hier wurde nach verſchiedenen Berathſchlagungen der Zug nach Frankreich beſchloſſen, und mit einer ſehr beträchtlichen Macht aufgebrochen. Der Kaiſer zog bey Nizza vorbey, und kam bis nach St. Lorenz in der Provence, wo die ganze Macht zur See und zu Lande zuſammen traf, und ein großer Kriegsrath über die künftigen Operationen gehalten wurde. Vor ſeinem Abmarſche erhielt der Kaiſer Nachricht, daß der Fürſt von Melphi und Salerno, Antibes hinweg genommen hatte. Doria nahm in ſelber Gegend ſein Nachtlager, marſchirte ſodann nach Feria, und bekam den Rapport, daß Fernando Gonzaga bey Brignoles auf die Herren von Montezan und Boiſſy mit 300 Lanzen und 600 wälſchen Infanteriſten unter dem Paul Rienzo geſtoßen ſey, und ſolche geſchlagen habe, worauf der Kaiſer am folgenden Tage in Brignoles ſeinen Einzug hielt, und über St. Maximin nach Aix kam, wo ſich der Kaiſer lagerte, und durch 23 Tage zuwartete, ob ihm der König von Frankreich eine Schlacht liefern würde, nachdem er ſchon auf 55 Meilen in ſeinem Lande vorgedrungen war. Indeſſen nahm Don Fernando de Gonzaga bis an die Thore von Arles Streifereyen vor. — Der Kaiſer ſelbſt wollte die Lage von Marſeille in Augenſchein nehmen, und kam an einem Morgen bis an die Stadtthore. Er hatte nur zwey Perſonen zu ſeiner Begleitung, nähmlich den d'Andelot und den Hauptmann Milort. Nahe an der Stadt nahmen ſie drey Feinde gefangen. Zu dieſer Zeit ſtarb Anton de Leyva, und im Auguſt Ceſare Fregoſo.

Da von der Annäherung des Königs von Frankreich nichts zu vernehmen war, und ſich hingegen der Winter näherte, ſo marſchirte der Kaiſer am 12. September an der Seeküſte in ordentlichem Marſche nach Genua, wo ſelber bis auf den 18. November verblieb, und ſich an dieſem Tage nach Spanien einſchiffte, aber auf der Seefahrt mehrere Schiffe verlor, und am 26. December zu Barcellona landete, von dort hingegen ſich zu der Kaiſerinn nach Valladolid begab, und ſich daſelbſt bis auf den Aprill des folgenden Jahres aufhielt.

1537.

Im Monath Aprill begab ſich der Kaiſer von Valladolid nach Montiſon, wo die Stände verſammelt waren.

In der Zwiſchenzeit hatte der König von Frankreich Hesdin eingenommen. Hingegen marſchirte der niederländiſche General aus Arras nach St. Pol, das er nach 6 Tagen mit Sturm einnahm, wo 400 Edelleute und hommes d'armes blieben, von dort kam er vor Montreul, welches ſich mit Capitulation ergab, und belagerte ſodann Terouane.

Die zwey Schweſtern des Kaiſers, die Königinn von Frankreich (Eleonore), und die Statthalterinn der Niederlande, verwittwete Königinn von Ungarn (Maria), vermittelten hierauf den Waffenſtillſtand von 9 Monathen, welcher durch die kaiſerlichen Commiſſarien von Molenbay, und von Likerke mit dem franzöſiſchen Abgeordneten Mr. de S. Andre zu Bonny bey Terouane verabredet, und durch den Baſtard von Faillalp über Frankreich dem Kaiſer bekannt gemacht wurde. Von Seite des Königs von Frankreich kam der Herr von Bely nach Montiſon, welcher einen Waffenſtillſtand von drey Monathen für Italien zu Stande brachte, in welchem Zeitraume der Herr von Granvella und der Commendator Major von Leon mit kaiſerlicher Vollmacht zu Siennes, auch der Cardinal von Lothringen, und der Connetable, mit königlicher Vollmacht zu Leucate eintreffen, und ihre Sitzungen an dem franzöſiſch-ſpaniſchen Gränzorte Caucgou de Cyton eröffnen ſollten, um einen ſtandhaften Vergleich zu ſchließen, welche auch ihre erſte Sitzung am 29. December hielten, und nach einigen Zuſammenkünften einen ferneren Waffenſtillſtand auf weitere drey Monathe verabredeten. In der Zwiſchenzeit ſollte der Kaiſer in Villa franca,

der Papſt, welcher ſehr eifrig an den Frieden arbeitete, zu Nizza, und der König von Frankreich zu Villanova eintreffen, worauf ſich die Geſandten nach Hauſe begaben.

Von Montiſon verfügte ſich K. Carl zu der Kaiſerinn nach Valladolid.

(Die Jahre 1538 und 1539 finden ſich bereits in der Nummer 3. vom 5. Jänner dieſes Archives.)

1540.

Am 1. Jänner kam dieſer erhabene Verein (Carl V. und Franz I. ꝛc.) auf Mittag nach St. Antoine des Champs, und Abends nach Paris.

Der Kaiſer ſtieg zu Notre Dame de Paris ab, und begab ſich ſodann in den königlichen Pallaſt, wo die Zeit bis auf den heil. drey Könige Tag in Luſtbarkeiten zugebracht wurde.

Am 7. Jänner kam die ganze Geſellſchaft auf Mittag nach Madrid*), und auf die Nacht nach St. Denis, am 15. endlich nach St. Quentin, wo der Kaiſer ſeinen Abſchied nahm, und am 20. in Geſellſchaft des Dauphins, Herzogs von Orleans, Cardinals von Chatillon, Connetables, der Herzoge von Vandome und Nevers, und anderer franzöſiſcher Herren, mit 1000 Pferden auf Mittag nach St. Martin, und auf die Nacht zu Cambray anlangte. Hier kam Sr. Majeſtät der Herzog von Archot, welcher das Wort führte, der Prinz von Oranien, der Graf von Roeux, Oberſt-Hofmeiſter, der Graf von Büren, der Prinz von Chimay, der Graf von Bergen, der Graf d'Eſpinoy, der Herr de Beüre, Admiral, der Herr von Praet, der Herr von Brederode, der Seneſchall von Hennegau und andere niederländiſche Herren, der Herr von Courieres mit den 100 Arcieren alle in tiefer Trauer gekleidet, mit 2000 Pferden entgegen. Der Kaiſer ſpeiſte im Quartiere des Dauphins. Am 21. kamen ſie nach Valenciennes, wo ſie von der verwittweten Königinn Maria und der Herzoginn von Mailand mit einem zahlreichen Gefolge, empfangen, und bewirthet wurden, bis die franzöſiſchen Prinzen und Herren am 24. ihren Rückweg nach Cambray nahmen, wohin ſie von dem Prinzen von Oranien, den Herzog von Archot, und anderer Herren begleitet wurden.

Am 26. Jänner kam der Kaiſer und die Königinn Maria auf Mittag nach Boſſy, auf die Nacht nach Mons, am 28. auf Mittag nach Rouer, auf die Nacht nach Nitrels, und verblieb vom 29. Jänner bis 9. Februar zu Brüſſel, wo er ſodann nach Aſt kam. Am 10. war ſelber zu Terremonde, und am 14. zu Gent, wo er mit der Königinn, vielen niederländiſchen Herren, den hommes d'armes, und 5000 Deutſchen zu Fuß den Einzug hielt, und bis auf den 12. May verblieb. Hier wurden 13 Hauptanführern der Rebellion die Köpfe abgeſchlagen, und eine Citadelle zur Zähmung der unruhigen Stadt erbauet. In der Zwiſchenzeit kam der römiſche König Ferdinand nach den Niederlanden, auch ſtarb daſelbſt der Graf von Hogſtraten. Am 12. May traf der Kaiſer in Vanlo ein, und kam am 13. nach Antwerpen, wohin auch der Churfürſt von Cöln kam. Am 25. May war K. Carl zu Lyern, am 26. zu Mecheln, am 29. zu Löwen, am 31. May zu Vürn, am 1. Juny zu Grönendal, und vom 3. bis auf den 15. zu Brüſſel. Am 15. zu Termond, am 16. zu Gent, am 19. zu Eſchere, am 21. Juny zu Brüge. Am 13. July kam er über Meer nach Vlieſſingen, am 14. nach Middelburg, am 15. nach Veer, am 17. nach Tirguſo, am 18. nach Ziriſee, am 19. nach Binſten, am 20. nach Nieuherre, am 21. nach Dordrecht, am 23. nach Rotterdam, am 24. auf Mittag nach Delft, auf die Nacht nach Haag. Am 11. Aug. auf Harlem, am 12. nach Amſterdam, am 14. nach Utrecht, am 19. nach Gorkem, am 20. nach Heiden in Brabant, am 22. nach Herzogenbuſch, am 23. nach Lierre, am 25. nach Breda, am 27. nach Bergen, am 29. nach Antwerpen, am 30. nach Mecheln, und am 31. nach Brüſſel, wohin die geſammten Stände der Niederlande berufen waren. Nachdem Se. Majeſtät die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, wurde auf die deutſchen Reichsgeſchäfte der Bedacht genommen.

Im October ging der Herr von Granvella von Brüſſel nach Worms, zu dem Religionsgeſpräche ab, traf daſelbſt am 22. Nov. ein, und hielt in dem Convente eine lange Rede in Abſicht auf die Herſtellung der chriſtlichen Einigkeit.

Am 27. October nahm der Kaiſer eine Promotion in Orden des goldenen Vließes vor, und kam am 29. nach Aloſt, am 31. October nach Gent, am 2. November nach Udenard, am 3. nach Gorkum, am 5. nach Dornach, am 7. nach Lille, am 9. nach Ipern, am 13. Nov. nach Caſſel, am 14. nach Gräveling, am 15. nach St. Omer, am 18. nach Aire, am 20. nach Bethune, am 21. nach Alen in Artois, am 22. nach Arras, am 25. nach Bapaulmeder, am 26. nach Cambray, am 28. Nov. nach Valenciennes. Am 18. Dec. nach Quesnoy, am 20. nach Arennes, am 22. nach Beaumont, am 23. nach Flery, am 24. nach Namur, am 27. nach Senan, am 28. nach Manſeen Famine, am 29. nach la Roche, am 30. nach Beſtaigne, und am 31. December nach Arlon.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Das von Franz zur Eludirung des Verſprechens, ſich in Madrid zu ſtellen, erbaute und ſo benannte Luſtſchloß.

Friedrich und Katt.

(Fortſetzung.)

Der Kriegsrath ward indeß am 1. November verſammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeiſterinn um ſo mehr, da ſie wußte, daß meines Bruders Schickſal darin entſchieden werden ſollte. Obſchon ich damals mit dem, was ſich begab, nicht bekannt war, will ich, um den Faden der Geſchichte nicht zu unterbrechen, die Entwicklung jener ſchrecklichen Begebenheit hierher ſetzen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdam gehalten; es beſtand aus zwey Generalmajoren, zwey Oberſten, zwey Oberſtlieutenants, zwey Majors, zwey Hauptleuten und zwey Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Loos ziehen, denn jeder entſchuldigte ſich, dabey zu ſeyn. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Oberſten Derchow und Pannwitz; der Oberſtlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einſiedel, und ein anderer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger ſtimmten auf Verzeihung, aber Einſiedel, Derchow und die andern, lauter Kreaturen von Grumbkow und Günſtlinge des Königs, verurtheilten meinen Bruder und Katt zum Schaffot — ein unerhörtes ungeheures Urtheil für ein poliziertes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bath um Gnade für die beyden Verbrecher.

besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühselig erhielt, denn die Wuth meines Vaters war aufs höchste gestiegen, und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urtheil ward ihm also verkündigt. — Ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, und sterbe für eine schöne Sache." Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu setzen, er gewann aber seine Fassung bald wieder. Sobald er allein war, rief er den wachthabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher sich meines und meines Bruders Bildnisse, von seiner Hand gemahlt, befanden, und sagte: Behalten Sie sie, und gedenken Sie meiner zuweilen; zeigen Sie aber diese Gemählde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstellen, Schaden thun." — Nachher schrieb er drey Briefe: an seinen Großvater, seinen Vater und seinen Schwager. Wie der Geistliche zu ihm kam, sagte er: „Ich habe vor Gott sehr gefehlt. Mein zu großer Ehrgeiz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunst des Kronprinzen verblendete mich dergestalt, daß ich mich selbst nicht kannte. Jetzt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge, ich bereue meine Sünden, und wünsche den Tod als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glücke." — Der Tag ging mit solchen Gesprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen, und sagte zu ihm: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bey Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu seyn, und Sie an den Ort, wo sie Statt haben soll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zwey Mahl abgelehnt, allein der König trug mirs so ausdrücklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, sein Herz hätte sich gewendet, und ich hätte Ihnen Gnade verkünden können." Katt antwortete: „Sie sind sehr gut; aber ich möchte mein Schicksal nicht tauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann, und mich erwartet eine Seligkeit ohne Ende." — So stieg er lächelnd und heiter in den Wagen, und sagte mehrern Offiziers und gemeinen Gensdarmes, die sich, ihn vorbeygehen zu sehen, versammelt hatten, Lebewohl. Erst früh um 9 Uhr kam er nach Küstrin. Das Blutgerüst war vor den Fenstern meines Bruders errichtet; vor diesem hatte man die Gitter abgenommen, und es erweitert, damit man mehr sehen konnte; das Gerüst war von gleicher Höhe, wie das Fenster, und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald sie innerhalb der Festung waren, sagte Schenk; „Seyn Sie standhaft, lieber Katt, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin, und werden den Kronprinzen sehen." — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken konnte. — Mein unglücklicher Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle diese Vorkehrungen treffen sehen, ohne ihren Endzweck zu errathen, er erwartete sein eigenes Todesurtheil. Früh kam der Festungs-Gouverneur, General Lepel, und der Präsident Münchow in sein Gefängniß, und bemühten sich, ihn so gut als möglich zu der traurigen Nachricht, die sie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demselben Stücke, wie das, welches Katt trug — er hat es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorstand, als die schrecklichste Verzweiflung ihn ergriff, aber sie stieg noch viel höher, wie man ihn nöthigte, an das Fenster zu gehen. Er wollte sich herausstürzen — man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst: „Um Gottes Willen, verschiebt die Hinrichtung! Ich will dem König schreiben, ich will mit aller Feyerlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte. Wie er ihn das Gerüst besteigen sah, rief er: „Ich bin unglücklich, theurer Katt! Ich bin Ursache an deinem Unglück! O wäre ich doch an deiner Stelle!" — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden: er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele: — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füssen lag, aber noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag, und bey seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegen, daß er seinen Anblick gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte, und die Ärzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen; allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermaßen seinen stürmischen Schmerz, er vergoß Ströme von Thränen, und blieb lange in tiefer Schwermuth versunken; selbst jetzt darf man dieses schrecklichen Trauerspieles nicht gegen ihn erwähnen. Katts Leichnam blieb bis Sonnenuntergang auf dem Blutgerüste liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet.

Die Hunde als Hülfstruppen.

Die Engländer haben im Jahre 1658 die Insel Jamaika von den Spaniern erobert. Der Admiral Penn und der General Venable leiteten mit Glück diese Unternehmung.

Die Spanier hatten kurz vor dieser Eroberung 1500 schwarze Sclaven eingeführt, die sich, sobald ihre Herrn die Insel an die neuen Eroberer übergeben hatten, in die Gebirge flüchteten.

Die englischen Offiziere, welche die Grausamkeit dieser von allen Gesinnungen des moralischen Gefühls ganz entblößten Schwarzen kannten, sagten dem Gouvernement voraus, daß diese Leute für die Colonie der Europäer, die man jetzt zu stiften Anstalt mache, eine ewige und unerträgliche Geißel seyn würden.

Der Erfolg bestätigte die Vorhersagung. Die entlaufenen Wildlinge siedelten sich in unzugänglichen Anhöhen, Waldungen und Felsen an, brachen von dort unversehens aus, raubten, plünderten, mordeten Menschen, und zündeten die Zuckerrohrfelder, die Magazine und Häuser der Pflanzer an.

Durch Entführung der schwarzen Sclaven aus den Pflanzungen, oder auch durch Flüchtlinge, die sich zu ihnen begaben,

wuchs ihre Zahl nach und nach beträchtlich, und pflanzte sich durch die Weiber, die sie bey sich hatten oder aus der Colonie raubten, ansehnlich fort. Auf diese Weise bildete sich im Herzen des Landes ein höchst gefährlicher, sittenloser und gesetzloser Raubstaat.

Man gab diesen Leuten den Nahmen Marons oder Maronen, dessen Ursprung eigentlich nicht bekannt ist; er müßte denn von Marrano herkommen, welches in der spanischen Sprache ein junges Schwein bedeutet, oder von Fimaran, das soviel als Affe heißt.

Die Maronen lebten meistens von der Jagd, und bauten auf ihren Aufenthaltsorten, doch nur spärlich, einige eßbare Gewächse, Baumfrüchte und Wurzeln an; z. B. den oder die Ignames.

Vergebens bothen die Engländer jedem Maron völlige Freyheit und das Eigenthum von zwanzig Acres Land an, wofern sie sich unter den Colonisten ansiedeln und ruhig verhalten wollten. Sie fanden ein freyeres und unabhängigeres Leben gemächlicher, hatten in ihren unermeßlichen Waldungen einen reichen Unterhalt von der Jagd, und litten auch nicht, daß die Pflanzungen der Weißen sich nahe an ihre Wälder dehnten, ohne daß sie bey guter Gelegenheit dieselben sogleich durch Mordbrand vernichteten.

Nun war um der gemeinschaftlichen Sicherheit Willen nichts mehr zu thun, als sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und auf ihre völlige Vernichtung bedacht zu seyn. Allein die Unternehmung war nicht so leicht, als die Colonisten sich das vorstellten. Die Maronen, die alle Schlupfwinkel in ihren Gebirgen und Waldungen wohl kannten, thaten den englischen Truppen im Detail unbeschreiblichen Schaden, ohne daß sie selbst in Masse erreichbar waren, oder ausgerottet werden konnten. Sie wußten sich auch mit Feuergewehr und Pulver zu versehen, und ihr Augenmaß und Schuß war so geübt, daß nie einer seinen Mann fehlte, den er ein Mahl aufs Korn genommen hatte. Die kühnsten und tapfersten Engländer wurden meistens in dem gefährlichen Hinterhalt getödtet, den ihnen die wilden Krieger gelegt hatten.

Man sah sich also immer genöthiget, mit ihnen wieder Friede zu machen, und die Ruhe durch Aufopferungen zu erkaufen. Ein solcher Friede ward ein Mahl im Jahre 1738 geschlossen, der doch immer durch neue Räubereyen und Neckereyen unterbrochen ward. Vergeblich war die Bemühung, diesem wilden Volke Begriffe von Moralität und Religion beyzubringen. Ihre dürftige Sprache war ein Gemisch von allen Dialecten der Westküste von Afrika. Alle blieben dem dümmsten Aberglauben dieses Landes zugethan, die einzige Erbschaft, die von ihren Vorältern auf sie gekommen ist. Doch wirft man der englischen Regierung auch vor, daß sie bey weitem nicht alles gethan habe, um ihren moralischen Zustand durch Unterricht von Missionarien, die man unter sie hätte senden sollen, zu verbessern.

So blieben sie dann in einem habituellen Zustande von Wildheit, der sich noch durch große Unbarmherzigkeit gegen ihre Weiber auszeichnete, die alle schweren Arbeiten außer der Sorge für die physische Erziehung der Kinder verrichten mußten, während die Männer sich dem schändlichsten Müßiggange ergaben. Aber dieß ist einmahl das Loos für das schwächere Geschlecht bey allen ungebildeten Wilden.

Im Jahre 1795 brach unversehens ein neuer und mörderischer Krieg zwischen den Maronen und den Pflanzern auf Jamaika aus. Zwey Maronen wurden auf einem Diebstahle ertappt, den sie an Schweinen verübt hatten. Das Verbrechen war nicht zu läugnen, und jeder der Schuldigen ward nach dem Gesetze vor dem Jury verurtheilt, in dem Zuchthause zu Montebo neun und dreyßig Streiche auf den bloßen Rücken mit der Peitsche zu erhalten. Die Strafe ward von einem Zuchtmeister, welcher der gewöhnliche Aufseher der Gefangenen in diesem Hause ist, vollzogen. Nach ausgestandener Züchtigung schickte man die zerfetzten Diebe zu ihren Landsleuten ins Gebirge zurück.

Auf der Heimreise stießen sie gegen die Weißen Drohungen und teuflische Verwünschungen aus. Bald stimmten sie ihre Landsleute zu gleicher Wuth, denn diese nahmen es insbesondere höchlich übel, daß die Bestrafung im Zuchthause von einem Sclavenaufseher und im Angesicht der Sclaven vollzogen worden.

Wer hätte geglaubt, daß diese Wilden ein solches Ehrgefühl hätten. Sie schickten dem englischen Gouverneur einen feindlichen Absagebrief nach Montebo zu. Der Krieg nahm sogleich einen äußerst schreckbaren Charakter an. Pflanzungen wurden niedergebrannt, Weiber und Kinder ohne Schonung gemordet, und an den Gefangenen abscheuliche Grausamkeiten ausgeübt.

Die Tapfersten der Soldaten und Colonisten, die meisten fähig waren, fielen sogleich bey der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums. In allen Familien herrschte Trauer und Verzweifelung.

Vergeblich waren alle Anstrengungen der Truppen, die Maronen in ihren Lagern zu überraschen. Sie legten dieselben abwechselnd zwischen und auf Gebirgen an, wohin meistens nur ein einziger schmaler Fußsteig an den schrecklichsten Abgründen hinführte. Dorthin flüchteten sie ihre Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Ihre jüngern Krieger machten geheime Ausfälle, und erschossen die Engländer im Hinterhalt, ohne daß man ihnen selbst, die der Wege so kundig und gleich wieder flüchtig waren, Schaden zufügen konnte. Zuletzt zog sich der größte Theil des wilden Volkes an einen unzugänglichen steilen Ort zwischen Felsen zusammen, wo sie in Ruhe volle Sicherheit genoßen.

Die Engländer machten nun nach unzähligen Mühseligkeiten den Plan, sie in den Schlupfwinkeln einzuschließen, sodann die Lebensmittel und Jagd ganz abzuschneiden. Um nun diejenigen, die ihnen aus den Hinterhalten so unzählig vielen Schaden zufügten, aufzuspüren, geschah in der Colonialversammlung der Vorschlag, daß man Hunde kommen lassen sollte, die auf diese Gattung von Jagd abgerichtet wären.

Man erinnerte sich, daß es in den spanischen Amerika eine Art von diesen Hunden gäbe, die zu einer solchen Aufspürung abgerichtet wären. Die Spanier bedienten sich ihrer in Cuba, um damit die wilden Stiere aus den unzugänglichen Gebirgen und Waldungen herauszuziehen, wohin kein menschlicher Fußtritt zu gelangen vermag. Die ausgetriebenen werden erlegt, und mit ihren Häuten treibt man einen vortheilhaften Handel.

Die Colonialversammlung sah wohl ein, daß der Gebrauch dieser hündischen Hülfstruppen in der Hauptstadt ihres Mutter-

landes, in London, keinen Beyfall finden würde. Eine lange Erfahrung hatte sie ohnehin belehrt, daß alle ihre Maßregeln zur Erhaltung der Colonie einer eifersüchtigen Mißbilligung und allen Declamationen der Unwissenheit, des Neides, der Bosheit, einer angeblichen Humanität, und im Grunde eines wahren Fanatismus unterworfen wären.

Man verbarg sich nicht, daß man ihnen die Nachahmung der Grausamkeit, welche sich die ersten spanischen Eroberer in Amerika durch den Gebrauch dieser Hunde zu Schulden kommen lassen, zum Vorwurf machen würde. Und in der That, es war höchst zu mißbilligen, daß Christen, unwürdig dieses Nahmens, diese wüthenden Thiere auf ein friedliches und harmloses Volk, wie die ursprünglichen Einwohner des alten Amerika's waren, losgelassen haben. Diese barbarische Handlung hat also diejenigen mit einem ewigen und unauslöschlichen Schandflecken gebrandmarkt, die sich nicht gescheut hatten, dieselbe auszuüben.

Es waren demnach viele von den Colonisten der Meinung, daß die Beyhülfe dieser verächtlichen Thiere zu den militärischen Operationen den Maßregeln der Regierung von Jamaika nicht nur einen Anstrich von Grausamkeit, sondern auch von Niederträchtigkeit und Feigheit geben würde.

Auf diesen Einwurf ward von andern geantwortet, daß die Sicherheit der Insel und das Leben der Pflanzer so grausamen und unmenschlichen Feinden nicht Preis gegeben, und abgeschmackten, unverdienten Aufbürdungen und den Verläumdungen geopfert werden müßte, die man in dem Schooße des Mutterlandes gegen die neue so unglückliche Colonie wohl erfinden, aber nicht rechtfertigen könne. Die eiserne Nothwendigkeit gebiethe die Maßregel. Man könne einmahl ohne Ungerechtigkeit nicht den Grundsatz aufstellen, daß man keine Thiere als Kriegswerkzeuge gebrauchen dürfe.

Die Übung und die Sitten der gebildeten Völker sprächen hier das Wort. Man habe den asiatischen Völkern nie ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie der Elephanten im Kriege sich bedienten, sowohl zu Angriffen als zur Vertheidigung, ja daß dieselbe sich deren noch bedienen. Wenn man den gegentheiligen Grundsatz annehmen wolle, so dürfte man sich eben so wenig der Reiterey in dem Kriege bedienen, die nur durch die Geschwindigkeit der Pferde ein in Unordnung gebrachtes Fußvolk erreicht, zusammenhaut oder gefangen nimmt. Der Krieg, sagten einige, wäre ein Kampf der Gewalt zwischen zwey feindseligen Parteyen, die keinen gemeinschaftlichen Obern erkennen. Wenn nun diese Gewalt durch keinen weder öffentlichen noch stillschweigenden Vertrag beschränkt sey, so habe sie keine andern Gränzen, als dort, wo die Gewalt selbst sich beschränkt, sey es durch die Vernichtung oder den Tod desjenigen, gegen den sie angewendet wird. Freylich dürfen Grausamkeiten, die keinen eigentlichen Zweck haben, im Kriege nicht angewendet werden, weil sie durch die Übung aller gesitteten Völker verworfen wurden. Unter diese Classe gehörten solche wuthvolle Handlungen, die nur dazu dienen, den Schmerz empfindlicher zu machen, so wie Beleidigungen, die nur den Haß vergrößern können; z. B. unbarmherziges Abschlachten der Gefangenen, Peinen, die man ihnen anthäte, Beschimpfungen der Weiber, Zernichtung oder Zerstümmelung von Kunstwerken, die weder zum Angriffe noch zur Vertheidigung dienten.

Solche Handlungen der Barbarey hätten die weißen Colonisten gegen die Maronen nie ausgeübt, aber wohl umgewandt diese gegen die Weißen. Der Grundsatz einer übertriebenen Humanität wäre also übel angewendet, um eine Maßregel zu hintertreiben, durch die man allein einen immer flüchtigen, verborgenen und aus einem undurchdringlichen Hinterhalt unversehens ausfallenden Feind auf die Spur kommen und ihn besiegen könne.

Die Maronen wären keineswegs eine schwache, wehrlose, friedfertige Gesellschaft von Menschen, wie die alten Amerikaner gewesen sind, sondern ein feindseliger Haufen von Räubern und Mördern. Schonung und Mitleid sey also hier eine Grausamkeit, die man wider die schuldlosen Colonisten ausübt.

Während man über den Grundsätzen mit einander haderte, ob man Hunde aus der Insel Cuba zur Aufspürung der Maronen in ihren Schlupfwinkeln kommen lassen sollte oder nicht, ward in Abwesenheit des Gouverneurs ein Generalmajor als Anführer der Truppen gewählt.

Es gelang diesem wachsamen, tapfern und unermüdlichen Offizier, daß er die Maronen in starke unzugängliche Orte hintrieb, wo sie zwar nicht wohl angreifbar waren, jedoch aber weder Quellen noch Bäche hatten. Man sah voraus, daß das Wasser, welches von dem periodischen Regen sich in hohlen Felsen gesammelt hatte, in diesem heißen Klima bald verbraucht seyn würde; dann hatten die Maronen nur noch ein einziges Mittel, ihren Durst zu löschen, eine Pflanze, die man Tillandsia maxima nennt.

Diese Pflanze, die unter die Schmarotzergewächse gehört, schlägt Wurzel, und schlingt sich um den Stamm der wilden Baumwolle. Durch die sonderbare Bildung ihrer Blätter, einem halb hohlen oder konveren Gefäße ähnlich, empfängt und bewahrt die Pflanze die Regentropfen, so daß jedes Blatt fast eine Pariser Pinte Wassers aufbewahrt, das sich im Schatten rein und kühl erhält. Es scheint, als wenn die Vorsicht der Pflanze diese wunderbare Form verliehen habe, um den Eingebornen oder auch verirrten Reisenden, mitten unter den felsigen quellenlosen Anhöhen eines der Glühehitze ausgesetzten Erdgürtels, einen erfrischenden Labetrunk zu verschaffen. Allein auch diese Hülfsquelle im eigentlichsten Verstande ward in kurzer Zeit erschöpft. Die Colonisten schnitten alle Verbindungen dieser Einöde mit der Insel ab, und die Entbehrungen der Maronen, verschärft durch Hunger und Durst, brachten sie jetzt zur Verzweifelung.

Die bewaffneten Colonisten litten auf der andern Seite nicht minder. Sie hatten einen Umkreis von zwanzig englischen Meilen zu bewachen, und es ist unmöglich, eine genaue Schilderung der Mühseligkeiten zu ertheilen, denen sie ausgesetzt waren. Das Wort Defileen, wie es in der Soldatensprache heißt, gibt hier keinen richtigen Begriff. Die natürliche Verschanzung, in der sich die Maronen befanden, hieß Cockpits; nur ein enger Fußpfad führte dahin, längs einem Felsen, der 150 Fuß senkrechte Höhe hatte. So seltsam und unglaublich es auch scheint, so ist es doch zuverlässig, daß die Maronen durch die Kraft ihrer Muskeln und die Übung ihrer Fußzehen, deren sie zum Klettern wie die Affen sich bedienten, die unzugänglichsten Höhen bestiegen, dann auf ihre Belagerer mit Pfeilen oder Büchsen herabschossen, und sich immer sicher und unverfolgt in die Höhlen zurückzogen, wo sie ihre Kinder, ihre Weiber, und ihren Mund- und Kriegsvorrath verborgen hielten.

Endlich aber erreichte bey ihnen Hunger und Durst den

höchſten Grad. Dieſe Lage nöthigte zu mehr verſöhnlichen Geſinnungen. Sie ließen jetzt ihre Sinnesänderung durch einige Negerſclaven anmelden, die die Maronen geraubt und genöthigt hatten, in ihre Dienſte zu treten. Dieſe ſagten aus, die Feinde wären entſchloſſen, auf jede Bedingniß zu unterhandeln, Todesſtrafe und Deportation ausgenommen. Sie wollten ihre Waffen und die geraubten Sclaven abgeben, und ſich unter den freyen Negern auf jedem Theil der Inſel wo es dem Gouvernement beliebig wäre, niederlaſſen.

Viele von den Colonisten, und, wie man behauptet, einer der Generale ſelbſt, waren geneigt, auf dieſe Bedingniſſe abzuſchließen; allein andere widerſetzten ſich dieſer Stimmung. Sie behaupteten, es wäre unmöglich, dieſe wilden und grauſamen Räuber je zur Moralität und zum Frieden zurückzuführen. Viele würden demunerachtet in die Gebirge ſich verkriechen, und ſie bedürften nichts als einer Fackel, um die Zuckerrohrfelder ganzer Kirchſpiele und das Glück ganzer Familien in einer Nacht zu vernichten. Man bliebe alſo immer der Gewaltthaten dieſer feindſeligen und unverſöhnlichen Barbaren ausgeſetzt. Es ſcheint vielmehr, daß ſie Zeit zu gewinnen ſuchten, um ihre Standquartiere an einem andern Orte aufzuſchlagen. Was dieſer Behauptung Gewicht gab, war die Entdeckung, daß die Maronen noch immer unter der Hand daran arbeiteten, eine Empörung unter den Negern zum Ausbruch zu bringen.

Zum Glück beyder Parteyen, die in ihren Meinungen getheilt blieben, kamen (am 15. Dezember) die Commiſſarien von Havanna in Begleitung von vierzig ſpaniſchen Jägern und einer Kuppel von hundert amerikaniſchen Hunden zurück, die in der Geſtalt weiter nichts Fürchterliches hatten, als daß ſie die Größe und faſt auch die Form der engliſchen Schäferhunde beſaßen.

Bald aber verbreitete der Ruf unter ihnen fürchterliche Gerüchte von dem Ausſehen und dem wilden Naturel dieſer ſonderbaren Hülfstruppen. Die Maronen, die dieſem Gerüchte vollen Glauben beymaßen, geriethen in einen unerwarteten und unbeſiegbaren Schrecken.

Eine beträchtliche Anzahl dieſer Räuber eröffnete jetzt im Ernſte Unterhandlungen, und endlich ſchloß man mit ihnen (21. Dezember) auf folgende Bedingniſſe ab: 1) Die Maronen werden auf den Knien die Verzeihung des Königs anflehen. 2) Sie werden in einem Theil der Inſel ihren Aufenthalt nehmen, den ihnen die Regierung anzuweiſen für gut findet. 3) Sie werden alle Negerſclaven ausliefern, die ſich mit ihnen vereiniget haben.

Unter dieſen Bedingniſſen ſagte man ihnen Sicherheit des Lebens und Befreyung zu, und gab ihnen zehn Tage, ihre Familien zu ſammeln und den Vertrag zur Vollziehung zu bringen.

Allein dieſe Unglücklichen benuzten die ihnen gegebene Friſt und anerbothene Verzeihung nicht. Nur ein und zwanzig unter dem ganzen Maronenvolke ſtellten ſich in der beſtimmten Zeit ein, und dreyzehn andere fanden ſich drey Tage ſpäter ein.

Der General gab alſo Befehl, gegen ſie aufzubrechen. Die Truppen griffen am 14. Jänner an; aber aus Menſchlichkeit hielt man die Hunde bey der Arrieregarde. Kaum war das Heer in die Waldungen eingerückt, ſo ergriff den Feind Schrecken. Es kamen Bitten über Bitten, und bald ergaben ſich 260 Rebellen unter keiner andern Bedingniß, als nur um Schonung des Lebens zu erhalten. Es war jetzt tröſtlich zu ſehen, daß ſeit der Ankunft der Hunde nicht ein einziger Tropfen Menſchenblut mehr vergoſſen ward. Indeſſen aber hielt ſich ein großer Theil der maroniſchen Jünglinge noch immer verborgen, und nur im Monath März konnte man es dahin bringen, daß die ganze maroniſche Bevölkerung ſich ergab. Aber weder dann noch vorher ward nicht ein einziger flüchtiger Neger an die Weißen ausgeliefert.

Durch die fruchtloſe Verſtreichung der Friſt hatten die Maronen ſich der Wohlthaten, die ihnen im erſten Vertrage zugeſtanden waren, verluſtig gemacht. Doch wollte der General aus Gründen der Klugheit für ſich nichts beſchließen. Er verwies die Entſcheidung ihres Schickſals an den Rath der Colonialverſammlung; dieſe ſetzte einen geheimen Ausſchuß nieder, und mit der Mehrheit von ein und zwanzig Stimmen gegen dreyzehn fiel die Entſcheidung dahin aus:

„Die Maronen, die ſich nicht in der beſtimmten Friſt ergeben haben, ſollen, jedoch als freye Leute, aus der Inſel deportirt werden; doch an einem Ort, wo es ihnen nicht leicht ſeyn wird, zurückzukommen.“

„Sie erhalten Kleider und Bedürfniſſe für ihre Reiſe, und werden auf Koſten der Coloniſten eine hinreichende Zeit an dem Orte ihrer neuen Anſiedelung verpflegt.

„Diejenigen von ihnen, die nach ihrer Übergabe ſich durch Reue, geleiſtete Dienſte, und gute Aufführung auszeichnen haben, werden der Gnade des Gouverneurs empfohlen, um mit den Weibern und Kindern in der Inſel zu verbleiben.“

Dieſes Urtheil, geſchöpft nach einem ſo gerechten Kriege, fand unter den Coloniſten Beyfall. Wären die Maronen auch ganz unterjocht, und nicht anderswohin verpflanzt worden, ſo würden ſie doch immer ihren verbiſſenen Haß genährt, und ſich befliſſen haben, die Negerſclaven insgeheim zur Empörung zu reitzen. Keine Nation wird auf ihrem Gebiethe eine Geſellſchaft Menſchen dulden, die ſich nicht den Geſetzen auf eine Art unterwerfen will, wie es die Sicherheit des Ganzen erheiſcht: ruhige Neigungen von den Maronen erwarten, würde die große Unbekanntſchaft mit ihren feindſeligen Neigungen verrathen.

Im Anfange des Juny 1796 wurden die Maronen, auf zwey Schiffen; nach Hallifax in Nordamerika transportirt. zwey Commiſſarien begleiteten ſie, um ihnen Gelände in Neu-Holland, Canada und ſonſt überall anzukaufen. Auch hatten die Commiſſarien den Auftrag, ſo lange für ihren Unterhalt beſorgt zu ſeyn, bis ſie ſich an das Clima gewöhnt hätten. Die Coloniſten von Jamaika hatten hierzu 25000 Pfund Sterling bewilligt. Im Monath July kamen die Coloniſten in Hallifax an, wo ſie ſehr gut aufgenommen, und alle Maßregeln für ihre freye Anſiedelung genommen waren.

In einem Briefe vom 10. November 1796 gab von ihnen ein Augenzeuge folgende Nachricht:

„Die Maronen ſind wohl angeſiedelt; ihre Lage beſſert ſich täglich. Sie ſind ſtille, ruhig und zufrieden. In dieſem Lande können ſie kein Übel thun; ſie haben auch nicht einmahl den Gedanken dazu. Man hat einen Miſſionär, und noch zwey Geiſtliche ernannt, um ſie in der Religion zu unterrichten, und um ihre Kinder leſen, ſchreiben und rechnen zu lehren.“

„Die Maronen ſind bey dem Gottesdienſte ſehr aufmerkſam, und geneigt ſich unterrichten zu laſſen. Eine fortſchreitende Civiliſation ward bald die Belohnung für die Anſtrengungen ſeyn, die man auf die Verbeſſerung ihres Zuſtandes verwendet hat.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 5. und Montag den 8. October 1810.

Wenn unter der Menge, welche Kleinigkeiten nachjagt, Einer ist, welcher große Dinge liebt, so wird ihn seine Einsamkeit kühn machen in seinen Planen, original in der Ausführung derselben, sonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens. Alle großen Männer wird er lieben, in der Meinung, sie würden seine Bemühungen gebilliget haben; er wird stolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er seine wahrhaften Altvordern. Aber während seiner Bewunderung für alle Gattungen von Größe, ungewiß über die Wahl edler Unternehmungen, wird er zu gleicher Zeit weinen vor der Statue des Cicero, auf dem Grabe Gustav Adolphs und beym Lesen des Tacitus, er wird mit Winkelmann die Künste lieben, die Leyer des Horatius rühren wollen, und niederfallen vor dem Genie Montesquieu's. Anfangs wird er unglücklich seyn, wenn aber Natur und Erfolg ihn gegen die Urtheile des Volkes gestählt haben, wird er ausrufen: „mögen sie doch reden, sie werden sterben, und Ich nicht!"

Johann von Müller.

(120 und 121.)

Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.

(Aus einer akademischen Rede, von Friedrich Jacobs.)

Das alte Griechenland ist zwar gleichsam den Gränzen entwichen, welche vormahls seine freyen und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herab gesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theil mit ihren ehemahligen Nahmen genannt, schleichen traurend durch ein verödetes Land; die Götter sind von ihnen gewichen, die vormahls an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauschenden Ohre eines freyen und empfänglichen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormahls, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten, das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der hellenischen Vorwelt in allen Gemüthern; noch sind die Überbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormahls das gläubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht füllt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reiz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiethe der neuern Kunst und Wissenschaft waltet, so weht auch aus seiner Sprache noch jene höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden, den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen, oder den Einfluß zu würdigen, den das Studium des hellenischen Alterthums auf die neue Welt haben kann und soll; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will er erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lange als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literarischer Cultur die ganze Nation umschlang; als sich fast alle literarische Thätigkeit auf die Ergötzung und Belehrung kleiner Volks-

massen beschränkte, und nur einzelne genialische Menschen, nicht aber ein ganzer Stand, an Sitten und Bildung verschieden, über jene Masse hervorragte; ein Stand, der sich, wie in andern Dingen, so auch in einer eigenthümlich gestalteten Sprache von der Menge trennte. Denn nicht so bald hat sich unter einer Nation ein Mittelpunct der Cultur erzeugt, nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammen gethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Bald wird diese edlere Tochter der Cultur und Begeisterung das Organ aller, die wirkliche Bildung besitzen, oder sich doch, wie die vornehme Welt, an dem Schein derselben erfreuen; die Landessprache wird gemein, und verliert das Recht, sich in dem Kreise der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da sie nun bald nur in Gemeinschaft mit derber Sinnlichkeit erscheinen, und im Gebrauche immer tiefer sinken, je höher die gebildete Sprache steigt, so scheinen sie bald nur als ein Werkzeug der Belustigung, oder höchstens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt sich eine allgemeine Sprache, die keiner Provinz, sondern der ganzen Nation angehört, der obersten Gewalt, und behauptet ein ausschließendes aristokratisches Recht auf dem Gebiethe der höhern Bildung. Unter mehreren Völkern ist so das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen; die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, sind verschwunden, nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten sich sogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenstände gelehrter Forschungen der Grammatiker und Geschichtschreiber.

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nähmliche war, so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frey gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstab römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten noch behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedicht ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. Wie aber die Epik den jonischen, so hatte sich die Lyrik den äolischen und dorischen, und die dramatische Poesie den attischen Dialect als ihr eigenthümliches Organ zugeeignet.

Bey dieser Erscheinung ist nun zweyerley zu erwägen: einmahl, wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer classischen Vortrefflichkeit ausgebildet; dann aber, welches das wichtigste ist, wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch außer ihren Gränzen und über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus erhalten habe.

Was nun das erstere betrifft, so ist es aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärbar. Die verschiedenen Stämme, aus denen sie bestand, getrennt durch Sprache, Gebräuche und politische Einrichtungen, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein politisches Band unter sich; aber nie flossen sie zu gemeinsamen Staaten zusammen. Selbst in den einzelnen Stämmen stand fast jede Stadt für sich, und nur in gemeinschaftlichen Festen und feyerlichen Spielen erkannten sie sich als Zweige des nähmlichen Stamms. Da war kein Herrscher und kein Beherrschter zu finden; jedes Einzelne entwickelte sich eigenthümlich und frey; jedes gestaltete sich, wie es wollte und konnte. So geschah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühl seiner Unabhängigkeit sich selbst schätzend, wie alles, was ihm eigen war, so auch seine Sprache eifersüchtig behauptete, und daß, wie Praxinoa beym Theokritos sagt, Doriern immer vergönnt war nach dorischer Weise zu reden.

Mehr als ein Mahl wechselte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebä, später als beyde, an der Spitze der griechischen Staaten stehn, nie hat der Einfluß der politischen Überlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und so wie diese ohne Erfolg blieb, so auch, was weit wunderbarer ist, die Überlegenheit der Cultur. Der Ruhm der jonischen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poesie und Prosa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freye Geist der attischen Sprache, obschon der jonischen auf das engste verschwistert, ungefesselt. Sie trat mit der ältern Schwester kühn in die Schranken, und gewann tausendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schwester verwelkten. Bereits schon stand der Ruhm von Athen in seiner Mittagshöhe, schon war die Sprache von Attica in mannigfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoräer ihre Weisheit in dorischer Mundesart, und Archytas, der edelste von allen, gab in seinen Werken der dorischen stammten Sprache die höchste Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechischen Staaten von einander allein hinreiche, das aufgegebene Problem zu erklären, oder daß der Nationalstolz allein dem Gebrauche der gebildetern Mundart den Eingang verbothen habe. Herodotos, obgleich von dorischer Abkunft, faßte doch seine Geschichte in jonischer Prose ab; und in früherer Zeit hatte der Kumäische Hesiodos seine Leyer nach der Tonart Homers gestimmt. Auf gleiche Weise schrieb auch der Dorier Hippokrates jonisch. Mehrere Beyspiele anzuführen würde unnütz seyn. Es ist aber hier vornähmlich des Beyspiels der Dorier wichtig, weil dieser Stamm von allen der strengste, und folglich am wenigsten geneigt war, das Fremde sich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieser Ausnahmen aufsuchen, müssen wir noch ein Mahl auf die erste Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältnisse der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung gelöst ist.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, müssen wir uns das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwey Dinge aber sind es, welche hier betrachtet werden müssen; erstlich, die innere Verfassung, deren erstes Element in allen Staaten Freyheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren seine Werkzeuge. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren sich gleich. Mochten immer einige Geschlechter den Vorzug des Reichthums oder einer

und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten sie einen besondern Stand; und selbst Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher gestellt; in allem übrigen war ihnen auch der letzte der Spartaner gleich. Meist auf die nähmliche Weise und durch die nähmlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinsames Gut war; durch das Beyspiel der Alten, welches alle vor sich hatten, und durch das Leben selbst, standen die meisten auf derselben Höhe, und keine Classe ragte über der andern empor. Und so wie die Hallen und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Haine, die Gesetze und Rechte allen gemein waren, dem ersten wie dem letzten, so war auch eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geist, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die sorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterschied den Tüchtigern von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nähmliche. Und so wie noch jetzt in den democratischen Cantonen Helvetiens eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und niemand ungestraft im Verkehr mit den Einwohnern seines Landes die angeerbte Sprache der Väter verläßt, so würde sich auch ein Bürger in den Freystaaten Griechenlands durch den Gebrauch eines fremden, wenn schon gebildetern Dialects, gleichsam als eines selbstgenommenen Privilegiums, aller Ansprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So geschah es denn, daß, da auch die Geistreichsten und Edelsten ihre Landessprache ehrten, und sie von keiner Art des Gebrauches ausschließen, ein jeder Stamm, sobald er sich zu geistiger Bildung erhob, seine angeerbte Sprache bis zur classischen Vortrefflichkeit veredeln konnte.

Das zweyte, welches hier erwogen werden muß, ist die Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Sobald sich in der neuern Welt ein Stand von Schriftstellern erhob, so war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ausgesprochen. Das geschriebene Wort wendet sich an die Welt, die Rede an die nächsten Umgebungen. Jedes bedarf also ein allgemein geltendes Organ; diese begnügt sich mit dem, was in ihrem Umkreise verstanden wird. Nun ist aber die Schriftstellerey ein spätes Erzeugniß der griechischen Cultur. Fast fünf Jahrhunderte verflossen, ehe man die Gesänge Homers in Schriftzeichen fesselte; und auch dann gingen sie lieber, ihrer ersten Bestimmung eingedenk, von dem Munde zum Ohr. In einem Bürgerstaat, so lange die Verfassung in ihrer Reinheit besteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu seyn; auch der Edelste mischt sich in die Masse seiner Mitbürger; das Individuum schmilzt mit dem Ganzen zusammen; und so wie jeder sein irdisches Gut gern als ein Darlehn des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinsames scheinen, so betrachtet er auch seine geistige Errungenschaft als ein Gemeingut, dessen Ertrag zuerst und vor allem seinen Mitbürgern nützen müsse. So war ursprünglich alle geistige Mittheilung mündlich. Wie hätte sie also anders geschehen können, als in der Mundart des Volkes, dessen Geist und Gemüth bewegt werden sollte? wie anders als in den Tönen, in denen es seine ersten Ideen empfangen hatte, und mit denen es seine innersten Gefühle auszusprechen gewohnt war? So war also die älteste Poesie, so war die älteste Beredsamkeit schon darum nicht sowohl national, als recht eigentlich populär. Nicht jeder Schriftsteller aber will in diesem Sinne populär seyn. Je mehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliert, was doch in Griechenland zum Heil der Cultur erst spät geschah, jemehr sich der bürgerliche Sinn der Ersten und Edelsten auflöst, und das Individuum sich von der Masse sondert, desto mehr sinkt auch jene Popularität, und die Anzahl derer vermehrt sich, welche sich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach seiner Weise zu reden. Die Schrift besiegt und tödtet die Rede. Die Leyer verstummt und lebt nur noch als Symbol in geschriebenen Liedern fort; der Gesang erstirbt in dem Tonzeichen; und das lehrende Wort strebt stolz und kalt über die nächsten Umgebungen nach einer fern stehenden und zerstreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächste, was uns zu erörtern obliegt, ist die schon oben berührte Erscheinung, die mit unsern bisherigen Bemerkungen in Widerspruch zu stehen scheint; daß nähmlich manche Arten der geistigen Mittheilung, wie zum Beyspiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerley Weise in derselben, also in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und, was damit eines ist, daß einige Schriftsteller in ihren Werken die Landessprache gegen eine fremde vertauschten.

Diese Anomalie, wie gemeiniglich geschieht, durch das Ansehn einiger Schriftsteller zu erklären, welche die andern an sich gezogen, und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, ist zwar leicht und faßlich, aber keineswegs genügend. Denn warum wäre das Beyspiel des Herodotos in der Geschichte nicht eben so wirksam geworden, als es das Beyspiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den dorischen Dialect dem angestammten äolischen vorgezogen, in welchem seine Lehrerinn, die treffliche Korinna, sang, und vor ihm die größten Lyriker gesungen hatten? Auch wäre in der übrigen Geschichte der griechischen Kunst eine solche Anmaßung der Autorität durchaus ohne Beyspiel. Wenn irgendwo der freye Geist sein Recht behauptete, so war es hier, wo betretene Pfade weder mühsam aufgesucht, noch ängstlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, sondern nacherfand; wo nur das, was das Wesen der Kunst und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck stehende Form ward; wo vornähmlich die redenden Künste, in ihrem weitesten Umfang, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weise vertrug. Schwerlich ist irgendwo der Grundsatz, daß das Reich der Kunst den Zufall ausschließe, so vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall bot, wie etwa der Chor des Drama, bald so mit dem Kunstwerk verschmolzen ward, daß es ihm, wie ein organischer Theil, erwachsen schien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Joniens geboren werden ließ, sollte der Epopöe auf ewige Zeiten die jonische Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, sollte den sinnigen Herodotos bewogen haben, dieselbe Sprache der dorischen, die ihm angeboren war, oder der attischen, die gerade damahls ihre schönsten Zweige trieb, vorzuziehn?

Wir müssen uns also nach einem andern und würdigern Grunde umsehen.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst

nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute sie sich des müheloſen Daseyns bey schönen Festen und in feyerlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchten sie hier vornähmlich auf die Geschichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abenteuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Helden-Sagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volkes heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannigfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterm poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Fantaſie ein beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigenthümliche Versmaß der Epopöe ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialect als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannigfaltigkeit der Formen darbiethet. Wie der Hexameter sich unter allen Versmaßen am freyſten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Jonismus der größten und gemüthlichsten Freyheit in seinen Auflösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen desselben ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem freyen episodischen Gang nach nichts so sehr als nach objectiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmahl durch die homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zusammen erwachsen war, von einander zu trennen, oder einen organischen Theil mit einem andern willkührlich angebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte sich in einer spätern Zeit, und in einer minder sinnlichen Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten; und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ursprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein attisches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, sondern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und Versmaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erscheinung der jonischen Mundart in den Musen des dorischen Herodotos. So wie die Rhapsodien Homers das Epos der Poesie sind, so ist das wunderbare und reitzende Werk Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des vielversuchten Odyßeus den ganzen Umfang der damahls bekannten oder geahndeten Welt und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jene in dem reichen und klaren Gemählde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abenteuer, weise und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweisen der Völker, und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darboth, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist ohne Sinnes für Analogie so beraubt, um Herodots Jonismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammentreffen der innern und äußern Musik, dieser ersten und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachläßigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeläugnet wird. Denn darinnen thut der Barbar sich kund, daß er, die Form vernachläßigend, nur an dem Stoffe hängt, beydes verneint, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlor, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte, und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende, kräftig erregte Welt seine innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, giengen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klagenden Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gemüth tiefer Gefühle aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinabdrängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefer gedrängtern und schwebendern Sprache, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Charakter größerer intensiver Kraft, der sich in den tiefern Lauten, den tiefern Tönen, und den härtern Wortformen des Doriemus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Styl eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und fantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine einseitige Vortrefflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortrefflichkeit ihren Mittelpunct. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik, und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjective Einseitigkeit des lyrischen Gedichtes durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objective Allgemeinheit erhielt. So wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attica alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freye Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunct aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der Kunst alle höhern Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband, wo die Grazien der Überredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst, den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf diesem classischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thukydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel, so entsagt auch die attische Geschichte dem freyen episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergötzung des Augenblicks, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölk, und die mannigfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt, so gleicht das attische Drama und die Geschichte einem mächtigen Strom, der in festen Ufern still hinabzieht, jeden Widerstand kräftig besiegt, nirgends abschweift von seinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und sich endlich nach einem langen und ernsten Lauf mit dem Weltmeer vermischt. So wie nun in den frühern Epochen, so trachtet auch in diesem Zeitraum der höchsten Vollendung die Kunst nach einer innigen Harmonie der Äußern Form mit dem innern Wesen. Die attische Mundart vereinigte in sich alle Vorzüge der andern Dialecte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre jonische Schwester vermeidet sie ihre lockern Verbindungen; und theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne seine Härte und Rauhigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich frisch, reich und volltönend, zart und schlank, gleich gestimmt zu Ernst und Scherz, schmiegt sie jeder Form sich an, und vermählt sich mit gleicher Liebe der Poesie und Beredsamkeit. Wie das attische Drama der höchste Gipfel der alten Dichtkunst ist, so ist der Atticismus die Blüthe der hellenischen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerm Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunst werden, und es so lange bleiben, als man die Vollendung der Kunst erkannte. Aber die Lyrik blieb auch mitten in Attika dorisch, so daß selbst in dem lyrischen Theil des attischen Drama der Dorismus vorherrschend ist. So blieb auch das Epos jonisch, und die Elegie, die den Charakter der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So ist es also geschehen, daß sich die verschiedenen Mundarten der griechischen Sprache, so weit es ihre Natur verstattete, zur classischen Vortrefflichkeit ausbildeten, und mehrere neben einander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, selbst bis über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus, blühen konnten. Keines von beyden war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neuste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehn. Formen, welche einmahl glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bey, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der sich in dem hier erklärten Phänomen, so wie in allen Theilen der hellenischen Kunst so wundervoll kund thut, ist eine der herrlichen Eigenschaften, durch die sich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret sich, wenn irgendwo, die höchste Blüthe des Geschmacks, der selbst wiederum die reinste Blüthe der Humanität ist. Diese zu pflücken, mit ihrem Samen unsern Geist zu befruchten, ist uns der Garten der hellenischen Musen geöffnet. Keine andere Nation biethet ein ähnliches Beyspiel der Vollendung in so mannigfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die Deutsche nicht, die wohl in andern Bedingungen zur Kunst am ersten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber sie ermangelt der natürlichen Entwicklung, die den Griechen zu Theil ward; und statt alle ihre Kraft auf die Pflege des edeln Naturgewächses zu wenden, erschöpft sie den größten Theil derselben um das Fremdartige abzuwehren, das sich ihr immer von neuem anbilden will. Nichts kann daher, bey übriger Ähnlichkeit, einen stärkern Contrast bilden, als der feste Gang der hellenischen, und der schwankende der deutschen Kunst; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, diese hingegen jeden Augenblick durch irgend eine zufällige Annäherung in ihrem Laufe gestört wird. Darum ist es bis jetzt unmöglich gewesen, daß sich in Deutschland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine sichere Weise entwickele; und es ist unsern, in einer engern Sphäre gebildeten Nachbarn nicht gerade zu verargen, wenn sie uns der Barbarey noch nicht ganz entwachsen glauben.

Wenn es aber je einen Zeitpunct gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmahls getäuschten Wunsch erfüllt zu sehn, daß der Wissenschaft und Kunst ein sicheres Reich in Deutschland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und ohne willkührliche Beschränkung befestigt werde, so ist es der gegenwärtige. Die kräftige

Bewegung, die das geistige Gebieth der Wissenschaften in dem ganzen Umfange seiner Gränzen erschüttert; die gegenseitige Anziehung ihrer verschiedenartigen, sonst so getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Besten nach einem Höhern; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunst — dieses und andres läßt eine schöne Blüthe der Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß die mannichfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elasticität, statt sie zu schwächen, vermehrt, und sie angefeuert hat, indem sie sich um das flammende Panier ihrer Sprache fester zusammen schließt.

Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft.

Von Joseph Rohrer.

(Fortsetzung.)

Sie erhalten also versprochener Maßen noch einen Brief aus Körös-Mezö, und, wie ich höre, wird eine reitende Briefträgerinn mein Schreiben weiter fördern. Ich kam eben von einer Alpenreise in meine Wohnung zurück. Ich war nähmlich an den Quellen der schwarzen Theiß (der Fekete Tisza). In ihrer Nähe besah ich manche reitzende Waldparthie, und fühlte mich so glücklich, umlispelt von Wässerchen, welche muthwillig über Steine auf und ab schlüpften, als sich schwerlich ein Städter im Gewiere lärmender Unterhaltungen befinden kann. Immerhin verstecke sich der vogelscheue Großstädter in seinen Mauern; ich beneide ihn um seine künstlichen Umklammerungen nicht, und singe mit Horaz

Tu nidum servas, ego laudo ruris amoeni
Rivos, et musco circumlita saxa, nemusque.

Doch wohin ziehst du mich, lieblich formende Fantasie, die in ländlichen Scenen kurzweilt, und fesselt! — Ich hatte es doch ernstlich mir vorgenommen, auch ein Mahl ein staatsbürgerliches Wort mit ihnen zu reden, und keineswegs in fließende Verse den Strom der Empfindungen auszugießen.

....

Wenn die Pariser nun in der, auch bereits in ihre Landessprache übersetzten Darstellung Ungarns, welche der von uns ausgewanderte, vormahlige k. k. Fähnrich Demian lieferte, lesen werden, daß die Theiß schon in einer Entfernung von nicht mehr als 1000 Schritten von ihrer Quelle mit 3400 Zentner Salz beladene Schiffe trägt, so muß ich sie mit allen jenen unter uns bedauern, die ein solches Naturwunder glauben. Ob ich gleich schon ehedem stark an der Wahrheit dieser Bemerkung zweifelte, so bin ich nun ganz von ihrem Ungrunde überzeugt. Von dem, was man in der Schiffersprache ein Schiff zu nennen pflegt, kann hier gar keine Rede seyn. Erst eine ganze Tagereise weiter von Körösch-Mezö, zu Szigeth sind, wie man mich versichert, Schiffe zu sehen, welche zu 600 Centner Steinsalz zu fassen pflegen. Nicht an der Quelle der Theiß, sondern erst dann, wenn dieser Fluß die meisten Gewässer Siebenbürgens, die nach Ungarn entfließen: aufnahm, beynahe gegen das Ende seiner Laufbahn, und vor seiner Ergießung in die Donau, trägt er Lasten zu 3, 4 ja bis 5000 Centner. In Szegedin werden erst so große, dergleichen Gewichte aufnehmende Schiffe gebaut, obgleich auch bereits in Szolnok der Schiffbau nicht unbeträchtlich ist. In Körös-Mezö sowohl, als in Tokay, neben welchem Orte die Theiß fließt, werden nur Flöße oder Plätten gemacht; und selbst diese könnten von Körös-Mezö nicht weiter fahren, wenn unsere Regierung nicht an der Theiß so genannte Clausen angelegt hätte.

Überhaupt werden Sie von nun an fast eine beständige Apologie unserer Regierung lesen. Alles in der Marmaroscher Gespannschaft ausgeführte bedeutendere Gute ist ganz ihr Werk. Ich möchte fast sagen, die Marmaroscher müßten Hungers sterben, (ein Fall, der auch wirklich nicht selten eintrat, ehe Joseph II. die nordöstlichen Comitate Ungerns besuchte!) hätte ihnen nicht die Regierung sich etwas verdienen gelehrt; hätte sie nicht während der Arbeiten die nöthige Unterhaltung, so wie alle möglichen Vorauslagen auf sich genommen.

Hätte man in der Marmarosch zu angeblichen Gunsten der Bewohner dieses Comitats das viel gewöhnte Laissez nous faire adoptirt, dann wäre der Wallache und Rußniake vielleicht noch jetzt nicht viel besser daran, als sein Vieh; er wäre ohne Beystand in Zeiten des Mißwachses; er müßte auswandern, und es wäre gegenwärtig hier wahrscheinlich nichts als eine verödete Wüste. Doch deutscher Regierungsgeist half, und Deutsche waren es, welche seit Carl VI. der Regierung beystanden. Nun ist, ich möchte fast sagen, jeder Ort der königlichen Kammer in der Marmaroscher Gespannschaft ein Platz, wo der cultivirte Mensch gewiß mit Vergnügen ausruhen wird. Die folgenden Bemerkungen liefern einen langen thätlichen Beweis des Gesagten.

.....

Wären in der Marmarosch keine Clausen angelegt worden, so würde das viele Holz dieser Gebirge ein beynahe werthloser Gegenstand seyn. Da zumahl die österreichischen Deutschen in Ober-Steyermark und Oberösterreich diese künstlichen Wassersammlungen und Schwellungen, in deren Anlegung vorzüglich die Tyroler sich auszeichnen, schon kennen; so bedarf es wohl keiner weitläuftigen Zergliederung dieser unschätzbaren Verrichtung, um das in der Nähe vorhandene viele Bau- und Brennholz in die entferntesten holzarmen Gegenden Niederungarns zu bringen.

Alles, was ich in der Runde um mich sehe, besteht aus Holzschlägern, Holzflößern, mit einem Worte, aus Menschen, denen das Holz den Stoff zur Industrie aller Art darbiethet. Wohl uns, daß man einsehen lernte, daß auch der Holzschlag eine Kunst sey, die nicht jeder treiben könne, obgleich ehedem, bevor österreichische Leitung eingriff, die große Masse der Walachen, Rußniaken und Madjaren wahrscheinlich kaum geahndet haben mag, daß zum Holzschlagen etwas mehr, als gesunde Hände gehören.

Sicher hatte man früher schon, als Deutsche nach der Marmarosch kamen, unzähliges Holz gehauen; aber was ein so genannter dunkler, was ein Sprungschlag, was Schlagwirthschaft überhaupt sey, das wußte man gewiß nicht. Nur cultivirte Menschen konnten den Marmaroschern Holzcultur lehren. Erst seitdem unter Marien-Theresien und Joseph II. Oberösterreicher dem Aufrufe ihres Landesfürsten und den erhaltenen ehren- und gewinnvollen Versprechungen gemäß, sich in der Marmarosch seßhaft zu machen herbey ließen, weiß man, wie nach erlangter Haubarkeit die Waldtheile abzutreiben sind. Die Tei-

lung der Arbeiten, — dieses so lange verkannte Arcanum menschlicher Kunst, welches unendlich mehr, als ehedem, und auf eine weit bessere, schnellere und weniger kostspielige Art möglich macht, und welches der Engländer, Adam Smith, am ersten in seinen Schriften zum Behufe der politischen Ökonomie heraus gehoben zu haben, das Verdienst hat, — ist nun auch schon in der Marmarosch durch Deutsche, wenigstens in Beziehung auf das Holzwesen eingeführt. Die Arbeiten, rücksichtlich desselben, wie mich mein guter Landsmann versichert, sind nur in acht verschiedene untergetheilt. Jeder so genannte Holzarbeiter unterzieht sich einer der ihm angewiesenen Unterabtheilungen; und so, heißt es, geht die Arbeit viel geschwinder vom Fleck. Ich will Ihnen wenigstens die Benennung dieser verschiedenen Arbeiten, seitdem der Holzschlag kunstmäßig in der Marmarosch getrieben wird, anführen, ohne mich darum zu kümmern, ob der ehrwürdige Joachim Heinrich Campe diese Nahmen in seinem so reichhaltigen Wörterbuche der deutschen Sprache gedacht hat. Sie heißen Abfällung, Abwipflung, Umwendung, Abästung, Abschrotung, Abeiejung, Aufmagulieung, Schichtung.

Gerade heute erwartet man aus Szigeth den Assessor der königlichen Cameral-Administration, Herrn von Meciner, um zu bestimmen, auf welcher Seite der so mannichfaltigen Gebirgs-Verkettungen die Jahreshiebe sollen vorgenommen werden. Es werden in dieser Hinsicht von der kön. Kammer mit den Unterthanen Contracte geschlossen. Da die Rußniaken von den Deutschen bereits den Holzschlag nach allen seinen Theilen ablernten, so erschienen auch sie bey dem abzuschließenden Vertrage. Derjenige aus diesen beyden, die Umgegend bewohnenden Nationen, welcher um den kleinsten Preis das Holzschlag-Geschäft nach der vorgeschriebenen Ordnung zur Vollendung zu bringen sich herbeyläßt, und auf eine gesetzlich annehmbare Art verbürgt, wird sogleich an Ort und Stelle auf ein Jahr hierzu angenommen. Des Cammeral-Assessors und des ihm unterstehenden Waldamts-Personale Sache muß es seyn, mit Benutzung der Magnetnadel (einer nicht wenig neuen Erscheinung in der Marmarosch!) zu bestimmen, wo und wie die Jahreshiebe vorgenommen werden sollen, ohne dadurch den Abendwinden Blößen zu geben. Vorzüglich wird dieser Umstand von Bedeutung bey Abtreibung der hier so häufigen Fichtenwälder.

Eine sehr erfreuliche Überraschung war es für mich, mitten in Körösch-Mezö, fern von der Straße, ein großes Vorrathshaus zu sehen, in welchem der Fichtensamen dieser Gegend, welcher seiner Güte wegen berühmt ist, aufbewahrt wird. Es geschehen bereits nicht seltene Bestellungen hierauf von solchen Herrschaften, welche die künstliche Cultur der Fichtenwälder durch die Drillsaat versuchen wollen.

Für die natürliche Holzzucht erinnere ich mich seit langem nicht so schöne Einleitungen ausgeführt gesehen zu haben, als in der Marmarosch. Wenn man die gräßliche Desolation der Bergwälder auf galizischer Seite gesehen hat, und wenn man nun in der Marmarosch auf einmahl die herrlichste Waldordnung ausgeführt erblickt, wenn man sich überzeugt, mit welcher Genauigkeit hier die Waldungen in Reviere und Jahreshiebe eingetheilt, und wie trefflich hier die Sections-Linien zur Vermeidung der Windstürme, welche zumahl der Fichte, wegen ihrer auf der Oberfläche des Bodens fortlaufenden Wurzeln, so schädlich werden, abgesteckt sind, dann kann man nicht umhin, das lauteste Lob der kön. Cammeral-Administration in Szigeth zu zollen.

Das Floßwesen ist in der ganzen Marmarosch musterhaft, und ein im strengsten Sinne staatsmerkwürdiger Gegenstand, weil es erst einem ihrer vorzüglichern Producte, dem Holze, das sonst Mangel an Anwerth hatte, einen hohen Preis zusichert.

Da die Marmarosch keineswegs aus sich selbst den hinlänglichen Fruchtvorrath zur Beköstigung ihrer Einwohner zu erzeugen vermag, so ist das nicht fern von dem schon genannten Vorrathshause errichtete, Fruchtmagazin in Körös-Mezö eine wahre Wohlthat für die Leute dieser Gegend, welche bey langem Winter gewöhnlich in großer Noth darben, bis endlich die königliche Kammer, als der einzige bedeutende Capitalist dieser weitläuftigen Umgegend, sich entschloß, auf eigene Kosten für hinlänglichen Vorrath in guten Jahreszeiten zu sorgen, welcher aus dem benachbarten Galizien auf Saumrossen herbey geschafft wird. — Besorgen Sie nicht, daß die Regierung hier zum Wucherer an ihren eigenen Unterthanen wird, oder sich zum Alleinhändler aufschwingen will; denn sie benimmt niemanden das Recht, für sich selbst sorgen, und nach Belieben seine Speculationen erweitern zu wollen. Was demnach auch mit Recht wider Staatsmagazine in der Regel vorgebracht werden mag, paßt nicht hierher. Die besondern climatischen Verhältnisse fordern eine scheinbare Ausnahme in diesen obern Bezirken (Processen) des Marmaroscher Comitats.

Da alle Monathe, wie ich höre, von der königlichen Kammer aus Szigeth lediglich nach Körösch-Mezö, ohne andere Ortschaften für jetzt zu berühren, dreytausend Gulden abgeschickt werden, um das beym Defluitations-Geschäfte angewendete Personale zu zahlen, so können Sie sich von selbst vorstellen, welch ein Leben, welch ein Waarenumlauf durch diese, für eine einst so geldarme Gegend so bedeutende, Summe um Körös-Mezö erzeugt wird! Aber um Betriebsamkeit in diesen Gegenden, ja in der ganzen Marmarosch, unter das Volk zu bringen, gehörte wahrlich auch nur ein solches Betriebs-Capital hierzu, als ein so liberaler Hof, wie der österreichische ist, verwenden kann und will!

Es ist in der Marmarosch, von Körösch-Mezö angefangen, gebräuchlich, daß man den Arbeitern um einen sich gleich bleibenden Preis die Lebensmittel liefert. Es mag sich, wie immer, der Zahlwerth der Papiermünze von der Conventionsmünze losgerissen haben, so bekommt man dennoch für fünf Courant-Gulden noch jetzt so viel, als man ehedem für die gleiche Summe in Conventionsgelde bekam. Dieß finde ich sehr gut, es ist eben so viel, als hätte man ihnen eine gleiche Menge Frucht von jeher statt des Geldlohnes gegeben. Dadurch wird der Zustand der Arbeiter gleich erhalten, und das Schwanken, das durch die Verrückungen des Werthes des neuen Geldes gegen den Werth der übrigen Waaren eintritt, und den Arbeitslohn zu erhöhen pflegt, oder, wenn dieser nicht erhöht wird, die Lage der Arbeitsleute zu verschlimmern pflegt, hat bey der oben erwähnten Einrichtung, weniger empfindlichen Einfluß auf die arbeitende Classe.

Man rechnet im Durchschnitte, daß in jedem Jahre drittehalb tausend Flöße von Körösch-Mezö auf der durch das Clausenwerk geschwellten Theiß abgehen. Jeder rußniakische Familien-Hausvater ist ein Flößer, der zugleich sich der Verfertigung dieser Plätten, so oft ihn die Reihe trifft unterziehen muß,

und, wie sich von selbst versteht, auch die so benannten Holzflößwieden aus fichtenen oder tannenen Stangen, wodurch die Baumstämme zusammenhängen, sich selbst zubereiten kann. Doch ist diese scheinbare Frohnarbeit, die nun einmahl jeden hausansässigen Mann trifft, nicht ganz ungelohnt. Denn es werden für einen jeden nach Szigeth geschifften Floß, wenn ich nicht sehr irre, 8 oder wenigstens 5 Gulden ausbezahlt. Die Wasserfahrzeuge dienen, um in der Folge Salz aufzuladen, dann wieder zerlegt und als Bauholz angewendet zu werden. Es sind hier die Langholzflößen üblich. Will man kurzes Brennholz weiter fördern, so wird es auf diese geladen. Bald werde ich auf einem derselben der rauschenden Theiß mich anvertrauen, und über den Fluthen an neuen Ideen brüten, die ich Ihnen gelegentlich mittheilen will!

Miscellen.

Sala-heddin, Sultan von Ägypten und Syrien, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jerusalems, war der größte Fürst des Orients im zwölften Jahrhundert, und ist noch jetzt der Gegenstand unserer Bewunderung. Tapfer, glücklich, unwiderstehlich an der Spitze seiner Heere, dennoch bescheiden, mäßig, gerecht, human. Hundert schöne Züge sind von dem Edelmuth sei es Herzens aufbewahrt. Und bis zum letzten Athemzug blieb sich der große Mann gleich; keiner wie dieser philosophische Fürst, hat von der menschlichen Größe und dem Werthe der Dinge so gesunde Begriffe gehabt unter allen Beherrschern der Moslemim.

Als er, des Todes gewärtig, auf seinem Sterbebette da lag, befahl er, vor den Pforten seines Pallastes die Fahnen hinweg zu nehmen. Statt dessen geboth er, ein Mann solle dahin treten mit dem einfachen Leichentuche, in welches er bald gewickelt werden würde; und es dem Volke zeigen und von Zeit zu Zeit rufen: Seht! seht! mehr nimmt Sala-heddin, der Überwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit!

.....

Julius Cäsar, so erzählt uns Dio Cassius, da er nach Besiegung aller Nebenbuhler vor Roms Senat erschien, sprach unter anderm also:

„Wer hat zum Wohlthun mehr und größere Pflichten, als der am meisten vermag? Wem wird ein Fehler weniger verziehen, als dem Gewaltigern? Wem soll weiser Gebrauch der Glücksgaben heiliger seyn, als dem die meisten zufielen? Wem ist Klugheit unentbehrlicher in Anwendung vorhandener Vortheile, als dem, der ihrer am meisten hat, am meisten bey ihrem Verlust einbüßt?

„Es ist kein Glück von Dauer, als das sich auf gesunde Denkungsart stützt; keine Macht von bleibender Größe, als die in den Gränzen der Mäßigung verharrt! — Glück und Macht, so gebraucht, gewinnen uns im Leben ungehauchelte Liebe, im Tode ungehäuchelte Lob, und dieß ist von allem das Wichtigste, was dem entgeht, der sich ohne innern Werth erhebt. Wer aber brutal seine Macht allein geltend machen will, der muß Verzicht thun auf herzliche Zueignung und auf seines Werkes Sicherheit. Öffentlich werden ihm Schmeicheleyen von der Falschheit gebracht, Verachtung und Abscheu insgeheim. Selbstherrischer Willkühr verstraut keiner; den launischen Gebiether fürchten alle, die ihm zunächst stehen, am meisten."

„Dieß alles soll nicht leeres Wortgepränge seyn. Ich fühle es, ich weiß es, noch rühmlicher ist's, so zu denken, als zu reden."

.....

Duelle, was auch die Menschlichkeit, die Religion, die bürgerlichen Gesetze selbst dawider sagen mögen, sind und bleiben heutiges Tags noch immer Ehrensache.

Bey den Römern ließ man zu des Pöbels erlaubter Gemüthsergötzung Sclaven den Zweykampf machen, und viele hundert, vielleicht tausend Schlachtopfer fielen alljährlich in den vornehmsten Städten des Reichs bey diesen blutigen Schauspielen. Cicero tadelte sie schon, doch wie es einem Demagogen mitunter geziemt, fein glimpflich. Seneca erklärte sich als Mann von Gefühl und Verstand mit empörtem Unwillen gegen diese Metzeleyen. Constantin der Große erließ ein förmliches Edict gegen die barbarische Sitte. Umsonst, die Gladiatoren und Duelle waren nicht zu verbannen.

Was der Tadel keines römischen Consuls, die Vernunftgründe keines Weisen, die Gesetze keines Kaisers konnten, bewirkte ein armer einfacher Mönch. Ich spreche vom heiligen Telemachus.

Der Triumph des Honorius, des Kaisers der Römer, und seines Feldherrn Stilicho, sollte im Jahre 404 unserer Zeitrechnung in der alten Hauptstadt der Welt gefeyert werden. Stilicho's Sieg über Alarich und die gothische Nation in den Feldern von Pollentia verdiente die Ehre.

Von der milvischen Brücke, bis an den palatinischen Hügel war Alles Bürgerschaft in glänzendem Gewimmel verbreitet, die Pracht des festlichen Zuges anzustaunen. Dann eilte die trunkene Menge zu den öffentlichen Spielen — zum Wagenrennen, Jagen wilder Thiere u. s. w. Und die größeste Volksmenge trug das römische Amphitheater, als die Fechter hervortraten, um zur Belustigung des Volks ihr Blut zu verspritzen.

Schon waren diese im gräßlichen Handgemenge; da stürzte mit edelmüthiger Kühnheit Telemach unter die Kämpfenden und trennte sie. Erbittert um die Störung seiner Freuden hob der Pöbel Steine auf und zerstörte Mauern, um den heldensinnigen Mönch zu zerschmettern. Er fiel in seinem Blute, als Märterer für die heilige Sache der Menschheit. Doch bald erlosch des Volkes Grimm. Man beklagte den heiligen Mann, und verehrte lange das Andenken des Telemach. Rom ward von dieser Zeit an das Amphitheater Roms nie wieder durch freywillig vergossenes Menschenblut befleckt. (Theodoret. 5. Buch. 6. B.)

.....

Als die englische Küste mit einer Landung bedroht, und stark mit Truppen besetzt wurde, befand sich unter diesen ein Regiment Bergschotten, nebst noch einigen andern Infanterie-Regimentern, im Standquartiere in der Nähe von Edinburg. Bekanntlich ist der englische Soldat sehr gut bezahlt. Er hatte einen Schilling des Tags. Der Engländer wußte kaum damit auszureichen; allein der Bergschotte, arm und genügsam wie er ist, mußte sogar gezwungen werden, Fleisch zu essen; denn er wollte sich mit Haberbrod und Grütze begnügen. Dennoch ersparte jeder binnen eines halben Jahrs ein Beträchtliches, zumahl, da sie eins Kopf für Kopf drey Pfund Sterling als Gratification erhielten. Die Compagnien und Regimenter waren alle aus einer Gegend. Sie beschlossen daher, die ersparten Summen ihren Ältern und Anverwandten zu schicken, der Eine mehr, der andere weniger. Sie griffen zu einem Mittel, das die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Redlichkeit zugleich beurkundet. Sie nahmen weder Tratten vom Banquier, noch Papiergeld zu Hülfe, sondern jeder band sein Erspartes in ein Säckchen, und fügte die Adresse bey. Alle diese Säckchen wurden in einen großen Sack gethan, und dieser mit mit Genehmigung des Regiments-Chefs, ein Beurlaubter der Compagnie in ihr Heimwesen. Die Ehre erfordert, daß dieser Abgeordnete weder eine Controlle erhält, noch einen Empfangschein zurück zu bringen nöthig hat.

.....

Wie mit vielen alten Moden, die wieder aufkommen, ist es auch mit den französischen Rebus. Vor ungefähr vierhundert Jahren ließ ein Dauphin, der Sohn Carls VI. einem Frauenzimmer, das er liebte, zu Ehren eine Standarte verfertigen, worauf ein K, ein Schwan (Cigne) und ein L zu sehen war; dieses sollte bedeuten: Mademoiselle Cassinel.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 10. und Freytag den 12. October 1810.

Aus Liebe zur Freyheit wünschte ich in allen Ländern die oberste Gewalt zu befestigen, der Volksregierung in Unterwalden, den Senat zu Venedig, in Frankreich das königliche Ansehen, in England die Constitution. Die Feinde der Verfassung möchte ich erinnern, daß gerade die Athenienser, welche sich unter allen Griechen durch die Eifersucht der Freyheit auszeichneten, lange vor den Spartanern in Knechtschaft verfielen, und in Rom das Volk nie gewaltiger war, als da dem Cäsar ein Unternehmen gelang, das dem Appius, dem Cassius, dem Manlius, das Leben gekostet hatte. Nicht Miltiades, noch der ältere Brutus, noch der Ritter von Erlach, aber die, welche die Freyheit nicht besitzen, und die, welche im Begriff sind, sie zu verlieren, reden am wärmsten von der Freyheit. Die, welche allen Ländern die Verfassung von Appenzell geben möchten, stellen sich vor, daß die gleiche Kleidung in Rom und Novazembla schicklich seyn möchte. Die, welche mir die Gallier Cäsars entgegen setzen, will ich durch die Siege Cäsars wiederlegen.

Johann von Müller.

(122 und 123.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1541.

Am 1. Jänner war der Kaiser zu Arlon, am 2. zu Luxemburg, am 8. beurlaubte er sich bey der Königinn, und nahm sein Nachtlager zu Thionville-Dietenhofen, am 10. kam selber nach Metz, am 13. nach St. Anort, am 14. nach Salleburg, am 15. nach Steinbrugg, am 16. nach Kaiserslautern, am 17. nach Neustadt, und blieb vom 18. Jänner bis 5. Febr. zu Speyer, wohin der Herr von Granvella von dem Convent zu Worms zurück kam. Am 5. Febr. kam der Kaiser nach Heidelberg, am 23. nach Regensburg wo am 26. Febr. der Herzog und die Herzoginn von Bayern von ihm einen Besuch erhielten. Im März traf auch der päpstliche Legat Contarini daselbst ein. Am 10. März kam der Pfalzgraf Friederich mit seiner Gemahlinn zum Kaiser.

Am 2. Aprill um 6 Uhr morgens langte der Cardinal Churfürst von Mainz zu Regensburg an, welchem der Kaiser den Herrn von Praet, und den Bischof von Arras (dem jüngern Granvella) entgegen schickte, der Churfürst erschien am Tage seiner Ankunft bey dem Kaiser.

Am 5. Aprill begab sich der Kaiser mit den Ständen und seinem Hofstaate in die Domkirche, und von dort auf das Rathhaus, wo er die sächsischen Gesandten, den Landgrafen von Hessen, und andere fand. Nachdem der Kaiser auf seinem Throne, und jeder andere auf seiner Stelle Platz genommen hatte, fing der Pfalzgraf Friederich im Nahmen des Kaisers den Vortrag an, welchen der kaiserl. Rath Naves sodann bis an das Ende ablas, und die Reichsversammlung sich in Abschrift erbath.

Auch erhielten von katholischer Seite Dr. Eck, Gropperus und Julius Pflug, von protestantischer Seite aber Melanchton, Pistorius und Bucer unter dem Vorsitze des Pfalzgrafen Friederichs und Granvellas den Auftrag eine Ausgleichung zu verabreden.

Am 12. Aprill kam der Churfürst von Brandenburg an, welchem der Herr von Praet mit den Hof-Cavalieren entgegen kam, und ihm als Reichsherrl. obersten Erbkämmerer der Schlüssel zum kaiserl. Cabinete übergeben ward.

Am 4. Aprill begab sich der Kaiser auf Straubingen auf die Jagd, und nahm auf den ersten May das Nachtlager bey den Carthäusern, wo der Jahrstag für die Kaiserinn gehalten wurde. Am 2. kam selber nach Regensburg zurück.

Am 8. May soupirte der Kaiser bey dem Pfalzgrafen mit der Pfalzgräfinn seiner Nichte, der Herzoginn von Bayern, den Herzogen von Bayern und Braunschweig, und dem Landgrafen von Hessen. Nach der Tafel erschienen der Prinz von Salerno, Don Francesco d'Ast, Don Loys d'Avila, die Herren von Condé und de la Chaux in Maske.

Am 17. May kamen der Churfürst und die Markgrafen von Brandenburg, die Pfalzgrafen Otto, Heinrich und Philipp, der Landgraf und mehrere Fürsten zu dem Kaiser, um Gerechtigkeit wider den Herzog von Braunschweig anzusuchen, welcher seinen Bruder schon bey 18 Jahren gefangen hielt. Se. Majestät erwiederten, daß dieses und andere Geschäfte würden vorgenommen werden, sobald das Hauptgeschäft erledigt seyn würde.

Am 26. May als am Himmelfahrt Christi Tag war der Kaiser in der Benedictiner-Kirche, wo der Leib des heiligen Dionysius aufbewahret wird. Hierbey ergab sich zwischen dem Markgraf Georg von Brandenburg, und dem Pfalzgrafen Otto

Heinrich, und Philipp, auch dem Herzog von Braunschweig ein in die Augen fallender Rangstreit, welcher am 1. Juny beygelegt ward.

Am 28. May haben die Theologen geendet, worüber sie sich einverstehen konnten, und hatten sodann am 31. May alle bey dem Kaiser um 10 Uhr Vormittags eine zweystündige Audienz. Nachdem sie abgetreten, hielt der Kaiser mit dem Pfalzgraf Friederich, den Herrn de Praet und Granvella, dann dem Naves eine Rathssitzung von mehreren Stunden, sogleich nach dem Speisen vernahm er den Herzog Georg von Bayern, dann gab er den Churfürsten von Brandenburg, auch den Markgrafen Georg und Albert, dem Fürsten von Anhalt, und mehreren, dem Herzoge von Lüneburg mit einander Audienz, hernach erschienen die Pfalzgrafen, sodann vernahm er den Churfürsten von Mainz ganz allein, und endlich besprach er sich mit dem päpstlichen Legaten.

Am 5. Juny (Pfingstfest) war der Kaiser bey dem Hochamte zugegen, welches der Churfürst von Mainz hielt, hier wollte der Legat des Papstes zuerst zu Opfer gehen, welches die Churfürsten nicht zugeben wollten. Der Kaiser entschied, daß dieser Opfergang ganz zu unterbleiben habe und ging allein. Am 8. Juny machte der Pfalzgraf Friederich in Nahmen des Kaisers den in seinem Speisesaale versammelten Ständen wegen eines Schlußes über die Unterredung der Theologen einen mündlichen Vortrag, welchen sie schriftlich verlangten, und am 9. ihre Antwort hierüber ertheilten. Hierauf ertheilte der Kaiser in Gegenwort der Stände den österreichischen und ungarischen Gesandten Audienz, welche um Hülfe wider den Türken ansuchten.

Am 10. Juny versammelten sich die Stände Vormittags auf dem Rathhause. Nach der Tafel erschienen der Churfürst von Mainz, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Trient, der Herzog von Bayern und Braunschweig in Nahmen der Stände bey dem Kaiser.

Am 11. Juny kamen dem Kaiser nach Regensburg Nachrichten über die Expedition des See-Capitains von Neapel, Don Garcias de Toledo in der Barbarey, wo selber 6 Orte erobert hatte.

Am 13. nahm der Landgraf (Philipp von Hessen) bey dem Kaiser Abschied, der mit ihm wohl zufrieden war.

Am 21. um 4 Uhr in der Frühe kam der römische König (Erzherzog Ferdinand, König von Hungarn und Böhmen) welcher am 25. den Kaiser, und die in einem Saale versammelten Stände um Beystand wider den Türken bath. Am 28. kamen die katholischen Stände zu Sr. Majestät, und bewilligten monathlich 80,000 Gulden wider den Türken auf drey Monathe, den nähmlichen Tag erklärten sich die Protestanten zu einem noch einmahl so viel betragenden Kriegsbeytrag, versprachen auch gegen Erhaltung ihrer Gewissens-freyheit, mit Leib und Leben beystehen zu wollen.

Auf den 3. July war Versammlung wegen der eiligen Türkenhülfe, auch brachte der Kaiser Nachmittag den Ständen seine Klagen wider den Herzog von Cleve vor, der ihm Geldern vorenthielt.

Am 5. erfolgte die sehr feyerliche Belehnung mit Pommern.

In der Versammlung der Stände vom 12. July ließ der Kaiser durch den Pfalzgrafen eröffnen, daß er von den Bewegungen der Türken gegen Italien Nachricht habe. Er wäre demnach genöthiget, sich persönlich dahin zu verfügen, und würde längstens bis auf den 24. aufbrechen, wornach sich die Reichsstände richten könnten, wenn selbige in einigen Geschäften noch einen Schluß zu fassen gedächten. Auch bath der Herzog von Savoyen um Gehör und Beystand.

In der Versammlung vom 21. July bathen die Stände den Clevischen Gesandten, welche sich um die Belehnung ihres Fürsten mit Geldern meldeten, auf welches der Kaiser selbst Ansprüche hatte, ein gnädiges Gehör zu verleihen. Der Kaiser erwiederte, daß sich die Stände in einem Zeitraum von fünf Monathen seines Aufenthaltes nicht über vier oder fünf Puncte entschließen konnten, welche das gemeine Beste betrafen, in der Angelegenheit seines Widersachers aber sich in drey Tagen vereiniget hätten, in welchen der Kaiser sich nun auch nicht zu entschließen gesinnt sey.

Am 22. July hatte der französische Gesandte bey der Reichsversammlung in der Savoyischen Angelegenheit Audienz, welche seinen Vortrag schriftlich verlangte, um sodann ihre Erklärung von sich zu geben, und am Ende den Schluß faßte, eine Intercession für den Herzog von Savoyen an den König in Frankreich zu erlassen.

Der Kaiser hatte am 28. bereits seinen ganzen Hofstaat mit Ausnahme der Kammerherren und Räthe abgefertiget, als die Stände bey ihm erschienen; als sich aber fand, daß die Geschäfte nicht zu Ende gebracht werden konnten, so entschloß er sich, bis auf folgenden Tag zu verbleiben, wo sodann der Reichsabschied zu allgemeiner Zufriedenheit zu Stande kam. Ungeachtet des guten Einvernehmens wurde doch auf einen gar unvermutheten Fall eine katholische Ligue geschlossen.

Nachdem alles in Ordnung war, nahm der Kaiser am 29. July bey Churfürsten, Fürsten und Ständen Abschied, worauf diese auch alle einzeln kamen, sich zu beurlauben. Der römische König begleitete ihn sodann mit mehrern Fürsten auf eine Meile weit, und der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Weissenberg bey dem Herzog von Bayern mit den Herzogen Otto Heinrich, Christoph von Würtemberg, und dem Markgrafen von Baden. Am 30. kam der Kaiser nach Freysing und am 31. nach München. Am 1. August war der Kaiser zu München auf einer Jagd, und Abends in einem Lustgarten bey einem Souper, begab sich aber zeitlich nach Hause, und schickte den Damen kostbare Geschenke, so wie er auch in Regensburg die Pfalzgräfinn, auch die Markgräfinn von Brandenburg, und ihre Tochter beschenkt hatte.

Am 2. August speiste der Kaiser zu Wolfahrtshausen, und verblieb zu Benedictbayern über Nacht. Am 3. kam selber nach Mittewald, am 4. auf Mittag nach Seefeld, und auf die Nacht nach Innsbruck. Die zwey Prinzen des römischen Königs kamen ihm auf eine Stunde weit entgegen, und in der Burg an der Treppe erwarteten ihn sechs junge Erzherzoginnen sammt dem dritten Prinzen, den man noch auf dem Arme trug, welche den Kaiser in sein Zimmer begleiteten, der die älteste, als Braut des pohlnischen Prinzen am Arme führte.

Von Innsbruck kamen Se. Majestät am 7. auf Sterzing, am 8. auf Brixen, am 9. auf Botzen, am 10. auf Trient, wo dem Kaiser der Duka de Camerino, und hernach der Bischof von Trient entgegen kam. Den 14. speiste der Kaiser zu Borgetto an der Gränze von Tyrol, wohin ihn der Herzog von

Ferrara auf der Post entgegen eilte. An der Gränze erwarteten Se. Majestät 100 leichte Pferde, und 200 Schützen zu Pferde unter den Befehlen des Marchese del Quasto, auch kamen fünf Gesandte von Venedig entgegen, der Kaiser übernachtete zu Dolseo, in welcher Gegend der Senat eine Brücke, in Form einer Triumphpforte errichten ließ; am 15. war der Kaiser zu Pescheira, am 16. zu Modesta, wo ihm der kleine Prinz mit dem Cardinale von Mantua entgegen kam. Am 18. traf der Kaiser zu Cremona, am 19. zu Pizzighetone, am 20. zu Lodi, am 21. zu Marignano, und am 22. zu Mailand ein.

Hier kam Sr. Majestät der Sohn des Schloßhauptmanns mit 200 leichten Pferden entgegen, dann folgte der Marchese del Vasto mit 200 in blauen Damast gekleideten Edelleuten zu Fuß, und zwey hundert ganz geharnischten Edelleuten zu Pferd, auch 200 leichten Pferden; diesen folgten alle adelichen Vasallen des Herzogthums in carmesinfarbenen Seidenstoff und Drap d'or zu Fuß, und die Rathsherren in violettblauen Atlas zu Pferde, endlich die Universität und Geistlichkeit. Der Zug ging durch mehrere Triumphbögen in die Kirche, und sodann in den Pallast. Am 25. kam der Herzog von Urbino und der Duca de Melphi zum Kaiser, welcher am 26. das Schloß in Augenschein nahm.

Am 27. August verfügte sich der Kaiser mit den Cardinalen Contareno, und von Mantua, und seinem ganzen Hofstaate in den Dom, wo selber das Kind des Gouverneurs del Vasto aus der Taufe hob. Bey der Zurückkunft fand der Kaiser die Marchesinn Mutter mit allen Damen von Mailand in einem Saale, wo selbe ein großes Banket veranstaltet hatte. Am 29. war K. Carl zu Pavia, und am 31. August zu Alexandria. Am 3. Sept. befand sich selber zu Genua, wohin ihm der Herzog von Florenz entgegen kam auch fand sich der Principe Doria, und in der Folge die Cardinale Grimaldi und Doria daselbst ein.

Am Sonntag landete der Prinz von Piemont, und am 7. Sept. schickte der Kaiser den Herrn von Granvella nach Lucca zum Papste.

Am 9. beurlaubte sich der Herzog von Savoyen und der Prinz von Piemont bey dem Kaiser, und begaben sich nach Nizza. Am Sonnabend den 10. gegen 5 Uhr Abends bestieg der Kaiser sein Schiff, und richtete mit 17 Galeeren den Lauf gegen Lucca. Am Sonntag gegen 9 Uhr stieg selber zu Porto Venere an das Land, und wohnte im Kloster der Messe bey. Am Abend erschien der Vicekönig von Neapel mit 13 Galeeren, und machte dem Kaiser mit dem bey sich habenden zahlreichen Adel die Aufwartung. Um 1 Uhr in der Nacht stach die Flotte in das Meer, und kam am 12. Sept. bey Tagesanbruch nach Viareggio, wo die von Lucca Se. Majestät empfingen, und einen Triumphbogen in das Meer hinein errichtet hatten, auch 400 Pferde zur Reise nach Lucca in Bereitschaft hatten. Hier kam dem Kaiser der Herzog von Ferrara, und auf dem halben Wege von Seite des Papstes der Cardinal von Croce ꝛc. entgegen; bey dem Stadtthore von Lucca aber waren alle Cardinäle versammelt, welche den Kaiser in die Domkirche begleiteten, wo sich der heilige Vater im päpstlichen Ornate befand.

Nach dem Mittagsspeisen kam die Herzoginn von Parma, natürliche Tochter des Kaisers. Den 13. Sept. um 4 Uhr Nachmittag verfügte sich der Kaiser mit seinem Hofstaate zum Papste. Auf dem Wege fand er die Cardinäle Farnese und Santa Flora, welche ihn in das päpstliche Zimmer einführten, wo selber bis um 7 Uhr verblieb. Am 14. hatte K. Carl abermahl eine lange Unterredung mit Sr. Heiligkeit. Am 15. hatte der am römischen Hofe residirende französische Gesandte mit einem am vorigen Tage auf der Post aus Frankreich angekommenen Edelmann bey dem Kaiser Vormittag Audienz. Se. Majestät hatten sodann nach Mittag bis in den späten Abend eine Conferenz mit P. Paul III., welcher am 16. Nachmittag um 3 Uhr in einer Sänfte mit den Cardinalen Borghese, S. Giacomo, Gambara, Farnese, Santa Croce, Santa Flora, und Sambello den Kaiser, welcher ihm bis in den Saal entgegen kam, einen Besuch von 5 Stunden abstattete, den der Kaiser am 17. erwiederte, am 18. Nachmittag aber bey dem heiligen Vater Abschied nahm, und von den Cardinälen, welche bey dem Abschiede alle zugegen waren, bis über die Stadt hinaus begleitet wurde.

Der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Pietra Santa, und kam am 19. nach Porto della Spezzia, wo indessen die Malteser Galeeren eingetroffen waren, welchen der Kaiser ein Geschenk von 6000 Thalern machte. Am 24. Sept. schickte K. Carl den Herrn von Granvella zu Sr. Heiligkeit um die Beschuldigung wegen der Ermordung des Fregoso und Rincons von sich, und seinen Ministern abzulehnen, und den Papst als Schiedsrichter zur Untersuchung dieses Vorgangs zu erbitten, wozu sich aber der König von Frankreich nicht verstehen wollte. Am 26. Sept. wohnten Sr. Maj. der Einschiffung der 6000 Deutschen auf 13 Schiffen bey, und begab sich am 28. um drey Uhr Nachmittag selbst auf das Meer, wo bey dem Auslaufen die 6 Galeeren des Anton Doria sich beygesellten, so von Genua kamen.

Am 29. ankerte der Kaiser bey stürmischem Meere mit 7 Galeeren in Corsica um 7 Uhr Abends, wo er am 30. Sept. wegen des fortdauernden Sturms verblieb.

Am 1. October versuchte der Kaiser gegen Ponente zu segeln, mußte aber wegen widrigen Windes auf die vorige Stelle zurück, wo er diesen Tag verblieb. Montags am 3. kam er nach Porto di Sant Bonifacio wo er sich zu Land begab, und am 6. auf Mittag wieder die Galeere bestieg, und nach Sardinien segelte, und bey der Insel Genere, welche nur von Hirschen, und Wildschweinen bewohnt ist, zu Nachts vorbey fuhr. Der Kaiser stieg am 7. zu Porto del Ponte an das Land, begab sich am Morgen auf die Jagd, und verfügte sich Mittags wieder auf das Schiff, und kam in seine Stadt Cagliari, wo er einen Einzug hielt, und übernachtete. Am 8. kam der Kaiser nach Porto del Ponte zurück, wo die neapolitanischen Galeeren mit dem Don Garcia de Toledo angekommen waren, welche nun 43 Galeeren ausmachten. Am 9. schiffte der Kaiser auf Minorca zu, und machte 300 Meilen in 43 Stunden. Nach Mitternacht fuhr selber zu Mahon ab, und kam den 13. in der Frühe um 9 Uhr nach Majorca, wo er den Vicekönig von Sicilien mit 7 Galeeren und 8000 Spaniern antraf, welche auf 60 Schiffen aus Italien anlangten. Auch waren 6000 Italiener aus Livorno angekommen. Am 18. erreichte der Kaiser die unbewohnte Insel Cabrera. Am 19. von Tagesanbruch an befuhr der Kaiser den Golfo, bekam am 26. October die Barbarey zu Gesicht, und befand sich um 7 Uhr Morgens in der Entfernung von 7 Meilen von Algier. Nach einer Stunde vereinigten sich auch die spanischen Galeeren mit seiner Flotte,

welche die Laſtſchiffe auf 30 Meilen zurück gelaſſen hatten, ſolche aber ſogleich abhohlen mußten.

Als beynahe die ganze Flotte verſammelt war, ſchickte der Kaiſer den Gianettino Doria in die Nähe von Algier, und Nachmittag legte ſich der Kaiſer mit allen Galeeren auf einen Kanonenſchuß weit von der Stadt vor Anker. Es entſtand aber in der Nacht ein ſolcher Sturm, daß man einen Sturm auf der Rhede befürchten mußte, worauf ſich die Flotte auf 15 Meilen hinter die Meerſpitze Metaphuz genannt zurück zog. Hier verblieb man bis auf den 22., wo Leute an das Land geſetzt wurden, um friſches Waſſer zu hohlen.

Am 23. in aller Frühe wurden die Truppen auf das Land gebracht, und gegen 9 Uhr Morgens folgte auch der Kaiſer mit ſeinem Hofe nach, welches die Araber mit ungeheurer Anſtrengung und Übermacht, jedoch vergebens, zu verhindern trachteten, worauf das Lager auf 3 Meilen an dieſem Tage vorrückte, und der Kaiſer ſein Gezelt am Fuße eines Berges aufſchlagen ließ. Wo ſelber von der Höhe des Berges herab gegen Mitternacht durch ein Chor von 800 Mohren und Türken beunruhigt wurde, welche den Ort ſeines Aufenthaltes leicht mit Schußgewehre erreichen konnten. Am 24. October rückte der Kaiſer mit dem Lager bis auf eine Meile von der Stadt vor. Se. Majeſtät mit dem Adel nahmen in den Weingärten auf der Ebne Poſto, die Spanier wurden auf einem Berge, und die Italiener an einer Brücke poſtirt, die Deutſchen aber waren theils auf der Ebne, theils auf einem andern Berge vertheilt. Gegen 9 Uhr Abends fingen Regen und Wind an, welche gegen den Morgen immer ſtärker wurden, ſo daß ein Sturm zur See und Land entſtand, worauf ſich der Kaiſer auf 3 Meilen gegen das Meer zurück zog um Lebensmittel und Geſchütz ausſchiffen laſſen zu können, welches jedoch nicht möglich war. Selber zog ſich ſodann neuerlich auf 5 Meilen zurück, und marſchirte am 28. durch eine moraſtige Gegend, wo er einen beträchtlichen Fluß zu paſſiren hatte, auch auf den Flanken und der Arriergarde beſtändig von den Arabern beunruhigt wurde. An dieſem Tage wurde die Ernennung des Herzogs von Alba, zum Oberſthofmeiſter bekannt gemacht. In der Folge langte man zu Metaphuz an, wo die vom Sturm übrig gebliebenen Galeeren vor Anker lagen.

Am 1. Nov. (Allerheiligen Tag) ging die Einſchiffung vor ſich, und am Donnerstage, 3. November, ſchenkte der Kaiſer dem Doria 13 zu Barcellona ausgerüſtete Galeeren, verlieh ihm auch die Bedienſtung eines Proto-Notars zu Neapel, welche jährlich 3000 Ducaten erträgt, als einen Schadenerſatz für ſeine verunglückten Schiffe. Als ein neuer Sturm ſich zu erheben drohte, verließ der Kaiſer dieſe fatale Küſte, nachdem einige Laſtſchiffe von der Rhede von Algier hinweg gebracht, und in die offene See gegangen waren. Zu Hinwegbringung der Übrigen ließ der Kaiſer 5 ſpaniſche Galeeren zurück, welche ſie mit Rudern auf das hohe Meer bringen ſollten. Der Kaiſer ſegelte unter einem fürchterlichen Sturm die ganze Nacht hindurch, und fuhr am 4. Nov. Vormittag in den Port von ſeiner Stadt Bugia auf dem feſten Land von Afrika, wohin auch die 5 ſpaniſchen zurück gebliebenen Galeeren am 6. nachkamen, da ſie den Laſtſchiffen vor Algier keine Hülfe leiſten konnten. Zu Bugia war die kaiſerliche Flotte in größter Gefahr, durch Sturm, oder Hunger zu Grunde gerichtet zu werden. Es wurden demnach am 11., 12 und 13. Nov. öffentliche Bethgänge gehalten, um die Abwendung ferneren Unhells zu erflehen. Am 15. befahl der Kaiſer ein Bollwerk bey dieſem von den Mohren ſchon ganz umgebenen Orte aufzurichten; fertigte auch den Vicekönig von Sicilien, und die Galeeren von Monaco, Sinigallien und Maltha nach Hauſe zurück, welche am 16. abſegelten. Am 17. nach Mittag ruderte die Galeere des Kaiſers aus dem Hafen hinaus, mußte aber wegen widrigen Windes zurück kehren.

Gegen Mitternacht machte der Kaiſer einen zweyten Verſuch, kam auch ungefähr auf 80 Meilen weit, wurde aber am 19. wieder auf Bugia zurück getrieben, wo er bis auf den 23. auf der Galeere verblieb. Um 10. Uhr Nachts aber endlich abfuhr, und am 26. Abends zu Majorca an das Land ſtieg. Am 27. fertigte K. Carl den Andreas Doria mit ſeinen — dann des Antonio Doria, und des Conte d'Aquilara Galeeren nach Genua zurück.

Am 28. beſtieg der Kaiſer um 4 Uhr Abends die Galeere, und kam am 29. zu Mittag mit 15 Galeeren nach Porto di Sant Antonio auf der Inſel Iviza, am 1. December aber endlich nach Cartagena, wo ſelber bis auf den 5. verblieb, und zu Muſia das Nachtlager nahm. Am 9. kam ſelber nach Seiſa, am 10. nach Elin, und traf am 18. in Occoiza ein, wo den Kaiſer ſeine Prinzeſſinnen Töchter mit unausſprechlicher Freude empfingen, und auch der Infant, Don Philipp, mit dem Cardinal von Toledo angekommen war. Am 31. Dec. befand ſich der K. Carl zu Toledo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prüfung des ſo benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik.

(Fortſetzung.)

Von Joſeph Rohrer.

Daß die Bevölkerungsplane nicht ſelten überflüßig ſind, dieſes will ich zuerſt beweiſen.

Ich berufe mich hier auf ſehr ſchätzbare Autoritäten, einen Price, Petty, Malthus und mehr andere, deren vorurtheilfreye Beobachtungen oder Beobachtungsnachrichten darin zuſammen treffen, daß in Nordamerika, (wo die Menſchen keineswegs bisher, wie in Europa, mit Mangel an Nahrungsmitteln zu kämpfen hatten, wo Friede und höhere Sittenreinheit herrſcht,) die Bevölkerung innerhalb 25 Jahren ſich verdoppelt; ja daß in den weſtlichern nordamerikaniſchen Provinzen, wo der Ackerbau häufiger iſt, und laſterhafte Gewohnheiten noch entfernter gehalten werden, die Verdoppelung der Volkszahl ſchon innerhalb 15 Jahren vorfiel. Man würde aber ſehr irren, wenn man bloß den nordamerikaniſchen Weibern die Zeugungskraft von 9 bis 12 Kindern als Alltäglichkeit einräumte. Nach Langdorf gebärt eine Portugieſerinn wohl auch zwanzig Kinder nach einander, ohne die Zwillinge dabey eingerechnet zu haben. Auf ein Dutzend, wenn nur Auskommens da iſt, dürften unſere ſchwäbiſchen Anſiedlerinnen in der Temeſcher Geſpannſchaft wohl auch die Wette beſtehen. Um Kinder darf alſo keiner Regierung bange ſeyn, wenn nur ſo viel Nahrungsmittel da ſind, daß alle verpflegt werden können, und wenn nur ſo viel Arzneymittel und Heilärzte vorhanden ſind, um den Krankgewordenen beyzuſtehen, damit ſie nicht und

vor erreichter männlicher Reife dahin sterben, welches leider allerwenigstens bey der Hälfte der Fall ist!

Eine der auffallendsten, meine obige Behauptung bestätigenden Erscheinungen bleibt unstreitig die österreichische Monarchie. — Seit 1787 bis 1810, also durch 23 Jahre führen wir fast immer Krieg, oder leiden wenigstens an dessen Nachwehen. Dennoch ergibt sich nirgends, daß es dem Staate an Nachwachs fehle. Ist es nöthig, so stehen neuerdings in wenig Wochen vier Mahl hundert tausend Streitmänner schlagfertig an der Gränze, und bereit auf jeden Wink ihres Monarchen noch weiter zu ziehen. So wenig sich die Jeremiaden des Herrn d'Ivernois rücksichtlich Frankreichs, welches so viel im letzten Jahrzehend nach dessen Calcul an Menschenzahl verloren haben soll, bestätigten; eben so wenig war dieß auch im Ganzen innerhalb des österreichischen Kaiserstaates, ich rede nicht von einzelnen Provinzen, der Fall, wenn gleich die süddeutschen Zeitungen von Stuttgard bis Nürnberg und von da bis München nachhallten, daß sich Österreich kaum in fünfzig Jahren erhohlen kann!

Ein Glück ist es noch, trotz alles Unglückes, (welches allerdings unsere Herzen und zwar mit Recht mehr fühlen, als es, bloß aus physischem Gesichtspuncte den Verlust betrachtet, nöthig wäre,) daß nicht auch die Frauen den Krieg mitmachen durften, sondern fern von der Armee bleiben. So lange das ganze weibliche Geschlecht bey Hause bleibt, so lange dürfen wir vollends nicht um Nachwachs besorgt seyn! Je mehr durch die im Kriege oder in Lazarethen Umgekommenen andern Männern Platz gemacht wird, desto mehr werden sich entschließen, Gattinnen zu wählen und Kinder zu zeugen. Höchst auffallend bleibt es, daß der Zeugungstrieb nach großen Länderverwüstungnn, wenn wieder Ruhe und Ordnung an die Stelle gemeinschaftlicher Unfälle trat, doppelt, ja dreyfach wirksamer sich gezeigt hat. Ehrwürdige Männer, ein Messence und Expilly, bestättigen es, daß nach jener Pest vom Jahre 1720, welche Marseille zur Wüste machen zu wollen schien, die Ehen ohne allen Vergleich gegen das Vorderjahr kinderreicher ausgefallen sind. Wenn demnach der selige k. preußische geheime Rath, Theodor Schmalz, in seinem Handbuche der Staatswirthschaft eine außerordentlich zunehmende Volksmenge unter die sichersten Zeichen des Staatswohlstandes rechnet, so können wir ihm keineswegs beypflichten. Eine Regierung kann durch Unvorsichtigkeit, durch zu weniges Berechnen der eigenen und gegnerischen Kräfte, durch zu leichtgläubiges Vertrauen auf andere, Beystand versprechende Mächte manchmahl zu blutigen Kriegen veranlaßt worden seyn, welche äußerst nachtheilig auf den öffentlichen Wohlstand wirkten, den Handel hemmten, den National-Wohlstand untergruben. Dennoch füllt sich oft nach Kriegen sehr schnell die einheimische Menschenmasse, ohne daß man eine wesentliche Änderung im Charakter der Regierung zu bemerken, im Stande wäre, oder daß das National-Vermögen bedeutend sich im Lande gehoben hätte. Auch schon die halbwegs sichere Aussicht auf Frieden, macht schon, daß die Landeseinwohner sich freudiger dem Fortpflanzungstriebe in die Arme werfen. Eine äußerst schnell sich vermehrende Volksmenge, so lange man sie nicht bey ihrer Höhe zu erhalten vermag, beweiset demnach in meinen Augen eben so wenig für die planmäßige Güte einer Regierung und die Größe des National-Wohlstandes, als eine ungewöhnlich starke Ernte für die Geschicklichkeit und die hohen Vermögenskräfte eines Wirthschaftsunternehmers. So wie keineswegs die möglich höchste Production, welche ohne Schonung der Bestellungskosten erzielt ward, sondern der reine, die gehabten Geldauslagen weit überwiegende Gewinn, wenn er dauerhaft fortfließt, für den Wohlstand und die Fähigkeiten eines Landwirthes entscheidet; eben so kann, nach meiner unmaßgeblichen Überzeugung, eine hohe augenblickliche Bevölkerung nichts zu Gunsten der einheimischen Staatswirthschaft entscheiden, so lange sie nicht als Folge daurender (nachhaltiger) Bodenverbesserungen sich erprobt.

.....

Der Fall, daß die meisten Versuche zur Volksvermehrung, welche durch unmittelbares Wirken der Regierung eingeleitet werden, mißlingen, und in die Länge als unausführbar sich erproben, indem sie fast alle Augenblicke zerstört zu werden, Gefahr laufen, — dürfte allerdings der bey weitem häufigste seyn.

Drey Umstände machen, daß man selten bey einem neuen Bevölkerungs-Projecte, das man jetzt noch in Europa (den russischen Coloß ausgenommen) zu realisiren Lust haben könnte, auf glückliche Vollendung, auch nur mit einigem Grunde rechnen wird können, und daß man demnach besser thun wird, lieber vor der Zeit vom Versuche abzulassen, als noch nach geschehener Hälfte der Arbeit von neuem anfangen zu müssen. So lange man es nähmlich nicht dahin bringen kann, daß alle jene Menschen, die zum Leben im Vaterlande aufgerufen werden, auch hinlänglich Nahrung finden können, um weiter zu leben, so lange man ferner nicht Krankheiten zu entfernen weiß, welche nach Tausenden zugleich wegraffen; so lange endlich Kriege anzufangen oder fortzusetzen keineswegs mehr in der Willkühr des größten Theils der Staaten liegt, und folglich gerade der mannhafteste Theil der Einwohner auf das Schlachtfeld geschleppt wird: so lange gebe es die Regierung auf, zum ersten Grundsatze ihrer Operationen den Satz der Volksvermehrung zu erheben, weil nähmlich dessen Realisirung von äußerst vielen Zufällen abhängt, rücksichtlich deren auch nicht einmahl eine Wahrscheinlichkeits-Rechnung entworfen werden kann.

Weit sicherer, so scheint uns, würden schon jene Staatsverwaltungen zu Werke gehen, welche die Sorge für Lebensmittel im Geiste des alten Confuz zur obersten Maxime erhöben. Mit der Vermehrung genießbarer Producte, welche keineswegs lediglich von der Menschenmenge abhängt, würde sich die letztere von selbst vermehren. Wir wollen uns nicht in vorschnelle Entscheidungen einlassen, ob die Cammeralisten, welche den Regierungen rathen, die Möglichkeit der physischen Coexistenz der Menschen vor allem durch Vermehrung der Production sich angelegen seyn zu lassen, oder ob die Juristen aus einem richtigern Gesichtspuncte die Politik ansehen, welche von den Staatsverwaltungen verlangen, daß ihr erstes und letztes Augenmerk dahin gerichtet seyn müsse, das rechtliche neben einander Seyn der Unterthanen durch Gesetze möglich zu machen. Wir sind vielmehr überzeugt, daß beydes gleiche Aufmerksamkeit verdiene, und daß wahrscheinlich bey der beyderseitigen Meinungen nach genauerer Prüfung mehr Wort- als Sachverschiedenheit sich ergeben würde. Eben so müssen wir es einem andern Orte vorbehalten, uns über einen höhern moralischen Gesichtspunct zu äußern, dessen wir allerdings die Regierungen in der Ausübung ihrer Pflichten fähig halten. Hier kann nur nach dem Zwecke dieses Aufsatzes vom körperlichen Seyn und

Wohlseyn der Menschen die Rede seyn, in welcher Hinsicht vielleicht die folgenden Betrachtungen nicht wenig reichhaltigen Stoff zum Nachdenken geben dürften.

Wenn unsere Plusmacher irgendwo hören, wie sehr sich ein Samenkorn im Blumentopfe eines Fensters vervielfältigt habe; dann zweifeln sie auch nicht weiter mehr an einer außerordentlichen Vervielfältigungs-Fähigkeit der Nahrungsmittel. Allein dergleichen Politiker kränkeln leider an einem nur zu sehr verbreiteten und eingewurzelten Vorurtheile, vermöge dessen die Natur an Lebensmitteln unerschöpflich ist, und nicht nur gleichen Schritt mit dem Bedürfnisse der Menschen zu halten vermag, sondern einem noch weit größern Bedarf oder Vorrath aufstellen kann, als man zu verzehren im Stande ist. Schön klingt es freylich wenn Goldsmith singt:

> Nie zögert die Natur, wenn Fleiß mit rüst'gen Händen
> Um ihre Gaben fleht, sie mütterlich zu spenden;
> An Idra's Klippen, wie am Arnostrand, gebrach
> Dem Ackerbauenden der Nahrung Nothdurft nicht.
> Mag auch der jähe Fels das enge Thal bedräuen,
> Mit der Gefahr vertraut, verlernt man sie zu scheuen.

Allein die wirkliche Welt zeigt uns oft einen nur zu widerlichen Abstand von der Dichterwelt, welche Alles mit Strahlen der Morgensonne durchdringen läßt, die Wiesen mit hohen Grase bepolstert, und goldene Saaten in strotzender Fülle ausstreut! Welch ein Unterschied, wenn man einen Landsmann des vorhin benannten Dichters, Herrn T. R. Malthus, daneben hört; wenn man das Werk An essay on the principle of population liest!

Wie staunt man, wenn man den Beweis weitläuftig ausgeführt findet, daß der Zuwachs an Nahrungsmitteln kaum sich in arithmethischer Progression, wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, in die Länge erzielen lasse, indeß allerdings, wenn Mangel an Nahrungsmitteln nicht sammt andern Hemmungen im Wege läge, die Vermehrung der Menschen in geometrischer Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 vorgehen könnte! Wie nahe muß wohl dieser Mann der Wahrheit seyn, wenn er einen so entsetzlichen Abstand darstellt, da selbst bey den so kunstfleißigen brittischen Landwirthen nach Young das medium generale der Vermehrung des Saatkorns lediglich

beym Weitzen . . .	$9\frac{80}{100}$
beym Roggen . .	$10\frac{38}{100}$
bey der Sommergerste	$9\frac{52}{100}$
beym Hafer . . .	$8\frac{26}{100}$
bey den Bohnen . .	$8\frac{52}{100}$ ist!

Wenn Parmentier die Wundergeschichte des Plinius, daß nähmlich ein Weitzenkorn 400 Ähren getragen habe, ohne Bemänglung wiederkaut, möchte man nicht beynahe über seine Kenntniß der Landwirthschaft im Großen einige Zweifel erheben, und die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute bewundern, die so was ohne Kritik dahin gehen lassen? Jeder deutsche unbefangene Prüfer würde wohl selbst sich über die Schriften des alten Bundes wagen, und es laut sagen, daß sich die in denselben berührte hundertfältige Rückgabe der Äcker Israels wenigstens von Halmfrüchten kaum denken lasse. Selbst im gelobten Arabien und in dem kornreichen Ägypten paßt ein solcher Maßstab vollends nicht. Man hält das zwanzigste Weitzenkorn für eine äußerst seltene Fruchtbarkeit nach Niebuhr in dem erstern; im zweyten Lande aber sollen die vom Nil getränkten Felder das Saatkorn nur zehnfach wiedergeben. „Eine Ernte schreibt Schwerz, die sich im Durchschnitt zur Aussaat

beym Weitzen — —	wie $13\frac{8}{10}$ zu 1
beym Roggen — —	wie $16\frac{3}{10}$ zu 1
beym Hafer — —	wie $20\frac{1}{10}$ zu 1
bey der Wintergerste	wie $17\frac{6}{10}$ zu 1
bey den Bohnen —	wie $9\frac{5}{10}$ zu 1

verhält: eine solche Körnervermehrung, sage ich, ist eine der bedeutendsten, die der Mensch durch seinen Fleiß vom Schooße der Erde erwarten darf. „Wenn in Belgien das Medium des Ertrages nach österreichischem Körper- und Flächenmaße rücksichtlich des Weitzen 23 Metzen 13 Maßl, und rücksichtlich des Roggens 26 Metzen 13 Maßl vom Joch ist: so möchten wir wohl kühn fragen, welch ein Volk unterm Monde erreicht in dieser Hinsicht die betriebsamen, einst österreichisch benannten Niederländer? Aber schon jetzt ist ihre Provinz, wie z. B. das herrliche Land von Waes gleich einem Garten bearbeitet. In der Campine, welche in frühern Zeiten eine Sandwüste war, vor nicht langem aber noch mit dem schönen Nahmen Jardin de Marie Therese von den Einwohnern zu Ehren ihrer Landesmutter belegt wurde, ist bereits allgemein die Brache abgeschafft, und die Landleute dieser Gegend sind des Glaubens, daß, wenn sie nicht Schlag auf Schlag eine neue Production hervorzubringen suchten, der Boden sehr bald wieder zur alten Unfruchtbarkeit zurückkehren würde. Allein schon jetzt können sie kaum in Beziehung auf Agricultur mehr leisten, als bisher ihre mit Überlegung verbundene Betriebsamkeit geleistet hat. Der Acker der Belgen wird von dem berühmten Schilderer ihrer Landwirthschaft mit einem Manne verglichen, der über die Kinderjahre hinaus zu seiner vollen Reife gedieh. Wird einmahl der Boden gartenartig bearbeitet, dann ist er seinem höchsten Ertrage äußerst nahe. Nun läßt sich zwar die Gränze dieses Ertrags keineswegs mit Linien und Ziffern bestimmen und bezeichnen, aber so viel bleibt denn doch gewiß, daß die Größe der Feldernte keineswegs eine ins Unendliche Vervielfältigungsfähige sey.

Die wackern Bewohner von Nievole im Toskanischen erzeugen zwar nicht weniger als 54½ Metzen türkischen Weitzens auf einem Joche unsers Maßes; allein schon umgraben sie ihren Boden, gleich einem Blumengarten, mit der Schaufel. Das höchste, was unser rühmlich bekannte Professor der Landwirthschaft, zu Klagenfurt, Burger zu erzielen vermochte, waren 67 Wiener-Metzen Mais auf einem Joche. Bey Gelegenheit dieser Angabe macht dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung über die Cultur des türkischen Weitzens Seite 290 folgende, sehr beherzigenswerthe Bemerkung. „Da man den Mais dichter säen und beträchtlich mehr Pflanzen auf einem Joch erzielen kann, als ich so eben annahm, so würde man schließen dürfen, daß sich in eben dem Verhältnisse der Ertrag auch vermehren, und um so größer werden müsse, je mehr man Maispflanzen am Acker gezogen hätte. Indessen lehrt doch die Erfahrung, daß sich dieß nicht so verhalte, da ich auf dem nähmlichen Acker, wo der Mais 22 Zoll gedrillt worden war, und wo auf vier Quadrat-Klafter statt 72 Pflanzen bald 96 bald 89 Stämme standen, doch nicht mehr als 67 Metzen producirt, weil sich in eben dem Verhältnisse, als man die Menge der

Pflanzen über ein gewisses Maß vermehrt, die Größe der Fruchtähren vermindert."

Es ist nichts in der Welt leichter, als den Leuten zu predigen, damit sie mehr aussäen, um mehr zu ernten; allein ein solcher Rath kann nur von sehr kurzsichtigen Menschen kommen, die es nicht wissen, daß bey einem zu engen Raume der Same zu sehr in das Stroh schießt, oder, wie man auch zu sagen pflegt; niederschlägt; das heißt, daß eine Pflanze der andern die Nahrung entziehe, und der Gehalt und die Schwere der Frucht mit der Dichtheit der Aussaat fast im umgekehrten Verhältnisse zu stehen scheint.

Wir haben, wie uns dünkt, durch das bisher auch nur Angedeutete, dennoch schon die Wesenheit der Sache in ihrem Innersten aufgegriffen. Man denke doch ja, daß man durch alle Maßregeln für Volksvermehrung das Volk um nichts glücklicher macht, und daß, wenn ja eine Maßregel zu ergreifen ist, diese auf Vermehrung der Lebensmittel gerichtet seyn sollte. Vergeßt doch ja nicht, Regierer und Machthaber an der Spree und Oder, oder wo ihr immer seyn mögt! daß euer Unterthan sich nicht, gleich dem Epidendron flos aeris am Ganges, von der Luft nähren kann.

Wahrlich schon das Schicksal derjenigen, die da sind, und auf eigenem Boden von selbst entstehen, ist keineswegs das Beste; wollt ihr durchaus noch mehr Menschen in euer Land gebracht wissen! Möchtet ihr doch, Gewalthaber im Großen! folgende kleine Stelle des Königsberger-Philosophen in seiner Kritik der Urtheilskraft eures Nachdenkens würdigen, wenn wir gleich selbst dieselbe mit nichten über alle Kritik erhaben ausgeben: „Was das Leben für einen Werth hat, wenn dieses bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt, (und das thun ja unsere Politiker, welche bisher Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens zum höchsten Staatszwecke machten!) ist leicht zu entscheiden. Es sinkt unter Null, denn wer wollte das Leben unter gleichen Bedingungen, oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen, doch dem Naturlaufe gemäßen Plane, der aber auch bloß auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten?"

Dahin wird es nun freylich nicht mehr so leicht in unserm, auf seine Civilisation stolz seyn wollenden Europa kommen, daß die Männer ihre eigenen Weiber und Kinder aufzehren, wie dieß schon, um dem Hunger zu stillen, auf den Marquesas Inseln der Fall soll gewesen seyn; oder daß man gleich mit der sterbenden Mutter auch das neugeborne Kind eingräbt, weil man diesem die gehörige Nahrung geben zu können verzweifelt, wie das auf Neu-Südwales nicht ungewöhnlich ist; — Aber ich frage, ob ein solches Leben, wie so Mancher führen muß, wohl besser in Europa ist, als der Tod, welchen in dem äußerst bevölkerten China ein Kind stirbt, noch ehe es zur Besonnenheit erwacht, und für das Licht gleichsam die menschlichen Augen öffnet. *)

Bey den Verhältnissen, worin wir unterm Monde schweben, und bey dem Dreyfelder-System, welches nun einmahl bis jetzt bey uns das Vorherrschende war, finde ich demnach im Vorbeygehen gesagt, das sogenannte Dreykinder-System, wie es großen Theils unter den Siebenbürger-Sachsen herrschend zu seyn scheint, gar nicht schlecht, wenigstens besser, als die Dreyfelder-Wirthschaft. Wenn unsere sächsischen Schildbürger im Nordost der österreichischen Monarchie auch keine großen Politiker sind, so sind sie doch wenigstens kleine, und auch das ist einer Ehrenerwähnung werth! Sie haben noch das altdeutsche Sprichwort „Sich strecken nach den Decken" nicht aufgegeben. Da sie nicht absehen, wie sie hinlänglich Nahrung und Geld aufbringen, um viele Kinder groß zu ziehen: da sie so wirthschaftlich sind, daß sie manchmahl auf Tage voraus kochen, um nur etwas an Holz zu ersparen; da sie jede Handlung, die sie begehen wollen, wenigstens in der Regel überlegen: so muß man sich dadurch ihre Mäßigung erklären. Schon in Bistritz war mir die Seltenheit der Kinder, welche doch sonst in Städten häufiger zu seyn pflegen, außerordentlich auffallend gegen die große Menge von Kindern, welche ich bey dem benachbarten, sorglosen Walachen in Borgo fand. Wahr ist es, der letztere begnügt sich mit noch schlechteren Gerüchten; er beschränkt unter allen Getreidearten seine Nahrung einzig auf den türkischen Weitzen, den man walachisch Poromb nennt. Allein auch Er und die Seinigen ringen oft, gleich den Metayers in Frankreich und Italien, mit dem Mangel des von Schwaben sogenannten Wälschkorns. Würde es einst dahin kommen, daß auch der Walache bey sich die Reihensaat allgemein einführte, wie sie der nördliche Tyroler überall, schon lange realisirt hat; so wäre freylich der Boden des Siebenbürger-Walachen dem Gartenlande, aber mit diesem auch dem Maximum des Ertrages näher: und die Hoffnung, die Cultur noch weiter treiben zu können, müßte, selbst bey vorausgesetzter Betriebsamkeit, merklich schwinden!

Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit noch ein vaterländisches Beyspiel! Ich kenne einen, um Wien wahrhaft gartenartig benutzten Grund, in einer Gegend, die wenig besucht wird. Es ist der Althangrund neben der Rossau. Es lohnt die Mühe, die dortigen fleißigen Gärtner zu besuchen. Schwerlich kostet irgendwo eine Quadratklafter Bodens in der Monarchie mehr, als hier. Aber die Kultur ist auch exemplarisch! Doch haben kaum diese Leute vor 10 Jahren weniger Gemüse gewonnen, als gegenwärtig; sie scheinen schon der höchsten Stufe der küchengärtnerischen Industrie sehr nahe zu seyn! Ein Ertrag biethet dem andern die Hand. Alles wird aufgebothen; kein Geld wird gespart.

*) Wenigstens in der Note verdient eine interessante, hierher Bezug habende Erzählung und Äußerung des berühmten Macartney aus der Berliner Übersetzung seiner Gesandtschaftsreise nach China ausgezogen zu werden! „Jeder (heißt es im II. Th. S. 135) heirathet hier. Wenn aber alle Aussichten zum Unterhalte fehlen, so dürfen bey ferneren Vermehrung der Familie, Ältern sich der neugebornen Kinder entledigen. Wie vielen Kampf das auch im Anfange den Müttern gekostet haben mag, so ist doch jetzt die Schrecklichkeit der Sache durch die angenommene Vorstellung gemildert, daß ein solches Kind nicht eigentlich ersäuft, sondern dem Flußgotte zum Opfer dargebracht werde. Sie werden nähmlich mit einem Kürbis an den Hals gebunden, in den Fluß geworfen."

„Man scheint zu glauben," setzt der Graf fort, „daß das Menschenleben erst dann einen Werth habe, wenn durch Entwickelung seiner Fähigkeiten der Mensch zu einem vernünftigen Geschöpfe geworden ist; wogegen es, obwohl schmerzlich, doch keine Gewissenssache sey, ein Kind aus der Welt zu schaffen, so lange es nicht mehr, als bloß ein Thier ist. (!!!) Das Loos ausgesetzt zu werden, trifft gewöhnlich die Mädchen. Die Aussetzung geschieht unmittelbar nach der Geburt, ehe nähmlich die Gesichtszüge der Kinder noch Ausdruck haben, und auch um deswillen die Ältern sie liebgewinnen können!"

Ich glaube schon durch das bisher Gesagte auf einen sehr beherzigenswerthen Umstand hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben, daß nähmlich der Fall nur zu leicht eintreten könne, jene Bevölkerung, die schon da ist, mit Mangel an Lebensmitteln kämpfen zu sehen, und daß die Regierung demnach sich selbst durch ihre directen Beförderungen der Vermehrung des Volks ein arges Spiel mache, wenn sie nicht vorläufig von einer, der Volkszahl entsprechenden, Quantität der Feldfrüchte überzeugt ist. Ich fürchte aber, diese Überzeugung dürfte nur sehr selten auf standhaften Gründen beruhen, da, wie bekannt, wenigstens im Österreichischen zwey Mißjahre in einem Jahrzehend nichts ungewöhnliches sind. — Wenn demnach der in so vieler Hinsicht für die in seiner National-Ökonomie aufgestellten, lehrreichen Sätze Dank verdienende Graf von Soden Seite 312. des 1. Bandes den Gedanken äußert, daß in einem ackerbauenden Staate wirklicher Mangel nicht wohl denkbar sey; so gestehen wir, daß uns diese Meinung zu gewagt scheine, und daß wir lieber folgenden, dieselbe wiederlegenden Äußerungen des Hildesheimischen Tribunal-Rathes, Heinrich Wilhelm Crome beypflichten würden, welche Seite 431 seiner Abhandlung über Ackerbau, Getreidehandel, Kornsperren und Landmagazine abgedruckt sind. „Gesetzt auch, meine Berechnung wäre hier und da auf unrichtige Grundsätze gebaut; so wird es doch einem jeden einleuchten, welch ein übergroßer Defect entstehen muß, sobald eine Ernte nur den halben Mittelertrag gibt. Dem sollte dieses nicht der Fall seyn; so müßte ich annehmen, daß ein Land entweder bey gewöhnlichen Ernten den doppelten Bedarf producire, oder aber, daß in dem Lande die Hälfte, oder doch wenigstens ein Drittel des jährlichen Bedarfs von früheren Ernten vorräthig läge. Ich zweifle aber, daß es ein Land in der Welt gibt, wo der Regel nach — ich will nicht von einzelnen außerordentlichen Fällen sprechen, einer von jenen beyden Fällen eintritt. So lange aber keiner von beyden Statt hat; so lange muß in einem jeden Lande eine Ernte, welche nur den halben Mittelertrag gibt, (Überall ist hier nur vom Getreide die Rede!) wirklichen und großen Mangel erzeugen!"

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Bey einem Kriege der Türken ließ die Pforte unter andern auch ein Corps von zweytausend Juden ausheben, und beorderte selbes von Constantinopel zur Hauptarmee. Die Straße dahin führte zwischen Ponte piccolo und Ponte grande durch ein ödes Thal, das von einer Räuberbande, die einst in einem kleinen Wäldchen daselbst, die Reisenden anfiel, Haramidere genannt wird. Als das jüdische Corps in der Nähe dieses Waldchens anlangte, machte es Halt, und schickte Abgeordnete an den Sultan Achmet, daß er ihm zum sicheren Geleite durch das schauerliche Thal — zwey Janitscharen! — beygeben möchte; allein der Großherr fand es für gerathener, die wackern Israeliten wieder zu ihren friedlichen Geschäften heimziehen zu lassen.

.....

Unter den Frauen, die während der Schreckenszeit in Frankreich ihren Tod durch einen bewundernswürdigen Heldenmuth besiegelten, gehören die Carmelitterinnen eines Klosters nahe bey Compiegne.

Das Revolutions-Tribunal verurtheilte sie alle zur Guillotine.

Als sie auf die Karren gesetzt, und, begleitet von einem wüthenden Pöbel, zum Richtplatz geführt wurden, sangen sie mit eben so ruhiger Hingebung das Salve regina, als wenn sie noch in ihrer Kirche gewesen waren.

Während die eine nach der andern das Blutgerüst bestieg, fuhren die andern in ihren religiösen Gesängen ununterbrochen fort, und dieser heilige Gesang endete nur, als die Abtissinn zuletzt unter dem Beil des Henkers ihr Leben aushauchte.

Diese erhabene Standhaftigkeit so vieler frommen Opfer der Pöbelswuth machte einen so tiefen Eindruck auf die Menge, daß man von diesem Augenblick an bey den Hinrichtungen nicht mehr, wie vorhin, in die Hände klatschte, und nach und nach wurde das Volk zu menschlicheren Gesinnungen umgestimmt.

.....

Zufolge der neuesten Aufnahme und Zählung erhielt man folgende statistische Größen der vormahls hannöverischen, nun dem Königreich Westphalen einverleibten Provinzen:

Fürstenthum Callenberg mit 18,385 Feuerstellen und 137,304 Seelen, Herzogthum Lüneburg mit 30,488 Feuerst. und 241,731 Seelen, Grafschaft Hoya und Diepholz mit 12,677 F. und 101,202 S., Herzogthum Bremen mit Hadeln 28,070 F. und 108,507 S., Fürstenthum Verden mit 2,998 Feuerstellen und 22,556 Seelen.

Lüneburg enthält 200, Bremen und Verden 118, Hoya 49, Calenberg 48, Lauenburg 26, Diepholz 12, Hadeln 6, Grafschaft Spiegelberg 1 Quadrat-Meile, zusammen 460 und mit Ausschluß von Lauenburg 434 Quadrat-Meilen.

Von den Städten hatten: Hannover 2,074 Feuerstellen mit 19,444 Seelen, Hameln 674 F. mit 5,064 S., Neustadt am R. 134 F. mit 1,260 S., Münsterdorf 251 F. mit 1,690 S., Münden 154 F. mit 983 S., Springe 200 F. mit 1,348 S., Bodenwerder 227 F. mit 1,264 S., Lüneburg 1989 F. mit 10,093 S., Uelzen 358 F. mit 2,332 S., Harburg 515 F. mit 3,625 S., Lüchow 251 F. mit 1,853 S., Dannenberg 192 F. mit 1,426 S., Walsrode 242 F. mit 1,360 S., Fallersacker 104 F. mit 752 S., Celle 1,310 F. mit 8,284 S., Soltau 140 F. mit 846 S., Nienburg 350 F. mit 3,348 S., Stade 515 F. mit 4,110 S., Burtehude 335 F. mit 1,849 S., Otterndorf 346 F. mit 1,407 S., Verden 594 Feuerstellen mit 3,599 Seelen.

.....

Nach der englischen Marine-Liste vom July l. J. waren in Summa 99 Linienschiffe, 14 Schiffe von 50 Kanonen, 133 Fregatten, 144 Sloops, 6 Bombenschiffe, 139 Briggs, 33 Cutter, 66 Schooner, zusammen 634. — Die Zahl aller englischen Kriegsschiffe mit jenen in den Häfen und auf den Werften beträgt 1139.

.....

Das Capital der brittischen Häringsfischerey-Compagnie zu Leith beträgt 500,000 Pfund Sterling in 5000 Actien. Keiner darf mehr als 20 Actien haben.

.....

Den größten Fang über die Engländer, während des ganzen Seekrieges machte am 19. July der dänische Capitän Kriegel, der mit 5 Briggs in den norwegischen Gewässern eine englische, aus der Ostsee kommende, mehrere Millionen an Werth betragende Convoye von 47 Segeln nahm und nach Christiansund aufbrachte.

.....

Die ersten Erfinder des Telegraphen und der Kupferdruckerey sind Deutsche. Über letztere schrieb 1769 ein Unbekannter im Götting. Magazin, — über die Grundsätze der Telegraphie aber, jetzt mit Angabe der einzelnen Details der Vorrichtung, C. L. Hoffmann, Arzt zu München, in seinem vor 30 Jahren erschienenen Buche: Über den Scharbock (S. 11.), wo man so etwas freylich nicht suchen würde.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 15., Mittwoch den 17. und Freytag den 19. October 1810.

Die Zwietracht hat Griechenland verderben; die Gracchen waren Verläufer der Triumvirate; durch den Neid unter edlen Geschlechtern, hat Florenz die Aristokratie verloren, durch Parteyungen die Demokratie, endlich die Freyheit durch ein Übermaß von Freyheit. Aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan. Pohlen, vereinigt, wäre nicht vertheilt worden. Wenn unsere Altvordern zu Felde zogen, wählten sie Heerführer; Ungehorsam gegen diese war Verrätherey gegen das Vaterland. Die Fürsten und die Häupter der Freystaaten sind die Wächter der Freyheit von Europa. Wie können sie den Adel unterstützen, das Land bevölkern, bereichern, waffnen, ehe sie sicher sind, des Schwerdes der Edlen, der Herzen des Volks?

Johann von Müller.

(124 — 126.)

Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik.

(Beschluß.)

Von Joseph Rohrer.

Krieg, Pest und Hungersnoth sind es, die einander gewöhnlich folgen Wir hatten einiger Maßen uns schon über die Wirkungen ausgebreitet, die aus dem Mangel an Lebensmitteln, oder wenigstens aus nicht hinlänglicher Menge derselben für die Bevölkerung entstehen müssen. Die üble Seite der Kriege ist zu neu, und uns immer noch, wenigstens in der Rückerinnerung zu empfindlich, als daß wir diese neuerdings aufzuführen brauchten. Wer von uns Österreicher hat nicht Verwandte und Bekannte, die am Schlachtfelde vor der Zeit ihr Leben dahin geben mußten! Es kann hier um so weniger in Beziehung auf den Zweck dieser Prüfung, die Rede von den guten Folgen des Krieges seyn, welche trotz aller bösen, weit mehr bekannten, dem scharfsinnigern, unbefangen die Verhältnisse und Lagen der Menschheit wiegenden Forscher keineswegs entgehen werden. Unter jenen wäre wohl Eine der vorzüglichsten diese, daß wir erst unsere Kräfte durch deren Reitzung kennen, und unsern Werth, der sich auch im Unglücke vor ganz Europa durch die rühmlichste Anhänglichkeit an das Gemeinbeste unserer Staatsverwaltung erprobt hat, fühlen lernten. Nur ein Gegenstand verdient noch, in Beziehung auf das Bevölkerungs-Princip heraus gehoben zu werden; es ist die Pest! Manche Menschen unter uns welche den Nahmen dieser so grausamen Menschenwürgerinn nicht nennen hören, bereden sich auch, daß die Sache nicht existire. Wir gestehen an diesem für uns so günstigen Vorurtheile, oder wie vielleicht helle Ärzte sagen möchten, an diesem gemeinschädlichen Vorurtheile keineswegs zu kränkeln. Wir sind, durch aufmerksame Beobachtung der uns umgebenden Zustände, leider überzeugt, daß wir nicht etwa bloß eine morgenländische Pest, die aus Asien über die europäische Türkey zu kommen pflegt, oder eine abendländische Pest, (das so benannte gelbe Fieber, das aus Westindien sich herschreibt,) sondern weit mehr die europäische Pest zu fürchten haben, die sich alle Tage vor unsern Augen in Spitälern, in Kerkern, in Kasernen, in Waisenhäusern, ja selbst in Wirthshäusern, welche zu sehr mit Mannsvolk bey Tag und Nacht überhäuft sind, und zu wenig der Lufterneuerung genießen, erzeugen kann! Was ist wohl der ansteckende so genannte Typhus anders, welcher im Gefolge der russischen und französischen Truppen unser Galizien, Ungarn und Österreich überzog, welcher sich überall, bey Freund und Feind zugleich einfand, und für beyde Theile gleichverheerend war?! Das Verdienst, den ansteckenden Typhus mit allen seinen, so großen und wichtigen Einfluß auf Menschenzahl und Menschenloos dargestellt zu haben, gehört einem würdigen Manne unter uns, dem k. k. Rathe und Professor, Johann Valentin von Hildenbrand an.

Seit der ersten Pest dieser Art, welche sich aus Ungarn im Jahre 1528 über einen großen Theil Europens ausbreitete, und daher auch den Nahmen Febris hungarica und pannonica erhielt, wie oft hat sie uns Europäer nicht schon besucht? War es nicht dieselbe, welche im Jahre 1679 allein zu Wien 80470 Menschen dahin raffte! Aber freylich hat sich wieder Alles sehr bald, ungerufen und ungebethen, in der Residenz, wegen Gelegenheit zum Verdienste ersetzt! — Bedarf es etwa noch der Beweise eines Rennebaum aus Culmbach, eines Schäfer aus Regensburg, eines Hufeland aus Jena und Berlin, was für Verheerungen im letzten Jahrzehend dieser Typhus angerichtet hat, den man bloß Nervenfieber zu nennen beliebt hat, um vielleicht nicht unsern Nervenschwachen und siechen Männern und Frauen durch einen ihnen fremdern Nahmen zu viele Angst einzujagen! Dank sey es den Einsichtsvollern in unserm Kaiserstaate, daß wenigstens Sie dieses Übel keineswegs für so un-

bedeutend hielten! Es kann hier unser Zweck nicht seyn, alle in dieser Hinsicht verdienten Männer auszuheben. Wir erinnern nur auf den wackern Venditsch zu Gratz in Steyermark, welcher die, durch diese ansteckend gewordene Krankheit in seinem Vaterlande während der Jahre 1793, 1797, 1799 und 1806 hervor gebrachte, bedeutende Mortalität keineswegs verheimlicht hat. Was Wien und Österreich überhaupt durch dieselbige Krankheit an Menschen in den Jahren 1759, 1771, 1772, 1805 und 1809 verlor, ist gleichfalls wegen der vielen Schriften hierüber kein Geheimniß mehr. — Wahrlich Hildenbrand hat Recht, wenn er nebst Pocken, Scharlach, Croupe, Influenza, Lungensucht und Pest den Typhus einen der sieben menschenfressenden Köpfe der schrecklichen Hydra nennt, welche dem Europäischen Menschengeschlechte immerfort Elend und Tod drohen, und im Allgemeinen die größte Sterblichkeit verursachen. Aber, gestehen wir es nur, nicht etwa bloß im Meere, sondern in der ganzen physischen Welt, folglich auch beym Entstehen und Verschwinden der thierischen Organisationen, zeigt sich eine gewisse Ebbe und Fluth, welche wir schwerlich durch Menschenwerk je ganz heben werden, wenn gleich die Verdienste und menschenfreundlichen Beobachtungen eines Jenner, Howard, Berchtold, Hildenbrand kein unbefangener Schätzer dessen, was der Menschheit wohl thut, je verkennen wird. Nur der Geist ist es, der wenn nicht allen Gefahren, doch wenigstens vielen zu begegnen vermag, und dem, man möchte sagen, alle Augenblicke eine neue Güterwelt zu Gebothe steht. Seine Wirkungen sind unvertilgbar. Nur Er allein vermag jede Bemühung der Regierung mit Erfolg zu krönen; ohne ihn fällt mehr, als ihre rechte Hand weg. Nach ihm aber verdient der Grundboden volles Augenmerk; seine erhöhte Cultur vermag kein vorüber ziehender Feind zu vernichten. Selbst das Sengen und Brennen scheint dem Boden nur neue Kraft zu geben. Dieß Handwerk, das sich an Grund und Boden übt, erhebe der Staat zur Kunst und Wissenschaft; und, wenn er dieß that, wenn Volksbildungs-Politik und Gewerbs-Politik nicht bloß in Büchern als Lückenbüsser figuriren; wenn man für die Pflege des Geistes der Vaterlandsgenossen und des vaterländischen Bodens noch ernstlichere Sorge tragen wird, als man bisher gethan hat: dann sey ihm auch um die Bevölkerung nicht bange. Wohl aber ist eine Population ohne Pflege des Geistes und Bodens, fast ohne Werth. Auf jeden Fall ist letzteres die Bedingung! Die Bevölkerung steigt nur bedingt in ihrem Werthe, je mehr nähmlich die Menschen und der Boden cultivirt sind. — So lange unsere Staatswirthe nicht ihre Plane zu Vermehrung und Eroberung von Land und Leuten fahren lassen; so lange sie nicht die schlichten Worte des Palladius, eines alten römischen Landwirths „Foecundior est cultu exiguitas, quam magnitudo neglectu" mehr erwägen und beherzigen: so lange ist auch nicht abzusehen, wie das Glück der Menschen mehr versichert, mehr empor gehoben werden könne!

.....

Ich bin meinen leidigen Beweis, um der guten Sache der Menschheit willen, weiter auszuführen verpflichtet, daß die Anwendung des Bevölkerungs-Princips nicht bloß manchmahl überflüssig, manchmahl wieder unthunlich sey, sondern daß sie auch da, wo dieselbe versucht wurde, meistens mit sehr vielen Widerrechtlichkeiten, und Unwilligkeiten verknüpft war, daher auch fast immer nur gemeinschädlich ausfallen konnte!

Sobald einmahl in der Regierungswissenschaft die Maxime der Bevölkerungsvermehrung als die Krone aller Staatskunst aufgestellt und gepriesen wird, dann ist nicht wenig zu besorgen, daß man alle Wege, wären es auch mitunter sehr schiefe, versuchen wird, um sich dieses politischen Arcanums zu versichern. Finden einmahl die Machthaber, daß nur viele Leute dem Staate Dauer verschaffen können, dann werden sie wohl auch nicht lange sich besinnen, da, wo nur irgend ein kleiner Fetzen von Hoffnung ihnen leuchtet, neues Land mit ihren Truppen zu besetzen, bloß um mehrere Menschen für ihren Staat sich eigen zu machen. Sie werden kein Bedenken tragen, heimliche Werber in fremden Staaten zu unterhalten; sie werden vor dem Rechte unerlaubte Mittel mit dem Titel der Staatsklugheit zu rechtfertigen suchen. Es wird bey ihnen am Ende dahin kommen, daß sie, so wie Stewart selbst die Sclaverey der Alten um der Bevölkerung willen zu rechtfertigen versucht, jede Vergrößerung ihres Staatsgebiethes jede Unterjochung kleinerer Völker als nothwendig zu beschönigen versuchen werden. Warum demnach den Gewalthabern eine Maxime noch vorpredigen, die ihrem Gemüthe ohnehin nur zu oft vorschwebt?! Würde unser Sonnenfels — Er, der durch sein ganzes Leben der Humanität aus heißer Brust das Wort sprach, und noch in seinem hohen Alter die Rechte der Menschheit, wie ein feuriger Jüngling, mit seiner geistvollen Feder vertheidigt, — würde sage ich, dieser edle Mann mit mir gesehen haben, wie Rußland seine Auswanderer behandelt, wenn es dieselbe entdeckt. — Er selbst würde eine seiner Meinungen aufgeben, welche ohnehin keineswegs in sein übriges politisches System, das so oft die schöne Mittelbahn ergreift, unauflöslich verwebt ist! — Mir schaudert die Haut, da ich nur die Verrichtungen zurück denke, welche im vorigen Jahre manche russische Unterbehörde bey der Inhabung unsers Königreichs Galizien trafen, wenn man einen greisen Bauer hier Landes fand, welcher sich aus seinem Staate auf unser Gebieth entfernt hat!

Die Bevölkerung im Lande empor zu bringen, hat man oft sonderbare Mittel eingeschlagen. Im allgemeinen Gesetzbuche für die preußischen Staaten werden die Erbschaften der Hagestolzen bald zum zehnten bald zum 6ten Theile den Armen zugesprochen. Wenn ein ähnlicher unbeweibter Verstorbener auf rechtliche Art sein Geld erwarb, mit welchem Rechte entzieht der Staat seinen Erben einen Theil des Ganzen; wenn dienen sie wirklich beeinträchtigt zu werden, weil es dem einmahl dem Hagestolzen nicht beliebt hat, die Welt mit Kindern zu versehen?

Wenn die Römer den Verheiratheten bessere Plätze im Theater angewiesen haben, so mag eine ähnliche unschuldige Auszeichnung hingehen. Aber wenn ihre Regierung, welche auf einem gesetztern Alter gewisse Dienste vorbehielt, dennoch den Candidaten um Ämter eben so viele Jahre ihrer Minderjährigkeit nachsah, als sie sich Kinder erzeugt zu haben ausweisen, dann will uns die gute Seite einer ähnlichen Bevölkerungs-Politik keineswegs einleuchten. Das klingt um nichts besser, als wenn man im neuesten Europa hier und dort den unmenschlichen Mädchen Paläste baut, um niederkommen zu können, indeß die ehrliche Taglöhners-Frau ihr Schmerzenlager in dürftiger Hütte auf dumpfen Stroh aufschlagen muß. (!!?) Hat vielleicht das Argument „wo viele Kinder sind, hat der König viele Rekruten" veranlaßt, daß Häuser für Lustdirnen mitten in

Berlin *) bis in das neueste Jahr geduldet wurden, wo die Polizey dieselben in abgelegene Vorstädte zu versetzen sucht? — Wenn das preußische Gesetzbuch, um die Ehelosigkeit der höhern Stände zu mindern, ihnen Ehen zur linken Hand erlaubt, in welchen sich das Weib zu so vielen Erniedrigungen herbeylassen, auf so viele Rechte Verzicht thun muß; reißt eine solche Bevölkerungs-Politik nicht jene Bande entzwey, welche die Staatskunst innigst an Recht und Moral schließen sollten? **) Oder wird man da wo eigene Heirathskassen existiren, nicht noch mehr loses Gesindel in eheliche Verbindungen zusammen bringen? — Oder wenn Jene noch eine Prämie bekommen, welche 10 bis 12 Kinder in ordentlicher Ehe zeugen; und wenn man den Kindern sogar noch Pensionen auswirft: heißt das nicht, dem Landmanne, der am Felde sich mit saurem Schweiße Geld erwarb, und bey Hause mäßig und sparsam war, dieses mit Gewalt nehmen, um städtischen Wollüstlingen, die in den Tag hinein leben, das Leben zu versüßen?

.....

Unsere zumahl letztern Äußerungen scheinen mehr das Nachtheilige zu erweisen, welches aus dem Mißbrauche, als welches aus dem Gebrauche des Princips der Volksvermehrung entstehen könnte. Wir wollen demnach noch folgende Bemerkungen des sowohl um die Wissenschaft der Politik, als um unsern Kaiserstaat hochverdienten Sonnenfels ausheben, und dann mit unsern Betrachtungen diesen Aufsatz schließen.

„Ich komme, schreibt der Herr Verfasser zu der Anwendung des Grundsatzes der Bevölkerung auf die einzelnen Zweige der Staatswissenschaft."

„Je größer die Menge des Volkes, desto größer ist in dem Falle eines äußern Angriffes das Maß des Widerstandes, das Maß der Vertheidigungskraft, worauf die äußere Sicherheit beruhet; folglich der Hauptgrundsatz der so genannten Kabinets-Wissenschaft."

„Je größer die Menge derjenigen ist, auf deren bereiten Beystand man zählen darf, wenn man auf was immer für eine Art zunächst und einzeln angegriffen wird, desto weniger hat man von einem zu fürchten; folglich der Hauptgrundsatz der Staatspolizey."

„Je mehrere Menschen, desto vermehrter sind die physischen und moralischen Fähigkeiten hervorzubringen von einer, desto vermehrter die Bedürfnisse der Verzehrung von der andern Seite. Da nun die Bedürfnisse des Einen immer Erwerbungswege für den Andern werden, so müssen, je mehr durch die Volksmenge die Bedürfnisse zunehmen, desto vervielfältigter auch die Nahrungswege werden. Je mehrere Fähigkeiten und Hände, desto häufiger werden die Erzeugnisse des Erdbaues und Kunstfleißes, und mit denselben der Stoff zur äußern Vertauschung; folglich der Hauptgrundsatz der Handlungswissenschaft."

„Endlich je mehrere Bürger, desto größer ist die Anzahl derjenigen, die zum öffentlichen Aufwande beytragen, desto kleiner wird dann der Antheil eines jeden beytragenden insbesondere, ohne Verminderung der öffentlichen Einkünfte selbst."

Hält man diese Bemerkungen gegen die etwas frühern eines Mirabeau in seinem L'ami des hommes, ou traité de la population; so sieht man sogleich, wie viel der deutsche Mann vor dem französischen Marquis an Bündigkeit in der Darstellung und an Gedrungenheit des Stiles voraus habe. Doch so wenig mich der Witz des letztern zu blenden vermochte, eben so wenig konnten die Gründe des zuerst genannten Verfassers, ungeachtet meiner Verehrung seiner Person, überzeugen. Die Achtung, welche der Römer gegen Plato und Aristoteles fühlte, hinderte ihn keineswegs, noch inniger die Wahrheit, als seine Freundinn, zu umfassen; nur um dieser Willen verehrte er ja jene. Aber bedarf es wohl selbst dieser kleinen Entschuldigung vor unbefangenen Lesern?

....

Wir wollen auf jeden der obigen vier Puncte antworten. — Was den ersten Punct rücksichtlich der äußern Sicherheit betrifft, so haben wir uns durch nicht geringes Studium der ältern und neuern Geschichte überzeugt, daß keineswegs die Vielheit der Menschen als oberste Instanz, für Staatenbestand entscheide. Ein einziger Mensch vermag oft mehr, als ein ganzes Heer. Des Feldherrn Gemüthsgaben geben erst dem Volke das Übergewicht über den Feind. Man erinnere sich Epaminondas aus der Geschichte der Vorzeit *) Als Pelopidas, der einen liederlichen Sohn hatte, jenem den Vorwurf des Coelibats machte, antworte Epaminondas auf folgende Art: Sieh zu, daß du nicht übler durch deinen ungerathenen Sohn dem Vaterlande berathest! Auch fehlt es mir keineswegs an Nachlaß. Denn von mir stammt die Schlacht bey Leuktra. Man erinnere sich eines Agesilaus; unansehnlich war sein Körper; er hinkte mit einem Fuße. Allein, so ungünstig die Natur für ihn in dieser Hinsicht war, um so mehr stattete sie ihn mit hohen Gemüthseigenschaften aus. Diese erhoben ihn zum Sieger, wo er nur in Asien einhertrat; mit diesen schlug auch Miltiades zehn Mahl größere Heere eines Darius bey Marathon. In den neuesten Zeiten entscheidet selbst dann die Menge der Soldaten nicht, wenn sie mit persönlicher Bravour beseelt ist. (?) Die Truppe muß nicht bloß Unerschrockenheit besitzen. Man braucht

*) Wenn der achtungswerthe Prediger Jenisch in seinem universalhistorischen Überblick des Menschengeschlechtes, nachdem die Wiener ganz gnädig mit einer kleinen Lection abgefertigt werden, wörtlich das geldarme, aber tugendreiche Berlin heraus hebt; soll dieß wirklich ein unbefangener Blick seyn? Ist das etwa eine Kleinigkeit, wenn man in der benannten Hauptstadt im Jahre 1806 unter 7 Geburten zwey uneheliche zählte? Man wird uns freylich Stockholm entgegen stellen wollen, wo Ein uneheliches Kind auf drey eheliche im Durchschnitte gerechnet wird.

**) Ganz anders dachte Joseph II. über ähnliche Verbindungen! In einem Handschreiben an den Grafen Kollowrat, welches in der Anleitung des Herrn von Sonnenfels zum Geschäftsstyl abgedruckt ist, sagt der edle Monarch: „Ahnenstolz und gesellschaftliches Vorurtheil haben die Mariages de conscience erfinden machen; diese können und sollen in Zukunft dahin aufgehoben seyn, daß sie dem Aufgebothe und allen andern, aus Contracten entstehenden Verbindlichkeiten, wie andere Ehen unterliegen. Wer erröthet, eine Handlung öffentlich zu thun, soll sie auch in Geheim unterlassen. Wer, überzeugt von seinem zeitlichen Glücke und Vergnügen, eine Gattinn aus einer untern Classe zu nehmen sich entschließet, muß auch standhaft genug seyn, den Vorurtheilen Trotz zu bieten. Nach diesem Grundsatze ist künftig vorzugehen, und sind die geistlichen und weltlichen Behörden zu belehren."

*) Cornelius, schrieb von ihm: Hujus de virtutibus, vitaque satis erit dictum, si hoc adjunxero, quod nemo eat inficias, Thebas et ante Epaminondam natum, et post ejusdem interitum, perpetuo alieno paruisse imperio; contra ea, quamdiu ille praefuerit reipublicae, caput fuisse totius Graeciae. Ex quo intelligi potest, unum hominem pluris quam civitatem fuisse.

noch weit mehr! Die Befehlshaber müssen auch Tactik und Strategie verstehen; sie müssen zu überflügeln wissen; sie müssen die Puncte auswählen können, um das feindliche Geschütz zu demontiren. *) Indessen wollen wir auch durch das, was wir hier sagten, keineswegs läugnen, daß unsere Feldherren in mancher Hinsicht noch von den griechischen und römischen lernen könnten. Man muß das keineswegs alltägliche Talent haben, mit den gemeinen Leuten reden, in sie Geist hinein bringen, und dieselben zu Großthaten entflammen zu können! Man muß das Ehrgefühl dieser Leute nicht zur Friedenszeit durch barbarische Strafen, (oft thun kleine, unverdiente Mißhandlungen noch weit mehr! **) allmählich ersticken; und die Officiere müssen nicht bloß aus einer privilegirten Kaste***) genommen werden; wie dieß im alten Frankreich selbst mit den Marine-Officieren der Fall war, und in Rußland noch immer bey der Armee der Fall ist. Auch hat sich leider durch die neuesten Vorfälle mit Preußen erwiesen, daß, um einem Feinde zu widerstehen, es nicht genug sey, eine gut dressirte Mannschaft durch Handgeld und andere Methoden selbst aus fremden Ländern auf heimischen Boden verpflanzt zu haben. Können wohl dem Staate noch so viele Menschen nützen, welche zwar für das Kriegshandwerk in Eidespflicht genommen worden sind, aber dennoch bey erster Gelegenheit die Gewehre wegwerfen, oder zum Feinde fliehen, oder sich krank machen, oder es darauf anlegen, um in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, und keine Lust bezeigen, um sich zu ranzioniren! Wahrlich unsere braven National-Truppen konnten hier wohl nicht gemeint seyn!*) Wo kein Gemeingeist ist, da nutzen noch so viele Hände und Füße nichts! Wenn aber dieser sich zum Gemeingute aller Bürger empor hebt, dann wohl der Regierung! Der Staat steht unerschütterlich, oder wird wenigstens von keinem treuen Bürger überlebt. — Hätten die Römer nicht ihren Staat über Alles, selbst mehr, als ihr eigenes Blut geliebt; wie hätte sich derselbe so bald zur Weltmonarchie aufschwingen können? — Alle noch so mächtigen Gefühle mußten bey dem Nahmen Vaterland schweigen. Wer erinnert sich nicht im Anfange der emporstrebenden Republik eines Horatius, der seine eigene Schwester niederstößt, weil sie ihren im Schlachtfelde getödteten Verlobten aus Feindes Land betrauert**) Aus allem diesem folgt, daß eine weit höhere Sorge der Regierung dahin gerichtet seyn müsse, dem Geiste ihrer Unterthanen eine bessere Richtung zu geben; so lange dieser in seiner vollen Wirksamkeit ist, so lange möchte man sagen, sey der Staat wegen seiner Volksmenge unbesorgt. Jeder Soldat focht bey Sacile und Aspern als Held; und nicht bloß die alte Schweizergeschichte stellt mit dem Griffel Johannes von Müller einen Stüssi, — diesen ehrwürdigen Mann hoher breiter Statur, — freywillig, allein, mitten auf die Brücke, um dem Feinde das Herübergehen zu wehren oder wenigstens den Ehrentod für's Vaterland zu sterben.

Der Gemeinspruch „wenn nur einmahl Leute da sind, das andere wird sich schon finden," kommt mir um nichts besser vor, als andere saubere Sprüchelchen ähnlicher Art, die man wenigstens in der Praxis für bewährt erklärt, wie zum Beyspiel „wenn's nur einmahl geheirathet ist, dann kömmt die Liebe von selbst," oder „wem Gott einmahl das Amt gab, dem gibt er auch den Verstand!" Wir meinen mit Baco, so was findet sich leider nicht von selbst! — Auch ist es nicht bloß für die Kabinets-Politik genug, schöne Leute zu haben, um sie in das Ausland zu schicken; sondern es bedarf vor allem (wären es auch nur wenig,) guter Köpfe und gebildeter Leute zu diplomatischen Missionen! Es macht den Engländern Ehre, wenn sie schon im Jahre 1539 unter Nicolas Baern ***) auf eine eigene Erziehungsanstalt zur Bildung hoher Staatsdiener dachten, und einen Vorschlag of a Seminary for Ministers of State zu begründen suchten. Es kommt unendlich viel darauf an, wer

*) Vor allem: sie müssen haben, was kein Buch und keine Erfahrung zu geben vermögen, natürliches Genie — aber wo der Mann für das Heer da ist, und er hat die Überzahl, so ist der Sieg unfehlbar, und der Mann, wie wir ihn meinen, ist nur ein Ersatz des Abgangs an Zahl oder andern Mitteln. — Wer auf einen Punct das Gefecht zu concentriren, wer auf diesen Punct größere Massen, ihrer Beweglichkeit unbeschadet, hinzubringen weiß, wer die letzte Reserve hat — ist der nicht in der Regel allemahl Sieger? Welch' große Überzahl entschied nicht bey Marengo, bey Ulm, bey Jena, bey Wagram? A. d. H.

**) Die Franzosen haben bey ihrer Armee äußerst wenige Strafarten; entweder zeitliche Entfernung aus dem Kreise der Braven (Arrest), oder ewige (den Tod.) Der Franzose ist von Natur munter und lebhaft; und es ist eine herrliche Politik, ihn immer bey gutem Muthe zu erhalten. Eine Nation, welche alles Ernstes behauptet „on ne meurt point de douleur," und welche lächelnd sich bey wirklichen Gefahren noch zusingen kann: „Mon Dieu, qui aimera ma femme, quand je serais mort," ist gemacht, um Widerstand jedem Feinde zu leisten. Das Ehrgefühl bey dem Soldatenstande immer aufrecht zu erhalten, muß eine Haupt-Maxime ihrer Befehlshaber seyn; ein Umstand, worauf sich auch die Französischen trefflich verstehen; welchen aber bis jetzt die russischen weniger erwogen zu haben scheinen! Wir hatten in Lemberg Officiere dieser Macht gesehen, welche den gemeinen Mann, der am Ehrenposten auf der Hauptwache stand, wegen eines kleinen Versehens in der Kleidung, der Haltung nicht etwa bloß mit Maulschellen behandelten; sondern so unter das Kinn hinauf stießen, daß das Blut aus dem Munde floß! Wir haben es gesehen, wie man selbst Cürassiere vom Leibregiment der Kaiserinn, die hier Anfangs zu Fuß Dienste thaten, ohne allen Proceß, bey erster aufwallender Laune des Obern, vom Posten auf der Wache niederlegen, abprügeln, und dann gleich wieder ins Gewehr treten hieß!

***) Vor der französischen Revolution gab kein Staat wie Österreich so viele Beyspiele, daß man durch Verdienst oder Glück aus den untersten Classen in die höchsten Stellen hinaufrückt, zumahl Ausländer. A. d. H.

*) Was muß das für ein Mensch seyn, der vor sich selbst nicht erröthete, in den vertrauten Briefen über Österreich (angeblich Straßburg 1809 bey Gräffe) öffentlich abdrucken zu lassen, daß das bairische Volk seit 1793 bis 1801 zwanzig tausend Österreicher debauchirt, und durch Versehung mit Kleidungsstücken zur Entweichung der letztern beygetragen zu haben sich freuet?! Wir haben eine zu hohe Meinung von jedem deutschen Volke, um irgend eines dazu geeignet zu glauben. Ein solches, österreichischen Landeskindern angedichtetes Benehmen sticht freylich nicht wenig von dem officiellen Daten ab, daß nur 36,930 Mann, welche 1805 in die französische Gefangenschaft gerathen, sechs und dreyßig tausend freywillig im Jahre 1806 auf österreichischen Boden zurück gekehrt sind, und daß wahrscheinlich nur der Tod oder Krankheit den übrigen ihren vaterländischen Boden wieder zu betreten, unmöglich gemacht hat.

**) Abi hinc, läßt Livius diesen Römer zu seiner Schwester sprechen, cum immaturo amore ad sponsum, oblita fratrum mortuorum, vivique, oblita patriae. Sic eat, quaecumque Romana lugebit hostem.

***) Who was afterwards one of the wisest Ministers, that ever this Nation bred. S. The history of the reformation of the Church of England, by Gilbert Burnet. Lond. 1679.

die Subjecte sind, die man dem Feinde gegenüber stellt, aber auch nicht minder, wer die Männer sind, die man zu Unterhandlungen auswählt. Es ist nicht zu verkennen, daß die Engländer ehehin (und wie nicht das alte, vielbestürmte Venedig) in der Auswahl ihrer Negotiators immer mit der größten Behuthsamkeit vorgingen. Der Verfasser des Pangloß meint freylich „Tout est bien, puisque toute est," aber so eine Wahrheit erhält keine Macht fest! Lieber weniger Soldaten und Beamte; aber diese gut: dann wird es um die äußere und innere Politik aller Staaten besser stehen. *) Mit vielen Mittelmäßigen schleppt der Staat sich selbst auf schlechten Krücken; wenn er auch fällt, sie stehen noch immer, gaffen und gähnen, hat anders nicht der Hunger die Beine gerüttelt!

.....

Der zweyte Punct, daß mit der größeren Menge derjenigen, auf deren bereiten Beystand man bey versuchten Angriffen gegen Einzelne zählen darf, auch um so weniger, für den Staat im Innern zu fürchten sey, — dieser Punct, so wahr er auch an sich ist, scheint uns, keineswegs als beweisend zu Gunsten des aufgestellten Hauptgrundsatzes der Vergrößerung der bürgerlichen Gesellschaft durch Beförderung der Bevölkerung aufgeführt werden zu dürfen. Denn mit der Vermehrung der Volksmenge steigt keineswegs nothwendig die Summe derjenigen, auf deren Bereitwilligkeit man im Falle der Noth zählen kann. Nimmt die moralische Bürger-Gesinnung nicht im gleichen Grade zu mit der vermehrten Menschenmasse, so ist nicht abzusehen, wie der Staat dauerhaft durch die letztere gewinnen könne. Uns scheint demnach der hier aufgeführte specielle Satz eben so wenig unmittelbar auf das Hauptprincip zurück bezogen werden zu können, als er füglich aus demselben abgeleitet werden kann.

Wir sehen nicht, daß gerade in jenem Orten, wo die meisten Menschen zusammen fließen, die größte innere Sicherheit herrsche. In London, dessen Bevölkerung von dem ehemahligen Friedensrichter Colquhour zu 1,250,000 angeschlagen wird,**) werden die alljährigen Diebereyen von demselbigen Verfasser zu 2,100,000 Pfund Sterling (das ist fast auf 19 Millionen Conventions-Gulden sich belaufend!) angeschlagen, zwanzig Tausend Menschen stehen, nach Ihm, alle Tage auf in dieser Stadt, ohne noch zu wissen, wovon sie bey Tage leben werden! Könnte es der Staat dahin bringen, daß jeder im Staate hinlänglichen Erwerb, und durch diesen hinlängliches Brod fände, (aber dazu gehört freylich weit mehr, als die Bestimmung eines Maximums der Preise, wie es von der französischen Schreckensregierung, betrübten Andenkens versucht ward!) dann dürfte er auch nicht besorgen, daß die Person und Habe der Einzelnen angegriffen werde. Die Sorge für die Vermehrung der Lebensmittel ist weit wichtiger, als jene für die Vermehrung der Bevölkerung. Der Ackerbau sey die erste, wenn ich so sagen darf, der auf das Physische Beziehung habenden Sorgen der Regierung; er ist es, der sich im Innern des Staates seinen Markt selbst schafft, der uns mit der Production Consummenten zeugen und locken wird. Die Volksmenge kann ohnehin, wie wir uns durch Beyspiele überzeugten, im verdoppelten Maße steigen; wozu also noch künstliche Nachhülfe? Ist der Vermehrungstrieb nicht schon heftig genug im menschlichen Wesen; soll man ihm etwa auch durch politische Gründe unterstützen? Das Voreilen der Menschenmasse über die vorhandene Masse von Lebensmitteln findet ohnehin nur zu oft Statt; wir überzeugen uns leider, daß Menschen heranwachsen, ehe noch die Frucht reift, wovon sie sich nähren könnten! — Dann sey aber auch eine nicht minder wichtige Angelegenheit für Regierungen, welche den Umfang ihrer Pflichten kennen, die Sitten-Cultur ihrer Unterthanen. Je mehr letztere für die feinern Genüsse empfänglich sind, desto weniger ist zu befürchten, daß der Bauch ihr Götze wird, welchem zu Liebe sie betrügen und rauben. Selbst die Pohlen, die doch, wie bekannt, nicht von den billigsten Gesinnungen gegen Deutsche beseelt sind, bekennen doch, daß der bey ihnen im vorigen Jahre einquartirte Russe ohne Vergleich mehr verzehrte, als je Deutsche und sogenannte Wallonen (so heißen die bey uns noch dienenden Belgen,) zu essen vermochten. Man kann unmöglich verkennen, daß, je roher die Sitten einer großen Volksmenge sind, desto mehr Gefräßigkeit, Unersättlichkeit, Plünderung, ungestümes Wesen und Mißhandlung friedlicher Hausbürger an der Tagesordnung sey! Endlich möchten wir den Regierungen nach zurufen, wenn sie anders uns hören wollten, und unsere Stimmen als das Organ der öffentlichen Meinung zu erkennen, nicht Anstand nähmen: sorget nebst der Vermehrung der Erzeugungen der Erde und der Vermehrung der Gesittetheit eurer Unterthanen auch noch für die Vermehrung ihrer staatsbürgerlichen Gerechtsame; dann sey euch für Menschenvermehrung nicht bange. Ohne aber für die drey oben benannten Prämissen gesorgt zu haben, ist jeder Volkszuwachs, wir möchten sagen, ein wahres Unglück für den Staat. Denn was soll wohl eine Regierung dabey gewinnen, wenn in ihrem Staate eine Verfassung existirt, welche nur dem kleinsten Theile der Bürger das Recht auf Grund und Boden, und unter einem die Gewalt gibt, die größte Mehrheit zu Fröhnern zu benützen, sich aber als Eigner der Früchte aufzuwerfen, und ihren Werth beliebiger Maßen auch außer Landes zu verschwenden?! Und wenn es dergleichen Verfassungen in unserm, auf seine Cultur stolzen, Europa wirklich gibt, von denen sich wenigstens eine oder die andern Regierung noch gebunden erachtet, kann man wohl noch wünschen, daß solche hinter dem Kreislauf der Zeit zurückgebliebene Mißgeburten von Verfassungen sich über eine noch größere Volkszahl verbreiteten?

*) Ein Landsmann des Voltaire, dem Boden, aber nicht dem Geiste nach, ein ehemahliger Finanzminister vor der letzten Umwälzungs-Periode, hat freylich in dieser Hinsicht eine andere Meinung gegen den später zum königlich preußischen Minister erhobenen Herrn von der Horst geäußert. Nach ihm „on à de la peine a s'imaginer, combien c'est une affaire facile, que le maniement des finances. J'ai mon secretaire: celui ci a ses commis, c'est bien une centaine; ils lui font leur rapports: il en fait des extraits et me les présente: c'est alors l'affaire d'une demi heure." S. Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, von Busch. Hamburg 1790. Dieser behe Postenmann hielt also wohl eine Finanzwissenschaft, wie sie unser von Sonnenfels noch bey einsamer Nachtlampe entwarf, für überflüssig; er klebte an dem süßen Wahne, daß die ganze Art de regner in vielen Centainen von Beamten bestehe. Doch seine Regierung überlebte nicht lange diesen Höfling.

**) S. dessen von Volkmann ins Deutsche übersetztes Werk: Über Londons Polizey. Dieser scharfsichtige Britte fand das zu seiner Zeit erschienene österreichische Strafgesetzbuch so merkwürdig, daß er einen vollen Auszug aus demselben aufnahm; was würde er erst zu dem Französischen Straf-Coder sagen, um dessen Verfassung ein Zeiller und ein Sonnenfels sich so hoch verdient machten?

Unzählige Beweise sagen es, daß keineswegs die Wohlhabenheit mit der zunehmenden Menge der Menschen gleichen Schritt zu halten pflege. — Vermehrt sich aber nur die Menge der Nothleidenden, dann ist der innern Unsicherheit Thür und Thor geöffnet. Noth kennt kein Gebeth! — Hat man den Mangel an Lebensmitteln vorgebeugt, und die Arbeitslust durch Hoffnung des Absatzes gespornt; nur dann wieder findet sich der Mensch in das schönere Gleis der Bürgerbestimmung zurück geführt, und nur dann kann sich eine Regierung schmeicheln, die herrlichste Prüfung ihres Regierungs-Talents bestanden zu haben. Schon der mit dem Beyfalle eines Socrates gekrönte Cephalus bemerkt es nach Plato, daß der Reiche am besten daran ist, indem er weder zu lügen noch zu betrügen, Ursache hat, und Göttern und Menschen das Schuldige abtragen kann. Ganz anders verhält es sich mit armen Leuten, wenn diese das Gros der Nation bilden. Unter den Lazzaroni's und Tiberbewohnern finden sich starke Parthien hiervon. Der wackere Bonnstetten behauptet mit trübem Unmuthe, in den dort befindlichen vielen Bettelklöstern (sie sind, nebst manchem Besseren, seit wenigen Wochen nicht mehr!) die sichersten Wahrzeichen einer allgemeinen Bettelhaftigkeit gefunden zu haben *). Erst studiere demnach die Regierung die Mittel, wie der Wohlstand der Menschen, die schon da sind, vermehrt werden könne, und dann sey ihr um Vermehrung der Sicherheit nicht bange.

Das also sey eine der ersten Staatsangelegenheiten jeder Continental-Macht, damit sie den Anbau solcher Früchte befördere, welche verhältnißmäßig zu andern genießbaren Producten auf gleicher Bodengröße sich stärker und schneller vermehren, und die sonst üblich gewesenen an nachhaltender, sättigender Kraft übertreffen. Würde bey unserer Armee der Genuß des türkischen Weitzens, statt der Kartoffeln, eingeführt, würden die Officiere beytragen, dem gemeinen Mann durch eigenes Beyspiel der Verzehrung des Maiskoches (welches dem so genannten Weitzengrieskoche nicht viel nachgibt,) vorzugehen; würde jede Stadt- oder Dorfgemeinde, wo Soldaten liegen, sich herbeylassen, nur einen kleinen Theil ihrer so unnützen Huthweiden diesen Kriegern einzuräumen, damit letztere sich im Frieden selbst ihre Nahrung durch eigener Hände Fleiß, der das Vieh größten Theils ersetzt, vergrößern und verbessern könnten; und würden diese wenigen Zeilen nach Verdienst erwogen, und nicht bloß als die Ausgeburt eines müßigen Kopfes angesehen: dann würde ich mich glücklich schätzen! Der Staat könnte nicht bloß Millionen Gulden ersparen, indem er auf diese Art seine kostspieligsten Consumenten zu wohlthätigen Producenten zugleich umgeschaffen hätte, sondern er würde, was noch schätzbarer ist, vielen tausend Menschen dadurch erst ihre Existenz werthvoll machen.

Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Regierers Seele kühn geworfen
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! — So könnte,
Was erst so grillenhaft euch schien, sehr zweckvoll
Und sehr besonnen seyn!

Lehrt den Soldaten die Erde liebgewinnen, die unter seiner Hand Maisstängel Mannshoch empor treibt; dann wird er auch den vaterländischen Boden seiner Brüder ehren, und die Klagen der Bauern, als würden ihnen von bewaffneten Leuten Kartoffeln und Rüben mitten vom Felde genommen werden als grundlos sich bewähren. Werden einmahl unsere Soldaten den größten Theil des Jahres mehr auf freyem Felde, als in Casernen zubringen; dann werden sie auch aufhören in jeder Woche einen Transport den Spitälern zuzuliefern, und die Gottesäcker werden weniger schnell durch sie bevölkert werden. Die erhabenen Brüder unsers menschenfreundlichen Monarchen, ein Johann und Rainer, haben sich selbst auf ihren Reisen in niedrigen Hütten, deren Eintritt sie nicht verschmähten, überzeugt, mit welcher dankbaren Freude der Landmann überall wo er nur die Maisfrucht kennt, ihr außerordentlich ergiebiges Mehl als seine vorzüglichste Speise anerkennt. Ich hoffe zu Gott, der oben mit wenigen Worten gemachte Vorschlag werde, wenn er an den rechten Mann gebracht wird seinen Eindruck nicht verfehlen.

.....

Auf den dritten Punct möchten wir Folgendes antworten: Allerdings ist es wahr, daß, je mehrere Menschen sind, desto vermehrter auch die physischen und moralischen Fähigkeiten zum Hervorbringen seyen; aber aus diesem folgt dennoch keineswegs, daß wirklich mehr hervorgebracht werde. Denn es kann sich sehr wohl der Fall bey mehreren Menschen, bey ganzen Völkern, wie bey Einzelnen ereignen, daß ihre Fähigkeiten mit einem ewigen Schlummer umhüllt sind. Wenn man in Hinsicht auf Staats- und Weltklugheit die Menschen betrachtet, das heißt, bloß die Vortheile abwiegt, welche durch dieselben ihren Mitgesellschaftern, oder den Erdbürgern überhaupt zu Theil werden; dann mag der Königsberger Weltweise wohl recht haben, wenn er in seiner Kritik der teleologischen Urtheilskraft die Frage aufwirft, ob es wohl nöthig sey, daß Menschen, wie die Neuholländer oder Feuerländer sind, existiren. — Der Mensch, der seine Fähigkeiten nicht in Anwendung bringt, ist für den Staat und die Welt gerade so viel, als besäße er sie gar nicht; der Werth seines Daseyns, die hohe Würde seiner Bestimmung fällt fast ganz weg. Nun aber werden tausend Kräfte desselben zeitlebens ungenützt bleiben, und nie zur vollen Entwickelung gelangen, so lange kein Capital da ist, welches dieselben zur Wirksamkeit ruft, und den Industrie-Lohn bezahlt. Selbst ein noch so großes Genie unterliegt, wenn die Unterstützung zu lange ausbleibt. Wir haben, wie wir glauben, hier eine zweyte sehr interessante Saite berührt, ohne deren Berücksichtigung das Bevölkerungs-Princip Blößen der Einseitigkeit zu geben scheint. Das Capital muß auch nebst den Menschen existiren, und unter sie gehörig vertheilt seyn; sonst steht es keineswegs gut um das Gewerbswesen überhaupt, und die Handelsgeschäfte insbesondere, deren Leitung der Herr Vice-Präsident als einen vorzüglichen Theil der Staatsverwaltung heraushebt. Mit noch so viel Fähigkeiten und Händen wird nichts von Belang im großen Gütertausche der Nationen erzielt, wenn Niemand sein Geld verleiht, das Talent zu bilden, welches dadurch gleichsam ein neues Kenntniß-Capital bey sich selbst (trotzend allen Stürmen der Zeit und jeder Zerstörungssucht unlauterer Machthaber!)

*) S. dessen Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Eneide, suivi de quelques: Observations sur le Latium moderne.

anlegt; wenn niemand Geld zum Ankauf der Instrumente und zur Melioration des Grund und Bodens darreichen will. Je mehr das Capital wegen Zuwachs an Menschen in viele kleine Theile zersplittert wird, desto mehr verliert es auch an Vollkraft. Das Zutrauen auf die liebe Noth, daß diese schon erfindsam mache, dünkt mir eben so viel, als das Zutrauen auf einen nachgeschickten, hinkenden Bothen, daß er die übrigen rüstigen Männer erreichen werde. In einem Lande, wo der Gemeinsatz aus den vollen Backen einiger Wenigen als unfehlbar mir aufgedrungen würde, daß die ärmsten Bauern die fleißigsten und besten sind, in einem solchen Lande möchte ich keineswegs dieses kurze Erdenleben zubringen wollen. Da, wo die Armuth nicht bloß Folge von physischen Conjuncturen, sondern von Unterdrückungen ist, da benimmt sie jeden echten Muth zur Vermehrung der Production. Solche Menschen werden am Ende so gleichgültig für das genußreiche Leben, als sie es beym genußlosen Leben scheinen; hohl ist ihr Schädel, wie jene sind, die am alten Kirchhofe über einander geworfen liegen! Das Emblem der Göttlichkeit auf ihrer Stirne finden zu wollen, hieße vergebens seine Prüfungsgabe martern! Wenn dergleichen Menschen doch ein Capital genannt werden wollen, so sind sie wenigstens ein Capital, das nur bewußtlos Zinsen trägt, und ihrem Staate und der Menschheit wenig Ehre macht! — Welch ein Unterschied zwischen römischen Bauern, wie sie ein C. Victor von Bonstetten auf den Boden des alten Latiums traf (fünfzehn Personen starben 1802 Hungers zu Ardea!) und zwischen englischen Landpächtern, wie sie der von König Ferdinand aus Sicilien in die brittische Insel geschickte Professor Balsamo fand; wie groß ist nicht das Betriebs-Capitale der letztern, wenn sie eine Wirthschaft übernehmen!

Auch scheint es uns keineswegs richtig, wenn man annimmt, daß mit der Vermehrung der Menschen die Zahl der Bedürfnisse und Erwerbswege parallel sich vermehre. Hat aber die Summe des Erwerbs und die Masse der Lebensmittel nicht das Gleichgewicht mit dem Menschenzuwachse, dann möchten wir wissen, wozu der letztere wohl dienlich seyn soll, und ob er sich am Ende nicht selbst wieder aufzehre. Kann nicht ein Einzelner weit mehr Bedürfnisse haben, als zehn andere, und folglich auch weit mehr Menschen mit gutem Verdienste versehen? Wie wohlthätig sorgte nicht für die jungen Künstler aller Nationen in Rom Lord Bristol, und für die Wiener Bürger Fürst Galizin! Nur derjenige, der mit Capitalien ausgestattet ist, kann vortheilhaft in die innern Güter eingreifen, und das Staatsbeste thätig fördern! Auch richtet sich keineswegs die Menge der Erwerbenden nach der Menge der Bedürfenden, sondern nach der Menge der Zahlungsfähigen. Nicht eine große, sondern eine hohe Nachfrage gibt Sporn und Kraft.

Eben so macht nicht bloß die Vielheit der Menschen, daß viele Waare durch ihre Hände zu Stande kommt. Weit mehr wird in dieser Hinsicht eine kleine Menge, aber überlegter Männer ausrichten, welche die Arbeiten gehörig zu vertheilen, und zur Verstärkung des Effects am rechten Orte Maschinen anzubringen versteht. Auch werden wenige Arbeiter, welche man gut zahlt, folglich gut nährt, und mit einer versicherten Aussicht zum Lebensgenusse selbst für die Ihrigen belebt, weit freudiger, besser, behender und mehr arbeiten, als viele schlecht oder gar nicht gezahlte, bloß gegen dürftige Kost und Kleidung dienende Leute.

Die Größe des National-Reichthums ist mit Nichten eine Folge der Volksgröße. Alles hängt davon ab, daß die Einzelnen im Volke, die da sind, gern und mit Überlegung arbeiten. Dann wird durch ihre Industrie die Arbeit von doppelt so vielen Händen erspart, welche immer nach dem alten Schlendrian, Jahr aus Jahr ein, gleich viel, oder vielmehr gleich wenig arbeiten. Alles hängt ferner davon ab, damit der zweyte Theil des Volkes nicht zu stumpfsinnig sey und Jahrhunderte hindurch bleibe, um die Kunstarbeiten seiner Mitbürger nach dem innern, wahren Werthe beurtheilen zu können. Dem Staate muß ungleich mehr an dem Umstande liegen, daß seine Unterthanen, die schon da sind, viel speculiren und auszuführen wünschen, als daß er die Summe derselben vermehre. Wenn ich so sagen darf, geistigere, cultivirtere Menschen um sich zu sehen, dieß sey sein höchster Stolz; nur dadurch vermag er zu triumphiren! Oft hat schon der speculative Engländer in den Pflanzen, Thieren und Mineralien aller Welttheile Stoffe zu neuen Volksvermögen gefunden, welche vor ihm mit trägem geistlosen Blicke angesehen, oder wohl gar kalt und grausam mit Füßen getreten worden sind. Er hat sich dadurch weit mehr, als die Spanier mit ihren Silberflotten bereichert. Ja, Er ist es, welcher aus seinen kleinen Inselande mit seinem Handelsschiffen den größern Theil der Erde beherrscht, und, weil ihm dennoch öfter seine eigene Bevölkerung zu groß schien, neue Gegenden dieses Planeten mit seinem betriebsamen Volke befruchtet hat.

Nur dann, wenn jeder im Volke sich viele Zwecke vorzusetzen und viele Mittel hierzu auszusinnen vermag, hat der Staat den wahren Weg ergriffen, um gleichsam selbst die leblose Welt für sein Bestes zu begeistern. Eine andere Güter-Sphäre erscheint vor dem, im edlern Sinne des Wortes erzogenen, Volke; ihre Radien verbreiten sich, gleich jenen der Sonne, von keinem engbrüstigen Neider aufhaltbar, und bilden mit jedem Morgen einen neuen Strahlenkreis, nach welchem sich jeder Mann von Kopf und Gefühl hinsehnt. — Nur das Vervielfältigen der geistigen und technischen Vollkommenheiten an den Subjecten, die schon da sind, aber keineswegs das Vervielfältigen der Menschen an sich, kann einen Staat reich und blühend machen. Es ist freylich nichts leichter, als den Engländer ein Schooßkind des Glückes zu nennen, als sich und die Regierungen mit dem Gedanken einzuschläfern, daß nicht wir, daß nicht sie daran Schuld sind, wenn es um Staatenwohlstand schlecht aussieht; und daß nur der Zufall es war, welcher jenes kleine Insulaner-Volk zum wohlhabendsten und mächtigsten der Welt macht.

.....

Zum Schlusse muß ich bekennen, daß auch der letzte Punct mir nicht einleuchten will. Wenn die Volksmenge sich mehrt, so werden nach meiner unvorgreiflichen Meinung auch die Regierungsschwierigkeiten sich vermehren; und eben, weil man die Theile des großen Ganzen, wegen der Vielheit der Individuen, schwerer übersieht, und die Reibungen unter ihnen größer seyn werden, wird auch der Staatsaufwand um so beträchtlicher ausfallen. Da die Regierung zu wenig Zeit hat, um bey ihren Untersuchungen bis in das tiefe Detail zu dringen, und mit kleinen Ersparungen sich zu befassen, so wird dieselbe einen um so größern Theil des National-Einkommens, ohne wesentlichen Vortheil der Nation, verschlingen. Mich däucht ferner, daß

wenn selbst unsere bessern Köpfe, welche, wie billig, die Mathematik hoch in Ehren halten, fortfahren, da, wo von Staatsgröße und Volksstärke die Rede ist, die Schätzung bloß nach Zahlbegriffen und Linienausdehnungen, das heißt lediglich nach dem Maßstabe der Sinnlichkeit zu versuchen, dieses kein gutes Omen für unsere Staaten sey, und jene Denker mit Traurigkeit erfüllen werden, welche in der bürgerlichen Gesellschaft etwas mehr, als bloß den körperlichen Koloß betrachtet wissen wollen.

Es scheint mir endlich zu gewagt, die Begründung der öffentlichen Staatswohlfahrt von einer einzigen Ursache herschreiben, und behaupten zu wollen, die Bevölkerung allein enthalte alle Mittel, um den Staatsendzweck zu erreichen. Ich halte es für richtiger zu behaupten, daß eine noch so große Volksmenge an sich, eine noch so große Geldmasse für sich, und ein noch so ausgebreiteter, selbst fruchtbarer Grundboden, so lange keinen bedeutenden Staatswerth haben, als dessen Einwohner aus sich selbst nichts zu machen verstehen, als sie das Geld nicht in gehörigen Umlauf zu bringen wissen; als endlich sie keinen Werth aus dem Grundboden herauszubringen, nicht das geistige und materielle Vermögen in hinlänglicher Fülle besitzen. Ich erinnere mich hier an jene Bemerkungen eines Thaer in seinen Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft, welche er rücksichtlich der Hervorbringung einer einzigen vollständigen Kornähre macht. Vier Stoffe und Potenzen wußte man, nach ihm, schon ehedem, welche an der Erzeugung mitwirken; nun rechnet man noch vier andere hinzu (Luft, Licht, Sauerstoff und Kohlenstoff,) und noch zweifelt dieser unschätzbare Gelehrte, ob es wohl bey den von ihm näher erörterten, acht einwirkenden Ursachen, sein Bewenden habe, um eine vollkommene Ähre erscheinen zu machen. Soll etwa das schöne Phänomen eines dauerhaft begründeten Staats, einer glücklichen, bürgerlichen Gesellschaft die Wirkung ungleich weniger, vereinigter und in einander verschlungener Ursachen seyn? Sollte nicht auch hier das von Thaer ausgesprochene sich bewähren: „wenn deren (der Ursachen) neun beysammen sind, und die zehnte fehlt, so erfolgt auch die Wirkung nicht, oft die ganz entgegen gesetzte."

Doch es ist Zeit abzubrechen, damit der Satz an mir nicht wahr werde; was zu viel beweiset, beweiset nichts. Ich unterschreibe übrigens mit Vergnügen die Überzeugung, daß ein so heller Denker, wie Herr von Sonnenfels, ohne allen Zweifel, da er von Beförderung der Volksgröße schrieb, den Satz früher und besser als ich, wenigstens bey sich erwog, daß in Beurtheilung der Größen man nicht bloß auf die Vielheit, sondern auch auf die Großheit der Einheiten zu sehen habe, und daß wahrscheinlich nur die Voraussetzung eines geschicktern, denkenden Lesepublicums den Herrn Verfasser abhielt, seinen Satz mehr von allen Seiten zu beschneiden und zuzurunden; daß demnach nicht so wohl an ihn, sondern an seinen Lesern die Schuld lag, wenn daß von demselben herausgehobene Princip so viele Mißdeutung bisher erregt hat. — Bey aller dieser tiefen Überzeugung aber vermag ich dennoch auch eine zweyte nicht zu bergen, daß ein Satz, wie das Princip der Volksvermehrung, welcher so vieler Einschränkungen bedarf, nicht geeignet sey, um den Fundamental-Satz an der Spitze der Politik zu bilden. Habe ich geirrt, waren meine vorgetragenen Bedenklichkeiten und Gründe unzulänglich, und verdiene ich wirklich zu fallen: dann wünsche ich meinen Fall wenigstens durch eine edle Hand beschleunigt; ich kenne keine edlere, als die jenes Mannes, dessen politische Hauptmaxime, in wie fern sie aus seinen öffentlichen Schriften bekannt ward, ich um des Gemeinbesten Willen zu prüfen, mich verpflichtet hielt. Was konnte ich wagen, da die allbekannte Gesinnung dieses vaterländischen Staatsgelehrten keineswegs mit der Denkart einer Regierung zu vermischen ist, von welcher der verblichene Schiller spricht:

In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie brauchen kann. Verworfen
Sind alle Stämpel, die nicht diesem gleichen.
So will's der Krone Politik.

Neu-Idria.

So verdient das neu entdeckte, reiche und mächtige Quecksilber-Bergwerk, nahe beym landesfürstlichen Markte Kappel im Klagenfurter-Kreise (in Kärnthen) genannt zu werden, das zwar seit drey Jahren schon betrieben wird, dessen Mächtigkeit sich aber erst im späten Herbst des vorigen Jahres aufdeckte, als Idria durch den Wienerfrieden abgetreten wurde.

Dieses Bergwerk, dessen Entdeckung sein Besitzer, Herr Johann Fux, einem Hirten zu verdanken hat, liegt in der südlichen Kalkgebirgskette, die den Klagenfurter-Kreis von Krain scheidet. Das Erzlager, welches nach dem Gebirgzuge von Westen in Morgen zwischen Thonschiefer und Übergangskalk streichet, ist bereits in einer Seigerhöhe von zwölf, und einer Mächtigkeit von neun Fuß aufgeschloßen; und da der Erzgang an der Sohle des eingetriebenen Unterbaues mächtig und edel anstehet, so kann man mit aller Wahrscheinlichkeit auf Dauer und Ergiebigkeit rechnen, so zwar, daß dieses Bergwerk allein mehr als den inländischen Bedarf an Quecksilber und seinen Präparaten zu liefern im Stande seyn wird.

Das Erz selbst ist lichtrother Zinnober, hält im Zentner zehn bis zwanzig Pfund Quecksilber, und da der Zinnober mit Kalk gemischt bricht, so wird die Reduction des Metalls dadurch außerordentlich erleichtert, weil jeder Zusatz überflüßig ist.

So wie die Aussichten gegenwertig stehen, dürfte die Ausbeute jährlich 1500 bis 2000 Zentner Quecksilber betragen.

Leichter verschmerzen wir nun Idria mit seinem kostspieligen Schachtbau, um so mehr, da die Ausfuhr dieses Metalls nach Spanien durch den Seekrieg ganz gehemmt ist, und auch in der Folge beym Frieden unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie mehr in der Quantität von daher gefordert werden dürfte wie vormahls.*)

Das Kampfspiel des Suero de Quinones.

(Ein Beytrag zur Geschichte des Ritterwesens in Spanien.)

Es ist bekannt, wie bey den ritterlichen Kampfspielen beglaubigte Schreiber zugegen waren, welchen oblag, die Thaten der Kämpfer aufzuzeichnen, um Jedem, der es verlangte, ein schriftliches Zeugniß seiner Tapferkeit geben zu können, der Gerechtigkeit und der Wahrheit gemäß. Eine Urkunde dieser Art

*) Aus den trefflichen vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat.

ist: Libro del passo honroso, defendido por el excelente caballero Suero de Quinones, copilado de un libro antiguo de mano, por Juan de Pineda. Das Buch ward zuerst 1588 und zum zweyten Mahle Madrid, 1783, 4. herausgegeben. Es ist das nur in unwesentlichen Dingen abgekürzte Protokoll, welches der königliche Schreiber, Juan Rodriguez Delena, als erbethener Notar, bey dem Kampfspiele führte. Dieses Kampfspiel war ein sogenannter pas d'armes, wie es in Frankreich hieß. Sainte-Palaye's Abhandlung über das Ritterwesen Band I. S. 281 nach Klüber's bereicherter Übersetzung und die Mémoires tirés d'une grande bibliothèque, Vol. C. S. 103 — 107 beschreiben, diese Ritterkämpfe und den Unterschied derselben von Turnieren. So bekannt die Gebräuche des französischen Ritterthums durch fleißige Sammler geworden sind, so unvollständig kennt man das Ritterwesen in Spanien, wo die Nationalität und der Einfluß maurischer Sitten dieser interessanten Erscheinung des Mittelalters manche Eigenthümlichkeit gaben, welche die in den Chroniken zerstreuten Nachrichten aufhellen. Ich lasse dem Augenzeugen des berühmten Kampfspiels die einförmige Umständlichkeit, die ihm seine Amtspflicht geboth, um ihm nur die Züge nachzuerzählen, welche für die Sittengeschichte des Zeitalters merkwürdig sind. Man findet hier ganz die sonderbare Mischung von Liebe, Tapferkeit und Religion, welche das Ritterthum auszeichnete.

.....

Als König Joann II. mit seiner Gemahlinn Donna Maria, seinem Sohne und Erben Don Heinrich, und dem erlauchten und berühmten Herrn Alvaro de Luna, Großmeister von Santiago und Connetable von Castilien, und vielen andern Prälaten und Rittern seines Hoflagers, in der edeln Stadt Medina del Campo am Neujahrstage 1434 Nachts gegen ein Uhr in seinem Saale ein fröhliches Fest feyerte, da näherte sich dem Platze, wo der König saß, ehrerbiethig sich beugend, Suero de Quinones mit seinen neun Rittern, alle von altchristlicher Herkunft,*) alle ganz gewapnet, küßte ihm Hand und Füße, und ließ ihm durch einen Herold eine Bittschrift überreichen folgenden Inhalts: „Es ist ein billiges und gerechtes Verlangen, daß diejenigen, welche in Gefangenschaft sind, Freyheit begehren, und wie ich, euer Vasall und geborner Unterthan, seit langer Zeit einer edeln Frau dienstbar bin, und zum Zeichen jeden Donnerstag dieß Eisen um den Hals trage, das ist bekannt geworden durch Herolde an eurem Hofe, in eurem Reiche und im Auslande. Jetzt aber habe ich im Nahmen des Apostels Jacob meine Auslösung verabredet, welche darin besteht, daß ich und diese geharnischten Ritter dreyhundert Lanzen mit mailändischen Spitzen im Schafte brechen; mit jedem Ritter nähmlich, welcher des Weges kommen wird, drey Lanzen, so daß diejenige, welche verwundet, für gebrochen soll gehalten werden. Es soll dieß geschehen fünfzehn Tage vor dem Feste des Apostels Jacob, des Schutzheiligen eurer Unterthanen, und fünfzehn Tage nachher, wofern nicht vor dieser Frist meine Auslösung vollbracht wäre. Ich werde mich an der Straße befinden, welche die meisten Reisenden zu wählen pflegen, die zu dem Begräbnißorte des Heiligen wallfahrten, und allen fremden Rittern und Edeln, welche dort erscheinen werden, will ich verkünden, daß sie Rüstungen, Pferde, Waffen und Lanzen finden sollen, deren sie sich bedienen können, ohne Furcht, durch einen leichten Stoß dieselben zu zerbrechen. Allen achtbaren Frauen aber sey kund, daß jede, welche dahin kommen wird, wo ich mich befinde, wenn sie keinen Ritter hat, der für sie kämpfen kann, den Handschuh der rechten Hand verliert. Aber das Gesagte versteht sich unter der Bedingung, daß Euer königl. Hoheit nicht soll gehalten seyn, jene Proben zu bestehen, so wenig als der erlauchte Herr Connetable Alvaro de Luna."

Als der Herold dieß Gesuch gelesen hatte, berieth sich der König mit seinen Edeln, und da er fand, daß man's gewähren müßte, gewährte und bewilligte er die Bitte, wie sie vorgetragen war, auf daß der wackere Suero de Quinones sich also befreyen möchte. Darauf sprach der Herold mit lauter Stimme im Saale; „Kund sey hiermit allen Rittern und Edeln unsers erhabenen Königs, daß er diesem Ritter Erlaubniß zu diesem Unternehmen gibt, unter der Bedingung, daß weder der König noch sein Connetable darein verwickelt werde."

Nach dieser Verkündung trat Suero zu einem der Ritter, die im Saale tanzten, bittend ihm den Helm abzunehmen, ging darauf zu dem Sitze, wo der König und der Kronprinz saßen, und dankte für die erhaltene Erlaubniß. Er entfernte sich alsdann mit seinen ritterlichen Gefährten, sich zu entwaffnen, und als sie ihre Leibröcke angelegt hatten, wie die Sitte verlangte, kehrten sie in den Saal zurück, um zu tanzen. Sobald der Tanz geendigt war, ließ Suero die Gesetze des Kampfes vorlesen, welche also lauteten:

„Im Nahmen Gottes und der heiligen Jungfrau, unserer Frau, und des heil. Apostels Jacob, mache ich Suero de Quinones, Ritter und Vasall des erhabenen Königs von Castilien, und von der Familie des erlauchten Herrn Connetable, die Bedingungen meines Unternehmens bekannt, das ich am Neujahrstage vor gedachtem großmächtigsten Könige angekündigt habe. 1) Es wird allen Rittern und Edeln, welche von dieser Waffenthat hören werden, verkündet, daß ich mit neun Rittern, die mir bey der Erlösung aus der Gefangenschaft beystehen, an dem Passe bey der Brücke von Orbigo, ein wenig seitswärts vom Wege,*) mich befinden werde, fünfzehn Tage vor dem Jacobsfeste, und fünfzehn Tage nachher, wenn nicht früher meine Befreyung vollbracht wäre. Sie besteht darin, daß dreyhundert Lanzen mit starkem Eisen in kriegerischer Rüstung gebrochen werden, und zwar ohne Schild und Tartsche, auch soll kein Theil der Rüstung mehr als doppelt liegen. 2) Alle fremde Ritter werden dort Harnische, Pferde und Lanzen finden, ohne daß dabey ich und meine Gefährten einen Vortheil erhalten. 3) Mit jedem Ritter, welcher erscheinen wird, werden drey Lanzen gebrochen, und jede ist für gebrochen zu achten, die einen Reiter aus dem Sattel hebt und Blut fließen macht. 4) Jede achtbare Frau, welche bey jenem Orte, oder in der Entfernung einer halben Stunde vorüber geht, und keinen Ritter hat, der für sie den Kampf bestehen will, verliert den rechten Handschuh. 5) Wenn zwey Ritter oder mehrere kommen, den Handschuh einer Dame zu lösen, soll nur der Erste zugelassen werden. 6) Da es Manche gibt, die nicht wahrhaft lieben, und begehren möchten, den Handschuh von mehr als einer Dame zu befreyen, so soll es nicht verstattet seyn, wenn die drey Lanzen mit ihm gebrochen sind. 7) Es werden von mir

*) De limpia sangre, von reinem Blute, wer keinen Mauren oder Juden in seinem Stammbaum hat — ein hoher Ruhm in Spanien.

*) Sechs Stunden von Leon und drey von Astorga.

drey Frauen aus diesem Reiche durch Herolde ernannt werden, um bey dem Unternehmen zugegen zu seyn, und durch ihr Zeugniß zu bekräftigen, was vorgeht; aber ich versichere, es soll nicht ernannt werden die Dame, der ich angehöre, unbeschadet der Achtung gegen ihre großen Tugenden. Der erste Ritter, welcher auftreten wird, den Handschuh einer Dame von mir zu lösen, soll einen Diamant erhalten. 8) Da einer oder zwey von uns, die wir den Paß beschützen, von so Vielen zum Kampfe könnten gefordert werden, daß sie solcher Arbeit nicht gewachsen wären, oder, wenn sie's wären, den übrigen Waffengefährten keine Gelegenheit zum Kampfe bliebe; so sey allen kund, daß Niemand Jemanden herausfordern darf oder wissen soll, mit wem er kämpfet, bis die vorgeschriebene Zahl von Lanzen gebrochen ist; aber jeder sey versichert, daß sich ihm ein Ritter oder Edler entgegen stellen soll mit untadeligen Waffen. 9) Wenn aber Jemand, nachdem die drey Lanzen gebrochen sind, noch mit Einigen der Paßvertheidiger besonders zu kämpfen begehrte, so mag er seinen Wunsch kund machen, und es soll, wofern die Zeit es erlaubt, noch eine andere Lanze mit ihm gebrochen werden. 10) Wünscht einer der Ritter, die sich zum Kampfe stellen, eines von den vorgeschriebenen Stücken der Rüstung abzulegen, so mag er's mir sagen lassen, und es wird ihm gewillfahrt werden, wenn Zeit und Umstände es gestatten. 11) Mit keinem Ritter wird gekämpft werden, der nicht zuvor gesagt hat, wer er ist und woher. 12) Sollte einer der Ritter beym Kampfe Schaden nehmen an seiner Person oder Gesundheit, wie's bey Waffenspielen wohl zu geschehen pflegt, so will ich dort, damit er geheilt werde, sorgen wie für mich selbst, so lange als nothwendig und länger. 13) Wenn einer der Ritter, die sich mit mir oder meinen Gefährten versuchen, einen Vortheil über uns erlangte, so versichere ich ihn auf Ritterwort, daß er weder von uns, noch von unsern Verwandten und Freunden, deshalb soll zur Rede gestellt werden. 14) Jeder Ritter oder Edle, der auf dem geraden Wege die heilige Wallfahrt (nach Compostela) macht, ohne sich dem Passe zu nähern, den ich vertheidige, kann ungehindert von mir und meinen Gefährten seine Reise fortsetzen. 15) Jeder Ritter, der von dem geraden Wege ausbeugend zu dem Passe kommt, den ich beschütze, kann nicht weggehen, ohne zuvor die drey Lanzen zu brechen, oder eines von seinen Waffenstücken, oder den rechten Sporn zurück zu lassen, mit der Verpflichtung, nie wieder jene Waffe oder jenen Sporn zu tragen, bis er eine eben so gefährliche, oder eine gefährlichere Waffenthat bestanden. 16) Wenn einer meiner Gefährten einem der Kämpfer, welche sich einfinden, ein Pferd tödtet, werde ich's ihm bezahlen; wofern aber diese einem von uns ein Pferd tödten, so sollen sie Ersatz leisten, wenn sie unredlich mit dem Gegner verfahren. 17) Wenn einer der Ritter im Anrennen das Pferd des Gegners trifft, und dieser mehr oder weniger auf den Harnisch stößt, soll die Lanze für gebrochen gehalten werden, wegen der Unredlichkeit des Gegners, der auf das Pferd gestoßen. 18) Wofern einer der Ritter, die zum Kampfe erscheinen, nachdem eine Lanze gebrochen ist oder zwey, nicht weiter sich versuchen wollte, soll er die Waffe oder den rechten Sporn einbüßen, als ob er hätte gar nicht kämpfen mögen. 19) Alle inländischen Ritter, welche bewaffnet zu Pferde erscheinen, den Kampf zu bestehen, sollen Waffen erhalten, und nicht mit den ihrigen, noch auf ihren eigenen Streitrossen kämpfen, um allen Vortheil aufzuheben. 20) Wenn ein Ritter beym Kampfe durch die erste oder zweyte Lanze verwundet würde, so daß er an diesem Tage nicht weiter kämpfen könnte, wollen wir nicht gehalten seyn, den Kampf mit ihm zu erneuern, obgleich er ihn für einen andern Tag verlangen möchte. 21) Damit kein Ritter oder Edler aus Besorgniß, daß ihm nicht nach Verdienst seine Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahre, unterlassen möge, bey dem Passe zu erscheinen; so sollen zwey alte, in Waffenthaten erprobte und glaubwürdige Ritter und zwey Herolde zugegen seyn. Die Kämpfer, welche sich einstellen, müssen denselben eidlich versprechen, ihnen in Allem, was wegen des Kampfspiels befohlen werden möchte, Folge zu leisten; wogegen ihnen die Kampfrichter und Herolde schwören, sie gegen Trug zu schützen, und wahrhaft nach Billigkeit und Kampfrecht zu urtheilen. Sollten aber neue Zweifel, welche nicht aus meinen Kampfsetzen gelöset werden können, sich erheben, so wird jenen Männern die Entscheidung überlassen, damit die Vorzüge oder die Vortheile, die Jemand durch die Waffen sich erwirbt, nicht verborgen bleiben. Die Herolde werden jedem, der es verlangt, ein schriftliches Zeugniß geben, wie es nach seinen Thaten der Wahrheit gemäß ist. 22) Kund sey es allen Herren in der Welt und allen Rittern und Edeln, welche von diesen Kampfsetzen hören werden, daß, wenn die Frau, der ich ergeben bin, des Weges käme, sie frey gehen soll, ohne daß ihre rechte Hand den Handschuh verliere, und außer mir soll kein anderer Ritter für sie kämpfen; denn es ist Niemand in der Welt, der es mit so gutem Fug könne als ich."

Als dieß vorgelesen war, übergab Suero dem Wappenherolde des Königs von Castilien einen Brief, worin er denselben bath, allen Königen, Fürsten und Herren, in deren Gebieth er käme, zu sagen, wie Suero dreyhundert Lanzen zu seiner Befreyung zu brechen wünschte, und da ohne den Beystand von Rittern, die mit ihm und seinen Gefährten kämpften, diese Erlösung nicht möglich war, so sollte der Herold allen das Gesuch eröffnen, daß sie „aus Höflichkeit und um der Liebe zu ihren Damen willen" ihm zu Hülfe kommen möchten.

Der Wappenherold versprach, den Brief an die Höfe der Könige zu bringen und öffentlich lesen zu lassen, durch ausgewählte Herolde aber denselben an andern Orten bekannt zu machen. Während der sechs Monathe, die von dem Tage, wo die Erlaubniß gegeben war, bis zu dem Anfange des Kampfspiels verflossen, ward in der ganzen Christenheit die Kunde von dem Unternehmen verbreitet. Suero benützte diese Zeit, Waffen, Pferde und die übrigen Bedürfnisse herbey zu schaffen. Es ward viel Holz gefällt in den Wäldern bey der Brücke von Orbigo zu dem Baue der Bühnen, der Kampfbahn und des Saales. Nahe an der Straße war ein angenehmer Wald, in dessen Mitte man eine große Kampfbahn von Holz, die 150 Fuß lang war und Lanzenhöhe hatte, erbaute. Um die Schranken waren sieben Bühnen errichtet. Die eine, an dem einen Ende derselben, war für Suero und seine Gefährten bestimmt, wenn sie in den Augenblicken, wo sie nicht selber kämpften, dem Waffenspiele zusehen wollten. Voran standen zwey andere, wo die fremden Ritter vor und nach dem Kampfe sich aufhalten sollten. Mitten in den Schranken aber erhoben sich zwey Bühnen, von welchen die eine den Kampfrichtern, dem Wappenkönige, den Herolden, den Trompetern und Schreibern, die an-

dre den edeln Rittern bestimmt war, welche das Unternehmen durch ihre Gegenwart ehrten. Die beyden andern Bühnen waren den übrigen Zuschauern, den Trompetern und Dienern der Ritter, die am Kampfe Theil nahmen, angewiesen. An beyden Enden der Schranken waren Thüren, von welchen die eine den Vertheidigern des Passes zum Eingange diente, und hier war das Wappenschild der Quinones in dem aufgepflanzten Banner zu schauen; durch die andre Thüre aber traten die ritterlichen Abenteurer herein, welche den Lanzenkampf bestehen wollten, und auch hier war ein Banner des Suero de Quinones aufgerichtet.

Es ward ferner ein Herold aus Marmor gebildet, welchen man auf ein marmornes Gestell setzte. Schön geschmückt mit Gewändern und Hut, stemmte er die linke Hand in die Seite, und deutete auf die Landstraße mit der Rechten, auf welcher geschrieben stand: Hierher geht's zum Passe. Dieser steinerne Herold ward jenseits der Brücke von Leon an der Landstraße aufgestellt am 10. Julius, dem ersten Tage der Kampfspiele. Am demselbigen Tage wurden zwey und zwanzig Zelte errichtet. Die beyden größten standen an dem Eingange der Schranken, welcher den fremden Kämpfern angewiesen war, und dienten diesen, sich darin zu bewaffnen. Die übrigen waren Wohnungen für die ritterlichen Abenteurer, für die Paßvertheidiger, die Zuschauer, und für das Gefolge und die Diener der Kämpfer. Mitten unter diesen Zelten war ein hölzerner Saal von Gitterwerk errichtet, ganz behangen mit köstlichen französischen Teppichen. Es standen darin zwey Tische, der eine für Suero und die ritterlichen Kämpfer, der andre für die übrigen vornehmen Gäste. Im Hintergrunde war ein reich besetzter Schenktisch, und nicht weit von dem Saale floß einer der Flüsse, welche den Wald umgaben. Viel edle Herren ehrten das Kampfspiel durch ihre Gegenwart, und Suero bewirthete alle in einigen nicht weit entfernten Örtern, welche seinem Vater gehörten. Auf Suero's Gesuch sandte seine Mutter gleich Anfangs eine edle Frau, Elvira Alvarez, die Gattinn eines wackern Ritters, zu dem Passe, wo sie mit sechs andern Frauen als erste Krankenwärterinn die Ritter, welche bey den Kampfspielen verwundet würden, verbinden und pflegen sollte.

Am selbigen Tage, Sonnabends den 10. Julius, meldeten der Wappenkönig und der Herold dem Ritter Suero und den Kampfrichtern, es wären bey der Brücke von Orbigo drey Ritter, welche den Lanzenkampf zu bestehen begehrten. Der eine war ein Deutscher, Rahmens Arnold von Rothwald, (Arnaldo de la Floresta bermeja) aus der Mark Brandenburg, die andern zwey Brüder aus Valencia. Erfreut über die Ankunft so mannhafter Ritter, ließ Suero sie in sein Zelt einladen. Sie erschienen, und Suero empfing sie ehrerbiethig am Eingange der Kampfbahn in Gegenwart der beyden Richter. Sie sagten, es hätte die, in der ganzen Christenheit verbreitete, Verkündung sie herbey gerufen, und sie wünschten, den Kampf zu beginnen, ehe andere kämen. Die Kampfrichter wiesen den Wappenkönig und den Herold an, den drey Rittern, weil sie fünfzig Schritte von den Schranken vorüber gezogen waren, die rechten Spornen abzunehmen, bis die Kampfspiele angefangen hätten, wo man sie allen zurück geben wollte. Die Spornen wurden abgelegt, und feyerlich an einen französischen Teppich aufgehangt, der sich auf der Bühne der Richter befand.

Am folgenden Tage bey Anbruch des Morgens, ertönten die Trompeten und andre Blasinstrumente, und entzündete mit Kampflust die Herzen der Krieger. Suero de Quinones erhob sich mit seinen neuen Gefährten, und als sie Messe gehört hatten, zogen sie auf den Kampfplatz in die Schranken. Suero erschien auf einem kräftigen Rosse, das mit blauer Decke geziert war, worauf seine Devise und das Halseisen in Stickerey sich zeigten, und über jeder Devise standen die Worte: Il faut délibérer. Er trug einen Waffenrock von olivengrünem Sammet, Beinkleider von Scharlach nach italienischem Schnitt, eine hohe Scharlachmütze und reich vergoldete italienische Spornen. In der Hand hielt er das vergoldete entblößte Schwert. Am rechten Arme war um den Muskel ein Bild von seiner Unternehmung in Golde gearbeitet, zwey Finger breit gewunden, und umher stand mit blauen Buchstaben:

Si à vous ne plait de avoyr mesure,
Certe je dis,
Que je suis
Sans venture.

Ihm folgten auf schönen Pferden drey Pagen, auf deren blauen Waffenröcken die Devise des Ritters erschien. Die Pferdedecke des ersten Pagen war von buntem Damast mit Zobel verbrämt, und mit dicken silbernen Rollen gestickt. Auf dem Haupte trug der Page einen Helm, über welchem ein großer vergoldeter Baum mit grünen Blättern und vergoldeten Früchten stand, an dessen Fuße sich eine grüne Schlange empor wand — wie an dem Baume, woran Adam sündigte — und mitten durch den Baum ging ein Schwert, worauf die Worte standen: Le vray ami. In der Hand trug er seine Lanze.

Vor Suero ritten seine neun Waffengefährten, einer hinter dem andern, in scharlachenen Waffenröcken und Beinkleidern, und alle trugen in Stickerey das Sinnbild ihres Anführers, so wie auf den blauen Pferdedecken den Wahlspruch: Il faut délibérer. Vor ihnen ward von zwey schönen Pferden ein Karren voll Lanzen gezogen, welche von dreyerley Art waren, dicke, mittlere und dünne, die aber alle einen ziemlichen Stoß aushalten konnten. Über die Lanzen waren blaue und grüne Decken gebreitet, auf welchen Oleanderbäume mit ihren Blumen gestickt waren, und auf jedem Baume war ein Papagey abgebildet. Oben saß ein Zwerg, der den Karren lenkte. Den Anführer begleiteten mehrere Ritter zu Fuße, wovon einige sein Pferd am Zügel führten, um ihre Ehrerbiethung oder ihre Ergebenheit ihm zu bezeugen.

So erschien Suero in den Schranken, und als er sie zwey Mahl umritten hatte, hielt er beym zweyten Ritte mit seinen Waffenbrüdern vor der Bühne der Richter, welche er bath, ohne Freundschaft oder Feindschaft über alles, was hier vorgehen möchte, zu urtheilen, allen gleiche Waffen zu geben, jeglichem die Ehre und den Ruhm zu ertheilen, den er durch Tapferkeit und Geschicklichkeit verdiente, und die Fremden zu schützen, wenn sie, wegen Verwundung eines Paßvertheidigers, von andern sollten angegriffen werden. Früh am Montage — wie an jedem Tage, so lange die Kampfspiele dauerten — hörte Suero mit seinen Waffenbrüdern und ritterlichen Gästen die Messe in dem großen Zelte, wo er eine Kapelle und einen Altar mit köstlichen Reliquien und reichen Verzierungen hatte. Darauf gingen die Kämpfer in ein anderes Zelt, um sich zu waffnen, und Suero ließ die Richter einladen, auf daß sie

sehen, mit welchen Waffen er sich rüstete. Er sandte sie dann in das Zelt, wo sich die deutschen Ritter rüsteten. Ritter Arnold zeigte seine Waffen und sein Pferd, und die Richter waren zufrieden, obgleich des Deutschen Pferd besser als Suero's Streitroß war. Der Kampfplatz ward von mehrern Schildknappen, Armbrustschützen und Pilenträgern gesichert, und als die Richter auf ihre Bühnen gestiegen waren, ließen sie am Fuße derselben große, mittlere und kleine Lanzen aufstellen, damit ein jeder sich nach Belieben wählen möchte.

Suero erschien zuerst beym Klange der Musik in der Kampfbahn, und ihm folgte bald der deutsche Ritter, begleitet von den Brüdern aus Valencia und andern Rittern, die ihn ehren wollten. Darauf befahlen die Kampfrichter dem Wappenkönige und dem Herolde, durch einen Ausruf zu verkünden, daß Niemand, was auch einem Ritter begegnete, durch Worte ihm Rath, oder mit der Hand ihm ein Zeichen zu geben sich erdreisten sollte, mit der Drohung, jedem der geredet, die Zunge, jedem der einen Wink gegeben, die Hand abschneiden zu lassen. Der Admiral von Castilien und viele andere Ritter verbürgten sich, daß keinem Kämpfer, wenn er seinem Gegner Wunden oder den Tod gegeben, jemahls Leides geschehen oder Rechenschaft abgefordert werden sollte. Darauf ließen die Richter alle Instrumente laut ertönen, das Zeichen zum Kampfe zu geben, und durch den Wappenkönig und den Herold ausrufen:

Legeres aller
Legeres aller
Et fair son deber.

Suero de Quinones und der deutsche Ritter legten ihre Lanzen ein, und als sie fünf Gänge gemacht hatten, waren die drey Lanzen gebrochen. Die Richter erklärten den Kampf für vollendet, den Rittern befehlend, aus den Schranken zu weichen. Beyde entfernten sich bey dem Schalle kriegerischer Musik; Suero lud seinen Gegner zum Mahle, und als er zu seinem Zelte gekommen war, entwaffnete er sich öffentlich.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Das Königreich Bayern, dessen Kräfte in den Kriegen von 1805 und noch mehr 1809 vorzüglich mit angestrengt wurden, das Loos seiner deutschen Brüder zu entscheiden, ist nun statt in 15, in 9 Kreise getheilt und hat nach den neuesten öffentlichen Blättern folgende Vergrößerungen erhalten:

Salzburg mit 192,000 Seelen, Berchtoldsgaden mit 8,000 Seelen, Antheil des Hausruckviertels mit 54,000 Seelen, Innviertel mit 125,000 Seelen, Regensburg mit 32,500 Seelen, Bayreuth mit 212,000 Seelen, Ifny mit 1,500 Seelen, Eglofs mit 900 Seelen, Truchseß-Trauchburg mit 4,600 Seelen, Giengen (so daß die Ulmer Straße über Hardenheim nach Nordliggen die Gränze bildet) mit 5,900 Seelen. Neu zugewachsene Objecte 636,400. Hiervon sind abzuziehen die neuen Abtretungen mit 437,000 Seelen. Wird also Bayern vergrößert um 199,400 Seelen.

Von Bayerns Abtretung erhält Würtemberg 62,000, Würzburg 51,300, Italien 323,100 Seelen. Zusammen 437,000 Seelen.

Diese abzutretenten Objecte sind: An Italien 1) der ganze Etschkreis mit 226,500 Seelen, 2) die Landgerichte Botzen mit 44,300, und 3) Clausen mit 19,300 Seelen, 4) Lienz mit 19,000, 5) Sillian, nebst einem Theile von Bruneck, mit 15,000 Seelen, alle vom Eisackkreis. An Würtemberg: 6) Ravensburg mit 5,100 Seelen, 7) Buchhorn mit 3,000, 8) Tettnang mit dem Theil über den Argen mit 6,100, 9) Landgericht Geislingen mit 12,800, 10) Illerdissen jenseits der Iller mit 2,900, 11) Albeck mit 6,700, 12) Söflingen mit 9,800, 13) Die Stadt Ulm mit 14,200, 14) Schweinfurt mit 7,700 Seelen. An Würzburg: 15) Von dem Mainkreise alles über der Rettach und Kum Main bis zur Vereinigung mit der Regnitz, nähmlich die Theile der Landgerichte Zeil, Hallstadt und Banz, mit 6,900 Seelen, 16) Landgericht Lichtenfels mit 9,900, Kronach mit 17,000, Teschnitz mit 980 Seelen.

.....

Merkwürdig ist, daß noch am 6. December 1785 aus dem pfalzbayrischen Cabinet folgendes General-Circular erging: „Man nimmt höchster Orten wahr, daß man sich an die Belletristische Schreibart auch bey den Canzley- und Gerichtsstellen je länger je mehr gewohnt, und nach solcher zum Exempel die Worte: Carl und Churfürst, mit dem Anfangsbuchstaben K, auch die lateinischen, und vom lateinischen abstammende Wörter nur mit deutschen Buchstaben, wie zum Exempel Exzepzion, Exekuzion statt exception, execution zu schreiben pflegt. Gleichwie aber Seine churfürstliche Durchlauchtigkeiten an diesen und dergleichen affectirten Neuerungen kein Gefallen tragen, so hat man davon abzustehen, und sich hinführo an den gewöhnlichen Canzley- und Gerichts-Stylum zu halten."

.....

Äneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing sogar die poetische Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter; ein fleißiger Geschichtsschreiber; ein gelehrter Theolog; und was mehr als alles sagen will, ein vorurtheilsfreyer heildenkender Kopf. Als Secretär der berühmten Kirchenversammlung zu Basel im Jahr 1431, war er der eifrigste Vertheidiger des Ansehens der Concilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päpste. Keiner sprach wärmer, keiner geschickter für die Freyheit und Rechte der Kirche.

Was geschah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er selbst Papst. Die Welt erwartete von diesem hellen Kopfe große Reformen in Kirchensachen; man erwartete, er werde wenigstens seinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er alle Appellationen vom Papst an ein Concilium für null und nichtig, abscheulich, und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Secretär für das Basler Concilium geschrieben.

„Wir sind Menschen," sagte er; „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht läugnen, daß vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir thaten nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverhohlen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend ein Mahl dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es irgend jemand geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Throns der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dieß Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerley Glauben beyzumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre widerstrebendes in Unsern „Dialogen," oder in Unsern „Briefen" oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebet einem souverainen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Particular; verwerfet den Äneas Sylvius, und folget Pius dem Zweyten!"

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 22. und Mittwoch den 24. October 1810.

Es ist den Wissenschaften eigen, daß sie dem Gemüth jene Hoheit geben, welche ihm Herzhaftigkeit einflößt, jene Größe, mit welcher es Rang und Reichthum verachtet. Sie geben dem Geist jene Unabhängigkeit, mit welcher er die Völker und ihre Vorsteher richtet, erhaben über Schmeicheley und über Neid! Herr der Unsterblichkeit, Lehrer der Nachwelt, bringt er den folgenden Zeitaltern Zeugniß von den Lastern der Großen, von dem Geheimniß der Scheinheiligen, von dem unerkannten Verdienst.

Johann von Müller.

(127 und 128.)

Die Belagerung von Syrakus.

Die römische Macht schien durch Hannibals siegreiche Waffen fast ganz vernichtet, als sie auch ihren treuesten Bundesgenossen, den König Hiero von Syrakus, durch den Tod verlor. Sterbend empfahl er zwar seinem Enkel und Nachfolger Hieronymus, Treue gegen die Römer, und ermahnte ihn, unter keiner Bedingung von dem Bündnisse mit diesem mächtigen Volk abzuweichen, welches seinem Reiche mitten in den Kriegsverheerungen der benachbarten Länder einen fünfzigjährigen Frieden gewährt hatte; aber Selbstsucht und Herrschbegierde vereitelten des alten Königs Sorgfalt, und führten die prächtige Stadt Syrakus, durch ein Heer von innern Unruhen, Verwirrungen und blutigen Greuelscenen der Verwüstung, und das ganze syrakusanische Reich seiner Bezwingung durch die Römer entgegen.

Hieronymus hatte kaum den Thron bestiegen, als Adranodorus, Hiero's Eidam, den jungen, unter strenger Aufsicht erzogenen König zu Ausschweifungen aller Art zu verleiten suchte. Ungerechtigkeit, Verachtung der Bürger und Grausamkeit zogen diesem nun um so sicherer und schneller den Haß seines Volkes zu, je mehr dieses gewohnt war, in seinem Vorgänger ein Muster vortrefflicher Fürsten zu ehren. Die fünfzehn Vormünder, welche ihm Hiero verordnet hatte, verschwendeten fruchtlos ihre Vorstellungen und verließen endlich, oft zurück gewiesen und zum Theil gemißhandelt, mit einer großen Anzahl der vornehmsten und besten Bürger den Hof und die Stadt.

Adranodorus war nun auf dem sichern Wege, seinen Zweck zu erreichen, und auf den Sturz des Königs seine eigene Herrschaft zu gründen. Er war der einzige Führer und Rathgeber des Königs, denn auch Zoippus, der Gemahl von Hiero's zweyter Tochter Heraklea, verweilte sich in Alexandrien, wohin er als Gesandter zu dem ägyptischen König gereiset war, um nicht in der Nähe des neuen Tyrannen zu leben. So gelang es ihm ohne viele Mühe, den jungen König von dem Bündnisse mit den Römern abzuziehen, und ihn auf die Seite von Karthago zu wenden. Die Stimme des Volks, welche allezeit dem Günstling des Augenblicks huldigt, hatte seit Hannibals siegreichen und schnellen Fortschritten in Italien, sich immer lauter für Karthago entschieden; nach der unglücklichen Schlacht bey Kannä murrten die Unzufriedenen öffentlich, über dieses vormahls so geehrte Bündniß mit den Römern; und aller bewährten Politik seines großen Vorgängers vergessend, eilte Hieronymus, Gesandte in das Lager des Hannibal nach Italien zu schicken, um die Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit Karthago vorzubereiten.

Hannibal empfing die längst von ihm erwarteten Gesandten sehr freundschaftlich, und zeigte ihnen mit viel Beredsamkeit die Vortheile, welche Syrakusa's König von dem Bündnisse mit Karthago haben würde. Auch erwiederte er sogleich diese Gesandtschaft und schickte den Befehlshaber der karthagischen Seemacht, gleich ihm, Hannibal genannt, in Begleitung zweyer erfahrnen Feldherren aus syrakusischem Geschlecht, mit Nahmen Hippokrates und Epieydes, nach Syrakus. Hieronymus ward durch die Erzählung dieser Gesandten von Hannibals Siegen so eingenommen, daß er dem jungen Hannibal den Auftrag gab, mit drey dazu erwählten Syrakusern eiligst nach Karthago abzureisen, um dort zwischen ihm und der karthagischen Republik ein Bündniß abzuschließen. Karthago sollte — so lautete der Vertrag — dem Könige von Syrakus Hülfstruppen zu Land und Wasser schicken, um die Römer aus Sicilien zu vertreiben. Diese Insel sollte dann bloß karthagisches und syrakusisches Gebieth enthalten, und der Fluß Himera die Gränze zwischen beyden seyn.

Die Römer vermutheten Hieronymus Abfall. Der Prätor in Sicilien schickte daher Gesandte zu ihm, das alte Bündniß der römischen Republik mit Syrakus unter dem neuen Regenten zu erneuern. Allein Hieronymus begegnete den Gesandten übermüthig und forderte sogar von einer zweyten

Gesandtschaft, die Römer sollten, um ihn zum Bundesgenossen zu erhalten, nicht allein ihn selbst als Herrn von ganz Sicilien diesseits des Himeraflusses anerkennen, sondern auch die Geschenke an Gold und Getreide zurück geben, welche sie vom König Hiero, während des Bündnisses mit ihm, erhalten hatten. Nach dieser Antwort betrachteten die Römer den syrakusischen König als ihren Feind, und von beyden Seiten fing man an, sich zum Kriege zu rüsten.

Indessen hatten die syrakusischen Gesandten zu Karthago die Aufträge ihres Königs ausgerichtet, und mit der Republik, welche mit den Aufträgen und Forderungen des Hieronymus sehr zufrieden war, das Bündniß abgeschlossen. Allein plötzlich erschienen neue Gesandten des Königs zu Karthago, und verkündigten, Hieronymus könne nicht mit einer fremden Macht die Herrschaft über Sicilien theilen, indem er, durch seine Mutter Nereis, eine Tochter Pyrrhus, welchen die Sikuler zu ihrem König erwählt, schon von Geburt gerechte Ansprüche auf das gesammte Königreich Sicilien habe. Karthago möge also seine Rechte auf diese Insel anerkennen und unterstützen. Dagegen verspreche er, Karthago's Pläne auf die Unterjochung Italiens zu befördern. Die Karthager überzeugten sich aus dieser veränderten Gesinnung bald von der Unzuverlässigkeit ihres neuen Verbündeten, daher achteten sie ihn auch so wenig und brauchten ihn so unverhehlt als bloßes Mittel zu ihren Absichten gegen die Römer, daß sie auch diese Forderung bewilligten und eine Macht zu Wasser und zu Lande ausrüsteten, um in möglichster Eile in Sicilien gegen die Römer feindselig wirken zu können.

Ehe aber noch das karthagische Kriegsheer in Sicilien ankam, fing der römische Prätor schon an, im syrakusischen Gebiethe Feindseligkeiten wirklich auszuüben. Hieronymus schickte den Hippokrates und Epicydes gegen die herumstreifenden Römer, er selbst ging mit seiner Hauptarmee nach Leontini, der Gränze seines Gebiethes. In Syrakus selbst blieb Adranodorus zurück.

Noch vor dem Bündnisse des Königs mit den Karthagern, hatte dieser Adranodorus einen heftigen Gegner an einem gewissen Thrasa. Dieser, ein eifriger Freund der Römer widersprach dem Adranodorus standhaft, so oft er versuchte, den König von dem Bündnisse mit ihnen abwendig zu machen. Seine Gründe fanden auch in der That Eingang bey Hieronymus, allein auf einmahl ward durch einen Diener des Königs, Nahmens Sosis, ein gewisser Theodotus als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen den König entdeckt, und an den Adranodorus ausgeliefert. Auf der Folter bekannte er sein Verbrechen, und nannte unter verschiedenen andern seiner Mitverschwornen auch den Threus als Haupt der Verschwörung. Vergebens betheuerte Threus seine Unschuld, er ward nebst den andern, welche der Gefolterte genannt hatte, hingerichtet. Die meisten dieser Angeklagten waren, gleich ihm, Freunde und Rathgeber des Königs. Merkwürdig ist es, daß auf die Nachricht von Theodotus Ergreifung sich keiner der wirklichen Verschwornen, welche die Folge bekannt machte, aus Syrakus weg begab, oder auch nur zu verbergen suchte. So sicher konnten sie auf den Ausgang dieser Folter rechnen.

Jetzt, als Hieronymus seinen Wohnsitz nach Leontini verlegt hatte, brach die wirkliche Verschwörung gegen ihn aus. Ein Haupt davon war Dinomenes, ein Anführer der Leibwache, welche den König überall begleitete. An dem Tage, welcher zu dem entscheidenden Streiche, nähmlich zur Ermordung des Königs, bestimmt war, stellte Dinomenes seine Mitverschwornen in eine enge Straße, durch welche der König täglich bey seiner Rückkehr von dem Forum in den Pallast zu gehen pflegte. Dabey hatte er mit ihnen das Zeichen abgeredet, sobald er die Wache würde Halt machen lassen, sollten die Verschwornen den König sogleich anfallen und tödten. Als nun der enge Raum der schmalen Straße den König von seinen Begleitern getrennt hielt, und er zwischen die Reihen der Verschwornen kam, stand Dinomenes an der Spitze der Wache still, und brachte dadurch auch die Wache selbst zum stehen. Augenblicklich drangen die Verschwornen, unter welchen Theodotus und Sosis als die bedeutendsten genannt werden, hervor, und der König fiel unter ihren Dolchen, ehe Jemand im Stande war, ihm zu Hülfe zu kommen. Dinomenes selbst hielt die erste Gegenwehr der über die That erschrockenen und auf die Verschwornen eindringenden Leibwache ab. Als aber der König gefallen war, und die Verschwornen sich gegen die Wache selbst wendeten, nahm diese die Flucht.

So schnell fiel Hieronymus, nach einer Regierung von dreyzehn Monathen, in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren. Die Armee verlangte in den ersten Augenblicken blutige Rache an den Verschwornen, allein die Vorstellung der erlangten Freyheit, die Erinnerung an die unbesonnene und zum Theil grausame Regierung des Hieronymus, und die Aussicht auf eine Vertheilung der königlichen Schätze unter die Soldaten, welche die Verschwornen versprachen, besänftigten die erbitterten Gemüther, und bald war die Begierde nach Rache so zur Gleichgültigkeit abgespannt, daß man den Körper des ermordeten Königs unbegraben auf der Straße verwesen ließ.

.....

Adranodorus hatte sich indessen der Festung und der Insel Ortygia bemächtigt. Diese kleine Insel auf der mittägigen Seite der Stadt enthielt unter mehreren der vorzüglichsten Gebäude auch den königlichen Pallast, und war nur durch einen Damm, gleich einer Halbinsel, mit den übrigen Theilen von Syrakus vereinigt. Wegen ihrer Lage, die, durch eine feste Mauer von Achradina, dem Haupttheile der Stadt, gesondert, leicht vertheidigt werden konnte, war diese Insel immer der Zufluchtsort der Tyrannen gewesen. Auch Adranodorus wollte in diesem Sicherheitsorte, den er mit starker Besatzung angefüllt hatte, die ersten Bewegungen nach der Ermordung des Königs vorüber gehen lassen, und einen für sein Vorhaben günstigen Zeitpunct abwarten.

Noch am Abend des Tages, an welchem Hieronymus zu Leontini ermordet war, kamen die beyden Verschworenen, Sosis und Theodotus, in Syrakus an. Sie zeigten dem Volke das Diadem und den blutigen Purpurmantel des Königs, und erhitzten durch ihren Jubel über die gewonnene Freyheit, und durch Rückblicke auf die Mängel der vorigen Regierung, die Gemüther der Menge so, daß sie sich einstimmig für die Verschworenen erklärte. Unfähig, im ersten Taumel der Überraschung Anstalten zu treffen, schwärmte das Volk in unnützer Geschäftigkeit in der Stadt umher; die Besonnensten bewachten die Zugänge zu der Festung, und hinderten den Adranodorus, die Kornmagazine in seine Gewalt zu bringen.

indem sie sich selbst ihrer versicherten, und sie der Obrigkeit der Stadt überlieferten.

Mit dem frühesten Morgen versammelte sich nun der Senat zum ersten Mahle wieder nach Hiero's Tode, und um ihn herum drängte sich das Volk. Polyaenus, einer der angesehensten Bürger, stellte dem Volke in einer überzeugenden Rede vor, die Tyranney sey in Hieronymus noch nicht getödtet, so lange sie noch in Adranodorus, der nach dem Throne trachtete, fortlebe. Man solle ihn daher durch Abgeordnete zur Eröffnung der Thore von Ortygia und der Festung auffordern. Gehorche er, so sey keine Gewalt der Waffen gegen ihn nöthig; weigere er die Öffnung, so verdiene er als Tyrann das Schicksal des Hieronymus oder ein noch härteres. Die Bürger und der Senat beschlossen, Polyaen's Rathe zu folgen.

Adranodorus erkannte das Mißliche seiner Lage. Der Kornmagazine, auf welche er sich verlassen hatte, beraubt, war es nicht leicht, sich gegen den Beschluß des gesammten Volks mit gewaffneter Hand zu behaupten. Er war daher geneigt, den Abgeordneten der Bürger die Eröffnung der Insel und der Festung zuzusagen; aber seine Gemahlinn Demarata, Hiero's Tochter, hielt ihn zurück. Sie war herrschsüchtig ohne Gränzen, und ihr lange gehägter Wunsch, als Syrakusa's Königinn den Thron ihres Vaters zu besteigen, schwankte jetzt zwischen naher Erfüllung und unwiderbringlicher Vernichtung. Jetzt erinnerte sie ihren Gemahl an die Worte des ältern Dionysius, die er durch sein Beyspiel bestätigt hatte: der wahre König müsse die Krone bis zu dem letzten Athemzuge fest halten. Dabey rieth sie ihm, durch Aufschub seiner Erklärung Zeit zu gewinnen, und während dieser die Armee von Leontini durch Versprechung der königlichen Schätze zu seinem Beystande zu stimmen und herbey zu rufen. Adranodorus zweifelte an dem günstigen Erfolg eines so gewagten Schrittes. Er zog die List der Gewalt vor, und versprach den Abgesandten, am folgenden Tage nicht nur die Thore zu öffnen, sondern selbst nach Achradina in die Versammlung des Senats zu kommen und sein Betragen zu rechtfertigen.

Er hielt Wort. In der Versammlung besieg er den Rednerstuhl. Er gab vor, in den ersten Augenblicken nach dem Tode des Tyrannen, wo die Meinungen sich spalten und die Gewalt allein entscheidet, habe ihn bloß die Furcht, entweder von den Königlichgesinnten als Mitverschworner, oder von den Vertheidigern der Freyheit als Beförderer der Tyranney verkannt zu werden, bewogen, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. Jetzt aber, wo die Ordnung durch weise Berathschlagungen wieder hergestellt zu werden beginne, komme er, freywillig sein Leben und ganzes Vermögen in die Hände des Senates zu übergeben. Zugleich überreichte er die Schlüssel zu der Insel und den königlichen Schätzen dem Sosis und Theodotus, mit den bedeutenden Worten: Ihr habt das Werk der Freyheit nur halb vollendet; ein unbändiger, zügelloser Pöbel ist gefährlicher als ein Tyrann.

Adranodorus hatte die Umstände richtig berechnet. Seine Rede hatte das Volk für ihn gewonnen, und am folgenden Morgen erwählte man ihn, nebst den meisten der Verschwornen, zu den vornehmsten obrigkeitlichen Ämtern in der wieder hergestellten Republik.

Unter dem Theile der syrakusischen Armee, welchen Hippokrates und Epicydes anführten, verbreitete die Nachricht, von Hieronymus Ermordung Schrecken und allgemeine Verwirrung. Hippokrates tödtete zwar sogleich den Bothen, der diese Nachricht ihm brachte, aber zu spät. Mehrere Soldaten hatten schon die wichtige Nachricht vernommen, ehe der Feldherr, durch seine gewaltsame Maßregel, ihre Verbreitung hinderte. Sie verließen nun in Haufen das Lager, und eilten zur Hauptstadt. Den beyden Heerführern blieb nichts übrig, als ihnen dahin zu folgen.

Hier fanden sie die Lage der Dinge sehr verändert. Der Senat, welcher jetzt die öffentlichen Angelegenheiten ordnete, schien mehr für Rom, als für Karthago günstig gestimmt, und Adranodorus war, wie die andern Freunde der karthagischen Republik noch zu wenig in Amt und Ansehen befestigt, um sich der überwiegenden Stimmung öffentlich entgegenstellen zu können. Die beyden Feldherren nahmen den Schein an, als wollten sie das syrakusische Gebieth, welches sie nur als Hannibals Gesandte an Hieronymus betreten hatten, nunmehr nach dessen Tode verlassen; doch forderten sie vom Senat eine starke Bedeckung, um sie auf ihrer Überfahrt vor den Meer und Land beunruhigenden Römern zu sichern.

Diese Abreise ward von den karthagischen Gesandten nicht sehr eilig betrieben, und die Syrakuser, zu sicher durch die ihrem Willen überlassene Entfernung dieser beyden Männer, betrieben die Sache mit Säumniß und Nachlässigkeit. Jene benutzten indessen die gewonnene Zeit. Sie befestigten sich in der Gunst der Soldaten, welche ihnen, als ihren vormahligen Feldherren, noch immer geneigt waren. Dabey beobachteten sie sorgfältig alle Unzufriedenen, vereinigten sich mit ihnen, und erregten Mißtrauen gegen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch den Senat. Adranodorus hatte, durch seine freywillige Übergabe der Insel, das Volk auf seine Seite gebracht; er konnte, wenn einmahl ein entscheidender Schritt gegen den Senat gethan war, mit Sicherheit auf den Beystand der Menge rechnen. So schien alles vorbereitet, die Ausführung seines alten Plans zu begünstigen, und die herrschsüchtige Demarata drängte ihn unermüdet zu der Beschleunigung.

Adranodorus aber glaubte seine Vorbereitungen noch nicht vollendet zu haben. Einer der mächtigsten und angesehensten Männer in Syrakus war damahls Themistus. Diesen glaubte er mit seiner Partey vereinigen zu müssen, um sicher auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens rechnen zu können. Harmonia, die jüngere Schwester des letzten Königs, war nun eben zu einer der schönsten Jungfrauen in Syrakus aufgeblüht, und lebte nach dem Tode ihres Bruders in dem Hause ihres Oheims Adranodorus. Diese wurde die Lockspeise, mit welcher Adranodorus den ehrgeitzigen Themistus an sich zog. Am Tage ihres Vermählung ward der Ausbruch der Verschwörung beschlossen; der Tag ward bestimmt, an welchem die republikanisch-gesinnten Senatoren fallen, und Adranodorus, unterstützt von den Soldaten und seiner Partey unter den Bürgern, zum König von Syrakus ausgerufen werden sollte; allein eben diese Verbindung mit dem Themistus brachte dem Adranodorus den Untergang.

Themistus vertraute unter allen seinen Freunden am meisten einem gewissen Arisio. Dieser Mensch war von Geburt nicht ohne Vermögen und Rang, hatte sich aber, aus Neigung zum Theater gewendet, und lebte als Schauspieler in

Syrakus. Begeistert vom Glück der Liebe und von den Aussichten auf eine glänzende Zukunft, vertraute Themistus das Geheimniß der Verschwörung diesem seinem Freunde, dessen erstes Geschäft es war, den vornehmsten zum Falle bestimmten Senatoren sein anvertrautes Geheimniß zu offenbaren. Hier ging man behutsamer zu Werke. Heimlich, ohne weitere Untersuchung, ohne nur die Sache vor die Versammlung des Senates zu bringen, bestellten Ariosto und seine Vertrauten zwey Meuchelmörder, und am folgenden Morgen fielen Abranodorus und Themistus auf ihrem Wege in die Senatsversammlung von unzähligen Wunden durchbohrt. Die Mörder waren aus der Wache selbst gedungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

Franz Jacob Le Fort.

Wenn eine Nation mit Recht die glänzenden Thaten eines Fürsten und seine segensvollen Bemühungen um die Aufklärung seiner in Finsterniß versunkenen Unterthanen erhebt; wenn die gefühlvolle Nachkommenschaft diesem Regenten den Dank zollt den er für den Eifer verdient, mit welchem er während seiner ganzen Regierung nach dem einzigen Zwecke fortarbeitete, ihre Vorwelt der Barbarey zu entreißen, und dadurch die Vervollkommnung der Gegenwart zu erleichtern: so darf sie auch nicht vergessen, ihren Dank dem Andenken des Mannes zu bringen, der zuerst die Fackel der Aufklärung anzündete, und in ihrem für das Große und Nützliche empfänglichen Fürsten den Trieb des Beglückens weckte, der noch unerkannt in seiner jungen Seele schlief.

Franz Jacob Le Fort, aus Genf gebürtig, wurde von seinem Vater, einem Kaufmanne, nach Amsterdam geschickt, um daselbst die Handlung zu lernen. Die Neigung des jungen Menschen zum Soldatenstande machte, daß er den Absichten seines Vaters zuwider in Kriegsdienste trat. Doch verließ er diese sehr bald; und ging im Jahre 1680, man weiß nicht durch welche Veranlassung geleitet, über Archangel nach Moskwa. Dort wurden damahls Ausländer zu Kriegsdiensten gesucht; Le Fort wurde also sehr bald angestellt. Indessen war seine Existenz in Rußland in den ersten Jahren ziemlich unbedeutend. Endlich aber sahe ihn der jüngste Czar Peter Alexijewitsch durch Zufall bey einem fremden Gesandten, und wurde von ihm eingenommen. Von diesem Augenblicke an entstand zwischen ihm und Le Fort eine Verbindung, die bis an den Tod des letztern nie getrennt, ja nicht einmahl durch Zufälle gestört wurde. Die Gleichheit der Charaktere, die Übereinstimmung der Ideen, und die Ähnlichkeit ihrer Neigungen verband den Fürsten und den Günstling auf immer. Indessen war ihr Bund nicht das Werk der Übereilung. In beyden lag der Keim zu großen Unternehmungen. Er entwickelte sich nach und nach, so wie sie sich näher kennen lernten. Peter empfand es, daß er einen Lehrer und Gehülfen brauche, und Le Fort fühlte sich durch seine Talente berechtigt, seinem Fürsten die erwartete Hülfe zu leisten. Den ersten und wesentlichsten Beweis seines Diensteifers gab Le Fort dem jungen Czar im Jahre 1688. Die Empörungen der Strelzi, die damahls die Leibwache der Czaren und zugleich den besten Theil ihrer Truppen ausmachten, waren sehr häufig. Sie wurden durch die schöne, geistreiche, mit vorzüglichen Regierungstalenten begabte, aber auch herrschsüchtige Prinzessinn Sophie, die Halbschwester Peters, veranlaßt. Vor allen war der Aufruhr im Jahre 1688 der heftigste. Er zweckte auf die Ermordung des jungen Prinzen ab. Le Fort kam der Ausführung dieses verrätherischen Entwurfs, dessen Folgen, da wir den Einfluß des Daseyns Peters I. kennen, nicht zu berechnen waren, zuvor, indem er mit einem ansehnlichen Corps in das Kloster eilte, in welchem der Prinz schon eingeschlossen war, um ermordet zu werden. Er besetzte die Zugänge des Klosters, und bewachte den Prinzen, bis die Gefahr vorbey war. Durch diese That gewann er das Herz des Czars, der nun alleiniger Beherrscher von Rußland wurde, und seinen Günstling mit der größten Zuneigung und mit dem uneingeschränktesten Vertrauen belohnte. Von nun an wurden mit jedem Tage die Wirkungen der Rathschläge, die Le Fort gab, sichtbarer. Er führte das ausländische Kriegswesen ein, und ob er gleich das Seewesen, so zu sagen nur im Vorbeygehen, in Holland oberflächlich gelernt hatte, so wurde er doch der eigentliche Stifter der russischen Marine, die Peter I. in der Folge auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Le Fort schaffte manche Mißbräuche ab, ordnete viele nothwendige, gute und weise Einrichtungen im Staate an, zog Ausländer in das Land, und führte den Czar auf Reisen, um ihn durch Beyspiele der Industrie und des Wohlstandes von der Nothwendigkeit der Befolgung der Regeln zu überzeugen, die er ihm gab. Wer kennt nicht die Geschichte dieser sonderbaren Reise nach Liefland, Preußen, Brandenburg, Lüneburg, Holland, England, Sachsen, Östreich und Pohlen, die Le Fort als Gesandter des Czars im Jahre 1697 unternahm, und seinen Gebiether, unter dem Incognito eines Ober-Commandeurs, in seinem Gefolge hatte. Indessen war diese Reise für Peter I. von großem Nutzen. Man würde sie weiter fortgesetzt haben, wenn nicht ein neuer Aufstand in Moskwa schleunige Rückkehr verlangt hätte. Der Czar kam im Sommer 1698 wieder in seine Residenz, und nun wurden die zweckmäßigsten und kräftigsten, aber freylich sehr strenge Mittel, zur völligen Dämpfung des Aufruhrs angewendet.

Schon seit dem bestimmten Anfange der Gunst des neuen Ministers hatten die vornehmen Russen das wachsende Ansehen des Fremdlings mit Neid betrachtet, und über seine Neuerungen ziemlich laut ihr Mißfallen zu erkennen gegeben. Anfänglich hatten Peter und Le Fort diese Äußerungen mit Gleichgültigkeit angehört, als aber der Tadel der Unzufriedenen und Unkundigen zugleich immer lauter wurde, dann glaubte Le Fort, daß es Zeit sey, sie mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Auf seinen Rath unterdrückte daher Peter I. schon vom Jahre 1692 an, die Familien der durch Geburt und Rang ausgezeichneten Ruhestörer, und gab von diesem Jahre an den Ausländern, wenn sie es verdienten, bedeutende Stellen im Staate, so daß oft Russen und Fremde gleiche Rechte hatten. Auf diese Art untermengt, dienten diese dem Günstlinge zum Gegengewicht gegen jene. — Doch der Unmuth der Russen war nur auf eine kurze Zeit gedämpft, aber nicht erstickt worden. Er schien nur zu schlafen, und sein Erwachen war fürchterlich.

Die Reise des Czars und des Ministers veranlaßte neue Unruhen, und ihre lange Abwesenheit begünstigte sie. Die Strelzi wurden gewonnen und unterstützten die Empörung. Wir wissen, daß auf die erste Nachricht davon Peter und Le Fort im Jahre 1690 nach Moskwa eilten. Sie beschlossen zugleich, die aufrührerischen Strelzi hinzurichten. In dieser Absicht wurden auf den zum Richtplatze bestimmten Ort Balken gelegt, auf welche die Verbrecher ihre Hälse legen mußten. Der Czar, Le Fort, und Menzikow, der schon seit einigen Jahren die Gnade seines Herrn erlangt hatte, nahmen jeder ein Beil. Peter ließ dergleichen ebenfalls an seine Minister und Generale austheilen, und both sogar zweyen an seinem Hofe sich aufhaltenden fremden Gesandten, von denen der eine aus Holland war, zwey Beile an, allein sie verbathen diese Auszeichnung. Als nun alle bewaffnet waren, ging jeder an seine Arbeit und hieb Köpfe ab. Menzikow benahm sich dabey so linkisch, daß der Czar ihm einige Ohrfeigen gab, und ihm zeigte, wie er es machen müßte. — Der Geschichtschreiber und der Leser wenden den Blick von solchen grausenerregenden Scenen hinweg, und werden durch den Scheingrund nicht beruhigt, daß die Nothwendigkeit diese blutigen Maßregeln herbeygeführt habe. — Le Fort würde dem Czar in seinen Bemühungen um die Vervollkommnung seines Volkes noch mehr wichtige Hülfe geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er starb im Jahre 1699 im 46. Jahre seines Alters.

Dieser berühmte, imponirende und von seinem Herrn selbst gefürchtete Mann war damahls dessen vertrautester Staatsminister, erster General und erster Admiral, und Ritter des Andreas-Ordens.

Die allerdings genialischen Talente dieses Günstlings und seine Verdienste um Rußland sind unverkennbar groß. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des wichtigsten Theils des russischen Reichs, die ihm bey der Bildung dieses ungeheuern Blocks nothwendig waren. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit. In seiner Lebensweise war er ausschweifend, und beschleunigte dadurch wahrscheinlich seinen Tod.

Man wirft ihm vor, daß er den Czar zur großen Strenge, zur Untreue gegen seine Gemahlinn, und zur Unregelmäßigkeit in der Lebensart verleitet habe. Es fehlt jedoch nicht an Gründen, um diese drey Beschuldigungen zu schwächen oder abzulehnen. — Man denke sich das weitläufigste Reich der Erde in moralische Finsterniß aller Art verhüllt. Es war ein Pfuhl, in welchem nur unter den Regierungen der Czaren Iwan Wassiljewitsch und Alexej Michajlowitsch hier und da ein Schein von Aufklärung entstanden, aber aus Mangel an Unterhaltung wie ein Irrlicht verlöscht war. Diesen Pfuhl wollten Peter und Le Fort reinigen, aber bey jedem Schritte, den sie thaten, wurden sie durch Bosheit und Vorurtheile in ihrem Vorhaben gehindert. Nur durch ausdaurenden Muth, durch Klugheit und durch Strenge gelang es ihnen, diese Hindernisse zu überwinden. Diese Mittel würden zwar schwerlich die Probe der strengen Moral aushalten, aber die erhabenen Eigenschaften der Herrscher, und der ersten Männer im Cabinet und im Felde, müssen von den bürgerlichen Tugenden unterschieden werden. Was würde man nur mit Sanftmuth und Güte ausrichten? Das Herz regiert nicht, sondern der Verstand; und mancher Fürst, mancher Staatsmann, mancher Held würde nicht als Meteor in den unermeßlichen Sphären der Geschichte glänzen, wenn sie gerecht und menschlich gewesen wären.

Le Fort war es auch nicht, der die Einigkeit in der damahligen Ehe des Czars störte. Die Verbindung Peters mit Eudoxien, das Werk der Convenienz, war wenigstens schon verabredet, ehe Le Fort die ausschließende Gunst dieses Fürsten erlangte. Die Czarinn war älter als ihr Gemahl. Ihre Reitze veralteten, als Peters Mannskraft erst im Aufblühen, und dann in der vollen Blüthe war. Überdieß fehlte diesem Paare Übereinstimmung der Charaktere, dieses einzige solide Band glücklicher Ehen. Abneigung des Prinzen war die natürliche Folge dieser physischen und moralischen Verschiedenheit. Hierzu kam, daß Eudoxia die rechte Art, sich zu benehmen, ganz verfehlte. Peters Geist im kraftvollen Gefühle der Selbstständigkeit ließ sich nicht durch eine eben so ungeschickte als unschickliche Anmaßung zu den hergebrachten häuslichen Pflichten der Ehe zurückführen; duldete es nicht, daß seine Gemahlinn, die seine Bemühungen um die Beglückung seiner Unterthanen mit ihm hätte theilen sollen, voll Vorurtheile, wie seine Gegner, sich zu ihnen gesellte, um die Ausführung seiner Plane zu vereiteln. Peters Unmuth, durch die Heftigkeit seines Charakters und durch Jugendfeuer genährt, erreichte einen hohen Grad. Ausbrüche desselben waren furchtbar. Le Fort nahm sich der Prinzessinn an. Die Trennung von ihrem Gemahl konnte er zwar nicht hindern, aber er rettete ihr Leben. Sie wurde in ein Kloster gesperrt, und hier war es freylich nothwendig, sie strenge zu behandeln, um ihren Anhängern zu zeigen, daß ihre mächtigste Stütze für sie verloren sey. Indessen gab Le Fort nicht zu, daß Peter, von jugendlicher Übereilung bemeistert, sie durfte tödten lassen. Die weisen Gründe, die er zur Befestigung von Peters Ruhm dagegen anführte, schlugen in dem Herzen dieses Prinzen so tiefe Wurzeln, daß in der Folge alle Bemühungen der mächtigen Feinde Eudoxiens nicht vermögend waren, sie ganz auszurotten. — Endlich war es wohl auch Le Fort nicht allein, welcher dem Czar das Beyspiel einer unregelmäßigen Lebensweise gab. Dieses fand der Prinz häufig in seiner Nation. Die Ausschweifungen im Trinken waren sehr groß. Sie waren das charakterische Zeichen der damahligen Zeit. Man fand sie nicht in Rußland allein, sondern auch in andern Staaten, die cultivirt hießen. Le Fort, der sich anfänglich herabließ, die Sitten und Gewohnheiten der Russen anzunehmen, fand bald Geschmack an dieser Unordnung, und ergab sich ihr endlich aus Neigung. Indessen war die Gewalt dieser Sittenlosigkeit nie so groß, daß sie den Czar und ihn an der Ausführung ihres großen Plans hätte hindern können.

Le Fort war verheirathet gewesen, aber wir kennen den Familiennahmen seiner Gemahlinn nicht.

Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, den er einige Jahre vor seinem Tode nach Genf zur Erziehung schickte. Der junge Mensch kam, so viel wir wissen, erst nach dem Tode des Vaters nach Moskwa zurück, und starb schon im Jahre 1702, noch ehe er seinen Charakter und seine Talente entwickeln konnte.

Der Kaiser Peter I. wurde dadurch verhindert, gegen den Sohn die heilige Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, die er dem Vater schuldig war.

Das Kampfspiel des Suero de Quinones.

(Beschluß.)

Mit gleichen Feyerlichkeiten wurde an den folgenden Tagen gekämpft. Wenn dem Gesetze des Kampfes gemäß drey Lanzen gebrochen waren, oder einer der Kämpfer vorher eine Wunde erhalten hatte, erklärte der Spruch der Richter die ritterliche Arbeit für vollbracht. Mehrere wurden verwundet, welche man ohne Musik und Freude zu den Zelten führte, und der Pflege des Wundarztes übergab. Ein aragonischer Ritter, Eberte de Claramonte, ward durch einen Lanzenstoß so gefährlich getroffen, daß er todt vom Kampfrosse stürzte. Suero erzeigte dem Leichname des unglücklichen Ritters alle Ehre, aber er vergaß auch nicht für die Seele zu sorgen. Er rief sogleich nach dem Unfalle seinen Beichtvater und andre anwesende Geistliche, um dem Gefallenen die Sacramente geben zu lassen, und bath sie die Gebethe über ihn auszusprechen, welche die Kirche verordnet hat. Aber der Beichtvater gab zur Antwort, die Kirche hielte nicht für ihre Söhne die Ritter, welche in solchen Kampfspielen den Tod gefunden, weil sie in schweren Sünden gestorben wären, und man könnte Gott nicht für ihre Seelen bitten, weil die Kirche dieselben für verdammt erklärt hätte. Suero bewog den Beichtvater zu dem Bischofe von Astorga zu gehen, den er in einem Briefe bath, dem gefallenen Ritter ein Begräbniß in geweihter Erde zu vergönnen. Als aber der Priester Abends ohne die gewünschte Erlaubniß rückgekehrt war, wurde der Leichnam, fern von heiliger Erde, ehrenvoll von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet.

Dieses Unglücks ungeachtet dauerten die Kämpfe bis zu der bestimmten Frist fort. In der letzten Zeit waren eines Tages alle Vertheidiger des Passes nicht im Stande, gegen die Ritter, welche zum Kampfe erschienen, in die Schranken zu treten, weil einige verwundet waren, und die übrigen sich erst die verrenkten Glieder mußten einrichten lassen. Auch Suero ward einst so heftig von der Lanze getroffen, daß ein Stück der Spitze in dem Visier stecken blieb. Alle fürchteten, er wäre tödtlich verwundet; aber um seinen Freunden die Bekümmerniß zu nehmen, rief er laut: Es ist nichts, es ist nichts, Quinones, Quinones!

Es gab während der Dauer der Kampfspiele mannigfaltige Abenteuer, welche der Bericht des Schreibers mit naiver Umständlichkeit erzählt. Gleich in der ersten Zeit zogen innerhalb der Gränzen des Passes zwey Frauen vorüber. Die Kampfrichter sandten den Wappenkönig und den Herold zu ihnen, um zu erkunden, ob sie edelbürtig wären, und einen Ritter bey sich hätten, der ihnen den Paß frey machen könnte. Die Frauen antworteten, sie wären auf der Wallfahrt nach Santiago begriffen und edelbürtig; die eine war verheirathet und von ihrem Gemahle begleitet, die andre Wittwe. Der Wappenkönig bath um ihre Handschuhe, die durch Lanzenkampf gelöset werden sollten, wozu sich alsbald ein aragonischer Ritter anboth. Der Gemahl der einen Pilgerinn sagte, er hätte nichts gewußt von Suero's ritterlichem Unternehmen, und wäre jetzt nicht darauf eingerichtet, das Abenteuer zu bestehen, aber sobald er seine Wallfahrt geendigt hätte, wollte er rückkehren, um den Kampfgesetzen Genüge zu thun. Bis dahin sollten die Richter ihm Frist geben und die Handschuhe bewahren. Der Wappenkönig nahm die Handschuhe mit, welche die Richter an den Teppiche aufhängen ließen bis zur Entscheidung der Sache. Nach kurzer Erwägung aber ward beschloßen, die Handschuhe nicht zurück zu behalten, damit man nicht die fromme Wallfahrt zu stören schiene, und weil es die ritterliche Antwort der Frauen verdiente. Da nun viele Ritter bereit waren, die Handschuhe der Pilgerinnen zu lösen, so befahlen die Kampfrichter einem Herolde, dieselben den Frauen zurück zu bringen, und ihrem Begleiter zu sagen, daß die Handschuhe frey wären, und er nicht gebunden seyn sollte, den Kampf zu bestehen, zu dem er sich erbothen. — Ein Mahl geschah's, daß drey Frauen, die bey dem Passe vorbey zogen, sich weigerten, dem Herolde zu willfahren, der ihnen die Handschuhe abforderte. Aber ein Ritter, welcher zugegen war, stellte ihnen vor, es wäre nöthig, dem Kampfgesetze zu gehorchen, und sie gaben willig ihre Handschuhe dem Wappenkönige. Nur wenige Fälle gab's, wo dieß Kampfgesetz vollzogen ward, so sehr sich auch ein Ritter bemühte, solche Abenteuer zu veranlassen. Ein Zufall hatte ihn des Vorzuges beraubt, einer der neuen Waffengefährten Suero's zu werden, und um nicht lässig zu seyn in ritterlicher Arbeit, erklärte er sich zum Befreyer aller Frauenhandschuhe. Er ließ auf der Brücke von Orbigo und in der Umgegend einen Briefe aushängen, worin er „ein Edelmann von Ruf und Waffenruhm" seine Dienste den achtbaren Frauen anboth, welche keinen untadeligen Ritter zum Kampfe stellen konnten, den „wackern Frauen, von welchen die Liebe ausgeht mit allen ihren rühmlichen Tugenden, oder den Banden der Freundschaft."

Eines Tages ward gemeldet, es wäre ein fremder Edelmann angekommen, der zu kämpfen wünschte, aber weil er noch nicht Ritter war, zuvor den Orden der Ritterschaft zu erhalten begehrte. Suero begab sich mit seinen neun Waffengefährten zu Fuße, unter dem Klange der Musik, zu dem Fremden, welcher ihn vor den Schranken erwarten mußte. Als er am Eingange der ritterlichen Abenteurer angekommen war, fragte Suero den Fremden, ob er Ritter zu werden begehrte, und als dieser die Frage bejahte, zog Suero sein vergoldetes Schwert mit den Worten: Edelmann, habt ihr den Vorsatz alle Pflichten, welche die ehrenvolle Würde eines Ritters fordert, zu halten, und eher zu sterben, als eine derselben zu verletzen? Der Fremde schwur's; da gab ihm Suero einen Streich mit dem entblößten Schwerte über den Helm und sprach: Gott mache dich zu einem guten Ritter, und lasse dich die Gesetze erfüllen, die jeder gute Ritter halten muß. Darauf ward der neue Ritter zum Kampfe gelassen, und brach seine drey Lanzen.

Zehn Tage waren verflossen seit dem Anfange der Kampfspiele, als eine unerwartete Erscheinung das Unternehmen zu stören drohte. Der Wappenkönig brachte einen Brief von zwey Rittern aus Catalonien. Sie hätten Kunde erhalten, sagten sie, wie Suero durch seine Unternehmung die Wallfahrt andächtiger Ritter und Edelleute störte und sie zwänge, um ihrer Ehre Willen Kämpfe mit ihm zu bestehen; sie wären eilig aus

ihrer Heimath aufgebrochen, in der Hoffnung, Gott und dem heil. Apostel Jacob zu dienen, und erböthen sich, alle Lanzen mit Suero zu brechen, die er in seiner Aufforderung bestimmt hätte. Suero dankte in seiner Antwort höflich für ihr Erbiethen, aber seinen Kampfgesetzen gemäß, wendete er ein, könnte kein Kämpfer mehr als drey Lanzen mit einem Vertheidiger des Passes brechen. „Nichts mehr darüber — schloß der Brief — denn ich brauche die Hände zu andern rühmlichern Dingen." Die catalonischen Ritter antworteten durch trotzige Herausforderung zu ernstlichem Waffenkampfe; aber Suero behauptete seine Festigkeit, und wunderte sich, wie Ritter, welche des Waffengewerbes kundig seyn wollten, solches begehren, und in seiner begonnenen Unternehmung ihn willkührlich stören könnten. Wenn es den Rittern, sagte er ferner, nicht genügte, drey Lanzen zu brechen, und ein gefahrvolleres Unternehmen ihnen erwünscht wäre, so möchten sie nach dem zehnten Kampfgesetze bestimmen, welches Stück der Rüstung sie abzulegen begehrten, und es sollten sich ihnen zwey Ritter, auf gleiche Weise gewappnet, entgegen stellen, welchen kein Ritter in der Welt einen Tadel anhaben möchte. Und seyd versichert, sagte er, es werden solche seyn, welche euch, da ihr doch für Gott streiten wollet, gar bald zu ihm senden werden.

So ward immer, wo jemand die Gesetze zu verletzen trachtete, unter Aufsicht der Richter das Kampfrecht strenge geachtet Vergebens erbath einst Lope de Mendoza — ein Abkömmling des edeln Helden Cid Ruy Diaz — als er seine drey Lanzen gebrochen hatte, die Erlaubniß, noch länger zu kämpfen, um seine Schöne sich geneigt zu machen, denn er hatte sich um einer Dame Willen, die er sehr liebte ohne Gegenliebe, in das Unternehmen eingelassen. Suero aber, so verständig als tapfer, gibt ihm zur Antwort, Mendoza möge sagen, wer seine Dame sey, und er werde dann zu ihr sich begeben, und ihr melden, welcher gute Ritter und tapfere Kriegsmann ihr diene; doch länger zu kämpfen sey gegen die Gesetze des ritterlichen Unternehmens.

Nicht die Ritter allein wurden von edelm Wetteifer auf die Kampfbahn getrieben; selbst ein lombardischer Trompeter, der eine Wallfahrt nach Santiago machte, wollte in seiner Kunstfertigkeit um den Preis der Ehre ringen. Er hatte einen Weg von dreyßig Stunden gemacht, um sich mit einem berühmten Trompeter des Königes von Castilien, Nahmens Dalmao, der sich bey den Kampfspielen befand, zu messen, und setzte von zwey sehr guten Trompeten, die er bey sich hatte, die eine gegen Dalmaos Instrument. Der Castilier nahm darauf des Lombarden Trompete, und entlockte ihr eine solche Mannigfaltigkeit harmonischer Töne, daß jener, als er alles versucht hatte was er wußte und vermochte, sich vor den Kampfrichtern für überwunden erklärte. Es gab darauf seine Trompete hin, und ward von dem siegenden Kunstverwandten, so lange die Kampfspiele dauerten, als Gast bewirthet.

Am 9. August verflossen die dreyßig Tage, welche Suero zu den Ritterkämpfen bestimmt hatte. Es waren nach und nach acht und sechzig Ritter gegen die Vertheidiger des Passes in die Schranken getreten, und in siebenhundert sieben und zwanzig Gängen (correras) nur hundert sechs und sechzig Lanzen gebrochen worden. Die Kampfbahn und die Umgegend wurde festlich erleuchtet, und freudig erscholl die Musik. Da erschien Suero mit acht seiner Waffenbrüder — der neunte lag schwer verwundet zu Bette — im feyerlichen Aufzuge vor der Bühne der Kampfrichter. Sie ritten in schöner Ordnung durch die Rennbahn bis zum andern Ausgange, und dann innerhalb der Schranken in einem Bogen zurück bis zu dem Eingange, durch welchen sie eingezogen waren, wie es Sitte ist, wenn Ritter siegreich aus dem Kampfe treten.

Suero spricht darauf zu den Rittern, dem Wappen-Könige und dem Herolde: da er glaube alles erfüllt zu haben, was er in seinen Kampfbedingungen vorgeschrieben, so bitte er die wackern Männer, ihm zu befehlen, daß er sein Halseisen ablege zum Zeichen seiner Freyheit, denn seine Auslösung sey vollbracht. Wenn er aber in irgend etwas gefehlt habe, so möge man's ihm sagen, damit er sogleich Rede stehen könne, oder wenn noch etwas zu thun übrig, so wolle er's erfüllen und vollbringen, da er bereit und gerüstet sey.

„Wir können euch billig nicht verweigern, antworteten darauf die Kampfrichter, eure ritterliche Unternehmung für vollbracht, und eure Auslösung für wohl erkauft zu erklären. Und wir sagen euch und allen, die hier zugegen sind, daß von den dreyhundert Lanzen, die ihr brechen wolltet, nur wenig übrig bleiben, und auch diese würden nicht übrig seyn, wenn nicht einige Tage gewesen wären, wo keine Ritter erschienen, mit welchen ihr hättet kämpfen können. Um euch des Eisens zu entledigen, befehlen wir dem Wappenkönige und dem Herolde, es euch sogleich abzunehmen, denn ihr seyd, nach unserer Meinung, von nun an frey von eurem Unternehmen und ausgelöset."

Der Wappenkönig und der Herold stiegen von den Bühne herab, und in Gegenwart der Schreiber nahmen sie dem Ritter feyerlich den Eisenring vom Halse. Suero verließ darauf mit seinen Waffenbrüdern und den übrigen Rittern den Kampfplatz, und als sie zwey Tage nachher festlich in die Stadt Leon einzogen, wurden sie mit großen Ehren empfangen.

Miscellen.

Zwar haben uns die Anatomen Blumenbach und Sömmering unsere Brüderschaft mit dem Neger etwas verdächtig machen wollen, indem sie bey Zergliederung einiger Neger-Leichname, aus deren flächerm zurückweichenden Vorderhaupt, dem flachen Hinterhaupt, der kräftigern Unterkinnlade, dem kleinern Gehirn, dem kleinern Becken und der etwas gebogenen Gestalt der Beine, auf allzu nahe Verwandtschaft der schwarzen Goldküstenbewohner mit dem Orang-Utang und andern Affenarten schlossen; zwar meint selbst der geistvolle E. A. W. von Zimmermann (trotz des Abbé Gregoire Abhandlung von der Literatur der Neger), daß doch wohl das afrikanische Clima nie ganze Nationen hervorbringen möchte, die mit den Geistesverzügen der Europäer jemahls wetteifern könnten. Dennoch erfährt man so mancherley von den schwarzen Herrn, die in Guinea daheim sind, was sich mit der tiefern Geistesstufe nicht wohl paart, die man ihnen in der Reihe der Wesen anweisen möchte. Das flächere Vorder- und Hinterhaupt abgerechnet, kommen mir oft die Neger nicht viel affenartiger vor, als die allerweißesten Europäer.

Der erste Negerstaat nach europäischer Form ist bekanntlich die Republik und das Kaiserthums Hayti. Hat der Engländer Ramsford uns keine Mährchen aufgebunden, so könnte dieß mit der Zeit einen Staat von Dauer geben. Daß sich dort noch immer Factionen bekämpfen, ist keine Folge der Negernatur, sondern ziemlich europäisch. Auch ver-

sichert Rainsford, daß die St. Domingischen Neger, seit sie das Joch der Weißen abschüttelten, eine Masse von Talenten, eine Thätigkeit, einen Scharfsinn entfalteten, die man den Vettern des Orang-Utang nie zugetrauet hätte. Wenigstens gesteht man ihnen schon jetzt zu, daß sie gute Generale besitzen können. Freylich, unbarmherzig und grausam sind sie im Kriege; wenn dieß aber eine Folge des kleinern Gehirns seyn sollte: so muß dasselbe auch oft bey den weißen Europäern nicht sonderlich groß seyn.

Als sich der Neger-General Hans Jacob Dessalines im Jahr 1804 zum Kaiser Jacob I. krönen ließ, ging der Krönungszug mit großem Gepränge durch die Straßen der Hauptstadt zur Kathedral-Kirche, von wannen ein feyerliches „Herr Gott dich loben wir!" tönte. Die Procession selbst war, wie Reinsford sie beschreibt, vollkommen allegorisch, eine mimische Proclamation ans Volk, durch welche der neue Monarch seine Grundsätze verkündete.

An der Spitze des Feyerzuges ging nähmlich die Erziehung oder National-Aufklärung einher, als Symbol des edelsten Gutes einer Nation, aus dem erst alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künste und Handthierungen, welche erst möglich sind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchste Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alte Vorurtheile verschwunden sind. Ihnen nach schritt der Handelsstand, weil die Cultur des Bodens den Handel erst möglich macht; darauf folgten die Gesetzgeber und Justiz-Beamten, weil erst der Staat und die Stände vorhanden seyn müssen, ehe ihnen Gesetze geschaffen werden können; endlich kam hinter ihnen die medicinische Facultät, und zu allerletzt — wer sollte sich auf ein Epigramm gefaßt halten? — das Militär. So ging der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider, diese mimische Proclamation des schwarzen Imperators ging bisher so wenig in Erfüllung, als manche andere gedruckte; in der Wirklichkeit marschierte alles in umgekehrter Ordnung; die letzten wurden die ersten; das Militär stand an der Spitze, die Erziehung trug die Schleppe nach.

Der persische König Artaxerxes, dessen Gesetzbuch noch der große Chosroes Nushirvan allen seinen Statthaltern zur ewigen Richtschnur ihrer Verwaltung zusandte, dachte sich die Sache ganz anders, als Kaiser Jacob von Haiti: „Das Kriegsheer allein ist die Säule der königlichen Majestät," sprach der persische Staatsmann; „das Kriegsheer kann nur durch Auflagen unterhalten werden. Auflagen müssen zuletzt immer auf die Landwirthschaft zurück fallen; Ackerbau und Viehzucht blühen aber nur unter dem Schutz der Gerechtigkeit und Mäßigung!"

.....

Der Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Ludwigs XVI., letzten Königs von Frankreich, war gewiß einer der liebenswürdigsten unter den europäischen Fürsten. Wohl ihm, daß er das traurige Schicksal seiner Kinder nie ahnen konnte!

Als man seinen Söhnen das Ceremoniel der Taufe supplirte, und das Kirchenbuch brachte, worin die Nahmen der Getauften ohne Unterschied des Ranges einregistrirt stehen, sagte er zu ihnen: „Seht hier euern Nahmen in Reihe und Glied neben dem Nahmen eines Armen und Dürftigen! Die Religion, wie die Natur, setzt alle Menschen einander gleich. Nur die Tugend allein macht den Unterschied. Vielleicht ist der, welcher vor euch in dieß Buch eingeschrieben steht, in den Augen der Gottheit vortrefflicher, als ihr jemahls in den Augen der Völker werdet!"

Den Erziehern seiner Prinzen sagte er: „Führet meine Kinder auch in die Strohhütte des gemeinsten Bauers; zeiget ihnen alles, was ihr Herz rühren kann. Sie müssen das schwarze Brod sehen, von dem sich der Arme sättiget; sie sollen mit ihren Händen das Stroh berühren, das ihm zum Bette dient. — Ja, ich verlange es, sie sollen auch weinen lernen! Ein Fürst, der nie Thränen vergoß, kann unmöglich ein guter Fürst seyn."

Ludwig XIV. hatte bekanntlich unsägliche Summen an den [illegible] von prachtvollen Palästen und Gärten verschwendet. Auch Ludwigs [illegible] Vater hatte Sinn für diese Leidenschaft. Er entwarf mit eigener [illegible] Grundrisse und Profile zu kostbaren Palästen und herrlichen Gärten [illegible] gen. Natürlich, die Hofleute bewunderten seine Ideen, waren [illegible] von ihrer Schönheit. „Nun ja," sagte der Dauphin, „sie gefallen [illegible] auch. Aber das schönste an ihnen ist, sie sollen dem Volke keinen [illegible] kosten, denn, meine Herren, ich lasse diese Plane — — nie ausführen."

Eines Tages unterhielt er sich mit dem Abbe de St. Cyr über [illegible] Buch des Peter de Marca von der Freyheit der gallikanischen [illegible] (de concordia sacerdotii et imperii). „Mein Gott," sagte er, „[illegible] kostet es doch Noth, lieber Abbe, die Menschen eines Sinnes zu [illegible] Ein Hirt, den Stab in der Hand, setzt mit einem einzigen Pfiff [illegible] ges Volk in Bewegung. Ein Paar Hunde sind seine Minister. Sie [illegible] manchmahl und beißen nur nicht. Alles geht in Frieden. Aber was [illegible] Reform der Staaten so erschwert, ist der Umstand, daß immer zwey [illegible] Regenten auf einander folgen müssen, Einer um Mißbräuche einzuführen, und nachher Einer, um ihre Wiederkehr zu verhindern."

.....

Es wird manches unnütze Buch geschrieben, nur weil die Schriftsteller nicht immer wußten, worüber sie schreiben sollten. Warum verfällt kein guter Kopf darauf, die Nemesis aus der Weltgeschichte zu schildern? Welch ein erhabener und mannigfaltiger Stoff bietet sich da aus allen Weltaltern und Weltgegenden dar! Unter dem Schwert der rächenden Göttinn sanken Alexanders Macedonien und das raubplündernde Rom nieder; und das rächende Schicksal pochte an die Prachtpaläste Nero's wie an die Stallthür. — Eine solche Begebenheiten-Sammlung — versteht sich mit Strenge ausgelesen, mit Geist geordnet, mit Gefühl erzählt — würde den gesunkenen Glauben an die Weltregierung und an den dunkeln Arm der Vorsehung mächtiger aufrichten, als der längste Predigt, die oft eben darum die langweiligste ist. Oft sind die Fügungen unbegreiflich wunderbar; oft schauerlich. Die neueste Geschichte nicht arm daran. Man darf sich nur an das Ende der meißten [illegible] erinnern, welche in der französischen Revolution ihre Hände mit [illegible] Blute der Unschuld färbten.

Seltsam war die Rache, welche die Gemeinde Cuffet nach dem neunten Thermidor, das heißt nach Robespierre's Sturz, an einem ihrer Mitbürger nahm, der einer von den subalternen Schreckensmännern gewesen. Dieser, Nahmens Forestier, ein Advocat, welcher als Mitglied des National-Convents, auch Ludwigs XVI. Tod, errichtete in seinem Geburtsstädtchen ein Revolutions-Tribunal, und beging viele Grausamkeiten, indem er sich auf Unkosten seiner Schlachtopfer belustigte. „Nichts schöner, nichts herrlicher, als ein Revolutions-Tribunal!" rief er eines Tages, „als so ein Haufe Verdammter, die mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüber ziehen; als der Anblick von Geschworenen, die ein wahres Kettenfeuer darauf machen!"

Nach dem Sturze der Schreckensregierung setzten die Einwohner von Cuffet unter die Fenster seines Hauses eine Kufe, angefüllt mit Blut, mit Knochen und Todtenköpfen, daran befand sich die Inschrift: „Schaue dein Werk; lösche deinen Durst; aber zittere, Tyrannen!"

Die Inschrift mahnt an die Worte der scythischen Königinn Tomyris, als sie das Haupt des Cyrus in einen Sack voll Blut stieß.

.....

Andreas Pearse, Arbeiter in einer Flurdecken-Fabrik in Brist[illegible] heirathete am 20. Januar 1801 Hanna Taylor, und mit derselben [illegible] er binnen sechs Jahren vierzehn Kinder. Drey Söhne wurden ihm am 1. October 1801 geboren; zwey Söhne am 3. October 1802; ein Knabe und ein Mädchen am 16. July 1803; zwey Knaben am 13. May 1804; ein Knabe und ein Mädchen am 14. Jänner 1806; ein Knabe am 15. November 1807.

.....

Auf dem Kirchhofe zu Herzogenbuchsee in der Schweiz entdeckte man einen großen Würfelboden von Massivarbeit. Sein Alter mag sich ins zweyte oder dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf erstrecken.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 26. und Montag den 29. October 1810.

Die Geschichte der Mystik, so wichtig, sowohl in Absicht auf die Geschichte der ältesten Sagen, des religiösen Glaubens und der Psychologie, als in Absicht auf ihren dauernden, unter immer neuer Gestalt sich zeigenden Einfluß auf die Menschheit, verdient eine bessere Behandlung. Der, welcher sie schreiben wollte, muß erstlich sich an der Sprache nicht ärgern, sondern sie studieren, (wie man, um Plato nicht falsch zu verstehen, ein Wörterbuch desselben haben muß,) zweytens sich hüthen vor dem absprechenden Ton, welcher wegwirft, was nicht unseres Decenniums Mode ist. Bey vielen Mystikern ist große, kühne Originalität, wobey wohl viele unter allen Menschenverstand sinken, andere aber, oft eben dieselben, bis zu den äußersten Gränzen steigen, wohin unsere Gedanken, unsere Empfindungen, unsere Vorstellungen uns zu erheben fähig sind. Nirgends wohnt der große Geist so nahe bey Bedlam.

Johann von Müller.

(129 und 130.)

Die Belagerung von Syrakus.

(Fortsetzung.)

Den Senat setzte diese That in Verwunderung und Schreck. Da führten die Urheber des Mordes den Aristo in die Versammlung, und befahlen ihm zu reden. Nach seiner Aussage hatte Adranodorus die iberischen und afrikanischen Miethsvölker, welche Hieronimus in seinem Solde gehabt, gedungen, um als Werkzeug seiner Empörung zu dienen; die Anstalten zur Besetzung der Insel Ortygia waren von ihm getroffen; die Bürger, welche fallen, und mit deren Gütern die Miethstruppen belohnt werden sollten, bestimmt. Er vergaß nichts, was die Versammlung von der Größe der Gefahr, der sie und die Republik entgangen waren, überzeugen konnte, und der Senat erkannte einstimmig die Ermordung des Adranodorus und Themistus für so rechtmäßig, als die Befreyung des Staates von dem Tyrannen Hieronymus. Daß aber Aristo, in seiner Anklage der Verschwornen, den Hippokrates und Epikydes nicht genannt hatte, zeigte die Folge. Das Schicksal schien mehr den Tod des Thrasо an Adranadorus rächen, als die Republik durch die Verrätherey des Aristo retten zu wollen.

Der Senat war kaum beruhigt, als das Volk von der Ermordung zweyer so angesehener Bürger Rechenschaft verlangte. Sopater, einer der Verschwornen gegen Hieronymus, trat nun auf, um die Menge, wo nicht zu besänftigen, doch wenigstens von dem Gegenstande ihres Unwillens abzulenken. Er fing an den Hieronymus zu entschuldigen, und alle Vergehungen dieses jungen Königs seinen Vormündern und vor allen dem Adranodorus und den andern Gliedern des königlichen Stammes aufzubürden. „Ihre Verwandtschaft — so schloß er — mit dem königlichen Hause des Hiero weckte in ihnen die Lust zum Throne; ihre Frauen übermüthig durch die lange Herrschaft ihres Vaters, und gewohnt im Glanze der Krone zu leben, reitzten die Männer zur Gewalt und Empörung, und so wurden diese Furien Ursache alles Unglücks, unter welchem die Republik seit Hiero's Tode gelitten hat und leiden wird, bis die letzte Wurzel dieses Übels ausgerottet ist.

Das leicht bewegliche Volk wendete schnell seine Erbitterung gegen die unglücklichen Frauen vom königlichen Geschlecht. Einmüthig rief die Stimme der Menge Tod über jeden Zweig des königlichen Stammes, und der Senat eilte, das kaum gesprochene Wort zu bestätigen und zu vollziehen. Demarata fiel zuerst. Die neuvermählte junge Harmonia entging der Gefahr durch die Treue ihrer Sclavinn. Entschlossen trat diese, in ihrer Fürstinn Gewand gehüllt, den Mördern entgegen. Man hielt sie für die dem Tode geweihte Harmonia, und sie litt heldenmüthig den verfehlten Todesstreich, ohne den Irrthum zu verrathen. Harmonia bewunderte das hohe Gemüth der Gefallenen, aber sie konnte das großmüthige Geschenk des Lebens nicht kleinmüthig annehmen, und entdeckte selbst die Verwechselung.

Auch Heraklea, Hiero's zweyte Tochter, ward von der blinden Wuth nicht verschont, wiewohl ihr Gemahl Zoippus seit Hieronymus Regierung in Ägypten lebte. Sie floh mit ihren beyden Töchtern, deren Erziehung sie einzig in ihrer Einsamkeit beschäftigte, in das fernste Heiligthum ihres Hauses, und warf sich Schutz flehend vor dem Altar nieder. Aber auch hierhin verfolgten sie die Mörder. Umsonst stellte sie ihre Einsamkeit und die lange Abwesenheit ihres Gemahls als überzeugende Beweise ihrer Unschuld auf, umsonst bath sie um Verbannung und versprach, mit ihren Töchtern fern von Syrakus bey ihrem Gemahl in Ägypten zu leben. Die Mörder tödteten sie in den Armen ihrer Tochter, die von der Mutter und ihrem

eigenen Blute befleckt, mit ihnen um das Leben der Mutter verzweifelnd rangen, bis sie selbst, nach fruchtlosem Kampfe getödtet, zu Boden sanken — nur wenig Augenblicke zu früh, denn kaum lagen sie in ihrem Blute, als ein Bothe herbeyeilte, die That aufzuhalten. Der Sinn des Volkes hatte sich gewendet, und die Schuldigen von den Schuldlosen unterscheiden gelernt: die Menge, die vor kurzem gegen das königliche Haus wüthete, tobte jetzt gegen den Senat, der den übereilten Schluß übereilter vollzogen hatte. Der Haß gegen die Getödteten verwandelte sich schnell in tiefes Mitleid und bittere Reue. Unbesonnen in diesem wie in jenem, rief man Hippokrates und Epikydes, die einzigen noch übrigen Freunde des königlichen Hauses zu Ober-Feldherren aus, und bestätigte sie eben so vorschnell, ohne die Wahl erst dem Senate zur Genehmigung vorzutragen.

Die beyden Ober-Feldherrn wendeten nun alle Künste der Beredsamkeit an, die Syrakuser gegen die Römer zu erbittern, und fast war es ihnen gelungen, das Bündniß von Syrakus mit Karthago zu befestigen, als Apollonides im Senat auftrat, und mit überwiegenden Gründen zu Erneuerung des Bündnisses mit den Römern rieth. Seine Meinung siegte. Man ernannte eine Gesandtschaft an den Consul Marcellus, allein dieser weigerte sich das Bündniß mit der Stadt Syrakusa allein abzuschließen, und verlangte Leontini und das ganze Gebieth eingeschlossen, welches Hiero beherrscht hatte. Die Syrakuser waren hiervon nicht abgeneigt, allein ihre karthagisch gesinnten Feldherren vereitelten die Absicht.

Die Leontiner schickten eben Gesandte nach Syrakusa, um Hülfe gegen ein benachbartes Volk zu bitten, welches ihr Gebieth beunruhigte. Hippokrates ward an der Spitze der Miethsvölker und römischen Überläufer ihnen zu Hülfe geschickt, jedoch mit ausdrücklichem Befehl, keine Feindseligkeiten gegen die Römer zu verüben. Dennoch beunruhigte er das römische Gebieth so, daß Marcellus sich bewogen sah, Gesandte nach Syrakusa mit der Erklärung zu schicken: es sey kein Bündniß zwischen den Römern und Syrakusern zu erwarten, so lange die letzteren nicht den Hippokrates und Epikydes, diese Feinde der Römer, aus ihrem Gebiethe verbannten. Auch hierzu waren die Syrakuser bereit, allein Epikydes entfloh und vereinigte sich mit dem Hippokrates in Leontini. Hier schmeichelten sie den Einwohnern mit dem Versprechen ihrer Unabhängigkeit von Syrakusa, und setzten sich dadurch so in Gunst bey ihnen, daß sie zu ihren Feldherren erwählt wurden. Als die Syrakuser den Leontinern ankündigen ließen, Hippokrates und Epikydes seyen aus dem Gebiethe von Syrakusa verbannt, erhielten sie von Leontini die schnöde Antwort: die Stadt werde ihr eigenes Beste besorgen, und habe Syrakusa noch nicht beauftragt, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, oder sie in ihr Bündniß mit Rom einzuschließen.

Aufgebracht über diese schimpfliche Begegnung überließen es die Syrakuser dem römischen Consul Marcellus, den Leontinern Krieg anzukündigen, und erbothen sich sogar, ihm beyzustehen. Marcellus zog sogleich vor Leontini, und eroberte die Stadt in dem ersten Sturme. Hippokrates und Epikydes entflohen. Indessen führten die syrakusischen Feldherren Sosis und Dinomenes dem Marcellus eine Verstärkung von 8000 Mann zu. Hippokrates aber ersann eine Kriegslist. Er schickte dem Dinomenes einige Leute von seiner Partey entgegen, welche vorgaben, dem Blutbade zu Leontini entronnen zu seyn, wo Marcellus alle Einwohner getödtet und die Stadt verbrannt habe. Diese Nachricht brachte die Soldaten so auf, daß sie sich weigerten, weiter zu gehen; nach wenigen Tagen aber entdeckte man die Unwahrheit, und das syrakusische Heer zog vor Herbessus, wo Hippokrates hingeflohen war, um sich seiner zu bemächtigen. Allein der Zögling Hannibals rettete sich nochmahls durch punische List. Von den syrakuser Soldaten mußte sich ein Bothe auffangen lassen, mit einem erdichteten Briefe der syrakuser Feldherren an den römischen Consul, welcher Verrath der Armee und besonders der Miethstruppen an die Römer enthielt. Die Soldaten verließen auf diesen Brief augenblicklich ihre Anführer, welche von der aufgebrachten Menge für ihr Leben fürchteten und nach Syrakusa flohen. Hippokrates und Epikydes brachten indessen das Heer auf ihre Seite, und zogen vor die Hauptstadt. Unter dem Vorgeben, sie wollten die Stadt gegen die Römer vertheidigen, drang ein Theil des Heeres durch das Thor. Sosis und Dinomenes kamen zu spät, es zu verhindern. Hippokrates eroberte die Stadt, ließ tödten, was sich widersetzte, und herrschte mit Epikydes willkührlicher in Syrakus, als jemahls einer der Tyrannen. Hauptsächlich aber dachten beyde auf Befestigung und Vertheidigung der Stadt, weil eine Belagerung von Seiten der Römer außer allem Zweifel schien. In kurzem erschien auch Marcellus wirklich vor Syrakus, und fing, als seine Aufforderung von Hippokrates mit Hohn zurückgewiesen wurde, eine Belagerung an, von welcher das ganze Alterthum mit Erstaunen und Bewunderung spricht, weil hier nicht Macht gegen Macht stritt, sondern der Geist eines einzigen Mannes, des berühmten Archimedes, die Erfindungskraft und Waffengewalt zweyer römischen Heere zu Meer und zu Land ermüdete, und beynahe drey Jahre lang bekämpfte.

.....

Der größte Theil von Syrakusa, Achradina genannt, erstreckte sich, gleich einer breiten Erdzunge, gegen Morgen in das Meer, und hing auf der Mittagsseite mittelst eines Dammes auf der Insel Ortygia, auch Nasos (die Insel) vorzugsweise genannt, zusammen. Zunächst nach Abend lag die Stadtabtheilung, welche Tyche hieß. Sie ward vom Meere nicht erreicht, sondern gränzte gegen Mitternacht an das Meerufer von Sicilien, gegen Mittag an die Stadtabtheilung, welche Neapolis hieß, und gegen Abend an Epipolä, eine steile, schwer zu ersteigende Anhöhe, welche in den Ringmauern der Stadt lag, sehr befestigt, aber wenig bewohnt war, und sich noch ein Mahl so lang als die übrige Stadt, in das Land schmal und spitzig ausdehnte. In diesem beträchtlichen Umfange galt Syrakusa für eine der größten und unüberwindlichsten Städte des Alterthums. Marcellus beschloß daher, sie mit allen Hülfsmitteln der alten Belagerungskunst zu bestürmen, und griff sie zugleich zu Wasser und zu Lande an.

Er selbst richtete seinen Angriff mit der Flotte auf Achradina, während Appius, der die Landarmee führte, Tyche bestürmen sollte. Die römische Flotte bestand aus 60 Schiffen mit fünf Reihen Ruderbänken, und einer ungleich größeren Anzahl kleinerer Schiffe, welche zum Theil zu Belagerungsmaschinen, zum Theil auch zum Herbeyführen und Bereithalten der Kriegsbedürfnisse dienten. Die Verdecke der Schiffe waren mit Schleuderern, Bogenschützen und Bewaffneten aller Art

bedeckt, um die Belagerten von den Mauern zu vertreiben, und die Annäherung der Kriegsmaschinen zu erleichtern.

Unter die größten und wirksamsten Belagerungsmaschinen der alten Kriegskunst vor Erfindung des Pulvers, gehörten die beweglichen Thürme oder Wandelthürme. Sie wurden von Holz, seltner aber doch zuweilen von Stein gebauet. Ihre Höhe war zum wenigsten der Höhe der Stadtmauern gleich, gewöhnlich aber übertraf sie selbst die Höhe der beträchtlichsten Festungsthürme. Ein solcher Wandelthurm war auf seiner Spitze mit Bogenschützen und Schleuderern besetzt, sein Inneres, das mehrere Stockwerke enthielt, erfüllten Bewaffnete. Wenn der Thurm auf diese Art in den Angriffsstand gesetzt war, so bewegte er sich langsam aus dem Lager gegen die Mauern der Stadt. Die Bewegmaschinen dieser ungeheuren Last, waren gewöhnlich im Innern angebracht, und die Belagerten sahen den ungeheuren Coloß gegen ihre Stadt anrücken, ohne seine Bewegkräfte wahrzunehmen, und ohne sie zerstören zu können. Wenn der Riesenbau in die Pfeilschußweite der Stadt kam, so suchten die Schleuderer und Bogenschützen durch unaufhörliches Steinwerfen und Pfeilschießen die Vertheidiger von den Mauern zu verscheuchen. Gelang auf diese Weise das Anrücken bis nahe zu der Mauer, so senkte sich die, der Stadt zugewendete Wand des Thurms, und bildete, indem sie sich bis auf die Mauer niederließ, eine Brücke, auf welcher die Bewaffneten aus dem Thurm über die Mauern in die Stadt eindrangen, die Belagerer folgten dem Thurme, und drangen auf demselben Wege ihren siegenden Vorgängern nach.

Einen solchen Wandelthurm, wie man bisher nur bey Belagerungen zu Lande anzuwenden gewohnt war, beschloß nun Marcellus auf der See zu errichten. Er versprach sich nicht ohne Grund die beste Wirkung von dieser, zur See unerhörten Bestürmungsart: denn er wußte als erfahrner Feldherr, daß im Kriege oft das Ungewohnte des ersten Anblicks den Sieg vorbereitet, indem es den Feind mit Erstaunen beschäftigt, und vom schnellen entscheidenden Handeln ablenkt, während der Erfinder die leere Zeit benutzt, sich in seinem Vortheil festzusetzen. Zu diesem Ende fügte er 8 große Ruderschiffe mit den Seiten zu einem ungeheuren Floß zusammen, welches den schwimmenden Boden seiner Maschine ausmachte, und auf beyden Seiten durch die gewöhnlichen Ruder bewegt und gelenkt wurde. Auf diesem Floß erhob sich nun die ungeheure Maschine, höher als die höchsten Mauerthürme der Festung. Er nannte sie Sambuka von einer entfernten Ähnlichkeit der vielen darin vereinigten Sturmleitern mit einem musikalischen, harfenähnlichen Instrumente, welches Sambuka hieß. Der Thurm bewegte sich gegen die Stadt, und alle Einwohner zitterten, denn die gewöhnliche Vertheidigungskunst both ihnen kein Mittel gegen einen so ungeheuren schwimmenden Thurm, der sich auf der See schneller und sicherer bewegte, als auf dem Lande. Archimedes allein zitterte nicht. Er warf aus der Festung durch seine Wurfmaschinen drey so mächtige Steine auf die Sambuka, und traf mit jedem so gut, daß die Maschine des Marcellus zertrümmert im Meere versank, ehe man sie noch einer Gefahr aus den Balisten und Katapulten der Festung ausgesetzt meinte.

Archimedes war in Syrakusa geboren, und genoß, als ein Mann von ausgezeichnetem Geist, die Achtung des Königs Hiero, der, selbst als Herrscher und Mensch gleich groß, ihn seines vertrautesten Umgangs würdigte. Die eigentliche Wissenschaft war damahls von ihrer Nutzanwendung auf die Geschäfte und Bedürfnisse des Lebens durchaus geschieden. Der Philosoph glaubte die selbstständige Würde der Idee zu entheiligen, wenn er sie dem irdischen Bedürfnisse als Mittel dienen ließ, und sie gleichsam rechtfertigen wollte, indem er zeigte, daß sie außer ihrer göttlichen Würde auch noch weltlichen Werth habe. Daß die Wirklichkeit das erfüllen müsse, was die Idee als wahr erkannte, war jenen alten Weisen zu gewiß, als daß es für sie des Beweises in der Erfahrung bedurft hätte; denn wie der Dichter spricht:

> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
> Was der erste verspricht, leistet die letzte gewiß.

So hatte sich auch Archimedes der reinen Wissenschaft gewidmet, ohne durch mechanische Mittel die von ihm erkannten Sätze in der Wirklichkeit auszuführen. Einst aber, als er dem König Hiero in einem Gespräch über die bewegenden Kräfte die bekannten Worte zurief: gib mir einen Standpunct, und ich bewege die Welt, forderte ihn dieser auf, die Paradoxie wenigstens im kleinen wahrscheinlich zu machen. Archimedes ließ sogleich das größte Schiff auf das Land ziehen, und mit voller Ladung beschweren, dann zog er es durch einen künstlich zusammengesetzten Flaschenzug mit einer Hand ohne Anstrengung so leicht fort, als bewegte es sich auf dem Wasser. Hiero erstaunte, und auf sein Bitten verfertigte Archimedes, neben der Beschäftigung mit reiner Wissenschaft, noch außer seinen astronomischen Werkzeugen auch die bewundernswerthen Maschinen, mit welchen er in der Folge, auf Hippokrates Bitten, die Stadt gegen zwey römische Heere allein vertheidigte. Alle Syrakuser schienen in diesen drey Jahren der Belagerung nur die Glieder, welche dieser alles überschauende Mann, als die Seele des Ganzen, bewegte.

Nicht die Sambuka allein hatte das Unglück, zerschmettert zu werden, auch auf die andern Schiffe, welche sie begleiteten, flogen ungeheure Steine, Sparren und Balken in den sichersten Richtungen, so daß Marcellus sich in möglichster Eile zurückziehen mußte, um nicht seine ganze Flotte zu verlieren. Dasselbe Schicksal erfuhr auch die Landarmee, die zu gleicher Zeit mit den Schiffen den Sturm angefangen hatte. Denn auch ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert und ganze Glieder von Soldaten durch die aus der Festung fliegenden Steine und Balken zu Boden geworfen.

Marcellus, der die damahls gewöhnlichen Kriegs- und Wurfmaschinen kannte, wußte sehr wohl den Hauptmangel in ihrer Wirkung. Das Maß der Kraft und die Weite des Wurfes ließ sich bey ihrer unvollkommnen, mehr auf starke als auf sichere Wirkung abzweckenden Construction kaum genau bestimmen, vielweniger abmessen und verändern. Er beschloß daher in einem Kriegsrathe, sich im Dunkel der Nacht und mit möglichster Stille unter der Schuß- und Wurfweite dieser Maschinen hinweg bis an die Mauern zu ziehen, wo die weit geworfenen Lasten über die Schiffe hinweg fliegen, und in das leere Meer versinken müßten. Denselben Befehl erhielt auch die Landarmee, und beyde Heere kamen glücklich mit anbrechendem Morgen unter Syrakusa's Mauern an. Schon bereitete man den Sturm und schmeichelte sich mit dem glücklichsten Erfolg, da man die Mauern leer von Vertheidigern erblickte; allein der zweyte

Versuch sollte ungleich blutiger für die Römer werden, als der erste.

Indem die Römer sich zum Sturme rüsteten, stürzten senkrecht von den Mauern Steine, Pfeile und Wurfspieße auf sie herab, und nöthigten sie zur Flucht, weil die Last der Steine und die Kraft ihres Falls, die Schiffe zu versenken drohten. Allein kaum wendete sich ein Schiff zur Flucht, als ungeheure Balken sich von der Mauer wie kolossale Arme herabsenkten, die Schiffe mit Haken faßten, und hoch in die Luft führten, dort wurden sie entweder zurück in das Meer geschleudert, oder wie von einem Wirbelwind im Kreise herumgetrieben und endlich an den Mauern zerschmettert. Andere wurden mit den Vordertheilen empor gehoben, auf die Hintertheile gestellt und so gewaltsam in das Meer gestoßen. Die Römer konnten um so weniger diesen furchtbaren Riesenarmen entfliehen, da sie nicht, gleich gewöhnlichen Kriegsmaschinen, auf den Mauern zu sehen waren, sondern sich erst im Augenblick ihres verderblichen Wirkens zeigten. Die Landarmee hatte kein besseres Schicksal. Die Maschinen des Archimedes zertrümmerten ihre Mauerbrecher, oder zogen sie vor den Augen der Belagerer hinweg und hoben sie über die Mauern in die belagerte Stadt. Eiserne Hände ergriffen einzelne Soldaten und hoben sie empor, oder zerschmetterten sie an den Mauern. Bald wagte es kein Römer, weder zu Wasser noch zu Lande, sich den Mauern zu nähern, wo sie nicht mit Menschen, sondern mit unsichtbaren Göttern zu streiten schienen. In der That sah sich auch Marcellus bewogen, den Kampf mit dem hundertarmigen Briareus, wie er den Archimedes nannte, nach 8 Monathen aufzugeben, und die Belagerung in Einsperrung zu verwandeln. Er ließ zu dem Ende ein Drittheil der Armee unter dem Befehl des Appius vor Syrakus zurück, und zog mit den andern zwey Dritteln aus, einige von den Römern abgefallene Städte in Sizilien wieder zu erobern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1542.

Am 1. Jänner war der Kaiser zu Toledo, und am 5. zu Madrit, wo selber den Herzog von Alba zur Vertheidigung von Navarra abschickte. Am 26. Jänner befand sich Kaiser Carl zu Valadolit, wo die Stände von Castillien einberufen waren, und am 10. Februar die Sitzungen den Anfang nahmen. Am 26. März kam der Bischof von London als englischer Gesandter nach Valladolit, welcher neben dem ordentlichen englischen Gesandten am 12. April seine Audienz hatte, und sodann am kaiserlichen Hofe verblieb. Schon am 4. April nahm die Versammlung der castilianischen Stände ein Ende, welche dem Kaiser 1,200,000 Dukaten bewilligt hatte. Am 23. kam der Herr von Granvella zurück, nachdem er nur mit vieler Mühe den französischen Galeeren entgangen war, welche durch eine Strecke von mehreren Meilen auf sein Fahrzeug feuerten. Am 28. May wurde sein Sohn als Bischof von Arras geweihet.

Am 27. May kam der Kaiser nach Burgos, wo selber von dem Connetable von Castillien bewirthet wurde, und wegen einer Unpäßlichkeit erst am 8. Juny abreisen konnte. Am 6. kam der Kaiser nach Naigera, wo das Schloß des Herzogs auf das prächtigste eingerichtet war, indem mehrere Zimmer mit Goldstoff behänget waren. Am 7. traf selber zu Grogno ein, und wohnte am 8. der feyerlichen Fronleichnams-Processiee bey. Am 9. hatten die lotharingischen Gesandten Audienz. Am 13. traf Kaiser Carl zu Pampelona ein, und besah am 14. die Befestigungswerke, am 15. aber die Gegend von der Stadt, am 16. war selber zu Taffaille, am 17. im Kloster zu Tobme, am 18. zu Saduna, und vom 27. bis auf den 10. October zu Monteson.

Am 23. September fing die Versammlung der Stände von Arragonien, Valenza, und Catalonien, welche dem Kaiser 500,000 Dukaten bewilligten, und dem Infanten, als Thronfolger huldigten.

Den 20. July beorderte der Kaiser den Herzog von Alba wider die Franzosen zur Vertheidigung von Perpignan, welcher am 22. von Monteson auf der Post abreisete.

Am 23. hatte der Bischof von Westmünster, und der englische Gesandte Audienz, welcher am 9. August seinen Abschied nahm. Hingegen wurde der Herr von Carieres Arrieregarde Hauptmann, am 13. nach England abgefertiget.

Am Ludwigstage 25. August ist der Dauphin in die Grafschaft Roussillon mit 40000 Mann einmarschirt, und hat bis auf Perpignan hin mit Mord und Brand einen grausamen Krieg angefangen. Am 2. September nahm die Belagerung von Perpignan den Anfang. Am 11. kam der kaiserliche Gesandte vom französischen Hofe zurück. Am 17. kam die Nachricht, daß die Franzosen nach einem mißlungenen Versuche auf Indien an der spanischen Küste 23 Schiffe verloren haben.

Am 24. erhielt der Kaiser Nachricht, daß der Dauphin nach einer zwey und zwanzigtägigen Belagerung sich von Perpignan zurück gezogen habe, indem er vernommen hatte, daß sowohl aus Castilien, als aus Italien Entsatz eintreffen werde, wie dann der Principe Doria 15 Galeeren, und 10 Schiffe herbeyführete. Indessen hatte der Papst einen Cardinal aus dem portugiesischen Hause Selva wegen eines Friedens mit Frankreich an den Kaiser geschicket, welcher am 30. September Audienz hatte, aber den Bescheid erhielt, daß der Papst vermög des Vertrags von Nizza sich vielmehr wider den König von Frankreich als angreifenden Theil und offenbaren Anhänger der Türken zu erklären hätte. Kaiser Carl beschwerte sich auch wider die Arrestirung des Erzbischofs von Valenza, und anderer spanischer Unterthanen zu Avignon, und den Unfug zu Maranos, worauf der Cardinal am 3. October abreiste. Dieser Legat kam noch ein Mahl am 13. November zurück. Der Kaiser brach am 10. auf, und nahm zu Lerida das Nachtlager, am 11. zu Belgbuche, am 12. zu Sernero, und kam am 16. nach Barcelona, wo er am 20. die Festungswerke in Augenschein nahm, und den Doria zurück fertigte, welcher am 23. nach Genua über Palemos zurück ging, wo seine Flotte lag.

Am letzten October reiste der Herr von Granvella nach Deutschland auf den Reichstag.

Zu Barcellona war der Kaiser bey verschiedenen Maskeraden gegenwärtig.

Am 26. November speiste selber auf Mittag zu Moodera-dos, wo die Nachricht eintraf, daß Saint Juan de Luc den Franzosen abgenommen, und 9 Schiffe erobert wurden. Am

1. December kam der Kaiser auf Cavaignes, und am 3. nach Molverda, am 4. aber auf Valenza. Am 5. hielt der Infant seinen Einzug, wo viele prächtige Festins gegeben wurden.

Den 24. hatte der Kaiser sein Nachtlager zu Alcala, wo sich die Prinzessinnen befanden. Am 2. Weihnachtstage ward die Vermählung des Erbprinzen von Spanien mit der portugiesischen Prinzessinn, und des portugiesischen Prinzen mit der Prinzessinn von Spanien bekannt gemacht. Am 30. Dezember zu Nachts kam der Kaiser nach Madrit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prachtliebe, Erbstück einer Familie.

Unter dem Adel des Hochstiftes Trient, das in abwechselnder historisch äußerst merkwürdiger Verbindung mit Deutschland und Italien, bis zum Jahre 1803 geblüht hat, zeichneten sich die Ritter, nachhin Freyherrn von Madruz schon im zwölften Jahrhunderte aus. Gaudenz und Aliprand von Madruz waren unter den Helden Carls V. Die Besitzungen dieses Geschlechtes konnten sich mit manchem kleinen Reichsfürstenthum messen. Darunter führten die so genannten vier Vikariate, Ala, Avio, Mori, Brentonico an der Veronesischen Gränze den Reihen. Sie wurden in der Folge noch dazu durch die Heirath des Freyherrn Joh. Friedrichs, eines Sohnes des Freyherrn Niklaus v. Madruz mit Elisabeth, der Erbtochter des Grafen Renatus von Challant im Aosta-Thale, und der Mantia geborne Prinzessinn von Braganza, Tochter des Herzogs Dionysius von Bragenza in Portugall, mit den ersten, selbst mit den regierenden Familien von Spanien und Portugall, ja von Europa verwandt, und haben zugleich die ansehnlichsten Besitzungen im Aosta-Thale, in Savoyen, Lothringen, Vallenzia, Piemont, und Montferrat erworben. Eine der Familie fast eben so rühmliche Verbindung war jene des Freyherrn Fortunat, eines andern Sohnes des Freyherrn Niklaus von Madruz mit Margarita von Altembs, einer Schwesterlochter des Papstes Pius IV., durch welche die Familie Madruz in die nächste Verbindung mit den Häusern Medicis, Borromeo u. s. w. gekommen ist.

Den größten Glanz aber haben der Familie vier Fürst-Bischöfe von Trient gebracht. Die drey ersten, Christoph, Ludwig, und Carl Madruz waren Cardinäle; Christoph war zugleich auch Fürstbischof zu Brixen, und durch einige Zeit Gouverneur zu Mailand, dann päpstlichen Legat in der Mark von Ancona; sie waren öfter bald kaiserliche Bothschafter und Minister, bald päpstliche Legati a Latere, und standen am kaiserlichen, päpstlichen und spanischen Hofe im höchsten Credit, der Cardinal Ludwig schlug die ihm von Philipp II. in Spanien angebothene Würde eines Vicekönigs von Neapel aus, und es fehlte wenig, daß nach dem Tode des Papstes Innocenz IX. nicht Er, anstatt des Cardinals Aldebrandini zum Papste gewählet worden; der Cardinal Carl aber hat mehr als eine Papstwahl durch seinen Einfluß und seine Gewandtheit geleitet und entschieden. Den bischöflichen Stuhl von Trient besassen die vier Bischöfe dieser Familie in ununterbrochener Reihe durch einen Zeitraum von 119 Jahren, nähmlich vom Jahre 1539 bis 1658. Diese Familie ist aber zu einem neuen Beweise der Hinfälligkeit menschlicher Dinge eben mit dem vierten Fürstbischofe von Trient, Carl Emanuel, welcher die Dispensation vom geistlichen Stande durch viele Jahre, und mit einem Aufwande von mehr als 100,000 fl. aber immer vergeblich gesucht hat, erloschen.

Daß aber die Stadt und die Kirche zu Trient wenige Monumente von den Bischöfen dieser Familie aufzuweisen hat, daran hat wohl neben dem Umstande, daß die drey Cardinäle sich nur die kleinste Zeit ihrer Regierung zu Trient aufhielten, ihre außerordentliche Prachtliebe Schuld.

Vor allen zeichnete sich hierin aus, der Cardinal Christoph von Madruz, welchen man zu seiner Zeit gewöhnlich nur den Cardinal von Trient nannte, zum Unterschiede von seinem Neffen Ludwig, welcher der Cardinal Madruz genannt wurde. Seiner Verwendung war es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Stadt Trient zum Sitze der allgemeinen Kirchenversammlung ausersehen ward.

Nachdem er im Jahre 1544 zur Cardinalswürde auf Verwendung Ferdinands I. erhoben worden, setzte er sich sogleich auf einen sehr prächtigen Fuß, hielt einen zahlreichen Hofstaat, und zierte seine Residenz mit dem kostbarsten, bis dahin nicht gesehenen Geräthe; kein deutscher Bischof und kein Cardinal that es ihm an Pracht und Aufwand bevor. Sein Grundsatz war: Reichthümer bloß erwerben und besitzen, sey die Sache kleiner Seelen; aber davon mit Anstand und Ehre Gebrauch machen, die Kunst des Genie's, und ein Beweis von Erhabenheit des Geistes.

Eben das Concilium von Trient öffnete seiner Großmuth und Gastfreundlichkeit das weiteste Feld. Als im Jahre 1542 die drey, vom Papste abgeschickten Cardinäle ankamen, ging er ihnen nach Roveredo entgegen, bewirthete sie dann zu Matarello mit ihrem ganzen zahlreichen Gefolge auf das Prächtigste, und gab zugleich dem päpstlichen Militär, welches zur Bedeckung der Legaten gekommen war, und nachhin seinen Standort zu Lavis genommen hat, die reichlichste Verpflegung. Eben so freygebig empfing er wenige Tage darauf den Cardinal Granvella. Sein Residenzschloß stand während der ganzen langen Dauer des Conciliums allen Vätern desselben offen, und war ihr gewöhnlicher außeramtlicher Versammlungsort; gegen diesen zahlreichen Verein bewies er Jahrelang die verschwenderische Freygebigkeit eines Königs.

Er ward als kaiserlicher Bothschafter wiederhohlt an die deutsche Reichsversammlung, und fünf Mahl nach Rom gesendet. An dem letztern Hofe hatte er die päpstliche Hülfe im Schmalkaldischen und im Türkenkriege, und die Zurückverlegung der Kirchenversammlung nach Trient zu betreiben, da die meisten Glieder dieser Versammlung nach dem Einfalle Schärtlins von Burtenbach in das Tyrol, sich nach Bologna zurückgezogen hatten; und an jedem Orte hat er aller Augen durch seinen Prachtaufwand, wie durch seine Gewandtheit in Geschäften auf sich gezogen.

Diese für seine Prachtliebe angemessenste Gelegenheit erhielt Cardinal Christoph 1548 durch einen Auftrag Carls V. daß er seinen Kronerben den Infanten Don Philipp von Spanien zu ihm nach Brüssel begleiten sollte. Auf die-

ser vom Anfange bis zum Ende mit spanischem Pomp gemachten Reise, über welche mehr als eine Beschreibung im Druck erschienen ist, wird hier nur Philipps Aufenthalt in Madruzzos Gebiethe berührt, und noch bemerkt, daß der Cardinal auf der Hinreise, zu Genua die Verlobung des Erzherzogs Maximilian, des Sohnes des K. Ferdinand I. mit Maria, der Tochter Carls V. einsegnete.

Von Mailand eilte Cardinal Christoph nach Trient voraus, ging dann dem Prinzen mit einem aus den Landesbehörden und einem zahlreichen Adel zusammengesetzten Gefolge bis Borghetto, dem ersten Orte in Tyrol, welcher zugleich als ein Theil der vier Vikariate der Familie Madruz gehörte, entgegen.

Zu Ala machte der Freyherr Niklaus Madruz, der Bruder des Cardinals, der sich als Soldat in Deutschland, und nachhin auch in dem Feldzuge gegen Siena sehr ausgezeichnet hat, damahls aber den Titel eines Custos des Kirchenraths von Trient führte, die Honneurs der Madruzzischen Familie. Er empfing den Prinzen auf den Feldern unter Ala an der Spitze von 3000 Mann gut gekleideter Milizen, welche theils mit Musketen, theils mit Lanzen bewaffnet waren, führte vor ihm ein Manöver aus, und geleitete ihn dann unter der Paradirung seines Corps und unter einer prächtigen Musik im Triumph in Ala ein, wo er ihn sammt dem ganzen Gefolge herrlich bewirthete.

Den Tag darauf empfing der Cardinal Christoph den Cardinal Otto von Truchseß, Bischof von Augsburg, und den Herzog Moriz von Sachsen, welche aus Deutschland kamen, zu Gardolo, verehrte dem erstern ein reich geschmücktes Maulthier, und dem letztern ein eben so geziertes Pferd, und zog dann mit ihnen reitend unter Trompeten- und Paukenschall in Trient ein.

Den folgenden Tag (es war der 24. Jänner 1549) gingen alle dem Prinzen welcher zu Roveredo übernachtet hatte, mit aller nur möglichen Pracht entgegen. Voraus ritten zwölf gleich geschmückte Edelknaben auf weißen Pferden; auf diese folgten die ersten Hofbeamten des Cardinals, und die Vasallen der Kirche von Trient, Grafen, Baronen und Edle in einer langen Reihe, dann kamen neben einander Niklaus Madruz, Wilhelm Truchses, und Johann Gaudenz Madruz, der Vater des Cardinals; der Cardinal von Augsburg mit dem Herzoge Moriz von Sachsen, endlich der Cardinal Christoph mit dem spanischen Cardinal Pacecho, welcher zum Concilium gekommen war; den Zug schloß der Stadthauptmann Franz von Castelalto mit vielen Edeln und Doctorn, alle waren zu Pferde.

Der Prinz gestattete dem Cardinal von Augsburg und dem Herzoge von Sachsen nicht, vom Pferde zu steigen, reichte ihnen auf deutsche Art die Hand, empfing sie sehr leutselig, und ritt dann in ihrer Mitte, hinter ihm die Cardinäle Madruz und Pacecho, und dann die übrigen Magnaten und Herrn, in einem langsamen und feyerlichen, durch eine außerordentliche Menge Volks sehr gehinderten Zuge der Stadt zu.

Beym Eintritte in die Stadt verließ der Prinz sein Pferd, und bestieg ein anderes ungemein reich geschmücktes, welches ihm der Freyherr Niklaus Madruz angebothen hat. Vor dem h. Kreuzthore war die erste, mit Statuen und Inschriften gezierte Triumphporte errichtet. Als der Prinz unter derselben durchritt, ward aus großem und kleinem Geschütze ein allgemeines Salva gegeben. Vor der Domkirche empfing ihn der Dekan mit dem Domkapitel und dem ganzen Clerus, reichte ihm ein silbernes Kreuz zum küssen, und führte ihn unter einem so genannten Himmel vor den Hochaltar, wo er ein kurzes Gebeth verrichtete, während welchem vom Chor eine herrliche Musik ertönte. Nach dem Austritte von der Kirche stiegen alle wieder zu Pferde, um in das bischöfliche Schloß zu ziehen. Auf dem Domplatze sahen sie aber ein von Holz erbautes altes Kastell, um welches auf ein Mahl ein künstliches sehr schönes und sinnreiches Feuerwerk abgebrannt ward. Der Prinz sah mit seiner Begleitung eine halbe Stunde diesem Schauspiele zu, und kam dann durch drey andere Triumphporten, und durch die festlich geschmückten Hauptstraßen der Stadt unter fortwährenden Acclamationen des Volkes, unter dem Schalle von Trompeten und Pauken, und unter dem beständigen Donner des Geschützes in das bischöfliche Castell. Unterwegs besah er unter andern auch zwey Obelisken mit lateinischen und spanischen Inschriften, und zwey kolossalische Statuen zu sehen, den Etschfluß, und den Herkules mit den zwey Säulen.

Auf dem Schloßplatze ward noch ein anderes sehr sonderbares Feuerwerk abgebrannt. An Stricken, welche an den höchsten Spitzen der umstehenden Gebäude fest gemacht waren, war eine große Sphäre, die Erdkugel vorstellend, von einem großen gekrönten Adler getragen, unter derselben eine kleinere Sphäre, welche die Sonne, und ringsherum zwölf Köpfe aufgehangen, welche die Winde vorstellten. Als der Prinz auf dem Platze ankam, ward aus allen Kanonen im Schlosse Salve gegeben, die Sonne drehte sich helleuchtend um die Erde, verfinsterte sich aber nach und nach; dagegen bliesen die Winde ihre feurigen Stürme der Erdkugel zu, und diese fing an, fürchterlich zu blitzen und zu donnern, daß von dem großen Getöse, welches durch die fortwährende Kanonade aus dem Schlosse erhöht ward, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers die Erde zu beben, und die Häuser zu wanken schienen.

Wir würden zu weitschichtig werden, wenn wir nun auch aus den Schriftstellern derselben Zeit die Beschreibung von der Pracht der Meublirung des Schlosses, und der Mahlzeiten beschreiben wollten. Der Aufwand war in allen Dingen so groß, daß man sagte, der Cardinal Christoph müsse königliche Einkünfte haben, um das alles bestreiten zu können.

Am zweyten Abend ward die ganze Stadt beleuchtet, und ein Feuerwerk auf dem Berge Dos Trent, bey welchem zwey Sterne, so die ganze Nacht leuchteten, sich besonders auszeichneten, und ein anderes auf dem Berge Sardagna abgebrannt.

Das vorzüglichste Schauspiel dieser Art ward den dritten Abend gegeben. Auf dem großen Schloßplatze war ein Zauberschloß errichtet, welches durch Kunstfeuer auf verschiedene Art beleuchtet und gezieret war, und von vier Centauren bewacht wurde. In der Nähe war der feuersprühende Höllenschlund, aus welchem Herkules den Cerberus an einer Kette zog. Aus diesem stiegen vier Riesen hervor, und schlossen sich an die Centauren an. Dann traten acht Ritter auf, welche mit den erwähnten acht Ungeheuern einen Kampf begannen, welcher dadurch besonders sehenswürdig war, daß alle Waffen der Streitenden, da sie geschwungen wurden, Feuer sprüh-

zen. Es versteht sich übrigens, daß die Ritter den Sieg davon trugen.

Das Fest des vierten Tages gab der Freyherr Niklaus Madruz durch ein feyerliches Turnier, eine glänzende Abendtafel, und einen Ball, auf welchem der Prinz mit seinen spanischen Grands, und so auch der Herzog von Sachsen in Maske erschienen ist.

Der fünfte Tag war endlich Ruhetag, und am 29. Jänner verließ der Prinz Trient, kam denselben Abend unter einer zahlreichen Begleitung nach Tramin, einem damahls noch zur Kirche von Trient gehörigen Marktflecken, und ward da wieder von dem Cardinal Christoph auf die gewöhnliche Art bewirthet.

Zu Bozen, damahls dem Hauptsitze der Stände von Tyrol, besorgten eben diese Stände die Bewirthung des Prinzen, und sie verehrten ihm eine silberne Schaumünze, welche auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern seine Wappen, und darunter das tirolische Wappen zeigte. Diese Medaille war so schwer, daß nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers ein Maulthier sie nicht leicht zu tragen vermochte. Zu Brixen aber, wo der Cardinal Christoph zugleich Bischof war, traf wieder ihn die Reihe, den Prinzen mit neuen Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Zu Innsbruck hielt sich der Prinz bey den Erzherzoginnen Töchtern des K. Ferdinand I. drey Tage auf, er besah dann die Bergwerke zu Schwaz, fuhr auf dem Innflusse bis zur Prälatur Ebersberg in Bayern, und vollendete dann über München, immer in der Begleitung des Cardinals von Trient, seine Reise nach Brüssel.

Der schöne bischöfliche Pallast an der Etsch außer Trient, il Palazzo degli Alberi genannt, in welchem er die verzüglichsten Thaten Carls V. mahlen ließ, ward von ihm erbauet.

Seine Neffe und Nachfolger, der Cardinal Ludwig von Madruz sah die ersten zehn Jahre sein Bisthum Trient wegen der Streitigkeiten mit dem Erzherzog Ferdinand von Tyrol unter kaiserlicher Sequestration. Nachdem diese endlich durch die bekannte Rotel von Speyer beygeleget waren, ward er vom Papste drey Mahl auf besonderes Verlangen des Kaisers Rudolph II. als Legatus a latere zu den deutschen Reichsversammlungen geschicket, so wie er schon in seinen jüngern Jahren als außerordentlicher Gesandter des Kaisers Ferdinand I. nach Frankreich geschicket worden ist, um dem Könige zu seinem Siege über die Hugenotten Glück zu wünschen, bey welchen Gelegenheiten er, gleich seinem Oheim, so vielen Prachtaufwand machte, daß er sich dadurch sehr erschöpfte, und zur Erhohlung seiner Finanzumstände seine übrigen Tage zu Trient zuzubringen beschloß. Er stund aber wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit am spanischen, wie am römischen Hofe im größten Ansehen, und zwar beym ersiern so sehr, daß nach dem Zeugnisse des Cardinal Ossat, Philipp II. seine wichtigsten Geheimnisse, besonders was die Papstwahlen betraf, nicht seinen Gesandten, sondern nur dem Cardinal von Madruz anvertraute. Beyde Höfe gaben ihm also Unterstützung, und er blieb zu Rom bis zu seinem Tode.

Der Cardinal Carl Madruz, des vorigen Neffe und Nachfolger im Bisthum Trient, ein Sohn des Freyherrn Johann Friederich Madruz und der Gräfinn Elisabeth von Challant wird von seinen Zeitgenossen ganz besonders wegen seiner Großmuth und Prachtliebe, und zugleich wegen seines gefälligen höflichen Betragens, auch wegen seiner Hochschätzung gegen gelehrte Männer, und der durch ihn veranlaßten bessern Bildung des tridentinischen Clerus gerühmet. Bey seiner Besitznahme des Bisthums waren zu Trient ganz außerordentliche Feyerlichkeiten und Feste.

Im Jahre 1613 ging er als Legatus a latere des Papstes Paul V. zu der deutschen Reichsversammlung nach Regensburg mit einem Gefolge von beynahe 200 Köpfen, unter welchen viele Edelleute des Landes Tyrol waren, der vorzüglichste unter ihnen war Gaudenz Madruz, oberster Feld-Hauptmann von Tyrol.

Im Jahre 1620 mußte er auf dringendes Verlangen des Kaisers und des Königs von Spanien seinen fernern Aufenthalt in Rom als besonders vertrauter Cardinal der beyden Kronen nehmen. Er fand zwar diese Bestimmung für seine Ökonomie sehr nachtheilig, ging aber doch, weil, wie er sagte, er und seine Familie dem Hause Österreich alles zu verdanken habe. Zu Rom lebte er bis zu seinem Tode auf einem ungemein glänzenden Fuße, und hielt einen so zahlreichen und prächtigen Hof, daß er darin den ersten Fürsten und Cardinälen von Rom nicht nachstund, und man von ihm gewöhnlich sagte, man sehe aus seinem ganzen Betragen, daß er von einem fürstlichen Geschlechte abstamme.

Als Protector von Deutschland war er die allgemeine Zuflucht der Deutschen, welche er nach ihrem Stande und Bedarfe entweder mit Ehren überhäufte, oder thätigst unterstützte. Er rühmte sich selbst gerne, daß er ein Deutscher sey, wiewohl er im Aosta-Thale geboren war, und war besonders wegen seiner Freymüthigkeit bekannt und beliebt.

Carl Emanuel, wieder ein Neffe seines Vorgängers, der letzte Bischof (nicht mehr Cardinal) von Trient aus der Familie Madruz, und zugleich der letzte seines Stammes, trat zwar das Bisthum mit den größten Hoffnungen an; war aber in der Folge einer der unglücklichsten Bischöfe. Da er die Schwachheit hatte, sich von einer einzelnen Familie beynahe ausschließlich leiten zu lassen, so zog er sich dadurch den Haß seiner Unterthanen, und besonders des Domkapitels zu. Mit dem letztern zerfiel er ganz, nachdem er durch seine Empfehlung veranlasset hatte, daß das Dekanat der Domkirche einem gewissen Johann Todeschini Pfarrer von Pergine vom Papste verliehen ward, woraus dann ein achtzehnjähriger Prozeß entstanden ist. Das Domkapitel ging in seiner Erbitterung gegen den Bischof so weit, daß es beym Kaiser und Papste auf dessen Entfernung von allen Regierungsgeschäften antrug, und ein kaiserlicher, und ein päpstlicher Commissär nach Trient kam, welche zwar eine Art von Vergleich zwischen dem Bischof und dem Domkapitel vorschrieben, doch die Gemüther nicht wieder zu vereinigen vermochten.

Dazu verfiel dieser Bischof mit der Erzherzoginn Claudia und ihrem Sohne dem Erzherzog Ferdinand Carl, Landesfürsten von Tyrol, in weitschichtige Streitigkeiten wegen der Territorial-Hoheit, wegen der Besteuerung der Geistlichkeit, und noch einiger andern Gegenstände. Der Bischof betrieb seine Sache vor dem Reichstage, zu Münster beym Friedens-Congresse, zu Wien und zu Rom mit außerordentlichen Kosten, hielt sich ein Mahl durch vier Monathe mit einem

zahlreichen Gefolge zu Innsbruck auf, um einen Vergleich zu unterhandeln, und war doch nicht so glücklich, die Beylegung dieser Streitigkeiten zu erleben.

Dazu kam, daß auf ein Mahl die Freyherrn von Gresta als Abkömmlinge der alten Herrn von Castelbarco aufstunden, und das Lehen der vier Vikariate zurückforderten. Sie erhielten vom Reichs-Hofrath ein günstiges Urtheil, und wurden durch den Erzherzog Ferdinand Carl, welchem die Execution aufgetragen worden, in den Besitz nicht nur der vier Vikariate, sondern auch mehrerer madruzischer Allodialgüter, an den wälschen Confinen, im Werthe von drey und sechzig tausend rhein. Gulden, zum Ersatze der Kosten und vermißten Früchte gesetzet.

So groß die Kosten und Nachtheile waren, welche dem Bischof Carl Emmanuel durch alle diese widrigen Umstände verursachet wurden, und unerachtet des schon erwähnten großen Aufwandes, den er zur Erlangung der Dispensation vom geistlichen Stande vergeblich gemacht hat, zeigte doch auch Er bey besondern Gelegenheiten die dem Madruzischen Hause gleichsam angeborne Prachtliebe, wiewohl er außerdem sehr eingeschränkt lebte.

Solche besondere Gelegenheiten gab es aber sehr viele, denn bey seinem Leben gab es fast jährliche Durchreisen fürstlicher Personen, welche er alle, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftstellers, mit königlichem Apparat bewirthet hat; von den Bewirthungen einer großen Anzahl von Cardinälen, Bischöfen, Gesandten u. s. w. nichts zu erwähnen.

Den größten, und einen, nach dem Ausdrucke des Sinelli unglaublichen Aufwand machte er, als am 21. December 1648 die Erzherzoginn Mariana, die Tochter des Kaisers Ferdinand III. und bestimmte Braut des Königs Philipp IV. von Spanien und ihr Bruder der römische König Ferdinand mit einer ungefähr aus 1000 Köpfen bestandenen Suite nach Trient kamen, und sich dort aus verschiedenen, hieher nicht gehörigen Ursachen bis zum 19. May 1649 aufhielten. Der Fürstbischof bewirthete die drey ersten Tage den ganzen Hof, und Mariani sagt, daß es außer der königlichen, noch mehr als 40 gedeckte Tafeln gab. Er wiederhohlte diese Bewirthungen während des langen Aufenthalts dieser königlichen Gäste noch öfter, und vergeudete königlichen Aufwand, um die Gunst des kaiserlichen Hofes, welche er zum Theile verloren zu haben schien, wieder zu gewinnen.

Miscellen.

Eine der interessantesten Erscheinungen in so vieler Hinsicht ist die Herausgabe des großen Werks: Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française; publié par les ordres de S. M. l'Empereur et Roi, von welchem die erste Lieferung bereits erschienen ist. — Es enthält die Ausbeute jener ewig denkwürdigen Unternehmung des Helden unserer Zeit für die Wissenschaften und Künste in einem Lande, auf das der Blick mit zuerst fällt, wenn von der Cultur der Menschheit die Rede ist. Nur ein Zusammenfluß so günstiger Umstände, als die Vereinigung unterrichteter Gelehrter und Alterthumskenner und talentvoller Künstler unter dem Schutze eines siegreichen Helden, der ihre Arbeiten mit zu seinen vorzüglichsten Triumphen rechnete, konnte ein solches Werk von einem Lande hervorbringen, in welchem der Zugang durch Barbarey, Fanatismus und Argwohn dem Reisenden so sehr erschwert wird. Seit der Beendigung jener Unternehmung ist an diesem Werk auf Befehl des Kaisers ununterbrochen gearbeitet worden. Es ist vorzüglich bestimmt, die Thatsachen von dem physischen Zustande Aegyptens, und von dem, was die bürgerlichen Verhältnisse, die Geographie, die Künste und Wissenschaften betrifft, aufzustellen.

Es wird enthalten: 1) Die Tempel, Paläste, Grabmähler, alle alte Denkmähler Ägyptens nach den genauesten Messungen; eine Folge pittoresker Ansichten der Denkmähler in ihrem gegenwärtigen Zustande; topographische Plane von der Lage der alten Städte, und endlich eine Sammlung ägyptischer Manuscripte, astronomischer Denkmähler; Gegenstände aus dem bürgerlichen Leben, historische Bildhauerarbeiten und Basreliefs mit Hieroglyphen. — 2) Die vorzüglichsten neuen Gebäude, und alles was für die Kenntniß des gegenwärtigen Ägyptens wichtig ist. 3) Die Beschreibung aller unbekannten oder unvollkommen beschriebenen Thiere, Pflanzen und Mineralien. Das ganze Werk zerfällt also in drey Theile: Alterthümer, Neuerer Zustand, Naturgeschichte. Die Eroberung Ägyptens durch die Araber ist der Punct, der das Alterthum von der neuern Zeit hier trennt. — Die Alterthümer betragen 420 Kupfer in fünf Bänden; der neuere Zustand 170 Kupfer in zwey Bänden; die Naturgeschichte 250 Kupfer in zwey Bänden. 650 Kupfertafeln sind davon bereits gestochen. Dazu kommt nun noch ein geographischer Atlas von 50 Blättern. — Das gewöhnliche Format der Kupfer ist groß Atlas und das Papier ist 20 Zoll lang und 20 breit; das doppelte Format ist 40 Zoll lang, und das größte 50 Zoll, da sie von gleicher Höhe sind, so gehen sie in einen Band, wenn die Kupfer gebogen werden. Einige andere Kupfer sind 42 Zoll lang und 30 Zoll breit. Hundert Kupfer übersteigen das gewöhnliche Format. — Ein in Kupfer gestochener Titel wird dem Werke vorgesetzt. Der Text besteht 1) aus einer historischen Vorrede und der Erklärung der Kupfer; 2) aus weitern Erklärungen der Beschreibungen der Alterthümer und der Memoiren, wie der Kupfer in drey Theile getheilt. Das Ganze erscheint in drey Lieferungen, wovon jede einen Theil von allen drey Abschnitten enthält.

Die bereits erschienene erste Lieferung enthält: 1) Den ersten Band der Alterthümer mit 97 Kupfern, welche die Denkmähler von Theben, Syene, Elephantine, Ombos, Edfu, Elethyia, Esne, Erment, und alle von der Insel Philä bis Theben gelegenen Ruinen darstellen, und mit fünf andern Kupfern zu den astronomischen Denkmählern gehörig. 2) Einen halben Band des neuern Zustandes mit 37 Kupfern: Die Gegenstände sind aus Ober- und Unter-Ägypten, und aus der Stadt Kairo oder aus dem Gebiethe der Kunst, Handwerke, Gebräuche und einige Inschriften. 3) Einen Viertelband der Naturgeschichte mit 31 Kupfern: Vögel Ägyptens, Fische des Nil, Pflanzen und Mineralien. Diese Lieferung enthält 19 Kupfer übergewöhnliches Format und 16 colorirte Kupfer. Der Text zu dieser Lieferung begreift 1280 Seiten. — Die zweyte Lieferung, welche in einem Jahre erscheinen soll, wird enthalten: 1) den zweyten und dritten Band Kupfer der Alterthümer, einzig der Stadt Theben gewidmet, die Grabmähler der Könige, und die Sammlung von Manuscripten auf Papyrus, die man in den Grabmählern gefunden hat. 2) Einen halben Band des neuern Zustandes in Hinsicht Kairos und Unter-Ägyptens oder aus dem Gebiethe der Kunst, Handwerke u. s. w. 3) Einen halben Band Naturgeschichte. 4) Den gestochenen Titel — nebst dem Texte. — Die dritte Lieferung wird enthalten: 1) den vierten Band Kupfer der Alterthümer, und zwar: Die Denkmähler von Denderah, Abydus, Antäopolis, Großhermopolis, Antinoe, Fayoum, nebst den Grotten und andern Alterthümern Astronomiens; und den fünften und letzten Band mit den Prospecten der Alterthümern von Memphis, Heliopolis und allen alten Städten Unter-Ägyptens, nebst den Sammlungen von Inschriften, Medaillen, Statuen, Vasen und andern an verschiedenen Orten Ägyptens gefundenen Alterthümern. 2) Einen Band Kupfer von dem neuern Zustande u. s. w. 3) 1¼ Band Kupfer zur Naturgeschichte — nebst dem Texte.

Der Subscriptionspreis dieses großen Werkes ist 3600 Fr. auf feinem, und 5400 Fr. auf Velin-Papier. Von einer kleinen Anzahl Exemplaren sind die colorirten Kupfer aufs sorgfältigste mit dem Pinsel ausgemalt, und diese kosten 1350 Franken.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 31. October 1810.

Mir däucht, in der stoischen Philosophie, obwohl Andere sie ungemein rühmen; eine Ursache zu finden, warum unter den guten Kaisern weder große Manner geblüht haben, noch auch der Charakter wieder gewonnen hat. Sustine ist vortrefflich, Abstine aber, oder die Vernichtung aller Begierden, vernichtet auch die Seele, als die sich nicht ohne Grund entschließen kann. Der Grund unserer Unternehmungen aber ist in den Leidenschaften, daher die Stille einschläfert. Im Freystaat ist sie gefahrlich, denn sie unterwirft sich allem; gefährlicher als die Leidenschaften, als deren Wirkung durch die Leidenschaften der Anderen aufgehalten wird; gefährlich unter dem Joch, denn durch diese Philosophie wird es ewig; überall unvernunftig: sind etwa Ruhm und Freyheit der Mühe des Verlangens unterwürfig? Überhaupt findet man nicht leicht große Männer in der stoischen Secte, aber große Affectation, keinen Cicero, aber einen Seneca, keinen Cäsar, noch Trajanus, aber einen Antoninus.

Johann von Müller.

Weßhalb verfielen die bildenden Künste zugleich mit der Einführung des Christenthums?

Sehr gewöhnlich ist die Bemerkung, daß die bildenden Künste in der nähmlichen Periode sanken, in welcher das Christenthum allgemein wurde, und sehr natürlich ist daher die Frage: Lag die Schuld davon im Christenthum oder in den damahls herrschenden Zeitumständen? Unstreitig hat die Idee von einem einzigen unsichtbaren vollkommenen Weltregierer etwas Großes und Erhabenes, besonders wenn sie durch den Glauben an eine Offenbarung von allem Schwankenden geläutert wird; aber den sinnlichen Menschen vermag sie nicht zu begeistern. Auch kann eine solche Gottheit keine Darstellung von der Hand eines Künstlers erhalten, hingegen bey einem Volke, wo große Männer und Heroen zuerst als Günstlinge der Gottheit, nachher allmählig als Gottheit selbst, betrachtet wurden, und man nun bald ihre Schwächen und ihre Schicksale der Gottheit selbst zuschrieb; da liefert eine solche Religion bald tausend Gegenstände für den Meißel und Pinsel des bildenden Künstlers. Leidenschaften, sagt Plato, sind Flügel der Seele, und gerade der leidenschaftliche Ausdruck hauchte dem Kunstwerke den eigentlichen Geist ein. Der Charakter des Künstlers wirkte auch auf den Gegenstand, und so bildete der bloß sinnliche Künstler die Venus discincta in der Villa Borghese, indeß der Künstler, der mehr Sinn für geistige Liebe hatte, die verschämtere Venus (Venus pudica) schuf.

Da wo an Joniens schöner Küste, ohne von Sorgen und drückender Arbeit entkräftet oder verunstaltet zu werden, die menschlichen Formen das schönste Ebenmaß erhielten, da wo Mädchen und Jünglinge sich geehrt fühlten, den Künstlern zum Modelle zu dienen, da erhielten auch diese Kunstwerke ihre höchste Vollkommenheit, und der Künstler, der den Lohn der Gottheit erwartete, deren Bildniß er so meisterhaft der allgemeinen Verehrung darstellte, der selbst durch Vaterlandsliebe an der Ehre des Helden Theil nahm, den sein Denkmahl nach dem Wunsche seiner Mitbürger für die ihnen erwiesenen Dienste lohnte, wurde schon hierdurch zu einer eigentlichen Begeisterung entflammt. Selbst die Erziehung der Griechen mußte höchst vortheilhaft auf die Bildung des Künstlers wirken. Seine Fantasie wurde von Jugend an durch die Declamation vaterländischer Gedichte geweckt, das Bild der Helden und Götter Homers schwebte von Jugend an vor seiner Seele. Er sah in den Gymnasien, bey den Leibesübungen nackender Kämpfer, das Spiel der Muskeln, den Ausdruck jeder Leidenschaft, und hatte daher ein gewisses Studium, welches allen spätern Künstlern fehlte. Griechenlands Verfassung selbst weckte und begeisterte den Künstler. Jeder kleine Staat war stolz darauf, große Männer, als Feldherren, Philosophen, Dichter und Künstler, dem ganzen Griechenlande geliefert zu haben; ein edler Wetteifer wurde neuer Sporn, zum Glanze seines Vaterlandes thätig zu werden, und der Beyfall von ganz Griechenland belohnte den Mann, der sich bis zu einer solchen Stufe emporgeschwungen hatte.

Rom häufte, da es die Welt besiegte, auch alle Kunstschätze in seinen Mauern auf. Bey der Leichtigkeit, mit welcher der Römer ungeheure Summen von den unterjochten Staaten zusammenpreßte, konnte er den Künstler, der seine Eitelkeit befriedigte, für die ihm gelieferten Kunstwerke fürstlich lohnen. Die Kunst ging folglich niemahls nach Brod, und bey der Menge reicher Römer fehlte es dem talentvollen Künstler niemahls an Erwerb. Da Rom keinen Handel besaß, sondern immer nur die Schätze der überwundenen Volker an sich zog, bey diesen Schiffahrt, Handel, beträchtliches Grundeigenthum doch immer wieder reichliche Erwerbsquelle für Privatpersonen

wurde; so blieb selbst in den Provinzen, auf die der Geist der Hauptstadt wirkte, und wo man die dorthin geschleppten Kunstwerke doch wieder ersetzt wünschte, auch der einheimische Künstler nicht unbeschäftigt und unbelohnt.

Das Christenthum erwärmte auch das Herz des Künstlers mit Liebe und Bewunderung für den, der sich für dasselbe in den Tod gab. Christus als Knabe, als Lehrer, als sterbend, zuletzt verklärt gen Himmel steigend vorgestellt, von Engeln, Jünglingen voll himmlischer Majestät umgeben, schaffte den Künstlern Stoff zu den herrlichsten Darstellungen; aber sie waren nicht zahlreich, und hatten immer etwas Ähnliches. Der anbethende, der tröstende Engel hatte doch überall den nähmlichen Ausdruck und immer zeigte sich keine heftige Leidenschaft. Der sanft am Kreutze Dahinsterbende rührte, aber es gehörte selbst ein Herz dazu, das nahe mit dem Himmel verwandt war, um jene übermenschliche Sanftmuth in den Zügen des Sterbenden auszudrücken, der selbst seinen Feinden vergab, oder jenes sanfte Hingeben der Märtyrer in Liebe und Erwartung dennoch ausdrucksvoll zu schildern. Nach ihrem Herrn und Meister wurden diejenigen, die sich für seine Lehre der Marter und dem Tode Preis gaben, Gegenstände der Darstellung; allein nicht die höchste Schönheit, sondern gerade die Züge dieser geliebten Personen sollte der Künstler aufbehalten. Je schrecklicher ihre Marter war, um desto höher stieg die Bewunderung für denjenigen, der dessen ungeachtet seinen Überzeugungen getreu blieb, und so wurde schon ein Künstler mit einer über sein Zeitalter erhabenen Stimmung erfordert, um nicht diesen Schmerz, sondern das Vorgefühl des Himmels im Blicke des Sterbenden auszudrücken. Bald entsprangen Mönche und Nonnen. Wer sollte es der guten sanften Seele verargen, die, um sich dem Verderben zu entziehen, von den Menschen entwich? Aber nicht diese sanfte Schwermuth, nicht die zärtliche Besorgniß, für die Freuden dieser Welt das Glück der Ewigkeit zu verscherzen, vermochten es, den Künstler zu begeistern, und eben so wenig; seinem Kunstwerke einen mannigfachen eigenthümlichen Ausdruck zu verleihen. Bald aber mischten sich unter diese Anachoreten und Zenobiten auch Schwärmer und Heuchler. Ihr geistlicher Stolz wollte nichts mit den Menschen gemein haben, und gerade eine geschmacklose verunstaltende Kleidung schien ihnen nur den Heiligen angemessen zu seyn. So ging bey Darstellung der Heiligen die Schönheit der Form verloren, und eine Heiligen-Legende, so herzlich sie auch von der Mutter, so feurig sie auch vom Kanzelredner vorgetragen wurde, um auf ein junges Gemüth zu wirken, konnte doch bey weitem nicht so allgemein als die Dichtungen der Griechen wirken.

Nun kam noch der Glaube der Christen hinzu, aller Gottesdienst der Heiden sey Verehrung schändlicher Dämonen, und was zum Dienste derselben gebraucht worden, würde hierdurch des Christen unwürdig. Mit Schaudern bebte daher der fromme christliche Künstler vor den schönsten Werken des Alterthums zurück, und die Nachahmung derselben würde ihn sogar als eine Versuchung der Dämonen in Schrecken gesetzt haben. Daher wurden seit den Zeiten Constantins so viele herrliche Tempel zerstört, die, wären sie gleich Roms Pantheon in christliche Kirchen verwandelt worden, uns die herrlichsten Muster alter Baukunst aufbehalten hätten. Ja der Fanatiker freute sich, wenn er die Bildsäule einer Venus oder Diana zerstörte, den bisher unter diesem Bilde verehrten Dämon zu beugen. Dieses alles zugegeben, so würde doch die Einführung des Christenthums den bildenden Künstlern nicht geschadet haben; denn das Christenthum weckte auch einen gewissen Geist, wodurch die Seele wieder einen herrlichen Aufschwung erhielt. Die Lehren der alten Philosophen wurden nur dem gebildeten und begüterten Theil der Nation dargebothen; aber der Christ trug die Lehren der Weisheit und Tugend zur Hütte des Wilden und in den Kerker des Sclaven. Das Christenthum wirkte folglich auf die ganze Nationalbildung, und so wie die Christen den jüdischen Gebräuchen entsagten, sich allmählig zur Annahme von Militär- und Civil-Ämtern, und zur Leistung der Eide bequemten, so wie sich selbst Kirchenväter nach alten Classikern bildeten, und andere sogar, Platos Lehren mit dem Christenthum zusammenwebend, den neuen Platonismus schufen; so würde auch sicherlich bald die erste Strenge nachgelassen, und bey dem Einflusse, den Schönheit auf jedes menschliche Auge hat, auch diese bald wieder den Künstler begeistert haben, und sein hohes Vorbild geworden seyn. Es war folglich nicht allein die Einführung des Christenthums, wodurch die bildenden Künste sanken. Den entarteten Römern, diesen Herren der Welt, genügte nicht mehr die einfache Natur, seitdem sie einen kostbaren Fisch theurer als einen Ochsen bezahlten, nur afrikanische Tauben oder das Gehirn von Pfauen dem Großen ein seiner Zunge würdiger Leckerbissen schienen. Da nicht mehr die einfache Lyra und Flöte, sondern Cythern, die kaum auf einem Wagen fortgebracht werden konnten, und Wasserorgeln zu ihren Concerten erforderlich waren, da wurde auch bey ihnen der Geschmack für das Colossalische und Außerordentliche herrschend. Nicht mehr die Schönheit, sondern nur das Colossalische der Form, und die Kostbarkeiten der Materie befriedigten jetzt die Wünsche des Römers. Wie dieß schon vor Einführung des Christenthums der Fall war, beweist Neros goldner Pallast; und seitdem man den Imperatoren goldne Bildsäulen errichtete, da wurde bey den Großen nicht mehr das Sehnen nach Meisterwerken der Kunst, sondern nach goldenen und silbernen Bildsäulen und Geschirren rege.

Nun kam ein neues Übel in Gang. Seitdem Cäsar, um den römischen Geist zu schwächen, auch Barbaren die Senatorwürde ertheilte; seitdem Caracalla, um, wie dieß bey dem Nachlasse römischer Bürger der Fall war, an jeder Erbschaft Theil zu nehmen, allen Unterthanen auch das Bürgerrecht Roms ertheilte, welches schon Severus als einen eroberten Staat betrachtete; da stand jedem Manne, der sich die Gunst des Imperators erwarb, so wie jedem Tapfern und Kühnen der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen. So verschwand römischer Geist und römische Cultur, jener schöne Nachhall von Griechenlands vormahliger Bildung. Daher konnte der schamlose Priester von Emesa, Bassianus Elagabal, und der thrazische Bauer Maximin den Thron der Cäsarn schänden, und der illyrische Sclavensohn Diokletian das dem freyen Manne verächtliche Hof-Ceremoniel der Perser den Römern gebiethen. So war allmählig Stumpfheit, die Gefährtinn der Sclaverey, im römischen Reiche herrschend geworden. Wie konnte unter dem beständigen Drucke des militärischen Despotismus, bey der unaufhörlichen Gefahr, Leben und Eigenthum zu verlieren, der Geist des Künstlers sich einen kühnen Aufflug gestatten, oder gar zur Ausführung eines Meisterwerks bestimmen, da ihm der Staat nicht einmahl mehr für den folgenden Morgen sein

Daseyn sichern konnte. Wie konnte der Künstler auf sichere Zahlung rechnen, seitdem der Thrazier Maximin nicht bloß die Äcker der Städte, die zum Unterhalte der Tempel und öffentlichen Gebäude gehörten, verkaufte, sondern sogar, um die Habgier seiner Soldaten zu befriedigen, die goldenen und silbernen Bildsäulen aus den Tempeln einschmelzen, und in Münze verwandeln ließ. Dieß alles zusammengenommen mußte jede schöne Anlage des Künstlers lähmen, und dieß noch in einem höhern Grade, da Rom seit den Zeiten Diokletians nicht mehr Residenz blieb, sondern allmählig zur Provinzialstadt herabsank. Da hierdurch die ersten Familien Roms in Dürftigkeit sanken, Nikomedien und Mayland Residenz der Auguste, der Aufenthalt der Cäsarn höchst unbestimmt wurde, so konnten in keiner dieser Städte Gebäude, so wie Werke der bildenden Künstler, einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichen, als vormahls zu Rom, welches Jahrhunderte lang Hauptstadt der gebildeten Welt war, und wo der Künstler, vom geschmackvollen Großen geehrt, selbst zu ihren Festen und ihrem Umgang gezogen, zugleich hierdurch am Genuß seiner ihnen gelieferten Kunstwerke Theil nahm, und daher bey ihren Bestellungen mit doppelter Vorliebe arbeitete. Selbst die Ungewißheit, womit zur Zeit des militärischen Despotismus jeder Große seine Würde, ja selbst sein Leben, genoß, jene häufigen Empörungen der Heere, jener Kampf um die Herrschaft des Reichs, und die Einfälle wilder Völker mußten die Menschen von jeder edeln Verfeinerung zum rohen Genusse des Moments herabstimmen. Daher dachte der entartete Römer nicht mehr an das Lob der Nachwelt, sondern an den Genuß des Augenblicks, wie es jederzeit der Mensch thut, der in der nächsten Minute nicht mehr seines Lebens und seiner Habe sicher ist. Gerade dieser Geist ist der Feind der Ordnung, des Guten und Großen, und nähert den Menschen dem Thiere, das doch gerade dadurch nicht glücklich wird, weil es, ohne sein Schicksal zu ahnen, dem Schlächter folgt. Da bey den Römern einmahl diese Gleichgültigkeit gegen Alles, was außer ihnen lag, und nicht augenblicklich auf ihre Person Bezug hatte, entstand, so würden auch ohne allen Bezug auf das Christenthum die bildenden Künste erloschen seyn.

Nun kamen neue Übel hinzu. Barbaren plünderten Rom: edles Metall reizte ihre Lüsternheit, und wurde ohne Rücksicht der Form zerschlagen, und als Beute vertheilt. Ein großer Theil der von Genserich aus Rom entführten Schätze versank im Meere. Da Rom nicht mehr eine der Größe seines Umfanges angemessene Bürgerzahl enthielt, so konnte man nicht überall dem Muthwillen, der so gern verletzt und verstümmelt, steuern, und die herrschende Armuth war der Erhaltung der Kunstwerke hinderlich. Daher jene Gleichgültigkeit der Römer, die im fünften Jahrhunderte den Kaiser Majorian zu so harten Strafgesetzen gegen die Zerstörer alter Kunstwerke zwang. Manche Feuersbrünste kamen hinzu, und mancher zufällige Umstand. So ließ, wenn man der Erzählung trauen darf, Belisar, als es ihm an Schleudersteinen gebrach, die Bildsäulen am Grabe Hadrians zerschlagen und auf die Feinde werfen. Wer dieß alles zusammenstellt, der kann wohl unmöglich dem Christenthume den Verfall der bildenden Künste zuschreiben; vielmehr wurden sie durch die hohe Begeisterung, die das Christenthum wieder bey dem Künstler erzeugte, aufs Neue geweckt. Welche Richtung sie gegenwärtig nehmen werden, darüber sehen sich ihre Verehrer oft betroffen an, und daß wenigstens der größte Theil vom Norden Europas, Jahrhunderte lang auf ihren Genuß, so wie auf die Erzeugung vorzüglicher Künstler, durch die Zeitumstände Verzicht zu leisten gezwungen seyn dürfte, öffnet noch eine traurige Aussicht mehr!

Salvatori's Reise nach Persien.

Der Doctor Salvatori, welcher dem französischen Großbothschafter, General Gardanne, im Jahre 1807 als erster Gesandschafts-Arzt nach Persien gefolgt ist, läßt uns, nach mehrern Nachrichten, viel Merkwürdiges über den innern Zustand dieses Landes erwarten. Verschiedene öffentliche Blätter haben bereits einzelne in sein Fach als Arzt und Naturforscher einschlagende Bemerkungen, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen aus einem andern Briefe Salvatori's, in welchem er seine Reise von Constantinopel nach Teheran schildert, und der in den inhaltreichen Fundgruben des Orients in italienischer Sprache abgedruckt ist.

Die Reise dauerte von der Hauptstadt des türkischen Reichs bis in die des heutigen Beherrschers von Persien sechs und achtzig Tage, worunter dreyzehn Ruhetage waren. Sie ging über Scutari, und das ehemahlige Nicomedia nach Nicäa. Wie sehr sich in diesen einst so gepriesenen Gegenden alles verändert hat, mögen folgende Nachrichten erweisen:

„Nicomedia liegt am Abhange eines gähen Gebirgs, das sich bis an das Meer ausdehnt, und zählt heut zu Tage drey tausend türkische, zwey tausend armenische, und drey hundert griechische Häuser. Nichts ist mehr von dem alten Glanze der Residenz des Nikomeds, der Geburtsstadt des römischen Consuls und Generals Flavius Arrianus, Epiktets berühmten Schülers, den man den neuen Xenophon nannte, übrig geblieben. Zerstreut und verachtet von den gegenwärtigen Bewohnern liegen eine Menge Ruinen umher. Ein Überrest von Maximians Pallaste auf der Fläche eines hohen Hügels, von welchem aus sich entzückende Aussichten eröffnen, ist das Merkwürdigste von diesen Trümmern."

„Von Nicomedia (welches die Türken Isnik-Mid nennen) bis Nicäa sind drey Caravanen-Tagreisen. Den ersten Tag zieht sich der Weg längs den Ufern des bithynischen Golfs hin, an welchem lachende Güter mit aller Art von Baumfrüchten liegen. Hat man das Dorf Karamussal zurückgelegt, so findet man an der Küste eine halb eingestürzte Wasserleitung, welche drey Bogen und einen Wasser-Kanal von drey Zoll Durchschnitt hatte. Aus den übrigen Trümmern umher möchte man auf eine ansehnliche Stadt schließen, die einst hier gestanden hat."

„Eine Tagreise vor Nicäa blieben wir im Dorfe Kyz-Devrent über Nacht. Es ist bloß mit Bulgaren bevölkert, welche von sieben Familien abstammen, die vor zweyhundert Jahren wegen Religions-Verfolgungen ihr Vaterland verließen, und in dieser wilden Gebirgsgegend Zuflucht fanden. Heut zu Tage sind es 150 Familien, welche minder unterdrückt, als in den meisten andern Gegenden des türkischen Reichs, eine Menge Flachs, Seide und Früchte auf ihrem Boden ziehen. Bey Tagesanbruch sah ich viele Weiber fröhlich und singend Flachs

klopfen. Ihr Geräthe war hierbey dem in Italien gebräuchlichen ähnlich."

„Von der Spitze des Bergs, an dessen Seite letzteres Dorf liegt, eröffnet sich ein schönes, herrliches Gemählde. Man sieht eine ungeheure Ebene, auf welcher sich rechts der askanische See in einer Länge von acht, und einer Breite von mehr denn zwey Stunden, erstreckt. Die Fischerey auf diesem See trägt dem Sultan jährlich 12000 Piaster ein. Rings um ihn her liegen fünfzehn Dörfer, und das Land in dieser Gegend könnte unmöglich lachender seyn."

„Nicäa liegt in einer sehr sumpfigen Ebene nahe an dem See. Die alten Mauern befinden sich noch im besten Zustande, und verrathen deutlich die ehemahlige Größe der Stadt. Hier erblickt man ungeheure Ruinen von drey verschiedenen Epochen. Die ansehnlichsten sind die aus Kaisers Constantins Jahrhundert. Ich besuchte die Kirche, in welcher zwey Concilien gehalten, und die Arrianer und Iconoklasten verdammt wurden. Sie ist noch sehr gut erhalten, und ihre Säulen bestehen aus kostbaren Steinen. Heut zu Tage zählt Nicäa nur noch 160 türkische und 65 griechische Häuser. Sein ganzer Handel beschäftigt sich mit Seide und etwas Tabak. Die feuchte, stinkende Luft, welche der See und die Sümpfe ausathmen, macht den Aufenthalt in dieser Stadt sehr ungesund. Auch sind die meisten Bewohner fast immer von hartnäckigen Fiebern, Verstopfungen und Wassersuchten geplagt."

„Von Nicäa aus nahmen wir die Straße durch Bithynien, und ließen den berühmten Olympus, an dessen Fuß die Städte Prusia und Gordium am Sangarius gebaut waren, rechts liegen. Links befanden sich die griechischen Colonien. Von Nicäa bis Angora (dem alten Ancyra) sind es zehn Caravanen-Tagreisen. Die große und schöne Ebene von Ak-Serai ausgenommen, die den Sangarius und Gallus bewässern, und wo der Anbau gar nicht besser seyn könnte, ist der ganze Weg der traurigste und unbequemste, den man finden kann. Sehr wenig landwirthschaftliche Cultur, wüste, unfruchtbare Felder, auf welchen man bloß Soda und Limonium erblickt, Salzwasser, und Wolken feinen Staubs, der in die Augen dringt, und ein heftiges Brennen verursacht, sind alles, was man auf der Reise durch das alte Galathien findet."

„Eine Tagreise, ehe man nach Angora kommt, sieht man die große Ebene, auf welcher Bajazeth geschlagen wurde, und dem wilden Tamerlan in die Hände fiel."

„Angora, eine in heiligen und profanen Schriftstellern oft genannte Stadt, ist am Abhange eines gähen Felsen gebaut, mit dreyfachen Mauern umgeben, und wird von einem, beynahe unüberwindlichen, Kastelle beherrscht. Heut zu Tage hat es gegen 6000, größtentheils armenische Häuser. Sein meister Handel besteht in den Haaren seiner berühmten Ziegen, aus welchen man eine Art von Kamelott, Schali von Angora genannt, verfertiget."

„Die ungeheure Menge von Ruinen und Inschriften, welche man findet, beweisen, wie ansehnlich Ancyra einst gewesen seyn muß. Der Apostel Paul zählt es unter die sieben Hauptkirchen von Asien: was aber seinen ehemahligen Glanz noch besser beweist, sind die prachtvollen Gebäude, welche noch stehen, unter denen das berühmte Monument von Augustus das vorzüglichste ist. Es ist ganz von Marmor; ich getraue mir aber nicht, seine ursprüngliche Bestimmung anzugeben. Beym ersten Anblicke hätte ich es für ein Prätorium gehalten. Im Innern sieht man zwey parallellaufende Mauern, gleich Sälen, die mit breiten Marmorsteinen bedeckt sind. Auf der einen Seite liest man folgende Inschrift in schönen römischen Buchstaben, die auf der andern Seite eben so schön griechisch steht: Rerum gestarum Divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi romani subjecit, et impensarum, quas in rempublicam populumque romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis, quae sunt Romae positae exemplar subjectum."

„Trotz den prächtigen Gebäuden, Inschriften, Colonnen, Ziegen, dreyfachen Mauern, und trotz August und dem Prätorium, möchte ich doch um alles in der Welt nicht in Angore leben. Die Stadt ist düster, das Volk anmaßend und fanatisch, das Wasser schlecht, die Sonne glühend; an Gesellschaft, an Bäumen und Grün fehlt es gänzlich, und ich war recht froh, als wir das gepriesene Ancyra wieder verließen."

Die weitere Reise geht durch das alte Cappadocien über das Taurus-Gebirge und den Euphrat nach Erzerum, wo der Pascha und Ex-Großvezier, Jussuf Pascha, dem Großherrschafter prächtige Feste gab. Nur wenige Tage, so kamen die Reisenden an die Gränzen des türkischen Reichs, und in Gegenden, in welchen die Kurden unaufhörlich Jammer und Schrecken verbreiteten. Hier sahen sie den Berg Ararath, der fast beynahe immer in Wolken gehüllt ist, in seiner ganzen Größe klar vor sich liegen.

„Mitten in einer großen Ebene," sagt Hr. Salvatori, „liegt der hohe, steile Ararath, dessen spitziger Gipfel sich jetzt in größter Entfernung zeigt." Die armenischen Mönche haben seit undenklichen Zeiten die Sage unterhalten, daß die Arche Noah's noch auf der Spitze dieses Bergs vorhanden sey, und bekräftigen sie überflüßiger Weise durch zwey Wunder, die sie erzählen. Einer ihrer Mönche, erzählen sie, hatte den schönsten Wunsch, die Reste des wunderbaren Schiffes mit eigenen Augen zu sehen. Er fastete daher vierzig Tage aufs allerstrengste, nach deren Verfluß er von den zur Bewachung der Arche bestellten Engeln auf die Spitze des heiligen Bergs getragen wurde. Mit aller Bequemlichkeit betrachtete er Noah's Werk; aber statt es auszumessen und genau zu untersuchen, bath er seine himmlischen Führer bloß um ein Bret aus der Arche, daß er auch wirklich von seiner Luftreise zurückbrachte, und welches noch in seinem Kloster aufbewahrt wird. Das zweyte Wunder ist die völlige Unmöglichkeit, den Berg zu besteigen. Andere, welche den Versuch machen, werden nähmlich bald von einem unwiderstehlichen Schlafe überfallen, während dessen sie von den Engeln, so oft sie auch wieder die Reise antreten, immer wieder auf den Punct zurückgebracht werden, von dem sie ausgegangen sind."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

V.

Öffentliche Staatsacten.

Österreichs Freyzügigkeits-Verträge.

1.

Mit dem Großherzogthum Baden.
dd. Wien, 17. September 1808.

Seine kaiserlich-königliche apostolische Majestät, und Seine königl. Hoheit der Großherzog zu Baden, haben bereits, vermög einer am 20. December 1804 ausgefertigten Convention, gewisse Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer beyderseitigen Unterthanen festgesetzt, und solche auch seit dem Anfang des Jahres 1807 auf die indessen neu erworbenen Lande ausgedehnt, ohne daß jedoch über diese Ausdehnung ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden.

Da nun sowohl von Seiten des kaiserl. königl. Österreichischen, als des großherzoglich-Badischen Hofes die Geneigtheit bezeigt worden, hierüber einen verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag ausfertigen zu lassen; so sind hierzu beyderseits ernennt, und bevollmächtigt worden:

Von Seite Sr. kaiserl. königl. apostol. Majestät, Herr Joseph Freyherr von Hormayr zu Hortenburg, Director des geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives, und Hofsecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Und von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, Herr Carl Freyherr von Rosenfels, am kaiserl. königl. Hoflager accreditirter Geschäftsträger und großherzoglich-Badenscher Oberster.

Selbe haben sich nun über den nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereinigt:

Artikel 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-Badenschen Staaten, soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtsgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe noch der Erbsteuer aus, welche mit den im österreichischen Kaiserstaate bestehenden Auswanderungsgrundsätzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan des österreichischen Kaiserstaates erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansassigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. Als fernere Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe, in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsatze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe, in Fällen der Auswanderung, bey den vorigen Bestimmungen, wornach drey Procente des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechtsgrundsatzen hervor geht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Ort erhoben wird, wo das Vermögen gelegen oder angefallen ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher das Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die an die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen und Corporationen, und andern, die zur Erhebung der Nachsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Art. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 20. December 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrags, und der im Anfange des Jahres 1807 erfolgten Ausdehnung angesehen werden soll, so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der früheren Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

Art. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrags ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen durch Erbschaft, oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

Art. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrags soll sowohl bey Sr. kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, alsbald nachgesucht werden.

Zur Bestätigung dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten gegenwärtigen doppelt gefertigten Staatsvertrag eigenhändig unterzeichnet, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen zu Wien am 17. September 1808.

(L. S) Joseph Freyherr von Hormayr.

(L. S.) Carl Freyherr von Rosenfels.

2.

dd. Günzburg, 1. September 1806.

Nachdem die durch den Preßburger Frieden herbeygeführte Veränderung des Besitzes verschiedener, hauptsächlich der ehemahligen Vorder-Österreichischen Länder für manchen Pensionisten die unangenehme Folge haben könnte, seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen, und mit einem andern, zum nicht geringen Nachtheile seiner ökonomischen Verhältnisse, verwechseln zu müssen, so haben Seine Majestät der Kaiser von Österreich, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden beschlossen, dieser Inconvenienz, zum Besten der beyderseitigen Unterthanen, durch Abschließung einer förmlichen Convention abzuhelfen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, haben zu dem Ende Ihren wirklichen Hofrath und Hofcommissär, Joseph Innocenz von Steindert, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden, Ihren geheimen Referendär, Joh. Baptist Hofer, zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über nachstehende Artikel übereinkommen sind.

Art. 1. Den pensionirten Dienern ohne Unterschied hohen und niedern, geistlichen und weltlichen, Civil- und Militärstandes, soll es frey stehen, nach ihrer Privat-Convenienz die von einem Theile bewilligten Pensionen, in dem Lande des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. Die Jurisdiction des Souveräns, in dessen Lande sie die Pensionen verzehren, soll wegen aller dort begangenen Handlungen oder contrahirten Verbindlichkeiten oder eingeklagten Ansprüche nicht erschwert, mithin von dem Pensionsherrn keine weitere Jurisdictions-Ansprüche an ihn gemacht werden, als jene, welche zur Bedeckung seiner Unterthanen wegen ihrer Forderung auf solche Pensionisten abzielen, oder aus einem in dem Lande des Pensionsgebers beybehaltenen Gutsbesitze fließen.

Art. 3. Der in dem vorstehenden Artikel 2. enthaltenen Einschrän-

kungen ungeachtet, soll den Pensionisten doch immer die freye Wahl bleiben, auch nachher wieder ihren Aufenthalt ungehindert und ohne allen Abzug und Nachsteuer in dem Staate des Pensionsgebers, und so umgekehrt, nehmen, und daselbst ihre Pensionen verzehren zu dürfen.

Art. 4. Auf diese Wohlthaten können die so genannten Quiescenten, welche, vermög ihrer Pensionirungs-Verhältnisse noch zu besondern Landesdiensten, welche ihre Gegenwart fordern, verpflichtet sind, keinen Anspruch machen.

Art. 5. Die Dauer der wechselseitigen Verbindlichkeit dieser Convention wird hiermit einzig auf die dermahlige Generation, mithin als eine Folge des Friedensschlusses, bloß auf die Lebenszeit der durch diese Veränderungen betroffenen Individuen beschränkt.

Art. 6. Die Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags sollen binnen dreyßig Tagen oder wo möglich noch eher ausgewechselt werden.

So geschehen und unterzeichnet Günzburg den 1. Sept. 1806.

(L. S.) Jos. Innoz. von Steinherr, k. k. Österreich. Hofrath und Hofcommissar.

(L. S.) Joh. Bapt. Hofer, Großherzoglich Badenscher geheim. Referendär.

3.

Mit dem Königreiche Bayern.

dd. München, 24. May 1807.

Da sowohl von Seite des kaiserlich-königlich-österreichischen als des königlich-bayrischen Hofes die Geneigtheit bezeugt worden ist, den unterm 4. Junius 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrag zu erneuern, und auf die seit dieser Zeit beyderseits neu erworbenen Länder auszudehnen, auch jene Bestimmungen beyzufügen, wodurch den bereits eingetretenen, und noch etwa sich ergebenden Anständen abgeholfen, und vorgebeugt werden kann: so haben sich die beyderseitigen Bevollmächtigten, nähmlich:

Der am königlichen Hoflager accreditirte kaiserlich-königlich-österreichische wirkliche geheime Rath, außerordentliche Gesandte, und bevollmächtigte Minister, Friedrich Graf von Stadion, und der königlich-bayerische geheime Staats- und Conferenz-Minister, Maximilian Joseph Freyherr von Montgelas, mit beyderseitigem Vorbehalte der unmittelbaren allerhöchsten Genehmigung, über nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereiniget.

§. 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-österreichischen und sämmtlichen königlich-bayerischen Staaten soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden solle.

§. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe, noch der Erbsteuer aus, welche mit den in den kaiserlich-königlichen Erbstaaten bestehenden Auswanderungs-Grundgesetzen, und durch diese mit Local-Umständen, und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan der k. k. österreichischen Erbstaaten erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

§. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben, dieses Vertrages ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan, bey Strafe der Vermögens-Confiscation, auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

§. 4. Als Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

§. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe in Fällen der Auswanderung bey den vorigen Bestimmungen, wonach bis Procent des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habenden Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechts-Grundsätzen her er geht, die mit der Nachsteuer in Verbindung haben; so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erstere keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

§. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Orte erhoben wird, wo das Vermögen gelegen, oder angelegt ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

§. 7. In sofern jedoch in einer Provinz des einen oder des andern der contrahirenden Staaten, die freye Exportation klingender Münze gestattet ist, wie gegenwärtig der Fall rücksichtlich des Herzogthums Salzburg und Berchtoldsgaden bestehet; so soll in dieselbe die Ausführung des Vermögens in klingender Münze gleichfalls nach der Reciprocität gestattet seyn, in sofern nicht allgemeine Gesetze, die sich auf die Ausfuhr in andere Staaten überhaupt beziehen, hier im Wege stehen.

§. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 4ten Junius 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrages angesehen werden solle; so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der frühern Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

§. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrages ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen zur Erbschaft oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

§. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrags soll sowohl bey Seiner kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Seiner königl. Majestät von Bayern alsbald nachgesucht werden.

Zu Urkunde dessen haben beyderseitige Bevollmächtigte diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertiget worden, eigenhändig unterschrieben, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen München den 24. May 1807.

(L. S.) Freyherr v. Montgelas.

(L. S.) Fried. Graf v. Stadion.

4.

dd. München, 5. November 1807.

Nachdem durch die eingetretenen Länder-Veränderungen der Fall sich ergeben hat, daß mehrere Pensionisten des kais. königl. österreichischen Hofes in den abgetretenen vormahls österreichischen Landen sich befinden, und auf gleiche Art auf die königlich-bayerischen Cassen in Folge der Abtretung dieser Lande übernommene Pensionisten in den dermahligen kaiserl. österreichischen Staaten ihren Wohnsitz haben; so sind Seine Maj. der Kaiser von Österreich, und Seine Maj. der König von Bayern bewogen worden, zum Besten Ihrer Unterthanen, wegen des Bezugs ihrer Pensionen in den beyderseitigen Staaten zur Beseitigung aller hiergegen Anstände eine förmliche Convention abzuschließen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich haben zu dem Ende Ihren außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister Friedrich Grafen von Stadion, und Seine Majestät der König von Bayern Ihren geheimen Staats- und Conferenz-Minister Maximilian Joseph Freyherrn von Montgelas zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über folgende Artikel übereingekommen sind.

Art. 1. Den aus den kaiserl. österreichischen oder aus den königl. bayerischen Cassen pensionirten Dienern ohne Unterschied ihres Standes wird nach ihrer Privat-Convenienz frey belassen, die von dem einen Theile bezogene Pension in den Landen des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. In dem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz nehmen, sind sie wie andere Bewohner den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit desselben

unterworfen. Von dem Pensions-Herren können keine weitern Jurisdictions-Ansprüche auf sie gemacht werden, als jene, welche die Sicherstellung oder Befriedigung rechtlicher Forderungen seiner Unterthanen auf die Pension zum Zwecke haben, oder durch das in dem Lande des Pensions-Verleihers besitzende Vermögen begründet sind.

Art. 3. Da nach Artikel 1. den Pensionisten die Wahl des Wohnortes in dem einen oder dem andern Staate nach ihrer Privat-Convenienz freygelassen worden, so ist ihnen gestattet, ihren Aufenthalt nach Willkühr zu ändern; und in den Staat des Pensions-Verleihers ungehindert zu ziehen. In diesem Falle sind sie in Ansehung ihres Mobiliar-Vermögens von allem Abzuge und Nachsteuer frey.

Wenn sie aber außer diesem in dem Lande, in welchem sie zeither domicilirt waren, noch anderes Vermögen besitzen, welches sie exportiren wollen, zum Beyspiel Häuser, Güter, die sie verkaufen, oder es sind ihnen Erbschaften zuzufallen, so sind sie hierüber den Bestimmungen des zwischen dem kaiserl. österreichischen und königl. bayerischen Hofe unterm 4. Junius 1804. und dem 24. May 1807 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrag unterworfen.

Art. 4. Auf die den Pensionisten bewilligten Wohlthaten können die Quiescenten, welche nach den Verhältnissen ihrer Pensionirung noch zu Dienstleistungen, die ihre Gegenwart erfordern, verpflichtet sind, keine Ansprüche machen.

Art. 5. Die Dauer der wechselseitigen Verbindlichkeit dieser Convention, wird als eine Folge des Preßburger Friedensschlusses, bloß auf die Lebenszeit derjenigen Individuen beschränkt, welche durch die hiernach geschehenen Länderveränderungen in dem Eingange dieser Convention bemerkten Falle sich befinden.

Art. 6. Die unmittelbare Genehmigung dieses Vertrages soll sowohl bey Seiner kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Seiner königl. Majestät von Bayern alsbald nachgesucht werden.

Zur Urkunde dessen haben beyderseitige Bevollmächtigte diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertiget worden, eigenhandig unterschrieben, gesiegelt und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen München den 5. Nov. 1807.

(L. S.) Friedrich Graf v. Stadion. (L. S.) Freyherr v. Montgelas.

5.

Mit der schweizerischen Eidgenossenschaft.

dd. Bern, 3. August 1804.

Nachdem Seine k. k. apostolische Majestät durch die Berücksichtigung, daß durch die Erhebung der Nachsteuern, Abschoß oder Abfahrtsgelder, welche von den um- und wegziehenden Landes-Einwohnern, auch in Erbschaftsfällen gefordert wurden, der freye Verkehr zwischen den Unterthanen benachbarter Staaten erschwert, und der möglichen Erhöhung des Gewerbfleißes Schranken gesetzt werden, sich bewogen gefunden haben, den sämmtlichen neunzehn Cantonen der löblichen schweizerischen Eidgenossenschaft den Wunsch zu einem freundschaftlichen Einverständnisse hierüber eröffnen zu lassen, und die so eben versammelte Tagsatzung, als oberste Behörde der Schweiz, in Kraft eines im vorigen Jahre genommenen Beschlusses, von gleichen Gesinnungen für das Beste Ihrer Landes-Einwohner beseelt, zu einem solchen Freyzügigkeits-Vertrage sich willfährig erklärte; so haben die beyderseitigen Bevollmächtigten, nahmlich der bey der schweizerischen Eidgenossenschaft accreditirte k. k. wirkliche geheime Rath, Commandeur des königlich ungarischen St. Stephan-Ordens, und bevollmächtigte Minister, Heinrich Freyherr von Crumpipen, und von Seite der Eidgenössischen Tagsatzung die Herren David Stokar von Neuforn, des kleinen Raths, und Gesandter des Cantons Schaffhausen, und Carl von Reding, Regierungsrath und Gesandter des Cantons Aargau, mit Vorbehalt der unmittelbaren Genehmigung Seiner k. k. apostolischen Majestät und der Eidgenössischen Cantone dahin mit einander sich vereinbaret.

Art. 1. Es solle von dem Tage der ausgewechselten Ratificationen zwischen sämmtlichen Staaten Seiner kais. königl. apostolischen Majestät und sämmtlichen neunzehn Cantonen der löblichen schweizerischen Eidgenossenschaft eine Freyzügigkeit beobachtet, und von allen Angehörigen beyder Staaten, bey ihrem Hin- und Herziehen, den künftigen Erbschaften, oder anderweitigen Vermögens-Anfall, ein Abschoß, Abfahrt oder Abzugs-Geld, in soweit solches bisher zwischen Österreich und der Schweiz mit zehn und zwischen Österreich und dem ehemahligen Freystaate der drey Bünde, mit fünf vom Hundert in die landesfürstliche, oder Cantons-Cassen geflossen ist, nimmermehr eingehoben werden.

Art. 2. Hiervon sind ausgenommen, die Schreib- und Handänderungs-Gebühren, die von den im Lande wohnenden und darin bleibenden Einwohnern ebenmäßig bezogen werden.

Art. 3. In Bezug auf diejenigen Abschoß-, Abfahrts- oder Abzugsgelder, welche Gemeinden oder Herrschaften in den k. k. Staaten zu beziehen berechtiget sind, soll eine vollkommene Reciprocität Statt haben.

Die Eidgenössischen Cantone wollen denjenigen Gemeinden und Herrschaften, welche die bisher genossenen Rechte gegen die Schweiz aufgeben, die gleiche Freyzügigkeit ebenfalls gestatten, dagegen sie sich die nähmlichen Bezüge gegen diejenigen für die Cantons-Casse vorbehalten, die auf ihren Bezugsrechten beharren wollen.

Sollte man in der Folge finden, daß einige Artikel des gegenwärtigen Tractats Erläuterungen bedürfen, so haben die unterhandelnden Mächte sich ausdrücklich dahin einverstanden, durch gütliche Übereinkunft, die einer Ausgleichung bedürfenden Artikel des nähern zu bestimmen.

Dieser Vertrag soll als ein Staats-Vertrag von beyden Seiten unwiderrufliche Gültigkeit erhalten, und vom Tage der erfolgten beyderseitigen unmittelbaren Genehmigung rechtlich zu wirken anfangen.

Diese Ratification und die Auswechslung soll innerhalb dreyßig Tagen erfolgen.

Zur Urkunde dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertigt worden, eigenhandig unterschrieben, besiegelt und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen den 3. August 1804 in Bern, und von den beyderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet.

(L. S.) H. Crumpipen. (L. S.) David Stokar von Neuforn. (L. S.) Carl von Reding.

6.

Mit der Krone Frankreich.

dd. Wien, 24. Juny 1766.

Artikel 1. Seine Allerchristlichste Majestät erklären hiermit, daß sie alle Gesetze, Gewohnheiten, Gerichtssprüche oder Verordnungen, das Jus Albinagii betreffend, aufheben werden, in soweit selbiges wider obbesagte Erbunterthanen der Kaiserinn Königinn Apostolischen Majestät ist ausgeübt worden, oder führohin könnte ausgeübt werden. Wogegen Ihre k. k. apostol. Maj. Ihrer Seits die Befehlschreiben, Bescheide, Verordnungen, Satzungen und Gewohnheiten widerrufen, und für nichtig erklären werden, kraft welcher das Wiedervergeltungsrecht bisher in Dero Erbstaaten wider die französischen Unterthanen ist ausgeübt worden. Und beyde hohe vertragende Theile versprechen sich einander, zu dieser gegenseitigen Aufhebung und Wiederrufung durch die kräftigsten Mittel und durch die gewöhnlichen und der Verfassung ihrer beyderseitigen Staaten gemäßen Wege zu schreiten: und solches zwar in der nähmlichen Frist, welche hiernach zur Vollziehung gegenwärtiges Vertrages wird bestimmet werden.

Art. 2. Kraft gegenwärtiges Vertrages sollen die Unterthanen Seiner Allerchristlichsten Majestät künftighin in den Ungarischen, Böhmischen, Österreichischen und Italienischen Erbstaaten, so der Vothmäßigkeit Ihrer kais. königl. apostolischen Majestät unterworfen sind, die freye Macht und Befugniß haben, über alle und jede ihrer Güter durch letzten Willen, durch Schenkung unter den Lebenden oder des Todes wegen, oder anderer Gestalt, zum Vortheile wessen ihnen beliebet wird, zu schalten: Und ihre Erben, so Unterthanen der Krone Frankreich sind, sie wohnen nun in Frankreich oder anderswo, sollen befugt seyn, ihre Verlassenschaft, sie sey ihnen ohne oder durch letzte Willens- oder andere rechtskräftige Ver-

ordnung zugefallen, einzuziehen; und besagte Güter zu besitzen; es seyen bewegliche oder unbewegliche, Rechte, Gerechtigkeit, persönliche und dingliche Ansprüche; und dieses ohne einige Verleihung des Eingeburtsrechts oder anderer besonderer Vergünstigung zu bedürfen: und sollen gedachte Unterthanen in solchen Betrachte in erwähnten Erbstaaten Ihrer kaiserlich-königlich apostolischen Majestät eben so begünstigt werden, als die eigenen und natürlichen Unterthanen besagt Ihrer Majestät, und so hinwiederum.

Ferner sollen künftig die Unterthanen Seiner Allerchristlichsten Majestät in allen vorgeschriebenen Staaten, so der Botmäßigkeit Ihrer kaiserl. königl. apostol. Majestät unterworfen sind, der Befugniß sich zu erfreuen haben, alle Güter zu erben, worüber die Unterthanen besagter Erblande das Recht zu schalten und zu walten haben, es sey zum Vortheile ihrer Mitbürger oder zum Vortheile fremder, und so hinwiederum.

Art. 3. Da die Art, das Bürger- und das Eingeburts- oder Landmannsrecht zu erwerben, in beyderseitigen Staaten unterschieden ist: so ist verabredet und beschlossen worden, daß man dieserhalben den in jedem Lande eingeführten Gesetzen und Gewohnheiten folgen soll.

Art. 4. Wenn die besonderen Gewohnheiten einiger aus den Provinzen der hohen vertragenden Theile einige Regeln oder einige besondere Bedingnisse in Absicht auf den Besitz gewisser Natur von Gütern bestimmen, denen die Unterthanen selbst der Macht, welcher diese Provinzen zugehören, unterworfen sind: so sollen die Unterthanen der anderen Macht, welche darin eine Erbschaft einziehen oder einige dieser Güter besitzen wollen, ebenmäßig gehalten seyn, sich darnach zu richten: und sie sollen sich der nähmlichen Recht, als die natürlichen Unterthanen dieser Macht gebrauchen; es betreffe eine Rechtswohlthat und das was ihnen vortheilhaft seyn kann, oder Lasten und Bedingnisse, die ihnen können aufgelegt werden. Und die einen und die andern sollen also gehalten werden, daß, was in Erhaltung einer Verlassenschaft, es sey durch oder ohne letzten Willen, die natürlichen Unterthanen einer von beyden Mächten begünstigen oder ihnen schaden kann, ebenfalls die Unterthanen der anderen Macht begünstigen oder ihnen gleichmäßig schaden soll.

Art. 5. Wenn sich über die Gültigkeit einer letztwilligen oder einigerley anderen Verordnung einige Widersprüche erregen werden, sollen dieselben von dem gehörigen Richter nach den Gesetzen, nach den Land- und Stadtrechten, oder nach den Gewohnheiten entschieden werden, so an dem Orte, wo besagte Verordnungen werden seyn errichtet worden, sind eingeführt und obrigkeitlich genehmigt worden; es gehöre solcher Ort unter die Botmäßigkeit des einen oder des anderen von den hohen vertragenden Theilen: also daß wenn besagte Verordnungen mit den Rechtsförmlichkeiten und den Eigenschaften versehen sind, welche zu deren Gültigkeit an dem Orte ihrer Errichtung erfodert werden, selbige gleichmäßig ihre volle Wirkung und Rechtsgültigkeit in den Staaten des andern vertragenden Theils haben sollen; wenn auch in diesen gedachte Verordnungen anderen Rechtsförmlichkeiten und größeren Feyerlichkeiten unterworfen wären, als sie es in dem Lande sind, wo dieselben verfasset worden.

Art. 6. Da die Gesetze, die Land- und Stadtrechte, und die Gewohnheiten in beyderseitigen Staaten der hohen vertragenden Theile, und sogar von einer Provinz jeder Monarchie zur anderen unterschieden sind, in Absicht auf die Gebühren und Abgaben, so man darin für Auswanderungsrecht oder Abfahrtgeld, Annaten, Weg- und andere Mauth, oder unter was für anderer Benennung es seyn mag, für die Antretung einer Erbschaft, Besitznehmung oder Veräußerung der Güter, es sey von Fremden oder denenjenigen fodert, welche ihren Wohnsitz nicht in den Staaten derselben Botmäßigkeit haben, oder aber von jenen, welche ihre Wohnstatt aus einer Botmäßigkeit in die andere versetzen; wie auch für Ausfuhrung der Erbschaft und des baren Geldes, oder der daher rührenden Habschaften, oder welche man im Gebrauche hat, aus was für einer Ursache oder zu wessen Vortheile es sey, bezahlen zu lassen: so soll man sich an den Gesetzen, Land- und Stadtrechten und Gewohnheiten der Orte halten. Da aber die Gleichhaltung und die Erweiterung zwischen beyderseitigen Unterthanen den Grundstein gegenwärtiges Vertrages ausmacht: so sind die hohen vertragenden Theile einig geworden, daß vorhergehende wechselweise Verbeissung solchergestalt soll verstanden und vollzogen werden, daß, wann einem österreichischen Unterthanen eine Erbschaft in den Staaten Seiner Allerchristlichsten Majestät wird zugefallen seyn, er nicht solle fodern können, mehr begünstiget zu werden, noch zu minderen Rechtsleistungen verbunden zu seyn, von welcher Natur dieselben seyn mögen, als ein französischer Unterthan es würde gewesen seyn, wenn demselben eine Erbschaft in der Provinz zugefallen wäre, wo besagter österreichische Unterthan wird sesshaft seyn, und so hinwiederum.

Art. 7. Und um allem Betruge und aller Ausflucht zuvor zu kommen, welche diejenigen anwenden könnten, so diese heilsamen Verbeissungen vereiteln möchten, werden die hohen vertragenden Theile jeder von seiner Seite die schicklichsten und wirksamsten Maßnehmungen ergreifen, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Vollziehung gegenwärtigen Vertrages hintertreiben oder erschweren könnten.

Art. 8. Die Bestätigungen gegenwärtigen Vertrages sollen in Zeit von dreyen Monathen, oder, wenn es sich thun läßt, früher ausgewechselt, und drey Monathe nach besagter Auswechslung die Verbindungspunkte gegenwärtigen Vertrages verkündigt werden; und von dem Augenblicke ihrer Verkündigung die Kraft eines Gesetzes erhalten: wohl zu verstehen, daß sie keine zurückkehrende Wirkung in Ansehung der Verlassenschaften haben sollen, welche bis zum Tage besagter Verkündigung werden heimgefallen seyn; in Ansehung welcher man sich von ein und anderer Seite an die vorhin befolgten Regeln halten soll.

Zu Urkunde dessen haben die Minister beyder Höfe gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet, und das Petschaft ihrer Wappen beygesetzt. Geschehen zu Wien den 24. Juny 1766.

(L. S.) W. A. Kaunitz Rittberg.

(L. S.) Chatelet Lomeni.

7.

Mit Chur-Cöln *).

Erklärung, dd. Bonn, 18. März 1785.

Wir Maximilian Franz, von Gottes Gnaden Erzbischof zu Cöln des heil. röm. Reichs durch Italien Erzkanzler und Churfürst, gebohrner Legat des heil. apostol. Stuhls zu Rom, königlicher Prinz von Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund und Lothringen ꝛc. Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister deutschen Ordens in deutsch- und wälschen Landen, Bischof zu Munster, in Westphalen und zu Engern Herzog, Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc. Burggraf zu Stromberg, Herr zu Odenkirchen, Borkelode, Wendt, Freudenthal und Eulenberg ꝛc. ꝛc. Urkunden und bekennen für Uns, und Unsere Nachfolger, daß Wir in mildesten Anbetracht der Beschwernisse, welche mit den bis anhero üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen gefordert werdenden Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, Uns mit den kais. königl. Staaten und Landen dahin vereinbaret haben, benanntes Abschoß- oder Abzugsrecht, in soweit solches in Unsere landesfürstliche Cassen einfliessen ist, zwischen Unserm Erzstifte Cöln, und den k. k. Staaten und Landen hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiermit dergestalt, und also, daß von den Eingesessenen Unseres Erzstiftes Cöln, welche in die kaiserl. königl. Staaten und Landen, mit wesentlicher Wohnung und ihren Gütern nach vorläufig von Uns hierzu erhaltener Auswanderungs-Bewilligung sich begeben, auch von den Eingesessenen der kaiserl. königl. Staaten und Landen, welche in Unserm Erzstifte Cöln Erbschaften zu erheben haben, und solche in die kaiserl königl. Staaten und Landen hinausbringen und transportiren, keine in Unsere landesfürstlichen Cassen bisher geflossene Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt, oder Abzugsgelder, wie die Nahmen haben, gefordert und eing-

*) Die seit dem Lüneviller Frieden vorgefallenen großen Territorial-Veränderungen haben die Freyzügigkeits-Verträge 7, 8 und 9 fürst. Cöln theils an Frankreich, theils an Nassau gefallen. Münster durch den Intemnitäts-Recess an Preußen, Osnabrück durch eben denselben, Chur-Braunschweig und dann mit Hannover, durch den Wiener Tractat dem Berliner Hofe zugetheilt, gehört seit dem Tilsiter Frieden mit zum Königreiche Westphalen, in welchem der Code Napoleon, wie in Frankreich, die Norm aller bürgerlichen Rechte ist. Mit Preußen beruht die Behandlung der wechselseitigen Abzüge auf den Fall für Fall gegenseitig zugesicherten Reciprocität.

kommen werden sollen. Wir versichern anbey, daß diese wechselseitige Aufhebung mehrbesagter Abschoß-, Nachsteuer-, Abfahrt- und Abzugsgelder sich vorgeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich, auf die nach vorläufig Unserer höchster Bewilligung sich ergebende Emigrations, und auf die sowohl künftige, als bereits von beyden Theilen anhängigen hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken soll, in welchen etwa ehevor dem Herkommen nach oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es in derley Fällen geschehen seyn mag, in Unserm Erzstifte Cöln gebräuchlich gewesen. Mit Urkund dieses Briefes, besiegelt mit Unserm churfürstlichen anhangenden Insiegel, der gegeben ist in Unserer churfürstl. Residenz, Stadt Bonn, den 18. Monatstage März, im eintausend sieben hundert fünf und achtzigsten Jahre.

Max. Franz, Churfürst.
V. C. V. Frhr. von Gymnich.

(L. S.)
(Appen.)

8.

Mit Münster.

Erklärung, dd. Bonn, 18. März 1785.

Wir Maximilian Franz, von Gottes Gnaden Erzbischof zu Cöln, des heil. röm. Reichs durch Italien Erzkanzler und Churfürst, gebohrner Legat des heil. apostolischen Stuhls zu Rom, königlicher Prinz von Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund und Lothringen ꝛc. Administrator des Hochmeisterthums in Preussen, Meister deutschen Ordens in deutsch und wälschen Landen, Bischof zu Münster, in Westphalen und zu Engern Herzog, Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc. Burggraf zu Stromberg, Herr zu Odenkirchen, Borkelohe, Werth, Freudenthal und Eulenberg ꝛc. ꝛc. Urkunden und bekennen für Uns und Unsere Nachfolger, daß Wir im mildesten Anbetracht der Beschwernusse, welche mit den bis anhero üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen gefodert werdenden Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, Uns mit den kaiserl. königl. Staaten und Landen dahin vereinbaret haben, benanntes Abschoß- oder Abzugsrecht in soweit solches in Unsere landesfürstliche Cassen eingeflossen ist, zwischen Unserm Hochstift Münster und den kaiserl. königl. Staaten und Landen hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiermit dergestalt, und also, daß von den Eingesessenen Unseres Hochstifts Münster, welche in die kaiserl. kön. Staaten und Landen, mit wesentlicher Wohnung und mit ihren Gütern nach vorläufig von Uns hierzu erhaltener Auswanderungs-Bewilligung sich begeben, auch von den Eingesessenen, der kaiserl. königl. Staaten und Landen, welche in Unserm Hochstift Münster, Erbschaft zu erheben haben, und solche in die kaiserl. königl. Staaten und Landen hinausbringen und transportiren, keine in Unsere landesfürstlichen Cassen bisher geflossene Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt-, oder Abzugsgelder, wie die Nahmen haben, gefodert oder abgenommen werden sollen. Wir versichern anbey, daß diese wechselseitige Aufhebung mehrbesagter Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt, und Abzugsgelder sich vorbeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich, auf die nach vorläufig Unserer höchsten Bewilligung sich ergebende Emigrations, und auf die sowohl künftige, als bereits von beyden Theilen anhängigen hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken soll, in welchen etwa ehevor dem Herkommen nach, oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es in derley Fällen geschehen seyn mag, in Unserm Hochstifte Münster gebräuchlich gewesen. Mit Urkund dieses Briefes, besiegelt mit unserm churfürstlichen anhangenden Insiegel, der gegeben ist in Unserer churfürstl. Residenz-Stadt Bonn den 18. Monathstage März im eintausend siebenhundert fünf und achtzigsten Jahre.

Max. Franz, Churfürst.
V. C. V. Frhr. von Gymnich.

(L. S.)
(Appen.)

9.

Mit Osnabrück.

dd. Osnabrück, 30. September 1785.

Friedrich, von Gottes Gnaden, königlicher Prinz von Großbrittannien, Frankreich und Irrland, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. urkunden und bekennen für Uns und Unsere Nachfolger am Stifte Osnabrück, daß Wir in mildestem Betracht der Beschwerusse, welche mit den bis-anher üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen, geforderten Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, mit Seiner kaiserlichen auch königlichen Ungarischen und Böhmischen Majestät, auf Deren Antrag, Uns dahin vereinbaret haben, sothanes Abschoß- oder Abzugsrecht, soweit solches bis hiezu in die bischöfliche Casse eingeflossen ist, zwischen dem Hochstifte Osnabrück eines, und den kaiserl. königlichen Staaten und Landen andern Theils hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiemit dergestalt und also, das von den Eingesessenen des Hochstifts Osnabrück, welche in die kaiserl. königlichen Länder mit wesentlicher Wohnung und mit ihren Gütern sich begeben, auch von den Eingesessenen der kaiserlich-königlichen Länder, welche im Hochstifte Osnabrück Erbschaften zu erheben haben, und solche in die kais. kön. Länder bringen und transportiren, keine in die bischöfliche Casse bisher geflossene Abschoß- Zehent- oder Abzugsgelder wie die Nahmen haben, gefordert oder beygetrieben werden sollen. Wir versichern daneben, daß die reciproque Aufhebung mehr besagter Abschoß- Zehent- und Abzugsgelder sich, vorbeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich auf die Emigrations- und auf die sowohl künftigen, als bereits von beyden Theilen abhängigen, hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken solle, in welchen etwa hiebevor, dem Herkommen nach, oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es geschehen seyn mag, im Hochstifte Osnabrück gebräuchlich gewesen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Insiegels. So geschehen Osnabrück, den 30. Sept. 1783.

(L. S.)
Friderick.
Gnd. Busche.

10.

Mit dem Großherzogthum Würzburg.

dd. Würzburg, 24. Februar 1808.

Seine kaiserl. königl. apostol. Majestät, und Seine kaiserl. königl. Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg, durch die Berücksichtigung geleitet, daß die Erhebung der Nachsteuer und Abschoßgebühren den freyen Verkehr zwischen den beyderseitigen Unterthanen erschweret, und daher der möglichen Erhöhung des Gewerbsfleisses Schranken setzet, haben Sich bewogen gefunden, im freundschaftlichen Einverständnisse eine Convention abzuschließen, deren Zweck dahin gehet, Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer Unterthanen festzusetzen.

Die beyderseitigen Bevollmächtigten, nähmlich der am hiesigen Hoflager accreditirte kais. kön. österreichische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister, Commandeur des königl. ungarischen St. Stephansordens, kais. kön. Kämmerer und wirklicher geheimer Rath, Johann Rudolph Graf von Buol-Schauenstein, und der großherzoglich-würzburgische, mit der einstweiligen Leitung der auswärtigen Geschäfte beauftragte wirkliche geheime Staatsrath und Hofgerichts-Präsident von Seuffert, haben sich daher mit Vorbehalt der unmittelbaren Genehmigung Sr. k. k. apostol. Majestät und Sr. k. k. Hoheit, über folgenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereiniget.

Art. 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-würzburgischen Staaten solle eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, erhoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtsgeldes schließt interessen weder

die Erhebung der Emigrations-Taxe noch die Erbsteuer aus, welche mit den in den kais. kön. Staaten bestehenden Auswanderungs-Grundgesetzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung steht, und die selbst von jedem Unterthan der k. k. Staaten erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben, dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. In Ansehung derjenigen, welche bereits vor der Unterfuchung der gegenwärtigen Convention ohne landesfürstliche Bewilligung ausgewandert sind, soll jedoch die Confiscations-Strafe nur alsdann eintreten, wenn sie, ungeachtet einer vollkommenen Kenntniß der verschiedenen diesfalls ergangenen landesherrlichen Verordnungen, und der Schärfe der darin festgesetzten Strafen, oder respective ungeachtet einer erhaltenen obrigkeitlichen Einberufung, sich gleichwohl ansäßig gemacht, oder nicht gestellt haben.

Art. 5. Als Folge des im dritten Artikel aufgestellten Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsatze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 6. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe in Fällen der Auswanderung bey den vorigen Bestimmungen, wonach drey Procent des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe; und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechts-Grundsätzen hervorgeht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souverainer Macht wegen gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die in die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen oder Corporationen, und anderen, die zur Erhebung der Erbsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Dieser Vertrag soll schließlich als ein Staatsvertrag von beyden Seiten unwiderrufliche Gültigkeit erhalten, und am Tage der unmittelbaren Genehmigung, welche sogleich bey Sr. k. k. apostol. Majestät, und bey Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Großherzog nachgesucht werden wird, rechtlich zu wirken anfangen.

Zur Urkunde alles dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten den gegenwärtigen Vertrag, nachdem solcher doppelt ausgefertiget, unterschrieben und besiegelt worden, gegen einander ausgewechselt. So geschehen, Würzburg den 24. Februar 1808.

(L. S.) Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein.

(L. S.) J. M. Seuffert.

11.

dd. Würzburg, 10. May 1808.

Nachdem Se. k. k. apostolische Majestät und Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg in Anbetracht des gegenseitig bestehenden engsten Bandes der Freundschaft und Verwandtschaft, dann in Ansehung der fürgewesenen Besitzesänderungen, welche auch auf das Schicksal und die Wohlfahrt vieler Einzelnen so nahen Bezug nahmen, Sich bewogen gefunden haben, die durch die Convention vom 24. Febr. l. J. in Ansehung der Vermögens-Exportation bereits festgesetzte Freyzügigkeit, auch auf den Genuß der Pensionen auszudehnen; so ist dieser von den unterzeichneten beyderseitigen Bevollmächtigten, folgend verabredet, und festgesetzt worden:

Art. 1. Den aus den kaiserlich-österreichischen oder aus den großherzoglich-würzburgischen Cassen pensionirten Dienern und Unterthanen, ohne Unterschied ihres Standes, wird auf ihr Anbringen nach ihrer Privat-Convenienz freygelassen, die von dem einen Theile beziehende Pension in den Landen des andern Theils verzehren zu dürfen.

Art. 2. In dem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz nehmen, sind sie wie andere Bewohner den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit desselben unterworfen. Von den Pensions-Herrn können keine weitere Jurisdictions-Ansprüche auf sie gemacht werden, als jene, welche die Sicherstellung oder Betreibung rechtlicher Forderungen seiner Unterthanen auf die Pension zum Zwecke haben, oder durch das im Lande des Pensionverleihers besitzende Vermögen begründet sind.

Art. 3. Da nach Artikel 1. den Pensionisten die Wahl des Ortes in dem einen oder andern Staate nach ihrer Privat-Convenienz belassen worden ist, so ist ihnen auch gestattet, ihren Aufenthalt nach Willkühr zu ändern, und wieder ungehindert in den Staat des Pensionverleihers überzuziehen. Auch in diesem Falle sind sie von aller Abzug und aller Nachsteuer frey.

Art. 4. Gegenwärtige Übereinkunft, welche als ein Zusatz der im Eingang erwähnten, bereits ratificirten Freyzügigkeits-Vertrags vom 24. Februar d. J. zu betrachten ist, soll von dem Tage ihrer Unterzeichnung an zu wirken anfangen, und wird daher unverzüglich den betreffenden Landesbehörden zur Nachachtung mitgetheilt werden.

Zu dessen Urkunde ist dieselbe von den beyderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet, besiegelt und ausgewechselt worden. So geschehen, Würzburg den 10. May 1808.

(L. S.) Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein.

(L. S.) J. M. Seuffert.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß

VI.

Öffentliche Staatsacten.

1.

Friede zwiſchen Öſterreich und der Pforte, geſchloſſen zu Sziſtowe am 4. Auguſt 1791.

Im Nahmen der heiligen und einigen Dreyfaltigkeit.

Der kaiſerlich-königliche Hof, und die hohe ottomanniſche Pforte, von demſelben Wunſche beſeelt, die glücklichen Bande des Friedens, der Freundſchaft und guten Nachbarſchaft, welche während eines halben Jahrhunderts zwiſchen beyden Reichen beſtanden hatten, wieder herzuſtellen, und in dieſem heilſamen Vorhaben unterſtützt durch die wirkſame Vermittlung JJ. MM. der Könige von Groß-Britannien und Preußen, und der hochmögenden Herrn Generalſtaaten der vereinigten Niederlande, haben zu dem in Siſtov verſammelten Friedens-Congreß ernannt und beſtimmt, und zwar:

Sr. kaiſ. kön. apoſt. Majeſtät den Freyherrn Peter Philipp von Herbert Rathkeal, Ihren wirklichen Hofrath, und den Grafen Franz Eſterhazy von Galantha, Ihren wirklichen Kämmerer, Herrn der Herrſchaft Dotis, und Erbherrn der Grafſchaft Forchtenſtein.

Die hohe ottomanniſche Pforte den Reis Effendi, oder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Birri Abdullah Effendi, den Ordu Kadiſi, oder Großrichter der ottomanniſchen Heere, Ismet Ibrahim Bey, und den Ruznamegi oder General-Controleur der Finanzen Durri Mehmet Effendi.

Welche durch die Dazwiſchenkunft, durch den Weg, und die Verwendung der bevollmächtigten Miniſter genannter hohen vermittelnden Mächte, nähmlich: des Chavolier Robert Murray Keith, Mitglieds des geheimen Rathes Sr. britanniſchen Majeſtät, Ritters des hochzuehrenden militäriſchen Bad-Ordens, General-Lieutenants Ihrer Armee, Ihres außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters an dem Hofe Sr. Majeſtät des Kaiſers, gegenwärtig bevollmächtigten Miniſters bey dem Friedens-Congreß; des Marquis Hieronymus von Lucheſini, wirklichen Kämmerers Sr. Maj. des Königs von Preußen, Ihres außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten Miniſters bey Sr. Maj. dem König und der Republik von Pohlen, Ritters des weißen Adler-Ordens, gegenwärtig bevollmächtigten Miniſters bey dem Friedens-Congreß; und des Freyherrn Rainer van Haeften, Herrn von Ophemert und Zennewynen, Mitglied des Ritterordens der Provinz Geldern, Abgeſandter dieſer Provinz bey der Verſammlung der Hochmögenden Herren Generalſtaaten der vereinigten Niederlande, Ihres außerordentlichen Geſandten an dem kaiſ. kön. Hofe, gegenwärtig bevollmächtigten Miniſter bey dem Friedens-Congreß, nach wechſelſeitiger Mittheilung Ihrer Vollmachten, und mehreren freundſchaftlichen Conferenzen, über folgende gegenwärtigen Definitiv-Friedensvertrag conſtituirende Puncte und Artikel übereingekommen ſind.

Art. 1. Es wird von nun an ein allgemeiner und dauerhafter Frieden, zu Waſſer und zu Lande, zwiſchen beyden Reichen, Ihren Unterthanen und Vaſallen ſtatt haben; eine wahre und aufrichtige Freundſchaft, eine vollkommene und enge Eintracht, eine volle und allgemeine Vergeſſenheit und Amneſtie aller Feindſeligkeiten, Gewaltthätigkeiten und Unbilden, welche beyde Mächte, oder die Unterthanen und Vaſallen der einen, welche der Parten der andern gefolgt ſind, in dem Laufe dieſes Krieges begangen haben, insbeſondere die Bewohner jedes Standes von Montenegro, von Boſnien und Servien, von der Wallachey und der Moldau, welche alle Kraft dieſer Amneſtie in ihre alten Wohnplätze, Beſitzungen und Rechte jeder Art wieder eintreten, und ſie ruhig fortgenießen können, ohne jemahls dafür beunruhigt, beläſtigt, oder beſtraft zu werden, daß ſie gegen ihren eigenen Fürſten ſich erklärt, oder dem kaiſerl. kön. Hofe Huldigung geleiſtet haben.

Art. 2. Die beyden hohen vertragſchließenden Theile erkennen, und nehmen zur gemeinſchaftlichen Grundlage gegenwärtiger Friedenshandlung den ſtrengen Status quo an, wie er vor dem am 9. Februar 1788 erklärten Kriege beſtanden hat. In Folge deſſen erneuern und beſtätigen ſie, ohne die geringſte Abänderung, in dem ſtrengſten Sinn, und in ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Friedensvertrag von Belgrad, vom 18. September 1739, die Convention vom 5. November deſſelben Jahres, die den Belgrader-Frieden auslegende Convention vom 2. März 1741, die Acte vom 25. May 1747 über die Fortſetzung des Belgrader Friedensſchluſſes, die Convention vom 7. May 1775 über die Abtretung der Bukowina, jene endlich vom 12. May 1776 über die Gränzen dieſer Provinz; welche Friedensverträge, Acten und Conventionen alle in ihrer vollen, gänzlichen Kraft und Ausübung ſind und auf immer bleiben, als ob ſie hier, Wort für Wort, abgeſchrieben und eingeſchaltet wären.

Art. 3. Insbeſondere erneuert und beſtätigt die hohe ottomanniſche Pforte, ohne die geringſte Abänderung, in dem ſtrengſten Sinn, und ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Sened, oder die obligatoriſche Acte vom 8. Auguſt 1783, welche von Seite der hohen ottomanniſchen Pforte die Verbindlichkeit enthält, den deutſchen Kauffarthey-Schiffen, welche unter der Gerichtsbarkeit der Häfen des kaiſerlichen Hofes ſtehen, wider die Corſaren der Barbarey, und andere ottomanniſche Unterthanen, Sicherheit und Erſatz des Schadens, welchen ſie erlitten haben können, zu verſchaffen; den Sened, oder die obligatoriſche Acte vom 24. Februar 1784 zu Gunſten der freyen Handlung und Schifffahrt der kaiſ. kön. Unterthanen in allen Ländern, auf allen Meeren und Flüſſen ottomaniſcher Herrſchaft; den Ferman vom 4. December 1786 rückſichtlich des Hin- und Herzuges und Aufenthaltes der ſiebenbürgiſchen Hirten und Heerden in den Provinzen der Wallachey und Moldau; ſo wie alle übrigen Fermane, Acten und gegenſeitig anerkannten Miniſterial-Verhandlungen, welche vor dem 9. Februar 1788, wegen der Ruhe und guten Ordnung an den Gränzen, zur Sicherheit, zum Nutzen und Vortheil der öſterreichiſchen Unterthanen, der öſterreichiſchen Handlung und Schifffahrt in Ausübung waren; welche Seneds, Fermans, Acten und anerkannten Verhandlungen alle in ihrer vollen gänzlichen Kraft und Ausübung ſind und für immer bleiben, als ob ſie hier, Wort für Wort, angeführt, abgeſchrieben, eingeſchaltet und erklärt wären.

Art. 4. Um Alles auf die bedungene Grundlage des ſtrengen Status quo in dem Zeitpunct von 9. Februar 1788 zurück zu führen, und dem freundſchaftlichen und billigen Betragen der hohen ottomaniſchen Pforte ganz zu entſprechen, verbindet ſich der kaiſerl. kön. Hof ſeiner Seits, alle Beſitzungen, Gebiethe, Städte, Feſtungen und Palanken, unter was immer für einer Benennung, welche die Truppen Sr. kaiſ. kön. Maj. im Verlaufe dieſes Krieges erobert haben; mit Inbegriff des ganzen Fürſtenthums der Wallachey, und der von den kaiſerlichen Truppen beſetzten Diſtricte der Moldau, zu räumen, beſagter ottomaniſcher Pforte ganz und ungetheilt zu überlaſſen und zurückzuſtellen, und die nähmlichen alten Gränzen, welche in dem Zeitpuncte vom 9. Februar 1788 die beyderſeitigen Gebiethe trennten, ohne die geringſte Abänderung wieder herzuſtellen. Was die über die hohe ottomaniſche Pforte eroberten Feſtungen, Schlöſſer und Palanken betrifft, verbindet ſich der kaiſ. kön. Hof, ſie in dem Zuſtande, worin ſie ſich im Augenblicke der Beſitznahme befanden, und mit dem ottomaniſchen Geſchütze, welches damahls darin vorfindig war, zurück zu ſtellen.

Art. 5. Die Feſtung Chotym mit ihrem Bezirke, gemeiniglich die Rana genannt, wird ebenfalls unter den nähmlichen für die übrigen Feſtungen angeſetzten Bedingungen geräumt, abgetreten und zurück geſtellt werden; aber erſt nachdem die hohe ottomaniſche Pforte mit dem ruſſiſchen Reiche Frieden geſchloſſen haben wird, und in der nähmlichen Zeitfriſt, welche für die Räumung der von letzterer Macht an ſich gebrachten Eroberungen wird bedungen werden; bis auf welchen Zeitpunct der kaiſ. kön. Hof beſagte Feſtung mit ihrem Diſtrict in neutraler Verwahrung behalten wird, ohne ſich mehr in gegenwärtigen Krieg zu miſchen, noch dem kaiſerl. ruſſiſchen Hof irgend eine unmittelbare, oder mittelbare Hülfe gegen die hohe ottomanniſche Pforte zu leiſten.

Art. 6. Sogleich nach Auswechslung der Ratificationen wird man Jederseits, in den hiernächst festgesetzten Fristen, zur Räumung und bestreffenden Zurücknahme aller und jeder Eroberungen, wie auch zur Wiederherstellung der alten Gränzen beyder Reiche vorschreiten. Die beyderseitigen Commissaire, erwählt und ernannt nach dem 13. Artikel des Belgrader Friedens, werden zum Theil in der Wallachey und in den fünf Districten der Moldau operiren, und zwar in dem Zeitraum von dreyßig Tagen nach ausgewechselten Ratificationen, zum Theil sich an die obere Unna begeben, um die Gränzen von Bosnien, Servien und Alt-Orsowa mit seinen Umgebungen wieder herzustellen; wobey immer der strenge Status quo beyderseitiger Besitzungen vor dem 9. Februar 1788 zur Richtschnur zu dienen hat. Letzteren wird eine längere, von dem nähmlichen Zeitpunct anfangende Frist von zwey Monathen gegeben, weil diese Zeit erforderlich ist, um die neu angelegten Festungswerke zu schleifen, und die festen Plätze in dem Zustande zurück zu stellen, worin sie sich im Augenblicke der Eroberung befanden, wie auch zur Abführung des ganzen Geschützes, der Kriegs- und Mundvorräthe.

Art. 7. Da alle ottomannische Kriegsgefangene und Verhaftete vom Civil- und Militärstande, deren man sich im Verlaufe dieses Krieges bemächtiget hat, von Seite des kais. kön. Hofes ohne Ausnahme in Freyheit gesetzt, und den ottomannischen Commissairen, zu Rudschuk, zu Widdin und in Bosnien übergeben worden sind, während nur jene kais. kön. Unterthanen und Soldaten ausgewechselt wurden, welche sich in den öffentlichen Gefängnissen, oder in Gewalt einiger bosnischen Herren befanden, und noch eine große Anzahl sich in der Türkey bey Privaten in Gefangenschaft befindet, so macht sich die hohe ottomannische Pforte verbindlich, um sich hierin nach der Regel des strengen Status quo vor dem Kriege zu richten, und mit ihm alle Drangsalen, welche in seinem Gefolge sind, zu heben, die Kriegsgefangenen und Sclaven, von jedem Alter, Geschlecht und Stand, wo sie immer sich befinden, und wem sie immer angehören mögen, umsonst, das ist ohne irgend ein Ablauf- oder Lösegeld, in dem Zeitraum von zwey Monathen nach ausgewechselten Ratificationen, dem kais. kön. Hofe zurück zu stellen. Demnach soll von nun an kein Unterthan beyder Theile im Gebiethe des andern in der Sclaverey gehalten werden können; mit Ausnahme derjenigen, rücksichtlich welcher es nach den in ähnlichen Fällen beobachteten Regeln erwiesen ist, daß sie freywillig die christliche oder mahometanische Religion ergriffen haben.

Art. 8. Jene Unterthanen des einen Theiles, welche sich vor diesem Krieg oder im Verlauf desselben, in die Länder des andern Theiles begeben, seiner Herrschaft sich unterworfen haben, und freywillig daselbst bleiben wollen, können jedoch von ihrem natürlichen Herren niemahls zurück gefordert werden, und sie sollen von nun an wie die übrigen Unterthanen jener Macht, welcher sie sich ergeben haben, betrachtet und behandelt werden. Jene Individuen, welche in beyden Gebiethen liegende Güter besitzen, können nach Convenienz und ohne Hinderniß, diesseits oder jenseits ihren Wohnsitz aufschlagen; jedoch müssen sie eine einzige Oberherrschaft wählen, und ihre Besitzungen im andern Gebiethe verkaufen.

Art. 9. Die hohen vertragschließenden Theile, welche wünschen, den Handel, der die Frucht des Friedens ist, sobald als möglich wieder aufleben zu machen, und die Wohlthat des rückkehrenden, im obigen 2. und 3. Artikel festgesetzten strengen Status quo auf die nützliche Classe der Kaufleute auszudehnen, erklären hiermit, daß die Dazwischenkunft des Kriegs, als solche, den beyderseitigen Unterthanen, nähmlich den kais. kön. Unterthanen im ottomannischen Reiche, und den ottomannischen Unterthanen in der österreichischen Monarchie, keinen Nachtheil bringen soll; daß es hingegen den einen und andern frey steht, ihre Geschäfte so wieder fortzusetzen, wie sie sie in dem Zeitpunct der Kriegserklärung gelassen hatten; ihre dem Krieg vorhergehende Rechte und Forderungen jeder Art geltend zu machen; ihre Activschulden und ihr Vermögen zurück zu fordern; ihre Schuldner zu belangen; Entschuldigung zu begehren wegen verweigerter Zahlungen, oder seit der Kriegserklärung, gegen Inhalt des 17. Belgrader Artikels, und des 18. vom Passarowitzer Handelsvertrag, erlittener Schäden, endlich in allen diesen Fällen den Beystand der betreffenden Gerichtshöfe und Regierungen anzusprechen, welche ihrer Seits schnelle und unparteyische Gerechtigkeit pflegen; und den Zeitverlauf während der Kriegsdauer als keine rechtsbeständige Ausrede gelten lassen sollen.

Art. 10. Den Commandanten und Befehlshabern an den Gränzen beyder Reiche werden die bestimmtesten und strengsten Befehle unter persönlicher Verantwortung ihrer Vollziehung, über die schnelle Wiederherstellung der allgemeinen Polizey, der öffentlichen Sicherheit und guten Nachbarschaft an der ganzen Ausdehnung der gemeinschaftlichen Gränze sogleich zugeschickt werden; ferner über die Unverletzbarkeit der von den beyderseitigen Commissairs wieder aufgestellten Gränzzeichen, über die sorgfältige Verhinderung aller Eingriffe, Gebiethsverletzungen und Verwüstungen, über die Vergütung der Unbilden und Schaden, über die Bestrafung der Übertreter und Schuldigen, nach Maß ihrer Vergehen und Verbrechen; wobey nach den in den vorhergehenden Verträgen hierüber zwischen beyden Höfen festgesetzten Regeln und Grundsätzen vorgegangen ist, um alles in den alten, regelmäßigen und friedlichen Zustand zurück zu führen.

Art. 11. Es wird ihnen zugleich ernstlich aufgetragen und empfohlen werden, die Unterthanen des andern Theiles zu beschützen, welche wegen des Handels oder anderer Angelegenheiten über die Gränze zu gehen, im Innern der Provinzen herum zu reisen, und die Flüsse auf- und ab zu fahren genöthiget sind; gegen sie nicht nur die Pflichten der Gastfreundschaft, sondern auch alle Artikel und Verfügungen der in obigen Art. 2 und 3. bestätigten Verträge, Conventionen und Acten zu beobachten, und beobachten zu lassen, ohne unter was immer für einem Grund von ihnen andere Gebühren und Abgaben zu fordern oder abfordern zu lassen, als jene, welche darin für die Person und Waaren des andern Theiles festgesetzt sind.

Art. 12. Im Betreff der Ausübung der christ-katholischen Religion im ottomannischen Reich, ihrer Priester und Anhänger, des Unterhalts und der Ausbesserung der Kirchen, der Freyheit des Gottesdienstes und der Personen, der Besuchung und des Schutzes der heiligen Stätte zu Jerusalem und anderswo, erneuert und bestätigt die hohe ottomannische Pforte, nach der Regel des strengen Status quo, nicht allein die im Artikel 9 des Belgrader Friedens dieser Religion zugesicherten Freyheiten, sondern auch jene Vergünstigungen, welche durch Ihre Firmans und andere oberherrliche Verleihungen zugestanden worden sind.

Art. 13. Sowohl wegen des glücklich abgeschlossenen Friedens, als auch um nach altem Gebrauch von der Thronbesteigung beyderseitiger Fürsten Nachricht zu geben, wird man Jederseits Minister vom zweyten Rang abschicken. Diese Minister werden mit dem Ceremonial, der Bewirthung und den Ehrenbezeugungen empfangen werden, welche unter beyden Höfen üblich sind, und Kraft des strengen Status quo alle alten rechtlichen Vorrechte und andere ihrem Character anklebende Befreyungen nach Inhalt der Friedensverträge, und nach der festgesetzten Observanz genießen. Dasselbe gilt von den Nachfolgern des k. k. Internuncius und bevollmächtigten Ministers bey der hohen ottomannischen Pforte, mit Berücksichtigung des verschiedenen Ranges womit sie bekleidet seyn können, von ihren Untergebenen, ihrem Gefolge, ihren Haus- und Dienstleuten und von ihren Wohnungen; und da mehrere ihrer Couriere, welche vom kaiserlichen Hof kamen, oder an denselben abgeschickt waren, vor dem Krieg ausgeraubt worden sind, so wird die hohe ottomannische Pforte nicht nur kein Mittel vernachlässigen, um die Entschädigung der geraubten Effecten zu verschaffen, sondern auch die wirksamsten und dauerhaftesten Maßregeln ergreifen, daß diese Couriere von nun an mit vollem Schutz und Sicherheit hin und herreisen können.

Art. 14. Zwey vollkommen gleichlautende Original-Instrumente des gegenwärtigen Friedensschlusses, eines in französischer Sprache, welche man sich Gemächlichkeit halber bedient hat, das andere in türkischer Sprache, ersteres von den kais. kön. bevollmächtigten Ministern, das zweyte von den ottomannischen bevollmächtigten Ministern unterzeichnet, welche durch die vermittelnden bevollmächtigten Minister gegen einander ausgewechselt und den beyderseitigen hohen vertragschließenden Höfen zugeschickt werden. Worauf im Zeitraume von vierzig Tagen, von jenem der Unterzeichnung gerechnet, oder früher wenn es möglich ist, die von den beyden erlauchten Regenten unterfertigten feyerlichen Ratificationes-Diplome mit den legalisirten Abschriften aller erneuerten, bestätigten und für beyde Reiche fortdauernd verbindlichen Verträge, Conventionen und Acten

durch die Dazwischenkunft derselben Vermittlung, zwischen besagten vertragschließenden Bevollmächtigten, gleichmäßig werden ausgewechselt werden.

In Folge dessen, und Kraft der Vollmachten Sr. kais. apost. Maj., haben Wir Peter Philipp Baron von Herbert Rathkeal, und Wir Franz Graf Esterhazy von Galantha, Ihre bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Kongreß, gegenwärtigen Vertrag, und dieses authentische Friedens-Instrument unterzeichnet, und demselben Unsere Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistov im Conferenzsaale, am 4. des Monaths August, im Jahr der Gnade 1791.

(L. S.) Baron von Herbert Rathkeal.

(L. S.) Franz Graf Esterhazy von Galantha.

Erklärung der vermittelnden Minister.

Wir Bevollmächtigte Sr. Majestät des Königs von Großbritannien, Sr. Maj. des Königs von Preußen, und der Hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, als Vermittler bey dem Friedenswerke, erklären hiermit, daß obiger Friedenswerkrag zwischen dem kais. kön. Hofe und der hohen ottomannischen Pforte mit allen Clauseln, Bedingungen und Stipulationen, welche darin enthalten sind, durch die Vermittlung JJ. MM. der Könige von Großbritannien und Preußen, und der Hochmogenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, abgeschlossen worden ist. Zu dessen Bekräftigung haben Wir dieses mit unserer Handschrift unterzeichnet, und Unser Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistov, am 4. August 1791.

(L. S.) Robert Murray Keith.

(L. S.) Hieron. Marq. von Lucchesini.

(L. S.) Rainer van Haeften.

Separat-Vertrag.

Im Nahmen der heiligen und einigen Dreyfaltigkeit.

Der kais. kön. Hof, und die hohe ottomannische Pforte, in der Absicht, sich bey glücklich abgeschlossenem Frieden wesentliche Beweise Ihrer Freundschaft zu geben, alles was in der Folge die vollkommene Eintracht auf der weitläuftigen Granze Ihrer Gebiethe stören könnte, zu vermeiden, und zum gegenseitigen Vortheil die einzigen Abänderungen zu sanctioniren, welche Sie Sich je ehe als gegen die Artikel des zu Sistow diesen 4. August 1791 unterzeichneten Definitiv-Friedensvertrag erlauben werden, sind mittelst Ihrer bevollmächtigten Minister, nähmlich: von Seite des kaiserlichen Hofes, Freyherrn Peter Philipp von Herbert Rathkeal, wirklichen Hofraths, und Grafen Franz Esterhazy von Galantha, wirklichen Kämmerers, Herrn der Herrschaft Dotis, und Erbherrn der Grafschaft Forchtenstein; von Seite der hohen ottomannischen Pforte, des Reis Effendi, oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Vieri Abdullah Effendi, des Ordu Kadisi, oder Großrichters der ottomannischen Armeen, Ismet Ibrahim Bey, und des Rusnamegi, oder General-Controleurs der Finanzen über folgende Artikel übereingekommen.

Art. 1. Da vor dem Krieg, über die Ansprüche des kaiserl. Hofes auf einige Ländereyen des Bannats von Temeswar, wovon das ottomannische Reich im Besitz war, und über die auf dem linken Ufer der Unna gelegenen Bezirke eine Unterhandlung im Gange war, so haben beyde hohe Theile in Betrachtung der Mangelhaftigkeit der alten Granze an diesen Puncten, und in der Absicht derselben auf eine unveränderliche Art zu gemeinschaftlicher Zufriedenheit abzuhelfen, die in den Artikel 2 und 3 gegenwärtiger Convention specificirte Final-Übereinkunft geschlossen, wodurch Sie alle Reclamations-Gegenstände gedachter Unterhandlung gänzlich und endlich zu erledigen übereingekommen sind.

Art. 2. In Folge dessen willigt die hohe ottomannische Pforte ein, daß der Fleken und das Gebieth von Alt-Orsowa bis an die Czerna unter Oberherrschaft des kais. kön. Hofes bleibe, so zwar, daß die Czerna von nun an und auf immer die Gränze der österreichischen Monarchie von dieser Seite bilde; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der kais. kön. Hof weder Alt-Orsowa, noch irgend einen Theil des durch die hohe Pforte Kraft dieses Artikels abgetretenen Gebiethes jemahls befestigen könne. Was die kleine, gegenüber des Forts der Insel von Orsowa gelegene, durch die im Art. 5. des Belgrader Friedens angegebenen Gränzen eingeschlossene Ebene betrifft, wird sie für immer und im strengsten Sinn zwischen beyden Gebiethen neutral bleiben, nahmlich: die Oberherrschaft darüber wird keinem der vertragschließenden Theile zugehören, sondern sie machen sich verbindlich, besagte Ebene ganz wüste liegen zu lassen, und niemahls zuzugeben, daß jemand daselbst Wohnplatze anlege, dort bleibe, oder das Land anbaue.

Art. 3. In Betreff der auf dem linken Ufer der Unna liegenden Bezirke sind beyde hohe vertragschließende Theile überein gekommen, daß die Gränzen beyder Reiche, von nun an und für immer, auf folgende Art bestimmt seyn sollen: die neue Theilungslinie wird hierorts, nach der rothen Zeichnung auf der diesem Artikel beygeschlossenen Charte, bey dem darauf bemerkten Punct an dem rechten Ufer der Glina anfangen, sich längst eines kleinen Baches fortziehen, Czettin mit dessen Gebieth unter kais. kön. Herrschaft lassen, längst des Gebiethes des ottomannischen Forts Sturlick, oder Sturlig, welches auf der Charte mit gelber Farbe bezeichnet ist, fortlaufen, so zwar, daß das ottomannische Reich im Besitz dieses Forts, und dessen durch die Weite eines Kanonenschusses bestimmten Gebiethes bleibe; von hier aus wird diese Linie sich geraden Wegs nach der Corana wenden, um diesen Fluß gegen seinen Lauf bis und mit Inbegriff von Dresnick zu folgen, welches mit seinem Gebiethe unter kais. kön. Herrschaft bleiben wird. Besagte Linie wird sich über den Berg Smolianaz und das Ort Lischiewo verlängern, längs des Bergrückens sich hinziehen, an dessen Fuß der auf der Charte gelb bezeichnete Ort Lavaz liegt, und bis auf eine Stunde Wegs, oberhalb des gelb bezeichneten Ortes Vacup an die Unna sich anschließen, wo diese Linie auf dem linken Ufer dieses Flusses, nach der rothen Zeichnung, bis auf seine westliche Quelle hinaufsteigt, durch den nächsten Weg, welchen die Bergrücken verzeichnen, bey dem bestehenden dreyfachen Confinium endigt, und Türkisch-Sterniza unter ottomannischer Oberherrschaft läßt. Der kais. kön. Hof macht sich verbindlich, niemahls, aus was immer für einen Grund oder Anlaß, und ohne Ausnahme, im ganzen Umfange des durch die hohe Pforte Kraft des gegenwärtigen Artikels an Ihn abgetretenen Gebiethes, irgend ein Festungswerk ausbessern, oder anlegen zu lassen.

Art. 5. Der kais. kön. Hof macht sich verbindlich, um seine Zufriedenheit über obige Gränzberichtigung an den Tag zu legen, alle über das ottomannische Reich eroberten Festungen, Schlösser und Palanken, in dem Zustand, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, der hohen ottomannischen Pforte zurück zu stellen, ohne irgend eine der gemachten Ausbesserungen, oder die angelegten neuen Werke zu zerstören, und leistet somit Verzicht auf die Clausel der Schleifung, welche am Ende des Artikel 5 des Definitiv-Friedensvertrages stipulirt worden ist.

Art. 6. Um dem von der hohen ottomannischen Pforte geäußerten Wunsch, in den Besitz des Verlornen bald wieder einzutreten, zu entsprechen, vereinigt sich der kais. kön. Hof gerne dahin, daß die im Artikel 6 besagten Vertrages für die Räumung bestimmten Fristen verkurzt werden, und setzt einverständlich mit der hohen Pforte fest, daß diese Fristen vom Tage der Unterzeichnung, nicht von jenem der Ratifications-Auswechslung gezählt werden sollen, nähmlich dreyßig Tage, von heute den 4. August gerechnet, für die Raumung, Abtretung und Übergabe der ganzen Wallachey, und der fünf Distrikte der Moldau, und sechzig Tage, von dem nähmlichen Zeitpunct an gerechnet, für alle übrigen Eroberungen. Beyde Theile machen sich verbindlich, die Auswechselung der Ratificationen des Friedensvertrags spätestens in fünfzehn Tagen, statt der im Art. 14. des Definitiv-Friedensvertrages festgesetzten vierzig Tage zu bewirken.

Art. 7. Die Ratificationen dieser Separat-Convention werden abgesondert ausgefertigt, aber an demselben Tage, wie die Ratificationen des Friedensschlusses ausgewechselt werden.

In Folge dessen, und Kraft der Vollmachten Sr. kais. kön. apostol. Majestät haben Wir Peter Philipp Freyherr von Herbert Rathkeal, und Wir Franz Graf Esterhazy von Galantha, Ihre bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Congreß gegenwärtige Convention und dieses authentische Instrument unterzeichnet, und Unsere Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistow, im Conferenzsaale, am 4. des Monaths August, im Jahr der Gnade 1791.

(L. S.) Freyherr von Herbert Rathkeal.

(L. S.) Franz Graf Esterhazy von Galantha.

2.

Handlungsvertrag oder Sened zwischen Österreich und der hohen Pforte, dd. Constantinopel am 24. Februar 1784.

Im Nahmen des Allerhöchsten. — Die Ursache, warum gegenwärtiges Instrument ist aufgerichtet worden, besteht in Folgendem:

Es hat nähmlich der kais. kön. Gesandte, unser Freund, in einem von Seite seines Hofes überreichten Memoire sich auf die Clauseln des eilften Artikels des Belgrader Vertrages gestützet, und um einige Veranstaltungen zum Vortheile der kais. kön. Kaufleute und Unterthanen in den der ottomannischen Bothmäßigkeit unterworfenen Ländern angesuchet. Nach der Prüfung des Memoirs liegt am Tage, daß der angeführte eilfte Artikel wirklich zur Grundlage des kais. kön. Begehrens diene, also Kraft der in dem Memoire enthaltenen ausdrücklichen Versicherung, daß nähmlich alle türkischen Schiffe und Unterthanen, welche in dem ganzen Umfange der kais. kön. Staaten zu Lande, zur See, oder auf den Flüssen Handlung treiben, sich eben der Freyheiten und Privilegien zu erfreuen haben sollen, welche die am meisten begünstigten Nationen genießen, hat die glänzende Pforte, welche sich stäts äußerst angelegen seyn ließ, alles aufrichtig zu erfüllen, was sie durch die Verträge gelobet hatte, und die jederzeit beflissen war, dem kaiserl. Hofe, ihrem alten Freunde und Nachbarn unzweydeutige Beweise von ihren aufrichtigen Gesinnungen, und von ihrer vollkommenen Freundschaft zu geben, sich durch gegenwärtigen Sened zur pünctlichen Erfüllung folgender Artikel und Bedingungen feyerlich zu verbinden entschlossen, welche in Zukunft zur unveränderlichen Richtschnur und Vorschrift der Behandlung deutscher Nation dienen, und eben die Kraft und Wirkung als der Belgrader Vertrag selbst haben soll.

Art. 1. Der zu Passarowitz (*) $\frac{1718}{1732}$ unterzeichnete und zur Grundlage des erwähnten Belgrader Vertrages (**) angenommene Handlungsvergleich soll gebührender Maßen in den gesammten Staaten des ottomannischen Reiches gegen die kais. kön. Unterthanen und Handelsleute beobachtet, aufrecht erhalten, und nicht die geringste Verletzung oder Abweichung von demselben von Seite der glänzenden Pforte gestattet werden. Was aber die Handlung auf den Flüssen und zur See betrifft, da hat man sich nach dem sechsten Artikel dieses gegenwartigen Senеds zu achten.

Art. 2. Die Pforte bestätiget wiederum aufs neue ihre alten Verträge in Betracht der zu entrichtenden Mauthgebühren der deutschen Handelsleute und Unterthanen. Es sollen dieselben nähmlich für alle Waaren und Güter, die sie in die ottomannischen Staaten zum Verkaufe einführen, entweder an dem Orte ihrer Einfuhr, oder auf dem Platze ihrer Bestimmung nur ein einziges Mahl, und zwar nicht mehr als drey für hundert, Mauthgebühr erlegen; auf gleiche Art sollen sie für die in den ottomannischen Ländern zur Ausfuhr erkauften, und nicht verbothenen Waaren nur einmahl und an einem einzigen Orte drey für hundert entrichten, so zwar, daß die Handlung der deutschen Kaufleute sowohl bey der Ein- als Ausfuhr von allen übrigen, besonders aber von den Mastarie, Kassabye, Bedeat, Ressun, Hudamye, Rest, Bag, Jaffak, Kule und anderen dergleichen Abgaben frey und ausgenommen sey. Ob nun gleich die hierher gehörigen Einrichtungen in dem Passarowitzer Handlungsvertrage klar und ausdrücklich festgesetzet sind, so hat dennoch der Gesandte vorgestellet, es hätten sich durch Verlauf der Zeit sowohl überhaupt in den ottomannischen Staaten als besonders in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachey, verschiedene Mißbräuche gegen den eingeführten Gebrauch eingeschlichen. Diesen zu begegnen bestätiget also die glänzende Pforte förmlich gegenwärtige Einrichtung, damit sie in Zukunft in dem ganzen ottomannischen Reiche auf das Pünctlichste beobachtet werde.

Art. 3. Die deutschen Unterthanen und Handelsleute sollen sowohl bey der Einfuhr als Ausfuhr ihrer nicht verbothenen Waaren wie auch im Kaufe und Verkaufe einer gänzlichen Freyheit genießen, und soll ihnen daher von Seite der privilegirten Corps von Gesellschaften, Monopolisten oder wer es nur seyn möge, weder öffentlich noch heimlich das Mindeste in den Weg gelegt, noch sie Kaufes oder Verkaufs wegen von türkischen Unterthanen mit Strafe und Züchtigung behandelt werden. Es soll auch keineswegs erlaubt seyn, daß ein türkischer Unterthan oder Kaufmann, wenn er von deutschen Handelsleuten einige Waaren erkaufet hätte, unter diesem Vorwande von den privilegirten Corps oder Monopolisten belästiget oder mißhandelt werde. Zu diesem Ende soll allen und jeden Befehlshabern der Provinzen, Meere und Küsten, Mauthstehern und andern Beamten durch deutliche Firmane die Vollziehung des gegenwärtigen Senеds aufgetragen werden, der die Art und Weise enthält, mit welcher die in den ottomannischen Staaten ankommenden, abgehenden oder in denselben verweilenden kais. kön. Unterthanen zu behandeln sind: und damit sich auch zugleich die gegenwärtigen Minister, Consule, Agenten und Granzbefehlshaber darnach verhalten können, so sollen dem kais. kön. Hofe die Abschriften dieser Firmane mitgetheilet werden.

Art. 4. Um allem Anstande und Zweifel zuvor zu kommen, welche etwa bey den Befehlshabern und Obrigkeiten der Provinzen in Ansehung des Handels zur See und auf den Flüssen entstehen könnte, so erklärt die Pforte, daß es Kraft der Verträge den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten frey stehen soll, mit ihren Pässen in allen Ländern und Provinzen des ottomannischen Reiches zu Meer und auf den Flüssen hin und her zu reisen, ihren Handel zu treiben, wie auch zu Land, zur See und auf den Flüssen, wo sie es für schicklich finden, anzulanden, und nach bezahlter gewöhnlicher Zollgebühr ihre Waaren aus- und andere einzuführen bothene dafür wieder einzuladen.

Art. 5. Die glänzende Pforte erkläret ferner, daß der kais. kön. Hof dem Belgrader und Passarowitzer Handlungsvertrage zu Folge und in Rücksicht auf das gute Einverständniß zwischen beyden Höfen verabredet sey, auch für seine Unterthanen ohne Ausnahme eben die Freyheiten, Vortheile und Begünstigungen zu fordern, deren andere fränkische Nationen, nahmentlich aber die Franzosen, Engländer, Holländer und Russen oder irgend eine andere noch mehr begünstigte Nation genießen, oder künftig genießen werden.

Art. 6. Den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten soll, ungeachtet der in dem Passarowitzer Handlungsvertrage enthaltenen Artikeln dennoch frey stehen, mit ihren eigenen Flaggen, Fahrzeugen und Matrosen Handlungshalber aus den Flüssen in die See: und wieder aus der See in die Flüsse zu schiffen, und sollen dieselben nach einmahl entrichteter Mauthgebühr für alle ein- und auszuführenden Waaren zu keinen andern mehr angehalten werden.

Art. 7. Der Durchgang der deutschen Kaufleute und Unterthanen längst den Küsten durch die Canäle und Meerengen des ottomannischen Reiches, nahmentlich aber durch den Canal des schwarzen Meeres soll frey, und von allen Abgaben ausgenommen seyn, diese Handelsleute mögen nun aus den kais. kön. Staaten in fremde Lande, oder aus fremden Landen in die kais. kön. Staaten mit kais. kön. Flagge zur See oder auf den Flüssen hin und her kommen. Auch sollen sie keineswegs bey ihrer oder zur Ausladung ihrer Waaren verhalten werden; für die aber keineswegs freywillig zum Verkaufe ans Land gebrachte Güter sollen sie außer den vorgeschriebenen Mauthgebühren sonst keine Auflage zu entrichten haben. Doch ist wohl zu beobachten, daß diese Fahrzeuge nicht größer seyen, als die den Russen bewilligten Kauffarteyschiffe. Es soll auch den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten in Ansehung, daß solche dem kais. kön. Hofe, als dem aufrichtigsten Freunde der glänzenden Pforte gehören, während ihres Durchzuges durch die ottomannischen Staaten freundschaftlicher Beystand und Hülfe geleistet werden. In Erwägung aber, daß die auf den Flüssen üblichen Fahrzeuge überhaupt wenig oder gar

nicht zur Seefahrt tauglich sind, soll es frey und erlaubt seyn, bey Ankunft dieser Fahrzeuge an unweit von der See gelegenen Orten die gefrachteten Waaren auf andere Schiffe zu überladen, die das schwarze Meer befahren, ohne deswegen zur Entrichtung irgend einer Gebühr verbunden zu seyn.

Art. 8. Wofern bey Vollziehung entweder eines oder des andern Artikels des gegenwärtigen Sends, besonders aber was die verbothenen Waaren oder einige Handlungsbedingungen des Passarowitzer und Belgrader Vertrages anlanget, einige Schwierigkeiten entstehen sollten: so erbiethet sich die glänzende Pforte, dieselben mit beyderseitigem Einverständnisse auf eine freundschaftliche und billige Art auszugleichen. Sollte aber die Sache auf solche Art nicht zu Stande gebracht werden können, so williget dieselbe zum voraus ein, den streitigen Punct nach den Maßregeln des mit dem russischen Hofe verflossenen Jahres geschlossenen Handlungsvertrages und auf eine der Handlung der deutschen Nation angemessene Art beyzulegen, und zu entscheiden. Gegeben zu Constantinopel, den 2. des Mondes Rebiulacher 1193 d. i. den 24. Hornung. 1784.

(*) Der Passarowitzer Handels- und Schifffahrtsvertrag, dd. 17. July 1718. lautet also: Im Nahmen der allerheiligsten und ungetheilten Dreyfaltigkeit. — Zu immerwährendem Andenken sey allen und jeden, denen daran gelegen ist, oder seyn kann, kund und zu wissen. Nachdem durch göttliche Gnade zwischen dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn Carln, erwählten römischen Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, Hispanien, Indien, auch zu Hungarn, Böheim, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Servien und beyder Sicilien ꝛc. ꝛc. Könige, Erzherzoge in Österreich ꝛc. ꝛc. eines, und dem durchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn, Sultan Achmet Han, der Ottomannen, Asiens und Griechenlandes Kaisern andern Theiles der milde Frieden erneuert und beschlossen worden; so haben sich beyde kaiserliche Majestäten bemühet, alles beyzutragen, was zur diesen Frieden mehr zu bestätigen und die gegenseitige Übereinstimmung und das Zutrauen zu vermehren vermag. Zu diesem Ende haben sie nichts Gelegeners zu seyn erachtet, als wenn für die Unterthanen beyder Reiche ein freyer Handel auf den Flüssen, zu Lande und Meer versichert, die besondern Bedingnissen durch folgende Artikel festgesetzet, und auf solche Weise allen Beschwerden und Weitläuftigkeiten, welche die gute Freundschaft schwächen könnten, gänzlich und kräftig vorgebeuget würde. Es sind demnach von Seite seiner römisch-kaiserl. königl. katholischen Majestät der wohlgeborne Herr Anselm Franz von Fleischmann, kaiserl. Hofkriegsrath, von Seiten der ottomannischen kaiserl. Majestät aber der wohlgeborne Herr Seiffullach Effendi, wirklicher Nischandschi, (das ist, der in den sultanischen Diplomen, Mandaten und Decreten die Reichszeichen führende Minister) als ernannte, mit Vollmacht versehene Abgeordnete, nächst Passarowitz zusammen getreten, und nach dem Inhalte des in dem milden Friedensschlusse eingerückten dreyzehnten Artikels über folgende zwanzig Artikel übereingekommen. — Artikel 1. Zwischen beyden, des römischen und ottomannischen Reichs Unterthanen ist freye und allgemeine Handlung zu Wasser und zu Lande errichtet worden, so zwar, daß unter dem Nahmen der Unterthanen seiner kaiserl. kon. katholischen Majestät verstanden werden, die Deutschen, Hungarn, Italiener, Niederländer von welcherley Geschlecht und Religion, die entweder wirklich der römisch-königlichen Herrschaft unterworfen sind, oder ihr nur auf was immer für Zeit, Weise und Titel untergeben seyn müssen, diese sollen ihre Waaren (Gewehr, Pulver und andere verbothene Sachen ausgenommen) in allen ottomannischen Gebiethen verkaufen, und damit freyen Handel treiben können. Alle mit Fahnen, Schiffsverzierungen oder kais. kön. Patenten versehene Schiffe sollen in die dem türkischen Reiche unterworfene Meerhafen einlaufen, wiederum auslaufen, daselbst ihre Waaren auslegen, den Schaden verbessern können, der ihren Schiffen durch Stürme oder irgend einen Fall zugefüget worden. Sie sollen mit Wein, und allen hinreichenden Lebensmitteln und mit andern Bedürfnissen gegen Bezahlung des Werthes versehen werden, und mögen von besagten Häfen unversehrt ausfahren. — Art. 2. Beyder Reiche Unterthanen und Kaufleute mögen auf der Donau die Handlung frey treiben. Den Kaufleuten Seiner röm. kaiserl. und königl. Majestät aber steht frey, die Waaren, die sie auf der Donau in die Türkey führen, zu Widin, Rudschuk und andern Orten von den Schiffen abzuladen, auf die um gewöhnlichen Preis bedungenen Wägen zu bringen, und von da nach welchem Orte sie wollen, sicher zu führen, und die Handelschaft zu treiben. So steht es auch den römisch-kaiserl. und kön. Kaufleuten frey, wie man überein gekommen, weil die Donauschiffe nicht in das mittelländische Meer eingehen, zu Ibraila, Issacia, Kilia und andern Handelsstädten, wo die Tschaiken, auch andere in das mittelländische Meer eingehende Schiffe befindlich sind, diese mit dem gewöhnlichen Schifflehne einzuführen, ihre Waaren einzulegen und sie nach Constantinopel, in die Krimm, nach Trapezunt, Synopel und andere Handelsstädte des schwarzen und mittelländischen Meeres, wo die Waaren verkaufet werden, überzuführen, ohne Hinderniß hin und her zu ziehen, und die Handlung zu treiben. — Art. 3. Die Kaufleute beyder Reiche sollen für die Waaren, welche auf den Flüssen, zu Lande und zu Wasser geführet werden, an einem Zollorte, nähmlich, einmahl wann die Waaren gebracht, und zum zweyten Malle, wann andere fortgeführet werden, für einen Zoll drey für Hundert bezahlen, über diese drey für hundert aber, Niemand das Geringste zu fordern sich unterfangen; auch werden die Kaufleute in den ottomannischen Meerhäfen wegen glücklicher Ankunft der Schiffe, wie auch andere freundschaftliche Nationen des ottomannischen Reichs zu leisten pflegen, das gewöhnliche so genannte Selamet, als 300 Aspern, das ist 3 fl. und einen Viertelreichsthaler bezahlen, von der Mastarie, Cassabie und andern Auflagen und Rechten aber allerdings befreyet seyn, auch diese Art in Ansehung beyderseitiger Kaufleute beobachtet werden. Die Reichskaufleute mögen von ihren Waaren, die sie zu Land und zu Wasser bringen, im Falle die Zöllner oder Aufseher sie höher als billig ist, schätzen sollten, gedachte drey für Hundert in Natur, das ist, in eben denselben Waaren bezahlen, mit welcher Bezahlung die Zöllner zufrieden seyn müssen; der Zoll mag auch in was immer für einer gebräuchlichen Handelsmünze entrichtet werden, worüber keiner von den Reichskaufleuten zu belästigen ist. Die Reichsschiffe, die mit Waaren beladen sind, welche in den ottomannischen Gebiethen erkaufet worden, sollen nach dem ein Mahl in einem ottomannischen Zollorte entrichteten Zolle, und nach der von den Vorstehern des Zollamtes empfangenen Handschrift, Teskere genannt, in den Meerhafen oder Festungen der an dem Hellespont gelegenen Engen, Dardanellen genannt, nicht wieder durchgesuchet, sondern nach dem Inhalte vorbesagter ertheilter Handschrift behandelt werden. Sollte einem Reichsschiffe die Gelegenheit zum Verkaufe und zur Vertauschung der Waaren nicht günstig seyn, und wollte es von einem ottomannischen Hafen zu einem andern schiffen, so soll es nach einmahl der türkischen Mauth entrichteten drey für Hundert, und der den Zöllnern vorgezeigten Handschrift, Teskere: nirgend mehr etwas zu bezahlen gehalten seyn. Sollte jemand von den Kaufleuten beyder Reiche wegen des Zolles einen Betrug verüben, und auf der That ergriffen werden, daß er seine Waaren ohne Mauthentrichtung heimlich abführte: so soll er zur Strafe doppelten Zoll bezahlen. Vom Gelde in Gold und Silber, das sie ein- oder ausführen, von welchem andere freundschaftliche Nationen den Zoll nicht bezahlen, soll auch beyderseitigen Kaufleuten und Unterthanen keineswegs Mauth abgenommen werden. Die ottomannischen Zöllner sollen den kais. kön. Kaufleuten nach bezahltem Zolle über die aufgeladenen Waaren ohne Verzug Handschriften ausstellen, damit das Schiff durch Aufschub an seiner Abfahrt nicht gehindert werde. Die Reichskaufleute sollen deswegen, daß sie ihre Waaren von ihren eigenen Schiffen auf die türkischen laden, und in einige ottomannische Handelsstädte überführen, über den in diesem Vergleiche festgesetzten Zoll nicht beschweret werden. — Art. 4. Alle Befreyung, welche in den türkischen Gebiethen den Waaren der Könige verliehen worden, die der ottomannischen Pforte zugethan sind, um sie entweder durch Handlung zu erkaufen, oder zu vertauschen und in ihre Provinzen

abzuführen, ſoll auch den kaiſ. kön. Kaufleuten verſtattet ſeyn, und im Falle etwas von den jetzt verbothenen Sachen und Waaren andern Nationen von der ottomanniſchen Pforte erlaubt wird, ſo ſoll ſolches vor allen aus Achtung gegen die kaiſ. kön. Majeſtät, derſelben Kaufleuten zu kaufen und wegzuführen verſtattet werden. — Zu mehrerer Ruhe, Sicherheit und Aufnahme der Handlung der Reichskaufleute kann ſeine römiſch-kaiſ. und königl. katholiſche Majeſtät ꝛc. ꝛc. durch derſelben ſich gegenwärtig in der Turkey befindlichen Miniſter in den Handelsſtädten des mittelländiſchen Meeres und der ottomanniſchen Gebiethe, Inſeln, auch aller Orten, wo von auswärtigen Nationen Conſuln und Dolmetſche ꝛc. beſtellet ſind, gleichfalls Conſuln, Vice-Conſuln, Agenten, Factore und Dolmetſche auf ertheilte Decrete ernennen und beſtellen. Wenn aber in andern Orten, in welchen bisher keiner der vorbeſagten ſich aufhielt, die Nothwendigkeit der Handlung dergleichen Conſuln, Vice-Conſuln, Agenten ꝛc. erheiſchte: ſoll ſolches durch höchſtgedacht ſeiner römiſch. kaiſ. königl. Majeſtat ꝛc. ꝛc. Miniſter der ottomanniſchen Pforte vorgetragen werden. Wenn hernach beſagtem Miniſter die Erlaubniß verliehen würde, ſo ſollen die gehörigen Gewaltsbriefe darüber ertheilet werden, damit dieſen ernannten Conſuln, Vice-Conſuln, Agenten und Dolmetſchen ꝛc. von den Miniſtern des ottomanniſchen Reiches und den Beamten der bezeichneten Orte in allen Zufällen Beyſtand geleiſtet, und ſie geſchützet werden. In was für einem Orte des ottomanniſchen Reiches jemand von den kaiſ. kön. Handelsleuten auch mit Tode abginge, ſo ſollen deſſelben Güter auf keine Weiſe von dem Fiscal eingezogen, ſondern von den kaiſ. Miniſtern und derſelben Abgeordneten gänzlich übernommen werden. — Art. 5. Im Falle es dem ſeiner röm. kaiſ. kön. Majeſtät ꝛc. ꝛc. ꝛc. der ottomanniſchen Pforte ſich befindenden Miniſter gut dünkte, in den vorgemeldeten Orten ſtatt der Conſuln, Dolmetſche zu beſtellen, ſo ſollen dieſe Dolmetſche nicht allein keineswegs beſchweret werden, ſondern dieſelben ſollen auch aller den Conſuln ertheilten Gunſt, Schutzes und Freyheiten zu genieſſen haben. Vermög dieſes gütlichen Vergleiches ſollen ſeiner röm. kaiſ. kön. Majeſtat Conſuln, Vice-Conſuln, Dolmetſche, Kaufleute, auch alle in wirklichen Dienſten derſelben ſtehende Bediente von aller Steuer und andern Auflagen frey und ledig ſeyn. Seiner röm. kaiſ. und kon. Majeſtät ꝛc. ꝛc. Unterthanen, Conſuln, Dolmetſche, Kaufleute und derſelben Bediente ſollen ihrer Handlung, Kaufes, Bürgſchaft, und anderer Geſchäfte wegen ſich zu dem Richter verfügen, ihre Geſchäfte in das Gerichtsbuch eintragen laſſen, auch von demſelben gerichtliche Briefe, genannt Hugget, als gültige Handſchriften nehmen, und im Falle hernach eine Streitigkeit entſtände, ſo ſollen dieſe gerichtlichen Briefe, Handſchriften wie auch das beſagte Gerichtsbuch eingeſehen, und nach Geſetz und Gerechtigkeit verfahren werden. Die Statthalter und andere Beamte der ottomanniſchen Pforte, von welcher Würde ſie ſeyn, ſollen Niemanden von beſagten kaiſerl. Leuten, unter dem Vorwande einer Anklage oder einem andern in das Gefängniß legen, oder ſich erkühnen, ihnen Beſchwerden zu verurſachen, oder ſie zu ſchmähen. So aber ſich Jemand derſelben vor dem ottomanniſchen Gerichte zu ſtellen hätte, ſo ſoll derſelbe mit Wiſſen der Conſuln und in Gegenwart des Dolmetſches erſcheinen, und nur von den obgenannten Conſuln und Dolmetſchen in das k. Gefängniß geführet werden. Wenn jemand von einem kaiſ. Kaufmanne etwas zu fordern hätte, ſo ſoll der Gläubiger ſeine Schuld durch Hülfe der Conſuln, Vice-Conſuln und Dolmetſche von ſeinem Schuldner und keinem andern begehren. Den oftbeſagten Conſuln, Vice-Conſuln, Dolmetſchen, Kaufleuten, derſelben Hausgenoſſen und Bedienten ſoll in ihren Wohnungen die freye römiſch-katholiſche Religionsübung geſtattet ſeyn, und andere ausländiſche Nationen ſollen dieſer Religionsübung beyzuwohnen, auf keine Weiſe gehindert oder beſchweret werden. Sollte ein Rechtshandel oder eine Streitigkeit wider die kaiſ. kön. Conſuln, Vice-Conſuln, Dolmetſche, Kaufleute ꝛc. entſtehen, welcher die Summe von dreytauſend Aſpern, das iſt 25 Thalern überſtiege: ſo ſoll derſelbe von keinem Provinzialgerichte entſchieden, ſondern an das Gericht der ottomanniſchen Pforte verwieſen werden. Sollten ſich aber dergleichen Streitigkeiten zwiſchen den kaiſ. kön. Kaufleuten ereignen, ſo ſoll dieſelbe von den Conſuln und Dolmetſchen nach ihren Einrichtungen und Geſetzen unterſuchet und beygeleget werden. Kein Schiff der vorbeſagten Kaufleute, wenn es ſchon zum Abſegeln bereit iſt, ſoll wegen eines entſtehenden Rechtshandels zurück gehalten, ſondern ſolche Streitigkeiten mit Beyhülfe der Conſuln, Agenten und Dolmetſche ſchleunigſt entſchieden werden. Und ſollte ſich auch Jemand von den Kaiſerlichen einer Urſache wegen vor das ottomanniſche Gericht zu ſtellen haben, ſo iſt derſelbe in Abweſenheit des Dolmetſches nicht ſchuldig, vor beſagtem Gerichte zu erſcheinen. Die kaiſ. kön. Kaufleute, in was für einen Ort des ottomanniſchen Reiches ſie ſich auch begeben, ſollen von allen Schenkungsforderungen der Statthalter, Richter und ſämmtlicher Beamten, auch der Befehlshaber deſſelben Reichs befreyet ſeyn, und dieſer Urſache wegen auf keine Weiſe beſchweret werden. — Art. 6. Wenn die ottomanniſche Pforte, um zur Sicherheit und Ruhe ihrer Unterthanen und Kaufleute die nothwendigen Geſchäfte abhandeln, einige Sachwalter oder ſo genannte Sachbender in den kaiſ. kön. Gebiethe beſtellen wollte: ſo ſoll ihr dieſes frey ſtehen, und es werden deswegen von dem kaiſ. kön. Hofe an die Beamten, welches Standes ſie ſeyn, Befehle ausgefertiget werden, damit beſagte mit dem ottomanniſchen Gewaltsbriefe verſehene Sachwalter an denen Orten, wo es die Nothwendigkeit der Handlung heiſchet, geſchützet, und ihnen keine Beſchwerde zugefüget werde: und ſollte Jemand von den türkiſchen Kaufleuten mit Tode abgehen, ſo ſoll beſagter Sachwalter deſſelben Güter in Verwahrung nehmen. — Art. 7. Keiner von den Miniſtern und Beamten des ottomanniſchen Reiches ſoll den mit Fahnen oder Schiffsverzierungen, auch mit röm. kaiſ. kön. Patenten verſehenen Schiffen, die in einem türkiſchen Hafen anlanden, die Freyheit verwehren, daſelbſt Anker zu werfen, zu verbleiben, wegzugehen, oder Waaren aufzuladen und wegzuführen. — Art. 8. Den Reichsſchiffen, welche von den Meeresenge die Steuerwinden herum getrieben werden, ſollen die ottomanniſchen Schiffleute oder andere Seefahrer, die ſich in derſelben Gegend und Nachbarſchaft befinden, Beyſtand leiſten: und im Falle eines der beſagten Schiffe durch Schiffbruch zu Grunde ginge, ſo ſollen die an das Ufer ausgeworfenen Waaren den ſich in den nächſtgelegenen Orten befindlichen Conſuln gänzlich und vollſtändig eingehändiget werden. — Art. 9. Wenn gleich die Maltheſer und die auf dem mittelländiſchen Meere hin- und her ſtreifenden Seeräuber den Türken und andern Unterthanen des ottomanniſchen Reiches Schaden zugefüget haben, ſo ſollen doch deswegen die k. Kaufleute und derſelben Schiffe auf keine Weiſe beläſtiget werden. — Art. 10. Die der ottomanniſchen Pforte unterworfenen Kaufleute ſollen, wenn ſie die k. Schiffe beſteigen, oder auf dieſelben Waaren und andere Sachen einladen wollen, eben die Rechte zu bezahlen gehalten ſeyn, welche die Engländer, Franzoſen und Holländer von ihnen fordern. — Art. 11. Die Schiffe der kaiſ. kön. Kaufleute ſollen weder zur Ueberfahrt der ottomanniſchen Truppen, noch anderer zum gemeinen Weſen gehöriger Sachen mit Gewalt angehalten werden. — Art. 12. Wenn dreyfache Kriegsſchiffe einander auf dem Meere begegnen: ſo ſollen beyde, von welcher Gattung ſie immer ſind, durch Aufſteckung und Ausbreitung der Fahnen und Zierden einander ihre Freundſchaft bezeugen. — Art. 13. Den kaiſ. kön. Unterthanen ſoll frey ſtehen, Handlungs- oder Pilgerſchafts halber, in einen jeden Ort des ottomanniſchen Gebiethes zu reiſen, auch ohne Hinderniß hin und wieder zu ziehen, und damit ihnen keines Ortes oder Weges von den Tributen Einnehmern oder andern Leuten einiger Schaden zugefüget werde, ſo ſollen ihnen von der ottomanniſchen Pforte ſtrenge Befehle ertheilet werden. — Art. 14. Die Juden ſollen ſich nicht beykommen laſſen, ſich in die Geſchäfte der Reichskaufleute zu miſchen, und weder mit dem ottomanniſchen Reichsdiplome, noch durch ihre mächtige Vermittlung einen Senſalen oder Unterhändler vertreten, es ſey denn, daß ſie von den beſagten kaiſ. kön. Kaufleuten freywillig zu ſolchem Dienſte zugelaſſen würden. Wenn ſich aber die Juden deswegen, weil ſie zu dieſem Senſaldienſte nicht berufen werden, treulos verſchwören, und den kaiſ. kön. Kaufleuten Schaden zufü-

gen trachten sollten: so sollen sie andern zum Beyspiele, auf das Strengste bestrafet werden. — Art. 15. Den kais. kön. Kaufleuten soll, damit aller Zwist und Uneinigkeit vermieden werde, die gemeiniglich unter verschiedenen Nationen zu entstehen pflegen, zur Niederlage und Erhaltung ihrer Waaren gegen gewöhnlichen Zins, ein eigener und gelegener Ort, Chan genannt, von der ottomannischen Pforte auf Ansuchen des daselbst sich befindenden kais. kön. Ministers angewiesen werden. — Art. 16. Wenn Jemand von den Dienstleuten der kais. kön. Consuln, Vice-Consuln, Agenten, Dolmetsche, oder Jemand aus den Kaufleuten angeklaget würde, er hätte aus einigem Hasse oder böser Absicht die mahometanische Religion angenommen; so soll diese Anklage so lange für nichtig und eitel erkannt werden, bis ein solcher Mensch in Gegenwart des kais. kön. Dolmetsches mit freywilligem und entschlossenem Gemüthe die mahometanische Religion bekennet: doch soll ihm solche Religionsveränderung zu keinem Behufe dienen, sondern falls er Schulden hätte, soll er zur Bezahlung angehalten und angetrieben werden. — Art. 17. Sollte von den Kaufleuten und Unterthanen seiner röm. kais. kön. Majestät ꝛc. ꝛc. Jemand auf einem Schiffe der Seeräuber gefunden werden, so soll er, wenn das Schiff gefangen, und die Seeräuber zu Sclaven gemacht werden, keinesweges gefangen, sondern frey entlassen werden. — Art. 18. Im Falle dieser zwischen den beyden Durchlauchtigsten Kaisern geschlossene milde Frieden und Freundschaft in Feindschaft, welches Gott abwende, verwandelt würde, so sollen alle Unterthanen, die sich in beyden Reichen zu Wasser und zu Lande befinden, bey Zeiten davon Nachricht erhalten, damit sie nach eingebrachten oder abgeführeten Schulden sich mit ihren Gütern frey und unverletzt aus den Gränzen begeben können. — Art. 19. Die persischen Kaufleute, welche aus dem kais. kön. Reiche auf der Donau in die ottomannischen Gränzen zu schiffen gedenken, sollen nach einmahl gewöhnlicher Maßen über die Auflage, so genannt Reftie, bey dem ottomannischen Zollorte entrichteten fünf für Hundert und von den Zöllnern darüber empfangener gewöhnlichen Handschrift zu einer weitern Schifflohnsbezahlung nirgendswo angehalten werden, so wie auch diejenigen, die aus Persien durch die ottomannischen Gränzen in das kais. kön. Gebieth zu reisen verlangen, über die auf dem schwarzen Meere oder der Donau einmahl bezahlten fünf für Hundert mit keiner wiederhohlten Bezahlung beschweret werden sollen. — Art. 20. Die Artikel des gegenwärtigen Handlungsvertrages, welcher von den von beyden Seiten mit Vollmacht und Mandat versehenen Commissarien mit ihren eigenen Siegeln unterzeichnet und bekräftiget worden, sollen in Zukunft heilig und gewissenhaft beobachtet werden, auch denselben durch kein von beyden Seiten ergangenes Mandat Nachtheil zugefüget werden: wie denn beyde kaiserliche Majestäten in Zeit von 30 Tagen vom Tage der Unterschrift besagten Vertrag gut zu heißen sich obligiret verbinden, und dieses vorbesagte Commissarien zu bewerkstelligen versprechen. Damit endlich die in diesen zwanzig Artikeln enthaltenen und von beyden Seiten angenommenen Handlungsbedingungen mit schuldiger und höchster Achtung unverletzt beobachtet werden, so hat der ottomannische Herr Abgeordnete vermöge der ihm ertheilten kaiserlichen Gewalt mir ein in turkischer Sprache verfasstes und unterschriebenes rechtsgiltiges Instrument eingehandiget, so wie ich ihm gleichfalls vermöge Mandats und Vollmacht diesen in lateinischer Sprache mit meiner Hand und eigenen Siegel unterzeichneten Vertrag als ein rechtsgiltiges Instrument unterzeichnet habe. Gegeben zu Passarowitz, den 17. Heumonathe, 1718.

(L. S.)

Anselm Franz von Fleischmann.

(**) Der eilfte Artikel des Belgrader Friedens (18. Sept. 1739.) lautet: Beyder Theile Handelsleute können die Handlung in den Landern beyder Kaiserthümer frey, ruhig und friedlich treiben, und soll den Unterthanen und Handelsleuten der dem römischen Kaiser unterworfenen Provinzen, sie seyn von welcher Nation sie wollen, nach der bisher üblichen Art frey stehen, zu Wasser und zu Lande mit eigenen Schiffen, unter römisch-kaiserlichen Flaggen und Patenten in die ottomannischen Provinzen ungehindert zu kommen, und daraus wiederum abzureisen, zu kaufen und zu verkaufen, und wenn sie die bisherigen üblichen Zolle entrichtet haben, sollen sie nicht weiter beschweret, sondern vielmehr geschützet werden, also daß das, was in den dem ottomannischen Kaiserthume unterworfenen Ländern andern christlichen Nationen, die von Abgaben befreyet sind, auch denen, welche am freundschaftlichsten behandelt werden, und besonders den Franzosen, Engländern und Holländern zu Guten zugestanden ist, den römischen kaiserlichen Handelsleuten ebenfalls zu Guten kommen und bestätiget seyn soll, und sie mit denselben gleiches Nutzens, gleicher Sicherheit sich zu erfreuen und zu genießen haben sollen. — Dagegen sollen die Unterthanen und Handelsleute des ottomannischen Kaiserthumes, wenn sie die Gränzen der dem allerdurchlauchtigsten römischen Kaiser unterworfenen Länder und Leute betreten, auf gleichen Fuß behandelt, und die dahin Handelnden in allen ihren Geschäften beschützet und vertheidiget werden. — Den Algieeern, Tunesern und Tripolitanern und andern, denen es zu befehlen nöthig ist, soll ernstlich gebothen werden, daß sie in Zukunft dem Inhalte dieses Friedens und den besonders mit ihnen geschlossenen Verträgen auf keine Weise entgegen handeln. — So sollen auch die Einwohner des an dem Ufer des Meeres gelegenen Schlosses Duleigno und andere Unterthanen des ottomannischen Kaiserthumes in denselben Gegenden im Zaum gehalten werden, daß sie künftig keine Seeräuberey treiben, noch die Kaufmannsschiffe angreifen und beschädigen; vielmehr sollen ihre kleineren Schiffe oder Fregatten und die übrigen Raubschiffe weggeschaffet, auch ihnen verbothen werden, neue zu erbauen, so daß gegen solche Räuber, so oft sie sich auf einige Weise unterstehen werden, den Friedensbedingungen entgegen zu handeln, nebst Zurückgabe alles geraubten Habes, und Ersetzung des Schadens und Wiederlosslassung der Gefangenen, auch nach Strenge der Gesetze verfahren werden soll.

3.

Ferman in Vollziehung dessen an die türkischen Behörden und an den Woiwoden der Wallachey, Michael.

Daß dem deutschen Kaiserhof, als Freunde und Nachbarn der erhabenen Pforte, der alle Aufmerksamkeit verdienet, ein unterzeichneter und authentischer Senedi sey zugestellet worden, und zwar zum größern Vortheile seiner Handelsleute, zu Lande, Meere, Flüssen, und um ihre Hin- und Herfahrt auf dem schwarzen Meere mit ihren Kauffarthey-schiffen zu begünstigen, alles in der Absicht dadurch die Freundschaft und das gute gegenseitige Einverständniß zu vermehren und zu befestigen, welches unter den beyden Höfen bestehet. Diesem zu Folge ist dieser höchste Befehl ausgefertiget worden, damit die beygebogene Abschrift des besagten Senedi eingetragen, auch in euren Schriften aufbewahret und Sorge getragen werde, in Zukunft das, was dem Inhalte besagten Instrumentes gemäß ist, und was es fordert, zu halten.

Ferman an den Großzöllner zu Constantinopel, des Inhalts: Nachdem ist zugestellet worden ꝛc.

Dem zu Folge ist gegenwärtiger höchster Befehl erlassen worden, damit die hier beygefügte Abschrift des besagten Senedi eingetragen und in den Schriften des constantinopolitanischen Zollhauses aufbewahret und Sorge getragen werde, indem man zugleich gehörige Kenntnisse und nöthigen Unterricht an den Dardanellen-Zoll ergehen läßt, in Zukunft ꝛc.

Ferman an den Bestangi Baschi, des Inhalts: Nachdem ꝛc.

Dem zu Folge ist gegenwärtiger höchster Befehl ergangen, damit die hier beygefügte Abschrift des besagten Senedi in ihrem Corps oder Ogiak aufbewahret, und Sorge getragen werde ꝛc.

Übersetzt den 5. Brachmond, 1784.

Nachdem die Kaufmannsschiffe des deutschen Hofes, Freundes und Nachbarn der erhabenen Pforte, seit dem Belgrader Frieden die Handlung auf dem weißen Meere getrieben haben, ohne daß ihnen erlaubt war, das schwarze Meer zu befahren: so hat uns nun auch besagter Hof durch

seinen Minister bey unserer erhabenen Pforte, deren Ende glückselig sey, ersuchet, ihnen freundschaftlich zu gestatten, daß sie mit ihren Schiffen eben sowohl aus den Flüssen in das schwarze Meer und von diesem in das weiße, und so wechselsweise fahren könnten. Um nun dem kaiserlichen Hofe gefällig zu seyn, und in Betrachtung der alten Freundschaft und guten Nachbarschaft, haben wir für gut erachtet, unsere Erlaubniß und sultanische Einwilligung zu ertheilen, daß in Zukunft die deutschen Handelsleute ihre Handlung frey zu Lande, Meer und Flüssen treiben können. Zu diesem Zwecke ist von Seite der erhabenen Pforte ein Sened oder authentisches Instrument, mit Siegel versehen, verfasset und dem besagten kaiserlichen Minister eingehändiget worden, welche in acht Artikeln einige Anordnungen der Handlung enthält.

Da nun die im besagten Sened enthaltenen Gelobungen ungezweifelt, und nothwendig beobachtet, und geschätzet werden, auch für immer zur Richtschnur dienen sollen, so ist aus unserer Staatskanzley eine authentische Abschrift mit dem Siegel des Reichs Effendi versehen, sowohl vom besagten Sened, als auch von dem Passarowitzer Handlungsvertrage, der darin angeführet ist, erhoben und an euch abgesendet worden, der ihr der besagte Woiwode seyd, damit ihr alle beyde eintragen lasset, daß sie beyde gehalten, beobachtet und zur Richtschnur genommen werden, nach welcher ihr eure Handlungen und Verfahren einrichten, gewissenhaft die darin enthaltenen Angelobungen in Ansehung deutscher Kaufleute erfüllen und alles vermeiden sollet, was denselben entgegen seyn könnte. Zu diesem Ende ist gegenwärtiger höchster Befehl ergangen und ausgefertiget worden, kraft dessen wir wollen und verordnen, daß, wenn ihr euch durch die beyden eingeschlossenen authentischen Abschriften sowohl mit den festgesetzten Artikeln des besagten Handlungs-Seneds als auch mit jenen des Passarowitzer Handlungsvertrages bekannt gemacht habet, ihr Sorge traget die beyden besagten Abschriften eintragen zu lassen, und zu wachen, daß ihr Inhalt für immer beobachtet, und zur Richtschnur genommen werde, daß ihr sorgfältig die darin ausgedrückten Bedingungen in Ansehung der deutschen Kaufleute vollziehet, eure Handlung und euer Verfahren demselben gemäß einrichtet, und endlich alles vermeidet, was demselben entgegen leben könne. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Gegeben zu Constantinopel, im Anfang des Monaths Regeb 1198, das ist gegen Ende May 1784.

Eine Abschrift dieses Fermans an den Capitän Pascha, Gazi Hassan Pascha.

Eine andere an den Statthalter von Bosnien, Abdulach Pascha, wie auch an den Kadi von Bosna-Serai.

Eine andere an den Abdi Pascha, Statthalter von Rumelien, wie auch an den Kadi von Monastir.

Eine andere an den Statthalter zu Belgrad, Raif Ismail Pascha, und an den Molla dieser Festung.

Eine andere an den Said Achmed Pascha, Befehlshaber von Widin, und an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber zu Hotin Obreli, Achmed Pascha, und an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber zu Akerman, Seid Abdi Pascha, und an den Kadi.

Eine andere an den Sangiak Beg von Salonik, Hassan Pascha, und an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber Kadi Scheick und andere vornehmere ägyptische Beys.

Eine andere an den Woiwoden der Moldau, Alexander Zalt Woiwoden.

Eine andere endlich an die Naibs und Zöllner der Schlösser der Meerenge.

Übersetzt den 8. Brachmonath. 1784.

Wien,

gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 2. und Montag den 5. November 1810.

Gewisse Länder verdienen keine Historie, weil sie kein System, und keine Freyheit haben; dieses leitet mich in der Wahl meiner Studien. Frankreich und Spanien werden meine letzten Untersuchungen seyn, denn die Spanier sind von Ferdinand und Mendoza getödtet worden, und in Frankreich ist nur immer die sich von Capet an beständig ausbreitende Königsmacht, und beym Volk niemahls Absicht, noch Standhaftigkeit, sondern Anhänglichkeit an Parteynahmen, und Gefühllosigkeit gegen alle menschlichen Rechte. — Ziehet die Alten in allem vor, denn die Wirkung des Clima und ihrer Freyheit sind beysammen; daher sind sie gedoppelt merkwürdig, und überall bis auf Caligula waren Plane, oft vielhundertjährige, und wahrhaft ist es erstaunlich anzusehen, wie dieselben allen Veränderungen der Zeiten und Menschen angepaßt wurden! Dieses macht besonders auch das neue Rom sehr merkwürdig, denn man findet schon tausend Jahre lang einen unsterblichen Geist im Papstthum, den jeder Papst annimmt, und immer durchsetzt. Was wäre merkwürdiger, als wenn die Historie der Jesuiten acht bekannt würde! — So ist Venedig dem gleichen Plan zugethan, und in allen Veränderungen des Italiens der mittlern Zeit ist allezeit ein gewisser feiger Geist sichtbar. Es ist auch die Alleinherrschaft, welche Cosimo und Lorenzo durch Tugenden und Kunst aufrichtete, weit merkwürdiger, als wo Reunionen und Gewalt alles ausrichten. Jedes Volk ist nur so lange, als es Efforts macht, und bis es zum Genuß kommt, merkwürdig.

Johann von Müller.

(132 und 133.)

Carl V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1543.

Am 1. Jänner war Kaiser Carl zu Madrit. In diesem Monathe wurden mehrere des Raths von Indien entlassen, und zum Theile um Geld, oder mit Verbannung gestrafet. Auch wurde der ganze Adel zum Dienste des Kaisers wider Frankreich aufgebothen.

Am 9. Hornung führte der Kaiser den Erbprinzen zum ersten Mahle in den obersten Justizrath ein.

Am 1. März reiste der Kaiser von Madrit auf Alcala, wo die Prinzessinnen waren, am 2. kam Nachricht, daß die Kaiserlichen die Stadt Tremesen in Afrika eingenommen haben. Am 3. kam der Kaiser nach Gadalasor und traf am 29. März zu Molin del Rey ein.

Am 11. April kam selber nach Barcellona, wo am 15. die Nachricht anlangte, daß Andreas Doria mit 44 Galeeren zu Rosas eingetroffen sey, mit welchen er am 18. nach Barcellona kam.

Am 1. May nach Mittag schiffte sich der Kaiser ein, und begegnete in der Nacht der neapolitanischen Flotte, wo selber sodann am andern Tage nach Palamos kam, und bis auf den 12. verblieb, am 13. aber zu Rosas an das Land stieg; sodann am 18. zu Cadagnez eintraf, und am 19. das hohe Meer erreichte. Vor Marseille verweilte der Kaiser durch zwey Stunden, und stieg am 24. May am Fronleichnamstage zu Savona an das Land, wo er am Freytage Nachmittag gegen 4 Uhr mit 150 Segeln, worunter 57 Galeeren waren, nach Genua abfuhr, und daselbst bis auf den 2. Juny verblieb. In der Zwischenzeit ist der Herzog von Castro, Sohn des Papsts Pauls, der Herzog von Florenz, der Marchese del Vasto, der Principe di Melphi, der Herzog von Savoyen und sein Sohn, auch der Cardinal von Cibo, und mehr andere Standespersonen nach Genua gekommen, auch erschien von Seite Sr. päpstlichen Heiligkeit der Cardinal Farnese am 2. Juny, welcher vor der Abreise des Kaisers Audienz hatte. An diesem Tage kam K. Carl nach Borgo, am 3. nach Serravalle, am 4. nach Tortona, am 5. nach Voghera, wo der Cardinal Farnese seinen Abschied nahm, am 6. Juny nach Pavia, wo der Herr von Granvella von dem Reichstage zu Nürnberg bey Sr. Majestät zurück anlangte, und auch seine Tochter, die Herzoginn von Camerino, befindlich war. Am 12. verlieh der Kaiser dem Herzog von Florenz das Schloß und die Festungen seines Herzogthums. Am 13. war er zu Codogno, am 14. zu Cremona, wo der Herzog von Ferrara ihm entgegen kam, und der Kaiser bis auf den 20. verblieb. Hierher kam auch der päpstliche Legat de Santa Croce, welchen der Kaiser in der Domkirche empfing, und am 21. mit ihm nach Basetto reiste, wo der Papst schon in der Frühe angekommen war. Bey der Ankunft des Kaisers kamen ihm 13 Cardinäle entgegen. Der Kaiser stieg im Schlosse ab, wo ihn der Papst am Eingange des Saales empfing, und nicht zugab, daß ihm der Kaiser den Fuß küsse. Sie saßen sodann zwey Stunden beysammen, worauf sich der Kaiser in sein Quartier begab; nach dem Mittagmahle aber wieder zu dem

Papſte kam, und ſich durch drey Stunden mit ihm unterredete. Am 22. waren beyde den ganzen Tag hindurch im Schloſſe beyſammen. Jeder hatte eine Garde von 500 Mann zu Fuß, und 200 leichten Pferden neben ihrer gewöhnlichen Garde.

Der Papſt hatte 13 Cardinäle, und den Herzog von Caſtro ſeinen Sohn bey ſich; dem Kaiſer aber begleitete der Herzog von Braunſchweig, und andere Herren von Stande. Den 23. befand ſich der Kaiſer etwas unpäßlich, und der Papſt machte ihm einen Beſuch von drey Stunden. Am 24. kämen alle Cardinäle mit einander zu Sr. Majeſtät. An dieſem Abend erſchien auch die Tochter des Kaiſers, Herzoginn von Camerino, mit der Signora Coſtanza, Tochter des Papſtes, der Gräfinn von Zambara, und andern Damen Abſchied zu nehmen. Am 25. Nachmittag beurlaubte ſich der Kaiſer bey dem Papſte, welcher ihn bis in den Saal, die Cardinäle aber bis auf die Felder begleiteten.

Zu Nachts kam der Kaiſer nach Cremona, wo ſelber am 26. verblieb, am 27. und 28. hielt er ſich im Mantuaniſchen auf, und traf am 29. zu Peſchiera ein, wo die Herrſchaft von Venedig den Kaiſer mit Erfriſchungen bediente.

Am 30. Juny war der Kaiſer zu Dolce, wo ein Triumphbogen auf einer Schiffbrücke über die Etſch errichtet war.

Am 1. July war das Nachtlager zu Roveredo, wohin der Biſchof von Trient entgegen kam, bey welchem der Kaiſer zu Trient den 2. zubrachte. Hier war ihm der Cardinal Morone als zu der Kirchenverſammlung dahin abgeordneter päpſtlicher Legat entgegen gekommen. Am 7. kam K. Carl zu Brixen, am 8. zu Sterzing, und am 9. zu Innsbruck an, wo ſelber einen jungen Erzherzog, und 5 Prinzeſſinnen-Töchter ſeines Herrn Bruders fand, und den 11. allda zubrachte.

Am 15. July war ſelber zu Kempten, am 18. zu Ulm, und am 27. zu Speyer, wo ihm der Churfürſt von Mainz, und der Biſchof von Arras entgegen kamen. An dieſem Tage beſah er 100 Feldſtücke, welche er in den Krieg wider Frankreich mit ſich führen wollte. Am 28. wurden daſelbſt 20,000 Mann Deutſche gemuſtert; auch kamen am 1. Auguſt die Churfürſten von Cöln, und der Pfalz nach Speyer. Am 5. war der Kaiſer zu Worms, am 6. zu Oppenheim, am 7. zu Mainz; wo ſelber am 12. mit 70 Schiffen abfuhr, und zu Coblenz vom Churfürſten zu Trier empfangen wurde. Am 16. war das Nachtlager zu Andernach, und am 17. zu Bonn, wo ihn der Churfürſt von Cöln bewirthete. Am 20. brach der Kaiſer mit 5000 Pferden, und 30,000 Mann zu Fuß von Bonn auf, und hatte zu Arau, in einem kleinen Dorfe ſein Lager. Am 21. marſchirte der Kaiſer nach Lintkirch, und lagerte ſich am 22. vor Düren, einer Cleviſchen Stadt, wohin ſich auch der Prinz von Oranien, welcher am vorigen Tage Montjoie mit Sturm weggenommen hatte, mit 300 Mann zu Fuß, und 2500 Pferden, näherte, und am 23. ſich mit der kaiſerlichen Armee bey Düren vereinigte. An dieſem Tage ließ der Kaiſer die Stadt zur Übergabe auffordern, welche ſich aber nicht hierzu verſtehen wollte, und hierauf am 24. Nachmittag durch die ſpaniſchen und italieniſchen Truppen nach einen zweyſtündigen Sturm eingenommen ward. Die Garniſon beſtand aus 4000 Mann ohne den Einwohnern, welche theils getödtet, theils gefangen wurden.

Die Stadt wurde geplündert, doch hatte der Kaiſer bey Todesſtrafe befohlen, die Weiber und Kinder zu verſchonen, welche die Weiſung erhielten, ſich in die Kirche zu flüchten. Am 25. brach in dieſer unglücklichen Stadt eine Feuersbrunſt aus, welche nicht mehr zu löſchen war, und mehr als 600 Häuſer in Aſche legte. Am 26. ſuchte der Kaiſer die Ordnung in der Stadt nach Möglichkeit herzuſtellen, und brach am 27. von dort auf, kam ſodann nach Marzwent, und am 28. nach Cruanefick.

Am 29. ergab ſich Höke in Geldern, und der Kaiſer kam nach Corbeck. Am 30. war das Lager vor der Hauptſtadt Stemünden, welche ſich ſo wie Huttern und mehrere Orte ergab.

Am 1. September um 6 Uhr Morgens reiſte der Prinz von Oranien mit 2000 Mann zu Fuß, und 200 Pferden in dieſe Stadt, und gegen 9 Uhr hielt der Kaiſer mit dem Hinzugen von Braunſchweig, Sachſen, und mehrern Fürſten und Herren (zu Rogendorf) ſeinen Einzug, wo ſodann von dem auf dem Platze verſammelten Volke der Huldigungseid abgelegt wurde, worauf der Kaiſer in das Lager zurück kehrte, und am 2. ſich bey Tiſe lagerte. Am 3. beſuchte der Kaiſer ſeine Frau Schweſter, die Statthalterinn zu Horn, und kam Abends in das Lager zurück. An dieſem Tage ergab ſich auch die Stadt Cleven, und erſchien der Coadjutor von Cöln, um ein ſicheres Geleit für den Herzog Wilhelm anzuſuchen.

Am 4. zog der Kaiſer mit dem Lager vor Venlo, und ließ die Stadt auffordern, welche ſich aber nicht ergeben wollte. Am 5. kam der Coadjutor von Cöln, die Unterhandlungen mit dem Herzog von Cleve zu betreiben, worauf der Herzog von Braunſchweig abgeſchickt wurde, ſelben in das Lager zu holen, und mit ihm am 6. ankam, wo er im Gezelte bey Herrn von Granvella abſtieg, zu Nacht ſpeiſete, und bis auf den folgenden Morgen verblieb.

Am 7. gegen 10 Uhr Vormittag führte der Coadjutor und Herzog von Braunſchweig den Herzog Wilhelm dem Kaiſer in ſeinem Gezelte vor, wo viele Fürſten und Herren, auch die kaiſerlichen Räthe verſammelt waren.

Der Cleviſche Kanzler hielt für ſeinen auf den Knieen liegenden Fürſten eine Anrede, in deutſcher Sprache, wo er ſeinen Fehltritt bekannte, und um Gnade bath. Dieſe beantwortete der Vice-Kanzler Naves, daß der Kaiſer ſeine Milde obwalten laſſen wolle, und der Herzog ſich bey dem Herrn von Granvella einzufinden habe, wo mit den kaiſerlichen Räthen ein Vertrag entworfen werden ſollte. Hierauf ließ der Kaiſer den Herzog aufſtehen, indem er ihm die Hand reichte, und beſprach ſich mit ihm in der Stille, der ſodann ſeinen Abſchied nahm, worauf der Vergleich am 8. Sept. zu Stande kam. Am 10. hielt der Kaiſer zu Venlo den Einzug. Am 11. kam Martin von Roſſem in das Lager, welcher am 12. Nachmittag dem Kaiſer durch den Herzog von Braunſchweig vorgeſtellt wurde, und ihm als ſeinen nunmehrigen Landesfürſten verſprach, eben ſo getreu, als ſeinem vorigen Herrn zu dienen.

Se. Majeſtät begab ſich ſodann aus ſeinem Zimmer in ein offenes Gezelt, wo die Stände von Geldern und Zütphen den Eid der Treue auf den Knieen ablegten, nachdem ſie den Herzog von Cleve von ihrem Eide entlaſſen hatten. Sie erhielten den Prinzen von Oranien zum Statthalter.

An dieſem Tage kamen die pohlniſchen Geſandten zum Kaiſer, welche einen Zwerg und eine Zwerginn zum Geſchenke brachten. Am 14. litt der Kaiſer einen Anfall vom Podagra, auch empfing der Herzog Wilhelm Cleve und Jülich als Reichslehen, und Rabenſtein als ein brabantiſches Lehen, worauf ſich

der Kaiſer nach Weerde begab, die Armee hingegen marſchirte über Lüttich durch die Grafſchaft Namur gegen Frankreich. Am 15. kam der Kaiſer nach Gera, und am 16. nach Dieſt, wo er wegen der zunehmenden Gliederſchmerzen verblieb. Hier erſchien am 18. die Statthalterinn, und am 19. die niederländiſchen Deputirten; welche auf Löwen einberufen waren, wo ſich aber der Kaiſer nicht einfinden konnte.

Am 22. ließ ſich der Kaiſer in die Verſammlung der Stände auf einem Lehnſeſſel tragen. Der Präſident Schorre machte den Vortrag, welchen der Kanzler von Brabant beantwortete, worauf der Kaiſer die Stände wegen ſeiner Unpäßlichkeit an die Statthalterinn durch den Präſidenten wegen ſeiner Geſinnung anweiſen ließ. Am 26. war jeder einzelne Stand bey dem Kaiſer, welcher am 25. im Frauenſtifte Cempe über Nacht war, am 26. nach Löwen kam, und am 27. daſelbſt verblieb; am 28. ſodann zu Aſque, am 29. zu Nivelle, und am 30. Sept. zu Breſt eintraf, wo er wegen ſeiner Gliederſchmerzen bis auf den 13. October verblieb. An dieſem Tage nach Mons, am 18. nach Bovais, am 19. nach Quesnoy, am 20. auf Mittag in ſeinem Lager vor Landreci, und auf die Nacht nach Abernes kam, wo am 23. ein engliſcher Kammerherr anlangte. Am 27. ſchickte der Kaiſer den Herrn von Granvella vorgefallener Mißhelligkeiten wegen in das Lager. Am 29. kam Nachricht, daß die franzöſiſche Armee in Schlachtordnung anrücke, worauf ſich das abgetheilte kaiſerliche Lager vereinigte, welches den Franzoſen Gelegenheit gab, die Stadt Landreci am 31. October mit Lebensmitteln und friſcher Beſatzung zu verſehen. Am beſagten letzten October begab ſich der Kaiſer von Avennes nach Quesnoy, wo ſelber am 1. November verblieb. Am 2. befahl der Kaiſer ſeiner Armee aufzubrechen, und gegen Cateau-Cambreſis vorzurücken, weil ſich der König Franz dem Vorgeben nach gerühmt hatte, dem Kaiſer eine Schlacht liefern zu wollen.

Se. Majeſtät kam von Quesnoy gegen Abend mit ſeiner Armee auf ein und eine halbe Meile an das franzöſiſche Lager, am 3. zeigte ſich der Kaiſer in Schlachtordnung im Angeſicht der Feinde, welche ſich in ihre Verſchanzungen zurück zogen. An dieſem und dem folgenden Tage kampirte die kaiſerliche Armee ganz nahe am franzöſiſchen Lager; allein am 4. um 21 Uhr in der Nacht brach der König in aller Stille mit ſeiner Armee auf, ſo daß ſogar den Maulthieren die Glöckchen abgenommen wurden, und marſchirte gegen Guiſe. Auf erhaltene Nachricht wurde die Arriergarde bis über das Gehölz von Bouchain verfolgt, und etwas Mannſchaft mit Lebensmitteln und Bagage eingebracht; der Kaiſer aber nahm ſein Quartier in eben jener Wohnung zu Cateau-Cambreſis, welche der König in voriger Nacht verlaſſen hatte, und blieb am 6. daſelbſt, kam ſodann am 7. mit ſeinem Lager nach Legin, und am 8. nach Crevecoeur, welches der Kaiſer dem Dauphin abnahm, am 9. daſelbſt verblieb, und den Truppen die Winterquartiere anwies. Am 10. ritt der Kaiſer geharniſcht in Cambrais ein, wo er eine Beſatzung zurück ließ, und am 25. nach Valencieunes abging, wo er bis auf den 19. November verblieb. Am 17. kam der Herzog von Lothringen den Kaiſer zu beſuchen, und hatte den folgenden Tag hindurch mehrere Unterredungen. Am 20. kam der Kaiſer nach Mons, am 21. nach Brain le Conte, am 22. nach Sept-Fontaines, und am 23. nach Brüſſel, wo am 25. der Kammerherr Peloux ſtarb.

Am 2. December reiſte der Don Fernando de Gonzaga, Vicekönig von Sicilien mit mehreren Edelleuten, in Aufträgen nach England. Am 23. waren die Stände verſammelt, an welche der Kaiſer eine lange Rede hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Denkmahle der Vorzeit.

Mathias Huniady Corvin, König von Ungarn, an Gotthard von Starhemberg 1480. (Aus dem Original zu Riedeck.)

1.

Mathias von gottes genadn zu Hungarn, zu Beheim kunig. Edler Beſonders lieber. Wir haben Dir vormals geſchriben, Alz vnser brief dir von vns zugeſand, vnd verſtannden haſt; an zweifit vnns gannz nit, du erkenneſt durch dein vernunft, das wir auf laut des Römkaiſer, auch der lanndſchaft brief Sigl gut Recht gehabt hieten, In das land Oeſterreich zu greiffen, vnd vns vnnsers ſchadens dauon zu ergetzen. Nachdem wir aber demſelben land, dir, vnd andern Mitwonern darinn, dermaſſen ye vnd ye, mit genaden genaigt geweſen vnd noch ſein, daz vnns vaſt vngemaint wäre, ſchaden zu zefügen, wo wir das ymmer fuglich vertragen bleiben mugen. Darumb ſo begern wir an dich mit Sonderm vleiss, nachdem du vnd ander kayſerlicher MitRäte, vnd yetzt ſtäts Im kf. hof ſeit, du welieſt deinenthalben daran ſein vnd verfügen, damit vom lannd zu Oeſterreich in vnser kunigreich, Fürſtentumb, Lantſchaft vnd gebiet, kainerley ſchaden getan, noch darein gegriffen werde, So uerr du vnd ander wellent, daz daz land Oeſterreich vnd die Inwonner darinn widerumb von vnns mit der tate nit angeuochten ſullen werden. So uerr Ir daz zu beſhehen beſtellet, So wellen wir hinwiderumb dermaſſen gegen Oeſterreich vns mit genaden halten, dardurch von vns vnd den vnsern darain kain ſhade beſhehen ſol. Wo aber darüber von Oeſterreich in vnser lannd griffen wurde, muſten wir das mit der gegenwer vergleichen, des wir doch lieber vertragen, vnd mit demſelben lannd in guten Frid ſteen vnd beleiben wollte, wo vns zu anderm nit vrſachn geben wurden, doch in der beſheiden, das wir auf laut brief vnd Sigl vnser ſpruch an andern Gnnden, auſſerhalb des lannds Oeſterreich zu dem Römiſchen kaiſer ſuchen möchten nach vnnser Notturft. Dieweil auch der von Gran wider ſein gelüb, Er, vnnd Aid, aus vnſerm kunigreich haimlich vnd mit groſſem Schaden der Wirdigen Ertzbiſtumb vnd Biſtumb Gran vnd Erlau die er groſlich berawbt hat, zogen, vnd vnnser haubtfeindt iſt, der auch alle Irrung vnd Zwitracht zwiſchen den Rö. kaiſer vnd vns angericht hat, Wo wir demſelben alz vnſern veindt, bey den Geſloſſen die er Inn hat, beſuchen mügen, das wellen wir vnns vorbehalten. Darum gedennkh den ſachen dermaſſen nach, damit die guten nit der pöſen entgellten, vnd laſſe vns des dein vorſchriben Antwort wiſſen bei dem Potn. Datum Ofen am Mittichen des Heilligen Crewtztag Erfindung (den 3. May) Anno

Domini ꝛc. Lxxxmo. vnser Reich des Hungrischen im drew vnd zwaintzigisten vnd des Behemischen im zwellften Jare.

Admandatum d. Regis.

Addresse: „Dem Edeln vnnserm besonders lieben Gotharten von Starhemberg.

2.

Mathias von gottes genadn zu Hungern, zu Böheim kunig.

Edler besonder lieber. Wir haben dir vormals mer dan Ainst geschriben, bey dem Römischn kaiser mit sambt andern vleis fürzukern, damit vns souil beschähe, alz man vns auf laut seiner, auch dein vnd etlicher verschreibung brief vnd Sigl pflichtig vnd schuldig seit, vnd dich darüber wider vns nit bewegen lassen, auf das du derselben deiner verschreibung nit swechung tettest, auch krieg vnd verats vertragen blibst. Vernemen wir, wie dich yetzo der Rö. kaiser ersucht, auf die vereinigung vnd Vertrag, so gemaine Lanndschaft auf den lanndtag vmb sand Jörgen tag negst uergangnen zu Wienn gehalten mit seiner kayf. würde getan sullen haben, vmb ain Summa lewt zu Roß vnd Fuß, die ain yeder nach seinen statn (Feuerstätten) vnd wie angeslogen ist, Jörgen von Bottendorff als Landhaubtman zuschikhen sulle. Oder ob yemand derselben lewt seins anslags nit halten möcht, das der oder dieselben gellt dafür geben, Nemlichen auf ainen yeden geraisigen ain wochen zwelif schilling phening für sold vnd schaden, vnd souil ainem yeden angeslagen wern, denselben Im anfanng zu geben ain halbe Quattemer, vnd dasselb gellt zu veitn von Eberstorff niderzulegen. Vermundert vns nit klain, ob die sachen also wärn, das du dich vns zu widerwärtigkeit mit anslegen auf lewt vnd gellt bewegen wollest lassen, dardurch du vnd ander noch in Merrern Schaden, dann darinn Ir bisher gestanden seit, verfürt, vnd der vngelimpf, der deshalben mit ewren verschreibungen vnder etlichen Insigln auf euch wachssen, gröslich gemeret wurde. Demnach begeren wir nochmals an dich mit vleiss, du wollest ansehen, was etlich anstat dein vnd der vierständ mit brief vnd Sigln verpflichtet haben, vnd was vnrats kunftigelich daraus ersteen möcht, so wie ye gedrungen wurden, vns wider daz land Österreich zu setzen. Darumb so bruf selbs dein bestes, vnd gedenkh, ob dir der krieg oder Frid nutzer sey? Dann es wär nachhent bey tag vnnser maynung, Nachdem wir dem land Österreich mit gar sondern genaden genaigt sein,*) das dasselb land, du, vnd die Inwoner darinn also nit zu uerderben bracht, sunder Ere, brief, vnd Siegl halb in ander Weg, dann bisher beshehen ist, beschuldiget wurde, Wo du aber ye darüber mutwillen gen vns suchen, vnd dich wider vnns bewegen wolltest lassen, des wir doch nicht hoffen, So müsten wir vns dawider auch dermassen schicken, wie das vnser notturft eruordert, des wir doch lieber vertragen sein, vnd mit dem lannd Österreich in gutn getrewen Frid beleiben wolltn, wo vns zu anderm nit vrsachen geben wurde. Begern darauf deiner verschriben Antwurt. Datum Ofen an Sambstag des heiligen Pfingstabend (den 21. May) Anno Domini ꝛc. Lxxxmo. (1480) vnser Reiche dez Hungrishen im drew vnd Zwaintzigisten vnd des behemischen im zwellften Jarn.

Ad mandatum D. Regis.

*) In freyer Übersetzung: Nachdem Wir dies schöne Land Uns nächstens ganz zuzueignen gnadigst gemeint sind.

Die Addresse: „Dem edeln vnnserm besondern libn Gotharin von Starhemberg zu Birhenstein."

3.

Mathias von gottes gnadn zu Hungern vnd Boheim kunig.

Edler besonder lieber. Vns zweifit nit, du habest der vrsachen, vmb der willn Wir Ins Land Österreich zu ziehn, vnd das zu bekriegn bewegt sein, gut wissen, Vnd so wir nu ewr vnnser gerechtigkeit, brieue vnd Sigl, die wir von kaiserlicher Maiestat vnd der gannzen Lanntshaft haben, vnd vns den krieg zuegeben, durch gnad vnd Hilff des almechtigen Gotts den merrern vnd pessern teil daran mit hereßkrafft gewonnen vnd erobert haben, vnd des nu gewaltiger Herr vnd Lanndsfürst sein, Haben wir nit mit kleinem erbarmen das merklich vnd swer verderben, darain dasselb Lannd vnd seine Einwoner durch vbung der kriegsleuff kemen sein, vnd noch mer, vnd gröser, vnd vnwiderbringlicher, wo wir die verrer vben solte, komen möchte, angesehen, vnd als ein gnediger Herr, dem solh verwüstung nit lieb ist, betracht, Weg vnd mittl fürzunemen, das mit ewren Rat vnd Hilff in Rue vnd fried zu setzen, Vnd haben darumb, auf das dem förderlichen nachkomen werde, mit alln Prelatn, Herrn, Ritterschafft, vnd den von Stetn des gemelten Lannds vnder vnd ob der Enns ainen gemeinen lanndtag auf den schirist künftigen Suntag Reminiscere (den 11. März) zu Wien zu halten fürgenommen, vnd die all, vnd ieglichen besonder darzue berufft. Demnach ist vnnser vleissig Beger, vnd Empfehlhen dir auch ernnstlich vnd wellen, das du dich selbs in aigner person auf den gemeltn tag daselbs hin gen Wienn zu vns fügest, oder aber yemands an deiner Stat, so du nit komen mochtest, mit genugsamen gewallt shikhest, vnd alda mit sambt vns vnd den lewten, so auch da sein werden, beiret raten, weg vnd mittl fürzunemen, damit vom lannd, die, vnd andern seinen Einwonern weiter krieg, vnrat, beshedigung, vnd verderben gewendet, vnd das in Rue, frid, vnd einigkeit gesetzt, vnd dabey behalten werde. Vnd beleib nit aussen. Tue auch dhein annders, als du vns, dir selbs, vnd lannd vnd lewten zu gut des schuldig vnd pflichtig bist. Daran tustu zusambt der billichkeit vnnser ernstliche meynung. Wir geben dir auch zu gemelten tag zu komen, und widerumben davon bis an dein gewart vnnser kunigelich Sicherheit vnd gleitte mit disem briefe vngeuerlich. Dornach wisse dich zu richten. Geben zu Liechtnwerd an Sonntag vor Lichtmessen (den 28. Jäner) Anno ꝛc. Lxxxviimo. (1487) Vnnser Reiche des Hungrischen im xxviii. vnd des Beheimischen im xvii Jaren.

4.

Mathias von gottes gnadn zu Hungern vnd Beheim kunig vnd Hertzoge zu Österreich.

Edler besonder lieber. Wir habn fürgenomen vnd in willen, vnsers Sune Hertzogen Johannsen Hochzeit in khurtz zu hallten, darzu wir vish notdurftig sein werden. Begern wir an dich mit sonnderm vleys Bittund, vnns mit Förhenn zu uersehen, vnd vns die alhier gen Wienn zu shigken. Daran erzeigst du vnns sonnder danknemig wolgefallen, das wir auch in gnaden vnd womit wir solhs erkhennen sollen, hynwider gnediglich thun wollen. Geben zu Wienn an Montag sand Michaelstag (29. September) Anno Do-

mini ꝛc. Lxxx VIII. (1488) Vnnſer Reyche des Hungriſchen Im xxxI. vnd des Behemiſchen Im zweyntzigiſſten Jarn.

Die Addreſſe: „Dem Edln vnnſern beſonder lieben Gotharten von Starhnberg Haubtman Im Lanndt ob der Enns."

Die Belagerung von Syrakus.

(Fortſetzung.)

Nach dem, was uns die alten Schriftſteller von dem Bau der Kriegsmaſchinen überliefert haben, erfand Archimedes nicht ſowohl neue Maſchinen, er entriß vielmehr den Gebrauch der ſchon erfundenen nur der blinden Empirie, und behandelte ſie nach ſeiner Einſicht von der Beſtimmung der bewegenden Kräfte. Schon vor ihm hatte man Steine aus Ballisten geworfen und Balken aus Katapulten*) geſchoſſen, aber ohne die Bahn der geworfenen Körper mit Sicherheit abmeſſen, und ohne Maſſen von der Schwere werfen zu können, wie es Archimedes vermochte. Von den drey Steinen, mit welchen er die Sambuka zertrümmerte, wog jeder 10 Talente, d. i., nach dem leichteſten Talent gerechnet, 550, nach dem ſchwerſten 1250 Pfund, und alle drey trafen die ſchwimmende Sambuka, ohne ihr bewegliches Ziel zu verfehlen. Eben ſo richtete er, dem Marcellus ganz unerwartet, ſeine Maſchinen mit gleicher Sicherheit in die Nähe wie in die Ferne. Die einſichtvolle Handhabung, die wiſſenſchaftliche Anſicht der rohen Handgriffe, war alſo ſein großes Verdienſt; er war der ordnende Geiſt, der das Chaos blinder Kräfte geſtaltete, und das Ungefähr dem Willen zu unterwerfen verſtand. Eben ſo kannte man ſchon vor ihm die Maſchinen, um Schiffe, Mauerbrecher und Menſchen in die Luft zu heben. Duillius gebrauchte ſchon im erſten puniſchen Kriege gegen die Flotte eine Maſchine, welche er Corvus (Rabe) nannte, und welche theils zum Entern, theils zum Verſenken der feindlichen Schiffe, gebraucht wurde. Auch den Griechen waren ſchon früher ähnliche Maſchinen unter dem Nahmen Korax (ebenfalls Rabe) bekannt, mit welchen man Menſchen und Maſchinen faſſen und erheben konnte. Eine ungeheure Stange bewegte ſich als Hebel auf einer Stütze auf und nieder, und faßte bald, mit ihrem hakenförmigen Ende, bald mit Schlingen oder Zangen, was ſie erreichte. Da dieſe Maſchine hinter den Mauerbruſtwehren auf den ſtarken Mauern ſtehn, und von unten wegen der Länge ihrer Hebelarme bewegt werden konnte, ſo gebrauchten ſie die Belagerten, ohne ſich ſelbſt den feindlichen Waffen auszuſetzen. Allein der glückliche Gebrauch mit dieſen Maſchinen hing größtentheils vom Zufall ab; denn ſie konnten gewöhnlich nur auf das Ungefähr gleich einem Angel in den Fluß ausgeworfen werden; weil ihre rohe Conſtruction der ſchnelleren Bewegung und Richtung auf alle Seiten und Entfernungen ungünſtig war. Übrigens erforderten ſie gewöhnlich ſo viel Kräfte und Anſtellung von ſo viel Arbeitern; daß die Beſatzungen oft geſchwächt und ungleich vertheilt wurden. Ehe man z. B. den ſchwebenden Mauerbrecher, welcher an Ketten hing, gebrauchen lernte, ſtieß man ungeheure Balken gegen die Mauern, und gebrauchte zum Dienſt bey einem mäßigen Mauerbrecher oft 2000 Mann. Karthago ward durch einen Widder (ſo hießen dieſe Maſchinen wegen ihres gehörnten Vordertheils) beſtürmt, den 6000 Mann bedienten. Archimedes beſeelte auch hier die Empirie durch den Geiſt der Wiſſenſchaft. Durch ſeine mechaniſchen Rückzüge, und ihre Verbindung lehrte er den Korax in jeder Richtung und in verſchiedener Entfernung mit Sicherheit, und zugleich mit verhältnißmäßig geringem Kraftaufwande gebrauchen. Daher konnten ſeine Maſchinen, als ob ſie belebt wären, ihre ſchrecklichen Arme ausſtrecken und zurückziehn, und die entfliehenden Feinde ſogar damit verfolgen und ergreifen. Dieſe Allgegenwart ſeiner Maſchinen und ihr unerhörter Wirkungskreis ſetzten die damahlige Welt in Erſtaunen, nicht die Maſchinen ſelbſt, deren einzelne Einrichtungen ſogar bekannt waren, und von den Römern ſelbſt gebraucht wurden. Allein, weil ſie gewohnt waren, das ihnen bekannte Einzelne nur als ein Einzelnes, nicht aber in ſeinem höhern Sein in der Idee zu betrachten, ſo erkannten ſie es nicht, wo es ihnen unter veränderten Verhältniſſen entgegen trat. Archimedes hingegen, welcher ſich der Idee zuerſt bemächtigte, indem er die ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft ſich eigen machte, war durch die Erkenntniß des Ganzen auch Meiſter des in ihm enthaltenen Einzelnen, und ſo ſchien er, nicht ſowohl wegen ſeiner mächtigen Hülfe als wegen ſeiner tiefen Einſicht in das Ganze der wirkenden Kräfte, ſeinen Zeitgenoſſen ein göttliches Weſen. Man behauptete, ſagt Plutarch, daß in ſeiner Einſamkeit ihn eine Sirene umſchwebe, und mit ihrem göttlichen Geſange von allen menſchlichen Dingen abziehe.

Dieſes war alſo die Beſchaffenheit der archimediſchen Maſchinen. Was aber die ſpätere Zeit von den ungeheuern Brennſpiegeln erzählt, mit welchen er die Flotte des Marcellus angezündet haben ſoll, iſt durch kein einziges Zeugniß des Alterthums bewährt, und längſt als Fabel erkannt, die ſich vielleicht auf den Scherz irgend eines alten Komikers gründet.

Während Marcellus die abgefallenen ſiciliſchen Städte bezwang und Appius Syrakuſa eingeſchloſſen hielt, kam Himillo aus Karthago mit einer Macht von 20000 Mann Fußvolk, 3000 Reitern und 12 Elephanten in Sicilien an, um die Römer aus dieſer Inſel zu vertreiben. Er nahm auch in der That verſchiedene vom Marcellus bezwungene Städte ein, und beſetzte Agrigent. Hippokrates zog auf dieſe Nachricht mit 10000 Mann Fußvolk und 500 Reitern unbemerkt aus Syrakuſa, um ſich mit dem Himillo zu vereinigen. Indeſſen überließ er die Vertheidigung der Stadt dem Epikydes allein. Während er aber bey Ärillee ſein Lager aufſchlug, ward er vom Marcellus überfallen, und nach einem großen Verluſte genöthigt, ſich mit den wenigen Reſten ſeines Heers nach Äräa zu flüchten. Marcellus zog nun wieder vor Syrakuſa. Beyde Armeen, der Römer ſowohl als der Karthager, erhielten anſehnliche Verſtärkungen: gleichwohl kam es zu keiner Entſcheidung; denn Marcellus vermied eine Hauptſchlacht, und da die karthagiſche Flotte mächtiger war als die römiſche, ſo machte ſie, durch Zuführung aller Bedürfniſſe in die Stadt, die Einſperrung unnütz.

So war der zweyte Winter während der Belagerung verſtrichen, ohne daß Marcellus den geringſten Vortheil über

*) Katapulte waren Maſchinen, aus welchen man ungeheure Pfeile oder Balken abſchoß; Armbrüſte im Großen. Ballisten dienten, Steine oder andere Laſten im Bogen zu werfen; Schleudern im Großen. Die Katapulten ſind daher unſern Kanonen, die Ballisten den Mörſern zu vergleichen. Einige Schriftſteller brauchen indeſſen dieſe Benennungen umgekehrt.

Syrakusa erlangt hatte. Er beschloß nun, durch List und Verrath die Stadt zu bekämpfen, welche durch Archimedes seiner Macht unbezwingbar widerstand. In seinem Lager befanden sich mehrere Flüchtlinge aus Syrakusa. Diese gewann er leicht, und sie machten ihm die sicherste Hoffnung, ihre Freunde in der Stadt auf seine Seite zu bringen, wenn nur die Möglichkeit einer sichern Correspondenz mit ihnen vermittelt werden könnte. Ein vertrauter Sclave unternahm es, als Überläufer in der Stadt die Sache der Römer zu führen, und erhielt Vollmacht zu den anlockendsten Versprechungen. Die glatten Worte eines Feindes machten von jeher auf niedrige und feige Seelen einen gewaltigen Eindruck. Viele vornehme Syrakuser dünkten sich geehrt durch die Rücksicht des Feindes auf ihre Person, und drängten sich zu der Schande, ihr Vaterland dem Schaum eines vorübergehenden Glanzes und der Aussicht auf eigenen Vortheil zu opfern. In der Nacht, unter Netzen in Fischerkähnen versteckt, kamen sie in das Lager des Marcellus, und schon war die Verrätherey dem Ausbruch nahe, als ein gewisser Attalus, eifersüchtig, daß man ihn nicht in das Bündniß gezogen hatte, den Anschlag an Epikydes verrieth. Die Verschwornen wurden getödtet, und die Stadt für dieses Mahl gerettet.

Während dieses fehlgeschlagenen Plans hatte die römische Flotte einen Lacedämonier Damippus gefangen. Epikydes, dem an diesem Manne viel gelegen war, und Marcellus, der es mit Lacedämon nicht verderben wollte, unterhandelten um seine Auswechselung. Die Unterredung geschah nahe an den Mauern von Syrakusa. Hier betrachtete ein römischer Soldat aufmerksam die so gefährlichen Mauern dieser Stadt, er bemerkte, daß die Steine, aus welchem sie zusammengefügt war, von gleicher Höhe und Größe waren, und im Zählen dieser Steine überraschte ihn die Entdeckung, daß die Mauer an der Gränze zwischen Achradina und Tyche gar nicht von der ungemeinen Höhe sey, wie sie der Schein und die Furcht gebildet hatte, und daß sie sogar mit gewöhnlichen Sturmleitern, ohne Zuthuung großer, bemerkbarer Maschinen würde erstiegen werden können. Marcellus untersuchte den Ort selbst, und fand die Bemerkung gegründet, doch fürchtete er die Wachsamkeit der Besatzung und die Maschinen des Archimedes, dafern es nicht durch eine Kriegslist glückte, die Sorgfalt der Vertheidiger zu hintergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Biographische Züge.

Mazarin.

Anna von Österreich wünschte die Infantinn von Spanien, Maria Therese, Philipps IV. Tochter, mit ihrem Sohne Ludwig XIV. zu vermählen, theils um eine Blutsverwandte zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen, theils um dadurch zum Einverständnisse und Frieden mit Spanien zu gelangen. Mazarin hingegen schlug die Prinzessinn Margarethe von Savoyen dazu vor, weil er selbst mit diesem Hause durch die Verheirathung einer seiner Nichten an einen savoischen Prinzen verwandt war. Die Mutter der Margarethe wünschte auch nichts mehr, als ihre Tochter auf den mächtigen Königsthron zu erheben. Durch ihre und Mazarin's Intriken wurden auch die Heiraths-Unterhandlungen zu Lyon angefangen. Der Pariser-Hof sowohl als der von Savoyen begaben sich dorthin. Beyde Personen gefielen sich aber sehr wenig. Der junge König fand die Prinzessinn zu häßlich, und diese trug auch schon einen Andern in ihrem Herzen. Indeß, diese Heirath würde doch zu Stande gekommen seyn, wenn nicht ein unerwarteter Umstand den ganzen Plan zu Mazarin's höchstem Mißvergnügen zerrüttet hätte.

Philipp IV. von Spanien, der schon längst durch eine Verheirathung seiner Tochter mit einem französischen Prinzen den Frieden zu erkaufen gewünscht hatte, hörte von der Absicht der Zusammenkunft beyder Höfe in Lyon. Sogleich schickte er den Antonio Pimentel, einen gewandten und erfahrnen Diplomatiker, nach Lyon, um die spanische Infantinn der Königinn-Mutter als Schwiegertochter antragen zu lassen. Die Königinn gerieth über diesen Antrag außer sich vor Freude, und setzte ihn auch mit solcher Entschlossenheit durch, daß Mazarin und die Herzoginn von Savoyen ihren Plan aufgeben und die Segel einziehen mußten.

Die schlaue Nachgiebigkeit Mazarin's, die ihm schon oft sein Ansehen gesichert hatte, zeigte sich auch bey dieser Aufopferung seines eigenen Interesse. Er hatte Anfangs eine seiner Nichten Marie Mancini, die der junge Ludwig ausserordentlich liebte, zur Königinn von Frankreich bestimmt; aber die Königinn-Mutter hatte diesen Plan, so viel auch der Cardinal bey ihr galt, zu hintertreiben gewußt. Jetzt mußte er nun darauf denken, wie er sich die Gunst der neuen Königinn von Frankreich verschaffte. Er konnte leicht voraus sehen, daß diese, seine Nichte, als ihre gefährlichste Rivalinn, sehr ungern am Hofe sehen würde: deshalb schickte er sie sogleich ins Kloster. Der König vergoß bey dem Abschiede von der geliebten Marie Mancini bittere Thränen. Diese entfernte sich mit einem Ausdrucke, der zugleich Zärtlichkeit und Unwillen verrieth: „Vous pleurez! Vous pleurez! Vous êtes Roi — et je pars?"

.....

Mons de la Croix.

Traurig ist es, wenn ein Mann, der von Empfindungen der Freundschaft, und von sanften Regungen des Herzens durchdrungen ist, die ihn zum Lieblinge des schönen Geschlechts machen, den unerlaubten Wirkungen, die seine Vorzüge hervorbringen, nicht zu gebiethen weiß, und er also durch die Eindrücke seiner zärtlichen Gefühle ein blutiges Opfer der rächenden Eifersucht wird.

Mons de la Croix war der Sohn eines Weinschenken, der aus Frankreich gekommen war, und sich anfänglich in Riga niedergelassen hatte. Nach der Zeit war er nach Moskwa gezogen, und lebte daselbst im deutschen Quartier, oder wie man dort sagt, in der Nemetzkaja Sloboda.

Peter, der von jeher gern mit Ausländern lebte, ohne zu untersuchen, ob Geburt oder Rang sie zu dieser Auszeichnung qualificire, sahe mit Vergnügen den jungen wohlerzogenen und gut unterrichteten Mons, dessen Schwestern der Monarch kannte, sie schön und liebenswürdig gefunden hatte, und zum Theil noch ihren Umgang liebte.

lange nach dieser Zeit, und zwar erst dann, als Peter schon Katharinen geheirathet hatte, wurde der tiefe Eindruck bemerkbar, welchen die außerordentlich schöne Gestalt des jungen Mons auf das Herz dieser Fürstinn gemacht hatte. Um die gegenseitige Neigung mit Anstand unterhalten zu können, war es nöthig, dem Günstlinge eine Stelle bey Hofe zu geben, die ihn der Gemahlinn des Kaisers ohne Verdacht nahe bringen konnte. In dieser Absicht brachte es Katharina so weit, daß er erst zum Kammerjunker, und dann zum Kammerherrn der Kaiserinn ernannt wurde. Peter war lange Zeit einer von den wenigen, welche das Geheimniß nicht wußten. Ein Mahl war er auf der Spur, es zu entdecken, als ihn die ganz junge Prinzessinn Elisabeth auf die große Unordnung aufmerksam machte, die durch ihre unerwartete Dazwischenkunft in der Unterhaltung der Kaiserinn mit Mons entstanden war; allein der Monarch, der eben damahls andere Geschäfte im Kopfe hatte, achtete nicht auf das Geschwätz eines Kindes, und so hatte diese Entdeckung weiter keine Folgen.

Verschiedene Jahre nachher wurde Peter wahrscheinlich durch andere aufmerksam gemacht. Er gab daher der Generalinn Balk, einer Schwester des Kammerherrn Mons, den kritischen Auftrag, ihren Bruder und die Kaiserinn zu beobachten. Deßungeachtet konnte er nie etwas entdecken, und wurde immer beruhigt. Endlich am 8. November 1724 gab er eine Reise nach Schlüsselburg vor, fuhr auch wirklich fort, war aber einige Stunden nachher schon wieder in Petersburg, und ging unbemerkt in das Pälais des sogenannten italienischen Gartens an der Fontanka, wo er Katharinen überraschte, als eben Mons bey ihr war. Mit der ihm eigenen Heftigkeit theilte der Monarch vorläufig einige Strafen aus, von welchen man sehr richtig auf diejenigen schließen konnte, die noch folgen sollten.

Ein Cabinets-Secretär und ein Kammerdiener der Kaiserinn wurden in Arrest gebracht. Aber die härteste Strafe traf den unglücklichen Mons. Er wurde gleich arretirt. Der Generalmajor Uschakow war schon damahls Präsident der geheimen Kanzley, und also ein sehr furchtbarer Mann, ob er gleich nicht die Gewalt hatte, die er unter der Kaiserinn Elisabeth ausüben durfte. Dieser Mann hohlte den Kammerherrn Mons noch an dem nähmlichen Abende ab, und brachte ihn in sein Haus, das schon darauf eingerichtet war, Arrestanten aufzunehmen. Hier wurde Mons zwey Tage sehr scharf bewacht. Am 10. November brachte man ihn in das Winterpalais, wo das höchste Gericht war. Hier rührte ihn der Schlag; eine Folge des heftigen Schreckens. Die Inquisition wurde mit großer Schnelligkeit gehalten, und in ein, wenigstens anfänglich fast undurchdringliches, Geheimniß verhüllt. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, gab man vor, Mons und die Mitschuldigen hätten sich bestechen lassen um den Kaiser zu hintergehen Kein Mensch glaubte es. Einige der Arrestanten bekamen die Knute, oder wurden auf die Galeeren gebracht; eine Strafe, die damahls erst in Rußland eingeführt wurde. Dieß beydes traf nach Umständen vorzüglich eine Menge weiblicher und männlicher Bedienten vom Hofe, von der Generalinn Balk, und vom Kammerherrn Mons. Aber die grausamste Strafe war diesem unglücklichen Manne vorbehalten. Er wurde am 16. November vor den Augen der Kaiserinn, die aus Schmerz sich schlossen, enthauptet.

Die körperliche Schönheit des bedauernswürdigen Mons war der Stämpel seines Charakters. Er war ein sehr edeldenkender Mann, schadete am Hofe Niemand, half aber durch seine Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit allen, die seine Hülfe brauchten.

Mit seinem Tode hörten die Strafen der Kaiserinn nicht auf. Peter ließ den abgehauenen Kopf in Spiritus setzen, und Katharina mußte ihn mehrere Tage vor sich stehen sehen. Der Kaiser gab den Kopf alsdann in die Akademie der Wissenschaften, und befahl, daß er in einem besondern Zimmer, mit einem andern Kopfe, der schon dort war, verwahrt werden sollte. Dieß geschah mit größter Pünctlichkeit. Die Köpfe wurden von den Aufsehern der Präparate sehr gut erhalten, übrigens aber, da sogar Katharina auf eine unbegreifliche Weise vergessen konnte, darnach zu fragen, ganz aus der Acht gelassen.

Endlich nach sechzig Jahren wurden sie wieder in Erinnerung gebracht. Es war in den achtziger Jahren, da die Knejina Daschkow, als Präsident der Akademie der Wissenschaften, die Rechnungen durchsahe, und fand, daß zu viel Spiritus verbraucht würde. Unter anderm bemerkte sie dergleichen angesetzt für zwey Köpfe, die im Keller verwahrt würden. Sie fragte nach, und erfuhr von dem Manne, welcher die Aufsicht darüber hatte, daß im Keller sich ein Kasten befände, zu welchem er allein den Schlüssel habe, und daß in diesem Kasten zwey Köpfe, in Spiritus gesetzt, ständen. Man suchte im Archive nach, und man fand, daß Peter I. die Köpfe der Fräulein Hamilton und des Herrn von Mons dahin geschickt hatte, um sie in Spiritus setzen, und daselbst aufbewahren zu lassen. Die Fürstinn sprach davon mit der Kaiserinn Katharina II. Die Köpfe wurden gehohlt, und man bewunderte noch an ihnen die nicht zu verkennenden Reste ihrer ehemahligen Schönheit. Katharina II. befahl alsdann, diese beyden Köpfe zu begraben.

Miscellen.

Unter den Werken, welche in neuerer Zeit in Italien erschienen, oder neu aufgelegt worden sind, macht ein im Monath September publicirtes Prachtwerk Epoche. Es heißt: Architettura militare di Francesco de Marchi, illustrata da Luigi Marini.

De Marchi lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Er war aus Bologna gebürtig, und römischer Edelmann. Von Kindheit an widmete er sich den Studien der Kriegswissenschaften, und es gelang ihm durch die Kraft seines Genies gleichsam Erfinder desjenigen zu werden, was in der Folge durch Erfahrungen langer Zeiten als das Bewährteste in der Kunst des Festungsbaues anerkannt worden ist. — Sein Werk darüber wurde 1545 angefangen, und kam erst nach seinem Tode 1599 heraus. Der Text war fehlerhaft abgedruckt, die zu dem Werke gehörigen Kupfertafeln waren nachlässig gestochen. Gleichwohl erregte der Geist und Inhalt jenes Buches die Bewunderung Europa's.

Jenes Werk wurde nach und nach ganz vergriffen, und endlich als Vauban und andere gleichsam mit dem Non plus ultra in jener Wissenschaft auftraten, wurde de Marchi vergessen.

Das Wiederaufleben seines Ruhms scheint der jetzigen Zeit aufbe-

halten gewesen zu seyn. Als Veranlassung zu dem Wiedererscheinen des fast verschwundenen Werkes von de Marchi gibt man ein Gespräch des verdienstvollen mailändischen Staatsmannes Melzi mit dem Kaiser Napoleon an, worin der erste den vorzugsweise dem Vauban zugeeigneten Ruhm seinem italienischen Landsmanne de Marchi vindicirte. Die Sache hat in sofern Wahrscheinlichkeit, da ohne außerordentliche Unterstützung sich schwerlich Jemand an das Unternehmen eines so kostspieligen Werkes gewagt haben würde. Genug, ein gewisser Marini, ein Römer, bekannt durch mehrere Producte in Hinsicht auf militärische Baukunst, machte sich an die Bearbeitung des gedachten Werks, und brachte in zehn Jahren die Sache zu Stande.

Mit Scharfsinn bemühte er sich den Originaltext von allen eingeschlichenen Fehlern und Unrichtigkeiten zu reinigen, und er fügte als Einleitung sechs Abhandlungen hinzu, die einen Schatz von etymologischen Worterklärungen, ein kritisches Verzeichniß von Büchern in diesem Fache, und bedeutende wissenschaftliche Betrachtungen und Erläuterungen enthalten.

Diese sechs Abhandlungen machen den ersten Theil. Der zweyte enthält den Originaltext des de Marchi. Hierzu gehören 104 Kupfertafeln in zwey Atlassen, worin die zu dem alten Werke gehörigen Plane mit Durchschnitten und Aufrissen vermehrt worden sind.

Die große Prachtausgabe in fünf Theilen in Atlas-Folio kostet in Rom 500 Franken. Eine minder kostspielige Ausgabe in 6 Theilen in groß 4, nebst zwey Atlassen, kostet 350 Franken.

Auf der römischen Ausstellung von diesem Jahre war ein vortrefflich gestochenes Bildniß des de Marchi zu sehen. Der Kopf ist im Profil, hat eine erhabene große Form, und trägt das Gepräge von hellem Scharfsinne. Beym ersten Anblicke glaubt man Michael Angelo's Kopf zu sehen. — Der Kupferstich ist in groß Folio von einem Schüler Fontanas.

.....

Herr Lechenaud, einer von jenen Naturforschern, welche den Capitän Baudin auf seiner Expedition nach Südindien begleiteten, hatte von den Inseln Java und Borneo eine beträchtliche Quantität Extracts von einer Pflanze mitgebracht, die von den Javanern Upas tianteh genannt und zum Vergiften ihrer Pfeile gebraucht wird. Lechenaud wird diese Pflanze, die er dem Geschlechte der Strychnos verwandt findet, und auf die Apocynum's folgen läßt, noch besonders beschreiben.

Unterdessen haben die Herren Magendie und Delille über die Wirkungen dieses Pflanzengiftes viele Versuche angestellt, und ersterer las am 24. April vorigen Jahres dem Institut von Frankreich eine Abhandlung vor, in welcher er alle über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen sammelt.

Um dem Verfahren der Insulaner beym Vergiften ihrer Waffen ganz gleich zu thun, benetzten sie die Spitze eines Holzes, von der Größe und Form einer Schreibfeder, mit dem Safte vom Upas. Als das Gift vollkommen getrocknet war, stachen sie mit dem Holze einem Hunde in die Muskeln der Lende. Drey Minuten lang schien das Thier nicht mehr, als von einer gewöhnlichen Wunde zu leiden, dann aber stieg der Schmerz. Fast alle Muskeln zogen sich convulsivisch zusammen; der Kopf schlug immer Rückwärts, der Rückgrath krümmte sich heftig.

Diese Convulsionen dauerten einen Augenblick; doch nach einigen Secunden Ruhe begannen sie wieder heftiger; der Athem ging schnell und schwer; die Abwechselungen von ruhigen Momenten und Zuckungen wiederholten sich, nur wurden die letztern bey jedem neuen Anfall stärker, und endeten zuletzt in erstarrenden Krampf. Der Hund fiel auf die Seite; die vordern und hintern Pfoten wurden steif, hinterwärts gestreckt; der Athem hörte fast ganz auf; Zunge und Zahnfleisch wurden blau. — Von den ersten Symptomen der Wirkungen des Giftes, bis zur letzten krampfhaften Verzuckung, in welcher das Thier starb, waren nur sieben Minuten verflossen. Selbst während der heftigsten Convulsionen schienen die Functionen seines Gehirns unangeschwächt, ausgenommen wenn der Krampf fast gänzlich den Athem unterdrückt.

Die gleiche Erfahrung ward an sechs Hunden, einem Pferde und den Königchen wiederholt. Je stärker und kräftiger das Thier, je heftiger und zahlreicher waren die Zuckungen. Bey Öffnung dieser getödteten Thiere fand man das Fleisch, mit welchem das Gift in der Wunde unmittelbar in Berührung gekommen war, bräunlich-gelb gefärbt, die Blutgefäßen Blute angeschwellt, das Blut dunkelschwarz.

Betrachtlich langsamer wirkte das Gift, wenn man mehr oder weniger Tropfen in Wasser aufgelöset, und so erst in die Wunde des Thiers gebracht hatte, oder wenn man es erst durch einen langen Übergang vermittelst der Zirculation auf das Nervensystem wirken ließ. Hingegen ein starkes Pferd, den man dreyßig Tropfen des Giftes in die Halsader brachte, fiel sogleich in Krämpfe, und starb nach drey Minuten.

Mehrere am Rückenmark, während der Vergiftung, gemachten Versuche bewiesen, daß der Saft vom Upas, wie man auch immer verfahre, um das Gift in den Körper zu bringen, vorzüglich auf das Rückenmark einwirke; und daß die durch Upas vergifteten Thiere an einer Lähmung sterben, die eben so schnell eintritt, als der Krampf die Muskeln in der Brust ergreift.

Wenn der Upas-Extract in sehr kleiner Dosis in Wunden gebracht oder unter Nahrungsmitteln genossen wird, tödtet er nicht, sondern bringt nur Wirkungen hervor, die aus jeder andern lebhaften Erregung des Rückenmarks entstehen könnten. Es ist die Frage, ob man das javanische Pflanzengift nicht mit Nutzen bey Krankheiten anwenden könnte, die vielleicht aus Schwäche oder Unthätigkeit dieses Körpertheils entstehen. Diese Aufgabe wollen die Herren Magendie und Delille durch neue Erfahrungen zu lösen suchen.

.....

Von Zeit zu Zeit gibts in der Schweiz selbst unter Dorfjungen Phönixe von edlerer Art; mehrere Glarner erwarben in Rußland ansehnliche Glücksgüter. Einer derselben, Nahmens Marti, erhielt als ein Millionär, und von Zeit zu Zeit schickte er nach Glarus reiche Geschenke heraus, auch für Schulen. Aus dem Canton Zürich erwähne ich folgender Glücksritter: Ein junger Landmann, Schnebel, von Affoltern, beim sich entschlossen, seinen Anverwandten in Philadelphia zu besuchen. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst starb dieser, und hinterließ dem Erben weit ausgebreitete Pflanzungen. — Ein armer Junge, Weiß, aus Hedingen, hatte in früherer Jugend sein kargen Brod in der Gegend von Husen als Schafhirt erworben; zur Verbesserung seiner Umstände begab er sich als Soldat in holländische Kriegsdienste; nachher kam er als Bedienter in ein vornehmes Haus; nach vieljährigem Dienste vergalt ihm der Herr des Hauses seine Treue durch eine einträgliche Stelle. Durch eben so redliches als einnehmendes Betragen gewann er die Hand und das Herz einer jungen Dame von großem Vermögen; mit ihr machte er im Jahre 1809 eine Lustreise nach der Schweiz. Nicht nur besuchte und beschenkte er seine armen Anverwandten in Hedingen, nicht nur kaufte er daselbst ein ländliches Haus, sondern an der Hand seiner Gattin bezahlte er auch im Hufenbol den Meister, dessen Schafe er vormahls auf dem Weidplatze herumtrieb. Seine Gattinn und er machen für ihre Person nicht den geringsten Aufwand.

Ein Dorfjunge von Stalliken, Nahmens Schoch, kam per varios casus, per tot discrimina rerum, in die Schülische Fabrikhandlung in Augsburg, von da nach England, wo er sich in Handelsgeschäften ein festes Vermögen erwarb. In noch so weiter Entfernung vergaß er sein Dorf nicht; von Zeit zu Zeit schickte er dem Pfarrer zu Stalliken beträchtliche Geschenke, theils für Anverwandte, theils für Kirchen- und Armengut. Im Jahre 1809 hatte er in New-York ein Schiff mit Colonialwaaren, 300,000 Piaster an Werthe, befrachtet, allein auf der Rhede von Plymouth wurde es die Beute eines französischen Kapers. Dennoch fühlt er sich nicht verarmt, und gibt den Muth nicht auf. Bey dieser Gelegenheit erinnert man sich an jenen Neufchateler Bürp, der als königl. portugiesischer Juwelier ungeheure große Geldsummen gewann, und nach seinem Absterben der Vaterstadt gleichsam fürstliche Vermächtnisse hinterließ.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 7. und Freytag den 9. November 1810.

Erhebet euch gegen die verderbende Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüthes zu bilden, räsonniren zu lehren, und das männliche Gefühl der menschlichen und bürgerlichen Würde zu verabsäumen, gießet Energie in die Jugend, und zeiget derselben ewige Feinde in ihr selbst, in den Sitten der Zeit, in den Gefahren der Nachkommen, damit ihre Energie sie sowohl erhalte zum Besten des Vaterlandes, als mäßige zur Erhaltung der Regierung, endlich auch anwende, letztere selbst als Regierungsglieder zu vervollkommnen. Ein anderes unsterbliches und Euer würdiges Werk: schließet alle Bücher außer Tacitus und Montesquieu. Excerpirt aus jedem dieser beyden alle seine politischen Grundsätze, dann suchet: wie jeder durch seine Zeit, seine Verfassung, durch die Wendung seines Geistes und des Genies der Zeitgenossen, auf jeden seiner Gedanken gerathen ist. Suchet die Gründe der Verschiedenheiten; messet, welcher am tiefesten, welcher am höchsten gestiegen, vergleichet den Ausdruck, und entdecket die Ursachen seiner Energie in Stellen, die beym andern weniger Gefühl erreget haben, und wenn ihr dieses Parallel vollendet habet, daß ihr es ihnen im Elysium vorlesen durftet, alsdann setzet euch muthig an ihre Seite. Ein anderes: Wählet im practischen Leben einige von den Grossen, in welchen sich die ganze Kraft der menschlichen Natur geoffenbaret hat. Suchet die Wege der Natur in solchen Wundern der Menschheit; vergleichet Völker und Zeiten, und Carln den Großen und Alexander, Cosmus den Vater des Vaterlandes mit Augustus, Pericles und den edlen Lorenzo Medicis ꝛc. ꝛc. Oder stellet Venedig, Genua, Sparta, Carthago, und Bern neben einander, so werdet ihr das Vaterland befestigen, oder seinen Unfall weissagen — Lesen, ist nichts; — Denken, Etwas; Denken und Fühlen die Vollkommenheit!

Johann von Müller.

(134 und 135.)

Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache.

Dem unverdorbenen Menschen von schlichtem Verstande muß es sonderbar dünken, daß man diese Behauptung zu erörtern nöthig achten kann, gleichsam als ob sie eines Beweises bedürfte. In der That würde sich bey den meisten andern Nationen derjenige lächerlich machen, der auftreten und mit ernster Miene, als wenn er etwas Nothwendiges vorhätte, beweisen wollte, wovon schon vorher jeden sein eigenes Gefühl lebendig überzeugt, daß — die vaterländische Sprache über jede andere zu ehren sey. Aber bey uns Deutschen scheint ein solches Unternehmen leider! nicht überflüssig. Denn noch sind Viele unter uns, welche fremde Sprachen höher schätzen und lieber gebrauchen, als die einheimische, und doch — zwar nicht recht ernstlich, aber doch dem Scheine nach — Anspruch darauf machen, patriotischgesinnte Deutsche zu seyn. Darum hier der Versuch, zu zeigen, daß solche Menschen mit ihrem Patriotismus täuschen, indem nur derjenige echt deutsch gesinnet seyn könne, dem die deutsche Sprache von Herzen lieb und werth ist.

Wir bitten aber, die Werthschätzung und Liebe der Muttersprache nicht mit der Eitelkeit zu verwechseln. Ein Volk, das eitel ist auf seine Sprache, hält sie für vollkommen der Anlage und Ausbildung nach, für die reichste, wohlklingendste, gewandteste, kräftigste, u. s. w. bloß weil sie die seinige ist, und verachtet neben ihr alle andern lebenden Sprachen, bloß weil sie nicht die seinigen sind. Der Deutsche wird nicht eitel seyn auf seine Sprache. Wohl ihm, daß er es nicht nöthig hat. Denn eitel ist man nur auf das Unwesentliche, Beschränkte, Kleinliche; ihm aber ward eine grundlebendige Sprache, deren Tiefe, deren Umfang und deren Ausbildungsfähigkeit nicht zu ermessen ist. Jedoch hierauf kommt es bey unserm Vorhaben nicht an! Lasset uns vielmehr annehmen — wie sich auch, an sich betrachtet, nicht läugnen läßt — daß unsere Sprache der Anlage nach beschränkt, der Ausbildung nach mangelhaft sey; der Deutsche wird dies eben so gern gestehen als er sich bescheidet, daß die geistige Anlage seiner Nation als solcher nicht die ganze Fülle der Idee der Menschheit enthalte, und noch weniger bis zur möglichen Vollendung entwickelt worden. Aber dennoch, auch wenn er in andern Sprachen Vorzüge bemerkte, wird ihm, dem ächten Deutschen, seine Sprache über alle theuer seyn, und die einzige, worin er leben mag. Er will und kann nicht anders! er müßte alle Treue der Gesinnung, alle Herzlichkeit der Vaterlandsliebe, allen Stolz des Selbstgefühls — er müßte sich selbst zum Opfer bringen, wenn er anders wollte.

Es scheint nöthig, vor der Ausführung dieser Behauptung zu erklären, daß wir den Patriotismus hier in seiner weitesten Bedeutung nehmen, als Treue einer Nation gegen

sich selbst, und der Einzelnen gegen ihre Nation. Treu aber ist sich eine Nation, wenn sie sich in ihrer Nationalform zu entwickeln, ein edles, der Menschheit würdiges Daseyn in der ihrer eigenthümlichen Natur angemessenen Weise zu enthüllen strebt; demnach der alten, ehrwürdigen Sitte nicht willkührlich entsagt, nicht mit frevelndem Leichtsinn von sich stößt, was recht und heilig in ihr war, sich dem Neuen und Fremden nicht gleichgültig oder begierig hingibt. Der Einzelne ist treu seiner Nation, wenn er sowohl in sich, in seiner Gesinnung und Handlungsweise, das Leben der Nation zu erhalten und auszubilden ernstlich bemüht ist, als auch im Äußern, so weit seine Kräfte reichen, die Würde derselben behauptet. Beydes aber kann weder mit rechtem Ernst und Eifer noch mit Erfolg geschehen, ohne Achtung und herzliche Liebe der Muttersprache. Denn die Sprache ist es vor allem Andern, worin das eigenthümliche Geistesleben einer Nation zum Ausdrucke gelanget. Geist und Sprache sind unzertrennlich, lebendig vereinet: die Sprache ist der Geist selbst, welcher erscheint, sich sinnlich mittheilt. Zwar auch in der Sitte offenbart sich der Geist eines Volkes und in der Gesetzgebung, der Gottesverehrung, der Kunst und der Wissenschaft: aber nicht so unmittelbar als in der Sprache, dem Hauche des Geistes. Darum bedarf selbst die Gottesverehrung der Sprache; das Kunstwerk aber wie die Sitte löst man in Worte auf, wenn man den Geist, der in ihnen ist, bestimmt vernehmen will. Mit der ersten Bewegung des Geistes begann die Sprache; wie des Geistes Bewegung eine eigenthümliche war, so auch die Sprache, worin er laut ward. Mit der Entwickelung einer solchen ursprünglichen Geistesbewegung, die den Grundkeim eines Nationallebens ausmachte, wuchs und bildete sich die eigenthümliche Sprache einer Nation, unzertrennlich vom eigenthümlichen Leben derselben, wie ein bestimmter Leib mit einer bestimmten Seele. Wie dieses Leben im Keime und in der Idee, so die Sprache in ihrer Wurzel und in ihrer Vollendung. Wo jenes der Mitte der Menschheit selbst entquillet, in einem Urvolke, das als solches unmittelbar der Wurzel des Menschengeschlechts vereinigt ist, da hat auch die Sprache ein inneres, ursprüngliches Leben, und ist, wie das Daseyn der Nation, einer unendlichen Entwickelung fähig. Sie wird nicht fertig, sie kann nie in vollkommener Regelmäßigkeit und Begränzung zur Schau dargestellt werden; sondern der Geist in ihr, der lebendige, treibt, so lange sein Leben nicht gehemmt ist, fröhlich weiter zu immer neuer Entfaltung. — Es ist ein Vorzug, worauf wir Deutsche mit Recht stolz seyn können, eine solche wahre Nation zu seyn und eine Ursprache zu besitzen. Und wir sollten sie nicht als solche heilig halten? sollten nicht durch unsere Sprache und mit derselben das Leben unsers Geistes, durch unsern Geist und mit demselben das Leben unserer Sprache bewahren und veredeln? — Denn Geist und Sprache einer Nation veredeln sich miteinander. — Der Geist, zeigten wir, wird offenbar in der Sprache; unmittelbar ergibt sich daraus, daß sie als seine Gestalt sich mit ihm bilden muß. So lange eine Nation mit Ernst und Freyheit zur wahren Bildung hinstrebt, so lange wird ihr Geist auf jeder neuen Stufe der Selbstentwickelung auch eine edlere Gestalt gewinnen, das innere, geistigere Leben der Sprache wird sich herausarbeiten zu klarer Erscheinung; das Spröde und Gemeine — Zeichen der geistigen Beschränktheit — wird überwältigt werden von der seelenvollen Bewegung und dem edlen Ernste des gebildeten Ausdrucks. Nur dürfen wir nicht wähnen, daß in der Festsetzung strenger Regeln diese Bildung offenbar werde — eben so wenig als sich das geistige Leben der Nation in Fesseln bilden kann — sondern zwanglos, wie der Geist, der das Maaß seines Lebens nur im Leben selbst hat, entfaltet sich die Sprache zur Stärke und Schönheit, die Kraft und die Mäßigung vom Geiste entlehnend. Darum muß sich an ihr als der Form des Geistes oder dem Ausdrucke seines Wesens die Bildung der Nation erkennen und prüfen lassen. Jede wahre naturgemäße Geistesentwickelung wird von einem Fortschritte in der Ausbildung der Nationalsprache begleitet seyn. Eine vorgebliche Bildung aber, mit welcher keine wahre, vom innern eigenthümlichen Leben selbst ausgehende Entwickelung oder Veredelung der Sprache des Volkes, vielleicht sogar die Vernachlässigung oder Verfälschung derselben verbunden wäre, ist nothwendig eine falsche, der Natur dieses Volkes unangemessene Bildung. — Von der andern Seite muß die echte Ausbildung der Muttersprache nothwendig zur Veredlung des geistigen Lebens der Nation zurück wirken. Denn auch bey der ungebildetern Menge verdrängt sie allmählig den rohern Gebrauch, und widerstrebt, sich in ihrer edlern Gestalt zum Ausdrucke des Gemeinen und Schlechten herzugeben, indem sie zugleich zur Erweiterung der Begriffe Veranlassung wird, hauptsächlich aber beweist sie ihre Wirksamkeit zur Bildung des kommenden Geschlechts, weil sie das Kind gleichsam nöthigt zur freyern, schönern, tiefern Entfaltung. Denn weit entfernt, den Geist zu beschränken in seinem frischen Leben, fordert sie ihn vielmehr auf, durch die edle Form, die sie ihm bietet, sich zur Angemessenheit mit derselben zu entwickeln. Wir dürfen und mögen hier diese Sätze nicht weitläuftig ausführen! Lieber wiederhohlen wir kurz, was wir sagen wollten, mit den Worten der trefflichen Schrift: über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache (Berlin, 1806) Theil I. S. 255, daß die Geistesbildung eines Volkes mit der Cultur der Muttersprache gleichen Tritt hält; daß durch diese, und fast durch diese allein in ihren leisesten zartesten Regungen die Seele sich ausspricht: daß, wie die Sprache veredelnde Pflege des Menschen annimmt, sie auch wiederum veredelnd auf sein Inners zurückwirkt, und so, was dem Körper Luft und Nahrung, das und noch mehr dem Geiste ist; — daß einer Nation ihre Muttersprache zu dem Kostbarsten, Heiligsten gehört, was sie besitzt, weil sie, als geschloßne, selbstständige Gesellschaft mit derselben steht und fällt; u. s. w. — Beweisen wollten wir nur mit jenen, wie wir hoffen, unbezweifelten Behauptungen, daß dem treuen Sohne der Nation, der die Ausbildung seines Volkes in seiner ursprünglichen Anlage herzlich wünscht, nothwendig auch die Bildung der Muttersprache, die echte nähmlich, die aus der Wurzel bildet, die wichtigste Angelegenheit seyn müsse.

Es könnte gefragt werden: Ob es sich nicht denken lasse, daß die Nationalsprache durch ihre besondere Beschaffenheit ein Hinderniß sey der geistigen Ausbildung eines Volkes? Zwar wäre eine solche Frage, wenn sie die Sprache nach ihrem Wesen oder ihrer ursprünglichen Anlage meint, ungereimt und lächerlich. Denn wie sollte die Gestalt, in die sich der Geist selbst durch ursprüngliche freye Bewegung bildete, welche, von seinem Wesen unzertrennlich, die Offenbarung seines eigenthüm-

lichen Lebens iſt, ihm jemahls, ſo lange er ſich nur ſelbſt treu bleibt, läſtig oder hemmend ſeyn können? Aber doch hat dieſe Frage einen Sinn, wenn dieſe Sprache nicht nach ihrer Anlage oder Vollendung, ſondern wie ſie iſt oder war, in einem beſtimmten Zeitpuncte gemeint wird. Wenn ſie nähmlich das Schickſal gehabt hätte, in der lebendigen Bewegung ihrer Entwickelung eingehalten und in Regeln gebannt zu werden; dann iſt ſie freylich nicht mehr der belebte und lebendige Leib, der mit und nach dem Geiſte ſich verändert und geſtaltet, in natürlicher Einheit, ſondern dann iſt ſie ein ehernes Gewand, dem Geiſte zu unnatürlichem Zwange umgehänget. Sie iſt dann nicht mehr geſtaltetes Geiſtesleben vom Geiſte ſelbſt ununterſcheidbar, ſondern ſie iſt ertödtet, und hat ihre eigene Geſtalt für ſich bekommen. Nun muß der Geiſt ſich ihr fügen. Er kann nicht mehr frey leben und ſterben; die Form iſt ihm angewieſen, in die er ſich geſtalten muß. Das Vorurtheil und die Eitelkeit treten hinzu, und machen dieſe feſte, kryſtalliſche Form zum Kennzeichen der höchſten geiſtigen Bildung. — Ein Unglück für ſeine Nation iſt eine ſolche Feſtſetzung der Sprache! Sie hindert ihren Fortſchritt auf lange Zeit; denn ſie erſtickt den freyen Lebenstrieb des Geiſtes, der ſich endlich in den Meiſten an ſeine Feſſel gewöhnt, an ihrer Zierde ſich ergötzt, und unempfindlich wird für die Schande, ſich ſelbſt an ſein Kleid (oder vielmehr ſeine Uniform) verloren zu haben. Zwar eine Nation, die mit ihrer Bildung fertig iſt, iſt auch mit ihrer Sprache fertig. Sie muß eine Verſammlung von Sprachkundigen, d. h. echten, fertig gewordenen Nationalen niederſetzen, welche den Geiſt und die Sprache, die fertig geworden und demnach erſtarrt ſind, zu Jedermanns Anſchauung bringen, dem Todten zur Freude, dem Lebendigen zum Entſetzen. — Aber wir reden von einer Nation, deren tiefes Leben noch weit entfernt war, ſich vollkommen entwickelt und geſtaltet zu haben. Für ſie iſt es, wie geſagt, ein Unglück, wenn ihre freye Lebensentwickelung durch das Abziehen und Aufſtellen einer unabänderlichen Sprachnorm gehemmt wird. Aber doch nur ein vorübergehendes Unglück? Denn ſo wahr der Geiſt, nur zurückgezwängt, im Innern noch fortlebte, und ſo wahr das Leben mächtiger iſt als der Tod, ſo gewiß würde es die Schranken, welche todte Sprachregler ſetzten, wieder durchbrechen, ihr Gebäude zerſtören, die Trümmer beleben, und zur friſchen, organiſchen, ſich in ſelbſt immer erneuenden und ausbildenden Geſtalt vereinen. Wenn aber der Geiſt ſelbſt erſtorben wäre — dann freylich wird auch die Sprache im Tode bleiben. Denn *Geiſt und Sprache verderben ſich wechſelſeitig.* — Offenbar iſt das Erſte, daß mit dem Geiſte die Sprache verderbe, da ſie nur Ausdruck iſt oder Erſcheinung des Geiſtes. Iſt er unkräftig, beſchränkt, verwirrt, ſo iſt auch ſie ohne Freyheit und Schönheit; iſt er von einer falſchen Bildung gefeſſelt, ſo wird auch ſie verbildet. Hohl und herzlos wird ſie im Munde desjenigen, der ſich durch Grübeleyen vom Wege der Natur entfernte; verziert, verzerrt, verfälſcht von dem, der ſich einer ausländiſchen Bildung hingab — Das Zweyte, daß mit der Sprache der Geiſt verderbe, findet nur mittelbar ſtatt als Rückwirkung. Wenn nähmlich die Sprache ein Mahl verdorben iſt durch die falſche Gemüthsbildung eines Geſchlechts, dann wirkt ſie zurück zum Verderben des Geiſtes und des Herzens folgender Geſchlechter. Denn ſtatt der lautern, nährenden und ſtärkenden Muttermilch wird dem Säugling nun ein ſchwächendes Gemiſch von Waſſer und Süßigkeiten gegeben. Redensarten und Wörter, die ſeiner Natur nicht zuſagen, werden ihm aufgedrungen, ein herzloſes Geplauder, als wäre es die Bildung. Er lernt ſich darin gefallen, ſpricht ohne zu denken, macht Redensarten ohne zu fühlen, wird fade und verſchroben, verachtet die mißhandelte Mutterſprache, und erhebt die fremde, durch deren gewöhnlichen Gebrauch er vollends entarten muß. Denn *die fremde Sprache, in's Leben eingeführt, entreißt den Menſchen völlig dem vaterländiſchen Gemüth.* Sie iſt ja der Ausdruck einer fremden Nationaleigenthümlichkeit, welchen ſich nur derjenige *ganz* aneignen kann, der ſich dieſe Nationaleigenthümlichkeit ſelbſt aneignet; dieſes aber kann nur geſchehen durch Unterdrückung der eignen Vaterländiſchen. Darum iſt jede Bemühung, ſich recht einheimiſch zu machen in der fremden Sprache, ehe man in der eignen feſt gewurzelt iſt, ein beklagenswürdiges Beſtreben, ſich ſelbſt nach ſeiner urſprünglichen Natur zu zernichten. Nicht das Erlernen fremder Sprachen überhaupt erklären wir für verwerflich! Am wenigſten erſtlich das Erlernen der alten Sprachen, die ja nicht zum Gebrauche gelernt werden, ſondern um durch das reiche Leben, das ſie uns offenbaren, das unſrige, verwandte, zur eigenthümlichen Entwickelung in Kraft und Schönheit anzuregen. Zu einem ähnlichen Zwecke mag man zweytens auch neuere ausländiſche Sprachen erlernen, nähmlich um das Vortreffliche, das ſich in andern Nationen enthüllte, der unſrigen, ſoweit und wie es ihre Natur geſtattet, anzueignen — wobey aber vorausgeſetzt wird, daß ſich die Nationalſprache und Nationalſitte in uns ſchon zur Sicherheit ausgebildet habe, auf daß wir nicht in Gefahr gerathen, während wir das gute Fremde uns anzueignen gedenken, an uns ſelbſt irre zu werden, und uns an das Fremde zu verlieren.

Was wir verwerflich finden, iſt das Erlernen der fremden Sprache zum Gebrauch in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens. Dadurch behaupten wir, wird ſie verderblich, und zwar deſto verderblicher, je früher man ſie das Kind ſchon einlernen läßt; durchaus zerſtörend aber und die Natur verkehrend, wo ſie frevelhafter Weiſe der Mutterſprache untergeſchoben wird, ſo daß der Säugling ſeine erſten Empfindungen und Gedanken in ihr lallen muß. Der Mutterſprache, ſagten wir, und meinten damit die Sprache des Vaterlandes, der Nation, der wahren, treuen Mutter, nicht aber die Sprache der unnatürlichen entarteten Mutter, die ſo viel an ihr iſt, ihr mitleidwürdiges Kind der Natur und dem wahren Leben entreißt. Wäre es noch möglich, die vaterländiſche Natur in eine fremde umzuwandeln, ſo bliebe ein ſolches Unterfangen zwar immer Willkühr und Sünde, doch ließe ſich fragen, ob nicht bey dem Wechſel gewonnen würde. Wenigſtens träte dann doch ein *neues* Leben an die Stelle des ertödteten. Aber eine ſolche Austauſchung des Lebens iſt nicht möglich! Das fremde Leben wird nie zum natürlichen, eignen; nur die äußere Geſtalt desſelben kann angebildet werden, nicht ſein kräftiger, natürlicher Trieb. „Wohl lernt der Papagey — ſagt der Verfaſſer des ſchon angeführten Werkes am Ende desſelben — wohl lernt der Papagey neben den Lauten, die die Natur ihn gelehrt hat, auch fremde Töne nachzulallen. Aber dieſen Tönen fehlt es an Seele, und ſelbſt ſein künſtlichſtes Geplapper verräth dem Kundigen überall den Papagey.“ Darum macht ſich der Thor, der ſich mit der fremden Sprache der fremden Nation hingibt, nicht

allein der seinigen unwürdig, sondern er begeht zugleich die größte Untreue an sich selbst. Denn sein Leben ist, er mag wollen oder nicht, in der nationalen Eigenthümlichkeit befangen. Er kann sie nicht verläugnen und die fremde annehmen wollen, ohne sich in einen Zustand der Bildung zu versetzen, der, seiner Unnatürlichkeit wegen, des innern kräftigen Lebens, des Beruhens in sich selbst ermangelt, und das Schwanken mit dem Widerspruch in seine Seele einführt. Daher erklärt sich die Erfahrung, daß mancher Deutsche, der sonst gewöhnlich in fremder Sprache redet, doch plötzlich, wenn sein Inneres erschüttert, seine Brust bewegt, sein tiefster Lebenstrieb angeregt wird — wofern dieß noch möglich war — in die verachtete Muttersprache zurückfällt; weil nähmlich das Herz die fremde Sprache verschmähet, die ihm, aller Gewohnheit ungeachtet, immer fremd geblieben war. Und doch gibt er, der Verirrte, sich ihr und mit ihr einem herz- und ernstlosen Treiben für den bey weitem größten Theil seines Lebens hin! —

Welchen Einfluß eine solche Verkehrtheit auf das Leben und die Gesinnung haben müsse, ist offenbar. Aus ihr entspringet die blinde Vorliebe für das Fremde mit allen den traurigen Folgen, die von andern, besonders in dem Buche: Der Nationen Fall (Lübeck 1808) wahr und kräftig geschildert worden sind. Wir bemerken nur zu unserm Zwecke, daß nothwendig auch mit derselben der ernste, heiße Trieb des Patriotismus in laue Gleichgültigkeit übergehen muß. Denn die Treue, die herzliche Anhänglichkeit an die eigne Nation und das Vaterland schwindet aus der Brust dieses Menschen, der sich dem fremden Götzen hingab, und armseliger Weise! nachdem er sich selbst des wahren Gefühls und natürlichen Strebens begeben, alles Nationale und Vaterländische gering zu achten sich anmaßt. An die Stelle des edeln Nationalstolzes tritt die Sucht, sich dem Fremden gleich zu stellen und gefällig zu machen. Für die Ehre, für die Freyheit der Nation vermag ein solcher Mensch nicht mehr zu fühlen, viel weniger zu handeln. Allenfalls wird noch für den gemeinen Nutzen etwas gethan, weil der eigne damit verflochten ist. — Wie sollte aber bey der Verbreitung einer solchen Gesinnung eine Nation, die noch stehet, ihre Würde behaupten, oder die schon gefallene sich wieder aufrichten können? Selbstsucht bemächtigt sich dann der Meisten, eine erschlaffende Weltbürgerlichkeit der Bessern, so daß sich endlich die Einheit der Nation auflöst in abgesonderte Einzelne; alles gemeinsame, kräftige Streben der Nation als solcher wird durch diese vielen faulen Glieder derselben unmöglich gemacht. Sie wird der Verachtung und Mißhandlung der fremden hingegeben, oft schon zur bittern Strafe ihrer Thorheit, eben derjenigen Nationen, deren Sprache sie die Wahrheit und Biederkeit der vaterländischen aufgeopfert hatte. — Ein Volk demnach — um kurz zu wiederhohlen, was bisher dargethan werden sollte — und wer in einem Volke seinen Geist und sein Herz nicht mehr in eigner Sprache aussprechen kann, hat sein eigenthümliches Leben und mit ihm den Patriotismus verloren.

Aber ist nicht eine solche Betrachtung jetzt in Deutschland und für Deutsche überflüssig? — Es kömmt darauf an, wie man sie deutet! Läge ihr die Besorgniß zum Grunde, daß unsere Sprache aufhören, und mit ihr die Nation absterben könnte: so würde sie in der That nicht nur eine allzu große Ängstlichkeit, sondern auch Unverstand verrathen. Denn eine ursprüngliche, dem Wesen einer Nation eigenthümlich zugehörende Sprache kann nur mit der Nation selbst zu Grunde gehen; eine wahre Nation aber kann wohl eine Zeitlang in ihrer Entwickelung falsch geleitet oder gehemmet werden, aber sie kann nicht vergehen, so wenig als die Menschheit selbst. — Aber läßt sich's nicht denken, daß die Sprache mit der Nation auf lange Zeit hin entwürdiget und ihrer Kraft und Schönheit beraubt werde? daß sie also zwar fortdaure in der Masse des Volkes ihrem Körper nach, aber ihr Geist entweiche, oder sich in die Verborgenheit des Gemüthes der rohern Volksmenge zu flüchten gezwungen werde? — Diese Möglichkeit ist nicht zu läugnen, und ihre Verwirklichung sogar war unter uns zu fürchten, zu der frühern Zeit, als die Sprache und Bildung der Franzosen von unsern Höfen mit Parteylichkeit und Herabwürdigung der vaterländischen aufgenommen wurde, als selbst viele der geistvollern Männer der Nation sich der fremden Bildung als einem Muster hingaben, und bis zu der Menge hin sich das Vorurtheil verbreitete, daß es einen Vorzug gebe vor dem großen Haufen, die fremde Sprache reden zu können. Wahr und nachdrücklich sagt der Verfasser der Schrift über den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache, von dieser Zeit (Th. II. S. 170): „Die Landessprache wurde verachtet. Aller Orten war durch das Fremde das Einheimische verdrängt. Bey den höhern Classen galt es für Schimpf, Deutsch zu sprechen. Manche deutsche Fürsten (doch wie anders in Österreich) gaben den Ton an, um die Wunde, die sie durch ihr weitwirkendes Beyspiel dem Gemeinsinn schlugen, unbekümmert. Sie umringten sich mit Fremden, schenkten nur ihnen ihr Zutrauen, belächelten was Deutsch hieß, und hatten es kein Hehl, daß sie ihr Vaterland und das Volk, dem sie angehörten, recht herzlich verachteten. — Und wir, die Zurückgesetzten! statt durch verständige Ausbildung unserer Eigenthümlichkeiten die Achtung zu erzwingen, die man uns versagte, — dachten klein genug, in den angegebenen Ton mit einzufallen, und selbst Deutsche! unsrer deutschen Sitte, unsrer deutschen Sprache, unsers deutschen Nationalcharakters uns kindisch zu schämen. Gern hätten wir unsre Deutschheit ausgezogen, um wo möglich ganz zu Fremden zu werden." — Diese Zeit ist vorüber! Was zu befürchten war, ist es nicht mehr, seit unsere Sprache — gleichsam als wenn ihr Genius durch die Gefahr, die ihr drohete, zur Äußerung seiner Macht angeregt worden — sich mitten aus jener Verachtung herausstrahlend erhob und in Kunstwerken, die nie vergehen werden, der Nation, ihre Herrlichkeit vor Augen stellte.

Was ist es also — fragen wir wieder — was obige Betrachtung veranlassen konnte? — Es ist, daß noch sehr viele übrig sind aus jener Zeit der Verirrung, und daß die Zeitumstände ihre Zahl zu vermehren drohen. — Viele erstlich noch immer, durch frühe Bildung und eingesogenes Vorurtheil dem Vaterlande entfremdet, halten es eitler Weise für ein wesentliches Stück der Bildung, fremde Sprachen zu verstehen, und setzen sie, natürlich parteyisch über die Deutsche hinauf. Noch gibt es Gegenden, noch wenigstens Gesellschaften in Deutschland, wo es zum guten Tone gehört, bloß Französisch zu reden: wo ein Fehler in dieser Sprache höchst auffallend ist, und der Unglückliche der ihn beging, tief beschämt in Verwirrung geräth; wo hin-

gegen die deutsche, die edle vaterländische Sprache, ganz vernachläßigt und ohne alle Scham durch die gröbsten Fehler entstellt wird. Es ist ein Beweis der noch sehr verbreiteten Verkehrtheit, daß man ein solches unnatürliches Benehmen nicht allenthalben höchst lächerlich findet. Die verständigere Nachwelt wird es nicht glauben können, „daß der Deutsche unserer Zeit, fremdes Eigenthum dem seinigen, wahrlich nicht schlechtern, vorzog, in fremde Formen seinen Geist freywillig einpreßte, und durch diese unvaterländische Selbsterniedrigung der Nation, der jene Formen zugehören, sclavisch huldigte." Denn das ist die ernsthafte Seite dieser Lächerlichkeit, daß diese Menschen nicht allein zur Fortdauer des Verderbens unserer Nation wirken, indem sie auch ihre Kinder von früher Jugend auf mit aller Sorgfalt zu derselben Unnatürlichkeit abrichten. Der verderbliche Einfluß dieser Glieder der Nation ist desto größer, weil sie mehrentheils zu den reichern Ständen gehören. Gerade in diesen sollte sich die Wirksamkeit des Nationalgeistes in ihrer höchsten Lebendigkeit darstellen, insbesondere auch in ihrer Rede der Adel unserer Sprache erscheinen; — daß es geschieht, läugnen wir nicht — aber es geschieht nur in Einzelnen, weil so viele andere Einzelne die deutsche Sprache zu stark, zu lebendig finden für die Leerheit ihres Herzens.

Die Begebenheiten des letzten Lustrums in Deutschland, fremde Waffen, fremde Sitten, legen diesen Betrachtungen eine Wichtigkeit bey, die sich noch tiefer fühlt als ausspricht. Glücklich vor anderen eine Nation, unter der (wie in Österreich) deutsche Sprache und deutscher Sinn so vielseitige und warme Unterstützung gefunden haben. Da ist er um so mehr einheimisch, der — Beherrschende und Beherrschte, in unauflöslich festem Bund vereinigende Patriotismus, der nie ruhet, nie stirbt, nicht starrsinnig am Alten hängt, bloß weil es das Alte ist, sondern immer weiter strebt zu höherer Entwickelung, jedoch immer im Sinn und Geiste der Väter, wenn er auch den Buchstaben und die Form der Väter verlassen muß. Aus der alten, zerrütteten oder todten Form bringt er ein neues Leben hervor, aber das muß ein wahres, einheimisches, ursprüngliches Leben seyn!

Heereszüge über die Alpen.

Die Römer wußten wohl, daß die Gallier unter Bellovese (620 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung) über die Alpen in Oberitalien eingedrungen waren; aber sie kannten ihren Weg nicht. Nur erst, nachdem Hannibal 510 Jahre später, als Bellovese, die Alpen überstiegen hatte, dachte man zu Rom darauf, diese Gebirge kennen zu lernen. Seit der Zeit des Polybius, welcher 50 Jahre nach dem Zuge des Hannibals diesen Theil der Alpen bereis'te und beschrieb, und seit Cincius Alimentus, welcher Hannibal selbst über seinen Weg über die Alpen reden hörte, fingen Livius und andere lateinische und griechische Geschichtschreiber von den Alpen und alpinischen Ländern zu sprechen an. Erst 52 Jahre nach Hannibal's Einrücken (im Jahre Roms 587 und v. Chr. G. 178 Jahr) besiegten die Römer, unter den Consuln Claudius und Marcellus, die zwischen dem Po und den Alpen wohnenden cisalpinischen Gallier, und 7 Jahre später gingen sie unter Fulvius Nobilius zum ersten Mahle über die Alpen nach Nice und Antibes, um den Marseillern Hülfe gegen die Ligurier zu leisten. Von dieser Zeit beginnen die Römerzüge 150 Jahre lang in und über die Alpen, theils um die kriegerischen Völker derselben, wie die Salasier im jetzigen Gebiethe von Aosta, die Allobroger, welche von der jetzigen Stadt Die in Dauphine bis zum Genfersee wohnten, die Helvetier, die Veragrer und Seduner in Unterwallis, und die Rhätier in Graubündten und Tyrol zu bezwingen, theils um nach Spanien, Gallien und Germanien ihre Eroberungen auszudehnen. Nach dem Tode Cäsars schüttelten alle Alpenbewohner das römische Joch ab. Kaiser August sandte gegen sie (im Jahre d. St. Rom 747 oder 18 vor Chr. G.) seine Legionen unter Drusus Tiberius, Terentius Varro und Lucius Silus. Dieser vieljährige Krieg endete mit der Überwindung von 46 Alpenvölkern, deren Nahmen an dem berühmten Triumphbogen des August, welcher eine halbe Stunde, oberhalb Nice, bey dem alten Cemelium (Cimié) errichtet war, und wovon man noch bey dem Dörfchen Türbin die Überreste sieht, eingeschrieben waren. Von nun an setzten sich die Römer an der Nord- und Südseite der Alpen immer fester, und behaupteten sich bis ins fünfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die Helvetier, unter ihrem Anführer Divico, vernichteten (im Jahre 646 d. St. R.) an den Gränzen der Allobroger und Veragrer, bey Villeneum am Genfersee, ein römisches Heer unter dem Consul L. Cassius Longinus. Fünf Jahre nachher gingen sie, in Vereinigung mit den Cimbern und Teutonen, über die Alpen, höchst wahrscheinlich über den Simplon und den Gries durchs Orcella-Thal in die Ebenen von Vercell, wo sie von den römischen Heerführern Marius und Catullus gänzlich geschlagen wurden. Die Überreste flohen rückwärts in die versteckteſten Hochthäler, und wurden die Gründer der deutschen Völkerschaften, welche sowohl rund am Fuße des Rosa in den Anzasca, Sesia- und Lesa-Thälern, als auch am Süd- und Ostfuße des Gries in den höchsten Theilen des Ossola und Maggia-Thales und im ganzen Ober-Wallis wohnen. Die Römer führten ihre Heere über die Alpen in die transalpinischen Länder: 1) über die Seealpen, theils durch Ligurien und das jetzige Monaco (das alte Portus Monaeci) und das alte Gemelion, eine halbe Stunde oberhalb Nizza, theils aus Piemont von Coni über den Col de Tende nach Gemelion Antibes u. s. w.; 2) über den Mont Genevre in den cottischen Alpen; 3) über den kleinen Bernhard in den grauen Alpen; 4) über den großen Bernhard in den penninischen Alpen; 5) durch das tyrolische Etsch-Thal und vielleicht auch über den Septimer Graubündtens in den rhätischen Alpen und 6) über die julischen Alpen. — Vom V. bis VIII. Jahrhundert herrscht große Dunkelheit über die Alpen. Seit der Regierung Carls des Großen, bis ins XIV. Jahrhundert, wurden die Alpenpässe über den Mont Cenis, den Bernhardsberg, den Gotthard, den Splügen und durchs Etsch-Thal geöffnet und wieder

gangbar gemacht, als die hauptsächlichsten Heer- und Handelsstraßen über die Alpen gebraucht.

Riesenmäßige Unternehmungen einiger alten Volker.

Mit Erstaunen liest man die Nachrichten über einige Unternehmungen der Alten im Herodot und andern Historikern. Setzt man auch voraus, was doch aus andern triftigen Gründen nicht wohl möglich ist, das einige Nachrichten übertrieben sind; so ist doch wenigstens so viel gewiß, daß es nicht alle seyn können, und daß schon das Wahre, was noch bey diesen Übertreibungen bleibt, hinreicht, uns, denen dergleichen Unternehmungen fremd sind, in Erstaunen zu setzen. Da es unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn wird, hier eine Zusammenstellung von dergleichen ungeheuern Unternehmungen zu lesen, so mache ich jetzt ohne Zeitfolge und besondere Ordnung damit den Anfang.

Cyrus, der große Herrscher Persiens, kam auf seinem Heerzuge gen Babylon an den Fluß Gyndes. Als er über diesen schiffbaren Fluß gehen wollte, sprang das eine seiner muthigen Rosse hinein, um durchzuschwimmen. Es ward vom Strome ergriffen und in den Strudel hinabgeführt. Cyrus, ergrimmt über den stolzen Fluß, schwur ihn in Zukunft so klein zu machen, daß Weiber durch ihn waten konnten, ohne sich die Knie zu benetzen. Er hielt Wort. Sein Heer mußte halt machen, es wurde in zwey Theile getheilt; er ließ auf beyden Seiten des Gyndes 180 Kanäle abstechen, und diese durch seine Soldaten ausgraben. So war der Fluß in Zeit von einigen Monathen verschwunden, und statt dessen entstanden 360 unbedeutende Kanäle.

Nicht weniger Erstaunen erregt die Beschreibung der stolzen Königsstadt Babylon. Ihr Umfang betrug 480 Stadien. Ein tiefer Wassergraben umgab sie von außen, und dann eine Mauer, die 50 königliche Ellen breit und 200 Ellen hoch war. Aus der Erde des Grabens wurden die Backsteine verfertiget, welche man mit warmen Asphalt vermauerte. Oben an den äußersten Enden der Mauer baute man Häuser von einem Stockwerke gegeneinander über, so daß sie eine Gasse bildeten, durch welche gemächlich ein Viergespann hindurchfahren konnte. Die Stadt zählte hundert Thore, alle sammt den Pfeilern und Gewölben ganz von Erz. In einem Theile der Stadt befand sich der berühmte Tempel des Dis Belus mit ehernen Pforten, welche zwey Stadien im Umfange hatte. In seiner Mitte erhob sich ein ungeheurer Thurm, eine Stadie lang und breit; auf diesem war ein anderer und so fort acht auf einander gebaut, und auf alle führte eine gemeinschaftliche Treppe. Auf dem obersten war eine große Kapelle für den Gott bestimmt.

Der König Cheaps baute eine Pyramide, dabey arbeiteten 100000 Menschen beständig drey Monathe lang ohne abgelöst zu werden, und zehn Jahre war das ganze Volk gepeiniget, einen Weg anzulegen, auf welchem die Steine fortgeschafft werden konnten. Die Länge dieses Weges betrug 3 Stadien, die Breite 10 Orgien, und die Höhe 8. Die Steine wurden dazu geglättet, und mit eingehauenen Thierbildern gezieret. Der Bau der Pyramide selbst soll 20 Jahre gedauert haben. Sie war 8 Plether hoch, und jede ihrer vier Seiten 8 Plether breit, ein fein geglätteten und genau zusammengefügten Steinen gebaut, von welchen keiner kleiner als 30 Quadratfuß Fläche war. Während des Baues wurde allein für 1600 Talente Meerrettig, Zwiebel und Knoblauch verzehrt.

Die merkwürdigste Unternehmung jedoch von allen ist die Erbauung des Labyrinths, welches zwölf zugleich herrschende Könige von Ägypten erbauten. Es enthielt 12 überdeckte Höfe mit einander gegenüberliegenden Thoren. Sechs lagen gegen Norden, sechs gegen Süden. Alle hingen zusammen, und von außen umgab sie eine gemeinschaftliche Mauer. Das Ganze enthielt 3000 Gemächer, von welchen 1500 unter der Erde, und eben so viele über derselben lagen. Die unterirdischen dienten zu einem Grabmahle der zwölf Könige, und der heiligen Krokodille. In den oberirdischen Zimmern, waren alle Decken von Stein, wie die Mauern, und mit eingehauenen Bildern versehen. Jeden Hof umgab ein Säulengang, und an den vier Ecken des Gebäudes stand eine 40 Orgien*) hohe Pyramide.

Auch der See Möris, nahe dem Labyrinthe, war kein geringes Unternehmen der Ägyptier. Er hatte einen Umfang von 3600 Stadien. Die Länge des Sees erstreckte sich von Norden nach Süden, und seine Tiefe betrug, wo er am tiefsten, 50 Orgien. Dieser See war nicht von der Natur entstanden, sondern durch Menschenhände gegraben.

In seiner Mitte standen zwey Pyramiden, und jede derselben ragte 50 Orgien über dem Wasser vor, und ging auch eben so tief unter dasselbe; oben auf jeder war ein steinerner Koloß sitzend angebracht.

Man hatte schon den See gegraben, die Pyramiden erbauet, aber noch gab es in jener dürren Gegend kein Wasser darin, man leitete daher einen Arm des Nils hin, und dieser führte das Wasser sechs Monathe hinein, und sechs Monathe heraus. In den sechs Monathen, wo es ausfloß, brachte die Fischerey dem Könige täglich ein Talent Silber, wenn es zufloß aber nur zwanzig Minen. Nach einigen soll dieser See einen unterirdischen Ausfluß gehabt haben, der bis an die Syrte nach Lybien führte.

Island.

Auch der armen dänischen Insel Island bemächtigte sich 1809 die meerbeherrschende Brittania. Das Land, wo man noch um 1350 Livres ein Landgut, drey bis vier Stunden im Gevierte groß, sammt allen Gebäuden darauf, kaufen konnte, wäre an sich selbst eine geringe Beute, wenn nicht die Ankerplätze für Wallfisch- und Häringsfänger zuletzt mehr werth wären, als die ganze Insel.

Herr von Bonstetten, welcher während seines Aufenthalts in Dänemark oft Gelegenheit hatte, Einwohner von Island zu sprechen, machte seine gesammelten Notizen im neuesten Stück der Bibliotheque brittanique bekannt. Das Wissenswürdigste daraus folgt hier, nur in anderer Ordnung.

Island, zwischen dem 62. und 67. Grad gelegen, hat einen Flächenraum von 1405 dänischen Quadratmeilen, deren ungefähr 14½ auf einen Grad gehen. Der Normegi Nabel

*) Die Orgie hält 6 Fuß, folglich war jede Pyramide 240 Fuß hoch.

entdeckte das weit von unserm Continent gegen das Eismeer hingeworfene Eiland im Jahre 861; und binnen sechzig Jahren war es schon so stark bevölkert, als es nur seyn konnte. Aber die Population nahm, besonders in den letzten Jahrhunderten, auffallend ab. Diesen Verfall muß man den Monopolen zuschreiben, die allen Aufschwung des Handels lähmten. Der König von Dänemark bezog aus der ganzen großen Insel, die an Umfang sich fast mit Irland vergleichen läßt, nicht mehr als 6000 dänische Thaler reiner Einkünfte. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1703) betrug die Bevölkerung noch 50,444 Seelen, am Ende desselben (1792) 56,200 Seelen. Die Insel Faroe hatte in dem gleichen Jahre (1792) noch 3754, Grönland 5000 Einwohner.

Im Jahre 928 bildete sich in Island (denn es ist doch überall interessant, alte Zeit und neue Zeit zu vergleichen) eine demokratische Republik, die in ihrer Verfassung viel Ähnlichkeit mit dem Freystaat der Graubündner hatte, wo fast jedes Dorf einen kleinen souveränen Staat bildete, und Factionen und Unruhen nie aufhören wollten. Trotz dem dauerte sie volle dreyhundert Jahre, bis der norwegische König Hako ihr (im Jahre 1261) ein Ende machte.

Aber eben diese Zeiten der Freyheit waren für Island, was sie einst für Griechenland und Rom gewesen. In der Nähe des ewigen Eises blühten die Wissenschaften, während man im übrigen Europa in finsterer Barbarey wohnte, die nichts als große Kriegshelden hervorbrachte. Die jungen Isländer reiseten nach Paris, Rom und Constantinopel, um Weltkenntniß zu sammeln und mit Schätzen der Gelehrsamkeit heimzukehren. Noch heutiges Tages haben die Isländer ein Sprichwort, das vermuthlich aus jenen goldenen Zeiten stammt, und die Sehnsucht der Zurückgekehrten nach den schönen südlichen Himmelsstrichen beurkundet. Es heißt Fikiast after, d. i. Heimweh nach Feigen.

Nächst den Helden und — Weibern (für diese hegte man eine an Religiosität gränzende Galanterie) hatte man für niemand soviel Ehrfurcht, als für die Dichter. Kein Wunder, daß alles dichten wollte und Dichter las. Im eilften Jahrhundert, da man im übrigen Europa von Roms und Griechenlands classischer Vorwelt wenig oder nichts mehr wußte, strafte dort noch ein Bischof einen jungen Menschen, der am Lesen des Ovid zu viel Geschmack fand! Der gelehrte Einar zählt in seiner Geschichte der isländischen Literatur zweyhundert und sechs und fünfzig Dichter, deren Nahmen bekannt waren; der Unbekannten stand noch eine größere Schaar. Und alle diese lebten in Island vor der Reformation! Als die Reformation die Bibel unter den Isländern bekannter machte, brachten sie sie sogleich in Verse; man sang das alte und neue Testament, sogar die Kirchenväter, und endlich wurde der ganze lutherische Katechismus in Verse übersetzt. Vermuthlich verblutete sich aber daran die poetische Ader der guten Isländer so stark, daß sie seitdem fast gar nicht mehr fließt, als in Bonmots und Impromptus.

Aber noch zwey Dinge haben sich aus der alten republikanischen und poetischen Epoche auf der Insel erhalten, — die lateinische Sprache und das Schachspiel. Noch jetzt gefällt sich der Isländer bey dem Schachspiel so gut, wie dieß Königsspiel einst seine Ahnen ergötzte; und noch jetzt sind zwey lateinische Schulen an beyden Außenenden der Insel, die eine zu Holis, die andere zu Skalholt. Aber wozu denn auch Latein in einem armen Lande ohne Bücher, wo man jetzt nicht einmahl Käse zu machen versteht?

Kommt heutiges Tages ein Fremder nach Island, so ist es in der Ordnung, daß man sogleich auf seine Unkosten einige satirische Couplets macht; diese werden nun in Umlauf gebracht, und jeder der zahlreichen Poeten macht seinen Zusatz daran.

Die Verse sind noch das beste vom isländischen Leben; in allem übrigen gehts dürftig her. In wohlhabenden Familien frühstückt man Milch mit Grütze u. dgl. — Die Hauptmahlzeit Nachmittags um zwey Uhr machen in Butter gebratene Fische, Grütze und Brod aus; dazu wird Bier getrunken, oder Brod in Bier getunkt; auch backt man auf heißen Steinen sehr dünne Kuchen aus Gerstenmehl. Das gemeinste Essen aber ist isländisches Moos, das zwey bis drey Tage vorher in Wasser eingeweicht worden, und dann in Milch gekocht wird. Man findet dieß Gerücht sehr schmackhaft und gesund. — Die dänische Regierung dachte den Isländern mit einem Transport von Rennthieren ein recht köstliches Geschenk zu machen; aber wie man sich oft irren kann! Die Rennthiere fraßen den Insulanern die ganze Ernte von den Felsen weg, nähmlich das Moos. So etwas konnte nicht gefallen. — Zur Erntezeit ziehen die Isländer mit Säcken, Pferden, Zelten und Mundvorrath aus, kampiren zwischen Bergen und Klippen, und scharren das Moos mit kleinen Schaufeln von den Felsen. — Fleisch wird nur an Sonn- und Festtagen genossen. Da es der Insel durchaus an Salz fehlt, preßt man, in Ermangelung desselben, das Fleisch so stark, bis ein Gallert vordringt, und hängt es dann in den Rauch, wenn mans nicht frisch essen, sondern aufheben will. — Meistens wird das Essen für die ganze Woche mit einem Mahl zugerichtet; dann nimmt man an den übrigen Tagen davon nach Belieben.

Die Häuser sind von Brettern erbauet, die man von außen grün und roth anstreicht, und oben mit dichtem Rasen gedeckt, den man abmähet. Das Fundament der Häuser liegt tief unter der Gefrierlinie des Erdreichs; so blieben sie selbst bey Erdbeben stehen, sind freylich von innen recht warm, aber finster und traurig, weil oft, statt der Glasscheiben, nur Pergamentblätter das Licht einfallen lassen. Die Bergbewohner haben eine bessere Gesundheit und frischere Farbe, als die Leute an den Küsten.

Man brennt gemeiniglich nur Torf. Das Holz ist rar. Von ehmahligen großen Birkenwaldungen findet man noch Spuren; die jetzigen Birkenwälder sind aber kaum noch einige Schuh hoch. An den Stranden findet man am gewöhnlichsten Fichten- und Mahagonyholz. Beydes schwemmt das Meer aus weit entfernten Zonen her.

Übrigens muß man gar nicht glauben, daß das Klima der Insel so gar rauh sey. Der Schnee bleibt erst im December liegen, und geht mit dem April weg. Der Winter von 1798 und 1799 war so ungemein gelind, daß die Heerden beynahe das ganze Jahr auf der Weide trieben. Erdäpfel, Rüben und Kohl gedeihen sehr gut; von Früchten aber nur Johannisbeeren.

Die Winter haben in Island bloß den Fehler, daß sie sehr langweilig sind. Es herrscht wenig Gesellschaftlichkeit, selbst in Städten von 600 — 700 Einwohnern, wie Riktawik ist. Man spielt Schach oder liest die Sages, d. h. die geschrie-

benen Überlieferungen der Vorwelt. Da setzt sich der Hausvater hinter ein Pult, und liest der Familie in langen Winterabenden vor. — Seit 1794 hat sich in Island eine patriotische Gesellschaft gebildet, die eine Art Zeitung oder Journal herausgibt. Neugier auf den Gang der französischen Revolution brachte die Sache zuerst in Gang.

Im Sommer freylich ists etwas anmuthiger, ohne eben schön zu seyn. Auf Gartenbau verstehen sich die guten Isländer noch gar nicht. Man muß dazu den Boden sehr tief aufbrechen, weil er auf eine geringe Tiefe fast immer gefroren bleibt. Lieber machen sie dafür Verse, und poesiren sich eine schönere Welt.

Der feuerspeyende Hekla bringt aber dann und wann ein wenig Mannigfaltigkeit in das isländische Einerley, wenn gleich nichts Reitzendes. Nach einem außerordentlichen Ausbruche des Vulkans starb der größte Theil der Hammel, Schafe, Kühe und Pferde, wie an einer Pest; aber im Jahre darauf war die Fruchtbarkeit der Schafheerden desto gesegneter. Die Lämmern sind den ganzen Winter auf der Weide. Wenn sie den Schnee nicht wegscharren, um Futter zu finden, machts ihnen der Hirt vor, und sogleich folgt die ganze Heerde seinem löblichen Beyspiel. Es geschieht oft, daß die Heerde tief unter Schnee vergraben liegt, und sich wohl seyn läßt; man weiß gleich am Dampfe, der durch den Schnee aufsteigt, wo sie sich befindet. Die Widder, wie das Rindvieh, haben oft gar keine Hörner; zuweilen aber wieder deren vier. Hätte man Sold, man würde aus den schönen Heerden ungleich größern Nutzen ziehen.

Das Sprichwort Fikiast after darf uns von den Isländern gar nicht wundern.

Miscellen.

Unter den kostbarsten und seltensten Schätzen der mediceisch-laurenzischen Bibliothek in Florenz stand eine griechische Handschrift von der unter dem Nahmen Dafnis und Chloe bekannten, erotischen Erzählung des Longus obenan. Alle civilisirte Nationen haben diesen niedlichen Roman in ihre Sprachen übertragen, und die Liebe der schönen Hirtinn von Mitylene verführte sogar den nachmahls so fromm schriftstellernden Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, die Zeichnungen für die Kupfer zur französischen Übersetzung von Amyot zu machen. In allen Übersetzungen aber, wie in den alten Manuscripten war eine Lücke des ersten Buchs zu sehn, und zwar an der Stelle, wo Dafnis sich mit Chloen in der Grotte der Nymphen badet.

Das florentinische Manuscript, von dem die Rede ist, ist das einzige, welches die verloren geglaubte Stelle des Erotikers enthält, und eben dasjenige, von welchem der Pater Montfaucon in seiner bibliotheca bibliothecarum redet. Es stammt aus dem dreyzehnten Jahrhundert, und die mediceische Bibliothek erhielt es erst vor wenigen Wochen aus der Büchersammlung der Abtey von Florenz. Bis jetzt war es nie benutzt, nie herausgegeben.

Vor wenigen Tagen kam ein Fremder, in Militäruniform, mit mancherley Empfehlungsbriefen versehen, zum Bibliothekar Herrn del Furia nach Florenz. Er nannte sich C**, war sehr einnehmend, und ein enthusiastischer Freund der Griechen. Seine erste Frage ging auch gleich nach dem kostbaren Manuscript von Dafnis und Chloe. Er sah's, entdeckte die Mysterien der Grotte, und beschloß sogleich die Übersetzung des Manuscripts. Herr del Furia gewährte ihm die Erlaubniß, half ihm selbst die schwierigsten Stellen der griechischen Handschrift dechiffriren.

Eines Abends, die Übersetzung war schon so gut wie beendet, trat Herr del Furia in die Bibliothek. Er wollte wie gewöhnlich das Manuscript an seinen Ort legen; sah ein weißes Blatt daraus hervorschimmern; versuchte es hervor zu ziehen; fühlte Widerstand, und fand dies Papier durch drey ungeheure Flecken schwarzer, dicker, nun ganz getrockneter Dinte so fest an das Manuscript geklebt, daß man, ohne dieses zu zerreißen, jenes nicht davon trennen konnte. Was dem Unheil die Krone aufsetzte, war: gerade die Stelle von der Nymphengrotte, die überall fehlende, die hier allein vorhanden, lag unter der Dintenrinde vergraben.

„Wie ist das zugegangen!" stammelte todtenblaß und mit zitternder Lippe der Bibliothekar beym Anblick des literarischen Meuchelmords.

Ganz gelassen sagte Herr C**: „Es thut mir leid. Beym Umrühren der Dinte fiel mir die Feder, die ich dazu brauchte, auf das Papier, und nachher lese ich in der Zerstreuung, ohne an die Flecken zu denken, das Blatt ins Manuscript."

Das Unglück war geschehen. Herr C** mußte, zur Bezeugung seiner Schuld, auf den Rand des befleckten Papiers eigenhändig schreiben, daß er allein an den Dintenflecken aus Versehen schuldig sey. Er versprach auch eine Abschrift seiner Übersetzung, wodurch der Verlust wenigstens etwas ersetzt werden könnte.

Aber Gr. C** besann sich bald eines andern. Es schmeichelte ihm, einziger Besitzer des einzigen vollständigen Longus in der Welt zu seyn; er nahm sein Versprechen zurück, nahm mit seiner Beute lachend ab, und ließ den betrogenen Herrn del Furia in ohnmächtiger Verzweiflung bey dem geschändeten Longus.

Auf Befehl des Herrn D. Puccini, Aufsehers der öffentlichen Anstalten für Künste und Wissenschaften, mußte Herr Gazzeri, Professor der Chemie zu Florenz, den Versuch machen, die Dintenflecken auszulösen. Allein alle Mühe war umsonst. Man kann sich durchaus des Verdachts nicht erwehren, Herr C** habe sein literarisches Raubstückchen nicht ohne Vorsatz ausgeführt.

Die Geschichte macht in Italiens gelehrter Welt Aufsehen. Herr del Furia hat das Unglück der mediceischen Bibliothek in einem Briefe an seine Freunde durch den Druck bekannt gemacht, und sogar die übrigen Dintenflecken, welche vierzig Zeilen der feinsten Schrift des Manuscripts bedecken, in Kupfer stechen lassen. Zum Epigraph der Leidensgeschichte wählte er Virgils Worte: Quaesivit lucem, ingemuit reperta.

Dieß Schicksal des Longus wird jeden Freund der alten Griechen interessiren, und mag manchem Bibliothekar zur Warnung dienen. Aber wer auch nicht die Griechen liebt, und keine Bücherschätze zu hüten hat, wird Herrn C** voll Unwillen verachten.

.....

Wegen der Theurung der Lebensmittel suchte man in Dänemark im Jahre 1803 und 1804 das Volk zum Genusse des Pferdefleisches zu ermuntern. Von den geschlachteten Pferden gab man ehemahls den Zöglingen der Veterinär-Schule das Fleisch. Da diese es schmackhaft fanden, so bestellte man einen eigends dazu privilegirten Pferdeschlächter, der es dem Volke zum Verkauf anbieten mußte. Man fand bald mehr Empfänglichkeit für den Genuß dieses Fleisches, wozu die Großen Kopenhagens durch ihr Beyspiel nicht wenig beytrugen. So gaben der Graf Reventlov und der Herzog von Augustenburg Diners, wo das Pferdefleisch in mannigfaltigen Gerichten zubereitet den Gästen dargeboten ward, und in der Gesellschaft über die Kraftigkeit und Schmackhaftigkeit derselben nur eine Stimme war. Viborg, Professor der Veterinär-Schule, gab ebenfalls einst Diner, wo die Gäste über die Schmackhaftigkeit der Speisen laut sich äußerten, und auch ihr Wort nicht zurücknahmen, als Viborg ihnen erklärte, daß sie sämmtlich von dem Fleische eines Tags vorher geschlachteten Pferdes zubereitet wären.

Der Doctor Gumprecht zu Hamburg machte auch jüngsthin den Vorschlag, daß man im Kriege das Fleisch der todtgeschossenen Pferde zum Genuß der Armee verwenden könnte. Ar.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 12. und Mittwoch den 14. November 1810.

Die Encyclopädie sehe ich mit als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an (geschrieben 1774). Alle innerlichen Unruhen, welche Ligueu gegen das gemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von ferne ein Ganzes ohne die Lünette eigner Erfahrung in Details gesehen haben; so daß ein Minister, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerker alle kann kennen lernen, eine Encyclopädie wohl anwendet, der gemeine Meutmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt. Es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang superficieller und bloß allgemeiner Kenntnisse einschränke, wenn nicht alle Details im Gemeinen- und Privatwesen verderben sollen. Diese superficiellen Kenntnisse erzeugen bey der Nation, welche sie am universalsten besitzt, die Schaar nichtssagender Declamatoren und das Ding, so sie Chaleur nennen.

Johann von Müller.

(136 und 137.)

Carl Gustav, König von Schweden.

Von Heinrich von Bülow.

Wir erblicken diesen Prinzen als Feldherrn zuerst im Jahre 1648, demselben, in welchem der westphälische Friede die Vielherrschaft in Deutschland consolidirte. Er stand an der Spitze der schwedischen Heere in Deutschland in einem Alter, da man selten Weisheit mit Kraft verbindet. Er landete mit acht tausend Mann zu Wolgast in Pommern, das Heer des Generals Königsmark vor Prag zu verstärken. Als er durch Leipzig zog, überreichten ihm die Studenten ein Gedicht von seltener Art, welches beweist, daß die deutschen Dichter unserer Tage den damahligen in keiner Rücksicht nachzusetzen sind.

Vor Prag erwarteten ihn viele Arbeiten, aber wenig Glück, weil die Umstände ihn nicht begünstigten, und er so weise war, den Hindernissen nachzugeben, wenn sie unüberwindlich sind. Prag wurde damahls tapfer vertheidigt, ganz ungleich den Festungsvertheidigern unserer Tage, welche eine Bresche graben lassen, damit sie nur durch dieselbe zur Capitulation hinausziehen können.

Die Annäherung des Entsatzes verursachte die Aufhebung der Belagerung, weil die Eingeschlossenen dreymahl stärker als die Belagerer waren. Der Entsatz unterm General Golz rückte bis an die Jassawa, drey Meilen von Prag, aber nicht hinüber, weil man wünschte, durch den Ruf allein seinen Zweck zu erreichen. Der Prinz zog nach Brandeis, vorher aber nach Melink, die Kühnheit des Feindes, veranlaßt durch einen verstellten Zurückzug, vermöge eines plötzlichen Angriffes zu bestrafen. Der Feind erfuhr, trotz den schönen Anstalten des Prinzen, seinen Anmarsch, und eilte davon. Er muß gelobt werden, weil es hinlänglich ist, seinen Zweck zu erreichen. Der Friede zu Münster (1648) machte der Unternehmung des Prinzen in Deutschland ein Ende, welche mit strategischem Augenmaß entworfen war. Der Prinz wiederhohlte nicht den Fehler Gustav Adolphs, nach Bayern statt nach Wien zu gehen. Der Lehren Oxenstierns eingedenk, wollte er dem Feinde in seinem Herzen den tödtlichen Streich versetzen.

Carl Gustav gelangte im Jahre 1654 zum Throne, durch die Entsagung der Königinn Christine, welche von denjenigen sehr gelobt worden, die nicht zu glauben scheinen, daß sowohl wahre Philosophie als wahre Größe in der Neigung Nutzen zu stiften, zu suchen sey. Der erste Krieg des neuen Königs war gegen Pohlen, weil der König dieses Landes, Johann Casimir, glaubte, zum schwedischen Throne berechtigt zu seyn. Die Politik hielt es für zuträglich, ihn der Würde zu entsetzen, die er besaß, um seine Ansprüche auf diejenige zu vernichten, welche er zu besitzen wünschte. Der Marschall Wittenberg versammelte zwanzig tausend Mann bey Stettin, mit denen er nach Pohlen aufbrach. Dieses Heer führte 118 Feldstücke, 60 große Kanonen, 8 Mörser und 5 halbe Karthaunen mit sich; eine Artillerie, die als sehr zahlreich für ein solches Heer gelten kann. Der König von Schweden glaubte wahrscheinlich nicht, daß, so wie für Dichter, auch für Soldaten Wasser das ersprießlichste Getränk sey, denn er ließ immer Bier für seine Armee brauen. (1655.)

Der König befahl seiner Armee, gegen die Pohlen in geschlossenen Haufen zu agiren, gerade weil die Pohlen immer getrennt fochten. Ein pohlnisches Lager zu Ußtye ergab sich an den Feldmarschall Wittenberg, nicht zufolge einer Schlacht, sondern einer Schlachtordnung, denn es wurde nicht gefochten. In dieser Ordnung wurde die Infanterie in Brigaden, nach Gustav Adolphs System, aufgestellt. Zwischen zwey Schwadronen wurden 50 Musketiere gestellt, dann folgte eine Brigade

Infanterie, dann wieder zwey Schwadronen, und so fort. Die Schwadronen waren mehrere hundert Pferde stark, und in mehrere kleinere getheilt; die Reiterey zu vier, die Infanterie zu sechs Mann hoch. Diese Pohlen, eben so leichtsinnig wie die andern, in der Wahl und der Verwerfung ihrer Könige, huldigten dem Könige von Schweden. Der Tractat beweist, daß Carl Gustav den pohlnischen Adel gewinnen wollte; und die Eroberung war eine Unterhandlung.

Die erste Verrichtung Carl Gustavs nach seiner Ankunft zu Wolgast, war ein Brief zur Rechtfertigung an den deutschen Kaiser, dessen reichsoberhauptliche Gewalt schon damahls oft nur in Complimenten anerkannt wurde. Der König führte noch 12,000 Mann nach Deutschland, Männer von stattlichem Ansehen und wohl gerüstet, welche bey Stettin lagerten. Dieser Prinz mußte der Artillerie einen großen Erfolg zuschreiben, denn dieses Heer bedurfte sechzehn hundert Pferde zur Fortbringung seines Geschützes. Es war als die Reserve-Armee derjenigen des Wittenberg zu betrachten. Großpohlen hatte sich schon unterworfen, und der König beschleunigte seinen Marsch, als Wittenberg ihm melden ließ, die Edelleute noch anderer Woywodschaften wären nicht abgeneigt, sich in seinen Schutz zu geben.

Wir wissen nicht, ob der König von Schweden mit List den Einbruch russischer Barbaren in Litthauen veranlaßte, sowohl zur Diversion, als damit die Pohlen seinen Schutz als eine Errettung betrachten möchten. Die unglücklichen Opfer einer wilden Grausamkeit werden freylich nicht gebilligt haben, was die Politik, deren Wiege Italien ist, mit dem Nahmen Klugheit benennt. Der König von Pohlen versammelte ein wankendes Heer bey Lowicz, der König von Schweden aber stieß bey Gnesen mit seinem Heere zu demjenigen des Feldmarschalls Wittenberg. Er ließ einen Soldaten erschießen, welcher in einer Kirche in priesterlicher Kleidung den katholischen Gottesdienst nachäffte. — Gerechtes Opfer der Achtung für die religiösen Meinungen eines Volks.

Johann Casimir floh mit seinen zehn tausend von Lowicz nach Warschau, als Carl Gustav mit seinen dreyßig tausend sehr schnell sich ihm näherte. In Warschau konnte er nichts thun, als sein Unglück bedauern, und die Pohlen, weil sie den Eid in das Zeichen des Eides setzten, und für eine Ceremonie der Höflichkeit hielten, hoben die Finger auf und schwuren ihm treu zu bleiben. Hierauf floh er mit der Königinn nach Krakau. Der Leichtsinn sinnlicher Menschen macht es wahrscheinlich, daß sie in diesem Augenblick aufrichtig schwuren, daß aber der nächstfolgende den Eindruck des vorhergehenden auslöschte.

Der König von Pohlen bath um Frieden, weil er den Krieg nicht führen konnte. Das Schreiben, welches seine Abgeordneten diesem feurigen Eroberer überreichten, ist sehr merkwürdig. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man die Klagen dieses Fürsten und die Betheurungen seiner Unschuld liest. Nachdem er von allen Anlaß zum Kriege sich freygesprochen, fährt er fort: „Ist es denn die Begierde nach Gold, welche Sie, mächtiger König, in unser Land treibt? Wir haben nichts als unsere jährlichen Ernten, welche der Krieg zerstört, und unsere Viehzucht. Jeder Überfluß, den diese einfachen Mittel der Natur uns gewährt hätten, ist durch einen achtjährigen Krieg vernichtet worden. Ew. Majestät wollen Pohlen schützen? Schützen sie es denn gegen die Barbaren, welche Litthauen in eine Wüste verwandeln. — So ist es denn der Durst nach Ruhm — glänzende Schwachheit großer Gemüther! — welcher sie antreibt uns zu befehden? Die wahre Ehre aber, diejenige, welche noch im Grabe fortdauert, ist in den Wohlthaten zu suchen, welche man der Menschheit zufügt. Vermeinen Ew. Majestät Pohlen mit Schweden zu vereinigen? Betrachten Sie die Lage der Länder, getrennt durch ein stürmisches Meer; deren Bewohner sind einander nur gleich an kriegerischem Stolz, der unglücklichen Ursache so vieler Übel; sie sind verschieden in Gesinnung, Sitten, Religion und Kleidung. Glauben Sie nicht, es werde in Ihrer Macht stehen, ein Volk sanft zu regieren, welches sich nur mit Widerwillen unterwirft. Nur durch Strafen kann es in verhaßten Fesseln erhalten werden. Wollen Sie, ein Monarch mit Eigenschaften begabt, die Liebe der Welt zu gewinnen, den Haß derselben auf sich laden? Die traurige Ehre, durch Furcht zu herrschen, kann nicht wünschenswerther seyn, weil der Endzweck jeder Herrschaft die Glückseligkeit der Völker ist."

Hierauf folgte eine Bitte an den König, seine Völker nicht weiter vorrücken zu lassen, welche die entgegengesetzte Wirkung beschleunigte, weil das Interesse entgegengesetzt war. Der König förderte seinen Marsch auf Krakau, weil Warschau sich ohne Vertheidigung ergab. Man plünderte hier die Einwohnen; die übrigen wurden verschont. Die Pohlen räumten auch die Gegend von Krakau und zerstreueten sich; die Stadt aber that Widerstand. Bey dem schnellen Vordringen wurde der Rückzug gesichert, denn man befestigte Posen. Das strategische Augenmaß dieses Monarchen lehrte ihn die Wichtigkeit dieses Postens.

Krakau vertheidigte sich. Pohlen unterwarf sich. Die Kosacken schickten Abgeordnete, Litthauen flehte um Hülfe. Die Landskron, eine Festung südlich von Krakau, ergab sich. Wittenberg mit seiner Armee zog voraus; lobenswerthe Anstalt gegen einen Feind, der nur den Rücken anfällt. Nach der Zerstreuung eines Haufens Pohlen am Flusse Dunaiz floh der König von Pohlen nach Schlesien. Der Landgraf Friedrich von Hessen, Schwager des Königs, wurde von pohlnischen Edelleuten erschossen, die man Rebellen nannte, und als solche behandelte. Krakau kapitulirte, und Carl Gustav berief die Versammlung des pohlnischen Adels nach Warschau, um durch die Form des Rechtes die Gewalt der Eroberung zu sanctioniren.

Während der König Pohlen seiner Herrschaft unterwarf, schickte er ein Heer nach Preußen, weil eine Macht, die über See kommt, sich der Häfen bemeistern muß. General Horn zog dicht an der Seeküste, der König ging nach Thorn, welches ihm die Thore, so wie andere kleinere Orte, öffnete. Eine Art pohlnischer Soldaten, welche sich die Quarcianer nannten, zog den Dienst eines Siegers demjenigen eines Königs vor, der entflohen war. Sie unterwarfen sich dem Könige von Schweden. — Der deutsche Kaiser ermahnte zum Frieden. — Die Eroberungen des Königs von Schweden benachbarten eine Macht, bey der die Zeit das Andenken der Feldzüge Gustav Adolphs noch nicht vertilgt hatte. Der König antwortete: er, der Kaiser, als sein guter Bundesgenosse, würde sich wahrscheinlich über seine glücklichen Unternehmungen freuen.

In Preußen hatte sich der Churfürst von Brandenburg mit zwanzig tausend Mann zum Beschützer des Landes aufgeworfen

den. Allein die schwedische Armee nahm in Gegenwart der brandenburgischen, welche sich zurückzog, erst Straßburg, welches man für den Schlüssel des Landes hielt, dann Elbing, Mewa, Dirschau und Wolau ein. Allenthalben wurde die Brandenburgische Besatzung gefangen und untergesteckt. Als Carl Gustav aber schnell gegen Königsberg vorrückte, wo der Churfürst mit seinem Hauptcorps lag, schickte dieser, um einen Vergleich zu bitten, worauf ein Friede zu Stande kam, welcher die Macht des Königs von Schweden oder den Ruf der Macht, errungen durch seine Talente, in deutliches Licht setzt. Der Churfürst, als Besitzer des Herzogthums Preußen, unterwarf sich der Oberherrschaft von Schweden, als Lehnsträger letzterer Krone, und entsagte derjenigen von Pohlen. Er gelobte, zum Zeichen der Lehnsunterthänigkeit jährlich tausend Dukaten an die Krone Schweden zu entrichten. Der Lehnbrief, lautete der Tractat, müsse alle Jahre erneuert werden; jedoch wolle man dem Churfürsten zulassen, daß er nicht selbst in Person diese Huldigung leiste, sondern sie durch Bevollmächtigte ausrichten möge. Er, der Churfürst, müsse, im Fall des Krieges, tausend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde für Schweden unterhalten; er müsse alle Durchzüge durch sein Land den schwedischen Truppen gestatten, wobey aber diese die Einwohner nicht beleidigen sollten; dem Könige von Schweden sey der freye Gebrauch der preußischen Häfen eingeräumt. Den Feinden der Krone Schweden solle alle Werbung, Durchzug und Landung im Herzogthum Preußen verbothen seyn; der Churfürst von Brandenburg entsage auf immer seinen Ansprüchen an das königliche Preußen, welches nunmehr gänzlich der Krone Schweden unterworfen sey; er dürfe ohne Bewilligung von Schweden keine Kriegsschiffe halten; Zölle möge der Churfürst wohl anlegen, jedoch habe der König von Schweden dabey die Oberherrschaft, und das Einkommen müsse getheilt werden; es sey dem Churfürsten erlaubt, seine Kriegsvölker nach seinen deutschen Ländern abzuführen; er gelobe jedoch, daß sie nicht gegen Schweden gebraucht werden; ohne Erlaubniß des Königs von Schweden dürfe der Churfürst wegen des Herzogthums Preußen kein Bündniß eingehen; alle Verpflichtungen mit dem Könige von Pohlen, Johann Casimir, seyen aufgehoben und ungültig; der Churfürst dürfe nichts anordnen, was der Krone Schweden und dem Handel nachtheilig sey; der König gestatte, daß der Churfürst ein Oberappellations-Gericht anordne. Dieser glänzende Friede wurde am 11. Januar 1656 zu Bartenstein geschlossen. So unterwarf sich dieser kühne Eroberer in wenigen Tagen ein Land, um welches Gustav Adolph mehrere Jahre vergeblich gekriegt hatte.

Man muß auch gestehen, daß alle Unternehmungen der brandenburgischen Truppen sehr unglücklich abliefen. Der brandenburgische Oberst Brünell wollte während der Friedensunterhandlungen die Schweden überfallen, welche er sicher glaubte. Von seinen 600 Reitern kam keiner wieder zurück. Er selbst wurde gefangen. Einige hundert Brandenburger unter dem Oberst Weyher wurden überfallen und niedergemacht u. s. w. Nach diesem Frieden zogen die schwedischen Truppen aus dem Herzogthum ab; der König ging nach der Weichsel mit dem Hauptheere, den Grafen de la Gardie detaschirte er nach Liefland.

Die Danziger hielten es für zuträglicher, einer schwachen, als einer kraftvollen Regierung unterworfen zu seyn, welches immer der Fall mit sogenannten freyen Städten ist, die auf Kosten des Allgemeinen ihren besondern Vortheil zu besorgen wissen. Sie erklärten sich wider den König von Schweden, und brannten zur bessern Vertheidigung ihre Vorstädte ab, das gewöhnliche Mittel derjenigen, welche letztere nicht zu vertheidigen wissen.

Der König von Pohlen kehrte um diese Zeit wieder in sein Reich zurück, weil einige Woywodschaften sich der schwedischen Herrschaft entzogen. Der König von Schweden hatte sich die Körper der Pohlen, aber nicht ihren Willen unterworfen, welches bey einer Nation von Folgen seyn mußte, welche damahls noch einen Willen hatte. Sogleich verließ Carl Gustav mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit seine Verrichtungen in Preußen, um andere in Pohlen vorzunehmen. Er ließ den Grafen Steinbock mit einem Corps in Preußen, und ging mit einer Armee bey Wyszogrod über die Weichsel nach Lowicz. Von Lowicz ging der Zug nach Rawa, Warschau und Krakau, weil es schwerer war, den König von Pohlen zu finden, als ihn zu suchen.

Bey Casimierz ging er über die Weichsel, weil man sagte, der König von Pohlen stehe bey Lublin. Kaum erfuhr Carl Gustav, daß ein gewisser Czarnezki mit einem Corps Pohlen in der Nähe stehe, so brach er mit dem linken Flügel gegen ihn auf, dem der rechte folgen mußte. Die Pohlen waren tapfer; sie wurden aber durch die schwedische Disciplin überwältigt. Im Augenblick darauf war der König schon zu Lublin, und gleich darauf zu Lemberg, weil gegen einen geschwinden Feind die Eilfertigkeit die erste Regel ist. Da es hieß, der König von Pohlen sey in Podolien und bewerbe sich um die Hülfe der Tatarn und Kosacken, so eilte der König von Schweden nach Jaroslaw. Czarnezki folgte immer dem Könige, und fiel öfters in seine Arrieregarde. Er war bey mehrern Angriffen glücklich, sonderlich gegen einen Hinterhalt von tausend Reitern, welchen seine Spione ihm verriethen, und den er durch einen andern Hinterhalt aufrieb.

Die Leichtigkeit, in Pohlen vorzurücken, veranlaßte die Nothwendigkeit des Rückzuges, und sowohl der Sieg als die Niederlage wurden durch einerley Ursachen bestimmt. Vorne konnte der König mit seinen Truppen, die in Masse gingen, die Pohlen nicht zum Treffen bringen, aber im Rücken fingen sie seine Zufuhren auf, und säbelten seine Partepen nieder. Sie besetzten die Pässe. Die ihm geschworen hatten, änderten ihren Sinn bey Erscheinung ihres Königs. Er beorderte also alle Vorgerückte nach Warschau zurück. Er selbst verließ Jaroslaw mit der Hauptarmee, um sich bey Sendomir zu setzen. Es scheint, er wollte seinen Umkreis einschränken, um ihn besser zu bewachen, und die Weichsel zur Vormauer nehmen.

Die Pohlen unter Lubomirski und Czarnezki, welcher letztere ein guter Officier war, gingen bey Baranova über die Weichsel, um Sendomir vor den Schweden zu erreichen. Sie säbelten hier die schwedische Besatzung nieder. Diejenigen des Schlosses aber vertheidigten sich. Die Pohlen, uneingedenk des Schadens der ihrigen, zündeten die Stadt an, um das Schloß zu erobern. Der König war auf der andern Seite der Weichsel mit seinem Heere angekommen. Er gab, beym Anblick des Brandes Befehl, das Schloß zu verlassen. Der Commandant warf seinen Vorrath von Pulver in einen Keller, legte aber eine brennende Lunte daran, und setzte über die Weichsel. Die Pohlen verbreiteten sich mit unbesonnener Freude im Schlosse.

Zwölfhundert derselben flogen in die Luft zum großen Vergnügen der zuschauenden Schweden. Der König jagte alles aus einander, was ihm den Rückweg versperrte; er schlug eine Brücke über den Sanstrom und über die Weichsel und zog nach Warschau.

Da die Pohlen erst zu Lowicz im Rücken des Königs standen, und sich dann nach Thorn zogen, so brach er auf und marschirte, in der Absicht sie zu suchen, über Rawa, Lowicz, Clodava, also im Umkreis fern von der Weichsel nach Thorn. Von hier detaschirte er Steinbock gegen einige Pohlen bey Bromberg; Wittenberg beobachtete diejenigen bey Warschau. Man muß gestehen, daß die Eroberung sehr unvollkommen war.

Ich werde eine Begebenheit erwähnen, welche die Natur des nicht regenerirten Menschen darstellt, wenn er vom Zwange der Gesetze frey nach seinen Lüsten Gewalt übt. Eine große Zahl solcher pohlnischer Edelleute, welche die Schweden Rebellen nannten, weil sie (ihrem rechtmäßigen) Könige Johann Casimir, und nicht dem Eroberer Carl Gustav anhingen, überfielen die pohlnische Stadt Wielun an den Gränzen Schlesiens, nach welchem Lande sie geflüchtet waren. Die schwedische Besatzung wurde niedergehauen, diejenige des Schlosses vertheidigte sich. In Verbindung mit den katholischen Bürgern, drangen sie in die Häuser, plünderten die Protestanten und hieben sonderlich die Deutschen in Stücke. Manche warfen sie nackt auf die Straße, wo der Pöbel sie mit Keulen todt schlug. Man zermalmte die Leichname, und die Schweine verzehrten sie. Welche ekelhafte Scene! — Weiber wurden zerstückt, Kinder mit Säbeln in vier Stücke zerlegt. Die Feder entsinkt meinen Händen. Die Freude vollendete den Greuel.

Auf die Nachricht einer schwedischen Hülfe flohen die Ungeheuer mit Raub. Man verfolgte sie, aber ohne sie einzuholen. Graf Warsowitz, welcher im Schlosse commandirte, fiel sogleich mit seiner Besatzung aus, nachdem sie abgezogen waren. Er legte die Stadt und viele Dörfer in der Gegend in Asche. Vielleicht rächte er an Unschuldigen das Verbrechen der Strafbaren.

Die Pohlen, immer ganz richtig beflissen, den Schweden auszuweichen und ihren Rücken zu beunruhigen, zogen wieder nach der Wartha, als der König zu Thorn angekommen war. Wrangel zog ihnen nach; die Pohlen diesem mit fünfzehn tausend Mann unter dem thätigen Czarnezky entgegen. Bey Gnesen erfolgte ein Gefecht. Die Pohlen lagen in einem Walde versteckt. Das Gefecht dauerte vier Stunden; die Nacht trennte die Streitenden. Der Tag hatte den Sieg nicht entschieden.

Die Pohlen nahmen Bromberg ein, und säbelten alle Deutsche auch in der Gegend nieder. Die letztere war durch eine holländische Colonie bevölkert. Eben diese Grausamkeit wurde zu Lowicz gegen die schwedische Garnison, sogar die Kranken, verübt. Die Gefangenen brandmarkten sie an der Stirne. Es war entweder der Charakter der Zeiten, oder derjenige der Nation, daß man das Unglück des Krieges durch unnöthige Grausamkeit erschwerte.

Von Thorn zog der König nach Elbing, wo ihn die Königinn erwartete, welche aus Schweden angekommen war. Man muß gestehen, daß der Rückzug von Jaroslaw unweit den Quellen der Weichsel, bis nach Elbing, unweit ihrem Ausflusse, in weniger als zwey Monathen sehr beträchtlich war, und daß dieser leichte Krieg einer der wirksamsten seyn muß.

In Elbing machte der König seinem Verdrusse durch ein Manifest gegen die von ihm abgefallenen Pohlen Luft, welche er Rebellen nannte. Vorher hatte sie Johann Casimir also benannt. Siegreiche Rebellen hören aber auf es zu seyn, und bekümmern sich wenig um Manifeste.

Das Manifest war sehr merkwürdig. Der König von Schweden wußte vollkommen, daß man durch Theilen herrsche. Er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher einen rebellischen tödtete oder ihn lebendig der schwedischen Macht überlieferte, die Güter dieses Rebellen erhalten sollte. Es fehlte nur die Macht, die Belohnung zu realisiren; denn in Pohlen war seit dem Rückzuge eine andere entstanden, das Gegentheil zu thun. Die Versprechungen des Schwächern machen keinen Eindruck.

Etwas nicht sehr politisches, und welches man der Leidenschaft zuschreiben muß, war ein Aufruf an die Bauern, welcher eine allgemeine Ermordung der Edelleute zur Folge haben konnte, weil der große Haufe nie unterscheidet, und ein Mahl entfesselt, in seiner Wuth keine Gränzen kennt. Der König von Schweden gelobte jedem Bauer, welcher den Kopf eines rebellischen Edelmanns einliefern würde, die persönliche Freyheit, auch für seine Nachkommen an; ferner den freyen Besitz seines Guts, entzogen aller Dienstpflicht auf immer; und auch die Einkünfte des adelichen Guts, uneingedenk der Hinterlassenen, auf sechs Jahre. Einem jeden Bauer, der bey diesem Werke mithelfen würde, versprach er ebenfalls Befreyung von der grausamen Leibeigenschaft, und den freyen Genuß des Stück Landes, worauf er wohnte, ohne alle fernere Dienstpflicht.

Der König, den wahrscheinlich seine Wuth blendete, bedachte nicht, daß der Leibeigene seinen Zustand liebt, weil er durch ihn der lästigen Mühe des Selbstdenkens und Selbsthandelns überhoben wird; eine sorglose Hingebung, welche den zum Thiere herabgewürdigte, so wie der aus dem Thiere noch nicht entwickelte Mensch über alles liebt. Letzterer gehorcht der Impulsion der Natur, ersterer derjenigen seines Herrn.

Er bedachte nicht, daß Leute, die nicht lesen können, sein Manifest nicht lesen würden; daß es nur zur Kenntniß der einzigen Classe gelangte, welchen es den Untergang drohete. Da bey dem Adel die gesetzgebende Macht war, so gab der König zu erkennen, er wolle sich über diese erheben, sobald der Sieg ihm die Herrschaft erworben hätte; denn der Verfassung gemäß durfte er ohne den Adel, welcher ein gemeinschaftliches Interesse hatte, sie zu verhindern, nicht dergleichen Einrichtungen verfügen. Die ihm Ergebenen mußten also selbst durch die Mittel seine Gegner werden, welche er anwandte, diese zu sich zu bekehren.

Nach einigem Schriftwechsel mit der Stadt Danzig und einem kleinen Kriege um dieselbe, brach der König den 19. März mit seinen etwas erfrischten und ergänzten Völkern auf, den General Czarnezki zu suchen, dessen Geschicklichkeit stets seinen Aufenthalt verbarg. Man behauptete, er sey gegen Warschau gezogen, welches wirklich belagert wurde, und welches Wittenberg vertheidigte. Krakau war ebenfalls noch unter Würz von den Schweden besetzt; die Pohlen blokirten den Platz, die Schweden waren glücklich in ihren Ausfällen. Da der König von Pohlen Cosaken und Tatarn zur Hülfe gerufen hatte, so wurde das Land verheert. Der pohlnische Plan ging dahin, bey Krakau ein verschanztes Lager zu errichten. Der König und

Czarnezki, oder vielmehr Czarnezki und der König, sollten mit sammt der tatarischen Hülfe gegen den König von Schweden zu Felde liegen. Die Pohlen um Warschau waren stark 30,000 zu Pferde und 5000 zu Fuß, nebst einiger Artillerie. Nach mehrern fruchtlosen Stürmen mit Tapferkeit unternommen, wurden sie mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Sie kosteten den Pohlen fünftausend Mann. Durch einen Hauptsturm mit vierzigtausend eroberten sie die Vorstädte und die Außenwerke. Man kapitulirte, weil man sich nicht mehr vertheidigen konnte. Die Pohlen ließen die Besatzung gehen; behielten aber die vornehmsten Officiere, wahrscheinlich als Geißel, weil Carl Gustav seine Gegner für Rebellen erklärte.

Der Churfürst von Brandenburg schrieb an den König von Pohlen, um seinen Bund mit Schweden, oder vielmehr seine Huldigung dieser Krone, welche ein Abfall von Pohlen war, durch die Gewalt der Umstände zu rechtfertigen. Der König von Pohlen nannte dieß mit vieler Heftigkeit in seiner Antwort einen Verrath. Wir können nicht umhin, in dem Betragen des Churfürsten einige Geschicklichkeit zu entdecken; denn indem er die lange hergestammte Abhängigkeit zerriß, so konnte er leicht sich der neuen bey günstiger Gelegenheit entziehen, welche die Gewalt ihm nur aufgebürdet hatte; einziges Mittel, um zur Souverainität dieses Landes zu gelangen.

Der König von Schweden, weil er Hülfe brauchte, errichtete ganz auf gleichem Fuß zu Marienburg ein Bündniß mit dem Churfürsten, welches bewies, daß das Glück seinen Waffen entflohen war.

Der König und der Churfürst mit ihren Heeren rückten vereint bis zum Bug vor. Der Churfürst machte die Colonne zur Linken, der König zog zur Rechten. Drey Meilen trennten die Brandenburger von den Schweden.

Die Pohlen, denen es nie an Beurtheilung im Kriege gefehlt hat, wollten sich zwischen beyde Heere werfen. Sie gingen über den Bug bey Wiszkow; allein Carl Gustav, stets wachsam gegen einen Feind, welcher stets auf Überfälle sinnt, eilte ihnen mit 2000 Dragonern, damahls reitende Infanterie, und einigen Kanonen nach, weil sie seinem Lager schon vorbeygekommen waren. Die gut benachrichtigten Pohlen entgingen ihrem Untergange zwischen zwey feindlichen Haufen, und entkamen glücklich wieder über den Bug.

Sey es, um diese Kühnheit zu bestrafen, oder um eine Demonstration auf dem östlichen Ufer der Weichsel zu machen, weil er den Krieg auf das westliche verlegen wollte; der König ging mit der ganzen Armee über den Bug, welcher so wie die Weichsel sehr angeschwollen war. Man benachrichtigte ihn, die Pohlen wären auf die Nachricht seines Marsches sämmtlich über die Weichsel gegangen, und erwarteten ihn in einem verschanzten Lager bey Praga, gegenüber Warschau. Es wird gesagt der französische Gesandte beym Könige von Pohlen habe sich zum Churfürsten verfügt, und zuerst diese Nachricht gegeben.

Der König formirte die Schlachtordnung nach Gustav Adolphs Grundsätzen, und warf die feindlichen Vortruppen zurück. Gefangene sagten aus, die Pohlen wären zweymahlhunderttausend Mann stark; zwanzigtausend Tatarn wären so eben zu ihnen gestoßen. Die Schweden haben sie, nach der Zahl ihrer Fahnen berechnet, auf hundertfünfzigtausend Mann geschätzt. Das schwedische vereinte Heer betrug nur den fünften Theil dieser Zahl. Demungeachtet entschloß sich der König, die Schlacht zu wagen, weil Kühnheit und Geschicklichkeit die Zahl ersetzt, und weil ein Rückzug bey dieser Gelegenheit seinen Angelegenheiten, sehr nachtheilig gewesen wäre.

Am 28. July begann die berühmte Schlacht vor Warschau. Der König rückte bis innerhalb des Gesichts der pohlnischen Verschanzungen. Der Vortrupp scharmuzierte, die Pohlen kanonirten. Die Nacht machte beydem ein Ende.

Um drey Uhr den andern Morgen wurde wiederum kanonirt. Die Tatarn als geschickte Krieger, deren Eroberungen Europa in Zukunft vielleicht erliegen wird, hatten sich in der Nacht, bedeckt von einem Walde, um die schwedische Armee herumgezogen, und fielen mit Tagesanbruch im Rücken derselben die Reserve an, welche General Horn commandirte. Die Stärke der Gustavischen Linie, in welcher die Reiterey, sonst ein leichtes Spiel der Tatarn, stets durch die unter sie gestellten Schützen Pelotons beschützt wurde, die Stärke der mit Piken bewaffneten Fußvolks-Colonnen, konnte allein den wüthenden Angriffen der Tatarn widerstehen. Dennoch war die Gefahr des Einbrechens und folglich der Vernichtung der schwedischen Armee groß. Die Tatarn allein fochten im Rücken der schwedischen Armee an diesem Tage; die Pohlen begnügten sich, die Fronte zu kanoniren. Man bemerkte, daß die pohlnische Artillerie mehr Wirkung that, weil sie von zwey Höhen auf die Schweden herabschossen. Wahrscheinlich waren diese Höhen rasirend. Es ist leichter zu treffen, wenn man den ganzen Körper, vom Kopf bis zu Fuß, als wenn man nur den obern Theil desselben sieht.

Gegen Abend machte jedoch der König eine Bewegung mit seinem rechten Flügel, um die linke Flanke der Pohlen herum, ihnen in den Rücken; ein sehr kühnes Manöver, welches beym Mißlingen, die Weichsel und das vom Feinde besetzte Warschau im Rücken, keinen Rückzug übrig ließ. Die Pohlen selbst waren besorgt, von ihrer Hauptstadt und ihrem Hauptflusse abgeschnitten zu werden; sie verließen daher ihre Verschanzungen um so mehr, da der linke Flügel ihrer Gegner unter dem Churfürst von Brandenburg das Manöver unterstützend avancirte. Das Manöver war demjenigen bey Crefeld höchst ähnlich.

Der Rückzug der Pohlen geschah hinlänglich früh, um auf der Ebene sich wiederum aufzustellen und zu kanoniren. Es scheint, daß eine Partey Tatarn zwischen beyde Treffen auf dem linken Flügel oder zwischen beyde Corps mit ihren Speeren einliefen; denn dieß erhellet nicht deutlich aus den Nachrichten der Geschichtschreiber. Sie wurden aber umringt, und sämmtlich umgebracht.

Am Abend zog sich der König wiederum in seine vorige Stellung, weil er die neue zwischen der Weichsel und den Pohlen zu gewagt halten mochte. Die Pohlen nahmen wieder Besitz von ihren Verschanzungen. So endigte der zweyte Tag einer dreytägigen Schlacht.

Eine Umgehung der rechten Flanke der Pohlen entschied den Sieg der Schweden am dritten Tage. Die Armee marschirte mit linksum, wie die Preußen bey Kollin. Die Pohlen kamen heraus, um den Zug zu beunruhigen. Einige tausend warfen sich vorn in einen Wald, General Sparr trieb sie heraus. Die Kanonade der Pohlen beunruhigte nicht den Marsch. Es scheint, man antwortete darauf schwedischer Seits durch Batterien, wovon eine die andere ablöste. Sparr, während die übrigen links zogen, begnügte sich nicht mit der Eroberung

des Waldes; er setzte noch diejenige des verschanzten Berges hinzu. Das Geschütz in den Schanzen fiel ihm in die Hände. Er rollte damit die ganze Linie der Pohlen auf. Sie flohen in zerstreueten Haufen. Die Bagage und zehn Stück wurden die Beute der Sieger. So endete die Schlacht. Carl Gustav war dabey in großer Gefahr. Da er als Feldherr den Soldaten das Beyspiel gab, so mischte er sich am zweyten Tage unter die Tatarn. Einen Stoß mit einer Pike parirte er mit dem Degen. Einen Tatarn, der ihm in den Zügel griff, erschoß er mit dem Pistol.

Eine Schanze an der Weichselbrücke rettete die Pohlen. Sie wurde sogleich von den Siegern erstürmt. Die größte Zahl der Pohlen war aber schon hinüber, und verbrannte die Brücke. Der Rest wollte durch den Fluß schwimmen. Viele ersoffen, viele wurden im Wasser erschossen. Man machte nur achtzehn Gefangene; man rief: „Capitulation von Warschau," welche die Pohlen nicht gehalten hatten, wenn jemand um sein Leben bath. Immer ist es eine Freude für den Menschen, einen Vorwand zur Grausamkeit zu finden.

Die Kanonade der Schweden vertrieb die nun geschreckten Pohlen vom entgegengesetzten Ufer der Weichsel. Der König floh mit seiner Familie und seiner Armee aus seiner Hauptstadt, welche die Schweden besetzten. Man fand noch dreyßig Kanonen. Der Verlust der Schweden war sechs hundert, derjenige der Pohlen viertausend Mann. Die Pohlen wurden mit der Reiterey auf beyden Seiten der Weichsel verfolgt.

(Der Beschluß folgt.)

Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preußen.

Von Adam Müller.

Unter allen den zahlreichen Versuchen, das Andenken der unvergeßlichen Königinn von Preußen in Gedächtnißreden zu feyern, verdient diese kleine Schrift eine besondere Erwähnung; denn in ihr wird, wie in keiner andern, das eigenthümliche Verdienst der Verewigten, die Größe ihres Verlustes und die trostreiche Verherrlichung der Verklärten im Gedächtniß ihres Volks mit so viel Geist als Empfindung dargestellt, in einer würdevollen, zu dem hohen Gegenstande sich erhebenden Sprache, die man vollkommen angemessen finden würde, wenn sie nicht hin und wieder einen etwas zu metaphysischen Ton anstimmte. Wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen, da doch diese Gelegenheitsschrift sich nicht weit verbreiten wird, folgende Hauptstelle aus derselben hier mittheilen:

„Anspruchlos, in der eigenthümlichen Würde Ihres Geschlechts, und in den besondern Schranken desselben wie eingeboren, hat Sie zwölf Jahre hindurch unter gewaltigem Wechsel des Weltglücks den Thron dieses Reiches, den Sie nur zu schmücken berufen schien, tragen helfen. Ohne Eingriff in die besondern Geschäfte der Herrschaft, hat Sie unaufhörlich und mit unerschöpflicher, heiterer Füglichkeit des Geistes, die treue Seele Ihres königlichen Gemahls mit der treulosen Zeit versöhnt; ein von großem Verluste gebeugtes Volk und das sorgenvolle Herz eines väterlichen Königs hat Sie beruhigt: der Himmel war uns geneigt, denn er gönnte uns Ihre hoffnungsreiche Gegenwart; das Unvermeidliche war leicht verschmerzt, so lange uns das Unschätzbare verblieb. — Alle Herrschaft der Erde schwebt und schwankt zwischen zwey gleich mächtigen und doch tief verschiedenen Gestalten: ein Zeitalter erhebt die Macht des Armes und der Waffen; ein anderes die Macht des Herzens und der Liebe. Es gibt nur Eine Krone des Lebens und doch im Innern jenes Reichs, ja jedes einzelnen Menschen, zwey gleich unüberwindliche Prätendenten dieser untheilbaren Krone. Wir hatten vor sechszehn Jahren das seltene Schauspiel, beyde Mächte einen Bund mit einander schließen zu sehen; alle Gewohnheit, alle besondere Neigung unsers besondern Lebens hat sich angeschlossen an diesen Bund. Wir können uns die Herrschaft kaum anders denken, als in ihren beyden ewigen Grundgestalten. — Der sechszehnjährige Augenblick ist vergangen, und Sie ist hinweg genommen, wie Sie uns einst gegeben wurde, unerwartet, ohne unsre Besorgniß, wie einst ohne unser Verlangen. Eine langsame, im Lauf der Jahre abgedrungene Neigung hätte die Natur vielleicht sanft und allmählig im Laufe der Jahre wieder aufgelöst; das himmlisch Schöne aber kann sich nur verewigen, indem sie seine irdische Erscheinung verkürzt, indem sie es rasch hinweg hebt, und den verlassenen Menschen nöthigt, aus eigner Kraft und frey von aller widrigen Beziehung sich ein verklärtes Bild des Verschwundenen zu entwerfen. Darum wölken sich diese Dunkel des Todes vornehmlich um alle Schönheit der Erde; der Schmerz und das Entbehren muß die Sinne der Seele schärfen, damit sie das Verlorne noch inniger und selbstthätiger ergreifen lernen. — Hier ist nun endlich einmahl eine ganz allgemeine Empfindung des Schmerzes; wir haben viele Jahre gelebt, und doch ist dieses das erste Mahl, daß wir ein ganzes Volk wirklich in einem Gefühle beysammen sehn; Europa theilt unsre Bestürzung; und in ganz fremden Ländern, wo nur die Sage von Ihrer Schönheit hingedrungen, fühlt man, daß diese Erde ärmer ist, seitdem sie die Herrliche nicht mehr trägt — lange schwelgt solcher Schmerz, indem er die irdischen Überreste der Verewigten und das, was durch ihre Berührung geheiligt worden, verehrt, indem er die Lebenserscheinung aus dem zurück gebliebenen Staube wieder herzustellen unternimmt; aber da ihn der Tod überall von seinen Pforten, die er durchbrechen will, in das Leben zurück drängt, so muß er sich zuletzt gewöhnen, an die Verwandlung zu glauben, und die Verlorne in dem eignen, fortlebenden Herzen suchen."

„Aus dem vereinigten Schmerz eines ganzen Volkes entzündet sich verklärt, und doch treuer, als es je in Deiner Gegenwart empfunden worden, Dein Bild, unsterbliche Königinn! Was ist die Reihe von einzelnen glücklichen Augenblicken Deiner irdischen Erscheinung gegen den ganzen vollen Eindruck deines Wesens auf uns, nachdem nun die Jahre und alle feindselige Mächte dieser Erde ihr Recht verloren haben über Dich, nachdem es nun gewiß ist, daß durch die Gebrechlichkeit der Welt Du fleckenlos und siegreich hindurch gewandelt, und kein Pfeil Dich getroffen hat, als der Eine, himmlische, an dem Du verblutet bist! — Ja, noch immerfort und unzertrennlicher als je, tragen zwey Verbundene die Krone dieses Landes: die Strenge und das Gesetz herrschen nicht allein; auch die Sitte und die Liebe behaupten ihre Rechte. Da Sie die Erde zu verlassen schien, hat Sie die Bürger dieses

Staates bis auf den geringsten herab noch näher heran gehoben an das Herz Ihres königlichen Gemahls: sie sind Ihm theurer als je; denn Jeder trägt ein Kleinod in seinem Herzen, ein eigenthümliches Bild der himmlischen Frau, die, wie alles Vollendete und Schöne, kein Spiegel der Welt genügend darstellt, die nur in der tausendfältigen Betriebsamkeit liebender Herzen vollständig geschildert wird."

Emanuel von Portugall.

Der Prinz Emanuel von Portugall liebte in seinem sechszehnten Jahre, mit allem Ungestüme jugendlicher Heftigkeit, ein Hoffräulein aus einer alten und reichen adlichen Familie. Sein Bruder, der König Philipp V., der ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatte, ließ ihn zu sich kommen, und verwies ihm seine unberufene Liebeley sehr nachdrücklich. Der Prinz aber erklärte, daß er mit ganzer Seele an dem Fräulein hange, daß er ohne sie das Glück des Lebens nie genießen könne, und daß er fest entschlossen sey, sich mit ihr zu vermählen.

Der König gerieth über diese freymüthige und männliche Erklärung seines Bruders in solche Wuth, daß er ihm unter den härtesten und drohendsten Worten eine derbe Ohrfeige gab. Der Infant sagte mit einer Ruhe und Mäßigkeit, die man von seinem feurigen Temperament, und von seinem raschen Blute nicht hätte erwarten sollen: „Sire, Sie sind mein Bruder und mein König, und ich soll mich nicht an Ihnen vergreifen. Damit ich aber künftig nie vergesse, was ich dem Rechte der Erstgeburt schuldig bin, so sollen Sie mich in Ihrem Leben nicht wieder zu sehen bekommen." —

Der Prinz machte Anstalt, noch in derselben Nacht von Lissabon abzureisen; der König traf aber die strengsten und sichersten Maßregeln, dieß zu verhindern. Er vermochte den Ritter von Ribeira, sich in der Stille mit des Infanten Geliebten zu vermählen. Der Prinz schäumte vor Wuth, als er dieß hörte, eilte sogleich zu der Neuvermählten, fiel vor ihr auf die Kniee, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und wiederhohlte ihr die Versicherungen der feurigsten Liebe. Der neue Ehegemahl kam dazu, verbath sich für die Zukunft dergleichen Zudringlichkeiten, und beklagte sich beym Könige über die Kühnheit des Prinzen.

Der König befahl nun seinem Bruder, sich nach Holland zu begeben, wohin ihn ein verständiger Hofmeister, und eine glänzende Dienerschaft begleiten sollte. Der Prinz befolgte diesen Befehl, reisete aber nach einem zweywöchentlichen Aufenthalt in Holland nach Paris. Das fröhliche genußreiche Leben, die mannigfaltige Pracht dieser Hauptstadt der Welt, und besonders die gute Aufnahme, die er am Hofe fand, fesselten den jungen, leidenschaftlichen Prinzen so ganz, daß er darüber Geliebte, Bruder und Vaterland vergaß.

Der König Philipp war darüber im höchsten Grade entrüstet, und schrieb dem Infanten, daß er sich bey dem gänzlichen Verluste seiner Gnade sogleich nach Holland zurück begeben sollte. Der Prinz aber faßte einen andern Entschluß. Er bittet den portugiesischen Gesandten, mit ihm nach Versailles und Marly zu fahren, um ihm dort die königl. Schlösser zu zeigen. Der Gesandte erfüllt den Wunsch des Prinzen, der sein ganzes Gefolge mitnimmt. So wie sie von Marly zurück auf dem Markte von Versailles ankommen, befiehlt der Prinz dem Kutscher zu halten, und fragt: ob nicht einige Postchaisen bereit ständen. „Oui, Monseigneur, en voici quatre" — war die Antwort. C'est assez; sagte der Prinz, und stieg aus dem Wagen.

Der Gesandte, der Hofmeister, und das übrige Gefolge folgten dem Beyspiele des Prinzen, der sie mit einer freundlichen Miene also anredete: „Meine Herren, ich danke Ihnen herzlich für die viele Freundschaft, die Sie mir während meines Aufenthaltes in Paris erwiesen haben. Ich wünsche nichts mehr als recht bald Gelegenheit zu finden, mich Ihnen dankbar zu beweisen. Ich reise in diesem Augenblicke nach Wien zum Kaiser, um unter seinen Truppen gegen die Türken meine Kriegesschule zu machen. Ich denke, er wird mich gut aufnehmen, denn ich bin ja Geschwisterkind mit ihm. Sie, Herr Hofmeister, brauche ich künftig nicht mehr; ich bitte Sie, nach Lissabon zurück zu reisen, und dem König, meinem Bruder, meinen Entschluß mitzutheilen. Wenn Gott mir künftig Glück verleiht, so ist auch das Ihrige gemacht. Leben Sie alle recht wohl!"

Er rief nun zwey seiner Kammerdiener und einen Bedienten, der sein Liebling war, herbey, setzte sich mit ihnen in die Postchaisen, und reisete nach Wien, wo er sehr gut aufgenommen, und bey der Armee sogleich mit dem Charakter eines Generals angestellt wurde. Wie rühmlich er sich in den nachherigen Türkenkriegen ausgezeichnet hat, ist bekannt genug.

Miscellen.

Es gibt Einrichtungen, die, ob sie schon nicht nothwendig scheinen, doch sehr häufig und weit verbreitet sind. Bey mehrern Nationen auf den Inseln Ostindiens trifft man eine Verfassung an, welche der Feudalverfassung Europa's gleicht und in Afrika herrscht, unter den Bullamern am Sherbro eine Verbindung, die sowohl mit der Freymaurerey als mit dem heimlichen Gerichte Ähnlichkeit hat. Was ist nun die Ursache solcher ähnlichen Anstalten in ganz verschiedenen Himmelsstrichen und bey ganz verschiedenen Nationen? Das Bestreben, das Seine zu behaupten, und jedem sein Recht zuerkennen, ist in die menschliche Natur gewurzelt, und wenn gleiche Umstände, gleiche äußere Verhältnisse und Lagen bey Völkern zusammen treffen, welche noch so entfernt von einander sind, so müssen diese auch gleiche Anstalten bewirken; gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Der menschliche Geist wird blos durch die Verschiedenheit des Himmelsstriches, der Umgebungen und der Religion anders modificirt; von Natur gibt es keine so große Geistesverschiedenheit, als man in der Denkart und in der Gesinnung der verschiedenen Völker auf der Erde bemerkt.

Die geheime Verbindung, welche man bey den Bullamern am Sherbro findet, heißt Purrah und die Einrichtung derselben ist theils religiös, theils politisch. Mit der Freymaurerey hat sie darin Ähnlichkeit, daß keine Frauenzimmer in dieselbe aufgenommen werden, und daß sich die Mitglieder vermittelst eines Eides verbindlich machen müssen, Niemand die Geheimnisse zu entdecken und ihren Obern und Vorgesetzten einen schnellen und unbedingten Gehorsam zu leisten. Man nimmt Knaben von sieben bis acht Jahren auf, welche aber vielleicht so lange im Noviziat bleiben müssen, bis sie das gehörige Alter erreicht haben; mit

Gewißheit läßt sich hierüber nichts behaupten, weil es nicht nur äußerst schwer hält, deßhalb genaue Erkundigungen einzuziehen, sondern auch zu befürchten ist, daß man sich durch allzu vieles Nachfragen Gefahren aussetzt.

Wer in den Purrah tritt, der legt seinen vorigen Nahmen ab, und nimmt einen andern an; wer ein solches Mitglied bey seinem gewöhnlichen Nahmen nennen wollte, der würde Händel mit ihm bekommen. Die Gesellschaft hat ihr Oberhaupt, welches der oberste Purrahmann heißt, und dessen Befehlen alle untergeordnete Stellen und einzelne Mitglieder des Instituts unbedingt gehorchen müssen.

Die Mitglieder des Purrah halten ihre Zusammenkünfte an entlegenen Örtern mitten in der Nacht, ohne daß jemand das geringste davon erfährt. Begibt sich der Purrah in eine Stadt oder in ein Dorf, welches jederzeit auch des Nachts geschieht, so verkündigt er den Einwohnern seine Ankunft durch ein ganz entsetzliches Heulen und Schreyen; er erregt einen solchen fürchterlichen Lärm, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Wer nicht zu dieser Verbindung gehört, der ergreift sogleich die Flucht, und eilt nach Hause: denn jeder, der sich auf der Straße betreten ließe, oder eine Miene machte, zu sehen, was vorgeht, würde auf der Stelle umgebracht werden. Da man die Größe der weiblichen Neugierde kennt, die sich nicht leicht zurück halten läßt, so müssen die Weiber so lange in ihren Wohnungen bleiben, und in die Hände klatschen, als sich der Purrah im Orte aufhält.

Diese Gesellschaft macht es sich, wie das heimliche Gericht, zum angelegentlichsten Geschäfte, Verbrechen zu bestrafen, besonders Diebstahl und Zauberey, noch mehr aber die Widerspenstigkeit und den Ungehorsam seiner eigenen Mitglieder. Der Verbrecher wird so schnell, und so in der Stille mit dem Tode bestraft, daß man nie erfährt, wer es gethan hat; ja die Furcht vor dem Purrah geht so weit, daß man sich nicht einmahl darnach zu erkundigen getrauet.

Sind zwey benachbarte Völker mit einander im Kriege, und wünscht man diesem ein Ende zu machen, so droht man ihnen mit der Rache des Purrah, wofern sie die Feindseligkeiten nicht sogleich einstellen. Bisweilen wendet sich auch eine von den kriegführenden Parteyen heimlich an den Purrah und fodert ihn auf, die Mittelsperson zu machen, um ihre Streitigkeiten beyzulegen. Hierauf versammelt sich der Purrah in einem neutralen Bezirke, und sobald er beysammen ist, läßt er den kriegführenden Völkerschaften melden, daß er nicht zugeben könne, daß Menschen, die mit einander als Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, einander bekriegen, sich einander ihre Ländereyen verwüsten und ausplündern; daß es Zeit sey, diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen; daß der Purrah die Ursachen des Krieges untersuchen wolle, daß er verlange, daß dieser aufhöre, und daß er befehle, augenblicklich alle Feindseligkeiten einzustellen.

Sobald der Purrah versammelt ist, ist es jedem Krieger beyder kriegführenden Parteyen bey Todesstrafe verbothen, einen Tropfen Bluts zu vergießen. Auch hüthet man sich sorgfältig, dieß Gebothe zu verletzen. Der Purrah zieht nun alle nöthigen Erkundigungen ein, um zu erfahren, welche Völkerschaft die Ursache des Krieges ist. Zugleich ruft er auch so viele Bundeskrieger zusammen, als zur Vollziehung des zu fällenden Urtheiles nothwendig sind. Hat er endlich alles genau erwogen, so thut er den Ausspruch, und verurtheilt die schuldige Völkerschaft, zu einer viertägigen Plünderung.

Die Krieger, welche diesen Ausspruch vollziehen sollen, wählt man sämmtlich aus neutralen Bezirken; sie brechen des Nachts vom Versammlungsorte des Purrah auf. Alle sind verkleidet; das Gesicht ist mit einer häßlichen Maske bedeckt; sie sind mit brennenden Fackeln versehen, und mit Dolchen bewaffnet, theilen sich in Banden von 40, 50, 60, und treffen alle unerwartet und vor Tages Anbruch auf dem Gebiethe ein, das sie plündern sollen, und rufen unter einem fürchterlichen Geschrey den Beschluß des Purrah aus.

Bey der Annäherung dieser Urtheilsvollstrecker ergreift alles die Flucht; Alle retten sich in ihre Hütten, und wenn jemand auf dem Felde, auf der Straße oder sonst wo im Freyen ertappt wird, so wird er entweder getödtet, oder mit fortgeschleppt, und man hört nie etwas weiter von ihm.

Den Ertrag solcher Plünderungen theilt man in zwey Theile: den einen davon erhält der beleidigte Theil, den andern aber der Purrah, der ihn mit den Kriegern theilt, die seinen Ausspruch vollzogen haben.

Wenn eine Familie einer Völkerschaft, die dem Purrah unterworfen ist, zu mächtig und zu furchtbar wird, so versammelt sich der Purrah, und verurtheilt sie fast jedes Mahl zu einer unerwarteten Ausplünderung, welche des Nachts und zwar von maskirten und verkleideten Kriegern vollzogen wird. Leisten die Oberhäupter einer solchen Familie Widerstand, so werden sie getödtet oder weggeschleppt, und tief in einen der geheiligten und einsamen Wälder gebracht, wo sie der Purrah wegen ihrer Widerspenstigkeit richtet, und fast immer verschwinden sie auf ewig.

Man nimmt niemand in den Purrah auf, bis sich nicht zuvor einige seiner Freunde, die zu dieser Gesellschaft gehören, durch einen Eid verbindlich machen, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er die ihm anvertrauten Geheimnisse verräth, oder während der Aufnahme zurück tritt.

Der Purrah hat in jedem Bezirke, in dem er sich aufhält, seinen eigenen Wald, wo diejenigen, die in denselben treten wollen, hingebracht werden, und so lange sich aufhalten müssen, bis sie wirklich in diese Gesellschaft aufgenommen sind. Jeder Candidat muß sich an der Stelle aufhalten, die man ihm anweiset; mehrere Monathe lang muß er in einer Hütte ganz allein bleiben, wohin ihm maskirte Personen seine Nahrung bringen; er darf weder sprechen, noch sich aus der Umgebung entfernen, die ihm angewiesen ist; wagt er in dem Walde, der ihn umgibt, weiter zu gehen, so ist er des Todes. Nach einigen Monathen von Vorbereitungen wird er zu den Prüfungen zugelassen. Die letztern sollen, wie man allgemein sagt, schrecklich seyn; man macht von allen Elementen Gebrauch, um sich von seiner Entschlossenheit und seinem Muthe zu überzeugen. Man versichert, daß man sich bey diesen Mysterien gefesselter Löwen und Leoparden bediene; daß während der Zeit der Proben und der Einweihung die geheiligten Wälder von fürchterlichem Geheule ertönen; daß man darin in der Nacht große Feuer erblicke, die mit einem alles verheerenden Brande zu drohen scheinen u. s. w.

Hat der Candidat alle Proben überstanden, so läßt man ihn zur Einweihung zu. Vorhero aber muß er schwören, daß er alle Geheimnisse bey sich bewahren, und ohne Verzug die Aussprüche des Purrah vollziehen will. Verräth ein Mitglied dieses Bundes den Purrah, oder ist es empörisch gegen ihn, so ist er dem Tode geweihet, und dieser trifft ihn bisweilen mitten im Schooße seiner Familie. Wenn es der Strafbare am wenigsten erwartet, erscheint ein verkleideter, maskirter und bewaffneter Krieger, und sagt zu ihm: „Der Purrah schickt dir den Tod!" Bey diesen Worten weicht alles erschrocken zurück, niemand wagt den geringsten Widerstand zu leisten, und das unglückliche Schlachtopfer stürzt todt zur Erde.

Der Purrah ist meistens nur auf die Gegenden am Scherbro eingeschränkt; wenigstens erstreckt er sich nicht gegen Norden bis nach Sierraleone.

Die Furcht und der Schrecken, den dieser Bund unter den Völkern, wo er eingeführt ist, ja selbst unter den benachbarten Nationen verbreitet, geht über alle Beschreibung. Man kennt sein Daseyn, fühlt seine Wirkungen, aber seine Berathschlagungen und seine Entschlüsse sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. In Sierraleone haben die Neger eine gewaltige Furcht vor ihm; wenn man nur davon spricht, so wird ihnen sogleich angst und bange. Sie glauben, die Mitglieder des Purrah stehen sammt und sonders mit den bösen Geistern im Bündnisse, welche ihren Befehlen gehorchen müßten. Die Anzahl der Krieger, welche zum Purrah gehören, schätzt man über 6000.

.....

Vor der Vereinigung des ehemahligen Kirchenstaates und Hollands mit Frankreich, hatte dieses einen Flächenraum von 12.249 geographischen Geviertmeilen, seitdem aber durch den Kirchenstaat einen Zuwachs von 245, und durch Holland eine Vermehrung von 576 Geviertmeilen erhalten. Jetzt beträgt Frankreichs Arealgröße 13.160 Geviertmeilen. — Vorher betrug, nach dem Almanac impérial, Frankreichs Bevölkerung nur 38.000.000 Seelen; jetzt durch des alten Kirchenstaats Population mit 900.000, und durch die holländische mit 2.003.438 Seelen bereichert, beträgt sie beynahe 41 Millionen Seelen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 16. und Montag den 19. November 1810.

Mein Principium ist, nie zu sagen: diese Regierung ist gut oder schlecht, aber wohl, diese Regierung ist an ihrer rechten Stelle, an dem Ort, wo sie ist. Alle schlechten Regierungen sind es geworden nicht durch Verkehrtheit der ersten Einrichtung, sondern durch Ausartung der Gesetzgebung. Was viele von den Vorzügen eines Staates, wo alles gleich sey, schreiben, ist eine fanatische Schimäre, welche ihnen Rousseau beygebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit gröber und choquanter, als in den Popularstaaten. Nie hat eine wahre Demokratie länger als fünf Minuten bestanden.

Johann von Müller.

(138 und 139.)

Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbfleiß.

Von Georgius.

Eure Vorfahren, Ihr Deutschen, die Sachsen und die Angeln, besiegten die Britten; Eure Vorfahren, die Hanseaten, wurden die Handelssieger der Engländer.

Den Besiegten übergaben hierauf, freywillig, die Sieger ihre Waffen und wurden zu Besiegten.

Leichter, als sonst die Sachsen und Hanseaten die Engländer überwanden, siegten diese nun über Deutschland.

Nun schreyet, Ihr Deutschen, anstatt zu handeln; und siegen wollt Ihr durch Anklagen.

Schon lange habt Ihr, von einem Tage zum andern, und nur für den augenblicklichen Gewinn gelebt; — und nun erinnert Ihr Euch erst an Eure Armuth, weil Ihr von der Noth, oder vielmehr von Andern darauf aufmerksam gemacht werdet.

Sonst ist es ganz wider Eure Art, an die Zukunft zu denken; auch thut Ihr es jetzt nicht, sondern stimmet nur, nach Eurer charakteristischen Unart, das Fremde nachzusagen und nachzuahmen — darum seyd Ihr Euch selber fremd geworden — in Klagen ein, die, so gegründet sie auch seyn mögen, fast grundlos werden, wenn Ihr sie nur aussprecht.

Ihr habt bloß über Euch selbst zu klagen, damit Ihr wieder mit Euch selber vertraut werdet.

Sagt mir doch, wer an Eurer Verarmung Schuld ist? Ihr selber, sage ich.

Nicht durch fremdes Unglück muß Euer Glück kommen; Ihr selbst müßt es schaffen, und schnell und in jedem, im nächsten Augenblick!

Alle Verzögerung ist schädlich, weil sie innerlich, den Charakter, und äußerlich, den Wohlstand, zugleich vernichtet; — für Euch wäre sie jetzt tödtlich.

Ihr schreyet gegen England: es überschwemme Euch mit seinen Fabrikwaaren, und mache Euch arm.

Aber — könnte man Euch erwiedern — warum kauft Ihr denn so eifrig und gerne diese englischen Fabrikate? Etwa darum, weil sie vortrefflich oder besser als die Eurigen sind? —

Es scheint, der Schaden liegt tief, und Ihr mögt nicht darauf geführet werden, weil Ihr Euch scheuet, ihn zu besehen.

Ihr klagt an, um nicht angeklaget zu werden; aber Ihr vermöget nicht, die Schuld unsichtbar zu machen, die weniger auf dem übrigen Europa, als auf Deutschland haftet.

Führt Krieg! und führt ihn kräftig! aber auch, bevor Ihr dieß thut, wenn Ihr nicht ganz zu Grunde gehen wollt, einen in einer strengen Untersuchung gegen Euch selber.

Denn, wisset! die Schuld, von der alten Ehre abgewichen zu seyn, trifft kein Volk so, als Euch!

Die Ehre des Handwerks und die Ehrliebe des Handwerkers ist verloren gegangen, und aus Deutschland, wo sie geboren und ehemahls einheimisch war, schon längst nach England entflohen.

Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, die Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu seyn; Ihr verlernt beydes.

Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los, in dem, was Ihr machet, und auf Verdorbenheit in denen, die es machen. Sagt! hat noch jemand den Krieg gegen Privateigenthum so geführt, als Ihr? Weil die englischen Fabrikate den Vorzug erhalten, den sie zu verdienen suchen, beschuldiget Ihr England: es vernichtet Eure Industrie?

Wer waren denn die Vorgänger und Lehrer der Engländer in der Handlung, im Handwerk, in der Seefahrt und im Seerecht? —

Von den Hanseaten empfingen sie den Grundsatz, worauf sich ihre Handlung und ihr Seerecht gründen.

Im dreyzehnten Jahrhundert (in den Jahren 1237 und 1257) ließen sich die Hanseaten in England privilegiren: daß sie auf ihren Schiffen alle Waaren ihrer Heimath nach England, und aus diesem alle englische Waaren in jene führen dürften. Nach und nach eigneten sie sich durch diesen Grundsatz den Welthandel, obwohl vermittelst einer trüglichen Auslegung desselben zu, wodurch sie, als ihre eigene Waaren, alle fremde nach England, und alle englische Waaren, wiederum als eigene, allen andern Ländern zubrachten. Machte gleich der eigene Vortheil den Ausleger: so gewann doch dieser den Anschein der Rechtlichkeit dadurch; daß der hanseatische Bund in Nowogrod, Bergen, Brügge, London und an andern Orten seine Niederlagen, seinen eignen Markt und seine Verbündeten hatte, die das Bürgerrecht erwarben, und neben oder vor ihm eine völkerrechtliche Unabhängigkeit, wodurch sie überall unter eigener Verfassung und unter eigenen Gerichten lebten.

Dagegen durfte in dem Stammlande des Bundes, in Deutschland, — und auch hierin waren die Hanseaten Lehrer — jede Bundesstadt nur ihre eigenen Waaren ausführen; und jedes Fabrikat mußte da, wo es gemacht wurde, zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden.

Die Niederlage, welche die Deutschen in London hatten, die Guildhall, (das Compagnie- oder Hanse-Haus) hieß auch vorzugsweise der Stahlhof (Steelyard); und bis zum Anfange des 14 Jahrhunderts war ausschließend alle Wollenweberey in den Niederlanden und in Niederdeutschland zu finden. Eduard III. brachte sie von da erst nach England.

Die englische Compagnie der Merchants Adventurers (mercatores adventuratores), die ihre Niederlage in den Niederlanden und zuletzt besonders in Antwerpen hatte, und dadurch die Größe und den Handelsruhm dieser Stadt stiftete, war Anfangs bloß die Nachahmerinn, und dann die lange unterdrückte Nebenbuhlerinn der Hanseaten, bis diese nach und nach ihren, durch die Gunst der Umstände, auch durch Macht, und, wie erwähnt worden ist, durch eine halb trügliche und halb rechtliche Auslegung und Ausdehnung ihrer Privilegien gewonnenen Welt- und Alleinhandel verloren.

Dieser Rückblick auf einige Bruchstücke aus einer glücklicheren Vergangenheit, so überflüssig er erscheinen möchte, kann zur Belehrung, oder zur Beschämung, oder zur Anklage gegen die neuen Ankläger dienen.

Gebührt es sich, das zu verwerfen, was man, den ersten Grundsätzen nach, selber gestiftet hat? Mag es auch von andern ausgebildet, mögen — wie ja auch die Hanseaten in diesen, zum Untergang führenden Fehler verfielen — ihre Nachfolger zu Eroberern geworden seyn: so können die Deutschen nicht mit Recht über das klagen, was ihre Vorfahren in glücklichern Zeiten, und (weil eben das Glück keine Mäßigung kennt) ungemäßigt ausübten. Dagegen verdienen sie selber Vorwürfe, weil sie mit dem europäischen Alleinhandel, von dem sie nach und nach verdränget wurden, die Grundsätze ganz aufgaben, wodurch sie ihn erworben hatten. Wer könnte sie, wenn sie von Siegern nicht freywillig zu Sclaven sich erniedrigen wollten, zwingen, diesen Grundsätzen, weil sie nicht mehr täuschend Europa damit umstricken konnten, ganz und auch in Rücksicht ihres eigenen Vaterlandes zu entsagen? Wer könnte sie zwingen, geschehen zu lassen, daß ihnen jede Nation nicht bloß ihre eigenen, sondern fremde als eigene, Waaren zuführen, und daß sie wiederum deutsche, als eigene Waaren jeder andern Nation überbringen dürfte?

Das Räthsel der Welt bestehet jetzt in der doppelten Aufgabe das Neue zu thun, und das Alte nicht ganz zu verlassen.

Es wäre traurig, wenn eine Weltzerrüttende Begebenheit, wie es die Revolution war und ist, ohne wohlthätige Folgen bleiben könnte. Gleichwie die folgenden Jahrhunderte, welche die langen Schmerzen einer Revolution nicht mehr fühlen, sie antarktisch ihnen oder tadeln, so werden die größeren, zerstörenderen, aber kürzern Kriege der Revolution schneller das Anerkenntniß ihrer wohlthätigen oder übeln Folgen hervorbringen. Auch geschiehet dieß schon, nicht bloß in Frankreich, sondern in Italien, Neapel und Deutschland, durch Anwendung der Grundsätze, welche nach und nach von der Revolution und durch die Folgen derselben als gut oder böse bewährt worden sind; so, daß man wähnen könnte, Preußen z. B. habe in fünfzig Friedensjahren, bey dem alten bewundernden und verblendenden Wohlgefallen an seiner Verfassung, nicht zu so vielen und großen Verbesserungen gelangen können, als ihm zwey Unglücksjahre, während welcher die Noth das Verständniß eröffnete, verschafft haben.

Wer sich aber aus Noth, Einsicht oder Wahl in einen neuen Ideenkreis begibt, der gewinnt zwar eine neue Anhänglichkeit, kommt aber in Gefahr, das Andenken an das Alte zu sehr zu verlieren.

Deutschland! Dir gebührt das Verdienst der ruhigen, geduldigen Unterwerfung, die eine verschuldete ist, neben welchem Du Dir ein höheres und heilsames in Erforschung der Ursachen verschaffen kannst, die das verdiente Unglück herbey geführt haben.

Nur das Einzige kann Dich retten, daß Du von den Geburten der neuesten Zeit das, aber auch nur das anerkennest und annimmst, was Dir davon frommet, eingedenk bleibest Deiner größern Vorfahren, und wieder erweckest ihr Thun und ihr Bestreben.

Bey allen Deinen Jahrbüchern neuer Erfindungen, fehlt Dir daher das Einzige und Wichtigste, nähmlich das, welches in Dir das Andenken an die alten und an die Grundsätze Deiner Vorfahren erhält. Eben darum verließest ihr die ehrwürdige deutsche Verfassung, und, sobald Ihr dieß gethan hattet, mußtet Ihr — die ersten Stifter des europäischen und englischen Handelssystems — dieses selber aufgeben. Als die doppelte Ehre des Handwerks, für die, welche es trieben, und für die Art, wie es getrieben wurde, verloren gegangen war, kam es dahin, daß man von nichts, als von kleinlichem Eigennutz wissen konnte und wollte.

Wie die alte deutsche Ehre und Rechtlichkeit bey dem Handwerk, so ging sie auch bey der Handlung verloren, und diese versank zur wuchernden Krämerey. Dieser doppelte Verlust diente zum Vermittler für die Herrschaft der englischen Industrie und für den rechtmäßigen Vorzug ihrer Erzeugnisse; und eben so verhindert nun der blinde Haß und das Wehgeschrey über diese Herrschaft der Engländer die ruhige

Erforschung der Ursachen eines Unglücks, über das man sich so laut beklagt.

Mit dem Adel, den alle Stände — jeder nach seiner Weise — hatten, verloret Ihr nach und nach das anstellige Handwerkstalent, und wurdet zuletzt Mäkler der Engländer und zu Schleichhändlern mit ihren Waaren. Dahin gelangtet Ihr durch einen Rangstreit tiefer Erniedrigung, in welchem Ihr einander zu übertreffen, und der eine den andern zu überwinden suchtet, an Erfindsamkeit der Mittel zu diesem zerstörenden Zweck. Alle Künste des Betrugs und des mühsamsten Nachdenkens wurden angewandt, um den Fabricaten etwas an innerem Werth zu nehmen, und dagegen an äußerem Scheine zuzusetzen. Wie hier gespannt, gereckt und gestreckt wurde, um die äußere und scheinbare Größe beyzubehalten, wenn der innere Gehalt vermindert, und Gold in Semilor verwandelt war! Alle, welche das deutsche Fabrikwesen kennen, werden wissen, welche, oft teüglichen Mittel sich ein Fabrikant neben dem andern erlaubte, um sich einen bedeutendern Absatz zu verschaffen, oder die Abkäufer eines andern an sich zu locken. Ein neuer Fabrikant suchte dadurch in die Reihe der älteren gewinnend zu treten, daß er wohlfeiler, als diese, verkaufte, die bald gezwungen wurden, wenigstens nachzufolgen; oft auch zu übertreffen suchten. Diese feindseligen Bemühungen dauerten, bis wiederum ein neuer Fabrikant als gemeinschaftlicher Feind aller älteren auftrat, und zu neuem Wettstreite Anlaß gab. Bey solchem niedrigen und erniedrigenden Wetteifer fing einer nach dem andern an, bald hier einen Faden, bald dort eine Masche, bald hier von der Länge, bald dort von der Breite und Weite ꝛc., immer vom innern Gehalt etwas abzuziehen; weil jeder den vorigen Gewinn, so viel möglich, erhalten, und durch Ersparung des innern Werths die Mittel zur vermehrten Wohlfeilheit erlangen wollte. Daher konnte es in Deutschland nie zu so großen Unternehmungen, als in England, kommen. Dieses Spiel gegenseitiger Gewinnsucht, ob es wohl nie aufhörte, ging unter den Fabrikanten von neuem an, wenn irgend einer eine neue, gewinnreiche Erfindung gemacht hatte. Die Messen, welche sonst für die Industrie eine so große Unterstützung waren, dienten nun zur beschleunigten Beförderung dieses Glücksspiels, das schnell bis auf den höchsten Punct sowohl der Wohlfeilheit als Schlechtigkeit der Waaren getrieben wurde. Es zog die Verarmung und die kümmerliche, mühselige Existenz derer nach sich, die in den Fabriken arbeiteten. Je mehr nähmlich der Preis ihrer Producte fiel, desto mehr mußte täglich der Arbeitslohn vermindert, und die, welche ihn empfingen, verleitet werden, durch alle Arten des erfinderischen Betrugs, und durch — für ihre eigene Rechnung vorgenommene — Verminderung des innern Werths der Fabrikate sich zu retten und zu rächen, und sogar die natürlichen und erbitterten Feinde jeder Fabrik und Manufacturanstalt zu werden.

Zugleich nahm, um diesen trostlosen Zustand auf alle Weise zu vergrößern, die Theurung der Lebensmittel aus doppelter Ursache zu.

Erstens durch die Engländer, welche das Getreide nach den englischen hohen Marktpreisen zwar einkauften, aber dadurch auch einen Reiz zur Verbesserung der Agricultur und eine Entschädigung für den allmähligen Untergang der Fabriken und ein Gegengewicht gegen die sittliche Verdorbenheit gaben, die daraus entsprang. Der vermehrte Ackerbau hielt nähmlich die Verarmung auf und führte, wie alles, was zum Ackerbau zurück führt, zur Sittlichkeit zurück.

Zweytens vermehrte sich in vielen Staaten selbst die Theurung, indem nähmlich große Summen Papiergeldes in Circulation gesetzt werden mußten.

Das Papiergeld vermehret in demselben Grade den Preis aller Lebensmittel, wie dadurch die circulirende Geldmasse so lange vermehrt wird, als das öffentliche Zutrauen dem Papier leichtlich den Werth des Metallgeldes beylegt, und glaubt, dieses sey in so großer Menge vorhanden, daß das repräsentirende Papiergeld in jedem Augenblicke realisirt werden könne.

Gleichwie die, aus den Verhältnissen zu dem Auslande entspringende Steigerung der Getreide-Preise die Geldmasse und den Reiz zur Agricultur vermehrt: so vermindert das Papiergeld diesen Reiz, indem in demselben Verhältnisse das Getreide theurer werden muß, als Papier- zum Metall-Gelde gefüget wird, und beydes vereinigt die circulirende, auf einmahl vermehrte Geldmenge, mithin, ohne erhöhte Cultur, ohne vermehrten Fleiß und Ertrag, der Gewinn des Ackerbaues steigen muß. Demnach wurde von den zweyerley Antrieben zur steigenden Theurung der Lebensmittel, der natürliche und glückliche von den Engländern gegeben, welche sowohl unmittelbar die Länder, aus welchen sie Getreide bezogen, als mittelbar alle andere zu vermehrter Agricultur reizten.

In Fabrikländern erzeugte sich also aus dieser doppelten Ursache zur Theurung, und aus der Politik des Fabrikwesens eine dreyfache Ursache zur Verarmung und Herabwürdigung der Fabrikarbeiter.

In jedem Fabrikande werden, wenn auch nicht alle, doch wenigstens zwey dieser Ursachen vorhanden seyn, z. B. die Schlesischen, an Grund und Boden (in Rücksicht des Materials und der Verarbeitung desselben) gebundenen Leinenfabriken hatten vor dem Kriege den Charakter solcher Politik noch nicht oder nicht in dem Grade, als andere deutsche Fabriken, angenommen; aber die Theurung, und die Noth und Verarmung der Fabrikarbeiter nahm allmählig zu, welche zum Theil von England, noch mehr aber dadurch gestiftet wurde, daß für fünf und zwanzig Millionen Thaler Pfandbriefe (bloß in Schlesien) in die Circulation geworfen wurden.*)

*) Wenn in England ein Mann, wie der Kaufmann Büsching in Berlin, — welcher die erste Idee der schlesischen Pfandbriefe in einem, im Jahr 1787, Friedrich II. überreichten Plane angab, von den Ereignissen der Zeit in allen seinen Andeutungen nach vierzig Jahren (1807) so bewähret worden wäre: so würde er, wahrscheinlich von dem Augenblick an, wo er seinen Plan entwarf, wenigstens seit dem Zeitpuncte, wo ihn die Ereignisse gepriesen haben, unvergessen und berühmt seyn. In Deutschland ist es nicht so. In dem erwähnten Plane (Schlesische Provinzialblätter von 1799, Märzstück) sagt er: „Es ist gar keine Kunst, durch diesen Plan die Grundstücke im Werth mehr als fünfzig Procent steigen zu machen; dieses aber ist eben so unglücklich für das Land, als der Verfall der Grundstücke selbst."

Ferner: „Es ist die größte Finanze, die in einem Staate absolut muß observiret werden, daß Geld, Grundstück und Waaren gegen einander in einem billigen und verhältnißmäßigen Werth

In Sachsen war, neben der, durch England gestifteten und bloß mittelbar aus der großen Masse des Papiergeldes aller deutschen Länder entspringenden Theurung der Lebensmittel, größten Theils und besonders bey den einheimisch gewordenen Baumwollen-Manufacturen der Grundsatz angenommen worden, anstatt nach der höchsten Güte, nach der höchsten Wohlfeilheit der Waaren zu streben. Auf die eine oder auf die andere Weise werden sich Beyspiele aus allen deutschen Fabrikländern anführen lassen, so wie im Gegentheil einzelne Exempel — wohin die Fabriken der Brüdergemeinden und die gehören, welche nach ähnlichen Grundsätzen handeln — beweisen, daß, mitten unter dem allgemeinen Verderbniß, die entgegengesetzte Tendenz, obwohl unter großen Kämpfen, sich rühmlich behaupten könne.*)

Wenn nun (wie es scheint oder die Erfahrung beweiset) auch mitten im Kriege wider England, die Zufuhr englischer und auch anderer ausländischer Fabrikate immer reitzender und für Wucherer und Krämer immer gewinnreicher wurde: so mochte auch im Kriege der Grundsatz der Schlechtigkeit und größten Wohlfeilheit der einheimischen Manufactur- und Fabrikwaaren bis zu seinem höchsten und letzten Extreme befördert werden.

Kriege verlangen Opfer, die nicht mit Anweisungen auf Geld, sondern nur mit diesem zu bringen sind. Er, wie jedes Landesunglück, vermindert in ganz Deutschland die Masse des baaren Geldes, und eben darum zeitweise das Zutrauen zu allen Zeichen, die es repräsentiren.

Wie die nordischen Meere, alle Anfurthen versandend und unzugänglich machend, zurück weichen: so ziehet sich der Strom, der englischen Ausfuhr des Getreides und der Naturproducte — wahrscheinlich auf sehr lange *) — zurück.

(Der Beschluß folgt.)

erhalten werden, sonst zerfällt die beste Einrichtung und ruinirt sich Eins mit dem Andern."

„Es ist eine sichere und unumstößliche Regel, daß man niemahls eine Sache (nähmlich die Pfandbriefe) einrichten muß, wenn sie zum Wohl des ganzen Staats sonst reussiren soll: daß man für Überfluß sorgt, auch nicht weniger auf den Abfluß Bedacht genommen wird, sonst kommt das baare Geld außer seinen Werth."

„Wollte man nun diese Pfandbriefe successive auf eine solide Art wieder aus der Welt haben, welches nach der Politique absolument nothwendig ist: so wäre zugleich dieser Satz zu nehmen, daß es keinem Capitalisten erlaubt wäre, auf die ersten Hypotheken der Landgüter mehr, als vier Procent Zinsen zu nehmen." (Er hatte nähmlich vorgeschlagen, daß die Schuldner an die General-Hypotheken-Casse, welche die Pfandbriefe ausgeben sollte, vier und ein halb oder fünf Procent entrichten sollten.)

*) Es sollten alle die, welche Kenntniß davon haben, aus allen deutschen Ländern solche Beyspiele bekannt machen, damit die Regierungen belehret würden, wohin sie ihre Aufmerksamkeit zu richten hätten.

Wie überhaupt an Gebirgen die höhere Industrie zu finden ist, und wie in Schlesien, am Riesengebirge, diesseits des Erzgebirges ꝛc. die Linnen-Manufaktur an Grund und Boden gebunden sind: so sind es zum Beyspiel am Erz- und Fichtelgebirge die Baumwollen-Fabriken; und mitten unter der Verdorbenheit, welche über viele deutsche Fabriken gekommen ist, sollte angedeutet werden, wie hier und da, z. B. in Chemnitz, Eberdorf, Plauen, Zeulenroda, Hof u. s. w. sich einzelne rühmliche Ausnahmen ereignet haben. Diese sollten eben so aus andern Gegenden, z. B. Augsburg, Elberfeld, Iserlohe, in Hamburg (in Zucker) u. s. w. gesammelt werden, wodurch der Grundton des Verderbens vernehmlicher werden würde.

*) So bedarf England fast keines ausländischen Getreides mehr, seit es das Branntweinbrennen eingestellt hat, und seinen Zuckerüberfluß zu Rum verwendet, und dadurch die Zuckerpreise auf immer steigert.

Carl Gustav, König von Schweden.

(Beschluß.)

Aus Krakau, welches die Pohlen noch immer blockirten, machte der schwedische General Würz einen glücklichen Ausfall. Nur Czarnezki trübte die Freude des Sieges. In den letzten Tagen des July legte er sich bey Lowiz in einen Hinterhalt. Ein Detaschement von tausend Reitern und fünfhundert Dragonern wurde gegen ihn abgeschickt. Diese Reiterey ging in den Wald; Czarnezky umringte sie; nur drey und dreyßig entkamen; der Rest fand den Tod. Czarnezky säbelte gleich darauf zwey andere schwedische Parteyen nieder; er, welcher allenthalben war, und sich gleichsam vervielfältigte. Erst eine Verstärkung von einigen hundert zu Pferde und zu Fuß, welche unter einem Obersten Krakau suchen sollten; zweytens der Graf Wrsowitz mit fünfzehnhundert Mann, welcher die Stadt Kalisch, belagert von den Pohlen, entsetzen sollte. Dieser wurde zwischen Posen und Kalisch überfallen, umringt, niedergemacht, er selbst erschlagen. Ganziewsky schlug sogar neun Regimenter, fünf brandenburgische, vier schwedische, in Litthauen an der preußischen Gränze aus dem Felde. Sie verloren ihr Geschütz und einige hundert Mann.

Der König von Pohlen sammelte bey Lublin wiederum ein Heer von vierzig tausend Mann, zwanzig tausend desselben waren Tartarn. Seine Absicht war, nach Preußen zu gehen, um Danzig zu entsetzen. Die Danziger rüsteten etwas aus, ihm entgegen zu kommen.

Sein Zug, vielleicht gedacht, war sogleich siegreich. Lowiez und Conim wurden mit Sturm eingenommen. Gewöhnlich verbrannten die Schweden die Stadt, um das Schloß zu vertheidigen; gewöhnlich hieben die Pohlen die Einwohner, absonderlich die Juden, in Stücken, zwey Gewohnheiten, welche nicht geeignet sind, ein Land in Aufnahme zu bringen.

Warschau wurde von den Schweden geräumt, die Werke geschleift. Kalisch wurde ebenfalls zufolge des Sieges des Generals Czarnezky über Graf Wrsowitz, übergeben. Der Zug Johann Casimir nach Danzig wurde durch eine Kette von Siegen, sein Einzug in die dankbare Stadt durch einen Triumph verherrlicht. Seine mitgebrachte Armee von zwölf tausend Mann umschanzte das Dorf Langenau bey Danzig.

Der König von Schweden rückte gegen sie an, und sogleich zogen sie ab. Ihren König ließen sie in der Stadt. Czarnezky

---

Anmerk. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß dieser, mit und neben seinen Einseitigkeiten, doch als Organ der Zeit und in dieser Beziehung sehr interessante Aufsatz, ganz vorzüglich und fast ausschließend das nördliche und Mitteldeutschland betrifft. Der Einfluß des nun schon achtzehnjährigen (1792—1810) Seekrieges auf den Handelsverkehr, Gewerbfleiß und vorzüglich Transit in Österreich (das schon unter Joseph allen fremden Waaren Fehde gebothen hat und daher gar nicht im Gesichtspuncte dieses Aufsatzes liegen konnte) gibt gewiß eine staatswirthschaftlich und geschichtlich gleich denkwürdige Aufgabe. Schemmerl (Vaterländische Blätter und aus ihnen dieses Archiv Nr. 110.) Prechtl (über Triest) und zum Theil auch Herrevizky haben bereits treffliche Prolegomena geliefert.

zog sie an sich nach Conitz. Hier beging er seinen ersten Fehler, und der König von Schweden vernichtete hier eine seiner glänzendsten Thaten. Er überfiel vier Quartiere des wachsamen Czarnezky, und richtete einige tausend Mann der pohlnischen Armee zu Grunde. Auf diese Siege folgte, als Verbothe derjenigen des Jahres, die Übergabe von Conitz am ersten Januar 1657.

Czarnezky rieth seinem Könige Danzig zu verlassen und sich in seiner Armee zu zeigen. Die Anwesenheit des Sinnbildes der öffentlichen Autorität werde den pohlnischen Adel wiederum mit neuem Muthe beleben; mehrere Tausende würden sich unter seinem Panier versammeln. Dieser König aber beschäftigte sich zu Danzig mit der Verheerung seines Landes. Aus dem Lager bey Langenau schickte er Parteyen ab, welche allenthalben alles verwüsteten. Czarnezky zog über die Weichsel, weil er sich auf der andren Seite des Flusses nicht halten konnte. Nach mehrern obscuren Grausamkeiten, von beyden Seiten verübt, von beyden Seiten bestraft, Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht, Gurgelabschneiden, welche der Natur so geläufige Verrichtungen zu seyn scheinen, allenthalben, wo diese Natur sich selbst überlassen bleibt, drang Czarnezky mit einem zusammengerafften Haufen bis Danzig vor, in der Absicht, seinen König aus einer Stadt zu entführen, deren Gastfreyheit die geliebte Unthätigkeit dem Monarchen noch werther machte. Den Marsch mit diesem Könige ließ er durch einen falschen Angriff auf den König von Schweden bey Marienburg decken.

Der Einbruch des Fürsten Rakozy von Siebenbürgen vollendete die Verwirrung in Pohlen. Der erste Erfolg war die Aufhebung der Blokade von Krakau, welches Würz, wie er sagte, nicht eher übergeben wollte, bis eine Maus einen Ducaten kosten würde. Es gab nun in Pohlen eine moscowitische, eine schwedische, eine siebenbürgische und eine pohlnische Partey. Bey einem sinnlichen Volke muß der Wechsel der Parteyen sehr schnell seyn, weil es der Sinnlichkeit — Rohr vom Winde bewegt — an haltbaren Principien fehlt.

Da der König von Schweden die Stadt Danzig nicht verbrennen konnte, so versuchte er es, sie zu ersäufen. Es wurde ein Damm der Weichsel durchstochen in einer Gegend, da das Wasser überhöhet, weil das Land ihm abgenommen ist. Zwey Gräben und eine Mühle, welche die Danziger sogleich anfertigen ließen, leiteten die Überschwemmung wieder in die Weichsel, so daß die Absicht zugleich auch die Handlung blieb. Die Pest schien aber ein mehr wirksamer Bundesgenosse wie das Wasser, denn die halbe Stadt starb daran. Man mußte die Steuern mit Hausrath bezahlen, weil man kein Geld hatte. Dieser Hausrath wurde mit Gewalt unter der Fahne des Magistrats, welche den Raub sanctionirte, weggenommen; ein Beweis, daß eine merkantilische Oligarchie die härteste aller Regierungen ist.

Es war nun die Sorge des Königs von Schweden, mit dem Fürst Rakozy sich zu vereinigen, Pohlen zu durchschneiden, damit der westliche Theil unterworfen würde. Die Zusammenstoßung geschah bey Iwaniska. Sie wurde durch ein Freudenfeuer gefeyert, welches durch das Versehen eines Soldaten, der eine Kugel in den Lauf steckte, den Prinzen Adolph von Nassau in den Staub streckte.

Ich erwähne nicht eines Krieges der Moscowiter gegen die Schweden in Liefland und Litthauen, weil dessen Begebenheiten das menschliche Herz schänden, ohne den menschlichen Verstand zu ehren. Alles was die Grausamkeit lasterhafter und stupider Barbaren Verfluchtes zum Vorschein bringen kann, wurde von den Moscowitern verübt. Indessen wurden die Russen von den Schweden vernichtet, und ihr Czar kam allein wieder nach Hause.

Nur Dänemark machte aus Eifersucht dem König von Schweden eine gefährliche Diversion. Ich glaube, Carl Gustav wünschte sie, weil ihn der kleine Krieg mit den Pohlen, dieser stete Wechsel gegenseitiger Verwüstungen, ermüden mochte. Hier hatte er Gelegenheit mehr sichere Eroberungen von Dänemark zu erhalten, und diejenigen in Pohlen mit Anstand zu verlassen.

Der König von Dänemark rief die Aristokraten seines Landes zusammen, weil er zu seinen Rüstungen Geld brauchte. Es wurde ihm hinlänglich bewilligt. Die Pohlen rühmten sogleich die Wichtigkeit der dänischen Hülfe. Es seyen wenigstens dreyßig tausend Mann und dreyßig Stücke, ferner eine mächtige Flotte. Ehe aber Carl Gustav die Pohlen los ließ, um die Dänen anzugreifen, versuchte er es, die Danziger auf das empfindlichste zu strafen, und sie desjenigen zu berauben, was Leute, wie sie, einzig und allein nur schätzen, nähmlich ihres Handels, folglich ihres Geldes. Es wollte die Weichsel zudämmen, und den Fluß zwingen, dem frischen Haf und nicht der Stadt Danzig seine befeuchtenden Fluthen zu schenken. Es wurden zehn Schiffe mit Steinen in den Fluß gesenkt, worauf die Danziger die Holländer auf ihre Seite brachten, und das Unternehmen für dieses Mahl durch Mittel hintertrieben, von welchen die Geschichte schweigt.

Es liegt uns hier nicht ob, den Zwist der Dänen mit den Schweden aus einander zu setzen, weil das wahre Interesse unter falschen Beschwerden verborgen wurde. Allein das Resultat müssen wir andeuten, weil es zur Entwickelung dieser Feldzüge gehört. Dänemark schützte Beleidigungen vor, um seine Eifersucht zu bemänteln, und der Neid erborgte die Sprache der Gerechtigkeit.

Der König von Dänemark wählte den Vertheidigungskrieg, weil er zum Angriff zu schwach sich hielt. Seine Armee bestand aus ein und zwanzig tausend Mann. Die erste Feindseligkeit war die Besetzung des Herzogthums Bremen. Ein anderer Theil dieser Armee blieb bey Itzehoe im Holsteinischen, unter den Befehlen des Generals Ranzau. Auf diese Nachricht verließ der König von Schweden Preußen und Pohlen und zog nach Stettin.

Zu Demmin musterte er seine Armee, und fand sie stark neun tausend zu Pferde und vier tausend zu Fuß. Das Theatrum Europaeum nennt sowohl Officiere als Gemeine ein schwarzes schmutziges Volk, welches sehr begierig nach neuen Quartieren gewesen sey; wahrscheinlich weil in den alten nichts mehr zu nehmen war. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte die Avant-Garde; der Feldmarschall Gustav Wrangel befehligte den Haupttrupp.

Der König von Dänemark war mit seiner Flotte nach Danzig gesegelt. Wahrscheinlich wünschte er den Krieg mit den Schweden bloß in Preußen zu führen, und glaubte, der König von Schweden werde thun, was der König von Dänemark wünsche. Als er aber den schnellen Marsch Carl Gustavs längs der Seeküste nach Holstein erfuhr, segelte er so geschwind,

als die Winde es gestatteten, nach dem Sunde zurück. Unterwegs ließ er in der Insel Rügen einige Mannschaft aussteigen, welche ein Hühnerhaus und zwey Kirchen ausplünderten.

Bey der Ankunft der schwedischen Armee zu Möllen und Ratzeburg im Lauenburgischen verließen die Dänen, bestürzt über eine so plötzliche Erscheinung, das Herzogthum Bremen. Der König war von Stralsund bis Möllen in sechs Tagen marschirt. Es nahm das Lager bey Ottensen; nach Bremen detaschirte er mit 1800 Mann den General Wrangel, welcher das Land sich unterwarf. Der Feldzug gegen die Dänen war nur ein schneller Marsch, auf dem man den Feind vor sich her trieb. Bey Friedrichs-Odde endigte der Zug, weil das Meer ihm Gränzen setzte.

Mit Schiffen versehen wäre Carl Gustav sogleich vor Kopenhagen erschienen. Der König von Dänemark glaubte — gleich andern Monarchen, wenn sie keine Armee mehr hatten — seine persönliche Gegenwart sey allein ein Heer, und reisete nach Friedrichs-Odde. Er fand von seinem Heere nur noch sechs tausend Mann; die übrigen waren zersprengt oder gefangen; drey Provinzen verloren.

Seine Bauern in Schleswig, Holstein und Jütland waren bessere Krieger wie seine Soldaten. Sie fingen im Rücken der Armee die Zufuhren auf und überwältigten die Parteyen. Von ihrer Art im Gebüsch Krieg zu führen, nannte man sie Schnaphähne. Eine Diversion in Pommern und Preußen, welche den König von Schweden nach diesen Ländern abrief, belebte mehr die Hoffnung des Königs von Dänemark, als eine unentschiedene Kanonade seiner Flotte mit der Schwedischen und einige Succesſe in Schonen ihn tröſteten.

Die Schweden aber, in Abwesenheit ihres Königs, standen ruhig in einem verschanzten Lager vor Friedrichs-Odde und benutzten diese Ruhe durch fleißiges Einsammeln und Contributionen. Ihre Generale theilten unter einander die drey eroberten Provinzen, um die Ernte zu erleichtern und zu vermehren.

Da Friedrichs-Odde zur See nicht blokirt war, so konnte nur ein Sturm die Schweden zum Besitz dieser Festung führen. Carl Gustav, dessen Abwesenheit die Dänen einschläferte, schickte dazu aus Wismar den Befehl und die Disposition an Gustav Wrangel, welcher die Armee commandirte. Der König hatte die Höhe des Walles und die Tiefe des Grabens durch Officiere erkundigen lassen, welche in der Nacht an die Festung krochen.

Man formirte drey Attaken. Diejenige des rechten Flügels führte der Marschall Wrangel selbst, gegen zwey dem Wasser zunächst gelegenen Bastionen. Der Fürst Anhalt wurde mit Cavallerie beordert, da das Wasser untief war, die in dasselbe gepflanzten Pallisaden zu umreiten und der Festung in den Rücken zu kommen. De la Gardie führte die mittlere Colonne, und General Beans die dritte, welche aus Reiterey bestand. Abgesessene Reiter sollten das Thor sprengen. Die Nacht verbarg die Anordnung; die Truppen erwarteten mit Ungeduld den Morgen zur Ausführung. Ein Haus in Flammen gab das Signal.

Die Spitze jeder Colonne machten Zimmerleute mit Äxten. Sie bahnten den Weg durch die Pallisaden. Ihnen folgte ein Capitain mit fünfzig ausgesuchten Kerlen zum besteigen der Bastione. Prinz Anhalt ritt durch die See, als aber das Wasser zu tief wurde, mußte er näher am Ufer durch abgesessene Reiter Pallisaden weghauen lassen. Er fand am Ufer eine Brigade dänische Infanterie, die er niederreiten ließ. Dieser vortrefflichen Disposition und dieser tapfern Ausführung muß man hauptsächlich den Erfolg zuschreiben. Der Wall wurde erstiegen. Den mehresten Widerstand fand die Reiterey des linken Flügels, weil das Thor nicht sogleich gesprengt wurde. Der Rest der Besatzung flüchtete nach einer kleinen Verschanzung. Er mußte sich ergeben, weil die Winde keine schnelle Abfahrt nach Fühnen gestatteten.

Da Wismar im Mittelpunct seiner schwedischen und pohinischen Angelegenheiten lag, so blieb der König von Schweden bis im Januar 1658 in diesem Ort, und beschäftigte sich mit Unterhandlungen. Kaum war der Belt, welcher die dänischen Inseln vor seiner Eroberung schützte, mit Eis belegt, so wurde die Jahrszeit der Ruhe diejenige seiner kriegerischen Thätigkeit. Er zog seine Armee Fühnen gegenüber zwischen Hadersleben und Colding zusammen. Er selbst ließ das Eis recognosciren, und am 30. Januar geschah der Übergang.

Die Insel Bromsoe war der Sammelplatz. Man ging über, da wo das Wasser am breitesten war, weil die Breite die Schnelle des Stroms verminderte; folglich die Dicke des Eises vermehrte. Einige Compagnien versanken jedoch in Gegenwart des Königs. Ein Oberst der Dänen, Genß, lieferte den Ankommenden ein hitziges Treffen, er wurde aber durch ein Manöver des Königs in seinem Rücken umringt und mit seinem Corps gefangen. Die Macht der Dänen in diesem Treffen betrug fünftausend Mann, diejenige der Schweden zwey tausend. Sechzig Kanonen wurden erobert. Die Beute war sehr groß, weil man viele Güter aus den eroberten Provinzen nach der Insel Fühnen geflüchtet hatte. Die Magazine waren gefüllt. Einige dänische Reichsräthe wurden in Odensee gefangen, ein Verlust, wenn die Rathgeber des Feindes thöricht sind.

Die Niederlage erregte bey dem König von Dänemark den Wunsch nach Frieden. Der englische Gesandte, auf Befehl des Protectors, übernahm die Vermittelung. Carl Gustav nahm sie an, bestimmte einen Ort zu den Conferenzen, fertigte Päße aus, vernachlässigte aber keineswegs mit desto größerem Nachdruck den Krieg fortzusetzen. Er hielt es für sicherer und rühmlicher, ihn durch einen vollständigen Sieg, als durch einen unvollständigen Frieden zu enden.

Unerachtet des Thauwetters, worauf aber sehr glücklich für die Schweden, sehr bald ein starker Frost folgte, ging der König mit der Armee, der Bagage, der Artillerie, über das Eis. Man rechnet die Länge des Weges zwölf Meilen, und in einem Zuge von Langeland bis Laland drey Meilen; eine Unternehmung, deren ungewöhnliche Kühnheit den Schrecken der Feinde vermehrte. Sie war die erste von dieser Art in der Geschichte. Sie ist die letzte geblieben.

Der König nahm den Weg über Langeland und Laland, weil die große Strömung im Belt das Eis unsicher machte. Es zog also über Swenborg und Rudköping in Langeland. Den Prinz von Baden mit der Reiterey mußte ihm in derselben Nacht des 5. Februars folgen. Admiral Wrangel mit der Infanterie wurde eben dahin beordert. Gleich nach der Ankunft der Reiterey zu Rudköping am Morgen des 6. Februars ging der König mit derselben drey Meilen übers Eis nach Laland. Hier übergaben die Dänen die Festung Nakskow mit 1600

Mann. Den 8. ging der Zug nach Falster: der König rückte bis an die Fähre des Sundes, wo er die Infanterie unter Wrangel erwartete. Das Schloß Warburg auf dem seeländischen Ufer wurde sogleich von den Schweden besetzt. Man streifte bis Roschild. Der Schrecken hinderte die Vertheidigung. Er wurde durch das Bewußtseyn eines ungerecht angefangenen Krieges vermehrt. Alles flüchtete nach Kopenhagen.

So wie das Eis die Eroberung von Holland in unsern Zeiten; so begünstigte es damahls die Eroberung von Dänemark. Ein gewöhnlicher General hätte den glücklichen Umstand nicht benutzt. Man glaubte, die Rache werde um so strenger seyn, als sie gerecht war. Wrangel bemächtigte im Vorbeygehen sich vier Kriegsschiffe und 30 Galleoten mit 180 metallenen Kanonen, ohne die eisernen, und 1200 Mann besetzt. Als er am 10. Februar zum Könige in Falster gestoßen war, setzte sich der Monarch gegen Kopenhagen in Marsch, in der Absicht, die Hauptstadt, deren Wassergräben zugefroren waren, mit Sturm zu erobern. Die Flucht vieler tausend Landleute vermehrte den Mangel, und die Kälte das Elend, welches der Schreck vor Annäherung der schwedischen Armee vollendete. Es mangelte an Wasser, weil alle Brunnen gefroren waren. Das Volk, welches stets den Unglücklichen Unrecht gibt, sprach davon, man müsse die Urheber dieses Krieges todtschlagen. Als der Sieger nur noch eine Meile von der Stadt entfernt war, der er sich in Schlachtordnung näherte, wurden abermahls Abgeordnete mit Friedensbedingungen zu ihm geschickt. Sie forderten erst einen dreytägigen Waffenstillstand; der König antwortete, nicht zwey Stunden werde er zugestehn. Hierauf wurde man in der Angst über folgende Puncte einig, welche ferner in Roskild genauer bestimmt werden sollten.

Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen, Blekingen, Halland, die Insel Bornholm, das Amt Drontheim in Norwegen abtreten; dagegen gab Schweden den Dänen die eroberten Provinzen, das heißt das ganze übrige Reich wieder. Dieser Krieg entfernte also die Dänen aus der scandinavischen Halbinsel. Er begründete die Selbstständigkeit Schwedens, statt das die Ritterzüge Gustav Adolphs in Deutschland durch Entvölkerung sie erschütterten. Dieser Friede wäre ohne die Vermittelung von England und Frankreich noch nachtheiliger für Dänemark geworden.

Carl Gustav wollte den Dank seiner Nation auf einem Reichstag empfangen, den er nach Gothenburg berief: ein edler Genuß den despotische Fürsten sich versagen müssen. Der Friede wurde zu Roskild geschlossen, und durch einige Prunkgastmähler gefeyert, indem der besiegte und der siegende König zusammen kamen. Die Großmuth des einen und der Schmerz des andern erhielten das Stillschweigen bey der Tafel.

Der Reichstag war ein Triumph. Die dankbare Freude der Nation äußerte sich in der Bereitwilligkeit, Subsidien und vierzehntausend Mann Truppen zu bewilligen. Kaum waren die Geschäfte beendigt, so entriß sich dieser thätige Monarch den Armen seiner Gemahlinn, und reisete nach Deutschland ab. Er landete in Flensburg, und verlegte seine Truppen in das Mecklenburgische, wo sie viele vergebliche Klagen veranlaßten.

Als Dänemark den Krieg wieder zu suchen schien, um einen günstigern Frieden zu erhalten, war der König von Schweden der erste in der Ausführung. Er schiffte sich ein zu Kiel mit 4300 Mann Infanterie und 2970 Mann zu Pferde. Die Fahrt war sehr glücklich. Der König fragte einen Minister, wohin es gehe? Dieser antwortete, entweder nach Gothenburg oder nach Seeland; worauf der König erwiederte: Er habe aus bloßer Milde dem König von Dänemark seinen Scepter und sein Land wieder gegeben, dafür habe dieser ihn von hinten angreifen wollen. Gott habe ihm bisher immer beygestanden. Hierauf wandte er sich gegen die aufgehende Sonne, und stimmte das Lied an: Auf meinen lieben Gott u. s. w. Man behauptet, bey der Abfahrt habe das Schiff des Königs allein den Wind gehabt, während die andern wegen der Windstille noch nicht segeln konnten.

Am 17. August landete der König seine Truppen zu Corsöer in Seeland. Am 21. stand er schon vor Kopenhagen. Er stellte sein Heer zwischen zwey Hügeln, deren höchsten er bestieg. Er erblickte die Vorstädte in Flammen und Zeichen zur Gegenwehr. Zwey Kanonenschüsse auf die Stadt, und drey aus derselben war der Anfang des Krieges.

Der König detaschirte ein Corps, um das Schloß Krönenburg zu belagern. Kopenhagen wurde belagert, aber auch vertheidigt, und zwar durch Ausfälle, die nicht selten glücklich waren. Eine umständliche Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung gehört aber nicht in diesen Abriß, sondern in die Geschichte der Feldzüge dieses Monarchen, welche man sich vorbehält. Am Ende wurde diese Hauptstadt durch eine holländische Flotte unter Opdam zur See, folglich auch zu Lande, entsetzt. Da auch eine englische Flotte zur Hülfe von Schweden erschien, so wie eine holländische den Dänen zur Hülfe gekommen war, so wurde das Jahr 1659 mit Negotiationen hingebracht, welche mit einem für den schwedischen Monarchen glorreichen Frieden endigten, der hierauf, um die innern Geschäfte nicht neben den auswärtigen zu vernachläßigen, zum schwedischen Reichstag nach Gothenburg reisete, und zu früh für den Ruhm seines Reiches im 37. Jahre seines Alters durch ein Fieber der Welt entrissen wurde. Ein König, wie selten die Geschichte einen nennt.

Miscellen.

Bey dem Einfalle, womit die Spanier im Jahre 1588 England bedrohten, hatten sie, außer anderem Schaden, der den Feinden zugefügt werden sollte, auch die Absicht, alle Waldungen auf der Insel, die sie antreffen würden, und besonders den Dramwald in der Grafschaft Glocester, wegzuschlagen. So verfuhr wirklich Johann von Ghent in Schottland. Um sich für einen Einfall zu rächen, setzte er vier und zwanzig tausend Arte im caledonischen Walde in Bewegung.

Als Xerxes seinen Feldzug gegen Griechenland begann, führte ihn sein Weg in Phrygien bey einem ungewöhnlich großen Platanus vorbey. Wie's scheint, war Xerxes ein großer Bewunderer der Bäume. Bey allen Verheerungen, die er in Feindes Land anrichten ließ, hatte er besonderen Befehl gegeben, die Wälder zu schonen. Dieser bewundernswürdige Platanus fiel ihm auf. Einen solchen hatte er noch nie gesehn. Zum Erstaunen aller seiner Officiere ließ er sein mächtiges Heer drey Tage Halt machen, und während dieser Zeit war er vom phrygischen Platanus nicht wegzubringen. Er ließ sein Zelt darunter aufschlagen, und genoß die Wollust seines erquickenden Schattens; indeß gewannen die Griechen Zeit, den Paß von Thermopylä zu besetzen.

.....

Pennant liefert im zweyten Bande seiner Reise durch Schottland

eine ausführliche Beſchreibung des jetzt in Frankreich unter dem Nahmen Guillotine eingeführten Todeswerkzeugs in folgenden Worten: „Die Maſchine war nur allein im Hardwitterwalde bey Halifax und in deſſen Bezirke, wozu achtzehn Städte und Flecken gehörten, im Gebrauch. Die Hinrichtung geſchah gewöhnlich in Halifax. Die Jahrbücher der älteren Zeit bis zum Tode der Königinn Maria von England ſind verloren gegangen. Unter der Regierung der Eliſabeth wurden fünf und zwanzig Miſſethäter auf dieſe Weiſe abgethan; und noch zwölf andere zwiſchen den Jahren 1623 und 1650, nach welchem Zeitraume dieſe Hinrichtungsart außer Gebrauch kam. Die Maſchine fiel nachher in Stücken. Eine andere aber, von gleicher Art, iſt in einem Zimmer im Parlhauſe zu Edinburg zu ſehen. Hier ward ſie vom Statthalter Morton eingeführt, der bey ſeiner Reiſe durch Halifax von der hier befindlichen Maſchine ein Modell nahm, ſie genau nachmachen ließ, und hernach ſelbſt damit hingerichtet ward. Sie heißt die Jungfer, hat die Geſtalt, wie die Staffeley eines Mahlers, und iſt zehn Fuß hoch. Vier Fuß von der Erde iſt ein Querholz, worauf der Verbrecher ſeinen Kopf legen muß, den ein anderer, von oben herab kommender Balken niederdrückt. Eine ſcharfe Axt mit einem ſchweren Gewichte von Bley iſt durch einen Tragebalken oben am Gipfel mit einem Stricke befeſtigt, den der Scharfrichter abſchneidet, da alsdann die Axt fällt, und den armen Sünder enthauptet. Ward dieſe Strafe an einem Pferde- oder Kuhdiebe vollſtreckt, ſo ward der Strick an das Thier gebunden, das den Tragebalken herunter zog, und ſo des Scharfrichters Stelle vertrat."

Auch in einer kleinen Kirche zu Kaliſch im Herzogthume Warſchau befindet ſich eine alte Abbildung eines ähnlichen Werkzeuges.

Einige Naturforſcher läugnen das Daſeyn des Einhorns, Andere behaupten, es gebe ein ſolches Thier. In den neueſten Zeiten iſt dieß Thier wieder zur Sprache gekommen, und Herr Barrow (ſ. die Reiſen ins Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. A. d. Engl. Leipzig 1801. S. 331) hält es für nicht unwahrſcheinlich, daß es ein vierfüßiges Thier mit einem Horne auf der Mitte der Stirne gebe, ob er ſchon das Einhorn, wie es in Europa vorgeſtellt wird, für ein Geſchöpf der Einbildungskraft anſieht. Auch Cornelius de Jong (ſ. d. Reiſen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc. A. d. Holl. 1. Th. 1803. S. 201) erwähnt das Daſeyn des Einhorns nach dem Berichte eines Capbewohners.

Der erſte Gedanke von dem Einhorne ſcheint ſeinen Urſprung in der heiligen Schrift zu haben, und nach der Beſchreibung, die man in derſelben findet, hat man die Darſtellung eines ſolchen Thieres als einen Träger bey königlichen Wappen gewählt. In dem Tarkagebirge in Südafrika findet man in Höhlen Abbildungen von Thieren mit einem Horne auf der Stirne, welche die Boſiesmans gemacht haben. Barrow glaubt annehmen zu dürfen, daß die Boſiesmans lauter ſolche Thiere darſtellen, welche wirklich vorhanden ſind und welche ſie ſelbſt geſehen haben; denn unter den vielen tauſend Thierfiguren, welche er auf ſeiner Reiſe durch das Land der Boſiesmans ſah, traf er kein Thier an, das einem Ungeheuer ähnlich geſehen, oder was man für ein Geſchöpf der Einbildungskraft hätte halten können. Die boſiesmanſche Abbildung des Einhorns kann auch keine Darſtellung des afrikaniſchen Rhinoceros ſeyn, weil dieſes ohne Ausnahme zwey Hörner hat. Außerdem kommt das Rhinoceros häufig unter den Abbildungen der Boſiesmans vor, und wird als eine kurze dickbeinigte Figur vorgeſtellt; das Einhorn hingegen wird nach dem Berichte der Landleute, welche Barrow begleiteten, ſtets als ein mit ungeſpaltenen Hufen verſehenes Thier angetroffen, das dem Pferde gleicht, einen ſchön gebildeten Körper hat, und von den Schultern bis an die Seiten mit länglichen Streifen geziert iſt. Auf dem Bambosberge ſoll man die meiſten Abbildungen des Einhorns antreffen, und da die Leute, die ſie verfertigen, auf der Nordſeite dieſer großen Gebirgskette leben, ſo könnte man vielleicht auch daſelbſt einſt das Urbild antreffen.

Dieſer Theil des Landes iſt noch ganz unbekannt; denn weder ein Reiſender noch ein capſcher Bauer iſt dahin gekommen. Und gewiſſe Thiere ſchränken ſich, ſo wie gewiſſe Pflanzen, bloß auf gewiſſe Bezirke eines und deſſelben Landes ein. Dieß kann auch der Fall mit dem Einhorne ſeyn, das ſeit Julius Cäſars Zeiten, wo man ein ſolches Thier zu Rom (Plinius Hist. nat. l. 8. c. 18. et Dio Cass. l. XXXIV.) ſehen ließ, für Europa bis ins 12. Jahrhundert hinein verloren war.

Die Boſiesmans hegen nicht den geringſten Zweifel über das Daſeyn des Einhornes: auch ſcheinen ſie es für nichts Außerordentliches zu halten, daß ein Thier nur ein Horn hat.

Unter den portugieſiſchen Schiffen, welche im Jahre 1585 von Liſſabon nach Goa ausgeſchickt wurden, hatte das eine Schiff, wo ungefähr zwölf hundert Mann an Bord ſeyn mochte, Anfangs eine recht glückliche Fahrt; nach einigen Tagen aber ſtieß es aus Verſehen des Steuermanns auf eine Klippe, und Jedermann ſah ſeinen Tod vor Augen. In dieſer Verlegenheit ließ der Capitän das Boot ausſetzen, und einen kleinen Vorrath Zwieback, auch einige Kiſten mit eingemachten Quitten hinein werfen; darauf ſprang er nebſt neunzehn andern Perſonen hinein, welche die übrigen mit dem Schwerte in der Hand zurück hielten, damit das Fahrzeug nicht ſinken möchte. Mit dieſer kümmerlichen Proviſion ſtießen ſie ab, und ſchwammen in dem großen indianiſchen Weltmeere herum, ohne Compaß, ohne ſüßes Waſſer, als was ihnen etwa der Himmel von ungefähr gab, der ihnen beſonders gnädig ſeyn mußte, oder ſie wären verloren. Nach Ablauf von vier oder fünf Tagen ward der Capitän krank und ſtarb, und ſie mußten deßwegen, um allen Verwirrungen vorzubeugen, einen aus ihrer Mitte wieder zu ihrem Befehlshaber wählen. Dieſer that ihnen den Vorſchlag, zu looſen und den vierten Mann über Bord zu werfen, weil ſie ſonſt, da ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln muß aufgezehrt war, nicht vermögend ſeyn würden, wenn jeder auch nur eine noch ſo geringe Portion davon bekäme, ſich noch über drey Tage hinzuhalten. Dieſer Vorſchlag ward angenommen, und vier von dieſer unglücklichen Schaar mußten alſo daran; denn der Capitän, ein Mönch, und ein Zimmermann, wurden ſie eins, ſollten nicht mit gerechnet werden. Der vierte, ein Portugieſe von gutem Herkommen, hatte einen jüngern Bruder bey ſich am Bord. Da dieſer ſah, daß man ſeinen Bruder in die See werfen wollte, umarmte er denſelben aufs zärtlichſte, und bat ihn mit Thränen, er ſollte ihn an ſeiner Stelle ſterben laſſen: „Er ſey ein einzelner Mann, bey welchem die Welt nicht viel verlöre; hingegen jener habe ſeine Frau und Kinder zu Goa, und überdem die Fürſorge für zwey Schweſtern, die ſchlechterdings zu keinem andern ihre Zuflucht zu nehmen wüßten, als zu ihm. Er für ſeinen Theil wolle weit lieber für ihn ſterben, als ohne ihn leben." Der älteſte Bruder, erſtaunt und wehmüthig über dieß großmüthige Anerbiethen, antwortete: „daß, da einmahl die Verſehung über ihn beſtimmt hätte, ein Raub der Wellen zu werden, es die größte Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſeyn würde, irgend jemand anders, am wenigſten einen Bruder, für ſich ſterben zu laſſen, gegen welchen er die allernächſten Verbindlichkeiten auf ſich hätte." Nichts deſto weniger beſtand der Jüngere auf ſeiner Bitte, und wollte ſich durchaus nicht abweiſen laſſen, ſondern fiel ihm zu Füßen, und hielt ihn ſo feſt, daß ihn die Geſellſchaft mit aller Gewalt nicht losreißen konnte. Wie ſie ſo eine Zeitlang geſtritten hatten, ſagte der Altere, er ſolle künftig bey ſeinen Kindern Vaterſtelle vertreten, und die Fürſorge für ſeine Frau und Schweſtern übernehmen; aber alle Vorſtellungen waren umſonſt. Zuletzt gab der Ältere nach, und der Jüngere ward über Bord geworfen; weil er ſich aber gut aufs Schwimmen verſtand, bekam er bald das Boot wieder ein, und hielt ſich hinten am Ruder mit ſeiner rechten Hand feſt. Einer von den Matroſen, der dieß ſah, hieb ihm die Hand ab; er hielt ſich darauf mit der linken Hand feſt; allein auch dieſe ward ihm abgehauen. Indeſſen half er ſich noch, und hielt ſich über Waſſer, indem er mit den Füßen ruderte, und die beyden Stumpfhände blutend hervor hob. Ein ſo rührender Anblick erweichte die ganze Geſellſchaft, und alle riefen aus: „es iſt ja nur Ein Mann, laßt uns ihn retten!" Sie nahmen ihn alſo wieder in ihr Boot, und verbanden ihm ſeine Hände ſo gut, als es Zeit und Umſtände erlauben wollten. Darauf ruderten ſie die ganze Nacht fort, und am folgenden Morgen, als die Sonne aufging (als ob die Verſehung den heldenmüthigen Jüngling für ſeine brüderliche Treue habe belohnen wollen), ſahen ſie Land. Es waren die Berge von Mozambique in Afrika, ohnweit einer portugieſiſchen Colonie. Sie langten an, und warteten, bis ſie ein Schiff fänden, das ſie vollends nach Goa brächte. Linſchoten, vor deſſen Augen ſie in dieſer Stadt ſo landen ſind, ſpeiſte denſelben Abend mit beyden Brüdern, ſah die Stumpfhände des Jüngern, und hat, wie er in ſeinen Reiſen bezeugt, die ganze Geſchichte aus ihrem eigenen Munde gehört.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 21. und Freytag den 23. November 1810.

(140 und 141.)

Die Riegersburg.

Sey vor Allen gegrüßt feſtige Riegersburg!
— Alſo rief ich dir zu (zehen der Jahre ſind's)
Als die Lyra mir tönte.
Zu lobpreiſen das Vaterland. *) —

Rieſs vom cetiſchen Berg, ſtattliche Veſte, dir
Ungeſehenen zu, weil mich Verhängniß und
Pflicht vom Vaterland riſſen,
In die Länder des Oſtens hin,

Zu des Bosporos Strand, zum Pyramidenfeld,
Und von dorten hinweg durch gaditaniſchen
Schlund und Albions Fluthen,
Zu dem pontiſchen Meer zurück.

An der Thems' an der Sein' Ufern verlangt' es mich,
An des Iſters und Nils ſiebengetheilter
Mündung, ſehnlich nach dir o
Mur und März und geliebte Raab!

Deren Segengefild bis an die Riegersburg
Reich und üppig ſich dehnt, buſigter Hügel
Und ſchön gebügelter Buſen,
Liebeswonnige Pflegerinn;

Alſo glücklicher nun, wo ich ins Vaterland
Mit cetiſchem 1) Schatz wiedergekehret bin!
Hier auf heimiſchem Boden,
Deines edlen Beſitzers Gaſt,

Grüſſ' ich dich nun in dir, herrliche Riegersburg,
Reihe Blüthen des Lieds Burgſtall dem Freund als Kranz,
Den er häng' in die Hallen,
Zu den Manen des Ritterthums.

*) Die Steyermark, eine Ode. Grätz 1799. (Wir geben in den nächſten Blättern dies ſchöne Gedicht eines Verfaſſers, auf den, als auf einen ſeiner trefflichſten Orientaliſten, das Vaterland mit Recht ſtolz ſeyn darf.)

A. d. R.

1) Die hundert ſieben koſtbaren orientaliſchen Manuſcripte, welche der Verfaſſer der kaiſerl. Hof-Bibliothek von Paris zurück brachte.

Auf vereinzeltem Fels ragend zum Himmel auf,
Stehſt du trotzend der Zeit. Alſo vereinzelt ſteht
Wahre Größe, die Zeiten
Überragend mit Felſenkraft.

Sieben Thore hindurch ſteiget der Schlangenpfad 2)
Zur Akropolis auf, wie Ekbatana mit
Sieben Wällen ſich hob 3) wie's
Siebenthorige Theben einſt. 4)

Oder glänzender noch ſchaut der Sabäer hier
Jene himmliſche Burg, deren gefeyete
Sieben Thore am Norden
Ihm die Pforten des Himmels ſind. 5)

Sieben Geiſter des Lichts hatten die Wache dort
Um Ormusdens Gezelt. Siebengeſtirnen gleich
Lodernd, fahren ſie auf dem
Hohen Wagen des Heeres her. 6)

Sie die Spender des Geiſts, ſie die Berathenden 7)
Ihnen ſeyd ihr geweiht, Pforten der Riegersburg,
Deren grauſter Nahmen
Ruggers (Rüdigers) Veſte heißt, 8)

Der ermüdet vielleicht vom Hippogryphenritt,
Als er himmelherab ſenkte das Flügelroß, 9)
Jene Gaben des Geiſtes
Niederlegt' in der Riegersburg.

2) Julius Cäſar Staats- und Kirchengeſchichte des Herzogthums Steyermark. V. Bd.
3) Herodot I. 19.
4) Sophokles, die Sieben von Theben.
5) Die Sabäer ſahen in den ſieben Sternen des Heerwagens die Pferden des Himmels, durch welche die Engel aus und ein gehen. Hist. orient. supplementum per Abrahammum Echellensem.
6) Zoroaſter's Lehre wies den ſieben Amſchaspanden als weltlenkenden Genien die ſieben Sterne des großen Bären zum Aufenthalt an. S. Hafterang. Allgemeines mythologiſches Lexicon, von Friedrich Mayer.
7) Die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes, genommen aus Jeremias.
8) Rugger, Ruggiero, Rüdiger — Ruggerspurch. Kindermanns Repertorium der ſteyermärkiſchen Geſchichte. Artikel Riegersburg.
9) Arioſt. C. IV.

Sieht ein östlicher Mann solche gewaltige
Massen übergewälzt, spricht er: das konnten nur
Dive, oder ihr Meister
Der sie bändigte, Salomon! 10)

Sieht er Felsen behaun, thürmenden Wällen gleich, 11)
Spricht er: Nirgends fürwahr! sah ich dergleichen noch,
Als am Berg Bisutun, den
Einst Ferhad so behau'n hat. 12)

Aber fabelnde Mähr' magst du mit Recht verschmähn,
Graue Kunde der Kraft! Felsen ins Mark gehaun,
Sprichst du schon seit Aionen
Als ein römisches Werk dich aus. 13)

Mir merkwürdiger noch als das befestigte
Calpe, Malta's Gestein, und das Gemäuer von
Rhodos, die ich gesehen
Als Aornos, das Keiner noch sah. 14)

Du einst Steyermarks Wall wider osmanische
Heere, höhntest den Feind siegend, so daß du, wie
Deine Schwester Comoren 15)
Unbezwungene Jungfrau bist.

Freveind wähnten sie schon deiner gewiß zu seyn,
Aller Wehren entblößt, als die Gefangenen
Du an deiner Bekleidung
Selber Hand anzulegen zwangst. 16)

Harten Herzen entströmt manche der Thränen doch,
Also hartem Gestein sieden der Quellen hier.
Größer ist Hippokrene 17)
Als der Brunnen auf Pergamos.

Siehe! inner des Walls decken die Weichen des
Berges Reben und Saat, Gaben der Göttinnen
Ohne denen, so Venus
Als ihr Buhle Gradivus starrt. 18)

Die Belagerungszeit zählt man nach Ernten hier. 19)
Während außen der Feind Müh' und Geduld verliert
Reift von innen das Kornfeld,
Wird gekeltert der Traubensaft.

Also trägt der Mann, der in Gefahren der
Zeiten, siegegewohnt wie in Gewittern, ein
Felsen äußeren Stürmen,
Trotz zu bieten gewiß seyn will.

In der eigenen Brust goldene Gaben von
Ruh' und nährender Kraft fest sich vertheidigend,
Bis vorüber gezogen
Mit den Jahren das Ungethüm.

Nicht auf Ahnen und Gold, sondern auf eigenen
Muth vertrauend und stolz weih' er dem Vaterland
Wie der Marmor die Veste 20)
Ohne Neue des Silbers sich.

O mein Vaterland! ständen nur Mehrere
Solchem Samen Entsproßt, Männer wie Purgstall auf,
Gleich der Riegersburg böthst du
Allen Stürmen der Zeiten Trotz.

Würdest dankbar und gern, ihrer stäts eingedenk,
Mit chalybischem Stahl graben die Thatenschrift
In venetischen Marmor
(Denn an diesem gebrichts dir nicht.) 21)

Würdest ihnen erhöhn Mahle von bleibender
Dauer ewigen Ruhms, wie Obelisken und
Pyramiden Ägyptens,
Wie die Felsen der Riegersburg.

Hainfelden, den 21. Oct. 1810.

Joseph von Hammer.

---

10) Dive, die Dämonen der orientalischen Mythologie, dem Ringe Salamons gehorsam. V. Herbelot. bibliotheque Orient.

11) De muro caucas. Gog et Magog. Beyer. Opuscula.

12) Bisutun, ein Berg bey Hamadan, senkrecht behauen, nach der orientalischen Sage von Ferhad, dem unglücklichen Geliebten Schirins. S. Schirin, ein morgenländisches Gedicht. Leipzig, 1809.

13) Laut einer römischen Inschrift. S. Carl Mayer's Alterthümer Steyermarks.

14) Aornos, die ihrer Höhe wegen, von Vögeln unerflogene Festung auf dem indischen Zuge Alexanders. Arrian. IV. 28.

15) Bekannter Maßen steht auf dem Walle zu Comorn deßhalb eine aus Stein gehauene Jungfrau.

16) An den neuen Festungswerken mußten türkische Kriegsgefangene arbeiten.

17) Der größte dieser Brunnen ist die Roßtränke, ein in den Felsen gehauener Weiher von weit größerem Umfange, als der große Brunnen auf der Spitze des alten Ilions.

18) Sine Bacho et Cerere Venus friget. Gradivus, ein Nahme des Mars.

19) Die Belagerten können hier thun, was die Araber thaten, da sie Constantinopel belagerten. Als sie keine Hoffnung sahen, die Stadt binnen Jahresfrist zu bezwingen, säten und ernteten sie in Angesicht der Belagerten, und dieß während sieben Jahren. S. die Byzantiner.

20) Ober einer Seitennische des Hauptthores steht auf einer marmornen Tafel die folgende Inschrift:

Was ich in 16 Jaren hab lasen pauen, ist wol zu sehen
und zu schauen,
Kain Heller mich nicht reuen thut, ich mains dem Vaterland zu guet. 1613.

Ober der anderen Nische steht:

Auf Gottes Gnad' und milden-Geben, steth all mein
Hoffnung und mein Leben.
Catharina Gallerion, geborne Wechslerinn Freyinn
Frau zu Riegkhersburg und Liechtenegk Witib.

Ober dem Eingange:

Mors licet plectra silet, loquitur post funera saeclis,
Sumtibus ista meis structa domus.

Seit lange ist diese Burg ein Eigenthum des Purgstallischen Hauses, nun des dem Vaterlande, den Wissenschaften und seinen Freunden theuern k. k. Kämmerers und Gubernialraths Wenzel Grafen von Purgstall.

21) Unser großer Künstler, Herr Kißling, hat so eben dem Marmor, der in der Gegend bey Admont, genannt im Weiße, heißt, gleichen Rang, wenn nicht den Vorzug vor dem Carrarischen zuerkannt.

Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbfleiß.

Von Georgius.

(Beschluß.)

Es begegneten sich die beyden entgegengesetzten, einander ewig abstoßenden Pole der Industrie.

Die englische hatte nie eine andere Aufgabe, als die, immer tüchtiger, schöner, und nach dem höchsten Grade der Vollendung strebend zu arbeiten; und, wenn dieß geschehen ist, nach der Arbeit, — wie umgekehrt die Deutsche vor ihr — den Preis des Vollendeten, unbekümmert, wie er ausfallen, und gewiß, daß er nicht unbillig seyn werde, zu bestimmen.

Wenn so das Ehrgefühl sich selber befriediget hat; — und wenn nach der Belohnung, welche dieses Bewußtseyn gibt, auch der Nutzen reichlich belohnt: so entstehet ein neues, höheres Unternehmen, nähmlich das, denselben Zweck durch wohlfeilere Mittel, durch Maschinen zu erreichen, und leblose Hände, anstatt belebter, anzuwenden. Dadurch ist es England — immer dasselbe hohe, ehrliche und ehrenvolle Ziel der Vollendung beybehaltend — gelungen, hinter dieser Vollendung fast dieselbe Wohlfeilheit zu erreichen, auf welche der Krämer-Fleiß ausging.

Für diesen wurden von nun an die, sonst wohlthätigen, Messen zum Verderben, indem sich Werth gegen Werth oder Unwerth, und Preis gegen Preis in der nahen Vereinigung einer gewagten Concurrenz, augenblicklich und anschaulich zeigte. Nun kam eben der Zeitpunct, wo die deutschen Fabriken zu Mäklerinnen der Engländer und bis zu Vermittlerinnen des Schleichhandels — das ist der jetzige Zustand der Dinge — herabsanken. Dieser Zustand hatte sich schon vor dem vorletztern Continentalkrieg (1806) gebildet; und es gab Länder, in welchen zwar die Einfuhr fremder Fabrikate verbothen war, deren eigene Fabriken aber nur scheinbar Eigenes verfertigten, um das, was ihnen England, mit bestellten eigenen, einheimischen Signaturen, zuletzt wohlfeiler lieferte, als sie es selber verfertigen konnten, mit reichlichem Gewinn zu verkaufen.

Dieser Gewinn war so sicher, als die Täuschung, welche ihn hervorbrachte, groß war, so wie die Verarmung aller derer, deren Schicksal in den Händen der Fabrikanten lag, immer größer wurde. Die deutsche Industrie war nun vielfältig auf weiter nichts, als auf den Flor des Schleichhandels begründet.

Dahin führte das Vergessen ehrwürdiger Vorfahren, und ihres Geistes und Thuns, und ihrer Bemühung, kunstreich und ehrenvoll in jedem Handwerk das Höchste zu erreichen.

Für Eure Regenten hattet Ihr Deutschen, Schaugerichte, bey denen Ihr — wenn sie ihre Provinzen durchreiseten — öfters die Producte ausländischen Fleißes, als eigene, auftischtet, damit sie bemerken könnten, wie ihre landesväterliche Vorsorge den Flor der Fabriken hervorbringe.

Eure Vorfahren hatten Schauämter, und was vor diesen die Probe nicht bestand, das wurde vernichtet, damit nichts zum Verkauf den Nahmen eines deutschen Productes tragen dürfte, was den deutschen Charakter beschimpfte. Diesen Ehrgerichten unterwarf sich Jeder freudig, weil Jeder Ehrbarkeit, Ehre und Adel suchte in Allem, was er that.

Es gibt alte politische Institute, die von allen Theorieen unabhängig scheinen, ob sie es wohl nicht sind; welche aber dennoch, es mögen sich fortschreitend diese Theorieen, wie sie wollen, bilden, gleichsam in das theoretische Leben practisch wieder eingefüget werden können. Solche alte Institute besitzt Ihr, Deutsche, so viele; aber Ihr wisset es nicht mehr, weil Ihr weder wisset, was Ihr waret, noch was Ihr seyn sollt und könnt.

Zu diesen — oder zu ähnlichen, mit solchen Absichten selbst erfundenen — Instituten müsset Ihr, noch während der Krieg gegen England fortdauert, zurückkehren, um jede Verwechselung Eurer Producte mit fremden, und jedes trügliche Unterschieben der letztern unmöglich zu machen.

Der Krieg ist allem englischen Eigenthume nicht bloß angekündiget, sondern er wird mit Strenge und Erbitterung geführt. Während dieses Kriegs ist es für Deutschland möglich, die alten ehrlichen Grundsätze wieder von ihren Feinden, den Engländern, zurückzunehmen, und seiner Industrie keinen andern Zweck, als den der Vollendung wieder zu geben, der in der unscheinbaren Regel enthalten ist: nicht vor der Arbeit den Preis ihrer Producte, sondern, nach der Vollendung, den Werth derselben zu bestimmen.

England hat wie ehemahls eine physische, so nun die politische Revolution Europa's von diesem Welttheile losgerissen. Demungeachtet darf, bey der allgemeinen Bekämpfung desselben nicht die Rede seyn von dem, was sich während des langen Kriegs allmählig ereignet hat, und wo eben die Waffen gegenseitig immer mehr geschärfet und die Feindseligkeit immer erfinderischer werden muß, um endlich ein Mahl einen Frieden zu gewinnen.

Erspart mir die Schilderung, wie Ihr zuerst den Krieg gegen das Privateigenthum angefangen habt, um die allgemeinen Kräfte des englischen Staats in jedem einzelnen Privatmanne zu brechen, während Ihr für sie bereitwillige Schleichhändler waret. Versagtet Ihr den Engländern alle Handlung nach Deutschland; nahmt Ihr jedem Einzelnen das, was ihm zugehörte, als sey es ein Gesammteigenthum des Bekriegten: so müssen sich die Engländer fast schämen, daß sie es nicht verstanden haben, sich, wie sich's in Zeiten eines Untergangs-Krieges gebühret, unverhohlen, bloß zur Gewaltthat zu bekennen. Anstatt sie z. B. am 11. November 1807 allen Handelsschiffen, die in die Häfen des Continents einlaufen wollten, vorschrieben, zuvor nach den Britischen zu steuern, sich in ihnen besteuern zu lassen, und Atteste zu empfangen, hätten sie, wenn sie nicht, schwankend, bald Eroberer, bald Kaufleute wären, gegen allen Handel des Continents geradezu Krieg führen, und alles Privateigenthum wegnehmen können, was sich auf den Handelsschiffen aller Nationen befand, die in die Häfen des Continents einlaufen wollten.

Wer sich rein zur Gewalt bekennt, wo in Kriegsverhältnissen nichts mehr, als täglich verstärkte Gewalt helfen kann, der stiftet weniger Unglück, führt schneller zum Ziel, und empfängt weniger Vorwurf.

Wovon nähmlich England, den Nutzen ohne den Vorwurf suchend, nicht unmittelbar der Stifter werden wollte, das veranlaßte es mittelbar durch die erwähnte Order in Conseil vom 11. November 1807 indem, nach dem Beyspiele und nach den Decreten Frankreichs, die Mächte des Continents alle Kauffarthey-Schiffe aufzubringen beschließen mußten, die in England einlaufen, Abgaben entrichten, und sich mit englischen At-

testen versehen würden. Man kann diese Verfügungen als den Schlußstein im Gebäude des sogenannten englischen Seerechts, und als die Vollendung der Absonderung des Continents von England ansehen; aber ist beydes etwas anderes, als eine Waffe — von und für den langen und fürchterlichen Vernichtungs-Krieg erfunden?

Wenn Ihr daher überhaupt gegen England klagen wollt: so müßt Ihr auf den Zustand vor diesem Kriege zurückkommen, und nicht das zum Seerecht rechnen, was bloß dem Krieg angehöret, der, seiner Natur nach, immer erfinderischer in neuen Waffen werden, und diese Gesindsamkeit durch gegenseitigen Wetteifer erwecken und stärken muß.

Erinnert Ihr Euch noch der Ungerechtigkeiten von Holland? Es schloß Flüsse, (die zu Deutschland gehörten); verboth Städten und Ländern die Handlung; um seine Krämer-Buden und Handels-Lauben mußte es bevestigte Barriere-Plätze in fremden, unabhängigen Ländern haben; die Gewürzpflanzungen verminderte s, die Gewürzinseln verschloß es allen Schiffen; die reichlichen Gewürzernten verbrannte es; aus allen Ländern von Europa entführte es gegen sein, in Ostindien niedrig stehendes Gold, das Silbergeld, um damit seinen ostindischen Alleinhandel mit ungeheuerm Gewinn zu treiben; so gewann es wuchernd alle Ausbeute des Harzes und des Erzgebirges; es wurde hierauf durch diesen Gewinn der Gläubiger fast aller Länder und Regenten in Europa, und gab Anleihen, um durch Interessen und Kapital dieses vervielfältiget zurück zu nehmen.

Kaum beklagtet Ihr Euch über Holland; Ihr meintet nie, daß sein Bezeigen ein Anlaß zum Krieg werden dürfe und könne, ungeachtet die Schelde einem Eurer Reichskreise, also Euch selber versperret wurde, und jener die Barriere-Plätze dulden mußte.

England gewann die holländischen Colonien und den Ostindischen Alleinhandel: aber anstatt die reichen Gewürzernten zu vernichten, vermehrte es die Gewürzpflanzungen; in allen Regionen hat es, freylich aus Eigennutz, gelinde Verpflanzungen der, in Ost- und Westindien sonst einheimischen, Gewächse vorgenommen *). Wie auch die Weltbegebenheiten ausfallen mögen: so befördert es dadurch, wenn auch wider seinen Willen, die Wohlfeilheit der Ost- und Westindischen Producte; anstatt der Gläubiger, wurde es der Schuldner aller Länder und vermehrte, ob sie wohl dadurch von ihm abhängig wurden, ihren Reichthum durch sichere Interessenzahlungen; auch confiscirte es diese Schulden nicht, seitdem Ihr den, sonst unerhörten Krieg gegen sein Privateigenthum angefangen habt; gute und zugleich wohlfeile Fabrikate zu verfertigen, war sein tägliches Bemühen; Getreide, Holz, Schiffsmaterialien, Eisen, Kupfer u. s. w. für Preise, die durch seinen vermehrten Geld-Überfluß täglich erhöhet wurden, selbst einzukaufen, oder sich zuführen zu lassen, war sein tägliches Bestreben. Im Seerecht hatte es ursprünglich nichts vor andern Völkern voraus, als etwa den Seegruß. Darin glich es den ehemahligen römisch-deutschen Kaisern, die den Vorrang vor allen, ihnen sonst gleichen, Regenten hatten, so daß kein Mensch wähnte, es müsse ihnen durch Krieg und Kriegsgewalt dieser Vorzug entrissen werden. Jede Seemacht ließ, sobald sie es vermochte, das ausüben, was die Holländer oder die Engländer oder jede andere Seemacht, zum augenblicklichen eigenen Nutzen eingeführt, und eben dadurch völkerrechtlich gemacht hatte. Jede Kriegsflotte und alle Kriegsschiffe jeder Nation nahmen dieselben Visitationen der, ihnen begegnenden Kauffartheyfahrer, wie die Engländer, vor; verlangten dieselben Begrüßungen; und England mußte sich diese Visitationen und Begrüßungen eben so gut gefallen lassen, als es sie vornahm. Beydes wurde gegenseitig gebildet und ausgeübt nach denselben Grundsätzen.

Nicht die Engländer allein, sondern früher die Deutschen *), die Spanier, dann die Holländer und auch die Franzosen, waren die Erfinder der Contrebande und ihrer allmähligen Ausdehnung von Waffen auf die Materialien derselben; hierauf fast auf alles, was nahe und ferne zur Kriegführung hilft, was in belagerte und blockirte Häfen, dann in jeden Kriegs- und zuletzt in jeden feindlichen Hafen eingeführt wird.

Darum gebt Ihr nun England die Verarmung von Europa schuld, und erforschet nicht, ob denn Europa wirklich so verarmt sey. Ihr, Deutsche, habt ja über alles Register und Tabellen; schlagt doch einmahl Eure statistischen nach; sucht darin die Völker und die Staaten, die wirklich einen verarmenden Passivhandel haben, und die Ursachen auf, woraus er entspringt; betrachtet dann die Staaten, die einen Activhandel führen und die Gründe desselben. Überhaupt werdet Ihr finden, daß das Geschrey, welches man über Verarmung anstellt, übertrieben, und ein Geschrey ohne Grund ist. Ihr werdet bemerken, daß bey weitem der geringste Theil der europäischen Staaten einen Passivhandel, der ja allein den Beweis der Verarmung abgeben kann, trieb; daß daher die Furcht vor dieser Verarmung entweder erdichtet oder übertrieben ist; und Ihr müßt, wenn Ihr ehrlich seyd, erstaunt und betroffen, in Euch gehen, wenn Ihr entdeckt, daß gerade die Länder, welche mit England Handel trieben, einen sehr vortheilhaften und bereichernden Activhandel während des Friedens hatten. Zuletzt werdet Ihr Euch wohl gar verführt fühlen zum täuschenden Glauben, daß bloß die Engländer die Urheber dieses glücklichen Zustandes waren. Versucht einmahl, was freylich Feinden nicht leicht ist, Eure Feinde, die Engländer, auf einige Augenblicke zu vergessen, und erforschet bey jedem unglücklichen Staate, der einen Passivhandel hat, ob nicht die Ursachen desselben in den Gebrechen seiner Verfassung zu finden sind. Ihr werdet auf solche Staaten treffen, die bloß durch die, vielleicht gefährlichen, Reizmittel, welche sie durch den Handel mit England empfingen, zu einigem Activhandel gelangten. Denkt, ich bitte Euch, an die nordischen Staaten, Rußland, Schweden, Norwegen und Preußen.

Denkt an die einzelnen Länder von Deutschland und erforscht: ob und wodurch sie reich oder arm, und, wenn sie dieß waren, ob nicht überall die größte Schuld an ihnen selber lag? ob nicht in einem gut regierten Lande, nach Verhältniß seiner natürlichen Anlagen, Reichthum, und in einem schlecht regierten Armuth zu finden war?

Der Krieg mit England kann zum Untergang seiner, für den Krieg gestifteten und im Krieg vollendeten Seeherrschaft

*) Diese Pflanzungen sind eine bis jetzt noch unerzählte und unerkannte Wohlthat, die aus den jetzigen Weltereignissen entspringt.

*) Man findet in einem Kapitulare Carls des Großen vom Jahre 803 die ersten Spuren der Contrebande, wornach der Handel mit Waffen sogar im Frieden und beym Landhandel verboten war. Baluz. Capit. Reg. Franc. T. I. p. 426.

auf eine doppelte Weise geendiget werden, entweder mit Vernichtung seiner Schifffahrt und mit Zerstörung seiner Manufacturen und Fabriken, oder ohne beydes. Es mag und soll sogar im letztern Falle ein großer Theil seiner bewaffneten und Handelsschiffe verlieren, so wird, auch bey einem für alle Völker dadurch gegebenen, gleichen Seerechte, auch bey einer, von keinem Volke gestörten, Gleichheit der Preise aller rohen Materialien, dennoch der kunstreiche Fleiß, die kunstreichen Maschinen und die Betriebsamkeit der Engländer so lange das Übergewicht behalten, bis man ihnen in diesen ehrwürdigen Bestrebungen gleich gekommen ist oder sie übertroffen hat. Bis dahin werden und müssen Eure Klagen über, und Eure Anklagen gegen sie fortdauern, so wie der Vorwurf, daß sie durch ihre, von Euch freywillig im Krieg und Frieden zum Schleichhandel gesuchten Fabrikwaaren die Verarmung des Continents hervor bringen.

Die Phönicier sind berühmt wegen ihrer Erfindungen und Kenntnisse, wegen ihrer Handlung, ihrer Schifffahrt und ihrer Colonieen; man weiß nach Jahrtausenden, im Einzelnen sogar, noch aufzuzählen, was sie erfunden und gethan haben.

Karthago stand höher, als Tyrus und als die Phönicier, von denen es mit allem, was sie wußten, ausgestattet worden war. Es stand höher an Macht, an Umfang der Handlung, an Herrschaft zur See und zu Land, an Kriegs- und Friedens-Kenntnissen. Um die Welthèrrschaft kämpfte es, erobernd und lange siegreich, zur See und zu Land, und ging unter und gleichsam verloren für die Nachwelt; außer in sofern es allenfalls, aber unbekannt in dem fortlebte, was von ihm die Sieger sich zugeeignet haben. †)

England ist schon so oft mit Karthago verglichen worden. Die Umstände haben alles so fürchterlich verwickelt, daß man fast keinen Ausweg mehr erblickt.

Kazianers Tod *).

Christoph von Knillenberg an Christoph von Madruz, Bischofen zu Trient.

Hochwürdiger Fürst, gnediger Herr! — Euer Fürstlichen Gnaden sein mein ganz underthenig gehorsam Dienst zuuor. Wirdiger Fürst und Herr, gleich in dieser Stund ist Herrn Hannsen Khazianer hausFrauen dieuer ainer, so Sy zu jrer Tochter-Man herrn Vlrichen von Eyzing schickhte, alhir ankhomen, der hat mir glaubwürdig angezeigt, vnd zu uerstehen geben, Wie der Jung Graf von Zrini, den gedachter Herr Hanns Khazianer für seinen besten vnd geschwornen Gnedigen gehalten, verschinen Tag genn Khastanobyz zu Jme Khazianer, wie er dann vormals auch zu mehrmals gethan, khomen, vnnd mit der zeit seiner Diener so vil hinein gepracht, das er nit vil schwecher als der Khazianer selbst Im schloß gewesen sein solle. Vnd hab auch darauf den 27. jtzag nechst uerschienen monats Octobris, alls er Khazianer anheut den dritten Novembris zum Türkischen Kayser ziehen wellen, dem Khazianer seinen kolch von seiner Seitten gezukht, vnd in Im gestochen, aber er, Khazianer, sey vnuerhindert des stichs aufgesprungen, den seinigen vmb Hylf zugeschrien, aber mitler zeit durch des Grauen Diener, **) so Im ain streich mit ainer Türkhischen hackhen an das Hyrn gegeben, vmbkhomen, vnd als die seinigen seinen Tod gesehen, haben sy auch stillgehalten, vnd hatt also gedachter Graf von Zrini das schloß Khostanobitz sicher Jnnen. Vnnd wiewol ich weyß, das diese Sachen Euer Fürstlichen Gnaden nach Lenegs, vnd durch vil Personen zugeschrieben worden, so hab ich doch solches derselben nit anderst dann wie Jchs von verzelten Diener Selbsten vernomen, Eylend in

†) Montesquieu, de l'esprit des lois Liv. XXI. c. XI. sagt: On voit, dans le traité, qui finit la première guerre punique, que Carthage fut principalement attentive à se conserver l'empire de la mer, et Rome à garder celui de la terre. Hanon, dans la négociation avec les Romains, déclara qu'il ne souffriroit pas seulement qu'ils se lavassent les mains dans les mers de Sicile; il ne leur fut pas permis de naviguer au delà du beau promontoire; il leur fut défendu de trafiquer en Sicile, en Sardaigne en Afrique, excepté à Carthage: exception qui fait voir qu'on ne leur y préparoit pas un commerce avantageux.

Dieß erinnert an die Forischen Friedensunterhandlungen von 1806, durch welche die Landmächte der Protection Frankreichs, und die Seemächte der Protection Englands, und ihre gegenseitigen Verhältnisse der gegenseitigen Verwendung beyder Mächte zugetheilet werden sollten. Auch erinnert der Krieg in Spanien an Rom und Karthago.

*) Hans Kazianer, aus einem der ältesten Geschlechter des Herzogthums Krain, Landeshauptmann desselben, Feldmarschall des römischen Königs Ferdinand von Österreich, Königs von Ungarn und Böhmen, hatte sich bey der Belagerung Wiens durch den großen Sulеymann (1529) vielen Ruhm erworben. Er verlor ihn, als er (1537) bey Essek im Angesichte der türkischen Hauptmacht, entweder aus Eifersucht gegen den Grafen Ludwig Lodron, oder weil er sich von dem zuchtlosen Haufen seines Kriegsvolkes in übereilter und schimpflicher Flucht mit fortreißen lassen, die den Heerhaufen Lodrons preisgab, welcher, als er sein Fußvolk ob diesem feigen Verrath wanken gesehen, mit den Worten: „Ich will nicht besser seyn, als einer von Euch!" sein Roß niedergestochen und darauf gekämpft und den Tod genommen hat, wie die Spartaner an dem Thermopylen. Kazianer wurde darob zu Wien verhaftet, entkam aber mit List, und floh auf des Grafen Niklas Zrini kroatisches Schloß Castanowitz an der Unna, des Willens, zu den Türken oder zu dem hungarischen Gegenkönig, Johann Zapolya, überzugehen, und ihnen Croatien, auch wohl einen guten Theil von Innerösterreich in die Hände zu spielen. Mit Mehmed Pascha zu Belgrad ward der verrätherische Briefwechsel angesponnen, aber der Divan selbst soll Ferdinanden die Beweise des Verraths in die Hande geliefert haben. — Kazianer wurde darauf durch Zrini an der Tafel listig aus dem Wege geraumt, wie um eines ähnlichen Beginnens willen der Statthalter Siebenbürgens Cardinal Martinuzzi (1551) durch Castaldo, und (1634) Wallenstein durch Buttler, Gordon, Leslie und Devereux. — Auf Kazianers Grab zu Oberburg ist die Fabel von dem Fuchs, der einen Vogel zu Gaste lud, um ihn selbst zur willkommenen Speise aufzuzehren. — Obiger Brief ist merkwürdig, weil er die Art seines Todes, wie solche bey Oetelius, Isbuanffy, Ricaut, Buchholz ꝛc. vorkömmt, in mehreren Umständen berichtiget. Kazianers Landmann und Anverwandter, Valvasor, Krains Geschichtsschreiber, der auch seine Vertheidigungsschrift aufnahm, bemühte sich (9. und 15. Buch) gar sehr, seine Unschuld wahrscheinlich zu machen.

Kazianers Haupt wurde dem König nach Wien überschickt, von ihm aber seiner Schwester, verehlichten Eyzinger, zum ehrlichen Begräbniß überlassen.

**) Georg Crabuß und Hanns Hoisitzer.

aller vnderthenigchait vnangezeigt nit laſſen wellen, thue mich hiemit Euer Fürſtlichen Gnaden in aller vnderthenigcheyt beuelchen. Datum Wyenn, den dritten Nouember, Im ſieben und dreyſſigſten Jar.

Über den Kriegsgebrauch in den Seekriegen, zwiſchen den Staaten am mittelländiſchen Meere, während des Mittelalters.

Die hartnäckigen Kämpfe, welche Handelseiferſucht zwiſchen Genua, das ſich mit Recht die Königinn der Meere nannte, und der neuen Seemacht, die Aragon nach der Vereinigung mit Catalonien bildete, ſeit Ende des dreyzehnten Jahrhunderts erregte, geben ein treues Bild von der Eigenthümlichkeit der Seekriege jenes Zeitalters. Hier walteten mehr Leidenſchaft und perſönlicher Haß, als wohlerwogenes Staatsintereſſe und Weisheit der Regierer; hier findet man nicht die Beobachtung der Rückſichten, welche das ſpäter ausgebildete Völkerrecht und der Fortſchritt der Civiliſation auch unter entzweyten Nationen geltend machten. Wuth und Verwegenheit leiteten die Anführer, Wildheit und Rache die Kämpfer. Das waren die Wirkungen der Rohheit des Zeitalters, und der Kleinheit der Nationen, unter welchen der Haß deſto leichter zunimmt und bald allgemein wird. Wie konnten auch Mäßigung und Treue in einer Zeit herrſchen, wo die Könige Staatshändel, wie perſönliche Beleidigungen ausfochten, und ſich ſelbſt die Gelegenheit zu friedlichen Beſprechungen abſchnitten, wo die Herolde dem Feinde den Unwillen und die Verachtung der Fürſten laut verkündigten, wo Schmähreden ſtatt Manifeſten dienten, und Galgen oder Blutgerüſt das Loos der Beſiegten war. In den Geſchichtsbüchern finden ſich viele Züge zu dem Gemählde der rohen Sitten des Zeitalters. So riefen die Piſaner 1195 nach dem blutigen Kriegszuge den zerſtreuten Genueſern drohend zu: Ihr Huren, ihr Weiber der Venetianer, ihr wollet euch noch erkühnen, auf den Meeren zu fahren? Wenn ihr wieder in die See gehen wollet, werft Schwert und Waffen weg, und kommt wie Weiber, oder wir ſchneiden euch die Naſen ab. — In der That, die Sprache der Sieger war eher von zornigen Weibern, als von ſiegreichen Kriegern entlehnt. Derſelbe Schriftſteller erzählt, daß die Venetianer, als ſie 1250 mit ihrer Handelsflotte nach Alexandria ſegelten, einem Geſchwader genueſiſcher Galeeren begegneten, welche ſich ſchnell ſammelten, und durch ein, mit einem Caſtelle verſehenes Schiff ihre Flotte ſicherten. Da warfen jene den Feinden zu Spott und Hohn ein paar Hühner in's Meer, ihnen zurufend: Mit dieſen möget ihr kämpfen. — Am Ende desſelben Jahrhunderts ward Andreas Dandolo, der Anführer einer venetianiſchen Flotte von 75 Galeeren, durch den genueſiſchen Admiral Lampo Doria geſchlagen, und zum Kriegsgefangenen gemacht. Wüthend über ſein Mißgeſchick, rannte er mit dem Kopfe gegen den Maſtbaum der Galeere, bis er todt niederfiel. Welches Schickſal würde den Genueſer erwartet haben, wenn er in die Gewalt dieſes Feindes gefallen wäre? So wenig Vertrauen hatte der Überwundene zu der Mäßigung und Menſchlichkeit der Sieger!

Im Jahre 1318 ward dem Senate zu Venedig berichtet, es hätte die Mannſchaft eines genueſiſchen Geſchwaders ausgerufen: Laßt uns nach den venetianiſchen Schweinen auf Raub ausgehen. Unwillig über die Beleidigung, entſandte der Senat ſogleich eilf Galeeren, welche bis nach der Arimm den Feinden folgten, um für Matroſengeſchwätz Rache zu nehmen. In dem Gefechte bey Porto-Longo in Romanien (1354), wo die Venetianer ſiegten, lief der genueſiſche Admiral Pagano Doria in der Hitze des Gemetzels durch die Reihen der Seinigen, und rief ihnen zu: Laßt ſie ſterben, die Schweinheerde... Wenn ſich die gebildetſten Völker des Zeitalters gegenſeitig ſo unwürdig ſchmähten und verachteten, wie ließ ſich von anderen kriegführenden Völkern Urbanität erwarten?

Cataloniens Bewohner, die nicht für die Höflichſten in Europa galten, und bey ihrer natürlichen Unfeinheit die rauhe Sitte der Zeit und die Wildheit ihres Muths noch auffallender zeigten, konnten keine beſſeren Beyſpiele von Edelmuth und Menſchlichkeit in ihren Kriegen geben, zumahl in den Kämpfen, welche ſie gegen die Genueſer, die ewigen Feinde ihres Handels und ihrer Wohlfahrt beſtanden. Allgemein ward der gegenſeitige Haß nicht bloß durch alle Familien verbreitet, ſondern ſelbſt von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. Ein einziger Zug kann die Erbitterung zwiſchen beyden Völkern ſchildern. Als im Jahre 1334 vier catalaniſche Schiffe, die Kriegsvölker nach Sicilien führten, acht Tage lang gegen zehn genueſiſche Galeeren in ſtets erneuten Kämpfen ſich gewehrt hatten, mußten ſie ſich endlich ergeben. Einer von den Catalonien, der ſeine Frau mit an Bord hatte, durchbohrte ihr die Bruſt mit ſeinem Schwerte, denn lieber wollte er ſie zu ſeinen Füßen ſterben, als in der Gewalt der Feinde ſehen. Und freylich mochte damahls ein Gatte von der Brutalität eines ſiegreichen Galeerenvolks nicht viel Schonung erwarten können.

Dieſe Rohheit des Zeitalters und die perſönliche Erbitterung der Streitenden, die nicht viele Handlungen der Mäßigung und Großmuth gedeihen ließen, und der kühne Muth der Kämpfer, welche beſiegt, nichts anderes als Sclaverey zu erwarten hatten; dieß war es nicht allein, was die Seekriege ſo furchtbar und zerſtörend machte. Die Gefechte waren mörderiſcher, als ſie es in unſern Tagen ſind; denn man ſchlug ſich gewöhnlich auf niedrigen ſchwachen Fahrzeugen, man enterte von beyden Seiten, um handgemein zu werden, und die Galeeren, welche man mit Haken und Ketten zuſammen band, waren ſchwimmende Verbindungsbrücken, worauf der Feind zum Feinde gelangte. Einer von beyden mußte überwunden oder vernichtet werden. Es war unmöglich, durch irgend eine tactiſche Bewegung ſie zu trennen, und die leidenſchaftliche Blutgier, worin allein der Muth oder die Verzweiflung ſich äußerte, mochte nicht kaltblütig und mit paſſiver Unterwerfung der Stimme des Anführers gehorchen, wenn er, der aber gewöhnlich eben ſo wüthend am Gefechte Theil nahm, dem Kampfe hätte Stillſtand gebiethen wollen.

Damahls, ſcheint es, war die Überlegenheit einer Nation über die andere, nicht wie jetzt, in höherer Kenntniß der Seetactik gegründet. Denn die Manövers, welche heut zu Tage die Combination der Bewegungen und der Zeit mit dem Ra-

derstande des Wassers und der Winde, wegen der Verschiedenheit des Baues, des Segelwerks, der Größe des Umfangs der Schiffe und des Gebrauchs der Artillerie, erfordert, waren gar nicht anwendbar bey Galeerengeschwadern, welche selten auf hoher See sich schlugen, sondern nur auf einer Rhede, in einem Busen, oder einer Bucht sich vertheidigten, bey Ruderschiffen, die fast immer nur im Sommer kämpfend, ihre Ruder von Wind und Wellen mochten regieren lassen, ohne ihre Segel zu brauchen, welche bloß dazu von großem Nutzen waren, die Heftigkeit des Angriffs zu vermehren. Eben so wenig endlich paßten die neueren Manövers bey Fahrzeugen, die mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit bey jedem Winde den Angriff wagten, als sie fliehen, auf jedem Strande scheitern, die Mannschaft retten, und auch in dieser Lage noch sich wehren konnten.

Der entschiedene Vortheil, welchen damahls ein Seevolk über das andere gewinnen konnte, bestand wirklich mehr in der Beschaffenheit der Waffen, der Stärke und der Gewandtheit der Bemannung und der Unerschrockenheit und Verwegenheit der Kämpfer, als in der Zahl und Größe der Flotten, besonders wenn diese Miethlinge oder Verbündete waren. Daher waren die Catalonier und die Genueser, welche stets nur eigene Schiffe und eine nationale Marine brauchten, die bey ihres Handels großem Umfange aller Meere am kundigsten war, die gefürchtetsten Seevölker, und wurden von allen Mächten am meisten gesucht.

Die Gefechte begannen gewöhnlich mit heftigem Anrennen der Schiffsschnäbel gegen die feindlichen Fahrzeuge, unter einem Regen von Steinen, Wurfspießen und Pfeilen, und wurden durch den tapfern Arm der Krieger geendigt. Daher kam zu den Opfern, welche das mörderische Schwert hinweg nahm, eine große Anzahl von Ertrunkenen, wie wir in allen Geschichtsbüchern jener Zeit finden. Es konnte nicht anders seyn, da die Schiffe niedrig und leicht gebaut waren, da das Anrennen der mit Eisen versehenen Vordertheile Verwirrung und Erschütterung in den Schiffen verursachte, und die Kämpfer von einer Galeere auf die andere übergingen. Die großen hochbordigen Schiffe aber hatten nie so viele Ertrunkene. Dazu kam noch die Unmöglichkeit, den Verwundeten beyzustehen, theils weil die Wundarzneykunst noch unvollkommen war, theils weil fast immer der verwirrende Kampf in den kleinen Fahrzeugen selbst gefochten ward.

Nicht minder zerstörend wurden die Seekriege durch die herrschende Gewohnheit, die genommenen Schiffe zu versenken oder auf dem Strande zu verbrennen. Bey dem Mangel des Geschützes konnte man die Brandmaschinen so wenig, als die Verbrenner in den Gefechten abwehren, und an Küsten und in Häven vermochten die festen Schlösser kein befreundetes und verbündetes Schiff zu beschützen. Nicht selten sah man daher überwundene Flotten im Angesicht der Städte oder Schlösser, unter deren Mauern sie Schutz suchten, in Flammen aufgehen. Die hochbordigen Fahrzeuge erschienen gewöhnlich mit Kuhhäuten bedeckt vor dem Feinde, um die Wirkung der geschleuderten Feuermassen abzuhalten. Die Häfen hatten damahls zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung kein anderes Hülfsmittel, als die Ketten, welche den Eingang derselben, so wie die Schiffswerfte sperrten. Eine andere Ursache der häufigen Verheerungen, welche die Flotten erlitten, war die Unfähigkeit derselben, den Winterstürmen, und oft selbst den Sommerstürmen, zu widerstehen. Man findet in den Chroniken eine furchtbare Zahl von Schiffbrüchen angezeigt.

Wie zerstörend aber auch die Grundsätze waren, nach welchen der Seekrieg geführt ward, die militärischen Operationen der Flotten beschränkten sich fast immer auf Überfälle der Häfen, und auf Landungen an den Küsten, wo man verwüstete und verbrannte, was sich in Feindes Land ohne Gegenwehr finden ließ. Da die Fürsten arm waren, und nach der Verfassung der Staaten die Beyträge zu See- und Landkriegen von dem guten Willen der Unterthanen abhingen, so wurden die Feindseligkeiten auf beyden Seiten oft unterbrochen, und fast nie konnte man einen zusammenhängenden regelmäßigen Kriegsplan fortführen und vollenden.

Alle Seeunternehmungen wurden in den Sommermonathen gemacht, und die Flotten auf sechs, fünf, vier Monathe, zuweilen nur auf Wochen, ja nur auf Tage ausgerüstet; fast immer kam's nur darauf an, ein einzelnes Unternehmen, irgend einen coup de main auszuführen. Die Seezüge waren daher von kurzer Dauer, und die Flotten wurden mit großer Leichtigkeit ausgerüstet und — wie der moderne Ausdruck es nennt — wieder abgetakelt. Nicht immer war der Flotte ein bestimmter Sold angewiesen. Manche rechneten nur auf den Gewinn, welchen ein Seezug versprach, das Hauptaugenmerk der geworbenen Seeleute; aber die meisten Flotten wurden durch die Beyträge gerüstet und unterhalten, welche die Gemeinden unter sich vertheilten. Nach ihrem Vermögen, oder nach den Belohnungen, welche die Fürsten versprachen, berechneten die Städte, wie lange der Sold bezahlt werden konnte, und so gingen nicht selten die Früchte einer Seeunternehmung verloren, weil die Ausrüstungszeit abgelaufen war. Hätten die Fürsten und Freystaaten die vertragmäßigen Beyträge ihrer Völker, und die freywilligen Gaben der Handelsstädte entbehren müssen, so würden sie kein anderes Mittel gehabt haben, die zahlreichen Flotten, deren die Geschichte gedenkt, lange zu unterhalten. Jede Provinz, jede Hauptstadt gab ihren Beytrag an Mannschaft und Geld. Eine königliche Flotte, wenn sie aus allen Streitkräften des Landes zusammengesetzt war, bestand aus so vielen Abtheilungen, als Provinzen oder Städte beytrugen, deren jede das Vorrecht hatte, einen Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. So war's durch mehrere Jahrhunderte im aragonischen Reiche. Dieses Vorrecht freyer Völker und begünstigter Städte konnte allerdings großen Wetteifer in den Kämpfen wecken, wo Jeder Zeuge von den Thaten des Andern war, und bey den Ausrüstungen konnte der Ehrgeiz entstehen, in den Beyträgen einander es gleich zu thun oder zu übertreffen, aber oft war diese Einrichtung dem Ansehen des Oberbefehlshabers nachtheilig, und verzögerte die Sammlung und Vereinigung der Streitkräfte.

Miscellen.

Topal Osman wurde 1693 in einem Alter von etwa 25 Jahren mit Aufträgen des Großherrn zum Pascha von Kabira nach Ägypten geschickt. Bis Said (das alte Sidon in Syrien) reiste er zu Lande; da er sich aber vor den Plünderungen der Araber fürchtete, so stieg er hier in ein türkisches Fahrzeug, welches nach Damiat, einer Stadt an dem östlichen Ausfluß des Nils, bestimmt war. Bey dieser kurzen Überfahrt begegnete ihnen ein spanischer Caper; der Übermacht ungeachtet beschlossen sie sich dennoch zu vertheidigen, und ihre Freyheit und Güter zu beschützen. Es entstand ein blutiges Gefecht. Hier gab Topal Osman die ersten Proben seiner Unerschrockenheit, wodurch er sich hernach so oft auszeichnete. Die Mannschaft, durch sein Beyspiel aufgemuntert, focht mit großer Tapferkeit; aber endlich behielt doch die stärkere Anzahl der Spanier die Oberhand, und Osman wurde, nachdem er gefährlich im Arm und Schenkel verwundet war, zum Gefangenen gemacht.

Der spanische Capitän begegnete Topal Osman wegen seiner bewiesenen Tapferkeit mit vorzüglicher Achtung, besonders aber, weil er von ihm als einem Gesandten des Großherrn ein großes Lösegeld zu erhalten hoffte. Als er nach Malta kam, wo der Seeräuber sein Schiff ausbessern ließ, waren seine Wunden noch immer in einem gefährlichen Zustande, ob er schon gut gepflegt wurde. Am gefährlichsten war die Wunde im Schenkel, von welcher er hernachmahls immer lahm blieb, und deßwegen auch den Nahmen Topal oder Krüppel bekam.

Vincent Arnaud, aus Marseille, war damahls Befehlshaber des Hafens zu Malta. Sobald sie Anker geworfen hatten, ging er Amts halber an Bord des Capers. Kaum erblickte Osman Arnaud, als er zu ihm sagte: „Können Sie eine großmüthige und edle Handlung thun? — Kaufen Sie mich los, und seyn Sie versichert, daß Sie nichts dabey verlieren sollen." Eine solche Bitte eines gefangenen Sclaven war eben nichts Neues; aber die Art, mit welcher dieser es sagte, machte auf den Franzosen einen so starken Eindruck, daß er den Caper sogleich fragte, wie viel er Lösegeld verlange. Er antwortete, 1000 Zechinen, (beynahe 3000 Thaler). „Aber ich kenne Sie nicht," sagte Arnaud hierauf zu dem Türken, „wie können Sie also verlangen, daß ich auf Ihr bloßes Wort 1000 Zechinen wagen soll?" „Wir handeln beyde nach Grundsätzen," versetzte der Türke, mit edlem Anstande. „Ich trage Ketten, und deßhalb versuche ich jedes Mittel, meine Freyheit zu erlangen, und Ihnen kann es niemand verdenken, daß Sie dem bloßen Worte eines Fremden nicht trauen. Ich kann Ihnen aber jetzt kein Unterpfand geben, als mein Wort und meine Rechtschaffenheit; ich will Sie auch ganz und gar nicht dazu überreden, wenn Sie es aber thun, so versichre ich Sie, Sie werden nie Ursache haben, es zu bereuen." Arnaud gab dem Großmeister Don Perellos hiervon Nachricht. Der Anstand, mit welchem Osman erzählt hatte, die ungekünstelte Freymüthigkeit, und die übrigen seltsamen Nebenumstände bewogen Arnaud unmittelbar nach dem spanischen Schiffe zurück zu gehen. Er wurde mit dem Capitän einig und zahlte für die Befreyung Osmans 600 Zechinen. Hierauf brachte er Osman in eines von seinen eigenen Schiffen, schickte einen Wundarzt dahin, und versah ihn mit allem, was er zum Unterhalt und zur Besserung nöthig hatte. In kurzer Zeit war Osman außer Gefahr.

Osman hatte seinem Wohlthäter schon gesagt, daß er sich seine Bezahlung von Constantinopel schicken lassen könnte. Da er sich aber in den Händen eines so edeldenkenden Mannes sah, so war er dreist genug, sich noch eine Gefälligkeit von ihm auszubitten; diese bestand darin, daß er die Art der Bezahlung gänzlich ihm überlassen möchte. Arnaud dachte, daß etwas Großes nicht halb gethan werden müsse, und war großmüthig genug, den Vorschlag nicht nur anzunehmen, sondern ihm obendrein noch das Schiff, in welchem er bisher gewohnt hatte, anzuvertrauen, und ihn mit noch mehr Beweisen der Großmuth und Freundschaft zu überhäufen. Sobald es seine Gesundheit erlaubte, trat Osman seine Reise in diesem Schiffe an.

Nun schützten ihn französische Kriegsschiffe gegen die Seeräuber. In kurzer Zeit langte er zu Damiat an, und segelte auf dem Nil nach Kabira hinauf. Kaum war er daselbst angekommen, so gab er dem Schiffs-Capitän 1000 Zechinen für seinen Wohlthäter Arnauden, und schickte ihm zugleich einen prächtigen Pelz, mit 500 Kronen zum Geschenk. Bey dem Pascha von Kabira richtete er den Befehl des Großherrn aus, und als er wieder zu Constantinopel anlangte, war er der erste, der dort seine Sclaverey erzählte.

Seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Großmuth, war nicht blos Folge der ersten Empfindung; sein ganzes Leben hindurch bezeigte er durch Briefe und andere Beweise, was für einen tiefen Eindruck sie auf sein Herz gemacht hatte.

Im September 1731 stieg Topal Osman zur Würde eines Großvezirs empor. Sobald er von derselben Besitz genommen hatte, schrieb er nach dem französischen Gesandten, ersuchte ihn, nach Malta zu schreiben, und seinem alten Wohlthäter von seiner Erhöhung Nachricht zu geben; er bath ihn, nach Constantinopel zu eilen, weil bey diesen Umständen etwas für ihn bereit wäre, und erinnerte ihn zugleich, daß ein Großvezier selten lange in seiner Würde bliebe.

Arnaud langte im Jahre 1732 mit seinem Sohne von Malta zu Constantinopel an, und brachte verschiedene Geschenke mit, nebst zwölf Türken, welchen er ihre Freyheit verschafft hatte. Die letztern ließ sich der Großvezier zeigen. Arnaud, in einem Alter von 72 Jahren, wurde dem nunmehrigen Großvezier des osmannischen Reichs mit seinem Sohne vorgestellt. Er empfing sie in Gegenwart der vornehmsten Staatsminister mit den größesten Beweisen der Zärtlichkeit und Freundschaft; alsdann wandte er sich gegen die Umstehenden, und zeigte auf die befreyeten Türken: „Seht," sagte er, „diese eure Brüder genießen nunmehr die Süßigkeiten der Freyheit, nachdem sie in der Sclaverey geseufzt haben; dieser Franzose ist ihr Befreyer. Ich selbst war ein Sclave, in Fesseln geschlagen, und Blut strömte aus meinen Wunden; dieser Mann hier befreyete mich; er ist mein Wohlthäter; ihm verdanke ich mein Leben, meine Freyheit, mein Glück, und alles, was ich jetzt genieße. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich eine große Summe, ließ sich auf mein bloßes Wort wegreisen, und gab mir ein Schiff, mit dem ich, wohin ich wollte, fahren konnte. Wo ist der Muselmann, der einer solchen Großmuth fähig wäre?"

Während Osman sprach, hefteten alle Anwesende ihre Augen auf den alten Arnaud, der des Großvezirs Hände zwischen den Seinigen fest hielt. Der Großvezier fragte alsdann den Vater und Sohn nach mancherley Umständen, welche ihre Lage und ihr Glück betrafen. Ihre Antworten hörte er mit Güte und Aufmerksamkeit an, und endlich beschloß er die Unterredung mit einem arabischen Spruch: Alla Kerim, d. i. Gottes Vorsicht ist groß! In ihrer Gegenwart vertheilte er die mitgebrachten Geschenke; den größten Theil davon bekam der Sultan, dessen Mutter, und der Kislar Aga. Hierauf empfohlen sich beyde Franzosen, und reisten zurück.

Topal Osman war einer von den wenigen, welche durch ihr ganzes Leben Beweise einer über den Beyfall des Volks erhabenen Denkart geben. Seine Seelengröße war die Wirkung seiner Rechtschaffenheit, seiner Tugend und seines Verstandes; seine edle Denkungsart verrieth einen Mann, der einen Gott, eine künftige Belohnung und Bestrafung glaubt.

.....

Philipp von Valois, erster französischer König aus der Nebenlinie des valoisischen Geschlechts, bestieg 1328 den Thron. Die Vetter gaben ihm damahls den Beynahmen des Beglückten, bald aber den schimmern, des Gerechten.

Sein Vasall, der Graf von Flandern, hatte seine Unterthanen so gedrückt, daß die Leute in der Verzweiflung erst die flandrischen Amtleute todt schlugen, dann, um sich gegen grausame Strafen zu vertheidigen, die Waffen ergriffen. König Philipp kam dem Grafen zu Hülfe, griff die rebellischen Flamänder an, und schlug sie den 24. August 1328 bey Cassel. Nachdem er alles vermittelt und den Frieden ganz hergestellt hatte, zog er seine Truppen zurück aus dem Lande, und nahm von dem Grafen Abschied. „Sire," sagte dieser, indem er dem Könige öffentlich vor allen versammelten Großen dankte, „nun mich Ew. Majestät verlässt, wer sichert mich vor neuen Unruhen?" — „Nicht doch," fiel ihm der König ins Wort; „mein Heer that freylich viel; aber seyd künftig klüger, seyd künftig menschlicher, und ihr werdet keinen Rebellen mehr sehn!" — Der Graf verbeugte sich erröthend.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 26. und Mittwoch den 28. November 1810.

Ich sammle keine Facta, sondern Maximen zu guter Führung meiner eigenen und öffentlichen Geschäfte. Alles kommt darauf an, daß wie die Dinge aus ihrem rechten Augpunct ansehen, so werden die Begriffe bestimmt und der Styl von selbst simpel und edel werden. Ich schreibe nicht mehr so viele Anmerkungen auf; gemeiniglich machen Collectaneen das Papier weiser als dessen Eigenthümer, und bilden Schriftsteller nicht Menschen; unglücklicher Freund, unglückliche Stadt, deren Obrigkeit, dessen Freund in fremdem und eigenem Nothfall über seine Excerpten laufen muß! Warum Schätze sammeln, welche die Wellen verschlucken, das Feuer verzehren, ein umgeworfenes Dintenfaß vernichten kann. Warum fuhren die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakespear nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren, ob die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltner aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freyen Mannes von Genie, soll in ihm selbst seyn, und die Tyrannen, welche Europa haben fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker als unsere eignen Vorurtheile und beschwerlichern Gewohnheiten.

Johann von Müller.

(142 und 143.)

Die Belagerung von Diu.

1538.

Unter den Tapfern, welche Portugalls Macht und Herrschaft in fernen Erdtheilen befestigten, lebt Sylveira im Nachruhme. Was Geist und Muth, was Stärke des Entschlusses und feste Beharrlichkeit vermögen, das ward von ihm bewährt, als er mit wenigen Kriegern, ganz der eigenen Kraft überlassen, die Mauern von Diu gegen zahllose Schaaren vertheidigte. In Tagen, wo so manche Festungs-Commandanten im Bildnisse entehrt wurden, mag's erhebend seyn, in die Zeit zurück zu schauen, wo ein ritterlicher König einen Gesandten nach Portugall schickte, um das Bildniß des ruhmvollen Sylveira zu hohlen.

Am Eingange des Meerbusens von Cambaya läuft die Küste von Guschrate (Guzurate) in eine hohe felsige Spitze aus, die eine schmale Erdenge an den Continent bindet. Auf dieser Halbinsel, nördlich von den Meereswellen, auf den andern Seiten von der Mündung eines Stroms umflossen, lag die Stadt Diu, stark durch glückliche Lage und Kunst, welche die Portugiesen seit 25 Jahren oft vergeblich zu bezwingen versucht hatten, um durch diese Eroberung die Herrschaft über das indische Meer völlig zu sichern. Von den Mogolen gedrängt, bewilligte endlich der König von Cambaya (Sultan Badur), dem portugiesischen Statthalter Nuno da Cunha, eine Festung auf der Küstenspitze zu bauen. Ein starker Thurm mitten im Flusse, auf einem Felsen erbaut, der nur bey hoher Fluth, wo Wellen seinen Fuß bespühlten, zugänglich war, wurde den Portugiesen übergeben. Dieser Thurm und die Bollwerke der Feste beschützten die Mündung des Flusses, welche einen sicheren Hafen bildete. Nach der Stadtseite hin ward die Festung nach alter Weise durch mehrere bastionirte Thürme gedeckt, unter welchen, als Hauptangriffspuncte der Thomasthurm, der 90 Fuß im Durchmesser, der Jacobsthurm, der nur 60 hatte, und der Johannesthurm, die schwächste Seite, merkwürdig wurden. Ein Graben von ungleicher Breite lief außerhalb, längs dieser Werke.

Der König von Cambaya bereute bald, was er den mächtigen Fremdlingen bewilligt hatte; er suchte die indischen Fürsten gegen sie aufzureitzen, und warb um Hülfe bey dem osmannischen Sultan; aber mitten unter diesen Vorbereitungen zum Kampfe, traf ihn der Todesstreich von der Portugiesen Hand. Sein Günstling, Khojah Zaffar (Coje Sofar) von der Insel Scio stammend, leitete den Nachfolger des ermordeten Königs, das begonnene Werk zu vollenden, während er die Portugiesen in Diu mit schlau verstellter Freundschaft täuschte. Er war durch Muth und Kriegskunde der Mann für das große Unternehmen. Die Kriegsvölker des Königs von Cambaya begannen die Feindseligkeiten in dem Augenblicke, als die türkische Flotte, welche Sultan Sulejman unter dem Pascha von Kahira sandte, aus dem rothen Meere heran segelte. Das cambayische Heer bestand aus mehr als 20,000 Mann erlesener Völker, und die türkische Flotte zählte 76 große und kleine Schiffe, welche mehrere tausend Mann Landungstruppen am Bord hatten. Im Anfange des Septembers 1538 warf der Pascha Anker vor Diu, und ließ seine Janitscharen landen mit vielem Geschütze, worunter fünf-

zig Stücke des größten Calibers, Basilisken genannt, und fünf waren, welche steinerne Kugeln von sieben Spannen im Umfange schossen. Die Belagerung begann von der Seeseite wie zu Lande, und Khojah Zaffar gab dem Pascha die Hoffnung, mit wenigen Stürmen die Burg zu erobern.

Ungünstig für die Portugiesen waren die Umstände. Es war kein naher Entsatz von dem Statthalter aus dem Hauptsitze der portugiesischen Macht zu erwarten, denn noch dauerte die Winterzeit dieser Gegenden, wo die regelmäßig wehenden periodischen Winde die Meerfahrt höchst gefahrvoll machten. Nur 700 Portugiesen, worunter 200 Edle, beschützten die Festung, aber ihre Tapferkeit machte sie eben so vielen Tausenden gleich, und an ihrer Spitze stand ein großherziger Mann, muthvoll und klug, Anton de Sylveira Meneses. Alle sahen dem ungleichen Kampfe mit dem Entschlusse entgegen, der Vertheidigung dieser Mauern, welche ihrem Muth und ihrer Ehre anvertraut waren, die letzte Lebenskraft zu weihen, und dieser Entschluß, von kräftigen Herzen gefaßt und kühn ausgesprochen, war hier heiliges Männerwort. Ein unglaubliches Ereigniß gleich in den ersten Tagen der Belagerung, schien die Begeisterung der Krieger nur höher zu entflammen. Franz Pacheco vertheidigte einen Thurm, der außerhalb der Festung in der Stadt selbst lag; mit 60 Kriegsleuten, welche die stürmenden Türken zurück schlugen, als das Geschütz die Mauer geöffnet hatte. Am folgenden Morgen ward der Thurm in der Mitte zerrissen, und den Vertheidigern blieb kein Schutz gegen das Geschoß von Tausenden, die stürmend andrangen. Noch wehrten sich die Portugiesen mit glücklichem Erfolge, aber endlich ergab sich Pacheco der Aufforderung des Feindes auf die trügerische, bald gebrochene Zusage, ihm Freyheit und Leben zu lassen. Dreyßig seiner Gefährten nahmen die Bedingung an, aber die übrigen, empört über solche Schmach, kämpften wüthend gegen die Übermacht, und fielen, Tod und Wunden austheilend, wie es (sagt Goes) portugiesischen Männern ziemte. Unter diesen Tapfern focht ein alter Krieger, Joann Perez, welcher, als er das türkische Siegeszeichen auf dem Thurme wehen sah, mit fünf Gefährten hinan drang, und mehrmahls das portugiesische Banner wieder aufpflanzte, bis endlich die Helden alle erlagen.

Seit dem 4. October ward die Feste heftiger beschossen, und bis zum 30. des Monaths ohne Unterlaß gekämpft. Kein Tag verging, wo nicht die Portugiesen in einzelnen Haufen ausfielen als grimmige Löwen — sagt ein Augenzeuge auf der feindlichen Flotte — die Alles niedermachten, was ihnen begegnete, und Schrecken verbreitend bis an die Thürme und Verschanzungen der Türken drangen. Schon waren die Schießscharten durch das feindliche Geschütz zerstört, die Zinnen der Feste zertrümmert, die Brustwehren zerrissen, und als einer der Thürme niederstürzte, drangen die Feinde übermächtig heran. Die Brust der Tapfern war ein Bollwerk, fester als Mauern. Sie errichteten schnell aus Balken, Steinen und Schutt einen Wall zur Beschützung des Mauerbruches, den Kugeln und Brandpfeilen der Stürmer trotzend. So ward hier mehrere Tage zwey Mahl der Angriff immer fruchtlos erneuert. Sylveira ließ über den Trümmern des Thurmes eine neue Brustwehr erbauen, und hinter derselben ein großes Feuer anzünden, das unablässig unterhalten ward, um durch die Gluth der Flammen die eindringenden Feinde abzuwehren. Von den Männern ermuthigt, theilten die Frauen die Beschwerden und die Arbeit der Krieger. Isabella de Vega, die Gattin eines Officiers, sammelte die Weiber, welche in der Festung waren, und alle halfen bey der Ausbesserung der Mauern, um dem Heldenkampfe keine Männerarme zu entziehen. Nicht minder gepriesen ward Anna Fernandez, die einst, als ihr Sohn vor ihren Augen fiel, die Leiche fortschaffte, dann schnell zurück kehrte in das kriegerische Getümmel, um die Streiter zu ermuntern, und erst nach des Kampfes glücklichem Ausgange den geliebten Todten begrub.

Mit der ruhigen Besonnenheit des Anführers, der gegen alle Unternehmungen der Feinde mit Kraft und glücklichen Hülfsmitteln gerüstet war, wetteiferte die begeisterte Tapferkeit einzelner Krieger, wovon die Geschichten jener Zeit auffallende Züge *) bewahren; und so geschah's, daß die kleine Heldenschaar nicht verzagte, als sie durch Kämpfe und Krankheiten mit jedem Tage gemindert ward, und der erwartete Entsatz, durch die kleinliche Eifersucht des neu angekommenen Vicekönigs, Garcia de Noronha, verzögert, auch zu Ende der Winterzeit noch nicht erschien. Nur 250 waffenfähige Männer schützten noch die zerrissenen Mauern. Da rüstete sich der Pascha, erbittert über den unerwarteten Widerstand, in der Nacht vom 30. zum 31. October zu einem allgemeinen Sturme. Sylveira ahnete einen heftigen Angriff, der Alles entscheiden mußte. Er versammelte seine Krieger, und sprach zu ihnen von ihrem heiligen Glauben, von ihrem Vaterlande, ihrem Könige, ihren Weibern und Kindern, von der Türken Treulosigkeit und der Väter herrlichen Thaten. Nach dieser tapfern Männer Beyspiel sollten sie den Tod schmählicher Gefangenschaft vorziehen, und Alle, bis zum Geringsten, schwuren sie der Pflicht und dem Glauben nicht untreu zu werden.

Bey Anbruch der Dämmerung segelten viele große und kleine Fahrzeuge gegen den Thurm der Festung, welcher die Küste beschützte. Sylveira ließ sich nicht täuschen durch diese List, die Absicht war, die Krieger von der Landseite, wo größere Gefahr drohte, abzuziehen. Die Vertheidiger des Thurms warfen die stürmenden Feinde in's Meer, während heftiger Kampf auf den Mauern begann. Schon waren viele Portugiesen gefallen, viele durch Waffen und Feuer verwundet, als ein neuer Haufen erlesener Krieger heran stürmte. Sylveira, der wachsam überall war, von zwanzig Tapfern begleitet, erhielt jetzt Kunde, die Feinde wären unaufhaltsam durch den Mauerbruch gedrungen, und als er herbey eilte, sah er die Seinigen mit den Feinden mitten in der Festung kämpfen. „Christen!" rief er begeistert mit lauter Stimme, „portugiesische Krieger! gedenkt des Glaubens, des Vaterlandes, der Eurigen. Mir nach, mir nach, die Märtyrerkrone zu hohlen!" und wüthend mit geschwungenem Schwerte stürzte er sich in die feindlichen Reihen, hier und dort sich den Weg bahnend, um die Seinigen zu retten. Die Türken wichen dem heftigen

*) Ein Soldat, so stark als muthvoll, ergriff ganze Pulverfässer, und mit dem Ausrufe: „Fort, fort von mir, ich trage den Tod für mich und für Viele!" schleuderte er die entzündeten Gefäße unter die feindlichen Haufen. Ein anderer, als er alle Kugeln verschossen hatte, riß sich einen Zahn aus, den er in das Gewehr lud. Freylich wurde der Schuß, wornach fast alle litten, die Aufopferung manches schmerzhaft.

Angriffe. So dauerte fünf Stunden der Kampf an den Mauern und immer rückten neue streitlustige Haufen gegen die unbesiegte Heldenschaar. Bald wurden die Portugiesen von den Feinden ins Innere der Festung gedrängt, bald diese von jenen bis zu dem Thurme geworfen, durch welchen sie eingedrungen waren, und an dessen Fuß zwey feindliche Anführer standen, um alle zurück zu treiben, die vor den Portugiesen flohen, oder den Angriff verweigerten. Während Mann gegen Mann hier kämpfte, flogen Brandkugeln in die Festung, deren Geschütz wieder die türkischen Schiffe traf, und weite Lücken in die dicht gedrängten Reihen der Stürmer riß. Endlich, bey anbrechender Nacht, zogen sich die Feinde nach großem Verluste in ihr Lager zurück. Die Portugiesen hatten den Sieg theuer erkauft; nur zwölf waren ganz unverwundet, nur vierzig noch fähig, wieder in den Kampf zu treten. Sylveira ließ alle mit Speise erquicken, und als die Verwundeten verbunden, die Todten begraben waren, legte er seine besten Kleider an, und alle mußten sich, festlich geschmückt, um ihn sammeln. Dann zogen sie mit ihm singend und tanzend durch die Festung, und während der ganzen Nacht erschollen laut ihre Stimmen und der Ton der Trompeten. Dieß sollte den Feinden ein Zeichen geben, daß ihr Muth noch so ungeschwächt und streitlustig sey, als bey des Kampfes Anfang. Aber nicht Lachen und Fröhlichkeit belebten den Reigen; Thränen benetzten die Wangen der Helden, welche sich, wenn der Sturm wiederhohlt werden sollte, für des Todes gewisse Opfer hielten; und als nun der Tanz geendigt war, schwuren alle, beym nächsten Kampfe nur mit dem Leben von tapferer Gegenwehr abzulassen, und ihren Tod blutig rächend, zu fallen.

Es war keine Hoffnung, länger glücklichen Widerstand zu leisten. Die streitfähige Mannschaft war erschöpft und kraftlos, viele Stücke und Waffen waren gesprungen und zerbrochen, und alles Pulver verbraucht bis auf die letzte Ladung, die in dem Geschütze war. Nur Wenigen gab der kluge Befehlshaber Kunde von diesem Mangel, damit nicht ein treuloser Sclave einen so unglücklichen Umstand den Feinden verrathen möchte. Sylveira erwartete gefaßt den neuen Sturm, als plötzlich der Pascha alle seine Kriegsvölker so eilig einschiffte, daß er alles Geschütz zurück ließ. Die Portugiesen fürchteten eine List. Alle eilten auf die Mauern, selbst die Verwundeten nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, und die Weiber mischten sich unter die Streiter, um die Masse zu vergrößern. Aber der Pascha lichtete die Anker, und bald schwanden alle Segel in der Ferne. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Bundesgenossen selbst, aus Furcht vor den Eroberungsabsichten des stolzen harten Fremdlings, diesen Rückzug durch die ausgesprengte Nachricht von des Vicekönigs Ankunft veranlaßten; aber eigentlich war's — wie Goes erzählt — der Anblick der ersten Abtheilung der portugiesischen Flotte, was den Pascha zu eiliger Flucht bewog. Nachts segelten diese Schiffe mit Geschützdonner und lautem Geschrey der feindlichen Flotte entgegen, und auf jedem Schiffe waren vier Fakeln angezündet, welche den erschrockenen Türken die Zahl der Schiffe vervielfachten. Darauf ließ Khojah Zaffar die Stadt anzünden, und eilig fliehend den Portugiesen das Lager zur Beute. Sylveira's Heldenarbeit war vollbracht.

Ludwig Morus Sforza.

Die vielen Revolutionen und Kriege, denen die zahlreichen Staaten Italiens in den mittlern Jahrhunderten stets ausgesetzt waren, gaben manchen kühnen Abenteurern Gelegenheit zu dem glänzendsten Glück. Mehrere unter ihnen traten aus einer Dunkelheit, die dem Geschichtschreiber jedes Forschen unmöglich macht, auf den Fürstenthron; aber unter Allen war keiner, dessen Familie vom Glücke so begünstigt wurde, als Giacomuzzo Sforza von Attendolo, am 10. July des Jahrs 1369 zu Cotignola in Romagna geboren. Obwohl verschiedene Geschichtschreiber den adelichen Ursprung des Hauses Attendolo behauptet haben, so hatten sie doch dazu keinen historischen Grund, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Adel erst der Lohn der Tapferkeit des ersten Attendolo geworden.

Schon in den frühesten Zeiten, da das Glück des Attendolo und seiner Kinder Aufmerksamkeit erregte, war das Gerücht allgemein, er sey nichts mehr als ein gemeiner Bauersmann gewesen, und als in jenen kriegerischen Zeiten ihm einst einige seiner Kameraden zugeredet, Soldat zu werden, so habe er seine Hacke mit dem Entschlusse auf eine Eiche geworfen, seine bisherige Lebensart, falls sie herunter fiele, fortzusetzen, sollte sie aber auf dem Baume liegen bleiben, in den Krieg zu ziehen; sie blieb liegen, und Attendolo wurde Soldat; er erwarb sich wegen seiner Alles zwingenden Kühnheit den Nahmen Sforza; ward von den mächtigsten Staaten desselben als Feldherr verlangt, und starb als Connetable des Königreichs Neapel in den Wellen des Pescara im 65. Jahre seines Alters. Er hatte mehrere Kinder, unter denen der große Franz Sforza die Zierde seines Geschlechts und der Held seines Jahrhunderts war. Er starb als Herzog von Mailand und Herr von Genua im Jahre 1466, im 65. seines Alters, und erwarb sich den Ruhm eines Helden, den das Glück in 22 Schlachten nicht verließ, und der den errungenen Thron durch die Größe seines Geistes und seine Tapferkeit zu behaupten wußte. Er hinterließ von seiner Gemahlinn Bianca eine zahlreiche Nachkommenschaft, auf die er jedoch seinen Geist und richtigen Verstand nicht vererbte.

Galeatius Maria, sein ältester Sohn, befand sich, bey dem Tode seines Vaters, in Frankreich, wohin er von seinem Vater mit einem Heere zur Hülfe Ludewigs XI., der damahls einen gefährlichen Krieg mit den Großen seines Reichs zu führen hatte, geschickt war; er kehrte indeß sogleich nach seinen Staaten zurück, und trat die Regierung derselben ohne Widerspruch an.

Das Herzogthum Mailand gab an Macht, Reichthum und Wohlstand keinem Königreiche nach, und es beruhte bey seinem Regenten, der Schiedsrichter und Schutzgott Italiens zu seyn. Aber Galeatius hatte keinen Sinn für eine so ehrenvolle Rolle. Sein Stolz und seine Härte entzweyte ihn mit seinen Nachbarn, und seine Eitelkeit vergeudete seine und seiner Unterthanen Schätze. Unter dem Vorwande eines Gelübdes unternahm er im Jahre 1471 jene in der Geschichte berüchtigte Reise, welche ihm und den Städten, wohin er kam, unermeßliche Summen kostete; zu Anfang des Monaths März trat er mit seiner Gemahlinn Bona, einer savoyischen Prinzessinn, die Reise nach Florenz mit einem solchen Aufwande an, daß er

durch seine Verschwendung allen Staaten Italiens ein gefährliches, von ihnen leider nur zu sehr nachgeahmtes Beyspiel gab. Er hatte eine Menge Hofleute, Bediente, einen zahlreichen Adel und eine Leibwache von 2000 Reitern bey sich, die auf das prachtvollste gekleidet waren. Er führte 200 beladene Maulthiere, 500 Kuppeln Hunde, eine Menge Falken und Sperber mit sich, und dieser Aufzug allein kostete 200,000 Golddueaten.

Damahls herrschte zu Florenz eine außerordentliche Üppigkeit, die Tochter des Müßiggangs und der Ruhe; die Laster nahmen unter der Jugend überhand, Spiele und Ausschweifungen mit dem schönen Geschlechte waren herrschender Ton. Die Ankunft des Herzogs von Mailand und seiner Gemahlinn vermehrte diesen Hang. Als etwas Außerordentliches wird bemerkt, daß damahls zum ersten Mahl in Florenz der ganze Hof zur Fastenzeit Fleisch aß. Man gab sonderbare Schauspiele, und da man die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel in einer Kirche vorstellen wollte, wobey eine Menge Lichter und Wachskerzen gebraucht wurden, so ward damit die ganze Kirche angezündet, welche ein Raub der Flammen wurde. Durch diesen Besuch wurde Florenz noch mehr mit Leuten überschwemmt, welche schnell ein allgemeines Sittenverderbniß beförderten. Die ansehnlichsten Häuser entkräfteten sich, und das Volk ward zum Müßiggang verleitet, und nur Lorenz Medici allein, in dessen Pallast der Herzog und seine Gemahlinn wohnten, konnte durch seine Reichthümer den Glanz seines Hauses behaupten, welches andern unmöglich war.

Von Florenz begab sich der Herzog von Mailand nach Lucca, wo er von der Republik mit vieler Hochachtung empfangen und reichlich beschenkt wurde; von Lucca verfügte er sich nach Genua. Diese berühmte Stadt nahm ihren Fürsten mit allen erfinnlichen Ehrenbezeugungen und großer Pracht auf, und beschenkte ihn ebenfalls. Allein, dünkten ihm diese Geschenke und Ehrenbezeugungen geringer, als die, welche er von andern, die nicht seine Unterthanen waren, erhalten, oder empörte ihn der republikanische Stolz der Einwohner? Gleich einem Flüchtling ging er nach einem dreytägigen Aufenthalte unvermuthet nach Mailand zurück, und ließ das Schloß nebst den andern Festungen der Stadt zum großen Widerwillen der Einwohner noch mehr befestigen.

Das Schicksal Galeatius Maria's entwickelte sich wenige Jahre hernach, 1476, auf eine tragische Weise. Zu Mailand hielt sich damahls ein gewisser Gola, von Geburt ein Mantuaner, auf, der die Kinder der vornehmsten Häuser in der lateinischen Sprache unterrichtete. Dieser gelehrte, höchst ehrgeizige Mann sprach oft mit Wärme von dem Unglück der Staaten, welche böse Regenten hätten, und von dem Glücke derjenigen, die der Himmel als Bürger einer Republik hätte geboren werden lassen.

Unter seinen Schülern waren drey junge vornehme Mailänder, Johann Andreas Lampugnano, Carl Visconti und Hieronymus Olgiato, gleich feurige und fähige Köpfe, seine vorzüglichsten Lieblinge, mit denen er sich oft im vertrauten Tone von den Lastern des Herzogs besprach. Seine Gewalt über sie ging so weit, daß er sie schwören ließ, ihr Vaterland, sobald sie Fähigkeiten und Gelegenheit dazu bekommen würden, von der Tyranney des Herzogs zu befreyen. Da die jungen Leute sich täglich durch die Erfahrung von den Lastern des Herzogs überzeugten, so entschlossen sie sich desto bereitwilliger zu einem gewagten Unternehmen, da sie persönlich von ihm beleidigt worden waren. Galeatius gab fortwährend neue Beweise einer grausamen Seele und eines unmäßigen Hanges zur Wollust. Kein Frauenzimmer, nicht einmahl von den vornehmsten Ständen, war vor ihm sicher; er begnügte sich nicht damit, sie selbst zu entehren, sondern er gab sie auch den Begierden der niedrigsten Menschen preis. Er ließ viele Personen hinrichten, und weidete sich an ihren langsamen Qualen. Sein Betragen gegen seine Mutter, und ihr schneller Tod hatten einen fürchterlichen Verdacht gegen ihn veranlaßt. Die Gattinnen des Lampugnano und Visconti hatte er entehrt, und dem Olgiato wollte er die Abtey Morimondo nicht ausliefern, die ihm der Papst verliehen hatte. Diese Beleidigungen bestärkten sie in dem Entschlusse, Befreyer ihres Vaterlandes zu werden, indem sie sich schmeichelten, daß sie der Adel und das ganze Volk unterstützen würden. Ihren Plan näher zu verabreden, kamen sie oft zusammen, ohne daß man Verdacht schöpfte, indem es bekannt war, daß sie von ihrer Kindheit an gute Freunde gewesen. Sie beschlossen endlich, den Herzog zu ermorden, und bestimmten den zweyten Weihnachts-Feyertag, an welchem der Herzog sich in die Stephans-Kirche zu begeben pflegte, zur Ausführung ihres Vorhabens. Auch glaubten sie ihre Freunde an diesem Tage unter mancherley Vorwänden versammeln zu können; überdem redeten sie ab, daß, falls man einen von ihnen ergriffe, die andern ihn sogleich niederstechen sollten.

Am Morgen des Tages ließen sie einige ihrer Freunde bewaffnen, unter dem Vorwande, dem Olgiato zu helfen; einen Bach auf seine Güter zu leiten, dawider sich verschiedene seiner Feinde setzten; vor ihrem Ausgang aber gaben sie vor, vom Herzog Abschied nehmen zu wollen. Unter mehrern Vorwänden riefen sie viele ihrer Anverwandten herbey, in Hoffnung, daß auch diese, sobald der Streich geschehen wäre, sich für sie erklären würden, und sie beschlossen das Volk zur Empörung zu rufen, und sodann die Herzoginn und ihre Minister zu verhaften. Sie hofften das Volk desto leichter zu bewegen, indem sie ihm die Pallästе des Ministers Cecco Simonetta und anderer an der Regierung Theil habenden Personen zur Plünderung preis geben wollten. Olgiato und seine Freunde erschienen früh in der Kirche und hörten die Messe.

Der Herzog schien keine Lust zu haben nach St. Stephan zu gehen, und mancher Umstand hätte ihn davon abhalten können. Stets war er gewohnt einen Brustharnisch zu tragen, heute aber zog er ihn wieder aus, weil er ihm beschwerlich ward. Er hatte Lust, die Messe im Schlosse zu hören, aber sein Caplan war bereits mit allen Ornamenten nach St. Stephan abgegangen. Er wollte sich darauf durch den Bischof von Como, der sich bey Hofe befand, die Messe lesen lassen, aber diesen hinderte eine Unpäßlichkeit. Wider Willen mußte er daher nach St. Stephan gehen. Aber gleichsam als wenn ihm sein Schicksal geahnet hätte, ließ er zuvor seine zwey Söhne, Johann Galeatius und Hermes kommen, umarmte sie, und konnte sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging er zwischen den Gesandten von Ferrara und Mantua. Als er der Kirche nahe kam, stellten sich Lampugnano und Olgiato bey dem Eingange rechts, Visconti links, und ließen diejenigen, die vor dem Herzog hergingen, ruhig hereintreten. Endlich kam der Herzog selbst mit einem großen Gefolge, und Lampugnano und Olgiato setzten sich in Bewegung, stellten sich, als ob sie dem Herzoge Platz

machen wollten, näherten sich ihm, zogen ihre Dolche, die sie im Rockärmel verborgen hatten, und fielen über den Herzog her: dieser sank mit sechs Wunden, noch ehe es jemand gewahr wurde, daß er verwundet war; man hörte ihn nichts als die Worte „Santa Vergine" sagen. Indem er sank, entstand ein großer Lärm; mehrere zogen die Schwerter, einige liefen zur Kirche hinaus, andere dahin wo der größte Tumult war, ohne zu wissen, warum?

Diejenigen, welche dem Herzog am nächsten waren und ihn fallen sahen, erkannten die Mörder, und eilten ihnen nach. Lampugnano, der zur Kirche hinauslaufen wollte, drang durch die Weibsleute hindurch, welche auf dem Boden saßen, verwickelte sich aber in ihre Röcke, und ward darüber von einem Mohren des Herzogs erhascht, der ihn niederstach. Ein gleiches Schicksal hatte Visconti. Olgiato aber kam mit dem Volke zur Kirche hinaus, und begab sich, da er seine Kameraden todt sah, nach Hause; aber weder sein Vater, noch seine Brüder wollten ihn aufnehmen. Seine Mutter empfahl ihn einem Priester, einem alten Freunde ihres Hauses, welcher ihn in sein eigenes Kleid verhüllte, und in sein Haus führte, wo er sich zwey Tage aufhielt, und immer noch hoffte, daß eine Revolution entstehen sollte. Als aber alles ruhig blieb, und er besorgte, verrathen zu werden, versuchte er, in verstellter Kleidung zu entfliehen, ward aber entdeckt und gevierttheilt. Der älteste Sohn des Herzogs Johann Galeatius Maria wurde, noch nicht acht Jahre alt, zum Herzog ausgerufen; doch führte bey seiner Minderjährigkeit seine Mutter, die Herzoginn Bona, die Regierung.

Ludewig Sforza, der in der Geschichte den Beynahmen Moro führt, der Bruder des ermordeten Herzogs, riß durch seine Ränke die Regierung des Landes an sich; nachdem er den der Herzoginn treuen Cecco Simonetta auf das Schaffot gebracht hatte, mußte der zwölfjährige Johann Galeatius die Regierung selbst übernehmen, und seiner Mutter, der Herzoginn, sagen lassen, sie solle hinführo ihrer Andacht abwarten; sie verließ daher den Hof, und Ludewig war nunmehr Regent, und lenkte die Angelegenheiten des Staats nach seinem Gutdünken.

Seine Ränke riefen zum Unglück von Italien und auch seinem eigenen, den König Carl VIII. von Frankreich in dieß Land; aber kaum hatte er nach dem Tode des jungen Herzogs Johann Galeatius sich des Herzogthums Mailand mit Übergehung der hinterlassenen Kinder desselben bemächtigt, als er, bisher der erste und thätigste Anhänger Frankreichs, da er mit Neid und Furcht den Fortgang der französischen Waffen sahe, ein erklärter Gegner desselben wurde.

Die vorzüglichen Fähigkeiten dieses irre geleiteten Staatsmannes glichen einem scharfen Werkzeuge in der Hand eines ungeschickten Künstlers; er vereitelte durch ihren Gebrauch nicht allein seinen Zweck, sondern that sich gewöhnlich am Ende selbst Schaden damit. Hätte er sich mit dem Range und Ansehen begnügt, das er in seinem Vaterlande genoß, ohne um die Gunst und Vermittelung des französischen Königs sich zu bewerben, oder hätte er dem siegreichen Carl Treue und Glauben gehalten, seine neuen Eroberungen ihm sichern geholfen, und ihm bey seinem Rückzuge über die Alpen Beystand geleistet, so würde er auf beyde Fälle ohne Zweifel im ruhigen Besitze seiner unrechtmäßig erworbenen Gewalt geblieben seyn.

Allein es scheint fast, als ob manche Menschen einen so entschiedenen Hang zum Bösen hätten, daß sie ihren eigenen Vortheil nicht mehr kennen, sobald er, wie es oft der Fall ist, mit den Gesetzen der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit übereinstimmt. Nur mit genauer Noth langte Carl mit seinem geschwächten Heere wieder in Frankreich an, wo seine abermahligen großen Zurüstungen und seine Erbitterung über Ludewig Sforza's Untreue diesen einen fürchterlichen Angriff in seinen eigenen Staaten ahnen ließen.

Wie furchtbar und gefährlich ihm diese Zurüstungen des Königs gewesen, bewies seine geäußerte Freude bey der Nachricht von Carls Tode; aber diese Freude war nur von kurzer Dauer, denn der neue König Ludewig XII., der von seinem langen Aufenthalt von Novara her, eine genaue Kenntniß von der Wichtigkeit der Lombardey hatte, war auf nichts so eifrig bedacht, als auf die Eroberung des Herzogthums Mailand. Er verband Unterhandlungen mit Rüstungen.

Mit Spanien und England schloß er Frieden, mit der Schweiz ein Bündniß; auch suchte er die italienischen Mächte auf seine Seite zu bringen, oder wenigstens zu hindern, daß sie sich seinen Absichten nicht widersetzten. Den Papst Alexander VI. trennte er von Ludewig Sforza gänzlich, durch eine Lockung, der dieser Ehrgeizige zu widerstehen unfähig war; er gab dem Sohne desselben, dem berüchtigten Cäsar Borgia, eine Prinzessinn vom königlichen Geblüte zur Gemahlinn, und zugleich die Versicherung, ihn zum Herrn verschiedener Länder zu machen. Die Venetianer waren leicht zu gewinnen, seitdem Ludewig Moro sie bey Pisa betrogen hatte, haßten sie ihn als einen Verräther: da nun der König ihnen Cremona und Ghieradadda anboth, gaben sie allen seinen Vorschlägen Beyfall. Jetzt ließ der König sein Bündniß mit dem Papst und Venedig absichtlich bekannt machen. Ludewig Sforza gerieth in die äußerste Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als Jacob Trivulzi mit französischen Völkern nach Asti zog, und über den bevorstehenden Kriegeszug des Königs keine Zweifel mehr übrig ließ.

Von allen Seiten gedrängt suchte Sforza Verbündete gegen Frankreich, aber Niemand wollte sich mit ihm einlassen. Er wandte sich zuletzt an die Schweizer-Cantone, aber auch hier waren seine Bemühungen vergebens; doch gelang es ihm, eine Anzahl Reißläufer, ohne Bewilligung ihrer Obern, durch Versprechung eines hohen Soldes, in seine Dienste zu locken.

Sforza's Betragen gegen seine Unterthanen war wie der damahlige Zustand seiner Seele, sich selbst widersprechend, und nicht von der Art, Eifer zu seiner Vertheidigung hervorzubringen. Wenn er heute einige Große durch Wiedererstattungen auszusöhnen, und durch Herablassung und Hoffnung, ihre Lasten zu vermindern, alle zu begütigen suchte; so plagte er sie morgen durch Gelderpressungen und Auflagen aufs neue, so daß sie, seiner Herrschaft müde, mit Ungeduld auf einen andern Herrn und bessere Zeiten warteten. Mit vielen Kosten hatte er endlich, um sich den Franzosen und Venetianern zu widersetzen, ein Heer von 18000 Mann und eine beträchtliche Artillerie zusammengebracht. An Kaiser Maximilian sandte er Geld, so viel er zusammenbringen konnte, und erhielt dagegen viel Versprechungen, aber unbeträchtliche Hülfe. Seine Armee und sein Geschütz leisteten nichts; denn ein Theil seiner Befehlshaber schienen ungetreu. In dieser Verlegenheit sah er nur einen

Ausweg; er rüstete sich nähmlich, nach Deutschland zu fliehen, um durch persönliche Vorstellungen bey Maximilian die Hülfe auszuwirken, zu welcher ihm bis dahin für sein Geld nur vergebliche Hoffnung gemacht war. Wirklich sandte er seine Söhne in Begleitung seines Bruders, des Cardinals Ascanius, Giovann Orelli's und verschiedener anderer Vertrauten nach Inspruck. Er gab ihnen einen Schatz von 200,000 Kronen mit, mit dem Befehl, ihn selbst, oder falls die Umstände sich ändern würden, seine weitern Verfügungen zu erwarten. Aber eben in diesem Zeitpunct befand er sich in der traurigsten Lage, und das Unglück, das er über Italien gebracht hatte, fiel schwer auf sein eigenes Haupt. Die Kaiserlichen und Schweizer-Soldaten, die er so theuer erkauft hatte, waren nicht hinreichend, ihn gegen die Macht der Verbündeten zu schützen, aber frech genug, ihn bey allen Gelegenheiten zu mißhandeln; die Gefahr stieg auf den Grad, daß er besorgen mußte, von denen gefangen genommen zu werden, die er zu seinem Schutz angeworben hatte. Seine Söhne und die wenigen Treuen, auf die er sich verlassen konnte, hatte er mit dem Überrest des Schatzes weggesandt, und in der dringendsten Noth sah er nirgends Hülfe, aber allenthalben erklärte oder heimliche Feinde, die seinen Untergang wünschten und solchen zu beschleunigen thätig waren. Bis in das Innerste seines Pallastes drangen täglich bittere Klagen der Unterthanen, über die Drangsale, die sie von den kaiserlichen Soldaten leiden mußten, die auf Discretion bey ihnen lebten. Aber Sforza konnte nicht helfen; er hatte nur noch den Nahmen eines Herzogs, die Gewalt war in den Händen der Soldaten. Nicht nur war er unvermögend, die Noth seiner Unterthanen zu erleichtern, sondern durch seine traurige Lage sogar gezwungen, solche durch neue Auflagen zu beschweren, die um so viel drückender waren, als der gesunkene Wohlstand der Einwohner sie zur Abtragung derselben unfähig machte.

Endlich sah er ein, daß er sich unmöglich länger in seinen Staaten behaupten könne; er reisete daher nach Inspruck, und bauete auf den Vortheil einer persönlichen Unterhandlung und seiner Überredungskunst, am meisten aber auf seinen geflüchteten Schatz. Vor seiner Abreise übergab er, wie ein Mann, der zum Verderben reif, wider den Rath seiner aufrichtigen Freunde, dem Bernhardin von Corte das Commando des Schlosses von Mailand mit einem großen Vorrath an Munition und Lebensmitteln. Von dem Kaiser ward er günstig aufgenommen.

Aber während er hier entfernt von seinen Staaten unterhandelte, wurden solche von dem Marschall Trivulzi wirklich erobert. Die Mailänder bothen selbst die Hand dazu; denn statt Anstalten zur Gegenwehr zu machen, schickten sie dem französischen Heere Gesandte entgegen, mit der Einladung, weiter vorzurücken.

Als der König von Frankreich den glücklichen Fortgang seiner Waffen vernahm, eilte er selbst von Lyon nach Mailand. Das für unüberwindlich gehaltene Schloß ward von dem Commandanten gegen eine Summe Geldes übergeben, ehe noch ein Schuß geschah. Durch einen Triumph, der den alten Römischen gleichen sollte, wollte Ludewig seinen ehemahligen demüthigen Abzug aus Novara, als Herzog von Orleans, tilgen. Sein prachtvoller Einzug erhielt auch wirklich den lauten Beyfall der Einwohner, die nicht wähnten: in der Folge dieß kostbare Schauspiel so theuer bezahlen zu müssen. Zum Dank für diese gute Aufnahme der Mailänder nahm er dem Volke die drückendsten Auflagen ab, und machte sich die Vornehmen durch Geschenke verbindlich. Er schickte bald darauf einen Theil seiner Truppen über die Alpen zurück, und er selbst eilte, Frankreich den Überwinder der Lombardey zu zeigen. In dieser Eile versäumte er, kluge Maßregeln zur Beherrschung des neueroberten Staats zu nehmen. Er übergab dem Trivulzi die unumschränkte Regierung des eroberten Landes. Aber Trivulzi war ein hitziger, leidenschaftlicher Mann, der alle Eigenschaften besaß, einen Staat zu erobern, aber keine einzige, einen solchen in Friedenszeiten zu beherrschen. Er folgte nur seiner Laune, und behandelte ein Volk, welches für seine alte, fast republikanische Regierungs-Verfassung leidenschaftlich eingenommen war, als Sclaven. Mit eigener Hand tödtete er einst auf offenem Markt ein Paar Fleischer, welche sich weigerten, die aufgelegte Taxe zu bezahlen. Nach des Königs Abreise vernachlässigte Trivulzi ganz den Befehl, die neuen Unterthanen zu schonen. Erpressungen aller Art, unerhörte Ausschweifungen gegen das schöne Geschlecht, beleidigender Hochmuth und Muthwille und unmenschliche Grausamkeit empörten alle Einwohner.

Jetzt schienen den Mailändern die Auflagen, die sie an Ludewig Sforza bezahlt, etwas leicht zu verschmerzendes, und sein einschmeichelndes Betragen, mit dem er seinen Unterthanen immer begegnet, verglichen mit der höhnenden Verachtung der fremden Unterdrücker, brachte eine feurige Sehnsucht nach der Zurückkunft ihres ehemahligen Herrn hervor; sie sandten eine Bothschaft an den Kaiser, Sforza's Begehren um Hülfe zu unterstützen, und letztern im Nahmen des ganzen Volks zurückzurufen. Da sie Maximilian's Nachlässigkeit kannten, wandten sie sich an die Schweizer, und es gelang ihnen, aber zum Unglück für ihren Herrn, 8000 derselben, wider das Verboth der Obrigkeiten, in Sold zu bekommen.

Sforza traf in kurzer Zeit zu Mailand ein, wo er mit der lebhaftesten und aufrichtigsten Freude von dem frohlockenden Volke empfangen ward, und jetzt trieb eine öffentliche Empörung die Franzosen aus Mailand. Sie flohen aus der Stadt, und suchten Sicherheit in dem Schlosse. Sforza war zufrieden, Meister von der Stadt zu seyn, und hoffte, das Schloß ohne großen Widerstand einzunehmen, wenn er die Franzosen aus den andern festen Plätzen getrieben hätte. Er zog vor Novara, und belagerte diese Stadt, und sie wurde ihm bald übergeben.

Jetzt, da man die Zurüstungen des Königs von Frankreich zu einem neuen Zuge erfuhr, riethen dem Sforza seine aufrichtigsten Freunde zum Rückzug nach Como oder Mailand; aber er verachtete diesen Rath, und beharrte darauf, die Citadelle von Novara, die sich ihm immer noch widersetzte, einzuschließen.

Unterdeß war Tremouille mit französischen Völkern in Italien angekommen, und auch 10000 Schweizer waren mit Bewilligung ihrer Obern zu dem Heere des Königs gestoßen; der in der Schweizer-Geschichte jenes Jahrhunderts bekannte Herr von Gassey, von den Schweizern der Bailly von Dijon genannt, war ihr Oberster.

Die Schweizer im Mailänder-Sold, die ohne Wissen ihrer Obrigkeit sich hatten anwerben lassen, erhielten Abmahnungs-Briefe, und bey Lebensstrafe wurde ihnen gebothen, nicht wider ihre Brüder im französischen Heere zu fechten, sondern bey Empfang dieser Befehle nach Hause zu ziehen.

Auf dieſes Schreiben bauete la Tremouille mehr, als auf die Waffen, und unterhandelte mit ihnen. Die verſchiedenen Corps ſeines Heeres hatten ſich ſo ſchnell um Novara gelagert, daß es ſchlechterdings unmöglich war, aus der Stadt zu kommen. In der Nacht nach der Ankunft derſelben hatte die franzöſiſche Beſatzung in dem Schloſſe einen Ausfall gethan; ein Haufe war in das Haus, ja ſogar in den Saal eingedrungen, wo man, den Kundſchaftern zu Folge, den Herzog zu finden hoffte, und wirklich fand; aber einige herbeyeilende Schweizer-Officiere entriſſen ihn noch den Händen der Feinde. Der faſt zur Verzweifelung gebrachte Sforza wollte nun das äußerſte wagen, und ſich unter Bedeckung eines vertrauten Haufens mit Gewalt durchſchlagen; die Schweizer mißriethen es als ein Wagſtück, durch welches er ſeinen Feinden unfehlbar in die Hände fallen würde: dennoch ließ Sforza bey anbrechendem Morgen ſeine leichten burgundiſchen Reiter dem Feind unter die Augen rücken, und er ſelbſt zog ihnen auf den Fuß nach. Allein die Übermacht der Belagerer nöthigte ſie bald, in die Stadt zurückzufliehen, und der Herzog hatte noch den Schmerz, einige ſeiner vertrauten Freunde fallen zu ſehen.

Damit indeß ein ähnlicher Verſuch nicht etwa dem Herzog ein anderes Mahl gelingen möchte, ſandten jetzt die Franzoſen einen Herold in die Stadt, und ließen der ganzen Beſatzung freyen Abzug anbiethen, wovon allein Sforza und alles, was Mailänder hieß, ausgenommen ſeyn ſollte. Den Schweizern insbeſondere ward Verſicherung gegeben, daß ihnen der ausſtehende Sold und alles, was der Herzog ihnen verſprochen, von den Franzoſen bezahlt werden ſolle.

In einem darüber gehaltenen Kriegsrath ſämmtlicher Italieniſchen, Deutſchen und Schweizer Hauptleute fielen Anfangs die Meinungen ganz verſchieden aus; allein die Erklärung der letztern und ihrer Soldaten, daß ſie der von ihren Obern erhaltenen bindenden Vorſchrift zufolge, ohne erſt neue Verhaltungsbefehle einzuhohlen, gegen ihre Miteidgenoſſen niemahls fechten würden, gab den Ausſchlag; das Mehr fiel, ſich zu ergeben, mit dem Anhang, daß man verſuchen ſolle, freyen Abzug für den Herzog zu erhalten. Umſonſt ſuchte Sforza durch die glänzendſten Verheißungen dieſen Schluß zu hintertreiben; weil er in der Angſt mehr verſprach, als er ſelbſt in ſeinen glücklichſten Tagen hätte halten können, ſo glaubten die Soldaten nicht daran, blieben gegen Bitten und Vorſtellungen unempfindlich, und die von dem franzöſiſchen Heer eifrigſt und mit Drohungen betriebene Capitulation ward unterſchrieben.

In Anſehung des Herzogs erfolgte die mündliche Zuſage (wie andere ſagten, ward nur Hoffnung gemacht), ohne daß ſie den Puncten eingerückt wurde, daß Sforza unter der Verwahrung der Schweizer von beyden Partenen bleiben ſollte. Hierwider aber ſcheint es, daß von den franzöſiſchen Schweizern Einwendungen gemacht wurden, und vermuthlich geſchah es eben daher, daß ſchriftlich nichts darüber zugeſichert ward.

Jetzt gab die Verzweiflung dem Sforza eine Bitte ein, die ihm, aber auf ſeine Gefahr (beſagen ausdrücklich die über dieſe Begebenheit nachher aufgenommenen richterlichen Verhöre) gewährt ward; nähmlich ſich unter die Reihen der Schweizeriſchen Fußknechte, wie ſie gekleidet, zu miſchen. Hierauf ward unter Trommelſchlag die Ordnung zum Abmarſch formirt, und der Herzog in die Mitte des dichteſten Haufens hinter die Fahnen geſtellt.

Als die Schweizer durch das franzöſiſche Lager ihren Abmarſch antraten, ward ein allgemeines Geſchrey: Wo der Herzog wohl ſtecken möge? er müſſe unter den Schweizern ſeyn! Niemand wollte antworten, indem Officiere und Gemeine gern dem Sforza durchgeholfen hätten. Bey vermehrten Lärm beriefen ſie ſich lediglich auf den zugeſagten ungehinderten Abzug. Schon kam es beynahe zu Thätlichkeiten; die Franzoſen drohten, rüſteten ihr Geſchütz gegen die Schweizer — Rotten fielen mit geſenkten Speeren in ihre Glieder, und zogen daraus hervor, wem ſie wollten; dennoch blieb der Herzog, bald hinten, bald in den vorderſten Reihen geſtellt, noch immer verborgen. Endlich ſchrie der Bailly von Dijon Deutſch und laut: „Gebt ihr ihn nicht heraus, ſo koſtet es euch Allen das Leben!" — Dann rief er wieder: „Zweyhundert Kronen und noch mehr, wer ihn zeigen kann!" Dieſem Verſuch, eine ſolche Summe zu gewinnen, widerſtand ein ehemahliger Trabant des Bailly, Rudolph Turmann von Uri, nicht; mit dem Finger deutet er auf den nicht weit von ihm ſtehenden Herzog. Der Bailly tritt hinzu, und fordert ihn zum Gefangenen. Sforza ſträubt ſich umſonſt, verſucht nun das letzte, und will ſich den Schweizern unter dem franzöſiſchen Heer übergeben. Die Gemeinen ſchreyen: „Ja! Ja! er iſt unſer!" Die Hauptleute machen Miene, ihnen beyzufallen. Aber der Bailly ruft: „Er iſt ein Gefangener des Königs. Der König gibt euch Sold, und eine Monath-Löhnung mehr für ihn!" Mit dieſen Worten zieht er ſein Schwert, und ſchlägt mit der Fläche desſelben den Herzog über das Haupt. Alles erſtaunt und ſchweigt; Sforza wird auf ein Pferd und in Eil in Sicherheit gebracht.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscellen.

In dem alten Wohnſitz der Familie Forbes, Culloden-hauſe, brachte (1746) der Prätendent die letzte Nacht vor dem am nächſten Tage zwiſchen ihm und dem Herzog von Cumberland vorgefallenen Entſcheidungstreffen zu. Die Häupter ſeines an ſich kleinen Heeres waren unter ſich zerfallen; Eigennutz der Einzelnen durchkreuzte ſich vielfach, und niemand folgte gern. Der Prätendent ſelbſt hatte zu wenig Muth, zu hoffen, ihm werde der Sieg zu Theil, daß ſeine Freunde, als der Morgen anbrach, der ſein Schickſal entſcheiden muſte, ihn kaum vermögen konnten, ſein Roß zu beſteigen.

Die Bewegungen der Schlacht ſelbſt haben für die Leſer nichts Anziehendes; die Reſultate nur. Wenige Stunden entſchieden alles. 2500 Rebellen blieben auf dem Wahlplatze, viele wurden gefangen, alle zerſtreut, und der Sieg koſtete die Gegner kaum 200 Mann. So ſehr war Einigkeit des Willens bey dem Heere der Schottländer zerſtört, daß, als die Schlacht begann, eine ganze Abtheilung aus den Clans (bergſchottiſchen Familien) mit fröhlich klingender Feldmuſik aus Reihe und Gliedern weg und heim zog. Viele Erderhöhungen in der Ebene, auf welchen jetzt wieder Gras wuchert, und Feldbau gedeiht, ſind den Enkeln Zeugen des Unglücks ihrer Verfahren. Der Prätendent war nicht unthätig in dem Gefechte; in dem dichteſten Kampfe ward ihm das Pferd erſchoſſen, worauf er ritt. Er flob endlich, verlaſſen von den Freunden, in das abgelegene Haus eines Beamten des Lord Lovat, zehn engliſche Meilen von der Stadt Inverneß; wenige von den Seinigen fanden ihn dort; ſie verweilten dort die Nacht hindurch. In dem Fort Auguſtus, wohin er des andern Tages eilte, fand er keinen Ruheyunct, denn der Feind war ihm auf der Spur. Jetzt flob er auf die Gebirge, und in öde Thäler, die er

mehrere Tage lang unstät durchirrte. Ganz allein, in den elendesten Kleidern, lieh oft kaum noch eine Hütte, oft nur eine Felsenschlucht sein Aufenthalt. Bisweilen lag ein einziger Gefährte seines Unglücks mit ihm in den abgelegensten Wäldern.

Abtheilungen von dem Heere der Sieger verfolgten alle seine Schritte, und die Summe von 180.000 Thalern war dem zugesichert, der ihn einliefern würde. Der brave Sinn der hochschottischen Männer erprobte sich gründlich an dieser gefährlichen Lockung. Mehr als fünfzig Personen mußte sich der Prätendent während dieser unstäten Flucht gänzlich anvertrauen, und nicht bey einem einzigen regte sich der Gedanke, ihn des Geldes wegen zu verrathen.

Die Erinnerung knüpft an diese Scene sehr merkwürdige Charakterzüge, die meine Leser nicht ohne Theilnahme lassen werden. Einst trat der Flüchtling in die Hütte eines armen Mannes, Mac-Jan, der nicht Theil an der so genannten Rebellion genommen hatte; aber der Mann hatte Mitleiden, und gelobte den Gast zu bewahren. Mehrere Wochen lang hielt er auf das strengste Wort; Frau und Kinder darbten, der Schotte stahl mit Lebensgefahr, um seinen Fremdling zu nähren. Der Flüchtling entkam glücklich. Wohl wußte der Schotte den unermeßlichen Preis, der ihn für seinen Verrath lohnen würde. Nach einiger Zeit quält den armen Mac-Jan und die Seinigen der Hunger in einem sehr harten Winter; das letzte Haferbrod ist aufgezehrt, das letzte Schaf geschlachtet, und der Hungertod grinst ihn, und Frau und Kinder an; da geht der Arme hin, und stiehlt einem Reichern eine Kuh, wird ertappt und zum Galgen verurtheilt. Man kennt die Strenge der Gesetze auf den brittischen Inseln; ohne Gnade wird das harte Urtheil vollzogen. Ehe er zum Tode geht, nimmt der Unglückliche die Mütze ab, faltet die Hände, und dankt Gott mit freudigem Herzen, daß doch nie ein Armer von ihm gekränkt, nie anvertrautes Gut verletzt, nie der Fremde oder Nothleidende ihn vergeblich angesprochen habe, sein geringes Vermögen mit ihm zu theilen.

An einem andern Orte des Gebirges, von seinen Verfolgern gedrängt, weiß der vornehme Flüchtling keine andere Stelle mehr, wohin er sich rette, als das Haus eines seiner Feinde. Er betritt die Schwelle mit den Worten: „Deines Königes Sohn kömmt, um Brod und einige Kleider von dir zu erbetteln. Du bist nicht mein Freund, ich weiß es, aber ich halte dich für einen Ehrenmann, der mein Zutrauen nicht mißbrauchen, und sich meine unglückliche Lage nicht zum Gewinn machen wird. Tausche diese Lumpen, die mich kaum decken, gegen andere Kleider, und verwahre jene; vielleicht kömmt ein Tag, an dem ich sie dir wieder mit Vortheil austauschen kann." — Gerührt bietet ihm der Hauseigenthümer die Hand, küßt, und schweigt. In den Gründen von Glengarry irrte er sechs Monathe umher, oft nur wie durch Zauberwerk seinen Verfolgern entrinnend; endlich gelang es seinen zerstreuten Freunden, ein Caperschiff aus St. Malo zu miethen, welches in Lochrannah heimlich landete, und den Verfolgten in dem elendesten Zustande aufnahm. Das Schiff brachte ihn glücklich nach Frankreich, wo ihm eine Freystatt bereitet war.

Selbst englische Geschichtschreiber bestätigen es, daß die siegreichen Engländer nach der Schlacht bey Culloden sich niedrig betragen haben. „Weder Verwundete, noch Wehrlose, noch Unbewaffnete," sagt der biedere Garnett, „wurden verschont; der englische Soldat schien dem Henker die Mühe ersparen zu wollen!" —

.....

Als bürgerlicher Krieg geraume Zeit hindurch Spanien zerrüttet hatte, setzte endlich König Peter, dem ein Prinz von Wales seinen rüstigen Arm geliehen hatte, über seinen Mitbewerber um die Krone von Castilien, Heinrich von Trastamara aus dem Hause der Guzmann; seine Mutter war die Seitengeliebte von Peters Vater gewesen, und jetzt hatte ihm dieser außereheliche Sohn den Besitz der Krone streitig gemacht.

Der Sieger, dem der Beynahme des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward, und der auch von spätern Geschichtschreibern, welche seine Thaten ohne Partheylichkeit abwogen, mit diesem unrühmlichen Beynahmen belegt worden ist, dürstete nach Rache; über jedes, noch so schuldlose Mitglied der Familie Guzmann fiel sein Haß wuthend her, und ihr Blut floß. Als er nach Sevilla kam, wo eine alte, achtbare Matrone, Mutter des Don Juan Alfonso de Guzmann lebte, so war diese die erste, an deren Martern seine Rache sich zu kühlen suchte. Durch seinen Machtspruch ward sie in den Kerker geschleppt, und zu dem Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freyen Platze errichtet, und die alte Frau darauf stehend festgebunden. Ihre Dienerinnen, begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle, alsdann traten sie zurück, und in die Thränen der Treue mischten sich die Thränen vieler im Volke, denen von dieser unschuldigen Matrone in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war.

Der Holzstoß lodert, und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor, und droht, ihren Körper schamlosen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebieterinn bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoß, erstiegt ihn, kam nieder bey der Unglücklichen, umfaßt fest ihr Gewand, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht verflucht, und so wird sie mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! Welche Gefühle, die es forderten!

Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche von beyden sammeln; eine prachtige Kapelle in der Kirche des Heil. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmor-Denkmahle der Matrone ist diese wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. So ehrten die Zeitgenossen das Andenken dieser Großthat, aber sie beurkundeten ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feyerlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sey, hülflos zu lassen, es koste was es wolle!

.....

Deutsche Puristen sieht man nicht selten die Achseln zucken, wenn französische Soldaten ihr „qui vive" rufen, und das deswegen, weil sie, die Puristen nähmlich, das Wort vive für einen Conjunctiv nehmen, und diesen somit für einen Sprach-Schnitzer erklären. So wenig nun überhaupt Soldaten, besonders aber französische, in der Grammatik bewandert zu seyn pflegen, so unerklärbar wäre jedoch eine Sprachverderbung, die aus vit, vive machen könnte, weshalb es denn auch unwahrscheinlich ist, daß eine solche Corruption Statt gefunden habe. Nichts desto weniger müssen die französischen Soldaten auf jenen vermeinten Fehler schon aufmerksam gemacht worden seyn. Denn seit einiger Zeit hört man euch schon häufiger „qui vit" rufen.

Wie hat sich's nun aber mit diesem vive? Ich glaube, folgender Maßen. Daß es keine Sprachverderbung seyn kann, habe ich schon bemerkt; auch findet man diesen Ausdruck in den besten Wörterbüchern, wie zum Beyspiel im Flathescheu, unter dem Worte vivre. Eben so wenig ist aber jene Phrase, Französisch genommen, in dieser Sprache grammatikalisch richtig. Es bleibt mir daher nichts anders übrig, als diese Redensart für Italienisch zu erklären, wo sie alsdann folgender Gestalt geschrieben werden müßte: Chi vive?

Wie kämen nun aber französische Soldaten zu einem italienischen Kriegs-Terminus? Darauf könnte ich ganz kurz antworten: Wie wir Deutschen zu so viel Französischen. Aber ich glaube, hierüber eine merkliche nähere Auskunft geben zu können. Man erinnere sich der Zeit, wo unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. das Parlament zu Paris gegen den Cardinal Mazarin einen Aufstand erregte, und von diesem gewisser Maßen in die Acht erklärt wurde. In Folge dieses Aufstandes, an dem ganz Frankreich Theil zu nehmen drohte, ließ der Cardinal, der sich auf französische Truppen nicht mehr verlassen zu können glaubte, Italienische nach Paris kommen.

Von dieser Zeit an, glaube ich, existirt der Ausdruck chi vive, unter dem französischen Militär, welchen letzteres jede Minute von den italienischen Soldaten, die natürlich vor den Parisern auf ihrer Hut seyn mußten, zu hören bekam. Auch war vielleicht dergleichen Ausruf unter den Franzosen bis dahin nicht Sitte gewesen, und wurde alle als etwas Neues von diesen um so bereitwilliger aufgenommen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag, den 30. November 1810.

In diesen Zeiten muß eine gewisse Seelenkraft vor Allem andern in der Jugend angebaut werden. Erhebet Euch gegen die verdorbene Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüthes zu bilden, räsonniren zu lehren, und das mannliche Gefühl der menschlichen, helvetischen und bürgerlichen Würde zu verabsäumen; gießet Energie in die Jugend und zeigt derselben ewige Feinde in ihr selbst, in den Sitten der Zeit, in den Grundfehlern der Bundesrepublik, in diesen Zeiten, in den Gefahren der Nachkommen, damit sie zumahl ihre Energie sowohl erhalte zum Besten des Vaterlandes, als mäßige zur Erhaltung der Regierung. — Ein anderes unsterbliches Werk: schließet alle Bücher, außer Tacitus und Montesquieu. Excerpirt aus jedem dieser beyden alle seine politischen Grundsätze; dann suchet, wie jeder durch seine Zeit, seine Verfassung, die Wendung seines Geistes und des Genies der Zeitgenossen auf jeden Gedanken gerathen ist; suchet die Gründe der Verschiedenheiten; vergleichet den Ausdruck und entdecket die Ursachen seiner Energie in Stellen, die beym andern wenig Gefühl erregt haben, und wenn Ihr dieses Parallel vollendet habet, daß Ihr es ihnen im Elisium vorlegen dürfet, alsdann setzet Euch muthig an ihre Seite. — Noch ein anderes: Wählet im practischen Leben einige von den Großen, in welchen sich die ganze Kraft der menschlichen Natur geoffenbaret hat; suchet die Wege der Natur in solchen Wundern der Menschheit; vergleichet Völker und Zeiten und stellet in Parallel Carln den Großen mit Alexander, Cosmus Vater des Vaterlands mit Augustus, Perieles und den edlen Lorenzo Medicis ꝛc. Oder stellet Venedig, Genua, Sparta, Karthago und Bern neben einander; so werdet Ihr das Vaterland befestigen, oder seine Unfälle weissagen. — Lesen, ist Nichts; Denken Etwas; Denken und Fühlen, die Vollkommenheit!

Johann von Müller.

Über die Wohlthätigkeit des Einflusses der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien.

Eine akademische Rede
gehalten den 3. Nov. 1810. im k. k. Bibliothek-Saale zu Lemberg.
Von
J. Rohrer.

Eine edle Gesinnung lag der heutigen, hierortigen Versammlung so vieler Jünglinge und Männer von ausgezeichnetem Range zum Grunde. Man will sich, ohne Rücksicht auf zufällige Umstände, welche nun einmahl zum Weltlaufe mit gehören, in dem achtungswerthen Bestreben gleichsam stärken, der Menschheit und jenem Staate, welchem wir gesicherte Existenz und Lebensgenuß danken, würdiger zu werden. — Die Verfechter, oder wenigstens stillen, wenn schon nicht minder ernsten Anhänger der guten Sache wollen sich einander zeigen. Schon ihre freywillige Gegenwart in diesem Saale verkündet es, daß sie der Weisheit nicht unhold sind, und daß sie die Zahl der Verehrer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu vermehren wünschen. Wahrlich die wackern Männer jeder christlichen Religions-Partey haben nicht unrecht, wenn sie den Besuch öffentlicher Gottesverehrungen aufrecht zu erhalten suchen; weil es gegen einen leichtsinnigen Gaffer immer doch fünf bessere, empfänglichere Menschen gibt, welche bey Erblickung andachtsvoller Gläubigen in der heiligen Halle sich selbst erbauen, und zugleich frommen Gesinnungen hinan helfen. So spreche ich denn auch aus gleichartigen Gründen den so benannten literarischen und humanistischen Versammlungen mit voller Seele das Wort, und ich wünsche nur, daß dergleichen eben so oft in der Hauptstadt dieses Königreiches geschehen mögen, als dieß zum Beyspiel der Fall in Prag und in andern cultivirten Großstädten Europens zu seyn pflegt.

Ich fühle demnach im hohen Grade die Würde des Auftrages, den Redner der das denkende Publicum beseelenden Geistesstimmung auf dieser, nur dem wissenschaftlich gebildeten Manne zugänglichen Stätte vorzustellen. Möchte ich dem schönen Rufe einiger Maßen entsprechen! Möchte ich die doppelte Absicht erreichen, durch diese Rede etwas beyzutragen, damit die Zahl guter, der Weisheit und Regierung gleich ergebener Menschen immer größer werde; damit das Gefühl für Wahrheit und Tugend, wie nicht minder die Anhänglichkeit an unsere Staatsverwaltung sich immer kräftiger in Wort und That ausspreche, und aus den jungen Gemüthern meiner Vaterlandsgenossen Pallisaden bilde, vor welchen Unvernunft, Barbarey, Verstocktheit, Geistesverfinsterung und engherziger Egoismus, wie feindselige Dämonen fliehen. — Ich habe mir ein

Thema zur Ausführung, in wie fern sie sich mit beschränkten Zeitverhältnissen verträgt, gewählt, welches der Festlichkeit dieses Tages würdig seyn, und, wie ich mir schmeichle, selbst dann ihren Beyfall ernten soll, wenn die Gaben des Redners nicht ganz dem herrlichen Stoffe zusagen. Ich wünsche mich nähmlich über die Wohlthätigkeit des Einflusses der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien, wie es die kurz bemessenen Augenblicke erlauben, auszubreiten. Ich will dadurch unter einem, wenigstens von meiner Seite das laute Glaubensbekenntniß ablegen, daß ich eine Gelehrsamkeit, welche uns zur Verehrung der Regierung und zu strenger Befolgung aller Unterthanspflichten anzuspornen vernachlässigt, und welche uns nicht auch zu guten Bürgern macht, — nur für ein höchst zweydeutiges Gut ansehe. Es würde wahrscheinlich weder der Mühe, noch der großen Kosten der Staatsverwaltung verlohnen, wenn diese es nicht allmählig durch ihre Cultur-Anstalten dahin brächte, die Einwohner zu braven, für die Zwecke der Regierung thätig mitwirkenden Staatsgliedern zu bilden. Lassen sie uns an dieser schönen, der Brust eines jeden rechtlichen Mannes so natürlichen Hoffnung ja nicht zweifeln! — Echte Aufklärung steht keineswegs im Widerspruche mit bestehenden Regierungen; sie entdeckt selbst da eine lichte Seite, eine bessere Tendenz der obersten Macht, wo der kurzsichtige, durch Vorurtheile eingenommene Kopf nichts als Schatten, nichts als Verkürzungen seiner angeblichen Gerechtsame, die doch oft im Grunde bloß verjährter, staatsverderblicher, volksvernichtender Schlendrian sind, zu sehen glaubt.

.....

Es müssen Zwecke seyn, welche zu erreichen, die Regierung vorzüglich sich bemüht; und es müssen Mittel gewählt werden, welche dem abgesteckten Ziele bestmöglichst entsprechen. Lassen Sie uns mit unbefangenem Blicke ausforschen, was die österreichische Regierung in Galizien für beyderley Hinsichten that; was für Zwecke dieselbe sich von jeher vorzusetzen schien, und wie die Mittel waren, welche fester Staatswille und die Regierungseinsicht gewählt hat, um sich der Vollkommenheit nach Kräften zu nähern. Folgende zwey Fragen sind es, mit deren Auflösung ich mich in der festen Überzeugung beschäftigen will, daß es dadurch meinen Herrn Zuhörern ein Leichtes seyn wird, selbst ein solches Urtheil am Ende zu fällen, wobey, wohl überlegt, ihre eigene ehrenvolle Selbstständigkeit nicht minder, als die Ehre der Regierung gewinnen muß:

Was that die österreichische Staatsverwaltung in Galizien, um die Herrschaft des Rechtes geltend zu machen? Erste Frage. — Denn Sicherstellung der Rechte der ganzen Staatsgesellschaft und jedes Einzelnen, welcher im bürgerlichen Vereine lebt, war unstreitig Einer der Lieblingswünsche unserer Regierung.

Was that dieselbige Regierung hier Landes, um Cultur aller Art, vorzüglich aber Sitten-Cultur hervor zu bringen und zu befördern? Zweyte Frage. — Es konnte nähmlich einer so erleuchteten Staatsverwaltung die Bemerkung, auch schon bey einigem Nachdenken über den Umfang ihrer Pflichten unmöglich entgehen, daß die Sicherheit des Ganzen und der Einzelnen zwar beständig ein vorzügliches Augenmerk verdiene, ein sehr wichtiger Zweck unveränderlich bleiben müsse, und auch schon deßhalb bereits von hohem Werthe sey, weil durch dieselbe gleichsam erst eine der erheblichsten Bedingungen realisirt wird, welche es möglich machen, daß der Mensch die Menschheit in sich entwickle, sich vervollkommne, und dadurch auf eine seiner Intelligenz würdige Weise unterscheide; daß aber dennoch der höchste Zweck der Menschheit, Tugend und Glückseligkeit in Harmonie der Regierung immer gleichfalls gegenwärtig seyn sollte. Es war also ganz in der Ordnung, wenn ich auch die Frage im zweyten Theile meiner Rede aufzulösen beschloß, welche Anstalten und Mittel von unserer Staatsverwaltung, die neben den im strengern Sinne so benannten Rechts-Pflichten immer auch ethische erkannte,) um ihre Unterthanen zur Erreichung mannigfaltiger, vor allem aber moralischer Zwecke geschickter und empfänglicher zu machen, und um auf diese Art durch Cultivirung der Einwohnerschaft den Wohlstand Galiziens einer größern Höhe und längern Dauer zuzuführen, ergriffen worden seyen?

.....

Wie sehr die österreichische Regierung die staatsbürgerlichen Rechte des Volkes geltend zu machen, immer stärker heraus zu heben, und jenen Unterthanen zu Hülfe zu kommen bemüht war, welche ehedem fast bloß auf Gnade und Ungnade der Grundherren zu leben, zu wohnen, sich zu verehlichen, und ihre Kinder zu ziehen schienen, dieses bedarf wohl keiner weitläuftigen Auseinandersetzung. Die ungemessene Frohne ward aufgehoben; jene Ausgeburt finsterer Jahrhunderte, wodurch es allmählich dahin gebracht wurde, daß der größte Theil des Volkes aufgehört hat, als Selbstzweck zu erscheinen, und sich seiner Persönlichkeit, auch außer den in der Schenke zugebrachten Augenblicken, zu erfreuen! — Eine wahrhaft väterliche Regierung ist durch den österreichischen Hof auf galizischem Boden eingetreten. Die Unterthanen werden nicht bloß als Knechte und Werkzeuge sehr weniger Grundeigner im Lande, sondern als Staatsbürger, nach dem heilig seyn sollenden Gesetze der Selbstständigkeit angesehen. Ihre Personen sollen von Niemand mehr in Anspruch genommen werden können; sie sollen sich selbst besitzen dürfen! Denn die Fesseln der Leibeigenschaft passen nicht in den Wirkkreis österreichischer Souveraine. Der neu errichteten Kammer-Procuratur ward es zur Pflicht gemacht, die Gemeinden zu vertreten. — Da vormahls nur ein Edelmann Rechtsfreund werden zu können, die Begünstigung genoß; kein ähnlicher aber wider Edelleute aus Furcht vor der Macht dieser einzig Reichen und aus Gewinnsucht, je den gemeinen Mann zu vertreten, Lust bezeigte: so war im Grunde das arbeitsame Landvolk in jeder Hinsicht der Willkühr der Grundherren Preis gegeben. Nur eine Partey genoß im Staate einer fast durch nichts gezügelten Ungebundenheit, wobey die wahre bürgerliche Freyheit der Übrigen unmöglich bestehen konnte. Man vergaß es ganz, daß der Staat nur um der Einzelnen Willen da ist; auf die größte Mehrheit der letztern ward sehr wenig gedacht. — Nur unter Österreichs beglückender Regierung änderte sich wenigstens dem Geiste der Gesetzgebung nach, nicht mehr die Scene. Sowohl der Grundherr als der Bauer sollten den Gesetzen unterworfen werden; nur diese sollten regieren. Alle eigenmächtigen Mißhandlungen der gemeinen Leute sollten aufhören. Nie sollte zur körperlichen Strafe der Unterthanen, als Unterthanen, ohne vorläufige schriftliche Untersuchung geschritten werden. Auch dem Mindern wurde das Recht, sich zu beschweren, offen gelassen. Unter die heiligsten Verpflichtungen der von Joseph II. eingeführten Kreisämter ward die

Beschützung der Landleute aufgenommen. Aber schon dessen erhabene Mutter, die große Thereſia, arbeitete mit echtem Regenten-Geiſte vor. Schon höchſt Sie beſchloß, damit den allgemeinen Menſchenrechten durch eine zu große Ausdehnung der Begünſtigungen der oberſten Claſſe nicht Abbruch geſchehe, ſchon dieſe unvergeßliche Monarchinn fand es ihrem Berufe gemäß, gewiſſe Standesvorzüge, deren ſich Individuen mit Gefahr des Ganzen anmaßten, ganz zum Beſten des Volkes eingehen zu laſſen. Schon unter Ihr ward die herrliche Idee bürgerlicher Gleichſtellung aller Landeseinwohner unter dem unbeugſamen Scepter der Geſetze zur fruchtbarern Ausführung vorbereitet. Joſephs feſter und dennoch ſo heller und menſchlicher Sinn vollendete. Unter ihm ward das vormahls von einem Volkstheile in Anſpruch genommene Vorrecht, alle wirklichen Würden und Ämter bloß aus einem kleinen Kreiſe dieſer Kaſte zu beſetzen, außer Anwendung gebracht. Ganz andere Principien belebten jenen Monarchen, deſſen Bildniß uns umſchwebt! Sie ſahen, meine Herren und jungen Freunde! Männer unter Ihnen Räthe, ja Präſidenten werden, ohne daß unter Öſtreichs menſchenfreundlicher Regierung je ängſtlich gefragt ward, ob der Bittwerber vom pohlniſchen, ruthenischen oder armeniſchen Volksſtamme und Ritus ſich herſchreibe? — So wurden perſönliche Verdienſte ausgezeichnet; ſo ward der öffentliche Eifer vortheilhaft geweckt; ſo wurden Geiſt und Volk wieder in ihre Rechte eingeſetzt; ſo ward der Menſchheit ihre urſprüngliche Würde wieder gegeben.

Aber glauben Sie ja nicht, daß nun, nach dem bereits geſchehenen Guten unſere Regierung ausruhen zu dürfen, ſich berechtigt glaubte. Polizeyliche Anordnungen, wodurch es dem Eigenwillen, der Eigenmacht und dem Eigennutze noch ſchwerer gemacht wird, die allgemeine Ordnung zu ſtören, werden keineswegs ausbleiben. Die Realiſirung eigener Kreisgerichte und eine wohlthätige Concentrirung der Behörden erſter Inſtanz in politiſcher Hinſicht, wodurch mit noch größerem Nachdrucke der Unterthan unterſtützt und die Herrſchaft des Rechts erleichtert werden kann, wird nicht lange mehr bloß frommer Wunſch ſeyn.

Schon haben wir ein wohl geordnetes Strafgeſetzbuch der Verbrechen und ſchweren Polizeyübertretungen, (man kann ohne Schmeicheley ſagen, das beſte in Europa,) worüber jeder, der als obrigkeitlicher Beamter in Galizien einzutreten ſucht, vorläufig den Hülfsunterricht zu erhalten vermag, und die Prüfung beſtehen muß. In ſehr kurzer Zeit werden Sie auch ein neues, den Zeitumſtänden, dem Volksbedürfniſſe und der vorgerückten wiſſenſchaftlichen Cultur entſprechendes, bürgerliches Geſetzbuch in die Hände erhalten. Eine bürgerliche Gerichtsordnung ſoll ferner folgen, welche den Geſchäftsgang dieſes Regierungszweiges, ohne der Güte des Gerichtsverfahrens Abbruch zu thun, noch mehr vereinfachen ſoll, wenn gleich durch dieſes Geſagte ich keineswegs die hohen Verdienſte verkennen will, welche ſich der gegenwärtige Präſident des adelichen Gerichtshofes zu Lemberg *), um Galizien bey den in Gang gebrachten Verbal-Prozeſſen durch eine zum Beſten der Parteyen ungleich kürzere und ſchleunigere Behandlung, in wie fern ſie mit den bisherigen Geſetzen ausgleichbar war, erwarb. — Es verdient eine mit redlichem Danke verknüpfte Erwähnung, daß ſchon jetzt die Prozeßſucht hierorts durch die trefflichen Einleitungen dieſes Staatsmannes ein weit übleres Spiel hat. Auch die von unſerm Monarchen nun eingeführte, ſo benannte Normalien-Hof-Commiſſion hat ſicher die Abſicht, nicht den Kreis der Verordnungen zu erweitern, ſondern ihn zu verengen und nur auf das Weſentlichſte zuſammen zu ziehen. Man iſt hohen Ortes ganz überzeugt worden, daß die Vielheit der Geſetze ihren ämtlich aufgeſtellten Hüthern eine zu große Laſt auflege, und es dem Rabuliſten weit leichter mache, eine Verordnung zu treffen, deren Wortſinn ihm mehr zuſagt; daß der in zu mannigfaltigen Geſetzen ſich ausſprechende Geiſt ungleich ſchwerer aufzufaſſen ſey; daß dadurch die Überſicht der Verpflichtungen dem gehorchenden Theile verbittert werde, und für muthwillige Geſetzübertreter eine erwünſchte Veranlaſſung mehr zu häufigen Entſchuldigungen und Recurſen im Wege der Gnade entſtehen müſſe! — Ich kann bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, meinen jungen Mitbürgern ans Herz zu legen, wie ſehr unſer erhabner Souverain bey Auswahl derjenigen, welche für das Geſetzfach arbeiten, darauf Bedacht nahm, wiſſenſchaftlich gebildete und mit dem Völkerzutrauen geehrte Männer zu benützen; und wie ſehr derſelbe dadurch ſeine eigene Achtung für Geiſtesbildung, die wahrlich nicht ohne Mühe und große Aufopferungen zu erringen iſt, bewährt hat. Wem von ihnen ſind die Nahmen eines Sonnenfels, eines Zeiller, dieſer vormahligen Zierden der Wiener hohen Schule unbekannt? — Ja aus Ihrer Mitte meine Herren! ſahen Sie erſt vor wenigen Jahren einen Mann als wirklichen Staatsrath nach der Kaiſerſtadt abgehen, der ſich in Lemberg durch eifrige Pflichtenerfüllung als Rechtslehrer und Juſtiz-Rath ausgezeichnet hat. Möge die Ihnen zu Gemüth geführte Belohnung der Verdienſte, an welcher es, wenn die letztern im gehörigen Lichte dem Monarchen vorgetragen werden, nie fehlt, Sie, meine jungen Freunde! anflammen, eine gleich würdige Bahn einzuſchlagen, und ſich den Wiſſenſchaften ernſtlichſt zu weihen.

.....

Der Faden meiner Rede führt mich gleichſam von ſelbſt zur Auflöſung der zweyten Frage. Was that Öſtreich für die intellectuelle und moraliſche Cultur ſeiner galiziſchen Unterthanen?

Allerdings werde ich hier mit jenen in einen mißfälligen Widerſpruch gerathen, welche ſchon den Umſtand an ſich für übel halten, daß die Unterthanen zur Cultur erwachen, oder in derſelben fortſchreiten; daß ferner die Regierung ſich in das Cultur-Geſchäft mengt, und nicht Alles lieber dem Zufalle, oder, wie man das Ding ſchöner zu taufen beliebt, der Natur überläßt. Allein der für Wahrheit ſprechende und handelnde Mann und eben ſo eine von der Güte ihrer Sache durchdrungene Regierung würde nie einen Schritt weiter machen, wenn vorher ängſtlich die Zahl der Widerſacher abzuzählen wäre! — Etwas muß für das allgemeine Beſte gewagt werden; und wenn man es auf eine ſolche Art verſuchen kann, daß dadurch die Ruhe des Ganzen nicht gefährlich erſchüttert wird; dann iſt ein ſolches Wagen heilige Pflicht denkender Männer und weiſer Regierungen. Warum ſoll die Cultur, das heißt die Entwickelung und Ausbildung aller menſchlichen, vorzüglich aber der geiſtigen und ſittlichen Anlagen zu mißrathen ſeyn? Warum trägt der Menſch das göttliche Emblem der Vernunftwürde in ſeinem Antlitze; warum ſchlägt in ſeinem Buſen ein für ſo viele, ſo hohe Gefühle und Entſchlüſſe empfängliches Herz! — Warum ſoll eine Regierung fehlen, wenn ſie die Cul-

*) Dieß iſt der kaiſ. kön. geheime Rath von Rottmann, welcher auch dieſe akademiſche Rede mit ſeiner Gegenwart beehrte.

tivirung einer Nation zu befördern sucht? Wahrlich! sind die Regierungen auch weiter nichts als staatsklug, so sollen sie schon, um der Existenz ihrer Staaten willen Alles für National-Cultur leisten, was nur immer mit gemäßigten Staatseinnahmen und ordentlich fließenden Geldeinkünften verträglich ist; weil bey diesen Zeiten, ich möchte sagen, schon eine solche Geistesspannung unter den Staaten an der Tagesordnung ist, daß jene Nation nothwendig auch politisch fallen muß, welche in Hinsicht der Bildung ihrer Köpfe und Herzen zurück bleibt, und bloß auf die Allgewalt und Mehrheit ihrer Hände und Füße vertraut.

Wir stehen um unserer Nahrung, um unserer Kleidung, ja um unsers ganzen Lebensgenusses willen in beständiger Verbindung mit den drey Reichen der Natur; je mehr wir uns in Beziehung auf diese auskennen, desto besser haben wir uns selbst berathen. Sie erinnern sich, meine Herrn! des großen Preises von einer Million Franken, welchen der französische Kaiser demjenigen zudachte, der mittelst seiner Maschinen aus Flachs ein der Baumwolle an Feinheit gleichendes Gewebe hervorbrächte. Setzen Sie nun, es wäre der neuseeländische Flachs wegen seiner Zartheit an sich ungemein dazu geeignet, ein baumwollartiges Gewebe hervorzubringen; wie viel Gutes könnte selbst unserm Staate ihm dadurch verschafft werden, wenn wir uns eine nähere Kenntniß der angeblichen Eigenschaften dieser Pflanze und die Einheimischmachung dieser Species angelegen seyn ließen? — Welch einen außerordentlichen Einfluß auf National-Wohlstand die Kenntniß der Naturkräfte und eine von gesunder Beurtheilung geleitete Anwendung derselben haben könne, dies sehen Sie durch ein neuerliches Beyspiel der Engländer bestätigt, welche, wie kaum mehr bezweifelt werden darf, durch Anwendung der Dampfmaschinen ihre Schiffe in Bewegung setzen, von Wind und Wetter unabhängig machen, und auf diese Art zu wahren Gebiethern der Schöpfung im Meere sich aufwerfen können. Nun hängen aber die meisten Künste und Wissenschaften so an einander, daß der Druck oder Stoß, den eine einzige derselben empfindet, sich auf die meisten übrigen mehr oder weniger zu verbreiten pflegt. Folglich ist die Pflege aller Kenntnisse, die Förderung aller Geschicklichkeiten wichtig. Wenn also dieses Königreich unter östreichischer Regierung mit Männern versehen ward, welche die National-Jugend mit den besten mathematischen und physischen Werken bekannt machen; war das nicht eine große Wohlthat; und war es nicht eine zweyte, wenn eben diese unsere Staatsverwaltung hier eine an naturbeschreibenden Büchern reichhaltige Bibliothek angelegt, wenn sie für ein mechanisches Museum gesorgt und ein chemisches Laboratorium erbaut hat?

Oder hat etwa eine Regierung, wie die östreichische, deren Oberhaupt so viele Gerechtigkeit und Milde in allen Unternehmungen unverkennbar an den Tag legt, Blicke so genannter Profanen in ihr Innerstes zu scheuen? Muß nicht vielmehr die National-Liebe nach aller gesunden Schlußfolgerung nothwendig zunehmen, je mehr man sich durch selbst eigenes Prüfen überzeugt haben wird; wie sehr der Monarch nur seine Unterthanen liebt, nur die Erhöhung ihres Wohlstandes bey allen Verordnungen beabsichtet, und durch alle neu gefaßten Plane zu verwirklichen strebt. Ewig wird es wahr bleiben, daß Pflichten und Rechte unzertrennlich an einander geknüpft sind. Es ist daher auch für einen denkenden Kopf kaum zu begreifen möglich, wie man es je von Menschen verlangen konnte, daß sie bloß ihre Pflichten immer vor Augen haben, wohl erwägen und befolgen sollen, ohne sich auch beygehen lassen zu dürfen, einen Blick mitunter auf ihre Gerechtsame zu werfen, und diese nicht minder im Zusammenhange sich vorzustellen. Möchte Jeder im Staate genau von seinen natürlichen und durch den Bürgerverein ihm zufließenden Pflichten und Rechten unterrichtet und gleichsam neu beseelt werden; so würde er die erstere nur um so genauer erfüllen, und die Gränzen der letztern nur um so weniger überschreiten! — Gleichen Überzeugungen scheint unser höchster Hof zu huldigen. Wie würde er sonst hier zum ersten Mahl in der Hauptstadt dieses Landes eine eigene Lehrkanzel des natürlichen Privat- und öffentlichen Rechtes aufgestellt, und das Studium desselben jedem Galizier, der in die Dienste der Regierung eintreten will, zur Pflicht gemacht haben?

Gewiß, gerade die am meisten vorrückende Cultur spricht dem strengsten Gehorsam gegen den Souverain das feyerlichste Wort. Unsere galizische adeliche Jugend wird um so herzlicher ihrem Landesfürsten ergeben seyn, je mehr sie sich mit den Ideen des kritischen Weltweisen über ihr Verhältniß zur obersten Gewalt und zum Volke bekannt gemacht hat. Gerade die erhabenste Rechts-Philosophie, in deren Principien nun die Jünglinge auf hiesigem Lyceum eingeweiht werden, erkennt unbedingte Unterwerfung als wesentlich zur Norm einer Staatsverfassung, als unnachsichtlich zur Idee einer Souveränität im Staate; sie erklärt nicht nur alles Klügeln über die Schuldigkeit des Gehorsams, sobald die Staatsregierung ihre wahren Functionen ausübt, für zwecklos; sondern sie verwirft mit ernster Strenge jede werkthätig sich äußernde, dem Staate mit Gefahr drohende Vernünfteley. Ich kann Ihnen demnach auch, meine verehrenswerthen Herren Professoren und Collegen, die sie von Ihrer Seite zur Verbreitung des wohlthätigen Einflusses der Regierung auf die galizische Einwohnerschaft mitwirken sollen, gelegentlich nicht dringend genug empfehlen, in diesen Zeit- und Ortsverhältnissen, worin wir stehen, darauf zu dringen, daß der Ihrer Leitung anvertraute junge Mann für Gehorsam empfänglich werde. Sobald es dem Charakter einer Nation auch nur scheinbar an dieser Eigenschaft fehlt; sobald sich auch nur ein Theil derselben berechtigt glaubt, bloß dasjenige zu befolgen, was seinen beschränkten Einsichten gut scheint; was seiner Herrsch- Ehr- und Habsucht schmeichelt; sobald ist der öffentlichen Unordnung Thür und Thor geöffnet! — Ja die besten Gesetze helfen immer äußerst wenig, wenn der pflichtmäßige Unterwerfungssinn jenen mangelt, für welche sie aufgestellt worden sind. Freywilliger Gehorsam ist freylich schon an sich eine Tugend, die ihren Mann mit dem seligen Bewußtseyn erfüllter Pflicht lohnt. Sie aber, meine Herren Lehrer der Nation, in deren Hände der Staat vertrauend die Verwahrung und Förderung der Cultur niederlegte, müßen auch dahin arbeiten, daß die junge Seele unter absolutem Gehorsam, ohne lange um die Gründe des Befehles zu fragen, sich beugen lerne. Dann haben Sie die Wünsche der Staatsregierung erfüllt, und die Cultur von dem unverdienten Vorwurfe, als bilde sie unzeitige Raisonneurs, gerettet! — Der Mißbrauch, welcher schon so oft von der Religion nicht minder als von der Cultur gemacht ward, kann keineswegs für die Entbehrlichkeit des Gebrauches sowohl der einen als der andern National-Eigenschaft im Staate das Geringste beweisen. —

Laſſen Sie uns dem leichtſinnigen egoiſtiſchen Zeitalter nach Kräften entgegen arbeiten, worin der unbärtige Jüngling mitunter ſich gelüſten läßt, durch ihr Alter ehrwürdig gewordene und ſich bewährende Regierungen zu bekritteln und zu hofmeiſtern! — Nie wird ein Volk aus dem Stande der Wildheit zur vollendeten, edlern Menſchheit zu übertreten fähig ſeyn, wenn es nicht ſich vorher der Diſciplin zu unterwerfen, angehalten worden iſt. Nur auf dieſem Wege muß der erſte Schritt zur Cultur geſchehen. Wenn demnach unſer Monarch vierzig Söhne von begüterten adelichen Familien auf eigene Koſten alljährig zu unterhalten beſchloß, welche ſich vollkommen der militäriſchen Zucht zu unterwerfen haben, unter einem aber auch in dem höheren Kreiſe der Kriegswiſſenſchaften Unterricht erhalten, und nur auf dieſe Art der Ehre, als Gardiſten Seiner Majeſtät zu dienen, würdig ſeyn können: ſo ſind ähnliche Maßregeln und Verkehrungen würdige Beweiſe einer auf richtige Grundſätze ſich fußenden Politik. — Von oben herab wirkt bekanntlich das Beyſpiel am meiſten. Werden die Vornehmen im Lande keine die Menſchheit beleidigende Handlung ſich erlauben; werden ſie die Erſten ſeyn, welche, den Rechten ihres Souverains und ihrer Mitbürger zu nahe zu treten, ſich hüthen: dann wird auch im Staate allerdings eine Unterordnung beſtehen können, welche mit Schonung der Souveränitäts-Rechte Menſchenachtung in beſtändigem Einklange enthält. Zu dieſem Zwecke muß es auch wohl abgeſehen geweſen ſeyn, wenn unſer Kaiſer bey Wiederherſtellung der Wiener Thereſianiſchen Akademie für adeliche Zöglinge aus Galizien eigens fortdauernd einige Stellen beſtimmt hat.

Doch nicht etwa bloß zu Wien, im politiſchen Mittelpuncte des Kaiſerthums, ſondern auch im Vaterlande der Galizier ſelbſt ſuchte man Unterrichtsanſtalten zu begründen, welchen unter einem die Abſicht zum Grunde lag, durch öffentliche Erziehung zum Theil die häusliche zu erſetzen. Allerdings ein äußerſt ſchwerer, ſehr problematiſcher Verſuch, welcher freylich bis jetzt nicht ſowohl von Seite der Regierung, als vielmehr von Seite der Ältern noch ſehr vieles zu wünſchen übrig ließ; welcher aber dennoch geſchehen mußte, ſollte anders auch in dieſem Königreiche die Menſchengattung ihrer Beſtimmung näher gebracht werden, und die künftige Generation den Zwecken der Menſchheit und des Staates entſprechender ausfallen! — Erblicken Sie nun meine Herren! am platten Lande Galiziens allein einhundert fünfzehn Trivial-Schulen, das iſt, wenigſtens auf eilf öſtreichiſchen Quadrat-Meilen im Durchſchnitt eine Schule für das Landvolk mit einem bereits öffentlich geprüften Lehrer; ſo wird Ihnen dieſe Summe nur dann als ſehr groß erſcheinen, wenn Sie ſich zu Gemüthe führen, daß vor 37 Jahren noch keine einzige Landſchule in dieſem weitläuftigen Erdſtriche geſtanden hat. Würde man den Landleuten ſelbſt das Geſchäft der Ausbildung ihrer Kinder, ohne Dazwiſchenkunft der Regierung überlaſſen haben, ſo wäre hier Landes vielleicht eben ſo wenig geſchehen, als bisher in der benachbarten Moldau geleiſtet wurde, wo die Bojarenkaſte nur mit der Unwiſſenheit der übrigen Landeseinwohner beſtehen zu können meint, und daher auch den letztern keinen geiſtigern Genuß gönnt, als der aus der Kneipe gehohlt werden kann. — Unſere Staatsverwaltung, nachdem ſie Galizien wieder näher an ſich zog, dachte edler, als einſt die mityleniſche oberſte Gewalt, welche ihrem Bundesgenoſſen alle Art von Bildung der Kinder unterſagte, damit es ihnen ja nie möglich werde, ſich aus dem Stande der Unterjochung heraus zu arbeiten.

Das Land hat ferner in ſeinen volkreichern Städten 16 deutſche Hauptſchulen. Man hat es ſich zum Zwecke gemacht, — was ſchon Ageſilaus empfahl, — der Jugend in dieſen Bürgerſchulen dasjenige zu lehren, was ihr zu wiſſen frommt, wenn ſie einmahl erwachſen iſt. Schon iſt in der Hauptſtadt des Königreichs kaum Einer der neuern Meiſter mehr, der ſich nicht bevor er das Handwerk antrat, ausgewieſen hätte, das ſeinem Berufe erſprießliche Zeichnen zu verſtehen. Auch die Elemente der Baukunſt und Meßkunſt werden dem jungen Bürgersſohne beygebracht, ohne daß man ihn deßhalb auch anhält lateiniſch zu lernen.

Die Aufmerkſamkeit auf alle das Gewerbfach unterſtützende Cultur-Anſtalten iſt ein unſern Monarchen wirklich auszeichnender Zug. Es wurden galiziſche Individuen mit Stiftungen verſehen, welche die Landwirthſchaft theoretiſch und practiſch in Wien und auf den anliegenden Familien-Herrſchaften des Kaiſers hören und ſehen ſollen. In der Folge ſoll jedes der neun Orte unſers Königreichs, worin ein lateiniſches Gymnaſium beſteht, auch einen eigenen Lehrer der Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft erhalten. Es ſoll — das iſt die Abſicht des Hofes — neben dem Humanismus, welcher in den jungen Gemüthern durch Leſung claſſiſcher Werke zu wecken iſt, der Jüngling auch mit jenem Gewerbe vertrauter werden, welches ihm und dem Staate Brod verſchafft, und daſſelbe verbeſſern helfen kann. Bisher trieb man in Galizien die Landwirthſchaft bloß als ein Handwerk, das angeblich keiner weitern Vervollkommung fähig iſt und bedarf. Unſere Unkunde rächt ſich an uns ſelbſt tagtäglich empfindlicher. Mit einer Million öſtreichiſcher Joch Hutweiden, welche das Land noch jetzt beſitzt, fehlt es demſelben dennoch an hinlänglichem, kräftig genährten Zug- und Nutzvieh. Es iſt Armuth an Butter und Schmalz. Ja die fette Milch oder Sahne kommt in der Hauptſtadt beynahe ſo theuer, wie der von weitem Auslande bezogene Tiſchwein zu ſtehen! — Werden die hieſigen Landeseinwohner einſt mit der Kunſt einer beſſern Benützung der Brache, der dem Boden ſo wohlthätigen Abwechslung der halmtragenden Früchte mit andern Futter- und Knollengewächſen, der Anlegung von Stallungen und zweckdienlichen Düngergruben vertrauter ſeyn; dann werden ſie dieſes großentheils nur dem Gouvernement zu danken haben, welches den bisherigen heilloſen Schlendrian auszumerzen und die Grundſätze einer vernünftigern Landwirthſchaft allgemeiner zu verbreiten mit thätigem Ernſte beſchloß. — Wenn wir ferner, obgleich der Waldboden noch in Galizien bey viertehalb Millionen Joch einnimmt, trotz dieſes großen Umfanges dennoch Mangel an hartem Holze nicht ſelten leiden; ſo wird wenigſtens die Zukunft, ſtatt noch drückender, höchſt wahrſcheinlich tröſtlicher ausfallen. Der verſchwenderiſchen Sorgloſigkeit, mit welcher bisher die Grundherren und übrigen Landleute zu Werke gingen, wird Ziel und Schranke geſetzt. Die Eintheilung der Wälder in Schläge — ein neues Phänomen auf hieſigem Horizonte — wird ſo eben wiederholt befohlen und auszuführen verſucht. Da bisher unſere Förſter ſelten was anderes als gute Jäger waren, ſo ſoll künftig eine bereits vorgeſchlagene Forſtlehranſtalt dieſes Perſonale mit einer ungleich vielſeitigern Anſicht ſeines Gewerbszweiges bekannt machen. Man wird auf den Gammeral-Herrſchaften der Nation mit gutem Beyſpiele vor-

zugehen suchen; und wenn die Holzzucht sich zu einer ehrenvollen Beschäftigung im Lande erheben, und wenn dadurch unsere Nachkommenschaft sich in ihrem nördlichen Clima mit hinlänglichem Brennmaterial gesichert sehen wird: dann hat sie dieses vorzüglich jenem Herrn Administrations-Chef*) zu danken, den wir in unserer Mitte verehren.

.....

Es ist hohe Zeit, daß ich wenigstens mit einigen Worten der von Joseph II. hierorts gestifteten hohen Schule und ihres erwiesenen Einflusses auf das Gemeinbeste Galiziens erwähne. Nur Thatsachen will ich ausheben, welche sprechend genug sind und unwahre Schmeicheleyen entbehrlich machen, die ohnehin in meinen Charakter nicht passen würden.

Die Erhaltung des Gesundheitszustandes einer Nation ist wohl eine Bedingung, ohne welche alles Übrige nicht zu gedeihen vermag. — Daß viele Menschen durch die bereits im Jahre 1802 hier öffentlich authorisirte Vaccination dem Tode entrissen wurden, ist allbekannt; daß aber im einzigen Königreiche Galizien mehr Kinder auf Kosten und Zuthun der Regierung mit den wohlthätigen Schutzpocken eingeimpft wurden, als im ganzen russischen Kaiserthum, obgleich alle Zeitungen rücksichtlich der Veranstaltungen im letztern Reiche ihr Lob erst unlängst ausströmten; dies dürften wohl nur Wenige wissen! — Wäre es bekannter, als es ist, daß unser höchster Hof alljährig beynahe gegen drey Mahl hundert tausend rheinische Gulden bloß für das Sanitätswesen zu Gunsten seiner galizischen Unterthanen ausgibt; daß allein für das hiesige, von Joseph II. gestiftete, allgemeine Krankenhaus innerhalb eines Jahres bey 30000 Gulden angewiesen zu werden pflegen; daß unsere Staatsverwaltung bey ausbrechenden Menschen-Epidemien oder Viehseuchen zwey Drittheile aller Heil- und Apotheker-Auslagen großmüthig auf sich nimmt; daß im Durchschnitt jedes Jahr bey 4000 Menschen auf Kosten der Regierung nun in zwölf öffentlichen Krankenanstalten behandelt, und dem Schooße ihrer Familien wieder zu geben gesucht werden; wäre, sage ich, dieses von jeher bekannter gewesen, als es war, und wäre es nicht ein (wahrlich unterm Monde nun höchst seltener!) Zug unsers regierenden Kaiserhauses, selbst von seinen wohlthätigsten Handlungen vollends kein Rühmens, ja nicht einmahl von seinen gemeinnützigsten Unternehmungen eine Erwähnung zu machen: hätte dann wohl die National-Dankbarkeit, oder wenigstens der Segen jedes gut gearteten, für edle Rührung empfänglicher Menschen ausbleiben können?!

Es ging ehedem diesem weitläuftigen Lande fast um nichts besser, als der benachbarten Türkey. Die Pesten waren weit häufiger und wütheten weit schrecklicher. Nun finden sich treffliche Contumaz-Anstalten an unserer Bukowiner Gränze gegen die Chotymer Raja und die Moldau. — Vormahls fehlte es beynahe ganz an Sammelplätzen für Arzneyvorräthe. Erst unsere Regierung gab jedem, der sich mit den nöthigen pharmaceutischen Kenntnissen ausweis, zweytausend Gulden Vorschuß auf die Hand, um wenigstens allmählig in den Kreisstädten Apotheken zu begründen. Noch vor einem halben Jahrhunderte warf man sich auf gut Glück in diesem großen Lande bloß jüdischen Bartscherern und alten Kräuterweibern bey äußern und innern Krankheiten meistens in die Arme. Nicht mehr so jetzt unter österreichischer Aufsicht und Schützung! — Man findet doch schon nach der Mittelzahl auf 27 Quadrat-Meilen einen Heilarzt, auf 24 einen Apotheker-, auf 13 geviertel Meilen endlich einen Wundarzt. Hier ist aber nur das platte Land gemeint. Denn Lemberg allein, wohin nach Landessitte auch viele Edelleute und Damen aus dem pohlnischen Antheile Rußlands reisen, um sich heilen zu lassen, zählt jetzt schon 31 Ärzte, 15 Wundärzte, 19 Wehmütter und 9 ordentlich eingerichtete Apotheken. Seit dem Anfange, als der unvergeßlich Joseph die Universität hierorts gestiftet hat, wurden an der hiesigen hohen Schule 32 Ärzte graduirt, 181 Wundärzte vollständig ausgebildet und 218 Wehmütter mit den nöthigsten hebeärztlichen Kenntnissen versehen. Die klinischen Anstalten dauern rasch fort, und das unermüdliche, einsichtsvolle Protomedicat bethet alle Kräfte auf, um den allgemeinen Gesundheitszustand dauerhafter zu begründen.

Noch eine Seite liegt Menschen, liegt Nationen, die sich ihres hohen Berufes bewußter zu werden anfangen, tief am Herzen. Ich meine neben dem physischen Leben das moralische Wirken. Welch ein Feld für mich insbesondere, der ich die Moralisirung und Charakterbildung einer Nation für das schönste Ideal der Wünsche einer guten Regierung erkenne! — Endlich wird kein Staat je durch Zwangmittel seinen Zweck zu erreichen, sich schmeicheln können. Die Besserung eines Jeden muß aus ihm selbst von freyen Stücken hervortreten; sie muß sich im eigenen Busen des jungen Mannes zum festen Vorsatz ausbilden. Ja alle dießfälligen Bemühungen einer Staatsregierung werden so lange vergeblich seyn, als es dem eigensinnigen Unterthan nicht selbst beliebt, moralischer werden zu wollen. Aber lassen Sie uns dessen ungeachtet eine Staatsverwaltung verehren, welche nach Kräften beyzutragen, von jeher sich verpflichtet fühlte, damit es nicht bloß bey dem befolgten Buchstaben ihrer Gesetze sein Bewenden habe, sondern damit schon die Achtung für Pflicht als Pflicht sich zur Triebfeder aller Handlungen des Bürgers emporhebe. Wir müssen es, um unsers hohen Begriffes von der Menschheit willen erwarten, daß die edlen Wege, welche von der Regierung eingeschlagen werden, zum erhabenen Ziele führen werden! — Sie erinnern sich noch, meine Herrn! daß, als unser Hof dieses Land in Niederbesitz nahm, zwey Drittheile der Einwohnerschaft, nämlich die ganze ruthenische Nation ganz ohne Bildungs- und Unterrichts-Anstalten war; ja daß selbst ihre werden wollenden Priester das traurige Loos hatten, sich in einem elenden Dorfe, zu Walawa nächst Przemisl bey Bauern in Rauchhütten einquartieren zu müssen, wo sie nach einigen, im Stillen gelernten dogmatischen Sätzen geweiht wurden! Nicht so unter Österreichs Ägide! Der ruthenische Clerus zählt nun bey 80 auf Staatskosten hierorts in einem öffentlichen General-Seminarium seines Glaubens-Ritus gepflegte und durch wenigstens drey Jahre zu unterrichtende Zöglinge, denen es nur durch den Besitz der Philosophie möglich gemacht wird, in den Kreis der theologischen Wissenschaften einzutreten. Seitdem Joseph, dieser edle Herrscher, das ruthenisch theologische Institut begründet hat, sind sicher wenigstens schon zweytausend griechisch-katholische Pfarrerssöhne in demselben zu trefflichen Volkslehrern allmählich ausgebildet worden. Schon jetzt kann man annehmen, daß wenigstens der dritte Theil der fungirenden Pfarrer und

*) Dieß ist der kais. kön. Hofrath und Stephans-Ordensritter Ernst von Kortum; ein für die Geschichte des österreichischen Galiziens hoch verdienter Nahme!

Basilianer-Mönche dieser Nation und dieses unirten Ritus lateinisch versteht, und selbst in deutschen Büchern Stoff zur Belehrung und Erbauung seiner Gemeinden aufzufinden vermag. — Wir sahen im verflossenen Jahre 203 Jünglinge unserer drey allbekannten Ritus dem theologischen Studium*) unter den ordentlichen vom Staate aufgestellten Professoren am hiesigen, jetzt bestehenden Lycäum sich widmen. Welch eine Aussicht für die allmählige höhere Geistes- und Sitten-Cultur unter der Einwohnerschaft des pohlnischen, ruthenischen und armenischen Volksstammes; zumahl wenn man noch dem redlichen wissenschaftlichen Eifer hinzudenkt, welcher die von unsern Monarchen gewählten Oberhirten beseelt, deren Ergebenheit an Staat und Kirche über allen Zweifel erhaben ist! — Und wie erfreulich muß es nicht jedem Freunde der Menschen- und Völkervervollkommnung seyn, von mir unter einem zu hören, daß eben auch im verflossenen Jahre bey fünfthalbhundert Jünglinge sich hierorts dem philosophischen Studien gewidmet haben, wovon die kleinere Hälfte neuerdings in den Stand geistlicher Volkslehrer eintrat.

Wenn übrigens der Staat bey seinen Unterrichts- und Erziehungsanstalten nicht bloß den allgemeinen Zwecken der Menschheit in die Hände zu arbeiten sich versetzt, sondern insbesondere für die Staatsverwaltung geschickte Diener sich zu bilden geübt; so ist diese doppelte Bemühung allerdings ganz seinem vernünftigen Interesse entsprechend. Im vorigen Jahre bildeten sich auf hiesigem Lycäum 220 Jünglinge für die Rechts- und Staatswissenschaften. Man unterließ nichts, um sie mit dem wohlthätigen Geiste, der ihre Regierung belebt, gleichfalls zu beseelen. Man lehrte sie die Staatskunde ihres eigenen Vaterlandes, und führte diesen jungen Männern unter hundert, für die Güte der Staatsverwaltung zeugenden Data auch diese Thatsache zu Gemüthe, daß der Monarch die bedeutendste Steuer des Landes — ich meine jene, welche an den Getränken klebt — ganz zum Besten der galizischen Einwohnerschaft zu verwenden beschloß, indem hievon um das Volk von Einquartierungen bewaffneter Mannschaft zu befreyen, Militärhäuser erbauet, und, um dem Producten-Handel einen höhern Schwung zu geben, bessere Wasserstraßen angelegt werden sollen.

Genug der Züge über die Wohlthätigkeit des Einflusses der östreichischen Gewerbs-Rechts- und Sittenbildungs-Politik auf jene große Provinz, worin wir leben! — Ich schließe meine akademische Rede mit dem frommen staatsbürgerlichen Wunsche: Möge die allwaltende Vorsehung jenen Gouvernements-Chef uns noch lange erhalten, welcher mit der edelsten Ergebenheit gegen unsern Souverain so viele Humanität für alle Volksclassen verbindet, und als ein selbst im hohen Grade wissenschaftlich gebildeter Mann, für die Emporhebung der Cultur gewiß das Möglichste leistet!

*) Vorsteher desselben ist gegenwärtig der kais. kön. geheime Rath und armenische Erzbischof Simonowicz, welcher gleichfalls diese Rede mit seiner Gegenwart beehrt hat.

Denkmahle der Vorzeit.

König Carl der Neunte von Schweden, an König Christian den Vierten von Dänemark 1611.

Du hast nicht als ehrlicher und christlicher König gehandelt, Du hast den Stettin'schen Frieden gebrochen, Blutvergießen veranlaßt, und Kalmar durch Verrätherey eingenommen. Gott wird dieß strafen. Da keine andere Mittel helfen, so biet' ich Dir einen Zweykampf an, nach der alten Gothen löblichen Gebrauch. Du kannst zwey von Deinem Adel mitnehmen; rittermäßige Leute. Ich will Dir ohne Harnisch und Küras begegnen, bloß mit der Sturmhaube auf dem Kopfe und dem Degen in der Hand; und wo Du Dich nicht auf dem Platze einfindest, so halt' ich Dich nicht für einen ehrlichen König, noch für einen Kriegsmann.

Risby, den 11. August. Carl.

Christian der Vierte an Carl den Neunten.

Dein leichtfertiger und unbescheidener Brief ist uns durch einen Trompeter geworden. Wir merken, daß die Hundstage in Dein Gehirn wirken. Was Du sagest, daß wir den Stettiner Frieden gebrochen, das lügst Du, als ein machtloser Hund der sich mit Bellen wehren will. Du sollst einmahl vor Gott Rechenschaft geben, sowohl für diesen Krieg, als für alles unschuldig vergossene Blut, das Du vergossen, und für die Tyranney die Du an Deinen eignen Unterthanen verübt hast. Daß wir Kalmar, wie Du vorgibst, mit Verrätherey genommen, ist auch nicht wahr. Wir haben es als ein ehrlicher Kriegsmann genommen. Du mußt Dich schämen, daß Du es Dir vor der Nase hast wegnehmen lassen. Was den Zweykampf anbetrifft, so bist Du schon von Gott geschlagen. Ein warmer Ofen wäre Dir dienlicher, und ein Arzt, der Dir den Kopf in Ordnung setzen könnte. Du solltest Dich schämen, Du alter Geck, einen ehrlichen Herrn so anzugreifen, welches Du gewiß von alten Weibern gelernt hast, die sich mit dem Munde vertheidigen.

Kalmar, den 24. August Christian.

(Olof Dalins Snea Ri Kow Historia.)

Zwey Briefe König Jacobs des Zweyten von England an den Staatsrath.

Mylords! Kein irdisch Ding ist so kostbar, als die Zeit. Sie wissen, was ich Ihnen für eine Arbeit während meiner Abwesenheit aufgab, und in welcher Zeit ich die Vollendung dieser Arbeit forderte. Mein schottischer Kanzler pflegte schon vor 24 Jahren zu sagen: Mein Hausstand könne nicht mit Epigrammen unterhalten werden — also werden lange Reden und schöne Historien meinen Credit nicht wieder herstellen. Omnis virtus in actione consistat. Erinnern Sie Sich, daß ich Ihnen sagte: Der Schuh müsse für den Fuß gemacht werden, und lassen Sie Sich dieses zur Richtschnur in Ihrem Verfahren dienen. Schaffen Sie Alles Überflüssige und die Schaar der unnöthigen Bedienten, wo Sie solche nur finden, ab. Von dem Hausetat, den Pensionen, der Garderobe kürzen Sie soviel, als nur möglich. Mein Hausstand darf nur 50,000 Pfund kosten. Können Sie ihn noch geringer einrichten, so geschieht mir ein Dienst damit, und damit Sie sehen, daß ich meine Person nicht schone, so erhalten Sie hierbey eine Note von den überflüssigen Ausgaben meiner Küche, da ich von einem ehrlichen Manne darüber Auskunft erhalten. Ich will weder mündliche noch schriftliche Antwort, sondern daß man zu Werke schreite und wirklich anfange zu räumen. Ich habe die Sache nun in Ihre Hände gegeben, und die Welt soll mein Zeuge

seyn, daß ich es redlich gethan habe. So bitte ich Gott, daß er Sie in Ihrer Arbeit segne, und wünsche Ihnen ein herzliches Adieu.

b) Mylords! Ich erhielt gestern Abends den seichtesten Brief von Ihnen, den meiner Meinung nach je ein König von seinem Conseil erhalten hat. Sie schreiben mir, die Reducirung des Garderobe-Amts werde nichts helfen, und geben mir doch auch keinen andern Rath.

Was sind Sie für Räthe, wenn Sie keinen Rath für mich haben? Eine solche Antwort hätte der Geringste meiner Unterthanen mir geben können. Kurz es ist mein völliger Entschluß, daß Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht gebracht werden, und meine Haushaltung muß der Hauptgegenstand der Reduction seyn. Sie müssen die Mittel erfinden, wie dieser Plan zu meiner Ehre und Zufriedenheit auszuführen ist. Können wir nicht drey Tafeln halten, so müssen wir uns mit einer begnügen. Kann die Garderobe nicht helfen, so müssen andere Theile daran. Kurz, wenn Sie keine Hülfe finden, so werd' ich sie zu finden wissen. Es sind außer meinem Hausstand noch zwanzig Wege zur Ersparung übrig, wenn man sich recht darnach umsieht. Merken Sie sich das! Gott befohlen! Jacob.

Miscellen.

Als Marseille aufrührerisch gegen Heinrich IV., endlich von seinem Heere bedroht wurde, drang der wüthende Pöbel noch immer auf zwecklosen Widerstand. An der Spitze derselben standen zwey Niederträchtige, Charles Cassaulx, ein mit allen Verbrechen vertrauter, ungestümer Wüstling, und Louis Dair, ein Galeeren-Sclave, dessen Ketten das unsinnige Volk zerbrochen hatte.

Gesetzlosigkeit und Tyranney herrschten im Innern, und schon hatte König Heinrich sein Heer gegen die Stadt geführt, und umlagerte die Mauern; gewonnen war sie ihm, sobald jene beyden Greuelichen fielen. Peter Libertat beschloß ihren Fall. Er hatte sich diesen Schreckensmännern verkauft, sie weihten ihn in ihre Geheimnisse ein, und vertrauten ihm die Bewachung eines von den Hauptthoren. Libertat war schlauer, als jene Bende; er konnte berechnen, ihre Macht werde scheitern, und so verrieth er sie, nicht aus Vaterlandesliebe, sondern aus Eigennutz; denn erst als ihm Ämter, Würden, Ländereyen, Geldsummen zugesichert waren, begann er sich gegen die Tyrannen thätig zu zeigen. Er rechnete dabey auf List, nicht auf Kraft, wie sie den Helden ehrt. Dair mußte, durch falsche Vorspiegelungen veranlaßt, einen Ausfall zu dem Thore hinaus, das Libertat vertheidigte, wagen; die Königlichen waren davon unterrichtet; die Thore wurden hinter jenem verschlossen, und so fiel er seinen Feinden in die Hände. Cassaulx wurde durch ersonnene Nachrichten, welche seine Gegenwart erforderten, an das nähmliche Thor gelockt; er kam, Libertat lauerte seitwärts im Hinterhalt, und ermordete den Tyrannen mit dem Degen, von einem seiner Brüder unterstützt. Der Fall der Bösen ward sogleich verkündigt, die Guten triumphirten, und die reuigen Einwohner öffneten ihrem Könige Heinrich die Thore; im Taumel der Freude beschlossen sie: den Tag ihrer Befreyung alljährlich durch einen Umzug festlich zu begehen, und Libertats Bildsäule von Marmor in dem Stadthause aufzustellen. Noch steht sie dort, völlig gewaffnet, mit einem wirklichen Degen in der Hand, wohl dem nahmlichen, der sich mit dem Blute des Tyrannen gefärbt hat. Libertat zog Güter und Schätze, Würden und Ämter gemächlich an sich, die, ihm der gute König Heinrich verheißen, und ohne Einwendung gab, weil der Dienst, den jener geleistet hatte, dem Wohl des Ganzen entsprach. Die Belohnung war nicht gering für jene Zeiten; hundert tausend Thaler baar, Erhebung in den Adelstand für sich und seine Brüder, Übertragung des Oberbefehls über zwey Galeeren, über das Schloß Notre Dame de la Garde, über das ihm vorher schon anvertraut gewesene Königsthor u. s. w. — Kurz Peter Libertat hatte seinen Lohn dahin, und die Nachwelt kann ihm nur in der Reihe der nützlichen Menschen eine Stelle einräumen, nicht in der Reihe der Edlen.

.....

Aus der fürchterlichen Schlacht bey Mohacz, dem Cannä der Hungarn, und aus den der Feindeswuth zunächst gelegenen Orten, retteten sich viele Edle und Unedle mit Weib und Kind in das Gebirge zwischen Ofen und Gran. Manche Krieger, die aus der Schlacht entkommen waren, Vornehme und Geringe, fanden auch den Weg in das abgelegene Dorf Mareth. Die Osmannen eilten nach. Zwey Tage lang retteten sich die wackern Ungarn, Verzweifelnden ähnlich; am dritten Tage gelang den Türken ein allgemeiner Angriff, der mit so viel Wuth aufgeführt wurde, daß nur wenige Christen sich retten konnten.

Unter diesen Wenigen war Dobozy; seine Gattinn schwang sich hinter ihm auf das Pferd, und im Hui sind sie von dannen. Aber nicht unbemerkt. Die Türken folgen, hohlen die Fliehenden ein. Das Pferd mattet bald, und vermag nicht weit mehr beyde zu tragen. „Setze mich ab, spricht die Frau, damit du dein Leben retten mögest; aber eine Bitte gewähre mir, den Tod von deiner Hand, damit ich nicht der Türken Sclavinn werden müsse." Der Mann antwortet: „fasse Muth, baue Gott; Gott rettet uns beyde." — Sie strengen die letzten Kräfte an; aber näher kommen die Feinde, matter wird des Pferdes Lauf. Da drückt sie inniger, zärtlicher; als die Osmannen sie eingeholt haben, und schon mit ihren Schwertern erreichen, springt sie vom Pferd, und beschwört den Gatten, ihr den Tod zu geben. Dobozy wendet sich kurz und mit einem Streiche ist die Geliebte nicht mehr. Wüthend dringt er auf die Schaar der Feinde ein; Verzweiflung macht ihn zum Löwen; doch der Menge erliegt er bald, und todt sinkt er neben die theure Leiche hin.

.....

Als im siebenjährigen Kriege der sächsische Prinz Xaver mit einem Truppen-Corps vor Göttingen rückte, war damahls gerade der nun verstorbene Hofrath und Professer Kästner Rector der Universität.

Der Prinz ließ nicht nur den Commandanten der Stadt zur Übergabe auffordern, sondern er sandte auch deßhalb zugleich ein Schreiben an Kästner, in welchem er diesem anzeigte, wie er den Commandanten zur Übergabe der Stadt aufgefordert habe, von ihm aber, da er als Rector der Universität das Wohl der letztern vorzüglich wahrnehmen müsse, erwarte, wie er seiner Seits alles anwenden würde, daß der Commandant seiner Aufforderung sogleich Folge leiste, indem jeder Widerstand nur den Ruin der Stadt und besonders der Universität nach sich ziehen würde, da er sodann die Stadt einschließen und ihr alle Lebensmittel abschneiden müßte, wodurch, bey dem bekannten Mangel derselben in der Stadt, in kurzer Zeit eine Hungersnoth unvermeidlich wäre.

Kästner gab darauf dem Prinzen Nachstehendes zur Antwort:

„Er danke tiefgerührt und unterthänigst für die Aufmerksamkeit, womit Se. Durchlaucht ihn zu beehren geruhet hätten. Was aber die Übergabe der Stadt Göttingen beträfe, so wäre dieß eine militärische Angelegenheit, die lediglich von dem Commandanten abhinge, und in die er sich auf keine Weise mischen dürfe, weshalb er sowohl als die Universität sich den Anordnungen unterwerfen müßten, die der Commandant für zweckmäßig halten möchte. Was übrigens die angedrohete Hungersnoth beträfe, so wäre er für seine Person deßhalb ohne Sorgen, weil er in früheren Zeiten fünf Jahre Professer Extraordinarius in Leipzig gewesen, folglich zu hungern gelernt habe."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 3., Mittwoch den 5. und Freytag den 7. December 1810.

Komm in den parnassischen Hain, lerne Griechisch, unsere erste Sprache, worin der blinde mäonische Dichter in der antiken Majestät die unsterblichen Götter und Menschen besang, Lycurgus die ernsten Rhetra sprach, Anacreon scherzte, und wider Philippum der attische Chatham donnerte; sieh den göttlichen Plato, den scharfsichtigen Geist Aristotelis, den liebreichen Xenophon, den hohen Sophocles, und Pindarum, den brausenden Strom von hohen Gedanken und Bildern; sieh, unser Griechenland, unsere ionischen Küsten, Tempel der Grazien, wie reich an Staaten und an Gesetzen! Über unserer Sprache wirst du alles vergessen, dann ist nicht eben sie die Musik? und meinst du, der Honig des Hymettus sey lieblicher gewesen oder anmuthiger, als der Umgang unserer Weisen ist?

Johann von Müller.

(145—147.)

Denkmahle aus der vaterländischen Vorzeit.

Instruction Kaiser Maximilians I. an Erzherzog Philipp seinen Sohn, durch den Cardinal d'Amboise. Linz den 21. Nov. 1501.

Vor allem werden sie ihm sagen, daß der König unser Herr (Maximilian) den König von Frankreich hinlänglich unterrichtet glaubt, daß bey Unterhandlung und Abschließung des Friedens zwischen genannten unserm König und dem König Wladislaus von Böhmen unter andern ausgemacht und beschlossen worden ist, daß der König von Böhmen keine andere Gemahlinn nehmen solle, als die Königinn von Ungarn (Beatrix, Tochter K. Ferdinands von Neapel und der Isabeau von Clermont) Witwe des verstorbenen Königs (Mathias Hunniady Corvin) von Ungarn, zufolge welchem Beschlusses König Wladislaus sich mit besagter Königinn verlobt, und per verba de praesenti vermählet *), das Beylager vollzogen und sie einige Tage als Gefährtinn und Gattinn wirklich bey sich behalten hat.

Nichts desto weniger hat derselbe König Wladislaus hernach besagte Königinn von Ungarn verstoßen, und ist gar nicht mehr geneigt sie zu sich zu nehmen, und als seine Gemahlinn zu erkennen.

Noch mehr, obgleich König Wladislaus dem angeführten Vertrage gemäß keine andere Gemahlinn nehmen und haben kann, als die verwittwete Königinn von Ungarn, so hat doch unser König vernommen, daß Wladislaus bey dem Könige von Frankreich zudringlich darauf antragen läßt, eine andere Gemahlinn aus dem Königreich Frankreich **) zu erhalten, in der Absicht, mit dieser männliche Erben zu erzeugen, und sie auf die Throne von Ungarn und Böhmen und deren Nebenreiche als Nachfolger zu setzen, welches zum großen Nachtheil unsers Königs und meines Herrn (Erzherzog Philipps) geschehen würde; indem sie die wahren Erben und Nachfolger in den Königreichen Ungarn, Böhmen und den dazu gehörigen Ländern und Herrschaften sind, welche nach dem Tode des Königs Wladislaus erledigt würden, und folglich auch zum großen Nachtheil des Herrn Erzherzogs Carl von Österreich (nachhin Carls V.), als einzigen Erben meines Königs und Herrn.

Deswegen wünscht unser König, daß mein Herr Erzherzog und der Cardinal dem Könige von Frankreich auf gute Art begreiflich machen, daß er keine Verehlichung mit dem König Wladislaus in seiner eigenen Verwandtschaft oder sonst im Königreich Frankreich gestatte, daß sie ihm ferners vorstellen, wie ganz zweckwidrig ein entgegengesetztes Verfahren sey, indem keine Dispens, welche hierin erwirkt werden möchte, von Gültigkeit seyn könne, auch daß der König seine eigene Tochter *), welche durch die Verheirathung mit dem Erzherzoge Carl auf die Thronen von Ungarn, Böhmen und der davon abhängigen Lande gelangen soll, und die dermahlen der König Wladislaus inne hat, durch ein entgegengesetztes Verfahren geradezu davon entfernen würde.

---

*) So gab Beatrix beym Papsten vor: aber Alexander VI. erklärte diese angebliche Ehe für ungiltig.

**) Wirklich vermählte sich 1502 am 29. September König Wladislav mit Anna von Foix, Gastons Grafen von Candale Tochter, die ihm 23. Julo 1503 die Prinzessinn Anna gebar, (die nachmahls (1526) die Kronen von Ungarn und Böhmen ihrem Gemahl Ferdinand I. zubrachte,) und drey Jahre später (1506) an den Folgen der Geburt Ludwigs des Letzten, in diesen beyden Reichen herrschenden Jagellonen umkam.

*) Claudia, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne (Marl. geraubter Braut und Witwe Carls VIII.) geboren 1499, verlobt mit Carl V. 1501, vermählt 1514 an seinen Nebenbuhler Franz I.

Ludwig Morus Sforza.

(Beschluß.)

Noch ehe die Schweizer, sowohl die, welche in des Königs Sold gestanden, als auch die, welche unter dem Herzoge gedient, in ihrem Vaterlande anlangten, kam die böse Nachrede in verschiedenen Cantonen, und besonders auf der eben eröffneten Tagsatzung zu Zürich zur Sprache: Es hätten Schweizer den Herzog Sforza zu Novara verrathen. Über dieses Gerücht bestürzt und erbittert, faßte die Tagsatzung den einmüthigen Schluß ab: „Es solle Jedermann unter den Seinigen der Sache treulich nachgan, daß die Schandbuben, wenn dergleichen wären, an Leib und Leben aufs schärfste können gerichtet werden."

Sobald die zürichschen Soldaten, die dem Herzog zugelaufen waren, wieder in ihre Vaterstadt angelangt, wurden diejenigen aus ihnen zum Verhör vorgefordert, die als Augenzeugen, oder sonst als des Vorgangs kundig angegeben waren.

Über den wichtigsten Punct der Untersuchung, was für Personen aus der Eidgenossenschaft zu der an dem Herzog begangenen Verrätherey mehr oder minder beygetragen haben, antworteten die meisten bestimmt und kurz.

Jos Wirth von Stein, Rhan und Leemann von Zürich, sagten aus: Ihnen sey als Augenzeugen nichts bekannt, als daß sie freylich dünke, es sey dem Herzog fast ungütlich geschehen; unter dem gemeinen Mann sey im Lager überall die Sage erschollen, daß ein Turmann von Uri den Herzog verrathen, und dafür zweyhundert Kronen empfangen habe, daß er mit dem Finger auf Sforza gedeutet, da derselbe gerade vor ihm im Glied gestanden.

Brüchli sagte aus: „Als sie Freytags Morgens aus der Stadt gezogen, und Sforza im dritten Glied gehabt, sey Ammeggeli von Appenzell gekommen, und hab' geredt: Brüchli! der Herzog muß heraus, oder es kost übel." Als er nun geantwortet: Er wisse nicht, wo er jetzt sey, so habe jener erwiedert: „Es muß seyn." Darauf haben zwey, die er nicht kannte, den Fürsten, einer beym rechten, und einer beym linken Arm genommen, und ihm an einen andern Ort geführt; wo sie ihn aber hingestellt, wisse er nicht. Über die Wahrheit dieser Aussage beruft er sich auf seine Spießgesellen und auf sieben andere; von diesen letztern sind die Verhöre nicht vorhanden, es waren gemeine Hellepardierer.

Scherer sagt: Bey ermeldetem Abzug wären Deutsche (das heißt, die Deutsch reden) gekommen, die er nicht gekannt; doch hab' es geheißen: einer sey der Bailly selbst, die beyden andern Schweizer von seinen Leuten gewesen, und haben den Herzog heraus gefordert. Als man ihnen nun denselben nicht geben wollen, hätten sie geschworen: „Summer Gotts Wunden, wir wollen ihn han, und sollt's viele hundert Kronen kosten und all euer Leben." Darauf habe einer in dem Glied hinter ihm, den er aber auch nicht gekannt, die Hand aufgehabt, und halb laut gesprochen: „Da!" Auf dieses hätten die gedachten drey den Sforza genommen, und einer aus ihnen, den er für einen Schweizer gehalten, zu ihm gesagt: „Herr, erschreckt nicht! Ihr seyd nicht des Königs, sondern der Eidgenossen Gefangener, das ihr doch begehrt habt." Hierauf habe der Herzog gebethen, ihm das Best zu thun, und ihn wenigstens nicht an seine Feinde auszuliefern; damit hätten sie ihn weggeführet. Nach ein Paar Stunden wären wieder etliche gekommen, und hätten den Herzog noch einmahl gefordert; denen aber oben gedachter Brüchli geantwortet: „Wäs, gehtihr uns doch mit dem, der ist schon vor zwey Stunden weg." Hätte man übrigens (sagt Scherer fort) ihm, Brüchli, und andern biedern Eidsgenossen gefolgt, würde man den Herzog nicht also haben wegführen lassen. Und endlich sagte er: Erst nachdem sie drey volle Stunden dergestalt in Ordnung gestanden, habe man sie aufbrechen und ihre Straße ziehen geheißen.

Zummer sagte, wie obige, noch mit dem Umstand: Er sey auch mit Brüchli, Scherer und andern nächst an dem Herzog gestanden, als Brüchli mit eins gerufen: Lug Zummer poz Seich! Der Herzog ist gefangen. Als er, Zummer, nun aufgeschaut, habe er gesehen, wie ihrer drey ihn hielten, die er aber ebenfalls nicht gekannt; diese drey hatten Sforza an einen Graben hinausgeführt; daß nach einer Weile wieder andere gekommen, die den Herzog gefordert hätten, bestätigt er auch mit dem Zusatz: Als Brüchli, versichert, der Herzog wäre schon längst weg, und sie das nicht glauben wollten, hätte jener es mit dem schönen Schwur bekräftigt: „Summer poz Seich!" Auf die neue Frage aber, wo sie ihn denn hingeführt? nur geantwortet: „Er ist einmahl weg, ihr könnt suchen.

Fähnrich Zimmermann sagte aus: Der Herzog sey wirklich nächst an seinem Fähnlein gestanden, als man, den er nicht gekannt, andere aber für einen Schweizer in französischen Sold gehalten, gekommen, und geschrien habe: „Ihr Gesellen, ihr müßt den Herzog heraus geben, oder ihr werdet alle erstochen." Nach langem Wortwechsel habe der Schreyer mit noch einem den Herzog aus den Reihen gezogen, und zu den Franzosen führen wollen; weil aber der Herzog das Haar aufgebunden, und er in Schweizer-Kleidung war, hätten sie ihn doch nicht erkannt, und einstweilen wieder entlassen, so daß er wirklich wieder aufs neue, aber in ein anderes Glied eingetreten, und erst eine Stunde hernach zum zweyten Mahl gefangen, und darauf hinweg geführt worden; das sey aber in einer Entfernung von ihm geschehen, daß er es nicht selbst gesehen, sondern bald nachher, wie die andern, auch vernommen habe.

Nun wurde auch der so genannte Dapfer Voigt verhört: Der behauptete, daß er es gewesen, der den Herzog in die Reihen versteckt, und getrachtet, ihn auf diese Weise davon zu bringen, auch ihn wirklich so lange habe verhehlen können, bis man die Schweizer alle durch eine Gasse von Spießen laufen ließ, um so den unter ihnen verborgenen Sforza und andere Welschen desto besser zu erkennen; auch da habe er noch sein Bestes gethan, und dazu geholfen, daß der Herzog sich verwandelt, daß man ihn nicht entdecken können; das sey so gut gelungen, daß er den Franzosen entwischt, da sie ihn schon einmahl aus den Glied heraus gehohlt. Wie man ihn endlich doch noch gefunden und erkannt habe, das wisse er nicht, weil er eine Weile vorher sich von ihm entfernen müssen. — Dieß schien Fähnrich Zimmermanns Aussage von einem einstweiligen Entrinnen oder Entlassen des Herzogs zu bestätigen.

Viele andere Officiere und Gemeine, die verhört worden

behaupteten: Man habe im Heer durchgehends geglaubt, Sforza sey am Abend zuvor im Saal gefangen worden; in den Reihen seyen etliche Mahl Leute gekommen, und wieder weggenommen worden, besonders sey ein Hellebardierer nie lange an einem Posten geblieben, worüber sich viele verwundert, und habe man angefangen zu murmeln, es sey der Herzog selber; er habe aber so verstellt ausgesehen, daß sie ihn nicht kennen mögen. Zudem habe eine so ungewohnte Unordnung überhand genommen, wie es sonst bey uns nit, wohl bey den Italienern bräuchlich sey; daß sie auch darauf weniger Acht gegeben; dann sey mit einmahl ein gewaltiger Lärm worden, der Bailly habe den Herzog erschlagen, und dann wieder, er habe ihn lebendig wegführen lassen; und einer von Uri sey aus einem armen darüber ein reicher Schelm geworden.

Aus diesen Aussagen, die Stifter eines Complotts zu entdecken, oder aus denselben Grund zu einer Strafe zu finden, wie Verrätherey sie verdient, deuchte Zürich, großen Schwierigkeiten unterworfen; die fast einstimmige Klage traf Turmann. Also wurden die Verhafteten gegen Bürgschaft der Gefangenschaft entlassen. Der Magistrat sandte inzwischen die Verhöre an die übrigen Cantone, und drang ernstlich darauf, daß, nach genommener Abrede, sie ihre Hauptleute und Gemeine, die um den Vorfall wüßten, genau verhören möchten. Besonders schrieb er an St. Gallen, einen Andreas Claus, und an Appenzell, den Ammann Zellweger und Gristan Phister zu vernehmen, die sonst viel bey dem Herzog, und besonders an diesem Tage die nächsten bey ihm gewesen seyn sollten. Alle Cantone, wie Zürich, zeigten in ihren Schritten für die gekränkte Ehre der Schweizer eine lebhafte Betriebsamkeit und ernsten Eifer, auf den Grund der ihnen zur Last gelegten Verrätherey zu kommen; und alle waren bey Untersuchung dieses für jeden Canton so ehrenrührenden Vorfalls sorgfältig und thätig.

St. Gallen und Appenzell nahmen die Beklagten in Verhaft. Aus den vielen Verhören mit Andreas Claus ergibt sich, daß er bey der Gefangennehmung des Herzogs nicht in der Nähe, sondern weit von ihm hinter der Ordnung gestanden; er bewies diese Aussagen durch Zeugen, und ward des Verhafts entlassen; doch mußte er tausend Gulden vertrösten, daß er sich auf den ersten Wink wieder stellen wolle.

Ammann Zellweger und Gristan Phister, welche Officierstellen gehabt, sagten aus: Es seye viel Murrens wegen nicht bezahlten Sold unter den Truppen entstanden, welches der Herzog durch einen etwelchen Vorschuß in etwas gestillt. Sie seyen nebst andern Hauptleuten beym Herzog gewesen, und haben ihm vorgestellt, daß nach sichern Nachrichten ein großes feindliches Heer im Anzuge wäre; er werde darum wohl thun, über den Tessin zu gehen, da der Paß noch frey sey, oder die Stadt so zu speisen, daß man da bleiben könnte, in welchem letztern Fall sie sich getraueten, ihm den Platz bis auf Ankunft der Eidgenössischen Bothen zu halten, welche nach eingekommenen Berichten nicht mehr fern seyn könnten, und dann schon genugsam zu den Sachen reden würden. Allein Sforza habe immer geantwortet, der Feind könne sobald nicht mit Heereskraft da seyn, und er erwarte unverzüglich eine starke Hülfe aus Deutschland. Als indessen dennoch die Franzosen und mit ihnen so viele Eidgenössische Völker anzezogen, hätten sie den Herzog gebethen, mit ihnen über den Tessin zurück zu ziehen, da sie sich mit ihren Brüdern durchaus nicht schlagen, weder wollten noch dürften. Mittlerweile sey der Abmahnungs-Brief an gemeine Knecht, ob dem Tag zu Lucern angelangt, und da sie vermuthet, daß ihre Miteidgenossen unter der Widerparth auch ein Missiv erhalten, hätten sie denselben durch den nähmlichen Bothen zugeschrieben, der ihnen auch das ihrige zurückgebracht.

Unterdessen habe die Belagerung ihren Anfang genommen. Sofort hätten die Schweizer auf Sforza's Seite ihren Abzug formirt, und wären schon außer den Thoren gewesen, als der Herzog ihnen nachgekommen, und sie dringend gebethen, einstweilen wieder zurück zu ziehen, so wollte er denn schon einen kümmerlichen Weg suchen, davon zu kommen. Sie haben eingewilligt, seyen aber in der Stadt auch immer in den Waffen geblieben. Bald darauf wären etliche Eidgenössische Hauptleute aus dem französischen Heer mit Geleit gekommen, und hätten mit ihnen über ihre gegenwärtige mißliche Lage eine Unterredung gehalten; und sie wären wieder zu den andern hinausgegangen, und seye das Geleit hin und her niemand versagt worden, der mit dem andern reden wollte, so daß zuletzt alles sich freundsgesellenweise unter einander gemischt. Endlich wäre noch viel Redens und langer Unterhandlung, mit des Herzogs Genehmigung, dahin capitulirt worden, die Stadt den Schweizern auf französischer Seiten zu gemeinen Eidsgenossen Handen zu übergeben, das dann wirklich auch mit Bedingung freyen Abzuges erfolgt. Diesen hätten sie auch gern für den Herzog und alle Menschen, die bey den Schweizern in Novara waren, ausgemittelt, und darüber harten Wortwechsel gehabt; aber in Ansehung seiner und drey andern Personen hätten sie es nicht erhalten können, die (wie es geheißen) an den König meineidig worden wären, und hätte die Widerpart den Ausdruck gebraucht: „daß eher alles lau und zagen solle," ehe man diese und den Herzog entrinnen ließe. Endlich nach abermahligen Streit habe man ihnen Hoffnung gelassen, der Herzog soll ein Gefangener aller Schweizer, und den Franzosen nicht ausgeliefert werden. Als man nun Sforza auch das letztere kund gethan, habe er ihnen vorstellen lassen, warum sie ihn jetzt in seiner Noth Preis geben, und nicht mehr für ihn streiten wollten; er werde sie doch reichlicher bezahlen, als bis jetzt noch nie erhört worden. Worauf Ammann Zellweger ihm geantwortet:

„Herr, zeigt uns den Artikel in unserm Bestellbrief, der ausweist, daß Eidsgenossen sich mit Eidsgenossen schlagen. Unser Land ist uns so lieb, wie Euch Eures; schlagen wir unsere Brüder, so dürfen wir nit mehr heim, und schlagen sie uns, so können wir's nimmer."

Hierauf habe der Herzog ihnen gesagt, derley Argumentiren könnt' ihm nun wenig helfen; lieber sollten sie ihm rathen, wie er davon kommen möchte. Allein da hätte es geheißen: „Der Herr habe seine weisen Räthe, denen er allezeit gefolgt, die sollten ihm rathen;" oder wenn er durchaus ihres Rathes begehre, so gehe solcher dahin: „Daß er auf sein gut Pferd sitze, und mit viel oder wenig Begleit davon reite, auf Bellenzone oder wo es ihm gut dünke." Worauf sich aber Sforza erklärt: „Er möge nicht reiten; sie sollten sonst rathschlagen, wie man ihn fortbrächte." Da sie das gedauert, habe man zuletzt gerathen, man wolle

den Herzog, auf seine Gefahr, in ein Soldatenkleid stecken; sie trauten sich, ob Gott will, denselben davon zu bringen; einmahl wollten sie ihr Bestes thun, doch geschehʼ es auf des Herzogs Gefahr, und für die Folgen wollten sie nicht gut seyn.

Alles dieses sey an einem Donnerstag Abends geschehen. Freytags Morgens, da Sforza, wie solches die Hellepardierer verabredet hatten, ebenfalls, eine Helleparde in der Hand, davon ziehen sollte, sey der schwarze Galliaz (Galleazze) zu den Hauptleuten gekommen, und habe sie um ein Begleit von zweyhundert Mann gebethen; da sie aber niemand finden konnten, der sich hiezu wollte brauchen lassen, sey Phister selbst in des Herzogs Kammer gegangen, habe ihm solches angezeigt, und in ihn gedrungen, sich doch gefaßt zu machen, weil die Zeit des Abmarsches nahe, damit er doch mit den Knechten zum Thor hinaus kommen möchte. Während diesem Besuch habe der Herzog immer in ein Papier gesehen, Phister wisse nicht, ob er gebethet, oder was er sonst gemacht; einmahl habe ihm gedünkt, es sey ihm mit der Abreise nicht Noth gewesen. Darauf sey er weg gegangen, um den Schattenhalb zu suchen, daß er den Fürsten ankleide, wie solches abgeredt worden.

Da er den Schattenhalb gefunden, und ihn zu Sforza geschickt, habe er zu seiner Mannschaft gehen müssen. In kurzem aber seyen beyde, Zellweger und Phister, mit noch zwey andern zu dem Herzog zurück gekehrt, um zu sehen, ob er jetzt reisefertig sey? Da er noch immer gezaudert, haben sie ihn auf ein Rüßli gesetzt, an welches der schwarze Galliaz sich angeklammert, und in das Lager geführt, und ihn in den dichtesten Haufen hinter die Fahne gestellt. Jeder von ihnen habe sich zu seinem Posten begeben, wo sie genug zu thun gehabt, weil die Franzosen die Büchsen (Feldstücke) gegen die Mailändisch-Eidgenossischen Linien aufgeführt, und bereits etliche Schüsse gethan. Man habe deswegen eiligst an den Bailly gesandt, und ihn erinnert, diese capitulationswidrige Thätlichkeit einzustellen, welches auch erfolgt. Doch sey bald wieder ein Scharmützel zwischen der lombardischen Miliz und den burgundischen Miethstruppen erfolgt, deren viele getödtet und rein ausgeplündert worden. Nachdem auch dieses nicht lange gedauert, und die Truppen noch etwa eine halbe Stunde in Schlachtordnung gestanden, habe es ein einsmahliges Tütschen und Aufwütschen unter den Franzosen gegeben, wovon sie in der Entfernung nicht Grund gewußt hätten; endlich sey das Geschrey durch die Reihen gegangen, die Franzosen haben den Herzog gefunden und weggeführt, und sey dabey einstimmig geredt worden, Turmann von Uri habe ihn verrathen. Die Wahrheit dieser Aussagen seyen sie bereit, mit Zeugen und mit einem körperlichen Eid zu erhärten."

So weit die Verhöre. Turmann anlangend, so kam derselbe, nachdem er eine Zeitlang bey dem Bailly von Dijon seinen guten Aufenthalt gefunden, nach Verlauf zweyer Jahre nach Uri, indem er glaubte, die Geschichte sey vergessen. Aber er ward sogleich verhaftet, und auf sein freywilliges Geständniß, von dem Bailly von Dijon fünfhundert Kronen für seine Verrätherey, an der außer ihm Niemand Theil gehabt, empfangen zu haben, zum Rade verurtheilt, doch aber auf Fürbitten seiner rechtschaffenen Verwandten, und weil er selber übrigens ein herzhafter Gesell gewesen, mit dem Schwerte hingerichtet.

Sforza's Verbrechen dienten Ludwig XII. zum Verwande, ihn mit einer Grausamkeit zu behandeln, die jedoch in der That nur eine Folge der Erbitterung über seinen Widerstand war, und nun verwandelte sich das Andenken an die Vergehungen des Herzogs in Mitleid mit seinem Unglück. Er wurde nach dem festen Schlosse Loches, im Herzogthum Berri, abgeführt, und dort in ein einsames, düsteres Gefängniß eingeschlossen, wo er zwar täglich die nothdürftigste Nahrung erhielt, aber alles dessen, was das Leben erträglich machen kann, gänzlich beraubt war, So schmachtete er in der Einsamkeit und im tiefsten Elend noch zehn Jahre bis an seinen Tod. Die Geschichte der Menschheit hat kaum ein Beyspiel aufzuweisen, das mehr Mitleid erregt. Schmerz und Entbehrung, Folter und Ketten können den Körper quälen; aber das Bewußtseyn der Unschuld wird diese Peinigungen mildern, und dem unschuldig Leidenden sieht noch immer, gleich einem rettenden Engel, der Tod zur Seite, um seinen letzten Angstschweiß abzuwischen. Dieß war leider nicht der Fall bey Ludwig Sforza. Er hatte Verstand genug, seinen Irrthum einzusehen, und Gefühl genug, um sich der Größe seiner Schuld bewußt zu seyn: daher litt er wahrscheinlich am Geiste noch mehr, als am Körper. Sein inneres und äußeres Glück war zerrüttet. In andere Unglücksfälle lernt man sich ergeben; aber ein verwundetes Gewissen — wer kann das ertragen!

Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.

Von Lichtenstein.

Eine verhängnißvolle Gegenwart schwächt immer das Andenken an die Ereignisse der kaum entflohenen Vergangenheit, und die Thaten einzelner großer Männer, die auf die Schicksale der Völker mit ungewöhnlichem Erfolge einwirkten, verdunkeln das Verdienst derer, die mit vielleicht eben so kräftigem, aber weniger glücklichem Bestreben vorangingen, und die Bahn ebneten, auf welcher sie vor den Augen der staunenden Welt ihren Weg zum Ruhme durchfliegen sollten.

So scheint auch die Unternehmung des unsterblichen Columbus sammt ihren ungeheuren Erfolgen zu ihrer Zeit die ausschließliche Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen und das Andenken an die nicht minder preiswürdigen Thaten und Fahrten der Schiffer, die vor ihm genannt wurden, fast gänzlich verdunkelt zu haben. Das Unrecht, das diesen wackern Männern von ihrem Zeitalter widerfuhr, ist von der Nachwelt nicht wieder gut gemacht worden. Denn, indessen die Geschichte der Entdeckung von Amerika unter den gebildetsten Völkern Europa's zahlreiche gelehrte Forscher gefunden hat, und sogar der Jugend auf mannigfache Weise belehrend und unterhaltend dargestellt ist, indessen die Helden jener, an Großthaten wie an Greueln reichen Unternehmungen selbst in unsern Romanen und auf unsern Schaubühnen glänzen, sucht der Freund der Entdeckungsgeschichte, wenn ihm nicht gerade die Quellen selbst zu Gebothe stehn, vergebens nach einiger Auskunft über die Vorgänge, welche die Entdeckung der afrikanischen Küsten be-

gleiteten. Wahr ist es, es brachte der Welt wenig Gewinn, zu erfahren, daß diese von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Küsten, mit Ausnahme weniger Puncte, weder dem Golddurst der Könige, noch den Speculationen des Kaufmanns eine reiche Ausbeute versprachen; aber undankbar ist es dennoch, die Verdienste der älteren Seefahrer, die mit dem regesten Eifer ihr Ziel zu erreichen strebten, wegen dieses weniger erwünschten Erfolges so ganz vergessen zu haben. Noch mehr muß man sich wundern, daß selbst Bartholomäus Diaz, der erste Schiffer, der die Südspitze Afrika's umsegelte, und dem Handel einen neuen Weg zu den unerschöpflichen Reichthümern Indiens bahnte, kein viel günstigeres Schicksal gehabt hat.

Mit Recht mag man es undankbar nennen, daß bis auf den heutigen Tag seine Unternehmung keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt ist, und daß nun schon seit 300 Jahren ihrer nur immer im Vorbeygehen und mit wenigen Worten erwähnt wird. Denn so wenig ist über die näheren Umstände dieser Entdeckung durch irgend ein Werk der beyden letzten Jahrhunderte bekannt geworden, daß selbst in den neuesten Beyträgen zur Geschichte der geographischen Entdeckungen, die Herr Ehrmann, einer unsrer fleißigsten Sammler, vor wenigen Monathen in den allgemeinen geographischen Ephemeriden lieferte, abermahls der alte Irrthum wiederhohlt wird, Barth. Diaz habe die Südspitze Afrika's nicht umschifft, sondern sey nach der Entdeckung des stürmischen Vorgebirges, geschreckt durch die Wuth der Wellen und des Windes, heimgekehrt, um seinen Nachfolgern den Ruhm der Umseglung dieses Vorgebirges zu überlassen. Der Unwille über diese Vernachlässigung wird noch gesteigert durch die Betrachtung, daß eben dieser Punct der Erde in der Folge der Gegenstand einer so gespannten und thätigen Aufmerksamkeit geworden ist, und daß dem ungeachtet noch Niemand es der Mühe werth gehalten hat, die Geschichte seiner Entdeckung genauer zu erforschen, und die Gestalt, in welcher sich das Land und seine Bewohner den ersten Europäern darstellte, mit dem, was wir jetzt von beyden wissen, aufmerksamer zu vergleichen.

Zu diesem Geschäft nun fühlte sich der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung berufen, indem er damit umging, seine im südlichen Afrika gesammelten Erfahrungen zu ordnen und der Welt bekannt zu machen. Er hoffte den Werth seines Werkes dadurch zu erhöhen, daß er auch die Geschichte des Landes vollständiger und gewissenhafter bearbeitete, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Indessen der Druck der Zeiten die Ausführung seines größern Unternehmens, wo nicht gänzlich hindert, doch mit fast lähmender Trägheit verzögerte, legte er in das vaterländische Museum ein Bruchstück von diesem historischen Theil seines Werks nieder, den er mit Liebe und Eifer größtentheils aus alten, fast vergessenen portugiesischen Werken zusammengetragen hat.

.....

Zuvörderst mag die Behauptung, daß man die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung keinem andern, als Barth. Diaz zuschreiben könne, hier eine kurze Erörterung finden. Es ist bekannt, daß schon Herodot (IV. 42) einer Umschiffung Afrikas zu den Zeiten des Königs Necho von Ägypten erwähnt, und erzählt, dieser Fürst habe phönicische Schiffer ausgesandt, welche aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen und nach drey Jahren durch die Säulen des Herkules und das mittelländische Meer wieder nach Ägypten zurückgekehrt seyen. Es ist wohl überflüssig, die merkwürdige, vielfach gepriesene und von Andern verdächtig gemacht: Stelle hier wörtlich herzusetzen. Wer Beweise für ihre Glaubwürdigkeit sucht, findet solche bey Schlözer, Sprengel, Rennel, und Heeren, da hingegen Andre, vornähmlich Mannert, Robertson, Gosselin, und neuerlich Bredow, die Zweifel unterstützt haben, die sich dagegen erheben lassen. In der That scheinen mir die Gründe der letztern überwiegend. Ohne mir indessen eine Entscheidung anmaßen zu wollen, bemerke ich nur, daß nach meiner Kenntniß der südafrikanischen Küsten gerade diese das Haupthinderniß der Umschiffung seyn mußten. Will man aber auch die phönicischen Schiffer alle Gefahren, welche diese weit in das Meer und unter seine Oberfläche sich hinerstreckenden Felsenmassen einer Küstenfahrt entgegensetzen, glücklich überstehen lassen, so ist doch das, von Herodot erzählte, öftere Landen jener Schiffer, welche diese gefährliche Küste zum ersten Mahle sahen, und unmöglich die wenigen Stellen, an welchen eine Ladung ausführbar ist, kennen konnten, nicht ohne ein halbes Wunder denkbar, und eben so wenig glaublich, daß sie unter diesem Himmelsstrich (was nur im tropischen Afrika möglich war) in wenigen Monathen die Früchte ihrer eignen Saat sollten haben ernten können. Auch Rennel, der mit der mehrsten Localkenntniß über die Sache urtheilt, fühlt diese Schwierigkeiten und nimmt deshalb an, die von Necho ausgesandten Phönicier seyen ohne weiteres Landen in einer Reise, von der Ostküste aus der Gegend von Sofala bis in den äthiopischen Meerbusen geschifft, (Geogr. of Herodotus p. 693), was doch wohl bey dem oft sich erneuernden Bedürfniß, Wasser einzunehmen, wenn man die Größe und Einrichtung der phönicischen Schiffe in Anschlag bringt, kaum denkbar ist.

Überhaupt ist diese Umschiffung von Afrika nur in der Voraussetzung eines höchst seltenen Zusammentreffens von tausend günstigen Zufällen annehmbar, und da nun die absolute Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht zu bestreiten seyn möchte, so ist wohl kein Endurtheil in diesem Streit zu erwarten. Aber eben deßwegen bleibt auch das ganze Factum für die Geschichte ohne erheblichen Werth, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung ist doch wohl nur von der Zeit an zu datiren, wo seine Existenz zur Kunde der Völker gelangte.

Es gibt noch andre Angaben von einer Entdeckung des Caps vor Diaz Zeit, die aber so wenig das Gepräge der Glaubwürdigkeit tragen, daß ich es für unnöthig halte, sie hier ausführlich mitzutheilen und zu widerlegen. Die eine nennt einen Florentiner Paolo Toscanella (geboren 1397), welcher in der Geographie und Schifffahrt schon so erfahren gewesen, daß er das Vorgebirge der guten Hoffnung gekannt und seinem Freunde Martinus, einem Chorherrn von Lissabon, einen neuen Weg nach dem Specerey-Indien noch vor dem Jahre 1474 vorgeschlagen habe. — Die andre handelt weitläufig von der Copie eines, im Jahre 1459 für den portugiesischen Hof verfertigten Planisphärs, auf welcher das Vorgebirge d. g. H., die Insel Madagascar ꝛc. sehr wohl angedeutet gewesen. Auch sey daneben bemerkt, ein indisches Schiff habe um das Jahr 1420 jenes Vorgebirge entdeckt u. s. w.

Diese Angaben beweisen nun wohl höchstens, daß man schon vor Barth. Diaz hin und wieder einer Ahnung von dem

Daseyn eines umschiffbaren Endpuncts des großen afrikanischen Continents gehabt habe, entziehen aber dem ersten wahren Entdecker desselben eben so wenig seinen Ruhm, als ähnliche Vermuthungen, die, wie man nachher behauptete, der Columbischen Unternehmung vorangegangen seyn sollten, das Verdienst dieses Helden zu schmälern im Stande gewesen sind.

Nach Beseitigung dieser Vorfragen gehe ich zur Geschichte selbst über.

Die schnellen Fortschritte, welche die Physik und Astronomie gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts machten, beschleunigten plötzlich den bis dahin trägen Gang der Entdeckungen an der Westküste Afrika's, und öffneten dem Eifer der portugiesischen Könige ein unbegränztes Feld für die Erweiterung ihrer Besitzungen und des Gebieths der Wissenschaften zugleich. Schon war dem dringendsten Bedürfniß der damahligen Seefahrer durch den allmählig eingeführten Gebrauch des Compasses abgeholfen, und lange Erfahrung hatte sie kühn gemacht, doch entbehrten sie noch ein Mittel, sich bey langen Reisen auf offener See, wo ihnen der Anblick der Küste mit ihren Wahrzeichen entging, über die wahre Höhe des jedesmahligen Standpunctes zu belehren, und was man bis dahin zur Erreichung dieses Zweckes als nützlich erprobt hatte, bewährte sich auf hoher See, bey der Gewalt der Strömungen und den nicht zu berechnenden Zufälligkeiten, die den Lauf des Schiffs unmerkbar aufhalten, beschleunigen und verändern können, als völlig unanwendbar. Da erfand ein deutscher damahls in Portugal lebender Astronom, Martin Behaim, mit Hülfe zweyer Leibärzte Königs Johann II., Nahmens Rodrigo und Joseph, ein bewegliches, hölzernes Astrolabium, welches an dem großen Mast befestigt, zur Bestimmung der Sonnenhöhe gebraucht werden konnte, und berechnete Tabellen für die tägliche Declination der Sonne.

Waren bis dahin die Befehlshaber der Entdeckungs-Expeditionen zufrieden gewesen, das äußerste Ziel ihrer Vorgänger um wenige Tagreisen zu überschreiten, so entdeckte nun mit einem Mahle Diego Cam, in dessen Gefolge sich auch (nach von Murrs Angabe) Martin Behaim selbst befunden haben soll, auf zwey schnell hinter einander (1484 und 1485) angestellten Reisen eine Küstenstrecke von 375 portugiesischen Legoas, oder 280 geographischen Meilen. Durch diesen bedeutenden Sprung zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt, sandte nun König Johann II. im folgenden Jahre 1486 einige Schiffe unter Befehl von Bartholomeu Diaz aus, um endlich das lang gesuchte Indien, wenigstens den Weg dahin, zu entdecken. Was Barros von dieser Reise erzählt, enthält, ungeachtet der beklagenswerthen Kürze seiner Schreibart, so viel Interessantes, daß ich es mir nicht versagen kann, ihn hier selbst reden zu lassen, und die einzige bis auf uns gekommene, meines Wissens noch nirgends vollständig übersetzte Nachricht von dieser Unternehmung möglichst treu, in dem Geiste des Erzählers wieder zu geben.

Benin und Congo waren entdeckt: Diogo d'Azambuja, Joam Alfonso d'Aveiro und Diogo Cam hatten sich auf den letzten Entdeckungsreisen berühmt gemacht, und auf ihren Schiffen Eingeborne jener Länder nach Portugal geführt, welche das Christenthum willig annahmen, und die Vermuthung, es gebe im mittlern Afrika einen mächtigen christlichen Fürsten, aufs neue belebten. Diesen, unter dem Nahmen des Priesters Johannes längst gerühmten König, dessen Reich sich von Ägypten durch Äthiopien weit nach Süden hinab erstrecken sollte, aufzusuchen, das Heil des christlichen Glaubens und den Ruhm von Portugals Macht allgemeiner zu verbreiten, zugleich aber auch den Seeweg nach Indien zu finden, rüstete König Johann II. zwey bewaffnete Schiffe, jedes von etwa 50 Tonnen, und eine mit Proviant beladene Pinasse aus. Den Oberbefehl über diese Expedition gab er einem seiner Hofcavaliere, Bartholomeu Diaz, der auch die letzten Entdeckungsreisen mitgemacht hatte. Joam Infante commandirte das zweyte, und Pero Diaz, Bartholomeu's Bruder, das Proviantschiff, beyde, so wie sämmtliche Officiere, in ihrem Gewerbe viel erfahren.

Gegen Ende des August 1486, so fährt nun Barros nach dieser hier abgekürzten Einleitung fort, segelten diese Schiffe von Portugal ab. Da die Küste vom Cap Catharina bis zum Cap Padram von Cam bereist war, so steuerte Diaz geradewegs auf den Fluß Congo zu, und verfolgte erst von dort an den Lauf der Küste, bis er die Angra do salto erreichte, von wo Cam zwey Neger mitgenommen hatte. Diese beyden waren vom Könige unserm Diaz wieder mit gegeben, daß er sie in ihr Vaterland zurückbringe, und beyde waren vorher wohl unterrichtet von dem, was sie bey ihren Landsleuten thun und sprechen sollten. Ebendaselbst nahm Diaz vier Negerinnen mit an der Küste wieder aussetzte, und zwar die erste in der Bay, in welcher er das erste Maalzeichen errichtete (Serra parda,) und die zweyte in der Angra das voltas; die dritte starb, und die vierte entsprang in der Angra dos illeos de sancta Cruz mit zwey dortigen Eingebornen, die man gefangen hatte. Man suchte sie aber nicht gewaltsam zurückzuhalten, weil der König befohlen hatte, daß man den Bewohnern der neuentdeckten Länder weder Gewalt anthue, noch Ärgerniß gebe. Ferner hatte der König befohlen, diese (mitgenommenen) Leute freundlich behandelt und wohl gekleidet, wie auch versehen mit Proben von Silber, Gold und Specereyen, ans Land zu setzen, damit sie den Völkern möchten Kunde geben von der Größe seines Reichs und von den Gütern, die es enthielte, und wie an dieser ganzen Küste seine Schiffe hin und her führen, und wie er befohlen habe, Indien zu entdecken, vor allem aber einen Fürsten aufzusuchen, der sich Priester Johannes nenne, und von welchem man sage, daß er in diesem Lande wohne. Alles, damit dieses Gerücht dem Priester zu Ohren käme, und man erführe, in welcher Gegend er sich aufhalte. Jene Negerinnen nun waren zu diesem Zweck unterrichtet, und es war ihnen versprochen, daß die Schiffe zurückkehren und sie nach Portugal führen sollten. Inzwischen sollten sie landeinwärts gehen, den Eingebornen diese Dinge bekannt machen, und so gut sie könnten, Alles erkunden, was ihnen empfohlen war. Ohne Gefahr glaubte man sie zurücklassen zu können; denn eben deshalb hatte man Weiber gewählt, als mit welchen die Männer nicht Krieg zu haben, noch ihnen Leides zuzufügen. —

Auf der weitern Reise wurden in großen Zwischenräumen an den bemerkbarsten Plätzen der Küste Maalzeichen errichtet, und das erste, genannt Sant-Jago, steht an dem Ort, den man nachher mit dem Nahmen Serra Parda belegt hat, unter 24 Grad (südlicher Breite) und 120 Legoas jenseits des letzten Zeichens von Diogo Cam. Man benannte aber die Berge, Vorgebirge und Landgegenden, die man entdeckte, entweder

nach dem Tage, an welchem man bey ihnen anlangte oder nach merkwürdigen Begebenheiten. So wurde die heutige Angra das voltas deshalb also genannt, weil Diaz dort so häufige Wendungen des Schiffs machen mußte. Er hielt sich nähmlich dort fünf Tage auf, gegen einen Wind, der ihm nicht verstattete, seinen Lauf längs der Küste fortzusetzen. Diese Bay aber liegt unter 29 Grad S. B. — Jetzt verließ Diaz die Küste wandte sich in südwestlichen Curs nach dem hohen Meer, und lief dreyzehn Tage bey demselben Winde vor den Untersegeln des großen Mastes. Da die Schiffe nur klein und die Wellen ungleich ungestümer waren, als an der Küste von Guinea, ja selbst wüthender, als in der spanischen See zur Zeit des heftigsten Sturmes, so hielten sich Alle schon für verloren. Als sich aber der Sturm legte, der diese Wuth des Meeres erregt hatte, wandten die Schiffer ihren Lauf, um in östlichem Curs das Land wieder zu finden, in der Voraussetzung, die Küste laufe auch hier (zwischen dem 36. und 40. Grade S. B.) von Norden nach Süden, wie sie sie bisher gefunden hatten. Nachdem sie indessen mehrere Tage gesegelt waren, ohne auf die Küste zu stoßen, nahmen sie endlich ihren Curs nach Norden, und gelangten so an eine Bay, die sie wegen des vielen Rindviehes, welches sie von Hirten getrieben am Lande erblickten, die Kuhhirten-Bay, Angra dos Vaqueiros nannten. Ehe sie noch mit diesen Menschen zu einer Unterredung kommen konnten, wendeten diese, erschreckt von solcher neuen Erscheinung, den Rücken, und flohen landeinwärts, so daß die Unsrigen von ihnen nichts mehr erfahren konnten, als was sie aus großer Entfernung bemerkten, nähmlich daß sie Neger waren und gekräuseltes Haar hatten, wie die von Guinea. —

Im weitern Fortsegeln längs der Küste in dem neuen (östlichen) Curs, über welchen die Befehlshaber nicht wenig erfreut waren, stießen sie endlich auf eine Insel, welche unter 33⅔ Grad Breite liegt. Hier errichteten sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, welches der Insel den Nahmen gegeben hat. Sie liegt kaum eine halbe Legoa vom festen Lande, und weil zwey reiche Quellen daselbst angetroffen wurden, nannte man sie auch o penedo das fontes.

Das Schiffsvolk war aber durch das stürmische Wetter, das man überstanden hatte, ermattet und gar furchtsam geworden, und alle fingen hier aus einer Stimme an zu murren und forderten, daß man nicht weiter ginge. Die Lebensmittel seyen beynahe verzehrt, sagten sie, und wenn man in diesem Augenblick noch umkehre, das zurückgelassene Proviantschiff aufzusuchen, das ohne hinlängliche Bemannung, gewiß schon längst ihrer Rückkehr harre, so sey schon zu fürchten, daß sie alle Hungers sterben könnten, ehe sie es erreichten, wie viel mehr noch wenn man immer vorwärts dringe, und sich noch weiter von dieser Hülfe entferne. Es sey genug, in einer Reise eine so große Küstenstrecke entdeckt zu haben, und die wichtigste Entdeckung, die man von dieser Unternehmung habe erwarten können, sey in der That bereits gemacht, indem die ganze Küste hier östlich laufe, und es am Tage liege, daß hinter ihnen ein großes Vorgebirge befindlich seyn müsse, welches aufzusuchen und also den Rückweg anzutreten, offenbar der beste Rath sey.

Bartholomeu Diaz, um den Beschwerden so vieler Menschen zu willfahren, ging mit den Hauptleuten, Officieren und vornehmsten Matrosen ans Land, und ließ sie hier einen Eid schwören, daß sie nach ihrer wahrsten Überzeugung erklären wollten, was ihnen für den Dienst des Königs jetzt am nothwendigsten zu thun scheine. Alle nun blieben einstimmig dabey, man müsse umkehren, und machten aufs Neue die obenerwähnten und mehrere andere Gründe von ähnlicher Wichtigkeit geltend. Sodann befahl er, von diesem ihren Bedünken eine schriftliche Acte aufzusetzen, welche Alle unterzeichnen sollten. Da er indessen für sich, fügte er hinzu, den eifrigen Wunsch hege, weiter vorzudringen, und überhaupt nur zu thun, was ihm die Verpflichtung in seinem Posten und der Befehl des Königs gebiethe, durch welchen eben er auch angewiesen sey, Sachen von Wichtigkeit mit den vornehmsten Personen seines Gefolges zu überlegen, so fordre er von Allen, daß sie, bevor der Entschluß, bey welchem sie beharrten, unterzeichnet würde, einwilligen möchten, noch zwey oder drey Tage weiter die Küste zu verfolgen; und wenn sie dann nichts fänden, was sie verpflichten möchte, ihre Reise fortzusetzen, dann sey auch er bereit, den Rückzug anzutreten. Hierein willigten Alle.

Als aber die Tage verflossen waren, die er gefordert hatte, war nichts damit erreicht, als die Entdeckung eines Flusses, der 25 Legoas jenseits der Kreuzes-Insel, auf der Höhe von 32½ Graden liegt. Und weil Joam Infante, Capitän des Schiffs Sam Pantaleam, der erste war, welcher hier ans Land ging, so erhielt der Fluß den Nahmen, den er noch heute trägt: Rio Infante. Hier kehrten sie um, weil das Schiffsvolk aufs Neue seine Klagen erhob. Als sie wieder bey der Insel des heiligen Kreuzes anlangten und noch ein Mahl dort landeten, trennte sich Diaz von dem dort errichteten Maalzeichen mit so viel Schmerz und Rührung, als ob er einen geliebten Sohn verließe. Er erwog, mit wie viel Gefahr für seine Person und für all dieses Volk er von so fernem Vaterlande um so geringen Erfolges willen, hierher gekommen, indem Gott ihm nicht verstattet, den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen.

Nachdem sie von dort wieder abgereiset und mehrere Tage gesegelt waren, ward ihnen endlich der Anblick jenes großen, merkwürdigen, so viele Jahrhunderte lang unentdeckt gebliebenen Vorgebirges, daß gleichsam nun erst da zu seyn anfing. Denn nicht es selbst allein war entdeckt, sondern mit ihm öffnete sich den Völkern eine andere, neue Welt von Ländern. Diaz und seine Gefährten nannten dieses Vorgebirge, wegen der vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die sie bey dessen Umseglung zu überstehn gehabt hatten, das stürmische: Cabo tormentoso. Als sie aber nach Portugal zurückkamen, gab ihm der König Dom Joam einen andern und glänzendern Nahmen, und nannte es Cabo de boa esperança, weil es die endliche Entdeckung des so ersehnten und so lange gesuchten Indiens hoffen lasse. Dieser Nahme, wie ihn der König erfunden, und so glorreich wie einer, dessen sich Spanien rühmt, wird fortdauern zum Ruhme dessen, der diese Entdeckung veranstaltet, so lange man wird denken können. Ich habe in meiner Geographie dieses Vorgebirge beschrieben und abgebildet als einen sehr wohlgelegenen Ort, von welchem man billig viel hoffen darf.

Nachdem Diaz Alles angemerkt hatte, was für die Schiffahrt von Wichtigkeit war, ließ er ein Maalzeichen, genannt Sam Felipe, am Lande (vielleicht in der Tafelbay) errichten, indessen der heftige Sturm ihm nicht verstattete, sich länger hier aufzuhalten oder vor Anker zu gehn. Vielmehr setzte er seinen Lauf längs der Küste fort, um das zurückgelassene Proviantschiff wieder aufzusuchen. Als sie bey selbigem anlangten,

waren es gerade neun Monathe, seit sie es verließen, (ungefähr September 1487) und von den neun Menschen, welche sie darauf zurückgelassen hatten, waren nur noch drey am Leben. Einen von diesen, den Schiffsschreiber, Nahmens Fernam Colaço, der von der Krankheit noch sehr hinfällig war, erschütterte die Freude über den Anblick seiner Gefährten so heftig, daß er auf der Stelle starb. Die Ursache aber ihres großen Verlustes an Todten war, daß sie den Negern an der Küste zu viel getraut und Gemeinschaft mit ihnen gepflogen hatten; da war Streit beym Tauschhandel entstanden, und die Neger hatten sie ermordet. Diaz ließ die Lebensmittel, die er im Schiffe vorfand, heraus nehmen, und es verbrennen, weil es schadhaft geworden und überdieß nicht Volk genug vorhanden war, es zu regieren.

Endlich erreichten sie die Prinzen-Insel (Ilha do principe) und fanden daselbst Duarte Pacheco, Cavalier des Königs in üblen Umständen. Es war nähmlich vom König beauftragt, die Flüsse an der Küste zu untersuchen, und hatte, weil er damit nicht allein zu Stande kommen konnte, das Schiff weiter gesandt, einigen Tauschhandel zu treiben. Dabey war es verunglückt, nur ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet, und mit diesem begab sich Pacheco auf die Schiffe des Diaz. Weil nun zu dieser Zeit schon ein Fluß bekannt war, der sich der Handelsfluß (Rio do resgate) nannte, wegen des Handels, den man dort mit den Eingebornen trieb; so ging Diaz, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen, dort erst vor, und nachher am Castel von Sam Jorge de Mina, in welchem Joam Fogaça damahls Befehlshaber war. Dieser übergab ihm das Gold, das er eingehandelt hatte, und damit kehrten sie nach diesem Königreich (Portugal) zurück, woselbst sie im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monathen und 17 Tagen anlangten.

Bartholomeu Diaz hatte auf dieser Reise 350 Legoas von der Küste entdeckt, also beynahe eben so viel als Diogo Cam auf zwey Reisen. In der Strecke von 750 Legoas, welche diese beyden vorzüglichen Seeleute bereiseten, stehen sechs Maalzeichen: das erste, genannt Sam Jorge, an dem Flusse Zaire im Königreiche Congo, (unter 6° S. B.) das zweyte, Sancto Agostinho, auf dem Vorgebirge gleiches Nahmens (unter 13° S. B.,) das dritte, als das letzte von Diogo Cam Menga das atéas, (unter 22° S. B.) das vierte oder das erste von Diaz in Serra Parda, das fünfte, Sam Felipe auf dem großen, merkwürdigen Vorgebirge der guten Hoffnung, und das sechste, Sancta Cruz, auf der Insel dieses Nahmens. Dieß war die äußerste Entdeckung, die bey Lebzeiten Königs Johann II. gemacht wurde.

So weit Barros. Beyläufig muß ich hier einiger Irrthümer erwähnen, zu welchen der berühmte, von Martin Behaim verfertigte, und noch jetzt in Nürnberg aufbewahrte Globus veranlaßt, und welche der verdiente Verfasser der oben genannten Schrift über den Ritter Behaim unwiderlegt gelassen hat. Zugleich beweisen sie, wie wenig man solchen Urkunden, wie die ältesten Charten sind, trauen darf. — Neben dem Vorgebirge der guten Hoffnung stehen daselbst die Worte: „Hie wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal A Domini 1486 den 18. Jan." Wider die Richtigkeit dieser Angabe streitet offenbar die Barrossche Erzählung. Es war frühestens im May oder Junius 1487, als Diaz auf seiner Rückreise beym Cap anlangte. Von Diogo Cam, welcher 1485 die Reise machte, kann hier die Rede nicht seyn, denn dieser kam, wie Herr von Murr selbst anführt, nur bis zum Cap Padram. Es ist dieß also ein Fehler auf dem Behaimischen Globus, der die Zuverlässigkeit dieser, für die Entdeckungsgeschichte so merkwürdigen Urkunde nicht wenig beeinträchtigt.

Auf der andern Seite der Spitze von Afrika bey Riotucunero und Porto Bartholo viego (womit offenbar die Gegend des Rio Infante gemeint ist), findet man die portugiesische Fahne gezeichnet, und daneben steht: „Bis an das Ort sindt die portogalische Schiff kommen und haben Ir seul aufgericht und in 19 Monathen sind sie wieder in ir Land heim kommen." Abermahls ein Irrthum, denn Diaz brachte nur 16½ Monathe auf seiner Reise zu, und eine andere, als die seinige kann von Behaim, der diesen Globus schon 1493 verfertigte, nicht gemeint seyn.

Ich kehre zum fernern Verlauf der Entdeckungsgeschichte des südlichen Afrika zurück. — Nachdem Columbus im Jahr 1493 den spanischen Scepter in die neue Welt, jenseits des atlantischen Oceans hinübergetragen, sehen wie Portugal, um auch seiner Macht einen ähnlich bedeutenden Zuwachs zu verschaffen, unter König Manuel die Entdeckung des östlichen Indiens eifriger und mit Glück weiter verfolgen. Auf dem Wege dahin landet Vasco da Gama im November 1497 in der Bay Sancta Helena, die anderthalb Grade nördlich vom Cap liegt, und also genannt ward von dem Tage ihrer Entdeckung. Hier entspinnt sich die erste Bekanntschaft zwischen den Urbewohnern des südlichen Afrika und den goldsuchenden Europäern.

Vasco nähmlich hatte sich hier ans Land begeben, um mit den neuerfundenen Behaimischen Astrolabien, die auf dem Schiffe wegen des Hin- und Herbewegens kein ganz sicheres Resultat gaben, astronomische Beobachtungen anzustellen. Da meldeten ihm seine Leute, daß sie in einiger Entfernung zwey Neger bemerkten, die gebückt gingen, als ob sie mit Kräutersammeln beschäftigt wären. Jedem es nun sein angelegentlichster Wunsch war, jemand zu finden, der ihm Nachricht von dem Lande gäbe, so ertheilte er voller Freude den Befehl, sie leise zu umgehen und ohne Gewaltthätigkeit einzufangen. Die beyden Neger aber waren beschäftigt, an dem Abhange der Berge Honig zu sammeln, und hatten jeder einen Feuerbrand in den Händen; bey ihrer gekrümmten Stellung bemerkten sie nicht eher, daß sie umzingelt würden, als bis ihnen das Schiffsvolk ganz nahe war, von welchem dann einer von ihnen glücklich erhascht und zum Befehlshaber geführt ward.

Vasco da Gama, der sich vergeblich bemühte, dem Gefangenen in irgend einer Sprache verständlich zu werden, und bemerkte, daß er, bestürzt von so vielen neuen Erscheinungen, auch nicht auf die Zeichen achtete, die die Natur allen Menschen gemeinverständlich gemacht hat, ließ zwey Schiffsjungen herbeykommen, von denen der eine ein Neger war, welche sich zu ihm setzten und mit ihm essen und trinken mußten, indessen da Gama selbst sich entfernte, um ihn von seiner Furcht sich erholen zu lassen. Diese Behandlungsart hatte den gewünschten Erfolg; die Knaben nöthigten ihn fleißig zum Essen, und als Vasco da Gama wieder hinzu trat, war er schon ganz zutraulich geworden, und deutete auf einige Berge, die etwa zwey Legoas entfernt seyn mochten, und gab ferner durch Zeichen zu verstehen, daß an dem Fuße derselben der Wohnort seiner

Landsleute befindlich sey. Da nun da Gama keinen bessern Abgesandten hinschicken konnte, um die Andern herbeyzuhehlen, so befahl er, daß man ihn mit einigen Geschenken an Tandwaaren, Korallenschnüren und einer Mütze entließe. Durch Zeichen ward ihm bedeutet, er möge gehen, und mit seinen Gefährten wieder kommen, dann wolle man ihnen noch ein Mahl so viel geben. Das that er denn auf der Stelle, und brachte noch spät desselben Tages zehn bis zwölf seiner Landsleute, die sich dasselbe ausbaten, was er bekommen hatte. Man gab es ihnen sogleich; wie viel man ihnen aber auch Proben von Gold, Silber und Specereyen zeigen mochte, so würdigten sie die keiner Aufmerksamkeit, und zogen Glöckchen, Ringe und Kupferpfennige diesen Kostbarkeiten weit vor. Sie waren gelblich von Farbe, klein von Statur, häßlich von Gesicht, sehr dumm, und übel gestaltet, und ihre Sprache glich einem Stammeln. Ihre Kleidung bestand in Thierfellen, die Schamtheile hatten sie mit hübschgearbeiteten hölzernen Scheiden bedeckt, und ihre Waffen waren vorn angebrannte Stäbe von wildem Olivenholz, oder statt des Eisens mit spitzen Thierhörnern versehen. Sie assen Wurzeln, Kräuter, Seehunde und Wallfischfleisch, auch Seevögel und wilde Ziegen. Auch gab es Hunde bey ihnen, wie die in Portugall, die auch eben so bellten.

Am andern Tage kamen mit ihnen schon mehr als vierzig, die sich so zutraulich zeigten, daß einer der Officiere, Nahmens Fernam Veloso, Vasco da Gama um die Erlaubniß bath, sie nach ihren Wohnort begleiten zu dürfen, um etwas mehr Kunde von dem Lande zu bekommen, als man von ihnen erfragen konnte; welches ihm auch dieser auf Fürbitte seines Bruders Paulo da Gama gestattete.

Indessen Veloso mit den Negern fortging, beschäftigte sich das Schiffsvolk mit Einsammeln von Brennholz, und Andere suchten am Strande sich Muscheln, deren es viele dort gab. Paulo da Gama machte inzwischen Jagd auf einige Wallfische, die sich neben den Schiffen zeigten, hätte aber dabey fast das Leben eingebüßt, indem ein mit einer Harpune verwundeter Wallfisch beynahe das Boot zertrümmert hätte, in welchem er sich befand. Das Fleisch dieses Thiers diente ihnen nachher zu einer angenehmen Nahrung. Indessen begann es Abend zu werden, und das Volk ruderte eben wieder nach den Schiffen, als Vasco da Gama, der Veloso's Rückkehr erwartete und seine Augen nach dem Lande gerichtet hatte, diesen sehr eilig über die Hügel herabkommen sah. Er befahl sogleich einem der Böte, die vom Lande kamen, umzukehren und ihn einzunehmen. Die Matrosen des Bootes aber, als sie Fernam Veloso, der sonst nie unterließ, von seiner Tapferkeit zu reden, so im halben Trab den Strand hinablaufen sahen, zauderten absichtlich, ihn einzunehmen. Dieser Verzögerung machte die Neger, welche im Hinterhalt lagen, und wahrscheinlich vermutheten, daß sie landen würden, argwöhnisch, daß Veloso irgend ein Zeichen gebe, das sie nicht verständen. Eben als er ins Boot steigen wollte, stürzten zwey Neger auf ihn los, um ihn daran zu verhindern; die mußten nun freylich ihre Kühnheit mit blutigen Köpfen büßen, bis die andern ihnen zu Hülfe kamen. Da entstand aber ein solches Werfen von Steinen und Lanzen nach dem Boot, daß Vasco da Gama, als er selbst vom Schiffe herbeyeilte, um den Frieden herzustellen, von einer solchen Lanze im Schenkel getroffen ward. Eben so trugen noch ein Officier und zwey Matrosen ähnliche Wunden davon. Als nun Vasco da Gama sah, daß sie nicht zu beruhigen wären, befahl er, wieder nach den Schiffen zu rudern; indessen machten noch beym Abstoßen einige unserer Bogenschützen Gebrauch von ihren Waffen, damit die Wilden nicht ungestraft blieben. Veloso aber hatte nichts zu erzählen, als daß ihn bey der weiten Entfernung von der Küste eine Furcht angewandelt, die Neger möchten ihn zu weit führen und ihm Leides zufügen wollen, deshalb sey er umgekehrt.

Obgleich die Schiffe sich nun noch mehrere Tage in der Helena-Bay verweilten, so ließ sich doch keiner der Eingebornen weiter sehen, und da Gama erreichte seinen Wunsch nicht, von ihnen etwas über die Natur des Landes und die Entfernung des Vorgebirges der guten Hoffnung zu erfahren. Sein Steuermann Pero da Lanquer, der mit Bartholomeu Diaz einer der ersten Entdecker des Cap's gewesen war, wußte diese Entfernung auch nicht anzugeben, weil er, (wie Castanheda erzählt) auf der Hinreise damahls zu weit vom Lande entfernt gewesen, und auf der Rückreise an dieser Gegend der Küste bey Nacht vorübergesegelt war. Überdieß war Diaz durch das stürmische Wetter, das er in der Nähe des Vorgebirges überstand, wohl verhindert worden, Beobachtungen anzustellen, nach welchen da Gama sich hätte richten und die Entfernung der Südspitze bestimmen können. Da Gama wollte sich hier mit frischem Wasser versehen, fand aber in der St. Helena-Bay keinen Fluß. Er schickte daher das Schiff Berrio unter Capitän Nicolao Coelho ab, um einen Fluß zu suchen. Dieser segelte vier portugiesische Meilen längs der Küste (wahrscheinlich nördlich), und fand dort einen Fluß, den er Rio San Jago nannte.

Am 17. November 1497 lichtete Vasco da Gama die Anker, und verließ die Bay St. Helena nach einem dreyzehntägigen Aufenthalte. Schon am 20. kam er an das große Vorgebirge der guten Hoffnung, und umsegelte es bey schönem Wetter unter dem festlichem Schall von Trompeten und Pauken. Alles Schiffsvolk war darüber hocherfreut, denn sie hatten nach der damahligen Vorstellung von dem Cabo tormentoso, sich auf viele Gefahren und Mühseligkeiten bey seiner Umsegelung gefaßt gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

Von Heeren.

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die als solche, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Nahmen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbstständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volks dauert fort auch ohne sie, oder kann wenigstens fortdauern; mit ihm behalten auch besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird.

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir zu durchblättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reiz! Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg — seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erscheinen? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. Wie hoch oder niedrig man aber auch dieses anschlagen mag, so bleibt immer so viel klar, daß es eine viel zu beschränkte, viel zu einseitige Ansicht ist, besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemählde des Völkervereins bilden auch sie ihre Gruppen; und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht.

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke, als zu einem Aufsatze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die vollständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben!

Die Schicksale besiegter Völker hingen allerdings nicht bloß von ihnen, aber auch nicht bloß von den Siegern, sie hingen von beyden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; *was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben?*

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird, werden *Ausrottungskriege* geführt. Die Besiegten sollen von der Erde verschwinden; nur darin sieht man die Sicherheit, und, indem die beleidigte Ehre nur durch Rache versöhnt werden kann, die Genugthuung. Absichtliche Ausrottung blieb aber immer nur das Ziel roher Barbaren; das noch dazu fast nie erreichte Ziel. Bald geboth selbst der Eigennutz andere Verfahrungsarten, und die Besiegten dauerten neben oder unter den Siegern fort. Aber wie sie als Volk fortdauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört.

Fünf Hauptpuncte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre *Verfassung*, ihre *Sitten*, ihre *Religion*, ihre *Sprache*, ihre *geistige Bildung*. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was ging unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?

Es liegt in der Natur der Dinge, daß gewöhnlich die erste und stärkste Rückwirkung des Siegs *die Verfassung* trifft. Gäbe es auch keine politische Ursachen, sie zu verändern, so fühlt der Sieger sehr wohl, daß moralische Gründe es anrathen. Mit ihr hofft er den Nationalgeist zu lähmen, und mit ihm die Kraft des Widerstandes. Aber in den meisten Fällen sind die politischen Beweggründe die stärksten, und werden vielleicht für den Sieger in gleichem Grade stärker, als er selbst eine höhere politische Bildung besitzt. Bey erobernden Völkern ist es keine Seltenheit, zu sehen, daß sie die Verfassungen der Besiegten bestehen lassen; nicht aus Großmuth, sondern weil sie eben keine Ursache haben, sie umzustürzen. Sie wollen nur die Erhebung von Tributen; werden ihnen diese richtig gezahlt, was liegt ihnen daran, ob die Besiegten ihre alten Einrichtungen behalten, oder sie mit neuen vertauschen, die sie vielleicht nicht einmahl ihnen zu geben verständen? Wer die Geschichte der großen Reiche Asiens kennt, weiß auch, daß es hier die gewöhnliche Erscheinung ist, mitten in dem Despotismus andere von sehr verschiedener Beschaffenheit, selbst wohl kleine Republiken in großen despotischen Reichen zu erblicken. Ihr je mehr sich die Politik der Sieger gebildet hat, je mehr Zwecke sie durch den Staat erreichen wollen, je mehr überhaupt der Staat in ihren Augen ist, um desto weniger werden sie geneigt seyn, die alte Ordnung der Dinge bey dem Besiegten fortdauern zu lassen. Wo der Römer ein Land zur Provinz machte, war die Aufhebung von dieser auch der erste Schritt; und selbst wo etwa äußere Verhältnisse den plötzlichen Umsturz verbothen, zeigte sich doch bald das Streben darnach.

Für nichts können die Besiegten auch weniger thun, als für die Erhaltung ihrer Verfassung. Ihr Schicksal liegt gesetzlich ganz und allein in den Händen des Siegers. Sein Vortheil, besonders die Form seines eigenen Staates, entscheidet. Ist dieser schon ein *Aggregat verschiedener Länder*, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm *politische Einheit*, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte? Allerdings wirken also äußere Umstände mit auf die Erhaltung oder Veränderung der Verfassung ein; allein diese äußern Umstände sind nicht in der Macht der Besiegten.

Die Frage, wie eng der Zusammenhang sey, in dem Verfassung und Nationalität stehen, ist nicht leicht, und wohl unmöglich allgemein zu beantworten. Es wäre eben so verkehrt, diesen Zusammenhang gänzlich läugnen zu wollen, als es einseitig seyn würde, die ganze Nationalität an die Verfassung zu knüpfen. Ein enger Zusammenhang zwischen beyden ergibt sich bey den Völkern Europa's schon von selbst, so bald man nur historisch die Entstehung ihrer bisherigen Verfassungen betrachtet. Sie waren keinesweges auf die Art geschaffen, wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden. Sie hatten in dem Laufe der Jahrhunderte sich selber gebildet. Sie mochten theoretisch betrachtet sehr fehlerhaft seyn, und waren es wirklich; aber sie waren das Werk der Völker und ihrer Bedürfnisse; und, indem die Nationen auf diese Weise sich selber allmählich geformt hatten — was war natürlicher, als

daß auch ihr Charakter sich darin ausdrückte? Gingen gleich die meisten derselben aus dem Feudalwesen hervor, so spiegeln sich doch die Grundzüge des Nationalcharakters deutlich darin ab. Der Deutsche, der Britte, der Franzose, der Spanier, haben ganz verschiedene Hauptgesichtspuncte, nach denen sie den Werth ihrer Verfassungen beurtheilen; und darnach erhielten diese auch bey ihnen ganz andere Formen. Der Britte will durch sie, was er Freyheit nennt; Sicherheit für Personen und Eigenthum vor aller Willkühr der Regierung durch seine Repräsentanten, oder parlamentarische Einrichtung. Eine Verfassung, die ihm diese nicht sichert, und auf diesem Wege sichert, ist ihm so gut wie keine Verfassung; denn daß zwischen Autokratie und Despotismus, sich noch eine Gränzlinie ziehen lasse, begreift er nicht. Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er an ständische Verfassung gewöhnt, so ist sie ihm doch nicht das Idol, das sie dem Britten ist; da sie nie bey ihm gleiche Ausbildung erhielt. Auch auf das Recht der Selbstbesteurung legt er daher nicht einen gleich hohen Werth. Er will vor Allem Recht und Gerechtigkeit. Wie die Rechtspflege sey? ist seine erste Frage; er erträgt viel mit Stillschweigen, nur keine Justiz aus dem Cabinet. Sie auch nur einmahl sich erlaubt zu haben, verzieh er selbst dem großen Friedrich nicht. Er sah seine Reichsverfassung unbeweint zu Grabe tragen; aber der Verlust seiner Reichsgerichte, wie unvollkommen sie auch waren, hat ihn tief geschmerzt; und noch sind die Stimmen nicht verhallt, die sie wieder fordern. Wie verschieden sind dagegen die Ansichten des Spaniers, der sich wenig um die Justiz bekümmert, wenn nur Erhaltung der Religion in ihrer Reinheit gesichert bleibt. Und wiederum des Franzosen, der nur in seiner Hauptstadt, in seinem Monarchen und dessen glänzendem Hofe, den Staat zu sehen gewohnt war?

Kann man es bey diesen auffallenden Verschiedenheiten bezweifeln, daß ein Verhältniß zwischen Verfassung und Nationalität statt fand? Aber wenn dieses auf der einen Seite klar ist, so ist es doch auf der andern Seite es nicht weniger, daß nicht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bey allen Völkern in gleichem Grade, die Nationalität sofort zu Grunde richtet. Der Charakter einer Nation wird zwar immer bald mehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; allein nie ausschließend durch sie. Der Verlust der Verfassung ist freylich in den Augen der Besiegten häufig eins der schmerzlichsten Opfer; aber der Werth, den sie darauf setzen, ist mehrern Theils weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als der Einsicht und der Überzeugung. Nicht der wahre Werth der Verfassungen gibt den Maßstab der Anhänglichkeit an dieselben; es gab nicht selten Nationen, die an den Schlechtesten und Unbrauchbarsten mit Enthusiasmus hingen; sondern die Meinung, die eine Nation einmahl von ihrer Verfassung hegt. Die Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Nationalität, ward daher auch mit dieser größer oder geringer seyn. Allerdings lassen zwar die Formen sich ändern, ohne daß deshalb die Nation aufhört, Nation zu seyn; aber offenbar sind diese Formen bey der einem weit tiefer dem Charakter eingedrückt, wie bey der andern. Es ist eben so unmöglich, daß die Autokratie plötzlich in England gegründet werde, als daß Rußland sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so hätten die Völker sich selber umwandeln müssen. Der große Versuch, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt. Bey dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen, als bey jenen. Fast alle Arten der Verfassungen waren bey ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle gewöhnt hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er an den Staat macht; (und was stünde diesen im Wege?), so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen ausarten werde.

In einer nahen Verbindung mit der Verfassung stehen unstreitig die Sitten einer Nation; aber wie ganz anders ist hier das Verhältniß zwischen dem Sieger und den Besiegten! Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine plötzliche Umwandlung der Sitten weit über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwert in der Hand; und selbst die Eroberer, welche sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. Als Cyrus die Lyder besiegt hatte, verboth er, um sie für die Zukunft wehrlos zu machen, alle kriegerischen Übungen, und ließ ihre Jugend weibisch erziehen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen; und das Volk der Lyder, einst berühmt durch seinen kriegerischen Muth, ward zum Sprichwort durch seine Weichlichkeit. Aber wenn man sich über diese frühe Erfindung des Despotismus wundert, so war doch die Schuld der Lyder noch weit größer, als die des Cyrus. Warum ließen sie sich weichlich machen? Hier ist es also, wo ein weites und ruhmvolles Feld für den Vortheil der Besiegten sich öffnet. Die Erhaltung ihrer Sitten steht in ihrer Macht. Wenn dieß aber nicht zu bezweifeln steht, wovon hängt sie denn ab? Wir glauben von drey Stücken: Von dem Werth, welchen die Besiegten selbst auf ihre Sitten legen; von der Art des gesellschaftlichen Verkehres mit den Siegern; und ganz vorzüglich von dem Benehmen des andern Geschlechts.

Zuerst der Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt. Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden, welche sie beynahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschiedenheiten ist noch genug übrig geblieben. Das Nationelle spricht sich darin am deutlichsten aus; und hat als solches in den Augen des Fremden nicht bloß etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebiethendes. Durch freywillige Verläugnung seiner Sitten beraubt sich daher der Besiegte selber derjenigen Waffen, welche ihm vor allen die Achtung der Sieger erhalten können. Er setzt sich aber in dessen Augen desto mehr dadurch herab, weil dieser selber sie nicht forderte, nicht einmahl erwartete. Sie erscheint ihm nothwendig als Wegwerfung; und wer sich selber wegwirft, muß sich nicht beklagen, wenn er verachtet wird. So ist also Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrath an der Nationalität; und das Nachäffen des Fremden erscheint nicht bloß in einem lächerlichen, sondern auch in einem schändlichen Lichte. Mit den Sitten steht, mit den Sitten fällt der Charakter einer Nation; wird doch die Verfassung selber eine leere Form, wenn sie nicht durch die Sitten gestützt wird; aber mit der Verfassung gehen nicht sofort nothwendig die Sit-

ken unter. Wiederhohlt wurden Hindus, wurden Chineſen unterjocht; und doch blieben ſie und ſind ſie Nationen; warum? — weil ſie ihre Sitten nicht fahren ließen; und welches auffallendere Beyſpiel könnten wir anführen, als das, welches wir in unſerer Mitte ſehen, das des jüdiſchen Volks? Zerſtreut über die Länder der Erde, ohne Verfaſſung und gemeinſchaftliches Vaterland, ſind ſie nach faſt zwey Jahrtauſenden eine Nation weil ſie ihren Sitten getreu blieben.

Die Bewahrung der väterlichen Sitten beſtimmt ſchon größten Theils von ſelbſt die Art des geſellſchaftlichen Verkehrs zwiſchen den Sieger und dem Beſiegten; die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schickſal der letztern entſcheidet. Von ihr hängt es ab, ob Völker ſich gänzlich in einander verlieren ſollen oder nicht; ſie iſt es, welche jene wohlthätige Scheidewand zieht, welche Nationen von Nationen ſondert. Es iſt nicht bloß auf dem Schlachtfelde, wo Nationen ſich kennen lernen; es iſt weit mehr durch den fortgeſetzten friedlichen Verkehr. Iſt hier der Einfluß langſamer, ſo iſt die Wirkung deſto gewiſſer. Auch hier iſt aber der Vortheil auf der Seite der Beſiegten. Es gibt eine Mittelſtraße zwiſchen kaltem Zurückſtoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigſten verfehlen wird, ſo lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkommen in dem geſellſchaftlichen Verkehr bildete. Wenn es eitler Trotz wäre, jedem Umgange mit dem Sieger zu entſagen, folgt daraus, daß er ohne Rückhalt in jeden Kreis, auch in den traulichen Kreis des Familienlebens, eingeführt werde? Folgt daraus, daß der bisher herrſchende Ton ſofort aufgegeben und umgeſtimmt werde, bloß um, wie man glaubt, dem Fremden zu Gefallen zu ſeyn?

Erhaltung des geſellſchaftlichen Tons und der Sitten unter den Beſiegten iſt das Werk Aller. Aber in einem höhern Sinne iſt es das Werk des weiblichen Geſchlechts; denn ihm ward vorzugsweiſe jene ehrenvolle Beſtimmung bey den gebildeten Völkern Europa's, die ihm nicht den Rang in der Geſellſchaft verſagten, der ihm gebührt. Niemahls aber kann es dieſen hohen Beruf beſſer erfüllen, und ſoll es ihn ſorgfältiger erfüllen, als in den Zeiten der Kriege und der Leiden des Vaterlandes. Ihm naht ſich der Sieger, aber mit andern Empfindungen als dem Manne; ihm bleibt der Empfang überlaſſen; ihm wird ohne eigene Schuld die Achtung nicht entzogen, die ihm zukommt. Wo das Weib ſich wegwirft, iſt auch der Mann entehrt; wo jenes ſich ſeine Achtung erhält, findet auch der Mann in ihm eine Stütze für die Seinige. Ihm iſt es übertragen, das heilige Feuer der Veſta zu bewahren; es iſt ſeine Schuld, wenn es erliſcht; und nicht ohne Urſache ſah dieß das Alterthum als die ſchlimmſte aller Vorbedeutungen an.

Ihrer Religion zu entſagen war die Forderung, die die Sieger oft, oft auch nicht, an die Beſiegten machten. Es war gewöhnlich die Religion der Sieger und ihr Geiſt, die hier entſchieden. War ſie ihrer Natur nach intolerant, machte ſie Anſpruch darauf, allgemein ſeyn zu wollen, war ſie auf Lehren gegründet, deren Annahme man mit dem Schwert in der Hand erkämpfen konnte, wurden die, welche ſich nicht dazu bekannten, als eine Menſchenclaſſe niederer Art betrachtet, ſo mußte man es erwarten, das Schwert für den Glauben gegen, und den Scheiterhaufen aufloedern zu ſehen. Dazu kam oft noch die enge Verbindung, in welche bey ſiegenden Völkern Religion und Verfaſſung geſetzt war. War jene auf dieſe gegründet, herrſchte der Glaube, daß nur Einheit der Religion Einheit des Staats ſichere; ſo ging das Streben, ſeinen Glauben auch dem Beſiegten aufzudringen, gewöhnlich von ſelbſt aus der Eroberung hervor. Nirgend gleichwohl fand der Sieger leicht einen hartnäckigern Widerſtand, der, durch den Druck zum Enthuſiasmus erhoben, oft unüberwindlich war. Es iſt ſchwer, in der Geſchichte ein Beyſpiel aufzufinden, daß eine Secte durch das Schwert wirklich vertilgt worden ſey: aber nicht ſelten, daß gerade die Verfolgung ihr nur mehrere Anhänger erwarb. Denn keinen Druck fühlten die Völker tiefer, als Religionsdruck; tiefer ſelbſt als die Entreißung ihrer Verfaſſung. Mit ihm griff man das Heiligſte an, was jedes Volk nicht bloß als Volk, ſondern was jeder Einzelne hatte. Es war der Menſch, der ſich hier angegriffen fühlte; denn daß der Staat kein Recht über die Gewiſſen habe, daß Überzeugung nicht mit dem Schwert aufgedrungen werden ſolle, weil ſie ſich nicht damit erzwingen läßt — dieß empfand auch der bloße Menſchenverſtand.

Das Band zwiſchen Religion und Nationalität kann aus verſchiedenen Urſachen bald ſtärker bald ſchwächer ſeyn. Es muß deſto enger bleiben, jemehr ein Glaube nur Glaube Eines Volks iſt; darum iſt z. B. bey den Juden ihre Nationalität unmittelbar an ihre Religion geknüpft, weil ſie durch dieſe auf das beſtimmteſte von andern Völkern unterſchieden. Da ſie mit ihr beſteht, ſo würde ſie mit ihr auch bald verſchwinden. Bey weit verbreiteten Weltreligionen kann freylich ſelbſt die Nationalität deshalb nicht ſo eng an ſie gebunden ſeyn, weil ſie vielen Völkern gemein ſind. Aber ſie iſt es doch immer in Verhältniß gegen Völker eines ganz andern Glaubens, wie bey Türken und Chriſten; und auch deßhalb, weil Verfaſſung und Sitten immer mit ihr zuſammenhängen. Wir leben gewiß ſicherweiſe nicht mehr in den Zeiten, wo der Sieger es zu ſeinen Vorrechten zählt, ſelbſt den Gewiſſen Gewalt anzuthun; und der Aufruf, an ſeine Religion zu halten, könnte überflüßig ſcheinen. Es gibt aber einen Weg, auf dem man auch ohne den Willen des Siegers ihn wieder zur Verfolgung bringen kann; — die wachſende Gleichgültigkeit gegen die Religion. Wenn Ihr es ſelber kein Hehl habt, daß Eure Religion Euch gleichgültig ſey, wie wollt Ihr verlangen, daß der Sieger ſie ehre? Soll er das heilig halten, was Ihr ſelbſt profanirt? Verachtung aller Religioſität kann auch er nicht dulden; denn iſt auch der Glaube aufgegeben, daß der Staat keiner herrſchenden Religion bedarf, ſo muß man doch ſehr wohl, daß er nicht ohne Religioſität beſtehen mag. Iſt es nöthig, noch weiter anzudeuten, wohin dieſe Geringſchätzung der eigenen Religion führen kann, ja führen muß? Veränderter Glaube läßt freylich ſich nicht mit dem Schwert erzwingen; wohl aber veränderter Cultus. Mehr als dieß bedurfte es aber auch vormahls nicht, um alle die Gräuel hervor zu rufen, über welche die Stimme der Vernunft in Europa endlich einen ihrer mühvollſten Siege errungen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 10. und Mittwoch den 12. December 1810.

Sobald ich wählen konnte, entschied ich für die Staatskunst. Ich warf meine Blicke über Europa, ich wußte die Historie freyer Völker, ich sah Veränderungen im Militärwesen, die Herrschsucht einiger Potentaten, die Erschöpfung einiger andern. Ich erinnerte mich der Bevölkerung, der Pracht der großen Männer von Kleinasien, der Macht, des Ruhms, des Wohlstandes, der Philosophie, der Künste von Athen, der Spartanischen Tugend, des alten Glanzes von Afrika, der Consuln und Dictatoren, Scipions, Katons, Ciceros, tiefe Geister, große Seelen, unsterbliche Dichter, und sah die Revolutionen des Genies im Verhältniß zum Schicksal der Freyheit, und sah das Nichts von eben dem Afrika, Griechenland, Natolien. Es ist natürlich, daß man sich nicht ganz auf den Handel und die Natur des Erdreichs verlasse, daß man zittre für die Enkel. Europa, noch wild, war voll Nationen, aber frey; Alleinherrschaft würde es seiner Einwohner berauben und des Scepters der Erde! Unter vielen alten Kaisern und Königen, auch unter Carl V., seinem Sohn, seines Bruders Urenkeln (??) und Ludwig dem XIV. hat die europäische Freyheit gewacht. Aber diese Könige haben Nebenbuhler gefunden in Nassau, Wilhelm, Heinrich IV. Richelieu, Gustav, Eugenius, Marlborough.

Johann von Müller.

(148 und 149.)

Biographische Züge.

Lord Wellesley.

Lord Wellesley bildete sich als General-Gouverneur von Ostindien, seit ungefähr siebzehn Jahren, zu einem der unternehmendsten, gewandtesten, scharfblickendsten Staatsmänner aus. Er allein hat während seiner Administration des unerschöpflichen Indiens die Macht der brittischen Compagnie daselbst mehr, als alle seine Vorgänger, erweitert. Er war Regent, Feldherr, Gesetzgeber und Kaufmann: alles zugleich.

Wem ist der Nahme Tippo Saibs, Königs von Mysore fremd, des Sohnes Hyder Aly's? Dieser unglückliche Prinz, der nur den unruhigen Ehrgeitz ohne die Talente seines Vaters erbte, und der das großbritannische Ostindien oft schwer genug erschütterte, verlor durch Wellesley Leben und Reich. Immer war dieser Beherrscher Mysore's, dieser Krieger-Prophet, wie er sich am liebsten von Schmeichlern grüßen ließ, und wie ihn selbst die Inschriften seiner Kanonen nannten, immer war er Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen. Als die Revolution ihn dieses Beystandes beraubte, blieb ihm dennoch sein Haß gegen die Engländer; und ruhmvoll kämpfte er allein gegen die Übermacht, bis Wellesley's Heer unter Cornwallis ihn am 9. Junius 1790 in den Linien von Travancore schlug, und auf immer lähmte. Wellesley dictirte dem schwergebeugten Monarchen den 17. März 1792 den Frieden, der mit der Hälfte des Reichs von Mysore und drey Millionen Pfund Sterling noch nicht zu theuer erkauft schien. Aber seine Leidenschaften fühlten sich nicht besiegt, und an Kräften erschöpft. Der Friede war nur Waffenstillstand mehrerer Jahre. Tippo nach Rache, Wellesley nach dem Überrest von Mysore lüstern, erneuerten im Jahre 1798 mit gleicher Begierde den Krieg. Das indische Königreich ward die Beute der Britten, und Tippo Saib starb, wie ein Held, auf den Festungswerken seiner Hauptstadt Seringapatnam. So vermehrte der kühne Wellesley das Reich der ostindischen Compagnie mit anderthalb Millionen neuer Unterthanen, und einem Gebiethe von mehr denn eilfhundert Quadratmeilen Flächenraums.

Im Jahre 1798, da die Franzosen Ägypten besetzt hatten, schickte Wellesley eine Eskadre ins rothe Meer, um von dort aus die Feinde seines Vaterlandes anzugreifen. Wirksamer war sein Krieg wider sie in Indien selbst gewesen, wo er sie nach hartnäckiger Gegenwehr aus allen ihren Besitzungen trieb, bis die brittische Fahne ringsum, an allen Küsten dieses Ophirs der alten und neuen Welt, siegreich wehte. Selbst das alte Delhi, des Großmoguls Hauptstadt, mußte ihm die Thore öffnen, und das mogulische Reich, mit den Waffen bezwungen, der fernen kleinen Insel des Nordens zinsbar werden.

Staatsklug hielt Wellesley die indischen Staaten und Mächte unter sich in anhaltender Entzweyung. Immer wußte er ihre Eifersucht erst gegen den Mächtigsten unter ihnen zu benutzen; immer nahm er die schwächern in seinen Bund. So unterwarf er sich die Starken, fesselte die Ohnmächtigen, und machte noch auf Großmuth Anspruch. Der brittische General-Gouverneur ruhete nicht, bis er auch die unzähmbaren Maratten gebändigt hatte, deren Fürsten Sindiah und Holkar in der Geschichte jener Weltgegend nur allzu berühmt gewordene Nahmen tragen. Wellesley übte die Klugheit des alten Roms zur Unterjochung der Nationen, und hatte das Glück eines Cortes.

Aber wann war so viel Glück auch ganz ohne Neid? Der Mann, welcher dem brittischen Indien eine Ausdehnung gegeben hatte, wie an Größe Portugall, Spanien und Frankreich zusammen genommen nicht haben, von einer Population bewohnt, zwey und drey Mahl stärker, als die Bevölkerung der brittischen Reiche in Europa, — Er konnte von den Kleinmännern, woran auch in England vermuthlich kein Mangel ist, unmöglich mit gleichgültigen Augen betrachtet werden. Und in der That war selbst die ostindische Compagnie in der Stille froh, des kühnen, rastlosen Mannes endlich los zu werden. Er hätte vielleicht noch die Thronen von Persien und China untergraben können. Durch seine ungeheuren Anstrengungen zur Eroberung Indiens hatte er die Schuldenmasse der Compagnie zu achtzehn Millionen empor gesteigert, und sie in die Nothwendigkeit versetzt, unaufhörlich bey den Gährungen der unterjochten oder zinsbaren Fürsten in bewaffneter Wachsamkeit zu stehen.

Lord Wellesley wurde also zurück gerufen, und Lord Cornwallis ging an seine Stelle im Jahr 1805 nach Ostindien.

Als der gewesene General-Gouverneur im Anfange des Jahres 1806 die vaterländischen Ufer in Europa wieder betrat, strömte ihm das Volk mit schwärmerischer Freude entgegen. Die Ankläger verstummten bey dem allgemeinen Jubel. Sein Wiedereintritt in die erlauchte Versammlung des Oberhauses glich einem vollkommenen Triumph. Zwar provocirte im Unterhause ein gewisser Mr. Paul in der Sitzung vom 27. Januar 1806 die Untersuchung von Wellesley's Administration; zwar strengten sich einige Parlaments-Redner wacker an, Verdacht bald gegen die Gerechtigkeit seiner Maßregeln, bald gegen die Güte seines Willens zu erregen. Der Marquis hatte die Bewunderung seines Vaterlandes für sich, dessen Glanz er in Asien, wie kein Gouverneur vor ihm, verbreitet hatte. Alle gegen ihn abgedrückte Pfeile prallten ab. Es war sogar darum zu thun, den gewesenen General-Gouverneur gleich zu Foxens Nachfolger im Ministerium zu machen.

Aber vorher erkohr das Cabinet von St. James diesen Mann, um den verworrenen Angelegenheiten Spaniens vorzustehen. Allein schon nach den ersten Tagen seiner Ankunft auf spanischem Boden sah der Marquis für seine Thätigkeit hier ein vom ostindischen Wirkungskreise himmelweit verschiedenes Feld. Er fand ein Volk, zwar durch Fanatismus begeistert, aber durch Anarchie aufgelöset; eine Armee ohne Disciplin, Feldherren ohne Erfahrung, Eintracht und Gewalt; eine Regierung oder Junta, im Nahmen Ferdinands VII., ohne Geld, ohne Seele und Macht.

Die Junta aufzulösen, und die höchste Gewalt in der Hand eines Einzigen (des Erzbischofs von Toledo) zu concentriren; den Armeen und Feldherren einen Generalissimus in dem Sieger von Talavera Sir Arthur Wellesley, jetzigen Lord Wellington, zu geben, war die erste Revolution, welche der Marquis beabsichtigte. Der spanische Erzbischof und der brittische Obergeneral schienen in seiner Hand nur die Werkzeuge zur Umschaffung des insurgirten Spaniens werden zu sollen. Diese Plane mißglückten ihm zwar. Er ward nach England zurück berufen, um als Staats-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten Theil an der gegenwärtigen Administration zu nehmen, aber bis jetzt dauert (länger als der Krieg mit jeder andern Macht,) und mit wechselndem Glücke, der Widerstand der hispanischen Halbinsel.

Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

(Beschluß.)

Ist Religion Eigenthum eines Volks, so ist seine Sprache noch mehr als dieses, sie ist sein Werk. Auf nichts hat daher ein Volk ein heiligeres Recht, als auf seine Sprache; es schuf sie, es bildete sie sich selbst. Indem sie der Ausdruck seiner Empfindungen wie seiner Vorstellungen ist, wird sie der treue Abdruck seines ganzen geistigen Seyns. Durch seine Sprache constituirt sich aber auch gleichsam ein Volk im Äußern verschieden von andern; mit ihr geht daher auch sein Daseyn als Volk unwiederbringlich verloren, weil sich die Gränzen verwischen, die es von andern trennen; so wie mit der Fortdauer der Sprache auch der unterscheidende Charakter übrig bleibt, der jenes Verschwinden unmöglich macht. So ist es also nicht bloß der Verlust der Töne und Worte, der mit der Sprache untergeht; es ist zugleich der Untergang der eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden. Ein Volk, das seine Sprache liebt, achtet sich auch noch als solches; das Aufgeben dieser ist das stillschweigende Bekenntniß, daß man aufhören wolle, ein Volk zu seyn.

Die Sprache der Besiegten zu unterdrücken war häufig das Streben der Sieger; und gewöhnlich um desto mehr, je mehr sie sich selber gebildet glaubten. Jede Verschiedenheit beschränkt die Allgewalt; sie will Einhalt in Allem, also auch in der Sprache. Aber wie selten ist es ihr gelungen! Schwerlich haben Eroberer es in dieser Art der Tyranney so weit gebracht als die Römer. Ganz Westeuropa und Nordafrika ward durch sie romanisirt. Und doch vermochten auch sie es nicht, diesen Versuch allgemein zu machen. Wo griechisch geredet ward, fand Römersprache keinen Eingang; nur die Sprachen der Barbaren sollten mit der ihrigen vertauscht werden, und wurden damit vertauscht.

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit der Vertilgung des Volks selber. Wo eine Sprache zu Grunde ging, indem das Volk fortdauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. Auch in jenen römischen Provinzen verlor sich das Alt-Celtische und Iberische nicht in einem Jahrhundert; und leben nicht noch selbst jetzt die schwachen Überreste von beyden in Bretagne und am Fuß der Pyrenäen? Auch ward gänzliche Ausrottung von den Siegern kaum erwartet; aber auch damit glaubte man schon viel gewonnen, wenn unter der neuen Herrschaft die Landessprache nur zum Volksdialect herabgedrückt ward. Sie ward dadurch gleichsam entweiht in den Augen des Volks selbst, besonders der höhern Classen. Die Anhänglichkeit an sie verlor sich, weil sie nicht weiter verbreitet ward. Sie lebte nur im Munde des Pöbels, und den Pöbel ließ man sprechen, wie es ihm beliebte. Dieß war das Schicksal aller Sprachen des westlichen Asiens unter der Herrschaft der Nachfolger Alexanders aus macedonischem Stamm. Während das Griechische die Sprache der Höfe und der Großen wurden, blieben das Armenische, das Syrische u. a. nur Dialecte des niedern Volks. Aber sie waren auch vorher nicht mehr, als bloße Volksdialecte gewesen; und dieß führt uns von selbst auf die Hauptbemerkung über diesen Gegenstand.

Die Schicksale der Sprachen hingen von dem Grade ihrer Bildung ab. Die Sprachen ungebildeter Völker sind unter der Herrschaft der Fremden zu Grunde gegangen auch ohne Gewalt. Dem Barbaren ist seine Sprache bloße Sache der Gewohnheit; ohne diese würde sie ihm gleichgültig seyn. Man kann sie ihm also abgewöhnen; ja die Beyspiele sind nicht selten, daß es freywillig sie sich abgewöhnt hat. Die rohen Sieger nahmen mehrmahls die Sprachen der gebildetern Besiegten an. Hatten nicht die Franken ihr Fränkisch in Gallien, die Gothen ihr Gothisch in Spanien abgelegt? Wer zwang sie aber dazu, wer konnte sie dazu zwingen? Die Veränderung der Sprache erfolgte in diesen Fällen von selbst mit der fortschreitenden Bildung; weil für die vielen neuen Begriffe die bisherige Sprache keine Ausdrücke hatte.

Wie ganz anders aber ist es mit den gebildeten Sprachen; das heißt, mit denen, die nicht bloß in dem Munde der Völker in ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken ihrer Literatur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben? Diese sind es, durch welche seine Sprache für das Volk selber eigentlich erst ihren Werth erhält. In ihnen spricht sich der Geist, die Denkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen erkennt sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch für folgende Geschlechter die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie sind nicht bloß ihr Gesammteigenthum im vollsten Sinn, woran keinem der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht werden kann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes und unvergänglichstes Eigenthum; weil selbst der Sieger sie ihm nicht mehr rauben kann. Ein Volk, das seine Classiker hat, besitzt also in ihnen zugleich das sicherste Unterpfand der Fortdauer seiner Sprache und seiner Nationalität. Große und mächtige Nationen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhallten mit ihnen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hatten, welche sie überlebten. Wie einst der Ägypter, der Carthager sprach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber seitdem der Maeonide seine unsterblichen Gesänge sang, war auch griechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen gibt, die menschlich fühlen können.

An Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Erhaltung der Nationalität. Aber ein besiegtes Volk, was kann es thun, sich seine Sprache zu erhalten? Vor Allem: es achte sie selber; aber nicht in Worten, sondern durch die That. Nicht das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von ihren Vorzügen spricht, die sie vor andern besitzen soll, oder wirklich besitzt. Es ist verkehrt, Vergleichungen über den Werth gebildeter Sprachen im Allgemeinen anstellen zu wollen; jede gebildete Sprache hat auch ihre Vorzüge; sonst wäre sie nicht gebildet. Man kann sagen, die eine sey wohlklingender, biegsamer, reicher wie die andere, allein man kann nicht überhaupt sagen, sie sey besser. Das Pochen auf die Vorzüge seiner eigenen Sprache ist daher meist eine eitle Prahlerey, sobald nicht von bestimmten Eigenschaften die Rede ist. Achtung für die Muttersprache zeigt sich aber darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freywilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Deutsche, der Französisch, der Englisch spricht, muß während dessen aufhören, Deutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. Die Einführung der französischen Sprache in die officiellen Verhandlungen, gegen welche, als sie seit Ludwig XIV. anfing, mehrere Regierungen sich sträubten, dunkel ahnend, daß Herrschaft der Sprache zur Herrschaft des Volks führe, während andere sie sich nachgebend gefallen ließen, war dennoch bey weiten nicht so Folgenreich, als die in das Privatleben der höhern Stände. Sie wirkte für die Muttersprache auf eine doppelte Weise sehr nachtheilig. Zuerst, weil dieser dadurch das Mittel zur Ausbildung entzogen ward, welche sie für das gesellschaftliche Leben passend macht. Wo anders, als in dem Kreise der höhern Stände kann sie diese erhalten, die noch so viele große Schriftsteller ihr nicht zu geben im Stande sind? Aber auch deshalb wirkte jene Einführung nachtheilig, weil überhaupt die Achtung für die Muttersprache dadurch sank. Denn worauf kann diese Achtung mehr gegründet seyn, als auf die Anerkennung ihres practischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr?

Mit der Achtung für die Muttersprache steht ihre Bildung, das zweyte Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation sich mit ihrer Fortbildung beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird National-Literatur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also nicht hier jene friedlichen Heroen der Völker? Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viele Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, welche Nationen bleiben wollen. Aber wie dieses Festhalten geschehen solle, ist eigentlich die Frage, auf die es ankommt. Die Nationen des neueren Europa, die eine schon gebildete Literatur besitzen, sind größten Theils voll von Vorurtheilen für dieselbe, zum Nachtheil der Ausländer. Es war nicht so im Alterthum. Die Römer, die Sieger der Griechen, erkannten dennoch willig in ihnen ihre Meister, und wurden ihre Schüler; auf diesem Wege bildeten sich, — wem wäre es unbekannt? — die unsterblichsten ihrer Dichter. Die Zeiten der Nachahmung in der Literatur scheinen für die Völker des neueren Europa vorbey zu seyn; man ist ihrer müde geworden; selbst die Deutschen, sonst vor andern zu ihr geneigt, werden schwerlich diesen Weg, der schon früher sie nicht zum Ziele führte, aufs neue wieder betreten. Wenn es aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Nationen des jetzigen Europa ihren nationalen Charakter in ihrer Literatur nicht verläugnen werden, — wäre es nicht um so viel wünschenswerther, daß sie, ihre Vorurtheile ablegend, sich verständigten, sich richtiger wechselseitig würdigten? Es gibt, scheint es, dazu nur Ein Mittel: die Überzeugung, daß jedes gebildete Volk auch nur zunächst der Richter seiner eigenen Literatur seyn kann. Allerdings stehen uns Urtheile auch über die Werke der Fremden frey; nur nicht das Urtheil: weil sie nicht so sind, wie die unsrigen, so sind sie ohne Werth. Beschränkt sich gleich die Literatur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch allerdings vor-

zugsweise von dieser die Rede. Was ist aber Poesie ihrem Wesen nach, als Ausdruck der Empfindung durch die Sprache? Weichen aber die Nationen in ihrer Art, zu empfinden, von einander ab; so folgt euch daraus von selbst, daß diese Verschiedenheit sich auch in dem Ausdruck derselben, in ihrer Poesie, zeigen werde, wofern sonst diese wahre National-Poesie, nicht bloß conventionelle poetische Form ist. Ein Schriftsteller unserer Zeit, von zweyen der ersten Nationen gekannt und geschätzt, hat dieses vortrefflich bey derjenigen Empfindung gezeigt, welche vor allen andern der Poesie Nahrung gab, bey der Liebe. Die kleine Schrift, wovon wir sprechen *), wenn sie gleich nur einen beschränkten Gegenstand zu umfassen scheint, führt doch zu viel größern Resultaten, als man auf den ersten Blick vielleicht glaubt. Sie gibt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der deutschen und französischen Poesie. Es wird hier klar, daß diese Verschiedenheit gar nicht etwa bloß in gewissen conventionellen Formen, nicht etwa in der Beobachtung gewisser Regeln liege, über die man disputiren, und die man allenfalls nach Übereinkunft abändern könne. Der Grund liegt viel tiefer; die Poesie der Völker ist verschieden, weil die Völker selbst verschieden sind. Es ist unmöglich, daß die Werke eines Corneille oder Racine, wären sie auch mit allem Zauber ihrer Sprache in die unsrige übertragen, jemahls den deutschen Geist fesseln können. Wir finden zwar darin schöne Sachen in schönen Versen gesagt, die aber nie jene Bewegung und Rührung in uns hervor bringen, welche wir von dem Trauerspiel erwarten; denn sie treffen das deutsche Gemüth nicht. Es ist aber eben so unmöglich, daß die Werke unserer ersten Tragiker, sollten sie auch allen drey Einheiten auf das vollkommenste ein Genüge leisten, auf das französische Publicum eine gleiche Wirkung äußern, wie die der übrigen. Hat man es doch nicht einmahl gewagt, die edelsten und erhabensten Schöpfungen des deutschen Dichtergeistes in der Jungfrau und den Piccolomini's ohne die wesentlichsten Veränderungen ihm darzubiethen; und was ist aus diesen Umarbeitungen geworden? Und beschränkt sich diese Verschiedenheit etwa bloß auf die dramatische Poesie? Ist es nicht dasselbe bey der epischen? Konnte die Henriade auf deutschem, konnte der Messias und der Oberon auf französischem Boden gedeihen? Ist es nicht dasselbe bey der lyrischen? Sind wir hier nicht arm, wo unsere Nachbaren reich sind, und wiederum reich, wo sie arm sind? Das Lied, die eigentlichste Volkspoesie, ist Beyden gemein; aber wie verschieden ist sein Charakter? Wenn sich in dem französischen die Lustigkeit, oft die Frivolität ausspricht, so ist es in dem Deutschen das Gemüth und die Empfindung. Die Nationen müßten erst ihre Gefühle austauschen, wenn sie ihre Lieder austauschen sollten. Sind französische Gedichte mehr diesseits des Rheins gelesen worden, als deutsche jenseits, so folgt daraus noch nicht, daß sie der Nation mehr zusagten. Man las sie weniger aus Neigung, als zu andern Zwecken; man las sie, um die Sprache zu lernen; man las sie — um sagen zu können, daß man sie gelesen habe.

Sollte nicht auf diese Anerkennung der ursprünglichen Verschiedenheit der National-Poesie, in so fern sie aus der Verschiedenheit der National-Anlagen und Charaktere hervor geht, die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Literatur gegründet werden müssen? Nicht darnach wird der Werth einer Literatur gemessen, wenigstens nicht unbedingt gemessen werden können, wie sie der andern Nation gefällt, sondern vielmehr darnach, wie sie für ihre eigene Nation ist. Als Bürger's Lenore erschien, wußte man sie auch außerhalb von der Elbe bis zur Donau. Darum war sie vortrefflich, und hätten alle Kritiker der Welt das Gegentheil demonstrirt. Es mag seyn, daß die französischen Tragiker nie bey uns heimisch werden können; wir wollen darnach nicht den Werth bestimmen, den sie mit Recht für ihre eigene Nation haben. Aber dieselbe Gerechtigkeit müssen wir auch von der andern Seite fordern. Die Urtheile der Fremden, noch dazu so oft ohne diejenigen Vorkenntnisse gefällt, ohne welche hier gar nicht einmahl geurtheilt werden kann, ohne Kenntniß der Sprache, können und dürfen uns nicht irre machen. Um desto wichtiger ist es daher, daß eine richtige Schätzung unserer eigenen Literatur durch eine gerechte Kritik unter uns Wurzel fasse. Es ist nicht der Ort hier zu zeigen, was eine solche Kritik überhaupt sey; aber das kann nicht laut genug gesagt werden, welchen großen Einfluß sie auf die Erhaltung des Nationalgeistes in der Literatur haben könne und habe. Bey Völkern, die sonst seit geraumer Zeit so entschieden ihre Classiker besitzen, wie dieses bey einigen der gebildeten Nationen Europa's der Fall ist, ist dieser Einfluß zwar nicht unbedeutend, aber viel weniger erheblich, viel weniger gefährlich. Die anerkannten Heiligthümer wagt hier die Kritik so leicht nicht anzugreifen; weil sie im voraus weiß, die Angriffe würden vergeblich seyn, und wenn sie es thut, so geschieht es mit Behutsamkeit, wohl selbst unter der Maske des Lobes. Cervantes, Tasso, Racine, vermag keine Kritik mehr in den Augen ihrer Nationen herab zu setzen; selbst nicht eine gerechte Kritik. Aber wie ganz anders ist der Fall bey der deutschen Nation, die zwar nicht weniger ihre Classiker hat, aber doch, da sie noch nicht die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden, — wie sollen wir sagen, so glücklich oder unglücklich ist, — sie noch nicht in dem eminenten Sinn zu haben als jene Völker? Denn wie hoch man auch bey diesen die Vortheile davon zur Festigkeit des Geschmacks anschlagen mag, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß jene Vergötterung ihrer Classiker, die sie für unübertreffbar, ja sogar für unerreichbar erklärt, das stillschweigende Bekenntniß des Stillstandes, oder vielmehr des Sinkens ist. Der Glaube bey einer Nation, das Vortrefflichste sey schon erreicht, es sey so gut als umsonst, es zu übertreffen, es nur erreichen zu wollen, ist ein bleyernes Gewicht, dem Flügel des Genies angelegt. Es muß sich selber im voraus sagen, es habe nicht auf seine Anerkennung des Werths seiner Werke zu hoffen. Stände auch Racine unter einem andern Nahmen aus dem Grabe wieder auf, und dichtete eine Athalie, — umsonst! sie würde nicht den Ruf der alten Athalie erhalten!

Das oft so laut gepriesene Glück von Nationen, in jenem eminenten Sinn ihre Classiker zu haben, ist daher in Wahrheit ein sehr zweifelhaftes Glück. Ihr seyd geworden, kann man zu ihnen sagen, was Ihr werden könnt; denn Ihr gestehet es selbst. Ihr lebt von dem Ruhme Eurer Väter. Wir glauben noch nicht, den Gipfel erstiegen zu haben, aber wir streben, ihn zu ersteigen. Wir suchen uns eigene Lorbeeren zu erringen; und Dem werde der Kranz, dem er gebühret. Aber fragen

*) Sur la manière essentiellement différente, dont les Poëtes français et les Allemans traitent l'amour; par Mr. Ch. Villers.

Dem werde der Kranz, dem er gebührt — was schließt diese Forderung nicht in sich? Wie viel wichtiger erscheint da die Kritik, wo das Urtheil der Nation durch sie erst bestimmt werden soll? Wie viel mehr kann sie hier schaden, wenn sie ihrem hohen Zweck entgegen handelt? Wenn blindes Vergöttern des Mittelmäßigen, wenn absichtliches Herunterreißen des Vortrefflichen, wenn kaum noch die Meister die Augen schlossen, ja noch bey ihren Lebzeiten, ihr Geschäft wird? Ist eine solche Kritik unter solchen Verhältnissen nicht wahrer Verrath an der Nation, wahrer Verrath des Edelsten, was sie besitzt?

Poesie, Literatur, wesentlich an die Sprache eines Volks geknüpft, sind darum sein Eigenthum. Aber ganz anders ist es mit der höhern wissenschaftlichen Bildung. Diese, an keine bestimmte Sprache gebunden, wenn sie sich gleich irgend einer zu ihrem Vehikel bedienen muß, ist Gesammteigenthum der Menschheit, in sofern sie einen Werth darauf legt. Was Shakspear's Dichtergeist schuf, gehört zunächst den Britten, was Newton's Tiefsinn erfand, gehört allen unterrichteten Völkern. Nicht ohne Ursache hatte daher Europa für diese wissenschaftliche Cultur eine allgemeine Sprache angenommen, und bey allen Vortheilen, welche die Veredlung der Muttersprachen haben mag, ist die Vernachlässigung der gelehrten Sprache dennoch ein nicht zu berechnender Verlust. Durch ihre Allgemeinheit hörte das Nationelle da auf, wo es aufhören soll, und das wahre Gesammteigenthum der gebildeten Nationen sonderte sich davon ab, und ward allgemein. Der Ersatz dafür ist jetzt in der größten Verbreitung lebender Sprachen zu suchen. Mittel zum Austausch ihrer Kenntnisse werden die Völker unsers Welttheils freylich immer finden; allein dieser Austausch wird weniger schnell, wird weniger allgemein seyn.

Ein ganz anderer Gesichtspunct zeigt sich also, wenn wir den Werth der Nationen in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen, und wenn wir ihn in Rücksicht ihrer ästhetischen Bildung schätzen. Aus der ersten geht unmittelbar ihre universalhistorische Wichtigkeit hervor; aus der letztern, in sofern sie sich in den Werken ihrer Sprache ausdrückt, (denn von denen der bildenden Künste reden wir hier nicht,) zunächst ihre nationelle. Welterobernden Barbaren bleibt der Fluch der Geschichte; den durch Wissenschaft gebildeten Völkern die Achtung und der Segen auch der spätesten Nachwelt.

Wissenschaftliche Ausbildung ist also zwar für ein Volk nicht unmittelbare Stütze der Nationalität; allein indem sie seinen Antheil an dem edelsten Gemeingut der Menschheit bestimmt, bestimmt sie zugleich seinen Rang in der Reihe der Völker für Gegenwart und Zukunft. Bedarf es eines weitern Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk, seiner politischen Selbstständigkeit beraubt, auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? Es bleibt durch sie das Salz der Erde; es hat in ihr die Garantie seines ewigen Ruhms; also seiner Achtung; und daher seiner Fortdauer. Es vermochte durch sie oft mehr, als irgend eine Berechnung hoffen ließ; es hat durch sie unblutige Siege erfochten, glorreicher und dauernder als die auf dem Schlachtfelde. Gewiß, es gehört zu den erhebenden Anblicken, zu sehen, welche Triumphe so oft die Wissenschaften über Sieger, selbst sogar über rohe Sieger, davon getragen haben! Ist es doch (um nicht von Europa zu sprechen,) das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens, rohe Eroberer zu erblicken, die über gebildete Völker herfallen, welche sie nicht bloß zu unterjochen, sondern vernichten zu wollen scheinen. Aber nicht lange haben sie über sie geherrscht, so erhält das Edlere der Menschheit das Übergewicht; es öffnet sich ihnen eine neue Welt; sie fassen Sinn dafür; sie achten die Besiegten; sie werden ihre Schüler. Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beyspiel zu erinnern, an das der Araber. Hervorgebrochen aus ihren Wüsten, begeistert durch den Fanatismus einer Religion, die, in dem Coran alle Weisheit findet, jede andere Wissenschaft verachtete, huldigten sie dennoch bald den Kenntnissen der Besiegten, und verschmähten es nicht, ihre Schüler zu werden. So haben sie selber ihr Andenken in der Geschichte geehrt, und noch nennt die Nachwelt mit Ehrfurcht die Nahmen so vieler mächtiger Herrscher, die in den Künsten des Friedens weit mehr als in denen des Kriegs ihren Ruhm suchten und fanden.

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesen liegt die Nationalität. Nicht äußere Formen, — auch ohne äußere Gewalt den Veränderungen der Zeit unterworfen, — bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwickelung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweiht wird.

Die Entdeckung des Vorgebirges des guten Hoffnung.

(Fortsetzung.)

Am Tage der heiligen Catharina erreichten sie eine Bay, welche jetzt (zu Barros Zeit) Aguada de Sam Bras, die Blasiusbay genannt wird, und 60 Legoas von dem Vorgebirge entfernt liegt. Sie fanden dort Neger mit gekräuseltem Haar, ganz wie die vorigen, welche ohne Furcht zu den Böten herankamen, um etwas zu erhalten, was man ihnen auf den Strand warf. Sie fingen auch sogleich an, sich durch Zeichen den Unsrigen verständlich zu machen, so daß man bald einen Tauschhandel zu Stande brachte, und Schafe von ihnen erhielt, für allerhand Kleinigkeiten, welche ihnen dagegen gegeben wurden. Wie groß indessen die Heerden von Kühen waren, die sie bey sich führten, so konnte man doch von ihnen kein einziges Stück davon bekommen. Es schien, als ob sie ihr Rindvieh sehr gut hielten, denn einige ungehörnte Ochsen, welche die unsrigen sahen, waren ungemein fett und glatt; die Weiber kamen auf diesen geritten, mit Sätteln von geflochtenen Binsen. Und in den drey Tagen, welche Vasco da Gama sich dort aufhielt, hatten die Unsrigen viel Freude an ihnen, weil es ein fröhliches Volk war, das den Tanz und die Musik liebte. Einige von ihnen spielten auf einer Art von Hirtenflöten, die ganz artig klangen.

Von diesem Ort verlegte da Gama die Flotte in einen andern nahe gelegenen Hafen, weil zwischen den Negern und den Unsrigen einiges Mißtrauen über den Eintausch des Rind-

viehes zu entstehen anfing. Die Wilden folgten aber den Schiffen längs dem Strande, bis an den Ort, wo sie ankerten, und kamen bald in so großer Anzahl heran, daß man feindselige Absichten errathen konnte. Da Gama ließ daher einige Kanonen gegen sie abschießen, um sie in Schrecken zu setzen, und ohne ihnen Schaden zuzufügen. Dann ankerte er noch zwey Legoas weiter, nahm dort alle Lebensmittel aus dem Proviantschiff, und ließ es verbrennen.

Castanheda erwähnt auch der kleinen Felseninsel, welche in der Mossel-Bay liegt, und erzählt, unsere Reisenden hätten dort viele Robben und Penguins angetroffen. Von den erstern zählten sie eines Tages 3000. Ein Maalzeichen mit dem Wappen von Portugal und dem heiligen Kreuz, welches da Gama am Strande errichten ließ, ward vor seinen Augen von den Wilden wieder umgeworfen.

Am vierten Tage nach ihrer Abreise von hier, welches der Vorabend der heiligen Lucia war, entstand ein so heftiger Sturm, daß die Schiffe abermahls vier Tage vor den leeren Masten laufen mußten. Und weil dieß der erste Sturm war, in welchem sich die Reisenden auf so unbekanntem Gewässer befanden, so geriethen sie so außer sich vor Furcht, daß keine Eintracht (Accordo) weiter unter ihnen war, als die im Gebeth zu Gott. Sie bekümmerten sich mehr um die Buße ihrer Sünden, als um die Richtung der Segel, denn alle waren mit der Furcht vor dem Tode erfüllt. Aber Gottes Barmherzigkeit zog sie auch aus dieser großen Gefahr, und brachte sie an die Inseln, welche wir heutiges Tages (zu Barros Zeit) Ilhéos chanos (die flachen Inseln) nennen, fünf Legoas weiter, als Santa Cruz, wo Barth. Diaz sein letztes Maalzeichen setzte. In diesem Gewässer fanden sie die östlichen Ströme so heftig, daß sie in ihrem Wege bald vorwärts bald zurück kamen, und sich, wie Castanheda erzählt, ein Mahl plötzlich wieder im Gesicht der Insel Santa Cruz befanden, als sie sich schon sechzig Legoas davon entfernt glaubten.

Am Tage der Geburt unsers Herrn kamen sie an der Küste vorüber, welche sie Terra do Natal nannten, und welche noch also heißt bis auf den heutigen Tag. Weiterhin fanden sie endlich auch einen Fluß, in welchen sie am Tage der heiligen drey Könige einliefen, daher er den Nahmen Rio dos Reys erhielt. Einige nennen ihn auch Rio do cobre, den Kupferfluß, weil die Reisenden hier Armringe von diesem Metall und von Elfenbein von den Negern des Landes eintauschten. Auch brachten diese Wilden ihnen Lebensmittel, und hielten überhaupt mit den Unsrigen so gute Gemeinschaft, daß Vasco da Gama sie mit Geschenken überhäufte. Einer der Seeleute, Nahmens Martin Alfonso, ging mit Erlaubniß des Befehlshabers sogar nach ihrem Dorfe, und ward dort viel gastfreundlicher aufgenommen, als Fernam Veloso bey jenen, in der Bay Santa Helena. Der Herr dieses Dorfes empfing ihn nicht nur mit großer Festlichkeit, sondern, als er von dort nach den Schiffen zurückkehren wollte, ließ er ihn, um ihn zu ehren, von mehr als zwey hundert seiner Leute begleiten. In der Folge kam derselbe Herr in starker Begleitung an die Küste um die Schiffe zu sehen. Ihre Bekleidung, die aus Thierfellen bestand, schien den Portugiesen ein Beweis, daß in diesem Lande ein kaltes Klima herrsche, und daß die Bewohner mit gebildetern Völkern in Gemeinschaft stehen müßten. Wegen des guten Verständnisses, in welchem die Unsrigen während ihres fünftägigen Aufenthalts mit diesen Wilden lebten, nannte Vasco da Gama diese Bay: Aguada da boa paz, die Friedens-Bay.

Noch ausführlicher erzählt uns Castanheda von diesem Aufenthalt. Er erwähnt des heiligen drey-Königesflusses nicht, sondern berichtet, daß die Portugiesen am 11. Januar 1498 in den Kupferfluß eingelaufen, daher man billig annehmen mag, daß beyde Flüsse unterschieden sind, und daß Barros sich irrt, wenn er beyde Nahmen einem und demselben Flusse beylegt. Die Neger, die sie hier trafen, waren von großem, starkem Körperbau und viel zahlreicher, als die bisher gesehenen. Ihre Waffen waren Hassagayen mit eisernen Spitzen, an Armen und Schenkeln trugen sie viele kupferne Ringe, und Platten von eben diesem Metall in den Haaren. Der Überfluß daran gab (auch nach Castanheda) Veranlassung, diesen Fluß den Kupferfluß zu nennen. Der Weiber waren ungleich mehr, als der Männer, und unter sechzig Personen waren nie weniger, als vierzig Weiber. Sie hatten großen Überfluß an Salz, so daß die Portugiesen vermutheten, sie müßten es aus dem Seewasser zu bereiten. (Man erinnere sich aber der großen Salzseen oder sogenannten Zoutpannen in diesem Theil des Landes). Sie trugen auch Messer von Zinn (?) mit elfenbeinernen Scheiden. — Diese Nation zeigte sich nicht allein viel verständiger als die zuerst entdeckten, sondern auch weit friedsamer und ohne Argwohn. Man ward mit ihnen bald so vertraut, daß einige Portugiesen es wagten, sie nach ihrem gemeinschaftlichen Wohnort zu begleiten; wo sie von dem Oberhaupte sehr freundlich empfangen wurden. Die Häuser, in denen sie wohnten, waren von geflochtenem Stroh, und die Bevölkerung war an dem besuchten Orte sehr groß. An europäischen Kleidungsstücken hatten sie großes Gefallen, und als ihr König ein, von den Portugiesen geschenktes, scharlachrothes Wamms nebst ein Paar Strümpfen und einer Mütze von derselben Farbe angelegt hatte, klatschten seine Unterthanen vor Freude in die Hände. Bewirthet wurden die Fremdlinge mit Hühnern (wahrscheinlich Perlhühnern) und Hirse. Ganz freywillig halfen sie den Portugiesen, aus einem etwas entlegenen Orte des Flusses Wasser an die Schiffe bringen, und verdienten auf solche Weise ihrem Lande den Nahmen Terra da boa gente.

Aus allen diesen Angaben erhellet nun zur Genüge, daß die Portugiesen hier es nicht mehr mit Hottentotten, sondern schon mit einem Kafferstamme zu thun hatten. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung der neuesten Beschreibungen dieses Volks, um einzusehn, das die Hauptzüge in dem Charakter der Kaffern bis auf unsere Zeiten dieselben geblieben sind. Was sie noch jetzt von den Hottentotten so auszeichnend unterscheidet, ihre körperliche Größe und Kraft, bey natürlicher Gutartigkeit, monarchische Regierungsform, Mehrzahl der Weiber und Polygamie, das Beysammenwohnen einer großen Volksmenge an einem Ort, sorgfältigere Bereitung ihrer Wohnungen und Kleider, vegetabilische Nahrung u. s. w. — von dem Allen finden sich schon in diesem ältesten Berichte, den wir über sie haben, die deutlichsten Spuren. Noch interessanter muß es für einen jeden seyn, dem die Kunde von diesem merkwürdigen Volke am Herzen liegt, aus eben diesem Bericht zu erfahren, daß sie Metalle kannten und gebrauchten, ehe noch Europäer bey ihnen gewesen waren, woran man immer zu zweifeln geneigt gewesen ist. Allerdings hat ihr Land Überfluß

an Eisen und Kupfer, und tiefer landeinwärts wohnen Kafferstämme, die beyde Metalle sehr gut zu gewinnen und zu verarbeiten wissen. Nur ist es ein Irrthum, wenn Castanheda von Zinn spricht; wahrscheinlich ließen sich die Portugiesen durch die größere Weiße und Biegsamkeit des kafferschen Eisens verleiten, es für Zinn zu halten, an welchem Metall es dem südlichen Afrika ganz fehlt.—

Die weitern Begebenheiten von da Gama's Reise gehören nicht hierher. Er kehrte nach 14 Monathen in diese Gegend zurück, und hielt sich nur kurze Zeit in der Blasius-Bay auf, um Wasser einzunehmen, und eine feyerliche Messe lesen zu lassen. Seine Leute litten viel an Krankheiten, und hatten Mangel an Lebensmitteln. Es wurden daher auf der Insel in dieser Bay eine große Menge Robben erschlagen, deren Fleisch dem Seevolk eine große Stärkung und Erquickung gab. Zugleich wirkte das bessere Klima so vortheilhaft, daß, als Vasco am 20. März 1499 das Vorgebirge wieder umsegelte, alle seine Leute schon wieder Dienst thun konnten. Am 29. August desselben Jahres kam die Flotte nach Lissabon wieder zurück.

König Manuel ließ da Gama's Entdeckung nicht lange unbenutzt. Schon im März des folgenden Jahres segelte eine Flotte von 10 Schiffen und zwey Caravelen mit einer Mannschaft von 1500 Köpfen unter Befehl von Pedro Alvarez Cabral aus dem Tajo, um die Entdeckungen zu verfolgen und Factoreyen in Indien zu errichten. Diese entdeckte auf ihrer schnellen Reise schon im April die brasilische Küste, und kam gegen das Ende des folgenden Monaths in die Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung. Hier erlebte die Flotte ein großes Unglück. Nachdem sich nähmlich schon seit dem 12. May ein großer Comet in der Luft gezeigt hatte, der zum großen Schrecken der Seeleute acht Tage lang unbeweglich (?) an demselben Orte stehn blieb, und mit seinem Schweife, Unglück bedeutend, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinwies, so erhob sich, als er verschwand; das Meer in großen Wellen, wie wenn es von weit her aufgeregt heran ströme. Und am 23. May zeigte sich im Norden eine ungeheure schwarze Wolkensäule, von der Art, die die Guineafahrer Bulcam (einen Vulkan) nennen. (Wahrscheinlich ist damit eine Windsbraut gemeint). Damit legte sich plötzlich der Wind, es ward todtenstille, als athme jene schwarze Wolke jetzt ganz den Wind in sich ein, um ihn nachher mit desto wüthenderem Blasen wieder auszuhauchen. Die Schiffer noch unbekannt mit dieser Erscheinung, versäumten es, die schlaff herabhängenden Segel zu bergen. Da stürmte urplötzlich der fürchterlichste Orcan über sie herein, in die los-offenen Segel, schleuderte mit voller Gewalt die Schiffe aus einander und gegen einander, in die aufgethürmten Wogen hinein, und vier von den Schiffen sanken augenblicklich mit ihrer sämmtlichen Mannschaft. Barros nennt uns die Nahmen ihrer Befehlshaber; unter ihnen auch den wackern Bartholome Diaz. So verschlang dieses Meer unter den ersten Opfern auch seinen Entdecker. — Zwanzig Tage wüthete dieser Sturm, und trieb die übrig gebliebenen Schiffe weit aus einander, so daß an die nähere Untersuchung der Südküste Afrika's nicht mehr zu denken war, und erst bey Sofala die Flotte sich wieder sammelte. Auf der Rückkehr, im May 1501, verhinderte sie ein ähnlicher Sturm, sich der Südküste zu nähern, und Cabral kehrte nach Europa zurück, ohne das Hoffnungskap besucht zu haben.

Nur ein einziges von seinen Schiffen, unter Befehl eines gewissen Pedro da Taide, welches früher von ihm getrennt worden war, lief in die Blasius-Bay ein, und hinterließ daselbst eine Nachricht über den Zustand der portugiesischen Angelegenheiten in Indien für die Schiffe, die auf ihrer Ausreise etwa hier anlegen möchten. Schon im Sommer desselben Jahres ward sie von Joam da Nova, Befehlshaber einer neuausgesandten Flotte gefunden, und war für diesen von der größten Wichtigkeit. Von dieser Zeit bis zur Colonisation des Caps blieb es Schiffergebrauch unter Portugiesen, Holländern und Engländern, bey jedesmahligem Anlegen am Cap, Briefe und Nachrichten für folgende Schiffe an gewissen bezeichneten Stellen, unter großen Steinen verwahrt, zu hinterlassen. Pedro da Taide, der erste Erfinder dieser Art des Briefwechsels, legte sein Schreiben in einen alten Schuh, und nagelte diesen an einen Baum, so daß er den Landenden gleich in die Augen fallen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Von 1528—1532 plünderten und zerstörten einige hundert spanische Abenteurer unter Francisco Pizarro ein großes Reich, das von Millionen Menschen bewohnt war, die unter einer weisen Verfassung ruhig und glücklich lebten. Aber die Macht des menschlichen Willens, der höchste Muth, der kaum glaublichste Grad der Ausdauer und Gefahrverachtung hat sich nirgends kräftiger bewährt, als in eben dieser die Menschheit schändenden Unternehmung. Ein erschütterndes Beyspiel gibt der erstaunliche Heereszug des Gonsalvo Pizarro, Bruders von Francisco, der damahls, der vorzüglichsten Theile des Landes Meister, auf der höchsten Höhe des Glückes stand.

Gonsalvo Pizarro, von seinem Bruder zum Statthalter der Provinz Quito erhoben, ward abgesandt, die Provinz Zumague (von den Spaniern wegen der Zimmtbäume, die sie dort zu finden glaubten, Canela genannt), ostwärts der Anden aufzusuchen, und zu erobern. Aus hundert Reitern, eben so viel Spaniern zu Fuß und viertausend Peruanern, die den Dienst der Lastthiere übernehmen mußten, und kaum so gut, wie diese, behandelt wurden, bestand sein ganzes Heer. Kälte und Mattigkeit tödteten den größten Theil der letztern schon bey dem Übergang über das Andesgebirge. Den Einmarsch der spanischen Abenteurer in die Provinz Quixos bezeichnete die Natur selbst mit den erschütterndsten Scenen, die jeden Mindermuthigen von allem weitern Vordringen abgeschreckt haben würden. Die Erde bebt fürchterlich, der Sturm rast, der gespaltene Boden, aus welchem Flammen hervorbrechen, verschlingt Felder, Städte, Dörfer vor den Augen der neuen Ankömmlinge; mit entsetzlicher Gewalt schwellen Ströme an, ein Tag des Umsturzes scheint angebrochen, die ganze Ordnung der Dinge verwandelt zu seyn! Gonsalvo Pizarro allein zittert nicht; gegen die Natur selbst kämpft er an, duldet unnennbare Beschwerden, und erreicht die Provinz Zumague, wo er den Zimmtbaum wirklich findet. Ohne Aufhören quält ihn der Regen, so daß nie ein trocknes Gewand an ihm oder seinen Gefährten ist. Ermattet sind diese, der Anführer sieht ein, daß er den größten Theil davon hier zurück lassen müsse, wenn er die Kräfte nicht ganz erschöpfen wolle. Mit einer geringen Anzahl der Stärksten treibt ihn die Hoffnung, noch herrlichere, an Gold und Edelsteinen überreiche Länder zu entdecken, vorwärts. Ihn täuschen absichtlich die Bewohner der Provinz, um ihn in öde, nahrungslose Wüsteneyen zu locken. So dringt er bis in die Provinz Koka, welche der Koka oder Nago durchströmt, der sich in den Maranon ergießt. Von den Einwohnern friedlich empfangen und verpflegt,

weilt er hier, bis die zurück gebliebene Heeres-Abtheilung wieder bey ihm eingetroffen ist.

Nun setzt Pizarro die Reise immer weiter fort, die Peruaner suchen ihm jeden Schritt zu erschweren; der Fluß hält ihn auf, er muß fünfzig Meilen weit an ihm hinziehen, ehe er übersetzen kann. Es muß ein Floß erbauet werden, das diese Unerschrockenen überführt. Aber an dem jenseitigen Gestade warten neue Beschwerden auf sie; durch dichte Waldungen müssen sie sich mühsame Bahn brechen, in beständigem Kampf mit den Eingebornen, kämpfend noch überdieß mit Hunger und Elend. Immer sumpfiger, magerer, unfruchtbarer wurde das Land. Als sie endlich mildere Gegenden berührten, so fanden sie solche von so feindlich gesinnten Menschen bewohnt, daß den Fremdlingen doch nur wenig von dem Guten und Erquickenden, was hier die Natur doch, zu Theil werden konnte, und auch das Wenige noch erkämpft werden mußte. Weiter vorzudringen, war ihnen nicht möglich, denn der Axt und dem Messer wichen die dichtverwachsenen Wälder nicht, die sich hier verbreiteten; eine ehrwürdige üppige Vegetation, viel zu reich für die Zerstörungsversuche der Menschen. Gonsalvo Pizarro entschloß sich, hier so lange zu verweilen, bis ein ansehnliches Schiff gebauet wäre, welches die weitere Reise erleichtern könnte. Ein eben so kühner Entschluß; denn hier gebrach es, außer dem Holze, an allen Bedürfnissen zum Schiffsbau; es wurden Kohlen gebrannt, Schmidten errichtet, und aus den aufbewahrten Hufeisen der unter Weges gestorbenen Pferde Klammern, Bandeisen, Nägel geschmiedet. Pizarro selbst arbeitete an der Esse; aus den Hemden machte man Taue, flickte Segelwerk zusammen; eine Art Gummi, welches dort aus den Bäumen triefte, diente statt Theer, und so kamen nach unglaublicher Mühe eine Brigantine und einige Boote zu Stande.

Ein Theil der Mannschaft wurde eingeschifft, der andere zog dem Ufer, Strom abwärts nach, aber immer gleich schrecklich blieb die Wanderung, gleich öde das Land, Sümpfe und Wälder wechselten mit einander ab. Mit wilden Früchten und Wurzeln nährten sich die Soldaten höchst kümmerlich. Doch noch ein härterer Schlag traf den Anführer; er hatte einem seiner ersten Hauptleute, Franz Orellana, den Oberbefehl des Schiffes und der Boote anvertraut, und ihn vorausgesendet, um Lebensmittel aufzusuchen und an einer gewissen Stelle auf ihn zu warten. Orellana wird treulos, ihn ergreift der stolze Gedanke, selbst Entdecker neuer Länder zu werden, und die Schätze selbst einzuernten, die er zu finden hoffte; der Strom führt ihn fort, er erreicht die Mündung und das Meer, und überläßt seinen Oberbefehlshaber dem unsäglichsten Elend. Sogar die Boote nimmt er mit.

Wer stellt sich den tiefen Gram des Pizarro vor, wer das Entsetzliche in der Lage seines Gefolges, da sie jene Stelle zu erreichen hoffen, wo sie ihre Schiffe und Lebensmittel finden sollen, und statt deren einen halb verhungerten Gefährten antreffen, den Orellana aus dem Schiffe an das Land verwiesen hatte, weil er Unzufriedenheit über jenen Verrath äußerte. Klar wurde den Ankommenden hier die ganze Größe jener Schandthat und ihres Elends; statt Speise beth ihnen der Verlassene nur seinen eignen halb verdorrten Leib dar; auch die Kräftigsten konnten ihn wenigstens als Vorbild ihres eignen Zustandes in naher Zukunft betrachten. Eine gräßliche Aussicht! Seit dem Ausmarsch aus Quito war dieser Volkshaufe vierhundert Meilen weit höchst mühsam gewandert, fast alle Pferde waren geschlachtet und verzehrt, viele durch ungesundes Futter, mehrere durch Hunger und Ermattung getödtet worden; von den Kleidern blieben kaum noch wenige Lumpen übrig, Regen, Wind, Wald und Gebusch hatten sie entstellt, zerfetzt; Gewehre und Degen waren von Rost unbrauchbar worden; und die Körper der Armen voll Geschwulst, die Füße voll Wunden, von scharfen Dornen verursacht, matt, höchst hinfällig; und kein Fahrzeug am Maranon, um überzusetzen, wo sich bisweilen jenseits bessere, mildere Gegenden ausbreiteten.

Pizarro mußte die Gestade des Flusses verlassen, um wo möglich den Rückweg nach Quito zu finden. Dieser führte über die steilsten Felsengebirge hin. Da wuchs noch das Elend. Stündlich blieben von den Ermatteten einige zurück; ringend zwischen Tod und Leben mußte man sie liegen lassen; wer noch Kraft zur Eile hatte, beschleunigte die Reise, keiner blickte rückwärts, denn der Jammerzustand der hülfelos liegenden Kranken und Schwachen zerriß das Herz. Das Band der Menschen- und Bruderliebe war aufgelöst, jeder dachte nur an sich selbst, schon für die nächste Stunde in der bangesten Erwartung gleicher Leiden. Winseln und Heulen verhallten unerhört an den öden Felsen. Bis in Wahnsinn ging bey vielen dieser höchste Grad von Kümmerniß über, sich von Freunden und Brüdern, und von einem Anführer verlassen zu sehen, dem sie bisher das Leben so freudig anvertraut, dessen Glück und Ruhm ihre Tapferkeit begründet hatte. Zu welchen schrecklichen Mitteln nahmen nicht die Hungernden ihre Zuflucht; Aas und Gewürme, Leder selbst mußte zur Stillung des Hungers dienen.

Pizarro sandte einige Reiter voraus, die auch glücklich Quito erreichten, und Kunde brachten von der Noth der zurückkehrenden Spanier. Man belud eine Menge Peruaner mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen und zog den Ankommenden fünfzig Meilen weit entgegen. Diese, Gespenstern, Gerippen ähnlich, entstellt, fast nackend, selbst den Anführer und die Officiere nicht ausgenommen, mit Stücken von Thierfellen oder mit unkenntlichen Kleiderüberresten bedeckt, wankten dieser Hülfsschaar entgegen. Welches Zusammentreffen! Die Freude der Rettung war unaussprechlich, sie wurde für manchen noch tödtlich, der sich ihr allzu rasch überließ, und zu gierig über Speise und Trank herfiel.

Man erinnert sich noch aus den Zeitungen des Jahres 1806, daß der König von Preußen den bekannten militärischen Schriftsteller, Heinrich von Bülow, wegen seines Werks: Der Feldzug von 1805 in Berlin arretiren ließ.

Herr von Bülow war ein geistvoller und kenntnißreicher Mann. Er war erst Officier beym preußischen Cavallerie-Regiment von Reitzenstein. Der Garnisonsdienst ward ihm zu enge; er wollte für eine freye Nation fechten, ging nach den österreichischen Niederlanden, und diente als Officier unter den Insurgenten. Getäuscht in seinen Erwartungen kehrte er in die Heimath zurück, studierte, und errichtete auf seine Kosten eine Schauspielergesellschaft. Sie erhielt zum Spielen keine Erlaubniß; er reiste also ins Land der Freyheit nach Amerika. Der Ton daselbst mißfiel ihm; er reiste zurück nach Hamburg, legte sich auf den Glaswaarenhandel, ging selbst mit einer Ladung derselben nach Amerika, und ward betrogen. — Er kam heim; schrieb einige militärische Werke; suchte wieder preußische Dienste — dann pfalzbayerische — nichts gelang ihm. Er verließ Deutschland, ging nach London und wollte ein Journal: Das Neueste von London, herausgeben; der Buchhändler ließ ihn im Stich; Schulden halber kam Bülow zu London ins Gefängniß. Nach seiner Befreyung wollte er in Dienst der ostindischen Compagnie treten; er entwarf den Plan zu einer Colonisation in Afrika. Alles war trefflich durchdacht; aber alles zerschlug sich. Er reiste folglich nach Frankreich, und kam von da wieder im Jahre 1805 nach Berlin. Hier schrieb er wieder einige militärisch-politische Werkchen. Sie brachten ihn ins Gefängniß, wo er bald starb.

General Löwenwald, als General du Jour, und der sächsische Oberste Rochow, rückten am 22. Sept. 1737 mit einigen Regimentern längst der Donau bis an die türkischen Vorposten, weil der Rapport eingelaufen war, sechs türkische Tschaicken hätten die Donau überfahren, und am Timok Truppen debarquirt; während dem Marsche begegnete dem General ein Quartiermeister der von seiner eben gemachten Patrouille rapportirte, daß er nichts als große Wasservögel, (die man Nimmersatt nenne) wahrgenommen, die er Anfangs für türkische Tschaicken gehalten hätte, indem scheine die Vorpostenmeldung der nämliche Irrthum. General Löwenwald traute diesem Rapport, ließ die Regimenter wieder einrücken, und rapportirte dem Feldmarschall Khevenhüller die Sache als einen durch die Wasservögel entstandenen falschen Allarm. Inzwischen schlichen sich die Türken durch das Dickicht bis an die Vorposten, und schnitten denselben die Köpfe ab, und da sich diese Nimmersatt immer vermehrten und gefräßiger wurden, beschloß Feldmarschall Khevenhüller am 24. den Rückzug, um von ihnen nicht aufgefressen zu werden.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 14. und Montag den 17. December 1810.

Die Freyheit besteht darin, daß man Niemanden gehorcht als dem Gesetz. Es ist eine politische Freyheit und eine bürgerliche, es ist eine Freyheit im Gesetz und eine Freyheit in der Verwaltung. Ein Landmann von Uri genießt bürgerliche Freyheit, weil er mit Leib, Ehr' und Gut allein von den Gesetzen des Landes abhängt; politische, wenn er die, welche die Gesetze vortragen und verwalten, erwählen hilft. Die bürgerliche Freyheit eines Franzosen besteht darin, daß er niemand unterthan ist, als den Gesetzen der Ehre und den Gesetzen des Königreichs Frankreich; seine politische Freyheit ist, daß er nicht dem Vicekönig eines ausländischen Eroberers, daß er niemanden gehorcht, als dem König seinem Herrn. Er hat eine Freyheit im Gesetz, er ist ein Franzos, und der Thron des Königs ist verfochten worden durch das Schwert seiner Väter.

Johann von Müller.

(150 und 151.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1544.

Am 2. Jänner kam der Kaiser von Brüssel auf Löwen, und am 3. nach Tirlemont, am 4. nach Tongern, am 5. nach Lüttich, am 6. dem Dreykönigstage opferte der Kaiser bey dem Hochamte in der Domkirche Gold, Weihrauch und Myrrhen. Am 8. von Lüttich nach Hulsen; am 9. und 10. war selber zu Aach, am 11. zu Crappe, am 12. 13. und 14. zu Cöln, am 15. zu Bonn, am 16. zu Rombach, am 17. zu Andernach, am 18. zu Coblenz, am 19. zu Sonne, einem pfälzischen Schlosse, am 20. zu Kreuznach, wo der päpstliche Legat Farnese auf der Post über Frankreich angekommen war, welchen der Herr von Granvella und der Bischof von Arras besuchte, der auch am 21. Nachmittag zur Audienz abgeholt wurde. Am 23. war der Kaiser zu Alzei, am 24. zu Worms, wo der Legat auf sein Anbringen Antwort erhielt und Abschied nahm; der Kaiser aber nach Neuschloß kam, wo er bis auf den 30. verblieb, und zu Speyer anlangte.

Am 1. Februar hielt der Kaiser einen Einzug, wo auch die Herzoginn von Bayern, und die Churfürstinn von der Pfalz, Nichten des Kaisers, dann der römische König mit den Erzherzogen seinen Söhnen, und sechs Churfürsten mit mehreren Fürsten und Herren eintrafen. Hier gelangte der Pfalzgraf Friederich durch des Churfürsten Ludewigs Tod zur churfürstlichen Würde. Am 20. waren der Kaiser und die Reichsstände versammelt, wo der Reichs-Vicekanzler Naves den Vortrag machte. Die Reichsstände erklärten sich in der Folge 20,000 Mann zu Fuß, und 4000 Pferde wider Frankreich auf 6 Monathe stellen zu wollen.

Am 24. April hatte der Herzog von Braunschweig öffentliche Audienz, um sich gegen die Beschuldigungen des Landgrafen von Hessen zu vertheidigen. An diesem Tage begab sich auch der Churfürst von Maynz nach Hause.

Am 5. April legte der Großmeister von Preußen den Lehenseid in einer feyerlichen Versammlung ab.

Am 8. wurde die Vermählung des Grafen von Egmont mit einer bayerischen Prinzessinn mit außerordentlicher Pracht begangen.

Am 9. Juny wurde der Reichsschluß kund gemacht, daß sich alle in französischen Diensten befindliche Deutsche bey Strafe der Verbannung innerhalb 15 Tagen zurück einfinden, und niemand mehr bey Todesstrafe sich in die Dienste des Königs von Frankreich begeben solle.

Am 10. kam der Reichsabschied zu Stande, und der Kaiser begab sich nach Neuschloß, wo er bis auf den 13. verblieb, an dem er nach Schneeberg kam; am 14. war selber zu Ichterich, am 15. zu St. Albrecht, und hielt am 16. in Begleitung der Erzherzoge, des Herzog Moritz von Sachsen, des Markgraf Albrechts von Brandenburg, und mehrerer Fürsten mit 5000 Mann zu Fuß, und 3000 Pferden seinen Einzug zu Metz, wo er bis auf den 6. July verblieb.

Am 1. July wurden die gefangenen französischen Grafen de Ligny, de Brienn und de Chesne nach Metz gebracht, und nach Namur abgeführt.

Am 6. marschirte der Kaiser mit fliegenden Fahnen von Metz nach Pont a Mousson, hielt am 7. Rasttag, kam am 8. nach Menonville, am 9. nach Dreux und am 10. nach Penne, Am 11. nach Nassau, wo sich der Herzog von Lothringen mit der Herzoginn, Nichte des Kaisers einfand, am 12. über Ligny nach Steeville, am 13. in sein Lager nach St. Dizier, wo der Kaiser in einem Dörfchen das Nachtlager nahm. Am 14. wurde der mit einer Falkonetkugel an der Schulter verwundete

Prinz von Oranien in das kaiserliche Quartier gebracht, und verschied am andern Abend in den Armen des Kaisers. Am 15. mißlang ein Sturm. Am 14. hatte der Kaiser auch den Herzog Moritz, den Don Francesco von Este mit 4 Compagnien, und 4 halben Kanonen mit 2000 Pferden und dem Grafen von Fürstenberg nach Vitry abgeordnet, welche am 24. dahin kamen, und den General der französischen Chevaux legers Mr. de Brissac in die Flucht trieben, die Stadt und das Schloß einnahmen, gegen 1500 Mann niedermachten, und 4 Fahnen eroberten, der Graf Wilhelm von Fürstenberg jedoch wurde hierbey blessirt, und der Herr von Hallweil starb nach 7 Tagen, an einer empfangenen Wunde.

Am 8. August capitulirte die Besatzung von St. Disier auf den Fall, daß bis auf den 17. kein Entsatz ankommen sollte. Am 11. trafen im kaiserlichen Lager neuerlich 6000 Mann Deutsche ein. Am 12. streiften einige bis nach Janteille, welcher Ort abgebrannt wurde.

Am 25. brach der Kaiser mit dem Lager auf, kam nach Turpie, und verblieb daselbst den 26. und 27., am 28. war selber zu St. Pierre, wo er auf längeres Ansuchen am 29. bewilligte, Friedensvorschläge zu vernehmen, und den Herrn von Annebaut, Admiral von Frankreich, welcher an diesem Tage zu St. Venay mit 300 Pferden eintraf, sicheres Geleit gab, auch dem Vicekönig von Sicilien, und Herrn von Granvella zu Vernehmung der Vorschläge den Auftrag ertheilte, welche 2000 Mann zur Bedeckung bey sich hatten, und durch zwey Tage in Unterhandlungen waren.

Am 30. nahm der Kaiser sein Quartier à la haussée, und rückte am 31. August zwar auf einen Kanonenschuß weit gegen Gallon vor, setzte aber in der Nacht seinen Marsch fort, und fand sich bey Anbruch des Tages der französischen Armee gegenüber, welche durch die Marne getrennt wurde. Die Franzosen hielten sich in ihren Verschanzungen, nahmen aber den Grafen von Fürstenberg gefangen. Zur nähmlichen Zeit fiel der französische General-Lieutenant Prinz de la Roche für Don mit 30 hommes d'Armes in kaiserliche Gefangenschaft, an diesem Tage marschirte der Kaiser auf drey Meilen vorwärts, und campirte auf dem Felde.

Am 2. Sept. war der Kaiser bey Tirre, am 3. bey Compiegne, am 4. zwischen Traye und Epecien an abgebrannten Orten, am 6. zu Chatillon, wo der Bischof von Arras mit sicherem Geleite vom König Franz nach England ging, und am 7. September zu St. Greppeau, an welchem Tage durch die kaiserlichen Chevaux legers Tiery-Simony genommen ward, am 8. im Dorfe Sabaybe, am 9. und 10. auf eine halbe Meile weiter, am 11. bey Soisson, welche Stadt sich auf beschehene Aufforderung ergab, Se. Majestät aber logirte in der Nähe, zu Oblette, und schickte den Herzog Moritz in die Stadt. Am 12. marschirte der Kaiser durch die Stadt, und nahm sein Quartier in der Abtey St. Marceau, wo er am 13. 14. 15. und 16. verblieb, an welchem Tage der Friede mit Frankreich geschlossen ward, und am 17. kamen die französischen Bevollmächtigten, dem Kaiser aufzuwarten. Noch an demselben Tage kam Se. Maj. mit dem Lager nach Pignay und am 18. nach Creci, wo der Bischof von Arras vom König von England zurück eintraf. Auch kam nach Mittag gegen 4 Uhr der Herzog von Orleans, zweyter Sohn des Königs von Frankreich auf der Post an, und logirte bey dem Kaiser.

Am 19. langte der Graf von Vendome an, der Kaiser beschwor in Gegenwart dieser französischen Herren den Friedensvertrag, wo sodann die Erzherzoge, der Herzog von Orleans, der Graf von Vendome und der Admiral von Frankreich bey dem Kaiser speisten. Am 20. kam der Herzog von Guise mit mehrern andern, welcher neben dem Herzog von Orleans, und dem Admirale an die kaiserliche Tafel gezogen wurde, worauf sich der Admiral beurlaubte, und seinen Sohn als Geisel zurück ließ, auch kam der Herr von Laval, welcher so wie der Herzog von Guise, als Geisel diente. An diesem Tage nahm der Kaiser zu Riblemont das Nachtquartier, und kam am 21. in die Abtey zu St. Nac bey St. Quintin en Vermandoy, am 22. nach Chateau de Cambresis, am 23. auf Mittag aber nach Cambray, wo die Königinn Statthalterinn bereits sie erwartete, und die Cardinäle de Meudon und Lothringen (letzterer an Statt seines Bruders des Herzogs von Guise,) schon früher angekommen waren, der Cardinal von Toernon sich aber in Geschäften befand.

Am 24. ließ der Kaiser den Herzog von Orleans, und die Geiseln bey der Statthalterinn, und ging nach Chateau Cambresis zurück, um mit der Armee Verfügungen zu treffen, wo er auch den 25. zubrachte, an welchem der Herzog von Orleans von Cambray nach Peronee abreiste, die Königinn mit den Geiseln aber nach Valenciennes kam; an diesem Tage übergaben die Franzosen Landrecy den Kaiserlichen. Am 26. passirte der Kaiser durch Landrecy, speiste zu Quesnoy, und kam auf die Nacht nach Valenciennes. Am 28. traf selber zu Mons ein. Am 30. Sept. war das Nachtlager zu Notre dame de Chaulx, auf drey Meilen von Brüssel.

Am 1. October speiste der Kaiser zu Trois Fontaines, und langte zu Nacht zu Brüssel an, und ging am 18. der Königinn in Frankreich mit den Erzherzogen und mehreren Fürsten entgegen, nahm sein Nachtlager zu Breyne le Conte, kam am 19. auf Mittag nach Mone, begegnete nach Mittag der Königinn, und kam mit selber nach Mone zurück, wo er der Königinn, den Erzherzogen, dem Cardinal von Lothringen, der Herzoginn von Estampes und ihrer Schwester, Gräfinn von Verlü ein Nachtmahl gab, und am 20. auf Mittag neben den Vorigen, auch den Cardinal von Meudon, den Bischof von Rheims, den Herrn de Laval und de Henauden bey der Tafel hatte, wo er die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Orleans auf der Post auf einen Besuch komme, daher der Kaiser den Vicekönig von Sicilien ebenfalls auf der Post zum Empfang entgegen schickte, sodann kamen alle nach Soujnie, wo sie die Königinn von Ungarn empfing, die ihre Schwester, die Königinn von Frankreich bey sich behielt, wo indessen der Kaiser mit den Cardinalen, und anderen zu besagtem Breyne sein Nachtlager hatte. Um 9 Uhr Nachts traf der Herzog von Orleans ein, und bewohnte die Zimmer des kaiserlichen Quartiers. Am 21. kamen alle auf Mittag nach Notre Dame de Chaulx, wo die Statthalterinn den Kaiser, und die Königinn von Frankreich zurück ließ, und mit dem Herzog von Orleans nach Brüssel kam, um auf den 22. den feyerlichen Einzug zu veranstalten; welche in einer Sänfte unter einem Himmel getragen, und von vielen französischen Herren, auch der Herzoginn d'Estampes, Gräfinn de Vertu, d'Aubemont, und anderen, unter welchen waren, Madem. de Pontievre, de Martigues, de Rieux, de Breßieux, de Grenac, Madem. de l'Estrange

und de l'Arpenzon, begleitet wurde, und bis auf den dritten November zu Brüssel verblieb, an welchem sie Vormittag mit den bey ihr befindlichen Damen reiche Geschenke erhielt, die sich auf 50,000 Goldkronen im Werthe belaufen haben. Nachmittag gegen 3 Uhr reiste die Königinn mit dem Herzog von Orleans, und wurde vom Kaiser bis vor die Stadt, von den Erzherzogen bis Mons, und von dem Herzog von Arscot bis an die Gränzen begleitet. Am 4. November waren die Stände versammelt.

Am 2. December nahm der Kaiser, die Statthalterinn, die Erzherzoge und andere zu Aloft das Nachtquartier, und kamen am 3. nach Gent, wo der Kaiser dieses ganze Monath hindurch vom Podagra gequält wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

Im Jahre 1502 ging Vasco da Gama unter dem Titel, Admiral der ostindischen Meere, aufs Neue dahin ab, und im Jahre darauf folgte ihm eine große Flotte in drey Abtheilungen, deren erste Alfonso d'Alboquerque, die zweyte Francisco d'Alboquerque, und die dritte Antonio de Saldanha befehligte. Aber je wichtiger die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien werden, desto ausschließlicher beschäftigten sich ihre Geschichtschreiber mit diesen allein, und desto magerer werden ihre Berichte über die Entdeckungen und Begebenheiten an der afrikanischen Südküste. Nur von wenigen Schiffen wird hinfort angezeigt, daß sie daselbst gelandet, von den übrigen aber nur ihre Abreise aus Portugal und ihre Ankunft in Mozambique oder in den asiatischen Häfen erwähnt. Eine jener Ausnahmen macht die Reise des Antonio de Saldanha. Dieser (so erzählt Barros) war in der Mitte des Jahres 1503 von Portugal ausgesegelt und unterweges von den Schiffen, die unter seinem Befehl standen, getrennt. Glücklicherweise bekam er auf der Insel St. Thomas einen Piloten, der ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, denn er selbst war des Weges dahin nicht kundig. Hier landete er nun, um Wasser einzunehmen, an einem Ort, der seitdem Aguada de Saldanha genannt wird, ein Nahme, der sehr berühmt geworden ist unter uns, nicht sowohl wegen dessen, was er und einige andere Hauptleute dort gethan haben, als wegen der vielen Edlen, die von den Händen der Wilden dort ums Leben gebracht worden sind, (wie man an seinem Orte sehen wird). Schon bey Saldanha's Ankunft zeigte sich dieses Volk als ein sehr verrätherisches, treuloses; denn als er von ihnen eine Kuh und zwey Schafe eingehandelt hatte, nach der gewöhnlichen Weise des Tausches gegen portugiesische Waaren, und nun zum zweyten Mahle ans Land kam, um das Vieh abzuholen, hatten sie ihm wegen der einen Kuh einen Hinterhalt gelegt von mehr als zweyhundert Menschen, welche die Landenden überfielen. Saldanha selbst lief große Gefahr für seine Person, indem er einem seiner Leute zu Hülfe kommen wollte, jedoch entkam er noch mit einer Wunde an dem Arm. Ehe aber dieser Streit mit den Wilden ausbrach, und ehe Saldanha noch erfuhr, daß dieses Land überhaupt bewohnt sey, stieg er, um zu sehen, in welcher Gegend er sey, und um nach den zurück gebliebenen Schiffen auszuschauen, auf einen hohen, aber völlig platten und ebenen Berg, den wir (Barros) jetzt die Tafel des Vorgebirges der guten Hoffnung nennen. Von hier aus erblickte er die Spitze des Caps und im Osten das Meer, und eine große, von Süden her tief in das Land hinein gehende Bucht (die Fals-Bay). An der andern Seite derselben, zwischen zwey Reihen hoher Felsen, die wir jetzt os picos fragosos) nennen, ergoß sich ein großer Fluß, der seinen Lauf von weit her zu nehmen schien, denn er war mächtig an Wasser. Aus diesen Zeichen ersah er nun, daß dieß wirklich das Vorgebirge der guten Hoffnung sey, und mit dem ersten dienenden Winde umsegelte er es, und setzte seine Reise mit größerm Vertrauen weiter fort.

Eines ausführlichern Beweises bedarf es gewiß nicht, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß die ursprüngliche Aguada de Saldanha keine andere, als die heutige Tafel-Bay gewesen sey. Beynahe hundert Jahre lang behielt sie diesen Nahmen, den die Engländer, als sie nach Ostindien zu handeln und die afrikanische Küste zu besuchen anfingen, in Soldania (gleichsam die Sultans-Bay) zu verstümmeln gewohnt waren. Im Jahre 1601 belegte der holländische Admiral Joris (Georg) Spielbergen die Tafel-Bay mit ihrem heutigen Nahmen, und schob ihren bisherigen der nördlicher gelegenen Bucht zu, welche noch jetzt Saldanha-Bay genannt wird. Indessen hat diese Vertauschung zu manchen Irrthümern und nahmentlich zu der irrigen Behauptung Veranlassung gegeben, die Engländer und Holländer hätten auf ihren ersten ostindischen Reisen immer die (heutige, wasserarme) Saldanha-Bay, nicht aber die Tafel-Bay besucht.

Von eben diesem Jahre (1503) theilt Ramusio noch eine Nachricht aus dem Munde eines Florentiners Giovanni da Empoli mit. Dieser befand sich auf einem portugiesischen Schiffe, das in die Blasius-Bay einlief. Hier hatten die Portugiesen damahls schon ein kleines Gebäude errichtet, welches wahrscheinlich den Seeleuten zum Obdach und Bethhause diente. Empoli nennt es Eremitorio. An diesem Ort, erzählt er weiter, ist Überfluß an süßem Wasser, doch muß man künstlich Gruben anlegen, um es zu erhalten. Das Land bringt keine Art von Lebensmitteln hervor, ausgenommen viel Rindvieh zum Schlachten. Eine Kuh kostet hier ein metallenes Glöckchen, denn Gold und Silber kennen sie nicht. Die Menschen sind fast ohne Haupthaar, sehr dumm, haben kleine funkelnde Augen, und gehen mit Thierfellen bekleidet. Ihre Schamtheile bedecken sie ebenfalls mit Stücken von einem Thierfell. Eben solche Kleider tragen auch die Weiber, nur hängen sie bey ihnen von den Hüften nach hinten und vorn weiter herab, und daran ist noch der Schwanz von irgend einem Thiere befestigt. Die Brüste dieser Weiber sind sehr schlaff und lang, und über alle Vorstellung häßlich. Die Männer tragen eine Art von Lanzen, zuweilen mit einer Spitze von Eisen, welches Metall sich hin und wieder findet. Gesetze haben sie gar nicht, und essen, so viel wir gesehen haben, das Fleisch roh. Sie sprechen tief aus der Kehle mit Zischen und Schnalzen, und nie haben wir einen von ihnen mit Leichtigkeit ein Wort vorbringen hören. „In conclusione sono huomini bestiali," so endigt Empoli seine Beschreibung. Zum Glück für die armen Hottentotten hat man jetzt doch besser über sie urtheilen gelernt.

Nachdem nun bey den portugiesischen Schriftstellern der

afrikaniſchen Küſte lange nicht mehr erwähnt iſt, ſieht man endlich im Jahre 1510 den Vicekönig Francisco d'Almeyda, welcher fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Portugieſen in Indien geleitet hatte, auf ſeiner Rückkehr nach Europa, mit einer anſehnlichen Flotte in der Aguada de Saldanha ankommen, um Waſſer einzunehmen, und wo möglich von den Wilden einiges Schlachtvieh einzuhandeln. Ungern und nur gezwungen durch des Königs Befehl hatte Almeyda Indien, den Schauplatz ſeiner Heldenthaten, verlaſſen. Er hatte ſich dort große Verdienſte um ſein Vaterland erworben, die Macht der Mauren, der Nebenbuhler im Gewürzhandel, bedeutend geſchwächt und ſein eigner Sohn, der tapfere Lorenzo war nach herrlichen Thaten in einer Seeſchlacht gegen Emir Huſſein gefallen. Dennoch glückte es den Ränken ſeiner Gegner, beſonders des ſchlauen Alfonſo d'Alboquerque, ihn von ſeinem Poſten zu verdrängen, und die Ankunft des Marſchalls Coutinho in Cananor machte ſeiner Gewalt ein Ende. Indeſſen ſcheint es doch, als habe er durch ſeine Härte einigermaßen dieſe Entſetzung verdient, denn er ließ zahlreiche Feinde in Indien zurück, und die Eingebornen freuten ſich ſeiner Entfernung. Unter ihnen lief das Gerücht von einer Prophezeihung indiſcher Zauberinnen, der Vicekönig werde die Südſpitze Afrikas nicht umſegeln. Als er daher jenſeits des Vorgebirges gekommen war und die Aguada de Saldanha erreicht hatte, pries er mit fröhlichem Herzen Gott, daß er die heidniſchen Hexen zu Schanden mache.

Damit ſich ſeine Leute von den Beſchwerden der langen Seereiſe etwas erholen möchten, gab er Erlaubniß, daß jedesmahl, wenn Böthe ans Land gingen, um Waſſer zu holen, einige der übrigen Mannſchaft ſie begleiteten, um Tauſchhandel mit den Negern zu treiben, welche ſogleich an die Küſte gekommen waren, ſo bald ſie die Schiffe geankert geſehen hatten. Sie wurden auch bald mit den Unſrigen vertraut, und gaben ihnen Rindvieh im Tauſch für Stückchen Eiſen und Tücher, welche Waaren ſie ſehr liebten. Einige der Seeleute gingen aber über die Erlaubniß hinaus, und begleiteten die Wilden nach ihren Wohnungen, die eine Legoa von der Küſte entfernt waren. Bey dieſen Beſuchen verloren einige ihre Dolche, welche die Wilden behielten, und ihnen obendrein noch abnahmen, was ihnen von den Sachen, die ſie bey ſich hatten, eben gefiel. Um ſich wegen dieſer Gewaltthat zu rächen, lockte ein gewiſſer Gonçalo, ein Diener des Vicekönigs, zwey der Negern hinterliſtiger Weiſe nach dem Strande, die aber ſeine boshafte Abſicht merkten, und ihm nicht folgen wollten. Als er ſie nun etwas kräftig dazu zwingen wollte, warfen ſie die Sachen, die ſie zu tragen hatten, ab, fielen über ihn her, und richteten ihn ſo übel zu, daß er mit blutigem Geſicht und eingeſchlagenen Zähnen zu ſeinem Herrn zurück kam. Gerade zu derſelben Zeit waren einige Edelleute bey dem Vicekönig, deren Diener ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, und die ſo unwillig auf die Neger waren, daß ſie den Vicekönig zu dem Entſchluß bewegten, nach dem Wohnort der Wilden zu gehn und ſie zu züchtigen. Er willigte aber in dieß Begehren mehr, um ſich den Edelleuten gefällig zu zeigen, als aus eigenem Unwillen gegen die Neger, zumahl da mehrere der Hauptleute, da Brito, da Mello und Coelho, ſich beſtimmt gegen dieſe Unternehmung erklärten.

Demungeachtet ward ſie früh morgens am 1. März 1510 zur Ausführung gebracht. Da das Dorf der Wilden etwas ſeitwärts von den Schiffen lag, ſo ließ Almeyda, um ſeinen Leuten die Hälfte des Weges zu Fuß zu erſparen, nicht nach dem Waſſerplatz, ſondern nach einer Gegend des Strandes rudern, von wo aus ſie das Dorf um ſo viel näher hatten. Seine Mannſchaft beſtand aber aus 150 ſeiner beſten Leute, dem Kern der ganzen Flotte. Als er ans Land ſtieg, befahl er dem Oberbootsmann ſeines Schiffes, mit den Böthen da zu bleiben, und nicht von der Stelle zu gehn. Es ſchien, als ob er ahne, wie nöthig er ſie zu ſeinem Rückzuge haben würde, und die Beſorgniſſe, die er bey dieſem Gang blicken ließ, deuteten auf ſeine letzte Stunde. Denn von dem Augenblick, wo er den Edelleuten in ihrem Begehren willfahrte, zeigten alle ſeine Reden und Handlungen, daß er ſeinen Tod vor Augen habe. So ſprach er, als er vom Schiffe in das Boot ſtieg, von ſeinen ſechzig Jahren, und gab zu erkennen, daß er den Zug mit Widerwillen antrete. Nachher als er ans Land ſtieg, bekam er etwas Sand in die Schuhe, und ließ ſie ſich von ſeinem Leibknecht ausziehen, der ſie darauf an einander ſchlug, um den Sand auszuſchütten. Es war aber damahls in Portugal eine der übelſten Vorbedeutungen, wenn man bey dem Anfang eines Unternehmens ein Paar Schuhe an einander ſchlagen hörte, von welchem Aberglauben Barros die Veranlaſſung und einige unterhaltende Beyſpiele weitläufig erzählt. „Würde wohl mancher Andere, ſagte Almeyda zu ſeinem Diener, noch einen Schritt weiter gehen, wenn er dein Klappen mit den Schuhen gehört hätte? Ich glaube aber mehr an Gott, als an Vorbedeutungen, und werde meinen Weg muthig verfolgen."

Als man nun zu den Hütten der Wilden kam, fand man Anfangs wenig Widerſtand. Die Bewohner entflohen, die Portugieſen trieben das Vieh davon, und krochen in die niedrigen, von Binſen geflochtenen Hütten, um die Kinder herauszuholen und mitzunehmen. Dabey ereignete ſich ſchon ein Unglück, indem einer der Hauptleute, Nahmens Fernam Pereira, der in einer ſolchen Hütte ſteckte, von einem andern Portugieſen, der das Raſcheln hörte und glaubte, es ſäße noch ein Neger darin, mit einem kräftigen Lanzenſtoß von außen her durchbohrt wurde. Als die Nachricht davon zum Vicekönig kam, ſagte er: der Tod dieſes Pereira iſt mir ein Zeichen, daß wir nicht weiter gehn müſſen, und ſogleich gab er eiligſt Befehl, das Volk wieder zu ſammeln und zurück zu kehren. Das gemeine Schiffsvolk trieb die erbeuteten Ochſen vor ſich her, und ſchleppte die Kinder mit, die in den Hütten gefunden waren. So war man ſchon ein gutes Stück Weges von dem Dorfe entfernt, als man an den Ort kam, wohin die Neger bey dem erſten Schrecken geflüchtet waren. Als ſie aber ihre Kinder in den Händen der Portugieſen ſahen, ſtürzten ſie, etwa 60 an der Zahl, wüthend auf ſie los, als hätten ſie ſich dem Tode geweihet, um ihre Söhne zu retten. Lorenzo da Brito aber als er die Heftigkeit ihres Angriffs bemerkte, und die Urſache davon erfuhr, rief den Leuten, die die Kinder führten, heftig zu: „Laßt die Jungen los, denn es ſind keine Stiere, ſondern Löwen, die ſie zurück fordern." Obgleich nun die Unſrigen die Kinder entließen, und einige Armſeligkeiten, die ſie von dem Dorfe mitgenommen hatten, von ſich warfen, ſo waren die Neger doch ſchon zu wüthend geworden, und drangen mit dem Ungeſtüm mitten zwiſchen das Seevolk, indem ſie dabey

ſich beſonders bemühten, ihr Rindvieh wieder an ſich zu locken. Dieſes ſchien auch zu ſolcher Art von Gefechten ſo gut abgerichtet, daß es den Wilden auf bloßes Zurufen und Hiſſen (Assoviar) folgte, wie ſie es haben wollten, ſo daß ſie ſich bald mitten zwiſchen ihrer Heerde, wie von einer Schutzwehr umgeben, befanden. Von dort aus warfen ſie nun mit einer ſolchen Gewalt ihre hölzernen Lanzen und Steine (deren jeder eine Menge in einem Sack bey ſich trug) auf die Unſrigen, daß ſogleich einige verwundet niederfielen und von den Ochſen zertreten wurden. Da man nun aber keine Vertheidigungswaffen mitgenommen, ſondern ſich nur zum Angriff mit Piken und Schwertern gerüſtet hatte, ſo war es bey dieſer Art des Gefechtes nicht möglich, den Negern viel Schaden zuzufügen, da hingegen dieſe zwiſchen ihrem Rindvieh heraus, faſt mit jedem Wurf einen Mann trafen.

In beſtändigem Zurückziehen kamen nun die Portugieſen ſchon ſehr erſchöpft an den Ort, wo Almeyda den Böthen zu warten befohlen hatte. Unglücklicherweiſe aber war inzwiſchen die Fluth eingetreten, und die Brandung ſo ſtark geworden, daß die Böthe ſich nicht dort halten konnten, und nach dem Waſſerplatz rudern mußten. Es blieb alſo nichts übrig, als daß man ſuchte, längs dem Strande auch dahin zu gelangen. Hier war aber der Sand ſo tief, daß die ohnehin ſchon ermüdeten Seeleute kaum aus der Stelle kommen konnten, da hingegen die Neger ſo leicht und behende darauf gingen, als wären ſie Vögel geweſen, oder vielmehr Henkersknechte des Teufels, (algozes do demonio,) der ſeine verderbliche Macht an dem edlen Geſchlecht übte, das ſich um den Vicekönig jetzt noch ein Mahl ſammelte und ſich vor ihm in Reihen ſtellte. Aber auch dieſer Verſuch blieb vergeblich, indem immer mehrere der Portugieſen, von Lanzen getroffen und vor Ermattung nieder ſanken, und die andern ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Beſtändig blieben die Wilden mit ihrer Heerde, dem gedrängten Haufen der Fliehenden zur Seite, und ließen nicht ab, ihnen mit Lanzen und Steinwürfen hart zuzuſetzen. Ohne weiteren Widerſtand zu leiſten, ſetzten dieſe ihren beſchwerlichen Weg fort; die ſchwer Verwundeten, die in dem lockern Sande nicht fort kommen konnten, gingen in das Waſſer, um feſtern Boden unter den Füßen zu haben, und färbten das Meer mit dem Blut, das von ihnen herabfloß. Die weniger Ermatteten flohen voraus, nur auf die eigene Rettung bedacht, und bald war der ganze Zug getrennt, und der Vicekönig nur von wenigen Treuen umgeben. Die Neger aber, um ſie zur Gegenwehr zu reitzen, traten nahe herzu, neckten die Portugieſen, und ſchnitten ihnen Geſichter. Dieſen Hohn konnte einer der Hauptleute, Pedro Barreto, nicht länger ertragen; er fuhr auf einen der Übermüthigen los, und durchbohrte ihn mit der Pike, fiel aber auch ſelbſt, im nähmlichem Augenblicke von vielen Steinen und Wurfſpießen getroffen, todt zu Boden. Da Brito, Coelho, Coutinho und ſechs andere Hauptleute waren ſchon vor ihm gefallen. Da begannen die Portugieſen gar kleinmüthig zu werden, und jeder ſah ſeinen Tod unabwendbar vor Augen. Jorge da Mello, des Vicekönigs Freund und Unterbefehlshaber, den ſeine unzeitige Milde gegen Alfonſo d'Alboquerque und andere Feinde in Indien immer verdroſſen hatte, trat in dieſem Augenblick zu ihm und ſagte: „Möchten doch die jetzt um Dich ſeyn, denen Du vormahls unverdient Ehre und Gutes erwieſen haſt, denn jetzt wäre es Zeit, ſolche Wohlthaten zu vergelten.“ Almeyda aber antwortete: „Die mir etwas ſchuldig ſind und mich gekränkt haben, ſind weit hinter mir. Es iſt jetzt nicht Zeit, zu ſolchen Erinnerungen; deſſen nur erinnere Dich, was Dir als Edelmann zu thun zukommt, und verſprich mir, die Fahne des Königs unſers Herrn nicht zu verlaſſen und ſie zu retten, daß ſie nicht von dieſen Wilden gemißhandelt werde, da ich ſelbſt mein Leben und meine Sünden hier endige nach Gottes Willen.“ Er war aber ſchon von vielen Lanzen- und Steinwürfen getroffen, und vor Ermattung kaum noch im Stande, ſich aufrecht zu halten. Da Mello aber und andere, unterſtützten ihn, und beynahe hatten ſie nun den Waſſerplatz erreicht, als ein Wurfſpieß, aus dem Haufen der Wilden geworfen, ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte. Er machte noch eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die Lanze herausziehen; in dem Augenblick aber verließen ihn ſeine Kräfte, er hob beyde Hände noch ein Mahl bethend zum Himmel, und fiel todt zur Erde. Als dieß Diego Perez, da Brito's Pflegevater erfuhr, der ſchwer verwundet hinterher geführt ward, rief er aus: „Das wolle Gott nicht, das ich das Leben bewahre, und den Sohn und den Feldherrn zurücklaſſe, um das Vaterland wieder zu erblicken.“ Mit dieſen Worten ließ er ſich aus den ſtützenden Armen ſeiner Knechte auf den Strand ſinken; die Wilden aber verjagten ſeine Leute und zerſchmetterten ihm, wie den übrigen Verwundeten, mit großen Felſenſtücken den Kopf, und plünderten den Leichnam. Was ſich nun noch retten konnte, eilte dem nahen Waſſerplatz zu, und ſtürzte ſich vor den nachdringenden Verfolgern in die See, um die Böthe zu erreichen, die wegen des ſeichten Strandes etwas weit von dem Ufer lagen. Nicht einmahl die Fahne hatte gerettet werden können. Sie fiel den Wilden nebſt den Leichen von 65 tapfern Kriegern, unter welchen ſich außer dem Vicekönig noch 11 Hauptleute befanden, in die Hände.

Das aber iſt das bejammernswürdigſte, daß kaum 160 dieſer elenden Wilden, der einfältigſten und roheſten dieſer ganzen Küſte, einen Haufen von 150 unſerer tüchtigſten Leute beſiegten, ohne daß dieſen die Größe ihres Muths, noch ihre Überlegenheit an Erfahrung und Klugheit, mit welchen ſie ſo lange und ſo rühmlich die ſtreitbarſten Völker des Orients für Gott und den König bekämpft hatten, zu Statten kommen konnte. Ein kleines Ende Weges in dem loſen Sande und die Gluth der Sonne war Schuld, daß dieſe bewährten Streiter, von hölzernen Stäben und Steinen, geworfen aus den Händen nicht eines Rieſenvolks, nein, der elendeſten, thieriſch dummen Neger, ihren Tod finden mußten.

Jorge da Mello, nachdem er die Verwundeten auf die Schiffe gebracht und die Wilden ſich nach ihren Wohnungen zurückgezogen hatten, ging wieder ans Land um die Todten zu begraben. Den Leichnam des Vicekönigs fand man entblößt von allen ſeinen Kleidern und verſtümmelt da liegen. Der Anblick einer ſo verehrten und erlauchten Perſon, in ſo bejammernswürdigem Zuſtande, bewegte die Anweſenden auf das innigſte, und Alle wünſchten, lieber mit ihm geſtorben zu ſeyn, als dieſes gräßliche Schauſpiel erlebt zu haben. Nachdem man ihm und den übrigen Todten die letzte Ehre erwieſen, kehrte Jorge da Mello mit den Seinen auf die Schiffe zurück, lichtete noch ſelbigen Tages die Anker, und brachte die unglückliche Bothſchaft, die das ganze Königreich in Trauer verſetzte, nach Portugal.

Im Jahre 1512 besuchte Christovan da Brito, als er, um Wasser einzunehmen, in der Aguada de Saldanha landete, die Grabhügel der Gebliebenen, und ließ auf jedem derselben, statt des Grabmahls, einen Haufen Steine errichten, in dessen Mitte ein hölzernes Kreuz gesetzt wurde.

Es muß bey diesem oder einem andern gleichzeitigen Besuch gewesen seyn, daß die Portugiesen zur Rache, an den Hottentotten die schreckliche Grausamkeit verübten, von welcher spätere Schriftsteller erzählen. Sie sollen nähmlich diesen Wilden eine metallene Kanone verhandelt haben, die mit Kartätschen geladen war und abgefeuert wurde, als sich eben eine große Anzahl derselben an einen langen Strick davor gespannt hatte, um sie fortzuziehen. Es ist mir nicht geglückt, darüber irgend etwas bey meinen portugiesischen Gewährsleuten aufzufinden. Kolbe ist meines Wissens der erste, der diese Begebenheit erzählt, (S. 587 der ersten Ausgabe von 1719.) und von ihm ist sie nachher vielfältig abgeschrieben worden. Da er indessen seine Quelle nicht nennt, und in den übrigen, an eben dieser Stelle zu findenden Beyträgen zur Geschichte der Capcolonie, eben keine Beweise von Sorgfalt und Glaubwürdigkeit gibt, so wird der ganze Bericht dadurch allerdings etwas verdächtig, und es ist zu tadeln, daß man ihm diesen historischen Theil fast ein ganzes Jahrhundert so ehrlich hat nachschreiben können, ohne sich um ältere und authentischere Nachrichten zu bemühen. Indessen darf man doch fast vermuthen, daß der angeführten Thatsache irgend etwas Wahres zum Grunde liege, und wer darüber durch Zufall oder Nachforschung etwas auszumitteln veranlaßt würde, erwürbe sich ein kleines Verdienst um die noch so mangelhafte Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika.

Von dieser Zeit an verlieren die portugiesischen Geschichtschreiber die Südspitze Afrika's ganz aus den Augen, und vergebens durchsucht man die ehrwürdigen Folianten, ohne eine einzige Notiz über die weiteren Begebenheiten an dieser Küste zu finden. Selbst Faria y Sousa, dessen Nachrichten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichen, läßt diese Mühe ganz unbelohnt. Es ist aber nicht glaublich, daß die Schiffer schon damahls die Reise nach Indien sollten in einem Zuge zurückgelegt haben, ohne in irgend einer Bay dieser Küste Wasser und Fleisch einzunehmen. Ihre Erfahrungen aber mögen wohl zu unbedeutend gewesen seyn, als daß jene Schriftsteller es der Mühe werth gehalten hätten, sie der Welt mitzutheilen.

Eine einzige Nachricht, welche diese Vermuthung bestätigt, findet sich in dem Tagebuche eines gewissen Odoardo Barbosa, der im Jahre 1519 den ersten Weltumsegler Magellan auf seiner Reise begleitete. „Nachdem wir, erzählt dieser, um das Vorgebirge der guten Hoffnung gesegelt waren und nun östlich steuerten, kamen wir an das Cap San Sebastiano, und fanden ein Land, reich an Bergen, mit schönen Feldern und Thälern, in welchen viele Kühe, Ochsen und auch einige wilde Thierarten weideten. Das Land ist bewohnt von schwarzen Menschen, die nackend gehen; sie tragen nur rohe Felle von Hirschen, (er meint Antilopen,) und andern wilden Thieren, so wie eine Kopfbedeckung nach französischer Art, (una cappa alla francese.) Von diesem Volk haben die Portugiesen bis auf diese Stunde noch keine nähere Kenntniß bekommen können, noch sind sie von dem unterrichtet, was sich im Innern des Landes befindet. Seine Bewohner treiben keine Schiffahrt, noch kommt ihnen sonst das Meer auf irgend eine Weise zu statten; denn weder die Mohren von Arabien und Persien, noch die Völker Indiens, haben je diese Küste beschifft und entdeckt, wegen der heftigen Ströme des Meeres, die hier besonders gefahrbringend sind."

Eben dieser Grund mag denn auch wohl die portugiesischen Schiffer veranlaßt haben, die südafrikanische Küste zu meiden, und sich andere Erfrischungsplätze, (z. B. die capverdischen Inseln und Mosambique) zu suchen. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts findet man in den Berichten englischer und holländischer Seefahrer des Caps wieder erwähnt. Was diese über die Natur des Landes und seiner Bewohner erkundeten, mag, wenn es der Mittheilung werth gehalten wird, zu einer andern Zeit hier, oder an einem andern Ort, seine Stelle finden; denn nicht füglich können diese Erfahrungen noch eigentlich zur Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika gerechnet werden.

Moden vergangner Zeiten.

Über das zu Paris unter folgendem Titel Recueil des Costumes français depuis Clovis jusqu'a Louis XIV. erschienene Buch: liefert der bekannte Gelehrte Hr. Malte Brüne eine Kritik, aus der wir folgendes ausheben. — Die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge aus dem Alterthume kennen wir gerade am wenigsten, eben weil sie so einfach und gewöhnlich waren. Es kam den Gelehrten jener Zeit gar nicht in den Sinn, Dinge ex professo gelehrt zu behandeln, welche Jedermann kannte, oder um welche sich Niemand weiter bekümmerte. Die römischen Damen würden sich über einen armen Philosopher ziemlich lustig gemacht haben, der sich hingesetzt hätte, um die Form ihres Gewandes schreibend abzukonterfeyen, und ihnen zu sagen, aus welchem Stoffe das Schuhwerk ihrer Zeit bestanden habe. In diesem Puncte werden unsere Nachkommen weit glücklicher seyn. Heut zu Tage macht man sich über Niemand mehr lustig und schreibt über Alles. Es wäre daher wirklich ein großes Unglück, wenn aus der Masse unserer encyclopädischen Literatur nicht einige verständliche Nachrichten über die Form unserer Kleider auf die Nachwelt übergehen sollten.

Wir können von manchen Theilen der Kleidung unserer Vorfahren nichts als die Nahmen auffinden, welche zufällig in ihren Abhandlungen über wichtigere Gegenstände vorkommen, und was etwa noch die Denkmähler der Mahlerey und Bildhauerkunst davon erhalten haben, allein selten nur geben diese Denkmähler bestimmte und deutliche Begriffe davon. Gehören sie in ein sehr gebildetes Zeitalter, so haben geschickte Künstler nicht selten die Wahrheit der Grazie und dem Geschmacke aufgeopfert, und diejenigen, welche sich aus rohen Zeitaltern herschreiben, sind in zu kleiner Anzahl vorhanden, und zu grob gearbeitet, als daß man sichere Zeugnisse daraus herleiten könnte.

In dieser Verlegenheit haben sich die Gelehrten jederzeit befunden, wenn sie Untersuchungen über das Costüm und die Moden der ersten Zeit der französischen Monarchie angestellt haben. Wir haben sehr wenig Statüen, welche älter sind als das eilfte Jahrhundert; die meisten von denen, welche unsere Könige aus der ersten und zweyten Dynastie darstellen, sind

nicht in dieser Epoche verfertigt worden, und die Bildhauer haben ihnen entweder aus Unwissenheit oder Mangel an bestimmten Nachrichten, wie es scheint, nur das Costüm gegeben, welches zur Zeit, wo sie arbeiteten, gewöhnlich war. Die Statüen aus dieser Zeit zieren Grabmähler und Portale öffentlicher Gebäude; sie stellen bloß Könige und Personen von hoher Bedeutung vor, meistens in Ceremonienkleidung, welche derjenigen, die man gewöhnlich zu tragen pflegte, keineswegs ähnlich war. Diese grobgearbeiteten Statüen lagen entweder auf den Grabmählern, oder waren an Pfeiler angelehnt. Der Faltenwurf oder die Form der Bekleidung von hinten läßt sich nicht erkennen.

Daher ist auch der Anfang der oben bemerkten Sammlung mehr mühsam für den Autor, als unterrichtend für den Leser. Die Wahl der Gegenstände in den drey ersten Lieferungen verspricht indessen sehr viel für jene Zeit, wo die Materialien reichhaltiger werden.

Die Zeichnungen von Herrn Beannier sind sehr genau; dem erklärenden Texte könnte man vielleicht mehr Ausführlichkeit wünschen.

Vom Ende des neunten Jahrhunderts an, werden unsere Könige auf den Werken der Sculptur dargestellt, bekleidet mit einer oder zwey einfachen Tuniken, gegürtet mit einen ledernen Riemen, über die Schultern einen Mantel ohne alle Verzierung, der auf der Brust nicht zusammen ging. Die geringe Weite, und der Faltenwurf der Tunike und des Mantels, welche gewiß treu nachgeahmt sind, verrathen einen nicht eben leichten und feinen Stoff. Die Bekleidung der Frauen kommt im Ganzen mit der der Männer überein, und in beyden bemerkte man in den zwey folgenden Jahrhunderten wenig Veränderungen.

Allein auf den Statüen des sechsten Jahrhunderts trägt Clodowich I. über seiner Tunike eine vorn offene Robe mit weiten Ärmeln, mit einer reichen und wirklich geschmackvollen Stickerey eingefaßt. Über diesem zweyten Kleide, dessen Form sich deshalb nicht bestimmen läßt, weil man nur wenig davon erblickt, ist ein weiter Mantel auf der rechten Schulter befestigt, gleichfalls mit einer reichen Stickerey eingefaßt; die Fußbekleidung und das Diadem sind mit Edelsteinen geschmückt. Die große Masse dieser Gewänder und ihr Faltenwurf lassen nicht zweifeln, daß der Stoff dazu reich, leicht und fein gewesen sey. Man sagt freylich, dieses Costüm sey das Zeichen der Consularischen Würde gewesen, welches der Kaiser des Orients, Anastasius dem Clodowich übersandt habe. Allein man findet doch an den Statüen der Königinn Klotilde, Chilperics und Fredegundens, dieselbe Form, auch fast denselben Reichthum und auffallenden Contrast mit der Einfalt der folgenden Jahrhunderte.

Die erste Bekleidung der Königinn Klotilde ist nicht wie die der Fürstinnen, deren Bildsäulen sich aus dem zehnten und eilften Jahrhunderte herschreiben, eine mit einem Wurf vom Hals bis zu den Füßen herabfallende Tunike, welche bloß in der Mitte des Körpers durch einen Gürtel gehalten wird; sie besteht vielmehr sichtbar aus zwey mit einander verbundenen Theilen; der erstere liegt knapp am obern Theile des Körpers an, dessen Form er durchscheinen läßt; der andere, sehr weit und faltenreich, fließt von den Hüften bis zur Erde hinab; mit wenigen Abweichungen ist dieß dieselbe Form der Röcke und Corsets, welche die französischen Damen in der Folge bis auf unsere Zeiten getragen haben.

Der Leib des Kleides bey der Königinn Klotilde bedeckt ganz genau Schultern und Brust, am Halse ist er befestigt durch ein reich gesticktes oder metallenes Band, woran man eine Menge Edelsteine bemerkt. In der Mitte der Taille befindet sich ein starker Gürtel, welcher bestimmt zu seyn scheint, die Lenden und den Leib fest zusammen zu halten. Weiter unten bezeichnet ein anderer weiter Gürtel, der vorn geknüpft ist, und dessen Enden fast bis auf die Erde herabreichen, das Zusammenstoßen des Rockes und des Leibes vom Kleide. Dieser zweyte Gürtel besteht aus einer Art sehr hübschen Passementarbeit.

Der mit einer Stickerey, gleich der auf Clodowich's Mantel, gezierte Mantel verdient eben so viel Aufmerksamkeit als die ganze übrige Bekleidung. Dieser Mantel ist nicht, wie in spätern Zeiten, durch ein Band auf der Brust befestigt, er hat weite an sein Futter angeheftete Ärmel, so daß der größte Theil seiner reichen Stickerey der Bewegung der Arme der Person, die ihn trug, folgen mußte. Diese sehr weit geöffneten und herabhangenden Ärmel scheinen besetzt mit einer gefalteten Manschette von einem sehr leichten Zeuge. Das Diadem ist mit Steinen reich besetzt, der Kopf mit einem Schleyer verhüllt, und die Haare mit einem Bande durchflochten, fallen auf Schultern und Arme, bis zur Erde herab. Überhaupt gibt dieser ganze Anzug an Mannigfaltigkeit und Eleganz keinem von denen etwas nach, welche wir in den neuesten luxuriösesten Zeiten gesehen haben. Er übertrifft bey weiten Alles, was man aus dem neunten, zehnten und eilften Jahrhundert in dieser Art sehen kann.

Auch findet sich in dieser Sammlung ein Grabmahl Fredegundens, ein mussivisches Werk aus dem zehnten Jahrhunderte; aus der Abtey Saint-Germain des Près genommen, gegenwärtig aber im Museum der Augustinerstraße.

Man findet auf diesem, sehr grob gezeichneten Bilde, einen Theil der Formen und des Reichthums der Kleidung wieder, welche wir an der Königinn Klotilde bemerkt hatten. Diese ganze Bekleidung ist ein Mosaik aus Smaragd und von verschiedenen Farben, die Krone ist es gleichfalls, und ihre Zweige haben schon Ähnlichkeit mit den Lilien, allein besonders merkwürdig ist es, daß das Gesicht keine Züge hat, so wie auch Arm und Füße keine Bezeichnung der einzelnen Theile nach der Natur haben. Vielleicht ist das Werk noch nicht vollendet, oder der Künstler hat das letztere durch seine Hülfsmittel nicht zu erreichen verstanden.

Bemerkungen über den letzten Absatz in den Miscellen von Nr. 122 und 123 des Archivs.

Von J. de Carro.

Es ist weder richtig noch billig, die Erfindung der Kuhpockenimpfung dem Unbekannten, von welchem die in Göttingen im Jahre 1768 erschienenen Allgemeinen Unterhaltungen sprechen, zuzuschreiben; obschon dieses periodische Blatt das erste ist, welches bestimmt von der Kuhpocke und ihrer Kraft gegen die Kindsblat-

kern zu schützen spricht. — Dieses Blatt erzählt, daß der Unbekannte im vorigem Jahre den Livius gelesen habe, und sehr erstaunt gewesen sey, daß dieser Geschichtschreiber erzählt, die Pest habe in der römischen Republik in den Zeitraume von drey Jahrhunderten sechszehn Mahl geherrscht. Da Livius bemerkt, daß diese Pest auch die Thiere befallen habe; so sucht er zu beweisen, daß diese Krankheit nichts anders gewesen sey, als die Kuhpocken, und daß die Verschiedenheit in dem Grade der Symptome nur von der Verschiedenheit der beyden Climate abgehangen habe. Er beschreibt im Folgenden mit vieler Genauigkeit diese Krankheit der Kühe; spricht von der Meinung, welche die Milchleute von der schützenden Kraft derselben, gegen die Kindsblattern haben; von den genauen Nachforschungen, die er, um sich von der Wahrheit dieser Erscheinung zu überzeugen, anstellte, und von der Bestätigung derselben, die er von angesehenen und aufgeklärten Personen erhalten habe.

Zu sehr mit diesem Gegenstand der Erudition beschäftiget, dachte er nicht an die Anwendung einer Thatsache, die er so gut beobachtet hatte! Allein wie war es möglich, daß diese Beobachtungen der Aufmerksamkeit der Gelehrten und Ärzte der berühmten Universität entgehen konnten, in deren Nachbarschaft sie gemacht wurden? und daß diese merkwürdige Stelle erst der Vergessenheit entrissen wurde, nachdem diese wichtige Entdeckung von Doctor Jenner gemacht, und von den Ärzten der ganzen civilisirten Welt bestätiget wurde? Da der Ruhm des englischen Arztes sich auf die Versuche gründet, die er der Erste gemacht hat, um eine Meinung zu bestätigen, von der er sein ganzes Leben hindurch reden hörte, so liegt im Grunde wenig daran, ob er (was wenig wahrscheinlich ist) die besprochene Stelle des deutschen Schriftstellers kannte, ohne Widerspruch die Einzige, in welcher deutlich von der Kuhpocke die Rede ist. Doctor Jenner sagt selbst in einem Briefe an den englischen Wundarzt und erfahrnen Impfer Herrn Ring, daß er in dieser Hinsicht viele Nachforschungen angestellt habe; und versichert, daß er nur die Behauptung der schönen Herzoginn von Cleveland kannte, welche sich bey Gelegenheit einer Blattern-Epidemie die in London (die Zeit ist nicht angegeben) herrschte, auf die Besorgniß ihrer Freunde, daß sie ihre Schönheit verlieren könnte, äußerte: „Daß sie in ihrer Kindheit eine Krankheit gehabt hätte, die sie gegen die Ansteckung der Blattern zuverlässig sichere." Es ist überflüßig, zu bemerken, wie leer und unbedeutend diese Behauptung seye; auch führet sie Doctor Jenner nur an, um zu beweisen, wie fruchtlos seine Nachforschungen gewesen seyen. (Rhing Treatise on the Cord Pox. Vol. I. p. 166.)

Einige Personen glaubten in folgender Stelle des Marius, Bischof von Avranches, nachmahls von Lausanne, der gegen Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, die Kuhpocken zu erkennen: „Hoc anno (570) morbus validus cum profluvio ventris et variola Italiam, Galliamque valde afflixit, et animalia bubula per loca superscripta maxime interrierunt. — Es ist in der That schwer zu begreifen, wie man die geringste Verbindung zwischen der Kuhpocke und dieser Stelle des Marius finden könne; und doch trieb Professor Nessi zu Como vor einigen Jahren seine Abneigung gegen die Kuhpocken so weit, daß er diese Stelle benutzte, um zu behaupten, daß Doctor Jenner nicht ihr Erfinder sey, weil sie schon zu selber Zeit in Italien ausgeübt worden, man sich aber genöthiget gesehen habe, dieselbe wegen den vielen Verheerungen, die sie unter Menschen und Vieh anstellte, aufzugeben.

Gewiß ist es, daß die gegen die blatternschützende Kraft der Kuhpocken, dem Landmanne in verschiedenen Gegenden Europa's, und besonders in Deutschland so gut wie in England bekannt war, allein niemahls dachte jemand darauf die Richtigkeit dieser Volksmeinung zu untersuchen. Es ist daher unmöglich zu bestimmen, welcher der erste Landmann war, der Kenntniß von der Kuhpocke und ihren Eigenschaften hatte, obschon man behaupten kann, daß der Göttinger Ungenannte der Erste schriftlich von der Kuhpocke Erwähnung gemacht habe; Jennern allein gebührt die Ehre diese Meinung durch unmittelbare und sinnreiche Versuche bestätiget, und darauf gedacht zu haben, durch die Impfung von einem Individuum zum andern, die Kuhpocke ins Unendliche fortzupflanzen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beobachtung einer Thatsache, und deren Anwendung zu einem nützlichen Gebrauche. Was für ein Abstand zwischen dem Fall eines Apfels und den Gesetzen der Schwere! Zwischen den Schwingungen einer in den Gewölbe einer Kirche aufgehangenen Lampe und der Ausmessung unsers Erdballs! — Zwischen der Bewegung einer mit Magnet bestrichenen Nadel, und der Entdeckung der neuen Welt! — Dieß ist das Verdienst des unsterblichen Jenner; er sah, was viele vor ihm sahen, aber Er allein wußte daraus Nutzen für die Menschheit zu ziehen. Wenn er durch die Wichtigkeit seiner Entdeckung groß ist, so ist er es nicht minder durch die Vollkommenheit zu der er sie brachte, bevor er sie bekannt machte. Der göttingische Gelehrte wußte alles, was er zu wissen brauchte — ein Schritt mehr und er wäre unsterblich geworden, da jetzt nicht einmahl sein Nahme auf uns gekommen ist.

Miscellen.

Jeder Tonkünstler muß sich hoch geehrt finden durch des Doctor Martin Luther nach seiner Weise eben so sonderbares, als nachdrückliches Lobzeugniß der Musik: „Es ist kein Zweifel, daß viel Samen herrlicher Tugenden in solchen Gemüthern anzutreffen, welche von der Musik gerühret werden: die aber davon keine Empfindung haben, die halte ich, sind den Klötzen und Steinen gleich. Wer die Musik verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden, denn die Musik ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht zu Menschen-Geschenk. So vertreibet sie auch den Teufel, und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabey alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster. Ich gebe, nach der Theologie, der Musik den nächsten Platz und höchste Ehre."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 19. und Freytag den 21. December 1810.

Mitten in Europa ist ein freyes Volk ohne König, ohne Statthalter, ohne Generalstaaten; so frey als die alten Griechen, so tapfer als die alten Römer, zum Theil so simpel als die Germanier des Tacitus, zum Theil so gesittet und gelehrt als die Franzosen und Engländer. Die Feinde der Griechen waren verdorbene Sclaven; die Römer waren allzeit im Krieg; Venedig wird beherrscht von einem weisen Senat; Franzosen, Engländer, Flotten, Gold und Schleusen haben Holland erhalten; England steht im Weltmeer zugleich sein Gebieth und Bollwerk. Das Volk, von welchem ich rede, kennt das Weltmeer nicht; arm, ohne Bundsgenossen, ohne Brod, triumphirte es weiland über die streitbaren Armeen heldenmuthiger Fürsten; es versteht den Krieg, fürchtet ihn nicht und fängt ihn nicht an; viele Könige haben seine Freundschaft gesucht; vormahls hatte es keine Bundesgenossen und bedurfte keine; es hält seine Verträge und misbraucht sie nicht. Sein Land ist kleiner als Languedok, in demselben sind dey dreyßig freye Staaten und unermeßlich viele Verfassungen, dort sieht man acht Republiken in einer Tagreise; hier reiset man sechs Tage durch das Land einer einzigen Republik. Es gibt mancherley Religionen; man redet fünf oder sechs Sprachen, beynahe jedes Dorf hat seine Mundart. An einigen Orten begegne ich Männern, wie sie im vierzehnten Jahrhundert waren, ich glaube Samniter zu sehen, die Flecken der Sabiner, den Bauernhof des Manius Curius; an andern Orten sehe ich gar wohl das achtzehnte Jahrhundert. Unter allen Völkern ist dieses Volk das wunderbarste und weiß es nicht!

Johann von Müller.

(152 und 153.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

1.

Note über die Pensionen, welche der Kaiser mein Herr nach England bezahlt.

Dem Herrn Legaten (Cardinal Wolsey *) jährlich	9000	Thaler.
(Verfallzeit 1. May.)		
Dem Herzog von Suffolk	1000	—
Dem Großschatzmeister und Admiral, Herzog von Norfolk	1000	—
Dem Herrn von Boulen	1000	—
Dem Oberstkämmerer	1000	—
Dem Oberstkofmeister	1000	—
Dem Messire Richard Wingfeld	500	—
Dem Messire Wilhelm Compton	500	—
An Thomas Hennuke	200	—
Dem Bischof von London	500	—

(Cf. Rymer XIII. Band.)

*) Auch Franz I. war nicht sparsam in diesem wichtigsten Puncte. Wolsey zeigte mir, — schrieb Hennart, K. Carls Botschafter in England, aus London vom 15. May 1522 — binas obligationes regis gallorum, quarum una est in Recompensam episcopatus Toraacensis; altera vero in recompensam duarum Abbatiarum, quas dictus Cardinalis circa Torna-um habere solebat. Summa unius obligationis erat 12,000 francorum, alia erat circa 8000 Calculata igitur pensione, quam habet a Majestate vestra, asceudent omnia ad Summam XXIX. m. cum quingentis, cui summae, si superaddantur pensiones, quas habeat in ecclesia Pacens et Palentina, Labebit solum a Majestate vestra 16 000, speramus tamen, quod cum Summa 12,000 erit contentus.

2.

Abschied der Erzherzoginn Margarethe, verwitweten Herzoginn von Savoyen, Statthalterinn der Niederlande von Ihrem Neffen, Kaiser Carl. dd. Mecheln, 30. Nov. 1530. († Tages darauf.)

Monseigneur! Die Stunde ist gekommen, da ich nicht mehr im Stande bin, Euch mit eigner Hand zu schreiben, denn ich fühle mich so krank, daß meiner Augenblicke wohl nur sehr wenige seyn werden. Um mein Gewissen besorgt, und nun ganz beruhigt und ganz entschlossen, mich ohne irgend ein anderes Verlangen dem allerhöchsten Willen zu fügen, bedaure ich nur, Euch nicht mehr zu sehen und noch einmahl vor meinem Tode sprechen zu können, um Euere Majestät noch um Verschiedenes zu bitten, was so durch diesen meinen Brief geschehen muß, der wohl mein letzter seyn wird *). Ich habe Euch

*) Der Erzbischof von Palermo und de la Laing schrieben an den Kaiser, aus Mecheln vom 1. Dec. 1530. — Sire! Durch die letzte Hoogstrater Post meldeten Wir Eurer Majestät die Krankheit Ihrer Frau Tante, welche so zugenommen hat, daß der Brand zu Ihrem

zum Universalerben in meinem Testamente verordnet, dessen Erfüllung ich Euch dringend empfehle. Ich lasse Euch diese Lande, die ich während Eurer Abwesenheit allein regierte, in so vollkommenem Zustand, wie bey Eurer Abreise, aber noch bedeutend vermehrt, und hoffe mich meiner Pflichten gegen Euch, Monseigneur, und zum Besten Euerer Unterthanen so redlich entlediget zu haben, daß ich dafür im Himmel meinen Lohn erwarten darf. Von ganzem Herzen empfehle ich Euch den Frieden und insbesondere mit den Königen von Frankreich und England *). Endlich bitte ich Euch noch, Monseigneur, daß Ihr die Liebe, die Ihr gegen diese irdische Hülle truget, dem frommen Andenken der Hingeschiedenen weihen wollet, und der Milde gegen meine armen Diener und Frauen. Ich sage Euch das letzte Lebewohl, Monseigneur, im Nahmen dessen, den ich bitte, Euch lange und im steten Glück zu erhalten. — Mecheln, am letzten November 1530.

Euere unterthänige Tante Marguerite.

3.

Grabschriften zweyer großen Minister Carls zu Innsbruck.

Clem. Papa VII. — 1530. — Carol. V. ex electo R. I. Aug.

Vta die mensis Junii obiit Oeniponti Reverendissimus ac illustrissimus princeps et dnus Dnus Mercurinus de Herbório, comes Gattinariae J. V. Doctor S. S. Romanae ecclesiae tituli S. Johannis ante portam latinam Presbyter Cardinalis, Imperatoris Caesaris Divi Caroli V. intimus consiliarius magnusque cancellarius, vir gravissimarum virtutum praestantia, singularique sapientiae laude peri celebris. (De Reverendissimi hujus Cardinalis in Caesari Comitatu obitu tria doctissima pariterque elegantisso legi epicedia, quorum primum princeps ille poetarum nostri seculi Helius Lobanus Hessus, secundum clarissimus eruditissimusque vir Joachimus Camerarius Babenbergensis, tertium vero poeta elegantissimus Johannes secundus Hagiensis Belga composuere: quae omnia epicoedia tum quod docta sint, tum quod defuncti virtutes graphice depingant in gratiam lectoris candidi praecipere quoque quod in hac inclyta civitate nostra aenipontana vir ille tantus Diem suum extremum clauserit hoc loco inserenda operae pretium duxi. Ob angustum spatium ad finem voluminis rejecta, setzt die Innsbrucker Chronik hinzu.)

.....

Clemens Papa VII. — 1534. — Carolus V. electus Rom. Imp.

VII. die Mensis Aprilis in festo S. Hegesippi historiographi clarissimi et confessoris ambulavit ab his Babylonis fluminibus, ad portum aeternae quietis Oeniponti amplissimus, gravissimus ac praestantissimus vir Dominus Cyprianus a Sarenthein nobilis Tyrolensis, patriae suae perennis et nunquam interiturus honos, splendorque serenissimorum Sigismundi Archiducis Austriae, divorumque Caesarum Maximiliani ejus nominis primi, Caroli quinti simul atque Ferdinandi Hispaniarum principis, comitatus Tirolensis principum summa cum integritate per annos quadraginta duos integros existens arcanus, primariusque consiliarius ac imperatoriae aulae superiorumque Archiducatus Austriae provinciarum apud inclitum praetorium Aenipontanum cancellarius bene meritissimus: aetatis suae anno septimo supra sexagesimum postquam vitam ab omni quiete et otio alienissimam peregisset. Sepulturae traditus hic in templo parochiali D. Jacobi m. Apostoli sub lapideo monumento in Domino quiescit.

Erik XIV. König von Schweden.

„Scheut sich dieser Absalon nicht, solches vor meinen Augen zu unternehmen, was wird er nicht erst beginnen nach meinem Tode!" so sprach in weissagendem Geiste Gustaf Wasa, Schwedens großer Wiederherstieller, als sein Erstgeborner, Erik in den Lehngütern, die ihm als Kronprinzen zugetheilt wurden, dreist und untreu seinem Worte waltete, unehrerbietig gegen des großen Vaters ruhmvoll ergrautes Haupt. Wagte es doch der unbändige Jüngling, dem Vater die Krone abzufordern, und nach der weigernden Antwort ihm des Alters Schwachheit vorzuwerfen. Darum war Gustaf entschlossen, dem Prinzen sein Erbrecht zu nehmen; denn er glaubte, ohnehin mißtrauisch in seiner letzten Lebenszeit, es könne in diesem Sprößlinge des Wasa-Stammes seinen edeln schwedischen Männern, die er aus harter Knechtschaft glorreich erlöst, kein kraftvoller Anführer, und dem Vaterlande, daß er hoch erhoben, kein würdiges Haupt erwachsen. Gustafs andrer Sohn von seiner zweyten Gemahlinn Margaretha Lejonhufwud (Löwenhaupt) fiel dem erzürnten Vater zu Füßen, und bath edelmüthig für den Halbbruder. Der König ward besänftigt, aber Erik barg in seinem Herzen den lange genährten Groll wider den großmüthigen Joann, und sein Vater ward selbst gegen des Prinzen wunderliche Ehewerbungen nachsichtig.

Für Eriks Bildung schien trefflich gesorgt zu seyn, denn auf Gustafs Gesuch sandten ihm Luther und Melanchthon den warm empfohlenen Georg Normann, Erbherrn zu Dubbenitz auf Rügen, einen wackern klugen Mann, der sich einen großen Nahmen in der schwedischen Reformationsgeschichte erwarb; und als dieser zu anderm Berufe überging, ward ein französischer Kalvinist, Dionys Beurreus (Beurré) Eriks Lehrer. In seinem zwanzigsten Jahre erregte die Gelehrsamkeit des Prinzen die Bewunderung einer Priesterversammlung in Linköping; er war kundig in Sprachen, in Tactik, Mechanik, Naturkunde und der damahligen Modewissenschaft der Astrologie, die ihn zu manchen thörichten Unternehmungen verleitete. Aber wie gut er auch erzogen seyn mochte für sein Zeitalter, die wissenschaftliche Bildung hatte auf seine Seele nicht den mildernden Einfluß, den man oft von ihr rühmen mag. Seine auffallende Heftigkeit war die Äußerung eines schwachen Gemüths, und wie argwöhnisch und mißtrauisch er sich auch zeigte, er gab, wo einmahl Einfluß auf seinen Geist genommen war, leicht sich hin mit dem unweisesten Übervertrauen. Diese Geistesstimmung äußerte sich zuweilen, am auf

Sufte kam und sich bald über den ganzen Körper verbreitete, so daß Sie diese Nacht zwischen 12 und 1 Uhr Ihren Geist aufgab. — — Sie hat in Ihrem Tode ganz jenen festen Muth bezeigt, welcher Ihr Leben auszeichnete ꝛc. ꝛc.

*) Wie ungegründet also wieder die Einstreuungen einiger neuern, französischen Schriftsteller: Margaretha sey die Haupttriebfeder des bitteren Hasses gewesen, welcher damahls Österreich und Frankreich entzweyte.

fallendsten freylich in seiner spätern Lebenszeit, in so seltsamen Erscheinungen, daß man zweifeln möchte, ob sein Verstand auch früher schon dauerhafter Gesundheit genossen habe. Mag die Sage leer oder gegründet seyn, welche die spätern Anwandlungen offenbarer Verrücktheit einer Hirnverletzung zuschreibt, die sich der wilde Jüngling bey einem zu hohen Sprunge im Saale des Schlosses durch den Stoß gegen einen Kronleuchter zugezogen; dieser Geist, schwach und gequält von ewiger Unruhe, konnte leicht zu solchen Verirrungen kommen.

Des Vaters Liebe für die Söhne, welche ihm Margaretha gegeben, weckte früh den Neid des Erstgebornen, und als Gustaf, verleitet von dieser Vorgunst und altem Herkommen gemäß, den jüngern Prinzen große Gebiethe zutheilte, worin sie dem Könige nur als Lehnsleute treu herrschen sollten, da ward dem alten Grolle neue Nahrung gegeben, und der Keim gelegt zu Hader und endlosem Mißtrauen. Die jüngsten Brüder, Magnus, Herzog von Ostgöthland, und Carl, Herzog von Südermannland, beyde noch nicht achtzehn Jahre alt, schienen jetzt minder gefährlich als der ältere Joann, des Vaters Liebling, mächtig als Herzog von ganz Finnland. Der Verdacht gegen den Vater und die Brüder quälte den Kronerben so lebhaft, daß er unabläßig Kundschafter am königlichen Hofe unterhielt, und Gustaf hatte noch in den letzten Lebenstagen den Schmerz, in einem aufgefangenen Briefwechsel Eriks unedeln Argwohn kennen zu lernen. In heimlichem Neide aufgewachsen, verbargen seine Söhne, auch als er mit bangen Ahnungen zur Ruhe gegangen war, die unbrüderliche Gesinnung, sich gegenseitig verstellend; und die Wachsamkeit, womit jeder des andern Schritte belauschte, vermehrte in jeder Brust den Argwohn.

Bey seiner Thronbesteigung (1560) fand Erik, sieben und zwanzig Jahre alt, ein blühendes Reich und den Grund gelegt zum weitern Fortbauen. Allgemeiner Wohlstand war die Frucht des Friedens mit den Nachbarn, welchen Schweden nach dem herrlichen Erlösungskampfe lange genoß. Glückliche Hoffnungen schien der Anfang seiner Regierung zu wecken, so viel ward gesorgt für Vollendung der kirchlichen Reformation, für Verbesserung des Erziehungswesens, für Beförderung des Handels und Gewerbfleißes, für kräftige Verwaltung der Gerechtigkeit. Aber wenn auch der neue König Zuneigung zu gewinnen schien, wenn auch ein glänzender Hof sich um seinen Thron drängte, es waren die mächtigsten Geschlechter des Landes, nahe Verwandte der zweyten und dritten Gemahlinn des verstorbenen Königes, Margaretha's Söhnen gewogner, als dem Könige, den eine Fremde geboren. Das war wenigstens Eriks Verdacht, welchen die Ereignisse der Folgezeit zu rechtfertigen schienen, und darum entfernte er immer mehr die Ersten des Landes, sein Vertrauen Männern schenkend, die ihm allein ihre Erhebung dankten, und oft dieses Vorzugs unwürdig waren.

Schon bey der väterlichen Erbguts-Theilung hatte Erik, frühern Zusagen untreu, durch Machtgeboth seinen Brüdern zum Nachtheile entschieden, und es war eine seiner ersten Angelegenheiten, die Gerechtsame zu beschränken, welche sie kraft Gustafs Testament besaßen, oder nach den unbestimmten Verfügungen desselben sich anmaßen konnten. Freylich ward gegen die väterliche Verordnung gehandelt, und Erik mehr noch von Argwohn und altem Neide getrieben, als von den Gründen verständiger Politik; aber wenn ein Mahl Untheilbarkeit des Gebiethes und Einheit der Staatsgewalt durch des Vaters Vergunst verletzt waren, so konnte man's nicht tadeln, daß der König die Prinzen durch neue, von den Ständen bekräftigte Verfügungen, an ihre Abhängigkeit von der Krone und an ihre Unterthanenpflicht zu erinnern suchte. Um sich durch mächtige Verwandtschaft gegen die Übergewalt des königlichen Bruders zu schützen, war Herzog Joann eifrig bedacht, die Vermählung mit der Schwester des polnischen Königes Sigmund II. zu vollziehen, wozu schon bey Gustafs Lebzeiten Vorbereitungen gemacht waren. Erik war diesen Unterhandlungen abhold, und mahnte seinen Bruder ernstlich ab, als die Angelegenheiten Livlands den Frieden zwischen Pohlen und Schweden zu stören drohten. Denn es hatte der livländische Heermeister Kettler, als der mächtige Iwan II. die schwache Ordensherrschaft zu vernichten heranstürmte, dem Könige von Pohlen Livland abgetreten, während Reval mit dem größten Theile von Ehstland sich schwedischer Vormäßigkeit unterwarf, und nicht minder Dänemark alte Ansprüche auf das schöne Land hervorsuchte.

Erik selbst, ein unermüdlicher Freyer, hatte noch keine Gemahlinn gefunden. In seinen Heirathswerbungen, womit er in des Vaters letzten Lebensjahren angefangen, zeigte sich schon sein seltsamer Sinn, wie seine ungeduldige Heftigkeit. Zuerst war's Elisabeth von England, damahls, als die Königinn Maria noch lebte, entfernt vom Hofe; und obgleich sie, nach ihrer Weise, den beharrlichen Bewerber öfter abstieß als anzog, gab Erik die Hoffnung doch nicht auf, und ward nicht zärtlicher gegen die mächtige Königinn, als er's gegen die Prinzessinn gewesen, deren Aussicht auf den Thron noch zweifelhaft war. Endlich, als sie vier Jahre ihr Spiel mit ihm getrieben, wandte er sich, vielleicht nur um Elisabeths Eifersucht zu wecken, an Maria Stuart, dann warb er um die Hand einer hessischen Fürstentochter, und zuletzt um Renata von Lothringen. Aber sein Unstern, und zum Theil auch die Ränke des feindlich gesinnten Königes von Dänemark, zerstörten alle seine Heirathsentwürfe. Er vergaß sein Mißgeschick in den Armen seiner Geliebten, und wußte von den Ständen die Erklärung auszuwirken, daß sie die Braut, die er sich aus den Töchtern des Landes erlesen möchte, sey sie adelig oder geringen Standes, als Königinn, und ihre Kinder für thronfähig erkennen wollten. Damahls schon war, scheint es, der Entschluß reif, die schöne Katharina, eines armen Landknechts Tochter aus Medelpad, die unter der weiblichen Hofdienerschaft seiner Schwester erzogen wurde, zur Genossinn seines Thrones zu machen.

Während das Verhältniß mit Pohlen und Dänemark immer feindlicher ward, reisete Herzog Joann wider des Königes Willen an Siegmunds Hof, wo seine Vermählung mit der pohlnischen Prinzessinn eilig vollzogen, und wahrscheinlich eine innigere Verbindung mit Siegmund geschlossen ward, als für Eriks Vortheil heilsam seyn konnte. Joann war kaum nach Abo zurückgekehrt, da brach die Zwietracht zwischen ihm und dem Könige offen aus, wie auch der Herzog sein Betragen und das Darlehn, welches er seinem Schwager gegeben, entschuldigen mochte. Erik verlangte bestimmte Erklärung, ob der Herzog seine Verbindung mit Pohlen aufgeben, oder gegen seinen König und sein Vaterland die Waffen ergreifen wolle, und als Joann nicht die unterwürfige Antwort sandte, die

Erik erwartete, ward er aufgefodert, sich vor den versammelten Ständen zu rechtfertigen. Der Herzog weigerte sich nicht zu erscheinen, aber nach Versagung sichern Geleits rüstete er sich zur Gegenwehr, und suchte Hülfe in Pohlen gegen des Königes Gewalt. Er berief, der von ihm unterschriebenen Verfassungsurkunde zuwider, die finnländischen Stände, vor welchen er seine Beschwerden darlegte, und die Versicherungen, die man ihm und seinem Bruder gegen die Anordnung des Vaters abgedrungen, ungültig erklärte. Entschlossen, sich gegen jede Gewalt zu waffnen, wollte er sein erbliches Fürstenthum vertheidigen, und die Stände verpflichteten sich eidlich zum Dienste ihres Herzogs. Als dieß in Schweden ruchbar ward, wurden alle Diener des Fürsten, die man greifen konnte, vor das königliche Hofgericht gestellt und bestraft. Die schwedischen Reichsstände sprachen dem Herzoge Leben, Ehre und Fürstenthum ab, und Erik sandte eine Kriegsmacht nach Finnland, das strenge Urtheil zu vollziehen. Unter Bedingung ewiger Gefangenschaft wird ihm Gnade zugesichert, bey dem geringsten Widerstande sollte man ihm mit Gewalt verhaften. Der Herzog hatte sich in seinem Schlosse zu Abo verschanzt, aber es kam nicht die erwartete Hülfe aus Pohlen, und nach einer standhaften Vertheidigung mußte die Burg den Kriegsvölkern des Königes geöffnet werden.

Der unglückliche Fürst ward mit seiner jungen Gemahlinn wenige Wochen nach der Hochzeit, gefangen zu Schiffe weggeführt. Als sie nicht weit von Stockholm gelandet waren, erschien des Königs Fiskal, sein Günstling Jöran (Georg) Pehrson, mit harten Worten den Herzog anredend, und erzählte dem versammelten Volke, was den König bewogen, gegen seinen Bruder, einen Feind des Staates, einen treulosen Unterthan, solche Strenge zu üben. Der Herzog achtete es unter seiner Würde, diese Beschuldigungen zu widerlegen, und sprach mit freyer unerschrockner Miene nur die wenigen Worte: Es steht das Urtheil zwischen mir und meinem Bruder bedeutendern Männern zu, als einem entarteten Pfaffensohne. — Mehr als der eigne Schmerz bekümmerte ihn der Zustand der geliebten Gattinn, die ihm mit edler Hingebung Muth einsprach. Sie sollte sich von ihrem Gemahle trennen, und fürstliche Ehre und Bedienung erhalten, oder nur von zwey Aufwärterinnen begleitet ihm ins Gefängniß folgen. Ohnmächtig schwankte die Unglückliche, als sie den Trauring vom Finger gezogen, den sie dem Diener der harten Gewalt, dem feindlich gesinnten Jöran Pehrson, schweigend vorhielt. Da standen die Worte eingegraben: Niemand als der Tod. Noch desselben Abends wurden die Gefangenen durch den Söderfluß auf das feste Schloß Gripsholm im Mälar-See gebracht. Auf beyden Ufern stand zahlreich das Volk versammelt, den Herzog zu sehen, der auf dem Verdeck sitzen mußte, um das Gerücht zu widerlegen, als sey er nach Pohlen entflohen, und viele Stimmen beklagten sein Schicksal. Herzog Mans, Gustafs dritter Sohn, jetzt der nächste Kronerbe, wenn Erik kinderlos sterben sollte, ward von dem Könige bewogen, das Urtheil gegen seinen Bruder zu unterschreiben; und seitdem, sagt man, zeigte sich bey ihm der Blödsinn, der immer zunahm, und bis an seinen Tod ihn nicht verließ.

War's allein die Verwendung des französischen Gesandten, oder des Königes Unentschlossenheit und Furcht vor dem Unwillen der Mächtigen des Landes, was die Vollziehung des Todesurtheils verhinderte? Vier Jahre, bald milder, bald härter behandelt, saß der Herzog an der Seite seiner treuen Unglücksgefährtinn im Kerker zu Gripsholm, während Erik in Livland Krieg führte gegen Pohlen, und in Südschweden gegen die Dänen und die Lübecker, ihre Verbündeten. War auch zuweilen das Glück besonders seiner Seemacht günstig, dem tapfern Anführer des dänischen Landheeres, dem Holsteiner Daniel Ranzow, welcher siegreich ins Land eindrang, konnte Erik keinen Mann von gleicher Kriegskunde entgegenstellen, und der Triumph, den er einst, nach zweydeutigem Waffenglücke in Stockholm einziehend, feyerte, war lächerliche Parodie der alten Römersitte. Er selbst, obgleich er ein Buch über Taktik geschrieben, verstand nicht Kriegsplane zu prüfen und kräftig auszuführen. Und wer hätte auch dem argwöhnischen Könige, der dem erprobten Verdienste oft mit unwürdiger Heftigkeit begegnete, oder es der schnöden Willkühr seines Günstlings preisgab, mit Lust dienen mögen, wo drohende Gefahr muthige Aufopferung forderte? Das mußte ein Jüngling aus einem geehrten Geschlechte des Landes erfahren. Nils Sture hatte sich Eriks Zorn zugezogen, weil ihm die Vollziehung des strengen Befehls, einige deutsche Reiterhaufen niederzuhauen, welche in einer unglücklichen Schlacht nicht ausharrend gefochten hatten, und ein Paar Höfe aufzubrennen, die der König für Dänisch gesinnt hielt, eines Kriegers unwürdig dünkte. Von Jöran Pehrson vor dem Hofgerichte angeklagt, verlor er durch Urtheilsspruch Ehre und Leben, und ward nur an des Königes Gnade verwiesen. Darauf führte man ihn auf einem magern Klepper schimpflich durch die Straßen der Stadt. Voran zog ein Haufen alter Weiber mit Sackpfeifen und Kuhhörnern, und eine andre Mähre schleppte einen laubigen Fichtenzweig vor ihm her, die Gassen zu fegen. Vor Pehrsers Hause ward ihm ein Strohkranz aufs Haupt gesetzt. Der Graf wandte sich an die Soldaten, ihr Zeugniß fordernd, und einmüthig riefen alle, er habe seinem Könige als wackerer Rittersmann gedient. Da drohte erbittert der übermüthige Günstling dem Grafen und den Soldaten mit Flüchen und gezücktem Degen, und erst bey des Volkes lautem Murren ward dem unwürdigen Schauspiele ein Ende gemacht. Nicht lange nachher aber, als ein heimkehrender Feldherr es gewagt, den König zu bitten, er möge nicht ferner des Staats treue Diener grausam behandeln lassen, befahl Erik, vielleicht auch um den Unmuth des beleidigten Geschlechts zu versöhnen, es solle in allen Straßen die Unschuld des jungen Grafen verkündet werden, und verboth bey Lebensstrafe gegen die Ehre des Gekränkten zu reden. Solche gesetzwidrige Willkühr, und solcher schnelle Wechsel von Ungunst und Gnade, Zeichen eines launischen Gemüths und einer schwachen Regierung, konnten dem Könige nicht Achtung und Ansehen bey den Großen erwerben. Waren ihm doch nie die ersten Geschlechter des Landes aufrichtig gewogen, und die Erinnerung an die alte Herrengewalt unter beschränkten Reichsvorstehern konnte lebhafter während seiner Regierung erwachen, als in den Zeiten seines Vaters geschah, der durch Heirathsverbindungen die Mächtigen an sein Haus fesselte. Seit der Herzog von Finnland gefangen saß, wuchs das Mißvergnügen der Großen, und immer lauter ward ihr Unmuth. Was mußten sie erwarten, wenn der König, um seine Macht zu erweitern, auch des Bruders nicht schonte! Die Einziehung adeliger Güter, worauf die Krone Anspruch hatte, war ein Angriff auf die Großen, und höher stieg

ihr Unwille gegen den König, als er, von der Noth kriegerischer Zeiten gedrängt, das alte Herkommen, welches die Besitzer adeliger Freygüter zur Stellung gerüsteter Männer verband, mit Strenge erneuerte.

Immer tiefer wurzelte in seinem Gemüthe der Argwohn, womit er seine Regierung begonnen, und so geschah, was sich oft ereignet, daß wer lange Verdacht genährt hat, leicht zu schlimmen Thaten Anlaß gibt, wenn unbescholtner Wandel nicht mehr als gültiges Zeugniß der Tugend gilt. Wie im Auslande, so ließ er auch unter seinem Volke Auflauerer umher schleichen; sorgfältig hat er in seinem Tagebuche aufgezeichnet, daß er in Stockholm Hauskundschafter angeordnet. Bey diesem unseligen Hange konnte es nicht an dienstbaren Zuträgern fehlen, die durch Belohnungen aufgemuntert wurden, und endlich stieg des Königes Mißtrauen so hoch, daß jeder Schritt, jedes Wort mit Besorgniß ihn erfüllte, und manchem die unschuldigste Handlung verderblich ward. Niemand durfte es wagen, in seiner Gegenwart leise mit andern zu reden; Erik glaubte es geschehe ihm zu Hohne, und den zierlich gekleideten Höfling traf der Verdacht, er suchte des Königes Buhlinn zu gefallen. Von seinem leidenschaftlichen Sinne ließ er sich sogar zu dem unklugen Schritte verleiten, einen armen Soldaten, den ersten Verlobten seiner geliebten Katharina, vor Gericht zu stellen, und ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, weil der Unglückliche, um seine Ungetreue noch einmahl zu sehen, sich in die Königsburg geschlichen hatte. In der folgenden Nacht fand man ihn gebunden im Norderstrome. Durch solche Unweisheit und Härte mußte der König die Achtung auch der Treuesten verlieren, und sein Verdacht vollends empören, wenn Schritte ruchbar wurden, wie man sich gegen einen Schützen des Grafen Schwante Sture erlaubte, der verhaftet, gefoltert, und in die Bergwerke gesandt ward, weil er ein Gewehr zum Büchsenmacher trug, als der König zufällig des Weges kam.

Erik hatte tödtlichen Haß gegen die Sturen gefaßt. Graf Swante, argwöhnte er, sey heimlich einverstanden mit Dänemark, und das ganze Geschlecht sinne auf Rache für den Schimpf, den Nils Sture erlitten. Der König hatte sich zwar nach diesem Vorfalle mit den Sturen scheinbar versöhnt, aber nicht selten verrieth sich die geheime Gesinnung auf beyden Seiten, und des Königes wunderlicher Sinn gab Veranlassung zu manchem Werke gerechten Unmuths, das seinen Argwohn nährte. So mahlte er einst auf die weisse Wand einen schwerbeladenen Esel, als Graf Schwante Sture hereintrat. Seht hier, Graf, das Sinnbild des schwedischen Volks sprach Erik; je mehr belastet, desto besser gehts einher. Wie hätte Sture bey dem unfürstlichen Scherze die Antwort unterdrücken mögen: Wie aber wenn es hinten ausschlüge und die Last abwürfe?

Die Anklage gegen das mächtige Geschlecht ward auf die Aussage eines deutschen Kaufmanns gegründet, dem ein pommerscher Edelmann gemeldet hatte, man rede im Auslande viel von einer Verschwörung gegen den schwedischen König. Erik berief die Stände nach Upsala, um die verdächtigen Großen richten zu lassen. Noch vor Eröffnung der Ständeversammlung wurden Schwante Sture, mit einem seiner Söhne und einige angesehene Edlen verhaftet, und alle nach Upsala geführt, wo auch Nils Sture, als er, unkundig des Schicksals seiner Angehörigen, in die Stadt gekommen, ergriffen ward. Zum zweyten Mahle verurtheilte der Spruch des versammelten Reichsadels den unglücklichen Jüngling zum Tode. Aber so nachgiebig die Stände, geschreckt oder verführt, sich zeigten, sie waren nicht gleich willig, über so viele der ersten Männer des Landes, welchen der König und sein Günstling Verderben geschworen, das Verdammungsurtheil auszusprechen. In dieser Zeit scheint es, ging des Königes seltsame Gemüthsstimmung in einen Anfall von Wahnsinn über. Während sein Argwohn drohende Gefahren sah, scheute er sich heimlich die Männer anzugreifen, in welchen er die Feinde seiner Krone und seines Lebens erblickte; sey's daß ihr Ansehen ihn schreckte, oder die Furcht vor der blutigen That. So ward seine Seele hin und her geworfen, bis in dem Augenblicke, wo er mit seinen Vertrauten sich berieth, plötzlich das Gerücht laut ward, es sey der Herzog von Finland aus seinem Kerker entkommen. Da rannte der König, ergriffen von heftiger Bewegung, aus der Burg. Auf der Gasse begegneten ihm einige seiner Günstlinge, und als diese den schrecklichen Entschluß in ihm befestigt hatten, eilte Erik in das Gefängniß, wo Nils Sture mit stiller Sammlung in einem Andachtsbuche las. Verräther! rief der König erbittert. Der Jüngling warf sich ihm zu Füßen, seine Treue betheuernd; aber in der wildesten Aufwallung der Leidenschaft stieß Erik dem Unglücklichen den Dolch in den Arm Sture zog den Stahl aus der Wunde, und abgetrocknet und geküßt überreichte er ihn dem Könige. Die stille Ergebung entwaffnete nicht den Zorn des Wüthenden. Er hatte Blut gesehen, und dürstete nach Blut. Zum zweyten Mahle verwundete er den Grafen mit eigner Hand, und ließ ihn darauf durch seine Kammerdiener mit sieben Hellebardenstichen tödten. Dann ging er, verwirrt, angstvoll in das Gemach, wo Swante Sture, des Gemordeten Vater, saß. Der König fiel auf die Kniee nieder, küßte den Grafen freundlich, und bath ihn, den er Vetter nannte, ihm zu verzeihen, was er wider ihn gethan. Gerührt antwortete der Graf, gern wolle er alles vergeben, aber der König solle ihm Rede stehen vor Gottes Richterstuhle, wofern dem Leben seines Sohnes Unglück widerführe.

Ha! das dacht' ich, rief Erik, Ihr wollt es mir nicht vergeben, darum muß euch Gleiches gleiches geschehen. Schnell verließ er darauf das Gemach und rannte in wilder Raserey aus der Stadt. Es folgten ihm nur wenige Leibwächter. Sein alter Lehrer, Dionys, war ihm besorgt nachgeeilt, und als er ihn nicht fern bey einem Dorfe gefunden, bath er knieend um Schonung für die übrigen Gefangenen. Aber kaum hatte er ausgeredet, da stieß auf des Königes Geheiß ein Leibwächter ihn nieder, und sogleich erhielt der Schloßvogt in Upsala Befehl, alle Gefangene zu ermorden. Die That ward so heimlich vollbracht, daß die Leichen über acht Tage verborgen lagen, bevor die wehrlosen Angehörigen der Gefallenen etwas erfuhren; denn Jöran Pehrson wollte den verübten Mord zu einer Strafe nach Urtheil und Recht machen, und theils durch Drohungen, theils durch geheime Bewegungsgründe, verleitete er die Stände zu unterzeichnen, was sie nicht untersucht hatten.

Auf allen Wegen ward indeß der verlorne König gesucht, der endlich, im Wahnsinne seine Wächter verlassend, in den Wald gelaufen war. Am vierten Tage ward er verwildert in Bauerntracht gefunden. Rings um ihn her stand ein Haufen von Edelleuten, Priestern und Bauern, unter welche er, mitleidig

angestaunt, Geld auswarf, in dem Wahne, es sey alles gegen ihn empört, wollte er wahrscheinlich die Gemüther besänftigen. Seine geliebte Katharina, die auch unter den Suchenden war, bewog ihn endlich, sich in anständiger Kleidung nach Stockholm zurückführen zu lassen.

Mit der Rückkehr seiner Besinnung kam die Reue über die blutige Schuld, die er auf sich geladen. Er war tiefgebeugt, schwermüthig, und kaum konnte man ihn überzeugen, er sey wirklich noch König. Bald aber, als er sah, daß nicht sein ganzes Volk sich gegen ihn empörte, ward sein Gemüth ruhiger, und er suchte den Unwillen des Adels durch neue Vorrechte zu besänftigen, die Angehörigen der getödteten Edeln zu versöhnen. Es sollten die Ermordeten für unschuldig erklärt, und ihnen ein anständiges Begräbniß bewilligt werden: das war's, wie die Gräfinn Sture begehrte, welche den Gatten und zwey Söhne verloren hatte. Feyerlich ward nun durch Heroldsruf das Andenken der gefallenen Männer hergestellt.

Während der König einsam auf dem Schlosse zu Swartsjö lebte, ward die Regierung von dem Schwager des Grafen Swante Sture, Sten Eriksson Lejonhufwud, und dem Reichsrathe Pehr Brahe geführt. Der Einfluß dieser Männer war jetzt so mächtig, daß der König seinen Günstling gegen Anklage und Verurtheilung nicht schützen konnte; aber Erik verzögerte die Vollziehung des Todesurtheils, bis die Zeit wieder günstiger ward. Getrennt von seinen alten Vertrauten sah er sich von Männern umgeben, in welchen sein Argwohn bisher nur Feinde erblickt hatte. Er hielt sich für einen Gefangenen in Swartsjö, und als die Regenten ihn bathen, sich der Staatsverwaltung anzunehmen, antwortete er klagend, sein Ansehen sey ihm geraubt, und es werde ihm nur Verachtung bewiesen.

Diese Ereignisse öffneten endlich dem Herzog Joann das Thor seines Kerkers. Der König ließ Unterhandlung mit ihm anknüpfen, und sandte ihm einen demüthigen Brief voll seltsamer Resignation, worin sich deutliche Spuren fortdauernder Verrücktheit fanden. Noch immer quälte ihn der Gedanke, man arbeite heimlich ihm die Krone zu rauben, und in dieser unruhigen Stimmung, um sich einen mächtigen Beschützer zu sichern, faßte er den Entschluß, dem Großfürsten von Rußland seines Bruders Gemahlinn auszuliefern, um welche Iwan einst vergeblich geworben hatte. Aber Erik ergriff jetzt nur unmächtige Entschlüsse. Es ward durch Gustafs Witwe und andre Mächtige vermittelt, daß die entzweyten Brüder, gegen Geleitsbriefe von beyden Seiten, eine Zusammenkunft bewilligten. Herzog Joann stieg zu Swartsjö ans Land, da kam Erik ihm entgegen, und auf die Kniee fallend begrüßte er ihn als König; aber der Prinz, gleichfalls niederknieend, verbath jenen Titel, und als beyde nach vielen seltsamen Höflichkeitsbeweisen sich umarmt hatten, entfernte sich Erik, seinen Räthen überlassend, den Vergleich mit seinem Bruder abzuschließen. Der Herzog versprach, dem Könige fortan als treuer Lehnsmann zu dienen, und die Söhne, welche Katharina gebären möchte, als rechtmäßige Kronerben zu erkennen.

Er verdanke seine Freyheit nur der Gnade des Königes, erklärte Joann, und doch, scheint es, konnte damahls schon, wo Erik in der Gewalt der Freunde des Herzoges war, diesem die Krone genommen werden; aber wahrscheinlich hätte sein Bruder, als er kaum frey geworden, und nur erst auf wenige rechnen konnte, noch nicht mit so fester Hoffnung glücklichen Erfolge das Unternehmen wagen dürfen, als es eilf Monath später geschah. Während dieser Zeit mag der Gedanke, wenn auch nicht erst erwacht, doch gereift seyn, und sich der mächtige Anhang um Joann und seinen Bruder den Herzog von Südermannland, gesammelt haben. Des Königes unweises Betragen konnte solche Entwürfe nur begünstigen; denn kaum glaubte er wieder fester auf dem Throne zu sitzen, da schien er seine Reue mehr als seine Thaten zu bereuen. Seine Vertrauten wagten es neuen Muth zu fassen, und der verurtheilte Jöran Pehrson, bisher noch immer ungekränkt unter des Königs Schutz, ward durch feyerliche Verkündung für einen redlichen Mann erklärt, und in alle seine Ämter wieder eingesetzt. Ein offner Brief, den der neuerhobene Günstling in Eriks Nahmen aussandte, entehrte noch einmahl das Andenken der Sturen, und gab die verzögerte Vollziehung des rechtlichen Urtheils über Nils Sture als Ursache von des Königes unglücklicher Geistesverwirrung an; und während dieser Zeit sey freylich, gestand man, vieles geschehen, was nicht recht gewesen, denn man habe den König, hülflos in den Wald gehen lassen, wie ein unvernünftiges Thier, den Anfechtungen des Teufels ausgestellt." Der Vergleich mit dem Herzoge von Finnland ward für ungültig erklärt, und Pehrson erhielt Befehl, die Geldsummen wieder zu fordern, welche der König, die Freunde der Ermordeten zu sühnen, in seiner Verrücktheit so freygebig gespendet hatte.

Als darauf Erik selbst gegen die Dänen zu Felde gezogen war, und ruhmlos heimkehrend den Unmuth über den unglücklichen Krieg, so wie Mißachtung gegen sich, lebhafter erregt hatte, da ward sein Schicksal reif zur Entscheidung. Er wollte sich mit seiner Geliebten, die ihm einen Sohn geboren, vermählen, und sie als Königinn krönen lassen. Auch seine Brüder, seit Joanns Befreyung fester verbunden, wurden durch freundliche Briefe zur Hochzeit geladen; aber, sey's daß sie selbst Argwohn gefaßt, oder warnende Winke erhalten, sie waren nicht Zeugen eines Festes, welches nur Unwillen erwecken konnte, wenn sie auch keine Gefahr gefürchtet hätten. Während die Vermählung prachtvoll gefeyert ward, und Eriks Schwestern ihre ehemalige Dienerinn als gekrönte Königinn begrüßten mußten, schlossen die Herzoge von Finland und Südermannland unter einer alten Eiche bey Wadstena einen Bund gegen den König. Schon hatten mehrere der ersten Edeln des Landes sich zur Parthey der Herzoge gesammelt, es huldigten ihnen die Kriegsvölker in Ostgothland, und der südliche Theil des Reichs stand in Aufruhr. Vergebens both der König friedliche Aussöhnung an, man wollte seinen Versicherungen nicht glauben: vergebens rief er den Herzog von Südermannland mit harten Worten zum Zweykampfe nach ritterlichem Brauche, um das Blut schwedischer Männer zu schonen, man lachte der Ausforderung, und nach unnützem Federkriege rückten die Verbündeten mit ihrer Kriegsmacht heran, den alten Zwist im Felde auszukämpfen.

Eilig berief der König die Stände nach Stockholm, aber er fand nur Klagen über den Aufruhr, und Rathschläge, die er für unwürdig achtete. Entschlossen seine Krone zu vertheidigen, schalt er Verräther alle, die ihm riethen, landflüchtig zu werden und fremden Schutz zu suchen. Er zog mit den Kriegsvölkern, welche er aufbringen konnte, den Brüdern entgegen, die siegreich voran drangen, des kleinen Vortheils ungeachtet, den Erik gewann, um bald desto tiefer zu fallen. Seine Stief-

Mutter und seine Schwestern verließen den Hof, in das Lager der Herzoge eilend; es gingen Feldherrn über, die er ausgesandt, um Hülfe herbeyzuholen. Vergebens wollte der König, verlassen von Verwandten und Freunden, sein Kriegsvolk durch Belohnungen ermuntern, vergebens suchte er die Bürger der Hauptstadt zum Widerstande zu reitzen, als er, seltsam in allen Maßregeln, über den großen Markt ein Seil ausspannen ließ, an welchem alle schriftliche Versprechungen hingen, wodurch die empörten Vasallen sich ihm zur Treue verpflichtet hatten. Mochte man ihm auch beystimmen als er fragte, ob er nicht mit Recht Verdacht gehegt gegen den Herzog von Finland; aber der Sieger rückte heran, und alles schien verschworen zum Untergange des Königes.

Auf dem hohen Thurme des Schlosses zu Stockholm stand Erik mit seinem Günstlinge, als die Fahnen seiner Brüder sich nahten. Da sprach, erzählt man, Jöran Pehrson: Hätte mein gnädiger Herr dem Herzoge den Kopf abschlagen lassen, wie das Urtheil verfügte, so wäre dieß nicht geschehen. „Du sagst etwas" nur diese Worte erwiederte Erik. Aber den unglücklichen Vertrauten, schon einmahl dem Tode geweiht, konnte jetzt keine Gewalt mehr schützen. Von den Bürgern und der Besatzung ward er gegen des Königes Willen ergriffen, und gebunden zu den Vorposten geführt; denn dieß hatten die Herzoge als Bedingung der Unterhandlung gefordert. Tags vor der Übergabe von Stockholm ward die Todesstrafe grausam an ihm vollzogen.

Bis auf den letzten Augenblick vertheidigte sich Erik mit den Soldaten, die ihm anhingen, und verwarf alle Bedingungen, welche Herzog Joann, jetzt Reichsvorsteher genannt, ihm anboth, wenn er die Krone niederlegen wollte. Der König rechnete auf die Treue der Hauptstadt, aber geschreckt vom feindlichen Geschütze, und größeres Unheil fürchtend, unterhandelte ein Theil der Bürger mit den Herzogen. Wie hätte auch jetzt, wo fast das ganze Reich empört war, einzelner Widerstand den König retten können! Als er am Michaelstage früh in der Hauptkirche bethete, ward plötzlich gemeldet, es sey Sten Erikson Lejonhufwud, der Herzoge mütterlicher Oheim, mit seinen Kriegsvölkern Meister der Stadt geworden. Erik entfloh, aber auf dem Wege nach dem Schlosse begegnete ihm der feindliche Anführer, der ihn drohend aufforderte, sich gefangen zu geben

In diesem Augenblicke wurde Sten Erikson durch einen Soldaten von der Leibwache tödtlich verwundet, und Erik eilte ins offne Schloßthor. Plündernd zogen indeß die Kriegsvölker durch die Stadt, bis der Herzog von Südermannland ankam, dem der verlassene König, gegen die Zusage milder Behandlung, das Schloß übergab. Darauf ging Erik in die Kirche zurück, wo er vor den Herzogen und mehrern Gliedern des Ritterstandes der Herrschaft entsagte, und um anständiges Gefängniß bath.

Tags nachher, als der entthronte König auf dem Schlosse zu Stockholm in einem vergitterten Gemache saß, hielt Herzog Joann seinen feyerlichen Einzug, und ward von den Reichsräthen und Ständen zum Könige ausgerufen. Im Anfange des folgenden Jahres (1569) stand Erik vor dem Richterstuhle der Ständeversammlung. Er selbst führte seine Vertheidigung, und als im heftigen Wortwechsel Joann ihm vorwarf, er sey nicht bey Verstande, antwortete ihm Erik: Nur einmahl, da ich Dich aus dem Kerker ließ, war ich nicht bey Verstande. — Am Ende der Untersuchung, die sein erbitterter Feind leitete, die ohne Erwägung irgend eines mildernden Umstandes geführt ward, sprachen dieselbigen Stände, die so manche seiner unweisen Herrscherhandlungen bestättigt hatten, das Urtheil: er solle sammt seinen Erben, als ein Tyrann und Feind des Reichs, der Krone verlustig seyn.

Der neue König, einst so edelmüthig gegen den Bruder, begegnete jetzt dem Gedemüthigten mit unedler Rachsucht. Vergebens flehte er aus der Tiefe seines Kerkers um milde Behandlung; Verspottung, Hunger und Durst mußte er dulden, und Einer der Reichsedeln, der Wache bey ihm hatte, scheute sich nicht, ihn grausam zu mißhandeln, und den Verwundeten in seinem Blute liegen zu lassen. Selbst der Ort, wo er gefangen saß, das Zimmer, welches bey Gustafs Tode mit Silber angefüllt war, mußte schmerzliche Empfindungen wecken, oder sie wurden aufgeregt, wo sie nicht erwachten. So erinnerte ihn Gustaf Baner an jene Schätze, welche Erik so unwürdig vergeudet hatte, daß nach sechs Jahren nicht eines Nagels werth von allem Silber übrig war. Das hab' ich solchen Schelmen als Du bist zu danken, erwiederte Erik, sie halfen mir mein Geld erschöpfen. — Das ist nicht wahr, sprach Baner, ich war damahls nicht im Lande; aber Fürsten, wie Ihr, haben immer Diebe in ihrem Dienste.

Aber noch hatte Erik viele heimliche Freunde im Lande; die geringere Volksclasse war ihm gewogen, und mancher der öffentlichen Angelegenheiten nicht so unkundig, die Schuld alles Unheils, wie's in Joanns offnem Briefe geschah, dem gefallenen Könige beyzumessen. Als nun lauter der Mißmuth gegen den neuen Herrscher ward, welcher den Krieg unglücklich fortsetzte, und seine ausländischen Soldaten die Bauern plündern ließ, da wurden weitverbreitete Verschwörungen entdeckt, und Aufstand ward bereitet, um Erik wieder auf den Thron zu setzen. Solche Bewegungen gaben Anlaß zu den häufigen Veränderungen seines Gefängnisses und zu schärferer Bewachung. Zuerst ward er von Stockholm nach Abo geführt, dann nach Castelholm auf Aland, darauf nach Gripsholm in seines Bruders ehemahligen Kerkers, zuletzt aber saß er zu Oerbyhus in Upland, und hier sieht man in dem Gefängnisse, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, noch die tiefe Spur, welche er, auf und nieder wandelnd, in den Fußboden getreten. Immer war seine geliebte Katharina, so lange man es ihr vergönnte, seines Unglücks theilnehmende Genossinn, und von ihr getrennt unterhielt er sich, zuweilen eifersüchtig sie ermahnend, mit dem Andenken an sie, mit Lesen und Musik. Mehr als einmahl berieth sich König Joann heimlich mit den Reichsräthen, ob man seinem Bruder das Leben nehmen könne, wofern seiner Befreyung wegen ein Aufruhr entstände. Drey Bischöfe zwar stimmten für den Mord, aber erst im Jahre 1577, als das Mißvergnügen des Volkes mit Joanns Regierung wuchs, reifte des Königes Entschluß. Er sandte dem Küchenmeister seines Bruders das Gift, welches auf seinen Befehl bereitet war, mit einem Briefe, worin er vorschrieb, wie die grausame That sollte vollbracht werden. Unerschrocken hörte der Gefangene die Ankündigung seines Schicksals, und als er sich von zwey Geistlichen zum Tode hatte bereiten lassen, nahm er das Gift in einer Erbsensuppe. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Westerås begraben, wo eine hölzerne Tafel an der Wand sein Andenken

erhielt in den Worten: „Die Herrschaft ist übergegangen auf meinen Bruder; also hat es der Herr verordnet."

Einnahme des Fürstenthum Mörs durch die Preußen 1712.

Die General-Staaten von Holland hatten die Staaten, welche zur Oranischen Erbschaft gehörten, so lange in Sequester genommen, bis der Erbtheilungsstreit, der wegen dieser Erbschaft zwischen dem Könige von Preußen und dem Fürsten von Nassau-Dietz entstanden war, ausgeglichen seyn würde. Das währte aber dem Könige Friedrich I. zu lange, und er gab dem alten, berühmten Fürsten Leopold von Dessau, der eben aus dem Feldzuge des Jahres 1712 zurück gekommen war, den Auftrag, sich der Stadt und des Fürstenthums Mörs ganz im Stillen „und ohne Rumor" zu bemächtigen. Der Fürst brach in der Nacht vom 7. November mit einigen Regimentern aus dem Geldern'schen auf, und bemächtigte sich des Castells von Mörs auf eine so listige und glückliche Art, daß sie wohl verdient der Vergessenheit entrissen und weiter bekannt gemacht zu werden. Der holländische Commandant, Herr von Bryones, stattete über jene Begebenheit folgenden Bericht ab, den ich hier in einer deutschen Übersetzung mittheilen will:

Hochmögende Herren!

Ew. Hochmögenden mache ich hierdurch mit dem größten Leidwesen bekannt, daß am verwichenen Dienstage, als dem achten dieses, in der Morgenstunde zwischen 3 und 4 Uhr, ein preußisches Detaschement, unter dem Commando des Fürsten von Anhalt, durch Ordingen hinter dem Castell angekommen ist; daß 60 bis 70 Officiere und Soldaten, die vortreffliche Schwimmer seyn müssen, als Bauern gekleidet, jedoch mit Flinte, Bandelier und 50 Patronen versehen, unter Begünstigung der Nacht durch die Graben geschwommen sind, und am diesseitigen Ufer Ketten und Stricke befestigt haben, damit die Übrigen auf Pontons desto leichter nachkommen möchten; daß sie alsdann die Schildwachen überfallen haben, die von alle dem gar nichts gewahr geworden sind, weil der Wind ihnen zuwider war, und die beyden Mühlen, die bei stehen, die ganze Nacht unaufhörlich klapperten; daß sich hi auf die Preußen der Wache bemächtigten und die Schildwach gefährlich verwundeten, welche jedoch noch Gelegenheit fand, die Glocke zwey Mahl anzuziehen.

Zu gleicher Zeit kamen zwölf Officiere vor meine Thür und klopften mit Gewalt an. Ich ging, ohne angekleidet zu seyn, mit dem Degen in der Faust hinunter, und fragte: „Wer da?" — „Freunde!" — war die Antwort. Ich öffnete nun die Thür, ward aber sogleich angegriffen, entwaffnet, gefangen genommen, und mein Haus besetzt. Zu gleicher Zeit waren einige Officiere und Soldaten die Brücke passirt, um die Schildwache in der Barriere zu überrumpeln. Diese aber retirirte durch eine kleine Pforte, und machte in der Stadt Lärm. Die Brücken über den Graben nahmen die Preußen mit leichter Mühe weg, und brachen diejenige, welche zu einer Pforte des Castells führte, ab. Die Garnison suchte dieß durch etwa 30 Schüsse zu verhindern; es half ihr aber nichts. Die Preußen erwiederten es mit 20 Schüssen und verwundeten dabey 3 Soldaten, und tödteten einen Bürger. Der Preußen wurden nun immer mehr, sie kamen von allen Seiten, und beym Anbruche des Tages hatten sie die ganze Stadt und das Castell in ihren Händen.

Die Preußen verfahren sehr hart mit unsern Leuten, und treiben ihr Gespött mit ihnen; mich hat der Fürst von Anhalt aus dem Castell gehen heißen, und mich bey einem armen Bürger einquartiert. Der Baron von Kinsky, dem die Bürgerschaft den Eid der Treue und die Huldigung, unter dem Donner des Geschützes und des kleinen Gewehrs, hat schwören müssen, ist Gouverneur; denn der Fürst von Anhalt ist bald nach der Einnahme der Stadt mit lachendem Muthe wieder davon geritten.

Ich habe viel gelitten, und die üble Behandlung nicht verdient. Gedachter Fürst und alle Officiere haben mich versichert, was sie gethan hätten, sey mit Zustimmung von fünf Provinzen geschehen. Ist dieß gegründet, so bin ich doppelt unglücklich, daß Ew. Hochmögenden meine Ehre Preis gegeben haben, da ich unaufhörlich gebethen habe, mich in einen bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Jetzt erwarte ich Ew. Hochmögenden Ordre, wie ich mich bey diesem Unglücke verhalten soll.

Mörs, den 9. Nov. 1712.

Miscellen.

Bereits im Februar-Hefte dieses Archivs Nr. 17 und 18. wurde die Erscheinung des: österreichischen Beobachters (im gleichen Verlage des Anton Strauß, bey welchem vom neuen Jahre an, auch die geschätzten vaterländischen Blätter erscheinen) angezeigt, als eines Blattes, dessen Mangel bisher sowohl in der Hauptstadt, als somit auch in den Provinzen gar sehr gefühlt worden ist. — In einem Zeitpuncte, wo mehrere altgewohnte und beliebte deutsche Blätter unterdrückt wurden und nicht weiter mehr erscheinen, wo die politische Journalistik des Auslandes und überhaupt Alles, was auf eine, rücksichtlich der Treue und Vollständigkeit wahrhaft historische Darstellung der Zeitereignisse Bezug hat, mit so manchen Hindernissen und Erschwerungen ringt, wo die Preise der auswärtigen Zeitungen sich so ganz unverhältnißmäßig erhöhten, ist es doppelt erfreulich den Beobachter nicht nur fortgesetzt, sondern unter neuer Redaction wesentlich erweitert zu sehen. — Vom ersten Jänner an, wird er nicht wöchentlich drey Mahl, sondern täglich erscheinen, wodurch das wichtigste Hinderniß der Schnelligkeit in Mittheilung der Nachrichten hinweg fällt, und der Beobachter mit den gegenwärtig äußerst kostspieligen, ausländischen Blättern nicht nur vollkommen gleichen Schritt halten, sondern denselben durch seine entgegenkommende und verläßige Correspondenz noch zuvor eilen kann. Dadurch, daß alle officiellen Actenstücke und Berichte jedes Mahl vollständig nach ihrem ganzen Texte geliefert werden sollen, muß dieses Blatt für den Geschäftsmann und Gelehrten wie für jeden gebildeten Zeitungsleser nothwendig neues und bleibendes Interesse gewinnen.

Der zugleich angekündigte, literarische Anhang ergänzt für eine zahlreiche Leserclasse die Übersicht der neuesten Erscheinungen, (unter denen jene im Gebiethe der Wissenschaften und Kunste an Wichtigkeit wohl keinerley anderen nachstehen). Beydes zusammen verbürgt die sichere Erreichung des angekündigten schönen Zweckes: Das Inland mit den merkwürdigsten Ereignissen und Begebenheiten des Auslandes bekannt zu machen, dem Auslande das Wissenswürdigste des Inlandes mitzutheilen.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 24. und Mittwoch den 26. December 1810.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung dargestellt werden kann, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bey Staaten und bey Particularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wo hingegen Schwäche, Furchtsamkeit und Alles, was die Entwicklung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. — Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey? (die Umstände ändern Alles unendlich.) als das General-Resultat der Zeiten und Nationen: „Erfülle trefflich die, von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit."

Johann von Müller.

(154 und 155.)

Biographische Züge.

Sir Thomas More.

In London ist am Ende des Jahres 1808 ein historisches Werk in zwey Quartbänden erschienen, welches allgemeine Aufmerksamkeit in England erregt hat. Es enthält eine biographische Skizze des berühmten Sir Thomas More, Lordkanzler König Heinrichs VIII. von England, mit einer neuen Übersetzung seines Schlaraffenlandes (Utopia), welches auch in Deutschland zum Sprichwort geworden ist, seiner Geschichte Richard III., und seiner lateinischen Gedichte. Der Herausgeber ist der als Schriftsteller nicht unbekannte Arthur Cayley der Jüngere *).

Schon in Macdiarmed's Leben brittischer Staatsmänner, welches kürzlich erschienen ist, befindet sich eine Biographie dieses durch seine Talente, wie durch seine Redlichkeit musterhaften Staatsmannes; aber das oben erwähnte Werk ist weit reichhaltiger, und enthält eine große Anzahl bisher unbekannter Actenstücke und Anecdoten, die selbst dem Deutschen von Nutzen seyn können, der sich bewogen fühlt, die höchst denkwürdige Regierungs-Geschichte Heinrichs VIII. ausführlich zu studieren. Hauptsächlich aber gibt der Herausgeber neue Beyträge zur Darstellung des häuslichen Lebens und des sittlichen Charakters seines Helden. Thomas More's Vater hieß Sir John More, und war drey Mahl verheirathet. — Als Sir Thomas zu London die Rechte studierte, ward er von seinem Vater so kärglich gehalten, daß er sich kaum mit anständiger Kleidung versorgen konnte. Damit war er selbst in reifern Jahren sehr zufrieden, und versicherte, dieses habe ihn vom Müßiggange, vom Spiel und von schlechter Gesellschaft abgehalten. — Von seinen Possen, die freylich nicht genialisch, aber doch auch keineswegs gemein sind, geben wir folgende Beschreibung des Glücks als Probe:

Fast by her side doth weary Labour stand,
Pale Fear also and Sorrow all bewept,
Disdain and Hatred on that other Hand,
The restless Watch, from sleep with travail kept,
His eyes drowsy, and looking as it slept.
Before her standeth Danger and Envy,
Flatt'ry, Disceit, Mischief and Tyranny.

More's erste Gattinn überlebte kaum das sechste Jahr ihrer Ehe. Drey Jahre nachher heirathete er eine Mistreß Alice Middleton, hatte mit ihr keine Kinder, und pflegte von ihr zu sagen, sie sey nec bella nec puella gewesen. Für seine Kinder erster Ehe sorgte sie mit mütterlicher Liebe.

Folgende Anecdote charakterisirt diese Lady More vollkommen. So lange er Lord-Kanzler war, hatte einer seiner Diener die Gewohnheit, nach geendigtem Gottesdienst an den Kirchenstuhl der Lady zu gehen, und ihr anzuzeigen, daß der Kanzler fortgegangen sey. Am ersten Sonntage nach seiner Abdankung kam Sir Thomas selbst an den Kirchenstuhl, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: „Madame, der Lord ist nicht mehr da. (the Lord is gone)!" — Zuerst glaubte die Dame, es sey nur sein Scherz; aber als er ihr ernstlich versicherte, daß er das Siegel wirklich abgegeben habe, ward sie sehr erzürnt. Der fröhlichgelaunte Mann rief seine Tochter und fragte sie, ob sie irgend einen Fehler in dem Äußern ihrer Mutter entdecken könne? Sie antwortete: Nein; er aber sagte: Seht ihr nicht, daß ihr die Nase ein wenig schief steht? Die Lady aber soll mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ausgerufen haben: Potz Welten! (Tili vally) Mr. More, was wollt ihr machen?

*) Der Englische Titel lautet: Memoirs of Sir Thomas More; with a new Translation of his Utopia, his History of King Richard the Third and his Latin Poems. By Arthur Cayley the Younger, Esq. 2 Vols 4. Cadell and Davies.

wollt ihr euch in die Asche setzen und Gänschen braten? Es thät doch viel besser zu regieren, als sich regieren zu lassen."

More konnte seinen König, Heinrich VIII., viel zu gut, um nicht das Schicksal zu ahnen, was er von ihm zu erwarten hatte. Es war sein eifrigstes Bestreben, seine Familie, mit welcher er patriarchalisch eingezogen lebte, auf dieß traurige Ereigniß vorzubereiten. Deswegen wählte er oft, wie sein Schwiegersohn Roper in einem in dem Werke angeführten Actenstück bezeugt, religiöse Gedanken und Aussichten in die Ewigkeit zu Gegenständen seines Gespräches; und pflegte mit heiterer Seele den Wunsch zu äußern, als ein standhafter Märtyrer der Rechtschaffenheit zu seinen Vätern einzugehen. Auch ging diese Erwartung in Erfüllung. Schon zu einem hohen Alter gelangt, und in Abgeschiedenheit von allen Staatsgeschäften, begehrte der ungerechte, grausame König Heinrich VIII. von Thomas More die Zustimmung zur Ehescheidung von seiner Gemahlinn Catharina; Thomas weigerte sich, und Heinrich ließ ihn daher, und einzig deswegen — zum Tode verurtheilen.

Das oben erwähnte Werk enthält einen am 5. Julius 1535, also am Tage vor seiner Hinrichtung, geschriebenen Brief an seine Tochter Margarethe, der keine Spur von dem gewöhnlichen Gejammer darbiethet, wovon solche Briefe gemeiniglich erfüllt zu seyn pflegen. Er befiehlt seine Kinder und sich seinem Gott, und damit gut.

Als More zur bestimmten Zeit von dem Lieutenant des Towers aus seinem Gefängniß nach dem Hinrichtungsplatze geführt ward, trug er, nach damahliger Sitte, einen langen Bart; sein Gesicht war bleich und mager; in den Händen hatte er ein rothes Kreuz, und warf die Augen oft gen Himmel. Aber seine Heiterkeit blieb ihm bis zuletzt, wovon er selbst noch auf dem Schaffot drey auffallende Beweise gab. Als er dasselbe bestieg, fand er es so schwach gebauet, daß es nahe daran war, umzustürzen; er sagte also zu dem Lieutenant: Ich bitte, helft mir, daß ich gesund hinauf komme, für mein Herabkommen will ich schon selbst sorgen! (I pray see me up save, and for my coming down let me shift for myself. —) Da ihm der König Heinrich sehr klüglich Stillschweigen auferlegt hatte, so wünschte More nichts weiter, als daß die Zuschauer für ihn bethen, und Zeuge seyn möchten, daß er den Tod in und für den Glauben der katholischen Kirche dulde. Als er dieß gesagt hatte, kniete er nieder und bethete einen Psalm, entweder den 51. oder 66. oder 75sten, wovon aber der erstere am wahrscheinlichsten ist. Dann stand er freudig auf, und als sein Henker ihn um Verzeihung bath, küßte er ihn und sagte: „Du wirst mir heute eine größere Wohlthat erzeugen, als irgend ein Sterblicher mir zu erzeigen fähig ist. Sey rüstigen Geistes, Mann, und nicht bange bey der Ausübung deines Amtes. Mein Hals ist sehr kurz; nimm dich also in Acht, daß du nicht schief haueſt, um deiner Ehre willen."

Als er sein Haupt auf den Block legte, bath er den Henker, zu warten, bis er seinen Bart weggenommen habe; denn dieser, fügte er hinzu, habe sich keines Verbrechens schuldig gemacht.

In jenen Denkwürdigkeiten wird uns dieser edle Mann als höchst geduldig und leutselig geschildert. Mr. Roper sagt: er habe seinen Schwiegervater während der sechszehn Jahre, die er mit ihm in einem Hause zubrachte, nicht ein einziges Mahl aufgebracht gesehen. Auch der berühmte Rotterdammer Erasmus, sein vertrauter Freund, sagt ebenfalls von ihm: comitate totam familiam moderatur, in qua nulla tragoedia, nulla rixa.

Der zweyte Band enthält More's Utopia, seine Geschichte Richard III, und seine lateinischen Gedichte und Epigramme. Von der Utopia liefert Mr. Cayley eine neue, klare Übersetzung. Die Utopia oder Beschreibung des Schlaraffenlandes, die öfter erwähnt, als gelesen worden ist, obwohl sie es sehr verdient gelesen zu werden, ist gewisser Maßen ein philosophisch-politischer Roman, worin der Verfasser seine Ideen von der besten Regierungsform einhüllt. Freylich sind seine Satyren nicht so derbe, wie unsere Zeit sie fordert, um sie zu fühlen, aber sie sind desto besser gemeint; und eben diese Bonhommie verbreitet über das Ganze einen gewissen eigenthümlichen Reitz. Merkwürdig für sein persönliches Schicksal ist die Stelle, wo er anführt: „die Utopier erlauben Ehescheidungen, nicht nur wegen eines Ehebruches, sondern auch wegen anderer Dinge, die dem Zweck der Ehe wesentlich entgegen sind."

Wir fürchten, daß die Zeiten gar bald wieder eintreten, wo auch wir die meisten politischen Wahrheiten in ein Utopia verlegen müssen, die wir wollen laut werden lassen. Dieß Buch stammt aus einer traurigen Zeit und spricht daher an alle Herzen. Es ist voll Laune und voll verdeckter Anspielungen auf Heinrichs Zeit und deren Ereignisse. Man höre nur eine Stelle:

„Einst wurden drey fremde Gesandte mit einem zahlreichen Gefolge in Utopia zugelassen. Alle waren mit bunten Kleidern angethan, die größten Theils von Seide waren. Die Gesandten selbst, die zu dem Adel ihres Landes gehörten, trugen goldene Kleider, geschmückt mit schweren Goldketten, und goldenen Ringe. Ihre Kappen waren mit Diademen umgeben, die reich mit Perlen und Diamanten besetzt waren. Kurz, sie waren gerade mit solchen Dingen geschmückt, die man in Utopien für Pfänder der Sclaverey, für Merkzeichen der Schande oder für Kinderspiele hält. Die Utopier verspotteten daher auch die prächtigen Herren; ja man hörte Kinder, die ihre Juweln wegwarfen, ihren Müttern zuschrieen: Sieh einmahl den großen Narren, er trägt Perlen und Edelstein, als wenn er noch ein Kind wäre. Still, Kindchen, antwortete die Mutter, das ist einer von den Narren der Gesandten."

Des Schwedenkönigs Carls XI. Traumgesicht.

Seit langer Zeit trug man sich in Schweden mit einem Gespenstermährchen von diesem Könige, der für sein Reich war, was der edle Ludewig für Frankreich. Man that sehr kostbar mit den Abschriften desselben, bis in der letzten Zeit, wo ein eisernes Schicksal so viele Verlegenheiten und Bedrängniße über Schweden brachte, mit den düstern Glauben an alles Ungeheure und Schreckliche, auch diese Vision allgemeiner machte. Die Urschrift soll im Reichsarchive gelegen haben. Nach einem Abdruck im vaterl. Museum (I. 4. Hamburg 1810) soll sie also lauten:

„Ich Carl XI. heute König von Schweden war in der Nacht zwischen dem 16. und 17. December 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb zwölf Uhr, da ich von ungefähr meine Augen

auf das Fenſter warf, und gewahr ward, daß ein ſtarker Schein im Reichsſaal leuchtete. Ich ſagte da zu dem Reichsdroſt Bjelke, der bey mir im Zimmer war: was iſt das für ein Schein im Reichsſaal? ich glaube da iſt Feuer los. Er antwortete mir: o nein, Euer Majeſtät, es iſt der Schein des Mondes, der gegen das Fenſter glittert. Ich war da vergnügt mit dieſen Antworten, und wandte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeſchreiblich ängſtlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich ſagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zuſtehen. Ja, ſagte der große und geliebte Reichsdroſt Bjelke, es iſt nichts anders, als der Mond. In demſelben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke ein, um ſich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da dieſen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichsſaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillſchweigen einer kleinen Weile: nein, Gott ſey Lob! das iſt nichts; es iſt allein der Mondſchein, der verurſacht, daß es ausſieht, als wäre im Reichsſaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es ausſah, als wären Menſchen da geweſen. Ich ſtand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenſter, und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da ſagte ich: gute Herren, hier ſteht es nicht richtig zu. Ihr verlaſſet Euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, ſich vor nichts in der Welt fürchten muß; ſo will ich nun dahin gehen, um zu erforſchen, was es ſeyn kann. Ich beſtellte da bey den Anweſenden, herunter zu gehen zum Wachtmeiſter, um ihn zu bitten, mit den Schlüſſeln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geſchloſſenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Guſtav Erichſons*) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeiſter, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bath er um die Gnade, ihn damit zu verſchonen. Ich bath darauf den Reichsdroſt, aber auch er weigerte ſich deſſen. Ich bath darauf den Reichsrath Oxenſtjerna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuſchließen: aber er antwortete mir: Ich habe ein Mahl geſchworen, Leib und Blut für Euer Majeſtät zu wagen, aber nie dieſe Thüre aufzuſchließen. Nun begann ich ſelbſt, beſtürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm ſelbſt die Schlüſſel, und ſchloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und ſogar den Fußboden überall ſchwarz bekleidet fanden. Ich nebſt meiner ganzen Geſellſchaft waren ſehr zitterig. Wir gingen da zur Reichsſaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeiſter wieder die Thüre zu öffnen, aber er bath mich um Gnade, ihn damit zu verſchonen; ich bath da die andern von der Geſellſchaft, aber ſie bathen ſich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da ſelbſt die Schlüſſel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinſetzte, zog ich ihn aus Beſtürzung haſtig zurück. Ich ſtutzte ſo ein wenig, aber dann ſagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es ſich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein. Allzuſammen wurden wir eines großen Tiſches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; alle hatten große Bücher vor ſich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite ſaß ein langer, ſchöner Herr, von ungefähr 40 Jahren, ſein Angeſicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu ſeiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war beſonders, daß der junge König mehrmahls den Kopf ſchüttelte, da alle dieſe würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg, und ward ſtraks neben dem Tiſche Richtblock bey Richtblock, und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo daß das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen anfing. Gott ſoll mein Zeuge ſeyn, daß mir mehr, als bang war; ich ſah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf ſie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meiſtentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tiſch in der Ecke einen Thron gewahr, der faſt umgeſtürzt war, und daneben einen Mann, der ausſah, als ſollte er Reichsvorſteher ſeyn; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog, und laut rief: welche iſt des Herrn Stimme, die ich hören ſoll? Gott, wann ſoll dieß geſchehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann ſoll dieß geſchehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König ſchüttelte mehrmahls den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher ſchlugen. Ich rief wieder, ſtärker denn zuvor: o Gott, wann ſoll dieß geſchehen? ſo ſey denn großer Gott, ſo gnädig, und ſage, wie man ſich dann verhalten ſoll. Da antwortete mir der junge König: nicht ſoll dieß geſchehen in Deiner Zeit, ſondern in der Zeit des ſechsten Regenten nach Dir, und er wird ſeyn von eben dem Alter und Geſtalt, wie Du mich ſieheſt; und der, welcher hier ſteht, offenbart, daß ſein Vormund ausſehen wird, wie dieſer; und der Thron wird gerade in des Vormunds letzten Jahren an ſeinem Fall ſeyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der unter ſeiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird ſich da ſeiner Sache annehmen, und ſie werden den Thron ſtärker befeſtigen: daß nie zuvor ein ſo großer König in Schweden geweſen, und nie nachher kommen wird, als dieſer werden wird, und daß das ſchwediſche Volk in ſeiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein ſeltenes Alter erreichen; er wird ſein Reich ohne Schulden, und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlaſſen. Aber ehe er ſich auf dem Thron befeſtigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im ſchwediſchen Lande geweſen, und auch nimmer werden wird. Gib Du ihm, als König im Schwedenlande, Deine guten Vermahnungen. — Und als er dieß geſagt, verſchwand alles, und allein wir mit unſern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erſtaunen, wie jedermann ſich vorſtellen kann, und als wir in das ſchwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich ſetzte ich mich, dieſe folgenden Vermahnungen zu ſchreiben in Briefen, ſo gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen verſiegelt, werden von König zu König erbrochen, geleſen, und verſiegelt.) Und alles dieſes iſt wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eyde, ſo wahr mir Gott helfen ſoll.

Carl XI.
heute König in Schweden.

*) Guſtav Waſa's 2., der Erich Waſa's Sohn war.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unserm leiblichen Eyde, so wahr uns Gott helfen soll.

Carl Bjelke, Reichsdroſt. — U. W. Bjelke, Reichsrath. — A. Oxenſtierna, Reichsrath.

Peter Granslén, Vice-Wachtmeiſter.

Die Kaiſerinn Eudoxia.

Die Geſchichte von Rußland enthält eine ſolche Menge außerordentlicher Begebenheiten, daß man in die graue Vorzeit dieſes Reichs nicht dringen darf, um auf ſchaudernde, Erſtaunen erweckende Scenen zu ſtoßen, die ſelbſt den kühnen Menſchen mit Verwunderung und Entſetzen ergreifen. Sahen nicht die Generationen des verfloſſenen Jahrhunderts Dinge, die der Nachwelt kaum glaublich ſcheinen werden, ſo wahr ſie auch an und für ſich ſelbſt ſind! Plötzliche Erhebungen von der niedrigſten Stufe des menſchlichen Lebens zum höchſten Gipfel irdiſcher Größe, ſchnelle Entthronungen und Vernichtungen, Herrſcherſtolz und tiefer Fall, ſchienen in dieſem Reiche ſo ſonderbar auf einander zu folgen, als wenn es die Vorſehung abſichtlich dazu auserwählt hätte, um den Unbeſtand der menſchlichen Größe, die ſie mit allgewaltiger Hand gibt und wieder nimmt — auf eine fühlbare Art zu zeigen.

Das Schickſal der armen Eudoxia Feodorowna, erſten Gemahlinn Peters des Großen, gibt davon einen auffallenden Beweis. Der unverwelkliche Ruhm des genialen Fürſten, der das ruſſiſche Volk bildend umſchuf, durfte keinen freymüthigen Geſchichtſchreiber zurückſchrecken, in die Ereigniſſe ſeines thatenvollen Lebens die Schickſale des edelſten Mädchens zu verweben, das der Czar zuerſt auf den Thron erhob. Wer kann ſie leſen, ohne Thränen über die Verirrungen ihres Gatten zu vergießen, deſſen Tage ſonſt ſo großes Herrſcher-Verdienſt aufweiſen; welcher von ſeinen Unterthanen, dem der Ruhm des unſterblichen Fürſten noch ſo ſehr am Herzen liegt, wird es läugnen können, daß er zuweilen Übereilungen beging, die ſeine Größe verdunkelten, ohne dem Helden das bleibende Verdienſt zu rauben!

Es iſt bekannt, daß Peter I. durch eine Folge von Ereigniſſen auf den Thron gelangte, wovon die Annalen ſeiner Vorfahren reichliche Beyſpiele aufweiſen. Als ein Kind aus der zweyten Ehe ſeines Vaters Michel Alexiewitz, ſchien er auf immer von der Thronfolge ausgeſchloſſen zu ſeyn; der Weg dazu war ihm nicht nur durch die Abneigung der Nation gegen alle Kinder ihrer Beherrſcher aus einer zweyten Ehe, ſondern noch mehr durch das Daſeyn zweyer Prinzen aus der erſten Ehe verſchloſſen; auch der Wille ſeines Vaters Alexis raubte ihm alle Hoffnungen, der ein Jahr vor ſeinem Tode ſeinen älteſten Sohn Feodor zu ſeinem Nachfolger erklärte.

Feodor beſtieg den Thron, regierte ſieben Jahr, und hinterließ aus zwey Ehen auch nicht einen Sprößling. Er hielt ſeinen Bruder Iwan zur Beherrſchung des ruſſiſchen Volks für unfähig, und erklärte deshalb Peter I. zu ſeinem Nachfolger, der damahls erſt zehn Jahr alt war.

Die Prinzeſſinn Sophie, dritte Schweſter Iwans, benutzte dieſes Verhältniß, um ſich der Strenge des Geſetzes zu entziehen, das alle Töchter des verſtorbenen Czars zum ewigen Kloſter verurtheilte, und machte mit Hülfe der Strelitzen, einen unruhigen, kühnen Milz, die ſehr oft über die ruſſiſche Krone entſchied, die Verfügungen Feodor's zum Vortheil ſeines Bruders Peter ſcheitern, deſſen Erhebung ſie um ſo weniger wünſchte, als dieſer Prinz ſchon in ſeiner erſten Jugend alle, die ihre Augen auf ihn gerichtet hatten, zu großen Erwartungen berechtigte. Sophiens angefangenes Werk wurde durch eine Menge Verbannungen und Todesurtheile vollendet. Sie entſchied unwiderruflich, daß Iwan und Peter gemeinſchaftlich regieren ſollten, ernannte ſich aber ſelbſt, unter dem Vorwande der Geiſtesſchwäche des Einen, und der großen Jugend des Andern, zur Mitregentinn des Reichs, und ergriff das Steuerruder der Staatsgewalt mit kühner Hand. Sophie hielt jedes Mittel, ihren unbegränzten Ehrgeiz zu befriedigen, für erlaubt, und glaubte, ſich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen.

In der That hing es nur von ihrer Entſchloſſenheit ab, ſich der oberſten Gewalt in einem gemeinſchaftlich beherrſchten Reiche zu bemächtigen; eine neue Aufwiegelung der Strelitzen konnte Petern Reich und Leben koſten, und der ſchwachſinnige Iwan vermochte nicht, ihre Plane zu hintertreiben.

Aber ihre Unentſchloſſenheit und der Scharfblick des Czars, der die Abſichten ſeiner Schweſter völlig durchſchaute; retteten ihn aus der Lebensgefahr.

Er flüchtete ſich in das Dreyeinigkeitskloſter der Reſidenz, das ſeiner heiligen Beſtimmung ungeachtet, wie eine Feſtung fortificirt war, und machte dort ſeine gerechten Beſorgniße der Welt bekannt. Alle Augen wandten ſich auf ihn, und alle Herzen wurden von Mitleid hingeriſſen.

Von dieſem Augenblick an begann er zu herrſchen; lähmte durch ſchaudernde Marter den Muth aller Anhänger ſeiner Schweſter Sophie, und ſperrte ſie ſelbſt im Jahre 1689 in ein Kloſter zu Moskau ein. Iwan hörte auf, Mitherrſcher zu ſeyn; ihm wurden nur die äußern Ehrenzeichen der Souveränität gelaſſen, während Peter ihre Rechte mit unbeſchränkter Gewalt ausübte.

Kurz vorher, ehe Peter zum wirklichen Beſitz des Throns gelangte, hatte er ſich nach der Weiſe ſeiner Vorfahren vermählt. Die Prinzeſſinn Sophie, die alle ſeine körperlichen Schwächen kannte, ohne zu errathen, zu welchen Unternehmungen ihn ſein Genie, das ſich zu entwickeln anfing, leiten würde, war die erſte Veranlaſſung zu dieſem Schritte. Sie ließ durchs ganze ruſſiſche Reich bekannt machen, daß der Czar Peter ſich entſchloſſen hätte, ſein Herz und ſeinen Thron mit dem vollkommenſten Mädchen, das der weite Umfang ſeiner Staaten aufweiſen könnte, zu theilen. Hundert und hundert Mädchen, die ſich durch Geburt, durch Schönheit und Jugendreiz auszeichneten, und für deren ehrgeitige Familien die drückende Regentenkrone mehr Anziehendes hatte, als für ſie ſelbſt — wurden den 19. Junius 1689 im großen Fürſtenſaal zu Moskau verſammelt.

Da ſah man den ſchönen Kreis der edelſten Mädchen des Reichs in den erſten Frühlingstagen des Lebens, Aller Augen wurden von tauſend Reitzen entzückt, und alle Herzen im Gefühl des unnennbaren Zaubers hingeriſſen. Da ſahe der junge Fürſt alles, was nur ein fühlendes Herz rühren und ſeine geheimſten Wünſche plötzlich entflammen kann, dicht vor ſeinen Augen.

Beym Anblick des Czars, der eine perlenreiche Fürstenkrone mit seinem Herzen der Siegerinn anzubiethen kam, begannen tausend Wünsche im Kreise dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu erwachen; tieftreffende Blicke, in denen sich schüchterne Zärtlichkeit sprechend mahlte, flogen ihm von allen Seiten entgegen. Er wurde unruhig; so viele Reize hatte er auf ein Mahl nie gesehn.

Unentschlossen irrte sein blitzendes Auge umher; wie sollte sein Herz ohne Wanken entscheiden, wo es in jedem Augenblick von neuen Annehmlichkeiten überrascht wurde! Doch plötzlich schwand seine Unentschlossenheit; er entdeckte das schöne Ideal aller Vollkommenheiten; seine Wahl war entschieden. Es war die reitzende Eudoxia Feodorowna, Tochter des Edlen Feodor Abrahamowitz Lapuschin aus dem Großherzogthum Nowogorod, die am wenigsten gefallen wollte und dennoch alle Wünsche des Fürsten auf sich zog. Geboren aus einer Ehe, deren Band die Zärtlichkeit allein geknüpft hatte, vereinigte sie in einem Alter von siebenzehn Jahren alle Reize ihres Geschlechts mit einem Geiste, der Schönheit und Talent noch mehr ins Licht setzte. Alle Jünglinge betheten sie an, und alle Männer-Herzen huldigten ihr. So viele Vollkommenheiten konnten dem spähenden Auge Peters nicht entgehen; es schien, als wenn sich mit diesem Augenblick sein natürlicher Tact völlig entwickelt hätte, schnell diejenigen zu unterscheiden, die seines Vertrauens werth waren. Eudoxia empfing das Geständniß ihrer Erwählung mit einer Bescheidenheit, die nur edlen Seelen eigen ist. Ihre Vermählung wurde mit einer Pracht gefeyert, die dem großen Gebieth des russischen Monarchen angemessen war. In weniger als zwey Jahren hatte sie das Glück, der russischen Krone zwey männliche Erben zu geben.

Der frühzeitige Tod des ältesten Prinzen, Alexander, ersparte ihm alle Leiden, die sein Herz bey dem Unglück seiner armen Mutter hätten ergreifen müssen. Weit trauriger war das Loos des nachgebornen Prinzen Alexis, der seinen Bruder nur darum zu überleben schien, um als Opfer stiefmütterlichen Ehrgeitzes und des ungerechtesten Mißtrauens zu fallen.

Das waren die beyden Sprößlinge aus einer Verbindung, die unter so lachenden Verhältnissen geschlossen war. Ach! nur zu bald erlosch die Flamme in dem Herzen des jungen Czars, der seiner schönen, geistreichen Gemahlinn überdrüssig wurde.

Peter hatte zufälliger Weise in Moskau's Vorstadt Stabade ein verführerisches Geschöpf entdeckt, das sein Herz mit glühender Liebe entflammte. Die Liebe macht alle Stände gleich. Die Schönheit erhebt das geliebte Mädchen über alle zufälligen Vortheile ihres Geschlechts; darum mußte Anna Maensen, die Tochter eines deutschen Bürgers in der Residenz, den Czar unwiderstehlich fesseln.

Peter war überdieß zu wenig gebildet, als daß er seine Leidenschaft hätte mäßigen können! heftig und stürmend in allen seinen Handlungen, verrieth er selbst seine geheimen Verbindungen am allerersten. Eine Intrigue dieser Art ging seine Gemahlinn zu nahe an, als daß sie ihr lange verschwiegen geblieben wäre. Leider brach ihre Eifersucht so heftig hervor, daß sie alle Regeln der Klugheit aus den Augen verlor, die ihre Maaßregeln nothwendig leiten mußten, wenn sie in dem Herzen ihres Gatten eine Änderung bewirken sollten.

Die Mutter des Czars, entsprossen aus der Familie Naryschkin, einem der ersten und ältesten Geschlechter von Rußland, hatte kaum von den Mißhelligkeiten Nachricht erhalten, die unter ihren Kindern entstanden waren, als sie alle ihren Einfluß aufboth, um sie zu versöhnen. Sie stellte ihrer Schwiegertochter sehr lebhaft vor: daß der Czar mehr vom Temperament, als vom Zartgefühl hingerissen wäre, daß er gewiß von einer Leidenschaft genesen würde, die ihren Grund nur in der Hitze der Jugend hätte; daß er nothwendig auf den Weg der Tugend zurückkehren müßte, so bald er ihren Werth kennen gelernt haben würde.

Eudoxia fand den weisen Rath nicht nach ihrem Geschmack, vielleicht glaubte sie, daß Peter, dessen Gewalt noch getheilt zu seyn schien, es nicht wagen würde, einen so gefährlichen Entschluß, wie die Scheidung unter solchen Verhältnissen seyn mußte, zur Reife zu bringen. — Darum folgte sie nur den Eingebungen ihres erbitterten Herzens, und überhäufte ihren Gemahl in einer geheimen Unterredung nicht nur mit Vorwürfen in den allerhärtesten Ausdrücken, sondern erklärte ihm auch ohne alle Schonung, daß sie sein Bett nicht mehr theilen würde.

Wenn Eudoxia die Zeit dazu benutzt hätte, seinen Charakter zu studieren, dann wäre sie nicht bey ihrem letzten hartnäckigen Entschluß geblieben, der für sich allein jedes Mittel, sich dem Herzen eines von Natur so harten und heftigen Fürsten, wie Peter war, zu nähern, vernichten mußte. Diese Idee gründet sich auf die unbestrittene Thatsache, daß der Czar in demselben Augenblick, als er ihr Zimmer verließ, ihr Benehmen selbst entschuldigte und ihrem Unwillen eine Art von Achtung nicht versagen konnte, weil er ihn dem höchsten Grade von Zärtlichkeit zuschrieb, den die heiligen Rechte der Ehe verzeihlich machen. Personen, die ihn näher kannten, waren überzeugt, daß er es nie zu dem Äußersten hätte kommen lassen, so groß auch sein Widerwille gegen alle Gattung von Zwang war, wenn Eudoxia, durch unseligen Rath, seine Günstlinge nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, an ihrem Verderben zu arbeiten, um ihrer Rache zu entgehen.

Sie hatte erfahren, daß Lefort dem unregelmäßigen Leben ihres Gatten dadurch am meisten Vorschub thäte, daß er ihm die Gegenstände seines sinnlichen Vergnügens aufsuchte, und glaubte ihm darüber Vorwürfe machen zu müssen. Lefort schien zu erstaunen, als wäre Verdacht dieser Art gegen ihn sehr ungerecht, und Eudoxia, entrüstet über diese unverschämte Heucheley, die alle Änderung des Favoriten auszuschließen schien, glaubte besser zu reussiren, wenn sie ihm unter drohenden Demüthigungen deutlich merken ließe, was er von ihrem Zorn zu fürchten hätte. Dieses Betragen jagte ihm ein solches Schrecken ein, daß er sie mit dem festen Entschluß verließ, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, sie in den Augen des Czars vollends zu Grunde zu richten. Dieser berüchtigte Flüchtling von Genf, der dem Czar für alles Gute und Nützliche, daß nur civilisirte Staaten aufweisen können, Geschmack beyzubringen suchte, ohne je den geringsten Versuch zu machen, ihm einen Abscheu von der Ausschweifung beyzubringen, ließ sich jetzt mehr als je angelegen seyn, des Czars eheliche Untreue zu begünstigen, damit ihm sein boshafter Vorsatz gegen die betrogene Eudoxia desto besser gelingen möchte.

Man begann damit, die Gesinnungen des russischen Clerus zu prüfen; vergebens erhielten die Bischöfe und Archimandriten den Befehl, eine Nullität der Ehe Peters im canonischen Recht zu finden; sie blieben ihrer Pflicht getreu und erklärten

dem Günstling, daß nur ein Machtspruch das Band der Ehe auflösen könnte, welches dem Czar ein lästiges Joch zu seyn schien. Aber Peter fand diesen Schritt zu gewagt ohne die Welt wenigstens durch einen Schein des Rechts zu blenden.

Eudoxia sah das Ungewitter vom Horizont sich über ihrem Scheitel sammeln und glaubte sich verloren. Die Abreise des Czars zur Belagerung von Asof schien die Wolken zu zerstreuen; denn in Mißhelligkeiten dieser Art ist jeder Aufschub ein Gewinn; aber das war gerade der Augenblick, den ihr Feind erwartete. Er zweifelte gar nicht, daß es ihm gelingen würde, Eudoxien in's Verderben zu stürzen, wenn ihr niedergeschlagener Blick Peters Herz, so lästig sie ihm auch war, nicht mehr zum Mitleid erweichen und ihm nicht mehr abhalten könnte, ihren Gram durch noch größere Kränkungen zu vermehren. Er benutzte diese Entfernung des Czars von seiner Gemahlinn mit so viel Gewandtheit, daß Peter in der Stunde gewöhnlicher Übereilungen seinen Bestürmungen nachgab und nach Moskau einen Befehl ausfertigte, der gefährliche Folgen haben konnte. Indessen begünstigte Lefort's Unternehmen der Tod Iwans noch mehr, durch welchen Peter, selbst der Form nach, alleiniger und unbeschränkter Gebiether des russischen Reichs wurde. Er schickte daher die Ukase durch einen Courier an den Onkel des Czars, Leo Narischkin, mit dem gemessenen Befehl, Eudoxien auf der Stelle in ein Kloster zu sperren, und damit keinen Augenblick zu säumen; weil der Czar nicht eher das Lager verlassen würde, bis sein Wille vollzogen wäre. Narischkin vollzog das Geboth mit Zittern: denn sein eigenes Leben war bey dem geringsten Erbarmen in Gefahr. So wurde die unglückliche Eudoxia vom Thron gerissen, und dreyßig Meilen weit von Moskau mußte sie in dem Kloster Satulsky das Diadem mit dem Schleyer vertauschen, und im Orden der Basilianerinnen das Gelübde ablegen.

Kaum sahe sich Peter von der lästigen Wachsamkeit seiner Gattinn befreyt, als er mit preisgegebenem Zügel sich dem Sinnentaumel überließ, den er im ruhigen Besitz der schönen Bewohnerinn von Slaboda fand.

Die Liebe herrscht tyrannisch, vor ihr muß der Scepter und der Schäferstab sich beugen; ihr Wahnsinn bemächtigte sich des Herzens des jungen Czars in dem Grade, daß er seine Geliebte ohne alles Bedenken zu seiner rechtmäßigen Gemahlinn erhoben hätte, wenn sie nur ihre Vortheile geltend, oder nur die Gelegenheit hätte benutzen wollen, die er ihr selbst in jedem Augenblicke gab. Aber der Besitz des Diadems, das die Augen so vieler Sterblichen blendet, hatte für Annen durchaus keinen Reiz; je mehr der Thron sich ihr zu nähern schien, desto mehr entfernte sie sich von ihm. Sie nahm die ungestümen Bewerbungen des Czars um ihre Hand mit so wenig Wärme auf, daß er sie dem Mangel aller Zuneigung zuschrieb. Er wurde aufmerksamer, und es entging seinem Scharfblick nicht, daß ihre Gefälligkeiten nur dem Monarchen, aber nicht dem Geliebten galten, daß sie nur seine Freygebigkeit liebte, aber nichts weniger als seine Person liebenswürdig fand. Wer das menschliche Herz kennt, wird sich leicht überzeugen, daß Liebe ohne Theilnahme selten lange fortlodert; darum erlosch auch die Leidenschaft des Czars, der Annens Gesinnungen durchschaute, nach und nach, und sie wurde ihm zuletzt völlig gleichgültig. Seine Besuche wurden immer seltner, bis er sie gänzlich verließ. Anna war darüber nichts weniger als traurig; sie hatte Reichthümer genug gesammelt um einen Fremdling — Gesarion, glücklich zu machen, der die Würde eines Ambassadeurs nicht zu besitzen glaubte, wenn er die Maitresse eines mächtigen Monarchen heirathete, bey dessen Hofe er accreditirt war.

Die Natur hatte Petern mit einem alles umfassenden Genie ausgestattet, für dessen Kraft kein Unternehmen zu groß war. Er brütete über der Idee, den ganzen Staat umzuschmelzen und sich ein ganz neues Volk zu schaffen; in der Absicht machte er sich auf die Reise, um in fremden Ländern die Muster der Umformungen zu suchen, die er in seinen Ländern vorzunehmen beschloß. Er vertraute das Staatsruder seinem Onkel Leo Narischkin, dem Prinzen Boris Galliczyn und dem Bojaris Procarofski, und, sein Riesenproject im Kopfe, kannte Peter von nun an keine andere Leidenschaft, als den Ruhm.

Gesinnungen dieser Art ließen die Hoffnung einer bessern Zukunft in Eudoxiens Herzen nicht erlöschen; wenigstens durfte sie nicht fürchten, daß der Friede in ihrer Abgeschiedenheit auf irgend eine unangenehme Weise gestört würde.

Aber plötzlich erhielt der Czar, als er sich eben in Wien befand, die Nachricht von einer neuen Verschwörung in Moskau, deren Häupter die Absicht hatten, die Prinzessinn Sophie auf den Thron zu setzen. In demselben Augenblick gab er seinen Plan, Italien zu durchreisen, auf, kehrte im Adlerfluge nach seiner Residenz zurück, und ließ die Anführer eben so wie die Theilnehmer der Treulosigkeit unter nahmenlosen Martern sterben, ohne daß auch nur ein einziger die Prinzessinn Sophie beschuldigt hätte. Indessen hätte ihr, bey aller Unschuld, der Wille des Volks, sie zur Kaiserinn zu krönen, das Leben gekostet, hätte sich nicht Lefort Peters Entschlusse mit aller Kraft entgegengesetzt. Lefort starb kurz darauf.

Alexander Menzikof, der von der niedrigen Stufe eines Pastetenbäcker-Knaben sich zu den höchsten Ehrenstellen erhob — gewann dieselbe Gunst und dasselbe Vertrauen des Czars, welches Lefort besessen hatte. Kaum hatte ihm das Glück diesen wichtigen Posten zugeeignet, als er darauf dachte, seinen Einfluß unerschütterlich zu machen. Er beschloß, dem Czar eine Person an die Seite zu setzen, die ihm aus Erkenntlichkeit zugethan bleiben, und durch Reitze und Gewandtheit das Herz des Monarchen auf immer fesseln konnte. Eine liefländische Kriegsgefangene, die er in seinem Besitz hatte, schien ihm zu diesem Zweck alle Eigenschaften zu vereinen; sie hat sich in der Folge einen so großen Nahmen gemacht, daß es die Mühe lohnt, die Geschichte ihres Lebens aufzuzeichnen.

Catharina Alexiewna wurde in der Rigaer Statthalterschaft am See Worsteri geboren; ihr Vater war ein Bauer und Unterthan des Obersten Rosen. In einem Alter von fünf Jahren verlor sie Vater und Mutter, weshalb sie der Pfarrer der Parochie aus Erbarmen in sein Haus nahm. Da aber seine Einkünfte so beschränkt waren, daß es ihm schwer fiel, etwas auf ihre Erziehung zu verwenden, so befreyte ihn der Dechant Glück aus Marienburg von dieser Sorge, und nahm das Kind zu sich. Bey Glück blieb Catharina bis zu ihrer Mannbarkeit, und gefiel dem Pflegevater in der Art, daß er sie heirathen wollte. Ein Sergeant aus der Garnison aber, dessen Jugend Catharinens Alter mehr angemessen war, bewarb sich so eifrig um ihre Hand, daß der gute Dechant sein eigenes Glück dem Pflegekinde aufopferte, und sie dem Sergeanten gab. Die Hei-

rath wurde gerade an dem Tage vollzogen, als der General Bauer die Stadt mit Sturm einnahm. Catharinens neuvermählter Mann wurde beym ersten Angriff getödtet; so wurde sie an demselben Tage Gattinn, Wittwe und Gefangene. Der General Bauer nahm sie zuerst in seinen Dienst; Menzikof wurde sie dort ansichtig, fand sie sehr liebenswürdig, und es kostete ihm keine Mühe, sie vom General Bauer zu erhalten. Der Czar lernte sie bey seinem neuen Favorit kennen, und wurde von ihrer Schönheit und ihrem Geist so sehr überrascht, daß er es Menzikof auf die Seele band, Catharinen für ihn aufzubewahren. Der Günstling sahe auf der Stelle die großen Vortheile ein, die er aus dieser neuen Leidenschaft des Czars ziehen könnte, und suchte alle Mittel hervor, sie zu nähren. Dieß gelang ihm über alle Erwartung, denn in kurzer Zeit wurde das Marienburger Mädchen die erklärte Favorite Peters.

So erhob sich Catharina von der niedrigsten Stufe des menschlichen Lebens, während Eudoxia, die Geburt, Reitze und Talente dem Diadem näherten, ohne alle Form des Rechts vom Throne gestoßen, in der tiefsten Demüthigung unter der Last insipider Klosterbüßungen schmachten, und die vergänglichen Freuden der Menschheit in der fühlendsten Epoche des Lebens beweinen mußte. Doch diese Verbannung war nicht die höchste Stufe von Eudoxiens Unglück, es erwarteten weit schmerzlichere Prüfungen das besorgte Herz der Mutter und den zarten Sinn der fühlenden Gattinn. Catharinens Gewalt über Petern wurde von Tage zu Tage größer; die Sorgfalt, mit der sie die Nüancen seines Charakters erforschte, zeigte ihr dazu eine reichhaltige Quelle, die Zeit ihres Lebens nicht versiegen konnte. Mit dieser Überzeugung wuchs ihr Stolz, und ihre Ansprüche wurden umfassender; der Thron war jetzt das Ziel aller ihrer Wünsche, und sie ergriff jedes Mittel, um es zu erreichen. Peters Herz war ihr gewiß, sie kannte alle seine Neigungen und wußte sich ihrer zu bemeistern, nur die Religion schien sich ihren Planen in den Weg zu stellen; darum schwor sie den Glauben ihrer Väter, die lutherische Confession, ab, und ging zur griechischen Kirche über. Kaum war diese Ceremonie vollbracht, als der Czar kein Hinderniß, seine lange genährten Wünsche zu befriedigen, vor sich sah und ihr seine Hand ohne Weiteres anboth. Catharina war seit dem Jahre 1707 mit dem Czar heimlich verehelicht, aber die förmliche Vermählung unter dem imponirenden Pomp der übertragenen Majestätsrechte geschahe erst sechs Jahre später, und dieser feyerliche Act verwischte den Flecken der Geburt zweyer Töchter, die ihm Catharina als Favorite gebar, wovon die Älteste an den Herzog von Holstein vermählt und die jüngste späterhin unter dem Nahmen Elisabeth zur russischen Kaiserinn gekrönt wurde.

Seit dieser Erhebung wurde Catharinens Ehrgeiz gränzenlos; denn sie wußte wohl, daß sie Peters Herz mit demselben Despotismus, als er seine Staaten, beherrschte. Sie beschloß, den Sohn der unglücklichen Eudoxia, Alexis Petrowitz, von der Thronfolge auszuschließen, den der Czar, ein Jahr vor seiner eignen Verbindung, mit der Prinzessinn von Wolfenbüttel: Charlotte Christine Sophie, Schwägerinn des deutschen Kaisers Carl VI., vermählt hatte, obgleich diese Wahl dem, von seinen Vorfahren und von ihm selbst unabänderlich befolgten Gesetz entgegen war.

Catharinens Absicht war, auf Kosten des rechtmäßigen Erben die Kaiserkrone aufs Haupt ihrer Kinder zu setzen. Das Verderben des Alexis war in ihrem Herzen geschworen, und es galt nur der großen That, den gefaßten Entschluß zur Wirklichkeit zu bringen. Hier mußte ihr alter Vertrauter, Menzikof thätig mitwirken, und da beyde jedes Mittel für erlaubt hielten, um ihren Zweck zu erreichen, so konnte es nicht fehlen, daß sie den Prinzen in den Augen des Czars völlig verhaßt machten. Man begann damit, ihm bemerkbar zu machen, daß sich weder die Sitten noch die Neigungen des Prinzen dazu eigneten, für die Fortdauer des immer mehr wachsenden Ruhms seiner Regierung zu sorgen; daß der Prinz die großen Thaten, die ihn in den Augen der Welt unsterblich machten, heimlich tadle; daß er die alten barbarischen Gebräuche der russischen Nation begünstige, mit deren Proscription die Epoche der Bewunderung angefangen habe, welche Europa dem Czar zolle; so überzeugte man ihn bald, daß Alexis, wenn er ja den russischen Thron bestiege, den Schweden alle eroberten Provinzen, die durch seines Vaters Waffen der russischen Krone unterworfen worden, zurückgeben, den Patriarchen ihre Anmaßungen hingehen lassen, den Priesterstand in seine vorigen, gemißbrauchten Rechte wieder einsetzen, den Klöstern die confiscirten Revenüen wieder einraumen, die Mode der langen russischen Oberkleider und der unbeschnittenen Bärte wieder einführen, und alle alten, bisarren Gewohnheiten geltend machen würde, deren Ausrottung dem Czar so viele Mühe und so viele Geduld gekostet hätten.

Maßregeln dieser Art waren mit vieler Menschenkenntniß auf die Heftigkeit seines Charakters, die jede ruhige Überlegung entfernte, berechnet, und konnten ihrer Wirkung, des Czars höchsten Widerwillen gegen den Prinzen Alexis, nicht verfehlen, dessen Unthätigkeit, anscheinender Hang zur Andächteley und ein gewisses unfreundliches Äußere dem Vater lange mißfallen hatten.

Man kann nicht läugnen, daß Alexis, dessen Erziehung völlig vernachlässigt worden war, ohne seine Schuld Fehler hatte, die seinen Feinden die Waffen in die Hand gaben. Der Tod seiner Gemahlinn, den man den Kränkungen zuschrieb, die ihr seine Ausschweifungen verursachten, und sein nachheriges Betragen, als er sich mit zügelloser Leidenschaft in die Arme der Finnländerinn Eurhrosine warf, machten ihm viele Herzen abwendig, die es sonst treu mit ihm meinten.

Diese Thatsachen führten Catharinen geschwinder zum Ziele; der Czar wurde völlig überzeugt, daß der Prinz sein ganzes Riesengebäude, an dessen Erhaltung ihm mehr als an seinem Leben gelegen war, zertrümmern würde, wenn er je zur Regierung gelangte. Er faßte daher den Entschluß, seinen Sohn ins Kloster zu sperren, ihn zur Ablegung des Mönchsgelübdes zu zwingen, und ihn seines Rechts zur Thronfolge für verlustig zu erklären, um es auf die Kinder Catharinens zu übertragen. Er eröffnete sein Vorhaben nur den vertrautesten Personen aus dem Staatsrath, dem Senat und der Geistlichkeit, und da dieser Monarch über alle Vorstellung gefürchtet wurde, so unterstand sich kein Mensch, ihm zu widersprechen.

So verkleidete der Czar die härteste Handlung mit dem Schein der Förmlichkeit, bereitete die Gemüther, von denen er muthmaßlich noch etwas zu fürchten hatte, darauf vor, und machte in eigner Person dem Prinzen sein unglückliches Loos bekannt. Dieser Ausspruch schlug den armen Alexis in der Art

nieder, daß er vor Schmerz auch nicht ein Wort hervorbringen konnte; er verlor alle Faſſung, und in ſeinen Zügen mahlte ſich nichts, als der Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung. Sein Vater ließ ihm nur ſechs Monathe Zeit, um das Kloſter ſelbſt zu beſtimmen, in welchem er den Reſt ſeines Lebens zubringen wollte; trauriges Recht, das nur die Art des Todes der Wahl des Verurtheilten überläßt!

So war das traurige Schickſal des Sohnes Eudoxiens, die nur in ihren Thränen Troſt finden konnte, als ſie mit erleichterterem Herzen die Nachricht erhielt, daß der Czar ſich zu einer Reiſe nach Dänemark vorbereitete. Er begab ſich in der That kurze Zeit darauf dahin, um mit dem däniſchen Hofe die Landung in Schonen zu verabreden, über deren Nothwendigkeit beyde Theile einverſtanden waren; die ihm aber ſeiner Seits ſo ſehr am Herzen lag, daß er ſie in Perſon betreiben zu müſſen glaubte.

Er übertrug die Regentſchaft in ſeiner Abweſenheit ſeinem Favorit Menzikof, mit dem Befehl, den Prinzen zu einer baldigen Erklärung zu nöthigen, und ſeine Wahl in der Art zu beſtimmen zu ſuchen, daß ſie auf ein ſolches Kloſter fiele, deſſen Prior man völlig vertrauen könnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Miscellen.

Bey Baumgärtner in Leipzig erſchien vor Kurzem eine „Sammlung der merkwürdigſten Träume." Bis jetzt hatten wir in der deutſchen Literatur noch keine ähnliche Sammlung; der Bibliothekar Vulpius in Jena hat ſich dieß Verdienſt erworben. Das Werk enthält nebſt einer Abhandlung über die Träume, 55 merkwürdige Träume mit Anführung der Quellen. Hier einige der noch wenig bekannten:

Doctor Chriſtian Rumbaum, practicirender Arzt zu Breslau, hatte einſt einen Patienten, den er gar nicht zu retten wußte. Er ſann auf tauſend Mittel, und ſchlief darüber, bekümmert und beſorgt, ein. Und ſiehe, da ward ihm im Traum ein Buch gezeigt, in welchem die Krankheit ſeines Patienten, die ihm ſo viel Sorge machte, beſchrieben, und ihre Cur angegeben wurde. Er merkte Blatt und Worte genau, ſtellte die Cur glücklich an, und rettete den Kranken. Nach einigen Jahren erſchien ein Buch im Druck, in welchem er, auf dem gemerkten Blatte alles las, was er vorher im Traume geleſen hatte.

Der Dichter Meliſſus war ſo ſehr Dichter im Handwerke, daß er nicht nur wachend, ſondern auch im Traume Verſe machte. Einſt als er ſchon alt war, träumte ihm der Vers: Grata superveniet, quae non sperabitur hora. Er erzählte dieß ſeinem Freunde Lichtenſtein, der auch ein Dichter war. Dieſer, den prophezeihenden Gott im Buſen, ſetzte ſich ſogleich nieder, und machte aus dieſem Verſe, mit Verſetzung der Buchſtaben, folgenden Vers: Est ventura Rosina, paratague nubere pigro. Und ſiehe da, es fügte ſich wirklich, daß Meliſſus ſich noch in ſeinem 70. Jahre mit einem artigen Mädchen verheirathete, die Roſina hieß.

Andreas Pijon aus Ober-Auvergne, reiſte durch Riom nach Paris, und traumte, daß durch Verſetzung ſeines Nahmens der Sinn heraus käme: „gehangen zu Riom." Den folgenden Tag bekam er Händel, und ſchlug ſeinen Gegner todt. Sein Traum ging in Erfüllung. Er wurde als Mörder zu Riom gehangen.

.....

Am Ende des XVII. Jahrhunderts trug ſich zu Salon, einer kleinen Stadt in Provence, eine wunderliche Begebenheit zu, die in ganz Frankreich viel Lärm machte. Einem Bürger dieſer Stadt, in welcher, wie man ſagt, der berühmte Aſtrolog Noſtradamus geboren worden, erſchien ein Geſpenſt. „Geh," ſagte es zu dem Erſchrockenen, „fordere Päſſe vom Gouverneur, um nach Verſailles zu reiſen, und mit dem Könige ſelbſt zu ſprechen. In der Nacht vor Deiner Ankunft bey Hofe werde ich Dir abermahls erſcheinen, und Dich unterrichten, was Du mit dem Könige reden ſollſt. Bis dahin ſey verſchwiegen, wenn dein Leben dir lieb iſt. Niemand, als der Gouverneur, darf wiſſen, was ich von Dir begehre."

Das Geſpenſt verſchwand, die Frau des Bürgers trat herein und fand ihren Mann halb todt vor Schrecken. Sie drang in ihn, ihr zu entdecken, was vorgegangen; ſeine Weigerung vermehrte ihre Neubegier, ſie quälte ihn ſo lange, bis er das Geheimniß ihr vertraute, und ſeine Schwatzhaftigkeit auf der Stelle mit dem Leben büßte. — Einige Zeit nachher wandte ſich das Geſpenſt mit gleicher Zumuthung an einen andern Bürger, der, weil er nicht reinen Mund gegen ſeinen Bruder hielt, gleichfalls eines plötzlichen Todes ſtarb. In ganz Salon, und mehr als zwanzig Meilen in die Runde, erregten dieſe beyden Todesfälle Furcht und Schrecken.

Nicht lange, ſo wählte das Geſpenſt ſich abermahls einen Vertrauten, dieß Mahl einen Grobſchmidt, der, klüger als die beyden Vorigen, ſich ſogleich zum Gouverneur verfügte, mit Mühe eine geheime Audienz erlangte, und — natürlich verſpottet wurde. Der Schmidt, Nahmens Francois Michel, ließ ſich nicht abſchrecken, berief ſich auf ſeinen guten Ruf, auf das Zeugniß aller Einwohner, daß er nie ein abergläubiſcher Thor geweſen; und endlich auf den plötzlichen Tod ſeiner beyden Vorgänger. Der Gouverneur zog Erkundigungen ein, und fand die Sache doch wichtig genug, um nachzugeben. Francois Michel erhielt Briefe an den Staats-Secretaire Bardiſieux, welchen die Zeugniſſe der Stadtobrigkeit und die beglaubigten Ausſagen der Bürger beygefügt wurden.

Der Schmidt kam glücklich nach Verſailles, im April 1697, wußte aber noch immer nicht, was er dem Miniſter, oder dem Könige, ſagen ſollte. Doch in der Nacht hielt das Geſpenſt Wort, und unterrichtete ihn von dem Auftrage, den es, man weiß nicht warum, nicht ſelbſt ausrichten konnte oder wollte, befahl ihm, bey dem Miniſter, trotz aller Hinderniſſe, die man ihm in den Weg legen möchte, auf eine geheime Audienz bey Sr. Majeſtät zu dringen, und bis dahin, bey Strafe eines plötzlichen Todes nichts zu verrathen. — Der Miniſter, wie voraus zu ſehen war, behandelte den Schmidt als einen Verrückten, aber dieſer ſchwur, ſein Leben hänge an der Gewährung ſeines Verlangens. Damit jedoch der König von der Wahrheit ſeiner Sendung ſich vorläufig überzeugen möchte, ſo ſollte der Miniſter Sr. Majeſtät erinnern, daß Sie ſelbſt, bey der letzten Jagd zu Fontainebleau, das Geſpenſt geſehen, daß das ſcheue Pferd einen Seitenſprung gemacht, und daß Se. Majeſtät, weil die Erſcheinung nur einen Augenblick gewährt, ſich überredet, es ſey nur Täuſchung geweſen, und darum gegen Niemand etwas davon geäußert hätten. — Der Miniſter ſtutzte über dieſen ſeltſamen Umſtand, hinterbrachte es dem Könige, und erſtaunte noch mehr, als dieſer, nach einem kurzen, ernſten Schweigen, befahl, den Schmidt in ſein Cabinet zu führen. — Es geſchah. Der König hatte eine lange, geheime Unterredung mit ihm, von der man nichts erfahren hat. Der Prophet blieb noch drey oder vier Tage bey Hofe. Ludwig erlaubte ihm ſogar, als er auf die Jagd ritt, Abſchied von ihm zu nehmen, und als bey dieſer Gelegenheit der Garde-Capitän, Herzog von Duras, ſagte: „Sire, hätten Sie mir nicht ausdrücklich befohlen, dieſen Menſchen herein treten zu laſſen, ſo würde ich es nie gewagt haben; denn wenn er kein Narr iſt, ſo ſind Sie kein Edelmann." Da erwiederte der König lächelnd: „Sehen Sie, Herzog, wie man ſeinen Nächſten oft falſch beurtheilt; denn dieſer Mann iſt klüger, als Sie und Viele ſich einbilden mögen." — Man kann denken, welchen Eindruck dieſes hingeworfene Wort auf den ganzen Hof machte. Man gab ſich alle erſinnliche Mühe, zu erforſchen oder zu errathen, was Michel mit dem Könige, oder auch nur mit dem Miniſter, geſprochen; allein vergebens!

Der Prophet empfing eine Summe Geldes von dem Miniſter, ſammt dem Befehl, zu ſchweigen, und kehrte ſtill in ſein Vaterland zurück. Während ſeines Aufenthalts in Paris wurde er, von einem der erſten damahligen Künſtler, Roullet, gezeichnet und in Kupfer geſtochen. Dieſes, zwar ſeltene, aber doch noch in den Portefeuillen der Kunſtliebhaber vorhandene, Bildniß zeigt einen Mann gegen vierzig Jahre, mit einer ehrlichen, ausdrucksvollen Phyſiognomie.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 28. und Montag den 31. December 1810.

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannichfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mongolen, Tartaren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Rathe der Könige, oder Königen gleich, bemarbte belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschütterem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die Ersten der Menschen? Selten. Die Besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke, — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den moralischen Wagen der Weltregierung fortgeleitet hat. Bey jeder Schwingung, bey jeder Hebung, bey jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. — Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

Johann von Müller.

(156 und 157.)

Die Kaiserinn Eudoxia.

(Beschluß.)

So groß auch die Traurigkeit war, die Eudoxien niederbeugte, und so schmerzlich die Verhängnisse ihr fühlendes Mutterherz ergreifen mußten, so wurde dennoch an Peters Hofe kein Wort um die Unglückliche verloren. In ihrer Zelle eingeschlossen, konnte sie nur bethen und weinen; alle Verhältnisse, die sie sonst an die Welt ketteten, schienen jetzt auf immer zerrissen zu seyn. Desto mehr erstaunte der Czar, als er gleich nach seiner Ankunft in Kopenhagen die Nachricht erhielt, daß Eudoxia aus ihrer düstern Zelle einen Briefwechsel, nicht nur mit ihrem unglücklichen Sohn Alexis und mit ihrem Bruder Lapuschin, sondern sogar mit der Prinzessinn Marie, Schwester Peters, unterhielte. Man setzte mit vieler Bosheit hinzu, daß Marie Eudoxien ein weltliches Gewand habe zustellen lassen, damit sie es anziehen könnte, sobald sie den Schleyer wegwürfe; daß der Erzbischof von Rostof es bereits in seiner Diöcese erlaubte, für sie, wie für die wirkliche Gemahlinn des Czars, öffentliche Fürbitten zu halten; daß die büßende Eudoxia eine verbrecherische Vertraulichkeit mit einem Officier, Nahmens Glebow, der in der Nähe von Rostof auf seinen Gütern lebte, unterhielte; und man hatte Frechheit genug, dem Czar zu sagen, daß, wenn er nicht schleunige, zerstörende Maßregeln gegen diese Verschwörung ergriffe, die Folgen davon höchst traurig für ihn und seine Familie werden könnten.

Peter, der einen mißtrauischen, argwöhnischen Charakter hatte, wurde beym Lesen dieser unerwarteten Neuigkeiten heftig erschüttert; er wollte jedoch das Unternehmen, um dessen Willen er an einen fremden Hof gekommen war, nicht aufgeben, und da er zu gleicher Zeit fürchtete, daß sein Sohn und dessen Anhänger seine Abwesenheit benutzen möchten, um einen Schritt zu wagen, den die Verzweiflung beseelte, so nahm er seine Zuflucht zur Verstellung; denn er zweifelte nicht, den Prinzen zu gewinnen, wenn er Vertrauen an die Stelle der Drohungen treten ließe. Er schrieb ihm einen Brief in den zärtlichsten Ausdrücken, und lud ihn ein, sich aufs schleunigste nach Kopenhagen zu begeben, um mit ihm die Lorbeern zu theilen, die er bey der beschlossenen Landung auf Schonen zu sammeln glaubte.

Diese scheinbaren Beweise väterlicher Güte bethörten den Prinzen nicht; wahrscheinlich machten ihn seine vertrautesten Freunde auf die Schlingen aufmerksam, die unter den glatten Worten eines harten, unerbittlichen Vaters verborgen wären, und auf ihren Rath beschloß er, List mit List zu bezahlen. Er antwortete dem Czar in Ausdrücken, die von unbedingtem Gehorsam und kindlicher Verehrung erzeugt zu seyn schienen, und versprach, ohne Aufschub seinem Befehl Folge zu leisten. Er reiste auch wirklich ab, aber kaum befand er sich auf kurländischem Grund und Boden, als er linksum machte, und gegen den Rath seiner Freunde nach Wien ging, die alles aufbothen, um ihn zu einer Reise nach Frankreich zu bewegen, das vormahls gewöhnlich das Asyl unglücklicher Fürsten war.

Als das Gerücht von seiner Flucht sich in Moskau verbreitet hatte, da machten erst Eudoxiens Freunde und selbst die Familie des Czars einen Plan zur Verschwörung, die jedoch nicht eher ausbrechen sollte, als bis eine sehr günstige Gele-

genheit sich darböthe. Diese Bedenklichkeit der Verschwornen zeugt deutlich, wie furchtbar ihnen der Czar selbst in seiner Abwesenheit war.

Peter wandte tausend Mittel an, um seinen Sohn zur Rückkehr zu bewegen, und sowohl der geheime Rath Tolstoi, als der Garde-Capitän Romanzow, ersannen tausend Kunstgriffe, den Thronerben des russischen Staats sicher und muthig genug zu machen, das Castell St. Elmo in Neapel zu verlassen, welches ihm der deutsche Kaiser zum Zufluchtsort angewiesen hatte, wo er aber in der That als ein Staatsgefangener behandelt wurde. Erst als der Czar seine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich beendigt hatte, gelang es seinen Emissarien, den Prinzen zur Rückkehr in sein Vaterland zu bestimmen, indem sie ihm einen eigenhändigen Brief seines Vaters übergaben, in welchem ihm eine unbedingte Verzeihung zugesagt war.

Eine rührende Antwort des leichtgläubigen Prinzen ging seiner Rückkehr voraus, und machte auf das Herz seines Vaters einen solchen Eindruck, daß er sicher seine Gesinnungen geändert haben würde, wenn Menzikof, der alle seine Bewegungen aufmerksam beobachtete, nicht Sorge getragen hätte, die menschlichen Gefühle des Vaters zu vergiften. Der Prinz erhielt an demselben Tage, wo er in Moskau ankam, die Erlaubniß, sich zu den Füßen seines Vaters zu werfen, und als er sein Gemach verließ, verbreitete sich das Gerücht, daß der Czar ihm, seinem schriftlichen Versprechen getreu, die Verzeihung mündlich zugesagt hätte.

Wie groß war daher das allgemeine Erstaunen, als man den Morgen darauf (den 14. Februar 1717) die Garden das Schloß umringen, und die ganze Garnison unter die Waffen treten sah! Ein Adjutant des Czars begab sich, von vier Officieren begleitet, zum Kronprinzen, forderte ihm den Degen ab, und begleitete ihn, umrungen von einem Detaschement Grenadiere mit aufgepflanztem Bayonnet, wie einen Staatsgefangenen in den Pallast.

Der Czar erwartete ihn in dem großen Saal, von seinen Ministern, Bojaren und Staatsräthen umgeben. Kaum war der Prinz vor diesem Tribunal erschienen, so erklärte er sich selbst für schuldig, und verlangte nichts mehr, als daß man ihm das Leben schenken möchte.

Sein Vater, der hier als Richter seines Sohnes auftrat, begab sich mit ihm in sein Kabinet, um von ihm die geheimsten Umstände seiner Flucht und der damit in Verbindung stehenden Personen von Moskau zu erforschen. Nach Verlauf einer Stunde kehrte er mit ihm in den Staatsrath zurück, und gab ihm sein fürstliches Wort, sein Leben zu verschonen, wenn er öffentlich und aufrichtig auf alle Ansprüche des moskovitischen Throns Verzicht leisten wollte. Dem Prinzen blieb keine Wahl übrig, darum unterzeichnete er die Renunciationsacte ohne Wanken, die ihm schon fertig vorgelegt wurde. Um einer so außerordentlichen Handlung völlige Unverbrüchlichkeit zu geben, mußten die Großen des Reichs, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem Prinzen Peter, Catharinens Sohn, als nunmehrigem Thronfolger des russischen Reichs, den Eid der Treue leisten, worauf sich die ganze große Versammlung nach der Kathedralkirche begab, wo die zusammen berufenen Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten denselben Eid feyerlich schwören mußten.

So groß auch das Opfer war, welches Alexis gebracht hatte, so war es dennoch seinen Feinden nicht hinreichend. Man führte ihn unter starker Bedeckung als Staatsgefangenen in das Schloß zurück, und bald darauf wurde er nach Petersburg transportiert. Dort formirte der Czar ein aus den größten und angesehensten Personen der Monarchie zusammengesetztes Tribunal, das, nach dem zuvor vom Klerus erforderten Gutachten, den Prinzen solcher Vergehungen für schuldig erklärte, die nach dem Gesetz die Strafe des Todes verdienten; sie überließen es aber dem Souverän, dieses Urtel zu bestätigen oder abzuändern.

Peter befahl, daß man seinem Sohn das Todesurtheil vorlesen sollte; dieser barbarische Befehl wurde vollzogen. Mag nun das schreckliche Bild des Schaffots auf die lebhafte Imagination des Prinzen, oder mögen materielle Mittel, die durch heftigen Impuls auf den Lebensgeist die Functionen des Körpers zerstören, auf seine Organisation tödtend gewirkt haben, — Rußlands verstoßener Thronerbe rang den Morgen darauf mit fürchterlichen Convulsionen, die in kurzer Zeit seinem Leben und seiner Qual ein Ende machten. Sein Tod wurde offiziell als eine Folge des Schreckens und des Schmerzens bekannt gemacht.

Und nun begann jener berüchtigte Kriminal-Prozeß, der mit dem tragischen Tode einer unzählbaren Menge von Menschen beschloß, die man für verdächtig hielt oder halten zu müssen glaubte, deren angebliche Verbrechen aber nicht einmahl zur Sprache kamen, mithin noch weniger bewiesen werden konnten.

Sehr viele Personen, die der Prinz in seiner geheimen Unterredung mit dem Czar als Theilnehmer der Verschwörung, an die er nie gedacht hatte, angegeben haben soll, um sein Leben zu retten, wurden auf die Tortur gelegt, und man behauptet, durch dieses grausame Mittel die Entdeckung gemacht zu haben, daß der Erzbischof von Roszof die unglückliche Eudoxia verführt habe.

Dieses Mährchen ist unglaublich, indessen bekannte der niedrige Pope, daß er in der Absicht, Geschenke von dem einfältigen, aber reichen Abraham Lapuschin, Bruder Eudoxiens zu erhalten, ihr eingebildet hätte, alle Tage Visionen zu haben, in welchen die Allmacht ihm Dinge entdeckte, die für die verstoßene Fürstinn sehr tröstlich wären. Nach diesen Offenbarungen sollte sich in kurzem Peters Herz Eudoxien versöhnen, sie aus der düstern Zelle wieder auf den Thron steigen, den Czar noch mit zwey männlichen Erben glücklich machen und die Freude erleben, Catharinen, die ihren Platz usurpirte, mit Schande und Spott verjagt zu sehen.

Selbst als Despot befahl der Czar der Geistlichkeit, diesen Prälaten seiner Würde zu entsetzen, und als dieses Collegium sich mit dem Mangel an Gewalt, über Dinge der Art abzusprechen, entschuldigte, antwortete ihnen der Czar drohend, daß, wenn sie das Recht hätten, Bischöfe einzusetzen, ihnen die Befugniß nicht mangeln könnte, sie zu cassiren. Seine Drohung machte die Prälaten geschmeidig, sie erklärten den Erzbischof seiner Würde und der äußern Attribute der geistlichen Weihe für verlustig, die Insignien, die dieser Mensch durch gemeinen Betrug entehrt hatte, wurden ihm abgenommen, und er wurde in Moskau mit dem Ritter Kikin, des Prinzen vertrautesten Freunde, der ihn auf der Flucht begleitet hatte, lebendig gerädert.

Wen schaudert nicht, daran zu denken, daß die zartgebildete Eudoxia, das reitzende Mädchen, das der Czar, vom Zauber ihrer Vollkommenheiten hingerissen, unter Tausenden erwählte, die fühlende, zertretene Mutter, die mit ihm auf einem Throne saß, und dann von der unbarmherzigsten Hand in die Tiefe hinabgeschleudert wurde, jetzt auf Befehl desselben Fürsten, der sie einst anbetete, auf die blutbefleckte Tortur der Verworfenen gespannt werden sollte. Düstre Nacht bedeckte bey'm Anblick der scheußlichen Marterkammer ihre Augen, sie sank ohnmächtig zusammen. Als die Henker Herz genug hatten, sie wieder in's Leben zu rufen, bekannte sie alle und jede Verbrechen, die man ihr nur anzudichten Lust hatte, um der schaudernden Marter zu entgehen, selbst den angeblichen verbrecherischen Umgang mit Glebow; und ihre Imagination war von der Furcht vor der Tortur so sehr beherrscht, daß sie selbst in der Confrontation mit ihrem erdichteten Verführer bey'm ein Mahl abgelegten Bekenntniß blieb, obgleich Glebow sie mit tiefer Wehmuth fragte, wie sie mit einer solchen Unwahrheit sich beflecken könnte. Er ertrug den wüthenden Schmerz der Knute zu wiederholten Mahlen, und behauptete, daß Eudoxia völlig unschuldig wäre und nur durch Marterzurüstungen bestimmt worden sey, sich der lächerlichsten Verbrechen anzuklagen, an die sie nie gedacht hätte, auch nicht einmahl in dem streng bewachten Kloster hätte denken können. Vergebens ließ man den heldenmüthigen Glebow sechs Wochen lang unbeschreibliche Martern erdulden, er blieb standhaft, und wurde zum Lohne seines heroischen Muths auf einen Pfahl gespießt. Man behauptete, daß in diesem jammervollen Zustande zwischen qualvollem Leben und Tod sich der Czar selbst, der Eudoxien wider Willen verschonte, dem Leidenden genähert, und ihn beschworen habe, die Wahrheit zu bekennen, daß ihm aber dieses verstümmelte Schlachtopfer in's Gesicht gespieen und dann die letzten Worte gestammelt habe: „Gehe Despot, und laß mich ruhig sterben!"

Der Bruder Eudoxiens, Abraham Lapuschin, sollte zuerst lebendig gerädert werden. Das Urtel wurde in der Folge geändert und ihm das Beil zuerkannt. Als er bereits den Kopf auf den Block hingelegt hatte, der vom Blut so vieler Unglücklichen gefärbt war, das der Büttel vor ihm vergossen hatte, verwandelte der Czar seinen Ausspruch in eine noch grausamere Strafe; denn er ließ ihm die Zunge aus dem Halse reißen, zwanzig zerfleischende Knutenhiebe geben, die allein den Tod verursachen konnten, und ihn dann auf ewig nach Siberien verweisen; das nannte seine rohe Sprache das Leben schenken.

Mit so vielen Hinrichtungen nicht zufrieden, ließ er alle Erzbischöfe, Bischöfe und die übrigen angesehenen Geistlichen versammeln, befahl ihnen, den Prozeß Eudoxiens mit der allergrößesten Genauigkeit zu untersuchen, und ihr Urtel nach aller Strenge der weltlichen Gesetze und der kanonischen Constitution auszusprechen.

Ehe diese Friedensrichter die Untersuchung begannen, erklärten sie feyerlich, daß sie als friedliche Lehrer des Evangeliums nach dem Blute des Büßenden nicht dürsten, sondern nur seine aufrichtige Reue bezwecken könnten, und daß ihnen die Vorsehung kein schneidendes Schwert, sondern nur das heilige Wort der Offenbarung in die Hand gegeben hätte. Dieser Geist der Mäßigung, der in dem Augenblick die ganze Versammlung des, durch imponirendes Ansehen gewaltig wirkenden, Klerus um so mehr beseelte, als noch Schom und Reue die Herzen der heiligen Väter wegen des Bluturtels gegen Eudoxiens Sohn erfüllte, rettete der unglücklichen Mutter das Leben. Sie wurde nur zur Kirchendisciplin verurtheilt, die sie durch die Hand zweyer Nonnen erhielt; die Sentenz wurde in Gegenwart des versammelten Kapitels vollzogen, und die gemißhandelte Eudoxia in ein anderes Kloster am Ladoga-See gesperrt.

Die Prinzessinn Marie, leibliche Schwester des Czars, erhielt in Gegenwart der Hofdamen und Cavaliere, die der Czar der Execution beyzuwohnen zwang, hundert Ruthenstreiche auf Rücken und Lenden, und wurde dann in die Festung von Schlüsselburg gesperrt. Die Beichtväter, die Domestiken und alle diejenigen Personen, denen diese Prinzessinnen Vertrauen bewiesen zu haben schienen, wurden von der Hand des Büttels gegeißelt und mit aufgeschlitzter Nase oder mit abgehauener Zunge in die siberischen Wüsten verbannt.

Viele litten völlig unschuldig, denn sie waren von der Verschwörung auch nicht auf die entfernteste Weise unterrichtet. Selbst der Bund der Verschwornen war erst im Werden, der freylich den Thron Peters zum Wanken gebracht hätte, wenn er zur Reife gediehen wäre. Sonderbar genug ist es, daß beynahe unmittelbar nach diesem Blutbade und diesen Proscriptionen die russische Nation dem Czar unter lautem Beyfall dem Titel Kaiser beylegte.

Das Kloster, wohin Eudoxia verwiesen wurde, war so gut als ein Gefängniß, wo die Strenge der Obern ihr den Tod mehr als das Leben wünschenswerth machte. Sie wurde in einer düstern Zelle Tag und Nacht bewacht, und erhielt zu ihrer Nahrung nichts weiter, als Hülsenfrüchte, Brod und Wasser. Aber auch das war noch nicht das volle Maß ihrer Leiden; denn nachdem sie sechs Jahr in diesem Kerker geschmachtet hatte, mußte sie mit Schrecken gewahr werden, daß die Last ihres Unglücks sich noch vermehren konnte.

Peter, der, seine Gebrechen abgerechnet, die im Mangel aller Erziehung und aller Kraft sich selbst zu beherrschen lagen, durch seine genialen Handlungen, durch seinen Durst nach Ausbildung, durch die Vertilgung der Barbarey aus Rußland, und durch so viele muthige Unternehmungen, die seine Nation blühend machten, den Nahmen des Großen dennoch wahrhaft verdiente, fühlte zuletzt, daß er sterblich war. Ein heftiges Fieber warf ihn auf's Krankenbette, und die Kunst des Arztes konnte die tödtliche Wirkungen nicht aufhalten, denn er starb den 8. Februar 1725.

Auch Catharinens Sohn war indessen verstorben, und der Czar, der in dem letzten Augenblick seines Lebens mit sich nicht einig werden konnte, wen er zu seinem Nachfolger bestimmen sollte, wurde vom Tode überrascht, ohne etwas Bestimmtes hierüber verfügt zu haben. Aber Menzikof, der sein Leben und seine Größe der Wittwe Peters zu danken hatte, war entschlossen, sie auf dem Throne zu erhalten. Er bemächtigte sich des Schatzes, versammelte die Großen des Reichs, und bestimmte sie durch die feyerliche Versicherung, daß Peter Catharinen zu seiner Nachfolgerinn ernannt hätte, sie als Kaiserinn anzuerkennen. In der Bestürzung, worin sich der Staat in diesem kritischen Augenblicke befand, hielt es jeder für gefährlich, dem Vorschlag Menzikof's zu widersprechen, weil man nur zu sehr überzeugt war, daß der Günstling die fürchterlichsten Vorbereitungen gemacht hätte, um seinen Plan durchzusetzen, und daß er selbst die grausamsten Mittel nicht unversucht lassen würde,

um seinen Willen geltend zu machen. Darum wurde Catharina zur Kaiserinn des russischen Reichs ausgerufen, obgleich die letzten gebrochenen Worte des Czars, und die wenigen Sylben, die seine welke Hand noch zu schreiben vermochte, gerade das Gegentheil zu verordnen schienen.

Diese Erhebung Catharinens brachte die höchste Gewalt in die Hand der größten Feinde Eudoxiens, die nach der gewöhnlichen Neigung des menschlichen Herzens um desto mehr von ihnen gehaßt werden mußte, je mehr sie selbst Ursache hatte, Menzikof und Catharinen zu hassen.

Eudoxien wurden die niederbeugendsten Wirkungen dieses Hasses nur zu bald fühlbar. Tolstoi erhielt den Befehl, sie nach Schlüsselburg abzuführen und die strengsten Maßregeln zu nehmen, um sie außer Stand zu setzen, irgend etwas gegen das neue Gouvernement zu unternehmen. Dieser treue Agent Menzikof's vollstreckte den Auftrag mit wahrer Grausamkeit. Eudoxie wurde in einen düstern Kerker gesperrt und aus dieser grabähnlichen Wohnung wurden, um der armen Fürstinn das Schrecken der Einöde desto fühlbarer zu machen, alle Frauen entfernt, die sie bis zur Zeit bedient und die Leiden ihrer Gefangenschaft mit ihr getheilt hatten. Man ersetzte sie durch einen alten, häßlichen weiblichen Zwerg, der in dem Zustande körperlicher Gebrechen, worin er sich befand, Eudoxien mehr lästig als behülflich wurde.

Man ließ es nicht einmahl zu, daß die Religion Eudoxien in der unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit, die sich ihres Geistes bemächtigt hatte, Trost und Stütze sey; denn man verweigerte ihr mit unerhörter Härte den Beystand eines Priesters, um den sie flehentlich bath, damit er ihr das heilige Sacrament reichen möchte.

Tolstoi mußte von dieser barbarischen Strenge nothwendig von Catharinen beauftragt worden seyn, die nicht nur während des Lebens des Czars den Platz Eudoxiens eingenommen hatte, die Krone und das Leben ihrem Sohne Alexis rauben ließ, und dadurch ihrem Enkel jede Hoffnung, den russischen Thron zu besteigen, nahm, sondern jetzt ihren Erfindungsgeist ununterbrochen übte, um neue Qualen für die von aller Welt verlassene Eudoxia zu ersinnen. — In der Furcht, daß die Gefangene Versuche machen möchte, Verhältnisse außerhalb ihres Gefängnisses anzuknüpfen, wurde befohlen, jedes Mahl die Officiere und Gemeinen von der Wache, die zur Aufsicht des Kerkers den Posten wechselte, zu entkleiden, um sich zu überzeugen, daß keiner die Verwegenheit gehabt hätte, die Besorgung eines schriftlichen Auftrages an Eudoxien zu übernehmen; auf den Fall einer solchen Entdeckung hatte der Commandant der Festung den gemessenen Befehl, den Schuldigen auf der Stelle aufknüpfen zu lassen, er möchte Officier oder gemeiner Soldat seyn.

Endlich erhörte der mitleidige Himmel die gepreßten Seufzer der lebendig begrabenen Eudoxia, und endigte ihren Harm; denn ihre Todfeindinn Catharina starb zwey Jahre nach dem Hintritt des Czars.

Personen von Einfluß, die das Ende Catharinens sich nähern sahen, und fürchten mußten, daß ihr Favorit Menzikof den Versuch machen würde, eine ihrer Töchter auf den Thron zu erheben, bothen alles auf, um ihn zu bestürmen, sich für den Sohn des Prinzen Alexis zu erklären. Die Hoffnung, mit der sie ihm schmeichelten, daß er seine Tochter mit dem neuen Kaiser, der ihm den Thron zu danken haben würde, vermählen könnte, blendete ihn in der Art, daß er über dieses Project schon bey Lebzeiten Catharinens mit dem Wiener Hofe, durch den österreichischen Gesandten in Petersburg, Graf von Rabutin, unterhandeln ließ. So wie Catharina die Augen geschlossen hatte, wußte der Fürst Menzikof seinen heimlichen Einfluß bey der Armee und im Allgemeinen bey der ganzen Nation in der Art geltend zu machen, daß er sie für den Sohn des Prinzen Alexis gewann, und so zum zweyten Mahl; sonderbar genug, immer unter dem Vorwande einer testamentarischen Verfügung Peters des Großen, über die moscovitische Krone verfügte. Peter II., Eudoxiens Enkel, der damahls erst zwölf Jahre alt war, wurde unter der Leitung Menzikof's zum Kaiser ausgerufen, und der Favorit in demselben Augenblick zum General-Reichsvertreter und Generalissimus aller Truppen ernannt. Der Staatsrath verlor nicht einen Augenblick Zeit, den Beschluß des Premier-Ministers, seine Tochter mit dem neuerwählten Kaiser zu vermählen, zu bestätigen.

So änderte Menzikof, der geschworne Feind Eudoxiens, der sie und ihre ganze Familie mit so vieler Hartnäckigkeit verfolgt hatte, plötzlich seine Prinzipien, als es darauf ankam, seine eigne Familie zu erheben; die Rache mußte seinem Ehrgeitz weichen, und er wurde nicht nur das Werkzeug ihrer Befreyung, sondern näherte die unglückliche Fürstinn demselben Throne, von dem er sie unter den beyden vorigen Regierungen immer weiter zu entfernen suchte.

Als die feyerliche Proklamation des neuen Souverains erfolgt war, schickte der Thronbiether zwey Hof-Cavaliere an Eudoxien ab, wovon Einer sein nächster Verwandter war. Sie machten ihr die, für sie beynahe unglaubliche, Erhebung ihres Enkels bekannt und bathen im Nahmen Menzikof's um ihre Einwilligung in die Verbindung des jungen Kaisers mit der Tochter des allmächtigen Ministers. Eudoxia, deren Muth und Ausdauer weder Schrecken noch Verzweiflung vernichten konnten, wäre beynahe ein Opfer der frohen Gefühle geworden, die ihr zartes Mutterherz in der Stunde der unglaublichen Überraschung zersprengen wollten. Sie erlag unter ihren Empfindungen und konnte nur durch Thränenfluthen die Spannung ihres Herzens andeuten; denn ihr Mund vermochte kein Wort hervorzubringen.

In diesem Zustande, wo der Andrang unzählbarer Gefühle so groß war, daß er ihre verschiedenen Äußerungen völlig unmöglich machte, und die Züge des fühlendsten Geschöpfs unter dem Bilde der Unempfindlichkeit erscheinen ließ, wurde Eudoxia aus ihrem Kerker gezogen, um künftig hier die Zimmer zu bewohnen, welche ihr im Hause des Commandanten der Festung zubereitet wurden.

Als sie sich von ihrem ersten Erstaunen erhohlt hatte, konnte sie an ihrem Glücke nicht mehr zweifeln, das ihr mehr einer Täuschung als der Wirklichkeit ähnlich zu seyn schien. Sie wurde gewahr, daß man sie als Kaiserinn-Mutter behandlte; das feinste, kostbarste Leinenzeug, die reichsten Seidenstoffe und das schönste Silbergeschirr für ihre Tafel, wurden von allen Seiten zusammengebracht, und ihr zehntausend Thaler baar Geld für die übrigen Bedürfnisse eingehändigt. An demselben Tage kamen Kammerherren, Hofdamen, glänzende Equipage und Livrebediente für sie an, so daß diese Fürstinn, wie durch einen Zauberschlag, aus dem düstersten Kerker plötzlich in die

Mitte des glänzendsten Hofes versetzt wurde, der ihr jeden ihrer Winke abzulauern suchte.

Man überließ es ihrer Wahl, sich nach Petersburg oder Moskau zu begeben; sie wählte die letztere Stadt, wo sie bis zur Ankunft des Kaisers ihre Wohnung im adelichen Fräulein-Stift nahm.

Dort strömten die Großen des Reichs, der Adel aus der Hauptstadt und der ganzen umliegenden Gegend zusammen, um ihr die fühlendste Theilnahme zu bezeigen. Sie empfing diese Huldigungen mit einer desto größern Rührung, als sie überzeigt war, daß sie nicht die Folge des Glückswechsels, sondern des Gefühls waren, welches ihre Freunde aus Furcht so lange in ihrer Brust verschließen mußten, bis sie diesen glücklichen Augenblick, wie die schönste Abendröthe nach einem stürmischen Lebenstage, erscheinen sahen, wo sie ihre lauten Gefühle der geliebten Fürstinn ohne Rückhalt bekannt machen durften.

Ohne Streit mußte dieser laute Beweis der allgemeinen Anhänglichkeit auf das fühlende Herz Eudoxiens einen tiefen Eindruck machen; aber er läßt sich gar nicht mit der tiefen Rührung messen, die die liebende Mutter empfand, als sie zum erstmahl in ihrem Leben den theuern Enkel, als Souverain des moscovitischen Reichs, in ihre Arme schloß. Alle, die bey der Zusammenkunft des Kaisers Peter des Zweyten und seiner Schwester Natalie mit der geliebten Mutter ihres Vaters Alexis gegenwärtig waren, schwammen bey der rührenden Scene der Natur in Thränen. Eudoxia umschlang ihre Kinder mit beyden Armen, Worte konnte ihre Lippen nicht bilden, die Freudenthränen der dankbaren Enkel benetzten die fühlende Brust der Mutter; aber dieser Genuß der höchsten Wonne des menschlichen Herzens ergriff ihre Lebensgeister so heftig, daß sie ohnmächtig in ihre Arme niedersank. Man hatte sehr viel Mühe, sie wieder ins Leben zu bringen, und ihre Seele war im Augenblick des Erwachens in dem Übermaaß ihrer Empfindungen so koncentrirt, daß über eine Stunde mit offenen Augen da saß, ohne auch nur ein einziges Wort aussprechen zu können.

Der Krönungstag des jungen Monarchen öffnete für die zärtliche Mutter eine neue Freudenquelle; sie war dabey gegenwärtig und nahm den ersten Platz nach dem Kaiser ein. Sie willigte nicht nur in die Verbindung ihres Enkels mit Menzikof's Tochter, sondern bekräftigte durch ihre Gegenwart die Rechtmäßigkeit der Verlobung des jungen Paares, welche mit außerordentlicher Pracht vollzogen wurde. Man denke sich die Stufenfolge von glücklichen Ereignissen, bey deren Erscheinung sich die Gefühle in tausend angenehmen Gestalten aneinander reihen, und begreife dann, wenn es möglich ist, das Glück Eudoxiens, deren Herz seit ganzen Jahren nur den Schmerz gekannt hatte!

Sie sahe sich nun im Besitz aller Vorrechte, auf die sie durch ihre Vermählung mit Peter dem Großen Ansprüche machen konnte; eine Pension von 60.000 Rubel wurde ihr angewiesen, öffentliche Fürbitten unmittelbar nach dem Nahmen des Kaisers für sie anbefohlen, ihr Nahmens- und Geburtstag am Hofe und im ganzen Umfange des russischen Staats, mit aller, bey Gelegenheiten dieser Art gewöhnlichen Solennität gefeyert, und nichts übergangen, was ihrem Rang, als Kaiserinn-Mutter und Gemahlinn Peters des Ersten, zukam.

Dieß allein mußte die Summe ihres Glücks erhöhen, ohne daß Menzikofs Sturz etwas dazu beytragen konnte. Eudoxiens Seele war zu groß, eignes Unglück hatte sie über die Nichtigkeit menschlicher Größe zu fühlend belehrt, als daß das tragische Ende dieses Menschen, der von der höchsten Stufe irdischen Stolzes zum tiefsten Elend herabgeschleudert wurde, ihr auch nur die geringste Freude hätte verursachen sollen. Dieser Übermüthige war von dem Weihrauch, den kriechende Höflinge ihm streuten, ganz berauscht, ihm schwindelte auf der Höhe, wohin ihn das Glück erhoben hatte; aber weit entfernt vor seiner eignen Größe zu erschrecken, suchte er sie, wo möglich noch zu verwahren, und hielt den jungen Kaiser in einer Abhängigkeit, der man ohne Scheu die Benennung Knechtschaft geben konnte. Durch diesen Übermuth machte er sich täglich neue Feinde; selbst seine ehemahligen Anhänger fingen an, ihn wegen des Mißbrauchs seiner Gewalt zu verabscheuen; aber keiner wagte es, sich öffentlich gegen in zu erklären. Der Graf Ostermann war einer seiner unversöhnlichsten Feinde, der heimlich jede Gelegenheit ausspähte, diesen Koloß zu Boden zu schlagen. Kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser seinen vornehmsten Hofleuten deutlich zu verstehen gebe, wie sehr ihm die Strenge mißfalle, mit welcher ihn der übermüthige Reichsverweser behandle, so wußte er mit vieler Geschicklichkeit die beyden Prinzen Dolgoruky in sein Interesse zu ziehen, indem er es ihnen sehr wahrscheinlich machte, daß sie ihrer Schwester den Weg zum Thron bahnten, wenn Menzikofs Tochter davon entfernt würde. Eine so süße Hoffnung gewann ihm das völlige Vertrauen der Prinzen, und im Einverständniß mit der Prinzessinn Elisabeth, Tante des Czars, beschlossen sie, die Krankheit des Ministers zu benutzen, die ihm nicht erlaubte, seinen Pallast zu verlassen, um Peter den Zweyten zur Abschüttelung des Jochs zu bewegen, das ihm so drückend war. Es wurde aber zu viel Zeit mit bloßer Überlegung zugebracht, und die Genesung des Statthalters zerstreute das Ungewitter, das sich über seinem Haupt zusammen zog. Er ließ aber die beyden Prinzen Dolgoruky in den vertrauten Posten, den sie beym jungen Kaiser einnahmen, weil er entweder ihre wahren Gesinnungen nicht kannte, oder weil er sich stark genug glaubte, seinen Gegnern Trotz zu bieten. Die beyden benutzten seine Sicherheit, um die Plane des Grafen Ostermann auszuführen, und als der Kaiser eines Tages in Peterhof sich befand, wußten sie ihm mit so vieler Gewandtheit die Schande der Abhängigkeit zu schildern, in welcher ihn ein Mensch zu halten wagte, der nichts weiter als sein Unterthan war, daß sie ihn auf der Stelle zu dem Entschluß brachten, sich davon zu befreyen.

Der Kaiser entfloh mit seinen Vertrauten aus dem Schloß indem er durch ein Fenster sprang; Menzikof wurde davon auf der Stelle unterrichtet, und eilte mit der größten Schnelligkeit nach Moskau; aber er erstaunte nicht wenig, als er andere Wachen fand, die ihm den Eintritt ins Palais verweigerten. Überrascht und vor Wuth außer sich, ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren, begibt er sich in sein Hotel, wo er sich in dem Augenblick seines Eintritts von Grenadieren umrungen sieht, deren Anführer ihm den Degen abfordert und ihm den Arrest ankündigt. Vergebens bath er um eine Audienz beym Kaiser; die einzige Antwort die er erhielt, bestand in dem Befehl, den Morgen darauf mit seiner Gattinn und mit seinen Kindern nach Renneburg abzureisen. Dieselbe Ordre, die ihm auf dieses prächtige Landgut exilirte, erlaubte ihm, alle seine Effekten mitzu-

nehmen, und sich, von so viel Domestiken, als er nur wollte, begleiten zu lassen. Menzikof gehorchte zwar, zeigte aber dabey so viel Übermuth, daß er seine Feinde aufs neue erbitterte. Er verließ Petersburg mitten am Tage mit einem Pomp, den kein Souverän zur Schau geben würde; aber kaum hatte er zwey Lieues zurückgelegt, als er ein neues Detaschement Grenadiere ankommen sahe, die ihm Halt zu machen befahlen. Der Officier, welcher sie kommandirte, forderte ihm im Nahmen des Kaisers die russischen Orden sowohl, als die von fremden Höfen erhaltenen Ehrenzeichen ab, und nachdem er dieselben abgeliefert hatte, wurde ihm und seiner Familie angedeutet, aus dem Staatswagen in einen Leiterwagen zu steigen, der sie an den Ort ihrer Bestimmung bringen sollte.

Durch die erste Ungnade war seine stolze Seele erschüttert, aber nicht zu Boden geschlagen; denn er glaubte in Renneburg ruhig sein Leben beschließen zu können. Als ihm aber jetzt bekannt gemacht wurde, daß er nach der Wüste Jakutzk jenseit den sibirischen Gränzen verwiesen worden wäre, ohne mehr acht Domestiken mitnehmen zu dürfen, da entsank ihm der Muth.

Seine Gattinn starb auf der Reise, und als er nach Tobolsk angekommen war, wurden ihm auf Befehl des Kaisers 500 Rubel ausgezahlt.

Von hier wurde er auf unbedeckten, von Hunden gezogenen Schlitten weiter gebracht, und brachte fünf Monath zu, ehe er an den Ort gelangte, wo er und seine älteste Tochter im Elend starben. So fiel Menzikof, der sich aus dem Staube zu einer solchen Höhe menschlicher Gewalt erhob, wo ihm nichts als der Titel eines Kaisers fehlte. — Seine unschuldige Tochter, die durch ihre Verlobung mit dem Kaiser das Diadem erwartete, starb in der tiefsten Noth. Seine Güter und seine Capitalien wurden confiscirt, und derselbe Mensch, der unter der Regierung dreyer Souveräne zum Mittelpunkt diente, um den sich alle Geschäfte eines großen Staats drehten und der nach seinem Gefallen damit schaltete, wurde nun, von allem entblößt in die schrecklichen Wüsteneien von Siberien verbannt wo ihn Noth und Gram tödteten.

So erreicht schon hier der Vorsehung allmächtiger Arm den Übermüthigen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt, und sein erbärmliches Ich ganz allein zum Zweck seiner Handlungen macht. Oft glaubt er die nie schlummernde Nemesis noch fern, wenn sie ihn schon mit unerbittlichem Fuß zu Boden tritt.

Die edle Eudoxia war zu gut, als daß sie zu seinem Unglück etwas hätte beytragen sollen; sie konnte aber sein Schicksal nicht ändern. Sie kostete ohne Unruhe die süßen Augenblicke, die das Glück über den Rest ihres Lebens zu verbreiten schien; aber welcher Sterblicher wird Fortunen trauen, die auf dem ewig rollenden Rade durch alle Regionen irrt, ohne an einem Orte lange zu verweilen. Kaum hatte sie die Freude achtzehn Monath lang genossen, ihren Enkel auf dem Throne zu sehen, als der unbarmherzige Tod zuerst die Prinzessinn Natalie und einige Wochen später den Kaiser selbst, der trauernden Mutter raubte. Er starb den 30sten Januar 1730 an den Blattern und wurde nur 14 Jahre alt. Obgleich dieser schmerzliche Verlust in Eudoxiens äußern Verhältnissen nichts änderte, so wurde dennoch der Friede ihres Herzens mit den beyden liebenswürdigen Sprößlingen ihres Stammes begraben; sie brachte den Rest ihres Lebens in Harm hin.

Die Prinzessinn Anne, welche Peter dem Zweyten auf dem Thron folgte, suchte alles hervor, um ihre Thränen zu stillen. Sie bewog sie, bey ihrer Krönung zu erscheinen, räumte ihr alle Vorrechte der Kaiserinn Mutter ein, auf die sie bey der Thronbesteigung ihres geliebten Enkels so stolz war; aber sie sahe alle diese Herrlichkeiten jetzt nur in dem Lichte der Vergänglichkeit, das ihnen allen Reiz benehmen mußte. Eine steche Krankheit warf sie aufs Bette, wo sie beynahe sieben Jahr mit wenig abwechselnden guten Tagen zubrachte, bis der Tod ihr mattes Auge schloß, das mehr Thränen vor Schmerz, als vor Wonne vergossen hatte.

Merkwürdiger Aufschluß über die Hinrichtung Carls I.

Als König Georg II. nach der Schlacht von Dettingen nach London zurückkehrte, ertrug er nur ungerne den Anblick des Lord Stair. Er konnte es diesem Lord nicht verzeihen, daß er es gewagt hatte, ihm die Gefahr nachdrücklich vorzustellen, welche der englischen Armee drohte, im Fall der König darauf beständen, das Feld nicht zu verlassen, und wo sie auch gewiß eine gänzliche Niederlage erlitten haben würde, wenn der Herzog de Grammont sie nicht durch seine zu große Eilfertigkeit gerettet hätte. Lord Stair, stolz und kriegserfahren, wie er war, bemerkte gar bald des Königs Mißfallen, und da er sehr abgeneigt war, die Schande einer förmlichen Ungnade zu ertragen, so hatte er sich bereits entschließen auf seine Güter nach Schottland zu gehen, als er folgenden Brief empfing:

„Mylord! Ihre Tapferkeit ist wohl bekannt; aber hätten Sie wohl so viel Muth, künftige Nacht, an den Eingang des Somerset-Hauses zu gehen, wo Sie einen Mann antreffen werden, der Sie in einen wenig bewohnten Theil der Stadt führt, um dort jemand zu finden, der sie zu sehen wünscht, und Ihnen wichtigere Geheimnisse, als Sie erwarten werden, und die sich nicht in diesem Briefe mittheilen lassen, zu entdecken hat. Wenn Sie fürchten sollten, dieses sey ein Anschlag auf Ihre Börse, so führen Sie gütigst nichts von Werth bey sich."

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Lord erstaunte, als er dieß Briefchen las. Anfangs glaubte er, es sey der Versuch irgend eines geheimen Feindes, oder irgend ein galantes Abenteuer, dessen Heldinn Gründe habe, sich in den Schleyer des Geheimnisses zu verhüllen. Dennoch entschloß er sich, zu gehen. Er versah sich aber mit einem Schwerte und einem Paar guter Pistolen, ging nach Somerset-Haus und fand dort einen Mann, der, ohne ein Wort zu sagen, ihm ein Zeichen gab, zu folgen. Nachdem sie eine Stunde gegangen waren, kamen sie in eine fast leere Straße, wo der Führer die Thüre eines kleinen alten Hauses aufschloß. Als geöffnet ward, sagte er, „Gehen Sie hinein, Mylord," und so wie sie hinein waren, ward wieder hinter ihnen zugeschlossen. Der wackre Edelmann, sein Schwert in der einen, das Pistol in der andern Hand haltend, stieg die Treppe hinan und ging in ein Zimmer hinein, dessen Mobilien sehr altfränkisch schienen. „Kommen Sie näher, Mylord," sagte eine schwache Stimme, die aus einem Bette hertönte, „kommen Sie näher, Sie haben nichts zu

fürchten. Setzen Sie sich gütigst auf den Stuhl neben meinem Bette, wir wollen mit einander reden." Sehr wohl, sagte Lord Stair, „aber eilt euch, und sagt mir den Grund dieses seltsamen Abenteuers." „Sie haben Eile, Mylord, doch haben Sie auch Geduld. Legen Sie Ihre Waffen nieder; setzen Sie sich, sehen Sie mich an!" Der Lord, über diese bestimmten Anforderungen verwundert, woran er wenig gewöhnt war, trat vor, nahm die Lampe, ging ans Bett und erstaunte, als er einen Alten erblickte, bleich und hager, mit einem langen weißen Barte, dessen Augen unverwandt auf ihn gerichtet waren. „Sehen Sie mich an, Mylord, sagte er, ich lebe noch; Ihnen danke ich die einzige wahre Freude, die mir in so vielen Jahren zu Theil wurde. Alter und Unglücksfälle haben einen Mann gänzlich unkenntlich gemacht, der nahe mit Ihnen verwandt ist, und der sich entzückt fühlt, in Ihnen Züge zu erkennen, die ihm die theuersten sind." Der Lord, noch mehr verwundert, blickt den Alten an, und, unfähig die verschiedenen Empfindungen auszusprechen, wovon er sich bewegt fühlte, vermochte er kein Wort zu antworten. „Hören Sie, sagte der Alte, hier unter meinem Bette finden Sie einen Kasten, der Papiere enthält, mittelst welcher Sie völligen Ersatz für die Verluste erhalten können, die Ihre Familie in den bürgerlichen Kriegen erlitten hat." Nachdem der Lord den Kasten aufs Bett gesetzt hatte, setzte er sich wieder. „Hier Mylord, sprach der Alte, haben Sie Abschriften der Verkaufs-Contracte der drey vornehmsten Güter, die Ihren Vorältern gehörten, und die Ihr Urgroßvater während den Unruhen verkaufte, oder vielmehr zu verkaufen vorgab. Hier sind ebenfalls Briefe von den vorgeblichen Käufern, die Sie in den Stand setzen, Ihre Güter wieder zu erhalten, so bald Sie nur in Schottland anlangen. Es sind Vorsichtsmaßregeln genommen, um allen Rechtsstreite auszuweichen." Wie groß war des Lords Erstaunen, als er diese wichtigen Actenstücke sah; „Ha, rief er aus, wer bist du, redlicher, wohlwollender Greis, dem ich mehr als meinem Vater danke? Sprich, ich bitte Dich. Beglücke mich mit dem Nahmen eines so großmüthigen Wohlthäters, dem ich so einzig verpflichtet werde, und dessen Tage der Himmel verlängert zu haben scheint, damit er in mir den zärtlichsten, ehrerbiethigsten Freund finde, und den dankbarsten der Menschen!" „Verlassen Sie mich, lieber Lord, sagte der Alte, ich bin zu schwach, eine längere Unterredung zu ertragen, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Nehmen Sie das Kästchen und sagen Sie einem Mann Lebewohl, der sich für weniger unglücklich hält, seitdem er das Glück hatte, Sie in seine Arme zu schließen." „Ha, wer Ihr auch seyd? rief Lord Stair, und was Ihr auch für Gründe haben möget den Nahmen eines so großmüthigen Mannes zu verhehlen, kennt Ihr so grausam seyn, von mir zu fordern, daß ich thun soll, was ihr verlangt? Euch verlassen, in solcher Lage, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne — — „Halt, Mylord, erwiederte jener, mit Freuden bemerkte ich Ihre großmüthigen Gesinnungen; doch wissen Sie, Ihr Freund (wenn Sie ihm anders dieses Nahmens würdig finden) so unglücklich er auch in andern Rücksichten ist, leidet keinen Mangel; daher, wenn Sie mich verpflichten wollen, verlassen Sie mich augenblicklich; ja noch mehr, ich glaube, ich darf es fordern, schwören Sie mir, nie wieder hierher zu kommen, noch mich aufsuchen zu lassen, bis ich Sie zu mir rufen werde!" Der Ton, womit die letzten Worte gesprochen wurden, war so unverweigerlich nöthigend, daß der Lord versprach, ihnen Gehorsam zu leisten; noch ein Mahl umarmte er den Greis, und dann verließ er ihn mit Thränen in den Augen. Bey seiner Heimkunft öffnete er sogleich das Kästchen und fand eine große Anzahl Papiere, deren Wichtigkeit für ihn er sogleich einsah. Am nächsten Morgen, als er sich, ungeachtet seines geleisteten Versprechens, anschickte, den Alten wieder zu besuchen, ward er plötzlich von dem folgenden Brief aufgehalten, der mit seinem eigenen Wappen versiegelt und zu seinem größten Erstaunen: George Stair unterzeichnet war.

„Kehrt nicht zu mir zurück, Mylord, denn Ihr findet mich nicht. Hätte ich Euch weiter nichts zu sagen gehabt, als wer ich wäre, nähmlich Euer Urgroßvater, den man so lange, und zwar so wie er es verdiente, für todt hielt, so würde ich mich Eurem gerechten Verlangen, Euren Wohlthäter kennen zu lernen, nicht widersetzt haben; aber die Folgen, die, wie ich voraus sah, eine für meinen durch ein hohes Alter geschwächten Körper zu angreifende Scene fürchten ließ, bewogen mich Eure Neugierde über Gegenstände nicht zu befriedigen, welche, weit entfernt Euch mich einem lieben und ehrenwerthen Verwandten bekannt zu machen, Euch nur einen Elenden, ein Ungeheuer hätte erblicken lassen, das weniger Eures Mitleids als Eures Abscheu's werth ist."

„Mein Vater starb wenige Monathe nach meiner Geburt. Meine Mutter folgte ihm bald. Für mich sorgte eine Tante, die Schwester meines Vaters, die mich so zärtlich auferzog, daß ich ihr, obwohl sie die Urheberinn meines Verbrechens ward, ich doch noch ihr Andenken mit innigster Dankbarkeit in meinem Herzen hege. Kaum war ich siebenzehn Jahr, als ich vom Unwillen ergriffen, meine Landsleute gegen ihren rechtmäßigen Souverain in Waffen zu sehen, mich entschloß dem Könige Carl mein Vermögen und mein Schwert anzubiethen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, wie ich meiner Tante dieses Vorhaben eröffnete, diese zitternd die Hände gen Himmel heben, und mich mit Abscheu anblicken sah. Verwundert und bekümmert über den Zustand, worin sie sich versetzt fühlte, bath ich sie mir den Grund desselben zu entdecken, und sogleich antwortete sie, indem sie in Thränen ausbrach: „So zwingt ihr mich denn Euch ein schreckliches Geheimniß zu entdecken. Wißt, der Fürst, dem ihr zu dienen wünscht, ist der Urheber meiner Schande und des Todes Eures Vaters. Ich war noch nicht 15 Jahre alt, und unter den Damen am Hofe seiner Mutter erzogen, als Er, auf meine Jugend und Leichtgläubigkeit bauend, mich mit dem heiligsten Eide zu verführen trachtete, und kurz — ich ward seine Beute. Der treulose Prinz ging bald darauf nach Spanien, in der Hoffnung die Infantinn zu ehlichen. Ich wäre gänzlich verloren gewesen, wenn Euer Vater nicht nach London gekommen wäre. Ihm gestand ich mein Unglück, und die Folgen, die ich davon fürchtete. Dieser zärtliche Bruder, zu Thränen gerührt, eilte sogleich zur Königinn, erhielt die Erlaubniß mich zu sich zu nehmen, und mich nach einem seiner Güter in der Nähe von Edimburgh zu senden. Ach! fügte sie hinzu, es war meine Bestimmung ihn nicht wieder zu sehen. Der Kummer, den er fühlte, mich so tief erniedrigt zu wissen, tödtete ihn, und sein edles Weib gebar Euch und überlebte ihn nur einen Monath. Dieß, theurer Neffe, war der geheime, bejammernswerthe Grund der Verborgenheit, worin ich bis jetzt lebte, und die

nur ihr kennt. Urtheilt nun selbst, mein Freund, ob ihr, da ich mich Eurer Kindheit und Eurer Erziehung mit so vieler Sorgfalt angenommen habe, noch dem Urheber so vieler Leiden Euer Vermögen und Euren Arm leihen wollt, Ihm, der den Tod in die Herzen Eurer Ältern pflanzte und in mein Herz ewigen Vorwurf." „Nein, bey Gott, rief ich, nein, Er ist des Lebens unwerth, er soll durch meine Hand fallen."

„Euch zu sagen, Mylord, durch welche eben so fein ausgedachte als gefährliche Mittel es mir möglich ward, meine immer wachsende Rache gegen den König und meinen gräßlichen Eid zu erfüllen, Euch alle Umstände und die Gewissensangst, die meinem Verbrechen bald folgte, zu erzählen, würde für mich in meinem schwachen Zustande zu angreifend seyn. Nur so viel erfahrt, damit Ihr mich eben so verabscheut, wie ich mich selbst; der Henker Carl I., der in einer Larve auf dem Schaffot erschien, war in der That kein anderer, als Euer unwürdiger, nur zu schuldiger Urgroßvater."

Sir George Stair.

Von 1649, als Carl enthauptet ward, bis zum Jahr 1743, wo die Schlacht bey Dettingen vorfiel, ist ein Zeitraum von 93 Jahr. Dieß setzt also voraus, daß Sir George Stair 20 Jahr alt war, als er sein Verbrechen beging, und als ihn sein Urenkel sah, muß er also wenigst 114 Jahr alt gewesen seyn.

Der ungenannte Verfasser dieser Denkschrift fügt hinzu, daß so wunderbar auch Lord Stair beym Lesen dieses Briefes sich bewegt gefühlt, doch seine erste Sorge gewesen sey, die Straße und das Haus aufzusuchen, wo er seinen Urgroßvater gesehen hätte. Allein er fand das Haus leer und erfuhr von den Nachbarn, daß es erst seit acht Tagen wieder bewohnt gewesen sey; daß sie aber nicht wußten, von wem, daß seit vergangener Nacht die Diener das mit Mobilien versehene Haus verlassen hätten; daß sie nicht sagen könnten, von wem der Miethsmann das Haus gemiethet habe, sondern nur so viel, daß der Eigenthümer seit langer Zeit in Amerika angesessen sey.

Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow.

Zwar schon manchen Dichter hat die Entdeckung der westlichen Welt und Columbens gewagte romantische Fahrt über den Ocean begeistert. Aber unlängst hat ein Sohn des amerikanischen Bodens, in den heimathlichen Fluren, an den schattigen Ufern des Delawarestromes, selbst den Entdecker seines vaterländischen Welttheils in einem epischen Gedicht besungen. Dieser amerikanische Homer ist Joel Barlow. Sein großes Gedicht the Columbiad, in zehn Büchern, erschien in der andern Hälfte des Jahrs 1807 zu Philadelphia, in prächtiger Quartausgabe, mit Kupfern. Schon als erste amerikanische Epopöe verdient diese Arbeit wie eine ausgezeichnete Erscheinung in der neuesten Literatur bemerkt zu werden. Ehe wir unsern Lesern den vom Gewöhnlichen sehr abweichenden Plan des Gedichts entfalten, wollen wir sie mit einigen Lebensumständen des Sängers der Columbiade bekannt machen.

Joel Barlow, Esquire, der auch in der französischen Revolution einige Mahl als politischer Schriftsteller figurirte, ist nicht mehr ganz unbekannt. Er war im Staat Connecticut geboren, der jüngste von zehn Kindern, und Sohn wohlhabender Ältern. Sein Vater starb ihm in frühester Jugend ab. In den Collegien zu Dartmouth und Newhaven empfing er seine Erziehung. Schon hier machte er seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden (the Prospect of Peace) bekannt.

Während des amerikanischen Freyheitskrieges diente er mit patriotischem Eifer erst als Volontär bey den Truppen von Connecticut, dann beym Heere des Staates Massachusets, und nach dem Friedensschlusse kehrte er mit erneutem Eifer zu den Wissenschaften zurück. Einen großen Theil seiner Zeit beschäftigte ihn die Herausgabe einer Zeitung, eine Arbeit, die ihn mit den politischen Verhältnissen beyder Welttheile vertrauter machte. Zugleich beschäftigte ihn das Studium der Gesetzgebung und Rechtsgelehrtheit.

Zufällig ward er mit einer Gesellschaft Amerikaner bekannt, welche in den Gegenden des Ohio-Stroms weitläufige Ländereyen an sich gebracht hatte, von denen sie einen Theil selbst anbauen, den andern verkaufen wollte. Barlow vereinigte sich mit ihr, es war im Jahre 1785, und ward ihr Commissär, um in England oder Frankreich Käufer für die Ohioländer anzuwerben.

So kam er nach Europa. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben. In der Constitutionsgesellschaft zu London war kein feurigerer Redner für das französische Volk, als Barlow. Dieß war denn auch der Anlaß, daß sie ihn nach Paris schickte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsadresse zu überreichen.

In Paris verschlang nun die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791. Sein Freund, der bekannte Thomas Payne, überreichte die Schrift in der Sitzung von 7. Nov. 1791 dem Convent. Und da er nun zwanzig Tage nachher selbst vor die Schranken der Versammlung trat, mit der Adresse der Londoner Constitutionsfreunde, empfing ihn der rauschendste Beyfall. Ja, am 7. Februar 1793 ließ Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts dekretiren:

Nicht so freundlich sah ihn Pitt an, als er nach London zurück kam. Pitt behandelte ihn nicht unbillig wie einen Agenten der Jakobiner, und provozirte gegen ihn sogar strenge Maßregeln, doch ohne Erfolg. Auch hielt sich Barlow nicht lange in der Insel auf, besonders da er von Washington, dem Präsidenten der vereinigten Staaten, im Jahre 1795 den Auftrag erhielt, mit den barbarischen Mächten an der afrikanischen Küste in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripoli und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte hier so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte.

Nach seiner Zurückkunft in Paris gab er ein Werk heraus: „Briefe an seine Mitbürger," welches in kraftvoller, warmen Sprache des Herzens sehr gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlicher Freyheit vortrug, die ihm manchen Gegner weckten. Es war dieß eben zu der Zeit, da ein Bruch zwi-

schen Nordamerika und Frankreich unvermeidlich schien, und der Präsident Adams mit Energie gegen den tollen Schwindel französischer Republikaner verfuhr. Die Händel wurden bekanntlich aber beygelegt, und Barlow verlor nichts in der Achtung seines Vaterlandes. Sein heller Geist, sein menschenfreundlicher Charakter, die Anmuth seines Betragens, erwarben ihm auch in Paris die Freundschaft der Edlern, unter welchen wir besonders den Bischof nachmahls Senator Gregoire, und den trefflichen Condorcet nennen wollen.

Er ging späterhin in sein Vaterland zurück, wo er sich ein Landgut, nicht weit von der Bundesstadt Washington, ankaufte, dem er, wegen der reitenden Umgebungen, den Nahmen Colorama gab. Hier arbeitete er den Plan zur Anlegung einer großen Universität oder polytechnischen Schule aus, die man, seinem Entwurf zufolge, in der Stadt Washington anlegen sollte. Damit verknüpfte er seine Ideen über Nationalerziehung. Die Amerikaner nahmen aber diese Vorschläge mit Kälte auf. Theils der immer tiefer wurzelnde Trieb der Staaten, sich in der Konföderation zu isoliren, was die Schweizer „Cantonsgeist" nennen, theils die Furcht der amerikanischen Republikaner, daß eine solche allgemeine, von der Regierung ausgestattete, von ihr geleitete Erziehungsanstalt zuletzt Distinctionen und Vorurtheile erzeugen könnte, die dem Glücke der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen möchten, sind wahrscheinlich die Hauptursachen, welche Barlows wohlgemeintes Project vereiteln.

Den letzten Briefen zufolge, die Barlow vor kurzem erst einem seiner Freunde in Paris schrieb, hat er beschlossen, den Rest seiner Tage ruhig und harmlos auf seinem Landgute in philosophischer Zurückgezogenheit zu verleben. Er arbeitet sehr an einer Historie der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen, und man hat Recht, in dieser Arbeit etwas Vorzügliches zu erwarten.

.....

Doch wir kehren zur Columbiade zurück, von welcher wir anfangs sprachen. Dieß Prachtwerk, an typographischer Schöne das erste, was Amerika hervorbrachte, und mit den Kunsterzeugnissen der Buchdruckereyen von Paris und London wetteifernd, entspricht durch das geschmackvolle Äußere dem Werthe des Inhalts.

Schon vor mehrern Jahren hatte Barlow den rohen Umriß dieses Gedichts, unter dem Titel: The Vision of Columbus, bekannt gemacht; jetzt steht es vollendet da. Doch ist das Ganze, von der Form gewöhnlicher Epopöen abweichend, immer Vision geblieben.

Ein Ruf an die Göttinn der Freyheit eröffnet das erste Buch. Columbus trauert einsam in Valladolids Kerker, und beklagt sein Schicksal und Ferdinands Undankbarkeit. Er durchblickt mit männlichem Schmerz die Geschichte seines Lebens, seiner Entdeckungen, und weint um Isabellens, seiner königlichen Beschützerinn Tod. Plötzlich erdröhnt der Grund der Erde mit dumpfem Donner. Ein mildes himmlisches Licht verklärt die Mauern seines Gefängnisses. Hesper, der Genius der neuen Welt, erscheint dem Helden, und lächelt ihm Trost. Columbens Ketten fallen ab, und geleitet von dem Schutzgeist des occidentalischen Welttheils, tritt er aus dem Kerker, und ersteigt an Spaniens Westküste den Gipfel des Berges der Offenbarung.

Europa verschwindet; das Weltmeer liegt unter ihren Füßen: der ungeheure amerikanische Continent steigt empor mit allem Reichthum seiner Natur. Die ursprünglichen Bewohner des Welttheils erscheinen in ihrer wilden kriegerischen Sitte. Der Genius schildert dem erstaunten Helden die wunderbare Mannigfaltigkeit der amerikanischen Klimate, und läßt ihn die Grausamkeiten der spanischen Eroberer sehen. Anziehend ist die Episode von Capak und seiner Gattinn Ozella, den Gründern des peruanischen Reiches; voll Wahrheit und Lebens das Gemählde von Mexiko, Cusco und Quito.

Das dritte Buch der Columbiade ist fast ganz den Thaten des Inka Capak geweiht, und voll prachtvoller Naturgemählde. Bedrohet von den Wilden der Gebirge, sendet er ihnen seinen Sohn, als Friedensbothen. Dieser findet das Volk, zu dem er gehet, in der Nähe eines verheerenden Vulkans versammelt, wo es auf einem Altar ein Kind opfert, den Aufruhr der Natur zu besänftigen. Umsonst predigt des Inka Sohn den Barbaren eine mildere Gottheit. Er wird gefangen hinweggeschleppt. Da greift der zürnende Capak zu den Waffen, die Peruaner werden während einer Sonnenfinsterniß geschlagen. Indem Ozella noch um ihren Sohn Rocha jammert, tritt die Sonne wieder glänzend hervor, und zeigt den geliebten Rocha am Opferaltar, wo er durch die Waffen der Inka-Armee befreyet wird.

Columbus erblickt, im vierten Buche, Peru's grausame Zerstörung und die Greuel künftiger Weltalter; dann aber auch die schönen Niederlassungen der Europäer in Amerika's nördlicher Hälfte, und des alten Welttheils Aufblühen durch die Schätze des neuen. Des Delaware blühende Uferwelt wird das Asyl aller Verfolgten und Unterdrückten, die den Stürmen Europens, dem Despotismus der Großen, dem Fanatismus der Priester, dem räuberischen Grimm ehrgeitziger Eroberer entfliehen.

Dann, im fünften Buche, sieht er den Kampf Nordamerika's um seine Freyheit, Washingtons Weisheit, Warrens und Montgomery's Tod. Das sechste Buch setzt nur die Geschichten des vorigen fort. Entsetzlich ist das Gemählde der brittischen Kerkerschiffe, worin die amerikanischen Gefangenen in den ersten Jahren des Freyheitskrieges gesperrt, und einander durch ihren Odem zur Pestilenz wurden. In dem Kerkerschiff, der Jersey genannt, das bey New-York vor Anker lag, sollen, laut einer Note des Dichters, binnen achtzehn Monathen 11,000 gefangene Amerikaner gestorben seyn. Enthält diese Note historische Wahrheit (??), dann fluche kein Britte mehr der verruchten Grausamkeit der Spanier im sechszehnten Jahrhundert, ohne beyzufügen: Die Britten waren noch nicht menschlicher im achtzehnten Jahrhundert.

Der Nordamerikaner Bund mit Frankreich, des Freyheitskampfes Fortdauer, die Gefangennahme des Cornwallis und seiner Armee, dann den Triumph und unsterblichen Ruhm der nordamerikanischen Waffen, besingt das siebente Buch.

Im folgenden überläßt sich der Dichter dem Wechsel der schönsten und traurigsten Empfindungen. Aus dem Jubel der Hymne an den Frieden sinkt er in die Wehmuth um den Tod seines Bruders. Eine Reihe lachender Scenen gaukelt vorüber, geführt an den Händen des Friedens und der Freyheit. Nur der Anblick von Afrika's Kindern in der Sclaverey stört ihn.

Er empört sich gegen des Sclavenhandels Unmenschlichkeit, und mahnt seine Mitbürger an, das Heiligthum ihrer Freyheit bewahrend, sie auch durch keine Barbarey zu schänden.

Hesper und Columbus Betrachtungen lenken sich, im neunten Buche, über den trägen Gang der Wissenschaft und Cultur, über die Verschiedenheit des ältern und spätern Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und über die Vorzüge des Föderativsystems in Amerika. Im Entzücken verklärt sich Columbens Geist. Der Blick in die Zukunft hat ihn mit seinen Leiden und großen Opfern versöhnt. — Das Gedicht endet mit einem großen Blick über den Gang der Nationen und ihre Veredlung; ein Kongreß versammelter Nationen, Harmonie der Staaten, und das Reich des allgemeinen Friedens bringt noch ein Mahl der Welt goldenes Alter zurück.

Dieß ist der Inhalt der Columbiade, die reich ist an herrlichen Scenen, wiewohl sie auch ihre Fehler trägt. Doch diese aufzuzählen ist hier der Ort nicht. Barlows Dichtung, voll Empfindungen, eines aufgeklärten Zeitalters würdig, wird lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben.

Miscellen.

Das Morgenblatt gab vor geraumer Zeit eine interessante Art Geheimschrift, welcher sich — ungeahnt von Ungeweihten, Minister, Gesandte, Polizey-Chefs und andere Staatsbeamte auf Sicherheits- und Empfehlungscharten bisweilen bedienen. Es sind dabey meist Figuren und Farben mit Buchstaben, Ziffern, Linien und Puncten verbunden, so daß man sie auch als eine Art der vermischten Geheimschrift ansehen kann.

Fast alle Bestandtheile einer solchen Charte sind geheime Merkmahle, welche nur für Eingeweihte verständlich sind. Während der französischen Revolution gehörten in diese Classe vorzüglich die Sicherheitscharten, womit oft auch die bekanntesten und unverdächtigsten Personen sich versehen mußten.

Noch jetzt pflegt zu Paris der Minister der auswärtigen Angelegenheiten manchen Fremden eine Art von Sicherheits- und Empfehlungscharte zu geben. Hier ist eine derselben von dem Jahre 1800 beschrieben, ohne daß man jedoch die darin muthmaßlich enthaltene Geheimschrift zu erklären vermag. Es ist ein Achteck von starker aber dünner Pappe, überall mit feinem, gut aufgeleimtem Papier überzogen, ungefähr in der Größe einer großen Taschenuhr. Auf beyden Seiten läuft auf dem äußersten Rande zuerst eine schwarze Linie herum, an dem einen Orte stärker, an dem andern schwächer; auf diese Linie folgt eine rothgelbe Einfassung, einen starken Messerrücken breit; diese wird sodann abermahls begränzt durch schwarze Linien, die bald einfach, bald doppelt, bald dicker, bald dünner sind. Auf der Hauptseite steht auf weißem Papier, in Kupfer gestochen, der französische Reichsadler, auf einem gewundenen Stabe, unter der schwebenden Reichskrone, zwischen zwey Lorbeerzweigen, die unten sich kreuzen, und mit einem Bande zusammen gebunden sind. Zu beyden Seiten der Krone stehen zirkelförmig die Worte: Empire français. Die Kehrseite ist in der Mitte von oben herab durch zwey Farben getheilt; die linke (heraldisch die Rechte) Hälfte ist weiß, die linke hellgrün. Oben steht, in Kupfer gestochen, in einem Halbzirkel: Respect au droit des gens. In diesem Halbzirkel steht in drey geraden Linien geschrieben (als wäre es in Kupfer gestochen) der Nahme und Charakter des Eigenthümers der Charte. Dann ein Querstrich, und unter diesem, in Kupfer gestochen, die Worte: Le Ministre des Relations Extér.^re Unter diesen, eigenhändig, die Signatur: Ch. Mau. Talleyrand. Hierunter in Kupfer gestochen, in zwey Zeilen: Par le Ministre. Le Chef de la Div.^on des Rel.^ons Comm.^les. Und darunter eigenhändig die Signatur: D'Harmond.

Der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVI., hatte für die diplomatischen Agenten Frankreichs eine merkwürdige Art geheimer Polizeyschrift eingeführt, welche hier, nach Anleitung einer darüber vorhandenen Druckschrift, genau angegeben zu werden verdient. Nach einigen fing das Cabinet von Versailles schon in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. an, eine geheime Polizeyschrift einzuführen, welche Graf von Vergennes nachher vervollkommnete. Dagegen behauptete Joh. Ferd. Opiz, k. k. Bankalgefäll-Inspector zu Tschaslau in Böhmen, daß er, seit 1793, der wahre Erfinder dieser Geheimschrift sey, und dem Zeugnisse des Grafen Maximilians von Lamberg.

Der Graf von Vergennes vertraute diese Geheimschrift den französischen diplomatischen Agenten an, mit dem Auftrage, sich derselben zu Empfehlungscharten für Fremde zu bedienen, die nach Paris reisen wollten. Der Aussteller mußte darin, nach einer erhaltenen Instruction, alles Interessante über die Person des Überbringers ausdrücken, und dieser ahnte nicht, daß er in seiner Empfehlungscharte, die in dem Äußern den Visitenbillets ähnlich war, eine genaue Charakteristik seiner Persönlichkeit, vielleicht selbst einen Uriasbrief, offen trug. Kein Zug, kein Strich, kein Punct, keine Ziffer, keine Farbe, keine Figur war in dieser Charte ohne Bedeutung. Das Land, welchem der Fremde angehörte, seine Gestalt und Gesichtszüge, Religion, Stand, Alter, Temperament, Charakter, Tugenden und Laster, seine wissenschaftliche Cultur, seine Talente und Kenntnisse, ob er verheirathet oder ledig, arm oder reich, ob er verdächtig sey, die Absicht seiner Reise, ob er eigenes Haar, oder eine Perücke trage, seine körperlichen Fehler, und noch vieles andere, konnte auf einer solchen offenen Charte angezeigt seyn. Der Schlüssel zu dieser Geheimschrift war bis auf dreyzehn geschriebene Bogen angewachsen.

Bey der Ankunft des Fremden entzifferte man sein Empfehlungsbillet, verificirte nach solchem seine Person, instruirte die Polizey, nahm seine Maßregeln in Geschäften mit ihm, u. dgl. m. War er z. B. reich und ehrliebend, so hielt man ihn lange auf, damit er viel Geld in Paris zurück lassen möchte. Einen Armen fertigte man bald ab, damit er nicht etwa Schulden machen, und heimlich entweichen möge.

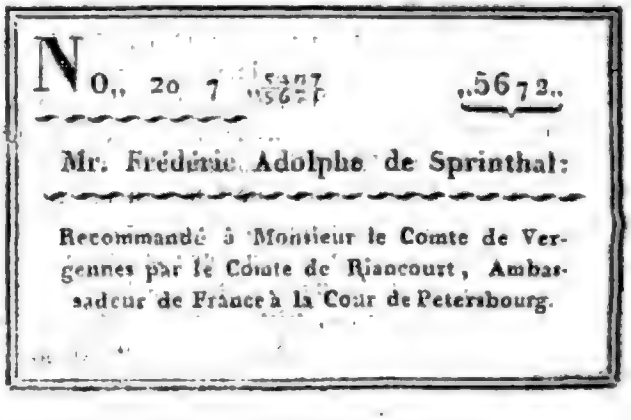
Man hatte zwey Methoden bey dieser Geheimschrift. Die erste ist mühsamer, als die zweyte. Sie erfordert Zeichnung, und allenfalls auch Illumination, welches bey der zweyten nicht nöthig ist.

Für die erste Methode dient folgende allgemeine Tabelle. Es zeigt an:

I) Die Farbe des Papiers; — das Land, aus welchem der Fremde kommt; II) die Einfassung des Billets, — die äußern Merkmahle und Verhältnisse des Fremden; III) ebenfalls die Einfassung, — die Absicht seiner Reise; IV) das Unterscheidungszeichen gleich nach seinem Nahmen, — seine Religion; V) der Zug unter seinem Nahmen; — seinen innern Charakter; VI) die Zahlen, die man für die Nummer des Billets ansehen kann, — seine Kenntnisse.

Sechs Special-Tabellen enthalten dann das Nähere über jede einzelne Rubrik der vorstehenden allgemeinen Tabelle.

Die zweyte Methode ist ungleich leichter. Es wird darin Alles durch Zahlen und Striche angedeutet; wir liefern hier unsern Lesern ein Beyspiel.



Erklärung. Nach diesem Billet war Herr von Sprinthal, 1) groß von Person — denn das N ist groß; 2) ob er verheirathet sey, weiß der Empfehler nicht — denn es steht eine Null nach dem N; 3) vermuthlich ist er noch ledig — denn durch das N sind keine Striche gemacht; 4) er trägt eine Perücke, denn unter dem N steht eine wellenförmige Linie; 5) er ist aus Pfalzbauern — dieß folgt aus den zwey ersten an einander hängenden Zahlen, nähmlich 20, in 20 7; 6) alt zwischen 50 und 55 Jahren — dieß sagt die dritte Zahl, nähmlich 7 in 20 7; 7) verschwiegen — es sagen dieses die Striche" „, womit die Zahlen eingeschlossen sind; 8) er besitzt viel Einsicht — die Zahl 5 in dem Zähler des Bruchs; 9) ist gesetzt — die Zahl 4 in dem Zähler; 10) ein Spieler — die Zahl 6 in dem Zähler; 11) nicht arm — die 7 in dem Zähler; 12) schön gewachsen — die 5 in dem Nenner; 13) mittelmäßig schön von Gesicht — die 6 in dem Nenner; 14) von ernsthafter Miene — die 7 in dem Nenner; 15) sucht Kriegsdienste — die 1 in dem Nenner; 16) versteht Staatskunde — die 5 rechter Hand; 17) Mathematik — die 6 rechter Hand; 18) und Sprachen — die 7 rechter Hand; 19) ein Soldat — die 2 rechter Hand; 20) kennt Wahrheit — denn die Zahlen der Kenntnisse und des Standes sind mit ——— unterzeichnet; 21) ist katholisch — denn hinter seinem Nahmen steht ein Colon; 22) ein Betrüger, denn sein Nahme ist mit ——————— unterzeichnet.

.....

Doctor Martin Luther sagt in seiner Schrift von „Kaufhandlung und Wucher," die 1524 im Druck erschien, über Colonial-Waaren: „Das kann man nicht leugnen, das kaufen und verkaufen ein nöthig Ding ist, das man nicht emperen, und wohl christlich brauchen kann, sonderlich in den Dingen, die zur Noth und ehren dienen; denn also haben auch die Patriarchen verkauft, und gekauft, Vieh, Wolle, Getreide, Butter, Milch und andere Güter. Es sind Gottes Gaben, die er aus der Erden gibt, und unter die Menschen theilt.

Aber der ausländische Kaufhandel, der aus Kalikut und Indien, und dergleichen Wahr herbringt, als solch köstlich Seiden und Goldwerck und Würze, die nur zur Pracht und keinem Nutz dienet, und Land und Leuten das Geld aussenget, solt nicht zugelassen werden, wo wir ein Regiment und Fürsten haben. Doch hievon will ich itzt nicht schreiben, denn ich acht, es werde zuletzt, wenn wir nimmer Gelt haben, von im selbst ablassen müssen, wie auch der Schmuck und Frau. Es wil doch sonst kein Schreiben noch lehren helfen, bis uns die Not und Armut zwinge.

Gott hat uns Deudschen dahin geschlandert, daß wir unser Gold und Silber müssen in fremdde Lender lassen, alle Welt reich machen, und selbst bettler bleiben; der König von Portugal solt auch weniger haben, wenn wir im seine Würtze liessen. Rechen du, wie viel Gelts durch eine Messe zu Frankfurt aus deudschen Land gefürt wird, on Not und Ursache, so wirstu dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in deudschen Landen sey. Aber las gehen, es will doch also geben. Wir deudschen müssen deudschen bleiben, wir lassen nicht ab, wir müssen denn."

.....

Welche Nation hat solche Übersetzungen aus allen Sprachen geliefert als die Deutsche? — Ein Zeichen, wie sehr sie gebildet ist! — Welche Nation hat Übersetzungen wie die des Homer, des Shakspear, des Cervantes, des Cid, des Tasso und Benvenuto Cellini, welche mit so eigenthümlicher Innigkeit in unsre Sprache übertragen sind!

Wo ist die Philosophie so neu und kraftig aufgelebt als bey uns? Leibnitz, Mendelsohn, Kant, Fichte, Schilling, Steffens, Schleyermacher! — welche Nahmen! Griechenland war stolz auf seine sieben Weisen, können wir es nicht auch seyn? Doch was nenne ich alle die herrlichen Geister, welche ich nicht aufzuzählen vermag und die auch nach diesem irdischen Leben des Lobes anderer nicht bedurfen.

Doch nicht nur die Philosophie, nicht nur Musik und Poesie, die beweglichsten der Musen, durch deren innerstes Wesen leichtes, herrliches Leben fließt — auch die ernstere Clio hat bey uns ihre verehrten Priester gefunden. Aber auch die Wahrheit hat in dieser trübseligen Zeit ihre Märtyrer finden müssen!

Für die bildende Kunst ist Deutschland vielleicht nie gewesen. — Der Charakter des Volks ist zu wenig fantastisch dazu. Das Clima Germaniens, unser Nationalgeist, unsere Sitten und Religion, Alles ist mehr für ernste, ruhige Überlegung, als für einzelne glückliche Momente, wo Schwärmerey und Begeisterung den bildenden Künstler unterstützen müssen. Uns fehlt der milde Himmel des Südens! Ja! romantischer Boden und wundervolles Clima sind für die bildende Kunst nothwendig; sie muß immer von der Natur unterstützt werden. Schönheit ist die Tendenz des bildenden Künstlers, und von Schönen muß er umgeben seyn! Leichter entbehrt dieses der Dichter, der Tonkünstler, noch leichter der Philosoph, der Geschichtsschreiber. Sie müssen sich ihre innere Welt bilden. Ein heller Kopf, wenn er nur literärische Unterstützung hat, äußert sich in den Steppen Sibiriens wie in den mahlerischen Gegenden Italiens und der Schweiz auf gleiche Weise. Nicht so die bildende Kunst.

.....

Halbe Maßregeln schaden überall, den Künsten geben sie den Todesstreich. Vereinigung von Nutzen und Schönheit, das ist die Seele (Horaz Epist. II. 3. v. 343.) — damit muß angefangen werden. Rom hatte zuerst die Mauer, die es einhegte, dann Wasserleitungen und Abzuchten; was wir itzt in Trümmern bewundern, sind spätere Baue. Ein grosser Vertrauter der Geheimnisse der Völkerwelt in Sprache, Schrift und Geschichte hat längst gesagt: „wie Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie."

.....

Die Demuth ist des Deutschen größtes Erblaster, er achtet sich selber gering: So wird er's und die Völker umher verachten ihn. „Der Deutsche ist nun einmahl so," lieset man in allen Stubenbüchern, und der Schmähruf hallt überall wieder. Und weil er nun einmahl doch so ist, denkt jedermann dabey: so muß er auch so verbraucht werden. Stärke und Ausdauer, was doch die wahre Siegeskraft ist, wagt ihm kein Überrheiner und Überalper abzuläugnen: Denn das bloße äußere Ansehn würde zu auffallend Lügen strafen. Aber das, wodurch der Löwe den Ur besiegt, streitet man ihm ab, und der Gutgläubige spricht's und schreibt's nach; denn im überwiesen Auslande sagt man es ihm so vor. Freylich von selbst, ohne eigenes Zuthun, ohne Leibesübungen kann es der Deutsche, zumahl der Nordostländer, bey schwerer Arbeit und harter Kost nicht mit den Südvölkern in Gewandtheit und Behendigkeit aufnehmen. Als er noch Jager war, mit dem Bären Haut um Haut kämpfte, Heerden auf großen Triften weidete, und den Ackerbau nur nebenbey trieb: da staunten selbst die Römer über die Deutsche Leibesgeschicklichkeit. „Ihre Stärke beruht auf ihrem Fußvolk, das so schnell ist, um unter der Reuterey mitzufechten" sagt Tacitus. (Germ. VI.) Teutoboch, der Teutonen König war gewiß allen heutigen Kunstreichen überlegen (Flor. l. III. c. 3.) Deutsche retteten den Cäsar beym allgemeinen Aufstand der Gallier, und verschafften ihm durch ihre gut geführten Gefechtshiebe die Weltherrschaft in den pharsalischen Gefilden. Römer rühmen den Anstand deutscher Jünglinge, die sich ihn freylich durch Übung erwarben. So das ganze Mittelalter hindurch bis auf Maximilian, den letzten Ritter auf dem Kaiserthron. Nur die Neudeutschen verwahrlosen den Körper, versäumen das Erwerben unentbehrlicher Leibesgeschicklichkeiten, verlernen ihre edle Naturkraft, und müssen vor Völkern knieen, die eigentlich vor uns nicht aufzustehn wagen sollten. Von einem Tauzenichts sagten die Römer: „Er kann nicht schwimmen, nicht schreiben" — wir schafmüthigen Neudeutschen Philister: „Er kann nicht lesen, nicht stehen." Rufe doch jeder deutschgesinnte Vater der sorgsamen Mutter aus Schiller's Wilhelm Tell zu:

„Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet seyn."

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind so-

Gemeine Übungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Diese kann der Staat von jedem verlangen, von Armen, Mittelbegüterten und Reichen: Denn jeder hat sie nöthig.

Klettern, Steigen, Sich im Gleichgewichte halten, sind äußerst wohlfeil; daß sie mit geringer, ja unbedeutender Ausgabe des Staats überall in Gang gebracht werden können. Berge und Felsen erklimmen, ist freylich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann doch auch nicht unterbleiben. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands seyn, Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer.

Fortsetzung dieses Archivs im Jahre 1811.

Diese Zeitschrift erschien vom verflossenen neuen Jahre an, zur Befriedigung eines der dringendsten literarischen Bedürfnisse des Augenblicks, deren gemeinnütziger Endzweck war, dem Gelehrten, wie jedwedem verständigen Zeitungsleser, schnell, vollständig und mit Auswahl, nicht nur das Vorzüglichste dessen zu liefern, was die gelesensten Journale des Auslandes im Fache der Historie, Geographie, Staatswirthschaft, Politik und Kriegskunst enthielten, sondern es auch an ausgezeichneten Originalaufsätzen, zumahl über inländische Gegenstände nicht ermangeln zu lassen.

Obgleich jede neue Unternehmung, sie sey groß oder gering, ihre Hindernisse und Mängel zu bekämpfen hat, bewies gleichwohl die so sehr ausgezeichnete und die gehegten Erwartungen noch übertreffende Aufnahme, welche dieses Archiv fand und erhielt, daß die Gemeinnützigkeit der ganzen Unternehmung, ohne irgend welche Anpreisung von selbst deutlich genug in die Augen gefallen sey. Für die Leser des österreichischen Kaiserstaates, denen dieses Journal zuvörderst gewidmet wurde, ist es wohl kein Geringes, hier Alles beysammen zu treffen, was sie sonst in so vielen ephemeren Blättern des Auslandes, mit Mühe, mit Zeitverlust, mit einem, bey den jetzigen steigenden Preisen ganz unverhältnißmäßigen Aufwande zusammen suchen müßten, und selbst dann noch schwerlich vollständig überblicken würden, — daß ihnen ferners auch alles Wesentliche und Nutzliche jedes ausländischen Journals erhalten bleibe, wenn auch manchmahl einzelne Nummern des einen oder andern, aus mehr als vollwichtigen Gründen nicht allgemein haben erlaubt werden können.

Was die Original-Aufsätze betrifft, so erwähnt man als ganz neu gelieferter und wichtiger Actenstücke aus der vaterländischen Vorzeit, nur der Briefe des großen Königs Mathias Hunyady Corvin und Luthers, des Tagebuches Maximilians I. über seinen ungarischen Feldzug, jener von fremden und einheimischen Kunstrichtern des größten Beyfalls gewürdigten Charakterzüge aus der Epoche und aus dem wahrhaft universalhistorischen Leben Carls V. seiner Staatsmänner und Helden, durch die so viele, ganz neue Facta zu Tage gebracht, so mancher, bisher blind nachgeschriebene und fortgepflanzte Irrthum in seiner ganzen Blöße gezeigt wird, des Itinerärs eben dieses großen Kaisers, aus der Feder seines geheimen Cabinets-Secretär Vandenesse, Ridlers Anecdoten aus den schönsten Momenten des österreichischen Waffenruhms, der ersten und einzigen Übersetzung von Johann von Müllers genievollen Essais historiques, der Geschichte des geheimen Staatsarchivs in Wien, und der viel zu wenig bekannten Smitmerisch-Löschnerischen Sphragitothek ꝛc. ꝛc. — Collin's Rudolphiade und sein Kaiser Max auf der Martinswand, ragen unter den dichterischen Geburten unserer Tage so hoch hervor, daß sie billig als das schönste Blatt dieses Kranzes geachtet werden.

Daß die, am Ende jedes Blattes stehenden Miscellen eine, um der Auswahl und Vollständigkeit willen gleich seltene und anziehende Sammlung historischer Anecdoten bilden, hat die Stimme des Publicums mehrmahls mit lautem Verlangen bewiesen.

Die Sammlung öffentlicher Staatsacten, welche ganz besonders über die versprochene Bogenzahl abgegeben wurde, enthält die vollständige und diplomatisch-genaue Reihenfolge der Friedensschlüsse, Waffenstillstände, Evacuations-Tractate ꝛc., welche die vier letzten französischen Kriege geendet haben (jenen von Campo Formio, Luneville, Preßburg und Wien) die Haupturkunden des deutschen Entschadigungswerkes, Österreichs Erhebung zum Erbkaiserthum, die Auflösung des gesammten deutschen Reiches und die Rheinische Bundesacte, die zur Vollständigkeit unentbehrlichen, in die Gestaltung der Welt so tief eingreifenden Tractaten von Amiens und Tilsit ꝛc., den letzten Frieden mit der Pforte zu Szistove und die Grundlagen der so wichtigen commerziellen Relationen mit derselben, endlich Österreichs sämmtliche Freyzügigkeits-Verträge; — lauter Staatsurkunden, die der Gelehrte, der Geschäftsmann, der Zeitungsleser, mit Recht so gern zusammen gestellt findet, zu deren Inhalt man selbst in so manchen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu recurriren genöthiget ist.

Die Redaction des Archivs hat ferners die Idee aufgefaßt, selbes nach der Weise der Alten, mit einer Blumenlese der herrlichsten Stellen aus irgend einem deutschen Classiker als Motto's zu schmücken. Für den ersten Jahrgang wurde hierzu eine Anthologie aus Johann von Müller gewählt. Welche kühne Neuheit, welche, nicht selten prophetische Richtigkeit der Ansichten, welche Kraft des Ausdruckes, endlich welchen Schatz von Staats- und Menschenkenntnissen diese Fulgurationen eines großen Geistes in sich begreifen, bleibt selbst vom flüchtigsten Leser nicht ungefühlt. Die Wahl der kommenden Motto's wird zuerst Schiller's und Göthe's unsterbliche Werke treffen. — Dem heurigen Jahrgange wird ein prachtvolles Titelkupfer beygefügt, die folgenden werden mit wohl getroffenen und sorgfältig gearbeiteten Portraits ausgezeichneter Männer aus dem Vaterlande geziert.

Übrigens wird das Archiv nach einer wesentlich erweiterten Anlage und auch mit vermehrter Bogenzahl, wenn gleich trotz des Fortschreitens aller Preise im unveränderten Pränumerations-Betrag erscheinen. Vorzüglich wird man bedacht seyn, interessante Notizen über die neuesten politischen Ereignisse, über die besprochensten Gegenstände des Tages, und über das Leben und die früheren Thaten der dabey vorzüglich auf die große Scene tretenden Männer zu liefern.

Die Herausgabe des Archivs geschieht wöchentlich drey Mahl: Montags, Mittwochs und Freytags. — Der ganze Jahrgang kostet gegen Vorausbezahlung 25 fl., halbjährig 12 fl. 30 kr. — Die Pränumeranten in den Provinzen belieben ihre Bestellungen directe bey der hiesigen kais. kön. Obersthof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition zu machen. Postfrey wird ganzjährig mit 30 fl. pränumerirt. — Die Buchhandlungen wenden sich mit ihren Bestellungen hierher an die Anton Doll'sche Buchhandlung, welche diese Zeitschrift in monathlichen Heften liefern wird.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google